Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Elfter Band.

Occupation bis Prämie.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Elfter Band.

Occupation bis Prämie.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

1874, Nov. 12.
Minot Fund.

O.

Occupation (lat.), die Ergreifung einer Sache in der Absicht einseitiger Aneignung, erzeugt wirkliches Eigenthum, wenn die Sache herrenlos ist, der Occupant also mit der Ergreifung niemand Unrecht thut (res nullius cedit primo occupanti, ein Niemandsding gehört dem, der sich seiner zuerst bemächtigt). Bei den Römern galten als herrenlos die Sachen der Feinde, wilde Thiere, Fische und Vögel in freiem Zustande, selbst wenn sie auf fremdem Grunde oder in fremden Gewässern erlegt oder gefangen wurden, der aufgefundene Schatz, von welchem aber dem Eigenthümer des Fundorts wenigstens die Hälfte zukam, ausgeworfene Meeresproducte und durch den bisherigen Herrn aufgegebene, nicht aber unfreiwillig verlorene Sachen. In den Rechten der german. und roman. Völker ward dagegen die Befugniß zu O. dadurch sehr eingeengt, daß sich die Obereigenthümer an den zu abhängigem Besitz ausgeliehenen Grundstücken die Jagd und Fischerei zur Bethätigung ihrer Grundherrlichkeiten vorbehielten, woran weiterhin die Landesherren als Inhaber der obersten Schutzgewalt zu dem Anspruch gelangten, daß solche durch keine Arbeit verdiente Erwerbsgelegenheiten ihnen allein zuhingen. Jagd und Fischerei, das Sammeln des Bernsteins, hier und da die Hebung von Schätzen wurden so zu Regalien (s. d.), und in Frankreich legte sich sogar der Staat ein allgemeines Recht auf herrenlose Sachen (droit d'épaves) bei, zu denen auch die Hinterlassenschaften aller im Königreiche verstorbenen Ausländer gerechnet wurden. Noch heute sind Jagd und Fischerei meistens nicht freigegeben, wiewol hierbei mehr auf volkswirthschaftliche Gründe und, soviel manche Beschränkungen der fremden Fischerei in den eigenen Küstengewässern anlangt, auf Handels- und allgemein polit. Gründe Gewicht gelegt wird. Desgleichen nimmt das fortentwickelte Völkerrecht die Sachen der friedlichen Bürger eines bekriegten Staats unter seinen Schutz und gestattet Eroberern für die Regel nur öffentliches Eigenthum zu occupiren. Ebenso kann das staatsrechtliche Eigenthum an neuentdeckten herrenlosen Küsten und Inseln lediglich für einen Staat in Besitz genommen werden. — O. heißt auch die militärische Beschlagnahme eines Landes ohne Kriegserklärung oder die Fortbehauptung desselben nach dem Friedensschlusse, um entweder gewisse Rechtsansprüche, z. B. bei Erbfällen, geltend zu machen, oder um sich wegen Erfüllung der von dem betreffenden Staate übernommenen Verpflichtungen sicherzustellen. So hielten die alliirten Mächte nach dem zweiten Pariser Frieden Frankreich mehrere Jahre bis zur Abführung der bedungenen Kriegskosten occupirt.

Ocean, s. Meer.

Oceănus (griech. Okeanos) ist der gewaltige Strom, welcher nach der ältesten Weltansicht der Griechen Erde und Meer rings umfaßt und, selbst unbegrenzt, die Grenze aller sichtbaren Dinge bildet. Er gilt den ältesten Dichtern als Urquell aller Dinge, aus welchem nicht nur alle Quellen, Bäche und Flüsse der Erde und der Unterwelt, sondern auch die Götter selbst entstanden sind. Personificirt erscheint er als freundlicher Greis, der älteste der Götter, der mit seiner Gattin, der ehrwürdigen Tethys (d. i. Nährmutter) im fernen Westen wohnt, von einer zahlreichen Töchterschar, den Okeaniden, umgeben. Bei fortgeschrittener geogr. Kenntniß bezeichnete man mit dem Namen Oceane die äußern Meere, insbesondere das Atlantische, im Gegensatz zu den innern, namentlich zum Mittelländischen.

Ocellus Lucānus (griech. Okellos Lukanos), so genannt von seinem Geburtslande Lucanien in Unteritalien, angeblich ein unmittelbarer Schüler des Pythagoras, lebte zu Anfange des 5. Jahrh. v. Chr. und verfaßte mehrere philos. Schriften, von denen sich eine «Ueber die Natur des Weltalls» erhalten hat, welche hauptsächlich den Lehrsatz über die Ewigkeit der Welt behandelt und wahrscheinlich erst später aus der dorischen Mundart umgearbeitet worden ist. Die besten Bearbeitungen derselben lieferte Mullach (Berl. 1846 und in den «Fragmenta philo-

sophorum graecorum», Par. 1860), deutsche Uebersetzungen Bardili in Fülleborn's «Beiträgen zur Geschichte der Philosophie» (Bd. 10, Jena 1799) und Schultheß in der «Bibliothek der griech. Philosophen» (Bd. 3, Zür. 1781).

Ocher oder Ocker ist der gemeinschaftliche Name für solche metallisch-erdige Fossilien, welche die Gestalt einer weichen, zerreiblichen und abfärbenden Masse haben, z. B. Eisenocher, Nickel-, Wismut-, Chromocher u. s. w. Ohne Beisatz gebraucht, bezeichnet O. im besondern den Eisenocher, welcher vielfältig als Farbestoff zum Malen und Anstreichen gebraucht wird und entweder Eisenoxyd von rother Farbe (rother O.) oder Eisenoxydhydrat von gelber bis brauner Farbe (gelber, brauner O.) ist. Die letztern beiden werden durch Glühen (Brennen) mehr oder weniger schön roth und heißen dann gebrannter O.

Ochlokratie, Massen- oder Pöbelherrschaft, unterscheidet sich dadurch von der vernünftigen Volksherrschaft oder Demokratie, daß in letzterer der Wille des Volks als einer geordneten Gesammtheit erst dann die Kraft eines gesetzlichen Beschlusses erhält, nachdem er durch eine Reihe organisch ineinander greifender Einrichtungen (freie Berathung in der Presse und in Versammlungen, geregelte Vertretung in Gemeinde und Staat mit besondern Bürgschaften gegen leidenschaftliche Uebertreibungen, z. B. Zweikammersystem, und das Gegengewicht einer selbständig hingestellten obersten Regierungsgewalt) hindurchgegangen und geläutert ist, während in der O. der Wille irgendeines, oft sehr kleinen Theils des Volks, und zwar meist in seinem unmittelbarsten rohesten Ausdrucke, für den Willen des ganzen Volks erklärt und unbedingteste Unterwerfung unter denselben von allen einzelnen verlangt wird. Eine wirkliche Staatsform kann man die O. nicht wohl nennen, sondern nur einen anormalen, gestörten Zustand des Staatslebens, der entweder allmählich zu normalen Verfassungszuständen sich rückbildet oder, was das Gewöhnlichere, in einen ebenso rechtlosen Zustand schrecklicher Einzel- oder Vielherrschaft, Despotie oder Oligarchie, umschlägt. Eine O. bestand so dem Wesen nach, wenn auch mit Beibehaltung demokratisch-constitutioneller Formen, in Frankreich, als die Communen von Paris und der Jakobinerclub durch den von ihnen tyrannisirten Convent ganz Frankreich beherrschten.

Ochotsk, Okhotsk, hieß früher eine besondere russ. Seeprovinz in Ostsibirien, welche, vom Gebiete Jakutsk, der Seeprovinz Kamtschatka und dem Ochotskischen Meerbusen begrenzt, in die zwei Bezirke O. und Gishiginsk eingetheilt war und auf 8718 Q.-M. kaum 5000 E. zählte. Später trug diesen Namen ein zum Gebiete Jakutsk gerechneter Bezirk von kleinerm Umfange. Durch Verordnung vom 20. Dec. 1858 aber wurde derselbe in einen District des großen ostsibir. Küstengebiets (Primorskaja Oblast) verwandelt, welcher von Jakutsk im W., von den Districten Ud im S. und Gishiga im N. begrenzt wird und 3707 Q.-M. umfaßt. Die Hauptstadt O., unter 59° 21′ nördl. Br., 160° 57′ östl. Länge, etwa 1383 M. östlich von Petersburg, an der Mündung der Ochota in sehr ungesunder, trauriger Gegend gelegen, ist ein elender Ort mit kleinen ärmlichen Häusern und seit 1866 mit einer Telegraphenstation. Früher war der Ort als Hafenplatz des Landes und als Verkehrsort nach außen, insbesondere nach den weitern russ. Besitzungen am Großen Ocean, auch nach den amerikanischen, von Wichtigkeit, hatte ein Werft, ein Arsenal und eine Schiffahrtsschule und zählte 1850 noch 748 E., wovon jedoch 394 zum Marinepersonal und den Truppen gehörten. Seit der Gründung von Ajan (s. d.), besonders aber seitdem die Russen sich im Amurlande festgesetzt haben, hat die Stadt ihre Bedeutung verloren. Handel und Schiffbau haben aufgehört, und die Einwohner, 1862 nur noch 219, beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang. Der Meerbusen von O. oder das Ochotskische Meer, auch wol Tungusisches oder Lamutisches Meer genannt, ein weiter Golf des Großen Oceans, von der Halbinsel Kamtschatka und dem übrigen ostsibir. Küstengebiete, den Kurilen, der jetzt russ. Insel Sachalin und der japan. Insel Jeso umschlossen, steht im Süden durch die Straße Lapeyrouse (zwischen Jeso und Sachalin) sowie zwischen dem Festlande und Sachalin durch den früher sog. Tatarensund, dessen engste Stelle die Mamiastraße bildet, mit dem Japanischen Meere in Verbindung und hat viele tiefeinschneidende Baien, besonders im Norden, wo die Penschiga- oder Penschinskische, die Gishiga- oder Gishiginskische und die Taui- oder Tauiskische Bai, und im Südwesten, wo (den Schantar-Inseln gegenüber) die Ud-, die Tungur- und die Gulbanbai bemerkenswerth sind. Die Küsten sind größtentheils gebirgig steil, durchweg unwirthbar, vom Nov. bis April mit Eis belegt. Doch ist der größte Theil des Gewässers das ganze Jahr hindurch eisfrei, im allgemeinen tief, ohne Sandbänke, aber stürmisch und starken Nebeln ausgesetzt. Alljährlich finden sich nordamerik. Walfischfänger ein, die in manchen Jahrgängen einen sehr guten Fang machen. Entdeckt wurde das Ochotskische Meer 1639 von sibir. Kosacken unter der Führung Iwan Moskwitin's.

Ochs oder Rind (Bos), eine Säugethiergattung aus der Familie der Wiederkäuer und der Gruppe der Hohlhörner oder Hornthiere, ist ausgezeichnet durch einen sehr breiten Kopf, halbmondförmige, nach außen gebogene, stielrunde, glatte Hörner bei beiden Geschlechtern, vier Zitzen und den Mangel der Thränenspalten, Drüsengruben zwischen den Zehen und in den Weichen. Die über die ganze Erde, mit Ausnahme Australiens, verbreiteten Arten sind schwerfällig gebaut, stark, am Halse mit einer herabhängenden Hautfalte (Wamme) versehen, von wildem Naturell, vielem Instinct und geringer Intelligenz. Sie sind gesellig und bilden unter Leitung der polygamisch lebenden Bullen weidende Heerden, nehmen im völlig wilden Zustande bald auf waldigen Bergen, bald in offenen Ebenen, zum Theil auch in sumpfigen Niederungen ihren Wohnort. Man hat nach der Structur des Schädels, der Hörner u. s. w. verschiedene Untergattungen unterschieden: die eigentlichen Rinder (Bos), wozu unsere Hausthiere und von wilden Arten der Gayal (B. frontalis) in Indien und Ceylon, der Gaur (B. gaurus), sehr groß, im Himalaja, der Banteng (B. Banteng) auf den Sunda-Inseln, und von zahmen der Zebu (B. indicus) oder asiatische und der Sanga (B. africanus) oder afrik. Buckelochse gehören; die Büffel (s. d.), Bubalus, mit auf der Stirn zusammenwachsenden Hörnern, darunter der seiner Wildheit wegen sehr gefährliche kafferische Büffel (Bubalus caffer), der in Indien vorkommende Arni (B. Arni), ein riesiges, 7 F. hohes Thier, der gemeine, von Indien in Italien und den übrigen Mittelmeerländern eingeführte Büffel (Bubalus vulgaris); die Bisonten (Bison) mit kurzen Hörnern und Vordermähne, darunter der europ. Auerochs (s. d.) oder Wisent (Bison europaeus), nur noch im Walde von Bialowicze in Litauen vorhanden, und der amerikanische Bison (s. d.), in großen Heerden in den Prairien Nordamerikas; die Grunzochsen (Poëphagus), wovon die einzige Art der schön weiß behangene Yak aus dem Himalaja (B. grunniens), und endlich die Moschusochsen (Ovibos), welche durch Kleinheit, schmales Maul u. s. w. sich den Schafen anschließen, und wovon die einzige Art (O. moschatus) in den amerik. Polarländern lebt. Die O. kommen in der jüngsten Tertiärzeit und in den Diluvialschichten vor, und Rütimeyer hat neuerdings nachgewiesen, daß die Rassen des zahmen Rindviehes, die man bisher als eine einzige Art ansah und Bos taurus nannte, von verschiedenen, in den Diluvialschichten gefundenen Arten stammen, nämlich die fries., holländ., ungar. Rasse von dem Urstier (B. primigenius); das schweiz. Fleckvieh (Freiburger und Simmenthalrasse) vom stirnwölbigen Stier (B. frontosus); die Schwyzerrasse, die nordafrik. Rinder u. s. w. vom kurzhörnigen Stier (B. brachyceros); die ital. Schläge wahrscheinlich vom rundhörnigen Stier (B. trochoceros). Der Wisent, der ebenfalls im Diluvium vorkommt, ward nie gezähmt. Unter den jetzt noch vorhandenen Rindviehrassen kommt dem Urstiere der sog. Wilde O. Schottlands am nächsten, der sich gegenwärtig nur noch in geschlossenen Parks zu Chillingham in Northumberland findet. Die zahmen O. sind nach und nach über die ganze Erde, mit Ausnahme arktischer Länder, verbreitet worden und durch Mischung und Züchtung der ursprünglichen Arten in eine Menge von Rassen zerfallen. (S. Rindviehzucht.) Auf den Ebenen der Plataſtaaten, wohin der zahme O. durch die Spanier gebracht worden war, fand eine so große Vermehrung dieser Thiere statt, daß jetzt von dorther eine sehr bedeutende Ausfuhr von Häuten, Fett, Fleisch und Fleischextract stattfindet. In vielen Gegenden dient der O. als geschätztes Zugthier, in manchen Gegenden wird er auch zum Reiten benutzt. Zu den Stiergefechten Spaniens braucht man O. einer halbwilden Rasse, die sich durch Muth, Stärke und Größe auszeichnet.

Ochsenzunge, s. Anchusa.

Ockenheim (Johannes), richtiger Okeghem, einer der berühmtesten Tonsetzer des 15. Jahrh. und allgemein als das Haupt der sog. Zweiten niederländ. Tonschule angesehen, war zwischen 1420 und 1430, wie es scheint, zu Termonde in Flandern geboren und hatte wahrscheinlich den Binchois zum Lehrer. Später wirkte er sehr lange Zeit als erster Kapellsänger am königl. franz. Hofe, und um 1484 war er zugleich noch Thesaurarius an der Kathedrale St.-Martin in Tours. O. starb in hohem Alter kurz nach 1512. Seine noch aufbehaltenen Compositionen (in verschiedenen Sammelwerken, Musikgeschichten u. s. w.) beweisen, daß er die Kunst um ein Beträchtliches vorwärts gebracht hat.

O'Connell (Daniel), der irländ. Agitator, wurde 6. Aug. 1775 zu Cahir oder Cahercivern in der irländ. Grafschaft Kerry geboren. Seine Familie will ihre Herkunft von den alten Königen des Landes herleiten; doch war sein Vater, Morgan O., nur ein Pachter der prot. Universität zu Dublin, der aber seiner Familie ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Der junge

Daniel war das älteste von zehn Geschwistern und erhielt seine erste Bildung durch einen kath. Priester. Weil er sich dem geistlichen Stande widmen sollte, schickte man ihn auf den Continent, erst zu den Jesuiten nach St.-Omer, dann nach Douay. Als er 1794 zurückkehrte, schlug er jedoch die jurist. Laufbahn ein, studirte die Rechte im Middle-Temple zu London und wurde im April 1798 beim königl. Gerichtshofe zu Dublin als Advocat zugelassen, wo er durch Gesetzkenntniß und siegreiche Beredsamkeit sich bald den Ruf eines ausgezeichneten Sachwalters erwarb. Ein kühner Patriotismus erwarb ihm besonders das Vertrauen seiner kath. Landsleute. Als 1800 die legislative Union zwischen Irland und Großbritannien vorbereitet wurde, protestirte er mit seinen Collegen heftig dagegen. Seine äußere Lage gestaltete sich damals günstig, indem er von einem Oheim Gut und Flecken Derrynane ererbte. Bei Reorganisirung des Katholischen Vereins (Catholic Association) im Mai 1809 trat er in einer von ihm veranlaßten Versammlung zuerst als Volksredner auf. Seine Worte wirkten so gewaltig auf die Gemüther der Iren, daß seitdem sein Einfluß in der Volkssache vorherrschend wurde. Viele Jahre hindurch benutzte er denselben nur, um seine Glaubensgenossen in friedlicher Duldung zu erhalten. Als aber jede Aussicht auf Abhülfe des Drucks erloschen schien, versuchte er endlich der Regierungsgewalt eine Volksgewalt entgegenzustellen. Mit seinem Freunde Shiel unterwarf er den Katholischen Verein einer demokratischen Ausbildung. Auf O.'s Betrieb erstanden auch in den größern Städten volksthümliche Zeitschriften, welche zunächst im Sinne des Vereins auf die polit. Emancipation der Katholiken hinarbeiten mußten. Außerdem verfolgte er in Volksversammlungen durch wunderbar wirksame Reden dasselbe Ziel. Der Verein erhielt allmählich unter seiner Leitung eine solche Bedeutung, daß sich die Minister 1825 veranlaßt sahen, denselben durch eine besondere Parlamentsacte zu unterdrücken. Der kluge O. löste zwar den Verein auf, stellte denselben aber unter anderer Form und anderm Namen wieder her. Wie schrankenlos damals schon O.'s Einfluß auf die Volksmasse war, zeigte sich, als 1828 die Tories unter Wellington und Peel ans Staatsruder gelangten. Er trat im Lauf des J. 1828 in der Grafschaft Clare gegen den Protestanten Fitzgerald als Parlamentscandidat auf und vermochte durch ermuthigende Reden in der That die Schüchternheit der Wähler zu seinen Gunsten zu besiegen. Da die Emancipation der Katholiken noch im weiten Felde war und O. erklärte, daß er den Testeid, das einzige gesetzliche, aber unübersteigliche Hinderniß, welches die Katholiken vom Parlamente ausschloß, nicht leisten würde, so versetzte dieser kühne und doch wohlberechnete Schritt alle Parteien in Feuer und Flamme. Die furchtbare Bewegung, in welche Irland infolge dieser Wahl gerieth, veranlaßte indeß den Minister Wellington, die Katholikenemancipation nun selbst zu betreiben. Nachdem im April 1829 die Bill Gesetzeskraft erhalten, zog O. im Triumph nach London, um seinen Parlamentssitz einzunehmen, konnte aber, weil eine Clausel der Emancipationsacte seine Wahl für diesmal ungültig erklärte, erst im Febr. 1830 ins Unterhaus treten. Das nächste Ziel war jetzt erreicht, und O. suchte nun die Irländer in anderer Weise thätig zu erhalten. Er beantragte die Abschaffung des prot. Pfarrzehnten in Irland und verkündete plötzlich im Sommer 1830, noch vor Ausbruch der franz. Julirevolution, daß der Widerruf (Repeal) der legislativen Union zwischen England und Irland der einzige Weg sei, letzterm Gerechtigkeit zu verschaffen. Während dieses Wort die Iren entflammte, stiftete er zu Dublin einen neuen Verein, der die Auflösung der Union durch Vorbereitung und Einreichung von Petitionen betreiben sollte. Die Parlamentsreform, welche die Whigs nicht ohne Beihülfe des gewaltigen Demagogen durchsetzten, trug noch dazu bei, seine Macht zu vermehren. Bei den Wahlen von 1832 ward er selbst zu Dublin, fünf seiner Familienglieder wurden an andern Orten gewählt; außerdem traten von 105 Abgeordneten, die Irland schickte, 40 nur durch seinen Einfluß und unter der Verpflichtung ins Unterhaus, daß sie ihn in der Repeal unterstützen würden. Weil er bei den patriotischen Bestrebungen theilweise sein eigenes Vermögen verausgabt und seine einträgliche Advocatenpraxis vernachlässigt hatte, verstanden sich seine Landsleute seit 1833 zu einer durch freiwillige Beisteuer aufgebrachten Rente, die sich fortan jährlich auf 13—18000 Pfd. St. belief. Diese mehr als reichliche Entschädigung und das Wohlleben des Empfängers gegenüber dem Elende der Geber zogen O. von seiten seiner polit. Gegner oft die bittersten Vorwürfe zu. Eine höchst günstige Stellung zur Regierung erhielt O., als im Juli 1834 das Ministerium in Melbourne's (s. d.) Hände kam, welcher letztere sich nun gewissermaßen mit dem Agitator verband. Als sich im Nov. die Tories der Regierung bemächtigten, bot daher O. bei den Wahlen, welche die neuen Minister ausschrieben, die ganze Macht und Kunst seiner Demagogie auf, um der Whigpartei das Uebergewicht zu verschaffen. Er erschien bei Eröffnung der Session an der Spitze von 60 Anhängern, die bei Verhandlung der irischen Zehntbill im Unter-

hause nochmals den Ausschlag gaben, sodaß die Tories im April 1835 dem Ministerium Melbourne weichen mußten. Mit diesem Siege stieg der Einfluß O.'s auf eine kaum glaubliche Höhe; nicht nur, daß er nach seinen Absichten die Gemüther der Iren beherrschte, sondern auch das Schicksal der Whigs, welche Großbritannien regierten, lag fortan in seiner Gewalt. Da aber auch diese nicht alles thun konnten, was er für Irland und den Katholicismus forderte, so fiel er bald von ihnen ab und griff sie ebenso heftig an wie früher die Tories. Nach dem Sturze der Whigs im Aug. 1841 wendete er seine Energie abermals der Ausbreitung der Repealassociation zu, welchen Namen er im Juli 1840 für die schon bestehende Verbindung gewählt hatte. Seit dem Herbste 1842 durchzog er die Insel und berief Volksversammlungen, in welchen er mit feuriger Beredsamkeit das Elend der Nation beschrieb und die Auflösung der Union als nahe bevorstehend und als das Ende aller Leiden bezeichnete. Unter dem Einflusse der Repealer wurde O. 1842 sogar zum Lord-Mayor von Dublin erwählt, und durch den offenen Beitritt der kath. Geistlichkeit nahm die Bewegung einen maßlosen Aufschwung. Außer 70 kleinern hatte O. bereits 20 große Volksversammlungen, sog. Monster-Meetings, auf verschiedenen Punkten Irlands gehalten, als er zum 8. Oct. 1843 eine solche Riesenversammlung ausschrieb, die in der Ebene bei Clontarf abgehalten werden sollte. Noch am Abende des 7. Oct. aber wurden die in der Nähe von Clontarf anlangenden Haufen der Repealer durch Militärgewalt auseinandergetrieben. Gegen O. und die übrigen Häupter der Repeal eröffnete hierauf die Regierung einen Staatsproceß, der 10. Febr. 1844 mit seiner Verurtheilung zu einjährigem Gefängniß und 2000 Pfd. St. Buße endete. Nachdem er das Volk zur Ruhe ermahnt, trat er 30. Mai mit seinen Genossen zu Dublin die Gefängnißstrafe an. Am 1. Sept. erklärte ein Peersgericht das Verfahren mehrerer Formverletzungen wegen, welche die Regierung verschuldet, für nichtig, und O. ging triumphirend aus dem Gefängnisse hervor. Doch hatte sein moralischer Einfluß einen Stoß erlitten, und es kam bald eine Spaltung unter seinen Anhängern zum Ausbruch, indem die Partei des Jungen Irland, der friedlichen Agitation müde, auf die Trennung von England durch gewaltsame Mittel hinzuarbeiten begann. O. begriff, welchen traurigen Ausgang ein solches Bestreben haben müsse, und entschloß sich, überdies von dem Anblicke der furchtbaren Hungersnoth, die damals über Irland hereinbrach, tief erschüttert, mit schon geschwächter Gesundheit zu einer Pilgerreise nach Rom, auf der er 15. Mai 1847 zu Genua starb. Man hat den Charakter O.'s sehr verschieden beurtheilt; doch gehörte er ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Männern unsers Jahrhunderts. Sein ungewöhnliches Rednertalent, seine Schlauheit und Geistesgewandtheit trugen ganz das Gepräge der irischen Nationalität. Auch sein Ultrakatholicismus und sein Festhalten an Nationalvorurtheilen, wodurch er sich zum Theil die Anerkennung seiner Zeitgenossen verscherzte, sind wol aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Man hat von ihm «A memoir of Ireland, native and Saxon» (Dubl. 1843). — Sein ältester Sohn, Maurice O., wurde 1827 Barrister in Dublin und trat 1831 als Repräsentant der Grafschaft Clare ins Unterhaus. 1832 wählte man ihn zum Abgeordneten für die Stadt Tralee, welche er seitdem fast ohne Unterbrechung vertrat. Er starb in London 17. Juni 1853. Der zweite Sohn, John O., geb. 1808, trat gleichfalls schon 1833 ins Parlament, wurde in die Anklage seines Vaters verwickelt und theilte sein Gefängniß. Nach dem Tode desselben stellte er sich an die Spitze der verwaisten Repealassociation, die aber unter seiner Leitung immer mehr von ihrem Einfluß verlor und nach fruchtlosen Versuchen, ihr neues Leben einzuhauchen, 1852 sich ganz auflöste. Schon vorher hatte John O., weil er sich den ultramontanen Ansichten nicht unbedingt fügen wollte, sein Mandat als Abgeordneter der Stadt Limerick niederlegen müssen. Später erhielt er von der Regierung eine Sinecure beim irischen Kanzleigericht mit einem Gehalt von 800 Pfd. St. und starb zu Kingstown 24. Mai 1858. Als Schriftsteller ist er durch eine Biographie seines Vaters unter dem Titel «Life and speeches of D. O.» (2 Bde., Dubl. 1846—47) sowie durch seine «Recollections and experiences during a parliamentary career from 1833 to 1848» (2 Bde., Lond. 1849) bekannt.

O'Connor (Feargus Edward), ehemaliges Haupt der Chartisten in England, war der Sohn des Roger O. auf Connorville in der Nähe von Cork und wurde 1796 geboren. Er schlug die jurist. Laufbahn ein, schloß sich als angehender Advocat mit jugendlicher Begeisterung der irischen Volkspartei an und fand bei Auflösung des Parlaments nach der Annahme der Reformbill 1832 Gelegenheit, als Abgeordneter der Grafschaft Cork das Interesse seiner Nation im Unterhause zu vertreten. Obwol ihn seine rauhe, leidenschaftliche Art wenig zum Parlamentsredner befähigte, erhob er seine Stimme nicht ohne Wirkung in den irischen Angelegenheiten und erwarb sich die Achtung der Radicalen. Seine Gegner verhinderten darum bei der

Erneuerung des Parlaments 1835 seine Wiederwahl, indem sie nachwiesen, daß ihn sein kleiner Grundbesitz zur Wählbarkeit nicht befähige. O., ohnedies unzufrieden mit der gemäßigten Politik, welche O'Connell beobachtete, faßte jetzt den Entschluß, als Agitator in England aufzutreten. Er verband sich mit den Häuptern der Radicalen, durchzog die Provinzen, hielt in den polit. Vereinen glühende Reden, in welchen er die Unzulänglichkeit der Parlamentsreform und das Elend und die Rechtlosigkeit der arbeitenden Klassen darlegte, und unterstützte dadurch wesentlich den Entwurf der Volkscharte und die Vereinigung der sog. Chartisten zu einer festen Partei. (S. Chartismus.) Unter seiner Leitung kam 6. Aug. 1838 zu Birmingham eine große Chartistenversammlung zu Stande, worauf der Zusammentritt eines Nationalconvents in London erfolgte, der einen allgemeinen Aufstand vorbereiten sollte. In dem blutigen Zusammenstoß zu Newport 4. Nov. 1839 unterlagen jedoch die Chartisten. Mehrere Anführer wurden ergriffen, vor Gericht gestellt und deportirt. O., die Seele der Bewegung, entging der gerichtlichen Verfolgung, weil er klug alles vermieden hatte, wodurch er persönlich dem Gesetze verfallen konnte. Er gründete jetzt zur Bearbeitung der niedern Klassen das Journal «The Northern Star», das ungeheuere Verbreitung fand, und ward 1847 durch die Bemühungen seiner Partei wieder für Nottingham ins Parlament gewählt. Die franz. Februarrevolution von 1848 erfüllte ihn mit den ausschweifendsten Hoffnungen. Er berief einen neuen Chartistenconvent, überreichte dem Unterhause eine Monsterpetition für Einführung der Nationalcharte und ließ diese durch eine Volksdemonstration unterstützen, die zwar 10. April 1848 stattfand, aber ohne weitere Resultate blieb. O.'s Reformvorschläge wurden vom Parlament mit Verachtung zurückgewiesen, und das klägliche Ende der in Irland ausgebrochenen Bewegung schreckte auch die Chartisten von allen fernern Unternehmungen zurück. Dieses Misgeschick brachte auf das reizbare Gemüth O.'s einen tiefen Eindruck hervor, wozu noch der schlechte Erfolg einer durch Actienzeichnung nach seinem Plane gestifteten und nach communistischen Principien verwalteten Gemeinde kam. Die neuen Ansiedler geriethen in große Noth, und es erhoben sich gegen O. zahlreiche Klagen. Schon bei den gerichtlichen Verhandlungen darüber legte er eine Excentricität des Betragens an den Tag, die man anfangs für erkünstelt hielt, die aber bald in unheilbaren Wahnsinn ausartete. Man brachte ihn im Juni 1852 nach der Irrenanstalt zu Chiswick, aus der er erst wenige Tage vor seinem Tode entlassen wurde. Er verschied zu Notting-Hill bei London 30. Aug. 1855. — Sein Oheim, **Arthur O.**, geb. 1766, stand mit an der Spitze des irischen Aufstandes von 1798 und mußte deshalb nach Frankreich entfliehen, wo er die Tochter Condorcet's heirathete. Er stieg in franz. Kriegsdiensten bis zum General und starb 25. April 1852. — Die **Familie O.** ist übrigens sehr alt, übte sonst die souveräne Herrschaft über die Provinz Connaught und zählt noch gegenwärtig viele große Grundbesitzer in der Grafschaft Sligo. Das Haupt derselben führt den Titel O'Connor Don. Der letzte O'Connor Don, **Denis O.**, geb. 1794, war seit 1832 Parlamentsmitglied für Roscommon, ward 1846 Lord des Schatzes im Ministerium Russell und starb zu London 15. Juli 1847.

Octaëder heißt in der Stereometrie einer der fünf regelmäßigen Körper, und zwar derjenige, welcher von 8 gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen wird. Derselbe hat 6 Ecken, 12 Kanten und 3 Diagonalen. Man kann ihn als aus zwei vierseitigen Pyramiden zusammengesetzt ansehen, welche ein Quadrat zur gemeinschaftlichen Grundfläche haben.

Octave heißt im diatonischen Tonsystem der achte Ton von einem angenommenen Grundtone oder, mit diesem zusammengefaßt, ein Intervall (s. d.) von acht Stufen, und kommt als Intervall in zweierlei Größen vor: als vollkommene oder reine O., acht diatonische Stufen, als verminderte O., einen chromatischen (kleinen) halben Ton weniger als die vollkommene enthaltend. Die letztere gehört zu den vollkommenen consonirenden Intervallen, sodaß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur einen Klang vernimmt und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Ebendeshalb muß auch die O. in unserm Tonsystem eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andern Intervallen etwas über oder unter sich schweben dürfen. Nach der Einrichtung unsers neuern, d. h. diatonischen Tonsystems ist die O. die Grenze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich voneinander verschiedene Töne enthalten sind, und alle Töne außerhalb der Grenze einer O. sind nichts anderes als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der O. enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher O. auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine O. umschließt. (S. Tabulatur.) Die O., als Intervall betrachtet, hat unter allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz, und es gilt für fehlerhaft, wo nur eine Hauptstimme ist, in O. fortzuschreiten, außer im Anfange oder bei einem Schlusse. Falsche oder verbotene O. sind

daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in gerader Bewegung durch O. Dagegen bringt eine Reihe aufeinanderfolgender O., wenn eine Melodie dadurch hervorgehoben werden soll, eine sehr gute Wirkung hervor. Die verminderte O. kommt (nach einigen Theoretikern) nur im Durchgange, nicht aber als Accordbestandtheil mit harmonischer Bedeutung vor und entsteht entweder durch Erniedrigung des obern oder Erhöhung des untern Gliedes einer vollkommenen O. um einen halben Ton (d — des, dis — d). Auch wird von einigen Harmonisten eine übermäßige O. (c — cis) angenommen; sie ist aber im Grunde kein selbständiges Intervall, sondern nur die um eine O. versetzte übermäßige Prime. — O. oder Ottave rime (s. d.) heißt eine Stanze von acht Versen, eine der schönsten Dichtungsformen, deren Erfindung man den Italienern verdankt. — In der katholischen Kirche bezeichnet O. diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern und sich auf ein Hauptfest in dieser Zeit beziehen. Dieser Ritus ist jüd. Ursprungs, nach 3 Mos. 23, 36. Zuerst wurden die O. nur bei dem Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfest, seit dem 4. Jahrh. aber auch bei den kleinern Festen, namentlich bei den Festen der Maria und der Heiligen angewendet. Treffen in einer Woche zwei O. zusammen, wie dies z. B. bei dem Feste Johannis des Täufers und dem Fronleichnamsfeste der Fall, so muß nach dem Kirchenrituale die O. des wichtigern Festes vorgezogen, die Feier des andern Festes aber doch erwähnt werden. In der prot. Kirche wurden die O. durch die Reformation abgeschafft.

Octavia, die Gemahlin des Triumvir Marcus Antonius (s. d.) und Schwester des Octavianus Augustus (s. d.), ausgezeichnet durch edeln Charakter und weibliche Tugend wie durch Schönheit, war die jüngere Tochter des Cajus Octavius und der Atia und zuerst mit Cajus Claudius Marcellus verheirathet. Nach des letztern Tode sollte ihre Vermählung mit Antonius 40 v. Chr. die Versöhnung zwischen diesem und ihrem Bruder sichern, und wirklich gelang es ihr, als zwischen beiden bald neue Mishelligkeiten entstanden, diese in einer Zusammenkunft mit Octavianus 36 noch einmal beizulegen. Als Antonius hierauf nach Asien ging, sendete er sie von Korcyra aus zurück, und da sie ihm auf die Nachricht, daß er gegen die Parther zu ziehen gedenke, dennoch folgte, um ihm Truppen und Geld zuzuführen (im J. 35), nahm er, den die buhlerischen Reize der Kleopatra (s. d.) von neuem ganz gefesselt hatten, zwar ihre Gaben an, ihr selbst aber sendete er nach Athen das Verbot, zu ihm zu kommen. Obwol Octavian schon damals auf Trennung drang, blieb sie doch in dem Hause ihres Gatten in Rom, und erst als Antonius selbst ihr 32 den Scheidebrief schickte, verließ sie dasselbe; ihr Leben aber blieb der Erziehung des Marcus Claudius Marcellus aus ihrer ersten Ehe gewidmet, der später 23 v. Chr. in der Blüte seiner Jugend starb, der beiden Töchter, die sie dem Antonius geboren hatte, und des jüngern Sohnes desselben von der Fulvia, Julus. Als nach des Antonius Besiegung und seinem und seines ältesten Sohnes Antyllus Tode, 30 v. Chr., die drei Kinder, die Antonius mit Kleopatra gezeugt hatte, nach Rom gebracht wurden, nahm sie auch diese bei sich auf und widmete ihnen dieselbe mütterliche Sorgfalt wie den ihren. Sie starb 11 v. Chr.; Augustus hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, die ihr der Senat zuerkannt hatte. — O. hieß auch die unglückliche Gemahlin des Kaisers Nero, die Tochter des Kaisers Claudius und der Messalina, die Schwester des Britannicus. Mit Nero 49 verlobt, dann 53 vermählt, wurde sie stets hinter den Maitressen des Kaisers zurückgesetzt. Als nun Nero sein Verhältniß mit der schändlichen Poppäa Sabina angeknüpft hatte und dieselbe zu seiner legitimen Gemahlin erheben wollte, wurde O. auf Grund der Aussage meineidiger Zeugen fälschlich als Ehebrecherin verurtheilt, zuerst (62 v. Chr.) auf eine Strafinsel abgeführt, bald nachher, etwa 20 J. alt oder wenig darüber, umgebracht.

Octavius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das aus dem ehemals volskischen Velirä in Latium abstammte und aus welchem zuerst Cnejus O. Rufus 230 v. Chr. zu einem Ehrenamt, der Quästur, gelangte. Sein älterer Sohn, Cnejus O., zeichnete sich im zweiten Punischen Kriege als Prätor in Sardinien 205 v. Chr. und dann in der Schlacht bei Zama 202 aus und wurde der Stammvater der ältern Familie des octavischen Geschlechts, die zu den angesehensten zählte und später zu der Partei der Optimaten gehörte. In ihr erwarb sein gleichnamiger Sohn, dem sich, da er unter Aemilius Paulus im macedon. Kriege als Prätor die Flotte befehligte, Perseus nach der Schlacht bei Pydnä 169 ergeben hatte, zuerst 165 das Consulat. Im J. 162 als Gesandter zu Laodicea, wurde er wegen seines gewaltsamen Auftretens in Syrien ermordet. — Sein jüngerer Sohn, Marcus O., leistete als College des Tiberius Gracchus im Volkstribunat 133 v. Chr. diesem unbeugsamen Widerstand und wurde deshalb auf Gracchus Antrag von dem Volke seiner Würde entsetzt. — Sein Enkel von

einem ältern Sohne, Cnejus O., vertrieb 87 als streng optimatischer Consul seinen demokratischen Collegen Lucius Cornelius Cinna aus Rom, fiel aber bei dessen und des Marius Rückkehr durch Mörder. — Cajus O., der jüngere Sohn des zuerst erwähnten Cnejus O. Rufus, röm. Ritter, war der Stammvater des jüngern Zweigs des octavischen Geschlechts, der, reichbegütert, erst durch Cajus O., den Vater des Augustus, zu senatorischen Ehrenstellen gelangte. Derselbe verwaltete, nach der plebejischen Aedilität, 61 die Prätur, 60 und 59 mit dem Titel eines Proconsuls die Provinz Macedonien und zeichnete sich durch seine Siege über die thrazischen Bessier im Hämus und durch Milde und Gerechtigkeit aus. Er war in zweiter Ehe mit Atia, der Tochter des plebejischen Marcus Atius Balbus und der Julia, Cäsar's jüngerer Schwester, vermählt, die ihm einen Sohn, Cajus O., und eine Tochter, Octavia (s. d.), gebar, und starb 58 kurz nach seiner Rückkehr nach Italien, im Begriff, sich um das Consulat zu bewerben, zu Nola in demselben Zimmer, wo später sein Sohn Cajus starb. Letzterer erhielt durch seinen Großoheim Julius Cäsar 45 v. Chr. das Patriciat und nahm infolge der Adoption durch Cäsar den Namen Cajus Julius Cäsar Octavianus an, welchem er dann 27 v. Chr. den Ehrennamen Augustus (s. d.) hinzufügte.

October (vom lat. octo, acht) bei den alten Römern der achte, bei uns der zehnte Monat des Jahres, der Weinmond, ist der zweite Herbstmonat. Er steht im Zeichen des Skorpion, hat sechs Lostage, davon der wichtigste St.-Gallus, und 31 Tage. Die Wärme nimmt im O. sehr rasch ab, denn während bis zum 12. durchschnittlich eine Temperatur herrscht, welche derjenigen der Mitte des Mai entspricht, folgt darauf gewöhnlich gleich vom 13. bis 20. eine solche, wie sie die Mitte des April im Durchschnitt zeigt. Daher müssen schon vor dem 14. die exotischen Pflanzen in die Gewächshäuser gebracht werden. Der Landwirth betreibt im O. seine Winterbestellung; Obsternte und Weinlese fallen theilweise in diesen Monat. Der Forstmann sammelt Baumsamen; die Hauptjagd auf Sauen, Dachse, Füchse, Hasen und Schnepfen beginnt; die Brunstzeit der Hirsche geht zu Ende. Für die Teichwirthschaft ist der O. der wichtigste Monat, in ihn fällt die Ausfischung, die Ernte dieses Betriebszweigs. Das Füttern der Bienen muß beginnen.

Octroi oder Octroy, ein Wort der alten franz. Kanzleisprache, aus dem lat. auctorium oder auctoritas entstanden), das ursprünglich so viel wie Bewilligung, Verstattung einer Freiheit von seiten einer Regierung bedeutet und daher besonders von Handelsprivilegien gebraucht wurde, welche einer Gesellschaft oder einer Person ertheilt wurden. Daher hießen «octroirte Handelscompagnien» die, welchen das ausschließliche Recht, einen Handel nach einem gewissen Lande hin oder mit gewissen Gegenständen zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden war. Octroyirte Verfassungen sind, im Gegensatz zu solchen, welche mit einer Volksvertretung vereinbart oder von einer constituirenden Nationalversammlung (Convent) beschlossen werden, diejenigen, welche einseitig und aus allerhöchster Machtvollkommenheit von Fürsten gegeben werden. Ebenso bezeichnet man als octroyirte Gesetze diejenigen, welche der Fürst, sei es in verfassungswidriger Weise, sei es auf Grund eines für Nothfälle gestatteten Verfassungsparagraphen, ohne vorherige Zustimmung der Volksvertretung mit oder ohne Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung der letztern erläßt. — In Frankreich versteht man unter O. die von der Regierung gestattete städtische Accise, eine auf Lebensmitteln, Brenn- und Bauholz und andern Gegenständen ruhende, meist bei ihrem Eingange in das Stadtgebiet zu zahlende indirecte Steuer. Dieselbe gehört zu den ungerechtesten und nachtheiligsten Abgaben, welche mit jedem Jahre lautere Klagen mit Recht hervorruft und in naher Zeit selbst in Paris, wo sie allerdings schwer zu ersetzen, beseitigt sein dürfte.

Ocular oder Ocularglas, auch Augenglas, heißt in einem Fernrohre oder Mikroskope dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des O., das man mit dem Objectiv eines Fernrohrs verbindet, erhält letzteres verschiedene Namen. Bei dem holländ. Fernrohre ist das O. eine Hohllinse, die sich in einer solchen Stellung zum Objectiv befindet, daß die Entfernung beider Linsen voneinander nahe dem Unterschiede ihrer Brennweiten gleichkommt. Ein solches Fernrohr zeigt die Gegenstände aufrecht, hat aber ein sehr kleines Gesichtsfeld. Bei dem astron. Fernrohre ist das O. eine convexe Linse und steht von dem Objective nahe um die Summe der Brennweiten beider Linsen ab. Bei dem Erdfernrohre wendet man, um ein aufrechtes Bild zu erhalten, mehrere hintereinander befindliche Sammellinsen an. Durch Anwendung verschiedener Oculargläser kann man bei demselben Fernrohre sehr verschiedene Vergrößerungen hervorbringen, da die Vergrößerung von dem Verhältnisse zwischen den Brennweiten des Ocular- und des Objectivglases abhängt und durch den Quotienten beider bestimmt wird. Die O. guter Fernröhre und Mikroskope müssen natürlich ebenso

wie deren Objective achromatisirt sein, doch kann man dies hier in vielen Fällen (wie bei dem Campani'schen O.) auch ohne Anwendung verschiedener Glassorten (Crown- und Flintglas) schon durch bloße passende Vereinigung von Linsen verschiedener Krümmung erreichen.

Oculi, s. Sonntag.

Oculiren oder Aeugeln heißt diejenige Art, wilde Obstbäume und Ziersträucher besonders hinsichtlich der Blüte und Frucht zu veredeln, bei welcher man eine oder mehrere Knospen (Augen) mittels eines anhängenden Rindenstücks des Edelreises auf die entrindete Stelle des Wildlings überträgt. Man unterscheidet O. mit dem Schilde und O. mit der Rindenröhre. Bei der ersten Art nimmt man ein kleines, mit einer Knospe versehenes Rindenstück des Edelreises, dem man eine dreieckig-keilförmige oder seltener viereckige Gestalt gibt, und trägt es auf den Wildling über, indem man entweder ein gleichgroßes Stück Rinde wegnimmt oder, wie es fast immer geschieht, einen Querschnitt bis auf den Splint und von der Mitte dieses Querschnitts abwärts einen ebenso tiefen Längenschnitt macht, sodaß der Schnitt einem T ähnlich ist. Die Rindenränder des Schnitts werden behutsam getrennt und so weit von deren Splint gelöst, daß das Rindenschildchen des Edelreises darunter geschoben werden kann, wobei die obern querlaufenden Ränder der Rinde und des Schildes genau aneinanderstoßen müssen. Dann legt man die Wundlefzen der Rinde über das eingeschobene Schildchen und umwickelt die Wunde, jedoch nicht zu fest, mit Hanf, Bast u. s. w., sodaß die Knospe frei vorsteht. Nimmt man das O. im Frühjahre vor dem Laubausbruche vor und entfernt alle übrigen Knospen und Zweige des Wildlings, so nennt man dies das O. auf das treibende Auge, weil dann das Auge noch in demselben Jahre treibt; wird aber erst im zweiten Safte (von Ende Juni bis Mitte August) oculirt und nichts von dem Wildlinge abgeschnitten, so heißt dies das O. auf das schlafende Auge, weil dann das Auge erst im nächsten Frühjahre treibt, wo die übrigen Knospen des Wildlings entfernt werden. Bei dem O. mit der Rindenröhre oder Pfeife, was man auch Pelzen nennt, nimmt man einen mit den Knospen mehrerer Blattwinkel versehenen Rindenring des Edelreises und legt ihn um den gleichweit entrindeten und gleich dicken Zweig des Wildlings. Entweder nimmt man eine vollständig geschlossene Rindenröhre und schiebt sie über das obere Ende des bis hierher entgipfelten Zweigs des Wildlings, oder man spaltet den Rindenring an der einen Seite der Länge nach auf und legt ihn dann wie ein Querband um die gleich große geschälte Stelle des nicht entgipfelten Zweigs des Wildlings. Doch ist diese Methode viel weniger anwendbar und zuverlässig als das gewöhnliche O. Das O. wendet man weniger bei der Veredlung von Obstbäumen als bei derjenigen von Ziersträuchern, insbesondere der Rosen, welche auf eine andere Weise (z. B. durch Pfropfen) sich schwierig veredeln lassen, an. Man bedient sich zur Ausführung der Operation des Oculirmessers, welches eine halbmondförmig gekrümmte dünne und sehr scharfe Klinge und ein breites, nach oben verdicktes Heft (damit es fest und sicher in der Hand liegt) haben muß. Am andern Ende des Heftes bringt man gewöhnlich einen Schnabel von hartem Holze oder von Elfenbein an, welcher dazu dient, die Rinde zu lösen.

Oczäkow oder Otschakow, eine Stadt im russ. Gouvernement Cherson, nördlich an der Mündung des Dnjeprlimans, Kinburn (s. d.) gegenüber, war unter türk. Herrschaft eine der wichtigsten Festungen, die eine besondere Citadelle schützte. Die Stadt war vielen Kriegsstürmen ausgesetzt und fiel schon 1737 unter Münnich und zuletzt 1788 unter Potemkin und Suworow in die Hände der Russen, worauf die Werke bis auf wenige geschleift und im Frieden zu Jassy 1792 der verödete Platz von der Pforte an Rußland abgetreten wurde. Nur langsam erholte sich O. wieder, woran wol die Gründung der drei Nachbarstädte Cherson, Odessa und Nikolajew schuld ist. O. zählt (1863) 5390 E., hat einen kleinen Kauffahrteihafen, eine Quarantäneanstalt und treibt einigen Handel. Die den Liman hinauffahrenden Schiffe müssen hier löschen. Als 17. Oct. 1855 Kinburn in die Hände der Westmächte gefallen war, sprengten die Russen 18. Oct. die noch übrigen Festungswerke von O.

Od, ein aus dem Nordischen entlehntes Wort, mit dem K. von Reichenbach (s. d.) eine Kraft bezeichnet, welche er entdeckt zu haben glaubt, und über die er seit länger als 20 J. in Schriften sich hat vernehmen lassen. Indessen steht unbedingt fest, daß eine solche Kraft, wie sie Reichenbach annimmt, nicht existirt, und daß alle Angaben über ihre Wirkungen auf Selbsttäuschung der Experimentirenden beruhen. Um dies beurtheilen zu können, ist es nöthig, die Erscheinungen, welche sein Entdecker dem Od zuschreibt, kurz anzuführen. Nach Reichenbach erhebt sich das Od aus den Fingerspitzen und bildet im schwachen Tageslichte über denselben eine feine, einige Linien hohe zarte Lohe (duftigen Hauch), die aufwärts zieht, jedoch etwas nach Süden geneigt; indeß sehen nicht alle Menschen diesen Vorgang, sondern nur gewisse bevorzugt reizbare, sog. Sensitive.

Dieses Od, das aus den Händen ausströmt, kann auch auf andere Körper, z. B. Wasser, übertragen (verladen) werden, und es tritt dabei ein eigenthümlicher Gegensatz ein. Nimmt man in jede Hand ein Glas Wasser und hält es 5 Minuten darin, so wird ein Sensitiver zwischen den beiden Wassermengen einen Unterschied finden; das in der rechten Hand gehaltene schmeckt ihm frisch, kühl, angenehm, das in der linken Hand gehaltene laulich, abgestanden, unangenehm. Aber auch in der unorganischen Natur tritt das Od auf. Die chem. Substanzen zeigen ein verschiedenes Verhalten. Die einen üben auf die genäherten Finger eines Sensitiven ein Ziehen aus, die andern nicht. Die Finger der linken Hand empfinden über dem ausgebildeten Ende eines großen Bergkrystalles ein kühles Lüftchen, während das untere (Wurzel) Ende eine lauliche Empfindung erzeugt; die Finger der rechten Hand empfinden jedoch eigenthümlicher Weise gerade im umgekehrten Sinne, aber schwächer, also laulich über dem ersten, kühl über dem zweiten Ende. Noch stärker werden diese Empfindungen über den Polen eines Magnets; den Nordpol empfinden die rechten Finger laulich, den Südpol kühlig; umgekehrt und kräftiger erfolgt die Einwirkung auf die linke Hand. Im Dunkeln strahlen die Krystalle und Magnete aus ihren Ecken, Kanten und Flächen (dem Sensitiven) sichtbare Lohen aus. Eine gleiche Lohe erhebt sich von den Rändern der Gläser, in denen ein chem. Proceß stattgefunden hat, sowie von allen Theilen einer Volta'schen, aus einigen Elementen bestehenden Batterie. Das Sonnenlicht zeigt gleichfalls odische Wirkungen. Hält ein im Schatten stehender Sensitiver einen Stab mit der einen Hälfte in den Sonnenschein, so wird er das andere mit der linken Hand erfaßte Ende kalt finden; hält er das erste Ende des Stabes in die blauen und violetten Strahlen des Spectrums, so wird die linke Hand am untern Ende die Kühle noch reiner und erfrischender empfinden, während, in die gelben und rothen Strahlen gehalten, die Kühle verschwindet und eine unangenehme Läue den Stab erfüllt. Wird das erste Ende des Stabes anstatt dem Sonnenlichte einer starken Reibung ausgesetzt, so empfindet die haltende Hand, wenn es die linke ist, das untere Ende lau, dagegen schwach kühl, wenn es die rechte ist. Auch ein blos senkrecht gehaltener Stab zeigt sich an seinen Enden verschieden; der Einfluß der Erdkugel macht ihn unten odnegativ, oben odpositiv. Die zuvor genannten Wirkungen lassen sich auch auf andere Körper übertragen. Doch werden alle diese Wirkungen, wie schon erwähnt, nicht von allen Menschen empfunden, sondern nur von den sog. Sensitiven. Je nach dem Grade der Sensitivität steigen in voller Dunkelheit die leuchtenden Lohen und Flammen auf beträchtliche Höhen; die Sensitiven sehen daselbst eine tönende Glocke sich in Lichtwolken hüllen und den eigenen Hauch wie feurig aus dem Munde ausfahren. Der Sensitive vermag sogar durch seine odische Kraft Bewegungen hervorzurufen; legt er die Hand auf eine Welle, von welcher in einer Glasglocke ein Pendel (ein Faden mit einem kleinen Gewicht) herabhängt, so setzt sich das Pendel in Schwingungen, und diese Schwingungen können durch in die andere Hand genommene Substanzen verstärkt oder vermindert werden, u. s. w. Dies sind die hauptsächlichsten Wirkungen, welche Reichenbach in seiner Schrift «Aphorismen über Sensitivität und Od» (Wien 1866) dem Od zuschreibt. Einem jeden leuchtet wol das Unsichere und völlig Subjective der Wahrnehmungen ein; nur Ein Versuch, der zuletzt angeführte Pendelversuch, hat, sozusagen, etwas Faßbares. Stellt man aber einen solchen Pendelapparat so fest auf, daß er durch das Auflegen der Hand auf die Welle nicht erschüttert wird, so bleibt das Pendel unter allen Umständen unbeweglich. So wenig dieser Versuch ein Resultat liefert, ebenso wenig leisten dies auch die übrigen Versuche bei vorurtheilsfreier Ausführung.

Odaliske (türk. Odalik), heißt im allgemeinen eine Beischläferin. Insbesondere aber versteht man darunter diejenigen Sklavinnen in dem Harem des Großsultans, welche keinen Sohn geboren haben oder auch sonst noch nicht zu dem Range einer Favoritin gelangt sind.

Ode nannten die Griechen, bei denen das Wort ursprünglich Gesang überhaupt bedeutet, jedes lyrische Gedicht, das sich vorzüglich zum Gesange eignete, und schlossen selbst das eigentliche Lied nicht davon aus. In diesem weitern Sinne gehören hierher die Chorgesänge der griech. Dramen, die Poesien des Pindar, der Sappho, des Alcäus und Anakreon, die Skolien, auch die Hymnen mit ihren verschiedenen Benennungen (z. B. die Dithyramben). Die Römer ahmten auch hierin die Griechen nach. Die O. der Alten unterscheiden sich von den lyrischen Gedichten der Neuern dadurch, daß sie, gemäß dem plastischen Grundzuge des Alterthums, das Gefühl mehr durch die Gegenstände selbst schildern. In neuern Zeiten hat man die O. von dem Liede (s. d.) getrennt, sodaß man die O. als diejenige Art der lyrischen Poesie betrachtet, welche die tiefern Bewegungen des Gemüths und den Wechsel starker, erhabener Gefühle der Lust und Unlust mit hohem Schwunge der Begeisterung verkündet. In ihr offenbart sich die kühnste Kraft des Gefühls; das Ideal wird im Gefühl ergriffen und durch die von demselben aufgeregte

Phantasie angeschaut. Damit hängt die höchste Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmischer Bewegungen zusammen, welche sich durch kunstvolle Bildung und Verschlingung der Strophen kund thut, ferner der freieste Gedankenschwung. Doch hat der im 17. Jahrh. erneute Gebrauch der von den Alten erfundenen lyrischen Strophen, z. B. der Alcäischen und Sapphischen, bewirkt, daß wir im allgemeinen alle lyrischen Gedichte, welche in jenen, für die O. bestimmten oder diesen ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, ebenfalls O. nennen, auch wenn sie in Hinsicht ihres Charakters sich mehr oder weniger dem Liede nähern. Man hat die O. nach den verschiedenen Gegenständen derselben mit drei verschiedenen Namen belegt. Die höchste Gattung ist die religiöse O. oder die Hymne (s. d.), sofern sie nicht episch ist. Hierher gehören aus dem Alterthume viele hebr. Psalmen, das sog. Lied Mosis und der Deborah, einige O. des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griech. Dramen, einige O. des Horaz; ferner viele christl. Kirchenhymnen und altdeutsche Lobgesänge; bei den Franzosen die Hymnen Jean Bapt. Rousseau's; unter den Engländern die Hymnen von Gray, Akenside und Thomson, Cowley und Prior; unter den Deutschen die von Cramer, Denis, Kretschmann und Haller, vor allen von Klopstock; unter den Spätern aber Gedichte und Lieder von Herder, Lavater, Maler Müller, Stolberg u. a. Zunächst der Hymne steht die heroische O., welche die höhere Menschheit, Heroen, Heldenleben, Kriegsruhm, Geistesgröße u. s. w. besingt. Hierher gehören die meisten Pindarischen O. und einige des Horaz, viele O. der Engländer, namentlich Dryden's, und unter den Deutschen von den genannten Dichtern sowie von Gleim, Ramler, Schiller und Goethe. An die heroische O. schließt sich die didaktische O., welche große, das Gemüth begeisternde Wahrheiten oder die Ideale der Kunst und des Lebens zu Gegenständen hat, aber leicht in kalte Reflexion und trockenes Moralisiren übergeht, wodurch ihr Charakter ebenso wie durch die Hinneigung zum Schwermüthigen, Elegischen gestört wird. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und seine Bilder sind nicht selten nur künstliche Erzeugnisse einer gereizten Phantasie. Die neuern lat. Dichter, selbst Balde, Lotichius und Johannes Secundus, sind gleich den Italienern Nachahmer der Alten. Unter den Italienern zeichnete sich besonders Chiabrera aus. Diesen am ähnlichsten sind die Spanier, z. B. Garcilaso de la Vega, Quevedo, Gongora u. a. Die Engländer nehmen meist einen kräftigen Lehrton an und haben häufig Zeitgegenstände behandelt. Die Franzosen, wie J. B. Rousseau, Racine, Gresset, Chénier und Lebrun, sind zu declamatorisch und strotzen von moralischen Sentenzen und Bildern ohne poetische Anschauung. Unter den Deutschen sind Weckherlin, Opitz, Flemming, Haller, Hagedorn, Uz, Klopstock, Lavater, Ramler, Stolberg, Voß, Kosegarten, Hölderlin, Schubart, Herder, Schiller, Arndt, Stägemann und Platen anzuführen.

Oedem, s. Anasarca und Wassersucht.

Oedenburg (ungar. Sopron), Comitat im jenseitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, grenzt im W. und N. an Niederösterreich, im N. auch an das Wieselburger, im O. an das Raaber und Veßprimer, im S. an das Eisenburger Comitat und hat ein Areal von 60 Q.-M. Der Westen und Norden sind von einigen aus Steiermark sich erstreckenden Gebirgszügen durchschnitten, daher gebirgig, waldig und außer zu Kartoffeln zum Anbau nicht geeignet. Der Süden und Osten ist durchgehends eben und gehört zu den gesegnetsten Theilen Ungarns. Das Comitat ist besonders an Obst und Wein reich. Der Rußter Wein steht dem Tokayer nur wenig nach. An mehrern Orten findet Bergbau auf Steinkohlen statt. Bedeutend sind die Kohlenwerke am Brennberg. Die in 3 königl. Freistädten, 36 Marktflecken und 202 Dörfern wohnende Bevölkerung wurde für Ende 1864 auf 229407 Seelen berechnet. Nach der Zählung von 1857 wurden in der einheimischen Bevölkerung (212826 E.) gezählt: 90552 Deutsche, 87608 Magyaren, 26370 Kroaten und 8296 Israeliten; ferner: 178067 Katholiken, 26387 Lutheraner und wenige Reformirte. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Feld-, Garten- und Weinbau; aber auch der Handel ist sehr bedeutend, da O. namentlich den Getreideverkehr zwischen Ungarn, Steiermark und Niederösterreich vermittelt. Hauptort des Comitats ist die königl. Freistadt O., die zu den schönsten in Ungarn gehört. Sie hat ein evang. Lyceum (mit theol. und jurist. Cursen und einem Obergymnasium), ein kath. Obergymnasium, zwei Unterrealschulen, drei Klöster, bedeutende Gewerbs- und Handelsthätigkeit, mehrere Fabriken, starkbesuchte Märkte, die namentlich für den Rind- und Borstenviehhandel sehr bedeutend sind. Die 20000 E. sind vorherrschend Deutsche. Die zweite königl. Freistadt ist Eisenstadt (s. d.), die dritte Rußt (s. d.).

Odense, deutsch Ottensee, die Hauptstadt der dän. Insel und des ganzen Stifts Fünen, zugleich die ansehnlichste dän. Provinzialstadt und älteste Stadt des Königreichs, liegt links an der 8 M. langen und für Prahmen schiffbaren Odense-Aa und wird durch den 1795—1804

angelegten, 26000 F. langen, 24 F. breiten und 8—10 F. tiefen Odensekanal mit dem 2 M. langen Odensefjord oder Stegestrand verbunden, dessen tiefe Ausmündung, Midsund, $2^1/_4$ M. breit ist. Außerdem wurde neuerdings die Stadt durch eine 10 M. lange Eisenbahn einerseits mit Middelfart am Kleinen Belt, andererseits mit Nyborg am Großen Belt in Verbindung gesetzt. Der Ort hat theilweise krumme Straßen mit einem Gemisch alter und neuer Gebäude, drei Kirchen, ein Rathhaus, ein königl. Schloß (1726 erbaut von Friedrich IV., der hier 1731 starb), ein Hospital und ein Krankenhaus. N. ist der Sitz des Bischofs und des Stiftsamtmanns von Fünen, hat ein Gymnasium (Kathedralschule), eine ökonomische, eine literarische und eine Bibelgesellschaft und zählt (1860) 14255 E., welche das reinste Dänisch sprechen sollen. Es bestehen Eisengießereien, Fabriken für Tuch, Handschuhe, Leder, Taback, Seife sowie mehrere Bierbrauereien und zwei Buchdruckereien. Aus dem Hafen der Stadt (Stibshusene), zu welchem 77 Schiffe von 2167 Commerzlast Gehalt gehören, wird lebhafter Schifffahrts- und Handelsverkehr betrieben. O. gilt für die älteste Stadt Dänemarks, angeblich schon von Odin gegründet, nach dem sie, wie die Insel selbst, in den ältesten Zeiten Odinsöe genannt wurde. Das Bisthum wurde 988 gestiftet. Die Stadt besitzt die schöne goth. Domkirche St.-Knut (1086—1301 erbaut), mit dessen Grabmal und mehrern andern Königsgräbern, ferner eine zu einem Fräuleinstift gehörige Bibliothek, welche alle in dän. Sprache gedruckten Bücher enthält. 1527 wurde zu N. ein Reichstag gehalten, welcher den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken in Dänemark gewährte. Auf dem Reichstag von 1539 wurde das neue, von Bugenhagen redigirte Kirchengesetz angenommen und auf dem von 1657 der Krieg gegen Schweden beschlossen. Das Amt O. umfaßt den nordwestl. Theil Fünens und zählt (1860) auf $32^1/_9$ Q.-M. 111614 E., wovon 24014 auf die fünf Hafenstädte O., Kjerteminde, Bogense, Assens und Middelfart entfallen.

Odenwald, im Mittelalter Odunewald, Otenwald und Ottonewald, ein Gebirgszug zwischen dem Schwarzwald und Spessart von etwa 10 M. Länge und 4—6 M. Breite, zieht sich von S. nach N. und NO. durch Baden, Hessen-Darmstadt und mit dem östl. Saume in den bair. Kreis Unterfranken, ohne daß sich ein fortlaufender, geschlossener Rücken verfolgen ließe. Das Gebirge bildet ein hügeliges Plateau von 13—1500 F. Mittelhöhe, das steil gegen W. zur Rheinebene, gegen N. zum Main in mehrern Stufen abfällt, gegen SO. allmählich sich verflacht. Es zerfällt geologisch und nach seiner Oberflächenform in zwei deutlich geschiedene Abtheilungen. Die nordwestliche, an die Rheinebene grenzende besteht vorherrschend aus krystallinischem Schiefer- und Massengestein (Granit, Gneis, Syenit, Quarzporphyr u. s. w.) mit einem nördl. Anhang von Rothliegendem, welches mehrfach von Grünsteinen, Trachyt und Basalt durchsetzt ist. Die östl., breitere Stufe besteht fast nur aus buntem Sandstein mit einer geringen Ueberlagerung von Muschelkalk, im Katzenbuckel bei Eberbach durchbrochen von einer Doleritkuppe. Diese Stufe hat, besonders im Süden, die höchsten Punkte des Gebirgs. Die krystallinischen Gesteine bilden eine sehr unebene, kuppige Oberfläche, von zahlreichen Thälern und Schluchten nach allen Richtungen durchschnitten, hier und da mit kleinen Felspartien oder mit mächtigen Felsblöcken, überall mit zahlreichen alten Burgen, Dörfern und Städtchen bedeckt, in lieblichster Abwechselung von Wald, Feld, Wiesen und Gärten. Der Buntsandstein dagegen zeigt einförmige, meist bewaldete Hochebenen, nur von wenigen monotonen Thälern durchzogen, ohne jene reiche Belebung der benachbarten Region. Im ganzen ist der O. mehr freundlich und mild als wild und erhaben; er hat weite, fruchtbare Thäler, stille, idyllische Landschaften. Von Westen nach Osten wird er durch das romantische Querthal des Neckar (s. d.) durchbrochen. Er ist mit Eichen, Buchen und Nadelholz bewachsen, besonders dicht nach der Rheinebene hin, in welcher sein westl. Fuß, die obst- und weinreiche, durch ihre Naturschönheiten berühmte Bergstraße (s. d.), steht. Außer den Waldungen bietet er auch große Strecken Acker- und Wiesenland und wird stark bewohnt. Die Dörfer liegen jedoch weit in einzelnen Häusern und Gehöften zerstreut. Die bemerkenswerthesten Kuppen sind: der Hardberg, 1909 F. hoch (nach anderer Angabe 1832 F.), eine mit ungeheuern Syenitblöcken bedeckte Buntsandsteinmasse bei Siedelsbrunn; die Neukircher Höhe, 2 M. östlich von Zwingenberg, 1816 F.; die Seesbacher Höhe, 1708 F.; der Krähberg bei Beerfelden, 1703 F.; der Winterhauch oder Katzenbuckel nordöstlich von Erbach in Baden, 1677 F.; der Melibokus (s. d.) 1600 F.; der Felsberg, 1591 F., an dessen Abhang die Riesensäule liegt. An den freundlichen O., der schon in einer Urkunde des Frankenkönigs Dagobert von 628 vorkommt, knüpft sich manche ernste und wehmüthige Sage. Hier hielten die Recken der Burgunder die Jagd, auf welcher Siegfried durch Hagen fiel. Noch heute zeigt man bei Grasellenbach den ihm verhängnißvollen Born. Die Bewohner des Gebirgs

sind Abkömmlinge der zurückgebliebenen und in fränk. Knechtschaft gerathenen Alemannen, neben welchen jedoch, besonders in späterer Zeit, viele Einwanderer fränk. Stammes sich niederließen. Die Odenwälder, ein kräftiger, biederer, gewerbfleißiger Menschenschlag, zeigen ungeachtet ihrer Armuth ein zufriedenes, heiteres Gemüth und, wie die in ihrem Munde lebenden Sagen beweisen, eine lebhafte Phantasie. Vgl. Grimm, «Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im O.» (Darmst. 1822); Jäger, «Die Land- und Forstwirthschaft des O.» (Darmst. 1842).

Oder (lat. Viadrus, slaw. Vjodr), einer der Hauptströme Deutschlands, entspringt 1986 F. über dem Meere in Mähren aus einem Sumpfe des Leselbergs, zwischen den Dörfern Kozlau, Neueigen und Haslich, unfern des Städtchens Lieban, 3 M. östlich von Olmütz, auf dem niedrigen Höhenzuge, der den westl. Arm der Karpaten oder das Titscheiner Gebirge mit dem mähr.-schles. Gebirge oder dem Bergzuge des Altvaters verbindet. Nach einem Laufe von 7¾ M. erreicht sie die Grenze Oesterreichs, macht dann 4 M. weit selbst die Grenze und tritt hierauf bei Oderberg ganz auf das preuß. Gebiet, dem sie 107¼ M. weit bis zur Mündung verbleibt. Sie durchströmt 60¼ M. weit die Provinz Schlesien, dann 33 M. die Provinz Brandenburg, wo sie sehr inselreich wird, in nordwestl. Richtung, zuletzt, mehrfach getheilt, 14 M. in nördl. Richtung die Provinz Pommern. Ihren Oberlauf legt sie bis Oderberg in einem tiefeingeschnittenen Thale zurück. Der Mittellauf geht dann bis Glogau und zwar zunächst bis Breslau in einem breiten, flachen, mit Gebüsch, Wiesen und Lachen erfüllten Thale. Erst von der Katzbachmündung an werden die Thalränder hoch, indem das Bett zwischen Sand- und Lehmhügeln tiefer eingesenkt ist, bis oberhalb Glogau, wo der Durchbruch durch die südl. Landhöhe Norddeutschlands endet. Der Unterlauf geht meistens durch fruchtbare Niederungen in breitem Thale, die theilweise sumpfig und buschreich, an einigen Stellen aber, wie bei Wartenberg, Rothenburg und Fürstenberg auf dem linken, bei Carolath, Krossen und Frankfurt auf dem rechten Ufer, hoch und bewaldet sind. Unterhalb Frankfurt folgt der 2 M. breite Oderbruch bis Wriezen, Freienwalde und Oderberg, welcher wegen seines üppigen Wieswachses und seiner ergiebigen trefflichen Viehzucht bekannt ist. Dieser wie andern Niederungen ist die O. durch Ueberschwemmungen sehr gefährlich, weshalb man kostbare Deiche und Dämme angelegt hat. Unterhalb des Oderbruchs folgt der Durchbruch durch die nördl. Landhöhe, wo die oft sehr malerischen Thalränder, bei Schwedt, Stettin, 3—400 F. Höhe haben und der Strom sich vielfach spaltet. Unterhalb Schwedt, bei Fiddichow, entstehen kurz vor dem Eintritt in Pommern zwei Hauptarme, von denen der östliche anfangs Kranichstrom (bis Greifenhagen), dann die Große Reglitz, auch wol Zollstrom heißt und sich unweit Stettin in den Dammschen See ergießt, der westliche aber den Namen O. behält und in das nördliche Ende des Dammschen Sees fließt, wo das Papenwasser bei Politz beginnt und bis zum Anfange des Pommerschen oder Stettiner Haffs reicht. (S. Haff.) Aus diesem endlich fällt die O. mit drei starken ausgehenden Strömen, Diwenow, Swine und Peene, welche die Inseln Wollin und Usedom bilden, nach einem Laufe von 120 M. in die Ostsee. Ihr an Flüssen überaus reiches Stromgebiet nimmt einen Flächenraum von 2110 Q.-M. ein, welches durch die Sudeten vom Donau- und Elbgebiete getrennt, in das obere, mittlere und untere getheilt wird, und von welchem 120 Q.-M. auf das österr. Staatsgebiet gehören. Die O. ist bei Ratibor in Oberschlesien zuerst für kleine Fahrzeuge, bei Kosel für größere Kähne und bei Breslau für große Oderkähne oder für Ladungen von fast 1000 Ctrn., im ganzen auf einer Länge von 103½ M. schiffbar. Allein ihre Versandung ist in so rapider Zunahme begriffen, daß diese Lebensader schon jetzt in dürren Sommern fast ganz nutzlos daliegt und die Ausfuhr der Landesproducte auf den kostspieligen Eisenbahntransport sich verwiesen sieht. Mit der Havel ist die O. durch den 5⅛ M. langen Finowkanal, mit der Spree, einige Meilen unterhalb Frankfurt, durch den 3 M. langen Friedrich-Wilhelmskanal vereinigt. Ein dritter Kanal, der den Namen der Neuen O. erhalten hat, wurde von 1746—53 gegraben und führt aus diesem Strome bei Güstebiese, einem Dorfe mehrere Meilen unterhalb Küstrin, bis zum Dorfe Hohensaaten, wo er sich wieder mit der Alten Oder vereinigt, nachdem diese ihren Lauf über Wriezen, Freienwalde und Oderberg fortgesetzt hat. Dieser neue Kanal ist gegenwärtig der Hauptstrom, wogegen die eigentliche Alte O., seit 1832 abgedämmt, nur noch Stauwasser aus dem jetzigen Hauptstrom sowie aus einigen Abzugsgräben des Oderbruchs erhält. Die Fischerei ist in der O. bedeutender als in der Elbe. Die Nebenflüsse der O. sind links die Oppa, die Hotzenplotz, die Schlesische Neisse, die Ohlau, welche in Breslau ausmündet, die auf dem Riesengebirge entspringende Weistritz, die Katzbach, der Bober, welcher unfern Krossen mündet, die Lausitzer Neisse, die kanalisirte Finow, die auf kurzer Strecke fahrbare Welse, die Ucker und die Peene; rechts die Klodnitz, wichtig wegen ihres

Kanals, die Stober, die Weida, die Malapane, die Bartsch, die bei Küstrin ausmündende Warthe (s. d.), welche ihrerseits die schiffbare Netze aufnimmt, die durch den Bromberger Kanal und die Brahe mit der Weichsel verbunden ist, die Plöne, Ihna und Stepenitz, welche sämmtlich in den Dammschen See und in das Haff fließen. Der Haupthafen des Oderstroms, der zugleich der Handelshafen für Stettin ist, befindet sich bei Swinemünde auf der Insel Usedom. In militärischer Hinsicht ist die O. als Transport- und Festungslinie wichtig. An ihr liegen von Süden nach Norden die Festungen Kosel, Großglogau, Küstrin und Stettin.

Oderberg, ein Städtchen von 1200 E. im österr. Herzogthum Schlesien, an der Oder und der preuß. Grenze, $3^3/_4$ M. im NW. von Teschen und $3^1/_3$ M. im SSO. von Ratibor, ist wichtig als letzte Station der $37^1/_2$ M. langen Wien-Oderberger Eisenbahn, an welche sich hier die Schlesische Bahn nach Breslau (24 M.) und die Galizische Bahn über Krakau (18 M.) nach Lemberg ($63^1/_2$ M.) anschließt. Hier fand 25. Jan. 1745 ein Gefecht zwischen Preußen und Oesterreichern statt. Die Minderherrschaft O. gehörte ehemals dem Grafen Henckel von Donnersmark und gelangte 1844 an den Freiherrn von Rothschild. Dieselbe liegt theils auf österr. Gebiet, theils im Kreise Ratibor des preuß. Regierungsbezirks Oppeln. — Ein anderes Städtchen O. liegt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, links an der (Alten) Oder, $2^1/_4$ M. südsüdöstlich von der ukermärkischen Kreisstadt Angermünde, aber ursprünglich zur Mittelmark gehörig. Der sehr alte Ort war ehemals befestigt und zählt 3022 E., welche Leinweberei und Zeugdruckerei, Fischerei und Flußschiffahrt treiben.

Odermennig (Agrimonia L.), eine Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, die aus ausdauernden Kräutern mit unterbrochen fiederschnittigen Blättern, großen, den Blattabschnitten ähnlichen Nebenblättern und ährig-traubigem Blütenstand besteht. Der Kelch ist frei, kreiselförmig, außen an feiner Röhre mit zahlreichen hakigen, weichen, zur Zeit der Fruchtreife vergrößerten und verhärteten Dornen besetzt und hat einen fünfspaltigen Saum. Die fünf kurzgenagelten Blumenblätter sind gelb und stehen, wie die 15 Staubgefäße, vor einem drüsigen, den Schlund verengernden Ringe. Die beiden Fruchtknoten sind in der Kelchröhre verborgen und enthalten ein oder zwei nußartige Früchtchen. Den Griffel krönt eine kopfige Narbe. Die bekannteste Art ist der gemeine O. oder Ackermennig, auch Leberklette und Steinwurz genannt (Agrimonia Eupatoria oder officinalis), der als ein $^1/_2$—$1^1/_2$ F. hohes Kraut auf trockenen Grasplätzen, Rainen, Hügeln, in lichten Wäldern, an Hecken u. s. w. in ganz Europa wild wächst. Die Pflanze hat einen angenehmen, aber schwachen Geruch, schmeckt gelind zusammenziehend-bitterlich, etwas gewürzhaft und war früher officinell (als Herba Agrimoniae s. Lappulae hepaticae) gegen Atonie der Unterleibsorgane, Harnbeschwerden und Schwindsucht sowie auch als Wundmittel angewandt. Der weit größere, in Südeuropa heimische wohlriechende O. (Agrimonia odorata) wirkt als Arzneipflanze viel kräftiger.

Odessa, die bedeutendste See- und Handelsstadt im südl. Rußland, zwischen den Mündungen des Dnjestr und Dnjepr im Gouvernement Cherson gelegen, aber ein eigenes Stadtgubernium von $8^2/_3$ Q.-M. bildend, wurde unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. 1794, bald nach dem Frieden von Jassy, in welchem die Kaiserin diesen Landstrich erhalten hatte, unweit der Stätte der althellen. Stadt Odessos erbaut und erhob sich schnell unter der Leitung des vom Kaiser Alexander zum Gouverneur ernannten Herzogs von Richelieu zu einer ungewöhnlichen Bedeutung, wozu die Lage am Gestade des Schwarzen Meeres nicht wenig beitrug. Die Stadt ist in Form eines länglichen Vierecks regelmäßig angelegt und zieht sich an $^3/_4$ M. weit auf dem Hochplateau der Steppe hin, welches hier etwa 130 F. tief steil zum Meere abfällt. Die dem Meere zugewandte Seite der Stadt ist die schönste. Hart am äußersten Rande des Plateau ziehen sich Baumreihen hin (der Boulevard), hinter welchen sich, mit Aussicht auf die See, eine Reihe palastähnlicher Gebäude erhebt, unter denen besonders das frühere Hotel Narischkin, jetzt der Regierung gehörig und vom Generalgouverneur von Neurußland bewohnt, hervortritt. In der Mitte des Boulevard, vor der Ausmündung der Katharinenstraße, erhebt sich das bronzene Standbild des Herzogs Richelieu, und diesem gegenüber führt eine großartige Granittreppe von 200 Stufen den Abhang hinunter zum Gestade und zu den daselbst befindlichen Badeanstalten. Gegen Nordwesten schließt das vom Boulevard gebotene Panorama mit dem Woronzow'schen Palaste, gegen Südosten mit dem nicht unschönen Börsengebäude. Unten am Gestade befinden sich der etwa 400 Schiffe fassende Quarantänehafen und der bedeutend kleinere Binnenhafen. Die östlich der Stadt gelegene Festung besteht aus Erdwerken und dient nur noch der musterhaft eingerichteten Quarantäne. Die Rhede ist sehr geräumig und der Ankergrund gut; dagegen gewährt sie wenig Schutz vor den besonders im Herbste heftigen Nord-

ostwinden. Der Hafen wurde 1817 auf 30 Jahre zu einem Freihafen erklärt, was sehr zum Gedeihen des Handels und Verkehrs beitrug. Die eigentliche Stadt ist schön gebaut und hat gerade und breite, sich rechtwinkelig schneidende Straßen mit fast durchgängig zweistöckigen Häusern. Unter den Gebäuden zeichnen sich, außer den genannten, aus: die russ. Kathedrale, das Zollhaus, das Admiralitätsgebäude, das Theater, in welchem abwechselnd russ. Stücke und ital. Opern gegeben werden, das Hospital (mit 800 Betten) und das Universitätsgebäude. Auch die restaurirte kath. und die neuerbaute luth. Kirche sind bemerkenswerth. Die Umgegend ist eine ausgedehnte, baum- und wasserlose Ebene. Der Stadt fehlte es daher an Trinkwasser, welchem Uebelstande man durch viele Brunnen, Cisternen und durch eine Wasserleitung abzuhelfen gesucht hat. Letztere Anlage liefert indeß nur zur Viehtränke taugliches Wasser. In der Mitte der Stadt befindet sich ein öffentlicher Garten. Seit 1865 ist Gasbeleuchtung eingeführt. Die Hauptstraßen sind vortrefflich mit Granitquadern gepflastert. Die übrigen sind macadamisirt, aber unter Benutzung eines weichen Kalksteins, der im Sommer dichten Staub, im Winter bei Thauwetter großen Schmuz veranlaßt. O. besitzt vortreffliche Lehranstalten. An der Spitze derselben steht die 19. Sept. 1865 mit 148 Studirenden und 32 freien Zuhörern eröffnete kaiserl. Neurussische Universität, die an die Stelle des frühern Richelieu-Lyceum getreten ist. Außerdem bestehen noch drei Gymnasien (darunter ein aus Privatmitteln bestrittenes), zwei Handelsschulen, eine Menge Pensionate, das adeliche Fräuleinstift u. s. w. Auch besitzt O. ein 1825 errichtetes Museum für südruss. Alterthümer. Die Seebäder der Stadt sind sehr besucht. O. hat bedeutende Brauereien, Seilereien, Tabacks- und Lichtfabriken, Eisengießereien, Seifen- und Talgsiedereien und führt besonders viel Weizen, den Volhynien, Podolien und die Ukraine hierher liefern, nach der Türkei, Italien, Frankreich, Spanien und England aus. Andere Gegenstände der Ausfuhr sind Flachs, Bauholz, Leinsaat, Wolle, Talg und Rindshäute, während die Haupteinfuhrgegenstände in Colonialwaaren und Fabrikaten aller Art bestehen. O. steht in unmittelbarer Verbindung mit Triest, Livorno, Marseille, Barcelona und London, durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit sämmtlichen Häfen des Schwarzen Meeres, außerdem auch direct mittels der Fahrzeuge der Russischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, die nach dem Vorbilde des Oesterreichischen Lloyd gegründet ist und hier ihren Sitz hat, mit den wichtigsten Seeplätzen der Levante, mit Marseille, London und Antwerpen. Zur Verbindung mit dem Innern Rußlands wird die Südbahn dienen, die Anfang 1867 bereits 30 M. weit (bis Balta) befahren wurde. Von deutschen Handelsplätzen ist bisjetzt Wien der einzige, mit welchem O. unmittelbare Wechselgeschäfte macht. Der Waarenverkehr ist großen Schwankungen unterworfen. 1861 betrug der Werth der Ausfuhr 40,302325, 1862: 31,656755, 1863: 28,201349, 1865: 26,773717 Rubel, die Einfuhr 14,311736, 13,108831, 9,489325 und 11,207361 Rubel. Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide, dessen Werth z. B. 1864 beinahe 90 Proc. (23,004396 Rubel) der Gesammtausfuhr betrug. In den letzten Jahren liefen gegen 2100 Schiffe ein und aus. Unter den Einwohnern der Stadt, deren Zahl sich Ende 1863 auf 118970 belief, gibt es viele Franzosen, Engländer, Deutsche und Italiener, wozu noch Griechen, Armenier und Juden kommen, in deren Händen zugleich auch hauptsächlich der Handel ist. Die Umgegend wird von Ansiedlern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich aus Schwaben, von Bulgaren, kleinruss. und russ. Bauern bewohnt, deren Lage zum Theil eine sehr traurige ist, sodaß sich alljährlich viele jener Colonisten in die Stadt übersiedeln. Das Stadtgebiet enthält viele Obst- und große Weingärten. Im Orientkriege wurde O. 22. April 1854 von einer franz.-engl. Flotte und 14. Mai abermals von engl. Schiffen bombardirt, wodurch jedoch die Stadt keinen bedeutenden Schaden erlitt.

Odeum, griech. Odeion, hieß ein für Aufführungen und Wettkämpfe in Gesang und Instrumentalmusik, wie solche seit alten Zeiten bei vielen Götterfesten in Griechenland üblich waren, bestimmtes Gebäude, gewöhnlich von kreisrunder Form mit einer Bühne für die Sänger und Musiker in der Mitte, um welche sich die Sitze der Zuhörer amphitheatralisch erhoben, und einem kuppelförmigen, von Säulen getragenen Dache. Der älteste Bau dieser Art, von dem wir Kunde haben, war die von dem Baumeister Theodoros um 670 v. Chr. am Markte von Sparta erbaute Skias. Auch Athen hatte schon frühzeitig ein Odeion im südöstlichsten Theile der Stadt, nahe am Ilissos, das später, nachdem Perikles ein weit schöneres und prachtvolleres am südöstl. Abhange der Akropolis, neben dem Theater des Dionysos, erbaut hatte (um 444 v. Chr.), als Gerichtslocal benutzt wurde. Ein noch größeres, seiner Grundform nach einem Theater entsprechendes Odeion erbaute in Athen Herodes Atticus am südwestl. Abhange der Akropolis; von diesem sind noch bedeutende Reste erhalten, während von dem des Perikles, das

im Mithridatischen Kriege (86 v. Chr.) zerstört, aber auf Kosten des Königs Ariobarzanes II. von Kappadocien wieder aufgebaut worden war, sich keine Spuren mehr vorfinden. Ferner kennen wir Odeen in Korinth, Paträ und andern griech. Städten. Auch die Römer haben in der Kaiserzeit diese bauliche Form von den Griechen angenommen (O. des Kaisers Domitian in Rom). — In neuester Zeit bezeichnet man mit dem Namen O. oder Odeon größere, für gesellige Vergnügungen, wie Concerte, Tanz u. dgl., bestimmte Räume.

Odilon-Barrot, s. Barrot (Camille Hyacinthe Odilon).

Odin, die skandinav. Namensform des Gottes, welchen die sächs. Völker Wodan, die oberdeutschen Wuotan hießen. Er war einer der größten Götter, und die nordischen Mythologen stellten ihn sogar in die Mitte ihres Systems. Seine Verehrung ging durch alle Stämme; am meisten blühte sie bei Dänen und Gauten, bei Sachsen, Thüringern, Franken und einem Theil der Alemannen. Nach nordischer Ueberlieferung erschlug er mit seinen Brüdern Vili und Ve den Urriesen Ymir und bildete darauf eine neue Welt. Seine Gattin ist Frigg (s. d.). In seinem Wesen liegen elementare und geistige Eigenschaften verbunden, und es erklärt sich daraus, daß er der gewaltigste Himmels- und Luftgott war. Einäugig, weil die Sonne nur einen Theil des Tages erhellt, fliegt O. auf dem achtfüßigen Rosse Sleipnir durch alle Welt, mit dem tiefen Wolkenhut und dem dunkeln Himmelsmantel bedeckt, und schleudert den stets in seine Hand zurückkehrenden Blitz, den Ger Gungnir. Die Sturmritte O.'s leben in dem Wüthenden Heere oder der Wilden Jagd fort, welche nach schwedischem und schonischem Volksglauben noch heute O. führt, nach holsteinischem, mecklenburgischem und pommerschem der Wod; der Schwabe spricht noch von Muotes Heer. Die Wilde Jagd braust besonders zu altheiligen Zeiten über die Erde, wo der Gott seinen Festumzug dereinst hielt. Als Windgott beherrschte O. auch die Schifffahrt; er hieß in dieser Eigenschaft Hnikar und Hlêfreyr. Größer war jedoch sein Einfluß auf den Feldbau. Daher ist er der deutsche Erntegott, dem von den Feldfrüchten Opfer gebracht wurden, und der zu Herbst und Mittwinter hoch gefeiert ward. In dem Schimmelreiter deutscher Erntegebräuche spielt er noch seine Rolle. O. galt auch im allgemeinen als der Geber des Reichthums (Gibich). Sturm und Krieg fallen in der Vorstellung des Alterthums zusammen; O. war daher Kriegsgott. Zu ihm beteten die Völker vor der Schlacht und weihten ihm die Feinde durch feierlichen Speerwurf zum großen Opfer. Seinen Günstlingen lehrte er die Kriegskunst. Die Walküren, seine Schlachtjungfrauen, lenkten nach seinem Befehl die Schlachten und geleiteten die Gefallenen in O.'s Halle, die Walhöll, wo sie ein unsterbliches Kriegerleben führten. In den Sagen von den bergentrückten Königen mit großem Gefolge klingt O. in der Walhalle mit seinem Einherjar nach. Damit ist zugleich seine Eigenschaft als Todtengott bezeichnet. In sinnbildlicher Weise bezeichnete das Alterthum die geistige Herrschaft O.'s. Er ist der Allwissende, indem er von seinem Himmelssitz Hlidskialf alle Vorgänge der Welt sieht und ihm außerdem seine beiden Raben Hugin und Munin, Gedanke und Gedächtniß, alles Geschehene zutragen. Täglich verkehrt er mit Saga, und Bragi, der Gott der Dichtkunst, ist sein Sohn. Er selbst spendet den echten Dichtern die Gabe der Poesie durch einen Trunk aus dem Methe Odhroeris, welchen er abenteuerlich von einer im Berge verschlossenen Jungfrau erworben hatte. O. erfand auch die Runen und beherrschte damit die Zauberkunst. Ferner galt er als Gesetzerfinder und oberster Richter der Welt. Den Römern erschien der deutsche Wodan dem Mercur verwandt und sie nannten ihn ohne weiteres Mercurius. Daher ward auch der dies Mercurii in Wodan's-(Odin's-)Tag übersetzt. Was Saxo Grammaticus, Snorre Sturluson und andere Euhemeristen über O. erzählen, gehört zum guten Theil falscher Deutung an. Vgl. Menzel, «Zur deutschen Mythologie» (Bd. 1, Stuttg. 1855).

Oedipus war nach der Homerischen Odyssee der Sohn der Epikaste, welche er, ohne daß es beide wußten, heirathete, nachdem er seinen Vater erschlagen. Als dieses Verhältniß offenkundig geworden, erhing sich Epikaste; O. aber herrschte, gequält von den Erinnyen, über Theben fort, bis er endlich in einem Kampfe fiel. Später hat diese Sage, hauptsächlich durch die attischen Tragiker, folgende Gestalt erhalten: Laios, des Labdakos Sohn, König von Theben, heirathete Jokaste, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon. Weil er kinderlos blieb, befragte er deshalb das Orakel. Dieses verkündete ihm, daß der ihm aus dieser Ehe entsprießende Sohn sein Mörder werden würde. Als daher Jokaste wirklich einen Sohn gebar, ließ er diesen mit durchstochenen Füßen auf dem Kithäron aussetzen. Hier fand ihn ein Hirt des Königs Polybos von Korinth und brachte ihn seinem Herrn, dessen kinderlose Gemahlin Merope das Kind erzog und von seinen angeschwollenen Füßen Oedipus (d. i. Schwellfuß) nannte. Als diesem später von einem Korinther die Dunkelheit seiner Abkunft zum Vorwurf gemacht wurde,

wandte er sich an das delphische Orakel, von dem er die Antwort erhielt, daß er seinen Vater ermorden und seine Mutter heirathen werde. Um dem zu entgehen, kehrte er nicht nach Korinth zurück, begegnete aber, da er den Weg nach Theben einschlug, in einem Engpaß in Phocis seinem wirklichen Vater, dessen Wagenlenker ihm auszuweichen befahl. O. that dies nicht und erschlug im Streite beide. Nichts Böses ahnend, setzte er seinen Weg weiter nach Theben fort. Hier wüthete damals die Sphinx (s. d.), welche den Vorübergehenden ein Räthsel aufgab und jeden, der es nicht lösen konnte, tödtete. Dem Retter des Landes ward daher der erledigte Thron und die Hand der Königin zugesagt. O. löste das Räthsel, befreite so das Land von dem Ungeheuer, erhielt den Preis und erfüllte hiermit das Orakel. Mit seiner Mutter zeugte er nun den Eteokles und Polyneikes, die Antigone und Ismene. Die Folge dieser unnatürlichen Verbindung war eine Pest, von der das Orakel nur dann Befreiung versprach, wenn der entfernt werde, der den Fluch über das Land gebracht. Nach vergeblichen Bemühungen, diesen zu entdecken, erfuhr O. vom Seher Tiresias das unglückliche Geheimniß. Jokaste erhing sich, O. stach sich beide Augen aus und verlangte, daß man ihn aus dem Lande stoße. Dieses that man aber erst später auf Verlangen seiner herrschbegierigen Söhne. Erzürnt sprach er den Fluch über sie aus, daß das Schwert ihr Erbe theilen solle. Dagegen schlossen sich seine beiden Töchter an ihn an. Nach langem Umherirren kam er endlich in Begleitung der Antigone (s. d.) in den Hain der Eumeniden bei Kolonos in Attika, wo er, nachdem der Zorn der Götter versöhnt war, auf geheimnißvolle Weise von der Erde entrückt wurde. Dieser Mythus ist von den attischen Tragikern vielfach behandelt worden; erhalten sind uns von den darauf bezüglichen Tragödien nur des Sophokles «König O.» und «O. auf Kolonos» sowie von denjenigen, welche die Schicksale der Kinder des O. behandelten, die «Sieben gegen Theben» des Aeschylos, die «Antigone» des Sophokles und die «Phönizierinnen» des Euripides; aus der röm. Tragödie der «Oedipus» und die «Phönissä» des Seneca. Auch die bildende Kunst hat die Schicksale des O. und seines Hauses häufig dargestellt; namentlich sind uns noch zahlreiche darauf bezügliche griech. Vasenbilder erhalten. Vgl. Schneidewin, «Die Sage vom O.» (Gött. 1852).

Odoäcer (lat. Odoacer), german. Heerkönig, war von herulischer Abstammung und im Lager des Attila aufgewachsen, wo sein Vater Edico eine hohe Stellung eingenommen hatte. Durch einen Segenswunsch des heil. Severinus aufgemuntert, trat er in weströmische Kriegsdienst und schwang sich schnell empor. Als der Oberbefehlshaber in Italien, Orestes, den Kaiser Julius Nepos verjagte und seinen eigenen Sohn Romulus Augustulus mit dem Purpur bekleidete (475), befehligte O. jenseit der Alpen ein zweites röm. Heer, welches nach damaliger Sitte ganz aus geworbenen barbarischen Söldlingen bestand. Diese Söldner forderten jetzt, daß ihnen feste Wohnsitze in Italien angewiesen würden, ebenso wie früher mit andern Germanen in Gallien und Spanien geschehen war, und zwar verlangten sie ein Drittheil von dem gesammten Grund und Boden. Als man dies verweigerte, brach O. in Italien ein. Orestes ward in Pavia belagert und nach Erstürmung der Stadt hingerichtet; der Kaiser Romulus Augustulus capitulirte in Ravenna und entsagte der Herrschaft. Darauf mußte der röm. Senat ein Schreiben an den byzant. Kaiser richten, wodurch das weström. Kaiserthum förmlich als aufgehoben bezeichnet wurde (25. Aug. 476). O. seinerseits begnügte sich mit dem german. Königstitel, und der byzant. Hof erkannte ihn auch, nach einigem Sträuben, als Patricius von Rom an. Nun vertheilte O. das geforderte Drittel des Grundbesitzes unter sein Heer, ließ aber überdies die röm. Staatseinrichtungen fast unverändert fortbestehen und bewies, obwol er sich selbst zum Arianismus bekannte, große Schonung gegen die orthodoxe röm. Kirche. Auch über Dalmatien breitete er 480 seine Herrschaft aus und bekriegte mit Erfolg die Rugier in Noricum 487. Aber sein Reich stand nur auf schwacher Grundlage. O. war nur ein glücklicher Soldat und nicht von altkönigl. Geschlecht. Sein in Italien angesiedeltes Heer entbehrte des nationalen Zusammenhangs und war aus Horden verschiedener Abstammung zusammengesetzt. O. genoß daher nicht dieselbe Anhänglichkeit wie die german. Volkskönige; jeder Häuptling hielt sich dem König gleichberechtigt und that, was ihm gutdünkte. Das zeigte sich, als der König der Ostgothen, Theodorich (s. d.), gegen Italien heranzog; die Häuptlinge waren ungehorsam und unzuverlässig, manche gingen sogar zum Feinde über. So trug der Volkskönig Theodorich über den Heerkönig O. den Sieg davon, doch erst nach tapferm Widerstande. Drei große Schlachten wurden geschlagen, am Isonzo unweit Aquileja 28. Aug. 489, bei Verona an der Etsch 27. Sept. 489, an der Adda 11. Aug. 490. Dann behauptete sich O. noch länger als zwei Jahre in der festen Stadt Ravenna. Endlich kam ein Friedensvertrag zu Stande, wonach beide

Könige nebeneinander in Italien wohnen sollten. Die genauern Bedingungen dieses Vertrags sind nicht bekannt. Doch ward O. gleich darauf, 5. März 493, bei einem Trinkgelage erschlagen, wahrscheinlich nicht ohne Mitschuld Theodorich's.

O'Donnell oder O'Donel, eine alte Familie in Irland, welcher die frühere Landschaft Tyrconnel, die jetzige Grafschaft Donegal, gehörte. In einem fortgesetzten Kampfe mit den O'Neals verlor die Familie O. ihre Besitzungen, erhielt dieselben aber nach dem Sturze ihrer Feinde unter der Königin Elisabeth wieder zurück. Der Bruder des tapfern und klugen Hugh Roe O., Rory oder Roderick O., wurde 1603 von Jakob I. zum Baron von Donegal und Grafen von Tyrconnel erhoben. Als Jakob II. nach seiner Vertreibung vom engl. Throne wenigstens Irland zu behaupten suchte, stellten sich auch die O. unter die Fahne der Stuarts und mußten darum nach der Schlacht am Boynefluß fast sämmtlich ihr Vaterland verlassen. Sie machten sich hierauf zum Theil in Oesterreich unter dem Namen der Grafen von Tyrconnel ansässig und gelangten zu hohen Staatswürden. Karl, Graf O. von Tyrconnel, trat in kaiserl. Dienste und erwarb sich 1746 in der Schlacht bei Piacenza den Grad eines Generals. 1756 kämpfte er in Böhmen; nach der Schlacht bei Lobositz wurde er Feldmarschallieutenant, und in der Schlacht bei Kollin befehligte er die Cavalerie. Er erhielt sodann den Rang eines Cavaleriegenerals und betheiligte sich als solcher bei Hochkirch und bei Maxen. Nach der Verwundung Daun's bei Torgau übernahm er den Oberbefehl, aber nur, um das Heer nach Böhmen zurückzuführen. Weniger glücklich war er in Schlesien, wo er 1762 bei Reichenbach geschlagen und zur Uebergabe von Schweidnitz gezwungen wurde. 1764 führte er den Oberbefehl in den Niederlanden, und 1768 erhielt er das Generalgouvernement von Siebenbürgen. Er starb zu Wien 1770. — Franz, Graf O., trat 1809 an die Spitze der österr. Finanzen, starb aber schon 1810. — Moritz, Graf O. von Tyrconnel, österr. Kämmerer und Feldmarschallieutenant, war vermählt mit Christine, Tochter des Fürsten von Ligne, und starb 1. Dec. 1843. Sein ältester Sohn, Maximilian Karl Lamoral, Graf O. von Tyrconnel, geb. 29. Oct. 1812, österr. Generalmajor und Flügeladjutant des Kaisers Franz Joseph, machte sich bei dem Attentat auf den Monarchen 18. Febr. 1853 durch Muth und Geistesgegenwart bemerklich. — Nicht minder zeichneten sich die O. aus, welche nach Spanien übersiedelten. Joseph Heinrich O., Graf von Abisval, geb. 1770, trat in die span. Garden und wohnte dem Feldzuge von 1795 gegen die Franzosen bei. In dem span. Insurrectionskriege gegen Napoleon stieg er zum General, erwarb sich durch einen Sieg bei La Bisval den Grafentitel, wurde aber 1810 und 1811 mehrmals geschlagen und endlich im Streite mit den Cortes gefangen gesetzt. Ferdinand VII. ernannte ihn 1814 zum Generalkapitän von Andalusien und 1818 zum Gouverneur von Cadix; 1819 aber erhielt er den Befehl über ein nach den südamerik. Colonien bestimmtes Armeecorps. Ehe er sich jedoch einschiffte, brach die Verschwörung auf der Insel Leon aus, die er vergebens zu unterdrücken suchte. Der König übergab ihm hierauf den Befehl über die in der Provinz Mancha versammelten Truppen, an deren Spitze er sich auf dem Zuge nach Galicien zu Ocaña für die Constitution erklärte. Indessen benahm er sich alsbald so zweideutig, daß ihm die Constitutionellen wenig Zutrauen schenkten. Beim Einbruche der Franzosen 1823 gewann er mit einem zur Unterstützung des Generals O'Daly abgeschickten Corps dem Feinde einige Vortheile ab und übernahm dann den Befehl über die Reservearmee, die Madrid decken sollte. Weil er jedoch mit der royalistischen Partei in Unterhandlung trat, zwangen ihn seine eigenen Soldaten, das Commando niederzulegen. Er suchte nun nach Frankreich zu entkommen, wurde aber zu Villareal von den Constitutionellen gefangen. Nachdem ihn die Franzosen wieder befreit, ging er nach Bordeaux, von da nach Limoges, wo er sich niederließ. 1834 auf der Rückkehr nach Spanien begriffen, starb er zu Montpellier aus Entsetzen über die Nachricht, daß der Karlistenchef Zumala-Carreguy seinen kriegsgefangenen Sohn habe erschießen lassen. Sein Bruder, Heinrich Karl O., starb 1830 als Generalkapitän von Altcastilien. — Das jetzige Haupt des in Irland zurückgebliebenen Zweigs der Familie ist Sir Richard Annesley O., Baronet von Newporthouse, geb. 1808, der seine Würden 1828 von seinem Bruder erbte.

O'Donnell (Don Leopoldo), Graf von Lucena, Herzog von Tetuan, der zweite Sohn des Grafen von Abisval, geb. 12. Jan. 1809 zu Sta.-Cruz auf der Insel Teneriffa, trat schon 1819 durch besondere Gunst König Ferdinand's VII. als Lieutenant beim Regiment Kaiser Alexander ein, wohnte 1823 der Belagerung von Ciudad-Rodrigo durch die Royalisten bei und ward 1828 Hauptmann. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1833 entschied er sich für die Sache Isabella's und kämpfte mit solchem Glück gegen die Karlisten, daß er bereits 1834 zum Obersten und 1836 zum Brigadier befördert wurde. Nachdem er durch seine Entschlossenheit eine

gefährliche Meuterei der königl. Truppen unterdrückt, erhielt er im Sept. 1837 das Commando der Armee von Cantabrien, mit der er die Karlisten 20. Febr. 1838 bei Urieta schlug und Ojarzun einnahm. Hierauf zum Generalkapitän von Aragonien, Valencia und Murcia ernannt, siegte er 17. Juli 1839 über Cabrera in dem denkwürdigen Treffen bei Lucena, das zur Beendigung des Bürgerkriegs wesentlich beitrug und ihm den Grafentitel und das Patent als Generallieutenant einbrachte. Der verunglückte Aufstand gegen Espartero, den O. 1841 in Gemeinschaft mit Narvaez und Concha unternahm, nöthigte ihn, sich nach Frankreich zu flüchten, wo er zwei Jahre im Gefolge der Königin Christine verweilte, bis der Sturz Espartero's 1843 ihn in sein Vaterland zurückführte. Durch den Einfluß Christinens zum lucrativen Posten eines Gouverneurs von Cuba ernannt, schiffte er sich 1848 nach vierjähriger Amtsführung mit einem Vermögen von 1 Mill. Duros wieder nach Spanien ein. Mit dem Ministerium zerfallen, hielt er sich jetzt im Senat zur Opposition, während er insgeheim gegen die Regierung conspirirte. Einer Verhaftung entging er durch Hülfe seiner Freunde und Genossen und blieb fünf Monate lang in Madrid versteckt, bis er sich 28. Juni 1854 an die Spitze des Militär-Pronunciamiento stellte. Am 30. Juni bestand er gegen die Besatzung von Madrid unter dem Kriegsminister Blaser das Gefecht von Vicalvaro, das mit dem Rückzuge der Regierungstruppen endete, und von dem die Anhänger O.'s später den Namen der Vicalvaristen annahmen. Durch die Proclamation von Manzanares rief er alsdann die Spanier zum Sturz des verfassungsfeindlichen Regiments und zur Herstellung der Charte von 1837 auf und zog, mit Espartero vereint, unter dem Jubel der Bevölkerung 29. Juli 1854 in Madrid ein. Zum Kriegsminister und Marschall erhoben, wußte er mit Hülfe der Moderados bald den schwachen Espartero zu beseitigen, den er 14. Juli 1856 als Premierminister ersetzte. Eine darüber in Madrid ausgebrochene Volksbewegung schlug er energisch nieder, verhing über ganz Spanien den Belagerungszustand und löste auch die Cortes auf, wodurch er jedoch nur die Progressisten erbitterte, ohne den Hof zu versöhnen, sodaß er schon 12. Oct. seinen Platz an Narvaez räumen mußte. Er suchte nun als Vertreter der sog. liberalen Union eine Verschmelzung aller Parteien zu bewirken, die ihn wirklich, 30. Juni 1858, von neuem ans Ruder brachte, wo er sich diesmal über fünf Jahre hindurch behauptete. Um die Aufmerksamkeit des Volks von den innern Angelegenheiten abzulenken, begann er zunächst einen Krieg mit Marokko, in dem er selbst den Oberbefehl übernahm. Im Nov. 1859 landete er an der Küste Afrikas, schlug die Mauren in mehrern Treffen und erstürmte 4. Febr. 1860 das feindliche Lager vor Tetuan, was die Uebergabe dieser Stadt und einen für Spanien sehr günstigen Frieden zur Folge hatte. Zum Lohn verlieh ihm die Königin Isabella den Titel eines Herzogs von Tetuan. Auch nach Cochinchina wurde in Gemeinschaft mit den Franzosen eine Expedition unternommen, und im März 1861 ließ O. ein Truppencorps auf San-Domingo landen und von dem ehemaligen span. Theile dieser Insel Besitz ergreifen, der indeß später wieder aufgegeben werden mußte. Verhängnißvoller wurde der Streit, in den er sich mit den südamerik. Republiken einließ. Noch vor Ausbruch desselben hatte O. seine Entlassung erhalten, aber nur, um 21. Juni 1865 zum dritten mal an die Spitze der Regierung zu treten. Trotz dem Widerstreben des Hofs setzte er die Anerkennung des Königreichs Italien durch und bemühte sich, auch im Innern nützliche Reformen einzuführen, sah sich aber gleich anfangs von den extremen Parteien angefeindet, die sich zu seinem Sturz vereinigten. Ein gefährlicher Militäraufstand unter der Leitung Prim's wurde glücklich niedergeschlagen; es folgten Emeuten in Salamanca und in Madrid selbst, welche letztere 22. Juni 1866 nach einem blutigen Straßenkampfe unterdrückt wurde. Um der Anarchie zu steuern, legte O. den Kammern einen Gesetzentwurf vor, der die durch die Verfassung gesicherten constitutionellen Bürgschaften einstweilen suspendirte, und der in beiden Häusern durchging, ebnete aber hiermit gerade den Weg für seinen Nebenbuhler, den Marschall Narvaez, der 11. Juli von der Königin berufen ward, ein neues Ministerium aus lauter reactionären Elementen zu bilden. Unter der Schreckensherrschaft, die jetzt eintrat, glaubte O. seine eigene Sicherheit gefährdet, weshalb er sich nach Paris zurückzog, um den fernern Gang der Ereignisse abzuwarten.

Odysseus, bei den Römern Ulysses oder richtiger Ulixes, eine der interessantesten und bedeutendsten Gestalten in dem Sagenkreise vom Trojanischen Kriege, ein treuer Spiegel des griech. Nationalcharakters mit seinen Vorzügen und Schattenseiten, von Homer (s. d.) in der Odyssee verherrlicht, war der Sohn des Laërtes und der Antikleia, Gemahl der Penelope (s. d.), Vater des Telemachos (s. d.), König von Ithaka. Auf einem Besuche bei seinem Großvater Autolykos erhielt er auf der Jagd eine Wunde am Knie, an deren Narbe ihn später seine Amme

wiedererkannte. In Messene, wohin ihn einst sein Vater geschickt hatte, um Vergeltung zu fordern, weil Messenier Schafe von Ithaka geraubt hatten, traf er mit Iphitos zusammen, der ihm jenen berühmten Bogen des Eurytos schenkte, den die Freier nicht zu spannen vermochten. Zum Zuge gegen Ilios vermochte ihn Agamemnon nur mit Mühe zu überreden. Er versuchte vorher die Auslieferung der Helena (s. d.) in Güte zu bewerkstelligen und reiste deshalb nach Ilios; allein vergebens. Nach der spätern Sage war es vorzüglich Palamedes, der ihn zur Theilnahme am Zuge nöthigte. Er nahm nun mit zwölf Schiffen als Führer der Kephallenier daran theil und zeigte sich ebenso wol als tapfern Streiter wie als gewandten, beredten und schlauen Kundschafter und Unterhändler. Er vermittelte die Aussöhnung zwischen Agamemnon und Achilles und gewann nach des letztern Tode durch seine Beredsamkeit dessen Waffen, weshalb Ajax (s. d.) sein Feind wurde. Unter seiner Führung stiegen die Helden in das hölzerne Roß, aus welchem er mit Menelaos zuerst in die Wohnung des Deïphobos eilte und in schrecklichem Kampfe siegte. Noch reichern Stoff gaben der Sage und Poesie seine zehnjährigen Irrfahrten nach dem Falle von Ilios, welche die Odyssee ausführlich beschreibt. Zuerst wurde er an die thrazische Küste zu den Kikonen verschlagen, wo er 72 Gefährten verlor. Dann kam er zu den Lotophagen an der libyschen Küste, dann zu den Cyklopen (nach der spätern Ansicht an der Westküste von Sicilien; doch sind geogr. Bestimmungen in dieser phantastischen Märchenwelt des fernen Westens, in welche uns die Odyssee führt, überhaupt nicht möglich), wo Polyphem (s. d.) sechs seiner Gefährten verzehrte und ihm dasselbe Geschick bevorstand, wenn er jenen nicht berauscht und im Schlafe seines einzigen Auges beraubt hätte, weshalb ihn nun Poseidon, der Vater des Polyphem, verfolgte. Von da gelangte er zur Insel des Aeolos, der ihm einen Schlauch, in welchem er die Winde eingeschlossen hatte; mitgab. Als O.' Gefährten diesen Schlauch, bereits im Angesicht der Küste von Ithaka, öffneten, wurden die Schiffe mit Gewalt zurückgeworfen und kamen, von Aeolos zurückgewiesen, zu den menschenfressenden Lästrygonen, vor denen O. nur mit einem einzigen Schiffe sich rettete. Hierauf führte ihn sein Geschick zur Insel der Zauberin Circe (s. d.), die ihn endlich entließ und ihm auftrug, in das Reich des Hades hinabzusteigen, um dort den Tiresias zu befragen, wie er in seine Heimat zurückkehren könne. Dieses that er, kehrte dann zur Circe zurück, segelte von dieser zur Insel der Sirenen und gerieth dann zwischen die Scylla und Charybdis, wo er wiederum sechs Gefährten verlor. Hierauf landete er an der Insel des Helios Trinakria, wo seine Gefährten, während er schlief, aus Hunger Stiere von der Heerde des Gottes schlachteten. Dafür wurde sein Schiff auf der Weiterreise von Zeus durch einen Blitzstrahl zerschmettert und alle Gefährten wurden getödtet. Ganz allein kam O. auf den Trümmern seines Schiffs auf der Insel Ogygia an, wo ihn die Nymphe Kalypso gut aufnahm und sieben Jahre bei sich zurückhielt. Endlich, als Hermes ihr den Willen der Götter, daß O. heimkehre, verkündigt hatte, baute dieser sich ein Floß und fuhr auf diesem fort. Aber Poseidon sendete Sturm, infolge dessen die Wellen ihn davon herabschleuderten. Schwimmend erreichte er das Ufer des Phäakenlandes. Hier traf ihn die Königstochter Nausikaa, von der er zu ihrem Vater Alkinoos geführt wurde, der ihn gastlich aufnahm und reich beschenkt in die Heimat sandte. Im Schiffe fest eingeschlummert, langte er endlich nachts in Ithaka nach 20jähriger Abwesenheit wieder an, wo er die Penelope, die ihm treu geblieben war, und seinen Sohn Telemachos wieder antraf. Die Freier, welche sich um die Hand seiner Gattin beworben und sein Hab und Gut verpraßt hatten, tödtete er. Von seiner spätern Lebenszeit erzählt Homer nur die Weissagung des Tiresias, nach der ihm ein sanfter Tod in hohem Alter bevorstand. Nach einer spätern Sage wurde er von seinem mit der Circe gezeugten Sohn Telegonos, der, seinen Vater suchend, auf Ithaka gelandet war, im Kampfe, während beide einander nicht kannten, getödtet. Auch die bildende Kunst hat die Abenteuer des O., wie überhaupt die troischen Sagen, vielfach dargestellt.

Oeil-de-Bœuf (franz., d. i. Ochsenauge) heißt in der Architektur eine runde oder ovale Oeffnung, die in einer Wand, in einem Dache oder in einer Kuppel der Beleuchtung wegen angebracht ist. Berühmt ist im Schlosse zu Versailles ein Zimmer, das von einem solchen im Friese durchgebrochenen Rundfenster den Namen Oeil-de-Bœuf führt und in der franz. Hofgeschichte unter Ludwig XIV. eine wichtige Rolle spielt. Es war die Antichambre der Wohnzimmer des Königs und diente als Wartezimmer für die Generale, Prälaten und großen Herren, die sich jeden Morgen zum Lever einstellten. Infolge der Menge der Zuströmenden wurde die persönliche Vorlassung von Ludwig XIV. so erschwert, daß auch die Vornehmsten stundenlang ehrerbietigst zu antichambriren hatten, bis endlich die Thür des anstoßenden königl. Schlafgemachs aufging und heraustretender Kammerdiener von einer Liste die Namen derjenigen ablas,

welche das Glück haben sollten, dem Könige bei seinem Lever aufzuwarten oder ihn auf seiner Morgenausfahrt zu begleiten.

Oeynhausen, ein in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommener, jetzt zur Stadt erhobener Curort mit vielbesuchtem Solbad im preuß. Regierungsbezirk Minden in Westfalen, an der Minden-Kölner Eisenbahn, im Weserthale, 2 M. im Südwesten von der Kreisstadt Minden, 1,3 M. von der Porta-Westphalica, kurz vor dem Einfluß der Werre in die Weser gelegen, hat 1447 E., mehrere Hotels, ein neues Badehaus mit 206 F. langen Seitenflügeln, 64 Badezellen und 4 Douchecabineten, ein neugebautes Dunstbad mit 24 Zellen, eine Kaltwasserdouche von 28 F. Fall, ein Gasbad, ein Wellenbad in der Werre, einen gymnastischen Cursaal, einen Säulengang, eine Trinkhalle, eine Molkencur u. s. w. Die Sole kommt aus der $^1/_8$ M. entfernten, bei dem Dorfe Rehme (mit 753 E.) gelegenen bedeutenden königl. Saline Neusalzwerk, die schon seit 1746 besteht und jährlich eine Ausbeute von 60000 Ctr. Salz liefert. Die kohlensaure Solquelle tritt mit 26,2° R. Temperatur aus einem 2220 F. tiefen Bohrloch zu Tage und gibt in jeder Minute 60 Kubikf. Wasser, wobei in jeder Minute 8 Kubikf. Kohlensäure entweichen. O. wird als Curort besonders gegen Uterusleiden, Skrofeln, Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten, chronischen Katarrh u. s. w. empfohlen. Vgl. Möller und Oeynhausen, «Das königl. Solbad O.» (2. Aufl., Berl. 1849); Möller, «Bad O. bei Rehme» (Berl. 1850); Lehmann, «Die Solthermen zu Bad O.» (Gött. 1856) und «Das Soldunstbad zu O.» (Gött. 1857).

Ofen nennt man im allgemeinen jeden eingeschlossenen Raum, welcher dazu bestimmt ist, in ihm durch Verbrennung Wärme zu entwickeln und in zweckmäßiger Weise auf zu erwärmende Körper zu übertragen. Handelt es sich um die Erwärmung oder Erhitzung fester Körper, so werden diese ins Innere des O. gebracht, entweder direct zwischen das Brennmaterial, auch wol auf einen von dessen Flamme bestrichenen herdförmigen Raum; oder in Gefäßen (Tiegeln) wie bei den Schmelz- und Glühöfen. Wasser und andere Flüssigkeiten erwärmt man in Kesseln, welche in den Ofenraum eingehängt oder eingelegt werden, Kesselöfen. Zum Kochen der Speisen hat man Kochöfen, wo die Gefäße auf eine vom Feuer erhitzte Eisenplatte gesetzt oder in Oeffnungen derselben eingesenkt, folglich direct dem Feuer dargeboten werden. Die Erwärmung der Luft in mehr oder weniger großen Räumen geschieht entweder so, daß man den O. innerhalb eines solchen Raums selbst aufstellt, Stubenöfen, oder auf die Weise, daß man die mittels des O. in einer kleinen Heizkammer erwärmte Luft durch Kanäle nach den bewohnten Räumlichkeiten leitet, Luftheizungsöfen. Die Stubenöfen müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, darauf hin construirt sein, das Heizmaterial so schnell als möglich zu verbrennen, den durch die Verbrennung erzeugten Rauch möglichst abgekühlt in den Rauchfang zu führen und dem Zimmer selbst eine nach Verhältniß möglichst große Ausstrahlungsfläche der an die Ofenwände abgegebenen Wärme darzubieten. Dem Material nach sind die Oefen entweder eiserne oder steinerne oder Kachelöfen. Ihrer Construction nach sind bei weitem die meisten Oefen Kastenöfen, die älteste Art, und Zugöfen. Besondere Arten der Zugöfen sind der schwedische, bei welchem eine Luftschicht aus dem Zimmer durch den Kasten geleitet, dort erwärmt wird und dann wieder ins Zimmer tritt, und der russische, welcher sich durch seine große Anzahl von Zügen und seinen Verschluß auszeichnet. Die Füllöfen werden am Morgen mit Brennmaterial gefüllt und verzehren dasselbe ohne weitere Aufsicht nach und nach; sie sind mit einer Vorrichtung zum Reguliren der Verbrennung versehen und heizen vortrefflich. Den Uebergang zu den Kochöfen bilden die Corsischen Oefen, in welchen die zum Heizen des Zimmers erforderliche Wärme zugleich zum Kochen der Speisen benutzt wird. Zu den Oefen für technische Zwecke, bei denen das Feuer besonders geleitet werden muß, gehören hauptsächlich die Oefen zur Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen und zur Schmelzung der Metalle selbst. Außer den Hohöfen (s. d.) sind von dieser Art zu nennen die Flammöfen oder Reverberiröfen, die so construirt sind, daß das zu schmelzende oder reducirende Erz oder Metall nicht unmittelbar mit dem Feuer in Berührung kommt, sondern nur der Einwirkung der Flamme ausgesetzt ist; ferner die Gefäßöfen, d. h. diejenigen Oefen, in welchen besondere, aus feuerfestem Thon oder Gußeisen gefertigte Gefäße, Tiegel, Retorten und Röhren durch Kohle oder anderes Brennmaterial erhitzt und darin enthaltene Stoffe geschmolzen, calcinirt oder sonstigen technischen und chem. Operationen unterworfen werden. Dahin rechnet man z. B. die Gußstahlöfen, Messingöfen, Glasöfen, Emaillirösen, Cementiröfen, Zinköfen u. s. w. Die Cupolöfen, die hauptsächlich zum Umschmelzen des Roheisens für bessere Gußstücke dienen, sind eigentlich auch Hohöfen, unterscheiden sich aber von diesen durch geringere Größe sowie dadurch, daß sie freistehend von Gußeisenplatten zusammengesetzt und innen ausgemauert sind.

Ofen, ungar. **Buda**, die Hauptstadt des Königreichs Ungarn, im Pesther Comitat am rechten Donauufer, Pesth (s. d.) gegenüber gelegen, besteht aus der Festung oder innern Stadt, fünf Vorstädten (Wasserstadt, Landstraße, Neustift, Christinenstadt, Taban oder Raizenstadt) und dem 1850 einverleibten Marktflecken Altofen. Der Haupttheil ist die Festung, die frühere Residenz der ungar. Könige, auf einem felsigen Berge 192 F. über der Donau gelegen. Bis 1849 hatte sie fast ganz die Gestalt, in der sie 1686 den Türken durch Karl von Lothringen entrissen wurde. Bei der Belagerung von 1849 litten die Mauern und Basteien bedeutend; doch wurden die Werke wiederhergestellt. Die Festung ist regelmäßig gebaut, hat reinliche Straßen und enthält ausgezeichnet schöne Paläste. Das königl. Schloß, von Karl VI. erbaut, bildet gegen die Donau eine 94 Klafter lange Fronte, enthält die Hofkirche (den Aufbewahrungsort der Reichskleinodien), eine Gemäldesammlung und Bibliothek, sowie einen schönen Garten und ist seit dem Brande von 1849 wieder in seiner frühern Gestalt hergestellt worden. In der Festung sind sonst noch zu nennen: das Zeughaus, die Paläste der Grafen Sandor und Teleki, die Statthalterei-, Kameral- und Kriegsrathsgebäude, die Buchdruckerei der pesther Universität, das 1851 errichtete Denkmal zur Erinnerung an den General Hentzi, den Oberst Allnoch und die 418 andern Oesterreicher, welche während der Belagerung O.s durch die Ungarn unter Görgei (4. bis 21. Mai 1849) fielen. Die Christinenstadt liegt in einem anmuthigen Thale hinter der Festung und hat nette Gebäude, darunter namentlich das im Horvath'schen Garten gelegene Sommertheater und das neue, großartige Palais des Grafen Karácsonyi. Die andern vier Vorstädte liegen an der Donau. Die bedeutendste derselben ist die Raizenstadt, die namentlich seit dem Brande von 1811 im Aeußern viel gewonnen hat. Größer und volkreicher als diese fünf ältern Vorstädte ist der frühere Marktflecken **Altofen**, das röm. Acincum oder Aquincum, von welchem noch ein Bad, Spuren des Amphitheaters und zahlreiche Inschriftensteine erhalten sind. Bemerkenswerth sind hier namentlich die große, breite und mit schönen Gebäuden versehene Hauptstraße, die kath. und reform. Kirche, das Kameralgebäude, die königl. Monturanstalt mit einem Castell und einer Kaserne, das sechsstöckige, früher als Seidenfabrik benutzte königl. Castell, das jetzt zur Kaserne umgestaltete Kloster Mariazell, die Synagoge, die schönste im ganzen österr. Kaiserstaate, und die Schiffswerfte, auf welcher die Schiffe der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft gebaut und stets an 5—600 Arbeiter beschäftigt werden. Die Bevölkerung betrug 1850 ohne Studirende und Soldaten 45653 (mit Altofen), 1857 bereits 61596 Seelen. Der Nationalität nach ist das deutsche, der Confession nach das röm.-kath. Element vorherrschend. Man rechnet 8000 Magyaren, 5000 Juden und 3000 Slawen. Die Einwohnerschaft der Festung besteht größtentheils aus Beamten. Die Bevölkerung der fünf ältern Vorstädte betreibt Handwerke, Handel, Feld- und besonders Weinbau. O. ist im Halbkreise von Weinbergen umschlossen, die ein sehr gutes Erzeugniß liefern. In Altofen wird ausgedehnter Handel und Gemüseanbau betrieben. An höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein kath. Hauptgymnasium und eine Realschule. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten ist bedeutend. Es befinden sich zu O. fünf Heilquellen, unter denen das Raizenbad in der Raizenstadt, das Königsbad am Nordende der Wasserstadt und das zwischen dieser und Altofen gelegene Kaiserbad zahlreich besucht sind. Letzteres war schon den Römern (Aquae calidae superiores) bekannt und bei den Türken sehr beliebt, die hier eine Moschee gegründet hatten, zu der man selbst aus Persien Wallfahrten unternahm. Mit dem auf dem andern Donauufer gelegenen Pesth ist O. seit 1849 durch eine großartige, 1200 F. lange Kettenbrücke verbunden, von deren Mündung aus ein durch den Schloßberg getriebener Tunnel in die Christinenstadt führt. Die Entstehung der heutigen Stadt O. knüpft sich an das Schloß, welches König Bela IV. 1247 auf dem Berge gegenüber Pesth erbaute, und das unter dem Namen Pesther-Neubergs-Schloß auch zu Pesth gehörte. Als zeitweilige Residenz der Könige gewann dieses Schloß mehr und mehr an Bedeutung, sodaß auch die um dasselbe sich bildende Stadt selbständig wurde und den Namen der alten, etwas weiter nördlich gelegenen Stadt Buda annahm. Erst König Ludwig I. wählte 1351 das Schloß zu seinem beständigen Aufenthalte, und Matthias Corvinus erbaute dasselbe neu. Eine in demselben aufgestellte berühmte Bibliothek wurde 1526 bei der Eroberung durch die Türken vernichtet. Während 300 J. trafen das Schloß 20 Belagerungen, und seit 1541 war es 145 J. in den Händen der Türken, denen es Karl von Lothringen 1686 entriß. Seitdem hatte die Festung erst 1849 wieder einen heftigen Angriff zu bestehen. Nachdem Görgei 4. Mai die Beschießung der von Hentzi mit 5000 Mann besetzten Festung begonnen, aber bald wieder eingestellt hatte, machte derselbe 16., 19. und 20. Mai ernstliche Angriffe, die aber tapfer abgeschlagen wurden. Erst durch den Sturm in der Nacht vom 20. bis 21. Mai fiel die Festung in

die Hände der Ungarn. Nach dem Abzuge der revolutionären ungar. Regierung wurde 11. Juli die Festung durch die Russen besetzt und dann den Oesterreichern übergeben. Vgl. Nemedy, «Die Belagerungen der Festung O. in den J. 1686 und 1849» (Pesth 1853).

Offenbach, Fabrikstadt in der großherzogl.-hess. Provinz Starkenburg am linken Ufer des Main und nur 1 St. östlich von Frankfurt, freundlich zwischen Wäldern und Wiesen gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und eines Kreisamts und zählte 3. Dec. 1864 bereits 19377 E. (1831 nur 7802, 1855 schon 13724 und 1861: 16685), die sich durch Strebsamkeit und Gewerbfleiß auszeichnen. Das Aeußere der Stadt ist durchaus modern. Von ältern Bauwerken ist nur das Isenburg'sche Schloß (1570—72 erbaut), ein schönes Denkmal der Renaissance, von neuern die drei prot., die kath. und die stattliche deutschkath. Kirche, die Synagoge, das geräumige Rathhaus, die Kasernen, das Palais des Fürsten Isenburg, das Gesellschaftshaus (Großes Colleg) hervorzuheben. O. hat sich in neuerer Zeit zur ersten Fabrikstadt des Großherzogthums Hessen emporgeschwungen. Die Einwohnerschaft trieb anfänglich fast blos Ackerbau, bis sich mit Uebersiedelung des Hofs des Fürsten von Isenburg um 1685 eine kleine Hof- und Beamtenaristokratie zu bilden begann. Zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. siedelten sich franz. Réfugiés im Orte an, meist Strumpf- und Kappenwirker, Kunstweber und Posamentirer, die ihre Gewerbe auch nach der neuen Heimat verpflanzten. Die Anlage eigentlicher Fabriken begann erst 1774 mit der Begründung der noch bestehenden Schnupftabackfabrik der Gebrüder Bernard, der alsbald der Musikverlag und die Notendruckerei von Joh. André (s. d.) folgte, dessen Geschäft ebenfalls noch jetzt in den Händen der dritten Generation blüht. Etwas später entstanden Etablissements für Rauchtaback, Brieftaschen und Etuis, Wagen, Wachslichter und «Offenbacher Pfeffernüsse». Als sich Hessen-Darmstadt (14. Febr. 1828) dem Zollverein angeschlossen, blühten Handel und Verkehr in O. rasch auf, und die beiden neubegründeten Messen machten Frankfurt mit Erfolg Concurrenz. Doch gingen die Messen, nachdem Frankfurt 1836 ebenfalls dem Verein beigetreten, wieder ein. Einen desto lebhaftern Aufschwung nahm seitdem die offenbacher Industrie. Den Hauptgegenstand derselben bilden die Portefeuillewaaren (theils eigentliche Leder- und Galanteriewaaren, theils Kästchen und Etuis, Reiseutensilien u. dgl.), in welcher Branche O. mit Paris, Wien und Berlin direct concurrirt. Derselben schließt sich an die Fabrikation von Stahl- und Gürtlerwaaren, Sattlerwaaren, Schuhen und Stiefeletten. Außer den bereits erwähnten Etablissements bestehen auch Maschinenfabriken, Eisen- und Gelbgießereien, Fabriken für Firnis, Lackfarben und Druckerschwärze, für Hüte, Dachfilz, Wachstuch, Glanzleder, Stearinkerzen, Parfumerien, Bunt- und Glanzpapier, Leim, Chemikalien (Anilin, Bleiweiß u. s. w.), Nadeln, Knöpfe, Saiten, Kleider, Dünger- und Knochenmehl, Cichorien; ferner eine Haarschneiderei, Tricot- und Börsenwebereien, eine Gold- und Silberspinnerei, Schriftgießereien u. s. w. Im ganzen zählt man an 500 Werkstätten, Fabriken und größere Etablissements. Handel und Verkehr werden durch eine Handelskammer sowie die sehr frequente Eisenbahn nach Frankfurt unterstützt. Eine Eisenbahnverbindung mit Hanau war 1867 projectirt. Industrie und Handel, die in O. ohne Zuthun der Staatsregierung aufgeblüht, haben die Stadt wohlhabend gemacht und zugleich ein selbstbewußtes Bürgerthum geschaffen. Es bestehen an 50 Vereine für gesellige, wissenschaftliche, commerzielle, gewerbliche und polit. Zwecke. O. wird als Ort zuerst 970 genannt und war damals im Bann des Dreieicher Reichsforstes gelegen, dessen Vögte die Herren von Hagen (Hain) waren. Durch Heirath und Erbtheilung kam O. an die Dynastie von Falkenstein im Taunus (1257), dann (1419) an die Herren von Sayn und die Grafen von Isenburg-Büdingen gemeinsam, endlich 1486 durch käufliche Abmachung zwischen beiden Häusern an die Isenburger allein. Mit der Mediatisirung des Fürstenthums Isenburg (1815) gelangte auch O. unter hess. Hoheit.

Offenbach (Jakob), beliebter Componist burlesk-komischer Operetten, von israel. Aeltern zu Köln 20. Juli 1822 (nach andern 21. Juni 1819) geboren, erhielt von seinem Vater den ersten Musikunterricht und machte dann 1835—37 auf dem Conservatorium in Paris seine Studien, nach deren Beendigung er als Violoncellist nacheinander in verschiedene Theaterorchester, zuletzt in das der Opéra-Comique, eintrat. Seit 1841 veröffentlichte er verschiedene kleine Violoncellcompositionen, die Beifall erhielten, sowie er selbst auch als Violoncellist in Concerten auftrat. Um diese Zeit entstanden auch seine Compositionen verschiedener Lafontaine'scher Fabeln, welche schon von jenem drastisch-komischen Talente, dem er später so viele Erfolge verdankte, die ersten Spuren zeigten. 1848 ging er nach Deutschland, kehrte aber 1850 wieder nach Paris zurück und wurde hier Musikdirector am Orchester des Théâtre-Français, wo er sich um die Hebung der sehr vernachlässigten Zwischenactsmusik Verdienst erwarb. Inzwischen hatte sein Talent für

musikalische Schwänke und Buffonerien im Kreise von Bekannten, Künstlern und Schriftstellern mehr und mehr Aufmerksamkeit erregt, und man drängte ihn, diese Komik in förmlichen Theaterstücken vor dem größern Publikum zur Geltung zu bringen. Während ihm dazu Texte von allen Seiten zugingen, fand sich jedoch kein Theater, das die Sachen aufführen wollte, und er bewarb sich deshalb selbst um eine Theaterconcession und eröffnete 1855 seine Bühne, die er Bouffes-Parisiens benannte. Durch einige glückliche Würfe gleich zu Anfang erwarb er sich so großen Zudrang, daß er schon noch Verlauf kaum eines Jahres sein Theater in den Champs-Elysées mit dem größern der Salle-Comte in der Passage-Choiseul vertauschen mußte. Später besuchte er mit seiner Truppe mehrmals die franz. Provinzen, England und einige Städte Deutschlands, trat jedoch neuerdings von der Leitung des Unternehmens zurück. Die Thätigkeit, welche O. in der Verfertigung von Operetten-Burlesken entwickelte, ist erstaunlich. Die vorzüglichern seiner derartigen Productionen dürften sein: «Les deux aveugles», «La nuit blanche», «Bataclan», «Le violoneux», «Pepito», «Tromb-Alcazar», «Les soixante-dix», «La demoiselle en loterie», «Dragonette», «Croqnefer», «La rose de Saint-Flour», «Le financier et le savetier», «Les trois baisers du diable», «Le mariage aux lanternes», «La chanson de Fortunio», «Orphée aux enfers» (in Paris allein über 400 mal aufgeführt), «Le pont aux sonpirs», «Les dames de la Halle», «Les bavards», «Le voyage de Dunanan père et fils», «Il Signor Fagotto», «Les belles Géorgiennes», «Lieschen et Fritzchen», «La belle Hélène» u. s. w. Einen hohen Kunstmaßstab darf man an diese Erzeugnisse nicht anlegen. O. will Spaß machen, und dazu hat er ein unzweifelhaft großes Talent. Die mancherlei Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten, die dabei mit unterlaufen, werden indeß häufig durch wirklich gesunde musikalische Komik und namentlich eine zuweilen unwiderstehliche parodistische Drastik aufgewogen. O. hat sich auch auf dem Felde der höhern musikalischen Dramatik versucht mit der komischen Oper «Barcouf» (1860 in der Opéra-Comique in Paris aufgeführt) und mit der romantischen Oper «Die Rheinnixe» (1864 in Wien gegeben), die beide ohne Erfolg blieben.

Offenbarung (revelatio) heißt überhaupt eine göttliche Kundgebung an die Menschen. Der Glaube an dergleichen göttliche O. ist so alt wie die Religion. Schon das heidnische Alterthum glaubte, daß alles höhere Wissen und Können der Menschen auf göttlicher Mittheilung beruhe und hielt nicht nur die Religionsstifter und Seher der Zukunft, sondern auch die Weisen, Künstler und Dichter für angehaucht vom göttlichen Geiste oder für inspirirt. (S. Inspiration.) Man dachte sich dabei die Götter bald als persönlich dem Menschen erscheinend und in menschlicher Rede sprechend, bald durch Gesichte und Träume mit ihnen verkehrend, bald den Menschengeist auf wunderbare Weise überwältigend und zum willenlosen Organe ihres übernatürlichen Wirkens benutzend. Daneben glaubte man, daß die Götter durch Orakel, Wunder und Zeichen den Menschen ihren Willen verkündigten und ihnen Enthüllungen gaben über zukünftige Dinge. In der griech. Welt erstreckt sich das Gebiet der göttlichen O. über den ganzen Umfang des natürlichen, bürgerlichen und polit. Lebens und bezieht sich nur zum geringern Theile auf Mittheilung eigentlich religiöser Erkenntnisse. Enger abgegrenzt auf das specifisch religiöse Gebiet erscheint der Offenbarungsglaube bei den Hebräern. Nach alttestamentlicher Anschauung ist O. jede Mittheilung des göttlichen Willens an die Träger des Bundes, den Jahveh mit dem auserwählten Volk geschlossen hat. Wie Gott mit Adam und Eva auf leiblich sichtbare Weise im Paradiese verkehrt, so offenbart er sich den Patriarchen durch Engel und Gesichte, dem Moses im brennenden Dornbusch und in den Gewittern auf Sinai, dem Volke auf der Wanderung durch die Wüste in der Feuersäule, die bei Nacht, in der Rauchwolke, die bei Tage vor Israel herzieht. In der Gesetzgebung auf Sinai stiftet er selbst seinen Bund mit dem Volke, gräbt seine Gebote mit seinem Finger in steinerne Tafeln ein und verheißt, persönlich über den Cherubim (s. d.) der Bundeslade seinen Wohnsitz zu nehmen. Der entwickelte Mosaismus der Folgezeit hat nicht nur in der ganzen levitischen Gesetzgebung eine unmittelbar göttliche Eingebung gesehen, sondern glaubte auch, daß Jahveh fort und fort durch den Mund der von ihm berufenen und inspirirten Propheten seinen Willen an Israel, seine Verheißungen und Drohungen, Mahnungen und Warnungen verkünde. Das nachexilische Judenthum dehnte dann den Begriff göttlicher O. auf Inhalt und Form der in einem heiligen Codex zusammengestellten alttestamentlichen Schriften aus, ohne darum aufzuhören, an unmittelbare Kundgebungen Gottes durch Stimmen vom Himmel, Engelserscheinungen und andere Wunderzeichen zu glauben. Derselbe Offenbarungsglaube ging auch ins älteste Christenthum über und wurde durch die religiöse Begeisterung der Urkirche aufs lebhafteste erregt. Das Leben Jesu erschien als eine fortlaufende Kette wunderbarer O.; aber auch die Apostel und Propheten des neuen Bundes redeten und

handelten, «wie der Geist Gottes ihnen es eingab», also als Träger unmittelbarer O. Gottes, und auch in der Folgezeit stellte jeder Fortschritt religiöser Erkenntniß in der Kirche, wie er namentlich durch den Episkopat und nachmals durch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen sich vermittelte, dem frommen Bewußtsein als eingegeben vom heiligen Geiste sich dar. Während die unmittelbaren individuellen O. Gottes, deren im kirchlichen Alterthum die gnostischen und montanistischen Propheten und das ganze Mittelalter hindurch einzelne Mystiker sich rühmten, als unecht verworfen wurden, ist dagegen die kirchliche Tradition, wie deren Begriff sich in der röm.-kath. Kirche fixirt hat, gewissermaßen eine fortgesetzte O., daher unfehlbar und durch manche Zeichen und Wunder als göttliche Wahrheit beglaubigt, die dem Worte Gottes in der Heiligen Schrift ebenbürtig zur Seite tritt. Doch hatte diese Ausweitung des Offenbarungsbegriffs nothwendig eine Abschwächung desselben zur Folge, indem die Grenzlinien zwischen unmittelbarer und mittelbarer O. schwer zu ziehen sind, letztere aber fast ganz in die allgemeinere Vorstellung einer ununterbrochenen Leitung der Kirche durch den in ihr gegenwärtigen heiligen Geist übergeht.

Es war nur eine Folge der prot. Opposition gegen den kath. Traditionsbegriff, daß mit dem Begriffe des «göttlichen Worts» auch der Offenbarungsbegriff wieder strenger gefaßt wurde. O. ist daher der altprot. Theologie so viel als übernatürliche Belehrung, und zwar vorzugsweise über übervernünftige Wahrheiten oder Glaubensgeheimnisse, welche die natürliche Vernunft aus sich selbst weder zu schöpfen noch zu begreifen vermag. Der Form nach wird dieselbe vorgestellt als wunderbares oder psychologisch unvermitteltes Einlegen fertiger Erkenntnisse ins menschliche Bewußtsein. Als Träger dieser unmittelbaren O. gelten jetzt ausschließlich Propheten und Apostel; da aber als vornehmlicher Zweck dieser Belehrungen die Fortpflanzung der mitgetheilten Erkenntnisse auf die Nachwelt galt, so gewöhnte man sich bald, die Propheten und Apostel einfach mit den Verfassern der alttestamentlichen und neutestamentlichen Schriften, und die übernatürliche O. mit der Inspiration der biblischen Bücher zu identificiren. Da wir also nur vermittels der Schrift von der göttlichen O. Kunde haben, so ist nach der prot. Dogmatik die O. für uns nur eine mittelbare, ein Satz, welcher ebenso wol der röm.-kath. Lehre von der ununterbrochenen O. Gottes in der Kirche als den vorgeblichen unmittelbaren Erleuchtungen Gottes, deren die «Schwarmgeister» sich rühmten, gegenübertreten soll. Neben dieser übernatürlichen O. kennt nun allerdings die prot. Theologie ebenso wie die Scholastik des Mittelalters eine natürliche, und versteht unter letzterer die freilich durch die Sünde greulich geschwächte natürliche Erkenntniß Gottes durch Vernunft und Gewissen. Aber einmal ist auch diese wenigstens ihrer ursprünglichen Entstehungsform nach selbst wieder übernatürlich; man betrachtet sie nämlich als den Ueberrest der dem Adam im Paradiese zutheil gewordenen Uroffenbarung, wenn sie gleich auf natürlichem Wege fortgepflanzt wird, und sodann ist selbst die Erkenntniß der sog. natürlichen Wahrheiten eine so dunkle, mit Irrthümern untermischte und ungewisse, daß man sich ohne deutliche Stellen der Heiligen Schrift auf sie nicht verlassen kann.

Eine eingehendere Erörterung des Offenbarungsbegriffs datirt erst aus der Mitte des 18. Jahrh., also aus einer Zeit, in welcher das altkirchliche Dogma auf allen Punkten erweicht, umgedeutet und abgeschwächt wurde. Im Kampfe gegen den Deismus (s. d.) und Naturalismus handelte es sich für die Apologetik zunächst um die Vertheidigung des Glaubens an eine übernatürliche Mittheilung Gottes überhaupt. Während die ältere Dogmatik die von Gott unmittelbar inspirirte Heilige Schrift als «Princip der Theologie» oder als Grundlage alles religiösen Erkennens betrachtet hatte, sah sich die Apologetik genöthigt, diese Schriftautorität selbst erst aus Vernunftprincipien zu begründen. Zu dem Ende wurde der Offenbarungsbegriff selbständig behandelt, und man hoffte aus dem allgemeinen Offenbarungsglauben den Glauben an die Inspiration der Heiligen Schrift rechtfertigen zu können. Aber bald genug wurde der Begriff der O. selbst wieder in Frage gezogen. Man stritt theils über den übervernünftigen Inhalt, theils über die übernatürliche Form der göttlichen O. In ersterer Beziehung wurde es im Aufklärungszeitalter zur herrschenden Meinung, daß es sog. übervernünftige Wahrheiten überhaupt nicht gebe, da das Uebervernünftige zugleich widervernünftig sei, die Vernunft aber allein entscheiden könne, ob etwas göttlich offenbart sei oder nicht. Hierdurch war der wesentlichste Inhalt des kirchlichen Dogmas mit Einem Schlage beseitigt, da die Lehren über Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, Erbsünde, stellvertretende Genugthuung u. s. w. der ältern Dogmatik selbst als der natürlichen Vernunft widersprechende galten. Auch die Supernaturalisten vertheidigten die «Glaubensgeheimnisse» immer schwächer und mattherziger, und wetteiferten mit ihren rationalistischen Gegnern in der Rationalisirung der Kirchenlehre. Dagegen hielt man insgemein auch rationalistischerseits die Möglichkeit einer übernatürlichen (oder wie man jetzt sagte, unmittelbaren) Mittheilung ver-

nünftiger Wahrheiten fest und stritt nur über die Nothwendigkeit einer solchen göttlichen Veranstaltung und über die Kriterien ihrer Erkennbarkeit. Kant sah in dem Zugeständnisse jener Möglichkeit den Unterschied des Rationalismus vom Naturalismus, forderte aber, daß alles «Statutarische» und Historische in der christl. Religion nur als eine vorübergehend erforderliche Hülle der reinen Vernunftreligion betrachtet werde, und Fichte fand in dem «Versuch einer Kritik aller O.» (Königsb. 1792) die Bedingung, unter welcher das Eintreten einer übernatürlichen O. nothwendig werde, in dem Falle erfüllt, daß durch das Ueberhandnehmen des Bösen in der Welt die allgemein sittlichen Wahrheiten dem Menschengeschlecht sich völlig verdunkelt hätten. Lessing, welcher über die O. spottete, «welche nichts offenbart», betrachtete doch in der «Erziehung des Menschengeschlechts» die übernatürliche O. als vorläufige Mittheilung von Wahrheiten an die Menschen, zu deren Verständniß aus natürlicher Vernunft dieselben erst nach und nach, auf dem Wege langsamer Entwickelung, zu gelangen vermöchten. Obwol daher seines ursprünglichen Inhalts völlig entleert, blieb der Begriff der O. als übernatürlicher göttlicher Mittheilung fertiger Verstandeserkenntnisse unangetastet. Aber auch diese Vorstellung wurde durch die nachkantische Philosophie vernichtet. Nachdem schon Hamann, Lavater, Herder und Goethe (die beiden erstern in der Absicht, den Offenbarungsbegriff in Schutz zu nehmen) auf die Verwandtschaft der religiösen und künstlerischen Inspiration aufmerksam gemacht hatten, betrachtete Schleiermacher alles Originale, Ursprüngliche, aus einem schöpferischen Quell nur im Geistesleben Erzeugte als O. Hiermit war der Begriff der religiösen O. auf eigenthümliche und neue Erfahrungen des religiösen Lebens und auf die schöpferische Begeisterung religiöser Genien zurückgeführt, anstatt einer äußern wunderbaren Mittheilung fertiger Verstandeserkenntnisse also ein inneres, psychologisch vermitteltes Wirken und Schaffen des göttlichen Geistes im Menschengemüthe behauptet. Im wesentlichen war dies auch die Auffassung der Identitätsphilosophie, welche von Hegel nur in einseitig theoretischer Weise gewandt wurde als ein Denken Gottes im Menschengeiste, welches in der «offenbaren Religion» zum Sichselbsterfassen des unendlichen Geistes im endlichen Denken gesteigert sei. Die moderne Vermittelungstheologie, welche diesen Offenbarungsbegriff als «pantheistisch» verwarf, ist, wenn auch in schwankenden Formeln, zu der Vorstellung übernatürlicher Belehrung zurückgekehrt, ohne jedoch das Recht der «gläubigen» Vernunft, die übervernünftigen Wahrheiten speculativ «nachzudenken», zu bestreiten. Diese der O. «nachdenkende» Speculation gerieth jedoch als ein trübes Gemisch kirchlicher und Hegel'scher Phrasen bei der neurestaurirten Orthodoxie schnell in Verruf. Dennoch hat auch diese ebenso wie die Vermittelungstheologie die «übernatürliche Belehrung» durch Hinzufügung einer übernatürlichen Beglaubigung Gottes durch wunderbare Geschichtsthatsachen (Manifestation) zu ergänzen, wo nicht gar zu verdrängen gesucht, während die Alten umgekehrt den Glauben an jene Geschichtswunder auf die Inspiration der Bibel, also auf die wunderbare Belehrung begründeten. In der Inspirationslehre mehr oder minder neologisch, legt die moderne Gläubigkeit alles Gewicht auf jene wunderbaren «Offenbarungsthatsachen», und verlangt die O. vielmehr als eine in die natürliche Menschengeschichte hineingestellte «übernatürliche Geschichte» zu begreifen. Dagegen weiß die freie Theologie der Gegenwart von einer Offenbarungsgeschichte nur in demselben Sinne wie von einer Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewußtseins zu reden und betrachtet O. und Religion als Wechselbegriffe. O. ist hiernach das dem religiösen Bewußtsein zu Grunde liegende Sichkundgeben des göttlichen Geistes im Menschengeiste, welches geschichtlich mit der geistigen Entwickelung der Menschheit fortschreitend im Christenthum von der Kundwerdung der allgemeinen sittlichen Weltordnung Gottes zur Kundwerdung der Heils- und Reichsordnung Gottes gesteigert ist. Als höchste Weise der göttlichen O. aber gilt die unmittelbare persönliche Selbstbezeugung des unendlichen Geistes im endlichen Geiste.

Offenbarung des Johannes, s. Johannes, der Evangelist.

Offenburg, Kreisstadt und Hauptort eines Amtsbezirks im Großherzogthum Baden, in fruchtbarer Gegend am Eingange des Kinzigthals und an der bad. Staatsbahn, von welcher sich hier die Kinzigthalbahn abzweigt, ist regelmäßig gebaut und hat ein freundliches, heiteres Ansehen. Die Stadt ist Sitz eines Kreis- und Hofgerichts, besitzt ein kath. Gymnasium und eine weibliche Unterrichtsanstalt in dem Frauenkloster und zählt 5196 E. (1864), die starken Getreide- und Weinbau sowie nicht unbedeutenden Speditionshandel betreiben und sich außerdem auch durch Gewerbfleiß auszeichnen. Von größern Industrieetablissements bestehen eine Spinnerei und Weberei sowie Fabriken für Hüte, Glas und Cigarren. 1853 wurde zu O. dem engl. Admiral Drake (s. d.), dem «Verbreiter der Kartoffeln», ein Denkmal errichtet. O. war angeblich schon in alter Zeit eine Freie Reichsstadt, wurde dann an Baden, von diesem 1330

an den Bischof von Strasburg verpfändet, welcher die Hälfte der Stadt an Kurpfalz abtrat; von jenem machte sie sich Ende des 15. Jahrh. und von dieser 1504 frei. Ihre Reichsstandschaft wurde 1635 erneuert. Die Stadt stand nun unter dem Schutze Oesterreichs und war Sitz der kaiserl. Landvögte in der Ortenau bis zum Presburger Frieden 1805. Von den Schweden wurde die Stadt 1632 erobert unter Horn und 1638 angegriffen unter Bernhard von Weimar, von den Franzosen 1689 zerstört. Auch im Spanischen Erbfolgekriege hatte sie zu leiden. Am 24. Sept. 1707 erfochten daselbst die Kaiserlichen unter Mercy einen Sieg über die Franzosen unter Vivans. Der **Kreis** O., der 1864 aus einem Theile des vormaligen Mittelrheinkreises gebildet ist, hat ein Areal von 29,037 Q.-M., zählt 148164 E. und zerfällt in die sechs Amtsbezirke Gengenbach, Kork, Lahr, Oberkirch, O. und Wolfach. Unweit O. liegt das Dorf **Ortenberg**, mit 1317 E., vorzüglichem Weinbau und der in neuerer Zeit restaurirten Ruine der stattlichen Burg gleiches Namens. Außer den Städten im Thale der Kinzig (s. d.) gehört zum Kreise O. auch die Fabrikstadt Lahr (s. d.).

Offensive (lat.) heißt der Angriff (s. d.), im strategischen wie im taktischen Sinne. Ein **Offensivkrieg** beginnt mit dem Einmarsche in Feindesland, seine Operationen, die **Offensivoperationen**, sind gegen die feindlichen Streitkräfte oder strategisch wichtige Punkte gerichtet. Die strategische O. kann, wie die taktische, durch einen parallelumfassenden oder durchbrechenden Angriff ausgeführt werden. Dieselbe geht, wenn sie in die Waffensphäre des Feindes tritt, in die taktische O., d. h. in das Angriffsgefecht über. Wie letztere, trotz unleugbarer Vortheile der Defensive (s. d.), wird auch die strategische O. bei energischer Führung zu entscheidenden Erfolgen führen. Alle großen Feldherren, von Alexander bis auf Friedrich II. und Napoleon, gaben immer die O. gewählt. **Offensivelement** einer Truppengattung heißt die besondere Eigenthümlichkeit, welche sie zum Angriffe befähigt. Dazu gehört vorzüglich Beweglichkeit und Einbruchskraft. Die Cavalerie ist nur Offensivwaffe, weil ihr zur Vertheidigung das wirksame Feuergefecht fehlt. Die **Offensivkraft** eines Heeres beruht auf seiner Manövrirfähigkeit und seinen vorherrschenden Tendenzen zum Angriff (Franzosen, Preußen).

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege. Die Aufrechthaltung der äußern Rechtsordnung ist eine, die eigensten Anliegen jedes Mitglieds der Staats- und Volksgemeinde so nahe berührende Aufgabe, daß die dahin abzielenden Gesetze und Gewohnheiten von jeher bei den verschiedensten Nationen in unmittelbarer Beziehung auf die Gesammtheit gehandhabt wurden. Besonders unter den german. Völkern erfolgte die Bildung und Anwendung der Rechte in beständigem Einvernehmen mit den Gerichtseingesessenen, die hierbei in dem Rechtsgebote eine Forderung des Volksgewissens und in seiner allgemein überwachten Durchführung eine Gewährleistung des öffentlichen Zustandes erkannten. Erst als die Vorahnung des modernen Staats das Verlangen nach grundsätzlich formulirten, aus sich selbst verwerthbaren Gesetzen und eine übereilte Befriedigung dieses Verlangens durch die Aufnahme des röm. Rechts veranlaßt hatte, verschwand die Wechselwirkung zwischen den Gerichten und den Rechtsgemeinden schon um deswillen, weil das Urtheil bei gelehrten Spruchcollegien eingeholt und als ein unverstandenes Verhängniß hingenommen werden mußte. Seit dieser Zeit entwickelte sich jenes Schreiberunwesen, das den Glauben an Treue und Vollständigkeit seiner im geheimen verfaßten Protokolle gebieterisch forderte und die Urtheiler nicht über den wirklichen Fall, sondern über dessen actenmäßige Feststellung nach den uncontrolirten Mittheilungen eines Referenten erkennen ließ, bis endlich die Französische Revolution eine Wiedereinbürgerung des altvolksthümlichen, in England niemals abhanden gekommenen Verfahrens auf dem Continente anregte. Auch in Deutschland wuchs allmählich das Mistrauen gegen den geheimen Inquisitionsproceß, zumal aus Anlaß vieler gehässiger Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe, sodaß zuletzt die verbesserten deutschen Proceßgesetze dem öffentlichen Unwillen nachgaben und das Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei der Strafrechtspflege zu erneuter Anerkennung brachten. Hiernach soll dem Ankläger, den Angeklagten, Zeugen und andern Auskunftspersonen sowie den Vertheidigern Gelegenheit gegeben werden, sich in einer Hauptverhandlung über die Anklage und die Entlastungsmomente nebeneinander auszusprechen, damit aber das Gericht in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über die Individualität des Angeklagten und der Zeugen zu bilden, etwaige Zweifel durch geeignete Fragen rasch zu erledigen und aus diesem lebendigen Ineinandergreifen der Beweise das Erkenntniß zu schöpfen. Oeffentlichkeit dieser Verhandlung ist schon deshalb geboten, weil es sich bei Verbrechen um Angriffe auf die ganze Gesellschaft, demnach bei ihrer Bestrafung um das Recht als ein schlechthin allgemeines Interesse handelt. Daneben kann die Oeffentlichkeit zur Vermehrung der Beweismittel, z. B. zur Auffindung bisher unbekannter Zeugen ver-

helfen, wie sie denn auch erfahrungsmäßig das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Auskunftspersonen sowol als bei den Mitgliedern des Gerichts erhöht, die Strafrechtspflege eindringlicher macht und bei Freisprechungen dem Angeschuldigten eine auf andern Wegen nicht zu erlangende moralische Genugthuung gewährt. Ausschließung der Oeffentlichkeit ist gewöhnlich vorbehalten, wenn, wie bei fleischlichen Vergehen, ein sittliches Aergerniß oder sonst eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit zu befürchten steht. Eine gleiche Ausschließung macht sich auch für die Voruntersuchung nothwendig, welche zunächst blos die Materialien zu der Entscheidung aufsucht, ob sich eine Anklage erheben lasse, da hier die Behörde, wenn sich die Richtung ihrer Nachforschungen gleich erkennen ließe, leicht alle Spuren verlegt finden könnte. (S. Collusion.) Hinsichtlich der Civilrechtspflege besteht in Deutschland noch Abneigung gegen die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, weil niemand Unbetheiligten einen Einblick in seine Privatverhältnisse gestatten mag und weil die Parteien vermöge des Verzichtsprincips, welches im bürgerlichen Verfahren zu durchgehender Anerkennung gelangt, den in der Oeffentlichkeit belegenen Garantien der Gerechtigkeit für sich entsagen können.

Offertorium heißt in der kath. Kirche der erste Haupttheil der Messe (s. d.), wo der Priester unter Gebet den Wein und das Brot und sich selbst zur Consecration vorbereitet.

Official heißt der Vicar eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten, z. B. Ehesachen, der als solcher für die geistlichen und Kirchensachen den Titel Weihbischof zu führen pflegt. Die O. kamen im 13. Jahrh. auf, als die Archidiakonen ihre Gewalt vielfach zu misbrauchen anfingen. Officialat nannte man das bischöfl. Gericht, hauptsächlich in peinlichen Fällen, wo ein O. an des Bischofs Statt den Vorsitz hatte und Recht sprach.

Officiell nennt man das von einer öffentlichen Behörde Ausgehende, im Gegensatz zu dem, was Privatpersonen thun; es ist also ungefähr gleichbedeutend mit amtlich. Wenn eine Behörde, z. B. in der Presse oder bei Verhandlungen mit Privatpersonen, nicht geradezu und ausgesprochenermaßen amtlich auftreten will, aber doch so, daß den von ihr veranlaßten Kundgebungen oder Vorschlägen ein größeres Gewicht als den von Privatpersonen ausgehenden beigelegt werden soll, nennt man eine solche Art des Verfahrens officiös. So gibt es officiöse Zeitungsartikel, welche von Regierungsorganen in der Form von Privatmittheilungen veröffentlicht werden, um die öffentliche Meinung zu sondiren oder um Nachrichten zu verbreiten, für welche man nicht gern die volle amtliche Verantwortung übernehmen will. Ebenso gibt es officiöse Zeitungen, d. h. solche, die notorisch einer Regierung eigenthümlich gehören oder von ihr direct beeinflußt werden, ohne wirklich amtlichen (officiellen) Charakter zu haben.

Officinell wird alles dasjenige genannt, was als einfaches oder als zubereitetes Arzneimittel nach der Bestimmung der Pharmakopöe (s. d.) eines Landes in der Apotheke (Officin) vorräthig gehalten werden muß. Officinelle Pflanzen oder Arzneigewächse nennt man diejenigen Pflanzen, welche, weil sie entweder ganz und gar oder weil einzelne ihrer Theile (Wurzel, Blätter, Blüten, Früchte, Samen) sich als Heilmittel bei Krankheiten der Menschen und Hausthiere erwiesen haben, in die Pharmakopöen aufgenommen sind. Zu ihnen gehört auch die Mehrzahl der Giftpflanzen. Die Pharmakopöen der verschiedenen Länder enthalten aber nicht durchgängig dieselben Pflanzen, sondern es sind je nach Bedürfniß und Gelegenheit bald mehr, bald weniger Arzneipflanzen in den Arzneischatz aufgenommen. Solche officinelle Pflanzen, welche in großer Menge gebraucht, aber nicht so zahlreich und leicht wild gewachsen gesammelt werden können, werden, soweit es Boden und Klima gestatten, angebaut. In Deutschland wird hauptsächlich im Süden, namentlich in Baden, Würtemberg und Baiern die Cultur von Arzneipflanzen betrieben, wo z. B. Süßholz, Eibisch, Pfeffermünze, Enzian u. s. w. in größerer Ausdehnung angebaut werden. Auch im Schwarzburgischen, Weimarischen und im Königreiche Sachsen befleißigt man sich in manchen Gegenden des Anbaues von Arzneigewächsen, z. B. der röm. Kamillen, der Bertramswurz, Engelwurz, des Alant u. a. Viele officinelle Pflanzen wachsen in Deutschland auch wild auf Wiesen, in Wäldern und auf Bergen, und solche sind gewöhnlich noch kräftiger als die cultivirten. Man hat mehrere Sammlungen von Abbildungen aller officinellen Gewächse, und unter ihnen sind besonders hervorzuheben: Hayne, «Getreue Darstellung und Beschreibung der in der Arzneikunde gebräuchlichen Gewächse u. s. w.» (4 Bde., Berl. 1805—46); Nees von Esenbeck, Weihe, Walter und Funke, «Vollständige Sammlung officineller Pflanzen» (3 Bde., Düsseld. 1821—33); Brandt, Phöbus und Ratzeburg, «Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wild wachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse» (Berl. 1838); Berg und Schmidt, «Darstellung und Beschreibung sämmtlicher in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten officinellen Gewächse» (Lpz. 1854—63).

Offizier ist der allgemeine Name des Befehlenden im Militärstande. Eigentliche Offiziercorps haben sich erst im 16. Jahrh. gebildet. Man unterscheidet dem Namen nach Ober- und Unteroffiziere, versteht aber unter O. nur die erstern. Sie zerfallen in Subaltern- und Stabsoffiziere und die Generalität. In der preuß. Armee bilden die Hauptleute (Rittmeister) noch eine besondere Klasse zwischen beiden obigen. Die verschiedenen Abstufungen in jeder dieser Klassen kommen in der Hauptsache bei allen Heeren überein und weichen nur in einzelnen Benennungen ab. Sie folgen: Fähnrich, bei der Cavalerie Cornet (nur in der russ. und engl. Armee noch als O.), Lieutenant (Unter-, Sous- oder Secondlieutenant, auch blos Lieutenant genannt und Ober- oder Premierlieutenant), Stabskapitän (im russ. Heere), Hauptmann oder Kapitän, bei der Cavalerie Rittmeister; Major, Oberstlieutenant, Oberst (diese drei Chargen Stabsoffiziere); Generalmajor, Generallieutenant (Feldmarschallieutenant in der österr. Armee), General der Infanterie (Feldzeugmeister in der österr. Armee) oder Cavalerie, Generalfeldmarschall. Besondere Functionen veranlassen noch Nebentitel: Compagnie-, Escadrons-, Batteriechef, Bataillons-, Regiments- u. s. w. Commandeur oder Commandant, Rechnungsführer, Adjutant, Chef des Generalstabs, Generalquartiermeister, Gouverneur u. s. w.

Ofterdingen (Heinr. von) tritt im ersten Theile des Gedichts vom Sängerkrieg auf der Wartburg dem Walther von der Vogelweide entgegen und singt das Lob des Herzogs Leopold von Oesterreich, während dieser den Landgrafen von Thüringen preist. Unter Bezugnahme auf dies Gedicht nennt ihn Hermann von Damen, ein Zeitgenosse Konrad's von Würzburg, lobend neben Wolfram und Klinsor von Ungerland. Am Schlusse einer Handschrift des Laurin wird O. in einem offenbar unechten Zusatze als Verfasser dieser Märe genannt. Das ist alles, was man von ihm weiß. Er ist eine sagenhafte Gestalt, deren wirkliche Existenz nur schwach verbürgt ist; doch hat Simrock in seiner Ausgabe des Wartburgkriegs (Stuttg. und Augsb. 1858) wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Heinrich von O. (ein Ort dieses Namens liegt bei Rottenburg in Würtemberg) ein Schwabe und Verfasser des zweiten Theils des Wartburgkriegs (des Räthselspiels) war. Spann's Hypothese, daß er der Dichter des Nibelungenliedes sei (s. d.), entbehrt jedes Grundes. Novalis hat ihn zum Helden eines schönen, aber unvollendeten Romans gemacht.

Og, nach der hebr. Stammsage ein König von Basan, aus dem Volksstamme der Amoriter, welcher von den zu Moses' Zeiten in Palästina eindringenden Hebräern bei der Stadt Edrei besiegt worden sein soll. Sein Land wurde dem Stamme Manasse überlassen. Die Sage schildert ihn als einen furchtbaren Riesen, und sein eisernes Bett, welches 9 Ellen lang und 4 Ellen breit war, wurde später noch zu Rabbat-Ammon gezeigt. Noch Fabelhafteres wissen die Rabbinen von O. zu erzählen.

Oggione (Marco d'), auch Uggione und Uglone genannt, gest. 1530, gehört zu den ältern Schülern des Leonardo da Vinci und lieferte tüchtige Arbeiten im Stile des Meisters. Doch sind seine Staffeleibilder höher zu stellen als die Frescogemälde, welche er in Sta.-Madonna della Pace ausführte, und die jetzt in der Brera aufbewahrt werden. Diese zu ihrer Zeit sehr bewunderten Arbeiten zeigen sich schwach in der Composition und haben etwas Kleinliches in der Ausführung. Dagegen sind seine drei Erzengel in der Brera von schönem und edelm Ausdruck und bemerkenswerth in der Zeichnung. Im Louvre befindet sich eine Heilige Familie, in Sta.-Euphemia zu Mailand ein Altarblatt, im Museum zu Berlin eine Madonna von dem Meister. Besonders bekannt ist O. durch die zwei Copien, die er von dem berühmten Abendmahle Leonardo's fertigte. Die eine in der Originalgröße und in Oel gehörte dem Refectorium der Kartause zu Pavia und kam nach mancherlei Schicksalen endlich an die Akademie nach London. Die andere befindet sich im Refectorium des Klosters zu Castellazza bei Mailand. Sie ist al fresco (wahrscheinlich 1514) ausgeführt, hat einige Veränderungen an sich, und es ging von ihr die Sage, daß Leonardo selbst bei dem Kopfe Christi und des Judas geholfen haben soll. Bei der fast gänzlichen Vernichtung des Originals sind diese Copien von großer Wichtigkeit.

Oginski, eine litauische Magnatenfamilie, die ihren Ursprung von den reussischen Fürsten ableitet, ist besonders seit dem 18. Jahrh. berühmt geworden. Die bekanntesten unter ihren Mitgliedern sind: Michael Kasimir O., Großhetman von Litauen, geb. zu Warschau 1731, verband mit vortheilhaftem Aeußern den liebenswürdigsten Charakter und ein ausgezeichnetes Talent für Musik und Malerei. Sein Schloß zu Slonim war der Vereinigungspunkt aller berühmten Künstler und durch Rang oder Geist ausgezeichneter Persönlichkeiten. Die Vaterlandsliebe rief ihn 1771 aus dem Schoße des reichsten und feinsten Lebensgenusses auf das Schlachtfeld. An der Spitze der Conföderation in Litauen kämpfte er gegen die in Polen eingedrungenen russ. Heere; doch von Suworow überwunden, mußte er nach Preußen flüchten, und seine Güter

wurden mit Sequester belegt. Nachdem die Conföderation von Bar, der O. angehört hatte, aufgelöst und er noch einige Jahre in Deutschland geblieben war, wurde er 1776 amnestirt. Er kehrte auf seine Güter zurück und ließ auf eigene Kosten den 45 Werst langen Kanal graben, der seinen Namen führt und durch Vereinigung des Prypec und Riemen die Ostsee und das Schwarze Meer in Verbindung setzt. Während des Reichstags von 1791 stand er auf der Seite der Patrioten und Anhänger der Constitution vom 3. Mai, obgleich er durch dieselbe seiner Hetmonswürde verlustig ging. Er starb zu Slonim 1799. — Sein Neffe, **Michael Kleophas O.**, Großschatzmeister von Litauen, geb. 1765, trat, 19 J. alt, in den Staatsdienst, wurde Abgeordneter beim Reichstage, dann außerordentlicher Gesandter in Holland und 1793 Schatzminister. Als Kosciuszko 1794 das Volk zum allgemeinen Aufstande rief, gab O. sein Portefeuille zurück und wurde Chef eines auf seine Kosten ausgerüsteten Jägerregiments. Nach glänzenden Beweisen von Muth und Ausdauer zwang ihn der unglückliche Ausgang des Kampfes zur Flucht. Von den poln. Patrioten zu ihrem Agenten in Paris und Konstantinopel ernannt, bot er für die Wiederherstellung seines Vaterlandes alles auf, und erst, als jede Hoffnung dazu verschwunden war, suchte er beim Kaiser Alexander um die Erlaubniß nach, auf sein Landgut Zalesie bei Wilna zurückzukehren, die er 1802 erhielt. Hier lebte er mehrere Jahre den Wissenschaften, der Musik und dem Gartenbau, nebenbei beschäftigt mit der Redaction seiner Memoiren. Nach dem Tilsiter Frieden begab er sich mit seiner Familie nach Frankreich und Italien. Zwar kehrte er 1810 als Senator und Geheimrath nach Rußland zurück und erwarb sich das Vertrauen des Kaisers Alexander, doch schon 1815 wendete er sich wieder nach Italien, wo er 1831 starb. Unter seinen Compositionen sind besonders die Polonaisen berühmt. Seine «Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815» (4 Bde., Par. 1826—27; deutsch von Pipitz und Finke, Bellevue 1845) enthalten interessante Aufschlüsse, vorzüglich über die Zeit von 1794—98.

Oglio (lat. Ollius), ein 28 M. langer linker Nebenfluß des Po in Oberitalien, bis 1859 Grenzscheide zwischen Oesterreich und dem Königreich Sardinien, entspringt am Monte-Gavia südsüdöstlich von Bormio an der obern Adda und mündet bei Scorzarolo oberhalb Borgoforte 2 M. im SW. von Mantua. Sein gegen 10 M. langes oberes Thal, Val-Camonica, streicht in südl. und südsüdwestl. Richtung mit schmaler Sohle zwischen hohen Rändern durch die Alpen der oberital. Seen. In diesem läuft er über Edolo (2200 F. über dem Meere) und Breno mit sehr starkem Gefälle, tritt zwischen Lovere und Pisogne in den herrlichen **Iseosee** (Lago d'Iseo, bei den Alten Lacus Sevinus), der 590 F. über dem Meere liegt, etwa 3 Q.-M. groß, bis 918 F. tief ist, jetzt mit Dampfbooten befahren wird und dessen Umgebungen mit den Landschaften am den Gardasee an Lieblichkeit und trefflichem Anbau wetteifern. Bei Sarnico tritt der O. aus dem See, wendet sich in der lombard. Ebene mit einem westl. Bogen südwärts, wird bei Palazzolo von der Eisenbahn überschritten, nimmt bei Pontevico, wo er schiffbar wird ($4^1/_2$ M. weit), eine dem Po parallele Richtung an, berührt Ostiano, Cannete und Marcaria und mündet 800 F. breit in einer Seehöhe von 79 F. Aus den Alpen nimmt der O. zwei Zuflüsse auf: die 11 M. lange **Mella**, die südlich vom Monte-Dasdana, östlich vom Iseosee entspringt und oberhalb Ostiano mündet, und die 19 M. lange **Chiese**, die südöstlich von dem Monte-Adamello auf der tiroler Grenze entsteht, das Val-Bona durchströmt, unterhalb Storo auf das ital. Gebiet tritt, hier im Val-Sabbia in den Lago d'Idro oder **Idrosee** fließt (der 906 F. über dem Meere liegt, $^3/_4$ M. lang und $^1/_4$ M. breit ist), sich weiterhin dem Gardasee nähert, hierauf südwärts durch die Ebene über Montechiaro und Asola geht und unterhalb Canneto mündet.

Ogyges, ursprünglich ein Dämon des Wassers (der Name gehört zu dem gleichen Stamme wie Okeanos), erscheint in den Landessagen von Attika und Böotien als uralter König, unter dessen Herrschaft eine Sintflut, die sog. Ogygische Flut, beide Länder heimsuchte und die Bevölkerung vernichtete. Die Dichter gebrauchen «ogygisch» öfters für «böotisch» oder «thebanisch».

Ohio (spr. Oheio), einer der größten Flüsse Nordamerikas, dessen Stromgebiet gegen 9000 Q.-M. beträgt, entsteht bei Pittsburg aus der Vereinigung des Allegany und des Monongahela, welche auf der Nordwestseite des Alleghanygebirgs in einer Höhe von 13—1400 F. entspringen, und strömt zwischen den Staaten Ohio, Indiana, Illinois auf seiner Nordwestseite und einem Theile Pennsylvaniens, Virginiens und Kentuckys auf der Südostseite meist in südwestl. Richtung in einer Länge von 292 M. mit den Krümmungen und von 152 M. ohne dieselben durch eins der fruchtbarsten Gebiete, über Cincinnati und Louisville, dem Mississippi zu. Er ist sehr wasserreich und, die Stromschnellen von Louisville abgerechnet, die jetzt durch einen Kanal umgangen werden, aufwärts bis Pittsburg (220 M. weit) für große Flußschiffe zu befahren. So

ist er, in Verein mit den Kanälen, die in ihn münden, und den Eisenbahnen, die ihn berühren, einer der Hauptverkehrswege, welche den Mississippi und sein Stromgebiet mit den großen Canadischen Seen und dem Atlantischen Ocean verbinden, und zahllos sind die Dampf- und andern Flußschiffe, die ihn befahren. Unter seinen zum Theil sehr ansehnlichen Nebenflüssen, wie Wabash und Cumberland, ist der ebenfalls weit aufwärts schiffbare Tennessee der wasserreichste.

Ohio (spr. Oheio), einer der Vereinigten Staaten von Amerika, von Indiana im W., von Michigan im N., von Pennsylvanien im O. begrenzt, von Virginien und Kentucky im S. durch den Ohiostrom geschieden, hat ein Areal von 1886 Q.-M. Im allgemeinen hat O. den Charakter eines Tafellandes. Gebirgig ist es nirgends, obwol im Osten hügelig; der Nordwesten ist eben und zum Theil noch sumpfig, der Westen von Prairien und dichten Waldungen durchzogen. Der Hauptfluß ist der Ohio (s. d.), welcher bei Marietta den Muskingum, bei Portsmouth den Scioto sowie den Kleinen Miami und den Großen Miami aufnimmt. Der Maumee, Sandusky, Cahuyoga, Vermillon, Ashtabula und andere fließen in den Eriesee, der $32\frac{1}{2}$ M. weit den Staat begrenzt und verschiedene Häfen hat. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund. Der Boden ist fast durchgängig sehr fruchtbar, namentlich in den Flußthälern. Unter den sehr mannichfaltigen Holzarten der Waldungen ist die weißblühende Roßkastanie oder Buck-Eye bemerkenswerth, nach welcher scherzweise die Bewohner des Staats genannt werden. Weizen ist das Stapelproduct des Staats, doch werden auch Mais und andere Getreidearten sowie Tabak, Obst, Wein und Seide in ziemlicher Menge gebaut. Der Viehstand an Pferden, Rindern und Schweinen ist sehr bedeutend. Neben der blühenden Landwirthschaft, der Nutzung der immer noch ansehnlichen Wälder und dem Bergbau, der indeß blos auf Steinkohlen (das Lager der bituminösen Kohle nimmt 582 Q.-M. ein) und Salz betrieben wird, macht die Industrie mächtige Fortschritte, namentlich in Eisenwaaren jeder Art, in Woll- und Baumwollmanufactur, Papier, Gerberei, Lederarbeiten, Pulver, Seide, fertigen Kleidungsstücken u. s. w. Der Handel und die Schiffahrt nehmen den ersten Rang für den Binnenverkehr im Westen der Union ein, besonders in rohen, unverarbeiteten Producten der Landwirthschaft, wie Salzfleisch, Weizen, Mais, Mehl u. s. w. 1860 erzeugte der Staat an Mehl und an Getreide für 27,129405, an Bauholz für 8,615329, an Leder für 2,799239, an Kohlen für 1,529713 und an Wein für 562640 Dollars, während der Viehstand auf 80,433780 Dollars geschätzt wurde. Diesen Verkehr fördern so zahlreiche künstliche Communicationsmittel wie in keinem andern Staate des Westen, ein Kanalnetz von 821 engl. M. Länge und 43 Eisenbahnen, von denen 1860 eine Strecke von $2999\frac{1}{2}$ engl. M. im Betrieb war. 1860 hatte der Staat 55 Banken. Die Bevölkerung, welche 1790 nur 3000, 1800 bereits 45365, 1810 schon 230760 Seelen betrug, war bis 1860 auf 2,339511 gestiegen, darunter 25279 freie Farbige und wenigstens $\frac{3}{4}$ Mill. Deutsche und Schweizer, welche wesentlich den Staat zu seiner gegenwärtigen Blüte gebracht haben. Für den Volksunterricht ist mit großer Freigebigkeit und mehr als in den übrigen westl. Staaten gesorgt. Außer der Ohio-Universität zu Athens, der Miami-Universität zu Oxford und der Wesleyaner-Universität zu Delaware gibt es noch elf andere Colleges, 7 theol., 1 jurist., 4 medic. Schulen, eine große Anzahl mittlere und 15152 niedere Schulen. Die Staatsschuld belief sich 1860 auf 16,927833 Dollars, die jedoch zum großen Theil auf gewinnbringende öffentliche Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Kanäle u. s. w., verwendet worden sind. O. gehörte früher zu Virginien, bildete dann einen Theil des Nordwestgebiets, wurde seit 1788 meistens von Neuengland und Pennsylvanien aus colonisirt und seit 1802 ein eigener Staat. Nach der 1851 verbesserten und vom Volke sanctionirten Verfassung ist jeder weiße Bürger von 21 J., der ein Jahr vor der Wahl im Staate ansässig war und Steuern zahlte, stimmfähig. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Senat von 35 Mitgliedern und ein Haus von 100 Repräsentanten aus; beide werden auf zwei Jahre gewählt. Die ausübende Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs, der einen Gehalt von nur 1800 Dollars bezieht und auf zwei Jahre durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Der Staat zerfällt in 88 Grafschaften. Sitz der Regierung ist die Hauptstadt Columbus (s. d.); die größte Stadt aber ist Cincinnati (s. d.). Andere volkreiche Städte sind Cleveland (s. d.), Dayton am Großen Miamiflusse mit 20081, Zanesville am Muskingum mit 19229, Steubenville am Ohio mit 6154, Chillicothe am Scioto mit 7223 E., sämmtlich mit bedeutendem Industriebetrieb.

Oehlenschläger (Adam Gottlob), berühmter dän. Dichter, geb. 14. Nov. 1779 auf Frederiksberg bei Kopenhagen, wo sein Vater, ein Schleswiger, Organist und zuletzt Schloßverwalter war, verabsäumte anfangs eine strengere Schulbildung, indem er mit seiner Schwester und einigen Spielgenossen auf dem Schlosse Komödien aufführte. Im Alter von 19 J. schlug

er jedoch eine ernstere Laufbahn ein und studirte ein Jahr die Rechte unter A. S. Oersted. Beim Angriff der combinirten engl. Flotte unter Nelson und Parker auf die dänische vor Kopenhagen, 2. April 1801, diente er als Fahnenjunker im Studentencorps. In dieser Zeit beschäftigte er sich auch mit lebenden Sprachen, altnordischer Geschichte und Isländisch. Sein dichterisches Talent legte er zuerst dar in einer Sammlung von «Gedichten» (1803), denen «Poetische Schriften» (2 Bde., 1805) folgten, worin er die Wiedergeburt der nordischen Poesie in «Vaulundurs Saga» verkündigte und die Farben- und Märchenpracht des orient. Geistes in «Aladdin» aufzeigte. 1807 erschienen seine «Nordischen Gedichte», unter denen sich «Hakon Jarl» befand, ein Gedicht, welches seinen Ruf mit begründete. Inzwischen hatte er 1805 eine Reise nach Deutschland angetreten, die für ihn höchst fördernd wurde. In Berlin hörte er Fichte, und durch häufiges Vorlesen seines «Hakon Jarl» und «Aladdin», die er gleich beim Lesen ins Deutsche übertrug, bereitete er sich zum deutschen Schriftsteller vor. Schleiermacher machte ihn mit dem Trimeter und den anapästischen Kunstformen bekannt. Besonders enge Freundschaft schloß er mit Tieck und Steffens. Von Deutschland wandte er sich nach Paris, wo er zwei Jahre verbrachte. Sodann kehrte er nach Deutschland zurück und verkaufte, um die Mittel zu einer Reise nach Italien zu gewinnen, zu Tübingen an den Buchhändler Cotta seine deutschen Manuscripte. Hierauf verweilte er fünf Monate in Coppet bei Frau von Staël-Holstein und lernte daselbst A. W. Schlegel, Benj. Constant, Sismondi und Zach. Werner kennen. Endlich besuchte er Italien und dichtete in Rom seinen «Correggio», dem die beiden nordischen Trauerspiele «Palnatoke» und «Axel und Walborg» vorangegangen waren. Nach seiner Rückkehr nach Dänemark wurde er 1810 an der Universität zu Kopenhagen Professor der Aesthetik und hielt nun eine Reihe von Jahren hindurch zum Theil sehr besuchte ästhetische Vorlesungen. Eine neue Sammlung seiner «Dichtungen» (2 Bde., 1810) enthielt mehrere lyrische Stücke, die zu dem Vortrefflichsten seiner Muse gehören. Ein Conflict mit J. Baggesen, besonders 1815—16, berührte O. zwar schmerzlich, trug aber wesentlich zur Förderung eines gereinigtern Kunstgeschmacks und zur Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen der poetischen Form und der Productivität bei. Auf einer zweiten Reise nach Deutschland und Italien von 1817—18 erweiterte O. seinen Gesichtskreis, wie die Beschreibung dieser Reise, die 1819 im Druck erschien, beweist. Die Mittagshöhe des Dichters bezeichneten das Epos «Nordens Guder» (1819; Prachtausgabe 1852), das dramatische Märchen «Fiskeren» und der nordische Romanzencyklus «Helge». Der spätern Zeit gehören die didaktischen Dichtungen «Digtekunsten» (1848) und der Romanzencyklus «Regnar Lodbrog» (1849) an. Daneben verfaßte er eine Reihe von Trauerspielen, die mit den frühern in einer dän. Gesammtausgabe unter dem Titel «Tragödier» (10 Bde., 1831—38; Prachtausgabe, 10 Bde., 1849) gleichzeitig mit einer zweiten Hauptsammlung seiner «Digterværker» (10 Bde., 1835; Prachtausgabe, 23 Bde., 1851—52) erschienen. Noch 1850 veröffentlichte er «Neue dramatische Dichtungen» (2 Bde., Lpz.). In spätern Jahren wandte sich O. auch seinem Talente fremden Gebieten zu, was ihm selbst und andern die Freude an dem früher Errungenen verkümmerte. Er starb als dän. Conferenzrath, von seinen Landsleuten vielfach gefeiert, 20. Jan. 1850. Noch ist seine Uebertragung von Holberg's «Lustspielen» (4 Bde., Lpz. 1822—23) zu erwähnen. Seine «Werke» erschienen deutsch zweimal gesammelt (18 Bde., Bresl. 1829—30, und 21 Bde., 1839), in denen auch seine an interessanten Zügen reiche Selbstbiographie (Bd. 1—2) eingeschlossen ist. Die erste vollständige Ausgabe von O.'s Schriften bilden die «Samlede Værker» (38 Bde., 1848—52); auch wurde eine besondere Ausgabe seiner «Lyriske Digte, Romancer og Ballader» (5 Bde., 1852) veranstaltet. Nach seinem Tode erschienen noch seine «Lebenserinnerungen» (4 Bde., Lpz. 1850—51). Neuerdings hat Liebenberg eine vollständige kritische Ausgabe der «Poetiske Skrifter» (32 Bde., Kopenh. 1857—65) O.'s veranstaltet.

Ohlmüller (Jos. Dan.), namhafter deutscher Architekt, geb. 10. Jan. 1791 zu Bamberg, machte seine Studien theils in München, theils seit 1815 in Italien und Sicilien. Als bair. Regierungsrath starb er in München 22. April 1839. Bei höchst umfassender Kenntniß aller Baustile hatte sich seine Neigung vorzüglich denjenigen des christl. Mittelalters zugewendet, in welchen auch seine Hauptwerke ausgeführt sind. So die 1831 begonnene goth. Kirche in der Vorstadt Au bei München, welche in ihren drei Schiffen von gleicher Höhe die Form deutscher Kirchen aus der Mitte des 13. Jahrh., in ihrem Thurm aber das Motiv des Münsterthurms von Freiburg im Breisgau wiederholt. Ferner gehören ihm das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach, eine schlanke goth. Pyramide, die meisterhafte Restauration des Schlosses Hohenschwangau, zum Theil nach Dan. Quaglio's Plan, die Kapelle zu Kiefersfelden und ähnliche

Werke mittelalterlichen Stils, dessen Principien er mit dem höchsten Schwunge der Phantasie anzuwenden wußte. Sein glänzender Entwurf zu einer großen Ruhmeshalle in goth. Stil kam nicht zur Ausführung. O.'s Werke zeichnen sich überdies durchgängig durch Gewissenhaftigkeit und Schönheit des Details aus, seine Zeichnungen durch die größte Sauberkeit und Vollendung.

Ohm, in Niederdeutschland auch **Ahm** (Aam), ist ein besonders für Wein gebräuchliches Flüssigkeitsmaß in Deutschland, der Schweiz, Livland, Estland, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, das jedoch eine sehr verschiedene Größe hat. In Deutschland begreift die O. gewöhnlich 2 Eimer oder 4 Anker, und 1½ O. gehen auf ein Oxhoft. In Hamburg, wo die O. zu 4 Anker oder 5 Eimer gerechnet wird, ist im Geschäft mit franz. Weinen für O. auch der Name Tierce gebräuchlich.

Ohm (Martin), ausgezeichneter deutscher Mathematiker, geb. 6. Mai 1792 zu Erlangen, besuchte erst das Gymnasium, dann seit 1808 auch die Universität daselbst, auf der er sich kameralistischen Studien widmete. Nachdem er 1811—17 als Privatdocent in seiner Geburtsstadt gewirkt, folgte er einem Rufe als Oberlehrer für Mathematik und Physik an das Gymnasium Academicum zu Thorn. 1821 wandte er sich nach Berlin, wo er seitdem erst als Privatdocent, seit 1824 als außerord. und seit 1839 als ord. Professor ununterbrochen wirkte. Außerdem hielt er 1824—31 Vorträge an der Bauakademie, 1833—52 an der Artillerie- und Ingenieurschule, woneben er seit 1826 auch als Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule thätig war. Unter den verschiedenen Lehrbüchern, die O. verfaßte, sind die «Reine Elementarmathematik» (3 Thle., Berl. 1826; 3. Aufl. 1844), das «Lehrbuch für den gesammten mathem. Elementarunterricht» (Lpz. 1836; 5. Aufl. 1856) und das «Lehrbuch für die gesammte höhere Mathematik» (2 Bde., Lpz. 1839) besonders hervorzuheben. Sein Hauptwerk ist jedoch der «Versuch eines vollkommen consequenten Systems der Mathematik» (Bd. 1—9, Nürnb. 1822—52; Bd. 1 und 2, 3. Aufl. 1853—55). Von seinen übrigen streng wissenschaftlichen Arbeiten verdienen, außer dem «Lehrbuch der Mechanik» (3 Bde., Berl. 1836—38), noch besondere Erwähnung: «Aufsätze aus dem Gebiete der höhern Mathematik» (Berl. 1823); «Lehre vom Größten und Kleinsten» (Berl. 1824); «Geist der mathem. Analysis» (2 Thle., Berl. 1842—45). Für ein größeres Publikum bestimmt ist «Die Dreieinigkeit der Kraft» (Nürnb. 1856; 2. Aufl. 1860). Von einem berliner Wahlkreise 1849 in die Zweite Kammer gewählt, nahm er drei Jahre hindurch vom Standpunkte eines conservativen Liberalismus aus an den Arbeiten derselben thätigen Antheil. — O.'s Bruder, Georg Simon O., geb. 16. März 1787 zu Erlangen, seit 1833 Professor an der Polytechnischen Schule in Nürnberg, seit 1849 Professor der Physik zu München, gest. daselbst 7. Juli 1854, hat sich als Physiker einen geachteten Namen erworben. Seinen Ruf begründete er mit «Die galvanische Kette, mathematisch bearbeitet» (Berl. 1827). Außer seinem Hauptwerke: «Beiträge zur Molecularphysik» (Bd. 1, Nürnb. 1849) sind noch besonders hervorzuheben: «Bestimmung des Gesetzes, nach welchem die Metalle die Contact-Elektricität leiten» (1826), in welcher Abhandlung er das nach ihm benannte Ohm'sche Gesetz erörtert, und «Erklärung aller in einachsigen Krystallplatten zwischen geradlinig polarisirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenzerscheinungen» (Münch. 1852—53). Auch hat O. Beachtenswerthes auf dem Gebiete der Akustik geleistet.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, lipopsychia, syncope) ist der Zustand, bei welchem krankhafterweise das Bewußtsein mehr oder minder vollständig schwindet und die von demselben abhängigen Thätigkeiten des Körpers (Bewegung, Sinnesempfindung) zugleich mit der Athmung und Herzthätigkeit beeinträchtigt sind. Wer in O. fällt, wird blaß, fühlt sich höchst hinfällig, der Körper versagt ihm seinen Dienst, die Sinne vergehen ihm. Endlich ist er ganz bewegungs- und empfindungslos, die Respiration schwach oder unregelmäßig, der Herzschlag oft kaum wahrnehmbar, der ganze Zustand ein dem Tode ähnlicher. Die O. tritt ein nach heftigen Gemüths- und starken Sinneseindrücken, körperlichen Ueberanstrengungen, Blutverlusten u. s. w., ist daher bei den zarter organisirten Individuen (Frauen, schwächlichen Männern) häufiger als bei kräftigen Personen. Häufig ist die O. auch eine Theilerscheinung von Erkrankungen anderer Art (Herzkrankheiten, Hysterie) oder Vergiftungen. Manchmal geht die O. dem Tode vorher, in den meisten Fällen ist sie aber nur ein vorübergehender Zustand. In den gewöhnlichen Fällen kann die Wiederkehr des Bewußtseins beschleunigt werden durch Erleichterung der Athmung (Entfernung beengender Kleidungsstücke), Hautreize (Bespritzen mit kaltem Wasser, Reiben der Haut, Senfteige) oder Sinnesreize (Riechmittel von Salmiakgeist, Essig u. s. w.). Eine häufige Wiederholung der O. ist stets bedenklich und läßt entweder auf eine schwächliche

Organisation oder ein anatomisch begründetes Leiden schließen. Die höchsten Grade der O. nennt man Scheintod (s. d.).

Ohr (auris) ist das Gehörorgan, derjenige Sinnesapparat, welcher die Schallwellen der Luft zu Empfindungen umwandelt. Dies geschieht dadurch, daß sich die Luftwellen in Form von Stößen einer ausgespannten dünnen Haut (dem Trommelfell, membrana tympani) mittheilen und von diesem durch ein System durch Gelenke verbundener Knöchelchen (Gehörknöchelchen) auf den Wasserbehälter übertragen werden, in welchem sich die Enden des Gehörnerven schwimmend erhalten. Zu diesem wesentlichen Apparat, welcher bei allen mit einem solchen versehenen Thieren im ganzen derselbe ist, gehören noch einige Hülfsvorrichtungen, die bei verschiedenen Thieren verschieden gestaltet sind. Das Trommelfell ist quer in einer Röhre, dem Gehörgange, straff ausgespannt. Die vor dem Trommelfell liegenden Theile des O. heißen das äußere, die hinter dem Trommelfell gelegenen Theile das innere O. Dem äußern O. gehört also ein Theil des Gehörgangs sowie der Ohrlappen (auricula) oder die Ohrmuschel an, welche nicht bei allen Thieren vorhanden, wo sie aber vorhanden, sehr verschieden gestaltet ist und von vielen Thieren willkürlich nach verschiedenen Richtungen hin gestellt werden kann. Die Ohrmuschel dient als Schallleiter. Im äußern Gehörgange liegen Hautsalbendrüsen, welche das Ohrenschmalz absondern. Das innere O. zerfällt in die Paukenhöhle (cavitas tympani), in welcher der eigentliche Gehörapparat liegt, und in die Fortsetzung des äußern Gehörgangs, die mit Schleimhaut ausgekleidete, in der Rachenhöhle mündende Eustachische Trompete (tuba Eustachii). Der Umstand, daß der Gehörgang an beiden Seiten offen ist, gestattet dem Trommelfell, an auch sehr leichten wellenförmigen Bewegungen der Luft theilzunehmen, weil die in dem Gange eingeschlossene Luft nach allen Seiten ausweichen kann. Gehörknöchelchen (ossicula auditus) sind drei vorhanden: der Hammer (malleus), der Amboß (incus) und der Steigbügel (stapes), nach ihrer Gestalt so benannt. Der Hammer ist mit seinem Griff im Trommelfell festgewachsen und macht alle Bewegungen desselben mit; mit seinem Kopfe ist er in den Amboß eingelenkt, welcher seinerseits wieder mit dem obern Theile des Steigbügels in Gelenkverbindung steht. Der Fußtritt des Steigbügels sitzt auf einer Haut des ovalen Fensters (fenestra ovalis) in der Knochenhöhle, in welcher die Enden des Gehörnerven liegen. Diese Knochenhöhle, das Labyrinth, besteht aus drei miteinander in offener Verbindung stehenden kleinern Höhlen, dem Vorhof mit dem ovalen Fenster und dem unter diesem liegenden, durch eine Haut geschlossenen runden Fenster (fenestra rotunda), die Gegenöffnung des ovalen Fensters, welche der dies Labyrinth füllenden Flüssigkeit bei Druck durch den Steigbügel auf das ovale Fenster auszuweichen gestattet. Der zweite Bestandtheil sind drei halbcirkelförmige Kanäle (canales semicirculares) und die Schnecke (cochlea), der wichtigste Theil des Labyrinths. In demselben beschreibt nämlich eine dünne Knochenplatte $2^1/_2$ spiralförmige Umläufe, auf welchen die Enden des Gehörnerven ruhen, und von welchen aus sie mit ihren äußerst dünnen Endfäserchen in die Flüssigkeit des Labyrinths hineinragen. Nach seinem Entdecker heißt dieser Theil des O. das Corti'sche Organ. Die Endfäserchen des Gehörnerven sind nicht von einer Länge, sondern nehmen von unten nach oben stetig an Länge ab. Dringen Schallwellen in das äußere O., so geräth das Trommelfell in Schwingungen von gleicher Zahl wie die der Luft. Diese Schwingungen setzen die Gehörknöchelchen in Bewegung, diese durch den Steigbügel das Wasser des Labyrinths und dieses endlich die Enden des Gehörnerven. Die letzten Bewegungen werden als Gehöreindrücke empfunden. Es werden aber von Einem Tone nicht alle Nervenenden zu gleicher Zeit bewegt, sondern von einem tiefen Tone (mit wenig Wellen) nur lange, von einem hohen Tone (mit viel Wellen) nur die entsprechenden kurzen Endfäserchen; daher stammt das Vermögen des O., nicht nur Töne von verschiedener Höhe wahrnehmen, sondern auch Töne von verschiedener Höhe voneinander unterscheiden zu können. Die Stärke der Töne wird empfunden durch die Größe, die Höhe des Tones durch die Schnelligkeit der Schwingungen. Das menschliche O. ist so eingerichtet, daß es Luftschwingungen von weniger als 40 in der Secunde nicht mehr als Ton, sondern einzeln wahrnimmt, Schwingungen von mehr als einigen tausend aber eine schmerzhafte Empfindung erregen. (S. Gehör.)

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrenkrankheiten. In früherer Zeit unterschied man die Krankheiten des Gehörorgans entsprechend der dürftigen Kenntniß derselben, meist nur nach ihren Erscheinungen, in Schwerhörigkeit, Taubheit, Ohrenfluß u. dgl. Jetzt theilt man diese Krankheiten, nachdem namentlich Tröltsch in Würzburg und Politzer in Wien die Lehre von den Gehörkrankheiten zur Wissenschaft erhoben haben, ein nach den erkrankten Theilen des Ohrs (s. d.), in Krankheiten des innern

und äußern Ohrs, der Ohrmuschel, des äußern Gehörgangs, des Trommelfells, der Gehörknöchelchen, der Eustachischen Röhre, des Labyrinths und seiner Theile. Ferner geschieht die Eintheilung nach der Veränderung, welche die kranken Theile erlitten haben, z. B. Katarrh der Eustachischen Röhre; Anhäufung von Ohrenschmalz; Entzündung, Verdickung, Durchbohrung, Verlust des Trommelfells; Verknöcherung der Gelenkverbindungen der Gehörknöchelchen. Man besitzt schon viel Mittel, den kranken Theil und die Art seiner Erkrankung kennen zu lernen. Zu den Untersuchungsinstrumenten gehören unter anderm der *Ohrspiegel*, ein konischer, innen polirter Metallcylinder, welcher zur Beleuchtung des äußern Gehörgangs und des Trommelfells angewendet wird; der *Ohrkatheter*, ein am Ende winkelig dünnes Metallrohr, welches man in die innere Mündung der Eustachischen Röhre einführt, um die Durchgängigkeit derselben für Luft zu prüfen. Auch die Heilmittel sind zum Theil ganz andere geworden. Der Katheter dient zu gleicher Zeit zum Eintreiben von Luft und Flüssigkeit in den innern Gehörgang. Man legt künstliche Trommelfelle (in einen Metallring gespannte Häutchen) in das Ohr ein und ersetzt so unter Umständen theilweise das verloren gegangene natürliche Trommelfell.

Oehringen, ein Oberamt im würtemb. Jaxtkreise, am Kocher gelegen, hat ein Areal von 6½ Q.-M., zählt (1861) 31589 E., darunter 1502 Katholiken, und umschließt mit Ausnahme eines Theils der ehemals dem Kloster Schönthal und den Freiherren von Berlichingen gehörigen Gütern nur hohenlohesche Besitzungen, insbesondere die *Standesherrschaft O.* des Fürsten von Hohenlohe-O. (S. *Hohenlohe*.) — Die *Hauptstadt O.*, am Kocherzufluß Ohrn und an der Hall-Bietigheimer Eisenbahn, 3½ M. im ONO. von Heilbronn, in angenehmer, fruchtbarer Gegend gelegen, ist ein zwar nicht regelmäßig angelegter, aber freundlicher Ort, Sitz der Bezirksstellen und einer fürstlichen Domänenverwaltung, hat ein 1547 gestiftetes Lyceum und zählt (1864) 3399 E., welche neben ergiebiger Landwirthschaft und namhafter Bierbrauerei ziemlich viele Kleingewerbe treiben, eiserne Fensterbeschläge, Drainröhren, Essig und Ziegeln fabriciren und starkbesuchte Schafmärkte unterhalten. Außer dem fürstl. Residenzschloß mit schönen Gartenanlagen und großartigen Kellern ist die im 15. Jahrh. erbaute Stiftskirche bemerkenswerth, welche die Fürstengruft mit interessanten Grabdenkmälern enthält, und mit der vor der Reformation ein reiches, 1037 vom Bischof Gerhard von Regensburg gegründetes Chorherrenstift verbunden war. Unweit östlich von der Stadt lief der röm. Grenzwall vorüber, und nördlich von ihr, auf der sog. Burg, stand eine röm. Niederlassung, wahrscheinlich ein Garnisonsplatz, aus dessen Trümmern eine reiche Ausbeute an röm. Gebäuderesten, Anticaglien, Gräber und besonders Denksteine mit Inschriften gehoben wurden. Unter diesen Inschriften geben zwei, die erst 1861 bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues ausgegraben wurden, Vicus Aurelius als Namen des röm. Orts an. Historisch bekannt ist die Stadt durch die Versöhnung des Kaisers Friedrich IV. und des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz 14. Febr. 1464 sowie durch die Union der Protestanten 1603. Die vier andern Städtchen des Oberamts sind *Forchtenberg* im Kocherthal mit einer Schloßruine und 1011 E., *Neuenstein* an dem Epbach und der Eisenbahn, mit 1635 E. und einer Armenanstalt, früher Residenzschloß der Hohenlohe-Neuensteiner Linie, *Sindringen* mit 773 E., Eigenthum des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein, und *Waldenburg* an der Eisenbahn, mit 1313 E. und einem ansehnlichen Schloß, Besitzthum des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der im Schlosse des großen, 1394 E. zählenden Dorfes *Kupferzell* residirt. Zu den Mediatbesitzungen des Fürsten von Hohenlohe-O. gehören auch in dem östlich angrenzenden Oberamte Künzelsau die Städtchen *Künzelsau* am Kocher, mit einem Schloß, einer Realschule und 2320 gewerbthätigen E., *Ingelfingen* mit 1522 E., einer Lateinschule und einem Schloß, ehemals Residenz der Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, *Niedernhall* am Kocher, mit 1413 E., ziemlich namhaftem Weinbau, Gerbereien, Leder- und Saffianmanufactur und einer Salzquelle.

Oehrling oder *Ohrwurm* (Forficula), eine Insektengattung aus der Ordnung der Geradflügler, ausgezeichnet durch die Zange am Ende des Hinterleibes, die sehr kurzen Flügeldecken und die längs und zugleich auch quer gefalteten Hinterflügel. Es sind nächtliche Thiere, die sich gern in Höhlungen verkriechen, keineswegs aber für die Ohröffnungen des Menschen eine Vorliebe haben, wie der Name andeutet und man früher geglaubt hat. Dadurch, daß sie gern reife, süße Früchte benagen, Nelken, Georginen u. s. w. zerfressen, werden sie lästig. Man kann sie aber leicht in Papierdüten, Rohrstengel, kleine mit Moos gefüllte Blumentöpfe, aufgehängte Lappen u. dgl. locken und dann ohne Mühe tödten. Der *gemeine O.* (F. auricularia) ist 7—10 Linien lang, braun, unbehaart und hat vierzehngliederige Fühler; er findet sich

überall häufig. Seltener ist der kleine O. (F. minor) mit schwarzem Kopfe und Halsschilde; er lebt besonders unterm Miste.

Oïdium, s. Traubenfäule.

Oise, ein Fluß in Frankreich, der auf den Ardennen südwestlich von Chimay in Belgien entspringt, die Depart. Aisne und Oise durchströmt und im Depart. Seine-Oise bei Conflans Ste.-Honorine, 7½ M. unterhalb Paris, in die Seine sich ergießt. Er hat einen 40,7 M. langen Lauf, nimmt, außer andern kleinen Flüssen, links die Serre, Lette und Aisne, rechts die Brêche und den Therain auf und wird beim Eintritt in das Oise-Departement bei Chauny 21,7 M. weit schiffbar. — Das nach ihm benannte Departement O. umfaßt ehemalige Bestandtheile von Isle-de-France, Valois, Noyonnais und Soissonais und von der Picardie die Landschaften Santerre und Amiénais und wird von den Depart. Somme, Aisne, Seine-Oise, Seine-Marne, Eure und Seine-Inférieure begrenzt. Es zählt auf 106⅓ Q.-M. 401417 E. (1861) und zerfällt in die vier Arrondissements Beauvais, Clermont, Compiègne und Senlis, mit 35 Cantonen und 700 Gemeinden. Von der O., der Aisne, dem Ourcq und vielen kleinen Flüssen und von einer Menge niedriger Hügel durchzogen, bringt das Land gutes Rindvieh und in reichem Maße Getreide, Obst und Gartengewächse aller Art hervor, während die lebhaft betriebene Industrie sich mit Fertigung von Leinwand, Spitzen, Teppichen, wollenen und baumwollenen Waaren, Leder, Töpferarbeiten und vielen andern Artikeln beschäftigt. Der ziemlich lebhafte Handel wird durch die O. und Aisne sowie durch die Kanäle und Eisenbahnen bedeutend unterstützt. Hauptstadt ist Beauvais (s. d.). Nächstdem sind die Städte Compiègne (s. d.), Clermont (s. d.), Senlis (s. d.), Noyon (s. d.), Crespy (s. d.), Chantilly (s. d.), der Flecken Liancourt mit 2612 E., einem Schlosse und dem Grabe des Herzogs von Larochefoucault-Liancourt, sowie das Dorf Ermenonville (s. d.) bemerkenswerth.

Oka, die türk. Gewichtseinheit, eingetheilt in 400 Dramm oder Drachmen zu 64 Grän, in der Schwere von 1285,56 franz. Grammen = 2,57 deutsche Zollpfd. = 2¾ preuß. Pfd. = $2^3/_{10}$ wiener Pfd.; 44 Oken machen den Kantar aus. In Aegypten ist die gewöhnliche O. = 1235,36 Grammen = 2,47 deutsche Zollpfd. Es gibt dort auch für einige Waaren noch zwei schwere Oken von 420 und 412 Drachmen. Auch in Griechenland bedient man sich häufig noch der O., welche daselbst = 1280 Grammen. In der Walachei ist die O. (von 4 Litra oder 400 Drachmen) = 1283,474 Grammen, in der Moldau = 1292,98 Grammen. Die O. dient in diesen Ländern gewöhnlich auch für den Verkauf der Flüssigkeiten.

Okeanos, s. Oceanus.

Oken (Lorenz), eigentlich Ockenfuß, welchen Namen er später in Oken verwandelte, ausgezeichneter philos. und praktischer Naturforscher, geb. zu Bohlsbach in der schwäb. Landschaft Ortenau 1. Aug. 1779, studirte zu Würzburg und Göttingen und lebte dann daselbst mehrere Jahre als Privatdocent, bis er 1807 als außerord. Professor der Medicin nach Jena berufen wurde, wo seine Vorlesungen über Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, Zoologie mit vergleichender Anatomie, Pflanzen-, Thier- und Menschenphysiologie bald den verdienten Beifall fanden. 1810 wurde er Hofrath, 1812 ord. Professor der Naturwissenschaften. Im Spätherbst 1816 fing er an, die «Isis» herauszugeben, ein encyklopädisches Blatt, vorzugsweise aber naturhistor. Inhalts. Da damals in Weimar größere Preßfreiheit als anderwärts herrschte, so wurden an O. alle Beschwerden und Klagen gesendet, die man wollte laut werden lassen, und die auch O. in die «Isis» aufnahm, sobald sie ein allgemeines Interesse hatten. Dadurch erregte O. auswärts großes Misfallen, sodaß endlich die weimar. Regierung ihm die Alternative stellte, entweder die Professur oder die «Isis» aufzugeben. O. that das erstere, während die «Isis» im Weimarischen verboten und nun in Rudolstadt gedruckt wurde, bis sie 1848 zu erscheinen aufhörte. Gleichzeitig wurde er in die Angelegenheit des Wartburgfestes verwickelt, jedoch von aller Schuld frei gefunden. Er lebte nun mit geringer Unterbrechung als Privatgelehrter in Jena, einzig mit der Herausgabe der «Isis» und seiner naturhistor. Werke beschäftigt, bis er 1828 an die neuerrichtete Universität zu München ging, wo er anfangs als Privatdocent naturhistor. Vorlesungen hielt und dann ord. Professor wurde. Weil er auf eine Versetzung an eine andere bair. Universität nicht einging, nahm er auch hier seine Entlassung und folgte 1832 einem Rufe an die neuerrichtete Universität zu Zürich, wo er 11. Aug. 1851 starb. Sein Hauptbestreben war die Darstellung eines allgemeinen, in sich zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und deren Elemente umfassenden Natursystems, dessen philos. Begründung den Inhalt seines «Lehrbuch der Naturphilosophie» (Jena 1808—11; 2. Aufl. 1831) bildet, während er es in dem «Lehrbuch der Naturgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1813—27) vollständig entwickelte. Da sein

Natursystem sehr eigenthümlich ist und von allen vorhandenen Systemen abweicht, deutsche Benennungen oft mangelten und die leitenden Grundsätze der Eintheilungen durch die Namen derselben angedeutet werden sollten, so schuf O. eine eigene Nomenclatur, die in vielen Fällen gezwungen klingt, meist aus neugebildeten Ausdrücken besteht, schwer zu behalten ist und somit keinen Beifall gefunden hat. Seine Naturphilosophie wurde vielfach misverstanden und veranlaßte, daß manche flache Schriftsteller auftraten, die in mystische Einkleidung ihr Hauptverdienst legten, die alltäglichsten Erscheinungen in geheimnißvollem Tone besprachen und an die Stelle des klaren Urtheils Schwärmerei und Willkür setzten. Solche Auswüchse haben bei Engländern und Franzosen die Naturphilosophie O.'s sehr in Miscredit gebracht, während sie in den praktischen Schriften derselben leitend geworden. In Deutschland hingegen erkannte man wol an, daß durch die philos. Anschauung O.'s der Naturforschung eine neue und vortheilhafte Richtung gegeben worden ist. O. war auch als praktischer Anatom und Physiolog ausgezeichnet und hat auf diesem Felde viel geschrieben. Ein Hauptwerk ist seine «Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände» (13 Bde., Stuttg. 1833—41). Seine Anregungen in der «Isis» haben zur Begründung des deutschen Naturforschervereins beigetragen. O.'s Büste, von Drake in Berlin gefertigt, wurde 1853 auf dem Eichplatze in Jena errichtet.

Oekolampadius (Joh.), eigentlich Heußgen oder Hußgen (nicht Hausschein), neben Zwingli einer der namhaftesten Mitarbeiter am schweiz. Reformationswerke, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines milden Charakters der Melanchthon der Schweiz genannt, wurde 1482 zu Weinsberg in Schwaben geboren. Von seinem Vater war er zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, das er auch in Heidelberg und Bologna betrieb. Doch aus Neigung wendete er sich zur Theologie, die er dann in Heidelberg studirte. Nach Ablauf seines akademischen Cursus ward er zuerst Hofmeister bei den Söhnen des Kurfürsten von der Pfalz, dann Prediger in Weinsberg. Er legte aber seine Stelle nieder, ging zu Reuchlin nach Stuttgart und widmete sich dem genauen Studium der griech. Sprache, während er bei dem span. Arzte Matth. Adrian Hebräisch lernte. Hierauf erhielt er durch Capito einen Ruf als Prediger nach Basel, wo er die Bekanntschaft des Erasmus machte, der die ausgezeichnete classische Bildung des O. so schätzte, daß er sich der Hülfe desselben bei der Herausgabe des Neuen Testaments bediente. Doch schon 1516 gab O. seine Stelle wieder auf und folgte einem neuen Rufe als Prediger nach Augsburg. Auch hier blieb er nur kurze Zeit, indem er in das Brigittenkloster Altenmünster eintrat. Inzwischen war aber Luther aufgetreten, dessen Wort ihn so mächtig ergriff, daß er das Kloster verließ und die Stelle eines Schloßpredigers bei seinem Freunde, dem Ritter Franz von Sickingen, antrat. Nach dessen Tode ging er wieder nach Basel zurück (1522), wo er nun seine reformatorische Thätigkeit als Prediger und Professor der Theologie eröffnete und die früher von Capito begonnene Reformation Basels fortführte. Nach seinen Disputationen zu Baden 1526 und Bern 1528 mit den kirchlichen Gegnern führte er 1528 die Reformation in Basel und Ulm völlig ein. In dem über die Abendmahlslehre mit Luther entstandenen Conflicte schloß sich O. im wesentlichen der Ansicht Zwingli's an. Von ihm rührt namentlich die exegetische Begründung der bildlichen Auffassung der Einsetzungsworte her, welche er 1525 in der Schrift «De genuina verborum Domini: hoc est corpus meum, interpretatione» unternommen hat. Die schwäb. Prediger setzten diesem Buche das «Syngramma Suevicum» entgegen. Später disputirte O. bei dem Religionsgespräch zu Marburg 1529 mit Luther und starb kurz nach dem Hingange seines Freundes Zwingli zu Basel 24. Nov. 1531. Unter den Schriften, die er zur Förderung der Reformation schrieb, sind noch hervorzuheben «De ritu paschali» und seine kurz nach der leipziger Disputation erschienene «Epistola canonicorum indoctorum ad Eccium». Vgl. die biograph. Schriften von Herzog (2 Bde., Bas. 1843) und Hagenbach (Elberf. 1859).

Oekonomie (griech.), d. h. wörtlich Haushaltung, bezeichnet im allgemeinen und in Bezug auf alle möglichen Geschäftsbetriebe die wirthschaftliche Führung und da diese, wenn sie untadelhaft sein soll, von Ordnungsmäßigkeit und Zweckmäßigkeit geleitet sein muß, diejenige wirthschaftliche Führung, welche dem wirthschaftlichen Zweck wirklich entspricht. Nach und nach hat das Wort O. eine Nebenbedeutung ähnlicher Art erhalten, wie diejenige, welche sich mit Wirthschaftlichkeit verbindet, und man denkt dabei an Einschränkung, Sparsamkeit, Benutzung kleiner Nebenvortheile u. s. w. beim Wirthschaftsbetrieb. Ferner versteht man unter O. namentlich die wirthschaftliche Thätigkeit in der Landwirthschaft (s. d.), und ein Oekonom ist deshalb bald ein Landwirth, der eine mittlere oder kleinere Landwirthschaft betreibt, oder ein Beamter (Wirthschafter) in einem größern landwirthschaftlichen Betriebe. Die Volkswirthschaftslehre wird mit dem Namen Nationalökonomie (s. d.), Politische O., Nationalökonomik bezeichnet.

Oekonomisten hieß man im 18. Jahrh. die Anhänger des die Landwirthschaft hervorhebenden physiokratischen oder ökonomistischen Systems. (S. Physiokratisches System.)

Oekumenisch (griech.), d. i. allgemein, dann auch, weil es früher keine andere Kirche gab als die rechtgläubige christliche, so viel als katholisch. Das Papstthum nahm daher den Ausdruck mit «römisch-kirchlich» in gleicher Bedeutung, obschon die röm. Kirche die allgemeine Kirche nicht war. Das Wort O. ist ein gewöhnliches Prädicat für den allgemeinen Kirchenvorsteher einer Provinz, also für den Erzbischof oder Patriarchen. Ein ausschließliches Prädicat für den Oberhirten zu Rom war es aber nicht, wie sich schon daraus ergibt, daß die Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien u. s. w. dasselbe Prädicat sich beilegten. O. heißen insbesondere auch mehrere Kirchenversammlungen. (S. Concilium.)

Oel ist der Gattungsname für flüssige, in Wasser wenig oder nicht lösliche, in Weingeist und Aether lösliche, der Hauptmasse nach aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehende Körper organischen Ursprungs. Zwar haben auch mineralische Flüssigkeiten zuweilen ölige Consistenz und das äußere Ansehen der Oele, z. B. die deshalb Vitriolöl genannte Schwefelsäure; doch läßt sich kein wahres O. mineralischen Ursprungs nachweisen, da die Erdöle zwar fossil, aber jedenfalls organischen Ursprungs sind. Die O. zerfallen in zwei Hauptklassen, in die sog. fetten oder fixen und in die Aetherischen Oele (s. d.) oder flüchtigen, die chemisch ganz verschieden sind. Die fetten oder fixen O. sind sämmtlich sauerstoffhaltig und stickstofffrei, leichter als Wasser, mit Wasser gar nicht mischbar, jedoch mit Hülfe von Gummi oder Eiweiß darin zu einer Emulsion zertheilbar, ohne Zersetzung nicht flüchtig, auch in kaltem Weingeist nur schwer löslich und von den Fetten und Talgarten nur durch die Consistenz verschieden, daher bei niedrigen Temperaturen, wobei viele O. erstarren, oder in der Wärme, wo die Fette schmelzen, diesen ganz gleich. Sie sind, wie das Fett (s. d.), eine Verbindung von Glycerin mit Oelsäure, geben mit Alkalien Seifen, wie jenes, und mit Bleioxyd Pflaster. Durch starke Erhitzung oder Destillation werden die fetten O. zersetzt, wobei sich mancherlei Producte bilden. Von diesen sei hier nur das Akrolein genannt, ein äußerst flüchtiger, die Augen heftig zum Thränen reizender, bei gewöhnlicher Temperatur flüssiger Körper von unangenehmem, kratzendem Geruche. Derselbe ist die Ursache des übeln Geruchs, den eine bei mangelndem Luftzutritt brennende Oellampe von sich gibt, oder der sich nach dem Ausblasen einer Oellampe mit stark verkohltem Docht oder eines Talglichts, dessen Docht eine lange Schnuppe erhalten hat, geltend macht. Alle O. verändern sich an der Luft; die einen werden dabei übelriechend, sauer und ranzig, bleiben aber flüssig; die andern trocknen zu einer harzigen Masse ein. Jene nennt man schmierige O., wie das Baumöl, Mandelöl und Rüböl; diese trocknende O., wie Mohnöl, Nußöl und Leinöl. Die schmierigen O. eignen sich vorzüglich zur Verwendung als Brennmaterial für Lampen, als Schmiermittel für Maschinen, zum Einfetten der Wolle u. s. w. und kommen mit den flüssigen thierischen Fetten, wie Thran, Klauenfett u. s. w., ganz überein. Die trocknenden O. eignen sich, da sie sehr rußen, nicht zum Brennen, wegen des Trocknens auch nicht zum Einschmieren, dafür aber vorzüglich zur Oelmalerei und zu Firnissen; wie denn der Leinölfirnis (s. Firnis) mit etwas Bleiglätte gekochtes oder mit Zinkoxyd behandeltes Leinöl ist. Als Speiseöl kann jedes mild und rein schmeckende fette O. benutzt werden. Die fetten O. sind vorzüglich in den Samen der Pflanzen enthalten, und nur das Baumöl findet sich im Fleische der Oliven. Sie werden durch Auspressen mittels Stampfwerken, Walzen, Pressen u. s. w. in den Oelmühlen gewonnen. Wendet man dabei Wärme an, so gewinnt man das O. vollständiger, aber unreiner als durch kaltes Pressen. Alle gepreßten Samenöle enthalten Verunreinigungen, welche das Ranzigwerden beschleunigen und die Flamme rußig machen. Man raffinirt daher die Brennöle, indem man durch Schwefelsäurezusatz jene Beimischungen abscheidet, die Säure dann aber durch Kalk wieder entfernt. Geschieht letzteres unvollständig, so bleibt das O. sauer und greift das Metall der Lampen an. Kupfer und Messing wird übrigens auch von reinem O. unter Luftzutritt allmählich angegriffen und mit grüner Farbe aufgelöst. Die Rückstände des Pressens ölhaltiger Säuren, die Oelkuchen, finden als Viehfutter und als Düngemittel Anwendung. — Der Oelhandel, mit Baumöl in Italien, Frankreich, Spanien und der Berberei, mit Rüböl im nördl. Europa, ist überaus wichtig. Dort, wie noch mehr hier, werden in demselben eine Menge Lieferungsverträge abgeschlossen, die größtentheils auf Differenzgeschäfte (s. d.) hinauslaufen, was namentlich am Rhein, in Norddeutschland, Belgien und Holland sehr gewöhnlich der Fall ist. In gewissen Mittelpunkten von Gegenden, die viel Oelsaat erbauen, hat sich in neuester Zeit eine Art Börsenverkehr der Producenten, Consumenten und Mäkler für jenen Handel gebildet, die sog. (periodischen) Oelbörsen, deren Termin im voraus bekannt gemacht wird. Große Plätze haben indessen ihre regelmäßigen Oelbörsen.

Olaf ist der Name mehrerer Könige von Norwegen. — O. Tryggvason, ein Urenkel des Königs Harald (s. d.) Harfager (Schönhaar), wurde in Schweden geboren, wohin seine Mutter Astrid nach der Ermordung ihres Gemahls, des Unterkönigs Tryggve, schwanger entflohen war, und in Nowgorod bei den stammverwandten Warägern erzogen. In seiner Jugend befuhr er als Vikingerhäuptling die Nordsee und suchte England, Irland, Frankreich wiederholt plündernd heim. Von einem Einsiedler auf den Scilly-Inseln ließ er sich taufen. 996 bemächtigte er sich der Herrschaft über Norwegen und suchte eifrig das Christenthum daselbst einzuführen; aber seine Regierung dauerte nur wenige Jahre. Flüchtige norweg. Große fanden Bundesgenossen an den Königen Svend Gabelbart von Dänemark und Olaf Schooßkönig von Schweden. Als O. mit seiner Flotte gegen sie auszog, ward er im J. 1000 in einer großen Seeschlacht im Öresund besiegt und erschlagen. — O. der Heilige, bei seinen Lebzeiten der Dicke genannt, war ein Ururenkel Harald Schönhaar's. Nach dem frühen Tode seines Vaters Harald, Unterkönigs über den District Gränland am Miorssee, wurde er bei Verwandten erzogen und vom Könige O. Tryggvason zur Taufe gehalten. Als Jüngling focht er in Schweden, dann in England auf der Seite der Gegner Knut's d. Gr. (s. d.). 1017 bemächtigte er sich der Herrschaft über Norwegen und nahm seinen Sitz in Nidaros (Drontheim). Er war ein eifriger Christ und wurde der eigentliche Bekehrer Norwegens, indem er aufs strengste mit Leibes- und Lebensstrafen, mit Verbannung und Güterconfiscation gegen die hartnäckigsten Anhänger des altnationalen Heidenthums verfuhr. Auch die Gesetzgebung ward im christl. Sinne modificirt und namentlich der Seeraub an den Küsten des Landes streng verboten. Aber O. gerieth in Unfrieden mit Knut d. Gr., weil er sich weigerte, Norwegen als dän. Lehn zu nehmen, und unternahm einen verheerenden Kriegszug gegen Dänemark. Die Folge war, daß 1028 Knut mit Uebermacht in Norwegen erschien und O. vertrieb. Als bald nachher O. versuchte, sein Reich wiederzugewinnen, fand er den Tod in der Schlacht bei Sticklestad am Drontheimer Meerbusen, 29. Juli 1030. Bald nach seinem Tode hieß O. schon überall der Heilige und galt als Schutzpatron von Norwegen; auch wurden seine Reliquien in der Domkirche zu Drontheim beigesetzt. Nach ihm benannt ist der norweg. Orden des heiligen O., gestiftet von König Oskar 21. Aug. 1847.

Öland, eine 19 M. lange und nur $^1/_2$—2 M. breite Ostsee-Insel an der Ostküste des südl. Schweden, zur Landeshauptmannschaft Kalmar gehörig und vom Festlande durch den durchschnittlich 1 M. breiten, tiefes und sicheres Fahrwasser bietenden Öland- oder Kalmarsund getrennt, hat ein Areal von 24,4 Q.-M. und zählt (1860) 35118 E., die einen eigenen Dialekt reden. Die Insel ist nichts anderes als ein langgestreckter Kalkfels, der jedoch nicht durchweg gleiche Natur zeigt. In der Mitte des größern südl. Theils besteht der Fels aus dem hohen, ebenen, kahlen und wasserlosen, nur spärlich mit Erde bedeckten und daher für keine Cultur geeigneten «Midtlandet» (Mittellande), zu beiden Seiten eingefaßt von den nach der Küste sich senkenden «Landtborgar» (Landburgen), auf denen eine zahllose Menge von Windmühlen steht. Von diesen Landburgen ist die westliche eine Kalksteinwand, die östliche ein auf Kalk ruhender Sandberg, beide aber sind fruchtbar, besonders die westl. Abdachung. Die unfruchtbare Mitte, welche über die Hälfte der Breite einnimmt, heißt Allvar und liegt gleich einem See eingesenkt zwischen den Landburgen mit den ebenen rothen Kalksteinfeldern. Der nördl. Theil der Insel hat kein Allvar und keine Landburgen, sondern ist reich bewaldet und überhaupt fruchtbar. Das Klima Ö.s ist mild und angenehm. Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung ist Ackerbau, Rinder- und Schafzucht. Die kleine Pferderasse der Insel, die sog. Ölandsklepper oder Königspferde, ist jetzt fast ganz ausgestorben; doch findet sie sich noch auf Gottland. Demnächst liefert die Fischerei gute Ausbeute, und viele Einwohner beschäftigen sich mit Schiffahrt. Der Reichthum an Kalk wird wegen des Holzmangels nur wenig benutzt; im Norden aber werden Kalksteine gebrochen, gebrannt, behauen und geschliffen. Auch besitzt die Insel bei Möckelby das bedeutendste Alaunwerk Schwedens. An der Westküste liegt Borgholm, die einzige Stadt Ö.s, erst 1817 mit Stadtgerechtsamen versehen, unbedeutend, ohne Kirche, mit 773 E. (Ende 1865) und der prächtigen Ruine des 1806 durch Feuersbrunst zerstörten Schlosses Borgholm, in welchem zuletzt Karl X. vor seiner Thronbesteigung 1654 gewohnt hat. Im Süden der Insel befindet sich der belebte Flecken Mörbylånga und an der Nordostküste der Hafen Böda, Ueberfahrtsort nach Klintehamn auf Gottland. Im Kalmarsund liegen die bis 200 F. hohe schauerlich-wilde Klippe Jungfrun, an deren höchste Spitze, Blåkulla (Blauer Berg), sich ähnliche Hexensagen knüpfen wie an den Blocksberg oder Brocken in Deutschland, und Grimskär, beide bekannt durch die Seeschlachten zwischen Schweden und Dänen 1564 und 1679.

Oelbaum (Olea) heißt eine zur 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur

Familie der Oleaceen gehörende Pflanzengattung, welche sich durch einen kleinen, vierzähnigen Kelch, eine trichterig-radförmige, viertheilige Blumenkrone, zwei Staubgefäße, eine zweispaltige Narbe und eine Steinfrucht mit zweifächerigem Steinkerne auszeichnet. Die hierher gehörigen Gewächse sind immergrüne Bäume und Sträucher, mit gegenständigen, lederigen, meist ganzrandigen, kahlen aber feinbeschuppten Blättern. Die kleinen, oft wohlriechenden Blüten stehen traubig-rispig in den Blattwinkeln oder straußförmig am Ende der Zweige. Am bekanntesten ist der echte O. (O. europaea L.), der im wilden Zustande strauchig und fast dornig ist, durch Cultur aber zu einem 20—40 F. hohen, dornenlosen Baume wird. Er stammt wahrscheinlich aus dem Oriente, kam dann nach Attika in Griechenland und wird jetzt in allen Ländern am Mittelländischen Meere, außerdem auch auf den Canarischen Inseln, in Südafrika und Amerika in äußerst zahlreichen Varietäten cultivirt. Durch seine den Weidenblättern ähnlichen, oberseits matt dunkelgrünen und unterseits feinschuppigen, weißlich-grauen Blätter gibt er den Landschaften ein eigenthümliches Ansehen. Er trägt kleine weiße Blüten in kurzen dichten Trauben, und seine Früchte sind die Oliven (s. d.), aus denen man das Baumöl (s. d.) erhält, weshalb er überall, wo er gedeiht, gern und häufig cultivirt wird. Schon seit den ältesten Zeiten widmete man ihm religiöse Verehrung. Bei den Griechen war er der Pallas Athene geweiht, in welcher man auch die Spenderin desselben verehrte, und ein Sinnbild der Keuschheit, weshalb nur keusche Jünglinge und Jungfrauen die Früchte brechen und sammeln durften. Ein Kranz von Oelzweigen war bei den Griechen die größte Auszeichnung des um das Vaterland hochverdienten Bürgers sowie der höchste Preis des Siegers bei den Olympischen Spielen. Der Oelzweig war ferner das Symbol des Friedens, und Besiegte, die um Frieden zu bitten kamen, trugen Oelzweige in den Händen. Die bitter astringirende Rinde des Baums wie auch die Blätter besitzen fieberwidrige Heilkräfte. Das aus ältern Stämmen schwitzende, vanillenartig riechende Harz, welches dem Storax sehr ähnlich ist und eine eigene krystallinische Substanz, Olivin, enthält, wird in ganz Italien zum Räuchern verwendet. Da das Holz des O. eine schöne Politur annimmt und auf grünlich-gelbem Grunde schwarze wolkige Flecken und Adern hat, so wird es hauptsächlich zur Verfertigung feiner Tischler- und Drechslerarbeiten verwendet. Vorzüglich schöne Zeichnungen, die oft ganz denen auf dem florent. Ruinenmarmor gleichen, enthält das Holz der Wurzel, woraus unter anderm sehr schöne und kostbare Tabacksdosen gefertigt werden. In Carolina werden die Früchte des amerikanischen O. (O. americana L.) als Speise verwendet; die Blüten sind wohlriechend, und das sehr harte Holz führt den Namen Devilwood. Die äußerst wohlriechenden Blüten des in China, Japan und Cochinchina einheimischen wohlriechenden O. (O. fragrans Thunbg.) werden dem chines. Thee oft beigemengt, um diesem den angenehmen Geruch zu ertheilen. Dem auf Neuseeland und Norfolk einheimischen blumenlosen O. (O. apetala Vant.) fehlt die Blumenkrone. Alle Arten der Gattung Olea gedeihen bei uns nur im Gewächshause.

Oelberg, ein in der Bibel, namentlich im Neuen Testamente wiederholt genannter Berg, ostnordöstlich von Jerusalem gelegen und von dieser Stadt durch das Kidron- oder Josaphatthal getrennt, von dessen Sohle aus er sich ungefähr 420 F. hoch erhebt. Der Berg überragt Jerusalem um etwa 200 F. Seine absolute Höhe beträgt nach Schubert's Barometermessung 2556 F. Der Name bezeugt den vor alters an feinen Abhängen betriebenen, jetzt aber nur geringen Olivenbau, auf welchen auch die durch die Leidensnacht Christi bekannt gewordene Oertlichkeit an seinem Fuße, Gethsemane, d. i. Oelkelter, hindeutet. Der Berg besteht aus einer dem tertiären Kalk des palästinensischen Hochlandes aufgelagerten Kreidekuppe. Seine Spitze setzt sich, von Jerusalem aus gesehen, gegen den Horizont als eine dreifach sanft geschwungene Linie wellenförmiger Erhebungen ab, deren mittlere, die höchste, als die Stätte der Himmelfahrt Jesu gilt, die nördliche mit Bezugnahme auf Apostelgesch. 1, 11 den Namen Viri Galiläi erhalten hat, während die südliche von der Legende unbeachtet geblieben ist. Im Süden lehnt sich an den O. der viel niedrigere Berg des Aergernisses (Mons scandali), um dessen Fuß herum sich das Kidronthal nach anfänglich nordsüdl. Laufe ostwärts dem Todten Meere zusenkt, sowie überhaupt die ganze Bergreihe als ein vom Scopus beginnender Ausläufer der Hauptwasserscheide des Landes gegen die Jordanniederung zu betrachten ist. Die Erwähnung des O. und der an feinen Gehängen gelegenen Oertlichkeiten, namentlich Bethaniens, in den Evangelien hat ihm früh die Verehrung der Christenheit zugewandt. Schon im 4. Jahrh. galt er als die Stätte der Himmelfahrt Jesu, und zwar auf Grund des 1. Kap. der Apostelgeschichte, gegen welches die widersprechende Stelle im 24. Kap. des Evangeliums Lucä nicht in Betracht kam. Auch Bethanien besaß damals schon eine St.-Lazarus- (oder Eleasar's-) Kirche, welche bald den alten

Namen des Orts vergessen ließ und ihm den heutigen Eleazarijeh beilegte. In den folgenden Jahrhunderten entstanden am Fuße des O. die Mariengrabkirche und das heutige Gethsemane. Die angeblich von der Kaiserin Helena erbaute, aber zur Zeit der Kreuzfahrer schon zerstörte Himmelfahrtskirche wurde von diesen prachtvoll in Form einer die Himmelfahrtskapelle umgebenden Rotunde wieder aufgeführt und von Augustiner- (schwarzen) Mönchen bedient. Die Kirche ist längst wieder verschwunden, aber die Kapelle hat sich als christl.-mohammed. Heiligthum erhalten. Man zeigt in ihr, einer dort zu Tage tretenden Platte des Bergfelsens eingedrückt, den letzten Fußstapfen des scheidenden Erlösers.

Olbers (Heinr. Wilh. Matthäus), ausgezeichneter Astronom, geb. zu Arbergen im Herzogthum Bremen 11. Oct. 1758, besuchte die Domschule in Bremen, studirte dann seit 1777 in Göttingen die Arzneiwissenschaft und ließ sich als praktischer Arzt in Bremen nieder, das er bis zu seinem 2. März 1840 erfolgten Tode nie auf längere Zeit verlassen hat. Als Arzt wie als Mensch stand er in hoher Achtung. 1811 gewann er mit Jurine in Genf den von Napoleon ausgesetzten Preis für die beste Abhandlung über die häutige Bräune. Schon in früher Jugend erwachte seine Liebe zur Astronomie, deren Studium ihm nachmals zur eigentlichen Hauptaufgabe seines Lebens wurde. Vorzugsweise aber beschäftigte er sich mit den Kometen. Er fand unter andern eine neue Methode, um aus drei Beobachtungen die Bahn eines Kometen zu berechnen, die er in einer 1797 zu Weimar erschienenen Abhandlung veröffentlichte, und die noch gegenwärtig allgemein in Gebrauch ist. Auch lieferte er das vollständigste Verzeichniß der berechneten Kometenbahnen und entdeckte 1815 einen nach ihm benannten Kometen. Noch bekannter wurde er durch die Entdeckung zweier neuer Planeten, der Pallas (1802) und der Vesta (1807). Außerdem untersuchte O. die Wahrscheinlichkeit eines lunarischen Ursprungs der Meteorsteine; auch entwickelte er eine Methode zur Berechnung der Sternschnuppen u. s. w. Viele seiner höchst interessanten Abhandlungen, durch die er die Astronomie in allen ihren Zweigen bereicherte, finden sich in Zach's «Monatlicher Correspondenz», Schuhmacher's «Astron. Nachrichten» und andern Zeitschriften. 1850 wurde ihm zu Bremen eine von Steinhäuser modellirte Marmorstatue errichtet.

Oldenbarneveldt (Jan van), niederländ. Staatsmann, geb. zu Ammersfort in der Provinz Utrecht 1547, war zuerst Pensionarius von Rotterdam und seit 1586 Großpensionar (Landsyndicus) der Provinz Holland. Er arbeitete dem engl. Grafen Leicester, welcher 1586 von den Niederlanden als Generalkapitän angenommen war und offenbar nach der Herrschaft daselbst strebte, mit Erfolg entgegen. Dagegen bestellten auf O.'s Rath zunächst die Provinzen Holland und Seeland den jungen Prinzen Moritz von Oranien zu ihrem Statthalter, der bald auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde und den Krieg gegen die Spanier glücklich führte. (S. Niederlande.) O. selbst übte als Großpensionar viele Jahre lang den wichtigsten Einfluß im Staatsrath, und hauptsächlich durch ihn erhielt die Bundesverfassung der niederländ. Republik ihre definitive Ausbildung. Anfangs war O. in gutem Einvernehmen mit dem Statthalter Moritz; aber mit der Zeit gestaltete sich das Verhältniß immer feindlicher, da O. als Führer der republikanisch-ständischen Partei der Patrioten entschieden einer weitern Ausdehnung der statthalterlichen Gewalt widerstrebte. Auch gelang es O., gegen den Willen des kriegslustigen Moritz, den Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien durchzusetzen (1609). Endlich bot der Religionsstreit der Arminianer oder Remonstranten und der Gomaristen dem Statthalter eine Gelegenheit, seinen großen Gegner zu verderben. Auf O.'s Rath hatten nämlich die Provinzen Holland und Utrecht eigene Milizen angeworben, um die verfolgten Remonstranten zu beschützen, was Moritz für einen Eingriff in seine kriegsherrlichen Rechte erklärte. So ließ er im Haag 29. Aug. 1618 den O. nebst Hugo Grotius und andern Freunden verhaften und durch ein parteiisches Gericht verurtheilen. Da O. und auch seine Gemahlin sich weigerten, um Gnade zu bitten, wurde der 72jährige Greis am 13. Mai 1619 enthauptet. Seine beiden Söhne Wilhelm und René wurden gleichzeitig ihrer Aemter entsetzt und betheiligten sich 1623 bei einer Verschwörung gegen den Statthalter. Dieselbe ward jedoch vor der Zeit entdeckt. Wilhelm entkam nach Antwerpen, René aber ward gefangen und hingerichtet. Vgl. Deventer, «Gedenkstukken van O. en zijn tijd» (3 Bde., Haag 1862—65).

Oldenburg, deutsches Großherzogthum, hat auf einem Flächeninhalt von 116,39 Q.-M. eine Bevölkerung (3. Dec. 1864) von 314416 E. und besteht aus drei räumlich weit getrennten Landestheilen: dem Herzogthum O. mit Einschluß der Herrschaften Jever (s. d.) und Kniphausen (s. d.), dem Fürstenthum Lübeck (s. d.) und dem Fürstenthum Birkenfeld (s. d.), welche aber durch gemeinschaftliche Erbfolge und Verfassung zu einem untheilbaren Staate vereinigt sind.

Das eigentliche Haupt- und Stammland, das Herzogthum O., umfaßt 98,44 Q.-M.

mit 244480 E. und grenzt im N. an die Nordsee, welche mit dem fast $3\frac{1}{2}$ Q.-M. großen Jadebusen sich in das Land hineindrängt, und an das $\frac{1}{4}$ Q.-M. große preuß. Jadegebiet. Außerdem wird es ringsum von dem vormaligen Königreich, jetzt preuß. Provinz Hannover umschlossen, bis auf eine kleine Strecke im Osten, wo es an das Gebiet der Freistadt Bremen stößt. Das Herzogthum O. gehört zu der norddeutschen Tiefebene, an deren allgemeinen Eigenschaften es theilnimmt. Längs der Küste und den Flußmündungen erstreckt sich die Marsch, eine fruchtbare Kleiregion, welche durch Deiche gegen den Andrang des Meeres geschützt ist. Weiter landeinwärts folgt die sandige Geest, welche bis zu einer Höhe von 2—300 F. aufsteigt und zum Theil mit ausgedehnten Heiden und Mooren bedeckt ist. Die Marsch umfaßt 20,66, die Geest 77,78 Q.-M. Das Klima ist vorwiegend rauh und unfreundlich, in der feuchten Marsch ungesünder als auf der trockenen Geest; der Herbst pflegt die angenehmste Jahreszeit zu sein. Im Osten fließt die Weser, welche auf einer großen Strecke die Ostgrenze bildet und unter andern die bis zur Stadt Oldenburg schiffbare Hunte aufnimmt. Außerdem münden direct in die Nordsee eine Anzahl kleiner Küstenflüsse, darunter die Jade, welche kanalisirt sind (Sieltiefen) und ihre Gewässer mittels kostspieliger Schleusen (Siele) durch die Deiche hindurch abführen. Einige kleine Flüsse im Westen und Süden münden in die Leda und die Hase, die zum Stromgebiet der Ems gehören. Ein Kanal zwischen Hunte und Ems ist projectirt, aber die Arbeit schreitet nur langsam vorwärts. Unter den Landseen zeichnet sich das Zwischenahner Meer sowol durch landschaftliche Schönheit wie durch seinen Reichthum an Fischen aus. An Holz ist das Land arm, indem die Forsten noch nicht 4 Q.-M. betragen; doch hat die Anpflanzung von Nadelholz auf der Heide einige Fortschritte gemacht. Dagegen werden die mächtigen Torfmoore noch für Jahrhunderte ausreichen; Steinkohlen fehlen gänzlich. In der Marsch ist die Bevölkerung ursprünglich von fries., die in der Geest von sächs. Abstammung. Dieser Unterschied hat sich zwar allmählich verwischt, ist aber doch noch in Dialekt und Sitte zu erkennen. Nach der Religion theilte sich 1864 die Bevölkerung in 175961 Lutheraner nebst 1159 Reformirten und 87 Unirten, 65491 Katholiken, 941 Baptisten und andere Sektirer, 826 Juden; bei 15 Personen fehlte die Angabe. Die Oberaufsicht über die luth. Kirche führt (in Gemäßheit des revidirten Gesetzes vom 11. April 1853) ein evang. Oberkirchenrath zu Oldenburg, welchem eine Landessynode aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern gegenübersteht. Unter derselben wirken sieben Kreissynoden, und jede Gemeinde (82 Kirchen und 3 Kapellen) hat ihre Presbyterialverfassung. Ein evang. Schullehrerseminar besteht in der Stadt Oldenburg, evang. Gymnasien zu Oldenburg und zu Jever. Die Katholiken (32 Pfarrsprengel und 3 Kapellengemeinden) wohnen fast sämmtlich im südwestl. Theile des Landes, welcher vormals zum Bisthum Münster gehörte (Aemter Friesoythe, Kloppenburg, Löningen, Vechta, Steinfeld und Damme). Die kirchliche Oberaufsicht führt ein Official des Bischofs zu Münster, welcher in Vechta seinen Sitz hat. Ebendaselbst ist ein kath. Gymnasium und ein kath. Schullehrerseminar. An Volks- und Mittelschulen bestehen etwa 280 evangelische und 127 katholische, außerdem mehrere höhere Bürgerschulen. Das evang. Oberschulcollegium ist zu Oldenburg, das katholische zu Vechta. Von der Gesammtbevölkerung entfallen nur etwa 18 Proc. auf die Städte und Flecken, unter denen die Hauptstadt Oldenburg (s. d.), der Fabrikort Varel mit etwa 5500 und Jever mit etwa 4200 E. hervorragen. Als das Hauptgewerbe ist die Landwirthschaft anzusehen, welche über 62 Proc. der Bevölkerung beschäftigt. In der Marsch ist mehr Rinder- und Pferdezucht. Der Pferdemarkt in Stadt Oldenburg am Medarbustage sowie der Hornviehmarkt zu Ovelgönne zählen zu den ersten ihrer Art in ganz Deutschland. Doch wird in der Marsch auch der Ackerbau stark betrieben und liefert Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen u. s. w. zum Verkauf. Auf der Geest wird vorzugsweise Roggen producirt und daneben Hafer. Die Schweine-, Schaf- und Bienenzucht sind hier beträchtlich. Auch wird auf den Mooren etwas Buchweizen gebaut. Der Sandboden der Geest ist zum Theil ganz unfruchtbar und keiner Cultur fähig, und nicht selten dehnen sich zwischen vereinzelten Dörfern stundenweite Heiden aus, welche nur als Weide für die kleinen, grobwolligen Schafe dienen. Am dünnsten ist die Bevölkerung in dem über 10 Q.-M. großen Amt Friesoythe, wo nur etwa 900 E. auf die Quadratmeile kommen, während die Durchschnittszahl auf der Geest 2200, auf der Marsch 3400 E. auf die Quadratmeile beträgt. Die Auswanderung und das sog. «Hollandsgehen» (zur Arbeit an holländ. Kanälen und Industrien) war früher sehr beträchtlich, und in den vormals münsterschen Aemtern hat die Volkszahl deshalb seit 20 J. geradezu abgenommen. Die Ursache davon war zum Theil, daß hier und überhaupt auf der Geest die sog. Geschlossenheit der Bauerstellen gilt. Die Höfe vererben hiernach ungetheilt, und die erblosen Kinder erhalten nur eine sehr

geringe Abfindungssumme. Dagegen in der Marsch, besonders im Stad- und Butjadingerlande, findet sich freie Theilbarkeit des Bodens. Große Güter sind wenig vorhanden. Die guts- und schutzherrlichen Lasten wurden theils 1849 aufgehoben, theils ablösbar gemacht. Von Manufacturen und Fabriken ist, außer einigen Baumwollspinnereien, Eisengießereien, Tabacksfabriken u. s. w., nur die häusliche Leinenindustrie des Ammerlandes, die Strumpfstrickerei im Amt Kloppenburg und die Korkschneiderei im Amt Delmenhorst zu erwähnen. Unter oldenb. Flagge fuhren 1. Jan. 1864 650 Schiffe mit 33339 Last und 2628 Mann Besatzung. Infolge der Zeitereignisse hatte sich dieser Bestand bis 1. Jan. 1865 auf 610 Schiffe mit 29470 Last und 2396 Mann vermindert. Der Handel beschränkt sich auf den Umsatz der Landesproducte gegen Colonialwaaren und Fabrikate und ist größtentheils von der Nachbarstadt Bremen abhängig. Die Communicationsmittel bedürfen noch der Verbesserung; doch ist in neuerer Zeit viel für Chausseebau geschehen. Auch waren Anfang 1867 Eisenbahnen von Stadt Oldenburg nach Bremen und von Oldenburg über Varel nach dem preuß. Jadehafen bereits vollendet, eine solche nach Leer im Bau begriffen und eine Bahn von Oldenburg südwärts nach Damme und der hannov. Grenze projectirt. In administrativer Hinsicht ist das Herzogthum, abgesehen von den drei Städten Oldenburg, Varel und Jever, in 19 Aemter eingetheilt. Die Oberaufsicht führen die Regierung zu Oldenburg und die Kammer (Finanzbehörde) ebendaselbst. Die einzelnen Communen haben gemäß der Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 eine ausgedehnte Selbstverwaltung. Die niedere Gerichtsbarkeit wird von den Amtsgerichten ausgeübt. Als zweite und dritte Instanz fungiren die Obergerichte zu Oldenburg, Varel und Vechta und das Appellationsgericht zu Oldenburg. Für Verbrechen, politische und Preßvergehen tritt das Schwurgericht ein. Das Oberappellationsgericht zu Oldenburg (für Nichtigkeitsbeschwerden) ist zugleich höchste Instanz für die Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld, also dem ganzen Großherzogthum gemeinschaftlich.

Im Großherzogthum O. gilt das revidirte Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852, welches immerhin noch eine der freisinnigsten Verfassungen in Deutschland ist. Die Todesstrafe, desgleichen die Fideicommisse, Steuerbefreiungen, Standesvorrechte, Feudallasten u. s. w. sind abgeschafft. Zu dem vereinigten Landtag des Großherzogthums, welcher in Einer Kammer tagt, stellt das Herzogthum O. 40, das Fürstenthum Birkenfeld 5 und das Fürstenthum Lübeck 4 Abgeordnete, welche auf indirecte Weise durch Wahlmänner gewählt werden. Die Urwähler sind in drei Klassen eingetheilt (Wahlgesetz vom 24. Nov. 1852). Ordentliche Landtage sollen alle drei Jahre stattfinden. In der Zwischenzeit fungirt ein ständiger Landtagsausschuß, welcher aus vier oldenburgischen, einem birkenfelder und einem lübecker Abgeordneten besteht. Außerdem sind in den Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld noch besondere Provinzialräthe, die jedoch keine beschließende Competenz, sondern nur eine gutachtliche Wirksamkeit haben. Der Landtag hat die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und die Steuerbewilligung, außerdem auch das Recht der Ministeranklage; für diesen Fall tritt der Staatsgerichtshof ein, und das Verfahren ist durch Gesetz vom 24. März 1855 geregelt. Das Staatsministerium zerfällt in vier Hauptdepartements: 1) Ministerium des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, ingleichen der Justiz, Schul- und geistlichen Angelegenheiten; 2) Ministerium des Innern; 3) Ministerium der Finanzen; 4) Departement der Militärangelegenheiten. Unter dem Staatsministerium stehen die drei Provinzialregierungen zu Oldenburg für das Herzogthum O., zu Eutin für das Fürstenthum Lübeck und zu Birkenfeld für das Fürstenthum Birkenfeld. Das reichhaltige Haus- und Centralarchiv zu Oldenburg enthält auch sehr viel Material für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein. An Militär stellte das Großherzogthum im vormaligen Deutschen Bunde drei Feld- und ein Ersatzbataillon Infanterie (3051 Mann) und drei Schwadronen Cavalerie (509 Mann), nebst Artillerie und Pionnieren (447 Mann), zusammen 4007 Mann. Die Wehrpflicht war allgemein, jedoch mit Losung und Stellvertretung. Die Finanzen der drei Landestheile werden getrennt verwaltet, und dazu kommen die gemeinschaftlichen Finanzen des Großherzogthums, sodaß es ein vierfaches Budget gibt. Für 1865 waren die Einnahmen des Herzogthums O. auf 1,368000, die des Fürstenthums Lübeck auf 155160, die des Fürstenthums Birkenfeld auf 161100, endlich die des Großherzogthums auf 540000 Thlr. veranschlagt. Letztere bestehen fast ausschließlich aus Matricularbeiträgen der drei Landestheile, indem das Herzogthum 81, Lübeck 11 und Birkenfeld 8 Proc. zahlt. Die Ausgaben sind etwas höher veranschlagt. Die Staatsschuld betrug zu Ende 1864 für das Großherzogthum 45600, für das Herzogthum O. 3,807000, für Lübeck 290300, für Birkenfeld 10600, im ganzen 4,153500 Thlr. Der Großherzog genießt außer dem «Krongut», welches 1848 zum jährlichen Pachtwerth von 85000 Thlrn. ausgeschieden wurde, noch eine

Civilliste (Gebührnisse) zu dem gleichen Betrage von 85000 Thlrn., die auf die Staatsdomänen radicirt ist. Dieselbe wird vorweggenommen und kommt im Budget der Einnahmen und Ausgaben gar nicht vor. Apanagen u. dgl. braucht das Land nicht zu zahlen. Inzwischen ist die Einnahme aus dem Krongut bedeutend gestiegen. Außerdem besitzt die großherzogl. Familie die einträglichen schleswig-holstein-gottorpischen Fideicommißgüter im östl. Holstein und ansehnliche Allodialbesitzungen. Die Thronfolge vererbt im Mannsstamme des Herzogs Peter Friedrich Ludwig (gest. 1829) nach dem Recht der Erstgeburt und der Linealfolge; die weibliche Erbfolge ist ausgeschlossen. Der Titel des Regenten ist: Großherzog von O., Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Oldenburg, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, Herr von Jever und Kniphausen u. s. w. Das große Wappen zeigt in dem mit einer Königskrone bedeckten Hauptschild die Insignien von Norwegen, Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Kniphausen (ein schwarzer gekrönter Löwe im goldenen Feld). Darauf ruht ein Mittelschild, welcher im ersten und zweiten Quartier die Wappen von O. und Delmenhorst enthält. Das dritte Quartier zeigt im blauen Felde ein schwebendes, mit einer Bischofsmütze bedecktes goldenes Kreuz für das Fürstenthum Lübeck, das vierte Quartier ein roth und weiß geschachtes Feld für Birkenfeld und dazwischen eine Spitze im blauen Feld einen goldenen gekrönten Löwen für Jever. Die Flagge ist blau mit einem rothen Kreuz; blau und roth sind auch die Landesfarben. Ein «Haus- und Verdienstorden Herzogs Peter Friedrich Ludwig» wurde von dessen Sohn, Großherzog Paul Friedrich August, 27. Nov. 1838 gestiftet und besteht aus vier Klassen. Vgl. Kohli, «Handbuch einer histor.-statist.-geogr. Beschreibung des Herzogthums O. sammt der Herrschaft Jever und der beiden Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld» (3 Bde., 2. Aufl., Oldenb. 1844); Böse, «Das Großherzogthum O., topogr.-statist. Beschreibung desselben» (Oldenb. 1863); das jährlich erscheinende «Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums O.» und die «Statist. Nachrichten über das Großherzogthum O.», herausg. vom Statistischen Bureau zu Oldenburg; von Schrenck, «Topogr. Karte des Herzogthums O. in 14 Blättern, Maßstab 1 : 50000», und «Uebersichtskarte, Maßstab 1 : 200000» (Oldenb. 1856 fg.).

Geschichtliche Uebersicht. Die Bildung des oldenb. Staats ging aus von der Oldenburg (d. h. alten Burg), wo ein uraltes Grafengeschlecht saß, das seinen Ursprung gern von dem sächs. Häuptling Wittekind ableitete. Unter dem Schutz derselben entstand die jetzige Hauptstadt Oldenburg (s. d.). Der erste historisch beglaubigte Stammvater ist Egilmar, welcher in einer Urkunde von 1108 als «ein mächtiger Graf an der Grenze von Sachsen und Friesland» genannt wird. Seine Nachkommen erscheinen unter den Vasallen des sächs. Herzogs Heinrich des Löwen. Die oldenb. Grafen wirkten auch mit bei dem Kreuzzug gegen die fries. Stedinger (s. d.), welchen der Erzbischof Gerhard von Bremen veranlaßte, und nach dem großen Siege bei Altenesch 1234 kam der größte Theil des Stedingerlandes unter oldenb. Herrschaft. Graf Otto II. erbaute 1247 die Burg Delmenhorst, neben welcher die gleichnamige Stadt entstand, und seine Nachfolger nannten sich «Grafen von O. und Delmenhorst». Nach mittelalterlicher Weise wurden die Besitzungen wiederholt getheilt. Neben der Hauptlinie O. erscheint im 13. Jahrh. eine Nebenlinie Wildeshausen. Diese verkaufte 1270 ihre Herrschaft an das Erzbisthum Bremen, mit dem das Amt Wildeshausen zuletzt an Hannover überging. 1334 zweigte sich eine Nebenlinie Delmenhorst ab. Nach deren Erlöschen vereinigte Graf Dietrich der Glückliche (gest. 1440) wieder den ganzen Familienbesitz unter seiner Alleinherrschaft. Dietrich's ältester Sohn, Graf Christian, wurde 1448 zum König von Dänemark gewählt (s. Oldenburger Haus) und überließ die Stammlande seinen Brüdern Gerhard dem Streitbaren und Moritz, welche 1458 abermals theilten. Jedoch die von Moritz gestiftete (zweite) Nebenlinie Delmenhorst erlosch schon mit dessen Sohn. Während des ganzen Mittelalters hatten die oldenb. Grafen wiederholt mit den freien Friesen an der Nordsee, mit dem Erzbisthum und der Stadt Bremen, dem Bisthum Münster und andern benachbarten Dynasten und Städten zu kämpfen gehabt. Aber die allerstürmischste Zeit war die zweite Hälfte des 15. Jahrh., wo Gerhard der Streitbare fast ununterbrochen mit seinen Brüdern und Nachbarn in Fehde lag, bis er 1486 das Land verlassen mußte; er starb in Frankreich 1500. Damals ward 1481 die sog. Friesische Weede (Amt Varel) für O. gewonnen, wogegen Delmenhorst an das Bisthum Münster verloren ging. Gerhard's Sohn, Johann XIV. (1486—1526), erwarb nach schweren Kriegen das fries. Stad- und Butjadingerland, theils durch Eroberung, theils durch Kauf 1517—23. Der Enkel, Anton I. (1526—73), führte die Reformation ein, hielt aber im Schmalkaldischen Kriege treu zu Kaiser Karl V., und so gelang es ihm damals, 1547 Delmenhorst wiederzuer-

obern. Er nahm auch zuerst (1531) die Grafschaften förmlich vom Kaiser zu Lehen. Seitdem wurden die Grafen von O. und Delmenhorst auf dem Reichstage zur Westfälischen Reichsgrafenbank gerechnet und hatten Sitz und Stimme auf den westfäl. Kreistagen. Anton's Söhne theilten abermals, aber die (britte) Nebenlinie Delmenhorst erlosch 1647 mit Christian IX., sodaß nun die Grafschaften unter Anton's Enkel, Anton Günther (1603—67), auf immer miteinander vereinigt wurden. Inzwischen waren auch die letzten freien fries. Herrschaften, Jever durch Erbschaft 1575 und Kniphausen durch Vergleich 1623, an O. gefallen. Anton Günther regierte mit Kraft und Klugheit, und das Land bewahrte unter den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs einen fast ungestörten Frieden und Wohlstand. Die landesherrl. Gewalt war unumschränkt. Die Grafen hatten keinen privilegirten Adel aufkommen lassen, und die Städte waren von geringer Bedeutung; die Landbevölkerung blieb von der Leibeigenschaft verschont. Anton Günther war der letzte seines Stammes, und die Bemühungen, seinem natürlichen Sohn, dem Reichsgrafen Anton von Aldenburg, die Erbfolge zuzuwenden, blieben erfolglos. So setzte er durch den Rendsburger Vertrag vom 13. Aug. 1649 seine mächtigen Agnaten, den König von Dänemark und den Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, zu seinen Lehnserben ein, welche denn auch nach Anton Günther's Tod 19. Juni 1667 Besitz ergriffen. Dagegen erhob der Herzog von Schleswig-Holstein-Plön (s. Oldenburger Haus, D) als näher berechtigter Agnat Klage beim Reichshofrath. Derselbe erhielt auch ein günstiges Urtheil und wurde durch Reichsexecution in den Besitz der Grafschaften O. und Delmenhorst gesetzt, worauf er diese durch Cessionsacte vom 22. Juni 1676 gegen anderweitige Entschädigung an den König Christian V. von Dänemark abtrat. Ueber einen Theil seiner Besitzungen hatte jedoch Graf Anton Günther anderweitig verfügt. Die Herrschaft Jever als Weiberlehn vererbte auf die Nachkommenschaft seiner Schwester Magdalena, welche mit dem Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst vermählt war, und als diese Dynastie 1793 im Mannsstamm erlosch, kam Jever durch die Erbtochter (Kaiserin Katharina II., geborne Prinzessin von Zerbst) an Rußland. Die Herrschaft Kniphausen (nebst dem oldenb. Amt Varel u. s. w.) erhielt der Reichsgraf Anton von Aldenburg, und als Hinterlassenschaft einer Erbtochter ging dieselbe 1761 an die holländ. Familie von Bentinck über.

Die Grafschaften O. und Delmenhorst blieben nun 100 J. lang unter Herrschaft der dän. Könige (Christian V., gest. 1699; Friedrich IV., gest. 1730; Christian VI., gest. 1746; Friedrich V., gest. 1766; Christian VII.), und das Land erfreute sich einer milden Behandlung. Namentlich als die große Wasserflut von 1717 alle Deiche zerstörte, wurden die Marschbewohner freigebig unterstützt. Endlich überließ König Christian VII. durch Tractat vom 1. Juni 1773 die Grafschaften an den Großfürsten von Rußland und regierenden Herzog von Holstein-Gottorp, Paul Petrowitsch (später Kaiser Paul I.), welcher dagegen auf alle gottorpischen Besitzungen und Ansprüche in Schleswig-Holstein (s. d.) verzichtete. Zugleich erklärte der Großfürst als Chef des gottorpischen Hauses (s. Oldenburger Haus, C), daß er die Grafschaften zum Etablissement der jüngern gottorpischen Linie bestimme. Demgemäß wurde das Land 10. Dec. für den Großfürsten in Besitz genommen, aber bereits 14. Dec. 1773 dem gottorpischen Prinzen Friedrich August übertragen, der sofort die Regierung antrat. Durch Diplom des Kaisers Joseph II. vom 29. Dec. 1774 wurden die Grafschaften O. und Delmenhorst zu einem Herzogthum (Holstein-O.) erhoben, welches 1778 auch eine Virilstimme im Reichsfürstenrath erhielt.

Herzog Friedrich August (geb. 20. Sept. 1711), welcher bereits seit 1750 Fürstbischof von Lübeck war, starb 6. Juli 1785. Sein Sohn Peter Friedrich Wilhelm (geb. 3. Jan. 1754) war geisteskrank und wurde deshalb durch Testament seines Vaters, mit Zustimmung der Häupter beider oldenb. Hauptlinien, des Königs von Dänemark und des Großfürsten Paul, von der Regierung ausgeschlossen. Derselbe erhielt seine Residenz auf dem Schloß Plön in Holstein, wo er 2. Aug. 1823 starb. Die Regierungsgewalt wurde dem gottorpischen Prinzen Peter Friedrich Ludwig übertragen, welcher der Sohn von Georg Ludwig (geb. 1. März 1719, gest. 7. Sept. 1763), dem jüngsten Bruder des Herzogs Friedrich August, war. Peter Friedrich Ludwig (geb. 17. Jan. 1755), seit 1785 Fürstbischof von Lübeck und regierender Landesadministrator des Herzogthums O., nach dem kinderlosen Tode seines Vetters 1823 Herzog von O., wurde der Stammvater des jetzt regierenden großherzogl. Hauses.

Unter dem mild gehandhabten System des aufgeklärten Despotismus, das bereits unter dem dän. Minister Johann Hartwig Ernst Bernstorff (s. d.) begonnen hatte und unter den Herzogen Friedrich August und Peter Friedrich Ludwig fortgesetzt wurde, blühte das Land immer mehr auf, bis auch O. in den Strudel der franz. Revolutionskriege hineingerissen ward. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurde die Aufhebung des oldenb. Weser-

zolles zu Elsfleth stipulirt, welcher jedoch erst 1820 wirklich aufhörte. Dagegen erhielt O. zur Entschädigung das hannov. Amt Wildeshausen und einen Theil des Bisthums Münster; zugleich erhielt Peter Friedrich Ludwig das säcularisirte Bisthum Lübeck als weltliches Fürstenthum. Während des Kriegs von 1806 sah sich die herzogl. Familie, wegen ihrer Verwandtschaft mit Rußland, von Napoleon feindlich behandelt und mußte flüchten. Die Franzosen besetzten das Herzogthum, gaben es aber im Tilsiter Frieden 7. Juli 1807 wieder zurück. Dagegen mußte O. sich dem lästigen franz. Continentalsystem unterwerfen und nach dem Erfurter Congreß auch dem Rheinbunde beitreten (14. Oct. 1808). Das franz. Senatsconsult vom 13. Dec. 1810, welches die ganze Nordseeküste mit dem franz. Kaiserthum vereinigte, entschied auch über O.s Schicksal. Die von Napoleon angebotene Territorialentschädigung (Stadt Erfurt und Grafschaft Blankenhain in Thüringen) lehnte Peter Friedrich Ludwig entschieden ab und zog sich mit seiner Familie nach Rußland zurück. Darauf erfolgte durch Napoleon's Decret vom 22. Jan. 1811 die förmliche Besitzergreifung, und das Herzogthum wurde an die beiden franz. Departements der Wesermündung und der Oberems vertheilt. Bald nach der Schlacht bei Leipzig übernahm jedoch Peter Friedrich Ludwig (1. Dec. 1813) wieder die Regierung. Die franz. Neuerungen wurden meistentheils schnell beseitigt, und alles kehrte wieder in das alte Gleis zurück. O. trat nunmehr (1815) dem Deutschen Bunde bei und erhielt durch die Wiener-Congreß-Acte das hannov. (früher münstersche) Amt Damme sowie einen Theil des vormaligen franz. Saardepartements, der seitdem das Fürstenthum Birkenfeld bildet. Auch wurde O. der Rang und Titel eines Großherzogthums zugestanden, wovon jedoch Peter Friedrich Ludwig niemals Gebrauch machte. Außerdem trat der russ. Kaiser Alexander I. 18. April 1818 die Herrschaft Jever an O. ab. Die Verhältnisse der Herrschaft Kniphausen wurden nach längern Streitigkeiten durch das Berliner Abkommen vom 8. Juni 1825 dahin geregelt, daß die Familie Bentinck die vormalige Landeshoheit behielt, während O. daselbst diejenigen Oberhoheitsrechte ausüben sollte, welche früher dem deutschen Kaiser und Reich zugestanden hatten. Peter Friedrich Ludwig starb 21. Mai 1829, und ihm folgte sein ältester Sohn, Paul Friedrich August (s. d.), welcher 28. Mai 1829 den großherzogl. Titel annahm. Das patriarchalische Regiment hatte im Lauf der letzten Jahrzehnte immer mehr starr bureaukratische Formen angenommen. Die Folge war, daß die auf Artikel 13 der Deutschen-Bundes-Acte gestützten Wünsche nach einer ständischen Verfassung sich wiederholt geltend machten. So namentlich 1830 unter dem Eindruck der franz. Julirevolution, jedoch ohne Erfolg. 1836 trat das Herzogthum O. mit Hannover und Braunschweig in einen gemeinsamen Zollverband, den sog. Steuerverein, wogegen die Fürstenthümer Birkenfeld schon 1830 an den preuß. Zollverein, Lübeck an den schlesw.-holstein. Zollverband angeschlossen wurden. Der Aufschwung des polit. Lebens seit 1840 machte sich auch in O. fühlbar, und als Preußen 1847 mit der Berufung eines allgemeinen Landtags voranging, setzte der Großherzog eine Commission nieder, welche eine Verfassung ausarbeiten sollte. Bevor aber diese Arbeit vollendet war, brach die franz. Februarrevolution 1848 aus. Auch in O. nahm jetzt die Volksbewegung einen lebhaftern Charakter an. Obschon keine ernstliche Ruhestörungen vorfielen, herrschte doch längere Zeit eine demokratische Richtung vor, welcher die Regierung sich nicht entziehen konnte. Nach langen, oft stürmischen Verhandlungen mit dem sog. «vereinbarenden Landtage» (29. Aug. 1848 bis 14. Febr. 1849) kam das stark demokratisch gefärbte Staatsgrundgesetz vom 18. Febr. 1849 zu Stande. Bald darauf, 30. April, trat eine verfassunggebende Synode von geistlichen und weltlichen Abgeordneten zusammen, und 15. Aug. ward das neue Kirchenverfassungsgesetz publicirt, welches die Presbyterial- und Synodalordnung durchführte. Gleichzeitig betheiligte sich O. am deutschen Parlament, und die deutsche Reichsverfassung ward daselbst 17. Mai amtlich verkündigt. Dann trat der Großherzog 13. Juli 1849 dem sog. Dreikönigsbündniß bei, zu welchem Schritte der Landtag hartnäckig seine Genehmigung versagte. Ueberhaupt waren die ersten Jahre des Verfassungslebens ziemlich stürmisch, indem zu wiederholten malen die Minister gewechselt und die Stände vertagt oder aufgelöst wurden. Endlich beruhigten sich die Gemüther, und es gelang der Regierung, mit dem Landtag, resp. der Synode, eine Revision sowol der Staats- wie der Kirchenverfassung zu vereinbaren, woraus das revidirte Staatsgrundgesetz vom 22. Nov. 1852 und die revidirte Kirchenordnung vom 11. April 1853 hervorgingen. Inzwischen war der Großherzog Paul Friedrich August 27. Febr. 1853 gestorben, und ihm succedirte sein ältester Sohn, Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (s. d.). Durch die Verträge vom 20. Juli und 1. Dec. 1853 trat O., gegen eine Entschädigung von 500000 Thlrn., der Krone Preußen ein kleines Gebiet an der westl. und östl. Seite des Jadebusens zur Anlegung eines Kriegshafens

ab. Zugleich übernahm Preußen den Schutz der oldenb. Küste und Handelsflagge. Der Beitritt des Herzogthums O. zum preuß. und deutschen Zollverein, bereits durch Vertrag vom 1. März 1852 stipulirt, wurde 1. Jan. 1854 vollzogen und gab der Industrie einen frischen Anstoß. Ein langjähriger Erbfolgestreit innerhalb der Familie Bentinck (s. d.) fand seine Erledigung durch die Verträge vom 13. April und 30. Juni 1854, in denen beide streitende Parteien ihre Rechte und Ansprüche auf das reichsgräfl. aldenburgische Fideicommiß gegen Geldentschädigung von 2 Mill. Thlrn. an O. überließen. Demgemäß fand 1. Aug. 1854 die Besitzergreifung statt, und die Herrschaft Kniphausen wurde dem Herzogthum O. einverleibt. Im Laufe der nächsten Jahre kam eine Reihe von wichtigen organischen Gesetzen zu Stande, unter denen die Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 hervorzuheben ist. Seit der Verfassungsrevision hatte der Beamtenstand auf den Landtagen die Majorität, und so geschah es, daß in der Session von 1857 die misvergnügte Minorität der bäuerlichen Abgeordneten austrat und dadurch den Landtag beschlußunfähig machte. Bei den folgenden Neuwahlen erhielten die Bauern die Mehrheit und behaupteten fortan dieselbe. Durch den Vertrag vom 16. Febr. 1864 trat O. abermals ein Stück Land zur Vergrößerung des preuß. Jadegebiets ab. Nach dem glücklichen Ausgang des deutsch-dän. Kriegs versuchte der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter, gestützt auf eine Cession des russ. Kaisers Alexander II. vom 19. Juni 1864, die Erbansprüche der Gottorpischen Linie auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein geltend zu machen. In dem preuß.-österr. Conflict 1866 stellte sich O. auf Seite Preußens, schickte auch seine Truppen zur preuß. Mainarmee ab. Am 18. Aug. 1866 trat O. dem neugebildeten Norddeutschen Bundesstaate bei. Darauf ward ein Vertrag zu Berlin 27. Sept. 1866 abgeschlossen, wodurch der Großherzog auf alle Ansprüche seines Hauses an Schleswig-Holstein zu Gunsten der Krone Preußen verzichtete. Dagegen zahlte Preußen eine Entschädigungssumme von 1 Mill. Thlrn. und trat das holstein. Amt Ahrensböck nebst einigen kleinen benachbarten Districten (2,677 Q.-M. mit 12604 E.) an O. ab. Zugleich nahm man eine abermalige Erweiterung des preuß. Jadegebiets durch neue oldenb. Abtretungen in Aussicht. Vgl. Halem, «Geschichte des Herzogthums O.» (3 Bde., Oldenb. 1794—96); Runde, «Oldenb. Chronik» (3. Aufl., Oldenb. 1863).

Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Großherzogthums, liegt an der schiffbaren Hunte, $2^1/_2$ M. oberhalb deren Mündung in die Weser, ist Sitz der höchsten Behörden des Staats und zählt (Ende 1864) 13402, mit dem Vororte Osternburg 17500 E. Unter die bemerkenswerthen Gebäude der Stadt gehört zunächst das Schloß, mit vielen Werken Tischbein's und anderer neuerer deutscher Künstler, der Privatbibliothek des Großherzogs (40000 Bde.), dem Kupferstichcabinet und dem Nachlasse Tischbein's, ferner dem Münzcabinet (besonders das Land und das fürstl. Haus Oldenburg betreffend) und einer Sammlung deutscher Alterthümer. Das großherzogl. Palais enthält ebenfalls viele Werke der modernen Kunst. Das Augusteum, ein sehr schönes, monumentales Gebäude zum Andenken an den Großherzog August, dient zu Kunstausstellungen u. dgl.; auch befinden sich in demselben die großherzogl. Gemäldegalerie und die Sammlung von Gipsabgüssen. Die fürstl. Grabkapelle ist mit Werken Dannecker's geschmückt. Ansehnliche Gebäude sind noch die Bibliothek, das Hospital, das Schwurgericht, das Arsenal, die Artilleriekaserne. Ferner hat die Stadt eine kath. und zwei luth. Kirchen, von denen die Kirche zu St.-Lambertus, äußerlich unschön und ohne Thurm, im Innern eine Rotunde mit einer von zwölf Säulen getragenen Kuppel bildet, die andere zum Vorort Osternburg gehört. Auch ist eine Synagoge vorhanden. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, ein Seminar, eine höhere Bürgerschule und eine höhere Töchterschule. Unter den Sammlungen für Wissenschaft sind, außer den genannten, noch hervorzuheben: die öffentliche Bibliothek von mehr als 100000 Bänden, und das Naturhistorische Museum, in welchem besonders das Troth'sche Herbarium, die norddeutschen und indischen Vögel sowie die geognostische Sammlung bemerkenswerth sind. Hieran schließt sich das Theater, das als Kunstanstalt Anerkennenswerthes geleistet hat. Zu den Vereinen für verschiedene wirthschaftliche Zwecke kam neuerdings eine Feuerversicherungsgesellschaft. Industrie und Handel der Stadt befinden sich in blühendem Zustande. Außer einer Spinnerei, Eisengießereien und Schiffswerften bestehen auch Fabriken für Taback, Leder, Seife, Handschuhe, Musikinstrumente u. s. w.; ferner fünf Buchdruckereien und drei Buchhandlungen. Die Hunte, auf welcher Fahrzeuge bis zu 40 Last zur Stadt gelangen können, vermittelt einen sehr lebhaften Schiffahrtsverkehr, zunächst mit der Weser. 1865 kamen 1489 Schiffe mit 22614 Last an und gingen 1412 Fahrzeuge mit 22245 Last ab. Zur Ausfuhr gelangen, außer den Erzeugnissen des städtischen Gewerbfleißes, auch Landesproducte überhaupt, wie Schiffsbauholz, Getreide und Vieh. Der Import ist nicht min

der lebhaft. Die Pferdemärkte (10. Jan., 1. April, 8. Juni und 1. Aug.) der Stadt sind die bedeutendsten in ganz Norddeutschland. O. ist durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit Bremen und Bremerhaven verbunden; auch führen Eisenbahnen nach Bremen und nach Heppens (am Jadebusen). Eine Eisenbahn nach Leer war 1867 im Bau begriffen, desgleichen eine Kanalverbindung mit Weser und Ems. Die Umgebungen des Orts sind sehr freundlich. In der Stadt ist der Schloßgarten sehenswerth. Als eigentlicher Hafenplatz für O. gilt die Stadt Elsfleth (s. d.) mit (1864) 2563 E. an der Einmündung der Hunte in die Weser.

Oldenburger Haus, ein ursprünglich reichsgräfl. Geschlecht, das im Mittelalter auf sein kleines Stammland beschränkt war und erst zu größerer Bedeutung durch eine Familienverbindung mit dem Schauenburgischen Hause gelangte, indem Graf Dietrich der Glückliche von Oldenburg (gest. 1440) sich 1424 mit der Tochter des Herzogs Gerhard VI. von Schleswig-Holstein, Hedwig (gest. 1436), vermählte. Ein jüngerer Sohn Dietrich's, Graf Gerhard (gest. 1500), setzte A) die gräfliche Linie zu Oldenburg fort, welche mit Graf Anton Günther (gest. 1667) erlosch. (S. Oldenburg, Großherzogthum.) Der älteste Sohn Dietrich's, Christian (gest. 1481), wurde aber auf Veranlassung seines Oheims, des Herzogs Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, zum König von Dänemark 1448 und Norwegen 1450, nach Adolf's Tode auch zum Landesherrn von Schleswig-Holstein 1460 erwählt und stiftete B) die königlich Dänische Linie (s. Dänemark), welche in der deutschen Reichsmatrikel auch als die Linie Holstein-Glückstadt bezeichnet wurde und endlich mit dem Könige Friedrich VII. (s. d.) 1863 ausstarb. Dagegen blühen noch zwei von der dän. Hauptlinie abgezweigte Linien fort, nämlich C) die Gottorpische Linie, gestiftet vom Herzog Adolf (gest. 1586), drittem Sohn des Königs Friedrich I. von Dänemark. Die Herzoge dieser Linie regierten bis 1773 als Landesherren in einem Theile von Schleswig-Holstein (s. d.), während gleichzeitig das Bisthum Lübeck (s. d.) regelmäßig von jüngern Söhnen desselben Hauses beherrscht wurde. Endlich bestieg der regierende Herzog Karl Peter Ulrich, welcher durch seine Mutter Anna ein Enkel des Zaren Peter d. Gr. war, 1762 den russ. Thron als Kaiser Peter III. (gest. 1762) und stiftete a) die kaiserlich Russische Linie. (S. Rußland.) Ein Oheim (Großonkelssohn) Peter's III., Adolf Friedrich (gest. 1771), wurde durch Wahl König von Schweden 1751 und stiftete b) die königlich Schwedische Linie (s. Schweden), welche mit dem Sohne des 1809 entthronten Königs Gustav IV. Adolf, dem Prinzen Gustav von Wasa, österr. Feldmarschallieutenant (geb. 1799) erlöschen wird. Ein Bruder Adolf Friedrich's, Friedrich August (gest. 1785), gelangte durch den Tauschvertrag von 1773 (s. Schleswig-Holstein) in den Besitz des Stammlandes, und von dessen jüngerm Bruder, Georg Ludwig (gest. 1763), stammt c) die großherzoglich Oldenburgische Linie (s. Oldenburg, Großherzogthum), welche seit 1803 auch das säcularisirte Bisthum Lübeck als erbliches Fürstenthum besitzt. D) Die Sonderburgische Linie wurde gestiftet von Herzog Johann dem Jüngern (gest. 1622), drittem Sohne des Königs Christian III. von Dänemark. Die Herzoge dieser Linie haben niemals, wie die dän. Könige und die gottorper Herzoge, an der Landesregierung und Landeshoheit von Schleswig-Holstein theilgenommen, sondern sie übten die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten, welche ihnen als Apanage angewiesen waren (abgetheilte Herren). Zum Theil waren sie auch nur große Grundbesitzer ohne irgendwelche Regierungsrechte. Von den zahlreichen Zweigen, in welche das Haus sich spaltete, sind erloschen: die Linie Plön 1706, die Hauptlinie Sonderburg-Franzhagen 1709, die Linie Norburg 1722, die sog. Schlesische Linie 1727, die Linie Rethwisch 1729, Wiesenburg 1744, Norburg-Plön 1761 und Glücksburg 1779. Noch blühen aber d) die Linie Augustenburg (s. d.), gestiftet von einem Enkel Johann's des Jüngern, Herzog Ernst Günther (gest. 1689). Das gegenwärtige Haupt dieser Linie ist durch den Verzicht seines Vaters Christian Karl Friedrich August (s. d.) der Erbprinz Friedrich Christian August (s. d.), welcher 1863 den erfolglosen Versuch machte, als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein Besitz zu ergreifen. E) Die Linie Beck, seit 1825 Glücksburg genannt, wurde gestiftet von einem andern Enkel Johann's des Jüngern, Herzog August Philipp (gest. 1675). Gegenwärtiges Haupt derselben ist Herzog Karl, geb. 1813, vermählt mit der Prinzessin Wilhelmine Marie, Tochter König Friedrich's VI. von Dänemark, kinderlos. Sein Bruder Friedrich, geb. 1814, vermählt mit der Prinzessin Adelheid von Schaumburg-Lippe, wird die Linie fortsetzen. Ein jüngerer Bruder, König Christian IX. (s. d.), gelangte in Gemäßheit des sog. Londoner Protokolls 1863 zur Herrschaft in Dänemark, und dessen zweiter Sohn, Georg I. (s. d.), wurde 1863 König der Hellenen. (S. Griechenland.) Sämmtliche Mitglieder der Glücksburger Linie führen kraft eines Patents des Königs Christian IX. das Prädicat «Hoheit».

Oleander (Nerium) ist der Name einer zu der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zu den Apocyneen gehörenden Pflanzengattung, deren Kennzeichen in einem fünftheiligen Kelche, der innen am Grunde mit vielen zahnartigen Zipfelchen oder Drüsen besetzt ist, einer tellerförmigen, fünfspaltigen Blumenkrone mit fünftheiliger, mehr oder weniger gezähnter oder zerschlitzter Schlundkrone, fünf Staubgefäßen, deren Staubbeutel der Narbe anhängen, und in zwei länglich-walzenförmigen Balgkapseln mit schopfigen Samen bestehen. Es sind immergrüne Sträucher mit lederigen, gegenständigen oder zu dreien stehenden und von vielen parallelen Seitennerven durchzogenen Blättern. Die Trugdolden sind end- oder achselständig und die Blüten ansehnlich. Der gemeine O. (N. Oleander L.), welcher im südl. Europa, im nördl. Afrika und im Orient bis beinahe nach Ostindien verbreitet ist, wird seiner schönen rothen oder öfters auch weißen Blumen und seiner immergrünen Blätter halber auch bei uns häufig als Zierstrauch cultivirt. Die Engländer nennen ihn Rosenlorber (Rose-bay) und die Franzosen Lorberrose (Laurier-rose). Er liebt feuchte Stellen, wächst daher vorzüglich an Bächen und wird 8—15 F. hoch. Durch seine rothen Blütenbüschel gibt er manchen Ruinen Süditaliens sowie den Bächen in Südspanien (z. B. in der Sierra-Morena) und Südportugal, wo er ungemein häufig ist, ein prächtiges Ansehen. Alle Theile des O. enthalten einen bittern und narkotisch-scharfen, für Menschen und Thiere giftigen Saft, der beim Abbrechen junger Zweige als weiße Milch ausfließt. Die ganze Pflanze besitzt scharf narkotische Kräfte, weshalb auch der nicht unangenehme Geruch der Blumen betäubend wirkt. Die Blätter wurden ehedem als Folia Oleandri s. Rosaginis gegen chronische Hautausschläge angewendet. Noch jetzt pflegt man sie zu Pulver gerieben und mit Fett gemengt als Krätzsalbe zu gebrauchen. Der in Ostindien einheimische wohlriechende O. (N. odorum Lamk.), der bei uns gleichfalls cultivirt wird, aber wärmer gehalten werden muß, zeichnet sich durch den Wohlgeruch seiner Blumen aus, welche auch größer und deren Schlundschuppen in 4—7 linealische Zipfel gespalten sind. Der Fischfangsoleander (N. piscidium) besitzt eine sehr faserige Rinde, welche in Bengalen wie Hanf benutzt wird. Legt man sie ins Wasser, so werden die Fische im Umkreise jener Stelle getödtet. Man vermehrt die Oleanderarten durch Stecklinge, welche man in mit Wasser gefüllten Glasflaschen sich bewurzeln läßt. Die daraus erzogenen Pflanzen werden in Orangerieerde eingesetzt und eine Zeit lang alljährlich verpflanzt. Im Winter müssen sie im Kalthaus oder frostfreien Zimmer licht gestellt, im Sommer stark begossen und an einen etwas schattigen Ort gestellt werden. Gegen die den O. so häufig heimsuchenden Schildläuse schützen gute Lüftung, regelmäßiges Begießen und Reinlichkeit am meisten. Weniger schadet die große Raupe des herrlichen Oleanderschwärmers (Sphinx Nerii), welche sich bei uns nur selten (in sehr heißen Sommern) zeigt und von den Schmetterlingssammlern theuer bezahlt wird.

Olearius (Adam), eigentlich Oelschläger, einer der besten prosaischen Schriftsteller seiner Zeit, geb. um 1600 zu Aschersleben im Halberstädtischen, wendete sich nach Vollendung seiner Studien in Leipzig nach Holstein und wurde des Herzogs von Holstein-Gottorp, Friedrich III., Hofmathematikus und Bibliothekar. 1633 schickte ihn der Herzog mit einer Gesandtschaft, bei der sich auch Paul Flemming (s. d.) befand, als fürstl. Rath und Secretarius an seinen Schwager, den Zar Michael Feodorowitsch, nach Moskau. In gleicher Eigenschaft kam er 1635 zum zweiten mal nach Rußland und von da an den pers. Hof. Nach seiner Rückkehr nach Gottorp 1639 gab er eine in mehrerer Hinsicht merkwürdige und reichhaltige, auch von seiten der Sprache verdienstliche Beschreibung seiner Reise unter dem Titel «Neue oriental. Reisebeschreibung» (Schlesw. 1647 u. öfter) heraus. Er hatte in Persien die Landessprache erlernt und lieferte unter anderm eine Uebersetzung des «Rosengarten» von Sadi. Er wurde 1651 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und starb 22. Febr. 1671. — Gottfried O., geb. 1. Jan. 1604, gest. als Superintendent in Halle 20. Febr. 1685, und dessen Sohn, Johann O., geb. 5. Mai 1639, gest. als Professor der Theologie zu Leipzig 6. Aug. 1713, sind als theol. Schriftsteller und als Herausgeber der «Acta eruditorum» bekannt. — Des letztgenannten Bruder, Johann Christoph O., geb. 17. Sept. 1668, gest. als Generalsuperintendent zu Arnstadt 31. März 1747, machte sich um die Numismatik sehr verdient sowie auch als geistlicher Liederdichter.

Ole Bull, s. Bull (Ole Bornemann).

Olein oder Elaïn, reines Oel oder Oelstoff, ist einer der beiden Bestandtheile, welche alle fetten Oele des Pflanzen- und alle Fette des Thierreichs zusammensetzen, nämlich der flüssige; der andere, der feste, ist entweder Stearin (s. d.) oder Margarin (s. d.). Man betrachtet das O. gegenwärtig als ein Glycerid der Oelsäure. (S. Fett.) Auch soll das Oelsäureglycerid der ein-

trocknenden Oele von dem der nicht trocknenden verschieden sein, und versteht man unter O. im engern Sinne dasjenige der trocknenden Oele, während man Elaïn dasjenige der nicht trocknenden nennt. Das Elaïn wird durch salpetrige oder schweflige Säure in einen festen Körper, **Elaïdin**, verwandelt. Die flüssigen Oele enthalten mehr O. als die fetten Talgarten. Es erstarrt erst in viel größerer Kälte als Stearin, ist der Krystallisation nicht fähig und löst sich viel leichter in Weingeist. Im kleinen trennt man daher das O. vom Stearin am besten durch Weingeist. Im größern Maßstabe bedient man sich des Auspressens der Oele und Fette bei einer Temperatur, wobei das Stearin völlig fest, das O. aber noch völlig flüssig ist. Reines O. ist, da es in der Kälte nicht dick wird, ein sehr gutes Schmiermittel für feine Maschinentheile. Noch besser eignet sich dazu die aus dem O. dadurch, daß man es an Kalk bindet und die Verbindung nachher wieder durch Schwefelsäure zersetzt, meist als Nebenproduct der Stearinsäurefabriken gewonnene **Oleïnsäure** oder **Oelsäure**. Sie muß aber dann sorgfältig von aller beigemengten Schwefelsäure befreit sein, weil diese die metallenen Theile angreifen würde.

Oléron, eine Insel an der Westküste Frankreichs, den Mündungen der Charente und Seudre gegenüber, zum Depart. Nieder-Charente gehörig, im S. vom Festlande durch den $^1/_4$ M. breiten Pertuis de Maumusson, im N. von der Insel Ré durch den Pertuis d'Antioche getrennt und mit Leuchtthürmen versehen, zählt (1861) auf 4 Q.-M. 18178 E., die geborene Seeleute und großentheils Protestanten sind. Die Insel besteht größtentheils aus Dünensand mit Salzseen, erzeugt aber auf ihrem wohlbewässerten Culturboden eine Menge Getreide, Gemüse, Hülsenfrüchte und Wein und ist besonders wichtig durch ihre bedeutende Seesalzproduction. Außer dieser und dem Feldbau beschäftigen sich die Einwohner mit Seefischerei, Schiffbau, Fischsalzerei, Fabrikation von Branntwein, Essig, Weingeist, Weinstein, mit Kalk- und Ziegelbrennerei sowie mit Korn-, Salz-, Wein- und Fabrikatenhandel. Die Insel hat, außer mehrern Flecken und Dörfern, drei Städte: **Château** oder **Le Château d'Oléron**, an der südöstl. Küste, mit einer 1630 erbauten Citadelle, einem Lehrerinnenseminar, einem Hafen, Schiffswerft, Seilerbahnen und 3518 E.; **Saint-Pierre d'Oléron**, in der Mitte, mit 4981 E. und einem Handelsgericht, und **Saint-Georges d'Oléron**, etwas nördlicher, mit 4818 E. Im 16. Jahrh. wurde die Insel von den Hugenotten aus Rochelle in Besitz genommen, 1623 aber diesen von Ludwig XIII. wieder entrissen. Im 18. Jahrh. befestigte sie Montalembert zur Deckung der Charentemündung. Ein Decret vom 9. Oct. 1799 bestimmte sie zum Verbannungsort. — Nach der Insel O. (lat. Uliarus) führt eine uralte Sammlung von seerechtlichen Bestimmungen, die Rôles, Jugements oder Lois d'Oléron (corrumpirt Rôles de Leyron), den Namen. Dieselbe enthält Rechtsgewohnheiten und Urtheilssprüche über Schiffahrt und Seehandlung, außerdem nur die eine Criminalverordnung, daß der Steuermann das Leben verwirkt, wenn er vorsätzlich das Fahrzeug untergehen läßt. Der älteste Theil, bestehend aus 25 Artikeln, ist wahrscheinlich in der Mitte des 12. Jahrh. unter Autorität der alten Herzoge von Guyenne zu Stande gekommen. Das älteste Actenstück, welches die Geltung der Rôles d'Oléron in Frankreich bestätigt, gehört ins J. 1364. Auch in Spanien und den Niederlanden kam Jahrhunderte hindurch dieses Seerecht zur Anwendung. Durch die Vermählung Heinrich's II. von England mit Eleonore, der Erbin von Guyenne, erhielt dasselbe sogar auf den brit. Inseln großes Ansehen und wurde subsidiarisch gebraucht. Ueber die Stadt O. im Depart. Niederpyrenäen s. Oloron.

Oelfarben heißen die Farben, welche sich dazu eignen, mit Oelfirnis versetzt zu werden, um sie dann entweder zur feinen Kunst- und Oelmalerei (s. d.) oder zu gewöhnlichem Anstrich zu verwenden; desgleichen aber auch die wirklich schon mit Oelfirnis angemachten Farbestoffe. Es sind durchgehends sog. Deckfarben, namentlich außer den verschiedenen Rußarten und einigen Lackfarben fast nur mineralische Pigmente. Anstreichfarben reibt man mit Leinölfirnis an und verdünnt sie oft durch Terpentinöl.

Olga, die Heilige, war die Gemahlin des russ. Großfürsten Igor von Kiew, welcher sie auf einer Jagd im Pskowschen hatte kennen lernen. Nach dem in einer Schlacht gegen die Drewlier erfolgten Tode ihres Gatten, 945, führte sie bis 955 für ihren minderjährigen Sohn Swätoslaw die Regierung und ging dann nach Konstantinopel, wo sie sich von dem Patriarchen Theophilaktes taufen ließ. Obgleich sie bei der Taufe den Namen Helena empfing, wurde sie doch nach ihrem Tode, der 969 erfolgte, von der griech. Kirche unter ihrem frühern Namen O. heilig gesprochen und der 11. Juli alten Stils zu dem Tage ihrer Feier bestimmt. Sie erscheint den Russen um so verehrungswürdiger, weil sie unter allen Großfürstinnen die erste war, welche die christl. Religion annahm; die röm. Kirche hat sie nicht unter ihren Heiligen.

Oligarchie oder **Oligokratie** heißt wörtlich die Herrschaft weniger. Da aber an sich die

Zahl hier nicht entscheiden kann, die ohnedies nur relativ beurtheilt werden könnte, so wird darunter eigentlich jene Abart der Aristokratie verstanden, bei welcher, wie in dem alten Venedig, die Herrschenden nicht das Interesse ihres Standes, sondern die Forderungen einer rücksichtslosen Geschäftsroutine oder gar die eigene Willkür zur höchsten Richtschnur nehmen, wobei sie sich dann, um ihre gemeinschädliche Stellung zu behaupten, aller Mittel der Unterdrückung bedienen müssen. Es verhält sich also die Oligokratie zur Aristokratie wie die Despotie zur Monarchie, die Ochlokratie zur Demokratie.

Oliphant (Lawrence), engl. Reisender und Diplomat, ist der Sohn des Oberrichters von Ceylon, Sir Anthony O., und wurde 1832 geboren. Schon als 18jähriger Jüngling machte er im Gefolge Jung-Bahadur's eine Reise nach Nepal, die er in der sehr anziehenden «Journey to Katmandu» (Lond. 1852) beschrieben hat. Nach England zurückgekehrt, ließ er sich an der Universität Edinburgh immatriculiren und studirte dann die Rechte in Lincoln's-Inn. 1852 besuchte er Rußland, drang bis zum Ural, dem Kaukasus und der Krim vor und legte die Resultate seiner Beobachtungen in dem Werke «The Russian shores of the Black-Sea» (Lond. 1853) nieder. Hierauf wurde er Privatsecretär des Gouverneurs von Canada, Lord Elgin, und ließ einen Bericht über seine Wanderungen im brit. Nordamerika und im Westen der Vereinigten Staaten unter dem Titel «Minnesota» (Lond. 1855) erscheinen. Beim Ausbruch des Orientkriegs eilte er wieder nach dem Schwarzen Meere, schloß sich dem Hauptquartier Omer-Pascha's an und machte mit ihm den Feldzug gegen Kutais und den beschwerlichen Rückzug nach der Küste mit, den er in «The Caucasian campaign of Omer-Pasha» (Lond. 1856) schilderte. Als Lord Elgin 1857 mit einer außerordentlichen Mission nach China betraut wurde, begleitete ihn O. in der doppelten Eigenschaft eines Privatsecretärs und Historiographen und veröffentlichte nach seiner Rückkehr in dem «Narrative of the Earl of Elgin's mission to China and Japan» (Lond. 1860) einen Bericht über die Expedition, der schätzbare Beiträge zur Kenntniß jener entlegenen Regionen und ihrer Bewohner enthält. Bald nachher begab er sich abermals als brit. Consul nach Japan, wo er 5. Juli 1861 von gedungenen Meuchelmördern in seiner Wohnung überfallen und schwer verwundet wurde, sodaß er zu seiner Heilung nach Europa zurückkehren mußte. Im Juli 1865 ward er für den schott. District Stirling ins Parlament gewählt.

Oliva, ein Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Danzig, unweit der Ostsee, 1 M. im Nordnordwesten von Danzig und ½ M. südlich von dem Badeorte Zoppot, am Fuße des 272 F. hohen, aussichtsreichen Karlsberg gelegen, der sich über das liebliche, an Hammerwerken reiche Freuden- und Schwabenthal erhebt, ist belebt durch viele Landhäuser vornehmer und reicher Danziger und zählt 2022 E., die außer den gewöhnlichen Gewerben Kupfer- und Eisenhämmer sowie Papierfabrikation betreiben. Berühmt ist der Ort durch die einst reiche Cistercienserabtei (Mons Olivarum), welche 1170 vom pommerschen Herzog Subislaw gegründet und erst 1829 aufgehoben wurde. Die frühere Abtei-, jetzt Pfarrkirche, ein stattlicher, 1581 aufgeführter Bau, 300 F. lang, 100 F. breit und 75 F. hoch, ist überaus schön und hat an 40 Altäre, eine sehr große, vortreffliche Orgel sowie mancherlei Sehenswürdigkeiten. Das Schloß der ehemaligen Aebte, deren letzter, Joseph Fürst von Hohenzollern (gest. 1831), zugleich Bischof von Ermeland war, ist jetzt nebst den ausgezeichneten Gartenanlagen und dem Karlsberge Eigenthum der verwitweten Königin Elisabeth von Preußen. Der Abt Christian ward 1215 der erste Bischof in Preußen. Die Abtei wurde 1224 und 1234 von den heidnischen Preußen verbrannt, 1243 und 1245 von den Polen geplündert, 1252 von den Deutschen Ordensrittern und 1350 durch Feuersbrunst in Asche gelegt, 1433 von den Hussiten unter Czepka geplündert und verbrannt, 1576 von den Danzigern zerstört, stets aber wieder aufgebaut. Historisch denkwürdig ist sie besonders durch den in ihr 3. Mai (23. April) 1660 abgeschlossenen Frieden, welcher den Krieg zwischen Schweden, Polen, dem Kaiser und Brandenburg beendete. König Johann Kasimir von Polen entsagte seinen Ansprüchen auf Schweden und überließ das nördl. Livland, Estland und die Insel Oesell an Schweden. Schweden verzichtete auf Kurland, und beide Theile bestätigten Preußens Unabhängigkeit. Hierauf gab Schweden im Frieden zu Kopenhagen 27. Mai 1660 Drontheim und Bornholm an Dänemark zurück; mit Rußland aber schloß es 1661 den Frieden zu Kardis auf den vorigen Besitzstand. Der Friede zu O. ordnete die Staatenverhältnisse des Nordens und befestigte Schwedens Uebergewicht.

Oliva (Maestro Fernan Perez de), ein berühmter span. Humanist und Prosaist, geb. um 1497 zu Cordova, studirte in Salamanca und Alcala Philosophie und die schönen Wissenschaften

und dann in Paris hauptsächlich Mathematik. Von hier ging er nach Rom zu einem Oheim, der im Dienste des Papstes Leo X. stand, und in dessen Stelle er nachmals eintrat. Er hielt nun drei Jahre in Rom Vorlesungen über Moralphilosophie. Um sich aber in den Wissenschaften noch mehr auszubilden, kehrte er nach Paris zurück, wo er ebenfalls einen dreijährigen Curs über denselben Gegenstand abhielt. Nach dem Tode des Papstes Hadrian VI., der ihm eine geistliche Pension verliehen hatte, verfügte er sich wieder nach Spanien und las auf der Universität von Salamanca über Philosophie, Mathematik und Theologie. Er zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Rector dieser Universität und endlich sogar zum Lehrer Philipp's II. ernannt wurde; doch ein frühzeitiger Tod, um 1533, verhinderte ihn, letztere Stelle wirklich anzutreten. Obschon O. an der humanistischen Zeitrichtung lebhaften Antheil nahm und nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Griechischen kundig war, schrieb er doch nur in seiner Muttersprache, die er nach dem Muster der classischen zu bilden suchte. Um zugleich seine Landsleute mit dem Theater der Alten bekannt zu machen, bearbeitete er mehrere griech. und röm. Dramen, die indessen ohne Einfluß auf die Gestaltung der span. Bühne blieben. Selbständigen Werth hatte dagegen sein «Dialogo de la dignidad del hombre», der, in der Manier des Cicero geschrieben, in der span. Literatur für das erste Muster einer klaren und zusammenhängenden Untersuchung in einer correcten, edeln und eleganten Sprache gilt. Auch schrieb er in gleicher Manier einen «Dialogo de la castidad» und einen «Dialogo del uso de las riquezas», die aber nicht so berühmt geworden sind; noch weniger bedeutend sind seine poetischen Versuche. Seine gesammten Werke wurden von seinem Neffen Ambrosio de Morales (Cordova 1586) herausgegeben; seine «Obras poeticas» erschienen in Madrid (2 Bde., 1787).

Olivārez (Don Gasparo de Guzman, Graf von), Herzog von San-Lucar, Premierminister Philipp's IV. von Spanien, stammte aus einem vornehmen, aber sehr herabgekommenen span. Geschlechte und wurde zu Rom 6. Jan. 1587 geboren, wo sein Vater Gesandter am Hofe Papst Sixtus' V. war, den er vergiftet haben soll. Er erhielt eine gelehrte Bildung, und ehrgeizig, wie er war, gelang es ihm, der Vertraute Philipp's IV. in dessen Liebeshändeln zu werden. Vom Günstlinge schwang er sich zum Premierminister empor und übte nun 22 J. eine fast unumschränkte Gewalt. Den Anfang seines Ministeriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen; bald aber war er bemüht, nur Geld aus dem Lande zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine Härte verursachte, daß Catalonien und Andalusien sich empörten und daß die Portugiesen das span. Joch zerbrachen und 1640 den Herzog von Braganza für ihren König anerkannten. Dem Könige kündigte er dieses Ereigniß als etwas Erfreuliches an, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Besitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Doch der Krieg nahm für Spanien, dessen Heere von den Franzosen und dessen Flotten von den Holländern geschlagen wurden, eine so unglückliche Wendung, daß der König sich 1643 genöthigt sah, seinen verhaßten Minister zu entlassen. O. mußte vom Schauplatze abtreten, wo er vielleicht, befreit von seinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, der 1642 gestorben war, die Angelegenheiten des Reichs wiederherzustellen vermocht hätte. Auch wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu seiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt, die mehrere mächtige Personen beleidigte, sodaß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beschränken, wo er 12. Juli 1645 starb. Neben Grausamkeit und Geiz beschuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch nicht erwiesen sind.

Oliven nennt man die Steinfrüchte des Oelbaums (s. d.), welche höchstens die Größe eines Taubeneies erlangen, meistens oval, aber auch kugelig, eiförmig, verkehrt-eiförmig, stumpf oder zugespitzt und von Farbe schwarz, violett, röthlich, weißlich oder grün sind, mit grünlich-weißem Fleische, aus welchem das für Medicin, Oekonomie und Technologie gleich wichtige Olivenöl oder Baumöl (s. d.) gewonnen wird. Auch werden die O., noch vor der völligen Reife abgenommen, auf verschiedene Art, am häufigsten mit Essig und Salz, eingelegt, indem man sie vorher in Kalkwasser einweicht, wodurch sie einen mildern Geschmack erhalten und weicher werden. In Südeuropa werden die eingelegten sowie besonders auch die getrockneten O. häufig gegessen; doch erfordern sie, in größerer Menge genossen, eine starke Verdauungskraft. Bei uns nimmt man die eingelegten O. nur zu Salaten und Brühen.

Olivier (Louis Heinr. Ferd.), der Erfinder einer nach ihm benannten Lesemethode, wurde 19. Sept. 1759 zu la Sarra im Canton Waadt geboren und besuchte die Hochschule zu Lausanne. Nach Vollendung seiner Studien ging er 1779 als Hofmeister nach Livland. Als das von Basedow gegründete Philanthropin in Dessau allgemeines Aufsehen zu erregen begann, kehrte O. aus Livland zurück und wurde Lehrer der franz. Sprache an jener Erziehungsanstalt

mit dem Titel Professor. In Dessau schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Matthisson und Spazier. Nach der 1793 erfolgten Auflösung des Philanthropins errichtete er eine bald ungemein aufblühende Erziehungsanstalt, die er aber 1801 wieder aufgab, um ganz für die weitere Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Lesemethode zu leben, die er in einigen in seinem Hause errichteten Klassen von Knaben und Mädchen erprobte und in Leipzig und Berlin persönlich zur Anerkennung und Einführung in mehrere Lehranstalten brachte. Mehrere junge Männer, die sich dem Lehrstande widmen wollten, wurden zu ihm nach Dessau geschickt, um in die neue Lesemethode eingeweiht zu werden. Mit einem derselben, Tillich, errichtete er 1809 von neuem ein Erziehungsinstitut, das er aber nach einigen Jahren dem letztern ganz überließ. Im Sommer 1811 machte er eine Reise in die Schweiz, um sich dort anzusiedeln und eine Erziehungsanstalt nach Art der Salzmann'schen in Schnepfenthal zu begründen. Wegen der damaligen Kriegszustände verschob er die Ausführung seines Plans und ging indeß nach Wien, um sich mit seiner Familie, deren meiste Glieder sich dort befanden, wieder zu vereinigen. Hier starb er 31. März 1815. Auf den Wunsch der Fürstin Schwarzenberg wurde er auf der fürstl. Herrschaft Worlik in Böhmen beerdigt. Seine Lesemethode gehört zu den Lautmethoden (s. Lesen und Lesemethoden), die von dem Grundsatze ausgehen, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lauts beruhe. O. hat seine Methode in mehrern Schriften dargestellt. Sein Hauptwerk ist das «Orthoepographische Elementarwerk» (Dessau 1804).

Olivier, drei ausgezeichnete Maler, die Söhne des vorigen, die sich um das Wiederaufblühen der Kunst zu Anfang unsers Jahrhunderts Verdienst erworben haben. Ihr Vater suchte den einen nach dem andern in seine Berufsbahn einzulenken, gab aber dann immer als einsichtsvoller Erzieher der Naturanlage nach. Heinrich von O., der älteste der Brüder, wurde 1783 in Dessau, Ferdinand von O. 1. April 1785 geboren. Beide genossen zunächst den Unterricht des trefflichen Malers K. W. Kolbe und gingen dann 1804 nach Dresden, nicht ohne vorher den Vater als Hülfslehrer unterstützt und als solche nach Berlin begleitet zu haben, wo Ferdinand sich, unter Unger's Leitung mit der xylographischen Technik vertraut geworden, schon durch die Illustration des Elementarwerkes seines Vaters bekannt gemacht hatte. In Dresden reihten sich die Brüder O. den Strebenden durch tüchtige Leistungen in der Landschaftsmalerei würdig an. Die polit. Verhältnisse riefen Ferdinand 1806 auf kurze Zeit zu diplomatischen Zwecken in die Dienste seines Landesherrn, der die Brüder freigebig unterstützt hatte. Doch konnten beide schon im Jahre darauf nach Paris gehen und ihre Studien im Musée Napoléon fortsetzen. 1810 kehrten sie nach Dessau zurück; aber schon im folgenden Jahre zog es sie nach Wien. Dorthin begleitete sie auch der jüngste Bruder, Friedrich von O. Dieser, 1791 in Dessau geboren, war anfangs ebenfalls längere Zeit Hülfslehrer des Vaters, bis auch er zur Kunst überging. Erst in Wien konnte er sich indeß einem planmäßigern Studium der Malerei ergeben, dem er aber 1813 durch den Eintritt in das Lützow'sche Freicorps wieder entrissen wurde. Er focht tapfer als Offizier und nahm dann 1814 in Wien seine Studien wieder auf, welche ihn besonders zu biblischen Darstellungen führten. In Wien war inzwischen durch Wächter, den Nachfolger von Carstens, ein kleiner Kreis von Jüngern für die neuerwachte Kunstrichtung gewonnen worden, und das Haus Ferdinand O.'s bildete für längere Zeit den Vereinigungspunkt jenes Kreises. Ferdinand gab 1823 eine Folge eigenhändig lithographirter Blätter unter dem Titel: «Sieben Gegenden aus Salzburg, Berchtesgaden u. s. w.» heraus. Diese vortrefflichen, in dem Geiste der damaligen Richtung componirten Blätter schöpfen ihre Stimmung aus den sieben Tagen der Woche und sind durch zwei allegorische Blätter verbunden. In seinen Oelbildern (größtentheils histor. Landschaften oder rein histor. Werke) zeigte Ferdinand eine klare Entwickelung des Gedankens neben großer Formenbestimmtheit und sorgfältiger Durchführung. Heinrich fertigte in Wien eine Copie von Pordenone's Bild von der heil. Justina aus dem Belvedere, daneben eigene Compositionen, deren man in den Kirchen seiner Vaterstadt sieht, wohin er bald zurückkehrte. Friedrich ging 1818 nach Rom und fand günstige Aufnahme in dem Kreise, der in der ewigen Stadt die neue Kunstära anbrechen ließ. Das erste in Rom ausgeführte Gemälde von ihm war Christus mit dem Zinsgroschen. Außerdem lieferte er Landschaften mit histor. Staffage. 1824 kehrte er nach Wien zurück, wo er nun die Porträtmalerei übte. Das Verlangen nach größerer Wirksamkeit führte ihn endlich 1829 nach München. Hier malte er verschiedene biblische Gegenstände und half auch bei den Fresken im Königsbau, in den Nibelungensälen und im Saale der Homerischen Hymnen. Was ihn aber zumeist beschäftigte, war der Entwurf zu einer Volksbilderbibel, wozu er schon in Wien Zeichnungen begonnen hatte. Seit

1834 erschien dieses Werk zu Gotha unter dem Titel: «Volksbilderbibel in 50 Darstellungen aus dem Neuen Testamente» (den Text schrieb G. H. von Schubert; Thäter, Merz u. a. lieferten die Stiche). Inzwischen war auch 1833 Ferdinand als Professor der Kunstgeschichte und Generalsecretär der Akademie nach München berufen worden, welche Aemter eine Zeit lang seine praktische künstlerische Thätigkeit in den Hintergrund schoben. Doch erschien er 1838 wieder mit Gemälden auf der Ausstellung und zeigte, daß sich unterdeß seine künstlerischen Kräfte eher concentrirt und gehoben als vermindert hatten. Ferdinand starb 11. Febr. 1841. Heinrich war nach der obenerwähnten Bibelausgabe eine Zeit lang Wirthschaftsrath in Dessau und ging dann nach Berlin, wo er Zeichen- und Sprachunterricht gab und 3. März 1848 starb. Friedrich lebte seit 1850 in Dessau, ebenfalls mit Unterricht beschäftigt.

Olla potrida (wörtlich: fauliger Topf) bezeichnet eigentlich die in einen Topf zusammengeworfenen Reste von Fleisch, Gemüse und andern Speisen, dann aber insbesondere ein beliebtes Nationalgericht der Spanier, das aus einem Gemisch von verschiedenen Fleischsorten und Gemüse bereitet (gedämpft) wird. Man gebraucht daher auch das Wort für jeden Mischmasch, z. B. auf Büchertiteln für Allerhand, in Zeitschriften für Miscellen, Feuilleton u. s. w.

Olech (Karl Rudolf von), preuß. General, geb. 1811 zu Graudenz, erhielt seine militärische Erziehung seit 1823 erst im potsdamer, dann im berliner Cadettenhause und trat 1828 als Secondelieutenant in das 16. Infanterieregiment ein. Nachdem er 1832—35 die Kriegsschule besucht, wirkte er einige Jahre als Lehrer an der 14. Divisionsschule und 1839—45 beim Cadettencorps. Seit 1843 Premierlieutenant, ward O. 1847 zum Hauptmann befördert und zum 30. Infanterieregiment versetzt. Als solcher machte er 1849 den Feldzug in Baden mit, wo er bei Durlach eine leichte Schußwunde erhielt. 1853 wurde er zum Major im Generalstabe der 13. Division ernannt, 1855 aber zum Großen Generalstab versetzt und mit der Direction der kriegsgeschichtlichen Abtheilung desselben betraut. Daneben lehrte er 1855—65 auch an der Kriegsschule, wo besonders seine Vorträge über Taktik und Kriegsgeschichte Beifall fanden. Inzwischen war O. zum Mitglied der Studiencommission des Cadettencorps und der Divisionsschulen sowie auch 1858 der Kriegsschule ernannt und 1857 zum Abtheilungschef im Großen Generalstabe, 1858 zum Oberstlieutenant, 1860 zum Obersten befördert worden. 1861 trat er als Commandeur an die Spitze des Cadettencorps, das er auch 1862 im Hause der Abgeordneten beredt vertheidigte. Bei der Krönung König Wilhelm's I. wurde er in den Adelstand erhoben. Seit 1864 Generalmajor, erhielt O. 1865 das Commando der 17. Infanteriebrigade, welche er in dem Kriege von 1866 ins Feld führte, und an deren Spitze er bei Skalitz schwer verwundet wurde. Als Schriftsteller hat sich O. durch eine Reihe trefflicher kriegsgeschichtlicher Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Dahin gehören: «Histor. Entwickelung der taktischen Uebungen der preuß. Infanterie» (Berl. 1848), «Die leichte Infanterie der franz. Armee» (Berl. 1856); ferner die als Beihefte zum «Militär-Wochenblatt» ausgegebenen Schriften: «Friedrich d. Gr. von Kolin bis Leuthen», «Der Feldzug der Nordarmee im J. 1813» (Thl. 1—3, 1859—65), «General Reyher's Leben» (Thl. 1, 1861), «Friedrich d. Gr. und die Cadettenanstalten» (1862), «Friedrich d. Gr. und der Friede zu Hubertusburg» (1863) u. s. w. Gegen Ende 1866 wurde O. zum Generallieutenant befördert.

Ollivier (Olivier Emile), franz. Advocat und Abgeordneter, geb. 2. Juli 1825 zu Marseille, widmete sich dem Rechtsstudium und wurde 1847 zu Paris Advocat. Nach der Februarrevolution schickte ihn die republikanische Regierung als Generalcommissar nach Marseille, ernannte ihn auch zum Präfecten in Langres. Doch kehrte er schon im Jan. 1849 zu seinem Berufe zurück und erwarb sich als freisinniger Vertheidiger vor Gericht einen Namen. 1857 wählte ihn ein pariser Bezirk, gegen den von der Regierung aufgestellten Candidaten, in den Gesetzgebenden Körper, wo er sich der nur aus einigen Mitgliedern bestehenden Opposition zugesellte und in den wichtigern Angelegenheiten ein bedeutendes oratorisches Talent geltend machte. So betheiligte er sich glänzend 1858 in der Discussion über die sog. Sicherheitsgesetze, 1859 in den Verhandlungen über den Kriegszug nach Italien, 1860 in den Debatten über die Presse. Nach seiner Wiedererwählung 1863 zog er besonders als Berichterstatter über das sog. Coalitionsgesetz die Aufmerksamkeit auf sich. Bereits in dieser Angelegenheit zeigte er aber ein solches Einverständniß mit der Regierungspolitik, daß sich das Verhältniß zu seinen frühern polit. Freunden zu lockern begann. In den folgenden Sessionen sprach er bald für, bald wider die kaiserl. Politik und wurde thatsächlich als ein Abtrünniger von seiner Partei betrachtet. 1865 erfolgte die Wahl O.'s als Mitglied des Generalraths im Depart. Var. In demselben Jahre ernannte ihn der Vicekönig von Aegypten mit einem großen Gehalt zu seinem jurist. Beirath und Commissar,

infolge dessen er die Advocatur niederlegen mußte. O. ist Mitbegründer der „Revue de droit pratique" (seit 1856), in welcher Zeitschrift er eine Menge jurist. Arbeiten veröffentlichte. Auch gab er einige in das praktische Rechtsgebiet eingreifende selbständige Schriften heraus. — Sein Vater, **Démosthènes** O., geb. 25. Febr. 1799, war früher Chef eines von ihm zu Marseille begründeten Handelshauses und that sich nach der Februarrevolution von 1848 als eifriger Republikaner hervor. Er stimmte in der Constituirenden Versammlung mit dem Berge, trat auch heftig gegen die Politik und die Absichten des Präsidenten Ludwig Napoleon auf. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 mit Deportation bedroht, floh er nach Belgien, von da nach Italien. Erst infolge der Amnestie von 1860 kehrte er nach Frankreich zurück.

Olm (Proteus anguinus) heißt eine höchst eigenthümliche, nur in den unterirdischen Höhlengewässern von Kärnten und Krain vorkommende, zu den geschwänzten Amphibien gehörende Gattung mit etwa fußlangem Leibe, ringsum von einer Flosse umgebenem plattgedrücktem Fischschwanze, sehr kleinen verkümmerten Füßen und äußern Kiemenbüscheln, die an den Seiten des Halses stehen. Die winzigen Augen liegen in der Tiefe zwischen den Muskeln, und die röthliche oder etwas marmorirte Haut geht glatt, ohne Verdünnung, über die unbrauchbaren Sehorgane weg. Das kleine Maul ist mit sehr kleinen Zähnchen bewaffnet. Der O. ist eine stehengebliebene Larvenform. Er athmet durch Lungen und Kiemen zugleich und nährt sich von Insekten und Würmern. Seine Organisation ist besonders durch die Anpassung der Organe an den dunklen Aufenthaltsort interessant.

Oelmalerei, die Kunst, mit Oelfarben (s. d.) zu malen, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Mischung der Tinten vor allen übrigen Arten der Malerei große Vorzüge. Die Farben sind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Wasserfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenstände schmückt, die zarten Uebergänge, das Durchsichtigere der Schatten. Auch leiden Oelgemälde minder vom Wasser und andern Feuchtigkeiten, denn die Oelfarbe löst sich nicht so leicht wieder auf, wenn sie einmal angetrocknet ist, und eine Stelle kann, so oft der Maler nur will, übermalt werden. Durch öfteres Uebermalen aber wird die beste Harmonie und die höchste Wirkung der Farben besser erreicht, als wenn man die Farben stehen lassen muß, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Oelfarben übereinandergesetzt werden, sodaß die untere durchscheint. Da ferner die Oelfarbe zähe ist und die nahe aneinandergelegten Tinten nicht ineinanderfließen, so kann der Maler mit ihr eine bessere Mischung und bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen als in Wasserfarben. Durch einen Ueberzug von Firnis sucht man dem Staube, der leicht darauf haftet, zuvorzukommen und die Bildfläche überhaupt gegen die Einwirkungen der Temperatur zu schützen. Jetzt sind Harzfirnisse gebräuchlich. Die neue Erfindung des Conservators Eigner in Augsburg, welcher einen durchsichtigen, mild glänzenden und besser verfließenden Wachsfirniß herzustellen vermochte, hat Aufsehen gemacht und dürfte mit der Zeit die alten Firnisse beseitigen. Zum Malen bedient man sich gewöhnlich des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöst und gerieben werden, und welches seiner Natur nach trocknend ist. Das Leinöl, als das gröbste und fetteste, wird zum Gründen gebraucht. Auch ersetzt man das Nußöl durch Mohnöl, welches weißer und heller ist als dieses und ebenfalls trocknet. Ein großer Vortheil der O. ist auch der, daß der Maler die Wirkung seiner Arbeit schon während des Arbeitens sicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht so sehr verändern wie die Wasserfarben; nur muß er, um dem Nachdunkeln entgegenzukommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten und das rechte Maß im Oele zu treffen wissen. Man malt mit Oel auf Holz, Pappe, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern und groben Taffet, gegenwärtig am gewöhnlichsten auf Leinwand. Wenn diese zubereitet ist, pflegt man das Bild zu zeichnen und fängt dann an, mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben vorher, thut sie in kleine Blasen, die aus Schweinsblasen geschnitten werden, bindet sie zu und sticht sie beim Gebrauch mit einem Kreuzstich an. Die Farbenblasen liegen in einem Farbenkasten, eine jede in einem besondern Fach. Der ganze Apparat wird heutzutage vorbereitet im Handel gefunden. Bei dem Auftragen der Farben bedient man sich der Palette (s. d.). Mit derselben zugleich hält die Linke den Malstock von leichtem Holze oder Rohr; er dient der Rechten, welche den Pinsel führt, zur Unterlage. Die Pinsel sind zumeist Borstpinsel, deren Spitzen durch Spalten der einzelnen Borsten elastisch gemacht werden. Größere Pinsel aus Dachshaaren, womit man Hintergründe, Lüfte, Untermalungen u. s. w. herstellt, heißen Vertreiber; zum Ausziehen langer, gerader Contouren bedient man sich der langhaarigen sog. Schlepper. Die vorbereitete Leinwand stellt man zum Bemalen auf die Staffelei, jene bekannte

Vorrichtung, welche sich auf- und abschieben läßt. Die Kunst, die Farben der Oelgemälde vom Holze abzulösen und auf Leinwand überzutragen, soll von einem gewissen Picault erfunden worden sein; auch pflegt man in neuerer Zeit das wurmfräßige Holz bis auf die Unterfläche des Gemäldes ganz fein abzuhobeln und diese auf neues Holz zu fourniren. Oelgemälde, an denen die Leinwand zu fäseln anfängt oder Risse bekommt und abspringt, werden auf neue Leinwand gezogen, was die Franzosen rentoiler nennen. Die Kunstgeschichte nennt Hubert van Eyck als Erfinder der O. (um 1410). Dies ist indeß nur so zu verstehen, daß es ihm gelang, diese für größere Aufgaben verwendbar zu machen. In der Miniaturmalerei und zu untergeordneten Zwecken war sie im Mittelalter schon seit Jahrhunderten angewendet worden. Hubert van Eyck's Verdienst besteht wesentlich darin, daß er den Firnis, welcher der Oelfarbe beigesetzt werden muß, um ihr langsames Trocknen zu beschleunigen, zuerst ganz farblos zu bereiten verstand. Beim Malen selbst trug er die Farbe auf einem so stark geleimten Kreidegrund auf, daß sie nicht in dessen Oberfläche dringen konnte. Dann zeichnete er den Umriß, untermalte das Bild mit einer warmbräunlichen Lasurfarbe, welche den Grund durchscheinen ließ, und trug endlich die Localfarbe, dünner in den Lichtern, stärker in den Schatten auf. Vor der spätern O. hat die seinige den Vortheil, daß sie nicht nachdunkelt und überhaupt dauerhafter ist, voraus, was großentheils an der Qualität des Oels liegt. Italiener (wie Antonello da Messina) und Deutsche, die in der Schule der Brüder van Eyck lernten, brachten die O. in ihre Heimat. Erst Ende des 15. Jahrh. aber drang sie den deutschen Leimfarben und der ital. Temperamalerei gegenüber vollständig durch. Vgl. Eastlake, «Materials for a history of oilpainting» (Lond. 1847).

Olmütz, slaw. Olomauc oder Holomauc, die zweite Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren und eine der Hauptfestungen des österr. Kaiserstaats, liegt auf einer Insel der March, welche durch Schleusen geschwellt werden kann, und zählt ohne die starke Garnison 14000 E., bei denen die deutsche Sprache vorherrschend ist. Den großen schönen, Oberring genannten Platz der Stadt zieren eine 114 F. hohe Dreifaltigkeitssäule, die schönste der Monarchie, und zwei Springbrunnen von Georg Rafael Donner. Merkwürdige Gebäude sind die Domkirche, ein kühner, alter Bau; die Mauritiuskirche von 1412 mit der berühmten Orgel von 48 Registern und 2332 Pfeifen; die Residenzen des Erzbischofs und Dombechanten; das schöne Rathhaus mit dem künstlichen Uhrwerke von 1574 auf dem 246 F. hohen Thurme, und das Zeughaus. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, dessen Wahl vom Domkapitel abhängt, der mit dem Wirkungskreise einer polit. Behörde betrauten Gemeindeverwaltung, des Bezirksamts für die Umgebung von O., der Finanzbezirksdirection, der Berghauptmannschaft für ganz Mähren und Schlesien und einer Handels- und Gewerbekammer. Die Universität, 1581 gestiftet, 1778 nach Brünn übertragen, 1827 in O. wiederhergestellt, wurde 1853 aufgehoben bis auf die theol. Facultät mit der Studienbibliothek von 54000 Bänden und dem naturhistor. und fiscalischen Museum. Außerdem bestehen an höhern Unterrichtsanstalten eine medic.-chirurgische Lehranstalt, ein erzbischöfl. Seminar, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, die Diöcesan-Musterhauptschule mit der Lehrerbildungsanstalt. Das Theater ist Eigenthum der Stadtgemeinde. Unter den Humanitätsanstalten sind zu nennen das Allgemeine Landesversorgungshaus, ein reichdotirtes Armeninstitut u. s. w. An Vergnügungsorten ist Mangel, da selbst die Restaurationsgärten von den innern Werken weit entfernt liegen müssen. Die in neuerer Zeit innerhalb der Werke angelegten Alleen und Spaziergänge wurden 1866 großentheils demolirt. An ihrer Stelle sollte 1867 ein Stadtpark angelegt werden. Neuerdings ist O. mit einem Kranze von Forts umgeben worden, wegen deren Erbauung die frühern Vorstädte der Stadt abgetragen werden mußten. Eine Viertelstunde von O. auf einem Hügel liegen die Gebäude des 1074 gegründeten und 1846 wieder erneuerten Prämonstratenserklosters Hradisch. Lange Zeit war O. der Hauptort Mährens und der Sitz der Regierung, bis diese 1640 nach Brünn verlegt wurde. Früher blos ein Bisthum, als dessen erste Verweser die Bischöfe Cyrill und Method genannt werden, wurde dasselbe 1777 zu einem Erzbisthum erhoben, nachdem den Bischöfen schon 1588 die Reichsfürstenwürde ertheilt worden war. Die Stadt wurde vielfach von den Wechselfällen des Dreißigjährigen und der Schlesischen Kriege betroffen. Zur Zeit des erstern wurde sie 1619 in den Aufstand Böhmens und Mährens verwickelt und 1642 von den Schweden unter Torstenson eingenommen, die sie erst nach dem Frieden wieder herausgaben. 1741 ergab sie sich an die Preußen, die sie im April 1742 wieder räumten. 1758 durch die Preußen von neuem belagert, wurde sie von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft so lange tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die damals von den Bürgern bewiesene Treue dadurch, daß sie das Stadtwappen mit

einem Lorberkranze und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherren in den Adelsstand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittenen Schaden wiedererstattete u. s. w. Am 2. Dec. 1848 entsagte zu O. Kaiser Ferdinand I. der Regierung zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph. Sodann fanden 28. und 29. Nov. 1850 hier die bekannten Conferenzen zwischen dem preuß. Minister von Manteuffel, dem österr. Minister Fürsten von Schwarzenberg und dem russ. Gesandten am österr. Hofe, dem Grafen Meyendorff, statt, die zur Feststellung der sog. Olmützer Punctation in Bezug auf die friedliche Schlichtung der deutschen Wirren führten. In dem Preußisch-Deutschen Kriege (s. d.) von 1866 bildete O. einen wichtigen Stützpunkt für die Operationen der österr. Armee. Vgl. Woldrich, in den «Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft» (Bd. 8, 1866).

Olōnez, ein 2717,27 Q.-M. großes, Anfang 1864 nur von 296593 Menschen bewohntes Gouvernement des europ. Rußland, begrenzt von dem Großfürstenthume Finland, von den Gouvernements Archangelsk, Wologda, Nowgorod, Petersburg und vom Ladogasee, hat eine der finländischen ähnliche Oberfläche und bildete in früher Zeit einen Bestandtheil des nowgorodischen Staats. Im ganzen ist es ein sehr unfruchtbares, theils sumpfiges, theils steiniges oder sandiges flaches Land, welches nur im N. von schroffen Hügelketten durchschnitten wird. Ueber 341 Q.-M. kommen auf die großen Wasserflächen. Die Hauptseen sind der Ladogasee, von dem jedoch nur der östlichste Theil hierher gehört, der Onega-, Wygosega- und Wodlasee. Unter den Flüssen sind der Swir, welcher den Onega mit dem Ladoga verbindet, die Wadla, die aus dem Wodlasee in den Onegasee fließt, und der Onegafluß, der in den Onegabusen des Weißen Meeres fällt, die bedeutendsten. Das Klima ist rauh, der Winter lang und streng, dagegen im kurzen Sommer die Hitze unerträglich. Nur $^1/_{35}$ der Bodenfläche ist Culturland. Das Getreide kommt oft nicht zur Reife; Flachs und Hanf aber werden viel gebaut. Die Waldungen, die über $^3/_4$ des Areals einnehmen, enthalten schönes Nadelholz (besonders Lärchen), vieles Wild und Geflügel. Auch an Fischen ist großer Ueberfluß. An Mineralien, edeln Metallen und Steinen herrscht Reichthum; besonders wird viel Eisen und Blei, prächtiger schwarzer Schiefer, Quarzdiorit, Amethyste, Bergkrystall, Topase sowie schöner Serpentin, Porphyr, und der berühmte karelische Marmor gewonnen. Die Bewohner, größtentheils Russen, wozu sich auch etwa 53000 Finnen, meist Karelen, gesellen, nähren sich durch Waldwirthschaft, Jagd und Fischerei, verlassen auch gewöhnlich einen großen Theil des Jahres ihr Land, um auswärts Arbeit zu suchen. Das Gouvernement zerfällt in sechs Kreise. Die frühere Hauptstadt, jetzige Kreisstadt O., 2 M. östlich vom Ladogasee, bestand schon im 13. Jahrh. und zählt nur 1204 E. Gegenwärtig hat das Gouvernement zur Hauptstadt Petrosawodsk, in wildromantischer Gegend am Zusammenflusse der Lossossinka und Neglinka am westl. Felsenufer des Onegasees gelegen. Die Stadt wurde 1703 von Peter d. Gr. gegründet, besteht meist aus hölzernen Häusern, ist der Sitz eines Civilgouverneurs, eines Erzbischofs, eines Bergamts, eines Domänenhofs, einer Medicinal- und einer Gefängnißverwaltung und zählt 11431 E. Der Ort hat sechs Kirchen, ein Gymnasium, mehrere Kreis- und Parochialschulen, eine Privattöchterschule, vier Bibliotheken, ein Museum für sämmtliche Mineralien des Gouvernements nebst Modellen von Maschinen und andern auf das Bergwesen bezüglichen Gegenständen, ferner zwei Häfen, die große Kanonengießerei Alexandrowsk, einen Kupferhammer, mehrere Fabriken und nicht unbedeutenden Handel. Im Kreise der Hauptstadt befinden sich bei dem Dorfe Kontsche-Osero eine Eisenhütte und der Petersbrunnen, eine eisenhaltige Mineralquelle, welche Peter d. Gr. 1720 mit Erfolg benutzte. Die vier andern Kreisstädte sind: Wytegra mit 2479 E., ein wichtiger Handelsplatz mit gleichnamigem Fluß und Kanal; Lodejnaje Póle, am Swir, mit 1124 E. und einer Schiffswerfte seit Peter d. Gr.; Kargopol an der Onega, mit 1946 E., wahrscheinlich die älteste Stadt des Gouvernements, früher Residenz der nach ihr benannten Fürsten; Powjenez, die nördlichste Stadt des Landes, am nördl. Ende des Onegasees, mit nur 571 E.; in ihrem Kreise werden besonders schwarze Füchse, Marder und Hermeline gefangen, jährlich etwa 50000 Thiere. An der Wodla liegt die Landstadt Pudosh mit 1099 E.

Oloron oder Oloron Sainte-Marie, öfters auch Oléron genannt, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederpyrenäen, in der alten Grafschaft Béarn, bis zur Revolution Bischofssitz, 4,3 M. südwestlich von Pau an der hier aus den Gaven Ossau und Aspe entstehenden Gave d'Oloron gelegen, durch die sehr hohe Brücke der Gave d'Aspe mit Sainte-Marie zu einem Ganzen verbunden, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, einer Manufactur- und einer Ackerbaukammer, hat zwei um 1080 erbaute Kirchen (Ste.-Croix und Ste.-Marie) sowie Reste alter Befestigungen und zählt (1861) 9362 E.

Der Ort ist sehr gewerbreich und die zweite Handelsstadt des Departements. Es bestehen eine große Drahtzieherei, Wollwäschen und Wollspinnereien, zahlreiche Gerbereien und Färbereien, Fabriken in Tuch und andern Wollwaaren, in Leinwand, Strumpfwaaren u. s. w. Bedeutend ist der Transithandel mit Spanien, namentlich in Wolle, Schaffellen, Wollwaaren, Bayonner Schinken, Pferden und Maulthieren. Die Stadt hat auch ein Entrepot von Holz zu Mastbäumen. Die zwei unter dem Namen Feas und Armendiou bekannten Mineralquellen sind zu keiner Bedeutung gelangt. O. wurde 732 von den Arabern, später von den Normannen zerstört, dann durch den Grafen Centale IV von Béarn wieder aufgebaut und ist namentlich historisch durch den Frieden, der hier 25. Juli 1287 zwischen Alfons III. von Aragonien und Karl II. von Neapel durch Vermittelung des Papstes und Eduard's I. von England zu Stande kam.

Olozaga (Don Salustiano de), span. Staatsmann und Progressist, geb. 1803 zu Logroño, widmete sich dem Rechtsstudium und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. 1831 fand er sich in eine Verschwörung gegen Ferdinand VII. verwickelt und wurde festgenommen, entkam aber 1832 aus der Haft und flüchtete nach Frankreich. Als er nach dem Tode Ferdinand's zurückkehrte, wählte man ihn in die Cortes, wo er in der Opposition als Redner gegen das Ministerium Isturiz sich hervorthat. 1836 schloß er sich anfangs an Mendizabal an; nach der Revolution von La Granja aber trat er an die Spitze der monarchischen Opposition und zeigte sich thätig für das Interesse der Königin Maria Christina. Obschon O. 1838 als Generalfiscal sich weigerte, den General Cordova in Anklagestand zu setzen, ernannte ihn doch Espartero 1840 zum Gesandten in Paris. Nach der Majorennitätserklärung der Königin Isabella wurde er nach dem Rücktritt des Ministeriums Lopez zurückgerufen, um an die Spitze des neuen Cabinets zu treten. Doch dauerte sein Ministerium nur wenige Tage. Von Anfang an mit den Moderados und der Hofpartei, an deren Spitze Narvaez stand, in Zwiespalt, glaubte er sich und sein Ministerium nicht anders halten zu können als durch die Auflösung der versammelten Cortes. Nach der Behauptung der Hofpartei zwang er die junge Königin in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. 1843, das Auflösungsdecret zu unterzeichnen. Die Cortesauflösung entschied vollends seinen durch die Intriguen des Hofs vorbereiteten und von den Moderados durchgeführten Sturz. Verfolgt und in Lebensgefahr, floh er nach Portugal, und da er auch hier keine freundliche Aufnahme fand, ging er nach England, später nach Frankreich. Anfang 1847 ward O. in zwei Wahldistricten in die Cortes gewählt. Da auch er in der Amnestie, welche die Königin gewährt hatte, eingeschlossen war, kehrte er nach Spanien zurück, wurde aber auf dem Wege nach Madrid infolge eines Befehls des Ministeriums Isturiz verhaftet und auf die Citadelle nach Pampeluna gebracht. Dieser ungesetzliche Schritt des Hofs erbitterte fast alle Parteien, sodaß O. freigelassen, doch aber wieder des Landes verwiesen ward. Als im März 1847 das Ministerium Pacheco ans Ruder trat, erfolgte die Rückberufung O.'s und sein Eintritt in die Kammer, wo er an die Spitze der Progressisten trat. Infolge des republikanischen Aufstandes im Mai 1848 verhaftete die Regierung auch O., ließ ihn jedoch als schuldlos bald wieder frei. Bei den Wahlen der nächsten Jahre setzte die Regierung alle Mittel in Bewegung, um den Eintritt des einflußreichen Mannes in die Cortes zu hindern. In der Revolution von 1854 schloß sich O. an Espartero, der ihm den Gesandtschaftsposten am franz. Hofe verlieh. Außerdem ward er in die Cortes gewählt, in denen er zu den reinen Progressisten gehörte und auf die Verfassungsveränderung einen bedeutenden Einfluß übte. Die Constitution von 1855, die einen gewählten Senat einführte, konnte fast sein Werk genannt werden. Infolge der Contrerevolution im Juli 1856, aus der General O'Donnell als Sieger hervorging, verlor er seinen Gesandtschaftsposten und die Gelegenheit für weitere polit. Wirksamkeit.

Oelpalme (Elaëis Jacqu.) ist der Name einer Pflanzengattung, welche sich durch den reichen Gehalt an fettem Oel im Fleische ihrer Früchte auszeichnet und zu der Gruppe der kokosartigen Palmen mit eingeschlechtigem Kolben gehört. Diese Palmen, welche das in neuerer Zeit zu einem sehr wichtigen Handelsartikel gewordene **Palmöl** liefern, haben einen bald aufrechten, bald niederliegenden, mit Schuppen und Narben bedeckten, bisweilen sehr langen und dicken Stamm, eine mächtige Krone langer, fiedertheiliger Blätter mit stachelichem Stiel und große, vielfach verzweigte Blütenkolben. Die sechs Staubbeutel der männlichen Blüten sind sternförmig ausgebreitet, der Fruchtknoten der weiblichen trägt einen dreikantigen Griffel mit drei hackigen Narben. Daraus entwickelt sich eine eiförmige, einsamige Steinfrucht mit faserig-schwammiger, ölhaltiger Außenhülle, einfächerigem Steinkern und darin eingeschlossenem hornartigem Eiweiß. Es gibt nur wenige, im tropischen Afrika und Amerika wachsende Arten. Das meiste und beste Palmöl liefert die berühmte O. von Guinea (E. guineensis Jacqu.), eine der stattlichsten Pal-

men, da sie auf ihrem aufrechten, sehr hoch werdenden Stamme Blätter von 15 F. Länge trägt, deren Abschnitte bis 18 Zoll Länge erreichen, und deren Stiele mit sehr starken, langen, gekrümmten Stacheln besetzt sind. Die fruchttragenden Kolben erlangen bis 40 Pfd. Schwere und tragen 6—800 Früchte von 1—3 Zoll Länge. Sie sind gelb, braun oder dunkelroth und haben ein härtliches, nach Veilchen duftendes Fleisch, aus dem das salbenartige, gelbliche, in reinem Zustande geschmacklose Oel durch Auspressen und Kochen mit Wasser gewonnen wird, nachdem die Früchte zuvor einige Tage an die Sonne gelegt worden sind. Das Oel dieser Palme dient den Negern Guineas anstatt der Butter, auch reiben sie sich damit die Haut ein und gebrauchen es als Medicin bei Entzündungen und Hautkrankheiten. Erst seit die Engländer angefangen haben das Palmöl technisch zu verwerthen (namentlich zur Kerzenfabrikation), ist dasselbe zu einem wichtigen Handelsartikel geworden. Der Palmölhandel ist ganz in den Händen der Engländer, welche alljährlich eine Menge Schiffe nach Guinea senden, um Palmöl zu holen. Die afrikanische O. wird jetzt auch im Küstenlande von Brasilien angepflanzt. Dort und im Flußgebiete des Amazonenstroms wächst auch eine in Amerika einheimische O. (E. melanococca Gärtn.), welche einen meist niederliegenden und aufsteigenden Stamm von nur etwa 12 F. Länge, aber mit stattlicher, reichblätteriger Krone trägt. Die zollangen, fünf- bis sechskantigen Früchte enthalten in ihrem orangefarbenen Fleische, welches die Indianer essen, ein Oel, welches unter dem Namen **Manteca** del cororo zum Brennen in Lampen benutzt wird.

Oelpflanzen heißen diejenigen Gewächse, welche ihrer ölhaltigen Samen oder Früchte halber zur Gewinnung eines fetten Oels cultivirt werden. Es gehören daher, strenggenommen, zu ihnen auch der Oelbaum (s. d.), die Oelpalme (s. d.) und andere Holzgewächse mit ölhaltigen Früchten, oder Samen. Gewöhnlich versteht man aber unter O. nur Kräuter, welche ölhaltige Samen haben. Der Anbau dieser Pflanzen wird im großen betrieben, und man nimmt an, daß allein an Rüböl alljährlich über 2 Mill. Ctr. in den Handel kommen. Die hauptsächlichsten Oelgewächse, welche in Deutschland auf dem Felde im großen angebaut werden, sind Winterraps und Winterrübsen, Sommerraps und Sommerrübsen, Leindotter, Mohn, Lein und Hanf. Außerdem wird hier und da noch die Sonnenrose, das Madikraut und der Oelrettich angebaut. Letzterer, nur eine Abart des gewöhnlichen Rettichs, ward aus China, wo man ihn hauptsächlich cultivirt, zuerst von Ekeberg nach Schweden eingeführt und von da nach Deutschland und Italien verbreitet. In Chile wird vorzüglich Madia (s. d.) als Oelpflanze angebaut, in Ostindien und Abyssinien die Ramtille (Guizotia oleifera) und der indische Sesam (Sesamum Indicum), in Aegypten und dem ganzen Orient bis nach China und Japan der orient. Sesam (Sesamum Orientale) und in den Tropenländern die Erdeichel (Arachis subterranea). Der Oelgewächsbau im Felde ist sehr lohnend; er verlangt aber mildes Klima, guten, fruchtbaren Boden und vielen Dünger.

Oels, eine Standesherrschaft mit dem Titel eines Fürstenthums in Niederschlesien, zum preuß. Regierungsbezirk Breslau gehörig, hat einschließlich des seit 1745 wieder damit vereinigten Fürstenthums Oels-Bernstadt einen Flächeninhalt von $35\frac{1}{4}$ Q.-M. mit etwa 150000 E. Das Fürstenthum umfaßt die Kreise O. (16,15 Q.-M., mit 62995 E.) und Trebnitz (15,02 Q.-M. mit 53521 E.), die Herrschaft Medzibor im Kreise Wartenberg, Stadt und District Konstadt im Kreise Kreuzburg des Regierungsbezirks Oppeln, zusammen 8 Städte, 1 Marktflecken, 324 Dörfer und 164 Vorwerke. Der Boden ist im ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide, Flachs und Obst, wohlbewässert, im Norden reich bewaldet, im Südosten aber von Sandstrichen durchzogen. — Die Hauptstadt O., auf einer Ebene an der Oelsa und an der Eisenbahn, 3 M. im NO. von Breslau, ist Sitz des Landrathsamts, des Kreisgerichts, der Direction der Fürstenthumslandschaft und zählt 7749 E. (mit Einschluß von 900 Militärpersonen), die außer den gewöhnlichen Gewerben insbesondere Tuchfabrikation betreiben. Das 1558 erbaute Schloß mit einer ansehnlichen Bibliothek, einer Gemäldesammlung, einem Garten, Park und einer Fasanerie ist von Wällen und Gräben umgeben. Die Stadt hat ein 1594 gestiftetes evang. Gymnasium mit der 1727 gegründeten gräfl. Kospoth'schen Stiftung, ein Predigerwitweninstitut, drei evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Schauspielhaus und treffliche Armenanstalten. In der Nähe liegen die Dörfer Wilhelminenort und Sibyllenort, beide mit herzogl. Lustschlössern. Die andern Städte des Fürstenthums sind im Kreise O.: Bernstadt an der Weida mit einem Schloß und 3775 E., Hundsfeld mit 1043 E., Juliusburg mit 928 E.; im Trebnitzer Kreise: Trebnitz am Fuße der Trebnitzer Höhe und am Trebnitzer Wasser, mit 4443 E., und Stroppen mit 814 E. Die Städte Medzibor und Konstadt (an der Eisenbahn) haben je 1662 und 1934 E. — Das Herzogthum O., welches in frühern Zeiten den schles. Herzogen gehörte, dann dem Könige

Wladislaw von Böhmen zufiel und zuletzt durch Tausch an den Herzog Heinrich von Münsterberg aus dem Piastengeschlecht wieder überging, gelangte nach dem mit dem Tode des Herzogs Karl Friedrich 1647 eintretenden Erlöschen des münsterbergschen Mannesstamms an dessen Schwiegersohn, den Herzog Silvius Nimrod von Württemberg, den Stifter der Linie Württemberg-Oels. Als diese Linie 1792 mit Herzog Karl Christian Erdmann ausstarb, fiel durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (gest. 1789) das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1805 an dessen Neffen, den 1815 in der Schlacht bei Quatrebras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge 1785 durch Friedrich d. Gr. zugesichert worden war, und der sich nun Braunschweig-Oels nannte. Hierauf kam es an dessen Sohn und Nachfolger Karl, der es durch den Vertrag vom 13. Jan. 1824 seinem Bruder Wilhelm (seit 1830 Herzog von Braunschweig) als Secundogenitur unter Bedingung des Heimfalls abtrat.

Olshausen (Herm.), prot. Theolog, geb. 21. Aug. 1796 zu Oldesloe im Holsteinischen, erhielt seine Vorbildung im väterlichen Hause und auf der Schule zu Glückstadt. Nachdem er in Kiel und Berlin studirt, wurde er 1818 Repetent in Berlin, 1821 außerord. Professor in Königsberg und hier 1826 Doctor und 1827 ord. Professor der Theologie. Er richtete seine Thätigkeit vorzugsweise auf die Exegese des Neuen Testaments und ließ mehrere Schriften erscheinen, in denen zwar Geist und lebendige Liebe zum Christenthum, aber nicht überall die nöthige wissenschaftliche Unbefangenheit zu erkennen ist. 1834 ging er als ord. Professor und Geh. Kirchenrath nach Erlangen, wo er 4. Sept. 1839 starb. Von O.'s Schriften sind vorzugsweise zu nennen: «Die Echtheit der vier Evangelien aus der Geschichte der beiden ersten Jahrhunderte erwiesen» (Königsb. 1823); «Ein Wort über tiefern Schriftsinn» (Königsb. 1824); «Die biblische Schriftauslegung, noch ein Wort über tiefern Schriftsinn» (Königsb. 1824), worin er der allegorischen Erklärung das Wort redet. Das bedeutendste seiner Werke ist: «Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments» (Bd. 1—4, Königsb. 1830—40; Bd. 1 und 2, 4. Aufl. 1853—61; Bd. 3, 2. Aufl. 1840; Bd. 5—7, von Ebrard und Wiesinger, 1850—53). Gegen die Altlutheraner sprach er sich in den Schriften «Ueber die neuesten kirchlichen Ereignisse in Schlesien» (Lpz. 1835) und «Erwiderung gegen Scheibel u. s. w.» (Lpz. 1836) aus.

Olshausen (Justus), verdienter Orientalist, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holstein, besuchte die Schule zu Glückstadt und Eutin und widmete sich seit 1816 zu Kiel, seit 1819 zu Berlin und dann auf Kosten der dän. Regierung zu Paris unter Silvestre de Sacy dem Studium der orient. Sprachen. Nach seiner Rückkehr 1823 erhielt er eine außerord., 1830 eine ord. Professur zu Kiel und wurde 1845 Etatsrath und ordentliches Mitglied der dän. Akademie der Wissenschaften. Bald nach der Erhebung der Herzogthümer 1848 vertraute man ihm das Curatorium der Universität zu Kiel und die Leitung des Medicinalwesens an. Die Stadt Kiel wählte ihn 1848 in die erste Landesversammlung, deren Vicepräsident er bis gegen Ende 1849 blieb. Nach der Uebergabe des Landes an die dän. Regierung 1852 ward O. erst seines Amts als Curator, bald nachher auch seines Lehramts enthoben, aber 1853 von der preuß. Regierung als Oberbibliothekar und Professor der orient. Sprachen nach Königsberg berufen. Seit Ende 1858 wirkte er als Geh. Regierungsrath und vortragender Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten zu Berlin, in welcher Stellung ihm vorzugsweise die Bearbeitung der Universitätsangelegenheiten obliegt. Auch wurde er 1860 zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt. O.'s wissenschaftliche Arbeiten betreffen vorzugsweise das Altpersische und das Alte Testament. Zu erstern gehören «Vendidad. Zendavestae pars vicesima adhuc superstes» (Hamb. 1829), der Anfang einer von ihm vorbereiteten Ausgabe des Zendavesta, zu der er 1826 in Paris und 1828 zu Kopenhagen reiches Material gesammelt, und die Untersuchungen über «Die Pehlewi-Legenden auf den Münzen der letzten Sassaniden» (Lpz. 1843). Das Hebräische und die Erklärung des Alten Testaments betreffen: «Emendationen zum Alten Testament» (Kiel 1826), «Erklärung der Psalmen» (Lpz. 1853) und «Lehrbuch der hebr. Sprache» (Buch 1 und 2, Braunschw. 1861). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Zur Topographie des alten Jerusalem» (Kiel 1833) und aus neuerer Zeit die Abhandlung «Ueber den Charakter der in den assyr. Keilinschriften erhaltenen semit. Sprache» (Berl. 1866). Auch wurden von O. die Kataloge der arab. und pers. Handschriften der königl. Bibliothek zu Kopenhagen bearbeitet, die (1851 und 1857) im Druck erschienen sind.

Olshausen (Theodor), bekannt durch seine Theilnahme an der schlesw.-holstein. Bewegung,

Bruder der vorigen, geb. 19. Juni 1802 zu Glückstadt, besuchte die Schulen zu Glückstadt und Eutin und studirte 1820—24 die Rechte zu Kiel und Jena. Die Theilnahme an den damaligen Freiheitsbestrebungen der akademischen Jugend nöthigte ihn 1824—28 zu einem längern Aufenthalte in Frankreich und der Schweiz. Nach der Rückkehr in die Heimat lebte er seit 1830 anfangs als Advocat, später als städtischer Beamter in Kiel und gründete 1830 das «Kieler Correspondenzblatt». Durch dieses Organ wirkte er kräftig auf die Entwickelung vaterländischer und freiheitlicher Gesinnung in Schleswig und Holstein ein. Den Bestrebungen Christian's VIII. zur Durchführung gesammtstaatlicher Einrichtungen trat er (1845—47) im Einverständnisse mit dem ganzen Lande entgegen. Wegen der von ihm und andern zum 14. Sept. 1846 nach Nortorf berufenen Volksversammlung wurde er verhaftet und auf die Festung Rendsburg gebracht, bald aber auf Verfügung des Oberappellationsgerichts wieder auf freien Fuß gesetzt und hierauf 1847 von der Stadt Kiel zum Abgeordneten in die holst. Ständeversammlung erwählt. In den Märztagen 1848 mit fünf andern Mitgliedern der Stände nach Kopenhagen abgeordnet, um Friedrich VII. zu einer den Rechten entsprechenden Behandlung der Herzogthümer zu vermögen, gerieth er hier bei der Aufregung der dän. Bevölkerung in Lebensgefahr, mußte auch mit seinen Genossen ohne Erreichung des Zwecks nach Kiel zurückkehren. O. trat nun 28. März in die Provisorische Landesregierung zu Rendsburg ein, nahm aber wegen Meinungsverschiedenheit im Aug. 1848 seine Entlassung. Bald nachher trat er für Itzehoe in die Landesversammlung, in der er bis zuletzt als Führer der Linken große Energie entwickelte. Als die Statthalterschaft im Febr. 1851 abtrat, zog sich O. nach Hamburg zurück, wo er 1849 die «Norddeutsche freie Presse» begründet hatte. Von der dän. Regierung exilirt, wandte sich O. im Juni 1851 nach Nordamerika. Er ließ sich zu St.-Louis nieder und war daselbst theils mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, theils wirkte er mit Energie als Herausgeber einflußreicher deutscher Zeitungen zu Gunsten der republikanischen Partei. Doch kehrte er 1865 nach Europa zurück und nahm nun seinen Wohnsitz zu Zürich. In Amerika veröffentlichte er mehrere treffliche Schriften: «Die Vereinigten Staaten von Nordamerika» (Kiel 1853), «Das Mississippithal» (Kiel 1854) und die «Geschichte der Mormonen» (Gött. 1855).

Oelung. Die letzte O. (unctio extrema, unctio infirmorum) ist seit dem 12. Jahrh. eins der sieben Sakramente der kath. Kirche, welches durch das Tridentiner Concil von neuem bestätigt wurde und an Todtkranken durch Salbung der Augen, Ohren, der Nase, des Mundes, der Hände, Füße und der rechten Seite (die beiden zuletzt genannten Theile aber nur bei Männern) mit einem vom Bischofe geweihten Oele (s. Chrisma) unter Gebet vom Priester verrichtet wird. Die kath. Kirche gründet dieses Sakrament auf Marc. 6, 13 und Jac. 5, 14 und legt ihm die Kraft bei, die Vergebung der verzeihlichen Sünden, Stärkung der Seele und, wenn es Gottes Weisheit gemäß ist, auch leibliche Genesung zu bewirken. Vollzogen wird das Sakrament nur durch den Priester und kann, weil es die eigene Andacht des Genießenden erfordert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des Heiligen Abendmahls verstattet ist. In der Regel geht der Genuß des Heiligen Abendmahls (die sog. Krankencommunion, communio clinicorum) vorher, daher beide Sakramente mit dem Namen der Heiligen Sterbesakramente zusammengefaßt werden. Kleine Kinder und Excommunicirte sind dieses Sakraments nicht fähig, auch darf es in derselben Krankheit nicht wiederholt werden. Die Protestanten haben die letzte O. nicht beibehalten, weil nichts von einer Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christus selbst bekannt ist. In der griech. Kirche wird sie nicht nur bei den Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Genesung und zur Vergebung der Sünden dienliches Sakrament angewendet.

Olymp (griech. Olympos), ein in verschiedenen Gegenden Griechenlands und Kleinasiens wiederkehrender Bergname, der sich nach jetzt mehrfach unter der Form Elymbos erhalten hat. Das bedeutendste unter den Gebirgen dieses Namens ist das an der Nordgrenze Thessaliens, welches, im Südosten durch das Thal Tempe (s. d.) vom thessalischen Ossa (s. d.) getrennt, sich nach Norden weit in die macedon. Landschaft Pierien hineinerstreckt, gegen Westen in der Kette der Kambunischen Berge sich fortsetzt, welche es mit dem Lakmon, dem Hauptknotenpunkte der nordgriech. Gebirge, verbinden. Der höchste Gipfel des O., nach Capeland's trigonometr. Messung 9757 engl. F. über dem Meere, ist häufig mit Wolken umhüllt, hat aber keinen ewigen Schnee. Die Abhänge des Gebirgs sind theils mit Tannen- und Laubwald bewachsen, theils schroff abfallend, kahl und von wilden Bergströmen zerrissen. Die griech. Dichter von Homer an betrachten den O. als den Wohnsitz des Zeus und der übrigen himmlischen Götter und gebrauchen den Namen daher bisweilen zur Bezeichnung des Himmels überhaupt. Den nächsten Rang nach

dem thessalischen nimmt der mysische O. ein, ein stattlicher Gebirgszug im nordöstl. Kleinasien, auf den Grenzen der Landschaften Mysien, Bithynien und Phrygien, dessen Hauptmasse sich unmittelbar südlich der Stadt Brusa (s. d.) erhebt. Ferner gab es Berge des Namens O. in Lydien, Lykien, auf der Insel Kypros, im nördl. Lakonien nahe bei der Stadt Sellasia, im mittlern Elis (Landschaft Pisatis) nahe bei Olympia, auf der Insel Euböa in der Nähe von Eretria und im südöstl. Attika.

Olympia, der Schauplatz der berühmten Olympischen Spiele (s. d.), ist ein schön gelegenes Thal in dem mittlern, Pisatis genannten Theile der peloponnesischen Landschaft Elis (s. d.), ungefähr 6 St. vom Meere entfernt; eine Ortschaft O. hat es nie gegeben, sondern nur einzelne Häuser, welche Wohnungen für die Priester und für die zahlreich hier zusammenströmenden Fremden (von denen aber die große Mehrzahl während der Festtage im Freien unter Zelten campirte) enthielten. In O., dem großen Nationalheiligthume der Hellenen, häuften sich auf kleinem Raume die kostbarsten Schätze der griech. Kunst aus allen Stämmen und Zeitaltern, Tempel, Grabmale, Altäre, Schatzhäuser, Theater, Stadium, Hippodrom und Tausende von Götterbildern, Statuen von Siegern in den Spielen und Weihgeschenken aus Erz und Marmor; sogar zur Zeit des ältern Plinius standen hier noch 3000 Statuen. Ebenso wurden hier unter dem Schutze des Gottesfriedens, der über diese heil. Stätte ausgesprochen war, wichtige Staats- und Privaturkunden, Verträge und sonstige Inschriften aller Art aufbewahrt. Der heil. Hain, der den großen Tempel des Zeus und zahlreiche kleinere Tempel und Heiligthümer umschloß, die Altis, bildete ein rings von Mauern umgebenes Viereck von etwa 1800 F. Länge und 1500 F. Breite. Im Norden war er von felsigen, aber sanft anschwellenden Hügeln begrenzt, aus denen das Kronion, ein im Alterthume mit einem Heiligthume des Kronos geschmückter Hügel, am weitesten gegen Süden vorspringt. Im Süden reichte er bis nahe an den hier 180 F. breiten und wasserreichen Alpheios, im Westen bis an den Kladeos, einen munter rieselnden Bergbach. Außerhalb der Ringmauer aber, in unmittelbarer Nähe der Altis, befanden sich die Anlagen für die Festspiele: der Hippodrom, das Stadion, ein Theater und ein Gymnasion. Die Pracht und Herrlichkeit dieser alten Anlagen ist nicht nur völlig verwüstet und verschwunden (nur vom Zeustempel sind noch die von der franz. Expedition 1829 aufgedeckten Fundamente und einige jetzt in Paris aufbewahrte Reste von den Bildwerken der Metopen erhalten), sondern der Boden hat sich sogar durch die von den Höhen herabgespülte Erde und durch die Ueberschwemmungen der beiden angrenzenden Flüsse durchgängig um 4—6 F. erhöht. Der Pflug des Landmanns durchfurcht jetzt träg und mühsam die Bahnen, die einst siegesstürmend die von Pindar gefeierten Helden und Rosse durcheilten. Eine vollständige und systematische Ausgrabung des Raums der Altis und der nächsten Umgebungen derselben ist schon mehrfach projectirt, aber die Ausführung immer durch ungünstige Umstände verhindert worden; dieselbe würde, abgesehen von den topogr. Resultaten, ohne Zweifel eine sehr bedeutende Ausbente an Bildwerken und Inschriften liefern. Vgl. Curtius, «Olympia» (Berl. 1852) und «Peloponnesus» (Bd. 2, Gotha 1852).

Olympiade hieß bei den Griechen ein Zeitraum von vier Jahren, weil je nach Ablauf eines solchen die Feier der Olympischen Spiele (s. d.) wiederkehrte. Die gezählten O. beginnen mit dem J. 776 v. Chr., weil von diesem an die Namen der Sieger in diesen Spielen officiell aufgezeichnet wurden. Will man nun eine Zeitangabe nach O. in die uns geläufige Zeitrechnung nach Jahren vor Christi Geburt umwandeln, so multiplicirt man die der gegebenen O. vorhergehende Zahl (weil ja die gegebene O. noch nicht ganz abgelaufen ist) mit 4, addirt dazu die Zahl 1, 2, 3 oder 4, je nachdem vom ersten, zweiten, dritten oder vierten Jahre einer O. die Rede ist, und subtrahirt die Summe von 777 (weil 776 ja schon das erste Jahr der ersten O. ist); der Rest gibt das Jahr vor Christo, mit dessen Mitte (Anfang Juli) das genannte Olympiadenjahr beginnt. So entspricht z. B. das zweite Jahr der 94. O. dem Jahre von Juli 403 bis Juli 402 v. Chr., denn $96 \times 4 + 2 = 374$, dies abgezogen von 777 bleibt 403. Der Historiker Timäus hat die Zeitrechnung nach O. zuerst für die Chronologie verwerthet, worin die spätern griech. Historiker fast allgemein seinem Beispiele gefolgt sind.

Olympias, die Gemahlin König Philipp's II. von Macedonien, Mutter Alexander's d. Gr., Tochter des Königs Neoptolemos von Epirus, verband mit scharfem Verstande einen ränkevollen und herrschsüchtigen Charakter. Als Philipp infolge eingetretener Misverhältnisse sich von ihr getrennt und mit Kleopatra, der Nichte des Attalos, vermählt hatte, trug sie nicht nur zur Ermordung ihres frühern Gemahls (336 v. Chr.) wesentlich bei, sondern brachte auch die Kleopatra dahin, daß diese sich selbst den Tod gab. Nach dem Tode Alexander's, der sie stets mit kindlicher Ehrfurcht behandelt hatte, suchte sie bei den Streitigkeiten der Thronbewerber ihre

eigenen Ansprüche auf den Thron geltend zu machen und gewann auch den Polysperchon (s. d.) für ihre Plane; allein die Grausamkeit, mit welcher sie den Stiefbruder und Nachfolger Alexander's, Philippos Arrhidäos, nebst dessen Gattin Eurydice und 100 vornehmen Macedoniern hinrichten ließ (317 v. Chr.), fand sehr bald Vergeltung. Kassander, Polysperchon's Gegner, nahm sie nach mehrmonatlicher Belagerung in Pydna, wohin sie sich geflüchtet hatte, gefangen und ließ sie durch die Verwandten der auf ihren Befehl hingerichteten Macedonier tödten (316 v. Chr.).

Olympiodorus, ein Platoniker aus Alexandria zu Ende des 6. Jahrh. n. Chr., verfaßte, außer dem Leben des Plato, auch Commentare oder Scholien zu mehrern Dialogen desselben. — Auch gibt es zwei Peripatetiker O., von denen der ältere, der Lehrer des berühmten Neuplatonikers Proklus, im 5. Jahrh. n. Chr., der jüngere in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. lebte und einen Commentar über des Aristoteles «Meteorologica» hinterlassen hat, herausgegeben von Aldus (Ven. 1551). — Noch ist ein vierter O. aus Theben in Aegypten zu erwähnen, der in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in 22 Büchern eine allgemeine Geschichte seiner Zeit von 407—425 als Fortsetzung des Eunapius schrieb, wovon sich in der «Bibliothek» des Photius Auszüge finden, die in Bekker's und Niebuhr's Ausgabe von «Dexippi, Eunapii etc. historiarum quae supersunt» (Bonn 1829) abgedruckt sind.

Olympische Spiele, die berühmtesten unter den vier großen Nationalfesten der Griechen, wurden jedes fünfte Jahr am ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende (Anfang Juli) in Olympia (s. d.) zu Ehren des Zeus gefeiert. Die Gründung und erste Einrichtung derselben wird von den Alten in die mythische Zeit verlegt und gewöhnlich auf Herakles zurückgeführt. 884 v. Chr. sollen sie von dem eleischen Fürsten Iphitos in Gemeinschaft mit dem spartan. Gesetzgeber Lykurg erneuert und neu geordnet worden sein. Die histor. Feier beginnt indeß erst mit 776 v. Chr., wo der Eleer Koröbos den Preis im Wettlauf davontrug, und von welchem an ein ununterbrochenes Verzeichniß der Sieger in diesen Spielen geführt wurde, welches dann zu der Zeitrechnung nach Olympiaden (s. d.) Veranlassung gab. So wurden diese Spiele bis auf das Zeitalter des Kaisers Theodosius, 394 n. Chr., regelmäßig fortgesetzt. Die Wettkämpfe, an welchen jeder Hellene, wo er auch wohnte (Barbaren, d. h. Nichtgriechen, waren bis auf die Zeit der röm. Herrschaft ausgeschlossen) theilnehmen konnte, dauerten mit Einschluß der Vertheilung der Preise (Kränze von wildem Oelbaum) an die Sieger fünf Tage. Die Kämpfer mußten sich dazu 10 Monate lang sorgfältig vorbereiten, in den letzten 30 Tagen im Gymnasium zu Elis selbst. Die Festlichkeit nahm abends mit großen Opfern ihren Anfang, die eigentlichen Spiele aber mit dem Anbruche des folgenden Tages. Diese bestanden in Wettrennen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskuswerfen, Ringen und Faustkampf in sehr mannichfachen Modificationen. Die meisten Kampfarten wurden sowol von Männern als von Knaben ausgeführt. Die vorkommenden Kampfarten sowie die Reihenfolge derselben wurden jedesmal vor Beginn des Festes durch ein besonderes Programm bekannt gemacht. Aus allen Gegenden strömten Zuschauer herbei; doch war außer der Priesterin der Demeter den Frauen der Zutritt verboten; diejenigen, welche dieses Gesetz übertraten, sollten von einem Felsen herabgestürzt werden. Andere Festlichkeiten, besonders feierliche Aufzüge, an denen die von den einzelnen Staaten abgeschickten Festgesandtschaften theilnahmen, schlossen sich an die eigentlichen Spiele an. Die Sieger, die man Olympioniken nannte, wurden öffentlich ausgerufen, mit dem Siegeskranze geschmückt und mit Palmenzweigen in der Hand dem Volke vorgestellt. Auch außerdem wurden ihnen große Auszeichnungen zutheil: Verherrlichung durch Lobgesänge und Bildsäulen, bei der Rückkehr in ihre Vaterstadt ein feierlicher Einzug im Purpurgewand auf einem Viergespann weißer Rosse, ein Ehrenplatz bei öffentlichen Schauspielen und Befreiung von öffentlichen Lasten, in Athen Speisung im Prytaneum und ein Geldgeschenk von 500 Drachmen. Die Anordner und Leiter der Spiele waren die Eleer; sie bestimmten die Tage und verkündeten die während dieser Zeit gesetzlich vorgeschriebene Waffenruhe im ganzen Peloponnes, sowie die Unverletzlichkeit des Festes und der zum Feste Reisenden. Die ungefähr ein Jahr vorher bestellten Kampfrichter (Hellanodiken) nahmen die Anmeldungen derer, welche an den Kämpfen theilnehmen wollten, entgegen, untersuchten, ob sie Hellenen und Freigeborene und im Genusse der bürgerlichen Ehre waren, beeidigten sie dann, daß alles im Kampfe ehrlich vor sich gehen sollte, ordneten die Kampfhandlung, entschieden darüber, wenn jemand nach der öffentlichen Aufforderung der Herolde als Ankläger gegen die Kämpfer auftrat, paarten diese endlich durch das Loos und sahen auf die Beobachtung der Kampfgesetze. Die Aufseher, welche bei den Spielen selbst Ordnung hielten, hießen Alyten und standen wieder unter einem Vorgesetzten, Alytarches genannt. Von Pindar (s. d.) hat man noch 14 Hymnen auf Sieger in diesen Spielen.

Olympos, s. Olymp.

Olynthos, eine von der euböischen Stadt Chalkis gegründete griech. Colonie auf der thrazischen Halbinsel Chalkidike an der Nordwestseite des Toronäischen Meerbusens, gelangte besonders seit dem Ende des Peloponnesischen Kriegs, in welchem sie auf seiten der Spartaner gestanden hatte, zu bedeutender Blüte und Macht. Indem es eine größere Anzahl schwächerer griech. Städte Thraziens an sich zog und ein enges Bündniß mit ihnen schloß, wußte es sich allmählich zum Haupte eines centralisirten Bundesstaats zu machen, wurde aber von den auf seine Macht eifersüchtigen Spartanern durch den sog. Olynthischen Krieg (382—379) zur Auflösung dieses Bundesstaats und Freigebung seiner Bundesgenossen genöthigt. Als König Philipp VI. von Macedonien seine Macht immer weiter gegen Osten ausdehnte, bedrohte er auch das unterdeß wieder zu Wohlstand und Blüte gelangte O., das nun durch ein Bündniß mit Athen Hülfe gegen den gemeinsamen Feind suchte. Hier war es besonders Demosthenes (s. d.), der durch seine drei uns noch erhaltenen «Olynthischen Reden» die Athener mit der größten Energie zur Rettung O.s anfeuerte; allein man konnte sich nicht zu durchgreifenden Maßregeln entschließen, sondern sandte nur einzelne Hülfscorps, deren letztes das Ziel gar nicht mehr erreichte, da unterdeß Philipp mit Hülfe zweier Verräther, des Lasthenes und Euthykrates, O. eingenommen und zerstört hatte (348 v. Chr.). Seitdem ist die Stadt nicht wiederhergestellt worden.

Omajjaden, richtiger Omejjaden, eine arab. Khalifen-Dynastie, welche ihren Namen von ihrem Ahn Omejja Ibn-Abd-Schems führt, von dessen Großvater auch Mohammed, der Stifter des Islams, abstammt. Der erste Fürst aus diesem Geschlechte war Muawia I., der Sohn Abu-Sofjan's, zur Zeit Mohammed's das Oberhaupt der heidnischen Mekkaner. Muawia machte, nach der Ermordung des Khalifen Osman 656, Ansprüche auf das Khalifat, führte mehrere Jahre Krieg gegen seinen Mitbewerber Ali und ward bald nach dessen Tod (661) Alleinherrscher. Sein Geschlecht, das, wie er selbst, in Damask residirte, blieb im Besitze des Khalifats bis zum J. 750. Merwan II., der letzte desselben, wurde in Aegypten getödtet, und der östl. Theil des Reichs fiel in die Gewalt der von einem Oheim Mohammed's abstammenden Abbasiden (s. Abbas), welche, in Verbindung mit den Nachkommen Ali's, fortwährend bemüht gewesen waren, das Volk gegen die Herrschaft der O. aufzureizen. Während aber im Orient ihr Reich in andere Hände kam, gründeten sie in Spanien, das bisher mit dem östl. Khalifat verbunden gewesen, eine neue Dynastie. Abd-Errahman I., ein Enkel des Omajjaden-Khalifen Hischam, flüchtete sich nach Westafrika, setzte, von den Gegnern der damals in Spanien herrschenden Partei unterstützt, über die Meerenge von Gibraltar und bemächtigte sich nach mehrern siegreichen Gefechten der Hauptstadt Cordova (756). Trotz mannichfaltiger Empörungen und einer furchtbaren Coalition, an deren Spitze der Kaiser Karl d. Gr. stand, behauptete er sich doch und ward so der Gründer des vom Osten unabhängigen Khalifats von Cordova, das, fast ganz Spanien umfassend, im Norden bis über den Ebro hinaus und bis zu den Gebirgen Altcastiliens, Asturiens, Leons und Galiciens sich erstreckte. Die Regierung seiner Nachfolger, Hischam I. (778—96) und Hakam I. (bis 822), war sehr unruhig. Das von Pelagius gegründete neue christl. Königreich in Spanien gewann unter Alfonso II. an Kraft und dehnte sich immer mehr nach Süden und Westen aus. Hakam hatte zwar in den letzten Jahren seiner Regierung die aufrührerischen Mohammedaner sowol als die Christen in Toledo gezüchtigt, doch brachen unter seinem Sohne und Nachfolger Abd-Errahman II. (bis 852) wieder ernste Unruhen aus, welche ihn nöthigten, gegen die Rebellen, namentlich gegen die fanatischen Christen, mit aller Strenge zu verfahren. Es widerstrebte dies seinem Charakter, denn er war ein friedliebender, milder und lebensfroher Fürst, der auch seinen Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens, ein frohes, unverkümmertes Dasein gönnte. Zwar begnügte er sich noch mit dem bescheidenen Titel eines Emir (Befehlshaber), wetteiferte aber mit dem Hofe von Bagdad an Glanz und Pracht und zog durch seine Freigebigkeit die ausgezeichnetsten Gelehrten, Dichter und Künstler an seinen Hof. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed (bis 886) hatte gegen die christl. Spanier, die unter Alfonso III. Asturien, Navarra, Galicien und Leon beherrschten, schwere und unglückliche Kriege zu führen, in welchen sich ein in Liedern gefeiertes ritterliches Heldenthum entwickelte. Selbst das Verhältniß der Frauen erhielt ein romantisches Gepräge, wie sonst nirgends in der mohammed. Welt. Zu diesen Kriegen kamen noch die Einfälle der Normannen und die Empörung des Omar Ibn-Hafßun, die auch noch unter Mohammed's Sohn und Nachfolger Mundsir fortdauerte. Mundsir wurde (888), während der Belagerung von Bubastro, der Festung, welche Ibn-Hafßun vertheidigte, auf Anstiften seines Bruders Abd-Allah getödtet, der ihm auch auf dem Throne folgte. Abd-Allah setzte den Krieg gegen Ibn-Hafßun, dem noch andere Rebellen sich anschlossen, mit wechselndem

Glück fort, und erst unter seinem Enkel und Nachfolger Abd-Errahman III. (von 912—961) wurde dieser gefährlichste aller Aufstände vollkommen unterdrückt. Unter diesem Fürsten, der zuerst, wie die Khalifen im Osten, den Titel Emir Almuminin (Befehlshaber über die Gläubigen) führte, gelangte das Omajjaden-Khalifat in Spanien auf den höchsten Punkt der Blüte und Macht. Abd-Errahman erlitt zwar schwere Verluste in seinem Kriege gegen Ordoña II., Ramiro II. und Ordaña III., doch blieb er zuletzt Sieger und wurde von den unter sich selbst streitenden Christen als Helfer und Vermittler angerufen. Auch er war ein Beschützer der Kunst und Wissenschaft und ein Förderer des Handels, der Industrie und des Ackerbaues. Seinem Beispiele folgte sein Sohn und Nachfolger Hakam II. (bis 976), selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er gründete eine Anzahl Armenschulen und sorgte derart für den höhern Unterricht, daß die Universität von Cordova eine der berühmtesten des Mittelalters wurde. Auch er erfocht glänzende Siege über die Christen sowol als gegen die Idrisiden und Fatimiden in Afrika, denen er einen Theil von Mauritanien entriß. Mit seinem Tode beginnt der Verfall des Omajjadenreichs. Unter seinem Sohne Hischam II., der erst 11 J. alt war, als er die Regierung antrat, stritten herrschsüchtige und ehrgeizige Männer um das Vezirat, bis endlich Ibn-Abi-Amir seine Rivalen beseitigte und unter dem Beinamen Almanßur (der Siegreiche) die Zügel der Regierung allein führte. Das Reich erhielt sich zwar unter seiner trefflichen Leitung auf der Höhe, aber der Khalif selbst war nur noch ein Schatten, dem nichts als der Name eines Emir gelassen wurde. So blieb es auch nach dem Tode Manßur's (1002) unter dessen Sohne Abd-Almelik (bis 1008). Als aber des letztern Bruder, Abd-Errahman, auch nach dem Titel eines Emirs gelüstete, wurde derselbe gestürzt, der schwache Hischam zur Abdankung genöthigt und Mohammed, ein Urenkel Abd-Errahman's III., zum Fürsten der Gläubigen erhoben. Die Legitimität der Khalifen hatte hiermit ihr Ende erreicht, und es folgten fortwährend innere Unruhen und Thronstreitigkeiten, welche durch die gemischte Bevölkerung und Heeresmacht (Berber, Slawen und Araber) genährt wurden und das Entstehen kleiner selbständiger Reiche in den Provinzen möglich machten. Auf Mohammed, der durch Irreligiosität und Grausamkeit seinen Sturz beschleunigte, folgte Suleiman (1009), den die Berber unterstützten. Er wurde von Hischam II. verdrängt, um den die Slawen sich scharten. Dieser wurde (1013) abermals von Suleiman besiegt. 1016 bemächtigte sich Ali Ibn-Hammud, der Statthalter von Ceuta, der Regierung, dem bald Abd-Errahman IV. entgegentrat. So dauerten, mit geringen Unterbrechungen, die Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege fort, bis endlich Hischam III., der letzte Omajjaden-Khalif, genöthigt wurde abzudanken, und das arab. Spanien, das infolge fortgesetzter Aufstände an Macht und Wohlstand viel eingebüßt, sich in eine Reihe kleiner unabhängiger Königreiche und Republiken auflöste. Diese führten häufig gegeneinander Krieg und riefen mitunter die Christen zu Hülfe, wodurch letztere, unter Ferdinand I. und Alfons VI., immer mächtiger wurden, sodaß die von gänzlicher Unterjochung bedrohten Araber kein anderes Rettungsmittel mehr sahen, als die Morabiten oder Almoraviden (s. d.) aus Afrika herbeizurufen (1086), welche bald die Herren des Landes wurden. Vgl. Aschbach, «Geschichte der O. in Spanien» (2 Bde., Frankf. 1829—30), der jedoch, da er dem unzuverlässigen Conde in Bezug auf arab. Quellen folgte, mit Vorsicht zu gebrauchen; Makkari, «History of the Mohammedan dynasties in Spain» (aus dem Arabischen von Gayangos, Bd. 1—2, Lond. 1840—43); Dozy, «Histoire des Musulmanes en Espagne» (Bd. 1—4, Leyd. 1861); Weil, «Geschichte der islamitischen Völker» (Stuttg. 1866).

Omar, der zweite der Khalifen, s. Khalif.

O'Meara (Barry Edward), der Arzt Napoleon's auf St.-Helena, ward 1770 in Irland geboren, trat als Schiffswundarzt in die brit. Marine und diente als solcher am Bord des Bellerophon, auf welchem Napoleon 7. Aug. 1815 Zuflucht suchte. Weil er während der Ueberfahrt von Rochefort nach Plymouth mehrern franz. Offizieren zuvorkommend Hülfe geleistet, forderte ihn der Kaiser bei der Versetzung auf den Northumberland auf, als Leibarzt mit nach St.-Helena zu gehen. O. wirkte sich die Erlaubniß bei seinen Vorgesetzten aus und widmete seine Kunst dem Gefangenen drei Jahre hindurch mit allem möglichen Eifer. Der Gouverneur Hudson Lowe wollte ihn beim Kaiser als Spion benutzen; allein er widerstand diesem Ansinnen mit ehrenhafter Festigkeit und mußte deshalb 25. Juli 1818 St.-Helena verlassen. Er hatte die täglichen Gespräche mit Napoleon gewissenhaft in ein Tagebuch eingetragen, dessen einzelne Blätter durch einen auf der Schiffsstation befindlichen Freund nach London an einen Agenten des Kaisers gelangten. Nachdem Napoleon gestorben, ließ O. mit Bewilligung der Testamentsexecutoren das Tagebuch unter dem Titel «Napoleon in exile, or a voice from

St. Helena» (2 Bde., Lond. 1822; deutsch, Stuttg. und Tüb. 1822; franz., 5 Bde., Par. 1831—32) erscheinen. Wiewol sich Napoleon gewiß nicht absichtslos mittheilte, sein Arzt auch sicherlich nicht unbefangen genug war, um die Rolle eines wirklichen Beobachters durchzuführen, so bleibt doch diese Schrift immer ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des Kaisers. O. verlor nach Veröffentlichung des Buchs seine Anstellung als brit. Marinearzt, wurde aber von der liberalen Partei unterstützt und starb zu London 3. Juni 1836.

Omen oder **Prodigium** nannten die Römer bedeutsame Zeichen, die sich zufällig und ungesucht darboten, und aus denen man Glück oder Unglück verkündete. Genauer unterschied man beide so, daß man unter ersterm jedes hörbare Zeichen, besonders das gesprochene Wort, unter letzterm Erscheinungen in der Menschen- und Thierwelt, wie Misgeburten, Schlangen, Heuschrecken, ferner das Anstoßen des Fußes, Reißen des Schuhriemens, selbst das Niesen u. s. w., verstand. Sollte die Verheißung eines solchen Zeichens in Erfüllung gehen, so mußte es von dem, welchem es begegnete, aufgenommen werden; doch fand, wie auf seiten der Götter im Geben der Zeichen Freiheit herrschte, so auf seiten der Menschen in Hinsicht der Annahme derselben Willkür statt. Man konnte bei einem ungünstigen Zeichen das drohende Unglück durch Opfer und Sühnungen, sogar durch gewisse Zauberformeln oder auch dadurch abzuwenden suchen, daß man ihm sogleich eine passende glückliche Deutung unterschob, wie z. B. Cäsar, als er bei der Landung an der Küste Afrikas zu Boden stürzte, durch die Worte: «Ich fasse dich, Afrika!» das widrige Zeichen in ein günstiges umwandelte. Bisweilen achtete man auch absichtlich nicht auf solche Zeichen oder verhöhnte sie, wie P. Claudius im ersten Punischen Kriege die heiligen Hühner, als sie nicht aus dem Käfig herausgehen wollten, mit den Worten: «Nun, wenn sie nicht fressen wollen, so sollen sie saufen!» ins Meer werfen ließ. Doch erkannte der allgemeine Glaube die Unterwürfigkeit unter solche Zeichen an, und die Alten gebrauchten daher bei ihren gottesdienstlichen Handlungen die größte Vorsicht, um alles Widerwärtige in dieser Beziehung abzuhalten. In späterer Zeit gebrauchte man O. für jede Vorbedeutung und sagte z. B. von einer Person, deren Name zugleich mit der Beschäftigung übereinstimmte, wie Fleischer, Müller u. s. w.: nomen et omen habet, d. h. er hat den Namen mit der That. Vgl. Fallati, «Ueber Begriff und Wesen des röm. Omen» (Tüb. 1836).

Omer-Pascha, türk. General, ein Renegat, stammt aus der kroat. Familie Lattas, die in der österr. Militärgrenze angesessen, und wurde Anfang 1806 zu Plaski im Oguliner Grenzbezirke geboren. Er trat, nachdem er Schulunterricht genossen, bei dem oguliner Grenzregiment als Cadet ein und wurde dann Schreiber beim Straßenbaudirector Major Kneezig, dessen Nachsicht er jedoch gemisbraucht haben soll. Die Geschäfte in Unordnung zurücklassend, entwich er 1833 nach Zara und ging von da nach Bosnien. Hier trat er in die Dienste eines türk. Kaufmanns, der ihn später, als er zum Islam übergetreten, zum Lehrer seiner Söhne machte und mit diesen nach Konstantinopel schickte. Wegen seiner ausgezeichneten Handschrift wurde Omer-Efendi, wie er jetzt hieß, als Schreiblehrer in einer Militäranstalt und dann als solcher beim Prinzen und spätern Sultan Abd-ul-Medschid angestellt, zugleich auch mit dem Range eines Jüz-Baschi (Kapitän) in die türk. Armee aufgenommen. Als sein Zögling zur Regierung kam, erhielt er den Rang eines Obersten und wohnte, unter dem Befehle des türk. Divisionsgenerals und spätern deutschen Reichsministers Jochmus, dem Feldzuge von 1840 in Syrien bei, wo er zum Brigadegeneral aufstieg. 1842 erhielt O. das Militärgouvernement im Libanon, wurde aber alsbald davon entbunden, weil die dortigen Christen sich über Härte und Verfolgungssucht des Renegaten beklagten. In den folgenden Jahren half er an mehrern Orten im Reiche Aufstände unterdrücken, 1848 in Verbindung mit den Russen den in den Donaufürstenthümern, wo er Militärgouverneur wurde und sich mit der Schwester des bekannten Simunie aus Siebenbürgen vermählte. Im Sommer 1850 besiegte O. den Aufstand, welchen der bosnische Adel gegen die Conscription und den Tansimat erhob, und im Herbst wandte er sich gegen die Herzegowina, um die Bewegungen dieser Provinz niederzuhalten. Unterdessen brachen aber die Unruhen in Bosnien, namentlich in der Kraina, aufs neue aus, die O. erst im Mai 1851 mit Erstürmung der Veste Bihac völlig niederschlagen konnte. Er ordnete hierauf die Entwaffnung des Landes an, begann aber dieselbe mit Entwaffnung der gänzlich unbetheiligten Christen, die er überhaupt mit rücksichtsloser Strenge behandelte. Nachdem er im Sommer 1852 nach Konstantinopel berufen worden, erhielt er im Dec. den Oberbefehl über die Armee gegen Montenegro (s. d.). Diese von O. selbst in Verbindung mit der alttürk. Partei betriebene Expedition hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte endlich im Jan. 1853 auf Einschreiten Oesterreichs aufgegeben werden, ohne daß O. auch nur entfernt sein Ziel erreichen konnte. Er erhielt

nun den Oberbefehl über das Heer, welches während der Entwickelung des russ.-türk. Streits am rechten Donauufer aufgestellt ward, und eröffnete im Oct. 1853 den Orientkrieg (s. d.), indem er mit der bulgarischen Armee die Donau überschritt, um die Russen aus den Fürstenthümern, die sie besetzt hatten, zu vertreiben. Doch unternahm er nichts Ernstliches und zog sich schon im Nov. wieder über den Strom zurück. Im Jan. 1854 bestand zwar eine türk. Abtheilung ein günstiges Gefecht bei Tschetate, und die Russen mußten im Juni die Belagerung von Silistria aufheben. O. hatte jedoch mit seiner Armee von Varna aus keinen Entsatzversuch gemacht, und die Räumung der Donaufürstenthümer wurde nur durch das Auftreten Oesterreichs veranlaßt. Nach der Ankunft der westmächtlichen Hülfsarmee trat O. unter Saint-Arnaud's Befehl. Er folgte jedoch den Verbündeten erst 1855 mit einem türk. Corps in die Krim, wurde aber bald für seine Person wieder abberufen, um Streitkräfte nach Asien zu führen. Anfang Oct. begann er hier seine Operationen, ohne zum Entsatz von Kars etwas zu thun. Der Fall dieser Festung veranlaßte ihn, nachdem er langsam in das Innere von Mingrelien vorgedrungen war, zum Rückzuge nach der Küste, womit sein erfolgloser Feldzug schloß. Nach dem Frieden lebte O. einige Zeit in Ungnade und sah sich sogar in Ruhestand versetzt. Im Nov. 1857 erfolgte indeß seine Ernennung zum Generalgouverneur in Irak-Arabi, in welcher Eigenschaft er zu Bagdad seinen Sitz nahm. Sein ebenso energisches als willkürliches Verfahren in dieser allerdings schwierigen Stellung brachte ihn abermals in Ungunst und hatte 1859 seine Absetzung und Verbannung nach Kutahia zur Folge. 1861 ward er wieder nach Konstantinopel berufen und ihm das Generalgouvernement von Rumelien übertragen. In demselben Jahre übernahm er den Befehl über die Truppen, die zur Unterdrückung der Unruhen in der Herzegowina bestimmt waren. Sodann eröffnete er 1862 den Krieg gegen Montenegro (s. d.), und zwar zum ersten mal mit solchem Erfolge, daß sich Fürst Nikolaus zu einem für die Pforte sehr günstigen Friedensschluß gezwungen sah. O. führte hierauf einige Zeit den Titel eines Oberbefehlshabers sämmtlicher türk. Armeen. Seit 1864 stand er als Feldmarschall (Muschir) an der Spitze des 3. Armeecorps, welche Stellung er noch 1867 bekleidete.

Omnibus (lat., d. i. für alle), nennt man gegenwärtig in allen civilisirten Ländern geräumige, gewöhnlich auch mit unbedeckten Obersitzen versehene Fuhrwerke (Stellwagen, Gesellschaftswagen), welche zu bestimmter Zeit und auf bestimmten Routen für ein verhältnißmäßig sehr niedriggestelltes Fahrgeld in den größern Städten neben den Fiakern (s. d.) den Personenverkehr theils zwischen den verschiedenen Stadttheilen, theils zwischen den Bahnhöfen und gewissen Verkehrsmittelpunkten, theils auch mit den Ortschaften der nächsten Umgebung vermitteln und gewöhnlich auch unterwegs Passagiere nach deren Belieben ein- und aussteigen lassen. In den O. laufen die Sitzbänke in der Regel der Länge nach. Die Thür sowie die Stiege zu den Obersitzen befindet sich hinten bei dem Sitze des Conducteurs, der die Einkassirung des Fahrgeldes und die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Passagieren zu besorgen sowie dem Kutscher das Zeichen zum Anhalten oder Weiterfahren zu geben hat. Gewöhnlich nehmen die O. 14—18 Personen auf, wozu noch 8—10 auf dem Oberdeck kommen. Die Idee dieser Art von regelmäßiger Personenbeförderung ist nicht neu und angeblich schon von Pascal aufgestellt worden. Infolge eines Edicts Ludwig's XIV. trat 18. März 1662 in Paris das Institut der sog. Carosses à cinq sous ins Leben (ein jeder Wagen zu acht Personen), welche zu bestimmten Zeiten bestimmte Linien befuhren, mochten die Wagen besetzt sein oder nicht. Dies Unternehmen wurde anfänglich sehr beifällig aufgenommen, konnte sich jedoch nur kurze Zeit aufrecht erhalten. Die Anfänge des modernen Omnibuswesens wurden 1823—27 abermals zu Paris gemacht, von wo aus sich die Einrichtung mit ihrem damals aufgekommenen Namen allmählich überallhin verbreitete. In London errichtete ein gewisser Shillibeer (nach welchem die O. auch eine Zeit lang benannt wurden) 4. Juli 1829 die ersten Omnibuslinien. 1830 erfolgte dasselbe in Neuyork, 1839 in Amsterdam. Gegenwärtig sind die O. in allen volkreichen und belebten Städten bereits ein unentbehrliches Mittel für den Personenverkehr geworden. Der Betrieb befindet sich, unter Aufsicht der Sicherheitsbehörden, meist in den Händen von Gesellschaften, weniger in denen einzelner Unternehmer. In Paris vereinigten sich 1. Juni 1854 sämmtliche Omnibusgesellschaften zu einer einzigen Compagnie mit centralisirter Verwaltung. In Neuyork und einzelnen andern größern Städten Amerikas und Europas (z. B. Berlin, Genf, Wien) fahren O. von größerm Umfange auch auf Schienenbahnen.

Omphăle, die Tochter des lydischen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolos, nach dessen Tode sie selbst regierte, kaufte von Hermes den Herakles (s. Hercules) und gebar diesem

einen Sohn. Spätern und zwar asiat. Ursprungs ist die Sage, daß Herakles in ihrem Dienste weibisch geworden, Wolle gesponnen u. s. w., sie dagegen Keule und Löwenhaut geführt habe.

Onanie (von Onan, 1 Mos. 38, 9, so benannt) oder Selbstbefleckung. Wie der übermäßige, mit der Ernährung des Körpers nicht Schritt haltende natürliche Geschlechtsgenuß den Körper (auch die Nervenapparate und somit die geistigen Fähigkeiten) wesentlich schwächt, übt auch die Selbstbefleckung unter denselben Bedingungen einen verderblichen Einfluß auf den Körper aus, sodaß die bedenklichsten Störungen der Gesundheit herbeigeführt werden können, indeß nicht nothwendig müssen. Denn die vielverbreitete Ansicht, daß die sog. Rückenmarkslähmung jedesmal Folge (vorzugsweise unnatürlicher) geschlechtlicher Ausschweifungen sei und Selbstbefleckung immer Rückenmarkslähmung herbeiführe, ist erwiesenermaßen unrichtig und verdankt ihren Ursprung theils gutgemeinten Uebertreibungen, theils gewinnsüchtigen Absichten von Charlatanen. Dennoch dürfen die übeln, Geist und Körper zerrüttenden Folgen der Selbstbefleckung auch nicht zu leicht angeschlagen werden, indem dieselbe den Keim zu einer großen Abschwächung des Körpers und Geistes und selbst zu jener schrecklichen Krankheit legen kann. Außerdem aber schädigt die Selbstbefleckung im hohen Grade den sittlichen Charakter des Menschen und ist nach dieser Seite hin ein abscheuliches Laster. Um namentlich Kinder vor diesen Ausschweifungen zu behüten, ist deren Umgang mit andern nicht ohne Auswahl zuzulassen, die Art ihrer Beschäftigung und Spiele zu überwachen, das Verweilen an versteckt gelegenen Orten zu verhindern, aufregende Lektüre zu entziehen. Man halte die Kinder zu einer gesunden, geistigen und körperlichen Thätigkeit an, versorge sie mit genügender, kräftiger, aber nicht übermäßiger Nahrung, steuere der Trägheit. Man lasse sie auch nicht länger im Bett liegen als nöthig. Hat man Verdacht, daß Kinder von der unheilsvollen Gewohnheit angesteckt sind, so muß die Ueberwachung doppelt sorgfältig ausgeführt werden. Auch ist es wol eher förderlich als nachtheilig, den Kindern in angemessener Weise die Folgen des Lasters vorzustellen, da schließlich nichts besser dem Uebel Einhalt thut als die eigene Energie.

Oenänthe, Rebendolde, ist der Name einer zur 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linnéschen Systems und zur Familie der Doldengewächse gehörenden Pflanzengattung, deren großentheils in Europa vorkommende Arten kahle Sumpfkräuter mit büschelförmig gruppirten, knolligen Wurzeln, ästigem Stengel, feinzertheilten Blättern und vielblütigen, nach der Blütezeit meist stark zusammengezogenen Dolden sind und giftige Eigenschaften besitzen. Die Blumenblätter sind weiß, die Frucht ist walzig, kreiselförmig oder länglich, mit zwei langen, aufrechten Griffeln gekrönt. Für die giftigste Art gilt die gemeine Rebendolde (O. fistulosa L.), welche in ganz Deutschland, doch nur hier und da auf Sumpfwiesen, in Wassergruben und stehenden Gewässern sich findet und sich durch einen hohlen, röhrigen Stengel vor den meisten andern Arten auszeichnet. Die Döldchen der endständigen Dolden, welche allein Zwitterblüten enthalten, sind zur Fruchtzeit kugelig zusammengezogen, diejenigen der seitenständigen (männlichen) flach. Zu dieser Gattung gehört auch der Wasserfenchel (O. Phellandrium Lam., Phellandrium aquaticum L.), dessen Früchte als Semina Phellandrii s. Foeniculi aquatici officinell sind und ehedem als ein Mittel gegen Lungenschwindsucht galten, übrigens auch für giftig gehalten werden. Diese Pflanze wächst häufig in Sümpfen, Teichen, Gräben, an Flußufern und unterscheidet sich von den übrigen Arten durch einfache, spindelförmige Wurzel, viel größere Statur und lauter fruchtbare Dolden.

Onegasee, nach dem Ladogasee (s. d.) der größte europ. See, in Rußland im Gouvernement Olonez gelegen, ist 33 M. lang, in der Mitte 14 M. breit, bis 554 F. tief, hat eine Wasserfläche von 228,35 Q.-M. (nach Abrechnung der 2,09 Q.-M. großen Insel Klimezkoje) und ergießt sich mittels des Swirflusses in den Ladogasee, während er durch die Wodla die Wasser des Wodlasees aufnimmt, durch unzählige andere kleinere und größere Flüsse gespeist wird und durch das System des Marienkanals, der von der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Paul's I., seinen Namen hat, sowol mit der Wolga und dem Kaspischen See, als auch mit der Dwina und dem Weißen Meere in Verbindung steht. Durch den Onegakanal, der von Wytegra am gleichnamigen Flusse nach Woßnessenskoë am Swirflusse führt, wird die Schiffahrt auf dem gefährlichen O. umgangen. Am westl. Ufer des O. liegt die Hauptstadt von Olonez, Petrosawodsk, zwischen malerischen Felsengruppen. Der O. ist sehr fischreich, hat klares, helles Wasser und umschließt mehrere Inseln. — Es gibt auch einen Fluß Onega, der aber mit dem O. nicht in Verbindung steht, sondern der Abfluß des Latschasees ist und im archangelschen Gouvernement nach einem Laufe von etwa 96 M. bei der 1821 E. zählenden Hafenstadt Onega in den Onegagolf des Weißen Meeres mündet. Die Schiffbarkeit dieses Flusses ist durch vier Gruppen von Stromschnellen gehindert.

Oeneus war der Sohn des Portheus, Gemahl der Althäa, Vater des Tydeus und Meleager (s. d.) und König von Pleuron und Kalydon (s. d.) in Aetolien. Nach der spätern Sage der Tragiker war er der Sohn des Porthaon und der Eurytę, der Enkelin des Flußgottes Acheloos, und zeugte mit der Althäa den Toxeus, Thyreus, Klymenos, Periphas, Agelaos, Meleagros, die Gorge, Eurymede, Melanippe, Mothone und Dekaneira. Hierauf vermählte er sich mit Peridöa, des Hipponoos Tochter, die ihm den Tydeus gebar, des Diomedes (s. d.) Vater. Zur Zeit des Trojanischen Kriegs war sein Stamm untergegangen, und ein Fürst aus anderm Geschlecht, Namens Thoas, führte die Aetoler gegen Troja. Nach noch späterer Sage raubten ihm die Söhne seines Bruders Agrios in seinem Alter die Herrschaft, gaben diese ihrem Vater und mishandelten ihn sogar; sein Enkel Diomedes aber erschlug dafür den Agrios und dessen Söhne bis auf zwei. Diomedes nahm den Greis mit sich in den Peloponnes, wo er von jenen beiden Söhnen des Agrios bei dem Altare des Telephos in Arkadien erschlagen wurde. Diomedes bestattete den Leichnam in Argos und benannte nach ihm die Stadt Oenoë. Nach andern starb er in hohem Alter bei Diomedes in Argos.

Ongaro (Francesco Dall'), ital. Schriftsteller, geb. 1808 im Bezirke Oderzo im Venetianischen, war zuerst Zögling des Seminars della Salute in Venedig und studirte dann auf der Universität Padua Theologie und orient. Sprachen. Hierauf erhielt er die Priesterweihe, zog sich aber alsbald durch seine Predigten das Misfallen seiner Obern zu, sodaß er dem geistlichen Berufe entsagte und sich dem Lehramt und der Schriftstellerei widmete. Seinen Aufenthalt nahm er in Triest, wo er Vorlesungen über Literatur und Philosophie hielt und mit mehrern gleichgesinnten Freunden ein Blatt, «La Favilla», von national-ital. Tendenz gründete. 1847 wegen eines Toastes, den er bei dem zu Ehren Richard Cobden's von der Stadt Triest veranstalteten Bankett sprach, aus Triest gewiesen, wandte er sich nach Toscana und dann nach Rom, fortwährend an den Bestrebungen der nationalen Partei theilnehmend. Auf die Nachricht vom Ausbruch der franz. Februarrevolution von 1848 eilte er nach Mailand und betheiligte sich am Krieg im Venetianischen. Nachdem Treviso gefallen, ging er nach Venedig, wo er das Blatt «Fatti e parole» herausgab. Doch wurde er als Gegner der Union mit Piemont von Manin aufgefordert, Venedig zu verlassen. Er ging nun nach Ravenna und traf hier mit Garibaldi zusammen, der ihn nach Rom schickte, um dort die Bildung des ersten ital. Freiwilligencorps einzuleiten. In Rom wurde er auch als Volksrepräsentant in die Constituirende Versammlung gewählt. Nach dem Falle der Stadt flüchtete er in die Schweiz, in den Canton Tessin, wo er sich aber 1852 auf Betrieb der österr. Regierung ausgewiesen sah. O. ging zuerst nach Brüssel, wo er vielbesuchte Vorlesungen über Dante's «Göttliche Komödie» hielt, 1855 aber nach Paris, wo er mehreres in franz. Sprache veröffentlichte. 1859 kehrte er als Correspondent eines franz. Blattes nach Florenz zurück und wurde daselbst von der Provisorischen Regierung zum Professor der Literatur an dem neugegründeten wissenschaftlichen Institute ernannt. In dieser Stellung hält er seitdem Vorlesungen über das antike und moderne Drama. O. hat sehr verschiedenartige Werke in Prosa und Versen verfaßt, welche alle Bezug auf die nationale Sache Italiens haben und, weniger in die Tiefe als in die Breite gehend, öfters glücklich den Volkston treffen. Namentlich verschafften ihm mehrere seiner Balladen und Stornelli eine weite und dauernde Popularität. Aus der großen Zahl seiner Schriften sind hervorzuheben zwei Bände Poesien, die er in Triest herausgab, eine Reihe von Dramen («Il Fornaretto», «Bianca Cappello», «L'ultimo barone» u. s. w.), Novellen, polit. Gedichte in der populären Form der Stornelli, «Fasma», ein Lustspiel, das gewissermaßen eine verloren gegangene altgriech. Komödie Menander's herstellen will. Außerdem veröffentlichte er «Fantasie drammatiche e liriche», Dantestudien, polit. Aufsätze u. s. w.

Oenologie (griech., d. i. Weinbaulehre) ist ein erst in neuerer Zeit gründlich und wissenschaftlich ausgebildeter Zweig der Bodencultur. Die O. begreift in sich die Lehre von der Anpflanzung der Reben in dazu günstigem Boden und in geeigneter Lage, ihrer naturgemäßen Cultur, ihrer Pflege nach wissenschaftlichen Grundsätzen und der zweckmäßigen Behandlung ihrer Früchte, der Trauben, um aus deren Saft das geistige Getränk, Wein, darzustellen. Eine naturwissenschaftliche Ausbildung muß auch für den Oenologen die erste Basis des rationellen Fortschritts in diesem Zweige der Landwirthschaft bilden. (S. Wein, Weinstock.)

Onomakritos, ein im griech. Alterthume berühmter Wahrsager und Dichter, im Zeitalter der Pisistratiden zu Athen lebend, ordnete und erklärte die Weissagungen oder sog. Orakel des Musäus und benutzte die Mythen des Orpheus zu polit. Zwecken, daher er von Hipparchus um 516 v. Chr. aus Athen verwiesen wurde, obgleich er seine dichterische Thätigkeit ganz dem Dienste

derselben gewidmet zu haben scheint. Von ihm stammt vielleicht das meiste, was zu Herodot's Zeiten unter dem Namen des Orpheus vorhanden war. So viel ist gewiß, daß er der Begründer einer Orphischen Mystik war, welche ein System von Büßungen schuf, um die gefallene Seele zu entführen, wozu auch die Zerstreuung des Pythagoräischen Bundes beitrug, dessen Lehrsätze von der Seelenwanderung und Heiligung damals unter den Griechen in Umlauf kamen und eine Läuterung der Dichtermythen und des dadurch bedingten Götterthums beförderten.

Onomastikon (griech.), eigentlich jedes Namen- oder Wortverzeichniß, nennt man vorzugsweise ein Real- oder Sachwörterbuch, wovon die einzelnen, in Eigennamen oder Sachen bestehenden Artikel nach einer gewissen systematischen Anordnung, ursprünglich aber ohne Berücksichtigung der alphabetischen Reihenfolge, aufgeführt und erklärt werden. Das älteste Wörterbuch unter diesem Namen stammt aus dem 2. Jahrh. v. Chr., ist von Pollux (s. d.) in griech. Sprache geschrieben und behandelt verschiedene Gegenstände des religiösen, bürgerlichen, häuslichen und künstlerischen Lebens. Unter den spätern Werken dieser Art sind zu nennen: Glandorp's «Onomasticon historiae Romanae» (Frankf. 1589), worin die berühmtesten Namen und Geschlechter der Römer geschichtlich erläutert werden; ferner Saxe's «Onomasticon literarium» (8 Bde., 1775—1803), noch immer ein Hauptschatz für die Literaturgeschichte; endlich aus der neuesten Zeit Orelli's und Baiter's «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38), welches außer dem Leben und der Literaturgeschichte des Cicero die geogr. und geschichtlichen Namen, ein Verzeichniß der Gesetze und der von Cicero gebrauchten griech. Ausdrücke u. s. w. umfaßt. In späterer Zeit bezeichnete man mit O. auch ein meist kürzeres Gedicht auf den Geburts- oder Namenstag einer Person.

Onomatopöie (griech.) nennt man in der Sprachlehre die Bildung von Wörtern nach dem Naturlaute oder nach dem Klange eines Gegenstandes, z. B. brüllen, blöken, rasseln, schmettern u. s. w. Die so gebildeten Wörter, die schon bei den Alten Onomatopoietika hießen, gehören zu den frühesten Erscheinungen in jeder Sprache, und viele derselben sind besonders von den Dichtern, wie unter den Griechen von Aristophanes, unter den Deutschen von Bürger in den Balladen, mit vielem Glücke geschaffen worden. Einige rechnen die O. sogar zu den sog. phonetischen Figuren in der Rhetorik und verstehen dann die Nachahmung eines Schalls in ganzen Wortsätzen darunter, wie in dem von Voß trefflich nachgebildeten Homerischen Verse, wodurch das Zurückstürzen des Steins des Sisyphus bezeichnet wird: «Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor», oder in einem Verse bei Ovid, worin das Geschrei der Frösche nachgeahmt wird: «Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.»

Onosander, einer der vorzüglichsten Kriegsschriftsteller der Alten, lebte in der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. unter der Regierung des Claudius und Nero zu Rom und verfaßte in griech. Sprache unter dem Titel «Strategetikos» ein auf die Erfahrungen der Römer gegründetes vortreffliches Werk über die Feldherrnkunst, welches am besten von Schwebel (Nürnb. 1762) und Korais (Par. 1822) bearbeitet und von Baumgärtner (Manh. 1779) nebst Planen und Zeichnungen ins Deutsche übersetzt worden ist.

Oenothēra nannte Linné eine zur 8. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Onagrarieen gehörende Pflanzengattung, deren der Mehrzahl nach außerhalb Europa, namentlich in Nordamerika und Asien vorkommende Arten bei uns Nachtkerzen genannt zu werden pflegen. Sie haben einfache, abwechselnde Blätter und meist große und schöngefärbte, in Aehren, Trauben, Sträuße gestellte Blumen, welche aus einem unterständigen Fruchtknoten, einem langröhrigen Kelch mit viertheiligem Saum, einer vierblätterigen Blumenkrone, acht Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel mit vier kreuzweise ausgebreiteten, doch bisweilen zu einer Keule verwachsenen Narben zusammengesetzt sind. Die Frucht ist eine vielsamige, vierklappige, der Länge nach aufspringende Kapsel mit schopflosen Samen. Außer mehrern schönen, meist aus Amerika und Asien stammenden Zierpflanzen unserer Gärten mit gelben, rosen- oder purpurrothen oder gescheckten Blumen, deren Mehrzahl im Freien aushält und durch Samen leicht vervielfältigt werden kann, gehört zu dieser Gattung die zweijährige oder gemeine Nachtkerze (O. biennis L.), welche bei uns als Salatpflanze angebaut wird, indem ihre durch die Cultur fleischig werdende rübenartige Wurzel, die in Sachsen Rapontika- oder Rapunzelwurzel genannt wird, gekocht und in Scheiben geschnitten, einen angenehmen Salat abgibt. Diese Pflanze stammt zwar aus Nordamerika, wächst aber seit langer Zeit in fast ganz Deutschland an sandigen Flußufern, in Sandgruben, Steinbrüchen und auf wüsten steinigen Plätzen wild. Ihre Stengel erreichen auf gutem Boden bis 5 F. Höhe und sind mit dichtstehenden, lanzettförmigen, gezähnelten Blättern besetzt. Die grundständigen Blätter dagegen, welche

eine ausgebreitete Rosette bilden, sind gestielt, verkehrt-eiförmig oder elliptisch und buchtig gezähnt. Die schön schwefelgelben, großen Blumen bilden eine lange Traube. Die wilde Pflanze hat eine schmächtige, oft mehrere Fuß lange Wurzel. Will man die Pflanze als Salatpflanze cultiviren, so muß man den Samen in verrottete Mistbeeterde säen und die jungen Pflanzen in einen schweren, nahrhaften Boden versetzen, der nicht frisch gedüngt sein darf, wo dann die Wurzel dick und fleischig wird.

Oenotrer nannten die Griechen die ältesten Bewohner der südwestl. Spitze Italiens, die sich im Norden ungefähr durch eine von Poseidonia (Pästum) nach Metapontum gezogene Linie begrenzen läßt. Sie gehörten wahrscheinlich dem pelasgischen Volksstamme an und zerfielen in zwei Theile, die Choner im Norden und die Italer im Süden; von den letztern breitete sich der Name Italia allmählich über die ganze Apenninische Halbinsel aus. Die O. wurden schon früh theils durch die Griechen, welche sich an den Küsten niederließen, theils durch die Lucaner, die zum sabellischen Stamme gehörten und von Norden her eindringend dem von ihnen eroberten Lande den Namen Lucanien (s. d.) gaben, unterworfen. In den Bergwäldern der südlichsten Spitze bildete sich aus entlaufenen önotrischen Leibeigenen der Griechen und Lucaner, denen sich oskische Flüchtlinge zugesellt hatten, das Volk der Bruttier, nach welchem dann diese Landschaft Bruttium genannt wurde.

Onslow (George), ausgezeichneter Instrumentalcomponist, geb. zu Clermont in Frankreich 27. Juli 1784, war der Sohn eines engl. Aristokraten, der sich in Frankreich niedergelassen und mit einer adelichen Dame vermählt hatte. Die Musik bildete nur einen zufälligen Theil seiner Erziehung, und obschon ihm bei einem ziemlich langen Aufenthalte in seiner Jugend in London Hüllmandel, Dussek und Cramer Klavierunterricht ertheilten, so erwachte doch in ihm der musikalische Trieb erst später und entwickelte sich langsam. Die Ouverture zu «Stratonice» von Méhul war es, die den in seinem Innern schlummernden Funken erweckte, während vordem Werke, wie «Don Juan» oder «Die Zauberflöte», spurlos an ihm vorübergegangen. Nachdem der musikalische Durchbruch in ihm erfolgt, lenkte seine Aufmerksamkeit sich vornehmlich auf die Kammermusik der großen deutschen Meister Haydn, Mozart und Beethoven, namentlich auf deren Streichquartette nnd Quintette, die er nach allen Seiten hin zu ergründen suchte. Diese Studien ersetzten ihm den theoretischen Unterricht, den er erst später (1808, nachdem schon mehrere seiner Compositionen erschienen waren) in Paris bei Reicha nahm. Das Bedürfniß, selbst in Tönen zu schaffen, stellte sich bei ihm ein, nachdem er schon sein 22. J. vollendet hatte. Nach mannichfachen vorgängigen Versuchen componirte er seine ersten Quintetten, die Ende 1807 zu Paris im Druck erschienen. Es folgten sodann eine Klaviersonate, einige Klaviertrios und die ersten Streichquartette. Die Anerkennung, welche diese Sachen fanden, ermunterte O. zu weiterm Schaffen, welches überdies durch unabhängige Lebensstellung sowie durch seinen Aufenthalt fern vom Gewirr der großen Welt begünstigt wurde. O. lebte fast immer in Clermont oder auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt und besuchte nur hier und da Paris. Auf Zureden seiner Freunde wandte er sich 1824 der Bühne zu, indem er auf dem Théâtre Feydeau in Paris die Oper «L'Alcalde de la Vega» aufführen ließ, die jedoch keinen nachhaltigen Erfolg hatte, ebenso wenig wie «Le Colporteur» (1827) und «Guise, ou les États de Blois» (1837). 1842 wurde O. zum Mitgliede der Französischen Akademie der Künste (an Cherubini's Stelle) ernannt. Er starb 5. Oct. 1853. Auf dem Gebiete der Kammermusik hat O. geliefert: 34 Streichquintetten und 36 Streichquartetten, Quintette für Klavier und Streichinstrumente, Klaviertrios, einige Sextetten für Klavier mit Streich- oder Blasinstrumenten, ein Septett und ein Nonett, Sonaten für Klavier allein und für Klavier mit Begleitung, Variationen, Toccaten u. s. w. für Klavier. Symphonien sind vier von ihm vorhanden. Unter diesen Werken befinden sich viele, die O. einen hervorragenden Platz unter den Tonsetzern der Neuzeit anweisen. Seine Erfindungen, wenn auch nicht immer das Gepräge der Eigenartigkeit und Gemüthstiefe tragend, sind doch meist von edel-anmuthigem Wesen, und in der Ausführung seiner Conceptionen zeigt er sich stets gediegen und correct, ohne dabei steif zu sein.

Ontariosee, der unterste der fünf großen Canadischen Seen, ist in seiner größten Ausdehnung von O. nach W. 43 M. lang, von N. nach S. bis 13 M. breit, hat einen Umfang von 116 M. und bedeckt ein Areal von 296 Q.-M. Ueber dem Meere liegt der See 217 F.; seine Tiefe erreicht in der Mitte 560 F. Die im allgemeinen niedrigen und dichtbewaldeten Ufer bieten verschiedene treffliche Häfen dar, besonders auf der nördl., canadischen Seite, wo Burlington-Bai und Kingston, auch Toronto nnd Coburg besonders hervorzuheben. Der beste Hafen der Südküste ist Sacket's Harbour im Staate Neuyork. Mit dem Eriesee (s. d.), welcher

310 F. höher liegt, steht der O. durch den Niagara (s. d.), mit dem Ocean durch den Lorenzstrom (s. d.), der bei Kingston unter dem Namen Cataraqui den See verläßt, in Verbindung. Durch die Insel Grand-Isle wird dieser Ausflußstrom in zwei Kanäle gespalten, von denen der nördliche der Kingston-, der südliche der Carlston-Islandkanal heißt. Die schwierige Schiffahrt auf diesem Flusse, dessen Mitte übrigens die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten bildet, hat beide Staaten veranlaßt, künstliche Wasserstraßen durch eigenes Gebiet aus dem O. nach ihren östl. Provinzen anzulegen. So die Amerikaner den Oswegokanal, der von Syracuse aus dem Eriekanal abgeht und bei Oswego den See erreicht; die Briten den großartigen Rideaukanal, der den O. mit dem Ottawa verbindet. Mit dem Eriesee ist der O. englischerseits durch den 6 M. langen, mit 37 Schleusen versehenen Wellandkanal verbunden. Der See friert nie zu, weshalb die Schiffahrt auf demselben vor der auf den übrigen Seen einen großen Vorzug hat; doch kommen auf ihm nicht selten heftige Stürme und starker Wellenschlag vor.

Ontologie (griech.) heißt die Lehre von dem Seienden. Der Name ist auf Plato und Aristoteles zurückzuführen, welche erkannt hatten, daß die Aufgabe der Metaphysik (s. d.) darin bestehe, zu den Erscheinungen das Seiende zu finden und in Begriffen zu bestimmen. Deshalb wurde das Wort später als Bezeichnung für die allgemeinen Untersuchungen der Metaphysik (philosophia prima) gebraucht, und die O. bildete in der Wolf'schen Schule den ersten Haupttheil der Metaphysik, dem die Kosmologie, die Psychologie und die natürliche Theologie sich anschlossen. In der Kant'schen Periode verschwand der Name der O., weil an die Stelle der auf die Erkenntniß des Seienden gerichteten Metaphysik die Untersuchung des Erkenntnißvermögens trat. Denn die Grundbestimmungen des Seienden (wie Substanz, Ursache u. s. w.) wurden von Kant nicht mehr für angeborene Begriffe genommen, sondern aus den Functionen der urtheilenden Thätigkeit entwickelt und damit die O. in ein Kapitel der Denklehre umgeschmolzen, welches Kant die transscendentale, Hegel die objective Logik nannte. Andere, wie z. B. Herbart, haben für diese Art der Untersuchungen wieder den Namen O. eintreten lassen. — Ontologischer Beweis heißt der aus dem Begriffe Gottes geführte Beweis für das Dasein Gottes.

Onyx nennt man diejenige Spielart des gestreiften Chalcedon (s. d.), bei welcher weiße und schwarze oder weiße und dunkelbraune, scharfbegrenzte, gerade oder concentrische Streifen miteinander abwechseln. Seltener findet sich über dem weißen noch ein dritter farbiger Streifen. Die Spielart des Chalcedon mit abwechselnden weißen und grauen Streifen bezeichnet man als Chalcedonyx. Von den verschiedenen Varietäten des Chalcedon ist der O. die geschätzteste. Bei den alten Griechen und Römern, welche den O. wahrscheinlich aus dem Orient erhielten, standen diese Steine bereits in hohem Werthe, und es wurden aus den geradstreifigen die bekannten Cameen geschnitten, wobei es der Künstler so einrichtete, daß die dunkeln Lagen des Steins den Grund abgaben und aus den weißen die halberhabenen Figuren geschnitten wurden. Bei solchen Steinen, welche über dem weißen noch einen dritten Streifen hatten, benutzte der Künstler diesen zuweilen, um einigen Theilen der halberhabenen Figuren, wie Haaren, Gewändern u. s. w., eine andere Farbe zu geben. Aus den größern concentrisch gestreiften O. verfertigte man in alten Zeiten verschiedene Gefäße mit halberhabener Arbeit, und eins der schönsten Stücke dieser Art ist das sog. Mantuanische Gefäß oder Vase, bis 1830 in Braunschweig. Die schöne, 3 Zoll breite und über 3 Zoll lange Onyxplatte im Grünen Gewölbe zu Dresden wird auf 44000 Thlr. geschätzt. (S. Sardonyx.)

Oort (Adam van), richtiger Noord, der Sohn eines Glasmalers zu Antwerpen, geb. gegen Ende des 16. Jahrh., gest. 1641, war einer der bessern Historienmaler der antwerpener Manieristenschule, welche Rubens voranging. Letzterer war sogar einige Zeit sein Schüler, verließ ihn aber, weil ihm die unbändige Roheit des Meisters nicht zusagte; Jordaens hielt länger aus, weil er van O.'s Tochter liebte. Seine Werke sind nicht häufig und finden sich meist in Belgien.

Oost (Jak. van), einer der besten niederländ. Maler, geb. zu Brügge 1600, bildete sich, nachdem er die Anfangsgründe der Kunst in seinem Vaterlande erlernt hatte, hauptsächlich unter Annibale Caracci in Rom aus. Er copirte in seiner Jugend mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und van Dyck, daß seine Gemälde noch jetzt die Kenner täuschen, und lernte auf diese Weise die Grundsätze einer schönen Färbung und zierlichen Führung des Pinsels. Später malte er nur große Geschichten. Seine Compositionen sind ungekünstelt und wohlüberlegt, ohne müßige Figuren; die Verzierungen sinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder schön. Seine Hintergründe schmückte er mit Architektur, die er, wie die Perspective, gut verstand; seine Zeichnung ist in gutem Geschmack, das Colorit seines Nackten frisch und natürlich. Er starb 1671. — Sein Sohn, Jakob van O., der Jüngere, geb. 1637, studirte zu Paris und Rom, lebte dann

über 40 J. zu Lille und starb in Brügge 1713. Große histor. Gemälde von ihm finden sich in den Kirchen und Palästen zu Lille. Zeichnung sawol als Calarit sind vortrefflich. Seine Manier ist markiger und sein Pinselstrich freier als bei seinem Vater. Er drapirte im größten Stil. Seine Compositionen waren nicht überreich, aber sehr verständig geordnet.

Opal, ein Mineral aus dem Kieselgeschlechte, findet sich fast immer nur derb oder eingesprengt, niemals krystallisirt, hat meist vollkommen muscheligen Bruch, einen ziemlich beträchtlichen Glanz, der aft bis ins Starkglänzende übergeht und nur selten in das Wenigglänzende sich verliert, zum Theil einen hahen Grad van Durchsichtigkeit, der fast nie unter das Durchscheinende herabsinkt, und zeigt häufig ein lebhaftes schillerndes Farbenspiel (Opalisiren). Er ist vor dem Löthrahre für sich unschmelzbar, erleidet aber einen bedeutenden Gewichtsverlust und zerspringt in Splitter. Seine Hauptbestandtheile sind Kieselerde und Wasser, wozu bei einigen Varietäten oft Eisenoxyd und Thauerde kommen. Es werden falgende Varietäten unterschieden: 1) Perlmutteropal oder Kascholang ist perlmutterglänzend, undurchsichtig bis durchscheinend, milchweiß ins Grauliche, Gelbliche und Röthliche, am Bruch flachmuschelig und der weiße oft mit Dendriten versehen. Er findet sich auf Island, den Faröer, in Kärnten, der buchaischen Kalmückei. Dieser Opal nimmt eine schöne Politur an und heißt bei den Juwelieren Kalmücken-Achat. 2) Der Feueropal ist hyacinthroth ins Gelbe, an lichten Stellen irisirend, auch karminrath und apfelgrün, stark glasglänzend und durchsichtig. Er findet sich in Mexico und auf den Faräer und ist als Schmuckstein geschätzt. 3) Der edle O. ist wasserhell, milchweiß ins Wein- und Schwefelgelbe, seltener ins Blaue, Rathe und Grüne, mit lebhaftem, wandelbarem Farbenspiel, starkglänzend, mit Glas- bis Wachsglanz, mehr oder minder halbdurchsichtig und findet sich hauptsächlich und am schönsten in Ungarn. Man trägt ihn als Ringstein, Kopf- und Halsschmuck und verwendet ihn auch zu Verzierungen; doch sind Steine von einiger Größe theuer, da er gewöhnlich viel Risse hat. Am gesuchtesten sind die rothspielenden Stücke. Als Schmuck muß er jedach behutsam getragen werden, da er seiner geringen Härte halber fich leicht bereibt. Deshalb schleift man ihn auch gewöhnlich linsenförmig, wadurch zugleich sein Farbenspiel erhäht wird. Bei den Alten stand er in noch weit höherm Werthe; so wurde der haselnußgroße O. des Nonius auf 800000 Thlr. geschätzt. 4) Der Glasapal oder Hyalith ist wasserhell, gelblich-, röthlich- und graulich-weiß, gelblich und aschgrau, glasglänzend, durchsichtig und halbdurchsichtig und auf der Oberfläche glatt. Er findet sich z. B. bei Frankfurt a. M., im Breisgau, in Ungarn u. s. w. 5) Der gemeine O. ist milchweiß ins Röthliche, Gelbliche und Grünliche, auch gelb und grün in verschiedenen Nuancen, zuweilen baumförmig gezeichnet (Moosopal), glas- bis wachsglänzend, halbdurchsichtig und durchscheinend. Die weißlichen Abänderungen spielen manchmal in Rath und Blau. Er findet sich auf Gängen und in Gebirgsmassen, und zwar an vielen Orten, in Sachsen, Schlesien, Ungarn u. s. w. Einige Abänderungen des gemeinen O., wie der apfelgrüne, schlesische u. a., werden geschliffen und zu Ringsteinen und Petschaften benutzt. Der gelbe gemeine O. war sonst unter den Namen Wachsapal und Pechopal bekannt. 6) Der Holzopal (in O. umgewandeltes fossiles Halz) hat Halzgefüge und Halzgestalt, ist durchscheinend, zuweilen nur an den Kanten, weiß ins Gelbe, Graue, Braune, seltener gelb und schwarz und zuweilen gestreift und geflammt. Er findet sich in vollkommener Halzgestalt, als Ast-, Stamm- und Wurzelstücke, und zwar von ziemlich bedeutender Größe in Siebenbürgen und in Ungarn. Man schneidet ihn in Platten und verarbeitet ihn zu Dasenstücken, besonders in Wien. 7) Das Weltauge oder Hydrophan ist ein edler oder gemeiner O. von eigenthümlicher Verwitterung, indem er an der feuchten Lippe anklebt, ins Wasser gelegt dasselbe unter Ausstoßen von Luftbläschen einsaugt und dadurch an Durchsichtigkeit, zuweilen auch ein buntes Farbenspiel gewinnt. Er kommt weiß, gelblich und röthlich vor. 8) Der Halbopal klebt nicht an der feuchten Lippe, ist durchscheinend, manchmal nur an den Kanten, weiß ins Gelbe, Grüne, Rathe, Braune und Graue, zuweilen auch gefleckt und gestreift oder mit baumförmigen Zeichnungen und von größerer Härte und Schwere. Er ist die gemeinste Abart und findet sich an vielen Orten, z. B. zu Steinheim bei Hanau, in Mähren, Schlesien, Würtemberg, Ungarn u. s. w. Man benutzt ihn ebenfalls zum Theil zu Ringsteinen u. dgl. 9) Der Jaspopal ader Eisenapal, welcher van manchen zum Jaspis gerechnet und daher auch Opaljaspis genannt wird, steht dem Halbapal sehr nahe, ist aber stark fettglänzend, undurchsichtig oder an den Kanten schwach durchscheinend, gelb, roth oder braun und findet sich, wie die übrigen O., in Porphyrgebirgen u. s. w., z. B. in Ungarn.

Oper, der Kern- und Mittelpunkt der Bühnen- ader Theatermusik. (S. Musik.) Der Name entstand in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in Italien (Opera), und belegte man diese

Stücke damit, weil keine der bisherigen poetischen und musikalischen Bezeichnungen auf sie anwendbar war. Später nannte man die O. Dramma per musica, Musikalisches Drama, welches auch bis auf den heutigen Tag die vornehmere Bezeichnung geblieben ist. Die Aufgabe der O. ist Dichtung, Gesang und Instrumentenspiel mit wirklicher Darstellung geschickt und wirkungsvoll zu verbinden, also innerhalb dieser Grenzen ein vollkommenes Drama herzustellen, und zwar so, daß jede der einzelnen Künste die Fülle ihrer Mittel darin glänzend entfalten kann. Von einer O. verlangt man vor allem einen reichentfalteten, blühenden Sologesang, ergreifende, mehrstimmig componirte Scenen (sog. Ensemblesätze) und wirkungsvolle, lebhafte, nicht zu künstliche Chöre, dazu ein farbenreiches, volles und möglichst individualisirtes Orchester, schöne Decorationen und Verwandlungen. Die zu Grunde liegende Arbeit des Dichters (das Textbuch, Libretto) hält sich bescheiden im Hintergrunde und erwartet Glanz und Licht von der Musik und von der Scene. Diejenigen Operntexte, welche dies in wohlberechneter Weise thun, haben sich noch immer als die besten erwiesen. Der Textdichter kann seine Meisterschaft aber in der Lösung dreier Aufgaben zeigen: in der Wahl des Gegenstandes, in der Entwickelung desselben zu einer psychologisch richtigen, in wirkungsvollen, contrastirenden Scenen sich fortbewegenden Handlung und in der Ausbildung einer musikalischen oder bequem componirbaren Sprache. Starke, allgemeine, sinnlich anschauliche Gegensätze der Motive und Charaktere werden vorzugsweise einer wirksamen musikalischen Behandlung fähig sein. Das musikalische Drama kann nicht, wie das rein poetische, Charaktere und Handlung dialektisch entwickeln und verstandesmäßig zurechtlegen, aber es kann dieselben mit einer weit unmittelbarern Naturkraft der Empfindung zur Anschauung bringen. Es werden darum in der O. die Charaktere und Situationen weit weniger allmählich und in stetiger logischer Vermittelung vor unserm Auge aufwachsen wie im Drama, sondern mehr als gegebene gegeneinandergestellt, dagegen um so breiter und tiefer in ihren Contrasten ausgemalt. Die O. gibt eine Reihe dramatischer Bilder, deren innerer Zusammenhang selbstverständlich sein muß, weil er musikalisch nicht im einzelnen entwickelt werden kann. Das schablonenhafte Ansehen, welches die äußere Anlage der O. dadurch erhält, wird noch erhöht durch die typische Gleichartigkeit der musikalischen Charaktere, die sich unabänderlich in höchstens sechs Stimmlagen (Sopran, Mezzosopran, Alt, Tenor, Bariton, Baß) bewegen müssen, und zwar so, daß durch den jeweiligen Charakter der Stimme im voraus der Charakter der Person beherrscht wird. Die handelnden Hauptpersonen der O. sind daher in ihren allgemeinen Zügen großentheils stereotyp geworden. Nimmt man hinzu, daß das Wort in der O. die Bestimmung hat, Musik zu werden, und daß die Musik, wenn sie einigermaßen sich entfalten soll, mit Nothwendigkeit zu breiten und symmetrisch angelegten Formen hindrängt, so wird durch dieses alles das Gebiet des Textdichters gar sehr eingeengt.

Die O. als ein Kunstwerk, an welchem mehrere Künste mitarbeiten müssen, wenn es zu Stande kommen soll, ist, wie alle componirte Werke, der Gefahr ausgesetzt, einzelne Theile auf Kosten der übrigen zu bevorzugen und dadurch das Ganze zu gefährden. Weil der Sologesang nirgends in solcher Unmittelbarkeit und Stärke wirkt als von der Bühne aus, liegt für die O. der Abweg nahe, in der Entfaltung virtuoser Gesangskünste ihre Hauptaufgabe zu suchen. Dies war der Mangel der italienischen O. des 18. Jahrh. (und eigentlich bis auf die neueste Zeit), die dadurch fast zu einem Concert in Costüm herabsank und zur Lösung höherer Aufgaben unfähig ward. Die deutschen O. unsers Jahrhunderts dagegen, ja fast sämmtliche O. der Jetztzeit, leiden an einer zu starken Instrumentation auf Kosten des Gesangs, eine Folge verkehrter Anwendung des Beethoven'schen Instrumental-Orchesters auf die Gesangscomposition. Eine Uebertreibung anderer Art, welche aber gern mit lärmenden Instrumenten Hand in Hand geht, liegt nahe bei der Verwendung von Decorationen, Maschinen und Verwandlungen. Schon gegen Ende des 17. Jahrh. war die O. auf diesem Abwege, den sie seit Meyerbeer abermals in deutlichstem Maße betreten hat. Eine vierte Verirrung entsteht, wenn die O. auf das Gebiet des recitirenden Dramas übergreift und sich nicht begnügt, ein musikalisches Drama zu sein, sondern die Stellung eines Centraldramas einzunehmen strebt. Diese Ausschreitung ist von all den genannten die berechtigtste, die legitimste, denn ein Bestreben dieser Art war es, dem die O. ihre Entstehung und später unter Gluck ihre Reform verdankte. Aber demungeachtet liegt eine Täuschung zu Grunde, und da die großen frühern Erfolge in dieser Richtung zu immer neuen Versuchen anspornen, so wäre es nicht zu verwundern, wenn gerade dieses an sich edle Streben, die O. zu einem vollkommenen Drama zu erheben, bestimmt sein sollte, die Periode des gänzlichen Verfalls der O. einzuleiten, und zwar dadurch, daß es in das tollkühne Beginnen umschlägt, das Musikdrama an die Stelle des Dramas überhaupt zu setzen. Alle genannten vier Seiten

oder Kunstzweige haben im Laufe der Geschichte der O. schon zu Ausschreitungen von histor. Bedeutung geführt, nach denen sich daher die Hauptperioden dieser Geschichte bestimmen lassen. Einseitige Pflege des Sologesangs nämlich, bei Vernachlässigung der Handlung oder des dramatischen Elements, bildet die Eigenthümlichkeit der O. Scarlatti's, Händel's, Hasse's und ihrer Zeitgenossen bis auf Gluck. Einseitige Betonung des Dramatisch-Recitativischen oder der Handlung in ihrem hohen und tragischen Zuge bildet dagegen das Kennzeichen der O. Gluck's, welche sich an die schon ähnlich gehaltenen, nur unentwickeltern altfranz. Musiktragödien von Lully und Rameau lehnte. Obwol über dem Streben nach dramatischer Wahrheit und einer durch energischen Ausdruck derselben zu erzielenden Wirkung hier die Fülle der Musik und der Reiz der Mannichfaltigkeit nicht genügend und weniger als bei den genannten Vorgängern zur Geltung gekommen ist, behaupten Gluck's O. doch ihren hohen classischen Werth. Alle vier vorhandenen Seiten in Harmonie unter besonderer Geltendmachung der wesentlichsten, im ersten Grade der musikalischen und sodann der dramatischen, bilden die O. Mozart's. Alle vier Seiten in gesteigerter, aber oft ans Geschmacklose streifende Uebertreibung bilden die O. Meyerbeer's. Die drei Seiten: Text oder dramatische Recitation, Instrumentation und decorative Künste, in zum Theil stärkster Uebertreibung unter Verkümmerung des vierten und hauptsächlichsten Elements, des musikalisch-gesanglichen, bilden die Signatur der O. der deutschen und wesentlich aller Componisten der Gegenwart, an deren Spitze Richard Wagner steht.

Das Erörterte bezieht sich auf die eigentliche oder große O. (Opera seria), d. h. auf ein ohne Ausnahme gesungenes Schauspiel von ernstem, nicht selten tragischem Gehalte. Die komische O. (Opera buffa) ist meistens geringern Umfangs und hat oft gesprochenen Dialog. In manchen der besten O., z. B. in denen Mozart's, wie früher in denen Scarlatti's und Keiser's, ist Ernst und Scherz verschmolzen, wie in Shakspeare's Tragödien. Um 1700 nannte man in Deutschland alle O. Singspiele. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde dieser Name aber gebräuchlich für Liederspiele, kleinere Werke mit gesprochenem Dialog, die sich nach der engl. Balladenoper (Ballad Opera) und der franz. Conversationsoper (Opéra comique) bildeten. Jetzt wird eine kleine, oft einactige O. mit gesprochenem Dialog und leichter Musik Operette genannt.

Die O. entstand um 1590 in Florenz im Kreise der dortigen platonischen Akademie aus dem Bestreben, die Weise der altgriech. Tragödie wieder aufzufinden und ihre Wirkung zu erneuern. Zu diesem Zwecke wählte man pathetische, ergreifende Gedichte und wandte einstimmigen, namentlich recitativischen Gesang an. Das erstere größere Werk war «Dafne», 1597 aufgeführt, von Ottavio Rinuccini gedichtet und von Jacopo Peri componirt. Das zweite und glänzendere Werk dieser Art war «Euridice», von denselben Verfassern, 1600 bei der Vermählung Heinrich's IV. mit Maria von Medici zu Florenz mit großer Pracht dargestellt. Zu gleicher Zeit führte einer der florent. Akademiker, Emilio del Cavalieri, in Rom das erste Oratorium in diesem neuen Stile auf. (S. Oratorium.) Durch das Hinzutreten eines so großen Componisten wie Monteverde, der Rinuccini's «Arianna» componirte und 1608 zu Mantua aufführte, kam in diese Bestrebungen ein neuer Geist, der sich nach und nach das ganze Gebiet der Musik unterthan machte. Die genannte «Dafne» verdeutschte Opitz, und Heinrich Schütz brachte sie 1627 in Musik. Doch faßte die O. erst gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland Wurzel; in Frankreich zur selben Zeit; gegen 1660 in England. Das erste wirkliche Operntheater entstand 1637 zu Venedig; das erste deutsche (von Schloßtheatern zu Dresden, Wolfenbüttel, Wien u. a. abgesehen) 1678 zu Hamburg. In Frankreich erstand Lully, in England Purcell, in Deutschland (Hamburg) Keiser, in Italien Scarlatti, sämmtlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Von jenen vier Männern beherrschten Lully und Scarlatti die folgende Entwickelung. Die weitere Geschichte des musikalischen Dramas ist schon oben in ihren Hauptrichtungen und Höhenpunkten angedeutet. Ueber die O. der Gegenwart herrscht bei allem Zwiespalt der Ansichten wenigstens so viel Einheit des Sinnes, daß der Zustand derselben kein glänzender zu nennen ist, und daß sie sich in ihren Erzeugnissen weder an Fruchtbarkeit noch an musikalischem Vollgehalte mit der großen Vergangenheit messen kann. (S. Musik.)

Opera supererogationis, d. i. überflüssige Werke, nennen die Scholastiker mit Beziehung auf Luc. 10, 35 (nach der Vulgata) die Verdienste Christi und der Heiligen. Wie nämlich Christus nicht blos das göttliche Gesetz erfüllte, sondern auch durch sein freiwilliges Leiden und Sterben ein unendliches Verdienst erwarb, so haben auch die Heiligen mehr geleistet, als sie zu thun schuldig waren, indem sie nicht blos die göttlichen Gebote (praecepta), sondern über dieselben hinaus die sog. evangelischen Rathschläge (consilia evangelica) befolgten. Dadurch ist ein

Schatz überschüssiger Verdienste oder guter Werke entstanden, welchen die Kirche in Verwaltung hat. Sie kann aus demselben denjenigen, welche hinter den Geboten Gottes zurückbleiben, zugute kommen lassen, indem sie ihrem Mangel durch Zurechnung eines Theils dessen, was andere zu viel geleistet, abhilft. Diese Lehre wurde 1343 von Clemens VI. durch die Bulle Unigenitus zum kirchlichen Dogma erhoben. (S. Ablaß.)

Operation (lat.) nennt man im medic. Sinne ein zum Behuf der Heilung oder Linderung von Krankheiten (beziehentlich Verunstaltungen) vorgenommenes mechan. Einschreiten des Arztes am menschlichen Körper mit bewaffneten oder unbewaffneten Händen. Es ist demnach das einfache Frottiren mit den Händen ebenso gut eine O. als die Entfernung eines ganzen Gliedes mittels der Amputation, und O. führt nicht nur der Chirurg, sondern auch der Krankenwärter, die Hebamme, der Geburtshelfer und der Arzt aus. Die O. sind untereinander in ihrem Werthe so verschieden, daß in civilisirten Staaten auf gesetzlichem Wege einer jeden Klasse der Medicinalpersonen bestimmte Grenzen in Hinsicht auf das Recht, O. auszuüben, gesteckt sind. Als Hauptabtheilungen stellt man unblutige und blutige O. auf, von denen die letztern sich durch die Trennung organischer Theile charakterisiren. Zu erstern gehört z. B. das Einrichten verrenkter Gliedmaßen, von Brüchen. Die Lehre von den blutigen O. heißt Akiurgie.

Operationen heißen in der Militärsprache die Kriegsunternehmungen einer Armee zur Erreichung des allgemeinen Zweckes. Es gibt strategische und taktische O., je nachdem sie auf die Entscheidung des Kriegs oder nur auf den augenblicklichen Waffenerfolg berechnet sind. Der Operationsplan, d. h. die allgemeine Anordnung der Unternehmungen, muß zwar der Eröffnung des Feldzugs vorangehen; doch bestimmt er das, was geschehen soll, nur in allgemeinen Umrissen, da sich die Gestaltung der Verhältnisse nicht voraussehen läßt und der Feldherr in der Freiheit des Handelns nicht zu sehr beschränkt werden darf. Das ganze Terrain, in welches die Operation trifft, nennt man das Operationsfeld. Der Punkt, von welchem eine Operation ausgeht, heißt Operationssubject; es wird gewöhnlich ein Hauptwaffenplatz, eine Festung oder sonst ein wichtiger Punkt, ursprünglich im eigenen Lande, sein. Der Punkt oder das Ziel (es kann auch das feindliche Heer sein), welches dadurch erreicht werden soll, ist das Operationsobject. Richtig gewählt wird dasselbe für die Entscheidung des Kriegs von Wichtigkeit sein. Die allgemeine Richtung, welche nach diesem Ziele führt, heißt Operationslinie. Es ist die Bewegungslinie zur Vernichtung des Feindes, meist aber zugleich die eigene Verbindungslinie (Communication) nach dem Subject, aus welchem die Zufuhr aller Kriegsbedürfnisse, der Ersatz u. s. w. zu beziehen. Gefährlich ist es, folglich fehlerhaft, nur Eine Verbindungslinie bei seinen O. zu haben: man nennt diese dann schlecht basirt. Daraus geht die Nothwendigkeit mehrerer Operationssubjecte hervor, und die Linie, welche dieselben verbindet, mögen sie in einer Richtung oder gruppenweise liegen, heißt die Operationsbasis. Bei langen Operationslinien wird nach dem Kriegsschauplatze im Vorrücken immer eine neue Basis gebildet. So lag z. B. Napoleon's Operationsbasis im Sommer 1813 an der Elbe. Als Operationslinien sind in neuester Zeit die Eisenbahnen wichtig geworden.

Operette, s. Oper.

Operment, s. Auripigment.

Opfer bildeten schon in den heidnischen Religionen einen wesentlichen Bestandtheil des Gottesdienstes. Die Grundvoraussetzung des O. ist die, daß der Mensch einerseits von der Gottheit sich abhängig fühlt, andererseits aber selbst auf den Willen derselben bestimmend glaubt einwirken zu können. Indem er also sein Schicksal in der Hand jener höhern Macht weiß, hofft er dieselbe dadurch, daß er ihr freiwillige Gaben darbringt, günstig für sich zu stimmen, ein drohendes Unheil abzuwenden oder die Hülfe und den Beistand des Gottes auf sich herabzuziehen. Der Opferdienst ist daher so alt wie die Religion überhaupt. Auf der Stufe der Naturreligion erwartet der Opfernde von den Göttern vorzugsweise leibliche Güter oder Verhütung leiblicher Uebel: Schutz vor Krankheit und allerlei Noth und Gefahr, günstige Witterung, Beistand im Kriege u. s. w. Dem entsprechen nun auch die Gaben, welche der Mensch seinen Göttern zum O. bringt. Weil diese Götter selbst als menschenähnliche Wesen vorgestellt werden, so bietet ihnen der Mensch von seinem Eigenthum dar, was nach seiner Meinung auch in ihren Augen einen Werth hat. Das Urtheil des Opfernden über den Werth dieser Güter bestimmt daher die zu opfernden Gegenstände. Hirten bringen Thiere der Heerde, Jäger erbeutetes Wild, Ackerbauer Feldfrüchte und Brot, ein jeder das Beste und Werthvollste, was er selbst besitzt. Die Vorstellung, daß die Götter an dem aufsteigenden Opferduft Wohlgefallen haben und die dargebrachten Speisen und Getränke zum eigenen Genusse in Empfang nehmen, geht durch das

ganze heidnische Alterthum hindurch. Auch die Menschenopfer, welche im Namen von Fürsten, Völkern und städtischen Gemeinwesen dargebracht wurden, beruhen auf derselben Voraussetzung. Das Blut dient nach einer in der heidnischen Welt weitverbreiteten Anschauung zur Nahrung der Götter, daher Kriegsgefangene und Fremdlinge auf den Opferaltären geschlachtet wurden. Doch tritt diese Sitte, welche ursprünglich mit Menschenfresserei zusammenhängt, bei fortschreitender Gesittung überall zurück, wogegen die O. von Kindern, Jünglingen und Jungfrauen aus dem eigenen Volke und meist von vornehmer, jedenfalls freier Geburt, wie dieselben bei den meisten semit. Stämmen einen wesentlichen Bestandtheil des nationalen Cultus bildeten und unter arient. Einflusse auch in der griech. Heroenzeit vorkamen, auf die allgemeine religiöse Anschauung zurückgehen, daß nur die Aufopferung des Edelsten und Besten die Gunst der Götter zu erkaufen vermöge. Außer diesen Bittopfern kennt das heidnische Alterthum auch Dank- und Freudenopfer, bei denen die Opferthiere oft massenhaft geschlachtet wurden (Hekatomben). Verbrannt wurden jedoch nur die Fettheile, während das übrige bei den feierlichen Opfermahlzeiten verzehrt wurde. Dagegen weiß das heidnische Alterthum von eigentlichen Sühnopfern noch nichts, wenn man auch in dem Maße, als die Naturreligion sittliche Elemente in sich aufnahm, die Gewährung geistiger Güter von den Göttern erhoffte.

Auch bei den Hebräern hatten die O. ursprünglich eine ähnliche Bedeutung wie in der heidnischen Welt, daher die Opfergebräuche beinahe die nämlichen sind wie bei den stammverwandten heidnischen Völkern. Aber der sittliche Kern der mosaischen Religion gab auch dem Opferwesen eine tiefere Beziehung. Die vermuthlich älteste und auch nachmals häufigste Form des hebräischen O. war das **Brandopfer** beim täglichen Gottesdienste (Morgen- und Abendopfer) und bei den drei Nationalfesten, aber auch bei Weihungen, Reinigungen und wichtigen Ereignissen des privaten Lebens. Die Opferthiere, Stiere, Widder, Ziegenböcke, auch männliche Tauben oder Turteltauben wurden ganz verbrannt, nachdem das Thier am Altar geschlachtet und das Blut zum Zeichen der Zueignung an Jahveh über den Altar gesprengt worden war. Diese O. hatten nur den allgemeinen Zweck, Gott den Opfernden geneigt zu machen. Verwandter Art waren die **Dank-** und **Lobopfer**, bei Gelegenheit freudiger Ereignisse im öffentlichen oder häuslichen Leben, bei welchen auch weibliche Thiere geopfert werden durften. Von den Opferthieren wurden ebenso wie bei den entsprechenden heidnischen O. nur die Fettheile verbrannt, während das übrige den Priestern gehörte. **Speis-** und **Trankopfer** aus Oelkuchen und Wein finden sich in regelmäßiger Verbindung mit den Brandopfern und Dankopfern, doch gehört auch die Darbringung der Erstlingsgaben des Feldes (der Pfingstbrote) unter den Gesichtspunkt der Speisopfer. Eigenthümlich aber sind dem israel. Cultus die **Schuld-** und **Sündopfer** mit eigenem Ritual. Am wichtigsten war das Sündopfer für das Volk am großen Versöhnungstage, an welchem das Blut der Opferthiere ins Allerheiligste (also so nahe als möglich zu Jahveh) gebracht und theils gegen den Deckel der Bundeslade, theils auf den Rauchaltar gesprengt wurde. Bei Sünd- oder Schuldopfern für einzelne wurde mit einem Theile des Bluts der Brandopferaltar, mit einem andern der zu Entsündigende besprengt. Die entsündigende Wirkung der Blutbesprengung beruht nach hebr. Anschauung darauf, daß das Blut als Sitz des Lebens Jahveh's Eigenthum ist, die sündigen Seelen also durch die Seele im Blute vor Jahveh's Augen überdeckt und dadurch gereinigt, geheiligt und unter Jahveh's Schutz gestellt werden. Verwandt hiermit sind die Blutbesprengungen am Passahfest und bei andern Anlässen zum Zwecke der Verschonung. Wenn das Blut theils an den Altar Jahveh's, theils über den zu Reinigenden gesprengt wird, ist die Vorstellung diese, daß Gott und Menschen an Einem Blute Antheil nehmen und dadurch miteinander in Gemeinschaft treten. An eine Stellvertretung des geschlachteten Opferthieres für das dem Tode verfallene Leben des Opfernden ist ursprünglich nicht gedacht worden, wie denn z. B. am großen Versöhnungsfeste der sinnbildlich mit den Sünden des Volks beladene Bock nicht geschlachtet, sondern in die Wüste gejagt wird. Erst weit später, als die eigentliche Bedeutung des Opferrituals sich verdunkelt hatte, kommt die Vorstellung auf, daß das Leben des Opferthieres hingegeben werde, um als Aequivalent oder Lösegeld für das Leben des Sünders zu dienen.

Das älteste Christenthum, welches den Gedanken eines am Kreuze gestorbenen Messias sich selbst erst zurechtlegen mußte, verglich sein Blut bald mit dem Blute des hebr. Passahlamms, bald mit dem Blute des Sündopfers am Versöhnungstage. So bildete sich schon im Neuen Testamente die Vorstellung von der schützenden, reinigenden, sühnenden Kraft seines Todes, welche durch wechselnde Bilder des hebr. Rituals erläutert wurde. Der Hebräerbrief spinnt die Sündopferidee am weitesten aus; er läßt Jesum als Hohepriester und O. zugleich einmal für

allemal ins Allerheiligste eingehen und im Gegensatz zu den jährlich wiederholten Versöhnungsopfern des Alten Testaments eine ewige Versöhnung erfinden. So trat nach christl. Anschauung Jesu einmaliger Opfertod für die Sünden der ganzen Welt an die Stelle der jüd. und heidnischen O., und die entwickelte christl. Theologie sah in diesem Tode nicht blos eine reinigende, die Sünden vor Gottes Augen zudeckende, also sühnende Wirkung, sondern ein dem Satan gezahltes Lösegeld, um die Menschen aus seiner Herrschaft zu befreien, oder nach einer mittelalterlichen Wendung ein nach altgerman. Civilrechte dem verletzten Gotte an der Beleidiger Statt geleistetes «Wergeld» (Schadenersatz, Pön, Buße oder Genugthuung, Satisfaction). Letztere Vorstellung wurde von der prot. Orthodoxie durch Vermischung des moralischen und des civilrechtlichen Gesichtspunktes dahin vergröbert, daß Christus als stellvertretendes «Sühnopfer» unsere Sünden im sittlichen Sinne des Worts «abgebüßt» habe, d. h., daß die Strafe für die menschliche Schuld stellvertretend an dem Unschuldigen vollstreckt worden sei. Mit der neutestamentlichen und vollends der alttestamentlichen Opferidee hat diese Lehre aber gar nichts mehr zu schaffen.

Obwol die heidnischen und jüdischen O. in Christus ihr Ende gefunden, so fand doch die Opferidee auch in der christl. Frömmigkeit ihre Stelle. Wie die Hebräer Thiere und Früchte als Brand- und Dankopfer darbringen, so sollen nach christl. Anschauung die Gläubigen ihre Herzen Gott zum wohlgefälligen O. weihen und Früchte der Heiligung bringen. Daneben wurden frühzeitig die freiwilligen, zur Unterstützung der Armen, zu den Liebesmahlen (s. d.) und zum Unterhalte des Klerus dargebrachten Gaben unter den Gesichtspunkt von Opfergaben (Oblationen) gestellt. Auch nach der Einführung des Zehnten blieben diese Gaben als freiwillige Spenden an die Geistlichkeit bestehen. Dieselben sind noch heutigentags bei den meisten Kirchenparteien in Gebrauch, und die bei der Abendmahlsfeier von den Communicanten auf den Altar gelegten Geldspenden führen noch immer den Namen O. (Opferpfennig). In der alten Kirche wurden nach Einführung der von den Liebesmahlen getrennten Abendmahlsfeier auch die von den Gemeindegliedern dazu mitgebrachten, von den Diakonen zum Altar gebrachten und von den Priestern geweihten Spenden von Brot und Wein O. genannt. Unterschieden hiervon ist die in der kath. Kirche schon seit dem 4. Jahrh. ausgebildete Vorstellung vom Meßopfer. Indem man nämlich das Abendmahl als Sakrament des O. Christi am Kreuze zu betrachten pflegte, führte die Lehre von der Verwandlung der Abendmahlselemente in Christi Leib und Blut zu der weitern Annahme einer unblutigen Wiederholung des blutigen O. Christi im Abendmahl, indem der Meßpriester durch die Consecration des Brotes und Weines Christi Leib und Blut auf dem Altare von neuem opfere. Diese unblutigen O. sind nach röm.-kath. Lehre eine immer von neuem zu wiederholende Sühne für die läßlichen Sünden, da Christi blutiger Opfertod nur die Erbsünde getilgt habe.

Ophikleïde, ein ursprünglich aus dem Fagott hervorgegangenes, zur Zeit seiner Erfindung (1805) auch aus Holz, gegenwärtig aber aus Messingblech verfertigtes, weitmensurirtes, mit sechs Tonlöchern und vier Klappen versehenes Orchester-Baßinstrument. Der Klang der O. ist sehr stark, aber rauh und dumpf, und ihre Beweglichkeit nur gering. Sie kommt in drei Größen vor: als Baßophikleïde, mit einem Umfang von Contra-B chromatisch bis eingestrichen g, a oder etwas darüber; als Contrabaß-Ophikleïde, eine Octave tiefer stehend; als Altophikleïde. Am gebräuchlichsten ist, besonders in Deutschland, die Baßophikleïde, welche ihre Hauptverwendung namentlich in der Militärmusik findet. Eine Anweisung, die O. zu spielen, findet sich unter anderm in Nemetz' «Allgemeiner Musikschule für Militärmusik» (Wien 1840).

Ophioglossum L., Natterzunge, heißt eine Farnkrautgattung, welche zu den Trauben- oder Aehrenfarrn (s. Farrn) gehört. Die weniger bekannten Arten haben einen kurzen knolligen Wurzelstock, welcher einen unfruchtbaren und einen fruchtbaren Wedel treibt. Ersterer ist ein einfaches, ganzrandiges, gestieltes, netzaderiges Blatt, letzterer trägt an der Spitze eine einfache zweizeilige Fruchtähre, deren rundliche, derbwandige Kapseln mit einem Spalt sich öffnen. In Deutschland kommt nur die gemeine Natterzunge (O. vulgatum L.) vor, eine etwa 6 Zoll hohe Pflanze, welche an trockenen Grasplätzen wächst und früher officinell war.

Ophir wird mehrmals im Alten Testamente eine Gegend genannt, aus welcher unter anderm Salomo auf Schiffen, die in den edomitischen Häfen ausgerüstet wurden und drei Jahre auf der Reise waren, Gold nebst Edelsteinen, Sandelholz u. s. w. bezog. Das ophiritische Gold galt bei den Hebräern für das reinste und gediegenste. Ueber die Lage dieses O. sind die verschiedensten Ansichten aufgestellt worden. Während es einige in Sofala an der Ostküste Afrikas wiederfinden, suchen es andere in Arabien oder in Indien. Die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte die letztere Ansicht behalten, wenn auch gegen das Ergebniß von Lassen's Untersuchung («Indische

Alterthumskunde», Bd. 1, Bonn 1844; 2. Aufl., Lpz. 1867), welcher das Volk der Abhira an den Küsten der Indusländer mit O. combinirt, sich noch manches einwenden läßt.

Ophiten oder Ophianer, auch (nach hebr. Bezeichnung) Naassener, d. h. Schlangenverehrer, ist die gemeinsame Benennung für eine ganze Reihe gnostischer Parteien des christl. Alterthums. (S. Gnosis). Die älteste Vorstellung knüpft an die alttestamentliche Erzählung von der Paradiesesschlange, die als gottfeindlicher, der Materie entstammter, die Menschen zu allerlei Sünde und Gesetzesübertretung verführender Dämon gedacht wird. Den O., welche Irenäus schildert, ist der schlangengestaltete Dämon (Ophiomorphos) die böse Weltseele oder das Princip alles Bösen in der Welt; aus dem Paradiese hinabgestürzt in die untere Welt, umgibt sich hier Ophiomorphos, der entartete Sproß des Weltbildners und Judengottes Jaldabaoth, mit sechs Dämonen, und diese sieben bösen Weltgeister verführen die Menschen zum Widerstande gegen Jaldabaoth und sein Gesetz. Aber schon in der untergeordneten Stellung, welche in diesem judenfeindlichen Systeme der Judengott einnimmt, lag der Anknüpfungspunkt für die Vorstellung, daß eine höhere geistige Macht (die Sophia) sich des bösen Schlangengeistes als Werkzeugs bedient, um die von Jaldabaoth in Unwissenheit über ihre höhere Abkunft erhaltenen Menschen durch die Uebertretung seines Gesetzes zur Erkenntniß zu führen. Diese Vorstellung führte einen Theil der O. dazu, in den Gottlosen des Alten Testaments, Kain, Esau, Korah, den Sodomiten, dem Verräther Judas u. a. die wahren Geistesmenschen zu verehren (Kainiten). Die Schlange, welche die Menschen zur Erkenntniß des Guten und Bösen führt, galt daher dieser Partei selbst als ein guter, pneumatischer Dämon. Unter dem Einflusse heidnischer Ideen bildete sich so die Vorstellung von der Schlange als der Weltseele überhaupt oder als des Princips des durch alles Dasein sich hindurchwindenden leiblichen und geistigen Lebens heraus. So ward die böse Paradiesesschlange zur Himmelskönigin, welcher alle Heiligthümer, Weihen und Mysterien gehören. Dies ist die Lehre der Naassener nach den Philosophumena des Pseudorigenes. Anders wieder die Peraten der Philosophumena, welche, beide Vorstellungen combinirend, die gute oder allvollkommene Schlange der bösen gegenüberstellten und jene mit dem Logos oder Christus identificirten, welcher die Menschen von der Herrschaft der Wüstenschlangen, den Göttern der vergänglichen Geburt, befreit. Jener wahren «katholischen» Schlange wurde daher auch bei den Peraten ein Cultus geweiht. Als Sinnbild derselben ernährte man lebendige Schlangen in den Tempeln und brachte ihnen Opfergaben dar. Der Einfluß ägypt. und phöniz. Vorstellungen ist bei diesem Schlangencultus nicht zu verkennen. Die verschiedenen ophitischen Parteien erhielten sich zum Theil bis ins 6. Jahrh.

Ophthalmiatrik (vom griech. ophthalmos: Auge) bezeichnet so viel wie Augenheilkunde. Aehnliche Bildungen sind Ophthalmie (s. d.), Augenkrankheit, Augenübel, bei den Alten besonders vom Augentriefen, gegenwärtig meist von der äußern Augenentzündung gebraucht. Ophthalmiten heißen Steine, welche das Ansehen eines Auges haben, wie manche Arten des Achat und Chalcedon. Ophthalmologie nennt man die Lehre von den Augen, Ophthalmotherapie, die Lehre von der Behandlung der Augenkrankheiten u. s. w.

Ophthalmie (griech.) heißt wörtlich Augenentzündung, aber man versteht darunter nicht die Entzündung des ganzen Auges, sondern nur die entzündlichen Zustände der zunächst sichtbaren Theile des Auges, nämlich der Augenbindehaut und ihrer Nachbartheile. Die Entzündungen der Lidbindehaut unterscheidet man nach ihrem Wesen hauptsächlich als Bindehautkatarrh, von welchem es wieder verschiedene Arten gibt, als Bindehautcroup und als körnige Bindehautentzündung. Die wichtigsten der am häufigsten vorkommenden, als O. bezeichneten Entzündungen sind die körnige oder granulöse Bindehautentzündung und der bei Kindern auftretende Schleimfluß der Bindehaut. Die Augenentzündung der Neugeborenen ist keine wesentlich besondere Art der Bindehautblennorhöe, sondern wird nur aus praktischen Gründen von dem gewöhnlichen Bindehautkatarrh getrennt. Dieselbe tritt auf bei Kindern meist bald nach der Geburt und ist ausgezeichnet durch eine außerordentlich starke entzündliche Schwellung der Bindehaut und der Lider mit reichlicher Absonderung eiterähnlicher Substanz. In hohen Graden der Krankheit, welche durch Vernachlässigung des Uebels leicht zu Stande kommen, wird das Auge selbst von der Entzündung ergriffen und geht so leicht völlig zu Grunde. Folge davon ist natürlich Erblindung des Kindes. Die Krankheit entsteht durch zu grelle Lichteindrücke auf das Auge, Aufenthalt in schlechter Luft, Unreinlichkeit der Wäsche des Kindes und der Hände der Pflegerinnen sowie durch Ansteckung. Wichtig ist der Umstand, daß die Krankheit auch leicht entstehen kann durch Besudelung der Augen des Kindes mit der bei weißem Fluß abgesonderten Flüssigkeit der Mutter oder Amme. Verhütet kann die Krankheit also werden

namentlich durch sorgfältige Reinlichkeit. Bekommt ein neugeborenes Kind kranke Augen, so muß sofort, wenn man das Kind nicht dem Schlimmsten aussetzen will, ein Arzt zu Rathe gezogen werden. In weitgediehenen Fällen verspricht nur energische Aetzung der Bindehaut Genesung. Die granulöse O. wird auch oft Aegyptische Augenentzündung (s. d.) genannt, weil die Europäer mit derselben erst während des ägypt. Feldzugs der Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt wurden. Neben der entzündlichen Schwellung zeigt die Augenbindehaut ein körniges, warziges, Fischeiern aber Froschlaich ähnliches Ansehen. Diese Krankheit verbreitet sich hauptsächlich durch Ansteckung, und es treten daher an Orten, wo Menschen dicht zusammenleben (in Kasernen, Arbeitshäusern u. s. w.), die Erkrankungen in Menge auf, namentlich dann, wenn die Verpflegung eine schlechte ist (bei Truppen im Felde). Die ägypt. Augenentzündung ist sehr hartnäckig und bösartig, gibt bei der Behandlung keine besonders günstigen Resultate und führt häufig zur völligen Zerstörung des Auges. Nur ein Arzt soll sich mit ihrer Behandlung befassen.

Opiatē, s. Opium.

Opitz (Martin), der Begründer der ersten Schlesischen Dichterschule, wurde 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater Bürger und später auch Rathsherr war. Auf der dortigen Schule und den Gymnasien zu Breslau und Beuthen gebildet, gab er schon 1616 eine kleine Sammlung lat. Epigramme, «Strenae», und 1618 die Abhandlung «Aristarchus seu de contemptu linguae teutonicae» heraus. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt a. O. und 1619 Heidelberg, wo er Mittelpunkt eines jungen Dichterkreises wurde. Um den Kriegsstürmen auszuweichen, ging er zu Ende 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, nach den Niederlanden, stellte sich in Leyden seinem bewunderten Vorbilde Dan. Heinsius vor und begleitete dann jenen Freund auf dessen Güter nach Jütland. 1621 kehrte er nach Schlesien zurück und folgte 1622 einem Rufe Bethlen Gabor's, des Fürsten von Siebenbürgen, an das Gymnasium zu Weißenburg (jetzt Karlsstadt); aber die Sehnsucht trieb ihn schon im folgenden Jahre wieder in die Heimat. Eine Frucht seines Aufenthalts in Siebenbürgen war das Lehrgedicht «Zlatna oder von Ruhe des Gemüths». 1624 ward er Rath beim Herzog von Liegnitz und Brieg. In demselben Jahre erschien sein epochemachendes «Buch von der Deutschen Poeterei», welches bis 1668 neunmal wieder aufgelegt wurde. Im folgenden Jahre gab O. die «Deutschen Poemata» heraus, nachdem Zinkgref ein Jahr vorher eine Sammlung O.'scher Gedichte hatte erscheinen lassen. 1625 reiste er nach Wien und empfahl sich hier durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl, Fürst-Erzbischofs von Breslau, dem Kaiser Ferdinand II., aus dessen Händen er darauf den poetischen Lorberkranz erhalten haben soll. 1626 trat er als Secretär in die Dienste des streng kath. kaiserl. Burggrafen Karl Hannibal von Dohna, des Kammerpräsidenten von Schlesien. 1627 wurde er vom Kaiser als M. O. von Boberfeld in den Adelsstand erhoben und 1629 unter dem Namen des Gekrönten in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. In diplomatischen Angelegenheiten schickte ihn 1680 der Burggraf nach Paris, wo er Hugo Grotius kennen lernte und dessen Gedicht von der «Wahrheit der christl. Religion» übersetzte. Nach der Verjagung des Burggrafen aus Breslau, 1632, blieb O. zunächst ohne Amt in Breslau und gab sein Lehrgedicht «Vesuv» und die schon in Jütland gedichteten «Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges», sein bestes Dichtwerk, heraus. Nachdem er hierauf eine Zeit lang im Dienste der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Oels, besonders als Agent bei den Schweden, gestanden, zog er 1635 nach Danzig, wo ihn König Wladislaw IV. von Polen, an welchen er 1636 ein Lobgedicht gerichtet hatte, 1637 zum königl. poln. Historiographen und Secretär ernannte. Auf der Höhe seines Ruhms starb er in Danzig 20. Aug. 1639 an der Pest. Von den Arbeiten seiner letzten Jahre sind zu nennen das Schauspiel «Judith», die Uebersetzung der «Antigone» des Sophokles, die Psalmenübersetzung und die Ausgabe des altdeutschen «Annoliebs». O. brachte die in Verachtung gesunkene deutsche Dichtung auch äußerlich wieder zu Ehren und wurde von seinen Zeitgenossen gefeiert wie selten ein Dichter. Er erwarb sich besonders bleibende Verdienste um die Form der deutschen Dichtkunst. Er drang auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache und führte zuerst wieder die Messung der Silben statt der seit vollen zwei Jahrhunderten herrschenden Zählung derselben ein. Der Inhalt seiner Dichtungen ist durchaus der einer verständigen Reflexion mit nur geringen Beimischungen von Phantasie und Gefühl, obgleich entschieden sittlich-lehrhafter Richtung, und es kann deswegen auch jetzt den meisten derselben nur ein sehr geringer ästhetischer Werth beigelegt werden. Aber eine solche Natur eben war erforderlich, um die deutsche Dichtkunst aus ihrem tiefen Verfall zu erheben. Zugleich erwies sich O. als Mann von ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit, die er jedoch auch als Dichter zu viel hervortreten ließ. Von O.' Dichtungen sind mehrere Ausgaben

sowol bei seinen Lebzeiten als später erschienen, aber keine ist vollständig. Eine gute **Auswahl** gab Wilh. Müller in der «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 1, Lpz. 1822) heraus. Vgl. die Biographien von Strehlke (Lpz. 1856), Weinhold (Kiel 1862) und Palm (Bresl. 1862); ferner Guttmann, «Ueber die Ausgaben der Gesammtwerke von O.» (Ratibor 1850).

Opium (Meconium, Laudanum) heißt der eingetrocknete Milchsaft der unreifen Köpfe von Papaver somniferum, des im Orient einheimischen Mohns (s. d.). Man gewinnt den Milchsaft entweder dadurch, daß man die Köpfe anritzt und den an der Luft getrockneten Saft sammelt, oder (eine schlechtere Sorte) durch Auskochen der Mohnköpfe und Auspressen derselben. Der in Europa cultivirte Mohn gibt nur ein geringes Product. Am häufigsten kommen in den Handel das ägyptische, das konstantinopolitanische und das smyrnaische O., seltener das persische, ostindische. Man erhält es in Form flacher brauner, undurchsichtiger, harzähnlicher Kuchen von $1/_2$—2 Pfd. Gewicht, die, um das Zusammenkleben der einzelnen Kuchen zu verhüten, mit den dreikantigen Samen einer Kampherart bestreut sind. Der Werth des O. richtet sich nach seinem Gehalt an Morphium (s. d.) oder Morphin (2—10 Proc.). Außer dem Morphin enthält das O. noch verschiedene andere Substanzen, von welchen hervorzuheben sind das Narcein und Codeïn, welche wie das Morphin Schlaf machen, und drei andere, erregende Alkaloide: Narcotin, Papaverin, Thebaïn. Ein wichtiger Bestandtheil des O. ist auch die Mekonsäure, welche wegen ihrer charakteristischen Reactionen den chem. Nachweis des O. erleichtert. Das O. wirkt wegen seines Gehalts an den genannten Alkaloiden giftig; die Mekonsäure ist unwirksam. Für die medic. Verwendung ist das O. wichtig wegen seiner beruhigenden, schlafmachenden und stuhlverstopfenden Wirkung; als schlafmachendes Mittel dient jetzt vorzugsweise das Morphin. Man gibt in Krankheitsfällen das O. selbst sowol als Präparate desselben (Opiate), von welchen zu nennen sind: Extractum Opii (der wässerige, minder eingetrocknete Auszug), die Opiumtinctur (alkoholische Lösung, Laudanum liquidum), Dover'sches Pulver (O. mit Ipecacuanha, ein vorzügliches verstopfendes Mittel). Außerdem kommen noch zur Verwendung die Mohnköpfe (Capita papaveris) als Thee oder als Sirup und die Blütenblätter der Klatschrose (Flores rhoeados). Diese haben die beruhigenden Wirkungen des O. in geringerm Grade. Wegen seiner berauschenden Wirkung dient das O. im Orient als Genußmittel (Opiumesser, Opiumraucher). Bei Opiumvergiftungen ist namentlich dem Schlaf entgegenzuarbeiten, und man versucht dies unter anderm durch Darreichung von starkem Kaffee. Auch gibt man Gerbsäure (Tannin) in der Hoffnung, die Alkaloide in die in Wasser unlöslichen gerbsauren Salze zu verwandeln.

Opodeldoc (Linimentum saponato-camphoratum) heißt eine mit Ammoniak und ätherischen Oelen versetzte Lösung von Seife und Kampher in Alkohol; in der Wärme ist die Masse flüssig, beim Erkalten bildet sie eine Gallerte. Der flüssige O. (Spiritus saponato-camphoratus) besteht aus denselben Substanzen, enthält aber keinen Ammoniak und bleibt in der Kälte flüssig. Er dient als Einreibung zur Erzeugung eines leichten Hautreizes bei verschiedenen schmerzhaften Zuständen der Haut und unter ihr gelegener Theile.

Oporin (Joh.), eigentlich Herbst, einer der gelehrtesten und verdientesten ältern Buchdrucker, geb. 25. Jan. 1507 zu Basel, wurde, nachdem er zu Strasburg studirt hatte, Professor der griech. Sprache in seiner Vaterstadt, gab aber diese Stelle bald wieder auf und errichtete daselbst eine Druckerei, der er bis an seinen Tod, 6. Juli 1568, mit großer Einsicht und Sorgfalt vorstand. Aus seiner Officin, die man an dem auf einem Delphin reitenden Arion erkennt, ging eine Reihe der correctesten Drucke alter Classiker und wissenschaftlicher Werke hervor, für deren würdige Ausstattung er selbst in Verbindung mit mehrern gelehrten Freunden sorgte.

Oporto oder Porto, nach Lissabon die größte und bedeutendste Stadt Portugals, Hauptort des gleichnamigen Districts in der alten Provinz Entre Douro e Minho, Sitz eines Bischofs, eines Civilgouverneurs, eines Militärcommandanten, eines Appellationshofs, eines Handelsgerichts und einer Handelskammer, Kriegshafen für Corvetten und Briggs, Handelsplatz ersten Ranges, liegt 37 M. im N. von Lissabon, in einem engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale ungemein malerisch auf zwei steilen, felsigen Anhöhen am rechten Ufer des (am Hafen 900 F. breiten) Douro, 1 M. oberhalb seiner Mündung in den Atlantischen Ocean. Die Stadt bietet mit ihren steilen Straßen, vielen stattlichen Häusern, hochgethürmten Kirchen und Klostergebäuden, zahlreichen Gärten und einer hochgespannten Drahthängebrücke, welche über den Douro nach Villa nova de Gaya führt, vom Strome aus einen imposanten Anblick dar und hat mit den sechs Vorstädten, ohne Villa nova de Gaya, welches eine eigene Commune mit 7515 E. bildet, nach dem Census von 1863 eine Bevölkerung von 86257 E. Die eigentliche

Stadt zerfällt in die obere und die untere, in administrativer Hinsicht in die vier Quartiere (bairros) San-Ildefonso, San-Nicolas, Sé, Victoria und hat 53 Hauptstraßen, 11 Plätze und viele öffentliche Brunnen, meist Springbrunnen. Mehrere der Plätze zeichnen sich durch ihre Aussicht auf die Stadt, das tiefe Stromthal und das Meer aus. Außerdem hat O. schöne Promenaden, und ein großartiges Panorama bietet der Signalthurm bei Villa nova. Die Stadt ist reich an gutem Wasser, hat Gaserleuchtung und wird durch die Umgegend und die Schifffahrt reichlich mit Lebensmitteln versehen. Zur Klosterzeit besaß sie gegen 80 Kirchen und Kapellen. Gegenwärtig bestehen nur drei Nonnenklöster, die übrigen der 1834 aufgehobenen Mönchsklöster sind verschwunden, oder liegen in Ruinen, oder dienen andern Zwecken. So ist das Kloster Serra do Pilar zur Citadelle, San-Bento zur Kaserne, San-Francisco zur Börse umgewandelt. Unter den sieben Pfarrkirchen sind bemerkenswerth die vom Grafen Heinrich von Portugal gegründete Kathedrale oder Sé im höchsten Theile der Stadt, neben dem bischöfl. Palast, die kleine goth. Kirche Cedofeita, die älteste von allen (559 vom Suevenkönig Theodomir gegründet), in der Nähe des schönen, mit Linden bepflanzten prot. Kirchhofs, die Kirche dos Clérigos mit dem höchsten Thurm in Portugal, Nuestra-Senhora da Lapa und die Kirche des großartigen Barmherzigkeitsstifts. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden treten hervor die engl. Factorei, das große Haupttheater, der Justizpalast, das Stadthaus, der im chines. Geschmack erbaute Getreidemarkt und unterhalb der Vorstadt Rio d'Ouro das königl. Seearsenal mit großen Werften. O. hat ein Lyceum, eine Lateinschule, ein geistliches Seminar, eine polytechnische Akademie, die zugleich als Marine-, Handels- und Gewerbeschule dient, mit 19 Professuren und einem Botanischen Garten, eine medic.-chirurg. Akademie sowie eine Akademie der schönen Künste, außerdem zahlreiche Elementarschulen und höhere Bildungs- und Erziehungsanstalten für beiderlei Geschlecht, darunter auch eine deutsche Schule. Ferner ist vorhanden eine öffentliche Bibliothek von 80000 Bänden und 1200 Handschriften, verbunden mit einem Münzcabinet, ein Gemäldemuseum, mehrere gelehrte Gesellschaften, Lesecabinete, darunter das großartige Casino (**Assemblea**), elegante Cafés und Kaufläden. Ueberhaupt reiht sich O. den cultivirtesten Städten Europas an, und seine Bewohner zeichnen sich, namentlich der eigentliche Bürgerstand, durch Bildung und Weltsitte vortheilhaft aus.

O. ist nach Lissabon der Hauptsitz der portug. Industrie, die sich hier fast ganz unabhängig von England zu machen gewußt hat. Schon 1857 gab es hier 160 Werkstätten für Baumwollweberei, 1 für Wollweberei, 41 für Fabrikation von Seiden- und Halbseidenstoffen, Gerbereien, Metallgießereien, Wachstuch-, Papier- und Hutfabriken, 2 Werften, mehrere Brauereien, Brennereien, Zuckersiedereien, Pottasche-, Fayence-, Korkpfropfen-, Lichtfabriken u. s. w. Außerdem fertigt man Messer- und Stahlwaaren, Gold- und Juwelierarbeit, Silber- und Golddraht, Taue und andern Schiffsbedarf. In dem trefflichen, durch ein Fort geschützten Hafen liefen im Handelsjahr 1861/62 nicht weniger als 1957 Schiffe mit 336672 Kubikmeter Inhalt ein und aus. Die Einfuhr betrug 8,936000, die Ausfuhr 6,130000, beide zusammen 15,066000 Milreïs (à $1^{3}/_{5}$ Thlr. preuß.), während Lissabon gleichzeitig zwar eine Einfuhr von 14,287000, dagegen eine Ausfuhr von nur 4 Mill. Milreïs hatte. O. ist seit alter Zeit der Hauptverschiffungsplatz des Portweins (s. d.), welcher im portug. Ausfuhrhandel eine hervorragende Stelle einnimmt. 1850—58 wurden, ungeachtet geringer Ernten infolge der Traubenfäule am Alto-Douro (s. d.), 318000 Pipen (Durchschnitt jährlich 35333 Pipen) im Gesammtwerth von 44,520000 preuß. Thlrn. ausgeführt, wovon etwa 75 Proc. des Verbrauchs auf England kamen. In bessern Jahren schätzt man die Weinausfuhr auf 41000 Pipen, und in manchen erreicht dieser Export die Summe von 60 Mill. Bouteillen. Nächst England sind an O.s Handel am meisten betheiligt Brasilien, Frankreich, die Vereinigten Staaten und Hamburg. Außer dem Wein sind wichtigere Exportartikel: Rinde und Korke, Sumach, Lorberblätter, Orangen, Citronen, Kastanien, eingemachte Früchte (Dulces), Salz, Zwiebeln, Knoblauch, Seide, Nägel, Nadeln, Schlosser- und Messerschmiedewaaren, Hüte, Leder, Baumwollwaaren, Leinengewebe und Getreide. Die Einfuhr umfaßt hauptsächlich Eisen, Hanf, Flachs, Schiffbaumaterialien, Colonialwaaren, engl. Manufacte, Luxusartikel u. s. w. Unter den sehr zahlreichen Handelshäusern machen die englischen und deutschen am meisten Geschäfte. Es befinden sich am Platze eine Handels- und Dampfschiffahrts- sowie mehrere Versicherungsgesellschaften und zwei Banken (**Banco commercial**, seit 1835, **Banco mercantil Portuense**, seit 1856). Eisenbahnverbindung findet mit Lissabon durch die 37 M. lange Nordbahn, regelmäßiger Dampfbootverkehr mit Lissabon und über Vigo nach Southampton statt. Auch legen die mit Lissabon verkehrenden span., franz. und engl. Dampfer hier an. Die Umgebungen O.s sind

überaus reizend und dicht besetzt mit geschmackvollen Landhäusern (Quintas). Im Alterthume lag an der Stelle der Stadt der Hafenort Portus-Cale, später Porto-Cale, von welchem der Name Portugal herkommt. In neuerer Zeit wurde O. merkwürdig durch den Ausbruch der Revolution vom 24. Aug. 1820; dann unter Dom Miguel's Usurpation durch das Blutgericht gegen die Anhänger der Königin Donna Maria, wobei die Stadt durch Answanderung über 10000 Bewohner verlor; ferner in den J. 1832 und 1833 durch ihre Vertheidigung gegen Dom Miguel und als Stütz- und Mittelpunkt der Operationen Dom Pedro's gegen jenen. In O. erhoben sich auch die Aufstände von 1842 und vom 8. März 1846, wo sich hier 12. Oct. eine provisorische Regentschaft wie 1847 eine Revolutionsjunta bildete, die bis zur Capitulation der Stadt 27. Juni bestand. Ein abermaliger Abfall der Stadt von der Regierung fand zu Gunsten Saldanha's 24. April 1851 statt. — Der Distrikt O. zählte 1863 auf 51,15 O.-M. 423678 E. (1850 nur 299640) und ist der am dichtesten bevölkerte in Portugal (8278 E. auf 1 O.-M.). Die wichtigsten Ortschaften in der nähern Umgebung der Hauptstadt sind: San-João da Foz, eine Villa von 3064 E. mit sehr schönen Häusern und Gärten, an der Mündung des Douro, dessen gefährlich zu passirende Barre ein Fort beherrscht, der beliebteste Sommeraufenthalt der Bewohner von O., mit sehr besuchten Seebädern; Bizella, ein reizend gelegener Badeort mit warmen Schwefelquellen (26—39° R.) und Ueberresten röm. Bäder; Valongo oder Vallongo, ein Flecken $1\frac{1}{2}$ M. im NO., berühmt wegen seiner frühern sehr reichen Abtei, mit Antimonium- und Goldbergwerken.

Opossum nennt man eine zur Gattung Beutelratte (Didelphys) gehörende Art, welche im System den Namen virginische Beutelratte (D. Virginiana) führt. Diese zu den fleischfressenden Beutelthieren (s. d.) gehörende und nur in Amerika vorkommende Säugethiergattung unterscheidet sich von den Verwandten durch die mit nagellosem, abgesetztem Daumen versehenen Hinterfüße und den langen, nur am Grunde behaarten, übrigens nackten und mit Schuppenringen besetzten Schwanz. Der Körperbau ist gestreckt, der Kopf lang und zugespitzt und die Zahl der Zähne sehr bedeutend, indem ihre Gesammtzahl 50 beträgt. Die Füße sind kurz, mit starken krummen Krallen bewehrt und die Augen mit einer Nickhaut versehen. Das von Mexico bis Pennsylvanien verbreitete O. ist die größte Art dieser Gattung, 18 Zoll lang, ohne den 11 Zoll langen Schwanz. Der werthlose Pelz, der immer wie abgerieben aussieht, ist schmuzigweiß, hier mehr ins Gelbliche, dort ins Gräuliche und an den Füßen und Augen, über welchen letztern ein weißlicher Fleck steht, in rußiges Braun übergehend. Die großen, dünnhäutigen, schwärzlichen Ohren, der unbehaarte, widerlich bleich-fleischfarbene Wickelschwanz, die vorstehenden Augen und die eigenthümliche, starke, widrige Ausdünstung machen das O. zu einem widerlichen und überall gehaßten Thiere. Es verschläft den Tag in hohlen Bäumen und geht des Nachts auf die Jagd nach Vögeln, kleinen Säugethieren, Reptilien und Insekten, dringt aber auch in die Hühnerställe, wo es alles tödtet, was es erreichen kann. Um bei Verfolgungen sich zu retten, rollt es sich in einen Knäuel zusammen und behauptet, wenn es aufgefunden wird, hartnäckig den Schein des Todes, sodaß es alle Stöße und Verwundungen erträgt, ohne durch einen Laut oder Zucken das Leben zu verrathen. Die 12—16 Jungen, welche sehr unvollkommen, als kleine, formlose, nur 10 Gran wiegende Klumpen geboren werden, hängen sich in der Beuteltasche an die Zitzen der Mutter, wo sie sich festsaugen und in etwa 50 Tagen die nöthige Ausbildung erlangen. Aber auch nachher suchen die Jungen gelegentlich noch Schutz in der Beuteltasche der Mutter, welche die Tasche ganz eng und fest schließen und dann durch keine Marter dahin gebracht werden kann, sie zu öffnen. Das Fleisch ist zwar weiß, zart und fett, besitzt aber einen eigenthümlichen widrigen Geruch und wird daher nur von Negern gegessen. Eine zweite Art dieser Gattung, die surinamische Beutelratte (D. dorsigera), ist ebenfalls schon lange bekannt und besonders dadurch merkwürdig, daß sie die Jungen auf dem Rücken herumträgt und ihnen dabei den Schwanz zum Anhalt darbietet, weil sie statt einer Beuteltasche nur eine flache Hautfalte hat. Sie ist graugelb, an Stirn und Wangen weiß, etwa 8 Zoll lang, ohne den 7 Zoll langen Schwanz, und lebt in Surinam, Guiana und dem nordöstl. Brasilien.

Oppeln, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, ist Sitz einer Regierung, einer Oberpostdirection, eines Haupt- und Kreissteueramts, eines Kreisgerichts und anderer Behörden und zählt (1864) 10579 E. Die Stadt hat seit ihrer Erhebung (1816) zum Regierungssitz, besonders aber seit Vollendung der Oberschlesischen (1844—46) und Oppeln-Tarnowitzer (1857) Eisenbahn viel gewonnen. Sie besitzt vier kath. Kirchen (darunter die schon 995 erbaute Adalbertskirche) und eine evan-

gelische, eine Synagoge und ein altes Schloß (auf der Oderinsel Pascheke). Von höhern Unterrichtsanstalten besteht ein kath. Gymnasium, das aus dem 1801 aufgehobenen Jesuitencollegium entstanden ist und von etwa 450 Schülern besucht wird. In dem königl. Hebammeninstitut wird der Unterricht abwechselnd in deutscher und poln. Sprache ertheilt. Gewerbfleiß und Handel sind nicht unbedeutend. Die städtische Industrie erstreckt sich auf Band, Leinwand, Leder und Töpferwaaren. Der Handel ist hauptsächlich Speditionshandel mit Wein, Vieh und Bergwerksproducten. Außer Viehmärkten werden zu O. auch Getreide- und Wollmärkte gehalten. Die Oderschiffahrt bildet ebenfalls eine Erwerbsquelle für die Stadt. O. war früher die Hauptstadt des unmittelbaren Fürstenthums O. (137 Q.-M.) und seit 1200 die Residenz der oberschles. Herzoge aus dem Stamme der Piasten. Schon um 1024 galt O. als ein beträchtlicher Ort, der später in der schles. Landesgeschichte, besonders aber in den Zeiten des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Kriegs häufig genannt wird. Nach dem Aussterben jenes Fürstenhauses (1532) wurde das Land vom Kaiser eingezogen. Vgl. Idzikowski, «Geschichte der Stadt O.» (Oppeln 1863). Der gegenwärtige Regierungsbezirk O., das Herzogthum Ratibor, die Fürstenthümer Oppeln und Neisse und die freie Standesherrschaft Pleß umfassend, hat ein Areal von 243,08 Q.-M., zählt (1864) 1,192384 E. und zerfällt in 16 Kreise. Im Kreise O. liegen, außer der Stadt Krappitz an der Oder mit 2449 E., noch das Dorf Königshuld, mit 360 E. und einer großen Stahl- und Eisenwaarenfabrik, der Flecken Malapane am gleichnamigen Flusse, mit dem größten königl. Eisenwerke Schlesiens (500 Arbeiter), Maschinenbauerei, Hüttenamt u. s. w., ferner die Flecken Proskau mit 1460 E. und einer berühmten landwirthschaftlichen Lehranstalt, sowie Karlsruhe oder Pokoi mit 2182 E., einem schönen Schlosse und Gärten (Majorat des Herzogs von Würtemberg). Vgl. Triest, «Topogr. Handbuch von Oberschlesien» (Bresl. 1864).

Oppenheim, Kreisstadt der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, zur Pfalz gehörig, am Rhein und an der Eisenbahn $2^1/_2$ M. südlich von Mainz und $3^1/_2$ M. nördlich von Worms, auf dem steilen Abhange rebenreicher Hügel gelegen, hat 3010 E. (1864), bedeutenden Weinbau, lebhaften Handel und ansehnliche Schiffahrt. O. liegt an der Stelle des Römercastells Bauconia und wird unter den Karolingern als königl. Pfalz genannt. Später war es eine der bedeutendsten rhein. Reichsstädte. 1218 wurde es vom Erzbischof Adalbert von Mainz, 1620 von den Spaniern unter Spinola, 1631 von den Schweden unter Gustav Adolf, 1634 von den Kaiserlichen erobert und hart mitgenommen. 1689 zerstörten es die Franzosen unter Melac fast gänzlich. Noch jetzt liegt die prot. St.-Katharinenkirche, ein herrliches Denkmal deutscher Baukunst aus den J. 1262—1317, im kleinen ein Nachbild des kölner Doms, bis auf den östl. Theil, der 1838—43 restaurirt wurde, in Trümmern. Auf Glasbildern und Grabsteinen des 15. Jahrh. sieht man mehrfach die Wappen der Dalberge, Sickingen, Gemmingen u. s. w. Oberhalb der Stadt, mit ihr durch eine Mauer und durch unterirdische Gänge zusammenhängend, steht die Ruine der einst berühmten, ebenfalls 1689 zerstörten Reichsfeste Landskron, erbaut unter Kaiser Lothar, hergestellt von Kaiser Ruprecht, der hier 18. Mai 1410 starb. Bemerkenswerth sind bei O. auch die Schwedensäule und das romantisch gelegene Nierstein (s. d.), berühmt durch seinen Weinbau, der auch in den benachbarten Dörfern Dienheim und Schwabsburg stark betrieben wird. Auf der großen Ebene zwischen der Stadt und dem 1 M. südlicher an der Eisenbahn gelegenen Flecken Guntersblum, welcher 2064 E., ein großes hübsches Rathhaus, ein schönes gräfl. Leiningisches Schloß nebst Garten besitzt, wurde 4. Sept. 1024 der Salier Konrad II. zum Kaiser erwählt. Vgl. Franck, «Geschichte der ehemaligen Reichsstadt O.» (Darmst. 1859).

Oppert (Julius), ausgezeichneter deutscher Orientalist, geb. 9. Juli 1825 zu Hamburg von israel. Aeltern, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und ging 1844 nach Heidelberg, um die Rechte zu studiren. Doch entsagte er bald der jurist. Laufbahn und wandte sich zu Bonn und Berlin mit Eifer und Erfolg den orient. Studien zu. Nachdem er zu Kiel 1846 promovirt und zu Berlin die Untersuchung über «Das Lautsystem des Altpersischen» (Berl. 1847) veröffentlicht, wandte er sich 1847 nach Paris, wo er alsbald mit Letronne, Burnouf, de Saulcy und Longpérier in nähere Beziehungen trat. Bereits 1848 erhielt er eine Anstellung als Lehrer des Deutschen am Lyceum zu Laval, von wo er 1850 in gleicher Eigenschaft nach Rheims versetzt ward. Neben seinem Lehramte beschäftigte sich O. ununterbrochen mit dem Studium des Altindischen und Altpersischen, als dessen Frucht eine gediegene Arbeit über die Inschriften der Achämeniden (Par. 1852) erschien. 1851 wurde er von der franz. Regierung mit Fresnel und dem Architekten Thomas zur Er-

forschung der alten Ruinenstätten nach Mesopotamien gesandt, von wo er erst 1854 zurückkehrte. Es gebührt ihm das Verdienst, die Stätte des alten Babylon zum ersten mal im ganzen und zugleich auch gründlich erforscht zu haben. An 150 Quadratkilometer wurden von ihm trigonometrisch aufgenommen. Nach seiner Rückkehr wandte sich O. vorzugsweise der Entzifferung und Erklärung der assyr. Keilschrift zu. Seine Arbeiten auf diesem äußerst schwierigen Gebiete waren von glänzendem Erfolge begleitet. Er brachte nicht nur die eigentliche Entzifferung jener complicirten Schriftgattung wenigstens in ihren Principien zu einer gewissen Vollendung, sondern er ist auch der erste, welcher die Wiedererweckung der seit länger als zwei Jahrtausenden erstorbenen altassyr. Sprache sowie den Aufbau der Grammatik und des Wörterbuchs derselben glücklich begonnen hat. Außer zahlreichen kleinen Schriften, Journalartikeln und Beiträgen zu encyklopädischen Sammelwerken veröffentlichte er das Prachtwerk «Expédition de Mésopotamie» (Bd. 1, «Résultats de l'expédition», Par. 1859; Bd. 2, «Déchiffrements des inscriptions cunéiformes», 1861), ferner die «Études assyriennes» (Par. 1857), die «Éléments de la grammaire assyrienne» (Par. 1860), die Entzifferung der «Grande inscription du Palais de Khorsabad» (mit Ménant, 2 Bde., Par. 1863) sowie der «Inscriptions assyriennes des Sargonides» (Par. 1862). O.'s wissenschaftliche Leistungen wurden 1863 auch durch Verleihung des großen Kaiserpreises von 20000 Frs. anerkannt. Seit 1857 wirkt er als Professor des Sanskrit an der kaiserl. Bibliothek zu Paris. Für die Zwecke des Unterrichts hat er eine «Grammaire sanscrite» (Par. 1859) verfaßt.

Oppianus, ein griech. Lehrdichter gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr., aus Anazarba in Cilicien, wird für den Verfasser zweier noch vorhandener Gedichte gehalten, «Kynegetika» oder über die Jagd, und «Halieutika» oder über den Fischfang, die eine sorgfältige Nachahmung älterer Muster verrathen und einzelne wahrhaft dichterische Schilderungen darbieten. Die neuere Kritik hat sich jedoch für zwei verschiedene Dichter desselben Namens entschieden und schreibt nur die «Halieutika» dem genannten Cilicier, die «Kynegetika» aber einem weit jüngern O., aus Apamea in Syrien, zu. Die besten kritischen Ausgaben besorgten J. G. Schneider (Straßb. 1776; gänzlich umgearbeitet, Lpz. 1813) und Lehrs (Par. 1846).

Oppolzer (Johann), ausgezeichneter deutscher Arzt, geb. 3. Aug. 1808 zu Gratzen im böhm. Kreise Budweis, besuchte das Gymnasium zu Prag, wo er auch seinen philos. Cursus zurücklegte und sich dann an der Universität medic. Studien widmete. Nachdem er 1835 zu Prag promovirt, assistirte er erst einige Zeit dem Chirurgen Fritz, dann dem Professor Edlem von Krombholz und trat hierauf 1838 in die Privatpraxis ein, in welcher Stellung er bald einer der gesuchtesten Aerzte in der Hauptstadt Böhmens war. Bereits 1841 erfolgte seine Ernennung zum Professor der medic. Klinik und Primararzt des Allgemeinen Krankenhauses in Prag, und seine Vorlesungen wurden von In- und Ausländern ungewöhnlich stark besucht. 1848 folgte O. einem Rufe als Professor der speciellen Pathologie und Therapie und Director des Jakobshospitals nach Leipzig, wo er sich ebenfalls bald die ungetheilte Achtung der Studirenden erwarb und nach einiger Zeit vom Könige von Sachsen den Hofrathstitel erhielt. Aus Liebe zu seinem engern Vaterlande folgte er indeß schon 1850 einem Rufe an die Hochschule zu Wien, wo er seitdem ununterbrochen thätig war. In seinem ärztlichen Wirken beschränkte sich O. seit seiner Uebersiedelung nach Leipzig nur auf die Consiliarpraxis. Wiederholt wurde er von Leipzig und Wien aus in weite Entfernung an das Krankenbett hochgestellter Personen gerufen. Umfangreichere Werke hat O. nicht verfaßt, doch veröffentlichte er zahlreiche gediegene Aufsätze in der prager «Medic. Vierteljahrschrift», der wiener «Medic. Wochenschrift» und andern Fachzeitschriften. — Sein Sohn, Theodor O., geb. 26. Oct. 1841 in Prag, besuchte das josephstädter Piaristengymnasium zu Wien und widmete sich dann auf der dortigen Hochschule der Medicin. Neben dieser beschäftigte er sich eifrig mit mathem., besonders astron. Studien, für die er von Jugend auf große Vorliebe zeigte. Seit 1861 veröffentlichte er in den Fachzeitschriften eine Reihe astron. Arbeiten, darunter vorzugsweise Berechnungen von Kometen- und Planetenbahnen, die von wissenschaftlicher Bedeutung sind.

Opposition (lat., Gegensatz, Widerspruch, Widerstand) wird besonders von den Gegensätzen im Staate gebraucht und bezeichnet hier die der Regierung oder deren jeweiligen Trägern widerstrebenden Ansichten und Richtungen. Bei der Mannichfaltigkeit und Unstetigkeit der geschichtlichen Bedingungen werden Maßregeln der obersten Gewalt und allgemeine Institutionen nur selten und vorübergehend einhellige Zustimmung erfahren. Auch die gewiegteste Staatskunst vermag ihren Beschlüssen nicht diejenige Vollendung des Inhalts und der Form zu sichern, welche jede Beschwerde ausschließt und die Bürgschaft einer fortwährenden Berechtigung gewährt.

Die Frage, ob wenigstens das relativ Beste erreicht und ob die Summe der mit einer Entscheidung oder Einrichtung geschaffenen Nachtheile nicht größer sei als die Summe der Vortheile, muß daher immer offen und einem jeden die Befugniß vorbehalten bleiben, durch Beibringung abweichender Ansprüche der im Staate vertretenen höchsten Intelligenz alle Mittel der Beurtheilung zuzuführen. Sich hierin blos abweisend zu verhalten und jede O. mit wegwerfender Gleichgültigkeit aufzunehmen oder gar zu unterdrücken, ist eine Verirrung des Despotismus, welcher die Bestimmung des Staats, innerhalb alles Wechsels das Bleibende und Dauernde darzustellen, auf gleichviel welche Einsichten und Geschäftsgewohnheiten der Regierenden überträgt. Die Folgen einer derartigen Selbstverblendung sind Misgriff und gemeinschädliche Irrthümer auf der einen, Herabstimmung des öffentlichen Geistes, wenn nicht leidenschaftliche Feindseligkeit und destructive Gesinnungen auf der andern Seite. An der Spitze des parlamentarischen Systems steht deshalb der Grundsatz, daß die Erörterung abweichender Meinungen und die Möglichkeit, bisherige Widersacher zu überzeugen, gerade zu begünstigen sei. Gegenparteien, welche offen mit der Sprache herausgehen und sich darauf gefaßt halten müssen, ihr Programm selbst durchzuführen, gerathen nicht so leicht auf den Abweg gehässiger Verbitterung, unpraktischer Ideologie und factiöser, blos die Person der Staatslenker oder gar die ganze Staatsordnung befehdender O. Zugleich bringt es der Kampf selbst mit sich, daß haltlose Forderungen beseitigt und die allein gewichtigen Ansprüche auf wahrhaft polit. oder volkswirthschaftliche Principien zurückgeführt werden. Constitutionelle Staaten gewinnen so ihre Macht und Einsicht aus dem Aufeinandertreffen der Parteien, von denen die jeweilig zur Mehrheit in der Volksvertretung anwachsende an die Regierung gelangt, während die andere in die Stellung der O. zurücktritt. Insofern sich dieselbe auf nothwendige Grundgedanken bezieht und die daraus hervorgehenden Folgerungen zu verwerthen sucht, wird sie als **systematische** O. zur Gegnerin aller principiellen Maßregeln der das Ruder führenden Staatsmänner. Dieses berufsmäßige, die Regierung in Wahrheit ergänzende Vorgehen schließt aber deren Unterstützung in allen Fragen, wo der Principienstreit aus dem Spiele bleibt, keineswegs aus. Im Gegentheile müßte eine Partei, welche ihren Widerstand auch auf solchen Gebieten fortsetzt und den Regierenden äußerstenfalls selbst die Mittel zur Vertheidigung der äußern Macht und Ehre des Staats verweigert, als persönliche und factiöse O. ihre Berechtigung verlieren.

Optativ nennt man in der griech. Grammatik eine Form des Verbums, die zum Ausdruck der Beziehungen des Wunsches (daher der lat. Name optativus von optare, wünschen), der Bedingung und überhaupt der bloßen Möglichkeit dient. Diese Verbalform ist ursprünglich allen indogerman. Sprachen gemeinsam; sie wird von den Stammformen des Verbums durch Anfügung von j oder ja abgeleitet. Auch die Form, welche in der deutschen Grammatik Conjunctio genannt wird, ist die Optativform, die im Gothischen noch deutlich vorliegt, z. B. bar, ich trug, bēr-ja-u, ich trüge. In der spätern Sprachentwickelung zeigt sich das j (ja) nur im Umlaut der vorhergehenden Silbe: trug, trüge.

Optik (vom griech. optikos, d. i. zum Sehen gehörig) heißt wörtlich die Lehre vom Sehen; weil aber das Licht die Ursache alles Sehens ist, so bezeichnet man damit die Lehre vom Lichte. Da das Sehen der Objecte uns auf verschiedene Weise durch das Licht vermittelt wird, so theilt man die Lehren der O. in verschiedene Hauptkapitel. Erstens kann das Licht von selbstleuchtenden Körpern aus sich fortpflanzen, und dies geschieht, wenn kein Hinderniß im Wege steht, nach allen Seiten hin geradlinig. Den Inbegriff aller hierhergehörigen Thatsachen und Lehren nennt man oft O. im engern Sinne. Zweitens kann das Licht von mehr oder weniger undurchsichtigen (opaken) Körpern an der Oberfläche zurückgeworfen (reflectirt, gespiegelt) werden. Alle hierhergehörigen Thatsachen werden in der **Katoptrik** erörtert, während drittens die Fälle, welche eintreten, wenn das Licht durch durchsichtige (diaphane) Körper hindurchgeht, also die Phänomene der einfachen und doppelten Brechung, in der **Dioptrik** abgehandelt werden. Hierzu kommt noch die Lehre von den besonders in neuerer Zeit genauer untersuchten Erscheinungen der Interferenz (s. d.) und der Polarisation (s. d.) des Lichts. Einen wichtigen Theil der O. im engern Sinne bildet auch die Lehre von der Lichtstärkemessung oder Photometrie (s. d.), und einer wichtigen Anwendung optischer Lehren begegnen wir außerdem in der Perspective (s. d.). Aus einem Buche des Euklid über O. geht hervor, wie unentwickelte Ansichten die Alten über diese Lehre hatten. Im Mittelalter wurde sie besonders durch Alhazen, Vitellio, Porta und Kepler gefördert, während sie in neuerer Zeit durch Newton, Young, Fresnel, Brewster, Herschel, Euler, Fraunhofer, Kirchhoff u. a. einen ungeahnten Aufschwung erhielt.

Optimātes und Populāres sind zwei Namen, mit welchen die beiden polit. Parteien, die

in den spätern Zeiten der röm. Republik sich gegenüberstanden, benannt wurden. Man könnte die erste, deren eigentlichen Kern der größte Theil des Senats und der Notabilität überhaupt (s. Nobiles) bildete, die aristokratische oder conservative nennen, während die zweite, welche aus der Masse des Volks bestand, die demokratische und, weil häufig für Neuerungen streitende Führer, selbst aus den Reihen der Notabilität, in reiner oder ehrgeiziger Absicht an ihre Spitze traten, die Bewegungspartei vorstellt. Der Kampf zwischen beiden begann, als die beiden Gracchen, Populares, d. i. Volksmänner im edelsten Sinne des Worts, der Bedrückung und Armuth des Volks aufzuhelfen unternahmen. Nachdem dieselben an dem Widerstande der sog. Gutgesinnten, der Optimaten, gescheitert, erneuerte sich der Kampf durch Marius und Cinna. Noch einmal siegten die Optimaten durch Sulla; endlich aber unterlagen sie mit ihrem oft schwankenden Führer Pompejus der Kraft und dem großen Geiste Julius Cäsar's, der, um seine umfassenden polit. Plane auszuführen und zur Alleinherrschaft zu gelangen, an die Spitze der Popularen getreten war. Der Versuch, nach Cäsar's Ermordung die alte Herrschaft wiederzugewinnen, endete mit der Niederlage des Brutus und Cassius durch Antonius und Octavianus, in deren spätern eigenen Streitigkeiten die alten Gegensätze erloschen.

Optimismus (vom lat. optimus, der beste) wird die philos. oder religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, daß die Welt, worin wir leben, ungeachtet ihrer scheinbaren Unvollkommenheiten im einzelnen, im ganzen vollkommen und auf die Glückseligkeit der darin lebenden Geschöpfe berechnet sei. Dieser Lehrmeinung waren schon im Alterthume die Stoiker und Plotin zugethan. Vorzugsweise aber versteht man darunter die Wendung, welche Leibniz in seiner Theodicee mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel in Beziehung auf die vielen Uebel in der Welt, dieser Lehre gab: Gott habe unter allen möglichen Welten, welche sein unendlicher Verstand gedacht, nach der Vollkommenheit seines Willens die beste auswählen und hervorbringen müssen. Denn wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt oder nicht haben schaffen können oder nicht schaffen wollen, welches alles mit seiner Vollkommenheit streiten würde. Das Gegentheil des O. ist der **Pessimismus**, welcher annimmt, es sei alles in der Welt so schlecht, als es nur sein könne, um nicht augenblicklich gänzlich zu Grunde zu gehen, welches das Bessere wäre. Außerdem gibt man aber auch dem Worte die Bedeutung einer Gemüthsstimmung, indem man einen **Optimisten** den nennt, welcher alle Begegnisse seines Lebens von der besten und heitersten Seite auffaßt, den Menschen, mit denen er zu thun hat, das Beste zutraut und überall die Hoffnung und den guten Muth vorwalten läßt, während ein **Pessimist** der ist, welcher überall zuerst die Hindernisse erblickt, die Menschen im allgemeinen für schlecht ansieht und am Siege der guten Sache verzweifelt.

Optische Täuschung oder **Augentäuschung**, Gesichtsbetrug, ist eine Täuschung hinsichtlich einer wahrgenommenen Erscheinung, welche aus einem falschen Urtheile über das Gesehene hervorgeht. Eine große Menge solcher Täuschungen kommt namentlich bei dem Anblicke der Himmelskörper vor. Wir halten z. B. sämmtliche Gestirne für gleichweit von uns entfernt, als befänden sie sich an der innern Fläche einer hohlen Halbkugel, halten Sonne und Mond für flache Scheiben von gleicher Größe, welche aber beim Auf- und Untergange größer sind als zu jeder andern Zeit u. s. w. Sehr viele optische Täuschungen haben ihren Grund darin, daß der Lichteindruck auf das Auge eine gewisse, wenn auch sehr kleine Zeit erfordert, um vom Auge deutlich empfunden zu werden, daß er aber, einmal empfunden, im Auge eine gewisse Zeit, etwa eine Viertelsecunde, fortdauert. Von besonderer Wichtigkeit sind auch die sog. geometrischen Augentäuschungen, von denen die einfachsten etwa folgende sind. In einem horizontal gestellten Quadrate erscheinen die beiden horizontalen Seiten viel kleiner als die beiden verticalen. Dasselbe gilt in Bezug auf die horizontalen Seiten in jedem regelmäßigen Polygon. Parallele Linien erscheinen bedeutend convergent oder divergent, wenn sie in geeigneter Weise von schrägen Linien durchschnitten werden. Alle sehr spitzen Winkel erscheinen größer, als sie wirklich sind, u. s. w.

Optometer (griech.) heißt eine Vorrichtung zur Bestimmung der deutlichen Sehweite des menschlichen Auges. Für die Wahl und Berechnung der Krümmung der Brillengläser ist es nöthig, die normale deutliche Sehweite des Individuums, für welches die Brille bestimmt ist, kennen zu lernen. (S. **Accommodationsvermögen** und **Brille**.). Das einfachste O. besteht nun darin, daß man vermittels eines Maßstabs die Entfernung bestimmt, in welcher der Betreffende eine Schriftprobe von bestimmter Größe geläufig lesen kann. Gewöhnlich wendet man hierzu die Jäger'schen Schriftproben an. Man kann diesem O. eine bequemere und handlichere Form in folgender Weise geben. Von zwei, nach Art eines Fernrohrs ineinander verschiebbaren Messingröhren trägt die eine an ihrem Ende auf einer mattgeschliffenen Glasplatte

ein photographisches verkleinertes Bild verschiedener Schriftproben. Die andere Röhre enthält ein als Mikroskop oder Lupe dienendes Linsensystem. Der Hindurchblickende muß nun, um die Schrift deutlich lesen zu können, je nach der Größe seiner Sehweite das eine Rohr mehr oder weniger weit in das andere hineinschieben oder aus ihm herausziehen. Die Größe dieser Verschiebung kann man auf einer daneben befindlichen Scala erkennen, auf welcher am besten gleich die für die betreffenden Stellungen des O. berechneten Krümmungsnummern der Brillengläser verzeichnet sind. Auf wesentlich andern Principien beruht die Construction der O. von Stampfer und Young. Diesen liegt nämlich die unter dem Namen des Scheiner'schen Versuchs bekannte Thatsache zu Grunde, daß, wenn man dicht vor das Auge einen Schirm mit zwei feinen Oeffnungen, etwa Nadelstichen, bringt, deren Entfernung geringer als der Durchmesser der Pupille ist, dann ein schmales Object, etwa ein feiner Faden, wie bei Young, oder eine schmale Spalte, wie bei dem Stampfer'schen O., im allgemeinen in verschiedenen Entfernungen vom Auge doppelt erscheint und nur in dem Falle einfach wahrgenommen wird, wenn es sich genau in der Entfernung der deutlichen Sehweite des Auges befindet.

Opuntia, Fackeldistel, Feigendistel, Indianische Feige, Wundfeige, eine zu der 12. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Cacteen gehörende und nur in Amerika einheimische, jetzt aber auch nach Asien, Afrika und Südeuropa verbreitete Pflanzengattung, besitzt einen fleischigen, meist aus zusammengedrückten Gliedern bestehenden, seltener walzlichen Stengel, der nur an den jüngsten Trieben kleine stielrunde, sehr hinfällige Blätter trägt, übrigens aber blattlos ist und aus den Stachelbüschen oder dem Rande oder Scheitel der Glieder einzelne oder selten doldentraubig-rispige Blüten treibt, welche eine gelbe, seltener weiße oder rothe Blume besitzen, und deren Griffel am Grunde zusammengeschnürt ist. Die hierhergehörenden Pflanzen sind mit mehr oder minder langen Stacheln oder Stachelborsten bewehrt, selten stachellos, und werden dadurch oft unangenehm, daß ihre Stachelborsten sehr leicht in der Haut haften bleiben und beschwerliches Jucken erregen. Die Früchte sind feigenartig, nach Entfernung der äußern stacheligen Haut meistens eßbar, schleimig, mehr oder minder süß oder fade und haben das Eigenthümliche, den Harn roth zu färben. In den heißern Ländern werden mehrere Arten zu Einfriedigungen verwendet, welche wegen ihres dichten Wachsthums und ihrer Stacheln einen guten Schutz abgeben. Am bekanntesten ist die sog. indische Feige oder echte Feigendistel (O. vulgaris Mill.), welche, zeitig aus Amerika gebracht, in ganz Südeuropa und Nordafrika angepflanzt und an Felsen und dürren Orten verwildert ist. Ihre Früchte sind groß und werden in jenen Gegenden allgemein gegessen. Eine zwerghafte Form dieser Pflanze, welche mit Unrecht für eine eigene Art gehalten und Zwergfeigendistel (O. nana) genannt worden ist, ist selbst in Südtirol und der südl. Schweiz an sonnigen Felsen verwildert. Sie zeichnet sich durch Kleinheit und ihren ausgebreitet niederliegenden, kriechenden Stengel aus. Wichtig ist für manche Gegenden die Cochenillopuntie oder Nopalpflanze (O. coccinellifera Mill.), welche sich durch rothe, nicht ausgebreitete Blüten und lang vorragende Staubgefäße unterscheidet. Sie wird, wie gleichfalls die Tunaopuntie (O. Tuna Mill.), welche durch die Anwesenheit langer Stacheln kenntlich ist, in Südamerika eigens im großen angepflanzt, weil auf ihnen die Cochenillschildlaus (s. Cochenille) lebt. Die Versuche, sie in Südfrankreich im großen zu ziehen und hierdurch die Zucht jener für die Färberei wichtigen Insekten dort einheimisch zu machen, sind ohne genügenden Erfolg geblieben. Dagegen hat man in neuerer Zeit mit glücklicherm Erfolge diese Cultur in Spanien, Sicilien und Algerien eingeführt. Fast alle Opuntienarten schwitzen in ihrem Vaterlande ein Gummi aus, welches dem Traganth oder Bassoragummi ähnlich sein soll. Die O. lassen sich leicht durch Abschnitte von Stengelgliedern vermehren, welche man mit der Schnittfläche in den Boden (leichten, mit Humus vermengten Sandboden) steckt, wo sie sich bald bewurzeln. Man zieht die O. vulgaris bei uns häufig im Topfe als Zimmerpflanze, um ihre saftigen Stengelglieder bei Wunden und Hautentzündungen in Stücke zerschnitten zur Kühlung aufzulegen, woher der Name Wundfeige.

Opus operatum bezeichnet nach kirchlichem Sprachgebrauche jedes Werk, welches, an dem Menschen oder für den Menschen vollbracht, auch ohne sein persönliches Zuthun demselben zugute kommt. Nach röm.-kath. Lehre bedarf es, um den Menschen zum Heile zu führen, von seiner Seite weiter nichts, als daß er der Wirksamkeit der kirchlichen Heilsveranstaltungen kein Hinderniß entgegensetzt. So wirken namentlich die Sakramente ex opere operato, d. h. rein objectiv, ohne daß es erst des subjectiven Glaubens bedarf, um sie wirksam zu machen. So kann die Kindertaufe von der Verdammniß erlösen, desgleichen können Seelenmessen aus dem Fegfeuer befreien, ohne daß dabei ein Zuthun dessen, an dem oder für den das Sakrament

vollbracht wird, erforderlich wäre. Die Reformatoren haben diese rein objective (d. h. magische) Wirksamkeit der Sakramente bekämpft und als unerlaßliche Bedingung ihrer Wirksamkeit den persönlichen Glauben gefordert, obwol nur die reform. Kirche diese prot. Grundanschauung festgehalten hat, während die schon zu Ende des 16. Jahrh. ausgebildete luth. Sakramentslehre wesentlich zu der röm.-kath. Auffassung des Opus operatum zurückkehrte. Im erweiterten Sinne hat die prot. Polemik gegen die röm. Kirche mit dem Namen Opus operatum überhaupt jede Handlung bezeichnet, bei welcher nicht sowol die innere Gesinnung, aus der sie hervorgeht, als die äußere Leistung rein für sich als werthvoll betrachtet wird, als Beten, Singen, Fasten, Wallfahrten, Almosengeben u. s. w. Eine solche Werthschätzung des äußern Werks als solchen, wie sie namentlich aus der röm.-kath. Lehre von der Genugthuung (satisfactio operis) als eines wesentlichen Bestandtheils der Buße (s. d.) hervorging, hängt allerdings nahe genug mit der Lehre von einer rein äußern Wirksamkeit der kirchlichen Gnadenmittel zusammen.

Opzoomer (Karl Wilh.), namhafter niederländ. Philosoph der Gegenwart, geb. 20. Sept. 1821 zu Rotterdam, gab schon als Student zu Leyden ein «Sendschreiben an da Costa» heraus zur Bestreitung der holländ. Orthodoxie und eine «Beurtheilung der holländ. theol. Jahrbücher», in welcher er den Versuch, die christl. Apologetik auf das sog. Zeugniß des Heiligen Geistes zu gründen, angriff. Nachdem er 31. Oct. 1845 zu Leyden Doctor der Rechte geworden, auch die philos. Doctorwürde honoris causa erhalten, ward er 21. Jan. 1846 zum Professor der Philosophie an der Universität zu Utrecht ernannt. Durch seine polit. Schriften «Ueber directe oder indirecte Wahlen» wirkte er 1848 für Einführung des neuen Grundgesetzes. In demselben Jahre ernannte ihn der König zum Mitgliede und Secretär einer Commission, die ein neues Universitätsgesetz entwerfen sollte. Er selbst bezweckte hierbei eine radicale Reform und die Verschmelzung der drei Universitäten des Landes in eine, gab auch, da seine Collegen sich dem nicht geneigt zeigten, seinen Plan als «Gesetzentwurf über die Reform der Universitäten» heraus. O.'s philos. Standpunkt ist der eines rationalen Empirismus. Sein Handbuch der Logik, «De weg der wetenschapen» (Utrecht 1851; deutsch von Schwindt, Utrecht 1852), erschien in dritter, gänzlich umgearbeiteter Auflage unter dem Titel «Het wezen der kennis» (Amsterd. 1863). Demselben schlossen sich zunächst an die beiden Werke «Wetenschap en wijsbegeerte» (Amsterd. 1857) und «De waarheid en hare kenbronnen» (Amsterd. 1862). Außerdem trat er in vielen andern Schriften für den Fortschritt auf polit., rechtsphilos. und auch religiösem Gebiete in die Schranken. Die moderne niederländ. Theologenschule betrachtet ihn als ihren hauptsächlichsten Begründer und Förderer. Seine eigenen theol. und religionsphilos. Ansichten legte er am ausführlichsten in dem Werke «De godsdienst» (Amsterd. 1864) dar. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen die Rede «De philosophiae natura» (Utrecht 1852), «Conservatismus und Reform» (deutsch, Utrecht 1852), «Commentar zum Civilgesetzbuche Hollands», «Sechs Reden über die Ethik» u. s. w.

Orakel (oracula) nannten die Römer sowol die angeblichen Götteraussprüche, welche an bestimmten heil. Stätten den Anfragenden durch priesterliche Personen, als auch die Orte selbst, an welchen diese Aussprüche unter besondern Vorbereitungen und Gebräuchen ertheilt wurden. Der Ursprung derselben reicht bis in das höchste Alterthum zurück. Schon bei den Aegyptern finden sich verschiedene Orakelstätten, unter denen aber nur die des Amun-Chnubis (von den Griechen Zeus-Ammon genannt) in der Oase von Siwah eine über die Grenzen Aegyptens hinausreichende Bedeutung gewann. In Griechenland erlangte zuerst das O. des Zeus zu Dodona (s. d.), später das des Apollon zu Delphi (s. d.) den größten Ruhm und weitreichendsten Einfluß. Außerdem hatten Zeus zu Elis, zu Olympia und auf Kreta, Apollon auf Delos, zu Abä in Phokis, zu Klaros unweit Kolophon und im Heiligthume der Branchiden bei Milet angesehene Orakelstätten; auch erhielt sich das O. des Trophonius zu Lebadea und das des Amphiaraus in Oropus längere Zeit in Ansehen und Einfluß; ferner gab es noch außer manchen Götterorakeln von mehr localer Bedeutung eine ziemliche Anzahl von Traum- und Todtenorakeln. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, welche in einem Haine und einer Grotte bei Tibur weissagte, die cumanische Sibylle (s. d.), die Sibyllinischen Bücher, das O. des Faunus und das der Fortuna zu Präneste abrechnet, welche größtentheils nur der ältesten Zeit angehören und nachher verschollen sind, keine einheimischen O., sondern nahmen ihre Zuflucht zu denen in Griechenland und zu dem des Ammon. Der Zweck der O. war im allgemeinen wol auf Beförderung milder Sitten und Besserung der Menschheit durch Gebote und Warnungen gerichtet, daher durch dieselben nicht selten Unglückliche gerettet, Rathlose berathen, gute Anstalten mit göttlichem Ansehen bekräftigt und Sittensprüche sowol als Staatsmaximen geheiligt wurden. Bei

Gründung von Colonien, bei Einführung neuer Verfassungen, bei wichtigen Unternehmungen im Kriege und Frieden, namentlich aber bei außerordentlichen Unglücksfällen wendete man sich an die O., und die Vorsteher derselben bedurften ebenso vieler Behutsamkeit als Klugheit, um den Erwartungen der Anfragenden zu entsprechen oder wenigstens sich nicht bloßzustellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Doch war diese berüchtigte Zweideutigkeit der Orakelsprüche ursprünglich nicht auf Betrug abgesehen, wie es die spätern Zeiten auslegten, sondern es schien dieser Räthselstil, wie er überhaupt dem Alterthum eigenthümlich, so auch der göttlichen Natur vorzüglich angemessen, theils weil dies zu weiterm demüthigen Forschen nöthigte, theils vielleicht auch darum, weil man glaubte, daß die Götter ihr höheres Wissen dem untergeordneten Menschengeschlechte nie ohne einiges Widerstreben offenbar machten. Bisweilen lag auch in der Dunkelheit der O. jene Ironie, die sich selbst im Alten Testamente findet und der Misbilligung des Unrechts eine schärfere Schneide gibt. Obwol die O. auch dem Betruge und der Bestechung sicherlich unterworfen waren, haben sie doch lange ihre Bedeutsamkeit behalten; sie sanken erst nach dem gänzlichen Verluste der Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands, bis zuletzt unter der Regierung des Theodosius die Tempel der weissagenden Götter für immer geschlossen oder zerstört wurden. Augenscheinlich haben in den O. auch die Erscheinungen des Schlafwachens und Hellsehens, ja sogar der Hysterie (wo Frauenzimmer den Willen der Götter verkündigten) eine Rolle gespielt. Vgl. F. A. Wolf, «Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Alterthum» in dessen «Vermischten Schriften und Aufsätzen» (Halle 1802), Clavier, «Mémoire sur les oracles des anciens» (Par. 1818), sowie die Schriften von Wiskemann (Marb. 1838), Papst (Bonn 1840) und G. Wolff (Berl. 1854).

Oran, die Hauptstadt der gleichnamigen und westlichsten Provinz der franz. Colonie Algier, am Mittelländischen Meere, im Hintergrunde des nach ihr benannten Golfs, mit 35307 E. (1861), wovon zwei Drittel Europäer, meist Spanier, ist gut befestigt, neu und gut gebaut, der Sitz eines Militärgouvernements und daher vor allem mit vielen Gebäuden für die Militärverwaltung versehen. Die Stadt besitzt zwei Häfen, den unmittelbar dabei gelegenen, der minder gut, und den von Mers-el-Kebir, 2 St. nördlich von O. und durch eine Straße mit demselben verbunden. O. war schon im Alterthum von einer Römercolonie besetzt oder gegründet (Unica colonia) und kam nacheinander an die Vandalen, Berbern, Araber und Türken. 1509 bemächtigten sich der Stadt die Spanier, die als ihre zweiten Begründer gelten können. Sie behielten dieselbe bis 1708, wo sie in die Hände der Türken fiel, eroberten sie aber 1732 aufs neue und vermehrten mit ungeheuern Kosten die Festungswerke, als die des wichtigsten Punktes ihrer Besitzungen auf der nordafrik. Küste. Infolge des furchtbaren Erdbebens vom 9. Oct. 1790, welches die Stadt fast zu einem Trümmerhaufen machte, und der darauffolgenden Angriffe des Bei von Maskara sahen sich aber die Spanier gezwungen, im März 1792 die Stadt den Türken durch Capitulation zu übergeben, unter deren Herrschaft sie nun immer mehr verfiel, bis sie die Franzosen, in deren Gewalt sie 1831 bei der Eroberung Algiers kam, wieder aufbauten und als den wichtigsten Punkt des Westens ihrer algier. Besitzungen von neuem befestigten, auch zur Hauptstadt des nach ihr benannten Militärgouvernements machten. Diese Provinz O., die Mauritania Cäsariensis der Römer, zuletzt unter den Türken die Provinz Maskara, erstreckt sich an der Küste vom Cap Magroue bis zur Mündung des Ued-Adjeroud. Der fruchtbare nördl. Theil oder Tell umfaßt 680, die Steppenregion im hochgelegenen mittlern Theile 1170, die Sahara 3410 O.-M. Die Provinz hat vier Arrondissements: Maskara, Mostaganem, Tlemsen und O., und fünf Militärsubdivisionen: O., Maskara, Mostaganem, Sidi-Bel-Abbes und Tlemsen. Die Bevölkerung belief sich 1861 auf 109464 Seelen, wovon 78442 Europäer. Die bedeutendsten Städte sind an der Küste Mostaganem, Handelsentrepôt von O., mit 11500 E., und Arzew, mit der sichersten Rhede auf der ganzen Küste und 1050 E., unweit der Trümmer des alten Arsenaria der Römer und in der Nähe des großen, meist trockenliegenden Salzsees Melah, dessen Ausbeute dem Staatsschatz großen Gewinn bringt; im Innern Maskara, sonst die blühende Hauptstadt der Provinz, in der überaus fruchtbaren Egresebene, mit 8092 E., Gewerbeanlagen, Weinbau; Tlemsen, in sehr fruchtbarer, wasser- und obstreicher Gegend, mit 19673 E., Achat-, Blei- und Kupferminen und bedeutendem Handel in das Innere, sonst der Sitz eines Bei, und Sidi-Bel-Abbes mit 5105 E.

Orange, Orangenbaum, s. Citrus.

Orange, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Vaucluse, in einer wohlbewässerten, herrlichen Ebene der Provence, am Flüßchen Meyne, kaum 1 M. östlich von

dem Rhône, an der Lyoner Eisenbahn 3½ M. im Norden von Avignon gelegen, ist eng gebaut, besitzt aber mehrere öffentliche Plätze und vortreffliche Fontainen. Der Ort ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat zwei Friedensgerichte, ein Arbeiterschiedsgericht (Conseil de prud'hommes), ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaukammer, eine akademische Gesellschaft sowie Societäten für Landwirthschaft, für Künste und Wissenschaften und zählt (1861) 10007 E. (darunter viele Protestanten), welche außer Wein- und Krappbau zahlreiche Seiden- und Krappmühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Färbereien, Gerbereien und hydraulische Schneidemühlen unterhalten, Woll- und Baumwollstoffe, Mosaiken, Oel und Essenzen fabriciren und Handel mit Wein, Krapp, Safran, Sämereien, Trüffeln, Wachs, Honig, Wolle, Branntwein und andern eigenen Fabrikaten treiben. Die Stadt, das Arausio der Alten im Lande der Cavari, ist berühmt wegen ihrer bedeutenden röm. Alterthümer, unter denen vorzüglich ein ziemlich wohlerhaltenes Theater, ein prächtig decorirter Triumphbogen, gewöhnlich Arc de Marius genannt, und eine Wasserleitung sich auszeichnen. Im J. 105 v. Chr. erlitten hier der röm. Proconsul Q. Servilius Caepio und Consul Cn. Manlius durch die Cimbern eine gänzliche Niederlage. Im Mittelalter und noch im Anfang der Neuzeit war O. der Hauptort des Fürstenthums Oranien (s. d.) sowie bis zur Revolution Sitz eines Bischofs. Auch besaß es von 1365 bis zur Revolution eine Universität. Als einer der Sitze der Hugenotten hatte es in den franz. Bürgerkriegen im 16. Jahrh. viel zu leiden. Zu O. wurden in alten Zeiten mehrere Concile gehalten, unter denen das im J. 529, in dem man die Semipelagianischen Streitigkeiten verhandelte, das berühmteste ist. Von der alten Kathedrale, welche 529 vollendet, später von den Barbaren zerstört, dann 1085 und 1176 wieder aufgebaut und 1208 eingeweiht wurde, sind nur wenige Reste übrig. Ganz verschwunden sind die Festungswerke, welche 1622 Moritz von Oranien errichten, Ludwig XIV. aber 1660 demoliren ließ.

Orangelogen heißen die polit. Vereine, welche die engl.-prot. Partei in Irland den Bestrebungen der kath. Partei entgegenstellte. Als der Bund der vereinigten Irländer gegen Ende des 18. Jahrh. das engl. Interesse in Irland (s. d.) bedrohte, vereinigten sich 21. Sept. 1795 die entschlossensten Orangemen (Orangemänner, wie die katholischen, den vertriebenen Stuarts anhängenden Irländer die dem Oranier Wilhelm III. und dessen Nachfolgern ergebenen Protestanten nannten) niedern Standes in eine Orangeloge oder ein Ordensbündniß, welches die Aufrechthaltung des prot. Uebergewichts überhaupt sowie die des Hauses Braunschweig auf dem Throne der drei Königreiche zum Zweck hatte. Bei der dringenden Gefahr und der Loyalität des Bundes aus engl. Gesichtspunkte traten bald Protestanten der höhern Stände, selbst königl. Prinzen hinzu, und bereits 1798 wurde die große Loge von Irland gestiftet. Einen großen Aufschwung nahm der Orangebund nach der legislativen Union 1800; selbst in England kamen Logen zu Stande. Die Wirksamkeit des Bundes äußerte sich jedoch länger als ein Jahrzehnt nur in Aufzügen und Reibungen gegen die Katholiken. Erst als O'Connell (s. d.) den Katholischen Verein reorganisirte und die Frage der Katholikenemancipation näher rückte, erreichte der gegenseitige Haß seinen Gipfelpunkt. Doch vermochte der Orangebund die toleranten Gesinnungen der Mittelklassen nicht zu unterdrücken. Die Tories selbst mußten 1829 die Katholikenemancipation einleiten, durch welche Maßregel eigentlich die prot. Suprematie von seiten des Staats aufgegeben wurde. Die Orangisten geriethen hiermit in Widerspruch mit der Regierungspolitik, den Gesetzen und der öffentlichen Meinung. Ihre neue Stellung erhielt einen noch schroffern Charakter, als 1830 die Whigs ans Staatsruder gelangten und im Einverständnisse mit der irischen Nationalpartei die Parlamentsreform durchsetzten. Nach einer Menge blutiger Scenen wurde 1832 die Jahresfeier der Schlacht am Boynefluß verboten; zugleich traf die vom Könige befohlene Auflösung aller Vereine noch während der Parlamentsdebatten auch die O. Der Bund nahm jetzt die Form eines geheimen Ordens an, der in wenigen Jahren zahlreiche Mitglieder über das ganze brit. Reich gewann und sich auch in den Colonien verbreitete; in Canada, Neusüdwales, sogar in Vandiemensland gab es Orangisten. Der Herzog von Cumberland (der spätere König Ernst August von Hannover), der als Toryhaupt und Feldmarschall doppelten Einfluß besaß, war Großmeister des Ordens, und man beschuldigte die Orangisten, zu Gunsten desselben die Thronfolge verändern zu wollen. Die Zahl der Logen belief sich auf dem Höhepunkte des Bundes in Irland auf 1500, in England auf 350; die Gesammtzahl der Ordensbrüder schätzte man auf 300000. In der Parlamentssession von 1835 trug endlich der irländ. Abgeordnete Finn auf eine Untersuchung des Zustandes der O. an, die zu lebhaften Erörterungen führte. Die Regierung begann die Orangisten von den öffentlichen Aemtern auszuschließen, und das Parlament von 1836 richtete an den König eine Adresse, in

der es die Unterdrückung der orangistischen Umtriebe verlangte. Der Herzog von Cumberland erklärte hierauf, daß er sämmtlichen Logen die Auflösung empfohlen habe, und bald lösten sich die Logen nacheinander auf oder galten wenigstens der Form nach für aufgelöst. Mit den Logen waren jedoch die Orangisten selbst mit ihren Volksversammlungen und Demonstrationen nicht verschwunden. Als die nicht mehr von O'Connell zurückgehaltene Repealpartei 1848 einen offenen Aufstand versuchte, wirkten die Orangemen ihr energisch entgegen und schleuderten den Vorwurf ungesetzlicher Tendenzen mit Erfolg auf ihre Widersacher zurück. Auch nach dem Mislingen des Insurrectionsversuchs führte die gegenseitige Erbitterung nicht selten zu blutigen Auftritten, wie 12. Juli 1849 bei Dolly's Brae und 14. Juli 1863 zu Belfast. Seitdem hat das revolutionäre Gebaren der Fenier eine vermehrte Thätigkeit der Orangemänner hervorgerufen, die von neuem als die Vertheidiger der engl. Herrschaft in Irland auftreten und unter den gegenwärtigen Umständen wieder mehr von der Regierung begünstigt werden.

Orangerie ist der gemeinschaftliche Name für alle zur Familie der Aurantiaceen und besonders zur Gattung Citrus (s. d.) gehörenden Gewächse, welche in Deutschland nur in Kübeln oder Töpfen gezogen und blos während des Sommers ins Freie gestellt werden können, im Winter dagegen im Kalthause (auch Orangeriehaus genannt) aufbewahrt werden müssen. Obwol die Cultur der Orangeriegewächse wegen deren Schönheit und Anmuth zu den ältesten und verbreitetsten Zweigen der Gärtnerei gehört, ist sie doch eine ziemlich unsichere und schwierige. Die Hauptbedingung ihres Gelingens ist die rechte Mischung der Erde. Frischer Dünger darf durchaus nicht verwendet werden. Eine Mischung von 1 Theil Humus, 2 Theilen schwerer Wiesenerde und 1 Theil Kuhdüngererde soll der zweckmäßigste Boden sein. Die jungen Bäumchen, welche man gewöhnlich aus Samen erzieht, müssen alle zwei Jahre umgepflanzt werden. Mit dem Begießen muß man sehr vorsichtig sein. Während des Winters sind die Orangeriegewächse in einem recht hellen Local, dessen Temperatur nie über 8° R. betragen darf, aufzubewahren. Die aus Samen gezogenen Pflanzen werden durch Pfropfen, Oculiren und Copuliren veredelt und die Edelreiser von recht kräftigen Bäumen genommen. Unter den zahlreichen Spielarten der Orangengewächse ist die kleine myrtenblätterige Varietät des Citrus Aurantium L. zur Zimmercultur besonders beliebt und empfehlenswerth.

Orang-Utang (Simia oder Pithecus) ist der Name einer Affengattung, welche sich durch dicke fleischige Schwielen auf den Wangenknochen, die fast bis auf den Boden reichenden Arme, den nagellosen Daumen der hintern Hände von den andern menschenähnlichen, schwanzlosen Affen oder Anthropomorphen (Gorilla und Schimpanse) unterscheidet. Durch die langen, bis zum Knöchel reichenden Arme und die Structur seines Gehirns schließt er sich am nächsten an die Gibbons (Hylobates) an. In der Jugend ist der Schädel gerundet und das Gesicht menschenähnlich. Im Alter entwickelt sich das ungeheure Gebiß und Knochenleisten auf dem Schädel mit den Wangenschwielen. Wahrscheinlich gibt es nur eine einzige Art, der rostfarbene O. (S. Satyrus), die aber nach Alter, Geschlecht und Abstammung viele Spielarten zeigt. Jung eingefangen, läßt sich der O. leicht zähmen; alte Thiere sind fürchterlich. Während er im wilden Zustande kaum aufrecht geht, sondern sich mit den langen Armen und Händen fortschiebt, die er, wie die Füße, mit dem äußern Rande aufsetzt, so lernt der gezähmte mittels eines Stocks aufrecht gehen, Löffel, Tassen und Gläser gebrauchen, sein eigenes Bett bereiten und sich ohne Hülfe warm zudecken; wie denn überhaupt der gezähmte O. ohne Zweifel eine hohe Stufe der Intelligenz zeigt. Die Berichte von Vorstehern zoolog. Gärten, in denen junge O. einige Jahre lebten, sind in dieser Beziehung überzeugend. Der wilde O. lebt einsam in den Wäldern des Innern von Borneo und Sumatra, wird bis zu 5 F. hoch und hat eine wunderbare Körperstärke, durch welche er dem Angreifer gefährlich werden kann, zumal da er in den gewaltigen Eckzähnen auch Vertheidigungswaffen besitzt.

Oranien oder Orange, ehemals ein kleines Fürstenthum in Frankreich im jetzigen Depart. Vaucluse, hatte vom 11. bis 16. Jahrh. eigene Fürsten. Der letzte, Philibert von Châlons, starb 1531 ohne Kinder, worauf das Land durch seine Schwester, die mit einem Grafen von Nassau vermählt war, an das Haus Nassau (s. d.), und zwar an die Dillenburger Linie, kam, deren Haupt damals der Graf Wilhelm war, der Vater Wilhelm's I., des Statthalters der Vereinigten Niederlande. Erst 1570 konnte indeß das Haus Nassau zum ruhigen Besitz des Fürstenthums kommen, und erst 1697 im Ryswijker Frieden wurde ihm die Souveränetät darüber bestätigt. Nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelm's III., Prinzen von O. und Königs von England, entstand namentlich über den Besitz des Fürstenthums O. der langwierige Oranische Erbfolgestreit. Hauptbewerber waren der König Friedrich I. von

Preußen, nach dem Testamente seines mütterlichen Großvaters, des Prinzen Heinrich Friedrich von O., und der Fürst Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz. Auch die Fürsten von Nassau-Siegen machten Ansprüche darauf, und sämmtliche Bewerber nahmen einstweilen den Titel des Fürstenthums an. Das Ende davon war, daß der König von Preußen, des Widerspruchs der schwächern nassauischen Häuser ungeachtet, das Land im Utrechter Frieden 1713 gegen anderweitige Vergünstigungen an Frankreich abtrat, welches seitdem im ungestörten Besitze desselben verblieben ist. Der Fürst von Nassau-Dietz erhielt jedoch für sich und den ältesten seiner Nachkommen den Titel «Prinz von O.», der dann auf den König der Niederlande überging und gegenwärtig nach dem Staatsgrundgesetze von dem ältesten Sohne des Königs oder dem präsumtiven Thronerben geführt wird. Hauptort des Fürstenthums war die Stadt Orange (s. d.).

Oranienbaum, eine kleine, $5\frac{1}{2}$ M. von der russ. Hauptstadt Petersburg entfernte Stadt, in überaus malerischer Lage am Finnischen Meerbusen und Flüßchen Karosta, gegenüber der Festung Kronstadt, ist besonders wegen ihres kaiserl. Lustschlosses und herrlichen Parks berühmt. Das Schloß, welches vom Fürsten Menschikow, dem Günstlinge Peter's d. Gr., erbaut wurde, später an die Krone fiel und der Lieblingsaufenthalt Peter's III. war, liegt auf einem hohen Abhange des Gestades und gewährt eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, den Golf und die Insel und Festung Kronstadt. Es besteht aus drei durch Colonnaden verbundenen Gebäuden und wird auf allen Seiten von Gärten und Orangerien umgeben, durch welche ein schnurgerader Kanal bis in den Golf geleitet ist. Besonders interessant im Schlosse ist der japanische Saal. In einem nahen Fichtenhain liegt die Solitude oder das nach dem Laut der Ueberraschung benannte Schlößchen Ha, wohin sich Katharina II. oft in die Einsamkeit zurückzog. Die Stadt selbst besteht meist aus hölzernen Häusern und zählt 3379 E. (1863). Der Weg von Petersburg nach O., der über die kaiserl. Lustschlösser Strelna und Peterhof führt, ist prächtig, indem er fast der ganzen Länge nach mit Parkanlagen und Villas oder Datschen besetzt ist. — O. heißt auch eine Stadt von 2288 E. im Herzogthum Anhalt (Dessau), $1\frac{1}{2}$ M. im Ostsüdosten von Dessau. Dieselbe hat ein herzogl. Schloß nebst Lustgarten und großer Orangerie, ist Hauptort eines Kreisgerichts-Commissionsbezirks und unterhält zahlreiche Tabacks- und Cigarrenfabriken, Oel-, Schneide- und Getreidemühlen, eine Essigfabrik, eine Bierbrauerei und Gerberei. Der Ort war früher ein Dorf, Nischwitz, und wurde nach der oranischen Gemahlin des Fürsten Johann Georg II. von Dessau benannt.

Oranjefluß, holländ. Oranje Rivier, in der Landessprache Kai Garip, d. i. Großer Strom, der einzige perennirende und zugleich der bedeutendste Strom der Capcolonie (s. d.) sowie einer der längsten Afrikas überhaupt. Seine Länge wird auf 220 M., sein Stromgebiet auf 20000 Q.-M. geschätzt. Er entsteht aus zwei Hauptquellflüssen, einem südlichen, dem Nu Garip oder Schwarzen Fluß (Zwarte Rivier), der als Oberlauf des Hauptstroms gilt und daher auch Oranje genannt wird, und einem nördlichen, dem Hai Garip oder Gelben Fluß (Vaal Rivier), die beide mit ihren zahlreichen Quellarmen an der Westseite des Quathlambagebirgs entspringen und sich unter 29° 10′ südl. Br. und 42° östl. L. vereinigen, worauf der Gesammtstrom eine westl. Richtung annimmt. Der Nu Garip entspringt, wie seine bedeutendsten Zuflüsse Cornet-Spruit und Caledon, am Mont-aux-Sources in etwa 7000 F. Höhe, bewässert das Basutoland und bildet die Grenze zwischen der Oranje-Rivier-Republik und der Capcolonie. Der Hai Garip oder Vaal trennt die Oranje-Rivier-Republik von der Transvaalischen Republik und dem Betschuanenland und nimmt aus letzterm den Hartfluß auf. Der vereinigte O. durchzieht als Nordgrenze der Capcolonie das Hottentottenland in bedeutenden Krümmungen und mündet unter 28° 38′ südl. Br. in den Atlantischen Ocean. Seine periodischen Zuflüsse sind von Norden der Malapo oder Fluß von Kuruman, der Nosop, Keicop und der Große Fischfluß, von Süden aus der Capcolonie der Ongars und Hartebeest. Zwischen den Mündungen des Hartebeest und des Nosop bildet der O. 150 F. hohe Wasserfälle. Westlich von der Vereinigung seiner Quellarme hat er schon die Breite des Rhein bei Düsseldorf, in seinem untersten Laufe während der Regenzeit die Breite einer Stunde. Im ganzen Laufe ist er entweder von hohen Felsmassen umschlossen, oder es erscheint sein Bett in den Ebenen als ein sehr tiefer, von senkrechten Felswänden gebildeter Canal. Seine Wassermenge ist so gering, daß er den größten Theil des Jahres hindurch an den meisten Stellen zu Fuß durchwatet und ungeachtet der großen Länge seines Laufs nirgends für die Schiffahrt tauglich gemacht werden kann. Seine nur etwa 4000 F. breite Mündung wird sogar meist noch durch eine Sandbank so geschlossen, daß in der trockenen Jahreszeit nicht einmal ein Canot darin einlaufen kann. Kurz vor der Mündung bildet der durch die vorliegende Sandbank aufgestaute Strom einen seichten Süßwassersee. Die in allen diesen

Theilen Afrikas oft plötzlich und mit ungemeiner Heftigkeit eintretenden Gewitterregen bewirken oft ein Steigen des Stroms von 20—30 F. über den gewöhnlichen Wasserstand, worauf indessen gewöhnlich ebenso schnell ein Abfließen bis zum geringsten Niveau erfolgt. Die genauere Kenntniß und eine Karte des Flusses verdankt man R. Moffat, der ihn 1856 aufnahm. Vgl. Hall, «Manual of South-African geography» (Capstadt 1866).

Oranje-Rivier-Republik, ein von holländ. Colonisten (Boeren) im Binnenlande von Südafrika gegründeter Freistaat. Der Vaalfluß trennt den Staat im W. von dem Betschuanenlande und im N. von der Transvaal-Republik (s. d.), der obere Oranjefluß oder Nu-Garip im S. von der Capcolonie, seitdem die Griquas, welche zwischen dem Nu-Garip und dem Freistaate wohnten, ihr Gebiet an letztern verkauft haben. Im NO. bilden die Drakenberge die Grenze gegen Natal, und im O. grenzt der Freistaat an das Bassutoland. Der neuerdings geführte Krieg gegen die Bassutos, unter dem Häuptling Moschesch, endete 3. April 1866 durch einen Friedensvertrag, worin als Grenze eine Linie vom Cornet-Spruit, einem Nebenflusse des Nu-Garip, über den Kraal Buchuli, einen 3 engl. M. von Letsea entfernten Spitzberg und durch Cathcarts-Drift nach dem Caledonfluß, dieser selbst aufwärts bis zum Einfluß des Puttisanie, dieser und endlich eine Linie von ihm zum Mont-aux-Sources in den Drakenbergen festgesetzt wurde. Der so erweiterte Freistaat hat ein Areal von etwa 2260 Q.-M. und etwa 15000 weiße sowie 10000 farbige seßhafte Bewohner (nach der Zählung von 1859: 12859 Weiße und 5000 Farbige). Außerdem leben im Gebiete des Staats wandernde Korannas und verschiedene Betschuanenstämme, sodaß die Bevölkerung im ganzen 50000 Seelen betragen mag. Das Land liegt im Durchschnitt 5000 F. über dem Meere und besteht hauptsächlich aus großen wellenförmigen Ebenen, die sich von den Drakenbergen und deren Nebenzweig, den Wittebergen, gegen Nordwesten abdachen, oft von felsigen Hügeln (Kopjes) unterbrochen, im nördl. Theile aber auf weite Strecken ganz flach. Wald findet sich fast nur an den Flüssen. Die letztern gehören alle zum Gebiet des Oranje, indem sie dem Vaal, dem Caledon oder dem Nu-Garip zufallen. Das Klima ist sehr gesund für Europäer, der Winter kalt, der Sommer reich an heftigen Gewittern; langanhaltende Dürrungen kommen häufig vor. Wilde Thiere sind noch immer in Menge vorhanden, namentlich Antilopen, auch Löwen, wogegen die Giraffe, das Rhinoceros und der Elefant nicht mehr südlich vom Vaal angetroffen werden. Für Schafzucht eignet sich das Land ganz vorzüglich. Es besitzt über 1 Mill. Schafe, und Wolle ist Hauptausfuhrartikel, daneben Rinder, Horn, Häute, Antilopenfelle. Als nach dem Kafferukriege von 1835—36 die holländ. Boeren an den Grenzen der Capcolonie mit der engl. Colonialregierung in Streit geriethen, wanderten viele nach Norden und Osten bis jenseit der Drakenberge nach Natal (s. d.) aus. Allmählich besiedelten sich so die Flußthäler in der ehemaligen Wildniß, und die Boeren erklärten ihre Unabhängigkeit von der brit. Krone. Nach mehrmaligem blutigem Zusammenstoß unterwarfen sie sich 1848 der engl. Regierung wieder, erhielten aber 1854 ihre Selbständigkeit zurück und bildeten die Transvaalsche und die Oranje-Rivier-Republik. Die letztere zerfällt in fünf Districte, die nach den Hauptorten Bloemfontein, Winburg, Smithfield, Harrismith und Fauresmith genannt werden. Der in Bloemfontein residirende Präsident wird von den Landdrosten und Heemraden der einzelnen Districte gewählt, während der Volksraad die gesetzgebende Macht bildet. Vgl. Hall, «Manual of South-African geography» (Capstadt 1866).

Oratorium heißt in der Kirchensprache jedes zum Beten bestimmte, mit einem Crucifixe, einem kleinen Altar und andern die Andacht erweckenden Gegenständen versehene Zimmer, in den Klöstern der Betsaal. In der ersten Zeit des Christenthums führten selbst Kirchen, die überdies doch nur klein waren, den Namen Oratorien. Seit dem 6. Jahrh. wurde es indeß in der abendländ. Kirche gewöhnlich, an die großen und prachtvollen Kirchen noch besondere Betkapellen oder Bethäuser anzubauen, die man nun Oratorien nannte, weil sie eben, wie jetzt noch in der kath. Kirche, vorzugsweise zum Beten dienten. Nur mit Genehmigung des Bischofs konnte und kann Messe in ihnen gehalten werden; doch darf er an großen Festen die Erlaubniß hierzu nicht geben. Aus dem Gebrauche jener Bethäuser gingen die Kapellen hervor. — Priester vom O. oder Priester vom Bethause hießen die Glieder einer geistlichen Verbrüderung, die Philipp von Neri aus Florenz (geb. 1515), ursprünglich unter dem Namen der «Brüderschaft von der heil. Dreieinigkeit», in Rom (1548) stiftete, und die nach der Regel des heil. Augustin in Uebungen der Andacht und Barmherzigkeit lebte und dem Studium der theol. Wissenschaft sich widmete, ohne sich durch Klostergelübde zu binden. Anfangs bestand die Verbrüderung nur aus 15 Personen. Allmählich verstärkte sie sich, und Neri gründete darauf ein großes Hospital zur Aufnahme armer,

zu den Gräbern des Petrus und Paulus in Rom wallfahrender Priester. Paul IV. bestätigte die Stiftung und übergab dem Vereine die Kirche des heil. Benedict. In dem O. hielt Neri geistliche Uebungen und Unterredungen, die mit Gebet, Lob- und Dankliedern für Gott und die Heiligen schlossen, worauf die Mitglieder des Vereins die Hospitäler besuchten, um Arme und Kranke zu unterstützen. Daher erhielt die Verbrüderung den Namen «Priester vom O.» oder auch Oratoristen, der indeß erst seit dem Tode (1595) und der Kanonisation Neri's durch Gregor XV. (1622) gewöhnlich wurde. Neri erhielt 1574 ein sehr großes O. in Florenz und verbreitete seine Stiftung in ganz Italien, wo der Orden mit seinen frühern Constitutionen noch jetzt besteht. Ihm gehörte der bekannte Gelehrte und nachmalige Cardinal Baronius an. — Verschieden von diesem Orden ist die Congregation der Väter vom O. Jesu in Frankreich, welche 1614 zu Paris durch Peter von Berulle, ebenfalls ohne Verpflichtung zu Klostergelübden, gestiftet und 1613 von Paul V. unter dem Namen «Priester vom O. Jesu» sanctionirt wurde. Zweck der Stiftung war, das gesunkene Ansehen der Geistlichen durch Veredlung wieder zu heben; die Glieder der Congregation waren und sind Weltpriester. Die Stiftung verbreitete sich in Frankreich, besonders nach Berulle's Tode (1629), und zählte zu ihren Mitgliedern große Gelehrte, wie Malebranche, den Orientalisten Morin und den freimüthigen Theologen Richard Simon, während andere als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche sich verdient machten. Nach der Vertreibung der Jesuiten in Frankreich standen die Priester dieses Ordens an der Spitze vieler Seminarien und Collegien. Während der Restauration entfalteten sie abermals große Thätigkeit, die sie auch gegenwärtig noch, besonders im Missionswesen, zeigen.

Oratorium (Musik) heißt ein eigenthümliches Musikwerk, das seinen Namen von dem durch Philipp Neri (gest. 1595) gestifteten geistlichen Orden der «Priester vom O.» erhielt. Dieser Orden wandte sich vom Anfang an, unterstützt durch die päpstl. Kapellmeister Animuccia und Palestrina, mit besonderm Eifer der Pflege einer möglichst einfachen und populären geistlichen Musik zu. Das erste wirkliche O. aber wurde 1600 in der Kirche jenes Ordens aufgeführt. Dasselbe hieß «L'anima ed il corpo», war von dem Florentiner Emilio del Cavalieri componirt und bildete einen Ring in der Kette der Bestrebungen florent. Kunst- und Alterthumsfreunde um Wiederherstellung der griech. Musiktragödie. (S. Oper.) Obwol dieses erste oratorische Werk in Costüm und Action gegeben wurde, nennen wir doch jetzt O. ein Musikwerk, welches Bühnenaction ausschließt und Costüm wenigstens nicht erfordert. Das O. verleugnet seine erste Pflegestätte insofern nicht, als es mit Vorliebe religiöse Stoffe behandelt, namentlich alttestamentliche, ist aber deshalb keine geistliche und noch weniger eine kirchliche Musik, ebenso wenig als aus der Behandlung nichtreligiöser oder weltlicher Stoffe ein weltliches O. entsteht. (S. Musik.) Diejenigen Gegenstände, welche zu groß und zu umfassend sind, als daß sie in den Bereich der Bühne gezogen werden könnten, und sich deshalb gegen eine opernartige Behandlung sträuben, weil sie durch dieselbe nur verkleinert und unter Umständen entwürdigt werden müßten, eignen sich vorzüglich für das O., falls sie so geartet sind, daß ein großes, mächtiges Pathos in ihnen aufflammt. Viele religionsgeschichtliche und einige allbekannte weltliche Stoffe sind dieser Art, aber in so reicher Fülle liegen dieselben nicht vor wie für die Oper, weshalb auch das Gebiet des O. leichter erschöpft ist und geschichtlich früher zum Abschluß gelangte. Seinem geistigen Inhalte nach liegt der Kern des O. nicht im Dramatischen, sondern in der Ideengestaltung, während die Textanlage sowol dramatisch als lyrisch, als episch sein kann. Auf seinen musikalischen Inhalt gesehen, tritt hier die Musik mit allen ihren Mitteln in unumschränkter Herrschaft auf, ist daher nicht genöthigt, wie die Oper, der Bühne zu Liebe dramatische Scenen weit auszuspinnen, selbst wenn sie musikalisch geringe Ausbeute gewähren, sondern kann sich kürzer fassen, und hat andererseits wieder Raum, den Chor in seiner ganzen Macht und in allen seinen Formen zur Geltung zu bringen, welches der größte Vorzug vor der Oper ist. Ja, so sehr findet der Chor seine Heimat im O., daß eins der größten dieser Werke, «Israel in Aegypten», fast nur aus Chören besteht und bei vielen andern der Schwerpunkt ebenfalls in den Chören liegt. Die Charakterzeichnung ist im O. eine rein musikalische. In einem guten oder vollkommenen O. ist mehr Geist und mehr Musik als in einer gleich guten Oper. Das O. steht aber hinter der Oper zurück wie an Mannichfaltigkeit der Stoffe, so auch der Mittel, reizend und anziehend zu erscheinen, und es hat die Gefahr der Monotonie zu bekämpfen. Diejenigen Werke, in denen solches mit Glück geschehen ist unter Wahrung aller musikalischen Rechte, auch der eines schönen, voll entwickelten Sologesangs, kann man als das Höchste der Musik ansehen, denn sie nehmen eine centrale Stellung im Reiche der Tonkunst ein und bringen in ihrer Wirkung am weitesten und am tiefsten. Das O. stellt sich gewissermaßen in Gegensatz zur Oper, der aber kein feindlicher

ist oder zu sein braucht, und hat sich neben derselben hergehend entwickelt. Als seit 1637 von Venedig aus die Oper in Schwung und in die Mode kam, legte Giacomo Carissimi in Rom durch eine ganze Reihe von Werken die musikalischen Grundlagen des O. und traf schon die richtigen Gegenstände. Seine Nachfolger (Cesti, Stradella, Scarlatti, Buononcini, Caldara und viele andere) entfernten sich mehr und mehr von dem rechten Wege, auf welchen dann Händel (s. d.) seit 1720 plötzlich wieder einlenkte, angeregt durch den ernsten Zug der deutschen Passionen, auch Passionsoratorien genannt, die in Bach culminirten. In einer Reihe von Werken namentlich biblischen und griech. Stoffs, erstaunenswürdig durch ihre Zahl und ihre Mannichfaltigkeit, erreichte Händel das Höchste. Wiewol sich bis auf die jüngste Zeit diesen großartigen Tonschöpfungen eine Reihe mehr oder minder dauernder Werke anschloß (von Haydn, Schneider, Mendelssohn und vielen andern Deutschen und Engländern), trat doch keins hervor, das Händel's Leistungen völlig zu erreichen oder die herrschende Stellung seines O. zu erschüttern vermocht hätte. Das italienische O. ist seit 1730 (ein französisches existirt nicht) verkümmert und völlig resultatlos verlaufen, obwol es sich der Betheiligung der ersten Componisten und so großer Dichter wie Zeno und Metastasio erfreute. Dies kam daher, weil es sich der Einwirkung Händel's entzog. Die aus freier Vereinigung entstandenen bürgerlichen Chorgesangvereine in Deutschland verdanken den Werken Händel's ihr Dasein, deren Pflege ihre hauptsächlichste Aufgabe ist. Das O. ist der Höhepunkt der Concertmusik, entbehrt aber, namentlich in Deutschland, einer festen Organisation und gesicherten Praxis, wodurch es gegen die Oper sehr in Nachtheil gestellt wird.

Orbilius Pupillus, ein durch sein finsteres Wesen und seine Zuchtmeisterei berüchtigter röm. Grammatiker aus Benevent, ertheilte, nachdem er im Macedonischen Kriege als gemeiner Soldat gedient, lange Zeit in Rom seit Cicero's Consulate Sprachunterricht, wobei er zum großen Verdruß der Lernenden ganz veraltete Gedichte erklärte. Er starb in dem Alter von fast 100 J. in größter Dürftigkeit. Dem Horaz, der ihn infolge eigener Erfahrungen den «ohrfeigenden Magister» nennt, verdankt er hauptsächlich die Ehre, daß noch jetzt sein Name sprichwörtlich für einen Pedanten gebraucht wird.

Orbis pictus (lat.), wörtlich «die gemalte Welt», ist der Titel eines Schulbuchs, welches Amos Comenius 1657 in Nürnberg zuerst herausgab. Der vollständige Titel des merkwürdigen, unzähligemal aufgelegten und umgearbeiteten Buchs lautet: «Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura.» Der Zweck desselben war, das Lateinlernen dadurch zu erleichtern, daß es die Worte für alle möglichen Gegenstände, Personen, Begriffe und Thätigkeiten, jedes einzeln mit einem Bilde ausstattete, so Begriff und Anschauung verband und damit zugleich den ersten Anstoß zur Einführung der Realien in die Schulen gab. Eine Erneuerung des «Orbis pictus» im Sinne des 18. Jahrh. war Basedow's «Elementarwerk». Neuerdings haben eine Menge von Bilderbüchern von meist nur geringer pädagogischer Brauchbarkeit denselben Namen zum Titel gewählt. Vgl. K. von Raumer, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 2).

Orcagna (Andrea), eigentlich Andrea di Cione, genannt Arcagno oder Arcagnolo, ein florent. Maler, Bildhauer und Architekt des 14. Jahrh., war der Schüler des Giov. Pisano. Er soll 1329 geboren sein und starb 1389. Unter seinen Gemälden haben ihn besonders diejenigen Fresken im Campo-Santo zu Pisa berühmt gemacht, welche unter dem Namen Triumph des Todes und Weltgericht bekannt sind. Die Fortsetzung, eine Hölle, soll von O.'s Bruder Bernardo, die Thebaischen Einsiedler von Pietro di Lorenzo gemalt sein. O.'s Gestalten sind schon ungleich freier aufgefaßt und richtiger gezeichnet als diejenigen Giotto's. Außer Pisa besitzt nur noch Florenz in der Kapelle Strozzi zu Sta.-Maria novella Gemälde von O.'s Hand, nämlich ein Altarbild mit der Jahrzahl 1357 und ein Weltgericht in Fresco, daneben aber seine einzigen urkundlich erwiesenen Bauwerke, die zierliche Kirche Or San-Michele und die einfach-grandiose, nur aus drei hohen und weiten Bogen bestehende Loggia de' Lanzi, deren Sculpturen ebenfalls zum Theil von O. herrühren.

Orchester (griech. Orchestra) nannte man im Alterthum den Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer, der bei den Griechen für den Chor und die Musiker, bei den Römern zu Ehrenplätzen für die Senatoren bestimmt und daher auch in den röm. Theatern weit niedriger als in den griechischen war. Gegenwärtig bezeichnet man mit diesem Namen in dem Schauspielhause den vor dem Theater befindlichen und von den Zuschauern abgesonderten Ort, und in dem Concertsale diejenige etwas erhöhte, oft amphitheatralisch den Sitzen der Zuhörer gegenüber sich erhebende Abtheilung, wo sich die Sänger und Instrumentalisten befinden. Diese Ortsbezeichnung hat man übertragen auf die Instrumentalmusiker oder die Kapelle, welche demnach

auch O. genannt wird. In noch weiterer Uebertragung endlich wird der Name O. den zu einem Tonwerke erforderlichen und in demselben vereinigten Instrumenten beigelegt. In dieser Beziehung ist die **Orchestration** gleichbedeutend mit Instrumentation, und es gehören hierher die Ausdrücke Großes und Kleines O., Saitenorchester u. dgl. Der Ausdruck Militärorchester bezieht sich sowol auf die Instrumente als auf die Musiker; andere Bezeichnungen, wie Theaterorchester, Badeorchester u. s. w. gehen nur auf letztere. Wird Orchestration statt Instrumentation, und **Orchestermusik** statt Instrumentalmusik gesagt, so bedeutet dies, daß nur Solo- oder einstimmige Instrumente zur Anwendung kommen, also Klavier, Orgel und derartige Harmonieinstrumente ausgeschlossen sind. Man sagt auch z. B. das O. des 17. Jahrh., Händel's O., Beethoven's O., wodurch sämmtliche in der Musik jener Zeit oder der genannten Meister zur Anwendung gekommenen Instrumente bezeichnet werden.

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orchideen nennt man eine zu den Monokotyledonen (s. d.) gehörende Pflanzenfamilie, welche bei Linné die 20. Klasse von dessen System ausmacht und sich hauptsächlich dadurch auszeichnet, daß das einzige Staubgefäß mit dem Griffel in einen Körper, die Griffelsäule, zusammengewachsen und der Blütenstaub eines jeden Fachs zu einer Masse (Pollenmasse, Pollinarium) vereinigt ist. Aeußerst selten sind zwei Staubbeutel an der Griffelsäule, wie bei dem Frauenschuh (Cypripedium), oder gar drei, wie bei der Gattung Apostasia, vorhanden. Alle haben einfache, ungetheilte, ganzrandige, meist krummnervige, saftvolle, manche auch lederartige Blätter und meist in Trauben oder Rispen gestellte Blüten. Letztere besitzen einen unterständigen, bisweilen seilartig um seine eigene Axe gedrehten Fruchtknoten, aus dem sich eine vielsamige Kapsel, selten eine Beere entwickelt. Die Blume besteht aus zwei dreigliederigen, miteinander abwechselnden Wirteln von Blättern, unter denen das eine meist nach unten gerichtete Blatt des innern Wirtels sich durch eigenthümliche Form und Färbung auszeichnet und Honiglippe genannt wird, weil es an seinem Grunde gewöhnlich Nektar absondert. Der Formenreichthum und die Farbenpracht dieser Blume, besonders der Honiglippe, geht ins Unglaubliche, zumal bei den tropischen O. Viele erinnern durch ihre Form an fliegende Insekten. Die zu dieser sehr großen und schönen Familie gehörenden Pflanzen kommen zwar in allen Klimaten und Welttheilen vor, doch finden sich ihre zahlreichsten und schönsten Formen nur zwischen den Wendekreisen. Sie wachsen theils auf der Erde, theils scheinbar schmarotzend auf der Rinde der Bäume. Die auf der Erde wachsenden Arten haben großentheils zwei Wurzelknollen, welche das in der Heilkunde gebräuchliche Salep (s. d.) geben, andere einen kriechenden, mit vielen Wurzelzasern besetzten Stock. In den Tropengegenden gibt es auch O. mit langen, vermittels Stützwurzeln kriechenden oder kletternden Stengeln. Die an Baumstämmen in der feuchten Atmosphäre der tropischen Urwälder wachsenden, pseudoparasitischen Arten haben grüne Stengelknollen, an deren Grunde eine Menge fleischiger, in die Luft hinausragender Wurzeln (Luftwurzeln) entspringen. Einige wenige besitzen durch ein angenehmes ätherisches Oel ausgezeichnete Früchte, wie die Vanille (s. d.), und bei manchen sind selbst die Blätter wohlriechend, wie bei dem **duftigen Angurek** (Angraecum fragrans Pet. Th.), dessen Blätter unter dem Namen **Faam** oder **Faham** oder **Thee von Bourbon** auch nach Europa als Heilmittel gegen die Schwindsucht eingeführt worden sind. Bei sehr vielen besitzen die Blüten einen angenehmen, meistens vanilleartigen Wohlgeruch, wie unsere **wohlriechende Nacktorche** (Gymnadaenia odoratissima Rich.), sehr selten einen widrigen, wie die **Wanzen-Ragwurz** (Orchis coriophora L.). In neuerer Zeit, namentlich seit den dreißiger Jahren, sind die O. bei uns der Gegenstand einer mit Vorliebe betriebenen Cultur geworden und werden in besondern Warmhäusern (Orchideenhäusern) mit großen Kosten cultivirt. Auch wurden dieselben vielfach monographisch behandelt, wie von Hooker, Richard, Brown, Reichenbach dem Jüngern und namentlich Lindley. Die Cultur der O. gehört zu den schwierigsten Zweigen der Kunstgärtnerei. Schon die einheimischen gedeihen, in Gärten verpflanzt, schwer, besonders verlangen aber die tropischen eine höchst sorgsame Behandlung. Die Pseudoparasitischen z. B. müssen in durchlöcherten Töpfen, Ampeln, Körbchen, auf Rinden- und Holzstücken in der Luft hängend in dem Warmhause gehalten und mit Wasserdampf getränkt werden, indem sie das Begießen gar nicht vertragen. Die größten Orchideensammlungen finden sich in England, Belgien, Paris und Hamburg.

Orchis L., die typische Gattung der Familie der Orchideen (s. d.), besteht aus Kräutern mit gedoppelten, meist eiförmigen, fleischig-saftigen Knollen, einfachem und beblättertem, in eine Blütentraube endigendem Stengel, ganzen und ganzrandigen, am Grunde scheidigen Blättern

und meist schöngefärbten Blumen, deren Fruchtknoten seilartig gedreht und deren Honiglippe am Grunde in einen bald langen, bald kurzen, kegel- oder sackförmigen, hohlen Sporn verlängert ist. Die drei äußern Blumenblätter sind in der Regel zusammengeneigt und bilden einen sog. Helm, die Pollinarien mehlartig, meist graugrün. Von den sehr zahlreichen, durch ganz Europa und die Mediterranzone verbreiteten Arten kommen viele auch in Deutschland vor, wo sie unter dem Namen **Knabenkräuter** und **Kukuksblumen** bekannt sind. Sie wachsen vorzüglich auf feuchten und sumpfigen Wiesen. Nur die gemeinste, O. Morio L., liebt trockenen Boden und findet sich daher auf kurzbegrasten, sonnigen Hügeln am häufigsten. Manche Arten, wie die im Mai und Juni auf allen Sumpfwiesen blühende O. latifolia L., und die in Laubgebüschen auf feuchter Erde vorkommende O. maculata L., haben braunschwarz- oder rothbraungefleckte Blätter. Die Blumen besitzen vorzugsweise eine purpurrothe Farbe, sind aber gewöhnlich gescheckt. Gelbe Blumen hat unter den einheimischen nur die in Gebirgslaubgehölzen und auf Bergwiesen wachsende O. sambucina L., welche sich zugleich durch einen angenehmen Wohlgeruch auszeichnet. Dagegen duftet die auf sumpfigen Wiesen hin und wieder vorkommende, mit braunrothen Blumen versehene O. coriophŏra L. auffällig nach Wanzen. Die Knollen verschiedener Orchisarten (unter den einheimischen diejenigen von O. Morio, mascula, militaris, palustris) sowie auch verwandter Orchideen (z. B. Anacamptis pyramidalis und Ophrysarten) kommen getrocknet unter dem Namen **Salep**, **Salepwurzel** (Radix Salep) in den Handel. Früher wurden dieselben ausschließlich aus dem Orient zu uns gebracht, jetzt werden sie auch in Frankreich und Deutschland gesammelt. Man verwendet sie in der Heilkunde in gepulvertem Zustande als sehr nahrhaftes Mittel zu Suppen und Getränken für schwächliche Kinder und durch Krankheit von Kräften gekommene Personen. Ihr hauptsächlichster Bestandtheil soll **Bassorin**, ein nahrhafter Schleim, sein.

Orchomĕnos war der Name zweier alter griech. Städte, einer in Böotien und einer in Arkadien, die beide auf ihren Münzen und Steinschriften den Namen nach dem einheimischen Dialekte **Erchomenos** schrieben. Das **böotische** O., die Hauptstadt des in vorhistor. Zeit mächtigen Staats der Minyer, lag an der Nordwestküste des Sees Kopais (s. d.), bei dem jetzigen Dörfchen Skripu, am linken Ufer des Kephissos, von welchem sich die Stadt am östl. Abhange des Akontionberges emporzog, von der Akropolis, deren Ringmauern noch auf einem steilen Felsgipfel erhalten sind, überragt; am Fuße des Berges finden sich noch einige Reste des berühmten Tempels der Chariten (Grazien) und eines unterirdischen Kuppelbaues, der schon im spätern Alterthum als das Schatzhaus des (mythischen) Königs Minyas bezeichnet wurde, wahrscheinlich aber, wie die ähnlichen Denkmäler in Mykenä (s. d.), ein altes Königsgrab ist. Die Stadt, deren Macht frühzeitig durch die Uebermacht der an der Spitze des böotischen Bundes stehenden Thebaner gebrochen worden war, wurde 367 v. Chr. von diesen gänzlich zerstört, wobei alle männlichen Bewohner getödtet, Weiber und Kinder als Sklaven verkauft wurden. Erst Philipp von Macedonien stellte sie wieder her, und sie bestand dann, wennauch ohne polit. Bedeutung, bis in das späte Alterthum fort. Vgl. O. Müller, «O. und die Minyer» (2. Aufl., Bresl. 1844); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862). — Das **arkadische** O. lag im östlichern Theile dieser Landschaft an und auf einem steilen Felshügel, welcher zwei Thalkessel, deren nördlicherer jetzt zum Theil von einem Sumpfsee eingenommen ist, beherrscht, bei dem jetzigen Dorfe Kalpaki; außer bedeutenden Stücken der Ringmauer sind noch die Trümmer eines dorischen Tempels erkennbar. Die Stadt war vermöge ihrer günstigen Lage eine der mächtigsten in ganz Arkadien, wurde bis gegen die Zeit des Peloponnesischen Kriegs von Königen beherrscht; später, als ihre polit. Bedeutung sank, wurde die festere Oberstadt verlassen, und nur die Unterstadt blieb bewohnt. Vgl. Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 1, Gotha 1851).

Orcus, s. **Unterwelt**.

Ordalien oder **Gottesurtheile**. Zu dem Beweis einer Anklage oder Vertheidigung durch verständige Mittel reicht das geistige Vermögen kindlicher Völker nicht hin. Noch das Mittelalter legte hier eine Berufung an das höchste Wesen ein, damit dasselbe die Wahrheit durch Zeichen offenbare. Beide Parteien oder der Angeklagte allein mußten sich unter priesterlicher Mitwirkung Gefahren aussetzen, welche niemand ohne Gottes vermeintliche Hülfe zu bestehen vermochte, und wer unversehrt daraus hervorging, konnte sich auf ein für die Gerechtigkeit seiner Sache geschehenes Wunder beziehen. Solche Gottesurtheile wurden erlangt durch den gerichtlichen Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Wasserprobe, die Probe des geweihten Bissens, des Heiligen Abendmahls, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. Vgl. Majer, «Geschichte der O., insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe

in Deutschland» (Jena 1795); Grimm, «Deutsche Rechtsalterthümer» (Gött. 1828). Die Feuerprobe bestand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder neun glühende Pflugschare mit bloßen Füßen gehen oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzogenes Hemd angezogen wurde, weshalb man dies auch die Probe des wächsernen Hemdes nannte. Fand keine Verletzung durch das Feuer statt, so erklärte man ihn für schuldlos. Bei der Wasserprobe hatte der Angeklagte einen Ring oder Stein aus einem Kessel siedenden Wassers herauszunehmen, oder er wurde, an Händen und Füßen gebunden, in fließendes Wasser geworfen. Letztere Probe mußten häufig Frauen, die der Zauberei angeklagt waren, bestehen; sank die Angeklagte unter, so war sie unschuldig, schwamm sie aber auf dem Wasser, so galt sie für schuldig (Hexenwage). Die Probe des geweihten Bissens bestand darin, daß man dem Angeklagten ein Stück Brot oder Käse unter vielen Verwünschungen in den Mund steckte. Derjenige, welcher es sogleich ohne Mühe verschlucken konnte und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Der Probe des Heiligen Abendmahls unterwarfen sich besonders Geistliche und Mönche, welche zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmahl nahmen, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genusse sogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war doppelter Art. Entweder stellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgestreckten oder kreuzweise ausgebreiteten Armen eine Zeit lang unter ein Kreuz und verurtheilte den, der zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ, oder man bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und ließ ziehen, wo dann, wenn der gezogene Würfel das Zeichen des Kreuzes hatte, Befreiung von der Strafe erfolgte. Das Bahrrecht wurde hauptsächlich bei Erforschung der Mörder angewendet und bestand darin, daß man den Ermordeten auf eine Bahre legte und den vorgeblichen Mörder die Leiche, insbesondere die Wunden berühren ließ. Floß dabei Blut aus denselben oder trat Schaum aus dem Munde des Gemordeten, oder veränderte und bewegte sich angeblich der todte Körper, so bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen hatte der bis auf die Hüften entblößte Angeschuldigte blos die vor Gericht gebrachte Hand des Ermordeten zu ergreifen, wobei er für schuldlos galt, wenn sich keine Zeichen an ihm ereigneten. Dies hieß das Scheingehen. Was Einfalt und Rathlosigkeit geschaffen, kam nachher durch Aberglauben und Betrug zum höchsten Ansehen, und selbst Verbote der Kaiser seit Ludwig's des Frommen Zeit konnten diesen vernunftlosen Gebräuchen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte ihnen der päpstl. Stuhl durch das an die Geistlichkeit erlassene Verbot einer Betheiligung und durch Abänderungen im gerichtlichen Verfahren entgegen, sodaß die O. schon im 14. Jahrh. immer seltener wurden, bis sie im 15. Jahrh. durch das weitere Umsichgreifen des kanonischen Rechts, welches den Reinigungseid einführte, noch mehr aber durch die Aufnahme des röm. Rechts außer Gebrauch kamen. Eine Erinnerung an dieselben bewahrte indeß der Strafproceß bis fast auf die Neuzeit durch sein Vertrauen auf die Folter. Gegenwärtig gelten Gottesurtheile noch bei einer Menge außereurop. Völker als Ueberführungsmittel. Vgl. Zwicker, «Ueber die Ordale» (Gött. 1818); Wilda in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber (Sect. 2, Bd. 4, Lpz. 1833); Pfalz, «Die germanischen O.» (Lpz. 1865).

Orden (weltliche) nennt man die äußern, gewöhnlich in Sternen, Kreuzen und Bändern bestehenden Auszeichnungen, die in fast allen civilisirten Staaten für bürgerliches oder militärisches Verdienst ertheilt werden. Der Gedanke des Instituts wurzelt in den mittelalterlichen Ritterorden (s. d.), jenen geistlich-feudalen Verbindungen, die zu irgendeinem kriegerischen oder religiösen Zweck gestiftet wurden und auf strenger Association der Mitglieder mit bestimmten Gelübden und Pflichten beruhten. Daraus erwuchsen die von Monarchen gestifteten Ordensverbindungen, in denen die Idee einer ritterlichen Association noch nicht verwischt ist, aber doch zugleich schon der Gedanke des Dienstes, der einem bestimmten Fürsten oder Staate geleistet wird, dem Institute zu Grunde liegt. Solche O. waren der engl. Hosenbandorden von 1350 und der burgundische O. des Goldenen Vließes (gestiftet 1430), dessen Großmeisterthum den Abkömmlingen des burgund. Hauses, den Dynastien in Oesterreich und Spanien, verblieben ist. In ihnen gibt sich bereits der Uebergang von dem mittelalterlichen Ordenswesen zu dem modernen monarchischen kund. Daran schloß sich im 16. Jahrh. der von Heinrich III. in Frankreich gestiftete Heilige-Geistorden (1578). Mit dem 17. Jahrh. verwischte sich die Erinnerung an das Mittelalter völlig, und die seitdem gegründeten O. entsprangen wesentlich aus dem mon-

archischen Interesse, wie es sich seit Ludwig XIV. ausbildete. So stiftete Ludwig XIV. selbst den Heiligen-Ludwigs-Orden (1695), der erste König von Preußen (1701) den Schwarzen Adlerorden, Peter d. Gr. den Alexander-Newskij-Orden (1722), Maria Theresia (1751) nach dem Siege bei Kollin den Maria-Theresien-Orden. Auch die röm. Curie und der türk. Padischah haben O. in diesem Sinne. Eine eigenthümliche Ausnahme bildete der in Nordamerika 1783 gestiftete Cincinnatusorden, ein moderner Ritterorden zur Erhaltung der republikanischen Freiheit, der aber schon mit seinen Stiftern erlosch. Für die neuere Geschichte ist der im März 1813 gestiftete preußische O. des Eisernen Kreuzes bedeutsam geworden. Heutzutage bestehen in den meisten, auch selbst in sehr kleinen Staaten ein oder mehrere O., aber nur bei wenigen verleiht die Mitgliedschaft den Anspruch auf eine besondere Dotation. Die Erwerbung solcher Auszeichnungen ist, auch abgesehen von einzelnen O., die einen gewissen aristokratischen Vorzug behaupten, nicht mehr durch einen höhern Rang des Empfängers bedingt. Bei der Mehrzahl können Personen der verschiedensten Stände vom Bürger und Beamten an bis zu den fürstl. Geschlechtern Inhaber sein, nur macht dann die verschiedene Klasse im Orden selbst einen Unterschied. Die rein militärischen (z. B. der Maria-Theresien-Orden) oder die ausschließlich für wissenschaftliches Verdienst gestifteten (z. B. der preußische O. Pour le mérite) sind natürlich auf gewisse Klassen der Gesellschaft beschränkt. Das Ansehen und die Bedeutung des Ordenswesens hat im Laufe unsers Jahrhunderts wesentlich abgenommen, vielleicht weniger infolge socialer und polit. Ansichten als der großen Zahl und der verschwenderischen Vertheilung wegen, welche in vielen Staaten mit den einzelnen O. getrieben worden ist. Abzeichen und Statuten, die geheime Verbindungen von dem Ordenswesen entlehnen, haben begreiflichermaßen mit diesem selbst nichts gemein. Vgl. Perrot, «Collection historique des ordres de la chevalerie civils et militaires» (Par. 1820); Gottschalck, «Almanach der Ritterorden» (3 Bde., Lpz. 1817—19); das Prachtwerk von Gelbke, «Abbildung und Beschreibung der Ritterorden u. s. w.» (11 Lfgn., Berl. 1832—39), und dessen specielle Arbeiten: die «Ritterorden und Ehrenzeichen der preuß. Monarchie» (Erf. 1837), «Ritterorden und Ehrenzeichen Sachsens» (Weim. 1838) und «Ritterorden und Ehrenzeichen des russ. Kaiserreichs» (Lpz. 1839); Biedenfeld, «Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen Ritterorden» (2 Bde., Weim. 1841).

Orden (geistliche) nennt man in der Kirche Verbindungen zu einem durch gewisse Regeln oder Ordnungen bestimmten andächtigen und enthaltsamen Leben. Von den religiösen Brüderschaften (s. d.) unterscheiden sie sich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den sog. Ordensregeln oder Klostergelübden (s. d.), welche jeder Novize nach überstandenem Noviziat abzulegen hat. (S. Mönchswesen.) Religiöse Brüderschaften finden sich schon im Heidenthum, so bei den Griechen in Verbindung mit dem Cultus einzelner Gottheiten und mit dem Mysterienwesen. In der christl. Kirche treten sie in außerordentlich vielen Nuancen auf, und hier hängt ihre Entstehung und Entwickelung mit der Ausbildung des Papstthums zur Hierarchie innig zusammen. Nach dem Geschlechte ihrer Glieder theilt man sie in Mönchs- und Nonnenorden oder in Ordensbrüder und Ordensschwestern. Beide werden auch mit dem gemeinsamen Namen der Ordenspersonen oder Ordensleute bezeichnet, ihre ganze Gesammtheit aber nach ihrem Aufenthaltsorte, den Klöstern (s. d.), Klosterorden genannt. Die gewöhnliche Kleidung, welche von den Ordenspersonen getragen werden muß, bildet die Ordenstracht. Bei besondern Gelegenheiten, namentlich im Chordienste, wird die gewöhnliche Kleidung mit einem Festkleide vertauscht, welches das Chorkleid heißt. Die Gesetze, welche von dem Stifter eines O. mit päpstl. Bestätigung oder von dem Papste für einen O. gegeben wurden, heißen die Ordensregel. Die Mönche und Nonnen im Orient, besonders die griechischen, richten sich nach der sog. Regel des heil. Basilius (s. d.), der auch die Basilianer in Spanien folgen. In der röm. Kirche hingegen erhielt das Mönchswesen seine Grundregel vom heil. Benedict (s. d.) von Nursia, der als der erste Stifter eines geistlichen O. betrachtet werden muß. Die Klöster der orient. Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so festen Verbande miteinander zu stehen wie im Occident. Insofern die Regel Benedict's und die schwarze Kutte vom 6. bis zu Anfange des 10. Jahrh. fast allen Mönchen und Nonnen im Occident gemein waren, kann der Benedictinerorden für den einzigen während jener Zeit gelten, obgleich die dazugehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobere noch unter den Bischöfen standen und sich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. (S. Benedictiner.) Im Mittelalter äußerte sich das Bestreben, dem Mönchswesen noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, theils durch Reformationen, theils durch die Stiftung mehrerer O., die auf die

Grundregel Benedict's neu gebaut waren. So entstanden die Camaldulenser, die grauen Mönche von Vallombrosa, die Silvestriner, die Grandimontaner, die Kartäuser, die Cölestiner, die Cistercienser, nebst den von ihnen ausgegangenen Brüderschaften, und der O. von Fontevraud. Von einer bedeutenden Anzahl geistlicher O. wurde aber auch die vermeinte Regel des heil. Augustinus (s. d.) angenommen. Augustinus hatte zwar, ohne an die Stiftung eines Mönchsordens zu denken, Geistliche an seiner Hauptkirche und mehrern andern Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des kanonischen Lebens vereinigt, und die Mönche, welche man noch im 7. Jahrh. unter die Laien rechnete, konnten die zunächst für Geistliche bestimmten Vorschriften des Augustinus gar nicht auf sich anwenden; aber schon im 8. Jahrh. fing man an, sie als Glieder des geistlichen Standes zu betrachten, und im 10. Jahrh. wurden sie durch die Verwilligung der Tonsur förmlich für Geistliche erklärt. Die Meinung des Volks und selbst päpstl. Bullen setzten sie wegen ihrer vorzüglichern Heiligkeit noch über die Weltgeistlichen, welche dadurch genöthigt wurden, häufig selbst in den Mönchsstand zu treten oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des kanonischen Lebens zu vereinigen. Von dieser Art waren die nach der Regel des Augustinus gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Kanoniker. Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des Augustinus sind die Prämonstratenser, Augustiner, Serviten, Hieronymiten, Jesuiten und der Brigittenorden. Unter die Klasse der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der stillen Betrachtung ergebenen O. gehören auch die eigenthümlich constituirten Karmeliter.

Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigten die Trinitarier und der O. von der Gnade. Charakteristisch aber wurde das Streben nach hierarchischem Einflusse auf die Welt bei den im Anfange des 13. Jahrh. gestifteten O. der Bettelmönche (s. d.), nämlich der Dominicaner (s. d.) und Franciscaner (s. d.), während die aus letztern hervorgegangenen Minoriten und Minimen (s. d.) mehr Neigung zum beschaulichen Leben zeigten. Obwol später die Stiftung neuer Mönchsorden vom päpstl. Stuhle und von einigen Kirchenversammlungen ausdrücklich untersagt worden war, so wußten sich doch mehrere, seit dem Anfange des 16. Jahrh. entstandene Institute dieser Art die päpstl. Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, sondern sich regulirte Chorherren des heil. Augustinus nennen ließen und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen trugen. (S. Stift.) Der große Verlust, welchen die alten O. durch die Reformation erlitten, machte die Päpste geneigt, dergleichen Unternehmungen wieder eifriger zu unterstützen. Hierher gehören ganz vorzüglich die Jesuiten (s. d.), dann aber auch die Theatiner, Barnabiten, die Priester und Väter vom Oratorium, die Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen und Barmherzigen Brüder und Schwestern.

Bei der Bildung neuer Mönchsorden schlossen sich gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an, aber ohne an der priesterlichen Wirkung derselben theilzuhaben. Der männliche Zweig eines O. heißt der erste O., der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Kapuziner zum ersten und die Kapuzinerinnen zum zweiten O. des heil. Franz. Auch entstanden Congregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden anschlossen, ohne deren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß Unserer Lieben Frau in Italien und Spanien und die Annunciaten oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten O. des heil. Franz gehören, und die Angeliken oder Englischen Schwestern, welche der Regel der Barnabiten folgen. Weibliche O., welche keinem männlichen O. angeschlossen sind und sämmtlich nach der Regel des heil. Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, die Salesianerinnen, die himmlischen Annunciaten, die Ursulinerinnen und die Barmherzigen Schwestern.

Außer den Klosterfrauen erhielten fast alle geistlichen O. noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern (sorores conversae), die man zur Verrichtung der Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Professen, d. h. die eigentlichen Religiosen, welche die Klostergelübde abgelegt und im Chore der Kirche die Horas oder kanonischen Betstunden abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Unter dem Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geschenkten, widmeten so unzählige Andächtige ihre Person oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienste der geistlichen O. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu der regulirten Geistlichkeit. Der heil. Franz gab diesem Verhältniß zuerst eine bestimmte Form, indem er Laien, die sich mit den Mönchen verbrüdern wollten, ohne Geistliche zu werden, in eine besondere Corporation unter dem Namen des dritten O. der Minoriten (Tertiarier) ver-

einigte. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämmtlichen Bettelorden auch die Cistercienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen Tertiarier zu, von denen nur wenige in die Clausur traten und die Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder derselben blieben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen und verpflichteten sich nur zu einem frömmern Leben. Dazu gehörte, daß sie täglich einige Ave-Maria und Paternoster beteten und zu gewissen Zeiten fasteten. Die Tertiarier durften die Kleidung ihres O. anlegen, begnügten sich aber in der Regel, das Scapulier (Gürtel) desselben unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen.

Die O. älterer Stiftung regierten sich anfangs auf aristokratisch-republikanische Weise selbst. Die Benedictinerklöster blieben lange voneinander ganz unabhängig. Die Cistercienser gehorchten einem hohen Rathe, der den anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Cistercienserklöster verantwortlich war. Schwächere O., wie die Kartäuser, Grandimontaner u. s. w., hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abzuweisen vermochten, wie die eximirten Benedictiner und Cistercienser. In ein engeres Verhältniß zum Papste setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer monarchisch-militärisch geordneten Verfassung mit großem Erfolge. Bald folgten die meisten der übrigen O. ihrem Systeme, welchem gemäß an der Spitze jedes geistlichen O. ein General oder Regent steht, der alle drei Jahre gewählt wird, zu Rom seinen Sitz hat und nur dem Papste verantwortlich ist, jedoch bei einigen O. noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des O. beobachtet. Die Definitoren oder Räthe des Generals sind die Ordensprovinzialen, Obere, denen die Aufsicht und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorsitze des Generals das Generalkapitel des ganzen O. und präsidiren wieder als Generalvicare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Kapitularen (suffraganei) theilnehmen. Diese, die bei den verschiedenen O. Aebte, Prioren, Superioren, Ministri, Guardiane, Pröpste oder Rectoren heißen und im Sinne des kanonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln die Angelegenheiten eines Klosters in einem Kapitel oder Convente mit den zum Chor gehörigen Religiosen desselben, doch jeder für sich allein. Daher führen die Religiosen (auch wol Choristen genannt) den Namen der Conventualen und Väter (patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, den Brüdern (fratres), welche als Neulinge der höhern Weihen noch nicht theilhaftig sind oder als Laienbrüder zu Hausdiensten des Klosters gebraucht werden. Auch werden bei den Bettelorden nur die letztern zum Terminiren (Betteln) ausgesendet, während die Väter blos zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die zum Patronate des Klosters gehören, berechtigt sind. Die Kapitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinzial, als ihrer Behörde in erster Instanz. Die letzte Instanz für alle Glieder eines O. ist der General desselben, der auch dem zweiten und dritten O. (den Nonnenklöstern und Verbrüderungen der Laien) vorsteht. Die Frauenorden haben eine ähnliche Verfassung, nur können sie nicht ohne einen Propst bestehen, der mit seinen Kaplänen das geistliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten O. angehören, sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht befreiten Klöster, der Gerichtsbarkeit und Aufsicht des Bischofs untergeben, in dessen Sprengel sie liegen. Galten schon die Bettelmönche als Stützen des röm. Stuhls, sodaß man sie häufig als «das stehende Heer des Papstes» bezeichnete, so gewannen doch die Jesuiten unter allen geistlichen O. die größte Bedeutung, und ihr Fall war der Vorbote der Beschränkung oder selbst des Untergangs mehrerer anderer O. Vgl. Helyot, «Histoire des ordres monastiques et militaires» (8 Bde., Par. 1714; neue Aufl. 1792; deutsch, Lpz. 1753); Crome, «Pragmatische Geschichte der Mönchsorden» (10 Bde., Lpz. 1774—83); Döring, «Geschichte der Mönchsorden» (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Ordinaten heißen in der analytischen Geometrie 1) parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen geraden Linie, der Abscissenlinie, zu einer krummen oder auch an eine andere gerade Linie in derselben Ebene gezogen sind; 2) parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen Ebene an eine krumme Fläche oder doppeltgekrümmte Linie gezogen werden. (S. Coordinaten.)

Ordination heißt in der christl. Kirche die Weihe zum geistlichen Amte. Die Sitte, die zu kirchlichen Beamten, Priestern, Diakonen u. s. w. Erwählten durch Gebet und Handauflegung zu weihen, geht bis in die ältesten Zeiten der Kirche zurück und bildet die geschichtliche Grundlage für das Sakrament der Priesterweihe (s. d.) in der kath. Kirche. Der Name O. be-

zeichnet ursprünglich die Aufnahme in den Klerus (ordo) oder in den geistlichen Stand. Bei den Protestanten ist die O., obwol sie denselben nicht als Sakrament gilt, beibehalten worden, kann aber von jedem Pfarrer vollzogen werden, während sie in der kath. Kirche ein Vorrecht des Bischofs ist. Die prot. Praxis hat sich indeß dahin ausgebildet, daß dem Ordinandus, d. h. dem zu weihenden Candidaten, von einem obern Geistlichen die Pflichten des geistlichen Amts vorgehalten und mit Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände die Rechte und Befugnisse zur Verwaltung des geistlichen Amts ertheilt werden. Bei diesem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird der Beistand mehrerer, gewöhnlich noch zweier anderer Amtsgeistlichen erfordert, welche damit einen Segenswunsch für den Ordinandus verbinden, der gleich darauf, zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft, das Heilige Abendmahl genießt. Die Erlaubniß, Candidaten zu ordiniren, wird von den Kirchenräthen und Consistorien in der Regel nur den als Examinatoren und Consistorialassessoren angestellten Superintendenten, Dekanen oder Inspectoren übertragen, in England und in den nordischen Reichen den prot. Bischöfen. Die röm.-kath. Kirche betrachtet alle von prot. Superintendenten und Geistlichen vollzogenen O. als ungültig, weil ihr zur rechtsgültigen O. die von der Apostelzeit ununterbrochene Succession des bischöfl. Amts und die in dieser Succession durch Handauflegung fortgepflanzte Amtsgnade gilt. Ebenso urtheilt auch die griech. Kirche und unter den prot. Kirchen die Anglikanische. Eine Wiederholung der O. beim Hinaufrücken in höhere Aemter findet nicht statt.

Ordnung heißt die gesetzmäßige Aufeinanderfolge oder Zusammenstellung der Dinge. Auch wird der Inbegriff der letztern selbst so genannt, wenn sie nach irgendeinem Gesetze zusammengehören, daher z. B. die Naturforscher diejenigen Abtheilungen, welche sie unter gewissen Klassen der Naturgegenstände finden und annehmen, Ordnungen (ordines) nennen. Ferner spricht man von einer moralischen Weltordnung als der Zusammenstimmung aller Dinge in der Welt zu einem absoluten, sittlichen Zwecke. O. überhaupt bewirkt schon für sich ein Wohlgefallen, selbst unabhängig von dem Inhalt der Gegenstände; denn alles Geordnete wird überschaulich und faßlich. Daß der ästhetische Reiz der Darstellungen der schönen Kunst gleichwol nicht auf bloßer O., etwa des Rhythmus, der Symmetrie u. s. w., beruht, versteht sich von selbst. — Im jurist. Sinne bezeichnet O. (ordinatio) ein umfassendes Gesetz über die Organisation einer Behörde und die bei ihren Geschäften zu beobachtenden Formen. So gibt es Gerichts- und Proceß-, Appellations-, Städte-, Gemeinde-, Kirchen-, Polizeiordnungen u. s. w. Ordnungsstrafen nennt man die Bestrafung wegen verletzter O., welche von der aufsehenden Behörde ohne eigentliches richterliches Gehör und Urtheil verhängt wird, und wogegen also auch kein eigentliches Rechtsmittel, sondern nur Vorstellung oder Beschwerde bei der vorgesetzten Behörde stattfindet.

Ordonnanz bezeichnet zunächst ein militärisches Gesetz im allgemeinen und speciell diejenigen Vorschriften, welche für einzelne Zweige des militärischen Dienstes gegeben sind. Außerdem nennt man diejenigen Militärs Ordonnanzen, welche höhern Truppenführern zugetheilt werden, um ihre Befehle und Aufträge zu bestellen. Beim Oberbefehlshaber der Armee oder eines Corps sind Ordonnanzoffiziere von jedem Truppentheile commandirt, die andern Führer erhalten nur einen Unteroffizier oder Gemeinen als O., je nach ihrem Range. Der Ordonnanzoffizier unterscheidet sich vom Adjutanten dadurch, daß er nur auf kurze Zeit, gewöhnlich 24 Stunden, zu seinem Dienst commandirt ist und mit allen übrigen Geschäften des Adjutanten (s. d.) nichts zu thun hat. Ordonnanzcompagnien hießen die von Karl VII. von Frankreich 1445 errichteten 15 adelichen Reiterfahnen, durch welche er die Krone in Kriegszeiten von dem guten Willen der Vasallen unabhängig machte. (S. Gensdarmen.) Sie werden als die ersten Anfänge zu stehenden Heeren betrachtet. Der Adel suchte eifrig den Dienst in denselben, und Frankreichs berühmteste Krieger sind Capitaines der Ordonnanzcompagnien gewesen. Erst 1660 wurden sie aufgehoben.

Ordonnanzen (ordonnances) nannte man in Frankreich vor der Revolution von 1789 und während der Restaurationszeit alle Erlasse des Königs oder Regenten. Die O. im weitern Sinne zerfielen in eigentliche O., welche alle Gegenstände des öffentlichen Rechts, Edicte, welche das Finanzwesen, und Declarationen, offene Briefe (Lettres patentes) und Reglements, welche die Erläuterung, Bestätigung und Anwendung der Gesetze zum Gegenstande hatten. Diese sämmtlichen Erlasse besaßen die Eigenschaft von Gesetzen, weil die Könige nach dem Grundsatze «si veut le roi, si veut la loi» wenigstens factisch das Recht der Gesetzgebung ausschließend übten. Verweigerte das Parlament (s. d.) die Einregistrirung und mithin die Publication, so erschien gewöhnlich ein offener Brief, welcher den Provinzialbeamten die Publication und den Unterthanen die Beobachtung der O. befahl und auf diese Weise der Sache Rechtskraft verlieh.

Die O. im engern Sinne waren, wie die Edicte und Declarationen, vom Könige unterzeichnet, von einem Staatssecretär contrasignirt, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visirt. Gleich den Edicten datirten auch gewöhnlich die O. nur vom Monate des laufenden Jahres und schlossen mit der bekannten Floskel: «Car tel est notre plaisir» (Denn so beliebt es uns). Um der maßlosen Verwirrung zu begegnen, befahl Ludwig XIV. die Veranstaltung einer Sammlung aller O., welche die Könige der dritten Dynastie erlassen. Diese Sammlung, deren erster Band 1723 zu Stande kam, zählt gegenwärtig eine ganze Reihe von Foliobänden, welche die O. von 1051 bis ins 15. Jahrh. enthalten. Seit Einführung der constitutionellen Charte erhielten die O. in Frankreich wie in allen constitutionellen Staaten einen wesentlich andern Charakter. Während Gesetze nur unter Mitwirkung der Kammern zu Stande kommen konnten, sollte die Regierung nach Art. 14 der Charte im Verordnungswege nur über die Ausführung der Gesetze Bestimmung treffen, dagegen weder neue Rechtsgrundsätze aufstellen, noch gesetzliche Normen abändern. Die treulose Auslegung jenes 14. Artikels in den O. vom 25. Juli 1830 brachte den Sturz der alten Dynastie und die Julirevolution von 1830 zu Wege. Durch die neue Verfassung von 1852 und deren spätere Modificationen wird der Unterschied zwischen Gesetzen und O. fast wieder aufgehoben und das Staatsoberhaupt, wie im ersten Kaiserreiche, zu eigentlich gesetzgeberischen Acten ermächtigt. Hierdurch ist namentlich den Décrets-loix, welche Napoleon III. in der Zeit vom 2. Dec. 1851 bis zur Eröffnung der Kammern im April 1852 erließ, Gesetzeskraft beigelegt. O. heißen noch die proceßleitenden Decrete der Gerichtshöfe, besonders in Strafsachen.

Ordre de bataille heißt die Anordnung und Eintheilung eines zusammengesetzten Heertheils oder der ganzen Armee für einen Feldzug oder einen bestimmten Operationszweck. Danach ist die allgemeine und specielle Ordre de bataille zu unterscheiden. Die erstere wird beim Ausbruche eines Kriegs festgestellt, darf ohne höhere Ermächtigung nicht abgeändert werden und gilt in der Regel für die ganze Dauer eines Feldzugs oder des Kriegs. Die specielle Ordre de bataille für einen bestimmten Zweck, meist für das Gefecht, wird nach den jedesmaligen Verhältnissen von dem betreffenden Truppenführer ausgegeben und bildet einen Theil der Disposition (s. d.).

Oreaden, s. Nymphen.

Örebro, die Hauptstadt des Örebro-Län oder der schwed. Landschaft Nerike (160,65 Q.-M. mit 162717 E. im J. 1865), eine der wohlhabendsten Städte Schwedens, ¼ M. vom westl. Ende des Hjelmarsees, der hier den Svart-Elf aufnimmt und den Hafen der Stadt bildet, hat eine schöne Stadtkirche mit einem hübschen Altargemälde und unter andern Grabmälern das des hier 1436 bestatteten Reichsverwesers Engelbrecht, ein altes, aber schönes und berühmtes Schloß, welches vom Wasser umflossen ist, ein Rathhaus, ein Assembleehaus, ein Lazareth und zählt 9007 E., welche Schnupftabacks-, Strumpf-, Wachstuch- und andere Fabriken unterhalten und Handel mit Bergproducten treiben. Der Ort kommt schon im 8. Jahrh. unter dem Namen Cyrarsund, Cyrarsundbro oder Öresundbro vor. Das Schloß wurde im 13. Jahrh. von Birger Jarl angelegt. Es wurden zu Ö. mehrere Reichstage gehalten, z. B. 1347, auf welchem das Landesgesetz des Königs Magnus Smek gegeben wurde, 1529 gegen den kath. Ritus, 1531 wegen der Reichsschuld an Lübeck, 1540, wo Schweden ein Erbreich wurde unter Gustav I. Wasa. Das Haus, in welchem letzterer geboren wurde, ist noch vorhanden. Auf dem Reichstag von 1810 wurde 21. Aug. Bernadotte zum Thronfolger in Schweden erwählt. Auch wurde zu Ö. 20. April 1812 der Präliminarfriede zwischen Schweden und England und 12. Juli 1812 der Friede zwischen England und Rußland abgeschlossen.

Oregon, einer der wegen ihrer Lage am Stillen Meere sog. Pacific-Staaten der Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt im Norden an das Gebiet Washington, im Osten an das Gebiet Idaho, welche beide Gebiete früher mit O. einen Theil des Oregonterritoriums bildeten, im Süden an die Staaten Nevada und Californien, und im Westen an das Stille Meer. Der Staat umfaßt in seiner gegenwärtigen Gestalt 4481 Q.-M. und zählte nach dem Census von 1860 nur 52465 E. Als Territorium bedeutend größer, wurde er 14. Aug. 1848 als solches organisirt und 14. Febr. 1859 als Staat zugelassen. Seine Verfassung ist derjenigen der nordöstl. Staaten nachgebildet. Der Gouverneur wird für vier Jahre gewählt. Ihm zur Seite steht eine Legislatur, die aus einem Senat von 10, und einem Repräsentantenhause von 34 Mitgliedern zusammengesetzt ist und sich ein Jahr ums andere Anfang Sept. versammelt. Der Staat zerfiel Anfang 1867 in 20 Grafschaften und sendet zwei Senatoren sowie einen Abgeordneten in den Congreß nach Washington. Die polit. Hauptstadt ist Salem am Willamette, Haupthandelsstadt Portland an demselben Flusse nicht weit von dessen Mündung ins

Meer. Andere Ansiedelungen sind Empire-City, Jackson und Oregon-City. Hauptfluß ist der Columbia (s. d.), welcher etwa zwei Drittel der nördl. Grenze bildet. Das Hauptgebirge sind die Cascadengebirge mit herrlichen Fichten- und Cedernwaldungen und vielen zum Theil mit Schnee bedeckten Kegelbergen, wie der Mount-Jefferson und der 14000 F. hohe Mount-Hood. Hinter dieser, im Norden vom Columbiastrom durchbrochenen Gebirgskette breitet sich eine weite Berg- und Plateaulandschaft aus mit den Blauen Gebirgen (Blue Mountains), welche, von Nordosten nach Südwesten laufend, den Staat durchziehen. Die außerordentlichen Hülfsquellen des Landes sind bisjetzt so gut wie gar nicht entwickelt, und nur das dem Meere zunächst gelegene Land ist dünn angesiedelt. Außer den edlen Metallen und Holz bildet der Weizen den Hauptstapelartikel. **Oregon-Grenzfrage** (Boundary Question) nannte man die Verhandlungen, welche die Vereinigten Staaten und England um die nördl. Grenze des damaligen Oregongebiets pflogen. Bei der schroffen Sprache, welche hierbei der Präsident Polk führte, drohten diese Verhandlungen einen Krieg herbeizuführen, wurden aber schließlich durch Nachgiebigkeit des washingtoner Cabinets in dem Vertrage vom 15. Juni 1846 dahin erledigt, daß der 49. Breitengrad, statt des anfangs von den Amerikanern beanspruchten 54° 40′, fortan die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und den engl. Besitzungen bildete.

Orel (ausgesprochen Arjol), ein 859,12 Q.-M. großes, im J. 1863 von 1,533619 Seelen bevölkertes Gouvernement des europ. Rußland, in dessen mittlerm Theile es (südlich von Kaluga und Tula) liegt, ist eine der gesegnetsten und fruchtbarsten Provinzen des russ. Reichs, und namentlich gleicht die Gegend von Mzensk bis zur Gouvernementsstadt einem anmuthigen Garten. Die Flußgegenden, hauptsächlich die Hochufer der Oka, zeigen eine Menge pittoresker Ansichten, und nicht minder schön sind die Gegenden am Don, an der Sosna und Desna. Das Klima ist mild, und außer den gewöhnlichen Getreidearten, wovon jährlich große Quantitäten nach den nördl. Provinzen ausgeführt werden, baut man auch Buchweizen, Hirse, Spelt, Hanf, Mohn, Tabak und besonders viel Hopfen. Die Obstcultur steht sehr hoch. Im Osten des Gouvernements gibt es viele Waldungen und zahlreiches Wild; besonders ergiebig ist der Wachtelfang. Viehzucht, Bienenzucht und Fischerei sind zum Theil sehr erheblich; besonders gibt es vortreffliche Stutereien und starkes Rindvieh. Von Federvieh halten die Bauern viele Moschusenten. Die Erzeugnisse des Mineralreichs sind unbedeutend. Man gewinnt Sumpfeisen, Kreide, Kalk, Alabaster und Salpeter; auch gibt es einige Steinbrüche, wo gute Mühl- und Schleifsteine gewonnen werden. Unter den zahlreichen Fabriken zeichnen sich die Tuch- und Leinwandfabriken, die Gerbereien, Talgschmelzereien, die Glasfabriken, die Hanfölmühlen (5900) und Branntweinbrennereien vorzüglich aus. Lebhafter Handel wird mit den Residenzstädten sowie mit dem Schwarzen und Kaspischen Meere unterhalten. Die Einwohner, die fast nur aus Groß- und Kleinrussen oder Kosacken (auch Tscherkessen genannt) bestehen, bekennen sich sämmtlich zur griech. Kirche. Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreise. Die **Hauptstadt** O., Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, zählt 34973 E. (1863) und hat 24 Kirchen, zwei Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium nebst adelicher Pension sowie vier Kreis- und Parochialschulen, einen großen Kaufhof, ein altes, in ein Magazin verwandeltes Schloß. O. liegt reizend auf dem steilen Ufer der Oka, die hier die Arlika aufnimmt. Die Bevölkerung unterhält zahlreiche Fabriken, besonders Leinwebereien, Gerbereien und Talgsiedereien, sowie einen durch Jahrmärkte geförderten Handel und Verkehr. Unter den Kreisstädten sind die bedeutendsten: **Jelez**, ein alter, aber freundlicher und schön gelegener Ort an der Sosna, mit 26505 E., 15 Kirchen, 2 Klöstern, zahlreichen Gärten, vielen Fabriken, namentlich berühmter Fabrikation von verschiedenen Sorten Weizenmehls und von Buchweizengrütze, sowie mit starkem Viehhandel; **Liwny**, an der Sosna und Liwenka, mit 13674 E., 6 Kirchen und mehrern Fabriken; **Bolchow**, an der Nugra, ein hübscher Ort inmitten zahlreicher Gärten, mit 18540 E., 19 Kirchen, vielen Fabriken und bedeutendem Handel; **Brjansk**, an der Desna, mit 13241 E., 18 Kirchen, einem Kloster, einem Arsenal, einer Kanonengießerei, 25 Gerbereien und ausgedehntem Handel mit Getreide, Hanföl, Wachs und Honig. Im Kreise befinden sich eine große Krystall-, Glas- und Spiegelfabrik, zahlreiche Glashütten, gegen 200 Oelmühlen und über 400 Theerhütten. Außerdem ist zu nennen **Mzensk**, an der Suscha, mit 13619 E. und 13 Kirchen, ein Stapelplatz für landwirthschaftliche Producte, für Spiritus, Branntwein, Seife, Kreide, Schleifsteine u. s. w.

Orelli (Joh. Kaspar), ausgezeichneter Philolog und Kritiker, geb. zu Zürich 13. Febr. 1787, erhielt seine erste Bildung zu Wädenschweil, wo sein Vater einige Zeit Landvogt war, und seit 1799 besuchte er das Carolinum in Zürich. Er widmete sich mit Eifer und Erfolg besonders dem Studium der alten, aber auch neuern Sprachen und Literatur und ward 1806 als Geist-

licher ordinirt. Im Institute Pestalozzi's lernte er diesen selbst und dessen Unterrichtsmethode kennen, für die er ein lebhaftes Interesse gewann. Zu Bergamo, wo er 1807—13 als Hauslehrer lebte, hielt er religiöse Vorträge in deutscher, franz. und hauptsächlich ital. Sprache. Hier faßte er den Plan zu einer Geschichte der ital. Literatur, ließ auch schon 1810 zwei Hefte «Beiträge zur Geschichte der ital. Poesie» erscheinen. 1813 folgte O. gern einem Rufe an die Cantonsschule zu Chur, zumal ihm der Predigerberuf zu Bergamo seiner kirchlichen Ansichten wegen verleidet war. In seiner Stellung als Lehrer wirkte er nun mit rastlosem Eifer zur Förderung der Anstalt. 1819 kehrte O. als Professor der Eloquenz und Hermeneutik in seine Vaterstadt zurück, und nach Gründung der züricher Hochschule, wofür er selbst thätig gewirkt hatte, war er eine der Zierden derselben. In dieser Zeit seines thätigen Lebens veröffentlichte er die meisten seiner gelehrten Werke und führte zugleich zahlreiche Schüler durch lebendige und belebende Vorträge in den Geist des Alterthums ein. Auch betheiligte er sich durch Wort und That an allen bedeutenden Zeitbestrebungen, so an der Sache Griechenlands, den polit. Reformen seines Heimatlandes, der Umgestaltung des Schulwesens u. s. w. O. starb 6. Jan. 1849. Unter seinen zahlreichen, mit echt kritischem Geiste veranstalteten Ausgaben griech. und besonders röm. Classiker sind vor allem zu nennen die des Horaz, des Tacitus und der Werke Cicero's, an welche sich eine Ausgabe der Scholiasten des Cicero (Zür. 1833) und ein «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38) anschloß. Letztere beide Werke bearbeitete O. gemeinschaftlich mit Baiter, der auch nebst Halm die Vollendung der zweiten Ausgabe des Cicero übernahm. Ferner nahm O. an Baiter's und Sauppe's Ausgabe der Werke des Plato wesentlichen Antheil. Von seinen übrigen philolog. Arbeiten ist die «Inscriptionum Latinarum selectarum collectio» (2 Bde., Zür. 1828) von hohem Werthe. — Konrad O., des vorigen Bruder, geb. in Zürich 6. Nov. 1788, erhielt 1810 die Ordination, widmete sich aber dem Lehrerstande und wurde 1819 Lehrer der franz. Sprache an der Bürgerschule in Zürich, 1833 daselbst Professor der Philosophie am obern Gymnasium und Lehrer der franz. Sprache an der Industrieschule. In dieser Stellung starb er 10. Juli 1854. O. bearbeitete von der 3. bis 16. Aufl. (Aargau 1852) Hirzel's «Franz. Grammatik» und schrieb unter anderm eine «Altfranz. Grammatik» (2. Aufl., Zür. 1848) und «Spinoza's Leben und Lehre» (2. Aufl., Zür. 1850).

Orenburg, ein russ. Gouvernement auf der Grenze von Europa und Asien, hatte, nachdem drei seiner Kreise (Bugulma, Buguruslan und Busuluk) zu dem durch Ukas vom 6. (18.) Dec. 1850 neugebildeten Gouvernement Samara geschlagen worden, mit Einschluß des von ihm abhängigen Landes der Uralischen Kosacken ein Areal von 6917,31 Q.-M. und 1851 eine Bevölkerung von 1,712718 E. Davon entfielen, den Uralfluß als Grenze angenommen, auf die cisuralische oder europ. Seite 4685,12, auf die transuralische oder asiat. Seite 2232,19 Q.-M. und von der Gesammtbevölkerung auf erstere 75,56 Proc. (1,249149), auf letztere 24,44 Proc. (418596). Die Zahl der Uralischen Kosacken betrug damals (1851) 67002, die der Orenburgischen 175659, zusammen 243661 Seelen. 1863 wurde die Zahl der Gouvernementsbevölkerung zu 1,843371 angegeben, ungerechnet der etwa 250000 Kosacken, deren bestimmte Zahl sich 1866 auf 258396 belief. Das Gouvernement O. grenzt im O. an Tobolsk in Sibirien, im N. an Perm, im NW. an Wjätka und Kasan, im W. an Samara, im S. und SO. an das Steppengebiet der Kleinen Kirgisenhorde oder der Orenburgischen Kirgisen, von welchem es im allgemeinen durch den Mittel- und Unterlauf des Ural sowie von einer Strecke des obern Tobol getrennt ist. Das Land ist theils ein von dem breiten Rücken des südlichen oder Orenburger Ural (im Iremel 4758 F. hoch) sowie gegen SW. von der Landhöhe Obtschij-Syrt durchzogenes waldreiches Bergland und hier nicht ohne malerische Scenerie, theils aber auch ödes Steppenland, das im W. von Baschkiren, im S. und SO. von Kirgisen durchwandert wird. Die zahlreichen Gewässer sammeln sich im Westen zu der Bjelaja, welche in den Wolgazufluß Kama geht, in der Mitte zum Ural oder Jaik, auf der sibirischen oder Ostseite, die eine große Menge von Seen darbietet, zum Tobol. Die Bevölkerung umfaßt etwas über 1 Mill. Christen, 8—900000 Mohammedaner und gegen 60000 Heiden. Unter den turk-tatar. Bewohnern sind am zahlreichsten die Baschkiren, über $^2/_5$ Mill. Dann folgen die Teptjaren, die Metscherjaken, die Tataren, die Tschuwaschen. Minder zahlreich sind die Völker finn. Stammes, wie die Tscheremissen, Wotjaken und Mordwinen, zusammen etwa 134000. Fast $^1/_3$ des Areals ist mit Wald bedeckt, etwa die Hälfte Unland, nur $^1/_{17}$ beackertes Culturland. Viehzucht wird in großem Maßstabe getrieben, und das Gouvernement hat unter allen am meisten Pferde. Man gewinnt Eisen und Kupfer, unterhält Gießereien und Hammerwerke sowie ansehnliche Goldwäschereien. Seine Hauptbedeutung aber erhält das Land als Centralgebiet und Passageland des mittelasiat. und

ruff. Handels, der namentlich zwischen der Stadt O. und den Kirgisenländern, Bokhara, Khokand und Chiwa durch Karavanen (Pferde und Kamele) lebhaft unterhalten wird. Ein- und Ausfuhr über die Stadt O. beliefen sich 1840—50 auf $15\frac{1}{2}$ Mill. Rubel, 1861 der Export auf 5,882335, der Import auf 8,371695 Rubel. 1863 wurde die Ausfuhr an der Grenze von O. und Sibirien zu 4,904925, die Einfuhr zu 9,760727 Rubel angegeben. Aus Asien kommen hauptsächlich Baumwolle, Rohseide, getrocknete Früchte, Reis, Krapp, rohe Häute, Schlachtvieh. Exportirt werden Baumwollwaaren, Tuch, Eisen, Kupfer, Wolle u. s. w. Eigenthümlich ist die Weise, wie die Grenze gesichert wird. Auf je 3—4 M. Entfernung befindet sich ein von Kosacken bewohnter befestigter Ort. Die kleinern dieser Orte heißen Redouten oder Vorposten, die größern Krepost. Nur die letztern haben einen von Wall und Graben umzogenen Raum, der die Kirche, die Magazine u. s. w. enthält. Diese Festungsreihe bildet längs der Südgrenze bis zum Tobol die **Orenburgische Linie** und ist von den **Orenburgischen Kosacken** besetzt. Im Anschluß an diese zieht sich einerseits außerhalb des Gouvernements gegen Osten die Ischimsche und die Irtyschlinie bis zur chines. Grenze, andererseits die Linien der Uralischen Kosacken vom Krepost Ilezkoi-Gorodok unterhalb der Stadt O. längs des Uralstroms erst gegen Westen, dann gegen Süden bis zum Kaspischen Meere hinab. Das Land zwischen dieser letztern Stromlinie, den Gouvernements Samara und Saratow, und dem an das Gouvernement Astrachan stoßenden wüsten Gebiete der Bukejew- oder Innern Horde der Kirgisen (s. d.) heißt das Land der Uralischen Kosacken und steht nebst den Gebieten der Bukejewhorde (1082 Q.-M. mit 82000 E.) und der Kleinen oder Orenburgischen Horde (17255 Q.-M. mit 800000 E.) unter dem Gouverneur von O., sodaß das ganze **Orenburgische Ländergebiet** 25254 Q.-M. mit nahezu 2,984000 E. umfaßt.

Die Hauptstadt des Gouvernements O. war **Ufa** (s. d.), bis dasselbe durch Ukas vom 17. Mai 1865 in die zwei Gouvernements O. und Ufa getheilt wurde. Die Hauptstadt des Gouvernements O. in seinen neuen Grenzen ist die **Stadt O.**, am rechten Ufer des Ural in dürrer Steppe gelegen, 1742 erbaut, Sitz des Civilgouverneurs und des General-Militärgouverneurs von O. und Samara, die Hauptfestung der nach ihr benannten Linie, Sammelpunkt für die Karavanen aus Mittelasien, mit einzelnliegenden Häusern in breiten, ungepflasterten Straßen. Der Ort hat zwei Kathedralen, fünf andere griech. Kirchen, ein luth. Bethaus, eine Moschee, ein Gymnasium, eine Militär-, eine Töchter-, eine Kreis- und eine Pfarrschule, einen großen Kaufhof und zählt 27593 E., die zahlreiche Fabriken unterhalten. Bemerkenswerth sind außerdem: das überaus wichtige **Ilezkische Steinsalzwerk**, südlich von der Hauptstadt am Uralzufluß Ilek, welches jährlich $\frac{1}{2}$—2 Mill. Pud Salz liefert; **Orsk**, an der ersten Biegung des Ural gegen Westen, eine Festung mit 4200 E.; dann auf der Ostseite des Uralgebirgs **Werchne-Uralsk** am linken Ufer des obern Ural, mit 4149 E.; **Troizk**, am Tobolzufluß Uj, nach O. die wichtigste Handelsstadt, mit 6188 E., einem Tauschhof und berühmter Messe (15. Mai bis 15. Juni); **Tschilabinsk**, am Mjas unweit der Nordgrenze, mit 5857 E.; endlich die Bergstadt **Slatoust**, am Ai, einem Zufluß der obern Ufa, in dem metallreichen Ilmengebirge, 1230 F. über dem Meere gelegen, mit 9640 E., einer trefflichen Waffenfabrik (mit deutschen Klingenschmieden) und Eisenhämmern von großer Ausdehnung. Unfern davon gegen SW. liegt das 1776 gegründete Hüttenwerk **Mijask**, in einer an Goldseifen überaus reichen Gegend. Im Lande der Uralischen Kosacken liegen die Hauptstadt **Uralsk** an dem hier gegen Süden sich zum Meere wendenden Uralfluß, eine 1613 erbaute Festung mit 10820 E., und an der Mündung des Stroms in das Kaspische Meer die Stadt **Gurjew** mit 2098 E. — Das Gebiet des Gouvernements O., im 16. Jahrh. unter dem Namen der **Baschkirei** bekannt und von Nomadenvölkern durchzogen, unterwarf sich, von den Kirgisen bedrängt, 1556 freiwillig dem Zar von Moskau. Zwischen 1574 und 1586 wurde die Festung Ufa angelegt; auch ließen sich damals die Kosacken am Ural nieder. 1708 wurde das Land zum Gouvernement Kasan geschlagen und 1744 als besonderes Gouvernement organisirt.

Orense, Hauptstadt (Ciudad) und Bischofssitz der gleichnamigen Provinz (128,7 Q.-M. mit 383340 E. im J. 1860) im span. Königreich Galicien, am linken Ufer des Miño, auf einem von höhern Bergen umgebenen Hügel gelegen, ist regelmäßig und gut gebaut, hat eine sehr stattliche Kathedrale und zwei Pfarrkirchen, zwei Klöster, ein großes Priesterseminar und zählt (1860) mit ihrem Gebiet 10775 E., welche Leinengarn, Chocolade und vorzügliche Schinken liefern. O. ist berühmt wegen seiner imposanten Brücke über den Miño, welche 1319 F. lang, 18 F. breit ist und 7 Bogen (der mittelste in der Höhe 137, in der Spannung 156 F.) hat, sowie wegen der am Fuße des Stadthügels fast siedendheiß hervorsprudelnden, schon den Römern

bekannten Schwefelquellen Las Burgas, die stark benutzt werden. Außerdem gibt es in der Nähe noch andere Schwefelwässer zu Caldas und Mende. In der Umgebung der Stadt wächst guter Wein. O. hieß bei den Römern Aquae Originis, im Mittelalter Auria, Auriense oder Oriense und war sehr frühzeitig Sitz eines Bisthums, das, nach der Zerstörung durch die Araber, um 884 von Alfons I. wiederhergestellt wurde.

Oreodoxa nannte Martius eine Palmengattung aus der Gruppe der Coccineen, deren Arten in Westindien und dem tropischen Südamerika zu Hause und durch Schönheit und Nutzbarkeit ausgezeichnet sind. Sie haben hohe, geringelte Stämme, lange, kammförmig-fiederschnittige Blätter, einhäusige Blütenkolben, sechs bis zwölf Staubgefäße in den männlichen Blüten, in den weiblichen einen dreifächerigen Fruchtknoten mit drei Narben, woraus eine ovale Steinbeere mit faseriger Außenschicht entsteht. Zu dieser Gattung gehört die auf den Antillen heimische Kohlpalme (O. oleracea Mart.), deren Herzblätter als Kohl oder Salat genossen werden und in Essig eingemacht als Palmenkohl sogar bisweilen nach Europa kommen. Die Höhe des Schafts soll nach den einen bis 70, nach den andern bis 200 F. betragen. Der Stamm ist gleichmäßig dick; aus feinem Holze verfertigt man Stöcke, aus dem Mark Sago. Noch berühmter ist die Königspalme von Havana (O. regia Humb. B. K.), welche auf Cuba sowol wild als angepflanzt vorkommt und dort namentlich als Alleebaum Verwendung findet. Ihr 70—80 F. hoher Stamm entspringt aus einer dicken Basis, ist überaus schlank, doch in der Mitte verdickt, grün, und trägt eine gewaltige Krone, deren elegant zerschnittene Blätter allgemein zum Dachdecken benutzt werden. Die äußere, 2—3 Zoll starke Schicht des Stammes ist steinhart, sodaß oft die Aexte an ihr zersplittern, das Innere weich. Die Stämme verwendet man zu Dachsparren, die Blütenscheiden zu Wasserbehältern sowie zum Emballiren, die erbsengroßen Früchte als Schweinefutter.

Orestes, der Sohn des Agamemnon (s. d.) und der Klytämnestra, Bruder der Chrysothemis, Laodike (bei den Tragikern Elektra) und Iphianassa (bei den Tragikern Iphigenia; Sophokles nennt beide nebeneinander), kam im achten Jahre nach der Ermordung seines Vaters, der ihn bei der Rückkehr von Troja nicht wiedergesehen hatte, von Athen nach Mykene und rächte den Vater an Aegisthos und seiner Mutter. Dieses ist die einfache Erzählung der Homerischen Odyssee, die von den Tragikern, welche den O. zu einem der Haupthelden der griech. Tragödie gemacht haben, mehrfach erweitert worden ist. Nach ihnen würde bei der Ermordung des Agamemnon den O. dasselbe Schicksal betroffen haben, wenn ihn nicht Elektra durch seinen Erzieher zum Könige von Phokis, Strophios, dem Gatten der Schwester Agamemnon's, geflüchtet hätte. Hier wuchs O. mit dem Sohne des Strophios, Pylades (s. d.), zusammen auf und schloß mit diesem einen im Alterthum viel gefeierten Freundschaftsbund. In feinem Plane, den Vater an seinen Mördern zu rächen, von dem delphischen Gotte selbst bestärkt und von der Elektra oft dazu aufgefordert, kam er mit Pylades in seine Heimat zurück und ermordete die Klytämnestra nebst ihrem Buhlen. Doch nun verfiel er als Muttermörder den Eumeniden (s. d.), die ihn in Raserei stürzten und unablässig verfolgten, bis er auf Apollo's Rath seine Zuflucht nach Athen nahm, wo Athene seine Sache zur Entscheidung vor den Areopag brachte. Bei der Abstimmung waren die Stimmen gleich; da legte Athene ihre Stimme ein zu den freisprechenden und entschied so den Streit zu Gunsten des O.; die Eumeniden wurden durch Stiftung eines Heiligthums für sie in Athen versöhnt. Nach einer andern Wendung der Sage befahl Apollo dem O. auf sein Befragen, wie er von seiner Qual befreit werden könne, nach Taurien zu schiffen, um von dort das Bild der Artemis zu holen. In Begleitung des Pylades ging er dahin. Bei ihrer Ankunft wurden beide ergriffen und sollten nach Landesbrauch als Fremdlinge der Artemis geopfert werden, Iphigenia (s. d.) als Priesterin sollte diese Opferung vollziehen. Aber die Schwester erkannte den Bruder, entwendete mit List jenes Bild und entkam mit ihnen glücklich in ihre Heimat. Hier lebte nun O. ruhig als König von Mykene, Argos und Sparta und vermählte sich mit Hermione, der Tochter des Menelaos, mit der er den Tisamenos zeugte. Seinen Tod soll er in hohem Alter durch einen Schlangenbiß in Arkadien gefunden haben und in Tegea bestattet worden sein, von wo einem Orakel zufolge seine Gebeine nach Sparta gebracht wurden. Unter den uns erhaltenen griech. Tragödien behandeln die Orestessage die mit dem «Agamemnon» die Trilogie «Oresteia» bildenden Stücke «Choëphoren» und «Eumeniden» des Aeschylos, die «Elektra» des Sophokles, die «Elektra», «Orestes» und «Iphigeneia in Taurien» des Euripides. Aus der spätesten Zeit des röm. Alterthums besitzen wir eine epische Behandlung der Sage in 971 lat. Hexametern unter dem Titel «Orestis tragoedia» von einem unbekannten Verfasser (herausg. von Mähly, Lpz. 1866).

Orfila (Matthieu Jos. Bonaventure), franz. Arzt und Chemiker, besonders bekannt durch seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, geb. 24. April 1787 zu Mahon auf Minorca, wo sein Vater als wohlhabender Kaufmann lebte, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, machte 1801 eine Reise nach Aegypten und Italien und widmete sich, ursprünglich zum Seedienst bestimmt, seit 1805 zu Valencia, Barcelona, Madrid und Paris der Heilkunde. Nachdem er in Paris 1811 die medic. Doctorwürde erworben hatte, hielt er Vorträge über Chemie, Botanik und Anatomie, die ihm neben seiner medic. Praxis bald einen bedeutenden Ruf und eine behagliche Stellung verschafften. Eine Einladung nach Spanien 1816 lehnte er ab; dagegen wurde er 1819 zum Professor der gerichtlichen Medicin und Toxikologie ernannt. Von dieser Stelle 1822 dispensirt, erhielt er 1823 die Professur der medic. Chemie und gerichtlichen Medicin. Sein erstes Hauptwerk, der «Traité des poisons, ou toxicologie générale» (2 Bde., Par. 1814; 5. Aufl., 2 Bde., Par. 1852), welchem einige Jahre darauf die «Éléments de chimie médicale» (2 Bde., Par. 1817; 8. Aufl., 3 Bde., 1851) folgten, war ein Werk von höchster und nachhaltigster wissenschaftlicher Bedeutung, das seinen Verfasser den Autoritäten des Fachs beigesellte. Ludwig XVIII. ernannte O. zu seinem Leibarzte, Ludwig Philipp seit 1830 erst zum Offizier, dann zum Großoffizier der Ehrenlegion, zum Dekan der medic. Facultät, Mitglied des Generalraths der Hospitäler und des Generalraths des Seine-Departements u. s. w. Dabei entwickelte er vor Gericht eine außerordentliche Thätigkeit, die ihn öfters in Streitigkeiten verwickelte, bei denen auch seine conservative polit. Gesinnung nicht ohne Anfechtungen blieb. Bekannt wurde unter anderm seine Controverse mit Raspail bei Gelegenheit des Processes Lafarge. Auch in den Proceß Bocarmé war O.'s Name verflochten. Seit der Februarrevolution 1848 seiner Function in der medic. Facultät enthoben, starb er 12. März 1853 zu Paris. Als Schriftsteller genießt O. eines Weltrufs im eigentlichen Sinne des Worts. Die meisten seiner Werke, wie außer den genannten namentlich die «Leçons de médecine légale» (3 Bde., Par. 1823; 4. Aufl. 1846) und der «Traité de toxicologie» (2 Bde., Par. 1831; 5. Aufl. 1852), sind zum Theil selbst wiederholt in alle abendländ. Sprachen, der «Secours à donner aux personnes empoissonnées ou asphyxiées» (Par. 1818; 6. Aufl. 1832) selbst ins Arabische und Türkische übersetzt worden. In Verbindung mit Lesueur bearbeitete O. den «Traité des exhumations juridiques» (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1836).

Organ (griech. organon) heißt Werkzeug oder Instrument, als ein Mittel, wodurch bestimmte Zwecke erreicht werden. Der Sprachgebrauch hat aber zwischen dem griech. organon und dem lat. instrumentum den Unterschied festgestellt, daß unter Instrumenten mechanisch wirkende und durch äußere Kräfte in Bewegung gesetzte Werkzeuge, unter O. hingegen die Werkzeuge eines durch innere Kräfte in Bewegung gesetzten lebendigen Organismus verstanden werden. Das charakteristische Unterscheidungsmerkmal des Organismus im Gegensatz zur Maschine ist seine durch innere Zweckmäßigkeit hervorgebrachte Selbsterhaltung, wonach zwischen seinen Gliedern als O. ein solcher Zusammenhang gesetzt ist, daß die Erhaltung des einen von der Erhaltung des andern und umgekehrt abhängt. Die Pflanze wächst z. B. durch den Saft, durch welchen sie neue Zellen bildet, aber der Saft ist seiner Mischung nach ein Product der Pflanze aus den assimilirten Stoffen; die Blätter werden vom Stamme aus erzeugt, dienen aber auch wieder dem Stamme, u. s. w. Obgleich diese Wechselwirkung in Betreff der verschiedenen O. ihre sehr verschiedenen Grade hat, so unterscheidet sich doch durch sie der Organismus streng von der Maschine, bei welcher die verschiedenen Theile zwar ebenfalls auf einen bestimmten Zweck arbeiten, ohne daß sie aber sich untereinander erzeugen und hervorbringen. Zu der gegenseitigen Erzeugung der Theile auf Veranlassung einer Assimilation äußerer Stoffe tritt beim Organismus noch die Erzeugung ähnlicher Organismen in der Fortpflanzung. Man hat daher den Organismus definirt als Naturganzes, in welchem sämmtliche Theile sich gegenseitig als Mittel und Zweck verhalten. In der Stufenfolge der natürlichen Organismen, von den niedrigsten Pflanzen und Thieren bis zum Menschen hinauf, ist ein wachsender Reichthum der O. und ihrer Functionen zu bemerken. Im Thierreiche erscheint das organische Leben als Träger der Functionen sinnlicher Empfindung und spontaner Bewegung; im Pflanzenreiche zeigt es sich auf die Functionen des Wachsthums, der Assimilation und Fortpflanzung beschränkt. Die Frage nach dem Wesen des Organisationsprocesses schließt besonders die Frage nach dem Verhältniß des chem. Processes als seines Anfangs zu den psychischen Functionen als seiner höchsten Blüte in sich. Dabei besteht die Schwierigkeit bei der Erklärung organischer Processe hauptsächlich darin, daß wir gewohnt sind, bei einer Ausführung von Zwecken an ein bewußtes Handeln und an Vorstellungsvorgänge zu denken, und hier im Widerspruch damit ein

zweckmäßiges Wirken antreffen, welches sich ohne alles Vorstellungsleben vollzieht. Die naturphilos. Schule ergriff zur Auflösung dieses Widerspruchs den Ausweg, daß in den organischen Processen zwar schon ein vorstellendes oder psychisches Princip, aber erst auf latente Art wirke, nämlich so, daß auf der Stufe der Vegetation dasselbe Princip nur erst seine Wirksamkeit nach außen als eine Erregung der chem. Processe zu höhern und vollkommenern Producten äußere, welches hernach im Empfindungsleben der Thiere seine Wirksamkeit nach innen als ein Vorstellungsleben noch mit dazu hervortreten lasse. Die Zweckmäßigkeit im Begriff des Organismus unterscheidet sich von der Zwecksetzung im Vorstellungsleben darin, daß bei der erstern der Zweck auch ebenso wol als Mittel und das Mittel als Zweck gelten kann, was bei der letztern nicht der Fall ist. Nachdem man den Begriff des Organischen im Naturgebiete festgestellt hatte, fand man denselben ebenfalls anwendbar auf Gegenstände anderer Art, z. B. Wissenschaften, Kunstwerke, insbesondere aber auf das Staatsleben und alle gesellschaftlichen Zusammenhänge der Menschen untereinander. Denn im geselligen Verkehr ist jedes Glied desselben nicht blos Mittel, sondern zugleich auch Zweck, um, indem es zum Bestehen des Ganzen mitwirkt, durch die Idee des Ganzen wiederum seiner Stellung und Function nach bestimmt zu werden. Daher wird dann auch das Staatswesen um so mehr den Namen eines organischen verdienen, je vollständiger das Ganze nicht nur auf jeden Einzelnen einwirkt, sondern auch von jedem Einzelnen lebendige Rückwirkungen empfängt, oder je mehr die einzelnen Individuen sich an den Interessen und Functionen des Ganzen selbständig mitbethätigen. Den Gegensatz hierzu bildet der Staatsmechanismus als das Verhältniß, worin den Einzelnen keine selbstthätige Theilnahme an den Interessen und Functionen des Ganzen, an der Gesetzgebung, Verwaltung, Besteuerung u. s. f. gestattet ist. Ueberhaupt versteht man unter dem Organischen jedes Verhältniß einer Wechselwirkung und Wechselbeziehung im Gegensatz zum Mechanischen, als dem Verhältnisse einseitiger Wirkung und Beziehung. Und weil in allen socialen Sitten und Einrichtungen ein gesundes und kräftiges Leben nur durch lebendige Wechselwirkung der Individuen gedeiht, so hat man den Ausdruck des Organisirens und der Organisation auf jedwede Art von socialer Einrichtung oder Anordnung ausgedehnt, z. B. Organisation des Schul- und Kirchenwesens, des Militärs u. dgl. Von einem Organismus der Wissenschaften zu reden, hat insofern einen rechten Sinn, als verschiedene Wissenschaften sich häufig in gegenseitiger Wechselwirkung untereinander erzeugen, wie z. B. Politik und Geschichte einerseits, Mathematik und Physik andererseits im Verhältnisse wechselseitiger Anregung und Förderung stehen. Wird hingegen die Welt oder das Naturganze ein Organismus genannt, so ist hiermit die naturphilos. Hypothese ausgesprochen, daß die Gestirne außer den physik. Wirkungen des Lichts und der Schwerkraft, welche sie gegenseitig voneinander empfangen, auch noch andere Beziehungen untereinander haben, wonach sie auf teleologische Weise füreinander bestimmt sind, ähnlich wie in der uns näher anschaulichen Natursphäre der männliche zum weiblichen Organismus oder das Thier zu dem Elemente, in welchem es geboren ist und lebt, in einem Verhältnisse gegenseitiger Zweckbeziehungen angetroffen wird. — Organisch im Rechtswesen insbesondere nennt man Gesetze, Statuten u. dgl., insoweit sie die rechtlichen oder administrativen Grundlagen eines Instituts feststellen, oder auch die Bestimmungen über die Grundsätze und Grundformen enthalten, nach welchen ein zusammengesetztes Rechts- oder Verwaltungsinstitut eingerichtet werden soll.

Orgel, das bekannte, vornehmlich kirchlichen Zwecken dienende Tasteninstrument, dessen Klänge durch Schwingungen der Luft in Pfeifen entstehen (daher ebenso gut zu den Blasinstrumenten zu zählen), und überhaupt das größte und volltönendste unter allen Tonwerkzeugen. Der Vortheil, daß auf der O., wie auf dem Klavier, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden können, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Wirkung auf das Gehör und das Gemüth, die wol hinreicht, den Mangel verschiedener Feinheiten des Geschmacks, besonders des Crescendo und Decrescendo zu ersetzen, dem man indeß auch neuerdings abzuhelfen versucht hat. Ueberdies gewinnt die O. durch die Eigenschaft, daß jeder Ton in gleicher Stärke klingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß sie vorzüglich zu dem gebundenen, ernsten und feierlichen Stile, wie er namentlich in der Kirche erfordert wird, und zu den stärksten Verwickelungen in der Harmonie geeignet ist, weshalb sie aber auch einen Spieler erfordert, der, mit dem Wesen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geschicklichkeit besitzt, seine musikalischen Gedanken schnell zu ordnen und zu ihrer Auflösung die entsprechendsten Mittel zu wählen. Die Hauptbestandtheile der O. sind die zinnernen oder hölzernen Pfeifen von 4, 8, 16 Fuß u. s. w., deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tones bestimmt ist, die Register oder Züge, wodurch einer Orgelstimme der Zugang des Windes

entweder versperrt oder eröffnet wird, das Manual; aus einer oder mehrern Klaviaturen bestehend, und das Pedal (s. d.), die Blasebälge und die Windlade. Vgl. Töpfer, «Orgelbaukunst» (Weim. 1833); Seidel, «Die O. und ihr Bau» (2. Aufl., Berl. 1844).

Einige leiten den Ursprung der O. von den uralten Pfeifenwerken der Chinesen und Hindu ab; andere von denen der Hebräer, deren Nachkommen die O. schon in dem Tempel Salomonis, jedoch ohne Beweis, voraussetzen, oder von der Sackpfeife; noch andere von einem der O. ähnlichern Instrumente der Griechen, der Wasserorgel. Neben dieser nämlich findet sich die pneumatische O. oder die Windorgel schon im 3. und 4. Jahrh. erwähnt, und ein Epigramm in der griech. Anthologie, welches dem Kaiser Julian beigelegt wird, beschreibt dieselbe mit Blasebälgen, ehernen Pfeifen und Tastatur als eine wunderbare Erscheinung. Aus Griechenland scheint sie sich langsam in dem Abendlande verbreitet zu haben. Cassiodorus, der im 6. Jahrh. in Italien lebte, beschreibt eine Windorgel, und gleichzeitig war die O. auch unter den Franken bekannt. Erst später wurden sie in den Kirchen eingeführt, theils weil sie früher zu kostbar waren, theils auch weil die Päpste Neuerungen in der Einrichtung der Kirche nicht liebten. In den Kirchen des Abendlandes kamen sie erst im 9. Jahrh. häufiger vor. Die Vervollkommnung der Windorgeln aber schritt so langsam vor, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie häufig für eine erst späte Erfindung ausgegeben worden sind und man sogar behauptet hat, daß die erste O., so wie wir sie jetzt haben, 1312 durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sei. Gewiß ist, daß erst im 14. Jahrh. in Deutschland ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Doch blieben die O. noch lange so unvollkommen, daß man einen vollständigen Accord nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral spielen konnte. Erst nach und nach verschwanden die breiten Tasten, man schob zwischen die diatonischen Töne die halben Töne ein und beschäftigte auf einer zweiten Klaviatur auch die linke Hand. 1444 verfertigte H. Droßdorf aus Mainz eine große O. mit Pedal. Die größte O., die man bis zu Ende des 15. Jahrh. in Deutschland kannte, war die in dem Stifte St.-Blasius zu Braunschweig, welche Heinr. Kranz daselbst 1499 erbaut hatte. Im 16. Jahrh. folgten die Verbesserungen der O. schneller aufeinander; man erfand die Scheidung des Pfeifenwerks in besondere Register und setzte die Stimmung der O. nach dem Chorton fest. Besonders wurden die Windladen und Blasebälge verbessert, da von letztern bis dahin an einem Werke oft 20—24 gewesen waren und von 10—12 Menschen hatten getreten werden müssen. Den gegenwärtigen Grad von Vollkommenheit konnte die O. jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17. Jahrh. von Christian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann. Vgl. Sponsel, «Orgelhistorie» (Nürnb. 1771); Antony, «Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Vervollkommnung der Orgelwerke» (Münst. 1832). Die größte O. ist die in der Peterskirche zu Rom, welche hundert Stimmen hat. Andere große und künstliche O. sind die in der Petri- und Paulkirche zu Görlitz, im Münster zu Strasburg, zu Ulm, zu Rothenburg an der Tauber, in der Stiftskirche zu Halberstadt, in der Domkirche zu Merseburg, in der Nikolaikirche zu Leipzig, in Maria-Magdalena zu Breslau, in der Kirche zu Harlem, im Kloster zu Weingarten am Bodensee und in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Als Orgelbauer haben sich in neuerer Zeit in Deutschland Trost, Friederici, Schröter, Silbermann, Hildebrand, die Gebrüder Trampeli, Schulze, Buchholz, Mende, Jemlich, Ladegast, Walker berühmt gemacht.

Wie die O. das zusammengesetzteste und kunstreichste musikalische Instrument ist, so erfordert auch das gute Orgelspiel eine vorzügliche Kunst. Zur Natur der O. gehört es, daß die Töne ununterbrochen fortklingen können; abgebrochene kurze Töne passen weniger für dieses Instrument. Der Organist muß sich also die Fertigkeit erwerben, im gebundenen Stile zu spielen. Die den Orgeltönen an sich fehlenden Grade der Stärke und Schwäche können in ganzen Sätzen ersetzt werden durch den Gebrauch verschiedener Register. Jedes dieser Register aber hat seinen besondern Charakter, ist gleichsam ein besonderes Blasinstrument. Der gute Organist muß daher die Register nach diesem Charakter einzeln oder verbunden anwenden und dabei hauptsächlich auf den Umfang der Töne, welchen das besondere Register hat, genaue Rücksicht nehmen, um keine Misverhältnisse hervorzubringen. Was die Anwendung des Orgelspiels beim Gottesdienste betrifft, so kann der Organist seine Kunst in Fugen, Variationen und Phantasien nur zeigen bei der Einleitung und dem Ausgange des Gottesdienstes oder in großen Zwischenspielen, welche Hauptabschnitte der Liturgie gestatten. Einfach aber und ohne alle künstliche Verzierungen muß das Orgelspiel beim Choralgesang sein; denn es hat den Zweck, den Gesang der Gemeinde zu tragen, zu leiten und auszufüllen und darf daher mit dem Gesang der Gemeinde weder in Hinsicht der Bewegung noch in Hinsicht der Modulation in Zwie-

spalt stehen. Auch die Zwischenspiele im Choral müssen dem Charakter des einfachen Choralgesangs und der Stimmung, welche der Choral ausspricht, angemessen sein. Sie dürfen nicht zu viel, zu überraschend und unnatürlich moduliren und nicht zu weltlich sich bewegen. Endlich wird das Orgelspiel auch bei Musikaufführungen bald begleitend, bald als Concertinstrument angewendet. Bei der Begleitung wird dem Organisten gewöhnlich die sog. Generalbaßstimme vorgelegt, in welcher nur der Grundbaß des Musikstücks nebst den durch Zahlen bezeichneten Accorden angegeben ist, und so sagt man, er spiele den Generalbaß. In der Regel ist aber die Begleitung der O. bei vollständig besetzten Musikstücken überflüssig und nur zur Verstärkung einzelner Stellen anzuwenden. Nächst Knecht's, Rink's und Werner's Orgelschulen ist zu nennen Güntersberg's «Fertiger Orgelspieler» (2 Bde., Meiß. 1824). Die vorzüglichsten Componisten für die O. sind Türk, Kittel, Knecht, J. S. Bach, Häßler, A. E. Müller, Umbreit, Bierling, Krebs, Wolf, Rink, Becker, Hesse, Köhler, Töpfer u. a. Zu den berühmtesten deutschen Orgelspielern gehören Joh. Schneider in Dresden, Becker in Leipzig, Hesse in Breslau, Ritter in Merseburg, Haupt in Berlin, Faißt in Stuttgart und Herzog in München.

Orgien (griech.) bezeichnen bei den Alten die geheimen und religiösen Gebräuche und überhaupt den geheimen Gottesdienst der Demeter, vorzugsweise aber die mit mystischen Gebräuchen und trunkener Wildheit gefeierten Feste des Bacchus (s. d.) und dann alle andern Feste und Mysterien, die mit Lärm begangen wurden. Daher heißen O. nach jetzt nächtliche Trinkgelage, die mit andern Ausschweifungen verbunden sind.

Oriäni (Barnabé), einer der berühmtesten ital. Astronomen, geb. zu Garignana bei Mailand 17. Juli 1752, erlangte schon frühzeitig seiner astron. Forschungen wegen einen bedeutenden Ruf. 1786 von der Regierung nach London gesendet, um daselbst astron. Instrumente für die mailänder Sternwarte verfertigen zu lassen, machte er dort die persönliche Bekanntschaft Herschel's, mit dem er nachher in stetem Briefwechsel blieb. Nach seiner Rückkehr nahm er in Italien an der Messung eines Meridianbogens theil und leitete nebst Reggio und de Cesaris die Triangulirung zum Behuf einer Karte der Lombardei. Bei der Errichtung des Instituts von Italien wurde er zu einem der ersten 30 Mitglieder desselben und in der Folge von Napoleon zum Grafen und zum Senator des Königreichs Italien ernannt. Er war einer der ersten, welche die Bahn des Uranus bestimmten, und als Piazzi 1801 die Ceres entdeckte, die er anfangs für einen Kometen hielt, war es O., der durch die Berechnung der Elemente ihrer Bahn die Entdeckung machte, daß sie ein Planet sei. Von seinen Werken sind zu nennen: die «Tafeln des Uranus» (1783), die «Theoria planetae Mercurii» (1798) und seine classische «Trigonometria sphaerica» (Bologna 1806). Seine zahlreichen Abhandlungen enthalten treffliche Beispiele, Regeln und Bemerkungen für praktische Astronomie. Er starb zu Mailand 12. Nov. 1832.

Oribasius, berühmter Arzt aus Pergamum oder Sardes, geb. um 325, gest. um 400 n. Chr., genoß das besondere Vertrauen des Kaisers Julianus, der ihn zu seinem Leibarzte und zugleich zum Quästor von Konstantinopel ernannte. Seine Schriften galten lange Zeit als Quelle und Richtschnur für die Arzneikunde, obwol er selbst nur wenige neue Entdeckungen machte und mehr ein geschickter Compilator war. Aus den frühern medic. Werken machte er nach einer systematischen Ordnung ziemlich vollständige Auszüge in 70 Büchern und stellte dann das Ganze wieder in eine kürzere Uebersicht in 9 Büchern zusammen. Nur einzelne Bücher haben sich in griech. Sprache erhalten, von denen unter dem Titel «Medicinalia collecta» die zwei ersten Bücher von Gruner (2 Bde., Jena 1782), Buch 1—15 von Matthäi in «Veterum et clarorum medicorum Graecorum varia opuscula» (Mosk. 1808), Buch 44—45 und 48—50 von Mai in den «Classici auctores e vaticanis codicibus editi» (Bd. 4, Rom 1831) aus Handschriften zuerst bekannt gemacht worden sind. Einzelnes war schon früher, freilich nur in Bruchstücken erschienen. Die meisten Bücher des O. kannte man nur aus einer lat. Uebersetzung, die von Rosarius unter dem Titel «Oribasii opera omnia» (3 Bde., Bas. 1557) erschien und von H. Stephanus in «Medicae artis principes» (2 Bde., Par. 1567) wieder abgedruckt wurde.

Orient, Morgen oder Osten ist im Gegensatze zu Occident (s. d.) die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar aufgeht. Orientalisches Kaiserthum nennt man das Byzantinische Reich (s. d.); Orientalische Christen sind die Anhänger der Griechischen Kirche (s. d.) und letztere wird als Orientalische Kirche wiederum der abendländ. aber röm.-kath. Kirche entgegengesetzt. Mit dem Namen O. aber Morgenland und Occident aber Abendland bezeichnet man auch im allgemeinen die beiden Welttheile Asien und Europa, sowol in ihrem tiefen innern Gegensatze als in ihrer unauflöslichen Verknüpfung; denn beide Verhältnisse gehen durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Während Asien der Schauplatz der ältesten geschichtlichen Entwickelung

des Menschengeschlechts gewesen, von dem die Anfänge der Cultur und der Religion wie die großen histor. Völker ausgegangen, sind diese befruchtenden Keime in Europa zu einer eigenthümlichen und selbständigen Entwickelung gediehen, deren beherrschender Einfluß wieder seit Jahrtausenden auf den O. zurückgewirkt hat. Schon geographisch fällt der Gegensatz in die Augen, worin Asien mit seinen mächtigen Gebirgsstöcken und seinen großen blühenden und fruchtbaren Thalebenen zu Europa steht. Die Natur hat es dort den Menschen unendlich viel leichter gemacht, sich den Genuß des Lebens zu sichern, der auf dem kargern Boden des westl. Welttheils erst errungen werden will. Unter der Einwirkung so verschiedener Verhältnisse sind auch die Völker, die aus Asien nach Europa wanderten, hier anders geartet und haben jene nordische Zähigkeit und Spannkraft angenommen, welche die Bevölkerung unsers Welttheils von der Asiens unterscheidet. Die passive und contemplative Art des **Orientalen** ist im Abendlande in Rührigkeit und thatenvolle Unruhe umgeschlagen, und Völker und Individuen haben sich hier bunt und mannichfach entfaltet, während sie in Asien noch große, unbeweglichere Massen bilden. Der mehr receptiven Geistesthätigkeit morgenländ. Völker gegenüber tritt bei den abendländischen jener schöpferische und unermüdete Thatentrieb hervor, welcher den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihrer Geschichte ausmacht. Im O. haben sich aus eben diesen Gründen die patriarchalischen Formen des Regiments dauernd erhalten und sind entweder in der Gestalt des monarchischen Despotismus oder der priesterlichen Theokratie herrschend geblieben; im Abendlande bildeten diese Formen nur einen von den zahlreichen Uebergängen, durch welche die stetige und nie ruhende Entwickelung des europ. Welttheils hindurchgegangen ist. Im O. haben sich große umfangreiche Staaten auf mächtige Völkermassen gegründet und erhalten; im Occident wollten ähnliche Staatenbildungen nie dauernden Bestand gewinnen, sondern die Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Stammesarten, Sprachen, Bildungen u. s. w. hat sich hier eine besondere Existenz errungen. Die Geschichte des O. wechselt daher zwischen großen Massenbewegungen, deren erobernde und zerstörende Gewalt einzelne Perioden der Geschichte ausfüllt, und zwischen dem Zurücksinken in jene lethargische Ruhe, die von Natur, Volksart und Regierungsweise gleichmäßig begünstigt wird. Im Abendlande dagegen ist die Geschichte reicher und vielfältiger, ihr Charakter und ihre Localität vielseitiger, bunter und an Individualität ergiebiger: das Sonderleben hat sich hier auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit eine größere Geltung erkämpft als jemals im O. Aehnliche Gegensätze haben sich auch in den Gebieten der Dichtung und Kunst ausgeprägt. Während der O. an Bilderreichthum und Farbenpracht das Abendland überragt, hat es ihm nicht gelingen wollen, der überquellenden Macht seiner Phantasie die ordnenden Zügel anzulegen und die Harmonie der Kunst zu finden, welche die dichterischen Werke der begabtesten Nationen des Abendlandes auszeichnet. Indessen haben alle diese Gegensätze auch wiederum nirgends die innere Verwandtschaft völlig verdecken können, welche beide Welttheile miteinander verknüpft. Beides, der Gegensatz wie die Anziehungskraft, geht auch als Grundzug durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Die größten Erschütterungen der Geschichte von den Perserkriegen und Alexander's orient. Culturzügen bis zu den Römerzeiten und den Kreuzzügen im Mittelalter, stellen die stete Wechselwirkung zwischen beiden Welttheilen, den Kampf und den gegenseitigen geistigen Austausch Europas und Asiens dar. In der gegenwärtigen Zeit verbreiten sich die Wurzeln der großen europ. Politik bis tief in den O., und von dem Ausgange des unentschiedenen Ringens um die Herrschaft in jenem östl. Welttheil hängt ein guter Theil der europ. Geschicke ab. Vgl. Benfey's Zeitschrift: «Orient und Occident» (Gött. 1860 fg.) — **Orientalische Frage** wird in der neuern Zeit vorzugsweise das polit. Problem über die Verhältnisse, die Entwickelung der Krisis und das Bestehen des Osmanischen Reichs (s. d.) und der damit verbundenen oder verbunden gewesenen Länder, also der Donaufürstenthümer, Montenegros, Aegyptens und der Barbaresken, Griechenlands und der Kaukasusländer, genannt. Im allgemeinen kann aber auch jedes den O., insbesondere Persien, Afghanistan, China, Japan betreffende polit. Problem, vorzüglich wenn es von allgemein europ. Bedeutung wird, so genannt werden. — **Orientkrieg** (s. d.) nennt man vorzugsweise den Krieg, welchen die Westmächte in Verbindung mit der Türkei 1853—56 gegen Rußland führten.

Orientalische Literatur und Sprachen ist gegenwärtig die gemeinsame Bezeichnung für die Sprachen und Literaturen aller Völker Asiens sowie des moslem. Afrika und Europa. So lange das wissenschaftliche Studium derselben in Europa sich nur auf die Sprachen und Literaturen der semit. Völker (Juden, Syrer, Chaldäer, Araber) beschränkte und höchstens die der christl. Armenier und Kopten in sein Bereich zog, verstand man unter orient. Literatur auch nur

die der ebengenannten Völker. Seit jedoch einerseits Europa durch Handel und Colonisation in einen lebhaftern Verkehr mit dem Orient getreten und mit fast allen Völkern Asiens und Afrikas in unmittelbare Berührung gekommen ist, andererseits sich in unserer Zeit immer mehr das Bestreben kund gibt, die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes bis zu seinen in Asien liegenden Uranfängen zu verfolgen und die Keime unsers modernen Seins dort aufzusuchen, sind auch die Sprachen und Literaturen des christl., jüd. und moslem. Orients nicht nur genauer und gründlicher durchforscht, sondern auch die Geisteswerke der Bewohner Hochasiens, der Völker des chines. und ind. Culturkreises in den Bereich wissenschaftlichen Studiums und praktischer Kenntnißnahme gezogen worden. Bereits ist es für einen Einzigen unmöglich, sich auf allen Gebieten zu gleicher Zeit mit Sicherheit zu bewegen. Daher haben sich von den Orientalisten einige vorzugsweise der Erschließung Ostasiens, der Literatur und Sprachen der Völker des chines. Culturkreises (Sinologen), andere der Durchforschung der ind. Welt (Indianisten), noch andere der wissenschaftlichen Bearbeitung und praktischen Erlernung der Sprachen des moslem. Orients (Arabisch, Persisch, Türkisch, nach Gelegenheit und Bedürfniß auch Malaiisch, Hindustanisch, Armenisch u. s. w.) zugewendet, während außerdem viele mit der Bibelforschung, namentlich der hebr. Alterthumswissenschaft, das Studium der ältern ganz oder beinahe ausgestorbenen Sprachen Vorderasiens (Phönizisch, Syrisch, Chaldäisch, Aethiopisch, assyr. und babylon. Alterthum u. s. w.) verbinden. Eine kleinere Anzahl von Forschern (die Aegyptiologen) haben sich der Aufhellung der altägypt. Verhältnisse gewidmet.

Die Aufmerksamkeit der europ. Gelehrten wendete sich schon im Mittelalter den orient. Sprachen, insbesondere dem Arabischen zu, und zwar aus zwei Hauptbeweggründen. Der erste Beweggrund war der Bekehrungseifer, welcher durch die Kenntniß des Arabischen die Mohammedaner widerlegen und zum Christenthume führen wollte. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. befahl Papst Innocenz IV., in Paris Lehrstühle für das Arabische zu errichten, für die auch Clemens IV. und Honorius IV. sich interessirten. Unter Clemens V. wurde 1311 auf der Synode zu Vienne beschlossen, daß zu Rom, Paris, Oxford, Bologna und Salamanca Lehrer des Arabischen und Chaldäischen angestellt sein sollten, damit man im Stande sei, die Mohammedaner und die Juden eines Bessern zu belehren. Namentlich schärfte auch Johann XXII. dem Bischof von Paris ein, daß er bei der Sorbonne auf die Erlernung dieser Sprachen sehe. Der zweite Beweggrund zur Beschäftigung mit der orient. Literatur war wissenschaftlicher Eifer, welcher die medic., astron. und philos. Schriften der Araber und die in arab. Uebersetzungen erhaltenen Werke des Aristoteles dem Abendlande zugänglich machen wollte. Auch regten hierzu unstreitig der Aufenthalt der Araber in Spanien und die Kreuzzüge gleichmäßig an. Schon in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. erschienen lat. Uebersetzungen, namentlich aus dem Arabischen, die sich im Mittelalter sehr mehrten und seit dem 15. Jahrh. auch im Druck erschienen. Die Reformation belebte das Studium der orient. Sprachen durch die Anwendung desselben auf die biblische Exegese. Zur genauern Erforschung des hebr. Textes und der alten morgenländ. Uebersetzungen des Alten und Neuen Testaments studirten nun sowol Protestanten wie Katholiken das Rabbinische, Arabische, Syrische, Chaldäische, Samaritanische und Aethiopische. Bei den Katholiken kam auch nach die Sorge für ihre morgenländ. Missionen hinzu. Papst Urban VIII. stiftete 1627 für die kath. Missionen zu Rom das Collegium pro fide propaganda, in welchem die morgenländ. Sprachen gelehrt wurden. (S. **Propaganda**.) Die Jesuitenmissionare in China und Japan machten Europa auch mit den östl. Sprachen Asiens und ihrer Literatur bekannt. Eine mehr rein wissenschaftliche Richtung erhielt das orient. Sprachstudium seit der Mitte des 18. Jahrh. Man wollte nun diese Sprachen nicht mehr blos wegen biblischer und missionarischer Zwecke kennen lernen, sondern auch um die darin erhaltene Literatur und aus dieser die Bildung und die Geschichte der morgenländ. Völker zu erforschen. Der Engländer Will. Jones (s. d.) in Ostindien machte 1780—90 auf den Reichthum der indischen Literatur aufmerksam und stiftete zu Kalkutta 1784 die Asiatische Gesellschaft, welche ihre Wirkung für die morgenländ. Studien weit umher verbreitet hat. In Paris veranlaßte seit 1790 besonders Silvestre de Sacy (s. d.) eine umfassendere Benutzung der arab. Schriftsteller und ein gründlicheres Studium der arab. Sprache. Während bis dahin die orient. Studien den übrigen Wissenschaften gegenüber nur eine untergeordnete Stellung einnahmen, erhoben sie sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem ganz eigenen selbständigen Gebiet, schufen sich in den verschiedenen Asiatischen Gesellschaften (s. d.) einflußreiche Organe und sind seit einigen Jahrzehnten als ein unabweisbares Moment in unsern modernen Bildungsgang eingetreten. Haben auch bisher England, dann Rußland, Frankreich und die Niederlande der Kenntniß des Orients durch Beschaffung des

Materials den meisten Vorschub geleistet, so sind es besonders die Deutschen, welche sich um die rein wissenschaftliche Bearbeitung und histor. Durchdringung die meisten Verdienste erwarben. Namentlich wurde hier auf Grund orient. Forschung dem gesammten Sprachstudium ein ganz neues Leben eingehaucht, durch W. von Humboldt und Bopp erst die Sprachwissenschaft und vergleichende Sprachkunde geschaffen. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der Einfluß, welchen die genauere Kenntniß orient. Geisteslebens auf andere Wissenschaften, wie Religions- und Culturgeschichte, Geographie, Ethnographie u. s. w., gewährt hat.

Die Haupttheile der orient. Literatur bilden: 1) die Chinesische Literatur. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.) 2) Die Japanische Literatur, die sich an die chinesische anlehnt und mit ihr an Reichthum und Umfang wetteifert, aber noch ungenügend bekannt ist. (S. Japanische Sprache, Schrift und Literatur.) In Europa sind besonders Siebold, Pfizmeier und de Rosny für dieselbe thätig. 3) Die Hinterindische Literatur, worunter wir die Werke der Tunkinesen, Cochinchinesen, Siamesen und Birmanen umfassen. Einen Haupttheil derselben bilden theol. Bücher, welche die Lehren und Sagen der buddhistischen Religion enthalten. Nächstdem sind viele histor., botan. und andere naturwissenschaftliche Werke, ingleichen Romane und Schauspiele vorhanden. 4) Die Mongolische Literatur, welche im Mittelalter entstand, als die durch Dschingis-Khan vereinigten Mongolen die buddhistische Religion und das gegenwärtige mongol. Alphabet annahmen. (S. Mongolen.) Zahlreiche Werke über die Sagen und Lehren der buddhistischen Religion wurden seit dieser Zeit aus dem Tibetanischen in das Mongolische übersetzt. Auch finden sich in mongol. Sprache histor. Werke, epische Dichtungen, Romane und Märchen, theils Original, theils indischen Mustern nachgebildet, in großer Anzahl. Aehnliche Charaktere zeigt die weniger bedeutende Literatur der stammverwandten Kalmücken. 5) Die Mandschuische Literatur, die erst seit der Zeit, in welcher die Mandschu zum zweiten mal China eroberten (1644), entstand. Die mandschuische Dynastie, welche sich seitdem auf dem chines. Throne behauptet hat, übertrug allmählich auf ihr Volk die chines. Cultur. Daher wurden nun die Werke der alten chines. Literatur, besonders die heil. Bücher und histor. Schriften, in die mandschuische Sprache übersetzt, auch neue Schriften in dieser Sprache geschrieben sowie Sprachlehren und Wörterbücher derselben verfaßt. Den europ. Gelehrten empfiehlt sich daher die mandschuische Literatur auch als Hülfsmittel zum Verständniß der alten chines. Werke, da die mandschuische Sprache eine analytische ist und daher dem europ. Sprachbewußtsein näher liegt. (S. Mandschu.) 6) Die Tatarische Literatur, zu der a) die Uigurische Literatur, die seit dem 8. Jahrh. unter den westl. Uiguren, die im mittlern Asien wohnten, sich verbreitete; b) die Dschagataïsche Literatur des tatar. Stammes gleiches Namens in der Bucharei, der diesen Namen seit der Regierung Dschagataï's, eines Sohnes des Dschingis-Khan, führte; c) die Kaptschakische Literatur, geschrieben in der Mundart der zu Kasan und Astrachan angesiedelten Tataren, und d) die Literatur der Osmanli gehören, die wir vorzugsweise die Türkische Literatur (s. d.) nennen. 7) Die Tibetanische Literatur, entstanden, seitdem Tibet im 7. Jahrh. die buddhistische Religion annahm. Sie enthält zahlreiche theol., ascetische, kosmogonische Werke der Buddhisten, die zum Theil aus dem Sanskrit übersetzt sind; ferner histor. Werke, Romane, Wörterbücher und Sprachlehren. 8) Die Malaiische Literatur, und zwar a) die eigentlich malaiische, entstanden bei dem malaiischen Stamme, welcher die Halbinsel Malakka und die Insel Sumatra bewohnt, und bestehend in Bearbeitungen theils indischer, theils moslemischer, theils einheimischer Sagen, in Erzählungen und Gedichten; und b) die Javanische Literatur, die in eine ältere und in eine neuere zerfällt; die erstere in der Kawisprache, einer zwar dem malaiischen Sprachstamme zugehörigen, aber stark mit sanskritischen Elementen versetzten Sprache; die andere in der javanischen Sprache, enthaltend besonders Erzählungen und Gedichte. 9) Die Indische Literatur. (S. Sanskrit.) Aus der indischen entwickelte sich die Pali- und Prâkritliteratur sowie die reichen Literaturen in den neuern Indischen Sprachen (s. d.) und Dialekten. 10) Die Persische Literatur (s. d.), welche in die altpersische und die neupersische zerfällt. (S. Persische Sprache und Literatur.) Daran schließt sich die dürftige Literatur der Afghanen. 11) Die Chaldäische Literatur. (S. Chaldäa.) 12) Die Hebräische Literatur und die spätere Jüdische Literatur (s. d.). 13) Die Samaritanische Literatur, ein Zweig der jüdischen, von geringem Umfange und hauptsächlich aus einer Uebersetzung des Pentateuch, liturgischen Vorschriften für den jüd.-samaritan. Gottesdienst und religiösen Hymnen bestehend. (S. Samariter.) 14) Die Phönizische Literatur, in der aber nur Inschriften auf Denkmälern und Münzen erhalten sind. 15) Die Syrische Literatur. (S. Syrische Sprache, Schrift und Literatur). 16) Die

Aethiopische Literatur. (S. Aethiopische Sprache, Schrift und Literatur.) 17) Die Arabische Literatur. (S. Arabische Literatur und Sprache.) 18) Die Koptische Literatur. (S. Kopten.) 19) Die Armenische Literatur (s. d.). 20) Die Georgische oder Grusische Literatur, welche seit der Bekehrung von Georgien zum Christenthume im 4. und 5. Jahrh. entstand und erst in neuester Zeit durch Brosset (s. d.) und Tschubinow bearbeitet wurde. Sie enthält theol., histor., geogr., philol., legislatorische und poetische Werke. Bei den übrigen Völkern Asiens kann von Literatur zur Zeit nicht die Rede sein. Obgleich Bücher in fast allen Sprachen des Orients vorhanden sind, fehlt diesen doch jede Originalität des Gedankens, der Empfindung und des Ausdrucks, da sie fast ohne Ausnahme Uebersetzungen oder Bearbeitungen von Stoffen sind, die den höher ausgebildeten Literaturen entnommen wurden. Vgl. Zenker, «Bibliotheca Orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—61), und für die neuesten Erscheinungen Trübner's «Oriental Literary Record» (seit 1865).

Orientiren. Sich orientiren heißt ursprünglich seine Stellung gegen die Weltgegenden bestimmen, sodaß man weiß, wo Osten, Süden u. s. w. zu suchen sind, wozu es nur der Bestimmung einer einzigen Weltgegend bedarf. Stellt man sich z. B. mit dem Gesichte nach Süden, so hat man links Osten, rechts Westen, im Rücken Norden. Einen Himmelsglobus u. s. w. orientiren heißt, demselben seine richtige Lage gegen die Weltgegenden geben. Im weitern Sinne heißt sich orientiren so viel als sich zurechtfinden.

Orientkrieg wird vorzugsweise der Krieg genannt, der 1853 zwischen Rußland und der Pforte ausbrach und durch Frankreich und England als Verbündete der letztern zu einem Kriege von europ. Bedeutung wurde. Den Anlaß dazu gab die sog. Orientalische Frage, deren Kernpunkt die künftige Machtgestaltung im Orient bei einem erwarteten Zerfallen des türk. Reichs bildet. Daher das Streben einzelner Großmächte nach Einfluß und Uebergewicht bei der Pforte, von anderer Seite die Bekämpfung desselben. Rußland suchte dort eine feste Stellung als Protector der griech. Christen im türk. Reiche zu gewinnen, und als ein Ferman des Sultans 1852 zwar die Rechte der griech. Kirche auf den Besitz des Heiligen Grabes anerkannte, zugleich aber den Römisch-Katholischen erlaubte, in der Kapelle des Oelbergs Messe zu lesen, erschien Ende Febr. 1853 Fürst Menschikow als russ. Abgesandter in Konstantinopel und forderte in höchst verletzender Form Bürgschaft für die Rechte der griech. Kirche durch einen Vertrag, der das Protectorat Rußlands über dieselbe, wie es, wenn auch nur indirect, im Frieden von Kutschuk-Kainardschi 1774 ausgesprochen, feststelle. Dieser Vertrag wurde abgelehnt und ein russ. Ultimatissimum, im Vertrauen auf die Hülfe der Westmächte, deren Flotte schon 14. Juni in der Besikabai an der Insel Tenedos erschien, verworfen. Darauf rückte Anfang Juli ein russ. Corps unter Fürst Gortschakow in die Donaufürstenthümer ein und nahm diese als «Pfand» für die Wiederherstellung der Rechte Rußlands und der griech. Kirche in Besitz. Die Pforte erklärte nun den Krieg an Rußland. Omer-Pascha, Befehlshaber der türk. Streitkräfte an der Donau, erhielt Befehl, den Fürsten Gortschakow zur Räumung der Fürstenthümer aufzufordern und, wenn diese nicht binnen 15 Tagen erfolge, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Der Krieg begann also an der Donau, gleichzeitig auch in Asien. 1854 ging sodann die Expedition der Westmächte nach der Krim ab, und der Krieg erreichte hier in dem Riesenkampfe um Sewastopol seinen Höhepunkt, während auch nach dem Baltischen Meere Expeditionen der Verbündeten unternommen wurden. Auf diesen vier Schauplätzen ist der O. geführt worden.

Der Krieg an der Donau wurde durch Omer-Pascha, nachdem Fürst Gortschakow die ihm 9. Oct. 1853 zugegangene Aufforderung abgelehnt, eröffnet, indem er 23. Oct. ein Corps bei Kalafat über den Strom gehen ließ. Bei der Zersplitterung des Feindes, der sich defensiv verhalten sollte, hätte Omer-Pascha leicht durch einen Angriff auf seinen linken Flügel dessen Rückzugslinie gefährden können; doch unternahm er nichts Ernstliches, zog vielmehr, als ungünstige Witterung eintrat, seine Truppen wieder auf das bulgar. Ufer zurück und hielt auf dem jenseitigen nur Kalafat fest. Die vereinigte Flotte der Verbündeten war unterdeß 25. Oct. 1853 in den Bosporus eingelaufen; eine türk. Escadre, bestimmt die Zufuhr von Waffen und Munition an die kaukas. Bergvölker zu decken, legte sich sorglos in dem Hafen von Sinope vor Anker. Hier wurde dieselbe 30. Nov. vom russ. Admiral Nachimow überraschend angegriffen und vernichtet. Dies veranlaßte die Westmächte, ihre Flotten 5. Jan. 1854 in das Schwarze Meer gehen zu lassen und an Rußland ein Ultimatum zu stellen, in welchem Frankreich für den Fall der Ablehnung gleich die Kriegserklärung ausgesprochen hatte. England erließ eine solche, als Kaiser Nikolaus jede Antwort verschmähte, 28. März noch ausdrücklich. Am 6. April erschien eine engl. Fregatte unter Parlamentärflagge vor Odessa, um die Consuln abzuholen,

näherte sich aber, als ihr bedeutet worden, daß diese schon abgereist, den Hafenbatterien, sodaß diese Feuer gaben. Infolge dessen wurde Odessa, nachdem die Erklärung des Gouverneurs, Baron Osten-Sacken, unbefriedigend ausgefallen, von der Flotte am 22. bombardirt, was einigen Schaden in den Marineetablissements verursachte. An der Donau hatten die Türken schon 6. Jan. die Offensive ergriffen und ein günstiges Gefecht bei Tschetate bestanden, das sie jedoch nicht benutzten. Der Kaiser von Rußland ernannte jetzt den Feldmarschall Paskewitsch-Eriwanski zum Oberbefehlshaber und gebot ihm, angriffsweise vorzugehen. Am 23. März überschritten sonach die Russen den Strom an drei Punkten und rückten im April bis an den Trajanswall vor. Alles kam darauf an, vor Ankunft der Alliirten, deren Einschiffung schon begonnen hatte, einen entscheidenden Schlag gegen die türk. Hauptmacht zwischen Schumla und Varna zu thun. Den Vormarsch dahin zu sichern, mußte Silistria genommen werden. Diese Festung, 12. Mai von General Schilder berannt, wurde jedoch so glänzend vertheidigt, daß die Belagerung nach zwei abgeschlagenen Stürmen 14. Juni 1854 aufgehoben werden mußte. Oesterreich hatte inzwischen, wenig eingedenk der Hülfe, welche ihm Rußland 1849 geleistet, zuerst ein Observationscorps an der Grenze Serbiens, um dessen russ. Sympathien in Schach zu halten, und dann stets wachsende Heeresmassen in Ungarn und Galizien aufgestellt. Dies Auftreten bewog den Kaiser Nikolaus, die Donaufürstenthümer räumen und eine versöhnliche Erklärung auf der zusammengetretenen Conferenz zu Wien abgeben zu lassen, welche von Preußen für befriedigend anerkannt wurde, sodaß sich dieser Staat von dem 9. April mit den Großmächten geschlossenen Vertrage zurückzog. Die Westmächte fanden aber die Erklärung Rußlands ungenügend und formulirten ihre Bedingungen in vier Artikeln, welche Rußland als mit seiner Ehre unverträglich zurückwies. Die franz. Armee war unter Saint-Arnaud, die englische unter Lord Raglan nach und nach bei Gallipoli gelandet, jene auf 40000, diese auf 15000 Mann verstärkt. Beide waren schon während der Belagerung von Silistria zu dem türk. Heere in die Stellung von Varna gerückt, doch hinderte die ungesicherte Verpflegung, der Mangel an Transportmitteln und der Ausbruch der Cholera bis Ende Juli alle Operationen, einen planlosen und verfehlten Marsch nach der Dobrudscha ausgenommen. Endlich wurde die Expedition nach der Krim beschlossen, um Sewastopol zu erobern und die russ. Flottenabtheilung im Schwarzen Meere zu vernichten. An der Donau ruhten seitdem die Waffen; das Einrücken eines österr. Corps in die Fürstenthümer machte auch die türk. Truppen zu andern Zwecken verfügbar.

Der Krieg in der Krim. Am 1. Sept. 1854 gingen vier franz., vier engl. und eine türk. Division, zusammen 64000 Mann, bei Varna unter Segel, landeten 14. bei Eupatoria in der Krim und traten, nachdem die Ausschiffung in vier Tagen erfolgt, ihren Marsch gegen Sewastopol an. Fürst Menschikow, der die russ. Streitkräfte in der Krim, 35000 Mann, befehligte, nahm auf dem südl. Thalrande der Alma eine Vertheidigungsstellung, welche jedoch zu ausgedehnt war, und wurde in der Schlacht 20. Sept. geschlagen. (S. Alma.) Die Verbündeten, statt ihren Sieg zu einem raschen Angriff auf das noch nicht vertheidigungsfähige Sewastopol zu benutzen, blieben zwei Tage auf dem Schlachtfelde stehen und beschlossen dann, die Festung zu umgehen und auf der Südseite anzugreifen, wo sie, gestützt auf Balaklawa, dessen Hafen die Zufuhr und den Ersatz sicherte, eine neue Operationsbasis suchten. Am 23. Sept. setzten sie sich in Marsch, auf welchem der todtkranke Saint-Arnaud den Oberbefehl niederlegte, der auf General Canrobert überging. Fürst Menschikow hatte mittlerweile von Sewastopol gleichfalls einen Flankenmarsch angetreten, um bei Baktschi-Serai seine Verbindung mit Perekop, also mit dem Innern des Reichs, wiederherzustellen. Die feindlichen Heere kreuzten sich dabei, ohne voneinander zu wissen. Am 28. Sept. kamen die Verbündeten vor Sewastopol an, und es begann die denkwürdige Belagerung, welche einzig in der Kriegsgeschichte dasteht. (S. Sewastopol.) Nach Eröffnung der Laufgräben in der Nacht zum 10. Oct. und einem wirkungslosen Bombardement am 17., an dem auch die Flotte theilnahm, mußte zu einer förmlichen Belagerung geschritten werden. Fürst Menschikow war bereits am 29. Sept., als er Verstärkung erhalten, wieder vorgerückt und stand auf den Mackenziebergen. Von hier aus unternahm er 25. Oct. einen Angriff auf die feindliche Stellung in der Richtung auf Balaklawa, wo die Engländer und Türken standen. Menschikow brachte nur zu wenig Truppen in das Gefecht, sonst hätte er, nachdem die vordere Verschanzungslinie genommen war, Balaklawa wol gewinnen können. (S. Balaklawa.) Er begnügte sich aber mit der Behauptung des Schlachtfeldes und wartete Verstärkungen ab. Als diese angekommen, griff er von Inkjerman aus 5. Nov. die Engländer, jedoch wieder mit zu geringen Kräften, auf dem Plateau an. Die anfänglich errungenen Vortheile wurden ihm daher durch ein schnell herbeieilendes franz. Corps wieder entrissen. (S. Inkjerman.) Vor Sewa-

stopol, nachdem ein schon vorbereiteter Sturm aufgegeben worden, hinderte nun das eintretende Winterwetter die Belagerungsarbeiten, während die russ. Werke durch Todleben unausgesetzt vermehrt und verstärkt wurden. Der Krieg hatte solche Dimensionen angenommen, daß der Kaiser Napoleon III. neue Divisionen nach der Krim schickte und die Bildung eines Reservecorps bei Konstantinopel befahl. Auch die Engländer ergänzten ihre Verluste. Ende Jan. 1855 kam General Niel, Adjutant des Kaisers, in besonderer Mission vor Sewastopol an und bewirkte die Wahl einer andern Angriffsfront, nicht mehr direct gegen die Stadt, sondern gegen den Malakow, welcher dieselbe beherrscht. Als Niel dann im April Chef des Genies vor Sewastopol wurde, nahm alles einen bessern Fortgang. Die Verstärkung der Krimarmee machte eine neue Eintheilung derselben nöthig, und zwar in zwei Corps zu vier Divisionen und eine Reserve. General Pélissier war für das 1. Corps bestimmt und wurde erwartet, Bosquet erhielt das 2. Außerdem stießen von Omer-Pascha's Anfang Febr. 1855 bei Eupatoria gelandeten Truppen, nachdem der Versuch des russ. Generals Chrulew, das verschanzte Eupatoria 17. Febr. zu nehmen, gescheitert war, zwei Divisionen im April zu der Armee vor Sewastopol, welche dadurch auf die Stärke von 110000 Mann stieg. Den Westmächten hatte sich 17. März 1855 auch Sardinien angeschlossen und ein Hülfscorps von 15000 Mann zugesagt, während Oesterreich sich verpflichtete, die Aufstellung einer franz. Reserve von 100000 Mann in Mähren zu gestatten, ohne Rücksicht darauf, daß der Einmarsch desselben durch deutsches Bundesgebiet gehen mußte. Rußland war aber entschlossen, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen. Der Kaiser Nikolaus hatte eine Armee an die Grenze Galiziens rücken, bedeutende Verstärkungen nach der Krim abgehen lassen, den Fürsten Menschikow des Oberbefehls enthoben und diesen dem Fürsten Gortschakow anvertraut. Da rief den Kaiser 2. März 1855 plötzlich der Tod ab. Friedenshoffnungen knüpften sich an den Thronwechsel, und die Conferenz zu Wien trat wiederum 15. März zusammen. Allein das Manifest des neuen Kaisers Alexander II., in welchem derselbe aussprach, daß er die Politik seines Vaters verfolgen werde, ließ keinen Zweifel an der Fortsetzung des Kriegs. Sewastopol wurde nun im April 1855 14 Tage lang bombardirt, aber ein Sturm war noch immer unmöglich. Im Mai trafen die Sardinier unter Lamarmora und das franz. Reservecorps unter Regnault de Saint-Angely ein. Canrobert legte den Oberbefehl nieder, welcher auf seinen Vorschlag vom Kaiser Napoleon dem General Pélissier übertragen wurde. Man betrieb nun die Belagerung mit allem Eifer, aber etwas Entscheidendes fiel im Mai nicht vor. Doch ging eine Expedition der Verbündeten nach Kertsch ab, welche den wehrlosen Ort besetzte, nicht ohne vandalische Verwüstung, und an der Küste des Asowschen Meeres viele Magazine und Etablissements, auch Privateigenthum, vernichtete. Vor Sewastopol erstürmten die Franzosen 7. Juni die Weißen Werke und den Grünen Mamelon; der Sturm auf den Malakow, 18. Juni, wurde jedoch abgeschlagen. Beim engl. Heere trat jetzt auch ein Commandowechsel ein. Lord Raglan starb 28. Juni an der Cholera, und der älteste General, Simpson, übernahm den Befehl. Während noch immer franz. Truppen anlangten, war jedoch Englands Kraft erschöpft; auch die Anwerbung der Fremdenlegion ging langsam. So fiel die ganze Kriegslast auf Frankreich, dafür aber auch der ganze Kriegsruhm. Rußlands Macht in der Krim war unterdeß auf 250000 Mann gebracht worden, und Fürst Gortschakow, nachdem die Feldarmee in 10 Monaten nichts zur Rettung Sewastopols gethan, beschloß nun einen Angriff. Aber wie sein Vorgänger bestimmte auch er zu wenig Truppen dazu (nur 66 Bataillone) und wurde 16. Aug. an der Tschernaja (s. d.) zurückgeschlagen. Das war der letzte Entsatzversuch. Die Franzosen nahmen kurz darauf 8. Sept. den Malakow mit Sturm, und da dieses Werk die Südseite von Sewastopol beherrschte, wurde diese von den Russen geräumt, indem sie alles Artilleriematerial vernichteten und die Schiffe auf der Rhede versenkten. Am 10. Sept. rückten die Franzosen in die Stadt ein, und der Krieg in der Krim nahm, nach einer Expedition gegen Kinburn (s. d.), mit einigen unbedeutenden Gefechten bei Eupatoria ein Ende. Für einen letzten Entscheidungskampf im freien Felde war die Jahreszeit zu weit vorgerückt, und ehe die Operationen 1856 wieder eröffnet werden konnten, kam der Friede zu Stande.

Der Krieg im Baltischen Meere. Die Westmächte wollten Rußlands Macht brechen und dadurch seinem drohenden Uebergewichte im Orient auf immer ein Ende machen. Dazu mußte Rußlands Flotte vernichtet werden. Die Tschernomorische Abtheilung derselben sollte auf der Rhede von Sewastopol, die Baltische durch eine Expedition nach der Ostsee ihren Untergang finden. Deshalb ging im März 1854 eine engl. Flotte von 39 Schiffen mit 2000 Geschützen unter Sir Charles Napier in See und warf, nachdem 14. April die Küsten des Bottnischen und Finnischen Meerbusens in Blokadezustand erklärt worden, auf der Höhe von Stockholm

16. April Anker. Hier blieb die Flotte den ganzen Monat unthätig, weil Schweden in den Bund gezogen werden sollte. Die Unterhandlungen hatten jedoch, wie auch später, keinen Erfolg. Am 19. April 1854 lief von Brest die franz. Flotte, 10 größere Schiffe mit 704 Geschützen, unter dem Admiral Perseval-Deschênes aus. Napier eröffnete die Feindseligkeiten 19. Mai. Einzelne russ. Strandbatterien wurden beschossen und durch leichte Dampfer alles erreichbare Kriegs- und Schiffsmaterial an den Küsten des Bottnischen Meerbusens vernichtet, während das Gros der Flotte gegen die Flottenstation Helsingfors ging und 4. Juni in Sicht von Sweaborg, welches dieselbe deckt, im Baröjund Anker warf. Hier stieß 13. Juni die franz. Flotte dazu. Die beiden Admirale begnügten sich mit einer Recognoscirung von Sweaborg und wählten dann die Ålandsinseln zum Angriffsobject. Diese, für die Vertheidigung beider Meerbusen wichtig, hatten auf der großen Insel Åland einen festen Waffenplatz, Bomarsund, dessen Bau aber noch nicht vollendet war. Eine Beschießung desselben durch drei engl. Dampfer hatte keinen Erfolg, und die Admirale beschlossen daher bis auf weitere Bestimmungen eine Expedition nach Kronstadt, um die russ. Flotte zum Auslaufen und zur offenen Seeschlacht zu bewegen. Dies gelang aber nicht, und die abgeschickten 18 Dampfer kehrten nach einer Recognoscirung von Kronstadt 6. Juli zum Gros zurück. In Calais wurden nun 15. Juli 1854 10000 Mann Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers auf engl. Fahrzeugen eingeschifft. Dieselben trafen aber, wegen ungünstiger Fahrt, erst 31. Juli bis 7. Aug. bei der Flotte ein, die sich in der Lödsundbai der Insel Åland vereinigt hatte. Die Landung geschah 8. Aug., und nach kurzer Belagerung, deren Arbeiten General Niel leitete, mußte Bomarsund (s. d.) 16. Aug. capituliren. Die Truppen kehrten sogleich nach der Heimat zurück; die Flotten folgten, nachdem sie bis zum Winter die russ. Häfen blokirt hatten. Admiral Napier, in England wegen seines Verhaltens stark angefeindet, legte sein Commando nieder, das 1855 dem Admiral Dundas übertragen wurde. Dieser lief im April mit zwei Abtheilungen der Flotte, die auf 62 Schiffe verstärkt war, aus, warf 16. Mai vor Reval Anker und ging von hier nach Kronstadt, vor welcher Hafenseite sich eine franz. Escadre von 4 Fahrzeugen unter Admiral Pénaud mit ihm vereinigte. Die russ. Flotte blieb aber in ihrer gesicherten Stellung, und ein Angriff auf Kronstadt war ohne Aussicht auf Erfolg, da die Kanonenboote, schwimmenden Batterien und Mörserschiffe von geringerm Tiefgang, welche der Flotte folgen sollten, noch fehlten. In den russ. Ostseeländern standen überdies bedeutende Truppenmassen. Entscheidende Operationen waren also hier unmöglich. Die Flotten nahmen wieder ihre Station vor Reval bei der Insel Nargen, von wo die Küstenverheerung fortgesetzt wurde, am erfolgreichsten durch Kapitän Yelverton. Endlich trafen im Juli und Aug. 1855 die kleinern Fahrzeuge und die Reserveabtheilung ein, und die Admirale griffen nun mit 75 Schiffen Sweaborg an. Das Bombardement wurde 8. Aug. eröffnet, blieb aber ganz ohne Wirkung, sodaß man es 11. Aug. wieder einstellte. Schon im Sept. lichteten die verbündeten Flotten zur Heimkehr die Anker. Ebenso fruchtlos waren kleinere Expeditionen 1854 und 1855 im Weißen und Stillen Meere gewesen.

Der Krieg in Asien. Im Frieden von Adrianopel 1829 war Georgien an Rußland abgetreten worden. Die Pforte hoffte dieses Land in dem neuen Kriege wieder zu gewinnen und rechnete darauf, daß das kaukas. Corps der Russen von den Bergvölkern festgehalten würde. Ein türk. Heer, durch starken Zuzug der asiat. Stämme auf 65000 Mann gestiegen, überschritt 28. Oct. 1853 die Grenze, wurde aber in mehrern Gefechten vom russ. Fürsten Bebutow, der nur etwa 25000 Mann befehligte, zurückgeschlagen und dadurch so desorganisirt, daß erst im Mai 1854, als eine Escadre der verbündeten Flotte Redut-Kaleh an der mingrelischen Küste besetzte, wieder die Offensive ergriffen werden konnte, die aber nach einer Niederlage bei Osurgeti 16. Juli ebenso unglücklich ablief. Bisher waren die Russen durch einen Einfall Schamyl's, der endlich mit den kaukas. Bergvölkern losgebrochen, ihrerseits verhindert worden, über die türk. Grenze vorzudringen. Als aber jene Bergvölker sich wieder zurückgezogen hatten, rückten die Russen gegen die türk. Grenzfestung Bajesid vor und besetzten diese 31. Juli nach einem leichten Siege bei Kara-Bulak. Die türk. Armee griff darauf 5. Aug. bei Köruk-Dere die Russen an, erlitt jedoch eine vollständige Niederlage. Fürst Bebutow würde bei raschem Vordringen jedenfalls das nur 5 M. entfernte, noch nicht im Vertheidigungsstand gesetzte Kars, das sich im folgenden Jahre so lange hielt, genommen haben; der sonst energische Feldherr benutzte aber aus unbekannten Gründen seinen Sieg nicht, und der Feldzug war von beiden Seiten zu Ende. Im Febr. 1855 übernahm der neue Gouverneur von Kaukasien, Murawjew, den Oberbefehl über das active Corps in Transkaukasien, während Fürst Bebutow nach Ciskaukasien berufen wurde. Die türk. Armee, jetzt unter Wassif-Pascha, stand bei Erzerum und hatte Kars, den Schlüssel

von Kleinasien, mit 13000 Mann besetzt. In Erzerum war schon im Nov. 1855 als engl. Militärcommissar Sir Fenwick Williams angekommen und hatte durch Oberstlieutenant Lake Kars in vertheidigungsfähigen Zustand setzen lassen. Er selbst begab sich 7. Juni dahin, als schon die Russen im Anmarsch waren. Kars wurde nun, wie Sewastopol in der Krim, der Brennpunkt des Kampfes mit gleich heldenmüthiger Vertheidigung. Murawjew rückte vor die Festung. Zwei Recognoscirungen, 14. und 16. Juni, ergaben deren Stärke. Von einem gewaltsamen Angriffe mußte abgesehen werden, und auch der förmliche Angriff war ohne Belagerungsmaterial nicht möglich; es blieb also nur die Blokade und Aushungerung. Für diesen Zweck schloß Murawjew, nachdem er durch eine Division eine von Erzerum vorgeschobene türk. Abtheilung bis über den Paß von Dewe-Boyun zurückgeworfen, Kars eng ein, das unterdeß von der andern Division unter Brümmer mehrfach allarmirt worden war. In der Stadt brach die Cholera aus; Desertion riß ein, die Hoffnung auf Entsatz wurde schwächer. Die Nachricht aber, daß Omer-Pascha mit starker Macht bei Batum gelandet sei, bewog Murawjew, ehe derselbe zum Entsatz anrücken könnte, einen Sturm zu unternehmen. Dieser geschah 29. Sept., wurde aber glänzend abgeschlagen. Die Blokade blieb darum doch so eng wie bisher. Da von Omer-Pascha nichts verlautete, die türk. Befehlshaber bei Erzerum trotz der dringendsten Vorstellungen nicht zu einer That zu bewegen waren, auch bereits Hungersnoth einbrach, mußte endlich Williams 27. Nov. 1855 capituliren. Omer-Pascha war allerdings schon Ende Sept. bei Suchum-Kaleh gelandet, hatte aber nicht direct, sondern durch eine Operation auf Tiflis die Aufhebung der Belagerung von Kars erzwingen wollen und das Gros seiner 30000 Mann starken Armee erst Mitte Oct. in Marsch gesetzt. Sehr langsam vorrückend, fand er 3. Dec. die Russen unter Bagration in einer starken Stellung, und als 7. Dec. die Nachricht vom Falle von Kars einlief, trat er den Rückzug an, der, vielfach bedrängt, 18. Dec. 1855 die Meeresküste wieder erreichte.

So stand der Krieg Ende 1855, ohne daß sein Zweck durchgesetzt war. An der Donau war nur die Grenze des türk. Reichs behauptet, in der Krim Sewastopol gefallen und die russ. Flottenabtheilung von den Russen selbst versenkt, aber die russ. Feldarmee stand noch in der Krim. Im Baltischen Meere war kein Erfolg gewonnen worden und in Asien hatten die Russen gesiegt. Man traf zur Fortsetzung des Kriegs auf allen Schauplätzen die großartigsten Vorbereitungen, als überraschend der Friede erfolgte. Gründe der höhern Politik hatten den Kaiser Napoleon dazu bewogen. Am 30. März 1856 wurde der Friede zu Paris geschlossen, 27. April ratificirt. Rußland trat einen unbedeutenden Landstrich von Bessarabien ab; alles eroberte Gebiet wurde zurückgegeben, das Schwarze Meer neutralisirt. Die Pforte und Rußland verpflichteten sich, an demselben keine Seearsenale mehr zu unterhalten, und bestimmten durch Specialconvention einen sehr geringen Stand ihrer dortigen Marine. Auf den Ålandsinseln sollte Rußland weder die Befestigungen noch Militäretablissements herstellen. Der Vertrag von 1841 über die Schließung der Meerengen wurde neu bestätigt; das Verhältniß der Donaufürstenthümer näher bestimmt; die Regelung der Donauschiffahrt einer Commission vorbehalten. Das war das ganze Ergebniß des O., dessen Kosten, ohne die Verluste an Privateigenthum, auf 1800 Mill. Frs. außerordentlicher Kriegsschulden berechnet worden, während wenigstens eine halbe Million Menschen dabei zu Grunde ging. Vgl. außer den Schriften von Bazancourt, Anitschkow, Niel, McClellan, Weigelt u. a. besonders Rüstow, «Der Krieg gegen Rußland» (2 Bde., Zür. 1855—56).

Oriflamme (aus dem mittellat. Aurea flammula), die ehemalige Kriegsfahne der Könige von Frankreich, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei St.-Denis, die sie als Schirmvögte des Klosters führten. Dieselbe bestand aus dem angeblichen Leichentuch des heil. Dionysius, einem Stück rothen Tuchs (woher der Name stammt), in Form eines Paniers, unten fünfzipfelig, an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert, und war an einer goldenen Lanze befestigt. Die ersten Schirmvögte waren die Grafen von Vexin und Pontoise. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, ging die Schirmvogtei des Klosters auf ihn über. Seitdem wurde die O. bei den Heeren geführt und nach und nach zur Hauptfahne der franz. Truppen, seit Karl VII. aber nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origanum, Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Lippenblütler, deren in Europa und der Mediterranzone wachsende Arten, einjährige oder ausdauernde Kräuter, sich durch kopf- oder ährenförmig zusammengedrängte Blütenquirle, welche trugdoldig und rispig angeordnet sind, auszeichnen. Die Blüten besitzen einen glockenförmigen Kelch und eine kleine Blumenkrone mit kurzer, enger Röhre, ausgerandetem Helm und gleichmäßig-dreilappiger Unterlippe. Zu dieser Gattung gehören der gemeine Dosten oder wilde Majoran (O. vulgare L.), eine ausdauernde, in Deutschland an sonnigen,

steinigen, bebuschten Hügeln häufig wachsende Pflanze mit kugeligen Köpfchen, braunen Kelchen und rosen- oder fleischrothen Blumen, und der echte **Majoran** (s. d.). Das Kraut des wilden Majorans kann wie dasjenige des Feldkümmels (Thymus Serpyllum) gebraucht werden und war auch früher als Herba Origani officinell.

Origĕnes, wegen seines eisernen Fleißes **Adamantios** genannt, der geistvollste und gelehrteste Kirchenlehrer des christl. Alterthums, geb. zu Alexandria 185 n. Chr., wurde von seinem Vater Leonidas im Christenthum und in den Wissenschaften unterrichtet und hatte nachher Clemens Alexandrinus und den Neuplatoniker Ammonius Sakkas zu Lehrern. Als sein Vater unter Kaiser Severus der Religion wegen ins Gefängniß geworfen worden war, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Christenthume zu entsagen. Nach dem Tode des Vaters erhielt er Mutter und Schwester durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. Bereits in seinem 19. J. wurde er Katechet in Alexandria, wo er allgemeines Aufsehen erregte. Auch in Rom, wohin er nach dem Tode des Kaisers Septimius Severus 211 ging, erwarb er sich viele Gönner. Nach seiner Rückkehr setzte er in Alexandria, auf des Bischofs Demetrius Verlangen, seinen Unterricht fort, bis ein Volksaufruhr ihn bewog, nach Palästina zu flüchten, wo er sich bei den Bischöfen in solche Gunst setzte, daß sie ihm erlaubten, in ihren Versammlungen Vorträge zu halten. Dadurch eifersüchtig gemacht, rief ihn der Bischof von Alexandria zurück; doch bald darauf ging er nach Achaja, wo damals mehrere Ketzereien eingerissen waren. Auf seiner Reise nach Cäsarea in Palästina 228 wurde er von den daselbst versammelten Bischöfen zum Presbyter geweiht. Dies gab die erste Veranlassung zu den Verfolgungen, die sein Leben verbitterten, indem der Bischof von Alexandria, Demetrius, behauptete, daß es nur ihm zukomme, O. zu weihen, und nachdem er deshalb zwei Concilien versammelt, ihn 232 des Priesteramts entsetzte und ihn excommunicirte. Diese Verurtheilung wurde in Rom wie von den meisten andern Bischöfen gebilligt; allein die Kirchen in Palästina, Arabien, Phönizien und Achaja blieben mit O. in Verbindung, der die Irrthümer, die man ihm schuld gab, leugnete und sich nach Cäsarea zurückzog, wo der Bischof Theoktist ihm gestattete, die Heilige Schrift auszulegen. Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor ließen sich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Christen unter Kaiser Maximinus nöthigte ihn, sich zwei Jahre in Kappadocien verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wiedergegeben hatte, machte O. eine Reise nach Athen und dann nach Arabien, wohin die Bischöfe ihn berufen hatten, um den Bischof Beryll von Bostra zu widerlegen, welcher leugnete, daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe. O. sprach mit so hoher Beredsamkeit, daß Beryll widerrief und ihm für seine Belehrung dankte. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde er eingekerkert und hatte harte Martern zu erdulden. Erschöpft durch diese Mishandlungen, starb er zu Tyrus 254. Wenige Menschen sind so bewundert und geachtet und doch so hart angegriffen und verfolgt worden als O., sowol bei seinem Leben wie im Tode. Namentlich beschuldigt man ihn, daß er die Wahrheiten der christl. Religion durch Platonische Ideen verfälscht habe. Allerdings führte ihn das Streben, das Christenthum philosophisch zu begreifen, auf manche Anschauungen, die schon damals sich von dem herrschenden Dogma entfernten, und auf noch mehrere, die einer spätern Orthodoxie als ketzerisch erschienen, und in seinem großartig angelegten, leider im Original nur noch fragmentarisch und außerdem in einer unzuverlässigen lat. Uebersetzung des Rufin vorhandenen Buche «De principiis» (herausg. von Redepenning, Lpz. 1836, und von Schnitzer, Stuttg. 1836) hat er ein vielfach originelles, auf die Philosophie des Plato gegründetes System aufgestellt. Von seinen Werken, angeblich 6000 an der Zahl, sind außerdem noch vorhanden eine «Ermahnung zum Märtyrerthume» (herausg. von Wetstein, Bas. 1674), die «Philosophumena» (zuerst herausg. von Miller, Oxf. 1851), Commentare, Homilien und Scholien über die Heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Durch sie machte O. die bildliche oder allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er blos als Körper der erstern ansah. Außer diesen exegetischen Werken machte er sich um die Kritik verdient durch seine «Hexapla». Seine Schrift gegen Celsus (deutsch von Mosheim, Hamb. 1745) ist die vollständigste und geistvollste Vertheidigung des Christenthums, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Seine sämmtlichen Werke haben de la Rue (4 Bde., Par. 1733—59) und Lommatzsch (25 Bde., Berl. 1831—48) herausgegeben. Ueber seine Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im 4. Jahrh. beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowol unter seinen Vertheidigern als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtesten Kirchenväter,

wie denn z. B. Hieronymus sich gegen ihn erklärte. Vgl. Thomasius, «O. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh.» (Nürnb. 1837); Redepenning, «O. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre» (Bonn 1841).

Originalität ist abgeleitet vom lat. origo, Ursprung, heißt also Ursprünglichkeit. Original nennt man das Urbild, die Urschrift; der Gegensatz dazu ist die Copie, das nachgebildete Bild, die Abschrift. Deshalb sagen wir von einem Künstler: er hat Originalität, wenn er frei aus der Ursprünglichkeit seines eigenen Genius schafft, wenn sich kein anderer Künstler nachweisen läßt, dessen Eigenthümlichkeiten er bewußt oder unbewußt nachahmt. Das wirkliche Genie ist immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich. Wenn aber manche schon darum ein Genie zu sein meinen, weil sie in ihrem Denken und Wirken von andern Menschen möglichst abweichen, so ist das nicht die geniale, sondern die affectirte O. In diesem misbräuchlichen Sinne pflegt man einen seltsamen Menschen und Sonderling auch wol ein Original zu nennen.

Orihuela, eine gewerbreiche Stadt (Ciudad) der Provinz Alicante im span. Königreich Valencia, $3^1/_2$ M. im NO. von Murcia, höchst malerisch an beiden Ufern der zweifach überbrückten Segura gelegen und von einer großen, mit Palmengruppen, Orangen-, Citronen-, Mandel-, Granat- und Maulbeerbäumen besetzten Huerta umgeben, ist der Sitz eines Bischofs wie früher auch einer (1555 gegründeten) Universität. Die im ganzen gutgebaute Stadt hat fünf Plätze, eine schöne Kathedrale und vier andere Kirchen, zwölf ehemalige Klöster, zwei Hospitäler, ein Priesterseminar, verschiedene andere Lehranstalten sowie drei Bibliotheken und ein Theater und zählt mit der Huerta (1857) 25208 E., welche Südfrüchte und Seide bauen, viele Getreide- und Oelmühlen, auch Hut-, Seifen- und Salpeterfabriken, Leinen- und Seidenwebereien unterhalten. Ein großer Jahrmarkt, der 6. Aug. stattfindet, fördert den Verkehr. Die Stadt, angeblich das röm. Orcelis, hieß unter der Herrschaft der Westgothen Auriola. 712 gehörte sie den Arabern, denen sie 1264 durch Jakob I. von Aragonien entrissen wurde.

Orinoco oder Orenoco, der Größe nach ein Strom zweiten Ranges unter den Flüssen der Erde, der fünfte Amerikas, der dritte Südamerikas, hat seine noch von keinem Europäer besuchte Quelle an dem Vereinigungspunkte der Sierra-Tapirapecu mit der Sierra-Parime, einer der Hauptketten des Hochlandes von Guiana, wahrscheinlich in einer Höhe von etwa 5000 F. und in der Nachbarschaft des Parime, eines Quellstroms des Rio-Branco, der in den Rio-Negro, einen Nebenfluß des Amazonenstroms, geht. Der Oberlauf des O., bis zu dem kleinen Wasserfall (Randa) de los Guaharibos, beträgt, die Biegungen mitgerechnet, nur 18—19 M. Nach dem Austritte aus dem Hochlande umströmt er dasselbe, indem er auf seinem weitern Laufe eine große Spirale um seine Quelle beschreibt. Von dem genannten Wasserfall, der obersten Grenze seiner Schiffbarkeit und dem Anfangspunkte des Mittellaufs, fließt er 31 M. gegen NW. bis zu der Missionsstation Esmeralda, und $5^1/_4$ M. unterhalb derselben findet in 868 F. Seehöhe die durch Alex. von Humboldt's Forschungen weltberühmt gewordene Bifurcation oder Gabeltheilung des hier 2060 F. breiten Stromes statt, indem er ein Drittel seiner Gewässer in der Breite von 923 F. unter dem Namen Casiquiare südwärts in den Rio-Negro entsendet, wodurch eine ununterbrochene Wasserverbindung mit dem Amazonenstrome vermittelt wird. Hierauf fließt der Hauptstrom $46^1/_2$ M. gegen NW. bis zur Aufnahme des von NO. kommenden Ventuari, dann 15 M. westwärts, bis er bei der in 702 F. Seehöhe liegenden Einmündung des von den Cordilleren kommenden 150 M. langen Guaviare plötzlich eine große Biegung gegen N. macht. Nachdem er in dieser Richtung zunächst $28^1/_3$ M. ungestört weiter geflossen, tritt er, indem er die Granitfelsen, welche einige Zweige der Sierra-Parime nach W. vorschieben, durchbricht, in die Region der großen, ebenfalls durch Alex. von Humboldt berühmt gewordenen Randales oder Wasserfälle und Stromschnellen, unter welchen die von Maypures unterhalb der Einmündung des von W. kommenden Rio-Vichada (5° 13′ 32″ nördl. Br.) und Atures (5° 38′ 4″ nördl. Br.) die bemerkenswerthesten sind. Unterhalb der letztern, $62^1/_2$ M. unterhalb der Einmündung des Guaviare, nimmt der O. unter 6° 20′ nördl. Br. den mächtigen, wasserreichen Rio-Meta auf, welcher auf der Cordillera von Neugranada entsteht, in seinem Oberlaufe diesem Lande angehört, ein Flußgebiet von 2000 Q.-M. hat und in der geogr. Breite von Bogotá, der Hauptstadt der Conföderation von Neugranada (etwa 25 M. westlich des Stroms gelegen), bereits schiffbar ist. Weiterhin münden in den O. die ebenfalls von der neugranadischen Cordillera kommenden Ströme Arauca und Apure (s. d.). Nahe unterhalb der Aufnahme des Apure, oder vielmehr bei der Mündung seines Armes Apurito, beginnt in 194 F. Seehöhe der O. seinen Unterlauf, in welchem er, ostwärts gewandt, rechts den Caura und Caroni, seine bedeutendsten Nebenflüsse aus dem Hochlande von Guiana, aufnimmt und langsam zwischen dichten Waldungen

auf dem rechten, und den Llanos (s. d.) des O. auf dem linken Ufer dahinflutet. Die Mündung des O. ist von der Quelle 110 M. entfernt. Seine ganze Stromentwickelung beträgt über 320, nach anderer Angabe 338 M., sein Stromgebiet, das 436 Flüsse umschließt, 17331 Q.-M. Während der Regenzeit schwillt der O. bedeutend an und überschwemmt vorzüglich die Ebenen seines untern Laufs, nicht selten bis zu einer Breite von 25 M. Bei Angostura (s. d.) wird der Fluß in einen Engpaß eingeschnürt, der die obere Grenze der oceanischen Ebbe und Flut bildet, und durch welchen der Strom in jeder Secunde 240000 Kubikfuß ergießt, mehr denn 13 mal mehr Wasser, als der Rhein durch seine verschiedenen Mündungen in die See führt. Etwa 33 M. unterhalb Angostura dehnt sich der Strom zu einer Breite von 3 M. aus, und hier beginnt sein gegen 400 Q.-M. großes, periodisch überschwemmtes Delta, durch welches er sich auf einer Küstenausdehnung von 37½ M. in 17 Mündungsarmen (Brazos) oder Kanälen (Caños) ergießt. Von diesen ist der südlichste, der in die Boca del Navios führende Brazo-Imataca, bei weitem der bedeutendste und derjenige, welchen die großen Schiffe wählen. Er ist gegen ¾ M. breit und erweitert sich zwischen Punta-Barima und der Insel Ruia zu beinahe 5 M. Die Schiffbarkeit des O. beträgt vom Meere aufwärts bis zu den Wasserfällen von Atures gegen 200 M. Oberhalb Maypures ist sie aber ebenfalls wieder auf 127 M. frei und ununterbrochen bis zu dem Wasserfall von Guaharibos oder gegen 31 M. oberhalb Esmeralda.

Orion war nach der ältesten Sage ein großer Jäger, der seine Beschäftigung auch nach dem Tode in der Unterwelt noch fortsetzte, und der schönste Mann seiner Zeit. Seine Abstammung wird verschieden angegeben. Der gewöhnlichen Sage nach war er der Sohn des Hyrieus, nach andern ein Sohn des Poseidon und der Euryale oder ein Erdgeborener. Er war von so ungeheuerer Größe, daß, wenn er im tiefsten Meere ging, Haupt und Schultern über das Wasser emporragten, die, wenn er auf der Erde ging, bis in die Wolken reichten. Als er einst nach Chios kam, welches er von wilden Thieren reinigte, verliebte er sich in die Tochter des Oenopion, Aëro oder Merope. Da dieser die Vermählung immer aufschob, wollte er die Jungfrau mit Gewalt entführen. Oenopion rief deshalb den Dionysos zu Hülfe, der den O. blendete. Das Orakel, welches er nun befragte, rieth ihm, gegen Morgen zu gehen und seine Augen den Sonnenstrahlen auszusetzen; auf diese Weise werde er sein Augenlicht wiederbekommen. Dieses geschah auch. Nun kehrte er, um Rache an Oenopion zu nehmen, nach Chios zurück, fand diesen aber nicht. Hierauf begab er sich nach Kreta, wo er mit Artemis jagte. Die Veranlassung zu seinem Tode wird verschieden erzählt. Nach einigen erlegte ihn Artemis mit ihren Pfeilen, weil ihn Eos seiner Schönheit wegen geraubt hatte und die Götter darüber zürnten. Nach andern hatte sich Artemis in ihn so verliebt, daß sie ihn zum Gemahl begehrte. Apollo, darüber erzürnt, behauptete gegen seine Schwester, sie vermöge einen fernen dunkeln Punkt auf dem Meere nicht zu treffen. Sie schoß, traf aber das Haupt des Geliebten, das sie vorher nicht erkannt hatte. Nach einer dritten Sage fand er seinen Tod durch den Stich eines Skorpions. Asklepios wollte ihn von den Todten erwecken, wurde aber von Zeus durch einen Blitzstrahl getödtet. Nach seinem Tode ward O. nebst seinem Hunde an den Himmel versetzt, wo das glänzendste Sternbild des Himmels überhaupt jetzt seinen Namen führt. Dasselbe ist auch in Europa in den Wintermonaten sichtbar und leicht kenntlich an drei Sternen zweiter Größe, die am Gürtel in gerader Linie nahe beisammenstehen und unter dem Namen des Jakobsstabs bekannt sind.

Orissa, Urissa (sanskr. Ordra), ein Landstrich an der Nordostecke der vorderind. Halbinsel, welcher sich zwischen dem Bengalischen Golf im O., dem eigentlichen Bengalen im NO. und N., Nagpur oder Berar im W. ausbreitet, im S. aber an das Küstengebiet der nördl. Circars, im Innern an den Godawery grenzt und 2493 Q.-M. mit etwa 4,530000 E. umfaßt. Die innere, wilde und nicht angesiedelte Region ist jetzt mit dem Obercommissariat der Centralprovinzen vereinigt; das übrige Land gehört zur Präsidentschaft Bengalen. Die Küste ist größtentheils flach und sumpfig. Dahinter erhebt sich als Fortsetzung der Ostghats eine Urgebirgskette, deren Gipfel 2000 F. Seehöhe erreichen, und ununterbrochene Wälder ziehen sich vom Godawery bis zur Gangesebene, gegen 130 M. weit. Der Hauptstrom ist der Mahanadi (engl. Mahanuddy), der im Gebiete von Nowagada auf dem centralen Plateau entsteht. Der Fluß hat bei Sambalpur (54 M. vom Meere) eine Breite von ¼, bei Kattak von nahezu ½ M. Breite, theilt sich bei letzterer Stadt in viele Arme und ergießt sich nach einem Laufe von fast 115 M. in etwa 12 Mündungen in das Meer. Im Juli bis Febr. ist er 100 M. weit (bis Sewnarain) aufwärts schiffbar, wiewol sein Lauf einige gefährliche Stromschnellen hat. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Holz, außerdem in Gold, Diamanten und Rubinen am mittlern Mahanadi. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, aber dennoch fehlt es an Ansiedelungen, weil sich

das Klima wegen der Feuchtigkeit der Luft als eins der ungesundesten in Indien erweist. Im Frühjahr tritt eine unmäßige Schwüle ein, und das Thermometer erreicht im Schatten 37° R. 1865 wurden mehrere Landstriche durch furchtbare Orkane, im Aug. 1866 von ebenso unheilvollen Ueberschwemmungen heimgesucht, sodaß Hungersnoth und Krankheiten 5—600000 Menschen hinrafften und an vielen Orten nur noch ein Viertel der Bevölkerung übrigblieb. In den Waldeinöden leben wilde Thiere in erschrecklicher Menge, furchtbare Schlangen in jedem Dschangel, in jeder Schlucht. Das sumpfige Delta des Mahanadi wimmelt von gefräßigen Alligatoren; auch fehlt es nicht an Skorpionen, Tausendfüßlern u. s. w. Die Bevölkerung besteht aus Ordras oder Urihas in den Ebenen und Thälern, aus halbwilden Koles oder Hos im Norden, Khonds in der Mitte, Saurias im Süden. Die drei letztern Rassen gelten als Urbewohner des Landes, die Ordras sind Hindus. O. war einst ein Hindureich, welches mit dem 1524 erfolgten Tode des Radscha Pertal Rudra Deo sank, 1592 unter die mohammed. Beherrscher von Bengalen, 1750 großentheils unter die Herrschaft der Maharatten von Nagpur kam. 1765 wurde das Land vom Delhikaiser Schah-Allum an die Ostindische Compagnie abgetreten, außer Kattak, welches man erst 1803 den Maharatten entriß. Der bekannteste Theil von O. ist Kuttak oder Kattak, oft auch das eigentliche O. genannt, eine brit. Provinz von 359 Q.-M. mit 2,127555 E. Dieselbe umfaßt das Mahanadidelta und überhaupt die ganze sumpfige Küste von der Grenze der Präsidentschaft Madras bis Balasur, dahinter ein trockenes, sandiges Gebiet, das meist ganz unproductiv, an den besten Stellen mit Hainen von Mangobäumen, Bambusdickichten, Banianen und wilden Sträuchern bedeckt ist. Noch weiter landeinwärts beginnt ein waldiger Gebirgsstrich. Die meisten Bewohner sind Hindu, ein Zehntel Mohammedaner. Die Provinz zerfällt in die Districte Kattak, Khurdah, Puri und Balasur. Die Hauptstadt Kattak, am Anfange des Mahanadideltas gelegen, hat verfallene Befestigungen sowie schlecht erhaltene Häuser und zählt 40000 E., die wenig Verkehr treiben. Nahe der Nordgrenze der Provinz, am Burahballong, unweit dessen Mündung ins Meer, liegt der Hafenort Balasur (Balasore), einst im Besitz der Portugiesen, dann der Holländer, später der Dänen, die ihre Factorei nebst Besitzthum 1846 an die Ostindische Compagnie verkauften. Die Kattak-Mehal im Westen der Provinz Kattak sind 18 verschiedene Schutzstaaten, die 796 Q.-M. mit 761805 E. umfassen. Der einzige größere Ort im Innern ist Sambalpur, Hauptort des gleichnamigen Districts, der früher ein Radschathum bildete, 1849 dem brit. Gebiet einverleibt wurde und auf 220 Q.-M. 274000 E. zählt. Der District ist berühmt als Fundort der schönsten Diamanten der Welt. Die Diamantensucher sind vom Nov. bis zur Regenzeit im Mahanadi beschäftigt.

Orizāba, eine freundliche Stadt im mexic. Departement und 17 M. im WSW. von Veracruz, $2\frac{1}{2}$ M. von der Grenze Pueblas, in der Ostcordillera 3766 F. über dem Meere gelegen, hat 12 Kirchen und Kapellen, 2 Hospitäler, 1 höhere Lehranstalt (Colegio nacional) und zählt etwa 15000 E., die verhältnißmäßig viele industrielle Etablissements unterhalten. Namentlich befindet sich hier eine große Baumwollspinnerei. Etwa $3\frac{1}{2}$ M. im NW. der Stadt erhebt sich der erloschene Vulkan Pic de O. oder Volcan de San-Andres (aztekisch Citlaltepetl), durch Höhe, Form und Umgebung einer der imposantesten Berge der Erde, nach Alex. von Humboldt 16302, nach Ferrer 16776 F. über dem Meere, im letztern Falle etwas höher als der berühmte Popocatepetl und der höchste Berg von ganz Nordamerika. Zum ersten mal bestiegen wurde dieser Berg 1848 von zwei amerik. Offizieren, Reynolds und Maynard. Sein letzter Ausbruch erfolgte 1545, von wo er bis 1566 fortbrannte. Gegenwärtig zeigen die mit Tannen und Eichen bewaldeten Seiten des Kolosses keine Spur mehr von seinen frühern Ausbrüchen. Sein höchster Paß, Chuchilla, liegt in 13600 F. Seehöhe, die Schneegrenze 13212 F., der tiefste Gletscher, El-Corte, 12360, die Grenze des Baumwuchses (Tannen) 10756, der höchste bewohnte Ort, Rancho Jacale, 10000 F. hoch. Die von Veracruz über O. nach Puebla führende südl. Nebenstraße umgeht den Berg mittels eines 6750 F. hohen Passes, während der Paß der nördl. Hauptstraße 700 F. höher liegt.

Orkadische Inseln oder Orkney heißt der südl. Theil der shetland-orkneyschen Stewartry oder Vogtei, die auf $62\frac{1}{4}$ Q.-M. 64065 E. zählt und gegenwärtig der schott. Familie Dundas mit der Erbrichterwürde eigenthümlich gehört. Die Inseln, 67 an der Zahl, sind durch die 10 engl. M. breite Meeresströmung Pentland-Frith von der Nordspitze Schottlands getrennt und haben zusammen einen Flächeninhalt von $20\frac{3}{4}$ Q.-M. Doch sind nur 30 davon bevölkert, mit ungefähr 32000 E. Die übrigen, Holme genannt, werden zu Weideplätzen, zur Jagd und Fischerei benutzt. Hierzu kommen noch die bei hohem Wasser überfluteten Skerries oder Scheren, nackte Felsen, auf denen im Sommer Leute, welche aus Meerpflanzen Soda

bereiten, ihre Hütten aufschlagen. Im Winter haben diese Inseln häufig starke Nordlichter, viele Stürme, heftige Gewitter und stets Nebel; dagegen hält sich Frost und Schnee nie lange. Auf der Höhe ist der Boden morastig und im Thale Torfmoor. Man gräbt zwar Eichstämme aus dem Moor, aber gegenwärtig wachsen Bäume nur in geschützten Gärten. Der Strand liefert Bernstein und angeschwemmtes Holz. Die Inseln sind reich an See- und Landvögeln, und die Vogeljagd liefert zur Ausfuhr Schnepfen, Rebhühner und Kibitze. Wichtig ist namentlich der Robbenfang. Auch führt man viel Wolle aus sowie Vieh, Butter, Talg, Häute, Federn, Dunen, Eier, Thran, Hummer, gedörrte und gesalzene Fische. Es fehlt nicht an Eisen, Silber, Zinn und Bleistufen, obschon die Bewohner keinen Bergbau treiben. Getreide wird nicht ausreichend geerntet. Das Vieh weidet ohne Hüter, indem es blos vom Eigenthümer gezeichnet wird. Die ursprünglichen Bewohner der Orkadischen Inseln waren britisch-celtischen Stammes, gingen aber im Laufe des Mittelalters allmählich in den eingewanderten Skandinaviern auf, sodaß die gegenwärtige Bevölkerung der Inselgruppe eine rein skandinavische ist. Schon 876 wurden die Inseln von Harald Harfagr erobert. Seit dem 10. Jahrh. standen sie hierauf unter unabhängigen skandinav. Jarls, bis sie 1098 an die Krone Norwegens kamen. Im 12. Jahrh. waren die Orkadischen Inseln stärker bevölkert als gegenwärtig und konnten an 7000 Streiter nach fremden Küsten senden. 1468 kamen sie an Jakob III. von Schottland infolge dessen Vermählung mit Margarethe von Dänemark, und 1590, nach der Verheirathung des spätern Jakob von England mit der dän. Prinzessin Anna, leistete Dänemark auf alle Ansprüche vollständig Verzicht. Die Hauptinsel ist Pomona oder Mainland, d. h. Hauptland, deren Umfang so groß wie der aller übrigen. Auf ihr liegt Kirkwall, die Residenz der ehemaligen souveränen Grafen von Orkney, jetzt Bischofssitz, mit (1861) 3519 E., einer großen Kathedrale und merkwürdigen Ruinen. Auch findet man auf Pomona in der Nähe von Stromneß, dem Haupthafen der Inseln, kolossale Ueberreste sog. Druidentempel. Die vorzüglichsten Inseln außerdem sind Hoy, North-Ronaldshay, South-Ronaldshay, Stronsay, Eday, Westray, Shapinshay, Burray, Walls und Sanday. Auf der letztgenannten Insel entdeckte man 1818, als der Wind den 20 F. hohen Sand weggeführt hatte, Gebäude und Grabmäler von hohem Alterthum.

Orkan nennt man einen schweren Sturm mit doppelter Bewegung, einer kreisförmigen, sich um einen Mittelpunkt drehenden (wie bei Windhosen) und einer fortschreitenden, indem sich der drehende Windkörper bisweilen geradlinig, meistens aber in einer mehr oder minder gebogenen Curve fortbewegt. O. kommen hauptsächlich innerhalb der Tropen vor, am häufigsten in Westindien, in der Nähe von Mauritius und im Chinesischen Meere. In diesem Meere nennt man sie Teifune (engl. Typhoons). Man kennt die Bewegung der O. erst seit etwa 20 J. und weiß auch erst seitdem, daß ihre Drehung einem ganz bestimmten Gesetze unterworfen ist. Sie drehen sich nämlich im Norden des Aequators von rechts nach links (gegen den Zeiger einer Uhr) und im Süden von links nach rechts. Dieses zuerst von Reid aufgestellte und von Dove weiter ausgeführte Gesetz der Stürme ist für die Schiffahrt außerordentlich wichtig, indem seine Kenntniß die Seeleute in den Stand setzt, durch einen veränderten Curs den O. auszuweichen oder wenigstens ihrem furchtbaren, alles vernichtenden Mittelpunkte möglichst fern zu bleiben. Von der Gewalt eines solchen O. kann sich nur der einen Begriff machen, der ihn selbst erlebt hat. Es ist vorgekommen, daß in Barbadoes vier 24pfündige Geschütze aus einer Batterie und mehrere hundert Schritt weit durch die Luft geführt wurden. O. sind fast immer von sehr heftigen elektrischen Erscheinungen begleitet, und wahrscheinlich spielen diese auch bei ihrer Entstehung eine bedeutende Rolle. Für die Entstehung hat man verschiedene theoretische Erklärungen, die jedoch noch der sichern Begründung entbehren. Der Name O. (franz. ouragan, span. huracan, engl. hurricane) ist der Sprache der frühern indian. Bewohner der Insel Haïti entlehnt und durch die Spanier zu den übrigen seefahrenden Nationen gelangt.

Orkney-Inseln, bei den Alten Orcades, s. Orkadische Inseln.

Orlamünde, eine Stadt von 1179 E. im Gerichtsamt Kahla des Herzogthums Sachsen-Altenburg, auf einem steilen Berge an der Saale, hatte ehemals eigene Grafen, die bis in frühe Zeit hinaufreichen und namentlich in Thüringen sowie im Oberlande und Franken bedeutende Besitzungen hatten. Die ältere Linie der Grafen von O., der Wilhelm III., Markgraf in Meißen (1046) und Landgraf von Thüringen, angehörte, erlosch 1112. Obschon damals der Kaiser Heinrich V. die orlamündischen Güter als erledigte Lehen einziehen wollte, wußte doch Graf Siegfried von Ballenstedt, ein Nachkomme der Grafen von O. aus weiblicher Linie, in dem Besitz derselben sich zu setzen und zu behaupten. Nach Siegfried's II. Tode 1123 mag Albrecht der Bär die Grafschaft O. für seinen Sohn Hermann in Anspruch genommen haben,

dessen Nachkommen sich nachmals in mehrere Linien theilten. Nachdem die Grafen von O. in der Fehde gegen die Landgrafen von Thüringen 1345 gänzlich unterlegen, wurden sie des größten Theils ihrer Besitzungen verlustig, die an Thüringen kamen. Nur noch auf Lebenszeit blieben ihnen einige Güter in Thüringen. Ihr Geschlecht erlosch erst mit Graf Sigismund von O. 1447. Vgl. Michelsen, «Urkundlicher Ausgang der Grafschaft O.» (Jena 1856).

Orlean oder **Roucou** heißt der rothe Farbestoff, welcher aus der rothen breiigen Oberhaut der Samen des Orleanbaums durch Waschen, Maceriren, Gären und späteres Abdampfen in Südamerika und Westindien gewonnen wird. (S. Bixa.)

Orléans, Hauptstadt des franz. Depart. Loiret, in Gestalt eines Halbmondes am rechten Ufer des nördl. Stromknies der Loire in einer freundlichen, durch ihre Gemüsegärtnerei (besonders Spargelcultur) berühmten Ebene gelegen, wird durch die schöne, im 14. Jahrh. erbaute Loirebrücke von neun Bogen mit der südl. Vorstadt St.-Marceau verbunden. Die Stadt zählte 1866 49100 E. (gegen 50798 im J. 1861) und ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Paris, einer militärischen Subdivision, eines kaiserl. Appellhofs für drei Departements, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handelsgerichts u. s. w. Der älteste Theil der Stadt, der niedrig am Flusse liegt, hat meist enge Gassen mit alterthümlicher Holzarchitektur. Der Platz du Martroy, seit 1855 mit einer Reiterstatue der Jeanne d'Arc geschmückt, bildet den Uebergang zu dem nördl. höhern Stadttheile, der große massive Gebäude hat. Auf der Höhe steht der 1601—1790 im goth. Kathedralenstil erbaute imposante Dom Ste.-Croix mit zwei Thürmen von 268 F. Höhe. Die neuen Straßenanlagen sind nach Art der pariser Boulevards mit großartigen Häusern und glänzenden Läden besetzt. Außer der Kathedrale, der alten Kirche St.-Aignan mit einer Krypta und der 1857 nach bedeutenden Restaurationsarbeiten eröffneten Kirche St.-Euverte sind als merkwürdige Gebäude zu nennen: das Rathhaus mit einer schönen Façade und auf dem Perron mit einer Statue der Jungfrau von Orléans (Copie des Meisterwerks der Prinzessin Marie von Orléans im Museum zu Versailles); die Mairie, einst Residenz Franz' II., der hier starb, und mehrerer seiner Nachfolger; die Präfectur (ehemals Kloster auf der Stelle eines Römerbaues); der 1821—24 aufgeführte Justizpalast; das Hôtel-Dieu, eins der schönsten Krankenhäuser Frankreichs, und die Getreidehalle. Von histor. Interesse sind auch die Häuser der Agnes Sorel, des Admirals Coligny, der Diana von Poitiers u. s. w. Die Stadt hat ein Lyceum an Stelle der vormals sehr blühenden jurist. Hochschule, welche 1312 von Philipp IV. gegründet war und in der Revolutionszeit einging; ferner ein Priesterseminar, ein Lehrer- und Lehrerinnenseminar, Gewerbe- und Handwerkerschulen, eine höhere Elementar- und eine prot. Primärschule der hiesigen reform. Consistorialkirche, eine medic. Mittelschule, eine Zeichen- und Architektenschule, eine Musik-, eine Hebammen-, eine Ackerbauschule, eine Bibliothek von 42000 Bänden, Museen für Gemälde, Sculpturen, Alterthümer, Naturgeschichte, einen Botanischen Garten, ein Taubstummeninstitut und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, eine Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Literatur sowie verschiedene andere wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine. O. liegt an einem von alters her wichtigen Punkte, über den die Straßen aus dem nordöstl. nach dem südwestl. Frankreich führen. Die Loire erreicht hier ihren nördlichsten und zugleich der Seine nächsten Punkt, und die Stadt ist ein natürlicher Kreuzungspunkt der obern und der untern Schiffahrt sowie zugleich die geeignetste Stelle, die Wasserstraße nach der Seine hinüberzuführen. Von Nantes gehen die überseeischen Waaren stromauf, von oben herab, aus dem Herzen Frankreichs, kommen Steinkohlen, Eisenwaaren, Salz u. s. w., und das Land **Orléannais** selbst bietet seine Getreidefülle, sein Obst, seinen Wein und seine Farbekräuter. Schon im Mittelalter entwickelte sich hier reiche städtische Blüte. In neuester Zeit hat O. an Bedeutung noch zugenommen durch die Eisenbahnen, die von hier nach Paris, Nantes, Bordeaux und Mittelfrankreich führen und nebst dem **Kanal von O.** (9½ M. lang zwischen Loire und Loing) sowie den Kanälen de Briare und du Centre den Handelsverkehr außerordentlich fördern. Außerdem nimmt O. auch eine ausgezeichnete Stelle unter den Industrie- und Handelsstädten Frankreichs ein. Es gibt hier bedeutende Spinnereien, Fabriken von Woll- und Baumwolldecken, feinen Tüchern und Flanellen, Wollzeugen für die Levante, bedeutende Zuckerraffinerien, große Weinessigfabriken, Wachsbleichen, Pergament- und Lohgerbereien, Destillationen, Fabriken für Chemikalien, Farben, Papier, Nadeln, Feilen, Nägel, Topfwaaren, Fayence, Mehl, Nudeln u. s. w. Sehr ausgebreitet ist der Handel mit eigenen Fabrikaten, mit Wolle, Wein, Branntwein, Getreide, Mehl, Holz, Oel und andern Artikeln. O. ist das von Julius Cäsar zerstörte Genabum im Lande der Carnuten und hieß später Aureliani oder Civitas Aurelianorum, im Mittelalter Aurelianum. 451

belagerte Attila den Ort vergeblich. Nach Chlodwig's Tode war er Hauptstadt eines merovingischen Reichs, mit welchem Burgund verbunden. Kriegsgeschichtlich berühmt ist O. besonders durch die Belagerung von seiten der Engländer 1428 (seit 12. Oct. unter Salisbury, seit 29. Dec. unter Suffolk), von welcher Jeanne d'Arc (s. d.) die Stadt befreite. Das der Retterin auf der Loirebrücke errichtete Denkmal, welches sie und König Karl VII. vor dem Kreuze Christi knieend darstellte, wurde in der Revolution 1793 zerstört. Später errichtete man ihr auf der Place du Martroy eine stehende Statue von Gois, die man aber 1855, als an ihrer Stelle die erwähnte Reiterstatue von Foyatier aufgestellt wurde, an dem Brückenende auf dem linken Loireufer angebracht hat. 1563 wurde O. als Waffenplatz der Hugenotten unter Coligny von dem Herzog Franz von Guise angegriffen, der schon die Loirebrücke erobert hatte, als 18. Febr. der Schuß des Hugenotten Poltrot seinem Leben und dem weitern Vordringen seiner Truppen ein Ziel setzte.

Orléans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc.

Orléans (Haus). Die Stadt O. war früher mit ihrem Gebiet ein Lehn der Krone Frankreich, das unter den Valois und Bourbons mehrern Seitenzweigen des königl. Hauses unter dem Titel eines Herzogthums als Apanagegut verliehen wurde. — Philipp, geb. 1336, der vierte Sohn König Philipp's aus dem Hause Valois und der Bruder König Johann's, erhielt O. 1343, starb jedoch 1375 ohne legitime Erben, worauf das Herzogthum an die Krone heimfiel. — König Karl VI. gab dasselbe 1392 seinem Bruder Louis, Grafen von Valois, geb. 1371. Derselbe riß, als der König dem Wahnsinn unterlag, im Verein mit der Königin Isabelle die Regentschaft an sich, fand aber an dem Herzog Philipp von Burgund und dessen Sohn, Herzog Johann ohne Furcht, gefährliche Nebenbuhler. Weil sich der Herzog von O. überdies rühmte, er habe die Gemahlin Johann's verführt, ließ ihn derselbe 23. Nov. 1407 in der Straße Barbette zu Paris niederhauen. Dieser Mord führte den wüthenden Parteikampf der Armagnacs und Bourguignons herbei, welcher Frankreich zuletzt den Waffen Heinrich's V. von England preisgab. Der Herzog Louis von O. hinterließ, außer einem Nachkommen aus der Ehe mit Valentine von Mailand, einen natürlichen Sohn, den Grafen Jean d'O., auch Bastard von O. genannt, welcher der Stifter des Hauses Dunois und Longueville (s. d.) wurde. — Charles, Graf von Angoulême, als der Sohn und Erbe des Vorigen Herzog von O., geb. zu Paris 26. Mai 1391, galt als das Haupt der gegen Burgund und England gerichteten Partei, fiel aber schwer verwundet in der Schlacht von Azincourt 1415 in die Hände der Engländer und erhielt erst 1439 seine Freiheit. Nach seiner Heimkehr zog er sich auf sein Schloß zu Blois zurück, wo er in dichterischer Muße lebte. Er starb 4. Jan. 1465 aus Aerger über die Brutalität, mit der ihn König Ludwig XI. behandelte. Die beste Ausgabe seiner trefflichen Gedichte besorgten Guichard und Champollion (Par. 1842). Aus seiner dritten Ehe mit Maria von Kleve entsprang sein Sohn und Erbe Louis. Dieser bestieg 1498 als Ludwig XII. den Thron von Frankreich, sodaß das Herzogthum O. wieder an die Krone zurückfiel. — König Franz I., aus dem Hause Valois-Angoulême, verlieh das Herzogthum O. seinem zweiten Sohne Henri, der als Heinrich II. zur Krone gelangte. Derselbe trat Besitz und Titel 1536 an seinen jüngern Bruder Charles ab, welcher 1547 unvermählt starb. Das Herzogthum gelangte dann nacheinander an die jüngern Söhne König Heinrich's II., nämlich: an Louis, der 1550 als Kind starb; an Charles Maximilien, der als Karl IX. den Thron bestieg; an Henri, Herzog von Anjou, der erst König von Polen, dann unter dem Namen Heinrich III. König von Frankreich wurde und das Geschlecht der Valois beschloß. — König Heinrich IV., aus dem Hause Bourbon, erhob ebenfalls seinen zweiten Sohn 1607 zum Herzog von O.; derselbe starb aber schon in früher Jugend. Sein Nachfolger wurde 1626 der dritte Sohn Heinrich's IV., Jean Baptiste Gaston, Herzog von Orléans (s. d.), der 2. Febr. 1660 ohne männliche Erben starb.

König Ludwig XIV. verlieh hierauf das Herzogthum O. seinem einzigen Bruder Philipp, früher Herzog von Anjou, geb. 21. Sept. 1640, dessen Nachkommen das heutige Haus O. bilden. Philipp erhielt außerdem die Herzogthümer Valois und Chartres, die Herrschaft Montargis, 1672 das Herzogthum Nemours, 1693 durch den Tod seiner Tante, Anne Marie Louise, das Herzogthum Montpensier. Aus diesen verschiedenen Besitzungen stammen die Titel der Prinzen und Prinzessinnen des Hauses; der älteste Sohn hieß regelmäßig Herzog von Chartres. Während sich Ludwig XIV. zeitig die Herrscherrolle aneignete, wurde der junge Philipp niedergehalten und entartete unter Tanz, Spiel und Lustbarkeiten zum Schwächling. Er heirathete 1661 die schöne Henriette (s. d.) von England und, als diese 1670 plötzlich starb, 16. Nov. 1671 die Prinzessin Elisabeth Charlotte (s. d.) von der Pfalz, deren männliches Wesen und strenge Sitte zu seinem Charakter den seltensten Gegensatz bildeten. Ungeachtet seiner

Weichlichkeit zeigte er doch in den niederländ. Feldzügen viel Tapferkeit. Philipp starb 9. Juni 1701 zu St.-Cloud am Schlagflusse. — **Philipp II., Herzog von Orléans** (s. d.), des vorigen Sohn (aus der zweiten Ehe) und Erbe, geb. 2. Aug. 1674, ausgezeichnet durch große Talente und Laster, vermählte sich 1692 mit einer natürlichen, aber legitimirten Tochter Ludwig's XIV. und der Montespan, Françoise Marie de Bourbon, Mademoiselle de Blois, gest. 1749. Er führte verschiedene Commandos in dem Spanischen Erbfolgekriege, war während der Minderjährigkeit König Ludwig's XV. Regent von Frankreich und starb 25. Dec. 1723. — **Louis, Herzog von O.**, des vorigen Sohn und Erbe, geb. 4. Aug. 1703, verheirathete sich 1724 mit einer Prinzessin von Baden, und als dieselbe 1726 starb, zog er sich in die Abtei St.-Geneviève zurück, wo er 4. Febr. 1752 starb. — **Louis Philippe, Herzog von O.**, des vorigen einziger Sohn und Erbe, geb. 12. Mai 1725, wohnte den Feldzügen von 1742—47 bei und erhielt das Gouvernement der Dauphiné. Er heirathete 1743 Louise Henriette von Bourbon-Conti, nach deren Tode, 1759, er sich auf sein Landhaus zu Bagnolet zurückzog, wo er seine Zeit im Umgange mit Künstlern und in dramatischen Zerstreuungen hinbrachte. Er starb 18. Nov. 1785 und hinterließ, außer einem Sohne, die Tochter Louise Marie Thérèse Batilde, geb. 9. Juli 1750, die in der Ehe mit dem Herzog von Bourbon-Condé den durch Napoleon hingerichteten Herzog von Enghien (s. d.) zeugte und 10. Jan. 1822 zu Paris starb. — **Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans** (s. d.), des vorigen Sohn, geb. 13. April 1747, machte sich berüchtigt durch seine Theilnahme an der Französischen Revolution und starb 6. Nov. 1793 als **Bürger Egalité** unter der Guillotine. Seine ungeheuern Besitzungen wurden gleich den Gütern der übrigen Bourbons eingezogen. Er war seit 1769 mit Louise Marie Adélaide von Bourbon (geb. 13. März 1753), Tochter des Herzogs von Penthièvre, verheirathet, die sich aber 1792 von ihm trennte. Dieselbe wurde 1794 ebenfalls ins Gefängniß gebracht, erlangte aber 1795 ihre Freiheit und zwei Jahre später den Genuß ihres Vermögens zurück. Nach dem 18. Fructidor (s. d.) mußte sie nach Spanien auswandern, wohin man ihr ein Jahrgeld verabfolgen ließ. Sie kehrte mit der Restauration nach Frankreich zurück und starb zu Paris 23. Juni 1821. Aus ihrer Ehe entsprangen **Ludwig Philipp** (s. d.), Herzog von O., später König der Franzosen; Antoine Philippe, Herzog von Montpensier, geb. 1775, gest. zu London 1807; Alphonse Léodgar, Graf von Beaujolais, geb. 1779, gest. zu Malta 1808; Adélaide, geb. 1777, gest. 1847 zu Paris.

König Ludwig Philipp (geb. 6. Oct. 1773, gest. zu Claremont 26. Aug. 1850) vermählte sich 25. Nov. 1809 mit der Prinzessin Marie Amalie von Sicilien (geb. 26. April 1782, gest. zu Claremont 24. März 1866) und zeugte in dieser Ehe acht Kinder: 1) **Ferdinand Philippe** Joseph Louis Charles Henri, früher Herzog von Chartres, nach der Thronbesteigung seines Vaters **Herzog von O.** und Kronprinz, wurde 3. Sept. 1810 zu Palermo geboren. Er erhielt seine Bildung, gleich seinen Brüdern, in öffentlichen Anstalten, seit 1819 im Collége Henri IV., dann in der Polytechnischen Schule zu Paris und that sich ebenso durch vielseitiges Wissen und militärische Ausbildung wie Humanität und Adel der Gesinnung hervor. In den J. 1831 und 1832 wohnte er den franz. Expeditionen in Belgien bei, und 1836, 1839 sowie 1840 betheiligte er sich rühmlich und mit Erfolg an den Feldzügen in Algier. Nach seiner Rückkehr mit der Organisation der nach ihm benannten Chasseurs d'Orléans beschäftigt, endete er 13. Juli 1842 auf dem Wege von Paris nach Neuilly durch einen Sprung aus seinem Cabriolet, dessen Pferde durchgingen. Er hatte sich 30. Mai 1837 vermählt mit **Helene Luise Elisabeth, Herzogin von O.**, geb. 24. Jan. 1814, Tochter des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor: a) Prinz **Louis Philippe** Albert von O., **Graf von Paris**, geb. 24. Aug. 1838, vermählt 30. Mai 1864 mit Prinzessin Maria Isabella (geb. zu Sevilla 21. Sept. 1848), der ältesten Tochter seines Oheims, des Herzogs von Montpensier, aus welcher Ehe die Prinzessin Amalie von O. (geb. 28. Sept. 1865) hervorging; b) Prinz **Robert Philippe Louis** Eugène Ferdinand von O., **Herzog von Chartres**, geb. 9. Nov. 1840, vermählt 11. Juni 1863 mit Prinzessin Franziska von O., seines Oheims, des Prinzen von Joinville, Tochter, aus welcher Ehe die Prinzessin Marie (geb. 13. Jan. 1865) und der Prinz Robert (geb. 11. Jan. 1866) entsprangen. Die Herzogin Helene, eine durch Geist, Bildung und seltene Tugend ausgezeichnete Prinzessin, lebte nach dem Tode ihres Gemahls gänzlich der Erziehung ihrer Kinder und wurde vom Könige Ludwig Philipp bei dessen Abdankung 24. Febr. 1848 zur Vormünderin des Kronprinzen, ihres Sohnes, und zur Regentin ernannt. Während der Aufstand in den Straßen tobte, begab sich die Herzogin zu Fuß, ihre Söhne an der Hand und von ihrem

Schwager, dem Herzog von Nemours, begleitet, aus den Tuilerien in die Deputirtenkammer, um hier jene Rechte geltend zu machen. Unter dem Lärm der Parteien und dem Andrange der hereinstürmenden Menge wurde jedoch die Herzogin genöthigt, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen. Sie wandte sich nach dem Invalidenhotel, von da nach dem einige Stunden von Paris entfernten Schlosse Ligny und reiste 28. Febr. über Lille unangefochten nach Deutschland. Hier nahm sie mit ihren Söhnen zu Eisenach ihren Aufenthalt, begab sich später mit ihnen nach England und starb zu Richmond an der Themse 18. Mai 1858. — 2) Prinz Louis Charles Philippe Rafael von O., Herzog von Nemours, geb. 25. Oct. 1814, machte tüchtige Studien in den exacten Wissenschaften und betrat nach der Thronerhebung seines Vaters die militärische Laufbahn. 1831 wurde ihm von dem belg. Nationalcongreß die Krone Belgiens angetragen, was jedoch sein Vater in Rücksicht auf polit. Verwickelungen ablehnte. Dagegen wohnte er den beiden franz. Expeditionen nach Belgien bei und betheiligte sich 1836 und 1837 in Algier an den Zügen gegen Konstantine. Von Charakter streng und kalt, wußte er sich nur in geringerm Maß die Neigung der Franzosen zu erwerben. Im Febr. 1848 flüchtete er mit seiner Familie über Boulogne nach England, von wo aus er im Mai gegen das wider die Orléans erlassene Verbannungsdecret der franz. Nationalversammlung protestirte. Am 27. April 1840 hatte er sich mit der Prinzessin Victorie Auguste Antoinette (geb. 14. Febr. 1822, gest. 10. Nov. 1857), Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen: Prinz Louis Philippe Marie Ferdinand Gaston von O., Graf von Eu, geb. 28. April 1842, vermählt 15. Oct. 1864 mit der Kronprinzessin Isabella von Brasilien, Tochter Kaiser Pedro's II. (s. d.); Prinz Ferdinand Philippe Marie von O., Herzog von Alençon, geb. 12. Juli 1844; die Prinzessinnen Marguerite (geb. 16. Febr. 1846) und Blanche (geb. 28. Oct. 1857). — 3) Prinz François Ferdinand Philippe Louis Marie von O., Prinz von Joinville, geb. 14. Aug. 1818, widmete sich seit 1834 mit großer Vorliebe dem Seewesen, und wohnte fast allen damaligen franz. Seeexpeditionen bei. 1839 ward er Commandant der Fregatte Belle-Poule, auf welchem Schiffe er 1840 die Asche Napoleon's nach Frankreich brachte. Als Contreadmiral befehligte er 1844 die Seeexpedition nach Marokko, und 1846 wurde er Viceadmiral. Beim Ausbruche der Revolution von 1848 befand er sich mit seiner Gemahlin in Algier, wohin er seinen Bruder, den Herzog von Aumale, begleitet hatte. Die beiden Prinzen benahmen sich den Ereignissen gegenüber äußerst loyal. Sie ließen die Republik proclamiren und gingen dann über Gibraltar nach England zu ihrer Familie. Joinville protestirte von Claremont aus ebenfalls gegen das Verbannungsdecret der Nationalversammlung. Obgleich dasselbe nicht aufgehoben ward, wollte die Orleanistenpartei diesen populären Prinzen zum Präsidenten der Republik vorschlagen. Der Prinz vermählte sich 1. Mai 1843 mit Donna Francisca, geb. 2. Aug. 1824, der Tochter des verstorbenen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien, die ihm ein sehr bedeutendes Vermögen, besonders ausgedehnten Grundbesitz zubrachte. Aus der Ehe entsprangen: Prinzessin Françoise Marie Amélie von O., geb. 14. Aug. 1844, die sich 1863 mit ihrem Cousin, dem Herzog von Chartres, vermählte; und Prinz Pierre Philippe Jean Marie von O., Herzog von Penthièvre, geb. 4. Nov. 1845. Nach Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs begab sich der Prinz von Joinville 1861 in Begleitung seines Sohnes und seiner beiden Neffen, des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres, nach Neuyork. Hier ließ er seinen Sohn in die Marineschule der Vereinigten Staaten eintreten, während die Neffen einige Monate im Unionsheere als Infanterieoffiziere Dienste nahmen. Als Seemann von Fach veröffentlichte der Prinz von Joinville in der «Revue des deux Mondes» (1844—52) mehrere Studien über die franz. Marine sowie einen Aufsatz über den Krieg in China, die Aufsehen erregten. Drei dieser Aufsätze erschienen später selbständig unter dem Titel «Études sur la marine» (Par. 1859). — 4) Prinz Henri Eugène Philippe Louis von O., Herzog von Aumale (s. d.), geb. 16. Jan. 1822, trat 1840 in die Armee und war alsbald in Algier thätig. 1843 eroberte er in Algier die Smala Abd-el-Kader's (s. d.), und nachdem er 1. Sept. 1847 zum Generalgouverneur dieser Colonie ernannt worden, lieferte sich der hartbedrängte Emir selbst in seine Hände. Ein besonnener Charakter, machte der Prinz bei den Februarereignissen von 1848 von seiner Stellung in Algier keinen Gebrauch, sondern verließ sofort den franz. Boden. Als Schriftsteller machte sich der Herzog von Aumale bekannt durch zwei ausgezeichnete Artikel in der «Revue des deux Mondes» (1855) über die Zuaven und die Jäger zu Fuß, die später selbständig (4. Aufl. 1859) erschienen. Schon früher hatte er Untersuchungen über die «Gefangenschaft des Königs Johann» und eine Studie zum

Gallischen Kriege Cäsar's, die «Belagerung von Alesia», veröffentlicht. 1861 richtete er gegen den Prinzen Napoleon (s. d.) die Flugschrift «Lettre sur l'histoire de France», welche die Verfolgung des Verlegers und Druckers nach sich zog. Seine «Histoire des princes de Condé», die er 1863 zu Paris drucken ließ, wurde noch vor der Herausgabe in Beschlag genommen. Der Herzog von Aumale vermählte sich 25. Nov. 1844 mit der sicil. Prinzessin Maria Carolina Auguste von Bourbon, geb. 26. April 1822, Tochter des verstorbenen Prinzen Leopold von Salerno, aus welcher Ehe zwei Söhne entsprangen: Prinz Louis Philippe Marie Leopold von O., Prinz von Condé, geb. 15. Nov. 1845, gest. 24. Mai 1866 zu Sidney in Australien, und Prinz François Louis Philippe Marie von O., Herzog von Guise, geb. 5. Jan. 1854. — 5) Prinz Antoine Marie Philippe Louis von O., Herzog von Montpensier, geb. 31. Juli 1824, war beim Ausbruche der Revolution von 1848 Generalmajor in der franz. Artillerie. Seine Vermählung 10. Oct. 1846 mit der Infantin Maria Luisa Ferdinanda von Spanien, geb. 30. Jan. 1832 (Schwester der Königin Isabella II.), wurde als ein diplomatischer Sieg Frankreichs angesehen. Seit 1857 ist der Herzog von Montpensier Generalkapitän (Marschall) der span. Armee, und 1859 erhielt er den Titel eines Infanten von Spanien. Aus seiner Ehe, die den Prinzen nach Spanien führte, entsprangen: Maria Isabella Francisca d'Assis, vermählt mit ihrem Cousin, dem Grafen von Paris; die Prinzen Fernando (geb. 29. Mai 1859) und Antonio (geb. 23. Febr. 1866); die Prinzessinnen Amalia (geb. 28. Aug. 1851), Christina (geb. 29. Oct. 1852), Maria de las Mercedes (geb. 24. Juni 1860). — 6) Prinzessin Louise von O., geb. 3. April 1812, vermählt 9. Aug. 1832 mit dem Könige der Belgier, Leopold I. (s. d.), starb 11. Oct. 1850. — 7) Prinzessin Marie von O., geb. 13. April 1813, entwickelte ausgezeichnetes Talent für Kunst und wendete sich förmlich dem Studium der Plastik zu. Das bedeutendste, durch zahlreiche Kupferstiche bekannte Werk von ihr ist die Statue der Jeanne d'Arc, welche sie im Auftrage ihres Vaters für das histor. Museum zu Versailles arbeitete. Am 17. Oct. 1837 vermählte sie sich mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg, dem sie nach Deutschland folgte. Der Brand ihrer Wohnung in Gotha 1838, wobei sie im Nachtgewande flüchten mußte, mochte nachtheilig auf ihre Gesundheit wirken. Sie kehrte nach Paris zurück und gebar 30. Juli 1838 einen Sohn, Philipp Alexander Maria Ernst. Von einer Entzündung befallen, ging sie nach der Genesung nach Italien, wo sie zu Pisa 2. Jan. 1839 starb. — 8) Prinzessin Clementine von O., geb. 3. Juni 1817, vermählte sich 20. April 1843 mit dem Prinzen August Ludwig Victor von Sachsen-Koburg-Gotha, aus welcher Ehe drei Söhne und zwei Töchter hervorgingen. Vgl. Laurente, «Histoire des ducs d'O.» (3 Bde., Par. 1832—34); Marchal, «Histoire de la maison d'O., depuis son origine jusqu'à nos jours» (Par. 1845).

Nach der Restauration der Bourbons erhielt auch Ludwig Philipp, der damalige Herzog von O., die immer noch ansehnlichen Trümmer seiner Familiengüter zurück. Dieselben bestanden: 1) aus Apanagegütern, die Ludwig XIV. zu Gunsten seines Bruders, des Stifters der Familie, ausgeworfen hatte, und die von einem Haupte der Familie zum andern übergegangen waren; 2) in Privatgütern, die durch Heirath, Erbtheil von weiblicher Seite und Kauf reines Eigenthum der Familie geworden. Die Besitzthümer der erstern Art, die Apanagegüter, fielen 1830, als Ludwig Philipp den Thron bestieg, an die Krone zurück und wurden durch das Gesetz vom 2. März 1832 zur Immobiliardotation der Civilliste, nach der Februarrevolution von 1848 aber durch die Nationalversammlung zum Staatseigenthum geschlagen. Die Besitzthümer der zweiten Art, die Privatgüter der Familie, ließ Ludwig Philipp 7. Aug. 1830, zwei Tage vor seiner förmlichen Thronerhebung, durch eine gerichtliche Schenkungsacte auf seine Kinder übertragen. Wiewol die Nationalversammlung nach der Revolution von 1848 dieses und anderes später erworbenes Privateigenthum der Familie mit Sequester belegte, um die ansehnlichen Schulden der Civilliste Ludwig Philipp's zu decken, so verwarf sie doch (25. Oct. 1848) die durch den Deputirten Jules Favre beantragte Confiscation jener in der Schenkungsacte von 1830 inbegriffenen Güter als einen Eingriff in Privateigenthum und nahm auch später ein von dem Finanzminister eingebrachtes Gesetz (4. Febr. 1850) an, wonach die O. eine Anleihe von 20 Mill. Frs. gegen Verpfändung der Donationsgüter aufnehmen durften. Niemand zweifelte demnach an der Rechtsbeständigkeit jener Schenkung. Indessen erließ der Präsident Ludwig Bonaparte 22. Jan. 1852 zwei vom Staatsminister Casabianca unterzeichnete Decrete, von denen das erstere bestimmte, daß die Mitglieder der Familie O., deren Gatten, Gattinnen und Nachkommen kein Mobiliar- oder Immobiliareigenthum in Frankreich besitzen dürften, sondern gehalten wären, ihr freies Eigenthum binnen Jahresfrist, das mit Schulden

belastete aber ebenfalls ein Jahr nach Auseinandersetzung der Schuldverhältnisse zu veräußern. Zu Rechtfertigung dieser Anordnung berief sich das Decret auf die ähnliche Verfügung Ludwig's XVIII. in Bezug auf die Güter Napoleon's I., auf das Decret Ludwig Philipp's vom 10. April 1832 rücksichtlich der Güter der ältern Bourbons, endlich auf Gründe des Staats- und Gemeinwohls. Das zweite Decret sprach die Einziehung des in der Schenkungsurkunde vom 7. Aug. 1830 begriffenen Vermögens der Familie O. als Staatsgut aus. Die eingezogenen Güter sollten verkauft und der Erlös nach Maßgabe zur Dotation der Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung, zur Errichtung von Arbeiterwohnungen, zur Errichtung von Grundcreditanstalten, zur Pensionskasse für Hülfsspfarrer, zur Dotation der Ehrenlegion u. s. w. verwendet werden. Auch übernahm der Staat die Schulden der Civilliste Ludwig Philipp's. Begründet wurde diese Confiscation auf das altfranz. Staatsrecht, nach welchem jeder König bei seiner Thronbesteigung alle seine Güter der Krondomäne einzuverleiben habe; und es sei eine Beeinträchtigung des Staats gewesen, daß sich Ludwig Philipp dem durch jene Schenkung entzogen. Wiewol das Decret vom 22. Jan. 1852 alle Stände an dem Genusse der Confiscation theilnehmen ließ, ward dieser Act doch in Frankreich wie im Auslande gemisbilligt. Die Mitglieder der Familie O. protestirten und brachten ihre Angelegenheit als Eigenthumssache an die Tribunale. Allein die franz. Regierung erklärte im Juni 1852, daß die Gerichte zwar über Eigenthumsangelegenheiten, aber nicht über die Zuständigkeit von polit. und Regierungsacten zu entscheiden haben.

Orléans (Jean Baptiste Gaston, Herzog von), der dritte Sohn Heinrich's IV. von Frankreich und der Maria von Medici (s. d.), wurde 25. April 1608 zu Fontainebleau geboren. Wiewol er mehr von dem Geiste seines Vaters besaß als sein älterer Bruder, der König Ludwig XIII., verhinderte doch eine harte und absichtlich vernachlässigte Erziehung die Ausbildung und Befestigung seines Charakters. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Marie von Bourbon, Herzogin von Montpensier, erhielt er 1626 das Herzogthum Orléans zur Aussteuer. Die Eifersucht, welche ihm der König bei der langen Unfruchtbarkeit der Königin, Anna von Oesterreich, als muthmaßlichem Thronerben bewies, gab zwischen beiden fortwährenden Anlaß zu Hader, Verfolgung und Intriguen. Nach dem bald erfolgten Tode seiner Gemahlin, die ihm eine Tochter, die berühmte Mademoiselle de Montpensier (s. d.), hinterließ, suchte ihn Richelieu im Einverständnisse mit dem Könige in Ausschweifungen zu stürzen und besonders seine Neigung für Sammlung von Kunstschätzen zu beschäftigen. Der Herzog nahm indeß die gänzliche Entfernung von den Geschäften, besonders durch die Einflüsterungen seiner Mutter, übel auf und verband sich endlich mit derselben, um den verhaßten und allmächtigen Minister zu stürzen. Er entwich im Febr. 1631 mit mehrern Großen vom Hofe, suchte Unterstützung beim Herzoge Karl von Lothringen, dessen Schwester Margarethe er heirathete, und floh, als er durch Richelieu vertrieben wurde, nach den span. Niederlanden, wo er ein Corps von 2000 Mann zusammenbrachte. An der Spitze dieser Streitmacht legte er sich den Titel eines Generallieutenants des Königs bei und brach über die franz. Grenze, wurde jedoch sogleich 1. Sept. 1632 in der Nähe von Castelnaudary vom Marschall Schomberg vollständig geschlagen. Er unterwarf sich zwar demüthig, floh aber nach der Hinrichtung seines Genossen, des Herzogs von Montmorency, wieder zu Karl von Lothringen und führte dadurch dessen Vernichtung herbei. Erst im Oct. 1634 ließ er sich durch seinen bestochenen Günstling Puylaurens zur Rückkehr an den franz. Hof bewegen. Weil das Parlament auf Richelieu's Betrieb seine Ehe mit Margarethe für ungültig erklärt hatte, entstand jetzt ein heftiger Streit zwischen Theologen und Juristen über die Gültigkeit des Bündnisses, in welchem jedoch der Herzog von O. zum ersten mal in seinem Leben eine ehrenhafte Standhaftigkeit bewies. Der Hof mußte endlich nachgeben und die Ehe im Febr. 1637 bestätigen. Der Herzog aber nahm immer wieder an den Verschwörungen gegen Richelieu theil und sah sich darum genöthigt, noch mehrmals ins Ausland zu entweichen. Nach dem Tode des Ministers söhnten ihn Mazarin und Chavigny, die durch seine Beihülfe regieren wollten, völlig mit Ludwig XIII. aus, der ihn kurz vor seinem Tode zum Generalstatthalter während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. ernannte. Da jedoch die Königin-Mutter und Mazarin die Staatsgewalt an sich rissen, ließ er sich beim Ausbruche der Unruhen der Fronde (s. d.) sehr leicht bewegen, auf die Seite der Unzufriedenen zu treten. Er schloß sich dem Cardinal Retz an, zeigte sich aber auch hier wankelmüthig und versöhnte sich wiederholt mit dem Hofe. Als Mazarin 1652 aus der Verbannung zurückkehrte, sammelte er Truppen für den Prinzen Condé, weshalb er nach Beendigung der Unruhen auf sein Schloß zu Blois verwiesen wurde. Hier starb der Herzog 2. Febr. 1660; aus seiner zweiten Ehe hinterließ er drei Töchter.

Orléans (Philipp II., Herzog von), Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig's XV., der Sohn Philipp's I. von Orléans und der Elisabeth Charlotte (s. d.) von der Pfalz, wurde 4. Aug. 1674 zu St.-Cloud geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von Chartres. Von Natur mit großen Fähigkeiten ausgestattet, erwarb er sich Kenntnisse in Mathematik, Chemie und den schönen Wissenschaften. Später gewann Dubois (s. d.) als Lehrer und Erzieher auf den Jüngling einen traurigen Einfluß, indem er ihm die Hand zur Befriedigung mächtig erwachender Leidenschaften bot. Bereits im Alter von 17 J. wohnte der Prinz der Belagerung von Mons, hierauf den Schlachten von Steinkirchen und Neerwinden bei. Er entwickelte Muth, Geschicklichkeit und populäres Wesen, sodaß der König die in der Thronnähe emporsteigende Größe niederzuhalten beschloß. Der Prinz überließ sich damit dem zügellosesten Leben und schien jede polit. Rolle zu vergessen. Ludwig XIV. drang ihm zugleich eine seiner natürlichen Töchter, Fräulein de Blois, zur Gemahlin auf. Nachdem er nach dem Tode seines Vaters 1701 Herzog von O. geworden, gerieth er vollends in ein wüstes Treiben. Erst als er erfuhr, daß ihn Ludwig XIV. im Testamente Karl's II. von Spanien von jeder Anwartschaft auf den span. Thron förmlich ausgeschlossen, erwachte sein verletztes Ehrgefühl. Er protestirte gegen das Testament, beschäftigte sich plötzlich mit dem Kriegswesen und setzte durch Kenntnisse und Urtheile den Hof in Furcht und Erstaunen. Die Niederlagen im Spanischen Erbfolgekriege bewogen endlich Ludwig XIV., dem Neffen für den Feldzug von 1706 den Oberbefehl in Italien anzuvertrauen. Der Herzog von O. erhielt jedoch den Marschall Marsin zur Seite, sodaß er die Niederlage der Franzosen vor Turin (1706) nicht verhindern konnte. Im folgenden Jahre übernahm er den Oberbefehl in Spanien, gelangte aber erst zum Heere, als Berwick den entscheidenden Sieg bei Almanza schon errungen hatte. Er unterwarf die Provinzen Valencia und Aragonien, drang in Catalonien ein und erstürmte Lerida. Im Feldzuge von 1708 eroberte er Denia und Alicante, zwang Tortosa zur Capitulation und ging dann nach Madrid, wo er bald den Argwohn Philipp's V. und Ludwig's XIV. erweckte. Nicht nur Zeuge von der gänzlichen Unfähigkeit Philipp's, sondern auch unterrichtet, daß Ludwig XIV. im Begriff stehe, die Ansprüche der Bourbons auf Spanien fallen zu lassen, faßte der Herzog von O. den Entschluß, nach Umständen den span. Thron für sich zu gewinnen. Seine Schritte wurden jedoch sogleich zu Versailles wie zu Madrid verrathen. Ludwig XIV. zeigte sich nicht abgeneigt, den Neffen als Hochverräther zu behandeln; allein der edle Herzog von Bourgogne verhinderte diesen Skandal. Vom bigoten Hofe verachtet und gefürchtet, lebte der Herzog von O. nun in gänzlicher Entfernung und theilte seine Zeit zwischen Ausschweifungen, Musik, Malerei, Kupferstecherei und Chemie. Die letztere Beschäftigung diente jedoch dem Hofe zum Vorwande, ihn aufs neue zu verfolgen. Im April 1711 starb plötzlich der Dauphin, binnen kurzer Zeit auch die Herzogin und der Herzog von Bourgogne und deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne; sogar der nunmehrige Thronfolger, der zweijährige Ludwig XV., erkrankte. Zwar fand der Wundarzt Maréchal die Ursache dieser plötzlichen Todesfälle in einem bösartigen Friesel, welches überhaupt den Hof heimsuchte; doch gefälligere Aerzte sprachen von Vergiftung, und die Maintenon (s. d.) mit ihrem Anhange säumte nicht, den Herzog von O. als Giftmischer und Thronräuber zu bezeichnen. Der Herzog ertrug anfangs die Schmach mit der Gleichgültigkeit eines Wüstlings, bat aber zuletzt den König um eine strenge Untersuchung, die dieser aber verweigerte. Da der Herzog von O. nun dem Throne sehr nahe gerückt war, bewog man den König, auch den Bastarden, dem Herzoge von Maine (s. d.) und dem Grafen von Toulouse, Thronfähigkeit zuzusprechen. Desgleichen mußte der hinfällige Monarch ein Testament aufsetzen, nach welchem der Herzog von O. während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. nicht die volle Regentschaft, sondern nur die Rolle eines Präsidenten des Regentschaftsraths, der Herzog von Maine aber die Vormundschaft über das königl. Kind und das Commando der Haustruppen erhalten sollte. Die Hofleute, welche die Zukunft vor Augen hatten, verriethen jedoch das Testament an den Herzog, der nun seine Maßregeln traf. Als Ludwig XIV. 15. Sept. 1715 starb, war der Herzog seines Sieges bereits gewiß. Er erschien am folgenden Tage im Parlament, wo das Testament ohne Widerspruch umgestoßen und ihm als rechtmäßigem Regenten die Staatsgewalt zugesprochen wurde. Man kannte den neuen Machthaber als fähig, zugänglich, aufgeklärt und hoffte von ihm gründliche Reformen. Die ersten Schritte des Regenten schienen auch diese Erwartung zu rechtfertigen. Die Hebung der zerrütteten Finanzen und die Verbesserung der materiellen Lage des Volks nahmen anfangs die ganze Aufmerksamkeit des Regenten in Anspruch; allein seine übereilten Maßregeln vermehrten nur die Creditlosigkeit des Staats wie die Stockung des Verkehrs. Der Regent warf so endlich seine Augen auf den Schotten Law (s. d.), der unter dem Widerstande des Parlaments und der alten Finanzmänner

seine Finanzexperimente mit der Einführung des Papiercredits begann. Auf Argenson's und Dubois' Betrieb hielt der Regent 26. Aug. 1718 das berühmte Lit de justice, in welchem dem Parlamente die Einmischung in Finanz- und Staatssachen verboten, die legitimirten Prinzen aber des Throns unfähig erklärt und zu einfachen Pairs herabgesetzt wurden. Alsbald trat auch Dubois als erster Minister ans Staatsruder. Während nun Law durch seine Creditoperation die Nation in höchsten Schwindel, den Hof in Ueberfluß versetzte, brach sich der Regent an der Hand Dubois' auch in den auswärtigen Verhältnissen eine neue Bahn. Um sich gegen die Prätensionen des span. Hofs und die Umtriebe der legitimirten Bastarde sicherzustellen, hatte sich der Herzog von O. noch bei Lebzeiten Ludwig's XIV. um die Freundschaft Georg's I. von Großbritannien beworben. Dubois verfolgte eifrig diese Politik und brachte 4. Jan. 1717 die Tripleallianz zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande. Infolge der Eroberungspläne des span. Ministers Alberoni (s. d.) trat 2. Aug. auch der Kaiser hinzu, und das Bündniß gestaltete sich unter dem Namen der Quadrupleallianz für Spanien furchtbar. Alberoni setzte sich dagegen durch den span. Gesandten zu Paris, den Fürsten Cellamare (s. d.), mit dem Adel der Bretagne und der alten Hof- und Jesuitenpartei in Verbindung und brachte gegen den Regenten eine Verschwörung zu Stande, an der auch der von seiner Gemahlin aufgestachelte Herzog von Maine Antheil nahm. Man wollte sich des Regenten bemächtigen, die Reichsstände versammeln und Philipp V. die Regentschaft Frankreichs übertragen. Dubois vereitelte diesen Anschlag und bewog den Regenten im Jan. 1719 in Gemeinschaft mit England an Spanien den Krieg zu erklären. Im April fiel Berwick mit 30000 Mann in Biscaya ein, besetzte Fuenterabia und San-Sebastian und zerstörte die span. Schiffe und Häfen, sodaß Philipp V. seinen Minister opfern und endlich der Allianz beitreten mußte. Nach diesem Siege erwartete den Regenten eine um so drohendere Krisis im Innern. Bereits gegen das Ende des J. 1719 begann die kühne Schöpfung Law's zu wanken, und wiewol der Regent im Jan. 1720 den Schatten zum Generalcontroleur erhob und selbst zu den leichtfertigsten Operationen seine Hand bot, war der Sturz dieses sog. Systems nicht mehr aufzuhalten. Durch Ausschweifungen stumpf, gleichgültig und leichtsinnig geworden, überließ der Regent schon gegen Ende 1720 die Anstalten Law's der Rache der alten Finanzkünstler, die nun mit Wuth auch die letzte Spur des öffentlichen Credits zerstörten. Auch während dieser furchtbaren Epoche ließ sich der Regent seinem wilden Leben nicht entreißen. Allnächtlich schloß er sich mit seinen Genossen, den sog. Roués, in seinem Palast und feierte Orgien, die selbst die Ausschweifungen des Alterthums übertrafen. Seine älteste Tochter, die Herzogin von Berri, die durch ihre Zügellosigkeit einen frühen Tod fand, stellte sich ebenfalls bei diesen Festen ein. Unter diesen Umständen wurde es Dubois möglich, sich gänzlich der Geschäfte zu bemächtigen. Weil derselbe Cardinal werden wollte, mußte der Regent die Jansenisten aufgeben und das Parlament noch 1722 zur Anerkennung der Bulle Unigenitus zwingen. Um sich der Regierungsbürde gänzlich zu entledigen, beeilte sich der Regent, den König schon 15. Febr. 1723 krönen zu lassen, wobei er seine Würde niederlegte. Als jedoch Dubois 10. Aug. starb, ließ er sich bewegen, an dessen Stelle als erster Minister einzutreten. Dieses Amt bekleidete er aber nur kurze Zeit; er starb 2. Dec. 1723. Zufolge der Finanzoperation Law's ging unter seiner Regierung eine vollständige Veränderung des Besitzstandes vor, zugleich aber gestaltete sich die Finanzzerrüttung unheilbar. Die Freiheit, welche er den Geistern in Politik und Religion gestattete, legte den Grund zum geistigen Aufschwunge der Nation am Ende des Jahrhunderts; doch wirkte das Beispiel seiner Sittenlosigkeit höchst gefährlich. Außer seinen rechtmäßigen Kindern hinterließ der Herzog zwei anerkannte natürliche Söhne, den Chevalier d'Orléans, Großprior des Malteserordens, und den Abbé Saint-Albin, spätern Bischof von Cambrai. Vgl. Saint-Simon, «Mémoires» (15 Bde., Par. 1829); Piossens, «Mémoires de la régence» (5 Bde., Par. 1749); «Vie du duc d'O.», angeblich vom Jesuiten Lamotte (2 Bde., Par. 1737); Lemontey, «Histoire de la régence, etc.» (2 Bde., Par. 1832).

Orléans (Louis Phil. Jos., Herzog von), bekannt in der Französischen Revolution als Bürger **Egalité**, der Urenkel des vorigen und der Vater des Königs Ludwig Philipp (s. d.), wurde 13. April 1747 geboren und erhielt zuerst den Titel eines Herzogs von Montpensier und 1752 den eines Herzogs von Chartres. Mit schönem Aeußern, einem beweglichen Gemüth, viel Verstand, aber wenig Willenskraft ausgestattet, versank er an dem verdorbenen Hofe Ludwig's XV. seit früher Jugend in grobe Ausschweifungen. Von jeher war in der Familie O. die Opposition gegen den Hof gewissermaßen Grundsatz gewesen. Auch der Prinz versäumte nicht, diese Richtung bereits unter Ludwig XV. einzuschlagen, wiewol ihm für eine polit. Rolle die Eigenschaften fehlten. Ludwig XVI. verabscheute ihn als einen Wüstling, die Königin angeblich seiner

Zudringlichkeiten wegen. Von vagem Ehrgeiz und Geschäftigkeit getrieben, verlangte er beim Ausbruche des Kriegs mit England die Würde des Großadmirals; der Hof gab ihm jedoch auf der Flotte im Kanal nur ein Ehrencommando und suchte dann sein Betragen in dem Gefechte bei Ouessant (27. Juli 1778) herabzusetzen. Als sich hierauf der Prinz, im Verein mit der dem Hofe feindlichen Volkspartei, als verkannten Helden darstellen ließ, erhielt er aus der Hand der Königin selbst seine Entlassung aus dem Seedienst und zugleich, um ihn dem Spotte preiszugeben, das Patent eines Generaloberst der Husaren. Seit dieser Beleidigung entfernte sich der Herzog von O., wie er seit dem Tode seines Vaters hieß, immer mehr vom Hofe, ohne doch gänzlich zu brechen. Er erwarb sich die Stelle eines Großmeisters sämmtlicher Freimaurerlogen in Frankreich, zeigte sich als eifrigen Anhänger der nordamerik. Freiheitsideen und machte sich in ausschweifender Weise mit allem zu schaffen, was der Tag Neues bot. So stieg er, als Montgolfier die Luftschiffahrt erfand, zum Ergötzen des Volks selbst in einem Ballon empor. In der Notabelnversammlung von 1787 erklärte er sich heftig gegen die ministeriellen Vorschläge, und als der König im Nov. den Widerstand der Parlamente durch ein Lit de justice brechen wollte, erhob er sich in der Versammlung und protestirte gegen das Verfahren. Ludwig XVI. verbannte den Prinzen nach Villers-Cotterets, wo er sich jedoch so langweilte, daß er um Verzeihung nachsuchte. Der Ausbruch der Französischen Revolution gewährte ihm endlich ein weites Feld für seine unklaren Bestrebungen. Beim Zusammentritt der Generalstaaten betrieb er sogleich die Constituirung zur Nationalversammlung und stimmte mit der äußersten Linken. Während er sich das Volk durch Spenden geneigt zu machen suchte, ging seine Absicht bei der Nationalversammlung dahin, sich den Weg zum Generallieutenant des Reichs, vielleicht gar zum Throne zu bahnen. Als im Juli 1789 die Aufstände zu Paris begannen, unterstützte er dieselben durch geheime Agenten und Geld. Deutlicher noch trat seine Mitwirkung bei den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. hervor. Der Hof beschuldigte ihn und Mirabeau (s. d.), der einen Augenblick sein Verbündeter war, der Anstiftung und verwies ihn in Form einer diplomatischen Sendung nach England. Er entfernte sich auch in diesem entscheidenden Augenblicke muthlos und kehrte erst, nachdem er freigesprochen, im Juli 1790 zurück, um seine Umtriebe wieder zu beginnen. Nicht ohne seine Veranlassung reichten Laclos und Brissot nach der verunglückten Flucht des Königs bei der Versammlung eine Petition um dessen Absetzung ein, und auch die darauffolgenden Vorfälle auf dem Marsfelde wurden ihm zugeschrieben. Indeß stimmte die Einsicht, daß er selbst nur das Werkzeug einer Partei sei, die seine Stellung und Reichthümer benutzte, jetzt plötzlich seinen Revolutionseifer herab. Er zog sich aus dem Jakobinerclub, dessen Mitglied er war, zurück, unternahm zur Herstellung seines Vermögens Speculationen in Zucker und Getreide und ließ sich durch die Minister sogar zur Aussöhnung und persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige im Jan. 1792 bewegen, der ihm dafür die früher erwünschte Würde eines Großadmirals ertheilte. Als er darauf bei Hofe erschien, überhäuften ihn jedoch die Höflinge mit solcher Verachtung, daß er fortan in blinder Feindschaft dem Strome der Revolution folgte. Er warf sich der Partei Danton in die Arme und betheiligte sich auch bei den Aufständen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792, aber ohne nur ein einziges mal mit seiner Person einzustehen. Diese Unthätigkeit und die Verachtung, die er schon darum von allen Parteien erfuhr, verhinderten ihn, die Ereignisse nur im geringsten auszubeuten; nach dem Sturze des Throns erklärte er sogar öffentlich, daß er auf das Thronfolgerecht verzichte. Nachdem er von der pariser Gemeinde den Namen Philippe Egalité erhalten, trat er als Abgeordneter des Depart. Seine-Marne in den Nationalconvent, nahm seinen Sitz unter der Bergpartei, sprach aber höchstens nur in persönlichen Angelegenheiten. Von den Jakobinern, wie behauptet wird, mit dem Tode bedroht, wenn er nicht für die Hinrichtung des Königs stimmen würde, gab er sein Urtheil in folgender Weise ab: «Indem ich einzig meiner Pflicht folge und überzeugt bin, daß alle, welche die Souveränetät des Volks antasten, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod Ludwig's.» Bei diesem Votum brach auf den Tribünen und zugleich auf den Bänken der verschiedenen Parteien, selbst in den Reihen seiner Genossen ein Schrei des Unwillens und der Empörung los, und er sollte bald erfahren, daß er hiermit keineswegs seine Sicherheit erkauft. Während ihn die Girondisten anklagten, daß er die Herstellung des Throns zu seinen Gunsten beabsichtige, wurde er für die Bergpartei ein Gegenstand der Verlegenheit und des Argwohns, zumal er sich nicht entschließen mochte, sein unermeßliches Vermögen den Parteizwecken gänzlich zu opfern. Nach dem Abfall Dumouriez' und seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, gab deshalb der Berg leicht die Einwilligung, daß das Decret, welches die Verhaftung sämmtlicher Bourbons befahl, auch auf den Bürger Egalité Anwendung erhielt. Er wurde mit seiner Familie nach Marseille ins Gefängniß

gebracht, wo er sich der Völlerei ergab. Erst nach dem Sturze der Gironde suchten sich die Schreckensmänner seiner vollends zu entledigen, indem sie ihn vor dem Tribunal des Depart. der Rhônemündungen als Hochverräther anklagten. Man sprach ihn zwar frei, aber der Wohlfahrtsausschuß ließ ihn hierauf vor das Revolutionstribunal zu Paris stellen. Wiewol er hier große Fassung bewies und seine Vertheidigung mit Geschick und Ruhe führte, wurde ihm doch 6. Nov. 1793 das Todesurtheil gesprochen. Unter den Verwünschungen der Menge, die ihm so oft Beifall geklatscht, legte er noch an demselben Tage sein Haupt unter die Guillotine. Vgl. Montjoie, «Conjuration d'O.» (3 Bde., Par. 1793), und Tournois, «Histoire de Louis-Philippe-Joseph d'O. et du parti d'O., dans ses rapports avec la révolution française» (2 Bde., Par. 1842—43); erstere ist eine Anklage-, letztere eine Vertheidigungsschrift.

Orley (Bernhard van), auch Barent von Brüssel genannt, ein Maler, der sich in Rafael's Schule gebildet, wurde 1490 zu Brüssel geboren und früh in der Kunst, man weiß nicht von wem, unterrichtet, sodaß er schon Tüchtiges leistete, als er nach Rom in die Schule Rafael's zog. Seine Bilder aus der ital. Zeit unterscheiden sich von den noch in der Heimat gemalten durch den unverkennbaren Einfluß des großen Meisters, an dessen Arbeiten er helfend theilnahm. So leitete er unter anderm die Ausführung der ersten Folge der Tapeten. Daher erhielt er auch, als er ins Vaterland zurückgekehrt und von Karl V. in die Zahl der Hofmaler aufgenommen war, ähnliche Aufträge. Er mußte mehrere große Jagdstücke malen, nach denen der Kaiser kostbare Teppiche in Brüssel weben ließ. Die Gegenden um Brüssel, die Fürsten und Fürstinnen des Hauses waren als Jagdgenossen mit treuer Aehnlichkeit darauf dargestellt. Auch Margarethe von Parma, in deren Dienst der Maler später trat, zeichnete ihn aus und ließ viele große Cartons zu Tapeten von ihm ausführen. Daneben schmückte er viele Gotteshäuser und öffentliche Gebäude in seinem Vaterlande mit bedeutenden Gemälden. Aus seiner frühern Zeit besitzt das Museum zu Brüssel ein Bild des Erlösers, der von seinen Freunden und den Frauen beweint wird. Ital. Einfluß verräth dagegen sein Jüngstes Gericht in St.-Jakob zu Antwerpen. Sein umfangreichstes Werk ist ein Altarschrein in der Marienkirche zu Lübeck, dessen Mittelbild die Dreieinigkeit vorstellt. Eins seiner schönsten Bilder ist eine Heilige Familie in der Liverpool-Institution, nach einem Motive Leonardo's. Außerdem finden sich viele Bilder von ihm in den Galerien zerstreut. Sehr schöne hat das Belvedere zu Wien, ferner die Pinakothek zu München, die Museen in Brüssel, Paris, Berlin u. s. w.

Orlow, russ. Familie, wird schon im 16. Jahrh. und zur Zeit der falschen Demetrier erwähnt, stieg aber erst seit der Regierung Peter's d. Gr. zu geschichtlicher Bedeutung empor. Iwan O. war, der Sage nach, ein gemeiner Strelitze und zeigte, als er in Gegenwart Peter's 1689 zu Moskau hingerichtet werden sollte, eine so ungewöhnliche Kaltblütigkeit und Todesverachtung, daß sie dem Zaren imponirte, der ihn nicht blos begnadigte, sondern ihn auch zum Offizier bei seiner neugebildeten Garde erhob. Dessen Sohn, Grigorij, wurde Generalmajor und Gouverneur von Nowgorod und hinterließ fünf Söhne, von welchen der zweite und dritte, Grigorij und Alexej, wichtige Rollen spielten. — Grigorij O., geb. 17. Oct. 1734, trat mit seinen Brüdern in die Armee, lebte ausschweifend und mußte, als sein Vermögen aufgezehrt war, sich durch Spiel und andere Kunstgriffe helfen. Im Siebenjährigen Kriege mit dem gefangen genommenen Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, lernte ihn dort zufällig die Großfürstin Katharina kennen, die damals in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr Herz, und seine glühende Leidenschaft wußte sie lange Zeit zu befriedigen. Als die Kaiserin ihm die Idee einer Thronumwälzung mittheilte, ergriff er diese mit Feuer, zog seine Brüder ins Geheimniß und übernahm es nebst diesen, die Garden zu gewinnen. Nachdem die Revolution 9. Juli 1762 vor sich gegangen und der unglückliche Gemahl Katharina's, Peter III., beseitigt war, wurde O. als erklärter Liebling der Kaiserin mit Ehren und Würden überhäuft und endlich zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Bereits 22. Sept. 1762 war er nebst seinen vier Brüdern in den russ. Grafenstand erhoben worden; Kaiser Joseph II. ernannte ihn 4. Oct. 1772 zum deutschen Reichsfürsten. Seiner Macht fehlte nichts als der Kaisertitel, und auch diesen hätte er vielleicht mit der Hand Katharina's erhalten, wenn die Anstrengungen des Ministers Grafen Panin, eines bei der hohen Aristokratie sehr angesehenen Mannes, und des Feldmarschalls Grafen Tschernyschew, der als Präsident des Kriegscollegiums einen großen Einfluß auf die Armee ausübte, den Plan nicht vereitelt. O.'s rohes und rücksichtsloses Betragen war indessen auch nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Daher überredete ihn Katharina, als seine Nähe ihr lästig zu werden anfing, 1771 nach Moskau zu gehen um persönlich Anstalten gegen die dort ausgebrochene Pest zu treffen. Von dort

glücklich zurückgekehrt, mußte er sich als Bevollmächtigter nach Fokschani begeben, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. O. erschien hier mit kaiserl. Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fokschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen andern Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Da es der Kaiserin weder durch Unterhandlungen noch durch Drohungen gelingen wollte, ihn zur Ruhe zu bringen, schrieb sie endlich selbst an ihn und bat ihn, eins ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. O. ging nach Zarskoje-Selo und lebte hier von orient. Prunk umgeben. Schon im Dec. 1772 söhnte sich die Kaiserin vollständig mit ihm aus und machte ihm unter anderm den prächtigen Marmorpalast zum Geschenk; O. dagegen schenkte ihr den berühmten großen Brillanten und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Indessen fand er auch jetzt keine Ruhe, und plötzlich kam er auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Dann ging er auf Reisen und besuchte Frankreich. Bei seiner Rückkehr fand er Potemkin bereits in der Gunst der Kaiserin, und gleichsam, um sich an seiner ungetreuen Geliebten zu rächen, verheirathete er sich und besuchte nur höchst selten den Hof. Schon fing er an, wahren Geschmack an dem stillern Privatleben zu finden, da starb seine Gemahlin plötzlich auf einer Reise im Auslande, und O. wurde wieder von seiner frühern Unruhe ergriffen, die zuletzt in völligen Wahnsinn ausartete. Am 24. April 1783 beschloß er in Moskau unter den schrecklichsten Qualen sein Leben, nachdem es ihm wirklich in der letzten Zeit gelungen war, sich mehrere Freunde und Verehrer zu erwerben, während er anfangs nur gehaßt und gefürchtet wurde. Aus seiner Verbindung mit Katharina entsprang die noch blühende Familie der Grafen Bobrinskij. — Alexei O., Bruder des vorigen, geb. 1737, bewies bei der Revolution von 1762 unter allen die meiste Kühnheit, wie er denn auch durch eine Riesenstärke sich auszeichnete. Man beschuldigt ihn wol nicht mit Unrecht, daß er auf dem Landsitze des Grafen Rasumowskij, Ropscha, wo der unglückliche Peter III. gefangen saß, diesen eigenhändig erdrosselt habe. Reichlich für seine Blutthat belohnt, weihte er sich, wie sein Bruder, dem Dienste seiner Gebieterin und ward ihr nützlich durch seine Siege im russ.-türk. Kriege. Er entwarf den Operationsplan für eine Flotte in den Gewässern des Archipelagus, der die Genehmigung der Kaiserin fand, und wurde nun vom Generallieutenant und Generaladjutant der Kaiserin 1768 zum Generaladmiral der ganzen russ. Flotte im Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht befördert. Als solcher erfocht er 5. Juli 1770 den glänzenden Seesieg bei Tschesme, der die Verbrennung der ganzen türk. Flotte zur Folge hatte. Er erhielt dafür den Beinamen Tschesmenskij und viele Ehrenbezeignungen, darunter eine prächtige Denksäule in Zarskoje-Selo. Als sein Bruder Grigorij starb, übersendete ihm die Kaiserin ihr Porträt, welches derselbe getragen hatte, ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. Als Kaiser Paul später den Thron bestieg, rief ihn dieser aus Moskau, wohin sich O. zurückgezogen hatte, nach Petersburg und nahm an ihm und Barjatinskij, den einzig noch überlebenden unter den Mördern Peter's III., dadurch Rache, daß er sie bei der feierlichen Abholung der Leiche Peter's III. aus dem Alexander-Newskijkloster über das Winterpalais zur Festungskathedrale das Bahrtuch tragen ließ. Darauf ward O. vom Hofe und auch aus Moskau verbannt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Deutschland, wozu O. mit Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, kehrte er nach Kaiser Paul's Ermordung 1801 nach Rußland zurück und starb zu Moskau in seinem dortigen prachtvollen Palast 5. Jan. 1808. Seine ungeheuern Reichthümer erbte seine Tochter, die Gräfin Anna Alexejewna, Hofdame der Kaiserinnen Elisabeth und Alexandra. Ein natürlicher Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskij gab, starb als russ. Generalmajor 1820. — Iwan O., der älteste der Familie, geb. 1733, gest. 1791, wurde zwar mit seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben und zum Kammerherrn ernannt, lebte aber zurückgezogen und ward von Katharina als der «Philosoph» bezeichnet. Dagegen that sich der vierte Bruder, Fedor O., geb. 1741, im Türkenkriege 1770 durch die Einnahme von Navarin und bei andern Gelegenheiten hervor, erhielt den Rang eines General-en-Chef und starb 1796 zu Moskau. Der jüngste Bruder, Wladimir O., war Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften und Geheimrath und starb erst 1832. Aus seiner Ehe mit einer Baronesse von Stackelberg hatte er vier Töchter und einen einzigen Sohn, Graf Grigorij Wladimirowitsch O., geb. 1777, welcher 1812 Geheimrath und Senator wurde, aber sich vorzugsweise mit den Wissenschaften beschäftigte und meist in Paris und Italien lebte. Er schrieb mehrere geschätzte Werke in franz. Sprache, wie die ins Deutsche, Englische und Italienische übersetzten «Mémoires historiques, politiques et

littéraires sur le royaume de Naples» (2. Aufl., 5 Bde., Par. 1825) und «Voyages dans une partie de la France» (3 Bde., Par. 1824), und starb kinderlos zu Petersburg 4. Juli 1826. Das Haus der Grafen O. war somit in legitimer männlicher Linie erloschen. Der Graf Fedor Grigorjewitsch hatte indeß vier natürliche Söhne hinterlassen, welche den Namen fortpflanzten, und von denen die beiden ältern sich im russ. Militärdienst hervorgethan haben. — **Michael O.**, geb. 1785, machte als Flügeladjutant des Kaisers Alexander I. die Feldzüge gegen Napoleon mit und schloß 1814 die Capitulation von Paris ab, worauf er zum Generalmajor befördert wurde. Er nahm an den geheimen Gesellschaften theil, die sich in den letzten Regierungsjahren Alexander's in der russ. Armee bildeten, zog sich aber nach vor Ausbruch der Verschwörung zurück. Trotzdem ward er nach dem Aufstande vom 26. Dec. 1825 verhaftet, zwar bald darauf freigegeben, aber aus der Armee entfernt und ihm verboten, sich in den beiden Hauptstädten aufzuhalten. Er lebte auf seinen Gütern und starb 1842. Von seinen sehr interessanten Memoiren sind Bruchstücke in russ. Zeitschriften veröffentlicht worden. — **Alexei O.**, Bruder des vorigen, geb. 1787, zeichnete sich gleichfalls in den franz. Kriegen aus, ward Adjutant des Großfürsten Konstantin, dann Oberst und Commandeur des Regiments der Garde zu Pferde. Am 26. Dec. 1825 trug er durch Muth und Geistesgegenwart viel zur Dämpfung des Aufstandes der Garden bei und gewann sich dadurch das dauernde Wohlwollen des Kaisers Nikolaus. Er wurde in den Grafenstand erhoben, zum Generaladjutanten ernannt und erhielt in dem türk. Feldzuge von 1828 das Commando einer Cavaleriedivision. Am 14. Sept. 1829 schloß er den für Rußland so vortheilhaften Tractat von Adrianopel ab, worauf er als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel ging. Von nun an sah er sich stets zu den wichtigsten Aufträgen verwendet. So wurde er im Juni 1831 in das Hauptquartier des Feldmarschalls Diebitsch geschickt, um den Zustand der gegen die Polen kämpfenden Armee zu untersuchen. Der plötzliche Tod von Diebitsch gab zu dem Gerüchte Anlaß, daß ihn O. vergiftet habe. Eine neue außerordentliche Mission führte ihn 1832 nach London, wo er jedoch ohne Erfolg versuchte, den belg. Streit zu Gunsten Hollands zu schlichten. Dann erschien er 1833 als Oberbefehlshaber der am Bosporus gelandeten russ. Truppen von neuem in Konstantinopel und bewog den Sultan, den Vertrag von Hunkiar-Skelessi zu unterzeichnen, der Rußland den Schlüssel der Dardanellen geben sollte. Seine Dienste wurden durch die Ernennung zum General der Cavalerie und Mitglied des Reichsraths sowie später durch den Andreasorden nebst reichen Geschenken an Gütern belohnt. Nach dem Tode Benckendorff's 1844 erhielt O. auch das Obercommando des Gendarmencorps und die Leitung der geheimen Polizei, die unter ihm nichts von ihrer Wachsamkeit verlor. Als vertrautester Freund des Kaisers begleitete er ihn auf allen seinen Reisen, zuletzt 1853 nach Olmütz und Berlin. Auch unter Alexander II. stand er in hohem Ansehen. Für seine als russ. Bevollmächtigter am Friedenscongreß zu Paris geleisteten Dienste ward er zum Präsidenten des Reichsraths und des Ministerconseils und 7. Sept. 1856 in den Fürstenstand erhoben. Er starb an einer Gehirnerweichung, an der er 1860 erkrankt, und infolge deren er Anfang 1861 von allen seinen Aemtern zurückgetreten war, am 21. Mai 1861 zu Petersburg. — Sein einziger Sohn, Fürst **Nikolai Alexejewitsch O.**, zeichnete sich durch Tapferkeit 1854 bei der Belagerung von Silistria aus, wo er einen Arm und ein Auge einbüßte, und ist auch als Militärhistoriker mit einem Werke in russ. Sprache über den preuß. Feldzug von 1806 (Petersb. 1856) aufgetreten. Gegenwärtig ist derselbe russ. Gesandter in Brüssel, Generaladjutant des Kaisers und Generallieutenant. — **O.-Dawydow** (Graf Wladimir), ein Sohn des Generals Peter Dawydow und von mütterlicher Seite Enkel Wladimir O.'s, kam nach dem Tode der Gräfin Anna Alexejewna in Besitz eines Theils der Familiengüter, worauf er 1856 die Erlaubniß erhielt, den Namen O. mit dem Grafentitel anzunehmen. In der russ. Literatur hatte er sich bereits durch eine Reise nach dem Orient bekannt gemacht, deren Beschreibung er 1840 in zwei Bänden herausgab. Den Emancipationsplanen Alexander's II. bezeigte er wenig Sympathie, stellte sich in den Adelsversammlungen an die Spitze der Opposition und veröffentlichte in Brüssel eine Flugschrift in franz. Sprache, die ihm die Entlassung aus dem Staatsdienste zuzog. Bald ward er jedoch wieder zu Gnaden angenommen und 1862 sogar zum Obercerемonienmeister des kaiserl. Hofs ernannt, von welchem Posten er wegen der Adresse zurücktreten mußte, die er im Jan. 1865 im Namen des moskauer Adels dem Kaiser überreichte, und in der die Einführung einer Constitution verlangt wurde. Im März 1866 ward er zum Adelsmarschall des Gouvernements Petersburg erwählt und präsidirte in dieser Eigenschaft der Sitzung der petersburger Provinzialversammlung, deren regierungsfeindliche Kundgebungen 28. Jan. 1867 ihre Auflösung zur

Folge hatten. — Nicht verwandt mit diesen O.'s ist die Donische Kosackenfamilie gleichen Namens, die sich seit 1799, infolge einer Heirath mit der Erbtochter des Grafen Denissow, O.-Denissow nennt. Graf Wassilji O.-Denissow, Sohn des Hetmans der Donischen Kosacken, Wassilji O., geb. 1777, trat noch als Kind in Kriegsdienste, ward 1807 Generalmajor und machte sich im Feldzuge von 1812 durch seine unermüdliche Verfolgung der Franzosen bekannt, wobei er unter anderm eine ganze franz. Brigade von der Division Baraguay d'Hilliers gefangen nahm. In der Schlacht von Leipzig befehligte er die Gardekosacken und führte mit ihnen den glänzenden Angriff auf die feindliche Reiterei aus, der zur Entscheidung des ersten Schlachtentags beitrug. Er wurde dafür zum Generallieutenant, 1826 aber zum General der Cavalerie befördert und starb 1843. Von seinen Söhnen war der älteste, Graf Fedor Wassiljewitsch O.-Denissow, im Orientkriege 1853—55 Feldataman der Donischen Kosacken und starb als Generallieutenant und Generaladjutant 15. April 1865 zu Nizza.

Ormus oder **Harmus**, bei den Alten Organa, bei den Arabern Dscherun, eine berühmte Insel im Eingange aus dem Arabischen Meer in den Persischen Meerbusen, in der 6—11 M. breiten Straße von O., nur $1\frac{1}{5}$ M. südlich vom Hafen Bender-Abbasi an der pers. Küste gelegen und wie dieser nebst der Küste Mogistân und den benachbarten Inseln dem Imam von Maskat gehörig, ist eine quellen- und vegetationslose Felsenmasse, deren bewohnbarer Theil eine $\frac{3}{4}$ M. lange und $\frac{1}{2}$ M. breite, mit Salz gesättigte und durch Regenschluchten zerrissene Ebene bildet. Der Boden ist eisenhaltig, großentheils roth oder schwarz, hin und wieder von einzelnen weißen Gipsfelsen und gelben Schwefellagern unterbrochen, durch welche verschiedene Färbung die Insel ein seltsames Aussehen erhält. Steinsalz, Schwefel, auch Eisen und Kupfer sind die Schätze des Bodens. Unter der Herrschaft der Portugiesen blühte die Insel O. als Handelsemporium, ist aber jetzt ganz verkommen und zählt nur noch 300 E. An einer Hafenbucht der Nordostküste finden sich Ueberreste der alten portug. Stadt und Festung O., die ein Sitz der Pracht und des Glanzes war und 40000 E. hatte, darunter sehr reiche Kaufleute, Handwerker und Künstler. Schon Alexander's d. Gr. Admiral Nearch (325 v. Chr.) kennt die Festlandsküste Mogistân unter dem Namen Armozan oder Harmozon. Dort wird im Alterthum eine Stadt Harmozia, das jetzige Fort Minab am Flusse Minab (Anamis bei Nearch) genannt, welche dann später der Hauptort eines berühmten arab. Reichs Ormûs war. Als dieses Reich 1302 durch die Turktataren zerstört wurde, flüchtete dessen Fürst auf die 1311 dem Emir von Keisch abgekaufte Insel Dscherun, und auch die Bewohner von Harmozia oder Altormus ließen sich auf derselben nieder und gründeten hier Neuormus. Diese Stadt gelangte bald zu unerhörtem Reichthum, weil sie den Seehandel Irans und der Euphrat-Tigrisländer mit Indien durch ihre vollständige Beherrschung der Wasserstraße sich zollbar gemacht hatte. Die Wichtigkeit des Ortes konnte den Portugiesen nicht entgehen. Schon 27. Sept. 1507 machte Albuquerque den Platz, der von dem Vezier des schwachen Schah von O. beherrscht wurde, zinsbar, und 26. März 1515 nahm er ihn für Portugal in Besitz. O. wurde nun stark befestigt und mit einer Besatzung versehen. Seitdem galten die Portugiesen als die Gebieter des Persischen Golfs und des Indischen Oceans überhaupt, und O. als der Stapelplatz aller Reichthümer des Orients und der Waaren Europas. Doch 1622 entriß es den Portugiesen Schah Abbas von Persien mit Hülfe der Engländer. Der Schah zerstörte die Stadt und erbaute dafür Bender-Abbasi. Um die Mitte des 17. Jahrh. kam O. in den Besitz des Imam von Maskat. Dem Imam gehören gleichfalls die Nachbarinseln Laredsch oder El-Aredsch im Süden und Kischm im Südwesten. Letztere Insel, bei Nearch Oaracta genannt, 13 M. lang, 2—4 M. breit, $30\frac{1}{2}$ Q.-M. groß, ist im Süden gebirgig, im Norden eben und zum Theil fruchtbar. Die Einwohner, etwa 5000, sind arab. Stammes und bauen Weizen, Gerste, Gemüse, Melonen, Datteln und berühmte kernlose Trauben. Die Hauptstadt Kischm, am Südostende gelegen, von Erdmauern und Thürmen umgeben, der Sitz eines Scheikh, wird von Schiffern, Matrosen und Lootsen bewohnt, liefert aber auch schöne Teppiche. Die ärmlichere Stadt Basidah oder Bassadur am Westende, früher im Besitz der Portugiesen, ist jetzt eine Station der indobrit. Observationsflotte im Persischen Golfe. Das unbedeutende Last oder Lest, an der Nordküste, einst fester Sitz der Dschuwasim-Piraten, fiel 1809 nebst Kischm in die Hände der Engländer.

Ormuzd heißt in dem Religionssystem des Zoroaster der gütige Gott, welcher dem bösen Gotte Ahriman entgegensteht. In der Zendsprache lautet sein Name Ahura-mazda, d. i. hochweiser Herrscher. (S. Zoroaster.)

Ornament. Wie in der Natur, gibt es auch in der Kunst Uebergangsstufen. Eine solche von der Baukunst zur Bildhauerei ist das O., gleichwie das Relief den Uebergang zur Malerei

bildet. Das O. ist das Bestreben der Baukunst, ihr strenges Gesetz und ihre einfachen Linien durch das Spiel freierer und mannichfaltigerer Formenbildungen zu zieren: es ist das anmuthige Hineinragen der einen Kunst in die andere, das Anklingen an die Schwesterkunst, das größern Reichthum ahnen läßt. Die Anwendung solcher Mittelstufen in der Kunst muß vor allem stets vom Maße beherrscht sein, weil ein Zuviel unfehlbar Ausartung und Weichlichkeit zur Folge hat. So überwuchert das O. freilich durch oft an sich keineswegs unschöne Formen in dem Rococostil. Seine Formen entnimmt das O. meist der Pflanzennatur, seltener der Thierwelt, noch seltener kommen menschliche Formen zur Anwendung, und dann meistens nur aus dem unentwickelten Alter, der Kindheit. Eine sehr reine und schön ausgebildete **Ornamentik**, wie man den ganzen Complex der O., die Lehre und die Anwendung derselben nennt, hatten die Griechen, denen darin die Natur Vorbild und Lehrerin war. In der roman. Kunst entwickelte sich auf der Grundlage antiker Formen eine ungemein reiche, jedoch mehr phantastische als naturalistische Ornamentik, während dagegen die goth. Kunst wieder einen eigenthümlich schönen Stil ausbildete, den sie unmittelbar aus der Blumen- und Pflanzenwelt schöpfte. Ueber die antike Ornamentik hat man ein Werk von Bulliamy; auch Stuart, Inwood u. a. handeln in ihren Architekturwerken davon. Bekannt sind Zahn's «Pompeji» und andere Werke desselben Verfassers. Heideloff verdankt man eine Ornamentik des Mittelalters. Bötticher, selbst ein Meister in der Ornamentik und der Decoration (s. d.), hat manches darüber herausgegeben; seine ganze Architekturauffassung beruht darauf. Gruner's ausgezeichnetes Werk: «Specimens of ornamental art» (Lond. 1850, 80 Blatt, gr. Fol.) gibt O. aller Art, der frühern, mittlern und spätern, bis zur Mitte des 16. Jahrh. Metzger in seinen «O. aus deutschen Gewächsen» (Münch. 1842) versucht die vaterländischen Pflanzen zur ausgedehntern Anwendung zu bringen und in der Ornamentik einen eigenthümlichen Kunststil zu begründen.

Ornat (lat.), d. h. Schmuck, wird vorzugsweise die Kleidung der Geistlichen genannt, welche sie bei Amtsverrichtungen tragen müssen. Der O. des röm.- und griech.-kath. Klerus ist nach den Graden verschieden; einfacher und für alle Grade gleich dagegen ist die Amtskleidung der prot. und reform. Geistlichkeit.

Orne, ein 21,3 M. langer Fluß im nördl. Frankreich, entsteht etwa 1 M. oberhalb Séez in dem nach ihm benannten Departement, durchfließt dieses und Calvados, wird bei Caen für kleine Fahrzeuge schiffbar (2,5 M. weit) und mündet, nachdem er links die Rouvre, den Noireau und den Odon aufgenommen, in den Kanal. — Das **Departement O.**, welches einen Theil der Normandie, namentlich das ehemalige Herzogthum Alençon und einen großen Theil von der zur alten Provinz Maine gehörigen Landschaft Perche umfaßt, zählt (1866) auf 110,73 Q.-M. 414616 E. (gegen 439900 im J. 1851) und zerfällt in die 4 Arrondissements Alençon, Argentan, Domfront und Mortagne mit 36 Cantonen und 510 Gemeinden. Die wellenförmige Oberfläche durchzieht von O. gegen W. ein Landrücken, der die Wasserscheide zwischen dem Kanal und dem Bassin der Loire bildet. In jenen fließen die Toucques, Dive und O., in diese die Huine, Sarthe, Varenne und Mayenne. Nur ein kleiner Theil im Nordosten gehört zum Gebiet der Seine, in dem die Eure und die Rille mit dem Charenton entstehen. Der Boden ist zum Theil steinig oder sandig und mit Heiden bedeckt; strichweise aber, besonders in den Thalgründen, finden sich Wiesen und fruchtbares Ackerland. Der Landbau ist jedoch wenig vorgerückt. Das Klima zeigt sich gemäßigt, die Luft bei West- und Nordwestwind feucht und nebelig. Die Haupterzeugnisse sind Getreide, besonders Hafer, Kartoffeln, Hanf und Flachs, Runkelrüben zur Zuckerfabrikation, Aepfel und Birnen zur Bereitung von Cider und Poiré, der hier den Wein ersetzen muß. Man zieht die schönste Rasse der normann. Pferde, mästet viel Schweine, eigene und eingeführte Ochsen, die man meist nach Paris verkauft. Auch die Bienen- und Gänsezucht ist von Wichtigkeit, ebenso die Butter- und Käsebereitung. Das Mineralreich liefert viel Eisen, guten Granit, Quarzkrystalle (Diamants d'Alençon), Porzellanerde u. s. w. Von den 17 Mineralquellen ist der Sauerbrunnen von Bagnoles (s. d.) die namhafteste. Die Unterhaltung zahlreicher Eisenwerke, die Fabrikation von Eisen- und Quincailleriewaaren sind die Hauptzweige der Industrie, denen sich die Fabrikation von Spitzen, Leinwand, Baumwoll- und Wollwaaren, Leder, Handschuhen, Papier, Glas und Fayence anschließt. Die Erzeugnisse dieser Industrie sowie Pferde, Mastvieh, Gänsefedern, Cider, Hanf, Käse und Holz bilden auch die Gegenstände der Ausfuhr. Außer der Hauptstadt **Alençon** (s. d.) sind als Städte noch bemerkenswerth: **Argentan** (s. d.); **Domfront** an der Varenne, mit 2909 E., der Mittelpunkt einer lebhaften Fabrikation von Leinwand, Kattun, Bändern, Eisenwaaren u. s. w.; **Flers**, eine sehr gewerbreiche Stadt mit 10054 E.; **La Ferté-Macé** mit 7011 E., **Tinchebrai** mit

4365 und Athis mit 4507 E.; ferner Mortogne, die ehemalige Hauptstadt von Le Perche, mit 4887 E.; Séez an der O., Bischofssitz mit 5045 E., einer alten Kathedrale, Priesterseminar und lebhaftem Gewerbetrieb; Laigle an der Rille, mit einem Schloß, 5676 E. und berühmten Nadel-, Draht- und andern Eisenfabriken, Kupferhämmern, Kupferschmieden, Fabriken für Schnuren, Zwirnbänder, Spitzen, Strümpfe, Vitriol und Papier; Vimoutiers mit 3698 E. und sehr bedeutender Weberei von Leinwand, die unter dem Namen Cretonne bekannt ist; endlich der Marktflecken Saligny-la-Trappe mit den Resten einer berühmten Trappistenabtei und das Dorf Le Pin-au-Haras an der O., 2 M. von Argenton, mit einem Schloß und einem berühmten, 1714 gegründeten kaiserl. Gestüte und Hippodrom für die drei Departements O., Calvados und Eure, sowie mit einer 1848 angelegten, ebenfalls kaiserl. Schweizerei.

Ornithologie (griech.) ist die Wissenschaft von der Natur der Vögel (s. d.). Sie bildet einen Theil der Zoologie (s. d.).

Ornithŏpus L., Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler, Abtheilung der Hedysareen, welcher «Vogelfuß» bedeutet, eine Anspielung auf die gleich den Zehen eines Vogels auseinanderstehenden Gliederhülsen. Die Arten dieser Gattung haben nämlich Köpfchen oder einfache Dolden von drei bis fünf Blüten, aus denen sich bogig-gekrümmte Gliederhülsen entwickeln, deren Glieder zusammengedrückt-länglich und netzaderig sind. Der fünfzähnige Kelch ist röhrig, der Kiel der Blumenkrone nicht geschnäbelt, die Blätter sind unpaarig gefiedert, die Köpfchen langgestielt, den Blättern gegenüberstehend. Zu dieser Gattung gehört die unter dem portug. Namen Serradella bekannt gewordene Futterpflanze (O. sativus Brot.), welche in neuerer Zeit viel Aufsehen erregt und sich als ein gutes Futterkraut für Sandboden erwiesen hat. Die Serradella ist eine einjährige weichbehaarte Pflanze mit bis 1 F. hohem Stengel und hell-rosenrothen Blüten. Sie wächst im mittelländischen Gebiet, namentlich in Portugal wild. In Deutschland kommt auf Sandboden hier und da eine verwandte Art derselben Gattung vor, die aber in allen Theilen viel kleiner ist, der Vogelklee, Vogelkralle (O. perpusillus L.). Er hat weißliche Blüten.

Orŏbanche L., Name einer Gattung von phanerogamen Schmarotzergewächsen, nach welcher eine ganze Familie parasitischer Gefäßpflanzen, die Orobancheen, benannt worden ist. Ihre in Europa und namentlich im mittelländischen Gebiete vorkommenden Arten haben meist einfache fleischig-saftige, mit häutigen oder fleischigen Schuppen bedeckte Stengel von blaßbrauner, röthlicher, gelblicher oder weißlicher Farbe und gehen in eine Traube von mit gefärbten Deckblättern vermengten Blüten über, deren zweilippige Blumenkrone oft sehr schön und lebhaft gefärbt ist. Die Orobanchen gehören in die 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems. Sie haben eine knollig-angeschwollene Stengelbasis und ernähren sich vom Safte anderer Pflanzen, den sie vermittels ihrer Wurzeln, die mit denen der Nährpflanze zusammenhängen, aussaugen. Dadurch können die auf Culturpflanzen schmarotzenden Arten nicht unbedeutenden Schaden machen, denn die Nährpflanze geht meist ein. Am häufigsten kommen die Orobanchen auf Schmetterlingsblütlern (z. B. Wicken, Erbsen, Klee) vor, weshalb manche Erbenwürger genannt werden. Die südeurop. O. speciosa Dec. vermag ganze Erbsenfelder zu vernichten. Nicht minder schädlich ist die auf Tabad und Hanf schmarotzende O. ramosa Coss., die einen ästigen Stengel besitzt. In Deutschland sind die Orobanchen im ganzen selten.

Orographie (griech.), Gebirgsbeschreibung, nennt man denjenigen Theil der physik. Geographie, welcher die Darstellung des Reliefs der Erdoberfläche, also der äußern Formen und Gruppirungen der Gebirge und Thäler gibt. Dieselbe ist mit der Hydrographie innig zusammenhängend und bildet die Grundlage für geognastische und geol. Untersuchungen einer Gegend. Die Höhenbestimmungen der wichtigsten Berg- und Thalpunkte, die sog. hypsometrischen Bestimmungen, machen einen wesentlichen Bestandtheil der O. aus.

Orontes bei den Alten, jetzt Nohr-el-Asy, d. h. der Unbändige, der größte Fluß im nördl. Syrien, entspringt auf dem Scheitelpunkte der Thalebene Cölesyrien (arab. Bekaa) zwischen dem Libanon und Antilibanon, im NNO. von Baalbek (Heliopolis) und südlich vom Dorfe Hermel, wo er aus einer wilden Schlucht hervorbricht und seine bedeutende Wassermasse in wüthendem Laufe gegen Norden forttreibt, während die übrigen in der Nachbarschaft entstehenden Flüsse, wie der Litany (Litanes) und Jardon, ihren Lauf nach Süden richten. Der Fluß heißt deshalb bei den Arabern auch Nohr-el-Maklub, d. h. der verkehrte Fluß. Sein oberer Lauf schließt mit der Einmündung in den ansehnlichen See Kades aber Bahr-el-Kuds oberhalb Hems, dem alten Emesa (s. d.) ab, wo er das Thal zwischen den beiden Libanonketten verläßt und in die große ebene Landschaft eintritt, welche der Lücke zwischen dem Libanon im Süden und dem Dschebl-Nosarijeh

im Norden gegenüber liegt. Bereits bei Hamah (s. d.), dem alten Epiphania, ist sein Thal wieder von Gebirgszügen eingeschlossen, im Westen vom Dschebl-Nasarijeh, im Osten vom Dschebl-Ala u. s. w., und diese Bergketten begleiten ihn auf seinem weitern Laufe über Kalaât-el-Medik (Ruinen von Apamea), Schoghr (in enger Thalschlucht), Deir-Kusch (wo Katarakte) u. s. w. Erst in der Ebene El-Amk oder von Antakijeh, dem alten Antiochia (s. d.), wendet er sich gegen Westen, nimmt innerhalb derselben von Norden her den Abfluß des großen Sees von Antiochia auf, in welchen der Karasu, Ifrin und andere Flüsse fallen, wird aber auch alsdann nicht fahrbar, weil sein Bett sehr verschlammt ist. Unterhalb der Stadt durchbricht er in südwestl. Richtung mit vielen Windungen das Küstengebirge Syriens in einem felsigen Querthale, tritt dann aus den Schluchten dieser wunderbar schönen Gebirgslandschaft heraus in die tiefliegende, vielfachem Wandel unterworfene Küstenebene, in welcher er nach einem 2 M. langen ruhigen Laufe südlich von Suweidijeh (Seleucia Pieria) ins Meer mündet. Eine Barre hindert die Ein- und Ausfahrt, während zur Zeit der Kreuzfahrer Antiochia noch auf dem Flußwege zu erreichen war. Bei dem Mangel an Querthälern im nördl. Syrien war das Orontesthal von jeher eine Passage für Handels- und Heereszüge gewesen. Doch ist es wegen der hier hausenden Bevölkerung in hohem Grade unsicher und daher, namentlich in seinem obern und mittlern Theile, nur wenig erforscht.

Orosius (Paulus), ein späterer röm. Geschichtschreiber, aus Spanien gebürtig, lebte zu Anfange des 5. Jahrh. n. Chr. und hielt sich einige Zeit als christl. Presbyter bei dem heil. Hieronymus in Palästina, zuletzt bei dem heil. Augustinus in Afrika auf, wo er auch starb. Außer mehrern Schriften theol. Inhalts besitzen wir von ihm namentlich ein Geschichtswerk in sieben Büchern: «Historiarum libri VII adversus paganos», das auch den räthselhaften Titel «Hormesta» führt, und worin er den damals gangbaren Vorwurf, daß in der Einführung des Christenthums der Grund zu dem Unglücke des röm. Reichs und der Menschheit überhaupt liege, zu entkräften sucht. Dieses Werk, welches uns die Ereignisse von dem Anfange histor. Kenntniß in Kürze, meist nach dem Vorgange des Justinus vorführt, wurde bei allem Mangel an Correctheit und chronol. Genauigkeit doch im Mittelalter als Leitfaden beim Unterrichte in der Universalgeschichte benutzt und von König Alfred d. Gr. in das Angelsächsische übertragen (herausg. von Bosworth, Lond. 1855). Nach der ersten Ausgabe von Schüßler (Augsb. 1471) lieferte Haverkamp (Leyd. 1738; 2. Aufl. 1767) die beste Bearbeitung.

Orpheus, der berühmteste unter den mythischen Sängern Griechenlands, der Hauptrepräsentant der durch die pierischen Thraker nach dem nördl. Griechenland gebrachten Kunst des Gesangs und Saitenspiels, war nach der gewöhnlichen Sage ein Sohn der Muse Kalliope vom Apollon oder vom thrazischen Flußgott Oiagros. Durch die Macht seines Gesangs und Saitenspiels konnte er die wildesten Thiere bezähmen und Steine und Bäume bewegen. Als ihm seine geliebte Gattin Eurydice (s. d.) durch den Biß einer Schlange entrissen worden war, stieg er selbst in die Unterwelt hinab und vermochte den finstern Beherrscher derselben zu erweichen, sodaß er ihm gestattete, die Geliebte wieder auf die Oberwelt zurückzuführen; da aber O. gegen das ausdrückliche Verbot des Pluton sich nach der Eurydice umschaute, bevor sie an das Licht des Tages emporgestiegen waren, wurde sie ihm auf immer wieder entrissen. Auch an der Fahrt der Argonauten soll er theilgenommen haben und später, da er sich dem wilden orgiastischen Cult des Dionysos widersetzte, von wüthenden Bacchantinnen (Mänaden) zerrissen worden sein; sein Haupt und seine Leier sollen nach einer schönen Sage durch das Meer nach der Insel Lesbos, später einem Hauptsitze der lyrischen Poesie, geschwommen sein. Die Homerische und Hesiodische Poesie kennen den Namen des O. noch nicht, sondern erst die Lyriker gedenken seiner; doch geht die Entstehung der Sage von ihm offenbar in die Zeit der Anfänge einer höhern Cultur im nördl. Griechenland zurück. Spätere Dichter und Mythographen sowie Bildhauer, Maler und Mosaikarbeiter haben dieselbe vielfach behandelt. Unter dem Namen des O. besaß man schon im frühern Alterthume eine Anzahl Dichtungen mystisch-theol. Inhalts (über den Ursprung der Götter und die Entstehung der Welt, über Weihungen und Reinigungen, Orakelsprüche u. a. m.), die größtentheils am Hofe des Pisistratos (s. d.) und seiner Söhne in Athen von Onomakritos, dem Pythagoräer Kerkops, Orpheus aus Kroton und Zopyros aus Heraklea gedichtet und dem mythischen O., den man als Stifter einer dem tiefern religiösen Bedürfniß jener Zeit entsprechenden Geheimlehre und geheimnißvoller Cultgebräuche (Orphische Mysterien und Weihungen, geübt von den sog. Orpheotelesten) betrachtete, untergeschoben worden waren. Vgl. E. Gerhard, «Ueber O. und die Orphiker» (Berl. 1861), und die Sammlung der spärlichen Fragmente dieser Dichtungen in Lobeck's «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829). Weit spätern Ursprungs, wahrscheinlich erst dem 4. Jahrh. n. Chr. angehörig, sind die uns erhaltenen

sog. Orphischen Gedichte (am besten herausg. von Hermann, «Orphica», Lpz. 1805): ein Epos über den Argonautenzug («Argonautica», übersetzt von J. H. Voß, «Hesiodos' Werke und O. der Argonaut», Heidelb. 1806), ein didaktisches Gedicht über die geheimnißvollen Kräfte verschiedener Steine («Lithika», herausg. mit lat. Uebersetzung von Tyrwhitt, Lond. 1781) und 87 Hymnen (griech. und deutsch von Dietsch, Erl. 1822).

Orseille. Verschiedene Flechten enthalten ein bei Behandlung mit ammoniakalischen Flüssigkeiten und unter dem Zutritt der atmosphärischen Luft sich roth färbendes Pigment, welches durch ein nicht genau bekanntes Verfahren in einen blauen Farbestoff, nämlich Lackmus (s. d.), übergeführt werden kann. Dieses Pigment kommt je nach den Flechten aus und den Ländern, in welchen es bereitet wird, unter verschiedenen Namen und Formen in den Handel. O. oder Orchil heißt der vorzugsweise aus Roccella tinctoria Dec. und ihren Varietäten (R. Montagnei, phycopsis und fuciformis) in England und Frankreich bereitete und als ein feuchter tief-purpurrother Teig von ammoniakalischem Geruch in den Handel kommende Farbestoff, während das aus Lecanora tartarea und parella sowie aus Pertusaria communis dargestellte Pigment, welches bald ein fester, dunkelvioletter, stark und angenehm riechender Teig, bald ein trockenes rothes Pulver ist, Persio oder Cudbear genannt wird. Außer den genannten werden auch noch andere Flechten, wie die in ganz Europa vorkommende Parmelia sordida Ach., die in Frankreich wachsende Variolaria orcina, die Orseille-Pockenflechte, das in Deutschland und Skandinavien vegetirende Isidium corallinum Ach. und andere, zur Darstellung dieser Farbestoffe benutzt. Der aus den Krustenflechten bereitete Farbestoff wird auch Erdorseille (Parelle d'Auvergne in Frankreich), derjenige aus Roccella Kräuterorseille genannt. Alle diese Farbestoffe gewinnt man in der Weise, daß man die gemahlenen Flechten mit einer ammoniakalischen Flüssigkeit (z. B. Urin) in irdenen Gefäßen in einem durch Dampf erwärmten Raume digerirt. In Alkalien löst sich der Farbestoff mit violetter Farbe auf und wird daraus mit Säuren als ein karminrothes Pulver gefällt. Es erzeugt sich dieses Pigment erst aus einer in jenen Flechten enthaltenen gelblichweißen, krystallinischen Substanz von süßem Geschmack (Orcin) oder einem röthlichweißen, auch krystallisirbaren Körper (Erythrin) durch Einwirkung von Ammoniak und Sauerstoff. Da die in den Handel kommenden Flechtenfarbestoffe mit Gips, Thon u. s. w. stark verunreinigt zu sein pflegen, so hat man neuerdings Methoden angewendet, um jene Pigmente in reinerm und concentrirterm Zustande zu erhalten. Dergleichen Präparate sind der Orseille-Extract (liquid Archil), der französische Purpur (Orseilleviolett) und die echte O. (orseille solide). Alle diese Farbestoffe werden vorzüglich in der Seiden- und Wollstofffärberei benutzt und geben sehr schöne, aber wenig beständige Farben. Deshalb wendet man O., Persio u. s. w. selten für sich allein, wol aber als Zusatz zu andern theuerern Farbestoffen (z. B. Cochenille, Krapp) an.

Orsini, ein berühmtes röm. Fürstengeschlecht, welches neben den Colonna (s. d.) die erste Stelle in der Geschichte Roms im Mittelalter einnimmt. Der Ursprung ist, wie bei fast allen röm. Familien, dunkel; wahrscheinlich sind die O. früh eingewandert. Ihr Zusammenhang mit dem Anhaltischen Hause wie mit den im Mannsstamme ausgestorbenen Grafen von Rivalta und Orbassano in Piemont beruht auf bloßer Tradition. Ihr erstes sicheres Auftreten in Rom erfolgte mit Papst Cölestin III., Giacinto Bobo, 1191—98; ihre Größe schreibt sich her von Papst Nikolaus III., Gian Gaëtano O., 1277—80, dessen Vater Matteo Rosso als Senator Roms zur Zeit Kaiser Friedrich's II. sich einen geehrten Namen machte. Keine andere röm. Familie hat sich in so viele Linien getheilt wie die O., welche, außer im Kirchenstaate, in Neapel und Toscana ausgedehnte Besitzungen erlangten. Sie wurden Fürsten von Tarent und Salerno, Herzoge von Venosa, Grafen von Tagliacozzo und Alba, von Nola und Pitigliano, von Lecce, Pacentro, Oppido u. s. w. Ihr bedeutendstes Lehn im Kirchenstaate war Bracciano, dessen letzter, 1698 verstorbener Herzog Gemahl der berühmten «Princesse des Ursins», Marie Anne de la Tremouille, war. Von allen Orsini'schen Linien besteht nur noch die der Herzoge von Gravina, gegenwärtig repräsentirt durch Don Domenico O., assistirter Fürst beim Heiligen Stuhl, lange Senator von Rom und Kriegsminister. Dieser Linie gehörte Papst Benedict XIII. an, welcher 1724—30 regierte. In Deutschland nehmen die Fürsten von Rosenberg Orsini'schen Ursprung in Anspruch. Die O., welche in Rom fast durchgängig an der Spitze der guelfischen Partei standen, haben eine Reihe namhafter Kriegsleute hervorgebracht, unter denen im 15. Jahrh. Paolo und Giulio, im 16. Nicola Graf von Pitigliano, Feldhauptmann der Venetianer, und Renzo da Cere sich auszeichneten, welcher letztere an der Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon 1527 nicht die Schuld trug. Der Orsinische Palast in Rom,

auf den Trümmern des Marcellustheaters, gehörte einst den Savelli. Ihre oftgenannte städtische Burg Monte-Giordano ist an die Gabrielli übergegangen.

Orsini (Felice), Haupturheber eines Attentats auf Napoleon III., ward 1819 in Meldola, einem Flecken in der ital. Provinz Forli, geboren. Nachdem er im älterlichen Hause und zu Imola bei seinem Oheim eine ausgezeichnete Erziehung genossen, trat er in Bologna als Studirender dem Geheimbunde zur Republikanisirung Italiens bei, was 1844 seine Verurtheilung zu lebenslänglicher Galerenstrafe und Einkerkerung in der Citadelle von Civita-Castellana zur Folge hatte. Durch die von Pius IX. erlassene Amnestie befreit, nahm er 1848 an den Kämpfen in der Lombardei und an der Vertheidigung des Forts Malghera bei Venedig theil. Nach der Flucht des Papstes vertrat er sodann Bologna und Forli in der Constituirenden Versammlung sowie die provisorische Regierung als Gouverneur in Ancona, mußte aber nach dem Falle der röm. Republik flüchtig werden und zunächst in der Schweiz, sodann in London ein Asyl suchen. Alle Niederlagen hatten seinen polit. Fanatismus nur zu steigern vermocht, und Mazzini fand an ihm einen bereiten Agenten, der bald in Frankreich und der Schweiz auftauchte, bald in Italien von Ort zu Ort Demonstrationen einleitete und kleine Aufstände erregte. Als er unter dem Namen Tito Celsi auch das Veltlin zu insurgiren versuchte, fiel er in die Hände der Behörden, wußte aber aus dem Gefängnisse zu entkommen. Von dem Vorhaben, in der Krim unter den Russen gegen die Franzosen Dienste zu nehmen, brachte ihn Mazzini zurück, und O. setzte hierauf wieder als Georg Hernagh in der Lombardei, Venedig, Triest und Ungarn seine Umtriebe fort. Doch ward er in Wien erkannt und von dort in Ketten nach Mantua gebracht, wo man ihn wegen Hochverraths zum Strange verurtheilte. Durch Aufschub der Urtheilsvollstreckung gewann er jedoch Zeit, die Gitter seines Kerkerfensters zu zersägen und aus den Festungsgräben mit Hülfe zweier Bürger zu entkommen. Nach vielen Gefahren gelangte er 1857 über Genua nach London, wo er vielbesuchte Vorträge über die Lage Italiens hielt und die Schrift «Memorie politiche dedicate alla gioventù italiana» herausgab, auch sich von Mazzini's Politik der sog. kleinen Mittel öffentlich lossagte. In der nämlichen Zeit reifte sein Plan, den Kaiser Napoleon III. zu beseitigen, weil er in demselben das Hinderniß der Befreiung Italiens erblicken zu müssen glaubte. O. gewann dazu aus den in England sich aufhaltenden Flüchtlingen die Sprachlehrer Carlo di Rudio aus Belluno und Andrea Pieri aus Lucca sowie den Diener Antonio Gomez aus Neapel. Ein flüchtiger Chirurg der franz. Marine, Bernard, verschaffte die nöthigen Pässe. Am 12. Dec. 1857 langte O. unter dem Namen Thomas Allsopp in Paris an, wohin ihm ein in Brüssel angenommener Diener ein Reitpferd und 10 birnenförmige Sprenggeschosse nachführte, die bei der Steuer als Gasapparate verzollt wurden. Diese Geschosse, sog. Orsinibomben, bestanden aus je zwei aneinander zu schraubenden Hälften, die innen einen Hohlraum für die Ladung mit Kugeln und Knallquecksilber hatten, und deren Schwerpunkt am untern Theile lag, wo 25 durchbohrte Cylinder bei dem Niederfallen das Feuer der darauf gesetzten Zündhütchen nach dem Innern abgeben mußten. Bis zum 9. Jan. 1858 trafen auch die drei andern Italiener über Calais ein. O., welcher das nöthige Knallquecksilber aus London mitgebracht hatte, lud fünf Bomben, gab davon je eine seinen Mitverschworenen und bestimmte den Abend des 14. Jan. zur Ausführung des Unternehmens. Als hier der kaiserl. Wagen gegen acht Uhr auf der Fahrt zur Oper in die Straße Lepelletier einlenkte, warf ihm O., der sich mit Rudio und Gomez unter der Menge befand, die erste Bombe nach. Eine zweite zerplatzte unter den Pferden und gleich darauf, als Napoleon mit seiner Gemahlin ausstieg, eine dritte. Die Kugeln und Bombensplitter richteten furchtbare Verheerungen an. 8 Menschen blieben todt und 156 wurden verwundet, darunter nur ganz leicht der Kaiser, sodaß derselbe noch der Vorstellung beiwohnen konnte. Rudio und Gomez fielen auf der Stelle in die Hände der Polizei, O. einige Stunden später. Pieri war schon auf dem Wege nach dem Opernhaus verhaftet worden. Am 25. Febr. begann die Verhandlung vor dem Assisenhofe der Seine, infolge deren O., Pieri und Rudio zum Tode, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt wurden. Das Erkenntniß ward nur an O. und Pieri 13. März 1858 vollstreckt. Wenige Tage vor der Execution richtete O. an Napoleon ein merkwürdiges Schreiben, in welchem er diesem die Befreiung Italiens empfahl. In Frankreich hatte das Attentat eine weitgreifende Verschärfung des kaiserl. Regierungssystems zur Folge.

Orsova oder Orschowa ist der Name zweier Orte an dem Eisernen Thor (s. d.) oder der letzten Strompforte der Donau. Alt-O. oder Rushava, ein Marktflecken in dem roman.-banater Regimentsbezirk der österr. Militärgrenze, auf einer Donauinsel, an der Mündung der Czerna, 20 M. südöstlich von Temesvar gelegen, Hauptstation der Donaudampfschiffahrt, Sitz

eines Compagniecommandos und eines Hauptzollamts, hat eine Quarantäneanstalt und zählt über 1000 E., welche von Corduangerberei und dem Donauverkehr leben. Der Ort ist für den Verkehr zwischen Deutschland, Ungarn und den Donaufürstenthümern von großer Wichtigkeit. — Neu-O., eine Festung im serb. Kreise Kraina, liegt Alt-O. gegenüber, zum Theil auf einer Insel der Donau. Sie wurde 1716 von den Oesterreichern genommen, denen sie die Türken im Frieden zu Passarowicz 1718 abtreten mußten, und von diesen sehr verstärkt. 1738 von den Türken wiedergenommen, ist sie seitdem in deren Besitz geblieben.

Oersted (Anders Sandöe), ausgezeichneter dän. Jurist und Staatsmann, geb. 21. Dec. 1778 zu Rudkjöbing, genoß mit seinem Bruder, Hans Christian O. (s. d.), gleiche Erziehung und Bildung und wurde auf der Universität ein eifriger Anhänger der Kant'schen Philosophie, die er mit jugendlicher Wärme, Umsicht und Scharfsinn verfocht. Seine spätern Schriften zeigen indeß, daß er von der unbedingten Vertretung des Systems zurückkam. Neben der Philosophie trieb er mit Eifer die Rechtsstudien. 1801 wurde er Assessor des Hof- und Stadtgerichts in Kopenhagen, 1810 Assessor des höchsten Landesgerichts. 1813 trat er als vierter Deputirter in die dän. Kanzlei; später wurde er erster Deputirter und Generalprocureur. Seit Errichtung des Instituts der Provinzialstände 1831 fungirte er als königl. Commissar auf den Landtagen für die Inseln und für das nördl. Jütland. In dieser Stellung verblieb er auch, nachdem er 1841 zum Minister berufen worden. Als solcher hat O., wie schon vorher seit seiner Ernennung zum Kanzleideputirten, auf manche der wichtigsten Staatsangelegenheiten bedeutenden Einfluß geübt. Bevor er im März 1848 sein Portefeuille niederlegte, ward er vom König im Jan. mit Bang und dem Grafen Moltke zum Mitgliede der Commission für die Entwerfung des Verfassungsgesetzes ernannt. Am 21. April 1853 berief ihn der König zum Minister des Innern, des Cultus und des öffentlichen Unterrichts sowie zum Premierminister für das Königreich Dänemark. Unter diesem Ministerium wurden theils die besondern Verfassungen für Lauenburg, Schleswig und Holstein, theils verschiedene Gesetze ausgearbeitet, welche die Durchführung der dän. Gesammtstaatsidee, die O. stets vertreten hatte, vorbereiten sollten. Endlich kam die gemeinschaftliche Verfassung durch Verordnung vom 26. Juli 1854 zu Stande, die jedoch namentlich im dän. Reichstage eine so heftige Opposition hervorrief, daß das sog. gesammtstaatliche Ministerium O. 12. Dec. desselben Jahres entlassen werden mußte. Eine Anklage gegen die Minister vor dem Reichsgericht, namentlich wegen Uebertretungen des Finanzgesetzes, erledigte sich 28. Febr. 1856 mit deren Freisprechung. O. starb 1. Mai 1860. In seiner Stellung als Generalprocureur hat sich O. um die Reform der dän. Gesetzgebung in hohem Grade verdient gemacht. Unter den Rechtslehrern nimmt er in seinem Vaterlande ohne Zweifel die erste Stelle ein, und die gesammte dän. Rechtswissenschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist als sein Werk zu betrachten. Von seinen juridt. Werken sind die bedeutendsten: «Haandbog over den danske og norske Lovkyndighed» (6 Bde., Kopenh. 1822—35) und «Eunomia, eller Samling af Afhandlinger, henhörende til Moralphilosophien, Statsphilosophien og den dansk-norske Lovkyndighed» (4 Bde., Kopenh. 1815—22). Vor allen charakterisirt ihn als Mann der Wissenschaft das Bestreben, jeden Rechtssatz in allen seinen Verhältnissen und Folgen darzulegen und denselben durch die drei Factoren: Sitte, Recht und Geschichte, zu begründen. Als Philosophen zeichnet ihn ein eminenter Scharfsinn aus, den er nicht nur in allgemein philos. Begründung und Entwickelung des Rechtsbegriffs, sondern auch in mehrern Streitschriften gegen den von Professor Howitz (1823—24) vertheidigten Determinismus an den Tag legte. Seine eigene Lebensgeschichte hat O. in dem Werke «Af mit Livs og min Tids Historie» (4 Bde., Kopenh. 1851—57) veröffentlicht.

Oersted (Hans Christian), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher der neuern Zeit, Bruder des vorigen, war 14. Aug. 1777 zu Rudkjöbing auf der Insel Langeland geboren, wo sein Vater Apotheker war. Nachdem er bei letzterm gelernt, besuchte er zu Kopenhagen seit 1794 die Vorlesungen an der Universität, erwarb sich 1799 nach Vertheidigung seiner Abhandlung «Ueber die Architektonik der Naturmetaphysik» (herausg. von Mendel, Berl. 1802) die philos. Doctorwürde und wurde 1800 Adjunct der medic. Facultät. Zugleich übernahm er die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorlesungen über Chemie und Naturmetaphysik. Mit Oehlenschläger befreundet, gewann er im Umgange mit diesem ein lebhaftes Interesse für Poesie und schöne Wissenschaften, das ihn auch später nie wieder verließ. Von 1801—3 bereiste er mit königl. Unterstützung Holland, den größten Theil Deutschlands und hielt sich ein Jahr in Paris auf. Nach seiner Rückkehr wurde er 1806 zum Professor der Physik ernannt. In den J. 1812 und 1813 machte er abermals eine größere Reise in Deutschland. In Berlin schrieb er seine

«Ansichten der chem. Naturgesetze» (Berl. 1812). Später ließ er das «Tentamen nomenclaturae chemicae omnibus linguis Scandinavico-Germanicis communis» (1815) erscheinen. Von O. ging die Stiftung der Gesellschaft für die Verbreitung der Naturlehre aus, welche in den verschiedenen Städten Dänemarks Vorlesungen halten läßt. 1829 wurde er Director der Polytechnischen Schule in Kopenhagen, die namentlich auf seinen Betrieb errichtet wurde. Seit 1839 betheiligte er sich lebhaft an den Versammlungen skandinav. Naturforscher. 1840 zum Conferenzrath und 1850 bei Gelegenheit seines Jubiläums zum Geh. Conferenzrath ernannt, starb O. 9. März 1851. Bereits in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts hatte sich O. durch seine Theilnahme an den Untersuchungen über die Volta'sche Säule, dann durch mehrere Entdeckungen über die Klangfiguren, das Licht, das Mariotte'sche Gesetz u. s. w. unter den Physikern einen geachteten Namen erworben. Am meisten jedoch zur Begründung seines Weltrufs trug die Entdeckung der Grundthatsachen des Elektromagnetismus (s. d.) bei, die er 1819 machte und in den «Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam» (Kopenh. 1820) veröffentlichte. Ueber die meisten seiner übrigen physik. und chem. Arbeiten berichtete er in Poggendorff's «Annalen». Daneben war es von jeher O.'s Bestreben, die Früchte seines Nachdenkens in allen Kreisen zu verbreiten, mündlich durch gehaltvolle Vorträge, schriftlich durch eine Reihe von gediegenen und dennoch populären Werken, die innerhalb und außerhalb ihres Vaterlandes den allgemeinsten Beifall gefunden haben. Dahin gehören «Naturlärens mechaniske Deel» (Kopenh. 1844; «Tilläg», 1847; deutsch, Braunschw. 1851), «To Capitler af det Skjönnes Naturläre» (Kopenh. 1845; deutsch von Zeise, Hamb. 1845) und vor allem «Aanden i Naturen» (Kopenh. 1850, deutsch von Kannegießer, 1. bis 3. Aufl., Lpz. 1850; 4. Aufl. 1852). An letzteres Werk, in welchem er nicht eine subjective Weltanschauung darlegt, sondern eine auf die factischen Erkenntnisse der realen Wissenschaften gegründete Erörterung der wichtigen Fragen des geistigen Lebens versucht, schließen sich an: «Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnisse zur Dichtkunst und Religion» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1850); «Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1850); «Neue Beiträge zu dem Geist in der Natur» (deutsch von Kannegießer, 2 Bde., Lpz. 1851). Aus seinem Nachlasse wurden noch «Schriften über allgemeine menschliche Verhältnisse» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1851) und «Charaktere und Reden» (Lpz. 1851) herausgegeben. In allen diesen Schriften O.'s, die unter dem Titel «Samlede og efterladte Skrifter» in einer Prachtausgabe (9 Bde., Kopenh. 1850—51) vereinigt wurden, herrscht ein eigenthümlich fesselnder, gemüthlich belehrender Ton mit schön gewählter und zart benutzter poetischer Färbung; neben logischer Schärfe und gewandter dialogischer und polemischer Beredsamkeit bekunden sie religiöse edle Wärme, eine anregende Frische und friedliebende Anspruchslosigkeit, Eigenschaften, welche denselben namentlich in Deutschland den ungewöhnlichsten Beifall gewonnen haben.

Oertel (Philipp Friedr. Wilh.), vorzüglicher deutscher Volksschriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym W. O. von Horn, wurde 15. Aug. 1798 in dem Dorfe Horn bei Simmern auf dem Hundsrück geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung meist durch Privatunterricht und bezog im Herbst 1814 die Universität zu Heidelberg, um sich theol., daneben aber auch philol., histor. und philos. Studien zu widmen. Nachdem er im Aug. 1819 die Ordination empfangen, trat er mit Neujahr 1820 die Stelle eines Pfarrverwesers zu Mannebach an, wo er auch 1822 als Pfarrer bestätigt wurde. Hier lebte er still seinem Berufe sowie poetischen Arbeiten und specialgeschichtlichen Studien. Auch veröffentlichte er schon damals unter dem Namen Fr. Wilh. Lips drei Bändchen romantische Erzählungen und schrieb viel für Zeitschriften. Im Nov. 1834 erhielt O. den Ruf als Superintendent nach Sobernheim, dem er im Febr. 1835 Folge leistete. Kränklichkeit bewog ihn im Herbste 1863 zur Niederlegung seines Amts und zur Uebersiedelung nach Wiesbaden. Seinen Ruf als Volksschriftsteller begründete er mit dem trefflichen Volksbuche «Die Spinnstube», das seit 1846 alljährlich erschien und ungewöhnliche Verbreitung fand. Außerdem veröffentlichte er eine lange Reihe von Volks- und Jugendschriften, darunter: «Friedel», «Des Alten Schmiedjakob's Erzählungen», «Rheinische Dorfgeschichten», «Silberblicke», «Hand in Hand», «Meister Konrad's Jungen», Gesellen- und Wanderjahre», «Franz Kerndörfer», «Auch ein Menschenleben», u. s. w. Seit 1858 gibt er auch ein Volksblatt: «Die Maje», heraus. Eine Anzahl seiner Schriften hat er selbst in «Gesammelte Erzählungen» (13 Bde., Wiesb. 1850—59; neue Volksausgabe, 1860—62) zusammengestellt. Seine Darstellungen bewegen sich zum großen Theil im Rhein-, Ahr- und Moselland, dessen Geschichte und Zustände er gründlich

kennt, wie er unter anderm auch in «Der Rhein von Worms bis Köln» (Wiesb. 1867) bekundet. Ueberdies zeichnen sich seine populären Schriften durch Innigkeit und echte Frömmigkeit, durch treffende Schilderung des Häuslichen und Landschaftlichen sowie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnung aus.

Orthodoxie (griech.) oder Rechtgläubigkeit heißt, im Gegensatze zur Heterodoxie (s. d.), in Hinsicht auf religiöse Ueberzeugung das strenge Festhalten an dem Lehrbegriffe der Kirche. Wessen Glaubensüberzeugung streng dem Lehrbegriffe der Bekenntnißschriften seiner Kirche entspricht, heißt orthodox. Die russ.-griech. Kirche legt sich namentlich das Prädicat orthodox im Gegensatz zu den andern christl. Kirchen bei.

Orthoëpie (griech.) heißt in der Grammatik derjenige Theil, welcher die Lehre von der richtigen Aussprache der einzelnen Buchstaben, Silben und Wörter enthält und theils auf genaue Bekanntschaft mit den Sprachwerkzeugen und der Thätigkeit derselben bei Hervorbringung einzelner Laute und Töne, theils auf den Mechanismus des Sprechens sich gründet. Bei ausgestorbenen Sprachen hat die Ermittelung der richtigen Aussprache große Schwierigkeiten und wird in vielen Fällen immer problematisch bleiben, wie in Bezug auf die altgriech. Sprache der Streit zwischen Erasmus und Reuchlin bestätigt.

Orthographie (griech., Rechtschreibung) ist der Theil der Grammatik (s. d.), welcher davon handelt, wie die Sprache durch Schriftzeichen dargestellt werden soll. Sie scheidet sich in die Lehre von der Darstellung der einzelnen Wörter durch Buchstaben (O. im engern Sinne) und in die Lehre von den Satzzeichen (s. Interpunction). Die Darstellung der einzelnen Wörter durch Buchstaben beruht auf der Lautschrift. Die Lautschrift, im Unterschied von der Begriffsschrift (s. Schrift), zerlegt das gesprochene Wort in seine einzelnen Laute und stellt jeden dieser Laute durch ein besonderes Zeichen dar. Aber nur wenige Sprachen (z. B. das Sanskrit) besitzen eine in dieser Art vollendete Lautschrift. Die meisten haben sich von Anfang an einer Schrift bedient, die ihren Lauten nicht vollkommen angemessen war. So haben in Europa die Griechen und Römer ihre Schrift von den Phöniziern, die german. Völker die ihrige von den Römern erhalten; und wenn man nun auch die aus der Fremde eingeführten Zeichen den einheimischen Lauten möglichst anzupassen suchte (bisweilen durch Hinzufügung neuer Buchstaben), so blieb doch die Schrift an einzelnen Stellen kein ganz genau entsprechender Abdruck der gesprochenen Sprache. Das Ziel aber, das man sich steckte, war nichtsdestoweniger, durch die Schrift für das Auge ein treues Abbild der gesprochenen Sprache zu geben. Wo eine Sprache zuerst in Schrift gefaßt wurde, ließ sich dies Ziel, soweit es die unvollkommenen Mittel gestatteten, auch erreichen. Man gab die Laute, die das Ohr vernahm, mit möglichster Genauigkeit durch Schriftzeichen wieder und folgte also dem einfachen Grundsatz: «Schreib wie du sprichst.» Bald aber zeigte sich, daß die auf solche Weise durch die Schrift wiedergegebene Sprache nur die einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gegend war. Was zuerst die Zeit betrifft, so änderte sich im Laufe der Jahre die gesprochene Sprache. Diesen Aenderungen gegenüber konnte die Schrift einen doppelten Weg einschlagen. Entweder sie behielt die alte, der frühern Sprache angemessene Schreibung bei, mochte auch die inzwischen geänderte Aussprache sich noch so weit von den durch jene ältere Schreibweise ausgedrückten Lauten entfernen (histor. Schreibweise). Oder sie suchte den geänderten Lauten der gesprochenen Sprache gerecht zu werden und diese geänderte Sprache ebenso treu durch Schriftzeichen wiederzugeben, wie die frühere Schreibweise die Sprache ihrer Zeit auszudrücken bestrebt war (phonetische Schreibweise). Der histor. Schreibweise, wenn auch nicht in voller Strenge, folgt das Englische und das Französische, der phonetischen das Italienische. Das Deutsche hat sich gleichfalls der phonetischen Seite zugewendet, wenn es auch seine phonetische Schreibweise nicht mit solcher Strenge und Consequenz ausgebildet hat wie das Italienische. Zweitens aber war jene erste Wiedergabe der Sprache durch die Schrift nur die Wiedergabe einer bestimmten Mundart. Die so in Schriftzeichen gefaßte Sprache gehörte nur einer bestimmten Gegend, ja, genau genommen, nur einem bestimmten Menschen an. Andere Gegenden hatten andere Mundarten; ja sebst die Angehörigen einer und derselben Mundart unterschieden sich im einzelnen mannichfach voneinander. Je mehr nun aber der schriftliche Gebrauch der Sprache sich ausbreitete, um so mehr erzeugte sich über den einzelnen Mundarten eine gemeinsame, überall gültige Schriftsprache. Nicht auf einmal, sondern erst sehr allmählich gelangte diese Schriftsprache zu völliger Uebereinstimmung. Bei der Feststellung derselben waren mehr und mehr auch die Grammatiker thätig. Auf Grundlage der vorhandenen Schriftwerke suchten sie zu entscheiden, was der richtigen Schriftsprache gemäß sei, was nicht. Die neuhochdeutschen Grammatiker des 16. Jahrh. legten bei ihren Festsetzungen hauptsächlich den Gebrauch der kaiserl. Kanzlei und

die Sprache Martin Luther's zu Grunde. Aber in unzähligen Fällen, zumal was die O. betrifft, war die Uebereinstimmung erst herzustellen, die Entscheidung erst zu treffen. In dieser Weise sind die deutschen Grammatiker des 16., 17. und 18. Jahrh. thätig gewesen, einerseits mit der sich weiter entwickelnden Sprache fortrückend, andererseits auf ihre Feststellung einwirkend. Für den obersten Grundsatz der O. erklären die bedeutendsten unter ihnen, daß die Schriftzeichen die Laute der gesprochenen Wörter wiedergeben sollen. So im 17. Jahrh. Schottelius, im 18. Gottsched und Adelung. «Schreib wie du sprichst», ist das höchste und vornehmste Grundgesetz für die Schrift, sagt Adelung in seiner 1787 erschienenen «Vollständigen Anweisung zur deutschen O.» Daneben haben die beiden andern Gesetze, nämlich: «1) Abgeleitete und zusammengesetzte Wörter werden ihrer nächsten Abstammung gemäß, 2) Wurzelwörter und alles, was als solche betrachtet werden muß, nach dem allgemeinen Gebrauche geschrieben», nur subsidiäre Bedeutung. «Denn die Abstammung und der Gebrauch bestimmen nur da, wenn Wörter, der besten Aussprache unbeschadet, auf mehr als eine Art geschrieben werden können» (Adelung). So war gegen Ende des 18. Jahrh., zur Zeit unserer höchsten Literaturblüte, die deutsche O. im wesentlichen festgestellt. Nur in einzelnen Punkten haben sie dann J. Chr. A. Heyse und andere in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. noch weitergebildet, und zwar auf dem von Adelung und seinen Vorgängern betretenen Wege. Da erschien (1819—40) Jakob Grimm's «Deutsche Grammatik» mit ihren bahnbrechenden Entdeckungen auf dem Gebiete der german. Sprachgeschichte. Der Meister selbst äußerte sich in hohem Grade unzufrieden mit unserer hergebrachten O., und auf seine Anregung wurde der Versuch gemacht, dieselbe fundamental umzugestalten. Man war nicht nur ungehalten über die Art, wie wir die Laute unserer Sprache in Schrift fassen, sondern man griff den Grundsatz: «Schreib wie du sprichst», an der Wurzel an. Welche von den vielen wunderlich verschiedenen Aussprachen soll denn nach jenem Grundsatz durch die Schrift ausgedrückt werden? fragte man. «Die Aussprache der obern Klassen des südl. Sachsen», hatte Adelung geantwortet. Aber seine Beweisführung litt an so handgreiflichen Gebrechen, daß sie unschwer zu widerlegen war. Man schlug nun einen von der bisherigen Methode gänzlich verschiedenen Weg ein. Grimm hatte nachgewiesen, daß die Umwandlung der Laute in den german. Sprachen bestimmten Gesetzen gefolgt ist. Auf Grundlage dieser Gesetze glaubte man bestimmen zu können, welche Laute einem neuhochdeutschen Worte von Rechts wegen zukommen, und diese Laute wollte man auf eine möglichst angemessene Weise durch die Schrift ausdrücken. Allein man vergaß, daß jene von Grimm nachgewiesenen Lautwandelgesetze schon in den ältern german. Sprachen eine keineswegs ausnahmslose Geltung haben, und daß sie vollends im Neuhochdeutschen von so vielen unberechenbaren Einflüssen durchkreuzt werden, daß ihre Durchführung eine ganz andere Sprache ergeben würde, als das wirklich vorhandene Neuhochdeutsche, wie es Goethe und Schiller geschrieben haben, und wie es jeder gebildete Deutsche von der Schule her handhabt. Der ganze Gedanke dieser Construction ruht auf einer unrichtigen Ansicht von der Entwickelung der Sprache, welche keineswegs blos unverbrüchlichen Naturgesetzen folgt, sondern bei welcher zugleich histor. Vorgänge im Spiele sind, die sich jeder bloßen Construction entziehen. So mußte jener Versuch einer sprachgeschichtlichen Reconstruction unserer Schriftsprache an seinem Widerspruche mit den historisch gegebenen Thatsachen scheitern, obschon ihn nicht wenige gründliche und scharfsinnige Forscher befürworteten. Die Frage nach unserer deutschen O. und ihrer etwaigen Vervollkommnung findet ihre Lösung vielmehr in folgender Weise: Die Entwickelung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache läßt sich von ihrer Schreibung überhaupt nicht trennen. Unsere Schriftsprache ist keine provinzielle Mundart, sondern sie ist unter dem Einflusse der verschiedensten Mundarten erwachsen, und deswegen beantwortet sich die Frage, welche Form der Wörter denn in unserer Schriftsprache zu Recht besteht, dahin: «Die Form, welche durch die überlieferte Schreibung ausgedrückt wird.» Daß das Wort «Mutter» in der gebildeten deutschen Gemeinsprache mit kurzem ŭ auszusprechen ist, und nicht Muter mit langem u oder Mueter mit dem Diphthong ue, ergiebt sich eben aus dem doppelten t, mit welchem das Wort geschrieben wird. Jede Veränderung unserer O. hat sich deshalb zu gründen auf die Wortform, welche unsere überlieferte Schreibung ausdrückt. Diese Wortformen mag sie in noch einfacherer und zweckmäßigerer Weise, als es bisher geschehen ist, durch Schriftzeichen auszudrücken suchen, die Wortformen selbst aber muß sie unangetastet lassen. Nur in solchen Fällen, in denen die gebildete Aussprache in ganz Deutschland sich übereinstimmend von den durch die überlieferte Schreibung bezeichneten Lauten entfernt hat, könnte die Frage entstehen, ob nicht die Schreibung der jetzt herrschenden Aussprache nachrücken solle. Doch auch in solchen

Fällen würde, entsprechend dem überwiegend phonetischen Charakter unserer Schreibweise, der Grundsatz zu befolgen sein, daß die Aenderung Aussprache und Schreibung einander näher zu bringen, nicht aber durch Zurückführung histor. Schreibweisen noch weiter voneinander zu entfernen habe. Ueberall aber wird mit der größten Behutsamkeit zu verfahren sein. Denn unsere überlieferte Schreibweise ist das Gefäß, das unsere gemeinsame Schriftsprache bewahrt, und jede Gefährdung dieser Gemeinsamkeit ist ein Uebel, das die Vortheile weit überwiegt, die eine neue O. für uns haben könnte. Im Gefühle der Wichtigkeit, die dieser nur scheinbar kleinliche Gegenstand für unsere Culturverhältnisse besitzt, haben in neuerer Zeit sehr viele wohlmeinende Männer ihre Ansichten und Vorschläge veröffentlicht; ja auch einige deutsche Regierungen, namentlich die hannoverische und die würtembergische, haben sich der Sache angenommen. Bezüglich der Fragen, die bei der etwaigen Abänderung und neuen Feststellung unserer O. in Betracht kommen, vgl. Rudolf von Raumer, «Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften» (Frankf. a. M. 1863).

Orthopädie ist ein von Andry in seinem Werke «L'orthopédie» (2 Bde., Par. 1741) zuerst für die Kunst, die Verkrümmungen am kindlichen Körper zu verhindern und zu heilen, gebrauchter Ausdruck, der später zu allgemeinerer Bedeutung erhoben wurde und gegenwärtig die wissenschaftliche Kenntniß und Behandlung der Verunstaltungen, Verkrüppelungen und Verkrümmungen des Rumpfes und der Gliedmaßen bezeichnet, denen der menschliche Körper jedes Alters unterworfen ist. Die Verkrümmungen (curvaturae) haben ihren Sitz im Bewegungs-, insbesondere im Knochensysteme und können doppelter Art sein: entweder stehen zwei oder mehrere Knochen nicht in dem richtigen Verhältnisse zueinander, oder ein einzelner Knochen hat eine von der Regelmäßigkeit abweichende Form erhalten. Oft findet man jedoch auch beide Arten vereinigt. Die erste Klasse würde also eigentlich die Abweichungen der Gelenke, mit Ausnahme der (rascher entstehenden) Verrenkungen, in sich fassen, welche theils durch unmittelbare Gelenkkrankheiten, theils mittelbar durch abnorme Zusammenziehung einiger die Knochen verbindender Muskeln oder Bänder entstehen können. Sie finden sich am häufigsten an der Wirbelsäule, besonders als Seitwärtskrümmung (skoliosis), außerdem an den Hand- und Fußgelenken, besonders oft als Klumpfuß (s. d.). In der zweiten Klasse der Verkrümmungen sind diejenigen Formveränderungen der Knochen selbst enthalten, bei denen nicht, wie bei Brüchen, Knochenfraß u. s. w., eine Trennung ihres organischen Zusammenhangs stattfindet, z. B. Biegungen, Krümmungen, Knickungen. Die Knochen sind diesen um so mehr ausgesetzt, je länger und dünner sie sind, am meisten also die langen Röhrenknochen der Extremitäten. Die größere oder geringere Bedeutung einer Verkrümmung für das Leben und Wohlbefinden ist von den Störungen abhängig, welche sie in den Functionen anderer Organe verursacht. Während die Verkrümmung eines Fußes nur beim Gehen Beschwerde verursacht, ist die der Wirbelsäule, der Brustknochen, des Beckens u. s. w. von viel schlimmerer Wirkung auf die Verrichtungen der naheliegenden Organe, der Lungen, des Herzens, des Darmkanals u. s. w. Die Verkrümmungen sind entweder angeborene oder erworbene. Die Ursachen der letztern sind sehr verschieden. Besonders oft sind örtliche Krankheitsprocesse der betreffenden Knochen oder Gelenke schuld, z. B. Entzündung, Vereiterung, Verwachsungen derselben. Von allgemeinern Ursachen sind am häufigsten, besonders bei Wirbelsäulenkrümmungen, allgemeine Muskelschwäche, falsche Körperhaltung (wodurch gewisse Muskeln schwach und unausgebildet bleiben, zumal durch schlechtes Sitzen in den Schulstuben), zu früher und zu anhaltender Gebrauch (zu langes Sitzen kleiner Kinder), ferner auch Knochenerweichung. (S. Englische Krankheit und Knochen). Da im Kindesalter theils die Knochen selbst noch nicht die Festigkeit wie bei Erwachsenen erlangt haben, theils die angeführten allgemeinen Krankheiten sich am leichtesten ausbilden, theils auch die örtlichen Ursachen hier am wenigsten vermieden werden, und eine geringe Abweichung von der Norm hier leicht bei dem raschen Wachsthum das Ebenmaß der Gesammtentwickelung nachhaltig stört, so ist diese Lebenszeit der Entstehung von Verkrümmungen am günstigsten. Bei den orthopädischen Behandlungen ist gewöhnlich das nächste Ziel, eine allgemeine Verbesserung der Gesundheit zu bewirken, weil ohne diese eine dauernde Besserung des örtlichen Uebels nicht hervorgebracht werden kann; dies geschieht durch eine zweckmäßige Diät, passende Nahrung, Aufenthalt in gesunden Gegenden, Bewegung in freier Luft und eine im Verhältniß zu den Körperkräften stehende Beschäftigung. Besonders groß ist der Nutzen der Gymnastik, namentlich der deutschen Turnens), besonders der Freiübungen, während die sog. Schwedische Gymnastik (s. Ling) im allgemeinen von den Orthopäden weniger geschätzt wird. Neben diesen Mitteln finden auch eigentlich medicinische, wie Bäder, Einreibungen, Pflaster u. s. w., Anwendung. Mechanisch wirken Manipulationen, Bandagen, Binden und Maschinen der mannichfaltigsten Art, welche ein allmäh-

liches Zurückführen der Abweichungen zur Regelmäßigkeit durch Zug, Druck oder Stützung bezwecken. Unter den operativen Mitteln ist das hauptsächlichste die Sehnendurchschneidung. Der gesammte Apparat von Heilmitteln und die dazu nöthigen Gehülfen, Localitäten, Bade- und andern Vorrichtungen sind so vielfältig, auch die Cur so langwierig und einer so stetigen Aufsicht des Arztes bedürftig, daß eine glückliche Heilung solcher Gebrechen (die übrigens nur bei zeitiger Anmeldung möglich ist) fast nur in größern Orthopädischen Instituten ausführbar ist, wie wir deren in und außer Deutschland jetzt viele besitzen (z. B. Behrend, Eulenburg, Löwenstein in Berlin, Schildbach [früher Schreber] in Leipzig, Flemming in Dresden, Fürstenberg und von Weil in Unterdöbling bei Wien, Ebner und Großmann, Steudel und Gärtner in Stuttgart, Knorr in München u. s. w.). Neben ihnen machten sich neuerdings die (schwedisch) Heilgymnastischen Institute (besonders von Neumann in Berlin) um Heilung orthopädischer Gebrechen verdient. Die Geschichte der wissenschaftlichen O. beginnt erst in der Mitte des 18. Jahrh. mit dem Franzosen Andrey. Nachher waren es Sheldrake, Jörg, Delpech, Dupuytren, Maisonabe, Dieffenbach, Guérin, Duval, Stromeyer, Schreber, Schildbach u. a., welche wesentlichen Einfluß auf den Entwickelungsgang der jungen Wissenschaft ausübten und durch ihre Bemühungen gegründete Hoffnungen auf Befreiung vieler Menschen von den traurigsten Uebeln gegeben haben.

Orthoptĕren oder Geradflügler (Orthoptera) heißen gegenwärtig alle Insekten ohne oder mit unvollkommener Verwandlung und beißenden Mundtheilen. Eine andere allgemeine Charakteristik läßt sich kaum geben, da sämmtliche Körperorgane nach Form, Gestalt und Anordnung vielfach wechseln. Der Mangel einer ruhenden Puppe ist der einzige durchgreifende Charakter in der Metamorphose, der sie von den übrigen Insekten mit beißenden Mundtheilen unterscheidet. Man rechnet dazu die eigentlichen O. (Orthoptera genuina), die früher von Linné allein so genannt wurden, wozu die Schaben, Heuschrecken, Ohrwürmer gehören, und die früher von Linné zu den Netzflüglern (Neuroptera) gerechneten Eintagsfliegen, Libellen, Termiten. Die O. treten schon im Kohlengebirge auf und scheinen den Grundstock zu bilden, aus welchem die übrigen Insektenordnungen sich entwickeln.

Ortlesalpen oder Ortleralpen heißt der westl. Theil der südl. Gebirgsgruppe Tirols, welcher im N. durch das obere Längenthal der Etsch oder das Vintschgau von der Oezthaler- oder Centralkette der Tiroler Alpen, im O. durch das mittlere Querthal der Etsch von den Trientiner Alpen geschieden wird, im S. zu dem Garda- und Iseosee sich verzweigt, im W. durch das Thal des Oglio von den Veltliner Alpen und durch das Thal der obern Adda von der Berninakette der Rhätischen Alpen getrennt ist, mit welcher es indeß an seinem Nordwestende in dem Wormser Joche in Verbindung steht. Es enthält dieses Gebirge die höchsten Berge Tirols. Man unterscheidet zwei Hauptgruppen, die durch das vom Etschzufluß Nos (Noce) durchströmte Sulzberger Thal (Val de Sole) und das obere Cammonica- oder Ogliothal voneinander getrennt werden. In der südlichen oder Adamellogruppe steigt der Mont-Adamello 10967 F. (nach andern 10950) empor. In der nördlichen oder eigentlichen Ortlergruppe folgen als höchste Spitzen von Süden gegen Norden der Mont-Tonale, 10264 F., der Mont-Tresero oder Dreiherrnberg (Corno de tre Signori), 11404 F., der Mont-Gavio nahe der Oglioquelle, 10994 F., der Große Mont-Zebru oder die Königsspitze (Königswand), 12005 F., dann der Ortler oder die Ortlesspitze, die sich in einer öden, das Ende der Welt genannten Gegend in Gestalt einer dreispitzigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide erhebt und wegen der großen Schwierigkeiten selten bestiegen wird. Es geschieht dies von dem Dorfe Trafoi aus und erfordert drei Tage. Zum ersten mal ward der Ortler 1804 von dem passeier Gemsenjäger Joh. Pichler erstiegen. Einst galt dieser Berg nach dem Montblanc für den höchsten Europas und wurde auf 14000—14500 F. angegeben. Neuere trigonometrische Messungen haben 12026 oder 12019 F. ergeben. Jedenfalls ist er der höchste Berg Deutschlands und des österr. Kaiserstaats, da der eine Zeit lang dafür gehaltene Glockner (s. d.) nach den neuesten Messungen nur 11685 F. emporsteigt. Die höchste Paßhöhe der O. ist das Königsjoch, 10377 F.; die Schneegrenze liegt im Nordwesten 7780, im Südosten 8560 F. hoch; der tiefste Gletscher (Trafoi-Ferner) reicht bis 5089 F. herab. Die obere Grenze des Baumwuchses (der Lärche) liegt durchschnittlich 7100 F., die Getreidegrenze im Westen 5000, im Osten 5666 F.; der höchste bewohnte Ort, St.-Gertrud im Suldenthale, befindet sich 5683 F. über dem Meere. Vgl. Payer, «Die Adamellogruppe» (Gotha 1866) und «Die Ortleralpen» (Gotha 1867).

Ortŏlan ist der Name einer zur Gattung Ammer (s. d.) gehörenden Vogelart, welche im Systeme den Namen Gartenammer oder Fettammer (Emberiza hortulana) führt und

Südeuropa, Nordafrika und das mittlere und südl. Asien zahlreich bewohnt. Auch in einigen Gegenden Deutschlands, wie in der Lausitz und in Schlesien, kommt dieser Vogel in etwas größerer Zahl vor; doch ist er sonst bei uns selten. Das Männchen ist unterseits rostroth, an Kopf und Hals hellgrau, an der Kehle gelblich und am Bürzel braungrau. Der O. gilt seit den ältesten Zeiten als feiner Leckerbissen und wird auf besondern Vogelherden gefangen. In Südeuropa wird er in eigenthümlichen Behältern gemästet, wo er ungemein fett wird, und aus Südfrankreich und Griechenland fast nach Art der Seefische marinirt oder in Fett eingegossen verschickt.

Oruro, vollständig San-Felipe de Asturia de Oruro, Hauptstadt des Depart. Oruro in der südamerik. Republik Bolivia, in neuester Zeit Congreßort und Sitz der boliv. Regierung, in 11672 F. Seehöhe, $1\frac{1}{2}$ M. östlich vom Desaguadero, am Fuße eines Berges gelegen, auf den andern Seiten aber von großen Ebenen mit salzigen Efflorescenzen umgeben, wurde 1590 infolge der dort entdeckten reichen Goldminen gegründet und war einige Zeit eine reiche Stadt von 70000 E., während sie jetzt infolge des gesunkenen Bergbaues auf Silber und Zinn sowie der Revolutionen verfallen ist und nur 7980 E. zählt. Aus der frühern Zeit besitzt sie noch sieben Kirchen, fünf Klöster und einige gute Privatgebäude. — Das Departement O., zwischen Peru im W., den Depart. La-Paz im N., Cochabamba im O., Potosi im S. gelegen, zählt auf 1016,11 Q.-M. 110931 E. (1858). Es umfaßt einen großen Theil der alpinen Hochebene, den Ostabfall der Küsten- und einen Theil der Binnencordillera und hat durchweg kühles, selbst kaltes Klima. Während größere Strecken des Landes Wassermangel leiden, sind andere mit Sümpfen und Seen bedeckt, unter welchen die 50,6 Q.-M. große Laguna de Aullagas oder Pampa-Aullagas, der Mündungssee des Desaguadero, der größte ist. Das Wasser dieses Sees hat zum Theil einen großen Gehalt von Kochsalz. Auch der Boden des Departements zeigt mehrfach Salzbeimischungen und ist im ganzen wenig fruchtbar. Dagegen ist derselbe reich an nutzbaren Mineralien, namentlich an Silbererzen, an denen der Minendistrict von O. nach dem von Potosi der ergiebigste in Bolivia ist. Außerdem finden sich Kupfer, Zinn, Eisen, Blei, Antimon und Gold. Haupterwerbszweige der Bevölkerung sind Feldbau, Zucht von Schafen, Vicuñas und Lamas sowie Bereitung geschätzter Käse. Auch der Bergbau, obgleich gegen früher gesunken, ist noch immer von einiger Bedeutung.

Orvieto, eine ehemals feste Stadt in der jetzigen Provinz Umbria des Königreichs Italien, früher Hauptort der gleichnamigen päpstl. Delegation, liegt $1\frac{1}{2}$ M. im Nordosten von Bolsena, an der Eisenbahn und dem Tiberzufluß Paglia, unweit des Zusammenflusses mit der Chiana, auf einem isolirten Tuffelsen, 720 F. über der Paglia, 1250 F. über dem Meere. Der Ort ist der Sitz eines Bischofs, zählt (1861) 7699 E. (als Gemeinde 14644), die Handel mit Wein, Trauben, Getreide, Seide und Vieh treiben, und ist berühmt wegen seines, besonders bei den jetzigen Römern beliebten Weines, seiner prachtvollen Kathedrale und zahlreichen großartigen Privatgebäuden. Auf Veranlassung des Hostienwunders von Bolsena wurde 1290 vom Papst Nikolaus IV. der Bau oder vielmehr Umbau des Doms begonnen (bis 1310 unter Leitung des Meisters Lorenzo Maitani aus Siena) und bis Ende des 16. Jahrh. fortgesetzt. Im Innern hat die Kirche nach Art der Basiliken Säulenreihen mit Rundbogen und sichtbarem, reichverziertem Dachstuhle. Nach außen aber erhebt ihn seine seit 1310 ausgeführte Façade mit ihren schönen Verhältnissen, drei reichgeschmückten Portalen, drei hohen, durch Fialen getrennten Giebeln und der überschwenglich kostbaren, edel ausgeführten farbigen Mosaik- und Marmordecoration zu einem der herrlichsten Werke ital.-goth. Kunst. Der untere Theil der Pfeiler ist mit Basreliefs von Giovanni Pisano, Arnolf und andern Schülern des Niccola Pisano geschmückt. Unter dem Hauptportal sieht man Madonnen unter einem Baldachin von Erz, über den Thüren und in den drei spitzigen Giebeln neuere Mosaiken auf Goldgrund. Das Innere, aus schwarzem Basalt und graugelbem Kalkstein, bildet ein lat. Kreuz, 278 F. lang, 103 F. breit und 115 F. hoch, und enthält schönes Schnitzwerk und einen Schatz von Gemälden großer Meister, namentlich ausgezeichnete Fresken Luca Signorelli's. Auch der bischöfl. Palast, dessen elegante und reiche Façade mit dreitheiligen Spitzbogenfenstern versehen ist, und mehrere andere Paläste enthalten schöne Oelgemälde und Fresken. Höchst stattliche Entfaltung zeigen die Façaden des Palazzo del Podestà und des Palazzo Sogliano, während der Palazzo Buonsignori durch seinen unregelmäßigen Säulenhof merkwürdig ist. Der Palazzo communale und einige Thürme erinnern an das Mittelalter. Nahe der verfallenen Festung steht ein berühmter Brunnen (Il pozzo di San-Patrizio), 1527—40 vollendet, theils in Tuff ausgehauen, theils gemauert. O., lat. Urbs vetus, d. h. alte Stadt, im Mittelalter auch Urbevetum und Herbanum genannt, steht auf der Stelle der altetruskischen, durch ihre Erzbildnerei berühmten Stadt Volsinii oder Vulsinii,

die nach wiederholtem Kriege mit Rom 280 v. Chr. durch den Consul Tiberius Coruncanius bezwungen wurde. Verschieden von ihr ist Neuvolsinii, an der Stelle des jetzigen Bolsena. O. wurde 509 Bischofssitz, 538 von Belisar den Ostgothen entrissen und erscheint seit dem 10. Jahrh. wiederholt als Residenz der Päpste. Vgl. Della Valle, «Storia dei duomo di O.» (Rom 1791); Gruner, «Die Basreliefs an der Vorderseite des Doms zu O.» (Lpz. 1858).

Oryktognosie ist gleichbedeutend mit Mineralogie (s. d.) im engsten Sinne, wonach dieselbe die Klassificirung und Beschreibung der einfachen Mineralien enthält.

Os (van), Name mehrerer holländ. Maler von Bedeutung. Jan van Os, geb. 1744 zu Middelharnis, gest. 1808, ist besonders als Frucht- und Blumenmaler berühmt. Seine besten Studien machte er im Cabinete von H. Verschuring, dessen Freund er wurde. Seine Bilder stiegen bald im Rufe und im Preise, und die besten von ihnen kommen denen von van Huysum sehr nahe. Der Dichter Speyx besingt nicht blos die Blumenstücke dieses Künstlers, sondern auch seine Marinen und Strandansichten. Os ist selbst auch mit einem Bändchen «Gedichte» (Haag 1787) aufgetreten. — Pieter Gerardus van Os, des vorigen Sohn, wurde 1776 zu Haag geboren und anfänglich vom Vater unterrichtet. Dann aber wählte er, sich zur Thiermalerei neigend, Paul Potter und Karel Dujardin zum Vorbilde. Seine Lieblingsgegenstände waren Landschaften mit Vieh aller Art, die er mit so großer Correctheit in der Zeichnung und mit so gesunder Farbengebung ausführte, daß er bald europ. Ruf erlangte. Die J. 1813 und 1814, die er als Hauptmann der Freiwilligen verlebte, brachten ihn auf die Darstellung von Kriegsscenen, dergleichen im königl. Museum von Amsterdam von seiner Hand aufbewahrt werden. Noch 1825 malte er für den Kaiser von Rußland den Einzug der Kosacken in Utrecht. Er starb im Haag 1839, nachdem er zuvor eine Zeit lang in Graveland und Hilversum gelebt hatte. Man hat auch von seiner Hand radirte Blätter, Viehstücke, die in hohem Werthe stehen. — Georg Jakob Johannes van Os, des vorigen jüngerer Bruder, 1782 im Haag geboren, erhielt ebenfalls den ersten Unterricht vom Vater und blieb auch bei dem Fache der Blumenmalerei. Er zeichnete die meisten Pflanzen zu der «Flora Batava» von J. Kops, gewann 1830 einen Preis in Amsterdam, ließ sich dort im folgenden Jahre nieder und begann nun erst in Öl zu malen. In überraschend kurzer Zeit brachte er es darin zu glänzenden Erfolgen, den großen Meister Huysum ebenfalls zum Muster nehmend. 1812 ging er nach Paris, gewann dort den Preis in der Malerei und malte für die Porzellanfabrik in Sèvres. Nur auf kurze Zeit kehrte er 1816 nach Amsterdam zurück, die dortigen Ausstellungen mit prachtvollen Blumenstücken schmückend. Schon 1817 trat er zur erwähnten Manufactur zu Sèvres in ein neues Verhältniß. Er malte dort Prachtgefäße, ohne indeß dabei die Oelmalerei zu vernachlässigen. Die Bewunderung der Franzosen gab ihm den Beinamen eines Rubens in der Blumenmalerei. Er hat sich auch mit Erfolg in der Landschaft versucht.

Osagen oder Wawsosch, ein indian. Volksstamm in den Vereinigten Staaten von Amerika, zur Sprachfamilie der Sioux gehörig, wohnen jetzt in dem Indian-Territory (s. d.) und in Nebraska (s. d.), südlich vom Plattefluß und nördlich von den Cherokesen, nachdem ihr früherhin weit größeres Gebiet, der Osagedistrict, zum großen Theil andern Völkern angewiesen worden ist. Alle Bemühungen der nordamerik. Regierung, die O. von ihrem unsteten Leben zu entwöhnen, haben wenig gefruchtet. Früher hatten sie Gebiete in den Staaten Arkansas und Missouri inne. In letzterm fließt, aus dem Indianerterritorium kommend, gegen Osten und Nordosten der Osagefluß, ein wenig bedeutendes Wasser, unterhalb Jefferson in den Missouri. Unter dem Missouri- oder Osagekohlenfeld versteht man ein Steinkohlengebiet, welches erst als ein bloßer Streifen von der Mündung des Missouri westlich längs des südl. Ufers dieses Flusses hinzieht, dann aber, nachdem der Streifen die Mündung des Osage überschritten, zu einem großen Kohlenbassin sich erweitert, das sich wahrscheinlich sehr weit nach Westen erstreckt.

Osaka oder Ohosaka, eine der bedeutendsten Städte Japans auf der Südwestküste der Hauptinsel Nipon, 7 M. im Südsüdwesten von der Metropole Miako, an der Bai von O. und unweit oberhalb der breiten Mündung des schiffbaren Jedogava in einer fruchtbaren Ebene gelegen, von zahlreichen Kanälen durchschnitten, die von 100 Cedernholzbrücken überspannt werden, ist im Osten durch eine große Citadelle und außerdem durch zwei Forts geschützt, hat rechtwinkelig sich schneidende Straßen, die zwar eng, aber sehr reinlich gehalten sind, zweistöckige, aus Holz, Kalkstein und Lehm erbaute Häuser, zahlreiche Tempel, namentlich des Daibuts, und einen Botanischen Garten, der alle Pflanzenspecies Japans enthalten soll. Die Stadt ist der Hauptsitz der japan. Industrie und einer der größten und reichsten Handelsplätze, wo nicht der bedeutendste des ganzen Reichs, mit großen Magazinen aller japan. Boden- und Industrie-

erzeugnisse, namentlich für Seidenwaaren, Porzellan, irdenes Geschirr, Todtenurnen, Saki, Baumwollmanufacte, Eisen u. s. w. Man schmilzt hier Kupfer, prägt Gold, gießt Bronze, druckt Bücher, webt die reichsten Stoffe mit Gold- und Silberblumen, bereitet die besten und seltensten Farben, verfertigt die kunstreichsten Schnitzereien und alle Arten musikalischer Instrumente, Spielwaaren u. s. w. Die Zahl der Einwohner wird, sehr verschieden, auf 150000, 320000 und sogar 400000 angegeben. Der Vorhafen Hiogo oder Fiogo liegt unweit südlich der Stadt und zählt 20000 E. Es wohnen in O., dem japan. Venedig, nicht nur die reichsten Kaufleute und geschicktesten Künstler, sondern es gilt die Stadt auch als ein Ort der Wonne, als der eigentliche Sammelplatz aller japan. Belustigungen. Daher strömen hier allezeit die vergnügungslustigsten und üppigsten Japanesen des ganzen Reichs zusammen, und viele Reiche und Wohlhabende nehmen hier bleibenden oder vorübergehenden Aufenthalt. Jeder der Fürsten und Herren der südl. und westl. Provinzen hat in O. eine Behausung und eine angemessene Dienerschaft. Durch seinen ausgezeichneten Hafen und seine vorzüglich günstige commerzielle Lage in der Mitte zwischen Nagasaki und Jedo, am «japan. Binnenmeer», sowie durch die Nähe von Miako, dem Mittelpunkt des japan. Culturlebens, zog O. besonders die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. Schon in dem 1. Jan. 1863 zu Jedo geschlossenen Vertrage des Lord Elgin wurde die Eröffnung des Hafens Hiogo für brit., nordamerik., franz. und niederländ. Schiffe stipulirt. Allein erst infolge einer bewaffneten Negociation erlangten die Vertreter der genannten Flaggen 25. Nov. 1865 vom Kaiser (Mikado) die Eröffnung der Häfen O. und Hiogo, die dann 1. Jan. 1866 erfolgte. Auch wurde gemäß dem Vertrage vom 25. Juni 1866, nebst der Abänderung des Tarifs, den Ausländern die Errichtung von Entrepots in diesen wie in den andern Freihäfen Japans und den Einheimischen volle Handelsfreiheit mit dem Auslande zugestanden.

Osann (Emil), ein besonders um die Balneologie verdienter Arzt, geb. 25. Mai 1787 zu Weimar, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich nach dem Vorbilde seines großen Oheims, Hufeland, dem Studium der Heilkunde, welche er in Jena begann und in Göttingen fortsetzte. Nachdem er in Jena 1809 die Doctorwürde erlangt, ging er als praktischer Arzt nach Berlin und wurde hier 1810 Assistenzarzt an dem poliklinischen Institute, 1814 außerord. Professor an der Militärakademie, 1815 Privatdocent und 1818 außerord. Professor der Medicin an der Universität, 1824 ord. Professor an der Militärakademie und 1826 an der Universität, 1838 aber Geh. Medicinalrath. Durch seine Verheirathung mit Hufeland's Tochter war er mit diesem in eine noch engere Verbindung getreten. Er starb 11. Jan. 1842. O. gilt namentlich als wissenschaftlicher Begründer der Balneologie. Sein Hauptwerk ist die «Physikalisch-medic. Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas» (Bd. 1 und 2, 2. Aufl., Berl. 1839—41; Bd. 3, bearbeitet von Zarbel, 1842—43). — Sein jüngerer Bruder, Gottfried Wilhelm O., geb. 26. Oct. 1797 zu Weimar, seit 1823 Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat, seit 1828 Professor der Physik und Chemie zu Würzburg, gest. daselbst 9. Sept. 1866, hat sich durch eine Reihe chem. und physik. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Beiträge zur Chemie und Physik» (Jena 1822—24) und «Neue Beiträge zur Chemie und Physik» (Würzb. 1843—47); «Meßkunst der chem. Elemente» (2. Aufl., Jena 1830); «Handbuch der theoretischen Chemie» (Bd. 1, Jena 1827); «Erfahrungen im Gebiete des Galvanismus» (Erl. 1853); «Die Kohlenbatterie in verbesserter Form» (Erl. 1857) u. s. w. — Ein dritter Bruder, Friedrich Gotthilf O., geb. 22. Aug. 1794 zu Weimar, wirkte seit 1825 ununterbrochen als Professor der alten Literatur zu Gießen, wo er 30. Nov. 1858 starb. Derselbe hat sich vorzugsweise um die Epigraphik und Literaturgeschichte der Alten Verdienst erworben. Die Ergebnisse seiner epigraphischen Forschungen legte er hauptsächlich in der «Sylloge inscriptionum antiquarum» (10 Hefte, Darmst. 1822—34) und in dem «Midas» (Darmst. 1830) nieder. Die Kritik und Geschichte der Literatur des Alterthums betreffen, außer vielen kleinern Arbeiten, die «Beiträge für Geschichte der griech. und röm. Literatur» (2 Bde., Darmst. 1835—39). Außerdem machte er sich verdient durch kritische Ausgaben mehrerer griech. und röm. Schriften sowie durch schätzbare Beiträge zur griech. Lexikographie und lat. Grammatik.

Osborne (Schloß), s. Wight (Insel).

Oschatz, alte Stadt im Kreisdirectionsbezirk Leipzig des Königreichs Sachsen, an der Döllnitz und der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts sowie einer Superintendentur und zählt (1864) 5716 E. Der Ort hat seit dem großen Brande von 1842 ein sehr freundliches Aussehen gewonnen. Unter den Bauwerken sind besonders die neue zweithürmige

Kirche, seit 1846 nach den Entwürfen Heideloff's in goth. Stile neu aufgeführt, und das stattliche Rathhaus hervorzuheben. Hauptgegenstände der sehr belebten Industrie sind Wollspinnerei und Tuchfabrikation. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn führt in der Nähe der Stadt auf einem 734 Ellen langen, auf 26 Pfeilern ruhenden Viaduct über das Döllnitzthal. Etwa 2 St. im Westen von O. erhebt sich inmitten der welligen Ebene isolirt der Kolmberg zu 957 F. Meereshöhe, der seit 1855 mit einem Thurme versehen ist, welcher nach allen Seiten hin eine weite Rundsicht gewährt. 1 M. südsüdwestlich von O. liegt ebenfalls an der Döllnitz das Städtchen Mügeln, Gerichtsamtsitz mit 2562 E. und einem sehr besuchten Jahrmarkt (Stoppelmarkt).

Oscillation, s. Schwingung.

Oesel oder Oesell, eine 47 Q.-M. große, zum russ. Gouvernement Livland gehörige, sehr fruchtbare Insel, vor dem Eingange des Rigaer Meerbusens, der Insel Dagö gegenüber, hat 35000 E., die, mit Ausnahme des Adels, der Geistlichkeit und der Bürger, welche Deutsche sind, zu der estnischen Nation gehören. Die Insel, eine von wenigen Hügeln unterbrochene Oberfläche, hat hohe Ufer, eine Menge Bäche und Teiche und nicht unbedeutende Waldstrecken. Getreide gedeiht vortrefflich. Die Einwohner betreiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht, aber auch Handel, Fischfang und Jagd. Im Frühlinge werden hier viele Schwäne geschossen. Die einzige Stadt der Insel ist Arensburg (s. d.). Nahe der Stadt liegt das vormalige bischöfl. Schloß, eine herrlich erhaltene Ruine aus der Zeit der livländ. Schwertritter. Die Bewohner der Insel waren in alter Zeit als wilde Seeräuber gefürchtet. In der Geschichte wird sie zuerst durch den dän. König Waldemar bekannt, der sie 1206 und nochmals 1221 eroberte. Erst Albert von Buxhövden, dem dritten Bischof von Leal in Estland, gelang es 1227, die Bewohner zu unterwerfen und zum Christenthum zu bekehren. Dann theilweise dem Deutschen Ritterorden unterworfen, stand O. über 300 J. unter der Herrschaft der Bischöfe, die seit 1290 ihr Bisthum auch nach der Insel benannten. Der letzte Bischof, Johann von Münchhausen, verkaufte die Insel 1559 an Dänemark. Seitdem blieb sie dän. Provinz bis 1645, wo sie an Schweden abgetreten ward. 1721 kam sie mit Livland an Rußland. Sie bildet mit der Insel Moon (3⅜ Q.-M.) und einigen kleinern Eilanden, wie Runö u. a., den livländ. Kreis Arensburg, während die Inseln Dagö oder Dagden (20⅜ Q.-M.), Worms (1⅜ Q.-M.) und Nuköe (1⅜ Q.-M.) zu Estland gehören.

Osenbrüggen (Eduard), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 24. Dec. 1809 zu Uetersen in Holstein, besuchte von 1827—30 das Gymnasium zu Hildesheim und studirte dann zu Kiel und Leipzig 1830—35 Philologie mit besonderer Vorliebe für röm. Geschichte und Alterthümer. Nachdem er 1835 in Kiel promovirt, habilitirte er sich noch in demselben Jahre an der dortigen Universität, an der er Vorträge über röm. Alterthümer, Reden Cicero's u. s. w. hielt. Durch Uebernahme der Bearbeitung der Novellen für die Kriegel'sche Ausgabe des «Corpus juris civilis» (Bd. 3, Lpz. 1840) wurde er jedoch der Jurisprudenz zugeführt, der er sich fortan vollständig zuwandte. 1843 folgte er einem Rufe nach Dorpat als ord. Professor des Criminalrechts, der Rechtsgeschichte und jurist. Literatur. Er erfreute sich hier alsbald als Lehrer der allgemeinsten Achtung, sah sich aber 1851 infolge von Mishelligkeiten mit dem Universitätscuratorium und der russ. Regierung genöthigt, sein Amt aufzugeben und die Ostseeprovinzen zu verlassen. Bald darauf erhielt er einen Ruf als Professor des Strafrechts an die Hochschule zu Zürich, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. In der Ueberzeugung, daß das deutsche Strafrecht viel deutscher werden müsse, als es in seiner gemeinrechtlichen Gestalt gewesen, widmete er sich seitdem eingehenden Forschungen nicht nur auf dem Gebiet der deutschen Strafrechtsgeschichte, sondern des deutschen Rechts überhaupt. Die von ihm auf seinen Ferienwanderungen in den Alpenlandschaften gewonnenen Anschauungen des Rechtslebens, als einer bisher nur wenig beachteten Seite des Volkslebens, theilte er in den «Culturhistor. Bildern aus der Schweiz» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1867; Bd. 2, 1865) für ein größeres Publikum mit. Von O.'s Arbeiten aus der ersten Zeit seines wissenschaftlichen Wirkens sind, außer der erwähnten Ausgabe der Novellen, noch die Schriften «De iure belli et pacis Romanorum» (Kiel 1836), «Das altröm. Paricidium» (Lpz. 1841) und «Zur Interpretation des Corpus juris» (Kiel 1842) sowie die Ausgabe der Ciceronianischen Reden «Pro Milone» (Hamb. 1841) und «Pro Roscio Amerino» (Braunschw. 1844) hervorzuheben. Diesen folgten seitdem eine Reihe zum Theil als vorzüglich anerkannter criminalistischer und rechtsgeschichtlicher Schriften, von denen namentlich hervorzuheben sind: die «Theorie und Praxis des livländ., estländ. und kurländ. Criminalrechts» (2 Thle., Dorpat 1846); «Die Brandstiftung» (Lpz. 1854); «Casuistik des Criminalrechts» (Schaffh. 1854); «Abhandlungen aus dem deutschen Strafrecht» (Bd. 1, Erl.

1857); «Der Hausfrieden» (Erl. 1857); ferner: «Deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz» (Heft 1—3, Zür. 1858—59); «Das Alemannische Strafrecht» (Schaffh. 1860); «Das Strafrecht der Langobarden» (Schaffh. 1863); «Rechtsalterthümer aus österr. Pantaidingen» (Wien 1863); «Die Gastgerichte des deutschen Mittelalters» (1865) u. s. w.

Oeser (Adam Friedr.), Frescomaler, geb. 1717 zu Presburg in Ungarn von evang. Aeltern sächs. Nation, widmete sich in Wien den bildenden Künsten und hatte im Bossiren Rafael Donner zum Lehrer. Später entschied er sich für die Malerei und ging 1739 nach Dresden, wo sich damals Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Hier wurde er auch mit Winckelmann bekannt und vertraut, und es gebührt ihm der Ruhm, dessen erste Schritte im Studium der alten Kunst geleitet zu haben. Für O. selbst, der sich hauptsächlich auf Frescomalerei legte, war die Bekanntschaft mit Ludw. Sylvestre sehr förderlich. Während des Siebenjährigen Kriegs hielt er sich meist zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende dieses Kriegs ging er nach Leipzig und wurde hier Director der neuen Zeichen-, Malerei- und Architekturakademie, nachdem er schon vorher den Titel als Professor der dresdener Kunstakademie und kursächs. Hofmaler erhalten hatte. Große Verdienste erwarb er sich in Leipzig durch die Bildung vieler Zöglinge, zu welchen auch Goethe einige Zeit gehörte, der mit höchster Achtung von O. spricht. Auch finden sich daselbst mehrere seiner besten Arbeiten; so z. B. die Frescogemälde in der Nikolaikirche. Sein Hauptverdienst ist indessen negativer Art, der beständige Kampf gegen die Manier und die Unwahrheit der damaligen Kunst. Höhere Energie hat O. nicht entwickelt. Dafür sind verständige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Composition, skizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen die charakteristischen Eigenschaften seiner Gemälde, unter denen die allegorischen den Vorzug verdienen. Nur geringe Erfolge erreichte O. dagegen als Bildhauer. Das Alter hatte seinen Geist und seine Thätigkeit nicht geschwächt, und noch wenige Tage vor seinem Tode, der 18. März 1799 erfolgte, hatte er einen Christuskopf vollendet. Viele seiner Werke sind gestochen.

Oserow (Wladislaw Alexandrowitsch), russ. Trauerspieldichter, ward im Gouvernement Twer 29. Sept. 1770 geboren. In seinem 7. J. kam er in das Landcadettencorps, wo er 12 J. blieb und große Fähigkeiten bewies. Nach seinem Austritt ging er als Lieutenant in die Armee über. Er blieb mehrere Jahre im Kriegsdienst, stieg bis zum Generalmajor und wurde dann Mitglied des Forstdepartements. O. starb auf seinem Landsitz im Gouvernement Twer 5. (17.) Oct. 1816. Von seinen im franz.-classischen Stil gehaltenen Trauerspielen gelten «Oedip in Athen» (1804), «Dmitri Donskoi» (1807) und «Polyxena» (1809) für die besten. Außerdem schrieb er mehrere lyrische Gedichte und übersetzte die «Sendschreiben der Heloise an Abälard» von Colardeau. Eine vollständige Sammlung seiner Werke nebst Biographie gab Fürst Wjäsemskij (2 Bde., Petersb. 1818; neue Aufl. 1857) heraus.

Osiander (Andr.), eigentlich Hosemann, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und eifriger Anhänger der Reformation, geb. 1498 zu Gunzenhausen bei Nürnberg, bildete sich zu Ingolstadt und Wittenberg. Als erster evang. Prediger zu Nürnberg war er hier besonders thätig für die Einführung der Reformation (1522), und seinen Eifer für das Lutherthum zeigte er durch die Theilnahme an dem Kampfe gegen die Abendmahlslehre Zwingli's. Er nahm auch theil an dem Gespräche zu Marburg (1529) und war auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 gegenwärtig. Weil er jedoch dem Augsburger Interim sich nicht fügen wollte (1548), mußte er sein Amt in Nürnberg aufgeben. Vom Herzoge Albrecht von Preußen, auf den er früher durch eine Predigt großen Eindruck gemacht, wurde er nun als Prediger und erster Professor der Theologie an die neugestiftete Universität zu Königsberg berufen, später auch zum Vicepräsidenten des samländ. Bisthums ernannt. Indeß gerieth er hier schon 1549 in einen theol. Streit über das Fundamentaldogma des Protestantismus, die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. O. beschrieb nämlich, im Anschlusse an ähnliche Aeußerungen Luther's aus früherer Zeit, in einer Disputation «De lege et evangelio», die Rechtfertigung nicht als einen gerichtlichen Act in Gott (als ein objectives Gerechterklären des Sünders oder als äußere Zurechnung der Gerechtigkeit Christi), sondern als innere sittlich-religiöse Erneuerung des Menschen durch seine Einpflanzung in Christi Gemeinschaft und durch die mystische Einwohnung der Gerechtigkeit Christi, welche als neues Lebensprincip in den Gläubigen walte. Zu seinen Gegnern gehörte vornehmlich Martin Chemnitz. Schon war durch die Bemühungen des Herzogs Albrecht von Preußen der Friede zwischen den Parteien vermittelt (1551), als O. durch die Herausgabe neuer Schriften die Spaltung wieder erneuerte und durch seine Angriffe auf Melanchthon, als den Hauptvertreter der juridischen Rechtfertigungslehre, den Haß seiner Gegner,

die ihm dafür Rückfall in kath. Anschauungen vorwarfen, noch stärker als zuvor auf sich heraufbeschwor. Auch nach O.'s Tode, der 1562 erfolgte, spann sich der Streit fort, bis 1566 alle Osiandristen entsetzt wurden. Das Corpus doctrinae Prutenicum (1567) verbannte den Osiandrismus auf ewige Zeiten aus Preußen, und noch die Concordienformel enthält einen eigenen Abschnitt gegen O. Vgl. Wilken, «Andr. O.'s Leben, Lehre und Schriften» (Strals. 1844). — Lukas O. der Aeltere, ein Sohn des vorigen, geb. 1534 zu Nürnberg, hier und in Königsberg gebildet, ward 1555 Diakonus zu Göppingen, 1567 Hofprediger des Herzogs Friedrich von Würtemberg, fiel aber späterhin in Ungnade, wurde Pastor in Eßlingen und kam dann nach Stuttgart, wo er 1604 starb. Er betheiligte sich an mehrern Colloquien, namentlich zu Maulbronn (1564) und zu Mömpelgard (1586), verfaßte mit Balthasar Bidembach den ersten Aufsatz zur Maulbronnischen Friedensformel und hinterließ mehrere polemische Schriften. — Lukas O. der Jüngere, der Sohn des vorigen, geb. 1562 zu Stuttgart, studirte in Tübingen, ward 1587 Pfarrer zu Göppingen, später Abt zu Maulbronn und starb 1638 als Propst und Kanzler zu Tübingen. Er war ein heftiger Polemiker, wie aus seinem Kampfe mit den gießener Theologen über die communicatio idiomatum und aus seinen «Bedenken gegen Arnd's wahres Christenthum» (Tüb. 1623) erhellt. Die Zeitgenossen urtheilten von ihm, der Heilige Geist sei auf ihn in Gestalt eines Raben statt einer Taube herabgekommen.

Osinski (Ludw.), einer der ausgezeichnetsten unter den neuern Dichtern und Rednern Polens, geb. 1775 in Podlachien, erhielt seinen ersten Unterricht auf der von den Piaristen geleiteten Schule zu Lomza und stand im Begriff, in den geistlichen Orden der Piaristen zu treten, als die Ereignisse im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ihn von diesem Entschluß abwendeten und seiner ursprünglichen Neigung zu den schönen Wissenschaften folgen ließen. Nachdem er 1799 mit einigen zum Theil abenteuerlichen poetischen Versuchen aufgetreten, nahm seine Muse einen sehr schnellen Aufschwung, und schon 1801—4 erschienen im Versmaße des Originals seine meisterhaften Uebersetzungen von Corneille's Tragödien. Er hatte sich dabei für Geist und Form die strengsten Regeln auferlegt, und die technische Vollendung des Versbaues sowie der bisher im Polnischen nicht gekannte Zauber der Diction erregten allgemeine Begeisterung und übten auch Einfluß auf die theatralische Darstellung. In diese Zeit fiel auch O.'s Freundschaftsbund mit Franz Xaver Dmochowski, dem Uebersetzer der «Ilias», der sehr günstig auf dessen fernere Geistesrichtung einwirkte. Bei Errichtung des Herzogthums Warschau in den Staatsdienst berufen, bekleidete er den Posten eines Generalsecretärs in der Justizcommission und später den eines Greffier im Cassationsgerichte. Ungeachtet seiner umfassenden Amtsgeschäfte bereicherte er in dieser Zeit die poln. Literatur durch Uebersetzungen aus dem Französischen und viele treffliche Gedichte, in denen die Sprache in den glänzendsten Farben spielt. Dahin gehören die schwungvolle Ode an Kopernicus sowie verschiedene Reden, namentlich die berühmte Vertheidigung des vor ein Kriegsgericht gestellten Obersten Siemianowski, deren Beredsamkeit die Richter zur Freisprechung des auf den Tod Angeklagten bewog. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, des um die poln. Bühne zu Warschau verdienten A. Boguslawski, übernahm er deren Verwaltung. Das Theater als ein öffentliches Bildungsmittel betrachtend, suchte er die Anstalt auf das uneigennützigste zu heben. Er trat darum auch ebenso arm aus der Verwaltung, als er dieselbe angetreten. Nach der Errichtung der Universität zu Warschau hielt er Vorlesungen über allgemeine Literatur vor einem gewählten Kreise. Wiewol O. in den Ansichten Laharpe's befangen war, trugen doch diese Vorträge viel dazu bei, die Jugend für geistige Bildung zu ermuntern. In den letzten Jahren seines Lebens bekleidete O. noch das Amt eines Referendars im Staatsrath für die Abtheilung des öffentlichen Unterrichts und das eines Raths im Erziehungsconseil. Er starb 27. Nov. 1838.

Osiris, in der ägypt. Mythologie der älteste Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea), der Gemahl seiner Schwester Isis, der Bruder des ältern Horus (Haroeris), des Set (Typhon) und der Nephthys, zeugte mit der Isis den (jüngern) Horus. Er war ursprünglich der Localgott in der Stadt This in Oberägypten, der ältesten Residenz der ägypt. Könige, und als solcher eine Form des jederzeit in Aegypten am höchsten verehrten Sonnengottes Ra. Von This aus wurde sein Dienst am frühesten und allgemeinsten über ganz Aegypten verbreitet. Bei der Feststellung der verschiedenen ägypt. Götterreihen wurde er mit Vater und Sohn in die erste Götterdynastie gesetzt. So erscheint er bei Manethôs und auf den ägypt. Monumenten, obgleich er von Herodot der dritten und letzten Götterordnung zugezählt wird. Der Mythus von O. ist der einzige größere, der sich in Aegypten seit alter Zeit ausgebildet hat und vielfach auch zu den Griechen gebracht und hier umgebildet worden ist. Plutarch erzählt den Mythus also: Als O.

zur Regierung kam, führte er in Aegypten den Feldbau, Gesetze und Götterverehrung ein. Darauf durchzog er, wie Dionysos, auch andere Länder und entwildete sie. Sein Bruder Typhon war Statthalter. Dieser verschwor sich mit 72 Männern und einer äthiopischen Königin Aso, und als O. zurückgekehrt, brachte Typhon beim Gastmahl eine kunstreiche Lade, die er dem zum Geschenk versprach, der sie genau ausfüllen würde. Dies geschah, als sich O. hineinlegte. Die Verschworenen verschlossen dann die Lade mit Nägeln und warfen sie in den Fluß, der sie durch die Tanitische Mündung ins Meer trug. Isis irrte nun umher, um die Lade zu suchen. Sie erfuhr endlich, daß diese in Byblos ans Land getrieben sei. Dort war eine Erika um die Lade oder den Sarg gewachsen, und diesen Stamm hatte der König des Landes als Stütze unter sein Dach gesetzt. Die Göttin erhält nun den Sarg zurück, führt ihn wieder nach Aegypten und nimmt auch den Sohn des Königs von Byblos, den sie gesäugt, mit sich. Dieser hieß Palaistinos oder Pelusios und stirbt durch einen zornigen Blick der Isis, als er ihre Klagen belauschte. Die Göttin geht nach Buto, wo ihr Sohn Horus erzogen ward. Indessen findet Typhon auf der Jagd den Sarg des O., zerstückelt seinen Körper in 14 Theile und streut sie umher. Isis sucht sie wieder zusammen und begräbt jeden Theil da, wo sie ihn findet: daher die vielen Osirisgräber in Aegypten. Nur das Schamglied findet sie nicht; die Fische hatten es verzehrt. Nun kehrt O. aus der Unterwelt (deren Fürst er geworden) zurück und rüstet seinen Sohn Horus zum Streite gegen Typhon aus. Dieser wird von Horus, dem Rächer seines Vaters, besiegt und der Isis übergeben. Diese läßt ihn aber wieder frei. Horus erzürnt reißt ihr die Krone vom Haupte, und Typhon wird in zwei neuen Schlachten besiegt. Dieser Mythus hat noch verschiedene andere Variationen und zahlreiche Auslegungen von den Alten selbst erhalten. Die Vielseitigkeit liegt im Wesen des Mythus selbst. Die beiden wesentlichsten Seiten des Osirismythus sind der Naturmythus, der sich auf die wechselnden Erscheinungen des ägypt. Jahres bezieht, und der histor. Mythus, der sich auf die Unterjochung Aegyptens durch die Hyksos und deren Vertreibung nach Palästina bezieht. Auf den ägypt. Denkmälern erscheint O. als Fürst und Richter in der Unterwelt. Gewöhnlich sitzt er als Mumie eingewickelt, doch mit Krummstab und Geisel, auf dem Haupte eine Mütze, mit Straußfedern zu beiden Seiten. Die Griechen verglichen ihn mit ihrem Dionysos oder Bacchus.

Oskar (Jos. Franz), König von Schweden und Norwegen, 1844—1859, Sohn und Nachfolger Karl's XIV. Johann (s. d.), wurde in Paris 4. Juli 1799 geboren. Mit seinem Vater, dem erwählten Thronfolger, kam er 1810 nach Schweden, erhielt sogleich den Titel eines Herzogs von Södermanland und wurde bei der Thronbesteigung seines Vaters (1818) Kronprinz. Von schwed. Lehrern, zu denen auch Atterbom gehörte, erhielt er eine vielseitige gelehrte Bildung, auch eignete er sich die schwed. Sprache vollkommen an. Dabei entwickelte er für Musik ausgezeichnete Anlagen, sodaß er selbst mehrere werthvolle Compositionen lieferte, z. B. eine Oper, «Ryno», Lieder, Märsche, Walzer. Am 19. Juli 1823 vermählte er sich mit Josephine Maximiliane Auguste Eugenie (geb. 14. März 1807), einer Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, die durch ihre persönliche Anmuth und die Einfachheit und Sanftmuth ihres Wesens große Popularität gewann. Wie daheim, wo er stets mit würdevollem Anstand und ernster Hoheit auftrat, erwarb sich der Prinz auch auf seinen Reisen in Dänemark, Deutschland, der Schweiz, Italien (1822 und 1852) und in Rußland (1830) Achtung und Zuneigung. Er verfaßte nicht nur selbst die Reglements für mehrere Regimenter, sondern trat auch öffentlich als Schriftsteller auf. So schrieb er eine Abhandlung über Volkserziehung, die 1839 in der schwed. Staatszeitung abgedruckt wurde, und nachher «Ueber Strafe und Strafanstalten» (Stockh. 1841; deutsch von A. von Treskow, mit Einleitung und Anmerkungen von N. H. Julius, Lpz. 1841). Als der Tod seines Vaters 8. März 1844 ihn auf den Thron berief, ließ er mehrere zeitgemäße Reformen in liberalem Sinne den versammelten Ständen zur Berathung und Beschlußnahme vorlegen; doch ging er hierbei vorsichtiger zu Werke, als man erwartet hatte. Er ergriff die Initiative in der Verfassungsreform (seit 1846), beseitigte auch manche Fessel, die auf dem Zunft- und Gewerbwesen lastete, aber die Ergebnisse der durch ihn veranlaßten Berathungen über die Revision der Verfassung entsprachen den Erwartungen nicht. Wegen Kränklichkeit unternahm er 1852 mit seiner Familie eine Reise ins Ausland und hielt sich unter anderm längere Zeit im Bade Kissingen auf. Nach der Rückkehr erkrankte erst sein zweiter Sohn, der rasch dahinstarb, und kurz darauf wurde auch der König selbst von einer Krankheit ergriffen, von der er nie wieder genas. Nach langem Siechthum starb er 8. Juli 1859. Aus seiner Ehe gingen hervor: der Thronfolger König Johann XV. (s. d.); Prinz Gustav, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827, gest. 24. Sept. 1852; Prinz Oskar, Herzog von Ostgoth-

land, geb. 21. Jan. 1829, vermählt seit 1857 mit der nassauischen Prinzessin Sophie (geb. 9. Juli 1836), aus welcher Ehe vier Söhne entsprangen; Prinz Nikolaus August, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831, vermählt seit 1864 mit der sachsen-altenburg. Prinzessin Therese (geb. 21. Dec. 1836); Prinzessin Charlotte Eugenie, geb. 24. April 1830.

Osker, bei den Römern Osci oder Opsci, von den Griechen Opiker genannt, ist der Name eines ital. Volks, welches in Campanien seinen Sitz hatte und mit den Ausonern nahe verwandt oder ein und dasselbe war. Als später von Norden her die Samniter seit 423 v. Chr. in Campanien eindrangen, ward der Name auf die Einwanderer übertragen. Da diese campanischen Samniter diejenige samnitische Völkerschaft bildeten, mit der sowol Hellenen als Römer zuerst zusammenstießen, wurde der Name O. und oskische Sprache später auch auf alle übrigen ähnlichen oder gleichstammigen Völker und Dialekte ausgedehnt. Das Gebiet der oskischen Sprache umfaßte in mehrern, nur wenig verschiedenen Mundarten die Samniter, Frentaner, die nördl. Apuler, die Hirpiner, Campaner, Lucaner, Bruttier und Mamertiner, also sämmtliche samnitische Stämme, weshalb die Sprache wol richtiger die samnitische oder sabinische genannt wird. Die nördlich von der Silarusmündung gelegenen Stämme waren rein samnitisch, der südliche und ebenso die Gegend um den Golf von Neapel war griech.-samnitisch gemischt. Durch die Siege der Römer über die Samniter und die Ertheilung der Civität an alle Italiker wurde um 88 v. Chr. dem officiellen Gebrauche der oskischen Sprache ein Ende gemacht; doch wurde sie zur Zeit Varro's noch auf dem Lande, zur Zeit des Untergangs von Herculanum und Pompeji aber nur noch von einzelnen gesprochen. Zur Zeit ihrer Blüte, seit Mitte des 4. Jahrh. v. Chr., war die oskische Sprache weit mehr als ein gewöhnlicher Jargon; auch besaßen die oskischen Völker eine Kunst und Literatur, welche der römischen, wie sie um 100 v. Chr. war, jedenfalls nicht nachstand und wahrscheinlich auf die calabrischen Dichter Ennius und Pacuvius sowie den Campaner Lucilius nicht ohne Einfluß gewesen ist. Sichere Kunde haben wir von einer den Campanern eigenthümlichen poetischen Schöpfung, einer Gattung ungeschriebener, regelmäßig wohl improvisirter Possenspiele mit festen Rollen und wechselnden Situationen, welche um 304 nach Rom verpflanzt, hier aber nicht in oskischer, sondern in lat. Sprache nachgebildet wurden. In Rom hießen dieselben von der Stadt Atella, dem Schilda der Römer, Atellanen (s. d.). Außer einer ziemlichen Anzahl von Münzen mit oskischen Legenden ist noch eine Reihe von Inschriften in oskischer Sprache vorhanden, unter denen der Stein von Abella und die sog. Bantinische Tafel auch für Cultur- und Rechtsgeschichte von Wichtigkeit sind. (S. Italische Völker und Sprachen.)

Osmanisches Reich. Das Osmanische Reich, gewöhnlich Türkisches Reich oder Türkei genannt, umfaßt ungefähr die Ländermasse, welche früher das oström. Weltreich bildete und im wesentlichen aus dem Saume der Osthälfte des Mittelmeeres nebst den darangrenzenden Binnenländern besteht. Diese ohne natürliche Gemeinsamkeit ursprünglich durch äußere Gewalt zusammengebrachten und trotz mancher Sonderschicksale in ihrer Verbindung erhaltenen Gebiete vertheilen sich über die drei Erdtheile der Alten Welt, und zwar so, daß auf Asien der räumlich größte, auf Afrika der an Production reichste und auf Europa der politisch wichtigste Antheil fällt. Nach den gebräuchlichsten Benennungen sind es die folgenden Länder: 1) in Europa die Balkanhalbinsel nebst den norddanubischen Fürstenthümern der Moldau und Walachei, aber mit Ausschluß des 1830 abgetrennten Hellen. Königreichs, eine Bodenfläche von 9335 Q.-M.; 2) in Asien die anatolische Halbinsel, das Hochland Armenien, Syrien, Mesopotamien, Kurdistan, das arab. Irak und ein Theil der Halbinsel Arabien, außer den weiten Wüstengegenden 25000 Q.-M. Culturlandes; 3) in Afrika Aegypten mit Nubien und Kordofan, die Regentschaft Tripolis mit Fezzan und diejenige von Tunis mit den dazugehörigen Kabylenländern, im ganzen etwa 20000 Q.-M. Die Monarchie erstreckt sich also über einen Raum von beinahe 55000 Q.-M. Die Grenzen sind da, wo sie nicht durch Meere bezeichnet werden, zum Theil sehr unsicher, namentlich gegen Süden, wo sie sich in den afrik. und arab. Wüsten verlieren. Aber auch im Innern, in Syrien, in Mesopotamien, in Kurdistan, sichern Wüsteneien und rauhe Gebirgsgegenden zahlreichen Wanderstämmen die Autonomie, welche sich oft sogar zu einer Art von Hoheitsrecht über den nahen Saum des Culturlandes gestaltet. Von einer Integrität des türk. Gebiets kann da kaum die Rede sein. Festgestellt dagegen ist die hauptsächlich durch Sau und Donau gebildete Landgrenze der europ. Türkei gegen Oesterreich sowie die durch den Pruth bezeichnete gegen das russ. Bessarabien; nicht minder in Asien gegen die transkaukas. Provinzen Rußlands und gegen das pers. Reich, endlich in Afrika gegen das franz. Algerien.

Der Mannichfaltigkeit des innerhalb dieser Grenzen fallenden Gebiets entspricht die Be-

völkerung. Die Türken oder Osmanen, welche als herrschender Stamm dem Ganzen den Namen ertheilt haben, machen keineswegs die größere Zahl der Staatsangehörigen aus, wenn ihnen auch inmitten der unter dem Scepter des Sultans vereinigten Nationen der Vorzug der relativen Mehrheit zusteht. Keins der türk. Länder wird von ihnen ausschließlich besessen, sowie es außer Mittel- und Nordarabien überhaupt keine türk. Provinz mit ungemischter Bevölkerung gibt, sondern fast überall die mohammed. Eroberer mit den Nachkommen christl. Voreinwohner und mit Juden zusammenleben. In Kleinasien, Armenien und einigen der wichtigsten Städte Rumeliens bilden die Osmanen den vorwiegenden Theil der Einwohnerschaft, in den übrigen Theilen der europ. Türkei aber die Griechen sowie die verschiedenen slaw., walach. und albanes. Stämme, in Syrien, Arabien, Irak, Mesopotamien, Aegypten, Tripolis und Tunis die Araber und Berbern und in Kurdistan die Kurden. Ueber der Statistik aller dieser Völker schwebt noch immer eine große Ungewißheit, und in Ermangelung authentischer Angaben hat man sich mit Abschätzungen zu begnügen, von denen die hier folgende der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag. In der europ. Türkei leben: 1) Türken 1,000000; 2) Griechen 1,000000; 3) Slawen (Serben 885000, Bosnier, Raizen und Herzegowiner 1,700000, Bulgaren 3,000000) 5,585000; 4) Rumänen (Walachei 2,420000, Moldau 1,605000, Serbien 104343, Bulgarien 73000, Zinzaren 200000) 4,402343; 5) Albanesen 1,310000; 6) Zigeuner 290000; 7) Armenier 435000; 8) Juden 70000. Die ganze Bevölkerung der europ. Türkei berechnet sich demnach auf 14,092343 Seelen. — In den asiat. Ländern des Reichs leben: 1) Türken, Turkmanen und Juruk 8,000000; 2) Araber (Syrien und Irak 1,500000, Arabien 2,000000) 3,500000; 3) Kurden 800000; 4) Zigeuner 100000; 5) Griechen 1,000000; 6) Armenier 2,000000; 7) Katholiken und unirte Kirchen 640000; 8) Drusen, Noßairier, Metuali und Jeziden 125000; 9) Juden 100000. Sonach beläuft sich die ganze Bevölkerung der asiat. Provinzen auf 16,265000 Seelen. — In Afrika leben in den der türk. Herrschaft unterworfenen Ländern: 1) Araber und Berbern 2,500000; 2) Neger und Kabylen 1,500000, im ganzen 4,000000 Seelen. Die Gesammtbevölkerung der Türkei beträgt also wenig mehr als 34,000000 Seelen, von welchen 20,000000 dem Islam anhangen, 10,600000 zur griech., 3,000000 zur armen. und kath. Confession, und 400000 weder zur mohammed. noch zur christl. Religion gehören. Der Nationalität nach fallen auf die Türken 9,000000. Ihnen kommen am nächsten die Slawen, von denen 5,000000 dem Christenthum und 500000 (in Bosnien) dem Islam folgen, sodann die Rumänen von 4,500000 Seelen.

Die Länder der Türkei sind fast sämmtlich wie durch ihre Handel und Schiffahrt begünstigende Lage so auch durch Bodenreichthum ausgezeichnet. Freilich findet sich die Production und in ihrem Gefolge der Nationalreichthum durch die schmähliche Misregierung, welche seit Jahrhunderten namens der Pforte geübt wird, in ihrer Entwickelung nicht allein aufgehalten, sondern von einer höhern Stufe auf eine niedrigere zurückgeführt. Eine gewisse Bedeutung für den Welthandel wird dieser Production dennoch zugestanden werden müssen. Die folgende Zusammenstellung der Boden- und Gewerbserzeugnisse wird sowol auf die Naturbeschaffenheit der verschiedenen Gebiete wie auch auf den Handelsverkehr und den gegenwärtigen Culturzustand der Türkei einiges Licht werfen.

Die Gebirge Anatoliens wie der europ. Türkei übertreffen an Metallreichthum die ergiebigsten Minenländer Europas. Gebaut wird mit vorzugsweisem Erfolg auf Kupfer, Eisen, Silber und Blei; jedoch darf man nach der Ausbeute nicht die Fundgruben selbst beurtheilen, welche leicht das Sechsfache des gegenwärtigen Ertrags liefern würden. Außerdem besitzt der nordwestl. Theil Kleinasiens Kohlenlager von unerschöpflicher Mächtigkeit; aber die Schwierigkeit des Transports in den unwegsamen Gebirgen, die schlechte Organisation des Hüttenwesens, die Mangelhaftigkeit der den Bergbau betreffenden Gesetzgebung und die Unsicherheit der Gegend sind bis dahin Hindernisse gewesen, welche durch den erwarteten Gewinn nicht aufgewogen werden und die Speculation zurückschrecken. In das Ausland versendet die Türkei von Metallen nur Blei und ein vorzügliches Kupfer; außerdem von Mineralproducten Schmirgel und Meerschaum aus Anatolien, Natron und Bitumen aus Palästina. Wahrscheinlich werden in Zukunft die kostbaren Steine des Landes, der weiße Marmor mehrerer Inseln und der Westküste Anatoliens, verschiedene Breccien-, Steinsalz- und Gipslager ihre Stelle im Weltverkehr erobern.

Im Pflanzenreiche ist zunächst der Holzreichthum der anatol. Berge zu erwähnen, welche Aegypten, Syrien, die Inseln des Aegäischen und östl. Mittelmeeres mit Bauholz jeder Art versorgen, ohne daß eine Erschöpfung zu befürchten wäre. Dieser Vorzug setzt sich auch auf der rumelischen Seite des Bosporus fort und bestimmt im Strandschagebirge, im Balkan und dessen Ausläufern von Serbien, Bosnien und einem Theile Albaniens den eigentlichen Charakter der

Gegend. Jedoch fehlen auch hier noch die Vorbedingungen zur Verwerthung solcher Bodenschätze, deren Benutzung bis dahin auf das locale Bedürfniß beschränkt geblieben ist. Ungleich wichtiger sind daher die verschiedenen Nutzpflanzungen, von denen vor allen der Olivenbau zu nennen ist. Die Niederungen Thraziens, Südmacedonien, Thessalien, Albanien, die Inseln des Aegäischen und des Mittelmeeres, die westl. und südl. Abfälle des anatol. Plateaulandes und das ganze syrische Culturgebiet eignen sich für diese Anpflanzung, welche drei wichtige Handelsartikel liefert, nämlich: die dem Orientalen als Nahrungsmittel beinahe unentbehrliche eingemachte Frucht; das auch nach Europa vielfach ausgeführte Olivenöl; die aus dem letztern bereitete Seife. Kaum weniger ansehnlich ist der Wein- und Feigenbau. Mit Ausnahme höherer Plateauländer und eines Theils der südlichen asiat. und afrik. Besitzungen, fällt die ganze Türkei in die Sphäre, wo diese Gewächse gedeihen. Gleichwol vertragen nur die Weine einiger Inseln die Concurrenz Europas, und außerdem sind im Welthandel die Rosinen des alten Jonien sowie die getrockneten Feigen, für welche Smyrna der große Stapelplatz ist, von Wichtigkeit. Auch Tabad wird überall in der Türkei gebaut, und zwar zunächst für den ungeheuern innern Consum, dessen Besteuerung für die Pforte eine ergiebige Finanzquelle ist. Der durch den Krimkrieg gesteigerte Personenverkehr zwischen den Westmächten und der Türkei machte den türk. Tabad auch in Europa bekannt, und namentlich ist das macedon. Product unter dem Namen Stambulin ein bedeutender Ausfuhrartikel geworden; der nordsyrische Tabad (Cattakia) war längst, mindestens in Frankreich, bekannt und gesucht. Sehr verbreitet ist ferner die den Seidenbau bedingende Maulbeercultur. An der Seide läßt sich besonders deutlich der Rückschritt der türk. Industrie nachweisen. Während nach vor einem Jahrhundert die orient. Seidenzeuge in Europa eine große Rolle spielten, werden jetzt diese Fabrikate auf den eigenen Märkten vielfach von franz. und ital. Arbeit geschlagen, und die Ausfuhr ist auf das Gespinst, ja noch weiter auf den Cocon, also von dem höhern Kunstproduct auf das niedere und endlich auf das Rohproduct heruntergegangen. Dieses letztere wird aber von Beirut, dem Stapelplatz Mittelsyriens, von Brussa, der Hauptstadt des fruchtbaren Bithynien, und andern Orten in so beträchtlichen Quantitäten versandt, und die Qualität ist eine so vorzügliche, daß die Türkei immer unter den Seide hervorbringenden Ländern ihren ansehnlichen Platz behauptet. Aber auch an Cerealien ist die Türkei reich, und es sind als Kornländer in Europa die Moldau und Walachei, Bulgarien, die thraz., macedon. und thessal. Ebenen, in Asien die Hochplateaux Anatoliens und Armeniens, die Orontesebenen, der Hauran, die palästinensische Küstenebene u. s. w. zu nennen. Dieselben liefern an eigentlichen Mehlfrüchten hauptsächlich Weizen und Gerste, außerdem aber Sesam, Hirse, Hanf und Leinsamen sowie an gewissen Stellen Reis. Seit einigen Jahren hat der Baumwollbau daselbst einen gewaltigen Aufschwung genommen. Auch an Droguen ist die Türkei nicht arm. Die Südabhänge des Balkan erzeugen Rosenöl und Rosenwasser; Anatolien wie Rumelien führt viel Kreuzbeeren, vortrefflichen Krapp, Gulbahar, etwas Safran, viel Opium, Mastix, Salep, Tragant, Galläpfel, Lakritzensaft, Valoneaeicheln (Knoppern), Buchsbaum, Hanf und Flachs, Syrien Saflor, Scammonienharz, Seifenwurzel, Johannisbrot und Südfrüchte aus.

Kaum weniger wichtige Handelsartikel als das Pflanzenreich ergibt in der Türkei das Thierreich. Viele Arten von Pelzen liefern die Waldgebirge Anatoliens und Rumeliens auf den Markt, z. B. Marder, Fischotter, Biber, Füchse, Eichhorn, Iltis, Luchs, wilde Katze, Wolf, Schakal. Auch Häute werden in großer Zahl ausgeführt, und zwar sowol gegerbte von Büffeln, Ochsen und Schafen, wie auch ungegerbte von Rehen, Hasen, Lämmern, Ziegen, und zu kostbaren Vliesen verarbeitete von Angoraziegen und besondern Schafgattungen. Weniger zeichnet sich die Wolle durch Feinheit aus, jedoch findet sie in vielen Arten einheimischer Tuchstoffe und in den Teppichwirkereien ihre Verwendung. Eine große Rolle im innern wie im äußern Handel spielt die Schmelzbutter, der Käse, Talg, Wachs, Leim, verschiedene Hörner und Geweihe sowie Thierknochen. Mehrere Küstengegenden liefern getrocknete und gesalzene Fische und den im Orient so beliebten weißen Kaviar (Boutargue). Auch haben fast alle Provinzen einen Ueberfluß an Blutegeln, mit welchen der Orient einen beträchtlichen Theil des mittlern und südl. Europa versorgt.

Ueberhaupt wird in dem türk. Ausfuhrhandel die Industrie vom Rohproduct überwogen, ohne daß gleichwol jene ganz bedeutungslos wäre. Weltberühmt sind die smyrnaer Teppiche, deren Dauerhaftigkeit an Gewebe und Farben noch nicht in Europa hat erreicht werden können. Vorzüglich sind auch die mannichfaltigen geringern Arten, wie die turkmanischen, die bulgarischen und Ghedosteppiche; weniger bekannt, aber nicht minder ausgezeichnet die anatol. Filzdecken. An vielen Stellen werden nützliche tuchähnliche Wallstoffe für den Männeranzug unter dem Namen Schali, starke, theils rauhe, theils glatte Mantelzeuge (Aba), Wolldecken (Ihram), Lein-

wand und Baumwollzeug für Hemden (auch fertige solche), Badeschürzen, Handtücher, Kissenüberzüge von Baumwolle, zum Theil in Mustern abgepaßt und mit Seide brochirt, seidene Gürtel, halbseidene Atlaszeuge, Boucassins in verschiedenen Farben und anderes derart producirt, was dem gemeinen Manne die von Europa eingeführten Waaren noch heutzutage in vielen Gegenden überflüssig macht. Konstantinopel, Brussa, Aleppo, Damaskus und einige Orte Rumeliens sind berühmt wegen ihrer Posamentierarbeiten, Monastir wegen des sog. türkischen Garns, Tunis wegen seiner rothen Fes, seiner weißen Wollshawls und Burnusse, Syrien wegen seiner goldbrochirten Seidenstoffe, Tokat und Cypern wegen ihrer farbigen Kattune. Sattlerarbeit in einheimischem Maroquin und Leder, Schuhwerk u. dgl. wird überall für den Landesgebrauch verfertigt. Jerusalem besitzt eine bedeutende Fabrikation von Rosenkränzen in Perlmutter, Olivenholz u. dgl. Anatolien liefert Nägel, Konstantinopel gute und elegante Kupfer- und Messingwaaren, feine Schnitzarbeit in Kokosnuß, Koralle, Elfenbein, Ebenholz, Perlmutter u. s. w., ferner Gold- und Silberfäden, ausgezeichnete Stickereien in Seide und Gold, feine Pfeifenköpfe in Thon, allerlei Confecte u. a. m. Für die Berechnung des Werths der im Inlande umgesetzten Waaren fehlen die statist. Angaben, die gesammte Ausfuhr dagegen läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf 74 Mill. Thaler jährlich abschätzen.

Die Türkei ist ein mittelalterliches Länderagglomerat, welches zu einem organischen Ganzen, zu einem modernen Einheitsstaate zu gestalten ihre Beherrscher weder vermocht noch ernstlich beabsichtigt haben. Die ungeheure räumliche Ausdehnung gibt demnach kein Maß für die Machtverhältnisse des Reichs ab; ja in weiten Länderstrecken ist dieses nur ein geogr. Begriff, ohne staatliche Wesenheit. Den verschiedenen Grad der Abhängigkeit der einzelnen Provinzen nicht berücksichtigend und die arab. und afrik. Gebietstheile als eine Erweiterung Kleinasiens auffassend, zerlegte die Pforte seit ältester Zeit das Ganze in zwei Massen, Rumelien und Anatolien, ungefähr unserer Eintheilung in europ. und asiat. Türkei entsprechend. Ursprünglich bildeten dieselben zwei getrennte Verwaltungsbezirke, deren Erinnerung auch jetzt noch in dem Finanzministerium und in der Justizpflege, freilich mehr durch Titulaturen als durch wirkliche Einrichtungen, fortlebt. Sachgemäßer zerlegt man die osman. Provinzen nach ihrem verschiedenen Verhältniß zur Pfortenregierung in vier Klassen, nämlich: 1) unmittelbar botmäßige Länder, 2) selbständige, tributpflichtige Vasallenstaaten, 3) selbständige, nicht tributpflichtige Vasallenstaaten, und 4) nicht vollständig unterworfene, aber im allgemeinen die Oberherrlichkeit der Pforte anerkennende oder doch von dieser theoretisch als ihr zugehörig betrachtete Länder. Zu diesen letztern gehört ein großer Theil des Kurdistan, die Wüsten von Mesopotamien und Irak, die große syrische Wüste Hamad, endlich Nord- und Centralarabien mit Ausnahme der beiden heil. Städte Mekka und Medina. Der Oberscheikh des Nedschd, welcher jetzt die nordarab. Stämme weit und breit zum Gehorsam gezwungen hat, bezeugt dem Sultan seine Unterwürfigkeit durch ein jährliches Geschenk von kostbaren Pferden. Nicht tributpflichtiger, autonomer Vasallenstaaten zählte bis vor wenig Jahrzehnten die Türkei drei, nämlich Algier, Tunis und Tripolis, von denen jetzt, nachdem ersteres von Frankreich erobert worden und letzteres unter directe Botmäßigkeit getreten ist, nur noch Tunis übrigbleibt. Das traditionelle Herrenrecht des Sultans beschränkt sich in diesem Staate auf die Ertheilung der Investitur an den neu auf den Thron gestiegenen Regenten oder Bei, wofür von diesem eine gewisse Summe entrichtet wird. Die tributpflichtigen autonomen Vasallenstaaten sind sämmtlich Schöpfungen der neuesten Geschichte; es sind in Europa die norddanubischen Fürstenthümer der Moldau und Walachei, seit 1866 unter dem Namen Rumänien unter dem Fürsten Karl von Hohenzollern vereinigt, das Fürstenthum Serbien und die Herrschaft von Montenegro, in Asien die Insel Samos und der Libanon, in Afrika Aegypten mit seinen Nebenländern. Nur die nach Abzug der Gebiete dieser drei Kategorien zurückbleibenden Länder bilden den osman. Staat im engern Sinne und kommen bei einer Besprechung desselben vorzugsweise in Betracht. Es sind dies die süddanubische Balkanhalbinsel (ohne Griechenland, Serbien und Montenegro), die Inseln des Aegäischen Meeres ohne Samos und die Cykladen, die Inseln Kreta und Cypern, Kleinasien, Armenien, ein Theil von Kurdistan und Irak, das syrische Culturland (mit Ausnahme des Libanon, des Hauran und anderer Ostdistricte), endlich Tripolis. Dieses Reich im engern Sinne umfaßt eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 24 Mill. Seelen, von welchen 11 Mill. auf die europ. und 13 Mill. auf die außereurop. Türkei, 9 Mill. auf die christl. Confessionen und 15 Mill. auf den Mohammedanismus und die aus ihm hervorgegangenen Glaubensgesellschaften entfallen.

Das unmittelbare Pfortengebiet war ursprünglich in Sandschaks (Departements) getheilt, welche wieder in Kazas (Aemter) zerfielen, und deren Vorsteher, die Sandschakbegs, einestheils

mit der Civil- und Militärverwaltung beauftragt, anderntheils zur Heerfolge verpflichtet waren. Diese Begs unterstanden zwei hohen Staatsbeamten, den Beglerbegs von Rumelien und von Anatolien, von denen die gesammte Provinzialverwaltung ressortirte. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden, durch Zusammenfassung von je einer Anzahl Sandschaks, größere administrative Einheiten, die Vilajets (Statthaltereien) oder Paschaliks geschaffen, wie man sie nach dem gewöhnlichen Titel der mit ihrer Verwaltung beauftragten Staatswürdenträger, der Paschas, nannte. Diese Organisation des Provinzialwesens überdauerte die reformistische Thätigkeit des Sultans Mahmud II. (s. d.) im ersten Drittel dieses Jahrhunderts und wurde nach wiederholten kleinen Veränderungen im J. 1855 folgendermaßen festgestellt: die Hauptstadt des Reichs, Konstantinopel mit Skutari und dem Bosporus, bildet unter dem Namen Beladissekesse eine Verwaltung für sich; der Rest des Reichs zerfällt in 36 Vilajets (auch Ejalet), 153 Sandschaks (auch Livas), außer den afrikanischen, umfassend. Von den Vilajets fallen 13 auf Europa, nämlich, außer den drei autonomen Vasallenstaaten, 1) Tschermen, das alte Thrazien, mit Adrianopel als Hauptstadt; 2) Silistria, Ostbulgarien, Hauptstadt Varna; 3) Widdin, Westbulgarien; 4) Nisch, Südbulgarien; 5) Uskub, Obermacedonien; 6) die isolirte Festung Belgrad in Serbien; 7) Bosnien mit der Herzegowina und Türkisch-Kroatien; 8) Rumelien, Westmacedonien und Illyrien, Hauptstadt Monastir; 9) Janina, Epirus und Thessalien; 10) Salonika, Ostmacedonien. Die Inseln des Mittelmeeres bilden zwei Vilajets, nämlich: 1) Candia oder Kreta; 2) Djezair-i-Bahri-Sefid, die Inseln des Weißen Meeres, d. h. diejenigen des Aegäischen Meeres und Cypern. Die asiatische Türkei zählt 18 Vilajets, welche durchschnittlich die europäischen an Ausdehnung weit übertreffen. Das wichtigste derselben ist 1) Khodawendkiar, Phrygien und Bithynien, Hauptstadt Brussa; 2) Aidin, Lydien und Karien; 3) Karaman, Hauptstadt Konia; 4) Adana, Cilicien; 5) Bozuk, Westkappadocien; 6) Kastamuni mit Nikomedien und Sinope, Mysien und Bithynien; 7) Sivas, Ostkappadocien; 8) Trapezunt, Pontus und Lazika; 9) Erzerum mit Kars und Bajazid, Hocharmenien; 10) Van, Nordkurdistan; 11) Diarbekr, Mesopotamien und Kurdistan; 12) Kharput, Obermesopotamien; 13) Aleppo, Nordsyrien; 14) Saida, das syr. Küstenland; 15) Damaskus, Mittelsyrien; 16) Jerusalem, Palästina; 17) Bagdad, das arab. Irak; 18) Habesch (Abyssinien), falsche Bezeichnung für Mittelarabien mit den heil. Städten Mekka und Medina und seine Nebenländer; 19) Jemen, Hauptstadt Mokha. Afrika endlich hat drei Vilajets: 1) Aegypten; 2) Tarablus-el-Gharb (Tripolis) und 3) Tunis. Scheu vor der Uebermacht der beiden Beglerbege hatte der Regierung den Gedanken an die Zerlegung der Provinzen in die Paschaliks eingeflößt. Da aber die neuen Statthalter die ausgedehnten Befugnisse ihrer Vorgänger, namentlich das Recht, Truppen zu halten, Steuern für eigene Rechnung zu erheben und über ihre Administrirten die Todesstrafe zu verhängen, beibehielten, so geschah es, daß manche von ihnen das noch übrige schwache Band der Abhängigkeit von der Pforte zu sprengen Lust empfanden. Aufstände in den entlegenen Vilajets wurden daher in der Türkei zum chronischen Uebel, bis Sultan Mahmud II. die Militärverwaltung und die Finanzen dem Ressort der Paschas entzog und diesen die Stellung von unbedingt dem Willen der Regierung untergebenen Staatsdienern gab. Ihr Einfluß erlitt noch eine fernere Einbuße dadurch, daß ihnen unter Sultan Abd-ul-Medschid Regierungscollegien, Medschlis, zur Seite gestellt wurden, welche unter ihrem Präsidium in gemeinsamer Berathung über alle Verwaltungssachen und einen abgegrenzten Kreis von Justizangelegenheiten Beschlüsse faßten. In diesen Versammlungen haben, außer dem Defterdar oder Finanzbeamten, die mohammed. Provinzialnotabeln und Delegirte der nichtmohammed. Religionen, respectiv Sekten, Sitz und Stimme. Der Pascha ist alleiniger Inhaber der Executivgewalt. Den Sandschaks steht ein Kaimakam, den Kazas (Unterbezirke der Sandschaks oder Livas) ein Mutesellim vor, welchen ebenfalls Conseils beigesellt sind. Um die Verwaltung zu vereinfachen und namentlich Kosten zu ersparen, wurden 1865 wieder durch Unterordnung verschiedener Paschaliks unter einen Generalstatthalter größere Provinzialkörper gebildet; doch scheint der Versuch nicht so den Erwartungen entsprochen zu haben, daß ein längeres Bleiben der neuen Einrichtung wahrscheinlich wäre.

Die Türkei ist eine absolute Monarchie unter einem Herrscher, welcher die orient. Titel Sultan, Chakan und Padischah führt, und dem die europ. Diplomatie den Rang eines Kaisers zuerkennt. Seine Regierung wird die Hohe Pforte oder der Divan genannt. Seine Gewalt erleidet nur insofern eine formelle Beschränkung, als seine auf allgemeine Geltung Anspruch machenden Erlasse der Homologirung des Großmufti, der höchsten theol. Autorität des Reichs,

unterworfen sind. Nach dem Hausgesetz vererbt sich die Sultanswürde als Seniorat in der männlichen Descendenz der Familie Osman's, welche sich in dem einen und untheilbaren kaiserl. Harem, als für die Thronfolge sorgendem dauerndem Staatsinstitut, zur Seite des jedesmaligen Herrschers, darstellt. Jeder Sproß des Harems, gleichgültig, ob von einer Sklavin oder einer Freien geboren, ist legitim und ebenbürtig, aber dem Sultan folgt unmittelbar sein ältester Sohn nur dann, wenn keine im Harem geborene Oheime oder ältere Vettern vorhanden sind. Kraft dieses Gesetzes bestieg beim Ableben des Sultans Abd-ul-Medschid der Bruder desselben, Abd-ul-Asis, mit Ausschließung seines bereits volljährigen Neffen, Murad-Efendi, den Thron der Osmanen. Die im Harem geborenen Töchter haben den Rang kaiserl. Prinzessinnen, übertragen aber denselben nicht auf ihre Nachkommen, welche ja nicht im großherrlichen Harem geboren werden. Die Prinzen bleiben, sofern sie nicht den Thron besteigen, unbeweibt. Eigentliche Verheirathungen der Sultane mit Freien haben seit Jahrhunderten nicht stattgefunden, vielmehr rekrutirt sich das Harem aus gekauften, vom Auslande, namentlich dem kaukas. Gebiet, eingeführten weißen Sklavinnen. Von diesen ernennt der Sultan einige, in der Regel sieben, zu Palastdamen (Kadyn), denen dann die übrigen, die sog. Odalik (Odalisken), je gesondert als Dienstpersonal zugeordnet werden. Eine im Harem ergraute, angesehene Frau, die Haznadar-Kadyn (Schatzmeisterin) steht mit den Befugnissen einer Oberhofmeisterin, Ordnung haltend, über und neben den Favoritenhofhaltungen und vermittelt den Verkehr nach außen durch die Wache der schwarzen Eunuchen, deren Haupt, der Kyzlar-Agassi, der Hauptwürdenträger dieses Binnenstaates, an Rang dem Großvezir gleichsteht. Die den hohen Beamten u. s. w. zugängliche Abtheilung des Hofes, gleichsam die Tagwohnung des Sultans, heißt das kaiserl. Mabeïn, in welchem die sog. Mabeïndschi zugleich den Dienst von Hofmarschällen und Privatsecretären des Herrschers versehen. Die Staatsreligion ist der sunnitische (orthodoxe) Mohammedanismus; Andersgläubige finden anerkennenswerthe Duldung. Das Staatsrecht beruht erstens auf dem specifisch islamititschen, d. h. dem Koran und seinen Commentaren entflossenen Gesetz; zweitens auf dem Kanûn, d. h. den großherrlichen Constitutionen; drittens auf altem Herkommen. Seit dem Erlaß des Hattischerif von Gülhane (1839) sind indessen diese sämmtlichen Rechtsquellen durch eine Reihe neuerer Bestimmungen modificirt worden, welche in ihrer Gesammtheit den Namen Tanzimati-hairijeh, heilsame Reform, führen und den islamitischen Gewaltstaat mit den Anforderungen des modernen Lebens in Einklang zu bringen bestimmt sind.

Die türk. Beamten zerfallen in zwei scharfgesonderte Kategorien, nämlich erstens die Diener des religiösen Gesetzes und des Cultus, und zweitens diejenigen der Civilverwaltung, das Militär und die Marine. Die der letztern Kategorie traten früher in die Stellung von Sklaven des Sultans, welcher über ihr Eigenthum, ihre Freiheit und ihr Leben unbeschränkt verfügte. Diesem Recht hat erst 1839 Sultan Abd-ul-Medschid durch den Hattischerif von Gülhane entsagt; doch ist die unbedingte Absetzbarkeit der Beamten und ihre Relegirbarkeit nach willkürlich bestimmten Localitäten als Recht der Sultane geblieben. An der Spitze der Regierung steht der Großvezir, das höchste Organ der legislativen und executiven Macht des Sultans, in frühern Zeiten sein Vertreter für alle öffentlichen Befugnisse im Kriege wie im Frieden, jetzt aber ungefähr die Stellung unserer Staatskanzler einnehmend und die Fäden der verschiedenen Ministerialressorts zusammenfassend. Die ersterwähnte Beamtenkategorie, die der Diener des religiösen Gesetzes und des Cultus, behauptete, gestützt auf den heil. Codex, der Krone gegenüber von jeher eine freiere Stellung. Ihr Haupt, dem Großvezir an Rang gleichkommend, ist der Scheikh-ul-Islam oder Großmufti, welcher neben seinen oberpriesterlichen Befugnissen nach unsern Begriffen eine dem Cultus- und Justizminister entsprechende Stellung einnimmt. Die übrigen Minister sind: der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, früher Reis-Efendi, auch für die Verhältnisse der Rajahnationen zur Pforte competent und deshalb vorzugsweise wichtig; der Minister der Finanzen, früher Defterdar; der Minister des Innern, Musteschar, d. h. Großvezirats-Rath geheißen, neben dem Staatsrath die Executive der innern Verwaltung handhabend; der Minister des Handels; der Minister der öffentlichen Arbeiten; der Minister des Kriegs mit dem Titel Seraskier; der Großadmiral oder Kapudan-Pascha; der Großmeister der Artillerie, welcher in einer anomalen Unabhängigkeit vom Kriegsminister steht; der Präsident des Staatsraths; der Großintendant der Civilliste; der Director der Stiftungsangelegenheiten, mit der Aufsicht über die Verwaltung der Todten Hand (Vakuf), d. h. des Moscheenguts, betraut; der Polizeiminister und der Director der kaiserl. Münze. Dieselben bilden mit dem Großvezir und dem Großmufti zusammen den kaiserl. Cabinetsrath, Medschlissi-machsus, und sind meistens auch Mitglieder des Staatsraths, Medschlissi-wala, eines Collegiums von ungefähr 20 Personen,

in welchem die Gesetze berathen und vorbereitet sowie alle Fragen der innern Verwaltung, die Instruirung und Controlirung der Provinzialchefs, die Erledigung der gegen letztere erhobenen Beschwerden u. dgl. erörtert werden. Die Türkei steht in diplomatischem Verkehr nur zu solchen Mächten, welche mit ihr besondere Handels- und Freundschaftsverträge abgeschlossen haben. Ständige Vertretungen unterhält sie nur in wenigen fremdherrlichen Residenzen. Die zahlreichen, auf türk. Gebiet verweilenden Ausländer genießen unter dem Schutze ihrer Gesandtschaften und Consulate das Privilegium der Exterritorialität. Mehrern Ministern stehen Collegien mit beschlußfassender Befugniß zur Seite; so dem Seraskier der Dari-Schurai-Askeri; dem Großmeister der Artillerie das Medschlissi-Amirei-Top-Hane; dem Großadmiral das Medschlissi-Bahrie; dem Polizeiminister das Medschlissi-Zaptie u. s. w. Außerdem gibt es ein Medschlissi-Mearifi-Ummumieh, Conseil des öffentlichen Unterrichts; ein Medschlissi-Meadin, Bergbauconseil. Mit den Ministerien des Kriegs, der Artillerie und Marine sind besondere Schulen verbunden, aus denen die Avantageurs hervorgehen. Das Personal der übrigen Ministerien rekrutirt sich aus den Bureaux, welche für die jungen Leute die Vorstufe des Staatsdienstes bilden. Die Stiftung wissenschaftlicher Schulen nach europ. Muster ist seit kurzem in Angriff genommen. Eine medic. Hochschule, diejenige von Galata-Serai bei Konstantinopel, besteht seit etwa 36 Jahren; doch sind die Erfolge nicht glänzend. Die altheimischen Schulen Mekteb (Elementarschulen) und Medresseh (Gelehrtenschulen) gerathen immer mehr in Verfall.

Die dem Großmufti unterstehende Beamtenschaft zerfällt in drei Klassen, nämlich: 1) Cultusdiener oder Imams, außer den eigentlich so benannten Gemeindevorbetern, die Muezzin oder Gebetausrufer, die Chatib oder Vorleser der Reichsfürbitte und die Scheikhs oder Religionslehrer; 2) die Mufti, zur Ertheilung von Fetwas, d. h. Entscheidungen nach dem heil. Gesetz, befugte rechtskundige Theologen; 3) die Kadhi oder Richter. Nur die letztern haben eine eigene Gliederung unter zwei hohen Gerichts- und Appellationshöfen, Arz-Odassi, zu Konstantinopel, deren einer für Rumelien, der andere für Anatolien bestimmt ist, und deren Präsidenten den Titel Kaziaskier, Heer-Richter von Rumelien, respectiv Anatolien, führen. Die Kaziaskier haben das Recht, vorbehaltlich der Genehmigung des Großmufti, alle richterlichen Stellen im Reiche zu besetzen, und namentlich die Kadhi-Mollas, d. h. die Jahrespräsidenten der sich über das Reich vertheilenden 25 Obergerichte, Mewlewijeh, auszusenden. Das Personal dieser Obergerichte bilden, außer dem vorsitzenden Oberrichter, der Ortsmufti, zwei Naib oder Substituten und der Nasch-Kiatib oder Secretär und Registrator. Unter den Obergerichten stehen im ganzen 120 Kazas oder Amtsgerichte, deren Vorsitzende für jede Provinz von dem Kadhi-Molla ernannt werden. Kleinere Ortsgemeinden haben nur einen Naib. Aus den Obergerichten bilden sich die Provinzial-Criminalhöfe, indem der Statthalter und das Medschliß dem Personal beitreten. Im Range stehen die Kadhi über den Mufti und diese wieder über den Imams; jedoch geht das allgemeine Haupt, der Scheikh-ul-Islam, aus der Klasse der Mufti hervor. Die Kadhi, die Mufti und von den Imams die Chatibs und die Scheikhs bilden zusammen die Klasse der Ulema oder Gottesgelehrten. In allen vom Scheikh-ul-Islam ressortirenden Civilgerichten wird nach dem islamitischen Religionsgesetz Recht gesprochen. Die Unmöglichkeit, dies Gesetz mit dem in Europa ausgebildeten Handelsrecht in Einklang zu bringen, bewog die Pforte, bei dem steigenden Verkehr mit dem Occident an ihren Haupthandelsplätzen, für in dies Gebiet schlagende Streitfragen, zunächst zwischen ihren Unterthanen und Europäern, dann aber auch zwischen einheimischen Parteien, Handelsgerichte nach europ. Muster zu errichten und für dieselben nach dem Code de Commerce ein Gesetzbuch auszuarbeiten. Diese Gerichte haben einen mohammed. Präsidenten, einen Molla als ersten Beisitzer und einen mohammed. Protokollführer, daneben aber eine nach Billigkeit vereinbarte Anzahl mohammed., einheimisch-christl. und europ. kaufmännischer Richter. Ihre Entscheidungen sind inappellabel.

Als vor fünf Jahrhunderten die Osmanen, damals ein rohes Kriegervolk, siegreich in den civilisirten Ländern der Levante vordrangen, ließen sie deren christl. Bevölkerungen als unterworfene, durch Religion, Sprache und Sitte gesonderte Genossenschaften bestehen. Dieselben werden in ihrer Gesammtheit Rajah (d. i. Heerden) genannt, während die einzelnen Völker Millet (d. i. Nation) heißen. Diesen Ausdruck aber vermischt das türk. Staatsrecht dergestalt mit dem Begriffe einer Religionsgesellschaft, daß im Widerstreit beider nur der letztere als maßgebend betrachtet wird. Zum Unterschiede von den Rajahnationen bezeichnen die Türken sich selbst nicht als Millet, sondern nennen sich Ali-Osman, den Stamm Osman's. Nachdem schon der Koran den Rajahs eine Kopfsteuer, gleichsam ein jährliches Lösegeld, auferlegt, erhielten sie nach dem

Falle des oström. Kaiserreichs eine Organisation, die bis auf unsere Tage geblieben ist. Mohammed II. machte nach der Einnahme Konstantinopels den Patriarchen, d. h. das religiöse Oberhaupt der Stadt auch zum weltlichen Oberhaupt der sämmtlichen orthodoxen Rajah und bestellte somit den Klerus zu einer, in seinem Primas direct von der Pforte abhängenden, namens des Sultans das Volk leitenden und für sein Wohlverhalten haftenden Civilbehörde. Dem griech. Patriarchen von Konstantinopel stehen demnach, außer seinen geistlichen Befugnissen über sämmtliche Diöcesen der europ. Türkei und Kleinasiens (nur Serbien hat sich im 14. Jahrh. unabhängig gemacht) mit einer orthodoxen Bevölkerung von ungefähr 9,500000 Seelen, noch weltliche Befugnisse über alle orthodoxen Einwohner der unmittelbaren türk. Provinzen zu, auch wenn dieselben in den Diöcesen der religiös coordinirten Patriarchate von Jerusalem oder Antiochien leben. Dem Patriarchen steht die Synode zur Seite, eine Versammlung von zwölf Erzbischöfen, von denen vier als Inhaber des in vier Stücke zerlegten Patriarchatssiegels immer in Konstantinopel residiren müssen. Die Synode leitet die Wahl des Patriarchen, sie extrahirt von der Pforte das denselben bestätigende Diplom und ist befugt, im Falle eines wirklichen oder angeblichen Vergehens gegen das Dogma auf seine Absetzung zu dringen. Außer auf Grund einer Synodalklage kann die Pforte den Patriarchen nur im Falle des Hochverraths vom Amte entfernen. Von geistlichen Rechten steht dem Patriarchen in Gemeinschaft mit der Synode die Aufsicht über die Kirchen und Klöster sowie deren ökonomische Verhältnisse, die Ein- und Absetzung der Bischöfe, die Vertretung dieser bei gegen sie erhobenen Beschwerden an der Pforte, das Strafrecht über den gesammten Klerus, die Vertretung der Confession in Beziehung auf kirchlichen Grundbesitz und rituelle Privilegien zu. Seine weltlichen Rechte bestehen in einer absoluten Jurisdiction in Ehesachen nebst entsprechendem Strafrecht; in der Jurisdiction in Civilsachen unter Parteien griech. Glaubens; in einer correctionellen Polizeigewalt in kirchlichen und die öffentliche Sittlichkeit betreffenden Angelegenheiten; in der Erhebung gewisser Gebühren von dem Klerus und einer Kirchensteuer von den Laien mit Strafrecht gegen Widerspenstige; in Abgabenfreiheit für seine Einkünfte, privilegirtem Gerichtsstand für sich und seine Prälaten, Intercessionsbefugniß für seine Glaubensgenossen. Ein einflußreicher Laienbeamter des Patriarchats ist der Großlogothet, welcher als Kanzler die Synodalbeschlüsse zu contrasigniren hat und die Verhandlungen mit der Pforte führt. In den Provinzen tritt der Metropolit gegenüber der Localregierung in die Befugnisse des Patriarchen.

Die Organisation der übrigen Millets ist derjenigen des griechischen nachgebildet. Es sind dies das armenische, das unirt-armenische, das lateinische, das protestantische und das jüdische. Die weltliche Befugniß des armen. Patriarchen erstreckt sich über sämmtliche türk. Armenier monophysitischen Bekenntnisses und über die jakobitischen Syrier Mesopotamiens; seine geistliche Gewalt aber beschränkt sich auf die Diöcese von Konstantinopel. Die Bischöfe, von einer Synode unter dem Vorsitz des Patriarchen erwählt, haben sich von Etschmiazin ihre Weihe zu holen. Die armen. Zünfte zu Konstantinopel wählen den Patriarchen aus den Mitgliedern der hohen Geistlichkeit sowie den aus 20 Laien bestehenden Municipalrath, welcher mit ihm gemeinschaftlich die weltlichen Angelegenheiten der Nation besorgt. Bei dem dritten Millet, dem der unirten Armenier (katoluk milleti), der den Papst als Oberhirten anerkennenden Fraction des armen. Volks, an Zahl etwa 40000 Seelen, ist die weltliche und geistliche Gewalt nicht in ein und derselben Person vereinigt, indem die geistliche einem von der röm. Curie abhängenden und von derselben ernannten Primas, die weltliche dagegen einem vom Volke unter den hohen Geistlichen erwählten Patriarchen zusteht, den die Pforte in seiner Beamtenwürde bestätigt. Das vierte Millet, die abendländ. (lateinischen) Katholiken (latin milleti), hat keinen nationalen Charakter. Dasselbe umfaßt die arab. Katholiken Syriens, den albanes. Stamm der Mirditen, die kath. Bosnier und Kroaten, die kath. Bulgaren und kath. Griechen, im ganzen etwa 520000 Seelen, welche unter der geistlichen Leitung einer direct von Rom ressortirenden, des Exterritorialrechts genießenden ausländischen Priesterschaft stehen. Selbstredend mußte hier von der hierarchischen Organisation abgesehen werden. Die weltlichen Angelegenheiten dieses Millet leitet ein Laie, Rajah der Pforte, der den Titel Vekil (Vertreter) führt und mit vier Deputirten der Nation einen permanenten Rath, die sog. Lateinische Kanzlei, bildet. Die Befugnisse dieses Rathes sind denen der Patriarchen homogen. Derselbe besorgt auch gelegentlich die Geschäfte der Melchiten oder unirten Griechen Syriens (gegen 55000 Seelen), der Chaldäer oder unirten Jakobiten und Nestorianer Mesopotamiens (gegen 22000 Seelen) und der Maroniten im Libanon (gegen 140000 Seelen). Das fünfte Millet, dasjenige der Protestanten, ist fast ausschließlich aus der armen. Nation hervorgegangen und wurde erst 1853 den übrigen Millets

staatsrechtlich coordinirt. Die Seelenzahl wird auf 12000 angegeben; die Kircheneinrichtung ist die presbyterianische. Die Geistlichen sind zum Theil Rajahs der Pforte, jedoch werden sie von ausländischen Missionsgesellschaften zu sehr beeinflußt, als daß sie von der Pforte als Regierungsbehörde anerkannt werden könnten. An der Spitze des Millet steht demnach ein Laie, der ebenfalls den Titel Vekil führt. Das sechste und letzte Millet ist das jüdische, ungefähr 150000 Seelen umfassend. Der Vorstand dieser Nation ist der Großrabbiner (Chacham Baschi) von Konstantinopel, nebst dem Rathe der Sechser, einer aus drei Rabbinern und drei Laien bestehenden Versammlung mit gesetzgebender Befugniß. Der Oberrabbiner wird von einer Notabelnversammlung gewählt und erhält durch das Diplom der Pforte gleiche Rechte mit den christl. Patriarchen.

Die Wehrkraft der Türkei beruht auf der Landarmee und der Marine. Die Landarmee, 1826 von Sultan Mahmud II. als Ersatz für die von ihm vernichteten Janitscharen ins Leben gerufen und später unter Benutzung des einsichtsvollen Rathes preuß. Offiziere ausgebildet, ist in sechs Armeecorps (ordu) mit je gesonderten Rekrutirungsdistricten eingetheilt, nämlich: 1) die Garde, Hauptquartier Skutari; 2) das Armeecorps von Konstantinopel, Hauptquartier ebenfalls Konstantinopel; 3) das Armeecorps von Rumelien, Hauptquartier Monastir; 4) das Armeecorps von Anatolien, Hauptquartier Charput; 5) das Armeecorps von Arabien, Hauptquartier Damaskus; 6) das Armeecorps von Irak, Hauptquartier Bagdad. Die Sollstärke eines jeden dieser Corps ist von 6 Regimentern Infanterie, 4 Regimentern Cavalerie und 1 Artilleriebrigade, zusammen auf dem Friedensfuße zu 25000 Mann, auf dem Kriegsfuße zu 30000 Mann berechnet, nebst einer ebenso starken Reserve (redif), welche der preuß. Landwehr nachgebildet ist. Beide Corps zerfallen in je 2 Divisionen, von denen diejenigen des activen Corps von 2 Divisionsgeneralen, Ferik-Paschas, diejenigen der Reserve von 2 Brigadegeneralen befehligt werden. Das Commando über das ganze Armeecorps führt ein Muschir oder General-en-Chef. Von jener Sollstärke ist aber der Effectivbestand sehr verschieden, und schwerlich dürfte der Sultan über mehr als 65—70000 Combattanten verfügen können; eine, wenn man die ungeheuern Entfernungen im Reiche in Betracht zieht, freilich ganz ungenügende Zahl. Ließe sich jemals die Armee vollzählig herstellen, ein Fall, der schon bei der Abnahme der türk. Bevölkerung kaum zu erwarten, so würde sie 180000 Mann betragen. Auf eine ebenso starke Reserve gestützt, wäre dies eine ansehnliche Macht, deren Unterhaltung aber bei den gegenwärtigen finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen nicht möglich scheint. Die Conscription lastet lediglich auf der 14,000000 starken mohammed. Bevölkerung. Der Plan, dieser die verderbliche Verpflichtung durch Zuziehung der Rajahnationen zum Kriegsdienst zu erleichtern, ist bisher polit. Bedenken halber unausgeführt geblieben.

Die türk. Marine folgt derjenigen Entwickelung, zu welcher namentlich die im Krimkriege gemachten Erfahrungen einen so energischen Anstoß gegeben haben, d. h. sie entsagt dem Segel als bewegender Kraft, um jenes durch die Dampfmaschine zu ersetzen. Die Segelflotte, früher so zahlreich, war 1867 auf 1 Linienschiff, 1 Fregatte, 13 Corvetten, 23 Briggs, Schoner und Kutter, endlich 25 Kanonenboote zurückgeführt. Dagegen zählte die Dampferflotte 4 Linienschiffe, 7 Fregatten, 4 Panzerfregatten, 11 Corvetten, 13 Kriegsschaluppen, 4 Kanonenboote, einige schwimmende Batterien und eine Anzahl Transportschiffe; im ganzen 15314 Pferdekraft und 1742 Kanonen. Die Linienschiffe haben eine Bemannung von je 8—900 Seeleuten, die Schiffe kleinerer Bauart entsprechend geringere. Im ganzen beschäftigt der Marinedienst 10900 Mann, nämlich: 7000 Matrosen, 2 Bataillone (à 700 Mann) Marinesoldaten und 5 Compagnien (à 500 Mann) von Schiffszimmerleuten. Die Präsenz in der Marine ist acht Jahre, drei Jahre mehr als bei der Landarmee.

Was das Finanzwesen anbetrifft, so scheint in der Türkei das Deficit zu einem chronischen Leiden geworden zu sein, welches bei der schwachen Constitution des Staatskörpers zu Besorgnissen Anlaß gibt. Die Einnahmen beruhen hauptsächlich auf directen und indirecten Steuern. Diese sind: 1) der Zehnte, eine von Agriculturproducten aller Art, einschließlich Kleinvieh und Bienen, aber ohne die einer besondern Besteuerung unterliegenden Garten- und Baumerträgnisse, erhobene Naturalabgabe von 10 oder 20 Proc., im Gesammtwerthe von ungefähr 240 Mill. Piaster oder 2 Mill. Pfd. St.; 2) die Vermögenssteuer (vergu oder firdeh), eine auf Ortschaften und Districte ausgeschriebene, von den Gemeinden auf die Individuen repartirte Geldabgabe, im Betrage von etwa 20 Mill. Piastern (181818 Pfd. St.); 3) die Kriegssteuer (i-aneh), von den Rajahs männlichen Geschlechts in der erwerbstüchtigen Lebensperiode anstatt der frühern Kopfsteuer erhoben, etwa 40 Mill. Piaster (363636 Pfd. St.); 4) die Mautheinnahme, etwa 86 Mill. Piaster (781818 Pfd. St.); 5) die indirecten und Specialabgaben, Regalien, Patent-

und Gewerbesteuer, Stempelgebühr, Pacht von Mühlen, Bergwerken, Salinen, Fischereien, Schlächtereien, städtische Accise, Tabacks-, Spirituosen- und Salzsteuer, zusammen etwa 150 Mill. Piaster (1,363636 Pfd. St.); 6) Tribut der Vasallenstaaten (Rumänien 3 Mill. Piaster, Serbien 2 Mill. Piaster, Aegypten früher 30 Mill., neuerdings infolge des neuen Abkommens über die ägypt. Erbfolge auf 70 Mill. Piaster erhöht), im ganzen 75 Mill. Piaster (701752 Pfd. St.). Nach diesen ziemlich zuverlässigen Angaben betragen demnach die Staatseinkünfte der Türkei etwa 48 Mill. Thaler preußisch: eine auffallend geringe, den Verwaltungsbedürfnissen des ausgedehnten Reichs keineswegs genügende Summe.

In Betreff der Ausgaben liegen officiöse Ausweise vor, denen zufolge im J. 1850 die Hofhaltung 767280 Pfd. St., die Armee 2,760000, die Flotte 340909, die Civilverwaltung 1,794000, das Artillerie- und Festungswesen 272727, die äußere Vertretung 91000, Leibrenten und Entschädigung für eingezogene Lehngüter 404800, öffentliche Arbeiten 91000, Cultus 109091, Zins des Papiergeldes und Subvention der Ottomanischen Bank 353636 Pfd. St. gekostet haben sollten. Diese Zahlen sind sicher nicht frei von Fiction, geben aber dennoch einen gewissen Anhalt. Der Einnahme des J. 1850 von 6,645450 Pfd. St. stellt sich eine Ausgabe von 6,784443 Pfd. St. entgegen, und es ergibt sich demnach ein Deficit, welches, wennschon so bedeutend, doch in Wahrheit noch viel größer gewesen sein dürfte. Die Pforte hätte gegen dieses Uebel durch sorgfältige Sparsamkeit und durch Hebung der Steuerkraft des Landes, Erleichterung der Verkehrswege u. s. w. ankämpfen sollen, aber sie griff zur Emission von immer mehr anschwellenden Massen Papiergeldes, die nur als ein augenblicklicher Nothbehelf zu betrachten. Außerdem gelobte sie während des Krimkriegs ihren Alliirten, den Weg der Reform einschlagen zu wollen, und noch nachher schien das Ministerium Fuad-Pascha bestimmt, eine neue Finanzepoche einzuleiten. Es fand aber nur eine Vermehrung der Steuern statt, nicht der Steuerfähigkeit, woraus allgemeine Unzufriedenheit und wachsende Verarmung hervorging. Im J. 1860 sollen die Staatseinnahmen auf 9,700000 Pfd. St. und 1863 sogar auf 11 Mill. gestiegen sein, wogegen als Ausgaben für die Hofhaltung 1,823231, für den Etat der Ministerien 7,926238, für Zins und Amortisation der äußern Schuld 957675, für Zins der innern Schuld 2,031944, demnach im ganzen 12,739058 Pfd. St. in Rechnung gebracht wurden, sodaß sich ein Deficit von mehr als 1½ Mill. ergab. Auch diese Zahlen schließen schwerlich die ganze misliche Wahrheit auf. Gewiß ist nur, daß die Türkei seit 1832 Papiergeld und eigentliche Staatsschulden kennt; daß während des Krimkriegs die ersten fundirten Anlehen contrahirt wurden und daß schon 1862 die gesammte Schuld, nach Lord Howard's Berechnung, die bedeutende Summe von 36,500000 Pfd. St. erreicht hatte. Für das J. 1867 kann man ohne Uebertreibung die türk. Staatsschuld auf 48—50 Mill. Pfd. St. veranschlagen.

Das türk. Reichswappen ist ein grüner Schild mit wachsendem Sichelmond in Silber; die Flagge zeigt diesen Mond weiß auf roth, und vor ihm den Stern Jupiter, das «große Glück» der orient. Astrologen im zunehmenden Monde. Uebrigens ist jenes Wappen nur wenig im Gebrauch, und an seine Stelle tritt die Tughra, der zur beinahe unkenntlichen Gestalt einer offenen Hand verschlungene Namenszug des je regierenden Sultans nebst dem seines Vaters und dem schmückenden Beiwort «allzeit siegreich». Die Türkei hat drei Ritterorden 1) Nischani-Iftichar, d. h. Ehrenlegion, in vier Klassen, 1831 begründet, aber jetzt nicht mehr verliehen; 2) Medschidieh, fünf Klassen, 1852 gegründet; 3) Osmanieh, der jüngste und vornehmste der drei Orden. Vgl. Hammer-Purgstall, «Des Osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung» (2 Bde., Wien 1815); Muradgea d'Ohsson, «Tableau général de l'Empire Ottoman» (7 Bde., Par. 1788—1824); Boué, «La Turquie d'Europe» (4 Bde., Par. 1840); Ubicini, «Lettres sur la Turquie» (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1853); Michelson, «The Ottoman Empire» (Lond. 1854); Tschihatschef, «Lettres sur la Turquie» (Brüss. 1859); Lejean, «Ethnographie der europ. Türkei» (Gotha 1862); Mackenzie und Irby, «The Turks, the Greeks and the Slawes» (Lond. 1867).

Geschichte. Der Ursprung der Osmanenherrschaft verliert sich in dem geschichtlichen Dunkel des Seldschukidenreichs von Kleinasien. Ein namenloses Dynastengeschlecht herrschte unter der Hoheit des Sultanats von Iconium in Nordphrygien und Bithynien, gelangte durch den Verfall dieses Reichs zur Unabhängigkeit und wußte seitdem die Vortheile, welche die Grenznachbarschaft des immer ohnmächtiger werdenden oström. Kaiserthums bot, trefflich auszunutzen. Osman, der Sohn Ertogrul's, gab seinem Stamme den Namen und die erste polit. Bedeutung. Nachdem er sein Gebiet beträchtlich erweitert, legte er sich 1300 den Sultantitel bei. Doch überstrahlte ihn weit an Ruhm und Tüchtigkeit sein Sohn Orchan, welcher in der reichen und

mächtigen Stadt Brussa (Prusias) am bithynischen Olymp (1326) eine des aufblühenden Staats würdige Residenz gewann, seine Grenzen über Nicäa und Nikomedien bis an das Marmarameer und an den Hellespont ausdehnte und sich nunmehr auch Chakan und Padischah (Kaiser) nennen ließ. Unter ihm kamen die wilden Reiterhorden, deren kriegerischem Ungestüm der Staat seine Erfolge verdankte, mit der röm.-griech. Civilisation in eine Berührung, die auf Sitte und Einrichtungen nicht ohne Einfluß blieb: Orchan gab seiner Kriegsmacht eine sorgfältigere Regelung. Er schuf die Reiterei der Spahis und legte den Grund zu dem Janitscharencorps, einer stehenden Infanterietruppe, welche unter seinem Sohne Murad I. weiter ausgebildet wurde und jahrhundertelang der Schrecken der Feinde des türk. Reichs geblieben ist. Die Erbfolge in einer mit dem Nimbus der religiösen Weihe umgebenen, unantastbaren Dynastie hatte die Türkei vor den orient. Herrschaften, das stehende Heer mit der sich daranknüpfenden und es ergänzenden militärischen Organisation des ganzen Stammes auch vor den europ. Reichen jener Zeit voraus, und es ist demnach erklärlich, daß eine Reihe hochbegabter Fürsten den an so vortheilhafter Stelle gelegten Keim mit wunderbarer Schnelligkeit zu entwickeln wußte. Murad I. eroberte Thrazien, verlegte seine Residenz 1362 nach Adrianopel und beschränkte die Herrschaft der byzant. Kaiser auf Konstantinopel und dessen nächste Umgebungen. Im Osten wie im Westen hatten inzwischen mohammed. wie christl. Grenznachbarn die Gefahr erkannt, die ihnen von dem so kräftig aufstrebenden Staate drohte, und sich zu Gegenmaßregeln aufgerafft. Während der Fürst von Karamanien in die osman. Provinzen Kleinasiens einfiel, verbündeten sich wider Murad in Europa die Serben, die Bosnier, Albanesen, Walachen und Ungarn und sammelten ein Heer, das sie gegen ihn aussendeten. Der Sultan aber schlug sie und nöthigte das Haupt der Coalition, den Großfürsten von Serbien, ihm Hülfstruppen zu stellen, welche ihm die orient. Nebenbuhler in dem Stammlande seiner Macht (1386, Schlacht von Iconium) demüthigen halfen. Mittlerweile hatten sich die Slawen und Rumänen der Donauländer wieder aufgerafft und ein neues Heer aufgestellt. Murad wandte sich gegen sie, eroberte 1389 Bulgarien mit dessen Hauptstadt Nikopolis und lieferte sodann den Serben die entscheidende Schlacht auf dem Amselfelde, welche freilich dem Sieger das Leben kostete, aber den polit. Aufschwung des Staats gewaltig förderte. Murad's Sohn, Bajazid I., mit dem Beinamen Jyldrym, der Wetterstrahl, nahm nunmehr Serbien und die Walachei in Tributpflicht und verfolgte dann weiter den Plan seines Hauses, durch die Eroberung Konstantinopels ganz an die Stelle der östl. Kaiser zu treten. Dieser Plan war jedoch zur Ausführung noch nicht reif, und nach fünfjähriger Cernirung der festen Stadt zog der Sultan ab, nachdem sich der Kaiser zu einer Tributzahlung und zur Anerkennung und Duldung des Islam bequemt hatte. Eine neue Coalition der christl. Mächte unter König Sigismund von Ungarn, dessen Südprovinzen bereits von türk. Streifzügen heimgesucht wurden, rief den Sultan wieder in den Norden. Er traf die christl. Armee bei Nikopolis (1396) und brachte dieser eine furchtbare Niederlage bei, die ihm gestattete, ungefährdet seine Streifzüge südwärts bis in den Peloponnes auszudehnen, während seine Feldherren im Osten das ganze cisephratische Anatolien überschwemmten. Nun aber erfolgte ein Rückschlag, indem Timur-Lenk mit seinen Mongolen von Armenien aus in das türk. Gebiet einbrach. Bajazid stellte sich diesem bei Angora (1402) entgegen, wurde aber aufs Haupt geschlagen und gerieth in Kriegsgefangenschaft, aus der er nicht mehr in seine Staaten zurückkehrte. Der Zwist seiner Söhne, deren drei, Suleiman I., Musa und Mohammed I., sich in die Erbfolge theilten, hatte eine weitere Schwächung des Reichs zur Folge, bis dann 1413 der jüngste derselben, Mohammed, die Einheit der Regierung und die innere Ordnung wiederherstellte. Die Mongolenherrschaft war wie ein Gewittersturm rasch vorübergegangen, und Mohammed's Sohn, Murad II., konnte ganz wieder in die Fußstapfen seiner ruhmvollen Ahnen treten. Seine, mit Einschluß zweimaliger Thronentsagung, 30jährige Regierung (1421—51) war reich an bemerkenswerthen Ereignissen. Er legte den griech. Kaiser von neuem Zinspflicht auf, eroberte Thessalonich, die Hauptstadt Macedoniens, stritt wiederholt gegen die Ungarn und schlug diese nebst den ihnen verbündeten Polen unter deren Könige Ladislaus bei Varna. Doch leistete ihm der muthige Hunyad, Fürst von Siebenbürgen, erfolgreichen Widerstand, und seine Bemühungen, Albanien zu unterwerfen, scheiterten an der unerschütterlichen Festigkeit Skanderbeg's. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed II., mit Recht der Eroberer genannt, vollendete die Vernichtung des oström. Reichs, indem er 29. Mai 1453 Konstantinopel, 1456 Morea, 1460 Trapezunt und wenige Jahre später Epirus, Albanien und Bosnien eroberte. Der Tatarenkhan der Krim mußte ihn als Oberherrn anerkennen. Großartige Entwürfe zeigten ihm schon den ganzen europ. Occident zu seinen Füßen, als er auf einem Zuge in Kleinasien 1481 starb. Mit ihm schien die Türkenmacht ihren Höhepunkt

erreicht zu haben. Die 31jährige Regierung seines Sohnes Bajazid II. verlief fast thatenlos, und schon offenbarten sich Zerwürfnisse im Herrscherhause, denen Bajazid's Sohn und Nachfolger, Selim I., seine gewaltsame Erhebung auf den Thron verdankte. Aber unter diesem Selim und noch mehr unter dessen Sohne Soliman II. änderte sich die Lage. Selim bekämpfte mit Glück die Perser, denen er die armen. Plateauländer bis an den Tigris abnahm, und besiegte sodann den letzten Mamlukensultan, worauf dessen ganzes Gebiet, Syrien, die heil. Städte Mekka und Medina und das reiche Aegypten, ihm botmäßig wurde. Er hinterließ 1519 seinem Sohne, dem gewaltigsten aller Beherrscher der Osmanen, ein Reich, welches den Glanz des östl. Kaiserthums mit der Würde der Khalifen vereinigte. Soliman II. (gest. 1566) war während einer langen Regierungszeit der unbedingte Mittelpunkt einer nie ermüdenden, von den großartigsten Erfolgen begleiteten Thätigkeit im Kriege wie im Frieden. Nachdem er sich gleich im Anfange seiner Regierung durch Beilegung der Streitigkeiten mit Persien und Niederwerfung eines Aufstandes in den neuerworbenen Ostprovinzen freie Hand verschafft, eröffnete er sich (1521) durch die Eroberung der Grenzfestung Belgrad den Weg in das Innere von Ungarn, welches Land der Hauptgegenstand seines ehrgeizigen Strebens blieb, sodaß man seine ganze Laufbahn einen nur zeitweise durch andere Unternehmungen und Waffenstillstand unterbrochenen Krieg mit Ungarn und Oesterreich nennen kann. 1526 eroberte Soliman Peterwardein, vernichtete das ungar. Heer in der blutigen Schlacht bei Mohacs und nahm dann die Hauptstadt des Landes, Ofen, ein, welche er freilich noch nicht behauptete, indem Aufstände im Osten des Reichs den Sultan abberiefen. 1529 setzte er das begonnene Werk mit noch größerm Nachdruck fort. Ofen wurde abermals erobert, Ungarn bis auf die Nordcomitate unterworfen und zu einem Vasallenkönigreich unter dem siebenbürg. Fürsten Johann Zapolya gemacht. Durch die Einnahme Wiens gedachte Soliman den Widerstand des deutschen Kaisers dauernd zu brechen und sich den Weg in den Westen Europas zu bahnen. Hier aber versagte ihm sein Kriegsglück, und nach ungeheuern Verlusten sah er sich zum Aufgeben der Belagerung und zum Rückzug genöthigt. Ein neuer Feldzug, den er sofort vorbereitete, sollte den Mißerfolg wieder gut machen. Er fiel 1532 in Steiermark ein, das er grausam verheerte; doch gelang es ihm diesmal nicht, bis nach Wien vorzudringen. In dem 1533 abgeschlossenen Frieden mußte er sich mit dem eroberten Theile Ungarns begnügen, den er nach einem weitern Feldzuge 1541 vollständig dem türk. Reiche einverleibte. Nicht minder vortheilhaft waren seine sonstigen Unternehmungen. 1522 entriß er nach langer Belagerung den Johanniterrittern das heldenmüthig vertheidigte Rhodus, und von den Persern gewann er in einem wechselvollen Kriege die reiche Stadt Tabris, Van, Mossul und die Lehnsherrlichkeit von Georgien. Eine besondere Sorgfalt wandte er auch auf die Kriegsmarine. Seine Admirale Hair-ed-din und Horuk, die größten Seehelden ihrer Zeit, erwarben ihm die Oberherrlichkeit über die Barbareskenstaaten und eroberten mehrere Seefestungen der Venetianer im Archipel. Die Raubzüge türk. Flotten verbreiteten Schrecken an allen Küsten des Mittelmeeres bis nach Spanien, nicht minder ostwärts im Indischen Ocean. Nur Korfu und Malta, jenes von den Venetianern, dieses von den Johanniterrittern vertheidigt, widerstanden siegreich den gegen sie gerichteten Angriffen. Soliman starb 1566 in Ungarn, wohin der rastlose Mann, schon alt und kränklich, noch eine Expedition unternommen hatte, vor Szigeth, welche tapfer vertheidigte Feste erst nach seinem Tode genommen wurde.

Soliman's Regierung bezeichnet neben der höchsten Blüte den Wendepunkt in der osman. Geschichte. Ein Staat wie die Türkei, der, auf das Princip der Eroberung begründet, von Anfang an auf die Assimilirung der unterworfenen Völker verzichtet und nach seinen Institutionen verzichten muß, trägt, indem er zu seinem Gedeihen eine ununterbrochene Reihe kriegstüchtiger und staatsmännischer Herrscher voraussetzt, den Keim des Verderbens in sich. Trotz seiner ungeheuern Erfolge beschleunigte Soliman den Verfall des Reichs, indem er, einseitig auf die Erhaltung der Reichseinheit bedacht, seinen Nachfolgern die Mittel zur erforderlichen Ausbildung entzog. Bis auf seine Zeit hatten die Sultane sich ihrer Söhne als Statthalter und Heerführer bedient, ein Gebrauch, der sich hinsichtlich der Ausbildung trefflich bewährt hatte, aber auch zugleich den ehrgeizigen Gelüsten der Prinzen und den Familienintriguen Vorschub leistete und daher nicht ohne Gefahr war. Mistrauen, Meuterei, Krieg und Mord zwischen den nächsten Blutsverwandten war schon vor Soliman in der Familie Osman's gewöhnlich gewesen, und ihm selbst wurden die Zwistigkeiten seiner Söhne untereinander und mit ihm zu schwerem Leiden. Um dem Uebel zu begegnen, führte er das noch jetzt bestehende Hausgesetz ein, wonach alle nichtregierenden Prinzen in einer Art von Gefangenschaft, von jedem Verkehr mit der Welt unbedingt abgeschlossen, im Serail gehalten und also der Möglichkeit des Conspirirens materiell

entzogen werden. Daß auch Volksaufstände zu Gunsten eines persönlich unbekannten Prinzen stattfanden, bei denen derselbe lediglich mit seinem Namen betheiligt war, konnte jene Maßregel natürlich nicht verhindern. Vielmehr beförderte die Abschließung, indem sie auch die persönliche Tüchtigkeit der Sultane herabdrückte, einerseits den meuterischen Sinn und andererseits den schauderhaftesten Verwandtenmord, durch den allein der grausame und feige regierende Wollüstling sich auf dem Throne halten zu können vermeinte. Obschon Soliman's Nachfolger nur wenig ihren ruhmvollen Vorfahren glichen, zeigte sich doch das Reich an Organisation und Material noch lange den Nachbarstaaten überlegen, und diese Organisation erweckte wiederum bei manchem der Sultane den kriegerischen Sinn. Den staatsmännischen Sinn indessen, der auch den Kriegsmuth höhern Zwecken dienstbar macht, besaß keiner mehr, und die große Mehrzahl der Herrscher versank in Erschlaffung und Entartung. Schon Soliman's Sohn Selim II. war ein energieloser Schlemmer, der zwar den Venetianern Cypern entriß, aber auch die erste große Niederlage erlitt, welche den Ruf der Unbesieglichkeit der türk. Waffen erschütterte. Es geschah dies in der großen Seeschlacht von Lepanto 7. Oct. 1571, wo Don Juan d'Austria die vereinigten Flotten der christl. Mächte des Mittelmeeres befehligte. Der durch eine Coalition gewonnene Sieg konnte diplomatisch nur wenig ausgenutzt werden, und unter einem bedeutenden Herrscher, wie die frühern waren, würde die Türkei sich rasch von dem Schlage erholt haben. Allein Selim's Indolenz erschien als der Vorbote des innern Zerfalls. Da war nichts mehr von der erstaunlichen Elasticität, die sonst immer neue Heere aufgebracht hatte, und im Osten und Westen regten sich die von Soliman's Siegen betäubten Reichsfeinde zu neuer Angriffsthätigkeit. Unter diesen Umständen starb Selim II. 1574 und hinterließ das Reich seinem Sohne Murad III., welcher 21 J. regierte und durch seine Veziere wider die Oesterreicher und die Perser blutige, aber resultatlose Kriege führte. Ihm folgte sein Sohn, Mohammed III. (1595—1603), ein roher Barbar, der seine Regierungsthätigkeit mit der Hinrichtung von 19 Brüdern begann. Ein Aufstand der durch die Fortschritte der Oesterreicher an der Donau in Schrecken gesetzten Bevölkerung der Hauptstadt und der Janitscharen zwang ihn, 1596 sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen und nach Ungarn zu rücken, woselbst er Erlau eroberte und der österr. Armee unter Erzherzog Maximilian eine Niederlage beibrachte. Doch fühlte er, daß die beiderseitigen Machtverhältnisse seit Soliman's Zeiten andere geworden, und daß ihm nicht mehr eine gewonnene Schlacht ganze Länderstrecken zu Füßen lege. Er bemühte sich daher, durch Frankreichs Vermittelung Frieden zu schließen, den jedoch Kaiser Rudolf versagte, sodaß der Krieg ohne Erfolge fortdauerte. Inzwischen waren im Osten die Verhältnisse immer schwieriger geworden. Die Perser brachen in das türk. Gebiet ein, schlugen die großherrlichen Veziere und eroberten Tabris und Bagdad. Mohammed war der erste der Sultane, der das Reich um wichtige Provinzen verkleinert zurückließ. Er starb, ein abgestumpfter Greis von nur 33 J., als Opfer der Staatsordnung Soliman's, die das erschöpfende Haremsleben zum einzigen Mittelpunkte der bildungs- und interesselosen Fürsten machte und ihnen nicht vergönnte, ihre Kinder auch nur körperlich zur männlichen Reife gedeihen zu sehen. Mohammed's Sohn und Nachfolger, Achmed I., bestieg den Thron 15 J. alt und starb 28 J. alt. Seine Regierung ist nur merkwürdig durch die praktische Fortbildung der so charakteristischen Staatsmaxime, welche den Sultanen Gut und Blut ihrer Beamten zur rücksichtslosesten Verfügung stellte, sowie durch einen unvortheilhaften Frieden mit Kaiser Rudolf II. 11. Nov. 1606. Achmed hinterließ einen blödsinnigen Bruder, Mustapha I., der, kaum auf den Thron gehoben, wieder abgesetzt wurde, und mehrere unmündige Söhne, deren ältester, Osman als der zweite des Namens, nur 12 J. alt, anfangs unter der Leitung des Divan, nach zwei Jahren aber selbständig die Regierung ergriff. Ein mit knabenhaftem Vorwitz unternommener und schimpflich zurückgewiesener Einfall in Podolien zog diesem Sultan den Haß der schon damals übermächtigen Janitscharen zu. Derselbe wollte sich durch einen Staatsstreich der Truppe entledigen, wurde aber abgesetzt und, der letzte seines geheiligten Stammes, von seinen Untergebenen ermordet, nachdem er vier Jahre (1617—22) regiert hatte. Nach einem abermaligen vergeblichen Versuche, die Leitung des Staats in die Hände des blödsinnigen Mustapha zu legen, folgte Osman's zwölfjähriger Bruder, Murad IV., anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, aber schon nach drei Jahren selbständig. Grausam, doch energisch, unternahm Murad zwei Feldzüge gegen die Perser, denen er mit großem Blutvergießen Eriwan und Bagdad abnahm. Rohe Sinnlichkeit untergrub indessen seine Gesundheit, und er starb kinderlos nur 28 J. alt. Ihm folgte sein schwächlicher Bruder, Ibrahim I. (von 1640—48), welcher ebenfalls von den Janitscharen abgesetzt und hingerichtet wurde.

Unter traurigen Verhältnissen bestieg Ibrahim's siebenjähriger Sohn, Mohammed IV., als ältester Sproß der Familie Osman's, den Thron seiner Väter. Seine Großmutter Kössem, die Mutter dreier Sultane, und seine Mutter Tarchan stritten sich um den Haupteinfluß und führten ein schmähliches Eunuchenregiment ein. Im Auslande war das Ansehen des Staats gesunken. Die Venetianer erschienen (1656) vor den Dardanellen und trugen über die großherrliche Flotte einen glänzenden Sieg (6. Juli) davon, und in der Hauptstadt konnte die Ruhe nur durch ungeheuere Opfer von den Janitscharen erkauft werden. Um so überraschender war es, daß sich unter Mohammed's Regierung, die freilich 39 J. (bis 1687) dauerte, das Reich noch einmal glänzend wieder aufraffte. Um dies zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß noch die Türkei ihren christl. Nachbarn sowol an finanziellen Mitteln wie auch an kriegerischer Organisation überlegen war, und daß diese Ueberlegenheit wieder zur Geltung kam, sobald dem in der Armee gebotenen vortrefflichen Material die entsprechende Führung zutheil wurde. Ein unabweisliches staatliches Bedürfniß hatte neben den Schattenherrschern das Amt der im Frieden wie im Kriege für sie handelnden Großveziere ins Leben gerufen, welches unter Mohammed IV. zur Vollendung gelangte und dem Osmanischen Reiche aufs neue zu einigem Glanze verhalf. Ein 75jähriger Greis, Mohammed-Pascha, aus dem Geschlechte Köprili, welches der Türkei noch mehrere ausgezeichnete Staatsmänner und Feldherren gab, trat bald nach dem Siege der Venetianer an die Spitze der Regierung, vertrieb die Flotte der mächtigen Republik vom Hellespont, den er neu befestigte, und stellte mit rücksichtsloser Grausamkeit die Ruhe und Ordnung im Innern des Reichs her. Ihm folgte 1661 sein Sohn Achmed, der 15 J. lang die Geschäfte leitete und sich ebenso sehr durch Milde auszeichnete wie sein Vater durch blutdürstige Härte. Eine Invasion der Oesterreicher in Siebenbürgen rief ihn 1662 nach Ungarn, wo ihm zwar Montecuculi bei St.-Gotthard an der Raab (1. Aug. 1664) eine empfindliche Niederlage beibrachte, er aber dennoch mehrere Festungen gewann, von denen Serimwar und Ujwar beim Friedensschlusse im Besitze der Türkei verblieben. Im folgenden Jahre ließ der Großvezier Kreta, damals den Venetianern gehörig, angreifen, ein Unternehmen, das ihn bald persönlich ins Feld rief und ihm viel zu schaffen machte, bis 1669 mit der Uebergabe Candias die ganze Insel unter die Botmäßigkeit der Pforte gerieth. Nachdem durch diesen Erfolg dem Divan das Vertrauen auf seine Ueberlegenheit wiedergekehrt, stellte sich auch sofort das Gelüst ein, in die Händel der christl. Staaten mit ehrgeizigen Nebenabsichten einzugreifen. Ein Aufstand der Kosacken gegen Polen, dem sie unterhänig waren, veranlaßte Köprili, die erstern in seinen Schutz zu nehmen. Es erfolgte ein Krieg, der mehrere Jahre dauerte, und in welchem die anfänglich schwer verletzte poln. Waffenehre allerdings durch Johann Sobieski energisch wiederhergestellt, dieser König aber dennoch zuletzt genöthigt wurde, durch Abtretung Podoliens und eines Theils der Ukraine an die Türkei den Frieden (27. Oct. 1676) zu erkaufen. Achmed Köprili's früher Tod in demselben Jahre (er war nur 41 J. alt) setzte dem Regierungsglück des schwachen und unfähigen Mohammed IV. ein Ziel. Mochte der Vezier auch als Feldherr wenig geglänzt haben, so hatte er doch das Reich über ansehnliche Gebiete erweitert und durch eine geschickte innere Politik die Hülfsquellen der Pforte gesteigert. Nur die lockere Aufnahme des Kosackenstaats der Ukraine in den Reichsverband war ein Fehler, der sich bald fühlbar machen sollte. Nach völliger Unabhängigkeit strebend, warf sich der Hetman 1667 den Russen in die Arme und wurde so die Ursache zu den Berührungen der Pforte mit dem Zarenreich, welche für erstere so verhängnißvoll geworden sind. Gleich der erste Zusammenstoß wurde das Vorbild aller spätern. Feodor III. schlug die Türken unter Kara-Mustapha, dem hochfahrenden und unfähigen Amtsnachfolger Achmed Köprili's, in drei aufeinanderfolgenden Feldzügen und nöthigte sie durch den Friedensschluß von 1681 zu bedeutenden Abtretungen auf dem linken Dnjestrufer, welche den Russen die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere eröffneten.

Inzwischen war Ungarn des türk. Drucks allmählich zu großem Theil ledig geworden, dafür aber dem kaum weniger erträglichen, unduldsamen Machiavellismus des Hauses Habsburg wieder anheimgefallen, und es erhob sich in dem unglücklichen Lande einer jener periodischen Aufstände, deren die Geschichte so viele verzeichnet. Die Pforte konnte der Versuchung nicht widerstehen, den sog. Unzufriedenen Hülfe zu leisten. Der Sultan ernannte 1683 deren Führer, Emmerich Tököly, zum Vasallenkönig von Mittelungarn; der franz. Hof begünstigte diese Politik. Noch in demselben Jahre führte Kara-Mustapha eine zahlreiche Armee gegen Wien, das er einnehmen und zum Mittelpunkte eines neuen islamitischen Weltreichs machen wollte. Die Stadt aber leistete erfolgreichen Widerstand. Sobieski führte ein poln.-deutsches Heer zu ihrem Entsatze herbei, und nach beinahe zweimonatlicher Dauer endete die Belagerung mit einer

Niederlage der Invasionsarmee, die, zum Abzuge gezwungen, von dem nacheilenden Sobieski auf ungar. Boden noch zweimal geschlagen wurde. Während in Verfolgung der gewonnenen Vortheile Sobieski sich vergeblich bemühte, Podolien, die Südostprovinz seines Reichs, der Pforte wieder zu entreißen, eroberten die der Coalition beigetretenen Venetianer, von den Malteserrittern unterstützt, Morea, griffen Dalmatien an und säuberten die Ionischen Inseln von den eingedrungenen türk. Truppen. Die Oesterreicher aber nahmen unter dem Herzog von Lothringen (1684) Wissegrad, Waizen, dann (1685) Neuhäusel und endlich (2. Sept. 1686) die Landeshauptstadt Ofen ein. Ueber diese Verluste gerieth die türk. Bevölkerung Konstantinopels in die größte Aufregung. Kara-Mustapha hatte schon auf dem Rückzuge von Wien zu Belgrad sein Unglück mit dem Tode bezahlen müssen; jetzt führte sein Nachfolger Soliman-Pascha eine neue Armee über die Drau. Aber in der Ebene von Mohacz, wo einst Sultan Soliman II. siegreich die türk. Herrschaft in Ungarn begründet hatte, wurde ihm von den Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen (12. Aug. 1687) eine Niederlage beigebracht, welche jener Herrschaft nach einer Dauer von anderthalb Jahrhunderten den Todesstoß versetzte. Lippa, Peterwardein, Erlau wurden nacheinander erobert, nnd sogar Belgrad fiel den Christen in die Hände. Der Verlust Ungarns kostete Mohammed IV. den Thron. Auf Anregung des Mustapha-Köprili, eines Bruders des Achmed, dem die Pforte Candia und Podolien verdankte, wurde er abgesetzt und sein ebenso unfähiger Bruder, Soliman II., zu seinem Nachfolger ernannt. Das Reich war in einem kläglichen Zustande, die Finanzen zerrüttet, die Armee demoralisirt und der Hof in knechtischer Furcht vor den übermüthigen Janitscharen. Der festen Hand Mustapha-Köprili's, der als Großvezier die Regierung übernahm, gelang es aber bald, Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Die Erfolge Oesterreichs in Ungarn waren rein militärischer Natur gewesen, und im Herzen hing das Volk noch immer an Tököly, der als türk. Vasallenfürst von Siebenbürgen eine drohende Stellung zu behaupten fortfuhr. Der von ihm 1690 bei Zernest erfochtene Sieg beschleunigte die Ausführung eines bereits vom Großvezier vorbereiteten Feldzugs, bei welchem die Kaiserlichen über die Donau und Sau zurückgeworfen wurden und ihre auf dem rechten Ufer dieser Flüsse gemachten Eroberungen, unter andern Belgrad, Semendria und Widdin, wieder einbüßten. Als aber Mustapha im nächsten Jahre (1691) das Waffenglück weiter verfolgen wollte, erlitt er von den Oesterreichern unter dem Markgrafen von Baden 19. Aug. bei Salankemen eine entscheidende Niederlage, bei welcher er selbst den Tod fand. Kurz vor diesem Unfall war Soliman II. gestorben und hatte seinen Bruder, Achmed II., zum Nachfolger, der selbst nach einer thatenlosen, nur vierjährigen Regierung die Krone auf seinen Neffen (den Sohn Mohammed's IV.), Mustapha II., vererbte. Dieser, ein ehrgeiziger Fürst, stellte sich sofort an die Spitze seiner Armee und brach in Ungarn ein, wo er noch 1695 einige Vortheile errang, während die türk. Flotte die Venetianer schug und Asow, die Hauptfestung der Tataren an den Küsten des Asowschen Meeres, erfolgreich gegen Peter d. Gr. von Rußland vertheidigt wurde. Aber schon im folgenden Jahre ging dieser Platz durch Uebergabe an den so unermüdlich seine Zwecke verfolgenden Zaren verloren. Auch die Oesterreicher rüsteten sich, für die Schmach des J. 1695 Rache zu nehmen. Als Mustapha II. 1697 wieder in Ungarn erschien, wurde er von dem Prinzen Eugen, der jetzt die Truppen des Kaisers befehligte, 11. Sept. bei Zenta an der Theiß so nachdrücklich geschlagen, daß er mit Zurücklassung sogar eines Theils seines Harems flüchtigen Fußes die Donau wiedergewinnen mußte. Die Folge dieses Sieges war der Congreß von Carlowitz, der von Oesterreich, Rußland, der Pforte, Polen, endlich (als Vermittler) von England und Holland beschickt wurde, und welcher nach langen Berathungen im Jan. 1699 den Frieden zwischen der Türkei und ihren Nachbarländern feststellte. Derselbe war höchst ungünstig. Siebenbürgen und Ungarn, mit Ausnahme der Stadt Temesvar, wurde vom Sultan dem deutschen Kaiser abgetreten; Rußland erhielt Asow und sein Gebiet, Venedig die Halbinsel Morea und den größten Theil von Dalmatien; Polen wurde mit der Ukraine und Podolien entschädigt. Emmerich Tököly wurde nach Nikomedien internirt, wo er wenige Jahre später vergessen starb.

Seit Mohammed's IV. Zeiten hatten, ein halbes Jahrhundert lang, die Sultane in Adrianopel residirt, woselbst sie sich der Janitscharenaufstände leichter erwehren zu können meinten. Die herrschsüchtige Truppe, längst mit dieser Einrichtung unzufrieden, benutzte 1703 die über den Frieden von Carlowitz und die Misregierung des Sultans bestehende Unzufriedenheit, denselben seiner Würde zu entsetzen und seinen Bruder und Nachfolger, Achmed III., nach Konstantinopel zurückzuführen. Dieser Sultan, unter welchem König Karl XII. von Schweden, bei Pultawa geschlagen, als Flüchtling auf türk. Boden erschien, machte bedeutende und nicht ganz erfolglose Anstrengungen, das militärische Uebergewicht seines Staats wiederherzustellen. Eine

Verletzung des türk. Gebiets durch Peter d. Gr. in der Moldau führte zu der Einschließung dieses Fürsten mit seinem Heere am Pruthflusse von den türk. Truppen unter dem Großvezier Baltadschi-Mahammed (1711), welcher freilich die so glückliche Sachlage nur mangelhaft ausnutzte, doch aber den Zaren seine Befreiung mit der Wiederherausgabe Asows bezahlen ließ. Mehr Ruhm erwarben sich die Türken in Morea, woselbst es den Venetianern gelungen war, sich den Griechen noch mehr als ihre orient. Unterdrücker verhaßt zu machen. Anfang 1715 griff der Sultan die Halbinsel an. Viele Griechen kämpften in den Reihen der Türken, und nach sehr blutigen Gefechten wurde in acht Monaten die Eroberung vollendet. Aber an Korfu, das von Schulenburg meisterhaft vertheidigt wurde, brach sich das türk. Ungestüm; der venet. Feldherr konnte sogar an eine Verfolgung der gegen die Invasionsarmee gewonnenen Vortheile in Albanien denken. Noch unglücklicher waren die Türken in ihren Verhältnissen zu Oesterreich. Der Angriff auf Morea war eine Verletzung des Tractats von Carlowitz gewesen. Oesterreich verlangte Genugthuung, und es kam darüber zu einem abermaligen Kriege, in welchem der Prinz Eugen (1716) bei Peterwardein wiederum einen glänzenden Sieg davontrug. Temesvar, der letzte türk. Besitz auf ungar. Boden, und bald darauf Belgrad fielen infolge dessen den Kaiserlichen in die Hände. Die Pforte sah sich genöthigt (1717), einen Friedensabschluß nachzusuchen, der zu Passarowitz (21. Juni 1718) stattfand, und in welchem sie die genannten Festungen nebst einem Theile Serbiens an Oesterreich abtrat, aber, gegen eine der Republik Venedig in Dalmatien gewährte ungenügende Entschädigung, im Besitze von Morea blieb. Kaum hatte sich die Pforte von diesen Schlägen einigermaßen erholt, als sie darauf bedacht war, die Verluste an der Donau durch Wiederherstellung ihrer alten Grenzen gegen Persien wieder auszugleichen. Eine Thronumwälzung in diesem Reiche sich zu Nutze machend, sandte sie ihre Heere in den Osten, welche nach blutigen Kämpfen Eriwan, Tabris, Hamadan u. s. w. dem Sultan unterwarfen. Aber der meuterischen Soldateska von Konstantinopel hatte der Sultan schon zu lange regiert. Der Janitschar Patrona Galil, ein roher, ehrgeiziger Barbar, erregte einen Aufstand, infolge dessen Achmed III. 1730 abgesetzt und sein Neffe, Mahmud I., auf den Thron gehoben wurde. Die 24jährige Regierung dieses Fürsten, eines der gebildetsten aus seinem den Wissenschaften wenig holden Geschlecht, bildet einen der seltenen Glanzpunkte der spätern türk. Geschichte. Allerdings gingen die pers. Eroberungen bald wieder verloren, um so erfolgreicher aber war die Theilnahme der Pforte an der europ. Politik. Während des letzten pers. Kriegs hatte sich Rußland des Daghestan bemächtigt. Der Sultan erhob Ansprüche auf diese Provinz, welche der Kaiserin Anna einen Vorwand boten, in die Krim einzufallen und Asow wiederzuerobern. Oesterreich, zur Vermittelung angerufen, wandte sich offen auf die Seite Rußlands. Es kam zu einem Kriege, in welchem zwar die Russen Choeim in Bessarabien und Jassy in der Moldau einnahmen, die Oesterreicher aber in den Feldzügen von 1737—39 höchst unglücklich fochten und die Türken eine so imponirende Stellung gewannen, daß die beiden Kaiserhöfe sich zu dem Friedensschlusse von Belgrad (1. Sept. 1739) entschlossen, mittels welches, großentheils durch die Geschicklichkeit der franz. Diplomatie, die Pforte ihre an die Russen verlorenen Grenzfestungen, einschließlich Asows, sowie das süddanubische Gebiet Oesterreichs mit Belgrad zurückerhielt. Weniger glücklich war Mahmud I. in seinen Bestrebungen, die Sitten der Hauptstadt zu reformiren und durch Vermehrung der Vorrechte der Janitscharen die Ruhe im Innern zu befestigen. Doch konnte er bei seinem Tode 1754 auf einen 15jährigen Frieden zurückblicken, den das Reich seiner Weisheit verdankte. Ihm folgte sein Bruder, Osman III., der wieder 1757 auf seinen Vetter, Mustapha III., einen Sohn Achmed's III., den Thron vererbte. Während der ersten Hälfte der 17jährigen Regierung dieses Sultans dauerte der äußere Friede fort, und auch in der innern Politik gelang es, wichtige Erfolge zu erzielen. Schon längst hatte die Schwäche und Schlechtigkeit des Divans die Unabhängigkeitsgelüste der entferntern Provinzen rege gemacht. Die Abgaben gingen nicht ein, und die Bekämpfung der Rebellen verzehrte den Staatsschatz sowie das Leben der Unterthanen. Der kräftige und einsichtsvolle Großvezier Mustapha's, Raghib-Pascha, brachte eine größere Ordnung in der Provinzialverwaltung zu Wege. Derselbe vollendete durch Niederschmettern der Mamlukenbeis die Unterwerfung des noch immer einer großen Selbständigkeit sich erfreuenden Aegypten, stellte das Gleichgewicht in den Finanzen her und wußte die Janitscharen im Zaume zu halten. Dieser unternehmende Staatsmann war sogar auf dem Punkte, durch ein inniges Bündniß mit Preußen die Pforte auch für die Zukunft gegen die Unternehmungen Oesterreichs, seither ihres vornehmsten Feindes, sicherzustellen, als ihn der Tod (1763) abrief. Freilich war dem Reiche bereits ein stärkerer Widersacher in Rußland erstanden, welches nunmehr in immer furchtbarerer Weise in den Vordergrund trat.

Die Intriguen und Gewaltmaßregeln, durch welche die Kaiserin Katharina seit dem 1764 erfolgten Tode des poln. Königs August III. die Wahl des ihr ergebenen Stanislaus Poniatowski durchzusetzen und damit dieses Nachbarreich der Türkei von ihrem Willen abhängig zu machen bemüht war, erfüllte den Divan mit Besorgnissen. Derselbe suchte sich durch Bündnisse mit andern Mächten gegen diesen Machtzuwachs Rußlands sicherzustellen, fand aber nur bei Frankreich Zustimmung, dessen Einfluß ebenso wenig der russ. Politik in Polen Einhalt gebieten konnte. Aufstände der Montenegriner und der Walachen, welche Rußland angestiftet haben sollte, reizten den Zorn der Pforte, und die Gegner Poniatowski's in Polen selbst, die sog. Conföderirten, sprachen sie um Hülfe an. So entschloß sie sich denn zum Kriege gegen Rußland. Im Frühjahr 1769 zog eine zahlreiche Armee unter dem Großvezier Mohammed-Emin durch die Moldau gegen die russ. Grenze, nachdem schon vorher der Tatarenfürst Krimgerai mit seinen Horden Verheerung und Schrecken in das russ. Gebiet am Dnjepr und Dnjestr getragen. Aber dieser durch seine Verwegenheit gefährliche Barbar starb, bevor er sich den türk. Kriegszwecken nützlich machen konnte. Mohammed-Emin zeigte sich so unfähig, daß der Sultan ihm in Ali-Pascha einen Nachfolger gab, welcher letztere nach einem vergeblichen Versuche, den Uebergang über den Dnjestr zu erzwingen, den Rückzug antreten mußte. Nun aber ergriffen die Russen unter Romanzow und Galizyn die Offensive. Die wichtigen Plätze Chocim, Jassy, Bukarest u. s. w. wurden genommen und einer neuen, im folgenden Jahre (1770) von Chalil-Pascha über die Donau geführten Armee bei Slatina eine Niederlage beigebracht. Die moldau-walach. Bojaren mußten der Kaiserin Katharina den Treueid leisten. Besonders erschreckte den Divan das nicht für möglich gehaltene Erscheinen einer russ. Flotte im Archipel. Die gesammte Seemacht der Türkei wurde gegen dieselbe ausgesandt, und es kam zu einer Schlacht auf der Rhede von Tschesme (16. Juli), in der die türk. Flotte in Flammen aufging. Während Alexis Orlow, der Sieger von Tschesme, die Dardanellen versperrte und die Moreoten zur Freiheit aufrief, schlug Romanzow die Türken bei Kartal in der Moldau, entriß ihnen Braila an der Donau und machte sich allmählich zum Herrn des linken Ufers dieses Stromes. Noch schlimmer erging es den Türken in dem Feldzuge des J. 1771. Einen Versuch, von Giurgewo aus in die Walachei vorzudringen, vereitelte der russ. General Weißmann durch einen glänzenden Sieg. Fürst Dolgoruki aber rückte mit 90000 Mann in die Krim ein, eroberte dieselbe und zwang den Tataren-Khan Selim-Gerai zur Flucht nach der Türkei. Bei Tultscha gingen die Russen sogar auf das rechte Ufer der Donau über und behaupteten sich in einem blutigen Gefecht. Mohammed Muchsinsade, nunmehr vom Sultan als Großvezier an die Spitze des zusammengeschmolzenen und demoralisirten Heeres gestellt, sah ein, daß er die Vertheidigungslinie der Donau aufgeben müsse. Dagegen hoffte er, die Balkanlinie, in deren Centralpunkt, der starken Feste Schumla, er sein Hauptquartier aufschlug, noch behaupten zu können. Rußland begriff jedoch, daß es nach solcher Bethätigung seiner militärischen Ueberlegenheit durch diplomatische Verhandlungen mehr als durch Fortsetzung des Kriegs gewinnen könnte und ging auf die ihm gemachten Friedensanträge ein. Nachdem die Kaiserin Katharina im Juni 1771 den Türken einen Waffenstillstand bewilligt, verbat sich Rußland, durch den Verlauf früherer Conferenzen derart belehrt, bei den nunmehr folgenden Friedensverhandlungen jedes Eingreifen der nichtbetheiligten Mächte. Die Zarin hoffte damit auf die unbedingte Nachgiebigkeit der Türkei zählen zu können; aber die vorgelegten Präliminarien waren so hart, daß sich die in Fokschan und Bukarest zusammengetretenen Conferenzen Ende 1772 wieder auflösten und der Krieg von neuem begann. Ein anfänglicher Sieg der Türken bei Rustschuk an der Donau erhöhte deren Zuversicht. Doch nur zu bald bewiesen ihnen die von den Russen bei Bazardschik, Karassu und Kainardschi beigebrachten Schlappen, daß sie in offener Feldschlacht dem Gegner nicht gewachsen waren. Silistria fiel durch Ueberrumpelung; nur Varna und Schumla widerstanden noch und hielten den Siegeslauf Romanzow's auf. Das türk. Reich schien der völligen Auflösung entgegenzugehen. In Acca hatte ein Beduinen-Scheikh, Daher, einen unabhängigen Staat gestiftet; in Aegypten war von Ali-Bei das Mamlukenregiment in alter Selbständigkeit wiederhergestellt worden. Beide verbündet, führten Krieg gegen die großherrlichen Paschas von Damaskus und Saida und wurden von Orlow unterstützt. Während dieser Bedrängniß starb Mustapha III. gegen Ende 1773 und hinterließ den erschütterten Thron seinem Bruder Abd-ul-Hamid, einem in der Haremshaft fast schon ergrauten, an Geist und Leib schwächlichen Prinzen. Der Krieg dauerte indessen ohne entscheidende Schläge fort. Die Russen vermochten Varna nicht zu nehmen, aber sie machten an der Donau Fortschritte, und erst als durch Romanzow's überlegene Strategie der Großvezier mit den Resten der Armee sich von völliger Vernichtung bedroht sah,

beschloß die Pforte, einen Frieden um jeden Preis aus den Händen der Kaiserin anzunehmen. Dieser Frieden, bei dem Rußland im allgemeinen das früher aufgestellte Programm festhielt, war, wie sich erwarten ließ, für die Türkei in hohem Grade unvortheilhaft. Doch machte auch Rußland bedeutende Zugeständnisse, welche wol weniger seiner Großmuth als der Ueberzeugung entsprangen, daß es selbst den Krieg, nach fünfjähriger Dauer, nur schwer würde fortsetzen können, wenn denselben die durch harte Bedingungen aufs Aeußerste gebrachten Türken wieder aufnähmen. Die Verhandlungen wurden in dem Flecken Kutschuk-Kainardschi in der Nähe von Silistria, schon bekannt durch eine Niederlage der Türken, geführt und gelangten (21. Juli 1774) rasch zum Abschlusse. Rußland gab seine wichtigsten Eroberungen, das süddanubische Gebiet, die Moldau und die Walachei, an die Pforte wieder heraus, sich nur ein gewisses Schutzrecht in den letztgenannten Fürstenthümern vorbehaltend. Desgleichen entsagte es der Herrschaft über die schon gleichsam dem Reiche einverleibten Tatarenvölkerschaften der Krim, Bessarabiens und Nordkaukasiens, nöthigte aber die Pforte, auch ihrerseits auf das Lehnsverhältniß, in welchem diese Stämme zu ihr standen, zu verzichten, sodaß dieselben in Zukunft völlige Unabhängigkeit genießen sollten. Dagegen behielt sich Rußland den Besitz sehr wichtiger Plätze im Tatarenlande, Asow, Taganrag, Jenikale, Kertsch u. s. w. vor, ließ sich das Recht der freien Schiffahrt in den türk. Meeren und Meerengen zugestehen und durch einen geheimen Artikel die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 11 Mill. Rubeln zusichern. Das Schutzrecht über die orthodoxe Kirche in der Türkei und deren Bekenner wurde erst später fälschlich in den Vertrag hineininterpretirt. Die betreffende Stelle bezieht sich nur auf eine in Pera zu erbauende russ. Kirche und die nach Jerusalem pilgernden Unterthanen des Czaren. Polens gedenkt der Vertrag nicht. Die Geschicke dieses Reichs hatten sich vollzogen, und die Türkei, welche, nicht minder eigennützig als die drei mächtigen Nachbarn, sich seiner hatte annehmen wollen, war nicht mehr im Stande, auf die vollendeten Thatsachen zurückzukommen.

Der Friede von Kainardschi, welcher der Pforte so widerwillig getragene Opfer auferlegte, ohne den Ansprüchen Rußlands zu genügen, konnte nicht von Dauer sein. Die Selbständigkeit des Tatarenreichs gab Rußland ein Recht, seine Streitigkeiten mit demselben auszufechten, ohne dadurch der Türkei einen Kriegsgrund zu bieten. Die Kaiserin machte sich dies zu Nutze und sandte 1783 Potemkin mit einer Armee in die Krim, um diese Halbinsel auf immer ihrem Reiche einzuverleiben. Die Pforte ließ sich bewegen, die Besitzergreifung Rußlands durch einen im folgenden Jahre abgeschlossenen Vertrag zu ratificiren. Als aber 1784 durch die Thronentsagung des Königs Heraklius von Georgien das Zarenreich sich über den Kaukasus ausgedehnt hatte und nun auch in Asien ein drohender Grenznachbar geworden war, da lieh diese den zum Kriege anreizenden Gesandten Englands und Preußens ein williges Ohr. Man glaubte in Konstantinopel zu wissen, daß schon 1770 die Zarin dem Kaiser Joseph II. Eröffnungen wegen einer Theilung der Türkei gemacht habe. Der Besuch, den der Kaiser seiner Bundesgenossin während ihres Triumphzuges durch Taurien in Cherson machte, galt der Pforte als ein Beweis, daß sie sich auf Leben und Tod zu rüsten habe. Noch in demselben Jahre erfolgte türkischerseits die Kriegserklärung wider die beiden Kaiserreiche, die als ein Act des Selbstmordes hätte erscheinen können, wenn es nicht bekannt gewesen wäre, daß die Zarin ihre Rüstungen noch nicht vollendet hatte. Im folgenden Jahre fiel Kaiser Joseph in die Moldau ein. Allein die Türken schlugen ihn in mehrern Treffen und folgten seinem Rückzuge bis in das Temesvarer Banat, woraus sie erst in einem neuen Feldzuge von Laudon wieder vertrieben wurden. Auch auf russ. Seite waren die Erfolge nur schwach. Doch wurde 1788 ein türk. Seeangriff auf Kinburn an der Dnjeprmündung siegreich zurückgeschlagen, in Bessarabien Chocim und an der Dnjeprmündung gegen Ende des Jahres Oczakow mit Sturm genommen. Wenige Monate darauf starb Abd-ul-Hamid nach einer Regierung von 16 J. im April 1789. Sein Nachfolger und Neffe, Selim III., ein wohlgesinnter, aber wenig charakterfester Fürst, setzte den Krieg fort und sandte eine Armee über die Donau, welche am Rimnikflusse auf die vereinigte russ.-österr. Armee stieß. Der russ. Feldherr Suworow, dem Rußland schon die Eroberung Oczakows verdankte, griff sofort an und brachte den Türken eine vernichtende Niederlage bei, die dem Kriege eine entscheidende Wendung gab. Bessarabien, die Walachei, Belgrad und Ismail fielen den Alliirten in die Hände. Die Verluste der Türken waren ungeheuer. In Ismail, wie früher in Oczakow, verweigerte die Besatzung sich zu ergeben, worauf Suwarow sie nach barbarischem Kriegsrecht über die Klinge springen ließ. Jetzt aber nahm Preußen sich der Pforte an und nöthigte Oesterreich zu dem Frieden von Szistowa (4. April 1791), durch welchen es seine sämmtlichen Eroberungen wieder herausgab. Die Zarin führte den Krieg noch eine Weile allein fort, aber, an Mannschaften und Finanzen

erschöpft, ließ auch sie sich durch den Einfluß Preußens und Englands zum Abschlusse eines Friedens bewegen, der 9. Jan. 1792 zu Jassy unterzeichnet wurde und kaum weniger günstig war als derjenige von Szistowa. Auch die Kaiserin gab ihre Eroberungen, mit Ausnahme des ganz von ihrem Gebiet umschlossenen Oczakow, wieder heraus, ließ ihre Kriegsentschädigungs-Forderung fallen und begnügte sich mit einer Bestätigung der frühern Tractate. Ueberhaupt wurde die Pforte seit der gewaltigen Kraftentwickelung Rußlands immer mehr als ein wichtiger, wenn auch negativer Factor der europ. Politik anerkannt. Namentlich widmeten ihr England und Frankreich, der älteste Verbündete des Divan, ein lebhaftes Interesse, aber auch Oesterreich, das, nicht im Stande, gegen Preußens und Rußlands Willen sich selbst mit türk. Gebiet zu bereichern, die Fortschritte des Zarenreichs an der untern Donau fürchtete. Uebrigens erschienen die innern Verhältnisse für den Bestand des Reichs beinahe noch bedrohlicher als die Ländergier äußerer Feinde. Die Finanzen waren zerrüttet, die Janitscharen demoralisirt, der Glaube an die alten Institutionen unter den Staatsmännern erschüttert. In den Provinzen wurde die Zahl der Machthaber immer größer, welche dem Divan den Gehorsam versagten und offen nach Unabhängigkeit strebten. Des Mamluken-Bei Ali und des Scheikh Daher hatte sich die Pforte durch Meuchelmord zu entledigen gewußt, aber an die Stelle des letztern war der noch mächtigere Dschezzar-Pascha getreten, welcher von Akka aus ganz Mittel- und Südsyrien beherrschte. Ebenso gehorchte Bagdad dem Jussuff-Pascha, Westbulgarien dem Paswanoglu und Albanien dem Ali-Pascha. Unter den Rajahnationen wurde der Wunsch nach Befreiung von dem schweren Joche immer mehr rege. Endlich waren die heil. Städte Mekka und Medina von der räuberischen Beduinensekte der Wahabiten erobert worden.

Unter diesen Umständen konnte der 1798 von dem franz. General Bonaparte unternommene Feldzug nach Aegypten seitens der Pforte nur auf geringen Widerstand stoßen. Zögernd erklärte die Pforte auf Englands und Rußlands Andrängen der franz. Regierung den Krieg, beeilte sich aber Frieden zu schließen, nachdem ihr 1801 die Nilprovinz zurückgegeben worden war. Bald gewann sogar die Diplomatie des franz. Machthabers so sehr das Uebergewicht in dem Rathe des Sultans, daß derselbe sich 1806 bewegen ließ, mit Verletzung der Tractate die russ. Sympathien verdächtigen Hospodare der Moldau und Walachei, Murusis und Ypsilanti, abzuberufen. Rußland beantwortete diese Beleidigung durch militärische Occupation der Fürstenthümer. England schloß sich den Protesten Rußlands an und bemühte sich, aber vergeblich, die Pforte durch Drohungen zur Theilnahme an der antifranz. Coalition zu bewegen. 1807 erschien sogar eine brit. Flotte, welche die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwungen hatte, vor Konstantinopel. Aber Haß gegen Rußland und Vertrauen auf den franz. Schutz siegten bei Selim über alle andern Rücksichten. Derselbe erlebte übrigens nicht das Ende der polit. Wirren. Eine mehr mit gutem Willen als mit Weisheit unternommene Militärreform, durch welche die Janitscharen beseitigt und eine neuorganisirte Truppe, die Nizami-Dschedid, an deren Stelle gesetzt werden sollten, hatte ihm den tödlichen Haß der alten privilegirten Miliz zugezogen. Das allgemeine Misbehagen über die unglücklichen Verhältnisse benutzend, erregten die Janitscharen einen Aufstand, das Volk und die Ulema traten hierbei auf ihre Seite, und Sultan Selim wurde (Mai 1807) des Throns entsetzt. Ihm folgte sein Vetter (Abd-ul-Hamid's Sohn) Mustapha IV., welcher sich offen der Reaction in die Arme warf. Aber die Reformidee hatte in der Beamtenschaft bereits Wurzel gefaßt. Der Statthalter von Rustschuk, Mustapha-Beirakdar, nahm die Reform auf und erschien als Rächer Selim's mit einem Heere in Konstantinopel. Er ließ Mustapha IV., der sich durch Ermordung seines Vorgängers zu sichern gesucht hatte, absetzen und hob (Juli 1808) den einzigen noch übrigen osman. Prinzen, Mahmud II., einen andern Sohn Abd-ul-Hamid's, auf den Thron. Als Großvezier führte Mustapha-Beirakdar nunmehr die Regierung für den jungen Fürsten, indem er den Planen Selim's Geltung zu verschaffen suchte. Allein er scheiterte an dem Hasse, den ihm seine grausame Verfolgung des Meutergeistes, seine Berachtung alttürk. Sitte und die Unpopularität seines den Massen unverständlichen Programms zuzog. Der Großvezier erlag einem wenige Monate später ausgebrochenen Aufstande, bei dem auch Mustapha IV. das Leben verlor. Mahmud II., ein einsichtsvoller und energischer Sultan, unter dem sich aber die Fehler der alten Zeiten schrecklich an dem Reiche rächten, mußte sich nunmehr nothgedrungen der Reaction ergeben, die er als verderblich erkannt hatte, und deren Vernichtung er heimlich vorbereitete. Den polit. Traditionen des Divan folgend, söhnte er sich alsbald mit England aus, um gegen Rußland, das noch immer die Donaufürstenthümer besetzt hielt, um so erfolgreicher (1809) operiren zu können. Aber der Krieg war höchst ungenügend vorbereitet, und der serb. Aufstand unter Czerni-Georg lähmte die Bewegungen der türk. Führer.

Die Russen unter Kamenskij, später unter Kutusow drangen über die Donau und nahmen und zerstörten Nikopolis, Silistria und Rustschuk. Obschon sich Schumla hielt, hatten sie doch militärisch in ganz Bulgarien die Oberhand, als 1811 polit. Gründe sie auf das linke Donauufer zurückriefen. Die franz. Invasion in Rußland bot nunmehr eine Gelegenheit der Entgeltung. Allein der übelberathene und durch die bisherigen Mißerfolge entmuthigte Mahmud ließ sich bewegen, den von Rußland dringend gewünschten Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) abzuschließen, welcher die Pforte gegen Abtretung weniger, nicht bedeutender Plätze am linken Donauufer unterhalb Galacz wieder in den Besitz ihrer sämmtlichen Provinzen brachte, sie aber zu einer den Serben zu ertheilenden Amnestie und milden Behandlung für die Zukunft verpflichtete.

Die Pforte erhielt nun 15 J. äußerer Ruhe, die indeß keine Erholungszeit waren. Sobald Mahmud Rußland anderweitig beschäftigt wußte, beeilte er sich, an den aufständischen Serben blutige Rache zu nehmen und den Czerni-Georg zur Flucht auf österr. Gebiet zu zwingen. Doch damit war die Wiederherstellung der türk. Herrschaft noch nicht erreicht, indem sich das serb. Volk von neuem unter Milosch Obrenowitsch erhob, dem es gelang, durch seine Siege die Anerkennung der administrativen Selbständigkeit seiner Nation bei der Pforte durchzusetzen. Der Kampf wider die Serben gehörte zu einem Systeme von Mahmud's Regierungsthätigkeit, welches darauf ausging, die ungesetzlichen, wenn auch zum Theil schon durch ihre Dauer geheiligten Sonderherrschaften in der Türkei zu vernichten und den Sultan wieder zum Herrn im Lande zu machen. Diese Bestrebung war in den meisten Fällen glücklich. In Kleinasien wurden die Kara-Osman-Oglu und die Tschagan-Oglu, in Europa der blutdürstige Ali-Pascha von Janina und einigermaßen auch in Syrien Abdallah-Pascha zur Unterwerfung gezwungen. Die Kämpfe in Epirus aber zogen in ihrem Gefolge (1821) die griech. Freiheitskriege nach sich, deren Verlauf für die Türken so verderblich war, daß Mahmud nach mehrern vergeblichen Feldzügen den gefährlichsten und verhaßtesten seiner Vasallen, Mehemed-Ali-Pascha von Aegypten, zu Hülfe rufen und damit die staatliche Selbständigkeit desselben anerkennen mußte. Die sich jenem System anreihende, mit langsamer Consequenz vorbereitete und mit rücksichtslosester Grausamkeit ausgeführte Ausrottung der Janitscharen (16. Juni 1826) verschaffte dem Sultan endlich in Beziehung auf die erstrebte Reorganisation des Kriegswesens freie Hand. Doch war es ihm nicht beschieden, mit der von ihm nach europ. Muster geschaffenen regulären Armee bessere Erfolge zu erzielen als mit den alten Milizen. Schon der griech. Aufstand, als dessen moralischen Urheber die Pforte Rußland betrachtete, hatte die Verhältnisse zwischen beiden Nachbarreichen schwierig gemacht. Der russ. Gesandte Stroganow war bei einem Tumulte in Konstantinopel beleidigt worden, und die Pforte hatte sich geweigert, die verlangte Genugthuung zu leisten. Gleichwol konnte sich Kaiser Alexander I. nicht zu ernsthaften Maßregeln gegen den Sultan entschließen. Anders wurden die Verhältnisse, nachdem Nikolaus I. den russ. Thron bestiegen. Mit Benutzung des infolge der Janitscharenmetzelei für die Pforte eingetretenen Zustandes der Wehrlosigkeit nöthigte Rußland den Sultan im Oct. 1826, den Tractat von Akjerman abzuschließen, welcher die staatsrechtlichen Verhältnisse Serbiens, der Moldau und der Walachei nach den Bestimmungen Rußlands regelte, diesem selbst die sämmtlichen Küstenforts in Tscherkessien, Abchasien und Mingrelien zusprach und mehrere ähnliche Bestimmungen traf. Mit dieser Demüthigung des alten Gegners noch nicht zufrieden, wußte das russ. Cabinet, nachdem die Türkei über die griech. Frage mit England und Frankreich in Mishelligkeiten gerathen und bei Navarin ihre Seemacht verloren, einen Krieg herbeizuführen, welcher zwei Jahre (1828—29) dauerte, und in dessen zweitem Feldzuge der russ. Feldherr Graf Diebitsch über den Balkan und Adrianopel bis in die Nähe der Hauptstadt des erschöpften und keiner Gegenwehr mehr fähigen Reichs vordrang.

In dem Friedensschlusse von Adrianopel, welcher (14. Sept. 1829) diesen Krieg beendete, mußte die Pforte sich dazu verstehen, ihre gegen die Botschafter der Westmächte bereits ausgesprochene Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands zu einem Punkte ihrer internationalen Verpflichtung gegen das orthodoxe Rußland zu machen. Ferner mußte die Pforte die Schleifung der Festungen versprechen, welche sie noch auf dem linken Donauufer besaß, und eine neue russ. Regelung der serb. und moldau-walach. Verhältnisse anzunehmen. Endlich verpflichtete sie sich zu einer Kriegsentschädigung von 10 Mill. Dukaten und zu einer Entschädigung von $1\frac{1}{2}$ Mill. Dukaten, als Deckung der Forderungen russ. Kaufleute. Diese letztern Bestimmungen fielen ihr in ihrer Lage besonders schwer und erschienen um so drückender, als an ihre Ausführung die Räumung ihres Gebiets von den russ. Occupationstruppen geknüpft war. Ueber seine Ohnmacht gegenüber seinem vornehmsten Feinde belehrt, wandte sich nunmehr

Sultan Mahmud mit doppeltem Eifer wieder der Durchführung seines Reorganisationsplanes zu, um durch Herstellung der Reichseinheit die Widerstandskraft des Staats neu zu begründen. Nachdem aber die staatsrechtliche Stellung der christl. Fürstenthümer an der Donau durch internationalen Schutz unantastbar geworden, blieb dem Sultan nur die gefährliche Aufgabe, den mächtigsten seiner Vasallen, Mehemed-Ali von Aegypten, zu der Stellung eines gewöhnlichen Provinzialstatthalters zurückzuführen. Es war dies um so schwieriger, als der Vicekönig sich durch die Niederschmetterung der Wahabitenherrschaft in Arabien eine große Popularität bei allen gläubigen Mohammedanern und durch seine Theilnahme an den Kämpfen wider die Griechen eine europ. Bedeutsamkeit erworben hatte. An geistigen Hülfsmitteln und Organisation seinem Gebieter überlegen, kam Mehemed-Ali dem ihm zugedachten Angriffe zuvor. Er fiel Ende 1831 in Syrien ein, eroberte im Laufe des J. 1832 die starke Festung Acca, schlug die beiden gegen ihn ausgesandten Heere bei Homs, Beilan und, im Winterschnee, bei Konia, drang im Frühjahre 1833 bis Kutahia vor und bedrohte von da Konstantinopel, das vor seinem, mit dem Oberbefehl der Truppen betrauten Sohne ebenso wehrlos dastand wie vier Jahre früher vor dem russ. Feldmarschall Diebitsch. Rußland benutzte die Verlegenheit der Pforte, dem Sultan nebst militärischer Hülfe zum Schutz der Hauptstadt den Offensivvertrag von Hunkiar-Iskelessi (8. Juli) aufzunöthigen, welcher, indem er den Einfluß des Zaren über Konstantinopel weg bis in die Dardanellenstraße führte und das russ. Uebergewicht auf immer zu besiegeln schien, neue Verwickelungen mit den Westmächten zur Folge hatte. Durch den unter Frankreichs Vermittelung zu Stande gebrachten Frieden von Kutahia (4. Mai 1833) hatte Mahmud Syrien und Cilicien an Mehemed-Ali abtreten müssen. Die Wiedergewinnung dieser Provinzen mittels eines europäisch-disciplinirten Heeres bildete von da ab das durch Aufstände in den slaw.-albanesischen Provinzen sowie durch Intriguen europ. Staatskunst immer wieder hinausgeschobene Ziel seiner Politik. Von den Großmächten gingen England und Oesterreich allmählich auf die Plane des Sultans ein, weil ihnen diese als das einfachste Mittel erschienen, der Pforte ihre frühere Widerstandskraft gegen die russ. Eroberungssucht zurückzugeben. Frankreich dagegen gedachte diesen nämlichen Zweck dadurch zu erreichen, daß es die gesammte türk. Reichsmacht in die Hände Mehemed-Ali's als erblichen Major-Domus legte. Rußland aber suchte durch Aufrechterhaltung eines auf dem Statusquo basirten Systems des Gleichgewichts und der Eifersucht die Ohnmacht beider Rivalen zu erhalten. Der Seraskier Mohammed-Reschid unterwarf mit der neuorganisirten Armee die unbotmäßigen Provinzen im Norden und Osten von Mehemed-Ali's neuen syrischen Besitzungen. Als aber sein Amtsnachfolger Hafis 1839 dieses Heer gegen den Feind führte, wurde dasselbe 23. Juni bei Nisib geschlagen und vernichtet, während Sultan Mahmud in Konstantinopel 31. Juli einer tödlichen Krankheit erlag. Die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Abdul-Medschid (s. d.), eines gutmüthigen, aber schwächlichen Prinzen von 17 J., begann so unter den bedenklichsten Verhältnissen. Bald nach seiner Thronbesteigung fiel auch die Flotte ab und ging zu Mehemed-Ali über. Der Untergang des Reichs schien bevorzustehen, als Rußland, welches in einer durch europ. Hülfe reconstituirten Pfortenregierung ein geringeres Hinderniß für seine Politik sah als in einer franz.-ägypt. Agressivmacht, durch Aufgeben des Vertrags von Hunkiar-Iskelessi sich England näherte und damit eine gemeinsame Action von vier Mächten, nämlich außer den genannten noch Preußen und Oesterreich, zu Gunsten des Sultans möglich machte. Diese Quadrupelallianz, deren Beschlüssen Frankreich erst nachträglich beitrat, erzwang von Mehemed-Ali die Rückgabe Syriens, Ciliciens und Candias und regelte die staatsrechtlichen Verhältnisse des Vicekönigs, welchem Aegypten als erbliches Lehn verblieb, in einer Weise, mit der auch die russ. Politik sich zufrieden geben konnte.

Die Regierung Abdul-Medschid's war trotz seiner persönlichen Unfähigkeit glücklicher als diejenige seines Vaters. Sein vornehmlichster Minister, Reschid-Pascha, verfolgte mit Beharrlichkeit und Geschick den Plan, das Reich Osman's durch innere Reform den Westmächten anzunähern und von dem verderblichen Einflusse Rußlands frei zu machen. Sein erster Schritt in dieser Richtung war die Promulgation 3. Nov. 1839 des Hattischerif von Gülhane, einer Staatsacte, welche die Grundsätze und Ziele der nunmehr ins Leben zu rufenden Gesetzgebung in freisinniger und gerechter Weise feststellte, die aber bei der im türk. Volke vorwaltenden Abneigung gegen alle Neuerungen nur langsam praktische Bedeutung gewinnen konnte. Eine richtige Einsicht in die europ. Politik vermehrte den Einfluß Englands, und nachdem durch denselben die Pforte 1847 über Griechenland einen diplomatischen Sieg erfochten, gelangte dieser Einfluß im Divan zu beinahe ausschließlicher Geltung. Als die revolutionären Stürme des J. 1848 Europa er-

schütterten, glaubte die Pforte, Hand in Hand mit den liberalen Mächten, zu denen sie auch das revolutionäre Ungarn zählte, gegen ihre absolutistischen Nachbarn Fronte machen zu können. Sie reizte aber hierdurch nur immer mehr den russ. Hof, dem endlich die von Ludwig Napoleon im J. 1851 angeregte Heiligestättenfrage die erwünschte Gelegenheit zu dem Versuche bot, durch alle diplomatischen und militärischen Mittel seine überwiegende Stellung im Divan wiederzugewinnen. Der Zar forderte von der Pforte nichts weniger, als daß ihm dieselbe das Schutzrecht über die 10 Mill. ihrer zur griech. Kirche gehörenden Unterthanen zusichern sollte. Nachdem die Verhandlungen der russ. Gesandtschaft und die des außerordentlichen Botschafters Fürsten Menschikow sich erfolglos erwiesen, schritt Rußland trotz des Widerspruchs von ganz Europa zu einer verhängnißvollen Gewaltmaßregel, indem es in die Donaufürstenthümer einrückte. Offenbar überschätzte Kaiser Nikolaus sowol den Werth der Sympathien der Rajahvölker für seine Sache als auch die Friedensliebe der Mächte und seine eigene politisch-militärische Stellung. Die Pforte erklärte infolge der Occupation der Donaufürstenthümer an Rußland den Krieg, dessen gleichgültige Zuschauer die Rajahs blieben. Die Türken fielen in Georgien ein und fochten auch an der Donau, obschon ohne großen Erfolg. Frankreich und England verbündeten sich im Frühjahre 1854 mit der Pforte, während die feindselige Neutralität Oesterreichs die militärischen Bewegungen der Russen an der Donau hinderte. Der Krieg wurde auf russ. Boden nach der Krim übertragen und im wesentlichen in den Wällen von Sewastopol 8. Sept. 1855 ausgefochten. (S. Orientkrieg.) Nach dem Falle dieser Festung zeigte sich der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Zaren Nikolaus, Alexander II., zu den Concessionen bereit, welche die verbündeten Mächte zu Gunsten der Erhaltung des türk. Reichs verlangten. Ein Congreß der Mächte trat in Paris zusammen, um das Friedensinstrument aufzusetzen, welches 30. März 1856 als (dritter) Pariser Frieden unterzeichnet wurde. Eine in Bessarabien vorzunehmende Grenzberichtigung sollte danach den untern Lauf der Donau nebst den Mündungen des Stroms wieder ganz unter türk. Herrschaft bringen. Rußland entsagte dem ausschließlichen Protectorat in den Donaufürstenthümern, welche nunmehr unter die Bürgschaft der Großmächte traten. Das Schwarze Meer wurde neutralisirt, d. h. den Handelsschiffen aller Völker offen und den Kriegsschiffen verschlossen erklärt. Endlich wurde die Pforte in die europ. Völkerfamilie und den Mitgenuß des Staatsrechts der civilisirten Nationen aufgenommen. Dies letzte Zugeständniß war der Pforte infolge des Hatti-Humajum (vom 18. Febr. 1856) gemacht worden, einer Proclamation des Sultans, durch welche dieser sich in Zukunft zu einer vollkommen freisinnigen Verwaltung, zur Anerkennung gleichen Staatsbürgerrechts für alle seine Unterthanen, kurz, zur Umwandlung des auf Eroberung, Raffenunterschied und Unterdrückung begründeten Gewaltstaats in einen einheitlichen Rechtsstaat verpflichtete. Ob eine solche Umwandlung überhaupt möglich, ist sehr zweifelhaft; jedenfalls blieb der Hatt in seinen wesentlichsten Bestimmungen ein todter Buchstabe. Im Gegentheil trat bald nach dem Abzuge der engl.-franz. Hülfstruppen der Haß des in seinem Stolze beleidigten Türkenthums hervor, dessen brutale Aeußerungen in den Christenmetzeleien von Damaskus und dem Libanon im Sommer 1860 gipfelten. Gegen den Wortlaut des Pariser Friedensvertrags fand eine Intervention durch franz. Truppen in Syrien statt, welche indessen durch die Schlauheit und Energie des als Pfortencommissar nach Beirut gesandten türk. Ministers Fuad-Pascha unnöthig gemacht wurde, sodaß die Franzosen 1861 wieder abzogen. Der Sultan Abd-ul-Medschid war inzwischen durch sinnlose Verschwendung, durch Trunksucht und schlechte Wirthschaft seiner Weiber dem eigenen Volke verhaßt und verächtlich geworden. Doch verleugnete er seinen milden Charakter nicht, als 1859 eine Verschwörung entdeckt wurde, welche seinen Bruder Abd-ul-Asis auf den Thron zu heben beabsichtigte. Mit dieser Verschwörung hatten Aufstände, die in einigen Provinzen, wie in Bosnien und der Herzegowina, stattfanden, nichts zu thun. Das Reich gerieth, anstatt nach dem günstigen Friedensschlusse neu aufzublühen, in immer größere Schwäche und Verkümmerung. Auch die Moldau-Walachen konnten wagen, gegen den Willen der Pforte und den Pariser Tractat sich zu einem einzigen Reiche (23. Dec. 1861) zu vereinigen, welches den Namen Rumänien annahm. Unter diesen Umständen starb Abd-ul-Medschid 25. Juni 1861 und hinterließ den zerrütteten Staat seinem Bruder Abd-ul-Asis (s. d.). Dieser erregte anfangs gute Hoffnungen und suchte namentlich durch Vereinfachung der übertrieben kostbaren Hofhaltung sowie auch weise Beschränkung der Verwaltungsausgaben das Gleichgewicht der Finanzen herzustellen. Allein, unfähig seine guten Vorsätze auszuführen, gerieth auch er allmählich ganz in das erbärmliche System seines Vorgängers hinein. Nach wie vor blieb in der Türkei die Laune des ungebildeten Herrschers das höchste Regierungsprincip, als dessen nothwendige Folgen sträfliche Selbstsucht und Willkür der Beamten, öffentliche Unsicherheit, schlechte Justizpflege und

Verrottung aller Verhältnisse zu betrachten sind. An die Stelle der Verheißungen des Pariser Vertrags trat nebst großer Anmaßung eine stete Vermehrung der Steuern, welche zur Verarmung der Provinzen führte, während die Verlegenheiten der Regierung nicht gehoben, das fortschreitende Sinken des Staatscredits nicht aufgehalten wurde. Die Niederhaltung der Bewegungen in Bosnien und die Demüthigung des kleinen Montenegro 1862 durch Omer-Pascha wollten wenig besagen. Eine in demselben Jahre vom Sultan in ehrgeiziger Absicht unternommene Reise nach Aegypten blieb ohne Resultat, und auch die finanzielle Reorganisation Fuad-Pascha's hatte augenscheinlich keinen Erfolg. Die gewaltsame Vertreibung des Fürsten Johann Cusa aus den Donaufürstenthümern und die Erhebung des Fürsten Karl von Hohenzollern auf den Thron von Rumänien 1866 war ein bedeutsamer Schritt zur völligen Lostrennung dieser Länder, den sich die schwache Pforte gefallen lassen mußte. Der Steuerdruck und die Misregierung führten gegen Ende 1866 nach langer Gärung zu einem Aufstande der christl. Bevölkerung auf der Insel Candia, während sich zugleich unter den rumelischen Christen eine drohende allgemeine Unruhe kund gab. Da es der Pforte trotz Anwendung bedeutender Militärkräfte nicht gelingen wollte, die durch Zuzug namentlich aus dem Königreiche Griechenland unterstützten Candioten niederzuwerfen, so begannen sich im Frühjahre 1867 die europ. Mächte einzumischen, deren Ansinnen auf Freigebung der Insel aber, unter Englands Beirath, zurückgewiesen wurde. Zu derselben Zeit sah sich die Pforte veranlaßt, Ismail-Pascha von Aegypten wieder eine Machterweiterung in seiner Stellung als Vicekönig zuzugestehen, sowie die drohende Haltung der Serben durch Zurückziehung der bisher vertragsmäßigen türk. Besatzungen aus dem Fürstenthum Serbien zu beschwichtigen. Alle diese und andere geringere Vorgänge hingen mit der innern Lage des türk. Reichs aufs engste zusammen und stellten neue große Verwickelungen der europ. Mächte in nahe Aussicht. Vgl. Hammer-Purgstall, «Geschichte des Osmanischen Reichs» (10 Bde., Pesth 1827—34; 2. Aufl., 4 Bde., Pesth 1835—36); Zinkeisen, «Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa» (7 Bde., Gotha 1840—63); Rosen, «Geschichte der Türkei neuester Zeit» (2 Bde., Lpz. 1866—67).

Osmazom ist der jetzt veraltete Name, welchen die franz. Chemiker dem Inbegriffe der in Weingeist und Wasser löslichen Substanzen ertheilten, der als fleischbrühähnlich schmeckendes und riechendes Extract erhalten wird, wenn man thierische Substanzen, besonders Fleisch, mit Wasser auskocht, aus dem Decoct den Leim durch Weingeist niederschlägt und die Flüssigkeit abdampft. Es besteht aus Salzen und verschiedenen Substanzen, wie Kreatin, Kreatinin, Inosinsäure, Milchsäure u. s. w., zum Theil Zersetzungsproducten in geringer Menge.

Osmium, eins der fünf Metalle, welche das Platin begleiten, bildet meist in Verbindung mit Iridium (s. d.), als Osmiumiridium, die sehr harten schwarzen Körner, die bei Behandlung des Platinsandes mit Königswasser ungelöst zurückbleiben. Es wurde 1803 von Tennant entdeckt, und in neuerer Zeit hat die Chemie sehr vollkommene Methoden zur Abscheidung desselben aus dem Osmiumiridium kennen gelehrt. Es ist von bläulichweißer Farbe, in dünnen Blättchen biegsam, läßt sich leicht pulvern und erweist sich über zehnmal schwerer als Wasser. Für sich ist es unschmelzbar, in keiner Säure löslich und bei Luftausschluß nicht flüchtig. An der Luft dagegen oxydirt es sich leicht, und beim Erhitzen verbrennt es zu einer flüchtigen, sehr giftigen Säure, der Osmiumsäure, welche die Eigenschaft hat, die Weingeistflamme leuchtend zu machen. Eine Anwendung hat es noch nicht gefunden.

Osmunda heißt eine Farngattung aus der Gruppe der Traubenfarrn, deren Arten aus dem unterirdischen Stamme mehrere unfruchtbare, gefiedert zusammengesetzte und einen fruchtbaren Wedel treiben, dessen Blattabschnitte, an deren Rändern sich die Fruchtkapseln befinden, in eine ästige Traube zusammengezogen sind. Die zartwandigen Fruchtkapseln haben keinen Ring und springen zuletzt an der einen Seite der Länge nach auf. Die nicht zahlreichen Arten gehören fast alle den wärmern Zonen an; in Europa kommt blos eine Art vor, der Königsfarrn (O. regalis L.), welcher an sumpfigen, moorigen Plätzen in schattigen Wäldern wächst, einen knolligen Wurzelstock, 4—5 F. hohe Wedel treibt und braune Trauben entwickelt. Letztere waren früher als Juli Lunae regalis officinell.

Osnabrück, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums O. sowie eines Landdrosteibezirks des bisherigen Königreichs Hannover, liegt in einem weiten anmuthigen Thale an der Hase, ist Sitz einer Landdrostei, eines Obergerichts, eines evang. und eines kath. Consistoriums und zählt 18083 E. (1864, gegen 9276 im J. 1816, 10950 im J. 1831, 12210 im J. 1845 und 13718 im J. 1852), wovon sich etwa ein Drittel zum Katholicismus bekennt. Die mit alten

Befestigungen umgebene Stadt besteht aus meist engen und winkeligen Straßen und besitzt außer der Domfreiheit (seit 1836 mit dem ehernen Standbilde Möser's von Drake) keinen stattlichen öffentlichen Platz. Unter den vier großen schönen Pfarrkirchen zeichnen sich der Dom und die Marienkirche aus. Jener, ein byzant. Bau, enthält außer vielen sonstigen Reliquien die Gebeine der Märtyrer Crispinus und Crispinianus, das Schachspiel, den Kamm und eisernen Krückstock Karl's d. Gr. Die Marienkirche, ein prachtvoller goth. Bau, ist entstanden im 14. Jahrh., in den Zeiten der heftigen Kämpfe zwischen der übermächtigen Geistlichkeit und dem kräftig emporstrebenden Bürgerthum, und selbst ein schönes Denkmal bürgerlicher Energie. In ihr findet sich Möser's Grab. Auf dem Rathhause verdient Beachtung der Friedenssaal mit den Porträts der Gesandten zum Westfälischen Frieden. Viele ältere Privathäuser zeichnen sich durch ihre reichverzierten Holzgiebel aus. Unter den neuern Bauwerken verdienen das große städtische Krankenhaus und das Gebäude der Heilanstalt für Geisteskranke Erwähnung. An höhern Bildungsanstalten besitzt O. zwei Gymnasien mit Realklassen und zwei Schullehrerseminare; außerdem eine Ackerbauschule, eine Taubstummenanstalt, eine Heilanstalt für Geisteskranke u. s. w. Das evang. Rathsgymnasium besitzt eine ansehnliche Bibliothek (zu welcher die Möser's die Grundlage gegeben) und eine sehr werthvolle Münzsammlung. Obgleich sich O. in neuerer Zeit in Bezug auf Handel und Industrie zur zweiten Stadt Hannovers emporgeschwungen hat, so bildet doch immer noch der Ackerbau die Grundlage für die Wohlhabenheit der Bewohner. Ein Proletariat ist daher in O. gar nicht vorhanden. Der Fabrikbetrieb erstreckt sich vorzugsweise auf Tabak und Cigarren, dann auf Papier und Tapeten, Baumwollwaaren, Färberei, Leder, Farben, Cement, Kutschen, Pianofortes u. s. w.; auch bestehen in der Stadt und deren nächster Umgebung Brauereien, Brennereien, Gießereien und Maschinenfabriken, Dampfbäckereien u. s. w. Besondere Erwähnung verdient die Georgs-Marienhütte, die auf vier Hohöfen den Hüggel-Eisenstein schmilzt. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind außer den Erzeugnissen der städtischen Industrie: Steinkohlen, Pflastersteine, Roheisen, Leinen, Roggen, Schweinefleisch (Schinken), Butter, Schwarzbrot, Bier, trockene Hefe. Der Aufschwung des Handels und der Industrie begann mit dem Anschluß Hannovers an den Zollverein und wurde besonders durch die Erbauung der hannov. Westbahn gefördert. Die projectirte Hamburg-Pariser Bahn wird bei O. die hannov. Westbahn kreuzen. Vgl. Friderici und Stüve, «Geschichte der Stadt O.» (3 Bde., Osnabr. 1816—26).

Das **Fürstenthum O.** (bis 1803 ein Bisthum) begreift den südwestlichsten Theil des vormaligen Königreichs Hannover und bildet mit der Niedergrafschaft Lingen, dem Herzogthum Aremberg-Meppen, der Grafschaft Bentheim und der Herrlichkeit Papenburg die **Landdrostei O.**, die 1864 auf 113,729 Q.-M. 266025 E. zählte, worunter sich fast 147000 Katholiken befanden. Auf das eigentliche Fürstenthum O. entfielen von diesen Ziffern 42,284 Q.-M. und 151000 E. (worunter 62000 Katholiken). Letzteres ist in seinen südl. Theilen gebirgig, indem hier die durch die breite Thalmulde der Hase geschiedenen nordwestl. Ausläufer des deutschen Mittelgebirgs, ähnlich langen schmalen Halbinseln, ins Tiefland vorspringen. Es sind dies im äußersten Süden der mittlere Theil des westl. Osning mit den freundlichen Iburger Bergen (die sich im Dörenberge bis 1040 F. erheben), ein quellenreiches Quadersandsteingebirge, dem nach Süden zu mit schönem Laubwald bestandene Ketten von Kreidekalk mit Salzquellen vorgelagert sind. Nur durch ein enges Thal von ihm getrennt, aber von ganz verschiedener geognostischer Beschaffenheit, erhebt sich westlich der Stadt O. die kleine Berginsel des Hüggels, die in großer Tiefe Steinkohlen birgt, außerdem aber reich an Eisenstein ist, und in deren Nachbarschaft neuerdings auch nicht ohne Erfolg Versuche auf Zink gemacht worden sind. Auf der Nordseite des Hasethales erhebt sich der von der Porta-Westphalica her streichende West-Süntel, im allgemeinen ebenfalls gut bewaldet, aber weniger hoch als der Osning. Demselben lehnt sich der in seiner geognostischen Structur gänzlich verschiedene Piesberg an, der neuerdings als Fundstätte einer trefflichen Anthracitkohle sowie wegen seiner weitverführten Pflastersteine bekannt geworden ist. An Bruchsteinen hat das Osnabrückische überhaupt keinen Mangel. Außer den bereits erwähnten Mineralien kommen noch Töpfer- und Ziegelthon, Muschelkalk, Mergel, Bolus, Ocher, schwarze Kreide, Schwerspat vor. An der Saline zu Rothenfelde besteht seit Jahren ein besuchtes Solbad. Ein zweites Etablissement dieser Art, zu Essen bei Wittlage, hebt sich ebenfalls von Jahr zu Jahr. Der nordwestl. Theil des Fürstenthums wie auch die übrigen Landstriche der ganzen Landdrostei gehören dem eigentlichen Flachlande an. Letzteres zeigt sehr ausgedehnte, dünnbevölkerte Heide- und Moorstrecken, deren Cultivirung nur langsam vorschreitet. In diesen Theilen des Landes gedeiht der Buchweizen vortrefflich; doch wird

auch der Anbau der Kartoffeln, des Roggens, der Gerste und des Hafers nicht ohne Erfolg betrieben. Zu dem Ackerbau gesellt sich noch eine ausgedehnte Bienenzucht (Imkerei). Schwerer Boden bedeckt das Hügelland zwischen den beiden Bergzügen und deren äußere Abhänge, dann auch das Artland, die nördl. Landstriche des Fürstenthums. Geschlossene Dörfer kommen weniger vor als aus getrennt liegenden Gehöften bestehende Bauerschaften, deren mehrere zusammen ein Kirchspiel ausmachen. Der Wohlstand des Volks beruht vorzugsweise auf den landwirthschaftlichen Gewerben. Die Markentheilungen und in deren Gefolge die Ausdehnung des Culturbodens, die Ablösung der einst so drückenden gutsherrlichen Gefälle haben in neuerer Zeit den grundbesitzenden Bauerstand wesentlich gefördert. Infolge der Bestrebungen der landwirthschaftlichen Vereine, die in der Stadt O. ihren Mittelpunkt haben, gewinnen rationelle Behandlung des Feldbaues und der Viehzucht, Verkoppelung der vielfach im Gemenge liegenden Grundstücke verschiedener Besitzer, Drainirung und Wiesenbau, Schlagwirthschaft mehr und mehr Eingang. Als ländliches Nebengewerbe wird allgemein die Leinweberei betrieben.

Das **Bisthum** O. ist vielleicht schon von Karl d. Gr. 803 gegründet. Infolge einer Bestimmung des Westfälischen Friedens hatte O. abwechselnd einen evang. Fürstbischof, und zwar aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Unter den drei evang. Bischöfen war Ernst August I. nachmals erster Kurfürst von Hannover; der letzte, Friedrich von York, trat 1803 das Land an Hannover ab. Seitdem wurde die **Diöcese** O., welche die ganze Landdrostei und auch Ostfriesland umfaßt, durch den Bischof von Hildesheim verwaltet, bis sie 1857 wiederum ihren eigenen Bischof erhielt, dem auch als apostolischem Vicar des Nordens die kath. Gemeinden in den Elbherzogthümern und den drei skandinav. Reichen untergeben sind. Vgl. Möser, «Osnabrückische Geschichte» in dessen «Sämmtlichen Werken» (herausg. von Abeken, Bd. 6—8, Berl. 1842—43); Stüve, «Geschichte des Hochstifts O. bis zum J. 1508» (Osnabr. 1853); «Mittheilungen des Historischen Vereins zu O.» (Bd. 1—8, Osnabr. 1848—66).

Osrhoenisches Reich, s. Edessa.

Ossa (jetzt **Kissawos** genannt), ein mächtiger Bergkegel im nördlichsten Theile der die östl. Flanke Thessaliens deckenden Halbinsel Magnesia, dessen zugespitzter, ein wenig gegen Südwest geneigter Gipfel sich bis zur Höhe von 6017 F. über dem Meeresspiegel erhebt. Im Norden wird der O. durch die berühmte Thalschlucht Tempe (s. d.) vom Olympos (s. d.) getrennt, gegen Süden hängt er durch eine Reihe niedrigerer Hügel, die jetzt den Namen Mawrowuni (d. i. schwarzes Gebirge) führen, mit dem Pelion (s. d.) zusammen.

Ossegk, ein Dorf im Duxer Bezirke des vormaligen Saazer Kreises im österr. Kronlande Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, mit 900 E., ist besonders bekannt durch die gleichnamige reiche Cistercienserabtei, deren erste Stiftung 1193 durch den Wladiken Milgost erfolgte und die durch Slawko, Grafen von Bilin, um 1207 reich dotirt wurde. Durch Kauf und Schenkung vermehrten sich die Besitzungen, unter denen die Güter Ossegk mit der Bergstadt Klostergrab und Ehrl die bedeutendsten sind. Die Reformen Joseph's II. führten 1785 beinahe den Untergang des Klosters herbei, doch wurden die von diesem aufgelegten Beschränkungen 1802 zurückgenommen. Außerhalb des Klosters liegt eine auf Rechnung desselben betriebene Wollzeugmanufactur. Die schöne Klosterkirche und der Garten sind sehenswerth. Von den stattlichen Klostergebäuden, besonders von der Prälatur aus, hat man eine sehr angenehme Aussicht. O. ist 5 St. von Teplitz entfernt und wird von den Badegästen häufig zu Ausflügen benutzt. Unweit des Orts befinden sich die Trümmer der Riesenburg.

Ossenbeck (Jan oder Josse), ein berühmter Landschafts-, Thier-, auch Bambocciadenmaler, geb. zu Rotterdam um 1627, bildete sich in Italien, besonders in Rom aus, wurde dann kaiserl. Hofmaler in Wien und lebte in der letzten Zeit zu Regensburg, wo er 1678 starb. Er stellte besonders Jahrmärkte, Volksfeste und ähnliche Gegenstände mit zahlreichen Figurengruppen dar und vereinigte in seinen Darstellungen holländ. Fleiß mit ital. Freiheit und Leichtigkeit. Seine Arbeiten haben zum Theil Aehnlichkeit mit denen des Peter de Laar, sind aber edler gehalten und in der Composition angenehmer. O. hat sich auch als Kupferätzer und Radirer ausgezeichnet.

Osseten oder **Ossen** (bei den Russen auch Ossethinen und Ossetinzen), ein kaukas. Bergvolk, das auf den Nordgehängen des mittlern Kaukasus in den obern Thälern der Flüsse Uruch, Ardon, Fijagdon und Suadon bis hinab in die Ebenen an den Flüssen Genaldon, Terek und Kirschim wohnt und 1860 auf 27339 Köpfe angegeben wurde. Man unterscheidet vier, sich jedoch in Sprache, Sitten und Gebräuchen nur sehr wenig unterscheidende Abtheilungen: die Digorzen (8000 Köpfe), die Waladschir (5881), die Kurtati (3818) und die Tagauren (9640). Im allgemeinen sind die O. ein körperlich schönes, geistig begabtes Volk. Die Männer, be-

sonders unter den Digorzen, zeichnen sich durch hohen Wuchs, Kraft und Gewandtheit aus. Sie sind beredt, stolz, treu ihrem Wort und gastfrei, dabei aber auch streitsüchtig, listig, verwegen, zu Raub und Diebstahl geneigt und nachlässig im Arbeiten. Die Weiber, klein, unansehnlich, schmuzig, sind mit allen häuslichen Beschäftigungen belastet. Heutigentags bekennen sich die O. zum Islam, der aber stark mit Christlichem und Heidnischem gemischt ist. Gesellschaftlich trennen sie sich in Wosdan oder Edelleute und Kawdassar oder Sklaven. Der Mitridismus ist ihnen völlig fremd geblieben, und an den Kämpfen Schamyl's gegen die Russen nahmen sie keinen Antheil. Die O. sind den Russen unterworfen. Ihr Gebiet bildet einen eigenen, von einem Pristaw verwalteten Bezirk der westl. Militärabtheilung des Ter'schen Oblast Kaukasiens, der auf 100,80 Q.-M. 49864 E. zählt (1864). Die Sprache der O. ist eine iranische, die inselartig von dem ganzen übrigen iranischen Sprachgebiete abgetrennt erscheint. Man unterscheidet zwei Mundarten, die digorische und die tagaurische. In neuerer Zeit wurde das Ossetische besonders durch Rosen, Sjögren, Bopp, Schiefner und Fr. Müller wissenschaftlich bearbeitet.

Ossian (Oisian) war nach alten Sagen der schott. Hochländer, dessen schon Giraldus Cambrensis im 12. Jahrh. gedenkt, ein berühmter Barde des 3. Jahrh., blind wie Homer und ein Sohn des Helden Fingal (s. d.). Erst um die Mitte des 18. Jahrh. wurde es bekannt, daß noch viele alte Lieder und Balladen im Munde der Hochländer seien; einzelne Bruchstücke wurden bereits 1755 von Stone und Pope veröffentlicht. Vier Jahre später übersetzte Macpherson (s. d.) auf Home's Verlangen Bruchstücke gälischer Lieder, die er 1760 als «Remains of ancient poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Galic or Erse language» herausgab. Der große Beifall, den diese Dichtungen fanden, und die Unterstützung Home's und Robertson's veranlaßten Macpherson, eine neue Reise durch das Hochland zu unternehmen, die so ergiebig war, daß 1762 das Heldengedicht «Fingal» nebst 16 kleinern Gedichten und 1763 «Temora» nebst fünf kleinern erscheinen konnten, die darauf 1765 als O.'s Werke herausgegeben wurden. Kaum waren diese Gedichte erschienen, so erhob sich auch der Streit über die Echtheit derselben, der erst in der neuesten Zeit einigermaßen zur Entscheidung gebracht ist. Männer wie Johnson, Shaw, Malcolm Laing traten entschieden als Gegner auf, indem sie theils Macpherson für den alleinigen Verfasser hielten, theils wenigstens das hohe Alter derselben bezweifelten. Er fand zwar Vertheidiger an Blair, Graham, Sinclair, Home, Young u. a., die aber mit all ihrem Eifer für die Echtheit die Zweifel an derselben nicht überwältigen konnten. Man verlangte von Macpherson, daß er die Urschrift vorzeige; aber dieser war nicht zu bewegen, sie zum Vorschein zu bringen. Macpherson ließ sich zwar von der Hochländischen Gesellschaft 1200 Pfd. St. bezahlen, um die Lieder in der Ursprache zu sammeln, die er doch, da er sie übersetzte, schon besitzen mußte, kam aber damit nicht zu Stande. Erst nach seinem Tode erschien die angebliche Urschrift (Edinb. 1807), wie sie sich unter seinen Papieren vorgefunden hatte, mit einer wörtlichen lat. Uebersetzung, und nach dieser ist die Ahlwardt'sche Uebersetzung (3 Bde., Lpz. 1811) gearbeitet. Jetzt ruhte der Streit eine Zeit lang, bis die Irländer ihn von neuem erhoben. Die irische Akademie in Dublin setzte 1829 einen Preis auf die beste Untersuchung über die Echtheit des Macpherson'schen O. Zwei Abhandlungen gingen ein, die eine von O'Reilly, die andere von Drummond, welche beide der gälischen Sprache vollkommen kundig waren. Beide wiesen nach, daß Macpherson's angebliche Urschrift nichts weiter ist als eine Uebersetzung des englischen O., in neugälischer Sprache geschrieben und voller Fehler. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hat Therese Robinson (s. d.) in ihrem Buche «Die Unechtheit der Lieder O.'s und des Macpherson'schen O. insbesondere» (Lpz. 1840) mitgetheilt. Danach ist der Stand der Sache nun folgender. Allerdings gab es und gibt es im Munde der Hochländer gälische Lieder aus alter Zeit, aber diese Lieder sind meist irischen Ursprungs, und es treten in ihnen bereits irische christl. Heilige, wie St.-Patrick, auf. Jedenfalls darf man ihnen also kein höheres Alter als das 6. Jahrh. zuschreiben, obwol sie leicht mehrere Jahrhunderte später entstanden sein dürften. Diese alten Lieder, seien sie aus welcher Zeit sie wollen, verhalten sich zu der Macpherson'schen Uebersetzung wie der Tag zur Nacht. Es ist merkwürdig, wie namentlich die Deutschen, die so viel für Erforschung der Volksdichtung gethan haben, ja wie selbst Herder, der große Kenner der Volksdichtung, sich so täuschen lassen konnte, Macpherson's O. für echt zu nehmen. Die erzählende Volksdichtung stellt die Begebenheiten stets mit größter Klarheit hin; auf empfindsame Naturschilderungen und Gefühlsmalereien läßt sie sich nie ein: sie hat es mit Personen zu thun, diese aber sind Wesen von Fleisch und Blut. Von dem allem findet sich in Macpherson's O. das Gegentheil. Der Faden der Erzählung geht dem Leser unter den Händen verloren; es ist in ihm weder Geschichte, noch Geographie, noch

eine greifbare Mythologie. Die Personen sind wenig mehr als bloße Namen, alles ist in Nebel gehüllt; dagegen finden wir weitläufige Naturschilderungen und unendlichen Schmuck, dem der Geschichtsfaden nur zur Verbindung dient. Solche Dichtung ist nun und nimmermehr Volksdichtung. Man kann demnach als entschieden annehmen, daß Macpherson ein Betrüger war. Daß er alte Lieder benutzt hat, ist sicher; aber durch die Art der Benutzung hat er sie völlig zu seinem Eigenthum gemacht, sodaß sie keine Aehnlichkeit mehr mit den Originalen haben. Freilich sind die alten Lieder oft nichts weniger als dichterisch, und Macpherson wußte wohl, daß er mit einer treuen Uebersetzung wenig Aufsehen machen würde; aber sie tragen wenigstens alle Zeichen der alten Volksdichtung an sich. Der Macpherson'sche O. ist vielfach in die meisten europ. Sprachen übersetzt, ins Deutsche von Denis (1768), von Harold (1775), von Petersen (1782), von Rhode (1801), von Stolberg (1806), von Jung (1808) und von Böttger (1847). Eine Sammlung von sog. Ossianischen Liedern, die im 15. Jahrh. in gaëlischer Sprache niedergeschrieben wurde, ist neuerdings («The Dean of Lismore's Book», Edinb. 1862) in Druck erschienen. Die unter dem Namen O.'s erhaltenen altirischen Lieder hat die Ossianic-Society in Dublin (3 Bde., 1854—61) herausgegeben.

Ossolinski, eine angesehene poln. Familie, deren Mitglieder häufig die höchsten Würden im Staate bekleideten. — Jerzy O., geb. 1595, der Sohn des Wojwoden Zbigniew O., trat, nachdem er sich auf Reisen gebildet, 1617 während des Kriegs mit Rußland ins poln. Heer und wurde später vom Könige Wladislaw IV. zu mehrern diplomatischen Sendungen nach England, Deutschland und Italien verwendet. Mehrere seiner feierlichen Reden erregten hierbei selbst in London und Rom allgemeine Bewunderung. Während seines Aufenthalts in Wien wurde er von Ferdinand II. zum deutschen Reichsfürsten erhoben. Als Großkanzler des poln. Reichs präsidirte er bei dem Religionsgespräche zu Thorn (s. d.), durch welches Wladislaw die Katholiken und Protestanten zu vereinigen versuchte. Er starb 1650. — Jozef Maximilian O., Graf von Tenczyn, geb. 1748 in Wola-Mielecka in der Wojwodschaft Sandomir, widmete sich früh der poln. Literatur und Geschichte und trat noch sehr jung in den literarischen Kreis, den Stanislaw August in Warschau um sich versammelte. Als Mitglied der galiz. Ständedeputation kam er 1789 nach Wien und suchte an dem Hofe Leopold's II. aufs eifrigste für das Wohl seiner Landesgenossen zu wirken. Er wählte Wien zu seinem steten Aufenthaltsorte, widmete sich hier ganz der Literatur, und sein Haus war ein Sammelplatz der slaw. Gelehrten. Vom Kaiser Franz I. zum wirklichen Geheimrath und zum Vorsteher der kaiserl. Bibliothek ernannt, brachte er überaus reichhaltige und höchst wichtige Sammlungen slaw. Alterthümer, insbesondere Denkmäler altpoln. Schriftwesens zusammen, die er den galiz. Ständen vermachte und, mit bedeutenden Einkünften versehen, in Lemberg (das Ossolinski'sche Institut) aufstellen ließ. Er starb erblindet 17. März 1826. O. gehörte zu den gründlichsten slaw. Literarhistorikern. Sein bedeutendstes Werk ist «Wiadomosci historyczno krytyczne do dziejów literatury polskiéj» (3 Bde., Krak. 1819). Während seiner Erblindung verfaßte er «Rozmyślania ślepego» («Betrachtungen eines Erblindeten»). Erst 1852 erschienen in Krakau seine «Wieczory badeńskie» («Badener Abende»), allerlei Erzählungen und humoristische Schriften, nach Art des Decamerone von Boccaccio.

Ost oder Osten, s. Morgen.

Ostade (Adrian van), berühmter niederländ. Maler und Kupferstecher, wurde zu Lübeck 1610 geboren. Obgleich er ein Deutscher war, so wird er doch zur niederländ. Schule gerechnet, indem er sein Talent in Holland bildete. Er hatte Franz Hals zum Lehrer und empfing auch Unterricht von Rembrandt. Bei dem ersten machte er die Bekanntschaft Brauwer's, der sein Freund und Rathgeber wurde. Er arbeitete in Harlem bis zu der Zeit, wo Ludwig's XIV. Heere die Niederlande bedrohten. Dann ging er nach Amsterdam, wo er durch anhaltenden Fleiß ein ansehnliches Vermögen zusammenbrachte und 1685 starb. Ländliche Tanzplätze, Bauerhöfe und Ställe, sowie das Innere von Bauerhütten und Schenken sind die Orte, wohin O. seine Personen versetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkene Tabacksraucher oder mit ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen sind. An Originalität und stillem Humor hat er zwar Teniers nicht erreicht, auch ist er nicht frei von Trivialität und Wiederholungen; aber seine Ausführung ist sorgfältiger, obschon er es mit der Zeichnung nicht genau nahm, und seine Komik in der Erfindung hat oft einen unwiderstehlichen Reiz. Selten verließ er in seinen Darstellungen jene niedern Kreise des Lebens. Beispiel einer Ausnahme ist indeß ein kleines, in der Anordnung etwas steifes, im Louvre befindliches Gemälde, worin sich der Künstler neben seiner Frau, die er bei der Hand hält, und von acht Kindern umringt, gemalt hat. Seine zahlreichen Bilder sind weit verbreitet und fast in allen Museen und Sammlungen der Niederlande, von Deutschland, Frankreich und England

zu finden. Er ist auch vielfach, und zwar am besten von Vischer und Suyderoef, gestochen worden und hat selbst eine bedeutende Anzahl von geistreich in Kupfer radirten Blättern geliefert. — Isaak van O., sein Bruder, geb. 1612, ebenfalls sehr bedeutend, dem Adrian freilich in der Feinheit des Helldunkels und an Weise des Vortrags nachstehend, dagegen ihn öfters in der Zeichnung übertreffend, malte besonders Dorfansichten und Wirthshausscenen. Mit Unrecht werden ihm aber solche Bilder zugeschrieben, die in des Bruders Art gemalt sind, für diesen jedoch zu schlecht erscheinen. Isaak ist im Gegentheil ein origineller Meister, dem auch Thiere vorzüglich gelangen.

Ostende, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, mit einem Hafen an der Nordsee, ist durch Kanäle mit Brügge, Gent, Nieuport und Dünkirchen und durch Eisenbahnen mit Brüssel und sämmtlichen Hauptpunkten des Königreichs verbunden. Sie ist der Sitz einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, hat 17380 E., besitzt eine Seeschule, Leinen-, Segeltuch- und Tabacksfabriken, treibt Schiffbau, Fischerei und einen ziemlich lebhaften Handel und ist wichtig als Endpunkt einer Dampfschiffahrtslinie zwischen London, Dover und dem Continent. Einen herrlichen Spaziergang am Meere bietet der in neuerer Zeit angelegte Steindamm. Das vortrefflich eingerichtete Seebad wurde in den letzten Jahren durchschnittlich von 15—18000 Badegästen besucht. O. ist merkwürdig wegen der Belagerung von 1601—4, die mit der Uebergabe der holländ. Besatzung an den span. General Spinola endigte. Die Abbrechung der seit Wilhelm von Oranien errichteten Festungswerke hat 1867 begonnen. Die daselbst 1722 mit einem Kapital von 6 Mill. Fl. errichtete Indische Compagnie mußte bereits 1731 infolge der von der holländ. Eifersucht hervorgerufenen polit. Verwickelungen aufgelöst werden.

Osteologie oder Knochenlehre, ein Theil der Anatomie, behandelt zuerst die Knochen im allgemeinen in Hinsicht auf die chem. Verhältnisse, die Textur, die Ernährung, die Entwickelung derselben u. s. w., und dann im einzelnen nach ihrer Gestalt, Lage und Bestimmung. Da die Knochen das Gerüst des Körpers sind, so gibt auch die O. die Basis der Anatomie ab und wird als solche beim Beginn des anatom. Studiums vorgenommen. Die Verbindungen der Knochen untereinander machen die Behandlung der Chondrologie oder Knorpellehre (Knorpel) und der Syndesmologie oder Bänderlehre als Unterabtheilungen der O. nöthig. (S. Knochen.)

Osterinsel oder Waihu, engl. Easter-Island, franz. Ile de Pâques, die östlichste aller Inseln Australiens, einsam im Stillen Ocean, 300 M. östlich von Pitcairn und 500 M. westnordwestlich von Valparaiso, unter 27° 9′ südl. Br. und 91° 46′ westl. L. von Ferro gelegen, angeblich schon 1687 vom engl. Buccanier-Kapitän Davis gesehen, sicher aber von Roggeween am Ostertage des J. 1722 entdeckt, ist 2,6 Q.-M. groß und, wie die bis 1000 F. hohen schroffen Kraterberge und die Lava der steilen, hafenlosen Küste beweisen, vulkanischen Ursprungs. Sie leidet großen Holz- und Wassermangel, denn sie hat weder Quellen noch viele hochstämmige Bäume; doch liefert der Boden ihren Bewohnern, einem schönen, den Otaheitiern ähnlichen malaiischen Volksstamm, reichliche Nahrungspflanzen. Außer der Ratte hat man ursprünglich kein Säugethier hier einheimisch gefunden. Merkwürdig sind auf dieser Insel die bis 330 F. langen, aber nur 10 F. breiten Häuser, von Lavasteinen, Stangen und Binsen erbaut und von einem ganzen Tribus bewohnt. Räthselhaft erscheinen die kolossalen Steinbilder, die 14 F. hoch, auf einer 80 F. langen Grundmauer stehen. Der Landungsplatz heißt Cookshaven, nach Cook, der die Insel 1774 besuchte. Forster fand 1774 auf der Insel nur 700 E., Beechey im J. 1825 aber 1260. Sie sind 1863 sämmtlich von Sklavenjägern aus Peru, welche auch die Otaheitigruppe heimgesucht und auf der O. ein Depot angelegt hatten, nach Südamerika fortgeschleppt worden. Etwa 60 M. gegen Ostnordosten liegt unter 26° 28′ südl. Br. und 87° 41′ westl. L. das von den Spaniern 1793 entdeckte Eiland Sala y Gomez, wahrscheinlich ebenfalls vulkanischen Ursprungs, eine öde graue Felsenmasse von 0,1 Q.-M., der Aufenthaltsort vieler Wasservögel und in der Literatur bekannt durch Chamisso's Gedicht «Sala y Gomez», zu welchem der Dichter durch seinen Besuch der Insel 1816 den Impuls erhielt.

Osterland, eigentlich jedes nach Osten zu gelegene Land, folglich so viel als Orient oder Morgenland, hieß im Mittelalter zunächst und vorzugsweise alles von der Saale an gegen Osten gelegene Land. Später, als in diesem O. die Mark Meißen und das Pleißnerland als besondere Theile sich abgrenzten, andere Theile an die neugebildeten Hochstifter Merseburg und Naumburg-Zeitz und zum Voigtlande kamen, wurde der Name O. in engerer Bedeutung der eigentlichen Ostmark gegeben, von der sich wieder Landsberg absonderte. Als endlich die Ostmark oder das nunmehrige O. den Namen Sachsen erhielt, ging der Name O. auf denjenigen Theil des frühern O.s über, der bis dahin als Pleißnerland (s. d.) eine besondere Herrschaft gebildet hatte, und dessen Hauptort Altenburg war. Falsch ist die Annahme, daß das ganze O. ein eigenes Mark-

grafenthum gebildet. Vgl. Limmer, «Entwurf einer urkundlich pragmatischen Geschichte des O.» (2 Bde., Ronneb. 1834).

Oesterley (Karl), ausgezeichneter Maler und Kunsttheoretiker, geb. zu Göttingen 1805, vertauschte die Schule seiner Vaterstadt, an der Fiorillo sein Lehrer war, 1819 mit Holzminden, von wo aus er gern das nahegelegene Kloster Korvei besuchte, dessen Altarbilder seine Phantasie auf histor. und biblische Malerei hinlenkten. Auf Anrathen des Klosterbaumeisters Müller, der das Talent des Knaben erkannt hatte, gab der Vater seine Einwilligung, daß sich der Sohn ganz der Kunst widme. Gleichwol mußte O. 1821 die Universität besuchen, um Theorie und Geschichte der Kunst zu studiren, und erst nach Beendigung dieser Studien und der Erlangung der Doctorwürde ging er 1824 nach Dresden, wo er Matthäy's Schüler wurde. 1827 reiste er nach Italien und widmete dort hauptsächlich den ältern Meistern, wie Giotto, Fiesole u. a., seine Aufmerksamkeit, während unter den Mitstrebenden Joseph Führich nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Als er 1829 in seine Vaterstadt zurückkehrte, ließ er sich als Privatdocent an der Universität nieder und las die Geschichte der neuern Kunst, wobei jedoch sein Pinsel nicht ruhte. Nachdem er 1831 zum außerord. Professor ernannt worden, gab er mit O. Müller die «Denkmäler der alten Kunst» heraus. Als er sich dann mit Ernst der Historienmalerei wieder zuwenden wollte, ging er, um sich noch in der Behandlung der Farbe zu stärken, nach Düsseldorf und stellte sich unter W. Schadow's Leitung. Ebenso besuchte er später München der Frescotechnik wegen, da er den Auftrag erhalten hatte, eine Himmelfahrt Christi für die Schloßkirche in Hannover zu malen. Nach Beendigung dieser Aufgabe und nach einem Besuche von Paris kehrte er, während er inzwischen ord. Professor geworden, 1844 nochmals nach Düsseldorf zurück, um eine ältere Composition: Christus und Ahasver, zu vollenden. Dieses Werk wird in Anordnung und malerischer Ausführung für des Künstlers gelungenstes Werk gehalten. Nach Ausstellung desselben in Hannover wurde O. zum Hofmaler ernannt, mit der Bestimmung, zwei Monate des Jahres seine Vorlesungen in Göttingen zu halten. 1863 legte er jedoch sein Lehramt an der Universität nieder, um sich zu Hannover ausschließlich seiner künstlerischen Thätigkeit zu widmen. Von O.'s zahlreichen Werken sind besonders hervorzuheben: Götz von Berlichingen zu Heilbronn im Kerker (1826), Abschied des jungen Tobias (1829), Wittekind's Bekehrung (1833), die Tochter Jephtha's (1835; gestochen von Schuler und von Loedel), Cartons zu Glasgemälden in der Schloßkirche zu Hannover (1839); Lenore, nach Bürger's Ballade (lithographirt von Noël in Paris), Christus, die Kinder segnend (zweimal), Lenore mit der Mutter, den Zug auf und ab fragend (1847; gestochen von Gouanin in Paris); ferner Samuel, dem Tempeldienste übergeben (1850), die beiden Bräute (1854; ebenfalls gestochen von Gonanin), das erwachte Dornröschen (1861), Hans Memling, wie er im Hospital zu Brügge von einer Ursulinerin von seinen Wunden geheilt wird (1865). In neuerer Zeit hat O. auch viele Altarbilder gemalt. In allen seinen Arbeiten ist ein tiefer sittlicher Ernst und ein unermüdliches Ringen nach Wahrheit zu rühmen. Was die Ausführung anlangt, so sind die Werke nach dem düsseldorfer Studium den frühern an Wirkung und harmonischer Durchführung vorzuziehen. Auch als Bildnißmaler ist O. sehr geschätzt.

Osterluzei, s. Aristolochia.

Ostermann (Heinr. Joh. Friedr., russ. Andrei Iwanowitsch, Graf), ausgezeichneter Diplomat und Günstling Peter's d. Gr., war der Sohn eines Predigers zu Bockum in Westfalen und 30. Mai 1686 geboren. Er studirte in Jena und trat 1704 in russ. Seedienste. 1711 wirkte er wesentlich mit bei dem Unternehmen der spätern Kaiserin Katharina I., Peter d. Gr. aus seiner gefährlichen Lage am Pruth zu befreien. Unter andern wichtigen Verträgen schloß er den für Rußland so denkwürdigen Frieden von Nystad 10. Sept. n. St. 1721. Peter d. Gr. erhob ihn zum Geheimrath und in den Freiherrenstand, die Kaiserin Katharina I. aber zum Reichs-Vicekanzler und auf dem Sterbebette zum Oberhofmeister ihres Regierungsnachfolgers Peter und zum Mitgliede des Regentschaftsraths während der Minderjährigkeit desselben. Die Kaiserin Anna Iwanowna ernannte O. 1730 zum Grafen, die Regentin Anna Karlowna zum Generaladmiral. Nach der Thronbesteigung Elisabeth's, 1741, wurde er jedoch verhaftet, zum Tode verurtheilt und erst auf dem Blutgerüste mit Verbannung nach Sibirien begnadigt. Hier starb er zu Beresow 31. Mai 1747. Seine beiden Söhne, welche kinderlos starben, adoptirten den Enkel ihrer an den General Tolstoi verheiratheten Schwester, der seitdem O.-Tolstoi hieß. — Graf Alexander Iwanowitsch O.-Tolstoi, geb. 1772 (nach andern 1770), nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen gegen die Türkei und Polen, wurde schon 1797 Generalmajor und 1806 Generallieutenant. Als unerschrockener Heerführer kämpfte er 1806 und 1807 und

besonders 1812 und 1813 gegen Frankreich, und die Schlachten von Ostrowna, Borodino, Tarutino, Bautzen und besonders Kulm, wo er an der Spitze des Gardecorps einem viermal stärkern Feinde widerstand und diesen glorreichen Sieg durch den Verlust des linken Arms besiegelte, waren Zeugen seiner Tapferkeit. Nach dem Frieden erhielt er eine Dotation von 100000 S.-Rubeln, wurde Befehlshaber des Grenadiercorps und 1817 General der Infanterie, zog sich aber später ganz aus dem Dienste zurück. Nachdem er einige Jahre in Frankreich und Italien zugebracht, unternahm er 1831 in Begleitung Fallmerayer's eine Wanderung nach dem Orient, auf der er Aegypten, Jerusalem und Konstantinopel besuchte. Im Herbst 1837 ließ er sich endlich an den Ufern des Lemansees nieder, wo er auf seiner Villa Petit-Saconnex den Rest seiner Tage verlebte. Er starb hier 11. Febr. 1857. Bei Kulm wurde ihm 1836 ein Denkmal errichtet.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat wahrscheinlich seine deutsche Benennung von dem Feste der Ostara, der Göttin der im Frühling wiederauflebenden Natur, welches die alten Sachsen zu derselben Zeit zu feiern pflegten, in welche das christl. Osterfest fällt. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier u. s. w. zusammen. O. wurde in der alten Kirche acht Tage lang bis zum Sonntage Quasimodogeniti festlich gefeiert, seit dem 11. Jahrh. aber beschränkte man die Feier auf drei, in späterer Zeit meist nur auf zwei Tage. Das Fest galt ehedem als die beliebteste Taufzeit. Man schloß die Gerichtshöfe, spendete Almosen an Arme und Dürftige, denen man sogar große Mahlzeiten in den Kirchen gab, ein Gebrauch, der zu großem Unfuge führte. Man schenkte ferner Sklaven die Freiheit und überließ sich, da die Strenge der Quadragesimalfasten aufgehoben war, dem Genusse der Freude. Dies nannte man die Osterfreude (Dominica gaudia), die aber in Ausschweifungen ausartete, sodaß man das Volk, das sich am Osterfeste mit Spielen und Tänzen belustigte, auch durch Possen aller Art zu ergötzen suchte. Dies geschah dann selbst durch Geistliche von der Kanzel herab durch Erzählung von Märchen, welche die Zuhörer zum Lachen reizen konnten. Gegen diesen Unfug, das Ostergelächter (risus paschalis) genannt, erhoben sich vornehmlich die kirchlichen Reformatoren des 16. Jahrh. mit Nachdruck und Erfolg. Während der ganzen Osterwoche, d. i. in der Zeit vom Sonntage Palmarum bis zum Eintritt des Osterfestes, wurde täglich Gottesdienst gehalten; besonders aber galten der Gründonnerstag (feria quinta), Charfreitag (feria sexta) und der Osterabend oder große Sabbat (feria septima) als wichtige Fest- und Fasttage. Die Kirchen wurden geschmückt, durch die große Osterkerze (cereus paschalis) und viele andere Lichter erleuchtet; man begrüßte sich an dem Ostertage selbst mit dem Osterkusse und dem Zurufe: Surrexit! worauf der Begrüßte antwortete: Vere surrexit! Die Hauptfeier bestand immer im Genusse des Abendmahls. Man begann auch das Kirchenjahr mit dem Osterfeste und nannte die demselben vorangehende Woche zur Erinnerung an Jesu Leiden die Marterwoche (hebdomas nigra). Die Nacht vor dem Eintritte des Osterfestes wurde in der alten Kirche wachend unter Gebeten bis zum Morgengrauen und Gesängen zugebracht (Ostervigilien), eine Sitte, die aber später zu Ungebührlichkeiten Veranlassung gab, weshalb schon durch die Illiberitanische Synode (305) Frauen die Theilnahme an den Vigilien untersagt ward. Dem Feste folgte dann noch die Osteroctave, eine kirchliche Nachfeier, welche in der kath. Kirche noch jetzt beibehalten ist, während die Ostervigilien nur noch in den Klöstern begangen werden. In Betreff der Zeit der Feier des Osterfestes wurde seit der Mitte des 2. Jahrh. zwischen der orient. und occident. Kirche der heftige Osterstreit geführt. Die morgenländ. Christen wollten nämlich dieses Fest als Gedächtniß des letzten Mahles Christi zugleich mit dem jüd. Passah am 14. Nisan feiern (s. Passah), die Abendländer dagegen ohne Passahmahl und nur an einem Sonntage, als dem Auferstehungstage Jesu, begehen. Erst auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde dieser Streit nach der Meinung der letztern entschieden und jenen der Ketzername Quartodecimaner oder Tessareskaidekatiten beigelegt. Die Bestimmung des Osterfestes ist für die ganze Festrechnung der Kirche sehr wichtig, da sich alle andern beweglichen Festtage nach demselben richten. Die Vorschrift, nach welcher es gegenwärtig berechnet wird, ist folgende: Das Osterfest wird immer an dem Sonntage gefeiert, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fällt, an dem nächstfolgenden Sonntage. Unter dem Frühlingsvollmond aber versteht man denjenigen, welcher entweder 21. März, an welchem Tage man den Anfang des kirchlichen Frühlings setzt, oder zunächst nach demselben eintritt. Der zur Bestimmung des Osterfestes dienende Vollmond ist aber nicht der astronomische oder wahre, sondern der mittels der Epakte (s. d.) berechnete oder

mittlere Vollmond, der immer 14 Tage nach dem Neumonde, den Tag des Neumonds für den ersten gezählt, gesetzt wird. Diese alexandrinische Berechnungsweise ging durch Dionysius Exiguus (525) auch in die röm. Kirche über und wurde dann allmählich allgemein. Uebrigens soll man damit bezweckt haben, daß das christl. Osterfest nie mit jenem der Juden auf denselben Tag des Jahres fallen könne. Allein dasselbe fiel wirklich 1805 (14. April) und 1825 (3. April) mit dem jüd. Osterfeste auf denselben Tag und wird auch 1903 (12. April), 1923 (1. April), 1927 (17. April) und 1981 (19. April) mit jenem zusammenfallen. Das jüd. Osterfest fällt gewöhnlich in die Charwoche und nie vor dem 26. März und nach dem 25. April Gregorianischen Stils. Das christl. Osterfest hingegen kann nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April Gregorianischen Stils fallen. Auf den 22. März fiel O. 1761 und 1819, aber weder im gegenwärtigen noch im folgenden Jahrhundert wird sich dieser Fall wiederholen; auf den 23. März, wie 1845 und 1856, wird O. erst wieder 1913 fallen. Die spätesten O. in dem gegenwärtigen und kommenden Jahrhundert ereignen sich 1886 und 1943 am 25. April. 1859 fiel es auf den 24. April. Vgl. Paucker, «Die Osterrechnung» (Riga 1837).

Osterode, eine lebhafte Fabrikstadt in der Landdrostei Hildesheim des vormaligen Königreichs Hannover, im Fürstenthum Grubenhagen, liegt am romantischen Abhange des südl. Harzes im Thale der Söse, ist Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts und zählt 6225 E. (1864, gegen 5090 im J. 1861). Unter den öffentlichen Bauwerken sind das Schloß (früher Residenz der Fürsten von Grubenhagen), das Rathhaus und die angeblich 724 gegründete, 1578 erneuerte Johanneskirche bemerkenswerth. Auf dem Markte steht ein schöner Springbrunnen. Die Stadt besitzt ein Progymnasium und eine Gewerbschule. Aus dem großen Kornmagazin erhalten die Berg- und Hüttenleute der Umgegend Getreide für einen wohlfeilen und festen Preis geliefert. Die Woll-, Leinen- und Baumwollfabriken beschäftigen über 2000 Menschen. Die Bleiweiß-, Rollblei- und Schrotfabrik zum Scherenberge, ½ St. von der Stadt, ist sehr bedeutend. Außerdem befinden sich in O. mehrere Säge-, Oel- und Kalkmühlen, ein ansehnlicher Kupferhammer mit Kupferwalzwerk, ferner Blechschmieden, Gerbereien u. s. w. Einen eigenthümlichen und einträglichen Erwerbszweig bildet die Verfertigung hölzerner Eimer. Bei der Stadt liegen reiche Gipsbrüche, in denen unter anderm auch das behufs der Papierfabrikation weithin versandte Annalin zubereitet wird.

Oesterreich, das Erzherzogthum, die Wiege und der Grundbestandtheil des Kaiserthums Oesterreich, begrenzt von Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Salzburg und Baiern, besteht aus zwei Kronländern, nämlich dem Lande unter der Ens oder Niederösterreich und dem Lande ob der Ens oder Oberösterreich. Mit dem letztern war in administrativer Hinsicht das Herzogthum Salzburg (s. d.) bis zum J. 1849 vereinigt. — O. unter der Ens (Nieder- oder Unterösterreich) hat ein Areal von 360$^1/_{10}$ Q.-M. Der südl. Theil lehnt sich an die Norischen Alpen, deren Hauptkette mit den Wildalpen die Grenze erreicht, die Einsattelung des Semmering (s. d.) bildet und an dem 5496 F. hohen Wechselberg ihren östl. Eckpfeiler und im 6100 F. hohen Scheibwald ihren Culminationspunkt hat. An diese Hauptkette schließt sich am Preineck und Göller die nördl. Kette der Norischen Alpen an. Diese sendet mehrere Zweige gegen die Donau und erreicht ihre höchste Erhebung in dem 5969 F. hohen Großen Oetscher. Unter den Seitenästen hat der vom Gippelberge und vom Preineck bis an die Donau hinabziehende seine äußersten Grenzpfeiler in den beiden Kahlenbergen; ein großer Theil desselben ist unter dem Namen des Wienerwaldes, des cetischen oder Kahlengebirgs bekannt. Einer seiner Seitenzweige bildet gegen den Schwarzafluß den höchsten Berg Niederösterreichs, den dreigipfeligen, bis 6567 F. hohen Schneeberg. Im Südosten verbindet sich die südl. Kette der Norischen Alpen mit der Hauptmasse, und von hier an bilden sie gemeinschaftlich viele Verlängerungen, die theils längs der Leitha hinabziehen und hier an der ungar. Grenze sich als Leithagebirge erheben, theils allmählich sich gegen die ungar. Ebene abflachen. In die nördlich der Donau gelegenen Landestheile senden die böhm.-mähr. Gebirge viele niedrige Bergketten bis gegen die March und Donau. Man bemerkt hier den 3287 F. hohen Weinsberg bei Gutenbrunn, den 3354 F. hohen Peilstein und das Manhartsgebirge, dessen höchster Theil jedoch, der Große Manhartsberg, nur 1699 F. hoch aufsteigt. Das größte Thal ist das der Donau. Unter den Alpenthälern sind die vorzüglichsten das Ips-, das Erlaf-, das Lilienfelder- oder Trasenthal, das Schwarzathal mit dem romantischen Höllenthale, das Triesting- und Piestingthal; im nördl. Theile das Kamp-, Krems- und Thayathal. Von den Ebenen ist die größte an der Ostseite der Alpen, die sich unter dem allgemeinen Namen der «Fläche von Wien» von Nußdorf südwärts bis hinter Neunkirchen und das Leithagebirge erstreckt. Von großer Aus-

dehnung ist am linken Ufer der Donau das Marchfeld; eine dritte Ebene bei Tuln und am rechten Ufer des Stroms ist das 10 St. lange Tulnerfeld. Der fruchtbarste Theil liegt in der Mitte des Landes, längs der Donau; im ganzen gehört auch der nordöstl. Theil des Landes zu den lohnenden Landstrichen. Weniger, hier und da gar nicht zur einträglichen Landwirthschaft geeignet ist der südl. und nordwestl. Theil, wiewol es selbst da viele, jedoch immer nur einzelne fruchtbare Thäler gibt. Die unfruchtbarsten Strecken sind außer den rauhen Alpengegenden die Neustädter Heide, in minderm Maße das Steinfeld, ein kleiner Theil des Marchfeldes und die Umgegend von Weitra. Der Hauptstrom ist die Donau; Nebenflüsse derselben sind rechts die Ens, Ips, Erlaf, die Trasen oder Traisen, die Wien, die Schwechat mit der Triesting, die Piesting und die Leitha; links die Krems, die Kamp und die March, der Grenzfluß gegen Ungarn, mit der Thaya. Unter den wenigen kleinen Alpenseen sind der Erlaffee an der steiermärk. Grenze und der Lunzersee in der Nähe des Oetscherbergs bemerkenswerth. Unter den Mineralquellen sind die warmen Schwefelquellen von Baden die berühmtesten; auch die Bäder zu Pirawart auf dem Marchfelde und von Deutsch-Altenburg sind bekannt. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, besonders im Donauthale und im Hügellande, obwol, namentlich im erstern, großen Temperaturwechseln ausgesetzt. In der Mitte des Landes, zumal auf den Ebenen, auf den der Sonne ausgesetzten Hügeln und Bergabhängen gedeiht die Weinrebe, während im Gebirge, sowol im Süden als auch im Nordwesten, auch das Obst nur spärlich fortkommt.

Die Bevölkerung, welche sich nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 auf 1,681697 Seelen (ohne Militär) belief, wird für Ende 1864 mit 1,753816 Seelen (866695 männlichen und 887121 weiblichen Geschlechts) berechnet, welch letztere Ziffer einschließlich des Militärs sich auf 1,794000 Individuen erhöhen dürfte. Die Volksdichtigkeit, verglichen mit dem Flächeninhalte, ist sonach sehr bedeutend, indem etwa 5000 Menschen auf 1 Q.-M. leben. Die Bewohner sind größtentheils Deutsche; nur an der Seite gegen Ungarn und Mähren wohnen etwa 20000 Slawen (Slowaken und Kroaten), und in der Hauptstadt Wien ist die Bevölkerung eine sehr gemischte. Die Confession ist vorherrschend die katholische. Für diese ist das Land in zwei Diöcesen getheilt, in das Erzbisthum Wien und das Bisthum St.-Pölten, welche beide (1861) 902 Pfarreien und andere Seelsorgestationen, 1356 Weltgeistliche, 73 Stifter und Klöster mit 1232 Mönchen und 752 Nonnen zählen. Zur evang. Kirche mögen sich etwa 20000 bekennen (meistens Lutheraner), zur israel. Religion ungefähr ebenso viel. In Wien leben auch einige wenige nichtunirte Griechen und Armenier. An Wohnorten gibt es 35 Städte, 227 Marktflecken, 4380 Dorfgemeinden, zusammen mit (1857) 171493 Wohnhäusern. Der Boden des Landes wird sehr gut bewirthschaftet. Von der gesammten Bodenfläche entfallen 146 Q.-M. auf das Ackerland, 115 auf Waldungen, 73 auf Gärten, Wiesen und Weiden, 8 auf das Weinland und nur 18 Q.-M. auf die unproductive Fläche, in welcher aber auch das Bauareal, die Straßen, Wege, Gewässer u. s. w. begriffen sind. Die Fruchternten des Ackerlandes ergeben im zehnjährigen Durchschnitte $2^{6}/_{10}$ Mill. österr. Metzen Roggen, $2^{1}/_{2}$ Mill. Metzen Hafer, 920000 Metzen Weizen und 860000 Metzen Gerste. Buchweizen, Heidekorn, Hirse und Hülsenfrüchte werden nur auf geringen Strecken, Mais (130000 Metzen) vorzugsweise auf dem Steinfelde gebaut. Der Rübenbau ist wenig ausgedehnt, Kartoffeln (im zehnjährigen Durchschnitt 2,740000 Metzen) werden am zahlreichsten in dem frühern Kreise Ober-Manhartsberg gezogen. Hier wird auch der meiste Flachs gewonnen, obschon dessen Anbau mehr untergeordnet ist. In verschiedenen Gegenden wird der Bau einzelner Gemüsesorten besonders cultivirt, in der Umgegend von Krems der Senfbau. Der Obstbau weist große Fortschritte in Quantität und Qualität der Production nach. Der Weinbau ist von besonderer Wichtigkeit und sein jährlicher Ertrag durchschnittlich $1^{1}/_{2}$ Mill. österr. Eimer. Am geschätztesten sind die Weine von Gumpoldskirchen, Vöslau, Mailberg, Stinkenbrunn, Grinzing, Klosterneuburg, Bisamberg, Weidling und Nußdorf. Von den Zweigen der landwirthschaftlichen Thierproduction wird die Rindviehzucht am sorgfältigsten betrieben. Im Oct. 1857 wurden in Niederösterreich gezählt: 85602 Pferde, 368 Esel und Maulthiere, 529199 Stück Hornvieh, 860000 Schafe, 39564 Ziegen und 444442 Schweine. Die Jagd ist sehr ansehnlich, indem sich in den gebirgigen und waldreichen Theilen ein bedeutender Hochwild- und Rehstand, in der Ebene Hasen und wildes Geflügel in Menge findet. Bezüglich der Fischerei ist besonders der Fang von Karpfen, Hechten u. s. w. in der Donau und der Fang von Forellen in den Gebirgswässern zu erwähnen. Trotz der großen Waldfläche wird der Bedarf des Landes an Brenn-, Bau- und Werkholz, wegen des großen Verbrauchs der Stadt Wien, nicht gedeckt. Der Bergbau geht auf Braun- und Steinkohlen (1865: 2,151298 Zollctr.), auf Eisenerze, Antimon (bei Maltern)

und Graphit (1865: 10292 Zollctr.). Es bestehen drei Hohöfen (bei Reichenau und Marbach), welche im J. 1865: 36739 Zollctr. (1864: 51520 Zollctr.) Frisch- und Gußroheisen erzeugten. Die gewerbliche Industrie ist höchst mannichfaltig, besonders in Wien, und Niederösterreich gehört zu den industriellsten Ländern des Kaiserstaats. Am bedeutendsten sind die Industrie in Maschinen (Wien und Wiener-Neustadt), die Verfertigung von Kutschen, wissenschaftlichen und musikalischen Instrumenten (Wien), von Thonwaaren, die Eisenmanufactur (Waidhofen an der Ips und Umgebung, Gaming, Scheibbs u. s. w.), die Fabrikation von Schlosserwaaren, feuerfesten Kassen und Schränken und Lampen (Wien), von Gold- und Silberwaaren (Wien), von Chemikalien (Wien und Umgebung), Kerzen, Seifen und Zündwaaren (Wien), die Bierbrauerei (Wien und Umgebung), die Branntweinbrennerei, die Fabrikation von Seidenwaaren, gemischten Wallstoffen, Shawls und Teppichen (Wien), die Baumwollspinnerei und Weberei, die Gerberei, die Fabrikation von Lederwaaren (Wien), von Papier, von Holzwaaren (Wien) u. s. w. Zur Förderung des höchst lebhaften Handelsverkehrs dienen (1866) 60 M. Eisenbahnen, 659 M. Land- und 54 M. Wasserstraßen, 91 M. Telegraphenlinien und die vielen Credit- und Handelsinstitute in Wien. Für die geistige Bildung sorgen die Universität und das Polytechnische Institut in Wien, 9 Gymnasien, 3 Realgymnasien, 9 selbständige Realschulen, 1192 Volksschulen (1864 mit 185405 Schülern beiderlei Geschlechts), ferner 7 theol. Lehranstalten, 1 Handels- und 1 Forstakademie, 4 landwirthschaftliche Schulen u. s. w. Wien (s. d.), als die Hauptstadt des Reichs, ist der Sitz vieler Gelehrten- und Kunstanstalten, wissenschaftlicher Vereine u. s. w. Die Landesverfassung ist auf die Landesordnung vom 26. Febr. 1861 gegründet. Der niederösterr. Landtag besteht aus dem Erzbischofe von Wien, dem Bischofe von St.-Pölten, dem Rector der wiener Universität, dann aus 65 auf 6 J. gewählten Abgeordneten, und zwar aus 15 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, aus 25 Abgeordneten der Städte und Märkte, aus 4 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer und aus 21 Abgeordneten der Landgemeinden. Der Vorsitzende des Landtags ist der Landmarschall, welcher vom Kaiser für jede Landtagsperiode ernannt wird. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths entsendet Niederösterreich 18 Mitglieder seines Landtags. Die innere Landesverwaltung wird von der Statthalterei in Wien geleitet. Niederösterreich zerfällt in vier Kreise: Unter- und Ober-Wienerwald, Unter- und Ober-Manhartsberg. Obschon diese Kreiseintheilung für die polit. Verwaltung 1860 aufgehoben wurde, so gilt sie doch noch für die Justizpflege und lebt auch im Munde des Volks fort. Unter der Statthalterei stehen als polit. Unterbehörden der Magistrat von Wien und der Stadtrath von Wiener-Neustadt und 70 Bezirksämter, von denen 66 gleichzeitig mit der Rechtspflege (als gemischte Bezirksämter) betraut sind. Den Bezirksämtern sind die Vorstände der Gemeinden (mit Ausnahme Wiens und Wienerisch-Neustadts) untergeordnet, sofern dieselben die Besorgung gewisser Staatsgeschäfte übertragen ist (Gemeindeordnung vom 31. März 1864). Für die Finanzverwaltung ist als Landesbehörde die Finanz-Landesdirection in Wien errichtet, und von dieser ressortiren 4 Steuercommissionen mit 70 Steuerämtern (für directe Steuern), 5 Finanz-Bezirksdirectionen mit 2 Hauptzollämtern und andern Behörden (für indirecte Abgaben). Die Rechtspflege wird in erster Instanz von dem Landesgericht in Wien, von 4 Kreis- und 12 Bezirksgerichten und von den gemischten Bezirksämtern, in zweiter Instanz von dem Ober-Landesgericht in Wien, das seinen Sprengel auch über Oberösterreich und Salzburg erstreckt, gehandhabt. In dritter Instanz entscheidet der oberste Gerichtshof in Wien. In militärischen Angelegenheiten fungirt das Generalcommando in Wien als die obere Territorialbehörde für Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und (seit Sept. 1866) auch für Mähren und Schlesien. Zur kaiserl. Armee stellt Niederösterreich zwei Linien-Infanterieregimenter (und mit Oberösterreich gemeinschaftlich ein drittes), vier Jägerbataillone, ein Kürassierregiment u. s. w. Das Landeswappen ist ein blauer Schild mit fünf goldenen Adlern. Vgl. Blumenbach, «Landeskunde von O. unter der Ens» (2 Bde., 2. Aufl., Güns 1834—35); «Statist. Uebersicht der wichtigsten Productionszweige in O. unter der Ens» (Wien 1855); «Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich» (Wien 1865—67); «Statistik der Volkswirthschaft in Niederösterreich» (Wien 1867).

O. ob der Ens (Oberösterreich) hat ein Areal von $217^{9}/_{10}$ geogr. Q.-M. und eine Bevölkerung (Ende 1864, ohne Militär) von 719228 E. (355790 männliche und 363438 weibliche; nach der Zählung vom 31. Oct. 1857: 707450 E.). Das Land gehört zwei verschiedenen Gebirgssystemen an. Die nördl. Kette der Norischen Alpen tritt aus Salzburg in das Land, dessen südl. Hälfte erfüllend und bis zu unwirthlichen Felsenmassen, ewigem Schnee und Gletschern aufsteigend. Hierher gehören das Hallstätter Schneegebirge (bis 9300 F.) mit dem Dach-

stein und dem Thorstein, die Gruppe des Graßen Priel (7—8000 F.), das Höllengebirge, der Schafberg mit einem höchst pittoresken Panarama u. s. w. Im Narden der Donau zieht das Böhmerwaldgebirge bis an das Thal dieses Strams herab, breitet sich dann gegen Osten aus, bildet aber nur kleinere Gebirgsmassen und Hügel. Ebenen hat das Land nur wenige, z. B. die Welser Heide, die Linzer Ebene. Seinen fruchtbarsten Boden hat Oberösterreich, wie Niederösterreich, im Danauthale mit den einmündenden Nebenthälern. Am linken Ufer nimmt nordwärts die Fruchtbarkeit ab. Im westl. Theile der größern Südhälfte ist in den höhern Gegenden der Baden steinig, aber durch den Fleiß der Bewahner fast durchgängig fruchtbar gemacht. Gegen die Traun hin wird der Baden noch ergiebiger, wiewol es auch da mehrere minder einträgliche Landstriche gibt, namentlich die Maase, van denen indeß einige nutzbar gemacht warden. Der südl. Theil zwischen Traun und Ens ist Alpenland. Die höhern Gegenden der Gebirge sind größtentheils kahl, die mittlern mit Waldungen bedeckt, welche in der Regel, von Wiesen und Weiden stellenweise unterbrochen, bis in die Thäler hinabreichen. Das Land ist im ganzen sehr wasserreich und gehört, mit Ausnahme eines unbeträchtlichen Landstrichs an der böhm. Grenze, zu dem Gebiete der Donau, die unterhalb Passau aus Baiern eintritt. In dieselbe münden rechts der Inn mit der Salzach, die Traun, die Ens mit der Steyer. An der böhm. Grenze liegt der Schwarzenbergische Halzschwemmkanal, welcher aus Böhmen herüberkommt und in die Große Mühl einmündet, sodaß hier eine unmittelbare Verbindung mit der Maldau besteht. Zahlreich sind die Alpenseen, wie der Traun- ader Gmundnersee, der Hallstätter-, der Atter- ader Kammersee, der Mandsee, der Wolfgangsee u. a. Mineralquellen werden über 30 gezählt, aber außer den Salbädern van Ischl sind nur die Jadquellen von Hall in größerm Rufe. Das Klima ist im ganzen gemäßigt, dach der vielen Schnee- und Eisgebirge und der höhern Lage wegen kälter als in Niederösterreich, am mildesten aber im Danauthale. Oberösterreich ist nur mäßig bevölkert, indem auf 1 Q.-M. 3300 Menschen leben. Die Bewohner sind durchgehends Deutsche und, mit Ausnahme van etwa 16000 Lutheranern, Katholiken, die unter dem Bischafe van Linz stehen. Sie bewahnen 15 Städte, 99 Marktflecken und 6434 Dörfer. Hauptstadt ist Linz (s. d.). Die Landwirthschaft steht hier auf einer noch höhern Stufe als im Lande unter der Ens. Etwa 20 Q.-M. des Areals sind unproductiv, 77 Q.-M. kammen auf das Ackerland, 47 Q.-M. auf Wiesen und Weiden und 74 Q.-M. auf die Waldungen. Der Obstbau ist überall, wa ihn das Klima gestattet, verbreitet. Der Weinbau ist unbedeutend. Die Viehzucht liefert große, starke Pferde (1857: 48739) und schönes, kräftiges Rindvieh (1857: 487994 Stück); Schafe sind in der Anzahl von etwa 250000 varhanden; an Schweinen wurden 1857 242557, an Ziegen 18277 gezählt. Der Bergbau geht auf Braun- und Steinkahlen und ergab an diesen 1865 3,066779 Zallctr. Von graßer Wichtigkeit ist der Salinenbetrieb bei Ischl und Hallstadt im aberösterr. Salzkammergut (s. d.), welcher 1865 1,001198 Zallctr. Sudsalz, 5283 Zollctr. Steinsalz und 86747 Zollctr. Industrialsalz lieferte. An Steinen und Erden ist das Land reich. Erwähnenswerth sind die Gipsbrüche bei Ischl, die Mühlsteinbrüche zu Perg und Dachsberg, der Schleifsteinbruch in der Gasau und die berühmten Granitbrüche bei Mauthausen. Die gewerbliche Industrie steht nicht auf der Höhe wie in Niederösterreich. Von größerer Bedeutung sind nur die Verfertigung van Eisenwaaren, die in Stadt Steyer und Umgebung am schwunghaftesten betrieben wird, sowie die Leinen- und Baumwallindustrie. Mit Erzeugnissen dieser gewerblichen Thätigkeiten, mit Halzwaaren, nutzbaren Steinen, Salz und Halz treibt das Land einen einträglichen, durch die Danau und die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn, desgleichen durch gute Landstraßen unterstützten Handel. Van Lehranstalten besitzt das Land 496 Valksschulen (1864 mit 74490 Schulkindern), 3 Gymnasien, 2 selbständige Realschulen, 1 Ackerbau- und 1 Handelsschule, 2 theal. Lehranstalten und eine Hebammenschule. In der Landeshauptstadt Linz bestehen ein Museum und verschiedene gemeinnützige Vereine. Die kath. Canfessian besaß 1861 410, die evang. 12 Pfarreien und andere Seelsargestatianen; erstere zählte ferner 733 Weltgeistliche, 35 Stifter und Klöster mit 442 Mänchen und 296 Nannen. Nach der Landesardnung vam 26. Febr. 1861 begreift der obderensische Landtag 50 Mitglieder, nämlich den Bischaf von Linz und 49 auf sechs Jahre gewählte Abgeordnete (10 vom graßen Grundbesitze, 17 von den Städten und Industrialorten, 3 van der Handels- und Gewerbekammer in Linz und 19 van den Landgemeinden). In das Haus der Abgeardneten des österr. Reichsraths entsendet der Landtag 10 Mitglieder. Das Gemeindewesen des Landes hat durch die Gemeindeardnung vom 28. April 1864 eine neue Organisation erhalten. Die Behörden sind: für die palit. Verwaltung die Statthalterei in Linz, welcher die beiden Gemeindevarstehungen in Linz und Steyer und 46 Bezirks-

ämter unterstehen (die Kreisbehörden in den vier Kreisen des Landes, dem Mühl-, Hausruck-Traun- und Innkreise, wurden 1860 aufgehoben); für die Rechtspflege das Landesgericht in Linz, 3 Kreis-, 4 Bezirksgerichte und 42 gemischte Bezirksämter, sämmtlich in erster Instanz. Zweite Instanz ist das Ober-Landesgericht in Wien. Für die Finanzverwaltung besteht die Finanzdirection in Linz, von welcher 4 Steuercommissionen mit 45 Steuerämtern, 6 Finanzinspectoren u. s. w. dependiren. In militärischer Hinsicht gehört das Land zum wiener Generalate. Oberösterreich (mit Salzburg) stellt zum kaiserl. Heere zwei Infanterieregimenter, drei Jägerbataillone, ein Kürassierregiment u. s. w. Das Landeswappen ist ein von Gold und Roth getheilter Schild, worin rechts ein schwarzer Adler und links zwei silberne Pfähle. Vgl. Pillwein, „Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums O. ob der Ens und des Herzogthums Salzburg“ (5 Thle., Linz 1843).

Oesterreich (Kaiserthum). Das Kaiserthum O., ein Continentalstaat, in der Mitte von Europa zwischen 42° 10′ 5″ und 51° 3′ 27″ nördl. Br. und zwischen 27° 10′ und 44° 1′ 25″ östl. L. gelegen und ein zusammenhängendes, abgerundetes Ganzes bildend, ist im N. von Sachsen, Preußen und Rußland, im O. von Rumänien, im S. von Rumänien, Serbien, der Türkei, von Montenegro, dem Adriatischen Meer und Italien, im W. von Italien, der Schweiz, Liechtenstein, dem Bodensee und von Baiern begrenzt und zählt (abgesehen von dem zufolge des Friedensvertrags vom 3. Oct. 1866 an Italien abgetretenen Lombardisch-Venetianischen Königreiche) auf einem Flächeninhalte von 11306 Q.-M. eine Bevölkerung (31. Dec. 1864, einschließlich Militär, Fremde und Reisende) von etwa 35$^3/_{10}$ Mill. Seelen. Das Reich zerfällt in staatsrechtlicher Hinsicht in zwei Ländergruppen: in die deutsch-slaw. und in die ungar. Gruppe. Die erstere begreift ein Areal von 5452$^6/_{10}$ Q.-M. und eine Bevölkerung von mehr als 20 Mill. und zerfällt in folgende Verwaltungsgebiete (Kronländer; Bevölkerung, ohne Militär, 31. Dec. 1864): 1) das Erzherzogthum O. unter der Ens oder Niederösterreich, 360$^1/_{10}$ Q.-M. und 1,753816 E.; 2) das Erzherzogthum O. ob der Ens oder Oberösterreich, 217$^9/_{10}$ Q.-M. und 719228 E.; 3) das Herzogthum Salzburg, 130$^2/_{10}$ Q.-M. und 147191 E.; 4) das Herzogthum Steiermark, 407$^8/_{10}$ Q.-M. und 1,087508 E.; 5) das Herzogthum Kärnten, 188$^4/_{10}$ Q.-M. und 342469 E.; 6) das Herzogthum Krain, 181$^4/_{10}$ Q.-M. und 473393 E.; 7) das Küstenland, umfassend die Stadt Triest mit ihrem Gebiete, die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska und die Markgrafschaft Istrien, 145$^1/_{10}$ Q.-M. und 562875 E.; 8) die gefürstete Grafschaft Tirol und das Land Vorarlberg, 532$^7/_{10}$ Q.-M. und 876890 E.; 9) das Königreich Böhmen, 943$^7/_{10}$ Q.-M. und 5,107313 E.; 10) die Markgrafschaft Mähren, 403$^3/_{10}$ Q.-M. und 1,990755 E.; 11) das Herzogthum Schlesien, 93$^5/_{10}$ Q.-M. und 487885 E.; 12) das Königreich Galizien und Lodomerien, 1425$^3/_{10}$ Q.-M. und 5,102074 E.; 13) das Herzogthum Bukowina, 189$^3/_{10}$ Q.-M. und 510634 E.; 14) das Königreich Dalmatien, 232$^4/_{10}$ Q.-M. und 440705 E. Die ungar. Gruppe (5853$^4/_{10}$ Q.-M. und über 15 Mill. Seelen) begreift die Länder der ungar. Krone, nämlich: 15) das Königreich Ungarn, 3896$^3/_{10}$ Q.-M. und 10,684354 E.; 16) das Königreich Kroatien und Slawonien, 350$^2/_{10}$ Q.-M. und 952223 E.; 17) das Großfürstenthum Siebenbürgen, 997$^5/_{10}$ Q.-M. und 2,074457 E., und 18) die Militärgrenze, 609$^4/_{10}$ Q.-M. und 1,119120 E.

Der Boden der Monarchie ist meistens gebirgig oder bergig. Im Südwesten erheben sich die Alpen (s. d.), welche Tirol und Vorarlberg, Salzburg, die südlich von der Donau gelegenen Theile O.s ob und unter der Ens, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz mit ihren Gebirgsmassen erfüllen, sich selbst bis nach dem westl. Ungarn, nach Kroatien und Slawonien erstrecken und ihre höchsten Punkte im 12059 par. F. hohen Orteler (in Tirol) und im 11980 F. hohen Großglockner (an der kärnten-salzburger Grenze) erreichen. Im südl. Krain schließen sich ihnen die Kalkgebirge des Karst an, welche in einer Höhe von 4—5000 F. durch das Küstenland, die Militärgrenze und Dalmatien nach der Türkei ziehen. Im Osten dehnen sich in bogenförmiger Richtung über Schlesien und Mähren, Galizien, Ungarn, die Bukowina und Siebenbürgen bis nach der Militärgrenze die Karpaten (s. d.) aus, welche in den Granitkolossen der Tatrakette, im Eisthaler Thurm und in der Lomnitzer Spitze bis 8034 F. und 7943 F. emporsteigen. Der Nordwesten endlich wird von den Sudeten (in Mähren, Schlesien und Böhmen) erfüllt, welche im Riesengebirge (in der Schneekoppe) ihren höchsten Punkt von 5000 F. haben und mit dem Erz- und Fichtelgebirge sowie mit dem Böhmerwalde (sämmtlich in Böhmen) in Verbindung stehen. Die größten Ebenen sind in Ungarn (die große ungar. Ebene, 1700 Q.-M.) und in Galizien. Der Boden des Kaiserstaats ist sehr gut bewässert. Hauptstromsysteme mit schiffbaren Nebenflüssen bilden die Donau, 183 M. lang von Passau

bis Orsowa das Reich durchströmend, mit dem Inn, der Traun, Ens, Leitha, Raab, Drau, Save, March, Waag, Gran, Theiß (mit der Maros), Bega und Temes; die Weichsel mit dem Dunajec, dem San und Bug; die Elbe mit der Moldau und Eger. Ohne schiffbare Nebenflüsse sind der Dnjestr und die Etsch. Der Rhein bespült O. nur auf einer Strecke von 3 1/2 M. Schiffbare Küstenflüsse des Adriatischen Meeres sind der Isonzo, die Zermagna, Kerka, Cettina und Narenta. An schiffbaren Kanälen sind zu nennen: in Ungarn der Bacser und Franzenskanal zwischen der Donau und Theiß, und der Begakanal zwischen Bega, Temes und Theiß; in Niederösterreich der Wiener-Neustädterkanal. O. besitzt viele Binnenseen; namentlich sind die Alpen und Karpaten sehr reich an Bergseen. Der bedeutendste See ist der Plattensee in Ungarn (24 Q.-M.); der Neusiedlersee ebendaselbst ist 1866 verschwunden und völlig ausgetrocknet. Der Czirknitzersee (3 Q.-M.) in Krain ist durch sein periodisches Ablaufen merkwürdig. Moräste finden sich hauptsächlich in Ungarn. Die Zahl der Teiche, deren es in Böhmen sehr viele gibt, hat man in der neuesten Zeit bedeutend vermindert.

Das Klima ist in den österr. Ländern im allgemeinen sehr günstig, aber wegen der großen Ausdehnung des Staats und bei der erheblichen Abwechselung in Form und Beschaffenheit der Oberfläche sehr verschieden. In der südl. oder wärmsten Region, von 42 bis 46° nördl. Br., reifen in bessern Gegenden der Reis, die Olive und Südfrüchte und kommen überall Mais und Wein vor. Die mittlere oder gemäßigte Region, von 46—49°, welche die größte Ausdehnung und die abwechselndste Bodenbeschaffenheit hat, erzeugt Wein, Mais und Getreide in Menge, zeigt aber in der mittlern Wärme gegen Osten eine Abnahme. In der nördl. oder kühlen Region, über 49° hinaus, kommen, mit Ausnahme weniger günstigen Lagen, weder Mais noch Wein fort, wogegen Getreide, Obst, Flachs und Hanf bestens gedeihen. Die mittlere Jahrestemperatur ist in Triest 11,69° R., in Wien 8,08, in Lemberg 5,89° R. Im allgemeinen ist der Boden des Kaiserstaats von ausnehmender Fruchtbarkeit, obschon in Hinsicht der einzelnen Landestheile ein sehr ungleiches Verhältniß obwaltet. Naturerzeugnisse hat O. in der größten Fülle und Verschiedenartigkeit aufzuweisen, sodaß es einer der gesegnetsten Staaten Europas genannt werden kann. Kein europ. Staat besitzt so viele Heil- und Mineralquellen und Gesundbrunnen als der österreichische, im ganzen über 2800, von denen die meisten in Böhmen und Ungarn liegen. Die renommirtesten sind die muriatisch-alkalischen Glaubersalzthermen und Säuerlinge in Karlsbad, die Säuerlinge in Marienbad (glaubersalz- und eisenhaltig), Franzensbad (eisenhaltig und muriatisch-alkalisch), Rohitsch (salinisch-alkalisch), Gleichenberg (muriatisch-alkalisch) und Balaton-Füred (salinisch); die Natronsäuerlinge in Bilin (magnesiahaltig) und Luhatschowitz (iod- und bromhaltig), die Jodquellen zu Hall in Oberösterreich, die Bitterwässer von Püllna und Seidschitz, die salinischen Thermen und Bitterwässer in Gran, die Thermen (Schwefelquellen und erdig-alkalische Säuerlinge) und Bitterwässer in Ofen, die Thermen in Wildbad-Gastein (indifferent), Teplitz in Böhmen (alkalisch-indifferent) und Mehadia (muriatisch und schwefelig), die Schwefelquellen zu Baden in Niederösterreich und Pistjan, die Solbäder in Ischl u. s. w.

Die Bevölkerung im gegenwärtigen Umfange der österr. Monarchie stieg von 26,2 Mill. Seelen im J. 1818 auf 32,5 Mill. im J. 1857 (letzte wirkliche Volkszählung vom 31. Oct.). Für den 31. Dec. 1864 wird dieselbe vom Statistischen Bureau in Wien mit 35,2 Mill. Seelen berechnet, sodaß sich von 1818—64 eine jährliche Bevölkerungszunahme von 0,75 Proc. herausstellt. Wie in den meisten europ. Staaten wird auch in O. das männliche Geschlecht von dem weiblichen an Zahl übertroffen, und es entfallen hier derzeit auf 1000 männliche Individuen 1013 weibliche; nur in der Militärgrenze und in Dalmatien macht sich ein Uebergewicht des männlichen Geschlechts geltend. Die Volksdichtigkeit ergibt als Durchschnittsziffer für den ganzen Staat 3122 Seelen auf 1 Q.-M.; sie nimmt in der Richtung von Westen gegen Osten ab. Am dichtesten sind Böhmen (5410 E. auf 1 Q.-M.), Schlesien (5191), Mähren (4928) und Niederösterreich (4872) bevölkert, am dünnsten die eigentlichen Alpenländer, die Militärgrenze und Dalmatien. Die geringste Volksdichtigkeit hat Salzburg, wo nur 1128 Menschen auf 1 Q.-M. leben. Betreffs der Wohnplätze gab es nach der letzten Zählung vom 31. Oct. 1857: 847 Städte, 2099 Marktflecken und 63756 Dörfer, zusammen mit 4,954651 Wohnhäusern. Man zählt im ganzen 4 Gemeinden mit mehr als 100000 E., 6 Gemeinden mit 50—70000, 21 Gemeinden mit 20—50000 und 89 Gemeinden mit 10—20000 E. Die bevölkertste Stadt ist die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, welche, einschließlich der zu ihrem Polizeirayon gehörigen Ortschaften, Ende 1864 eine Volksmenge von etwa 750000 Menschen besaß. Von den Staaten Europas weist keiner, nächst dem russischen, eine solche Mannichfaltigkeit der Bevölkerung hinsichtlich der Abstammung und Sprache nach als O. Die Slawen,

über 16 Mill. Köpfe (Ende 1864) oder 45 Proc. der Gesammtbevölkerung, bilden wol die zahlreichste aller Nationen der Monarchie und die Hauptmasse der Bevölkerung in Böhmen, Mähren, Krain, Galizien, Dalmatien, Kroatien und Slawonien, in der Militärgrenze, in Nordungarn und die Hälfte der Bevölkerung in Schlesien und der Bukowina. Sie haben aber nur scheinbar das Uebergewicht im Kaiserstaate, da keiner der übrigen Hauptstämme in eine so große Anzahl von Völkerschaften, die an Sprache, Religion, Bildung und Gesittung voneinander so verschieden, zersplittert ist. Diese Völkerschaften sind die nordslaw. Czechen, Mähren und Slowaken (mehr als 6½ Mill.), die Ruthenen (nahezu 3 Mill.) und Polen (2,380000), die südslaw. Slowenen (über 1⁷⁄₁₀ Mill.), Kroaten und Serben (über 2⁹⁄₁₀ Mill.) und Bulgaren (26500). Die Deutschen, gegen 8⁴⁄₅ Mill. oder 25 Proc. der Gesammtbevölkerung, sind in der ganzen Monarchie verbreitet. Sie bewohnen Deutschösterreich, d. i. die zum frühern Deutschen Bunde gehörigen Länder, nämlich beide Ensländer, Salzburg, den größten Theil von Steiermark und Kärnten, fast ganz Tirol, Vorarlberg, große Theile Böhmens und Mährens, den ganzen Westen von Schlesien, Theile Krains und des Küstenlandes; zahlreich sind sie auch in Ungarn und Siebenbürgen. Magyaren oder Ungarn (5⁴⁄₁₀ Mill. oder 15 Proc.) bilden die Hauptbevölkerung des Königreichs Ungarn und des östl. Theils von Siebenbürgen. Dem ital. Stamme, welcher mit dem ihm verwandten friaulischen in Görz und Gradiska gegen 600000 Menschen in der Monarchie begreift, gehören die Bewohner Südtirols und verschiedene Theile des Küstenlandes und Dalmatiens an. Die ebenfalls der roman. Völkerfamilie angehörigen Ladiner wohnen in der Zahl von 15000 in drei tirol. Thälern. Dagegen halten die Ostromanen oder Romanen im engern Sinne (Rumänen, Walachen und Moldauer) fast die ganze Ostgrenze des Reichs besetzt (etwa 2,884000 Köpfe), in Siebenbürgen mehr als die Hälfte der Bevölkerung bildend und sich außerdem im südöstl. Theile Ungarns, in der Bukowina und der banatischen Militärgrenze ausbreitend. Sehr beträchtlich ist die Zahl der Israeliten (über 1,100000), besonders in Galizien, Ungarn, Böhmen und Mähren. Kleinere Stämme sind die Albanesen (3500) in Dalmatien und der Militärgrenze, die Griechen und Macedo-Walachen (3100) in verschiedenen Handelsstädten, die Armenier (17000) in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und der Bukowina, und die Zigeuner (über 150000), am meisten in Ungarn und Siebenbürgen. In einigen größern Handelsstädten leben endlich noch wenige osman. Türken (in Wien, Triest) und sonstige Fremde. Bezüglich der Confessionen umfaßt die kath. Kirche den bei weitem größern Theil der Bevölkerung. Es gehören ihr (Ende 1864) mehr als 27 Mill. Bewohner oder gegen ⁴⁄₅ der effectiven Gesammtbevölkerung an; davon sind etwa 23³⁄₁₀ Mill. Katholiken des lat. Ritus, 3⁹⁄₁₀ Mill. vom griech. Ritus (unirte Griechen, besonders in Galizien und Siebenbürgen, in Ungarn) und 10000 vom armen. Ritus (unirte Armenier). Die röm.-kath. Kirche hat in der Monarchie 14 Erzbisthümer (darunter 11 vom lat. Ritus: zu Wien, Salzburg, Görz, Prag, Olmütz, Lemberg, Zara, Gran, Erlau, Kalocsa und Agram; 2 vom griech. Ritus: zu Lemberg und Blasendorf in Siebenbürgen; 1 vom armen. Ritus: zu Lemberg), 47 Bisthümer (worunter 7 vom griech. Ritus) und 4 Generalvicariate, ferner (1861) 15198 Pfarreien und andere Seelsorgestationen, 24784 Weltgeistliche, 911 Klöster mit 8531 Mönchen und 3800 Nonnen. Die griech.-orient. (griechisch-nichtunirte) Kirche zählt etwa 3²⁄₁₀ Mill. Bekenner; sie ist vorherrschend in der Bukowina und der Militärgrenze und sonst stark vertreten in Siebenbürgen, Ungarn, Kroatien und Dalmatien. Diese Kirche untersteht in O. den beiden Erzbischöfen und Metropoliten zu Karlowitz und Hermannstadt und 10 Bischöfen, und hat etwa 3600 Pfarreien mit 3800 Weltpriestern und 40 Klöster mit 2—300 Mönchen. Die evang. Kirche hat in Ungarn und Siebenbürgen, nächstdem in Böhmen, Mähren und Schlesien die meisten Anhänger. Im ganzen bekennen sich zu ihr etwa 3½ Mill. Seelen (über ⅗ reformirt, gegen ⅖ lutherisch). Sie hat ungefähr 3000 Pfarreien und 3500 Geistliche, und als oberste Kirchenbehörden in den deutsch-slaw. Ländern den Oberkirchenrath Augsburgischer und Helvetischer Confession mit fünf luth. und drei reform. Superintendenzen, in Ungarn fünf luth. und vier reform. Superintendenturen, in Siebenbürgen das Landesconsistorium Augsburgischer Confession in Hermannstadt und das Oberconsistorium Helvetischer Confession in Klausenburg. Sonst gibt es in der Monarchie etwa 55000 Unitarier (größtentheils in Siebenbürgen), 5000 gregorianische Armenier, 5000 andere Christen (Lippowaner in der Bukowina, Mennoniten in Galizien und Anglikaner), die bereits erwähnten Israeliten und Mohammedaner. Die Bewegung der Bevölkerung ist nach den einzelnen Ländern sehr verschieden. In der gesammten Monarchie (exclusive Militär) fanden im J. 1864 285628 Trauungen statt und wurden gezählt 1,426906 Geburten

(inclusive Todtgeborenen; 736053 männliche und 690853 weibliche, 1,262345 eheliche und 164561 uneheliche) und 1,101266 Sterbefälle (ohne die Todtgeborenen; 568973 männliche und 532293 weibliche).

Unter den Nahrungsquellen der Einwohner ist die Landwirthschaft die weitaus wichtigste, indem bei ihrem Betriebe ungefähr drei Viertheile der Bevölkerung (die Familienglieder der Grundbesitzer und deren Hülfsarbeiter und Gesinde eingerechnet) ihre Beschäftigung unmittelbar oder mittelbar finden, abschon derselbe nur in einigen Ländern, wie namentlich in Böhmen, Mähren, Schlesien, Nieder- und Oberösterreich, rationell und in Vollkommenheit gepflegt wird. Der ganze productive Boden beläuft sich auf 9821 Q.-M. (fast 87 Proc. des Gesammtareals), wovon 3511 Q.-M. auf das Ackerland, 110 auf das Weinland, 1385 auf Wiesen und Gärten, 1575 auf Weiden und 3240 Q.-M. auf Waldungen entfallen. In der Monarchie werden alle europ. Getreidepflanzen cultivirt, und der Ertrag, welcher im jährlichen Durchschnitte 330 Mill. österr. Metzen erreicht, ist so lohnend, daß selbst große Mengen ausgeführt werden. Im allgemeinen ist die verbesserte Dreifelder- und die Fruchtwechselwirthschaft am gewöhnlichsten. Die größte Production an Weizen, Roggen, Gerste und Hafer haben Ungarn, Böhmen, Galizien, Mähren und Niederösterreich. Mais wird am meisten in den ungar. Ländern, in Steiermark und der Bukowina, etwas Reis in einigen Gegenden des Küstenlandes und Südungarns; Kartoffeln (im ganzen 120 Mill. Metzen) werden besonders in den nördl. Ländern, Hülsenfrüchte und Gemüse zumal in den erstgenannten Ländern, Runkelrüben in Ungarn, Böhmen, Galizien, Mähren und Schlesien gebaut. Der Anbau von Flachs und Hanf ergibt jährlich 3 Mill. Zollctr., deckt aber damit nicht den Bedarf. Der Taback bildet einen Monapolsgegenstand des Staats und darf nur in den ungar. Ländern, in Galizien und Tirol angebaut werden; im ganzen beträgt die jährliche Erzeugung über 1 Mill. Zollctr. Die Hopfencultur ist für Böhmen von größter Wichtigkeit und liefert im ganzen jährlich 100000 Zollctr. Sowol diese als auch der Anbau von Raps und Oelsaat geben Exportartikel ab. Andere Handelspflanzen sind Safran, Senf, Pfeffer, Krapp, Kümmel, Waid, Cichorie, Mohn u. s. w. In neuester Zeit wird auch die Baumwolle in Dalmatien gezogen. In den österr. Ländern gedeihen alle mitteleurop. Obstsorten auf das beste und in einigen südl. Landestheilen selbst Südfrüchte (Citronen, Orangen, Feigen und Mandeln in Südtirol, Dalmatien und dem Küstenlande, Dattelpalmen und Granatäpfel in Dalmatien). Am ergiebigsten ist der Obstbau in Böhmen, Mähren, in beiden Erzländern, in Steiermark, Kärnten und Tirol, sowie in den ungar. Ländern, in welchen sogar Kastanien in ganzen Wäldern fortkommen. In Oberösterreich, Kärnten und andern Ländern erzeugt man Obstwein (Cider), in Slawonien und Ungarn Pflaumenbranntwein (Sliwowitz) in Menge. Die Olive wächst in Dalmatien, auf den Quarnerischen Inseln und im Küstenlande. Der Weinbau ist einer der hervorragendsten Zweige der österr. Landwirthschaft. Derselbe liefert jährlich 36 Mill. österr. Eimer, wovon man viel ausführt, und wird in allen Kronländern, mit Ausnahme von Schlesien, Galizien und Salzburg, betrieben. Ungarn ist das Hauptland für diesen Culturzweig, indem es nicht nur die edelsten Weine erzeugt, sondern auch mehr als die Hälfte der Gesammtproduction liefert. Der Graslandbau ist besonders in den Alpenländern von großer Bedeutung. Die Viehzucht steht in den verschiedenen Ländern der Monarchie auf sehr verschiedener Stufe; ist sie auch in einigen gut, ja vortrefflich, so ist sie wieder in andern ganz vernachlässigt. Doch zeigt sich der Viehstand sehr bedeutend und ergibt in allen Theilen, mit Ausnahme der Schweinezucht, namhafte Ausfuhrartikel. Nach der Viehaufnahme vom 31. Oct. 1857 wurden im gegenwärtigen Umfange der Monarchie gezählt: 3,389876 Pferde, 77661 Esel und Maulthiere (besonders in Dalmatien und dem Küstenlande), 13,660322 Stück Rindvieh, 29,200000 Schafe, 1,458591 Ziegen und 7,914855 Schweine. Auf die Pferdezucht wird in den meisten Kronländern viel Sorge verwendet. Dieselbe ist von der größten Bedeutung auf den ausgedehnten Pußten Ungarns, wo große Pferdeheerden in wildem Zustande unter Aufsicht eigener Pferdehirten (Csikos) weiden. Es sind bisjetzt nahe an 50 klimatische und Zuchtvarietäten von Pferden im Kaiserreiche bekannt, worunter es manche vortreffliche (arabischer und berberischer Abkunft) gibt. Die schönsten Pferde findet man in Siebenbürgen und der Bukowina, die größten und stärksten in Salzburg, die ausdauerndsten und behendesten in Ungarn. Außer den vielen Gestüten und militärischen Remontirungsanstalten erscheinen die öffentlichen Pferderennen, welche jährlich in Wien, Pardubitz, Lemberg, Pesth und Klausenburg abgehalten werden und mit Preis- und Prämienvertheilungen verbunden sind, als wesentliche Förderungsmittel für diesen Zweig der Thierzucht. Von großem Belange, obwol nur in einzelnen Gegenden, namentlich den Alpen, rationell betrieben, ist die über alle Kronländer verbreitete Rindviehzucht. Ausgezeichnet schöne

Rassen finden sich nur in den eigentlichen Alpenländern vor, wo die Zucht durch die Alpenwirthschaft, von der übrigens eine Abart auf den Karpaten Mährens und Schlesiens vorkommt, sehr begünstigt wird. Ungarn und Galizien liefern das beste und meiste Schlachtvieh; in Siebenbürgen zieht man Büffel. Sehr ansehnlich ist die Milchwirthschaft, und man producirt die verschiedensten Käsearten von der besten Gattung. Die Schafzucht ist einer der Glanzpunkte der landwirthschaftlichen Thätigkeit. Mit Ausnahme von Krain, dem Küstenlande, Dalmatien und der Militärgrenze wird auf sie überall mehr oder weniger Sorgfalt verwendet; die feinste Wolle liefern Mähren und Schlesien, dann Böhmen, Nieder- und Oberösterreich und Ungarn. Die Ziegenzucht ist am bedeutendsten in den gebirgigen Landstrichen, die Schweinezucht in den ungar. Ländern und in Siebenbürgen. Die Federviehzucht ist über alle Länder ausgebreitet. Die Bienenzucht zeigt sich nur hier und da von Belang, ohne den innern Bedarf an Honig und Wachs zu decken. Die Seidenraupenzucht wird in Südtirol, minder in dem Küstenlande, den ungar. Ländern und in Dalmatien betrieben. O. ist ungemein reich an Waldungen, welche außer dem Holze, einem der bedeutendsten Handelsartikel, das Material zu mancherlei Nebenproducten, wie Pottasche, Harz, Theer, Terpentin, Holzkohlen, Gerberlohe, Knoppern u. s. w. liefern. Eine geregelte Forstcultur fehlt aber noch in einem großen Theile der Monarchie, obschon das Forstgesetz vom 3. Dec. 1852 zweckmäßige Anordnungen in dieser Beziehung enthält. Die gesammte Holzproduction ist mit 30 Mill. wiener Klaftern (à 82,94 par. Kubikf.) jährlich anzusetzen. Bei dem großen Forstbestande ist auch die Jagd sehr ergiebig, namentlich in den Sudeten- und Karpatenländern. Von wilden Thieren finden sich Bären in den Karpaten und Alpen, ja selbst im Küstenlande und in Dalmatien, Wölfe in Ungarn, Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen, Galizien, in der Bukowina, in Dalmatien und dem Küstenlande, Luchse in Slawonien, Füchse überall. Fast in allen Flüssen und Landseen betreibt man die Fischerei mit bestem Erfolge; die Teichwirthschaft dagegen hat sich in neuester Zeit sehr verringert. Die Seefischerei bietet für viele Bewohner Dalmatiens und Istriens einen wesentlichen Erwerb. Als allgemeine Förderungsmittel der land- und forstwirthschaftlichen Thätigkeit sind zu betrachten die vielen Vereine, entweder für die gesammte Bodencultur oder für einzelne Theile derselben. Dem landwirthschaftlichen Creditwesen sind gewidmet die Allgemeine Oesterreichische Bodencreditanstalt in Wien (1864 gegründet mit einem Actienkapital von 24 Mill. Fl. österr. Währung in Silber), das Ungarische Bodencreditinstitut in Pesth (ein Creditverein mit haftbaren Kapitaleinlegern, 1863 gegründet), die Hypothekenbank des Königreichs Böhmen in Prag (Landesanstalt, 1864 gegründet), der Galizische Landescreditverein in Lemberg (gibt Darlehen auf landtäfliche Güter, seit 1841), die Hypothekarabtheilung der österr. Nationalbank, die mit der Sparkasse in Gratz verbundene Hypothekenbank, die landwirthschaftliche Creditabtheilung der böhm. Industrie- und Productenhalle, die Landwirthschaftliche Bank für den kleinen Grundbesitz in Galizien, die Landwirthschaftliche Creditbank für Böhmen und die Hypothekenbank in Galizien. Die drei letztgenannten Anstalten waren Frühjahr 1867 erst in der Bildung begriffen.

An Mannichfaltigkeit der Producte des Mineralreichs, worin Böhmen, Ungarn, Steiermark, Kärnten und Tirol die obersten Stellen einnehmen, wird O. von keinem europ. Staate übertroffen. Der Bergbau ward daher schon seit mehrern Jahrhunderten mit besonderer Vorliebe betrieben und durch die Fürsorge der Regierung unterstützt. Außer Platina fehlt keins der nutzbaren Metalle, aber die Lagerstätten derselben wie anderer Mineralien wurden bisher noch nicht gehörig ausgebeutet. Die Berg- und Hüttenwerke sind theils Staats-, theils Privateigenthum. Der Geldwerth ihrer Erzeugnisse (mit Ausschluß jener der Raffinirwerke) wurde 1864 auf 81 Mill. Fl. österr. Währung angeschlagen, wovon 36 Mill. auf die Salinen kamen; die Zahl der Arbeiter betrug 126800. Gold (in einer Gesammtmenge von 3648 Münzpfd. 1865) liefern Siebenbürgen und Ungarn, in geringer Quantität auch Salzburg und Tirol, Silber (81700 Münzpfd. 1865, 81926 Münzpfd. 1864) dieselben Länder und Böhmen. Der Bergbau auf Quecksilber gewann in O. erst mit der Entdeckung dieses Metalls zu Idria in Krain einen Aufschwung; auch in Ungarn und Siebenbürgen wird solches gefunden. Die ganze Quecksilberproduction erreichte 1864 5661 Zollctr. Kupfer (1864 52894 Zollctr. Rohkupfer) wird am meisten in Ungarn gewonnen, dann in Tirol, Siebenbürgen und Salzburg, in geringern Mengen in der Bukowina, der Militärgrenze, in Krain und Böhmen, welches letztere Land in O. ausschließlich Zinn (1861 1124, 1865 417 Zollctr.) liefert. Die wichtigsten Zinkgruben besitzt Westgalizien, obschon auch solche in den Alpen und in Kroatien vorhanden sind; die Production von Rohzink betrug 1865 37476 Zollctr. Die reichsten Bleigruben liegen in Kärnten, dem-

nächst in Ungarn; sonst wird auf Bleierze in Krain, Tirol, Böhmen, Siebenbürgen u. s. w. gebaut. 1864 belief sich die Production an Blei und Glätte auf 149149 Zollctr. Der hervorragendste Zweig des österr. Erzbergbaues ist aber der auf Eisen, an welchem, außer Oberösterreich, dem Küstenlande und Dalmatien, alle Kronländer theilnehmen, vorzüglich aber Steiermark, Kärnten, Ungarn, Böhmen und Mähren. Die Gesammtausbeute an Roheisen betrug 1863 7,132000, 1864 6,380566 Zollctr. Gleichwol entspricht diese Production dem Bedürfnisse noch immer nicht. Weder genügen die Erzeugungsmengen, noch sind die Preise denen des Auslandes gegenüber geeignet, eine ausgiebige Entfaltung der Industrie in Roheisen zu befördern. Antimon wird in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen, Arsenik in Salzburg, Böhmen und Schlesien, Nickel in beiden ersten Ländern und Steiermark, Schwefel (1865 36347 Zollctr.) hauptsächlich in Galizien, dann in Böhmen und Ungarn, Alaun- und Vitriolschiefer in Böhmen, Ungarn, Mähren und Steiermark, Chromerz in der Militärgrenze und in Steiermark, Uran- und Wolframerz in Böhmen, Braunstein in Ungarn, Böhmen und Krain, Graphit (1865 149732 Zollctr.) am meisten in Böhmen und Mähren, dann in Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, Asphalt in Tirol und Dalmatien, Bergöl in Galizien und Kroatien gewonnen. Die Monarchie besitzt unerschöpfliche Kohlenlager, aber sie sind noch nicht einmal genau durchforscht, und von den bekannten ist ein höchst bedeutender Theil noch nicht in Anbau gesetzt. Sie vertheilen sich, mit Ausnahme Salzburgs und der Bukowina, auf alle Kronländer; die reichsten jedoch finden sich im böhm.-mährischen Gebirgssysteme. Die österr. Alpen, wiewol ärmer an fossilen Kohlen, enthalten dennoch in den Mulden, welche Tertiärgebilde ausfüllen, mächtige Ablagerungen von Braun- und Steinkohlen. Die Kohlengewinnung hat sich von kaum 4 Mill. Zollctr. 1831 auf $101\frac{4}{10}$ Mill. Zollctr. 1865 erhöht. Weltbekannt ist O.s Reichthum an Salz. Steinsalz findet sich in unermeßlichen Lagern zu beiden Seiten der Karpaten, namentlich in Wieliczka und Bochnia in Galizien, in der ungar. Marmaros und in Siebenbürgen. Sudsalz wird in eigenen Staatssiedereien aus künstlich gewonnener Sole im oberösterr., salzburg. und steiermärk. Salzkammergute und in Tirol sowie aus natürlichen Salzquellen an der Nordseite der Karpaten und in Soovár in Ungarn gewonnen. Die erstern sind zu Hallstatt, Ischl, Ebensee, Aussee, Hallein und zu Hall in Tirol belegen, und bei ihnen finden sich zugleich auch Salzberge. Seesalz wird in der Staatssaline zu Stagno in Dalmatien und in verschiedenen Privatsalinen an der istrischen und dalmatischen Küste gewonnen. Die gesammte Salzproduction beträgt 7—8 Mill. Zollctr. (1865 7,540000 Zollctr.). An nutzbaren Erden, an Bau- und Bruchsteinen u. s. w. ist der größte Ueberfluß; so an allen Gattungen von Thon bis zur edeln Porzellanerde, desgleichen an Marmor, Gips, Kreide u. s. w. Erwähnenswerth sind auch der Lepidolith Tirols und besonders Mährens als einer der schönsten der Erde, der Asbest in Oberösterreich, Tirol und Ungarn, der Bergkrystall in Ungarn (von besonderer Reinheit als Marmaroser Diamanten und Dragomiten bekannt) und Siebenbürgen. Von Edel- und Halbedelsteinen finden sich vor: der edle ungar. Opal, der als orientalischer in den Handel kommt, Granaten, unter denen die böhmischen die schönsten Europas sind, Karneole, Achate, Berylle, Chalcedone, Chrysolithe, Amethyste, Hyacinthe, Jaspis, Rubin, Saphir, Smaragd, Spinell, Topas u. s. w.

Die gewerbliche Industrie hat im österr. Kaiserstaate, wenigstens in seiner westl. Hälfte, den deutsch-slaw. Ländern, bereits einen bedeutenden Aufschwung genommen und sich in vielen Erzeugnissen zu hoher Vollkommenheit erhoben; in manchen ist sie selbst unübertroffen. Bei der gewerblichen Industrie sind gegenwärtig in der ganzen Monarchie ungefähr 4 Mill. Personen beschäftigt, welche Ziffer sich durch die Zahl der Angehörigen oder Familienglieder und der neben der Landwirthschaft mit Hausindustrie Beschäftigten auf fast 12 Mill. Individuen steigert. Der Geldwerth der gesammten Industrieproduction kann (inclusive der Bau- und Kunstgewerbe) derzeit auf mindestens 1300 Mill. Fl. österr. Währung veranschlagt werden, während jener der land- und forstwirthschaftlichen Erzeugung sich auf mehr als 2000 Mill. Fl. beläuft. Die stärkste Industrie besitzen Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich; mehr untergeordnet ist sie in den östl. Ländern, geringfügig in Dalmatien, der Bukowina und der Militärgrenze. Was die einzelnen Industriezweige selbst betrifft, so zeigt die Verfertigung an Maschinen, deren jährlicher Productionswerth auf 40—50 Mill. Fl. anzuschlagen, große Fortschritte und deckt gegenwärtig den größern Theil des Bedarfs. Der Wagenbau liefert Exportartikel, namentlich aus Wien. Ebenso zeichnet sich O. im Schiffbau durch die Qualität seiner Leistungen aus, nicht minder in der Verfertigung wissenschaftlicher und musikalischer Instrumente, welche insbesondere in Wien eine der ersten Stellen in Europa einnimmt. Aus Wien sind vorzüglich die Klaviere geschätzt. Blas- und Streichinstrumente werden, außer Wien, in Prag und andern

Orten Böhmens in großen Mengen verfertigt. Die Uhrmacherei ist nur in den größten Städten von Bedeutung. Eine große Ausdehnung hat die Thonwaarenindustrie, deren Productionswerth mindestens 25 Mill. Fl. beträgt. Dieser Zweig liefert die verschiedensten Waaren und arbeitet, besonders in feinern Gegenständen, wie z. B. in Porzellan, dessen Fabrikation vorzugsweise auf Böhmen (um Karlsbad) beschränkt ist, für einen lebhaften Export. Die Glasindustrie gehört zu den ältesten, aber auch zugleich zu den am meisten entwickelten Zweigen der Gewerbsthätigkeit in O. Die Glashütten, im ganzen etwa 200, sind fast über alle Länder der Monarchie verbreitet, haben aber ihren Hauptsitz in Böhmen, wo auch die Herstellung von Spiegelglas und von raffinirten Glaswaaren sowie die Veredlung des Hohlglases und die Verfertigung von Glasquincaillerien und geschliffenen Perlen ihre Heimat finden. Die Glasindustrie ergibt einen jährlichen Productionswerth von etwa 20 Mill. Fl. und exportirt sehr bedeutende Quantitäten. Unter den Zweigen der Metallindustrie steht die Eisenindustrie obenan, welche (inclusive der Production von Roheisen) einen Erzeugungswerth von 100 Mill. Fl. darstellt. Sie blüht namentlich in Steiermark, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Böhmen und Mähren. O. producirte 1863: 4,486000 Zollctr. Stabeisen und Schienen, 343300 Zollctr. Stahl, 655000 Zollctr. Gußwaaren, 460000 Zollctr. Platten und Bleche. Von der höchsten Wichtigkeit ist die Verfertigung mannichfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Sensen, Sicheln, Strohmesser u. s. w., welche besonders zu Steyr (Oberösterreich) und Waidhofen an der Ybbs (Niederösterreich) verfertigt werden, nehmen im Welthandel den ersten Platz ein; Lampen und feuerfeste Kassen aus Wien werden nach den verschiedensten Staaten exportirt, u. s. w. Die Erzeugung von Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten ist in Wien und Prag von Bedeutung, und die wiener Fabrikate concurriren erfolgreich mit den französischen. Die chem. Industrie (Productionswerth 50 Mill. Fl.) deckt großentheils den einheimischen Bedarf. In der Fabrikation von Stearinkerzen und Zündhölzchen (letztere in Wien und Böhmen) nimmt O. die erste Stelle ein. Von den verschiedenen Industriezweigen in Verzehrungsgegenständen sind die bedeutendsten die Rübenzuckerindustrie, welche bereits so weit gelangt, daß die zu diesem Zweck bestehenden 147 Fabriken (im J. 1865; in Mähren, Böhmen, Schlesien, Ungarn, Galizien, Nieder- und Oberösterreich, Productionswerth etwa 32 Mill. Fl.) bei ausreichender Rübenernte den Gesammtbedarf an Zucker zu decken vermögen; die Bierbrauerei (1865 3138 Etablissements; Productionswerth 40 Mill. Fl.), weltberühmt in Wien und Böhmen, für den Export arbeitend; die Branntweinbrennerei, die in mehr als 100000 Brennereien, meist als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft, betrieben wird, am ansehnlichsten in Galizien und der Bukowina (Productionswerth 35 Mill. Fl.); die Tabacksfabrikation (Staatsmonopol), für welche 22 Fabriken, meist großartige Anstalten, bestehen. Von den Zweigen der Textilindustrie hat der in Seide, seit dem Verluste des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, eine große Beschränkung erfahren. Rohseide und filirte Seide werden, doch in ungenügenden Mengen für den Consum, in Südtirol, Görz und Istrien, Seidenwaaren hauptsächlich in Wien producirt. Zu den ältesten und wichtigsten gewerblichen Thätigkeiten der Monarchie zählen die Industrien in Schafwolle, in Flachs und Hanf. Die erstgenannte beschäftigt ungefähr 400000 Menschen und stellt einen Productionswerth von etwa 140 Mill. Fl. dar, von dem (1865) bei $20^{6}/_{10}$ Mill. Fl. zur Ausfuhr gelangen. Die Wollindustrie wird in allen Kronländern betrieben, in den östlichen wol vorzugsweise nur als Hausindustrie, dagegen in Mähren (zumal in Brünn und Umgebung), in Schlesien (besonders in Bielitz, Troppau und Jägerndorf), in Böhmen (namentlich in Reichenberg und Umgebung), in Niederösterreich (Wien) u. s. w. fabrikmäßig in größter Vollkommenheit. In der ganzen Monarchie sind etwa 650000 Spindeln und 65000 Webestühle in Schafwolle thätig. Die Industrie in Flachs und Hanf nimmt, sowol was Spinnerei als Weberei betrifft, einen immer größern Aufschwung, beschäftigt unter allen Industriezweigen in O. die meisten Menschen (etwa 4 Mill., einschließlich jener, welche gleichzeitig Landwirthschaft betreiben) und weist auch den größten Productionswerth, von etwa 150 Mill. Fl., auf, wovon (1865) über $14^{4}/_{10}$ Mill. Fl. zur Ausfuhr kommen. Ihre Hauptsitze sind Böhmen, Mähren und Schlesien. In denselben Kronländern, in Nieder- und Oberösterreich, in Tirol und Vorarlberg blüht die Baumwollindustrie, welche 1861 350000 Arbeiter beschäftigte und einen Productionswerth von 120 Mill. Fl. ergab. Obschon für die mechan. Erzeugung 1866 1,559305 Spindeln thätig waren, müssen doch noch Baumwollgarne eingeführt werden. Andererseits werden aber auch Gewebe, die einen sehr guten Ruf genießen, exportirt. Die Verfertigung von Wirkwaaren ist, soweit sie fabrikmäßig stattfindet, auf das nördl. Böhmen und einzelne Orte Mährens und Schlesiens, die Spitzenklöppelei auf das böhm. Erzgebirge beschränkt. Die Gerberei ist in Mähren, Niederösterreich und Böhmen am bedeu-

tendsten, doch genügt sie nicht den Anforderungen und dem Bedarfe. Dagegen wird die Fabrikation von Lederwaaren höchst schwunghaft betrieben (mit einem beträchtlichen Exporte), und es steht O. in der Erzeugung von Handschuhen (in Wien und Prag) nächst Frankreich obenan. Im ganzen beschäftigt die Industrie in Leder und Lederwaaren mehr als 200000 Arbeiter bei einem Productionswerthe von ungefähr 100 Mill. Fl. Die Papierfabrikation ist hauptsächlich in Niederösterreich, Böhmen und Steiermark zu Hause und liefert, gleich der höchst mannichfaltigen Industrie in Holzwaaren, Ausfuhrgegenstände. Gefördert wird die Industrie O.s einerseits durch die Gewerbefreiheit, welche 1. Mai 1860 im gesammten Umfange des Reichs, auf Grund der Gewerbeordnung vom 20. Dec. 1859, eingeführt wurde, durch Ertheilung von Privilegien (auf Grund des Gesetzes vom 15. Aug. 1852) und durch den Bestand des Muster- und Markenschutzes (Gesetze vom 7. Dec. 1858), andererseits durch die Handels- und Gewerbekammern, welche (zufolge kaiserl. Entschließung vom 18. März 1850 gegründet) vom Handels- und Gewerbsstande, dessen Interessen sie zu vertreten und wahrzunehmen haben, gewählt werden (im ganzen 39), durch viele Gewerbevereine, polytechnische Lehranstalten, Gewerbeschulen u. s. w.

Der Handel O.s hat sich, seitdem man auf die Vermehrung der Communicationsmittel, namentlich durch den Bau von Eisenbahnen, bedacht ist, sehr gehoben. O. hatte zu Anfang des J. 1867 870½ geogr. M. Eisenbahnen im Betriebe, welche, mit Ausnahme der dem Staate gehörigen Wiener Verbindungsbahn und einiger kleiner, im Pacht der bair. und sächs. Staatsverwaltung befindlicher Grenzstrecken (zusammen etwa 9½ M.), sämmtlich Privatbahnen sind. Diese sind folgende: die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, deren Bau bereits 1836 begonn, jetzt 84⁴⁄₁₀ M. (von Wien nach Krakau, mit den Flügelbahnen nach Stockerau, Brünn, Olmütz, Troppau, Marchegg u. s. w.); die Bahnen der österr. Staatseisenbahngesellschaft, 179³⁄₁₀ M. (von Brünn über Prag nach Bodenbach, mit einem Flügel nach Olmütz, ferner von Marchegg über Pesth, Czegléd, Temesvár nach Basiasch, mit einem Flügel nach Oravitza, von Wien über Raab nach Neu-Szöny); die Linien der Südbahngesellschaft, 237⁸⁄₁₀ M. (Südbahn von Wien über den Semmering nach Gratz und Triest, mit Flügeln nach Laxenburg, Kanizsa und der ital. Grenze, Kärntner-Bahn von Marburg nach Villach, Kaiser-Franz-Josephs-Orientbahn von Ofen nach Pragerhof an der Südbahn, mit einem Flügel von Stuhlweißenburg nach Neu-Szöny, kroat. Linie von Steinbrück an der Triester Bahn nach Agram, Sissek und Karlsstadt, tirol. Bahn von Kufstein nach Innsbruck und von Botzen nach der ital. Grenze); die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn, 76½ M. (von Wien über Linz nach Salzburg und Baiern, die Verbindungsbahn Penzing-Hetzendorf, die Flügel Wels-Passau und Lambach-Gmunden und die Linz-Budweiser Pferdebahn); die Theiß-Eisenbahn, 78⁷⁄₁₀ M. (von Czegléd nach Kaschau, mit Flügeln nach Großwardein und Arad); die galiz. Karl-Ludwigsbahn, 48⁶⁄₁₀ M. (von Krakau nach Lemberg, mit Flügeln nach Wieliczka und Niepolomice); die Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, 35⁸⁄₁₀ M.; die Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn, 26½ M. (von Pardubitz nach Reichenberg, mit einem Flügel nach Schwadowitz); die böhm. Westbahn, 27⁶⁄₁₀ M. (von Prag über Pilsen nach der bair. Grenze); die Turnau-Kraluper Bahn, 11⁷⁄₁₀ M.; die Buschtehrader Eisenbahn, 11²⁄₁₀ M. (von Prag nach Rinholec, Kladno und Kralup); die ungar. Pferdebahn Presburg-Tyrnau-Szered, 8⁷⁄₁₀ M.; die Mohacs-Fünfkirchner Bahn, 8²⁄₁₀ M.; die Gratz-Köflacher Eisenbahn, 5⁴⁄₁₀ M.; die Brünn-Rossitzer Bahn, 3⁸⁄₁₀ M.; die Aussig-Teplitzer Bahn, 3⁴⁄₁₀ M., und andere kleinere. Die im Bau befindlichen oder sichergestellten Eisenbahnen haben eine Gesammtlänge von ungefähr 220 M. Der Eisenbahnverkehr in O. (in der gegenwärtigen Begrenzung des Staats) betrug 1865 11,238237 reisende Personen, 204,447746 Zollctr. Frachten, Eilgüter und Reisegepäck. Die Zahl der Chausseen ist in fortwährender Zunahme; zu Anfang des J. 1866 besaß O. (in seinem gegenwärtigen Umfange) 2847 M. Aerarial- und 8997 M. andere Landstraßen, also in Summa 11844 geogr. M. Dazu kommen die Wasserstraßen (schiffbare Flüsse und Kanäle) in einer Ausdehnung von etwa 920 M. Der Verkehr auf den letztern, welchem durch Flußregulirungen und andere Wasserbauten Vorschub geleistet wurde, hat sich besonders seit größerer Benutzung der Dampfkraft ungemein gehoben. Die Donau nimmt unter den schiffbaren Binnengewässern O.s die erste und wichtigste Stelle ein. Obwol durch die Donau-Schiffahrtsacte vom 7. Nov. 1857 Schiffahrtsfreiheit auf diesem Strome ausgesprochen wurde, vermittelt doch die 1830 begründete österr. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zum größten Theile den Personen- und Waarenverkehr, indem sie im Besitze von 134 Dampf- und 523 Schleppschiffen, nicht nur die ganze Donau, soweit sie für Dampfer schiffbar ist, also von Donauwörth bis zur Mündung, und deren Nebenflüsse Theiß, Save, Drau und Begakanal, sondern auch das Schwarze Meer nach Konstantinopel und Odessa befährt

und somit den Handel zwischen Deutschland und O. einerseits und der Levante andererseits wesentlich zu fördern berufen ist. 1865 verschiffte sie auf 8017 Fahrten 1,355596 Reisende und 28,654705 Zollctr. Waaren, und die Einnahme betrug 9,485857 Fl., die Ausgabe 9,057021 Fl. Auch auf der Weichsel, der Elbe, dem San, dem Plotten- und Traunsee gewinnt die Dampfschiffahrt immer mehr an Lebendigkeit. An diese Communicationsmittel schließt sich ein großartiges Netz elektrischer Telegraphen von etwa 2400 M. (Anfang 1866), das sich aus dem Centralpunkte nach allen Kronländern hin ausbreitet. Zur Förderung und Verbesserung der Telegraphie ist O. sowol dem Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereine (entstanden 1850, gegenwärtig auf dem revidirten Vertrage vom 30. Sept. 1865 beruhend) als auch dem von allen größern Staaten Europas (mit Ausnahme Großbritanniens) zu Paris unterm 17. Mai 1865 abgeschlossenen internationalen Telegraphenvertrage beigetreten. Nicht minder ist das Postwesen durch verschiedene Verträge mit fremden Staaten sowie durch den Deutsch-Oesterreichischen Postverein (seit 1850, gegenwärtig auf dem Vertrage vom 18. Aug. 1860 beruhend) sehr gefördert worden. Namentlich hat dasselbe durch die Vereinfachung und Herabsetzung der Briefportosätze (1850 und 1865) und des Fahrposttarifs außerordentlich gewonnen. Der gesammte Postverkehr ergab im J. 1865: 114,938914 Stück Briefe und Kreuzbandsendungen, 33,750207 Stück Zeitungen, 14,773127 Pfd. Fahrpostsendungen, 2820,010361 Fl. Geldsendungen und 190605 Passagiere.

Auch die handelspolit. Hindernisse des Verkehrs sind in neuerer Zeit theils beseitigt, theils gemindert worden. Die frühere Zwischenzolllinie, welche Ungarn mit seinen Nebenländern von den übrigen Ländern der Monarchie schied, ist seit 1. Oct. 1850 gänzlich aufgehoben worden. Die neuen Zolltarife (für das allgemeine österr. Zollgebiet vom 1. Juli 1865, für Dalmatien vom 18. Febr. 1857) suchen sich durch mögliche Einschränkung oder Ermäßigung der Einfuhrzölle, durch Abschaffung fast aller Ausgangszölle (solchen unterliegen im allgemeinen österr. Zollgebiete nur rohe Felle und Häute, Lumpen und andere Abfälle zur Papierfabrikation, Knochen und Klauen) und durch gänzliche Beseitigung der Durchgangsabgaben den Principien des Freihandels immer mehr zu nähern. Mit dem Deutschen Zollverein wurde unterm 11. April 1865 ein Zoll- und Handelsvertrag abgeschlossen, der an die Stelle des frühern vom 19. Febr. 1853 trat, und durch welchen Handel und Verkehr zwischen dem allgemeinen österr. Zollgebiete und dem deutschen Zollverbande durch ausgedehnte Zollbefreiungen und Zollermäßigungen, durch vereinfachte und gleichförmige Zollbehandlung und durch erleichterte Benutzung aller Verkehrsanstalten in umfassender Weise gefördert wurden. Sonstige für Handel und Verkehr wichtige Verträge wurden in der neuesten Zeit abgeschlossen: mit Rußland (Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 2. Sept. 1860), mit der Türkei (Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 10./22. Mai 1862), mit Großbritannien (Handelsvertrag vom 16. Dec. 1865), mit Frankreich (Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 11. Dec. 1866), mit Belgien (Handelsvertrag vom 23. Febr. 1867), mit Italien (Handels- und Zollvertrag vom 23. April 1867). Sehr wichtige Beförderungsmittel des Handels sind endlich die Banken und Creditanstalten, nämlich: die Oesterreichische Nationalbank zu Wien (s. Banken), deren Stand 28. Febr. 1867 folgender war: eingezahltes Actienkapital 110,250000 Fl., Reserve 13,915859 Fl., Banknoten-Umlauf 273,087800 Fl., Metallschatz 103,222718 Fl. (der gesammte Geldverkehr betrug 1865: 4610,834162 Fl.); die Oesterreichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien (gegründet 1855 mit einem Actienkapitale von 105 Mill. Fl., davon 60 Mill. eingezahlt); die Anglo-österr. Bank in Wien (gegründet 1863 mit einem Actienkapitale von 20 Mill. Fl.), die Ungarische Commerzialbank in Pesth (gegründet 1841 mit einem Actienkapitale von 2,100000 Fl.), die Commerzialbank in Triest (gegründet 1858 mit einem Actienkapitale von 5 Mill. Fl.), die Escomptebanken zu Wien (Actienkapital 7 Mill. Fl.), Brünn, Prag, Gratz und Warnsdorf in Böhmen; das großartige Institut des Oesterreichischen Lloyd (s. d.) zu Triest; die Börsen zu Wien, Triest und Prag, die Sparkassen u. s. w.

Der innere oder Binnenhandel in und zwischen den einzelnen Kronländern ist unter allen Zweigen des Verkehrs nicht nur der umfangreichste, sondern wegen seiner Rückwirkung auf den Nationalwohlstand auch der wichtigste. Der Antheil, den jedes Kronland an demselben hat, läßt sich indeß nicht nachweisen. Die wichtigsten Handelsplätze des Binnenverkehrs sind: Wien, der Mittelpunkt des gesammten österr. Verkehrs und zugleich im Besitze der größten Geldkräfte durch öffentliche Institute und die ansehnlichsten Handelshäuser; ferner Prag, Brünn, Lemberg, Brody, Pesth, Debreczin, Semlin u. s. w. In Bezug auf den auswärtigen Handel zerfällt das Reich in zwei Zollgebiete: das allgemeine österreichische und das dalmatinische. Das erstere umfaßt alle Länder, mit Ausnahme Dalmatiens und der Zollausschlüsse (d. i. Istrien, mit den

Quornerischen Inseln, die Freihäfen, die Hondelsstodt Brody in Galizien und die Gemeinde Jungholz in Tirol), deren Woarenverkehr zur Hebung des Zwischenhondels keiner Zollpflicht unterworfen ist; auch gehört demselben, zufolge Verträge vom 5. Juni 1852 und 23. Dec. 1863, das Fürstenthum Liechtenstein on. Das dolmot. Zollgebiet ist ouf Dolmotien beschränkt. Im ollgemeinen Zollgebiete ist die Ausfuhr in fortwährender Zunohme und überragt gegenwärtig um ein Beträchtliches die Einfuhr. Die Ausfuhr stieg von $89^{1}/_{2}$ Mill. Fl. im J. 1832 ouf $108^{6}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1842 und von $195^{8}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1852 auf $325^{6}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1862. Die Einfuhr hob sich von $79^{4}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1832 auf $111^{3}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1842, auf $209^{3}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1852 und ouf $263^{1}/_{10}$ Mill. Fl. im J. 1862. Der Werth des Verkehrs im allgemeinen österr. Zollgebiete (inclusive des Lombordisch-Venetianischen Königreichs) ergab 1865 in der Einfuhr 278,865397 Fl. und in der Ausfuhr 365,131445 Fl. österr. Währung. Abgesehen von den edeln Metollen, deren Einfuhrwerth sich mit 22,073694 Fl. und deren Ausfuhrwerth sich mit 20,622148 Fl. bezifferte, erschienen 1865 folgende Wooren als die bedeutendsten, dem Werthe noch, und zwor in der Einfuhr: Baumwolle ($38^{2}/_{10}$ Mill. Fl.), Koffee ($16^{1}/_{10}$ Mill.), Baumwollgorne ($16^{1}/_{10}$ Mill.), Schofwolle ($14^{3}/_{10}$ Mill.), Oele ($12^{2}/_{10}$ Mill.), Flachs und Honf ($10^{6}/_{10}$ Mill.), Felle und Häute ($9^{3}/_{10}$ Mill.), Farbe- und Gerbstoffe ($8^{4}/_{10}$ Mill.), Edel- und Holbedelsteine ($8^{2}/_{10}$ Mill.), Bücher und literarische Erzeugnisse ($7^{9}/_{10}$ Mill.), Schweine ($7^{3}/_{10}$ Mill.), Wollgarne ($6^{6}/_{10}$ Mill.), Getreide und Hülsenfrüchte ($6^{5}/_{10}$ Mill.), Leder und Lederwaaren ($6^{2}/_{10}$ Mill.) und Seidenwaaren ($5^{7}/_{10}$ Mill.); in der Ausfuhr: Schafwolle ($48^{7}/_{10}$ Mill.), kurze Woaren ($37^{7}/_{10}$ Mill.), Getreide ($27^{6}/_{10}$ Mill.), Holz ($24^{3}/_{10}$ Mill.), Wollwaaren (18 Mill.), Glos und Glaswaaren (13 Mill.), Leder und Lederwaaren ($10^{7}/_{10}$ Mill.), Schlocht- und Zugvieh (10 Mill.), Leinenwoaren ($9^{2}/_{10}$ Mill.), Mehl ($9^{2}/_{10}$ Mill.), Oel- und Kleesoot, Hopfen u. s. w. ($8^{3}/_{10}$ Mill.), Eisenwaaren ($7^{3}/_{10}$ Mill.), Popier und Popierwaoren ($7^{2}/_{10}$ Mill.), Holzwoaren ($5^{3}/_{10}$ Mill.) u. s. w. Von dem Gesammtverkehre entfielen auf den Landhondel 81 und ouf oen Seehandel 19 Proc. An dem erstern nimmt wiederum der Verkehr über die Grenzen des Teutschen Zollvereins weitaus den überwiegendsten Antheil, indem er 74 Proc. des Land- und 60 Proc. des Gesommtverkehrs beträgt. Von großer Bedeutung ist endlich der Durchfuhrhandel, im allgemeinen dodurch, daß O. durch seine große räumliche Ausdehnung und seine treffliche Wasserstroße, die Donau, sowie durch seine Eisenbohnlinien dem Transitohandel ein weites Feld eröffnet, welches um so mehr ausgebeutet wird, als O. die Länder des Ostens und Italien mit Deutschland und den westl. Staaten verbindet. Der Werth der Woorendurchfuhr durch das allgemeine österr. Zollgebiet betrug 1865: 115,631343 Fl. österr. Währung. In Dalmotien betrug 1865 der Werth der Woareneinfuhr 8,314852 Fl. (1832: $1^{9}/_{10}$ Mill., 1852: $6^{9}/_{10}$ Mill.), jener der Waorenousfuhr 7,388713 Fl. (1832: 4 Mill., 1852: $5^{3}/_{10}$ Mill.) und jener der Waarendurchfuhr 3,546189 Fl. österr. Währung; hier überwiegt der Seeverkehr, welcher in der Einfuhr 92, in der Ausfuhr 94 Proc. des Gesammtwerths erreicht. Die wichtigsten Ausfuhrortikel dieses Londes sind Olivenöl, Wein, Fische, Felle und Häute, Schofwolle, gesalzenes und geräuchertes Fleisch. Die Seeschiffahrt anlangend, besitzt O. 101 dem Handel geöffnete Höfen, in welchen der Verkehr 1865: 82370 eingelaufene Schiffe mit 3,960421 Tonnen (à 2000 deutsche Zollpfd.) und 83241 ausgeloufene Schiffe mit 3,996180 Tonnen ergab. Durch die befrachteten Schiffe wurde eine Einfuhr im Werthe von $110^{8}/_{10}$ Mill. Fl. und eine Ausfuhr im Werthe von $122^{6}/_{10}$ Mill. Fl. österr. Währung vermittelt. Die österr. Hondelsmarine zählte Anfang 1867: 7240 Schiffe mit 348000 Tonnen (à 2000 Zollpfd.). Von den Seehandelsplätzen hoben die Freihäfen Triest und Fiume, nächstdem die Höfen Zara und Polo den bedeutendsten Schiffohrtsverkehr; außer den beiden erstgenannten sind noch Zengg, Buccori, Portoré und Carlopago Freihäfen. Bezüglich des Münzsystems ist in O. durch den mit dem Deutschen Zollverein unterm 24. Jan. 1857 abgeschlossenen Münzvertrag der 45-Guldenfuß oder die Oesterreichische Wöhrung eingeführt, wonoch 45 Gulden aus dem deutschen Münzpfunde (von 500 Grammen) feinen Silbers geprägt werden.

Die intellectuelle Cultur der Bewohner ist noch den verschiedenen Völkerschaften eine sehr verschiedene. Am weitesten ist die Volksbildung in den deutschen Ländern vorgeschritten, am weitesten zurück stehen die östl. Länder. Während in Nieder- und Oberösterreich, in Salzburg, Tirol, Möhren, Schlesien und Böhmen fost sömmtliche schulpflichtige Kinder die öffentliche Volksschule besuchen, beträgt die Zahl der Volksschüler (1864) in der Bukowina nicht ganz 10, in Tolmatien nur 15, in Galizien nur 23 Proc. der schulpflichtigen Jugend. Dos Unterrichtswesen hot in der neuesten Zeit (seit 1848 und 1849) eine gänzliche Umgestaltung und zweck-

mäßige Reformen erhalten. Bei den Volksschulen, die noch immer in engem Verbande mit der Kirche stehen, gilt das Princip des Schulzwangs, indem alle Kinder vom 6. bis zum vollendeten 12. Lebensjahre zum Besuche der Volksschule gesetzlich verpflichtet sind. Im J. 1864 bestanden in der Monarchie (in ihrem gegenwärtigen Umfange) 30400 höhere und niedere Volksschulen (Bürger-, Haupt- und Trivialschulen) mit ungefähr 2⅘ Mill. Schülern beiderlei Geschlechts. Dazu kammen 15800 Wiederhalungsschulen, deren Besuch für junge Leute vom 13. bis zum vollendeten 15. Lebensjahre, sofern sie nicht in einer andern oder höhern Lehranstalt sich befinden, aber fortlaufenden häuslichen Unterricht erhalten, obligatorisch ist. Diese Schulen wurden von etwa 900000 Schülern besucht. Zur Heranbildung von Volksschullehrern bestehen über 100 Anstalten, welche größtentheils als Präparanden- oder pädagog. Curse mit den höhern Volksschulen vereinigt sind. Allgemeine höhere Lehranstalten (in O. Mittelschulen genannt) sind die Gymnasien und die Realschulen. Ein vollständiges Gymnasium zerfällt in das Ober- und das Untergymnasium, jedes mit vier einjährigen Klassen, und eine vollständige Realschule theilt sich in die Ober- und die Unterrealschule, jede mit drei einjährigen Klassen. Zum Uebertritte vom Gymnasium an die Universität oder an ein Polytechnikum ist die Ablegung der Maturitätsprüfung vorgeschrieben; eine solche soll auch für Realschüler eingeführt werden. 1865 zählte die Monarchie 236 Gymnasien mit ungefähr 60000 Schülern, 7 Realgymnasien mit 1138 Schülern und 71 selbständige Realschulen (außer welchen 130 Unterrealschulen mit Volksschulen vereinigt sind) mit 14641 Schülern. Als Hochschulen bestehen die Universitäten, die polytechnischen Institute und verschiedene Speciallehranstalten. Universitäten (sämmtlich Staatsanstalten) gibt es sieben: in Wien, Prag, Pesth, Gratz, Krakau, Lemberg und Innsbruck. Die ersten fünf haben vier Facultäten (für kath. Theologie, Rechts- und Staatswissenschaften, Medicin und Philosophie), die beiden letztern blos drei (indem ihnen die medic. Facultät mangelt). Die Universitäten zählten im Wintersemester 1864/65: 579 Lehrende und 7768 Studirende. Die polytechnischen Hochschulen, deren es ebenfalls sieben gibt, sind folgende: die polytechnischen Institute in Wien und Prag, die technische Hochschule in Gratz, das Josephs-Polytechnikum in Ofen, die technische Lehranstalt in Brünn, die technische Akademie in Lemberg und das technische Institut in Krakau. Die drei erstgenannten wurden 1864 und 1865 nach dem Systeme der Fachschulen reorganisirt, und auch für Brünn wurde eine solche Neugestaltung (im Oct. 1866) bewilligt. Mit Ausnahme der beiden Anstalten in Prag und Gratz, welche aus den Landesfonds erhalten werden, sind alle andern polytechnischen Schulen Staatsinstitute. An denselben waren insgesammt im J. 1864/65: 205 Lehrende thätig, und sie wurden von 2868 Studirenden frequentirt. Specialinstitute endlich, welche den Hochschulen angehören, sind: die theol. Lehranstalten (katholische: 2 Facultäten zu Salzburg und Olmütz und 71 bischöfliche und Klosterlehranstalten; griechisch-orientalische: theol. Lehranstalt in Czernowitz und 9 Diöcesanlehranstalten; evangelische: theol. Facultät in Wien, 13 theol. Lehranstalten oder Collegien in Ungarn und Siebenbürgen, mit welchen philos. und theilweise auch jurist. Curse verbunden sind; für die Unitarier das Collegium in Klausenburg); die Specialschulen für Jurisprudenz und Philosophie (8 Rechtsakademien in den ungar. Ländern, die philos. und jurist. Curse an den prot.-theol. Lehranstalten oder Collegien in Ungarn und Siebenbürgen, 3 juridisch-philos. Collegien in Siebenbürgen, die orient. Akademie in Wien); die chirurgische und Veterinär-Lehranstalten (erstere 6, letztere 2 an der Zahl). Endlich bestehen verschiedene Fachschulen, namentlich für Gewerbe, Handel und Nautik (die Handels- und nautische Akademie in Triest, die höhern Handelslehranstalten in Wien, Prag, Pesth und Gratz, die höhere Webereischule in Brünn, 7 nautische Schulen, eine Reihe niederer Handels- und Gewerbeschulen u. s. w.); für Land- und Forstwirthschaft (die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Ungarisch-Altenburg, die Forstakademien in Mariabrunn und Schemnitz und, Ende 1865: 27 andere hierhergehörige höhere und niedere Lehranstalten); für Bergbau und Hüttenwesen (die Bergakademien zu Schemnitz, Leoben und Přibram, 5 niedere Bergschulen); zur Heranbildung von Hebammen (17 Lehranstalten und Curse); die Kunstschulen (die Kunstakademien in Wien und Prag, die Malerakademie in Gratz, die Schule für schöne Künste in Krakau, die Musikconservatorien in Wien und Prag u. s. w.); die Militärbildungsanstalten (die Kriegsschule für den Generalstab in Wien, die höhern Curse für Artillerie-, Genie- und Seeoffiziere, die Militärakademie in Wiener-Neustadt, die Artillerieakademie in Weißkirchen, die Genieakademie in Klosterbruck bei Znaim, die Marineakademie in Fiume, die medic.-chirurg. Josephs-Akademie und die Central-Cavalerieschule in Wien, die vier Cadetteninstitute, die Schulcampagnien und Militärerziehungshäuser u. s. w.). Unter den wissenschaftlichen und Kunstvereinen sind hervorzuheben: die kaiserl.

Akademie der Wissenschaften in Wien, die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag und die ungar. Akademie der Wissenschaften in Pesth, die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Sternwarten bestehen an den Universitäten, zu Kremsmünster, Erlau und Karlsburg, Museen, Kunstcabinete und Gemäldegalerien vorzüglich in Wien, Prag und Pesth. Die bedeutendsten Büchersammlungen sind die Hofbibliothek in Wien mit 400000 Bänden, 24000 Manuscripten und 7000 Incunabeln, die Universitätsbibliotheken in Wien (180000 Bände), Prag (130000 Bände) und Krakau (über 100000 Bände).

Die Verfassung des österr. Staats ist durch das Diplom vom 20. Oct. 1860 eine eingeschränkt-monarchische geworden. Der Kaiser ist der Träger der Staatsgewalt und in der Ausübung der Legislative an die rechtlich entscheidende Mitwirkung des Reichsraths und der Landtage gebunden. Der Thron ist, gemäß der Pragmatischen Sanction vom 6. Dec. 1734, nach dem Rechte der Erstgeburt und der gemischten Linealerbfolge in dem Hause Habsburg-Lothringen erblich. Die männliche Linie geht bei der Erbfolge der weiblichen vor, und erst nach dem gänzlichen Aussterben jener folgt diese. Seit 2. Dec. 1848 regiert Kaiser Franz Joseph I. (geb. 18. Aug. 1830). Die Krönung des Monarchen als Kaiser von O. ist zwar im Pragmatikalgesetze vom 1. Aug. 1804 decretirt, bisher aber (1867) noch nicht abgehalten worden, auch nicht zur Ausübung der Regierungsrechte nothwendig. Nur in Ungarn ist die Krönung zufolge des 3. Artikels des Reichstags vom J. 1791 verfassungsmäßig. Der Kaiser genießt das Prädicat «Kaiserlich Königliche Apostolische Majestät» und führt einen dreifachen Titel, von welchem der kleine lautet: «Von Gottes Gnaden Kaiser von O., König von Ungarn und Böhmen, von Galizien, Lodomerien und Illyrien, Erzherzog von O. u. s. w.» Das Wappen ist ebenfalls ein dreifaches und zeigt einen zweiköpfigen, gekrönten schwarzen Adler im goldenen Felde (daher sind auch die Reichsfarben schwarz und gelb). Der Kaiser hat seine Residenz in Wien. Derselbe ist das Oberhaupt des regierenden Hauses, dessen Prinzen geborene Erzherzoge von O. sind und Kaiserlich Königliche Hoheit titulirt werden. Die regierende Familie bekennt sich zur kath. Religion, doch wird bei den Vermählungen der kaiserl. Prinzen und Prinzessinnen nicht gefordert, daß dieselben Katholiken heirathen. Der Kaiser wird mit dem vollendeten 18. Lebensjahre großjährig. Während seiner Minderjährigkeit führt derjenige die Vormundschaft und Regentschaft, welchen der Vorgänger hierzu ernannt hat, und in Ermangelung einer solchen Anordnung der nächste und älteste Agnat oder Cognat. Der kaiserl. Hofstaat ist in vier Hofstäben vertheilt, nämlich in dem Obersthofmeister-, dem Oberstkämmerer-, dem Obersthofmarschall- und dem Oberststallmeister-Stabe. Der Kaiser verleiht, neben verschiedenen Verdienstmedaillen und Ehrenkreuzen, sieben Ritterorden, und zwar als Hofehre den Orden des Goldenen Vließes oder Toison-Orden (1431 gestiftet, in einer Klasse, blos für Souveräne und die höchsten Würdenträger), als Verdienstorden (jeden in drei Klassen) den militärischen Maria-Theresien-Orden (gestiftet 1758), den ungar. St.-Stephan's-Orden (gestiftet 1764), den Leopold's-Orden (gestiftet 1808), den Orden der Eisernen Krone (gestiftet 1805 und 1815), den Franz-Joseph's-Orden (gestiftet 1849) und zur Belohnung verdienstvoller österr. Generale und Obersten (in einer Klasse) das militärische Elisabeth-Theresien-Stiftkreuz (gestiftet 1750). Zur Belohnung für Seefahrer ist (seit 1850) eine rothe und weiße Ehrenflagge eingeführt. Auch verleiht die Kaiserin an Damen des hohen Adels den in einer Klasse 1668 gestifteten Sternkreuz-Orden, und es befindet sich unter O.s Auspicien der im J. 1840 erneuerte Deutsche Ritterorden.

Was die den Staatsbürgern gewährleisteten polit. und Grundrechte betrifft, so ist vor allem die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze hervorzuheben, die 1848 ausgesprochen und durch das kaiserl. Patent vom 31. Dec. 1851 ausdrücklich bestätigt wurde. Ebenso wurden auch der frühere Unterthänigkeits- und Hörigkeitsverband der Bauern, die Robot- und Zehntverpflichtungen und alle aus dem grundherrlichen Obereigenthum und dem Unterthänigkeitsverhältnisse entsprungenen Lasten und Leistungen 1848 aufgehoben, sodaß jeder Staatsbürger in Bezug auf Eigenthum und Vermögen vollkommen frei ist. Die Beschränkungen, welchen die Israeliten im Erwerbe unbeweglichen Eigenthums früher unterworfen waren, sind durch die kaiserl. Verordnung vom 18. Febr. 1860 in den meisten Ländern beseitigt. Die 1848 eingeführte Preßfreiheit ist in den deutsch-slaw. Ländern durch das Preßgesetz vom 17. Dec. 1862 geregelt worden; in Ungarn gilt das Preßgesetz von 1848, in Siebenbürgen, Kroatien-Slawonien und der Militärgrenze dagegen provisorisch die Preßordnung vom 27. Mai 1852. Der Schutz der persönlichen Freiheit und des Hausrechts ist in den deutsch-slaw. Ländern durch die beiden Gesetze vom 27. Oct. 1862 garantirt. Das Vereinsrecht beruht auf dem Gesetze vom 26. Nov. 1852, nach welchem aber die Bildung polit. Vereine untersagt ist. Die gesetzlich an-

erkannten Confessionen, zu denen die kath. Kirche der drei Riten, die griech.-orient., luth., reform., armen.-gregorian. und unitar. Kirche sowie das israel. Bekenntniß gehören, genießen Religionsfreiheit (seit 1848, bestätigt durch Patent vom 31. Dec. 1851). Die Bekenner der genannten christl. Kirchen besitzen gleiche polit. und bürgerliche Rechte, und auch bezüglich der Israeliten, nachdem diese das active und passive Wahlrecht erlangt, bestehen nur noch wenige Beschränkungen. Alle Staatsbürger haben gleiche Pflichten, namentlich sind sie gleichmäßig wehrpflichtig und haben gleichmäßig zu den Steuern beizutragen.

Die verfassungsmäßigen Verhältnisse in Betreff der Volksvertretung und der derselben zustehenden Rechte waren infolge der Differenzen mit Ungarn im April 1867 noch in der Umwandlung begriffen. Das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860, welches der Monarchie die eingeschränkte Staatsform verlieh, und das infolge dessen erlassene Grundgesetz vom 26. Febr. 1861 enthalten die Bestimmung, daß das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben, vom Kaiser nur unter Mitwirkung der Landtage und für die dem gesammten Reiche gemeinschaftlichen Angelegenheiten unter Mitwirkung der Reichsvertretung auszuüben sei. Zu diesen gemeinschaftlichen Angelegenheiten gehören namentlich die Gesetzgebung über das Münz-, Geld- und Creditwesen, über die Zölle und Handelssachen, über die Grundsätze des Zettelbankwesens, des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens, über die Art und Weise und die Ordnung der Militärpflichtigkeit, die gesammte Reichs-Finanzgesetzgebung, einschließlich der Controle über die Staatsschuld. Durch die anhaltende und entschiedene Weigerung Ungarns, diese Reichsvertretung als eine mit dem ungar. Staatsrechte nicht vereinbare Institution zu beschicken, wurde ein Zwist herbeigeführt, der durch das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867, betreffend die vollkommene Wiederherstellung der frühern ungar. Verfassung, in Bezug auf Ungarn geschlichtet zu sein schien, aber in Hinsicht auf die in Zukunft dem Reiche gemeinsamen Angelegenheiten und deren verfassungsmäßige Behandlung noch seiner Erledigung harrte. Der ungar. Landtag zog inzwischen (März 1867) die Frage der dem Reiche gemeinsamen Angelegenheiten in Berathung, deren Resultate auch der Reichsvertretung der deutsch-slaw. Länder zur Entscheidung im Mai 1867 vorgelegt werden sollten. Zur Reichsvertretung ist, gemäß dem Grundgesetze vom 26. Febr. 1861, der Reichsrath berufen, welcher aus dem Herrenhause und dem Hause der Abgeordneten besteht. Mitglieder des Herrenhauses sind durch Geburt die großjährigen Prinzen des kaiserl. Hauses, mit erblicher Würde die großjährigen Häupter jener inländischen, durch ausgedehnten Gutsbesitz hervorragenden Adelsgeschlechter, welchen der Kaiser die erbliche Reichsrathswürde verleiht, vermöge ihres Amts die Erzbischöfe und jene Bischöfe, welchen fürstl. Rang zukommt, auf Lebensdauer jene ausgezeichneten Männer, die der Kaiser wegen ihrer Verdienste um Staat oder Kirche, Wissenschaft oder Kunst in das Herrenhaus beruft. Das Haus der Abgeordneten zählt 323 Mitglieder (203 aus den deutsch-slaw. und 120 aus den ungar. Ländern), welche von den Landtagen aus ihrer Mitte hierzu gewählt werden. Das Mandat derselben dauert so lange, als sie Mitglieder des Landtags sind. Wenn ausnahmsweise Verhältnisse eintreten, welche die Beschickung des Abgeordnetenhauses durch einen Landtag nicht zum Vollzuge kommen lassen, so steht dem Kaiser das Recht zu, unmittelbare Wahlen aus dem Lande anzuordnen. Der Kaiser beruft alljährlich den Reichsrath und ernennt die Präsidenten und Vicepräsidenten beider Häuser aus den Mitgliedern jedes Hauses. Der Reichsrath fungirt in zweifacher Wirksamkeit: als weiterer oder Gesammtreichsrath, welcher die dem ganzen Reiche gemeinsamen Angelegenheiten wahrnimmt, und als engerer Reichsrath, gebildet ohne Zuziehung der Mitglieder aus den Ländern der ungar. Krone, zu dessen Wirkungskreis diejenigen Gegenstände der Gesetzgebung gehören, welche den deutsch-slaw. Ländern gemeinsam und nicht ausdrücklich durch die Landesordnungen den Landtagen vorbehalten sind. Die Sitzungen des Reichsraths sind, gleich jenen der Landtage, in der Regel öffentlich. Die Mitglieder beider Häuser sowie die Landtagsmitglieder genießen die gewöhnliche constitutionelle Immunität. Die gewählten Mitglieder der Volksvertretungen in O. beziehen Diäten.

Die Organisation der Landtage in den deutsch-slaw. Ländern beruht auf den Landesordnungen und Landtagswahlordnungen vom 26. Febr. 1861. Danach sind die Landtage aus den Erzbischöfen und Bischöfen, den Rectoren der Universitäten, den Abgeordneten des großen Grundbesitzes (in Tirol des adelichen großen Grundbesitzes, in Dalmatien der Höchstbesteuerten), den Abgeordneten der Städte, Industrialorte und Märkte, den Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammern und den Abgeordneten der Landgemeinden zusammengesetzt; im tirolischen Landtage sitzen außerdem noch Abgeordnete der Aebte und Pröpste. Für die reichsunmittelbare Stadt Triest nebst Gebiet vertritt die Municipalrepräsentanz (der Stadtrath) die Stelle des Landtags.

In den Landgemeinden sind die Wahlen indirect, sonst sind sie direct. Die Wähler aller Klassen müssen großjährig sein, dem österr. Staatsverbande angehören und sich im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte befinden; die Wählbaren müssen mindestens 30 J. alt sein. Besondere Eigenschaften zur Ausübung des activen und passiven Wahlrechts sind: bei den Großgrundbesitzern die jährliche Zahlung von 100 Fl. österr. Währung an landesfürstl. Realsteuern (in Böhmen, Mähren und Schlesien 250 Fl., in Niederösterreich 200 und in Tirol 50 Fl.), bei den dalmatinischen Höchstbesteuerten die jährliche Entrichtung von 100 Fl. österr. Währung an directen Steuern; für die Stadt- und Landgemeinden der Besitz des Gemeindewahlrechts, bei den Gemeinden mit drei Wahlkörpern die Theilnahme an dem ersten und zweiten und in den Städten auch an dem dritten, sofern in diesem eine jährliche Zahlung von wenigstens 10 Fl. an directen Steuern (in Wien und Brünn 20 Fl., in Gratz 15 Fl.) stattfindet, bei den Gemeinden mit weniger als drei Wahlkörpern dagegen sowie in Galizien, der Bukowina und in Dalmatien die Angehörigkeit zu den ersten zwei Drittheilen aller nach der Höhe ihrer Jahresschuldigkeit an directen Steuern gereihten Gemeindewähler. Uebrigens haben in den Stadt- und Landgemeinden auch noch jene Personen das active und passive Wahlrecht, welche nach ihrer persönlichen Eigenschaft, abgesehen von Steuerzahlung, das Wahlrecht in der Gemeinde besitzen. Die Functionsdauer der Abgeordneten und der Landtagsvorsitzenden, die vom Kaiser ernannt werden, dauert sechs Jahre. Die Landtage werden in der Regel jährlich einmal berufen. Als ihre verwaltenden und ausführenden Organe erscheinen die Landesausschüsse.

Im Königreiche Ungarn beruht die Organisation des Landtags auf verschiedenen ältern und neuern Gesetzen, von denen jene aus dem J. 1847—48 wesentliche Aenderungen rücksichtlich der Zusammensetzung herbeiführten. Der ungar. Landtag (auch Reichstag genannt) besteht aus zwei Kammern: der Magnatentafel und der Repräsentantentafel. Die erstere begreift die kath. und griech. Erzbischöfe und Bischöfe, den Erzabt von Martinsberg, den Propst von Jészo, die Reichsbarone, Kronhüter, Obergespäne und die übrigen Magnaten, d. i. alle Fürsten, Grafen und Freiherren, sofern sie nicht mehr unter väterlicher Gewalt stehen; ferner zwei Deputirte des kroat.-slawon. Landtags und die siebenbürg. Regalisten (mit Ausnahme der Militärpersonen). Die Repräsentantentafel soll, nach dem Wahlgesetze von 1848, aus 445 Deputirten der Comitate, der freien Districte und Städte bestehen, von denen 333 auf Ungarn, 69 auf Siebenbürgen, 28 auf Kroatien und Slawonien und 15 auf die Militärgrenze entfallen; im April 1867 waren jedoch Kroatien, Slawonien und die Militärgrenze im ungar. Landtage noch nicht vertreten. Das active Wahlrecht erfordert das zurückgelegte 20., das passive das vollendete 24. Lebensjahr. Beide sind außerdem abhängig entweder von dem Besitze eines Grundstücks (in den Städten im Werthe von 315 Fl., auf dem Lande in Größe einer Viertelsession) oder eines selbständigen Gewerbes, oder von dem Besitze eines stabilen Einkommens aus Grundbesitz oder Kapital von jährlich 105 Fl., oder von der Eigenschaft eines Doctors, Advocaten, Ingenieurs, Lehrers, Seelsorgers u. s. w. Die Deputirten werden auf drei Jahre gewählt. Der Landtag tritt jährlich in Pesth zusammen, und der Präsident und der Vicepräsident der Magnatentafel werden vom Kaiser ernannt, der Präsident und die beiden Vicepräsidenten der Repräsentantentafel dagegen werden von dieser selbst gewählt.

Kroatien und Slawonien, welches, gleich Siebenbürgen, nach dem ungar. Staatsrechte einen Bestandtheil der Länder der ungar. Krone bildet, war im April 1867 von Ungarn noch unabhängig. Der Landtag, dessen Zusammensetzung erst definitiv geregelt werden soll, besteht unter dem Vorsitze des Banus aus den Erzbischöfen und Bischöfen, den Magnaten und Obergespänen und den Deputirten der Comitate, Städte, Domkapitel, griech. Klöster u. s. w. Wenn es sich um staatsrechtliche Fragen handelt, so nehmen an diesem Landtage die Vertreter der kroat.-slawon. Militärgrenze theil. Abgeordneter kann ohne Unterschied des Standes oder der Geburt jeder Landesangehörige des kath. oder griech.-orient. Glaubensbekenntnisses sein, wenn er nur schriftkundig ist und das 24. Lebensjahr zurückgelegt hat. Siebenbürgen, dessen 1848 ausgesprochene Union mit Ungarn seit Erlaß des königl. Rescripts vom 17. Febr. 1867 in der Durchführung begriffen ist, besitzt ebenfalls einen besondern Landtag, zusammengesetzt aus dem königl. Gubernium, der königl. Tafel, den obersten Beamten der Comitate, Districte und Szeklerstühle, den Regalisten (d. i. jenen vermöglichen Adelichen, die vom Landesherrn ernannt werden) und den Abgeordneten der Comitate, Districte, Stühle und Freistädte. Neben diesem Landtage besteht für das Sachsenland eine besondere Volksvertretung in der sächs. Nationsuniversität, die, unter dem Vorsitze des Comes oder Grafen der sächs. Nation, aus 22 Deputirten der sächs. Stühle und Districte gebildet wird.

Das Gemeindewesen ist in den deutsch-slaw. Ländern im allgemeinen durch das Reichsgesetz vom 5. März 1862 geregelt worden, auf dessen Grundlage in den einzelnen Ländern 1863—66 besondere Gemeindeordnungen erlassen wurden, neben welchen aber noch für verschiedene bedeutendere Städte eigene Gemeindestatuten bestehen. In jeder Gemeinde ist der Gemeindeausschuß (in den größern Städten Gemeinderath, Stadtverordneten-Collegium), dessen Mitglieder auf drei Jahre gewählt werden, als das beschließende und überwachende Organ in allen Gemeindeangelegenheiten bestellt. Die Executive und die Verwaltung ist dem Gemeindevorstand übertragen, dessen Mitglieder vom Ausschusse ebenfalls auf drei Jahre gewählt werden; an seine Stelle tritt in mehrern Städten der Magistrat. An der Spitze dieser Collegien steht der Gemeindevorsteher oder Bürgermeister. In Galizien und der Bukowina ist dem früher herrschaftlichen Grundbesitze gestattet, von dem Gemeindeverbande gesonderte Gutsgebiete zu bilden. Auch wurden in einer Anzahl von Kronländern Bezirksvertretungen in das Leben gerufen, welche aus den Repräsentanten des großen Grundbesitzes, der Höchstbesteuerten der Industrie und des Handels, der Städte und Märkte und der Landgemeinden gebildet sind. In den Ländern der ungar. Krone muß zwischen den königl. Freistädten, den sonstigen Städten und privilegirten Marktflecken einerseits und den Landgemeinden andererseits unterschieden werden. Die erstern haben ihre Magistrate und Repräsentantenkörper, die letztern ihre Ortsrichter und Geschworenen. Von großer Wichtigkeit ist in diesen Ländern die Selbstverwaltung der Comitate, Districte und Stühle. Es haben nämlich diese Territorien ihre besondern Vertretungen (Comitats-Congregation, in Kroatien und Slawonien Skupschtina genannt, Comitats-, Districts- oder Stuhlsausschuß), in welchen alle polit. und ökonomischen Angelegenheiten des Territoriums berathen und geordnet, die Beamten des Comitats (Districts, Stuhls) gewählt werden u. s. w. Die Stühle und Districte des Sachsenlandes haben ähnliche Versammlungen, aber mit bei weitem geringerm Wirkungskreise.

Das Verhältniß der kath. Kirche zum Staate beruht auf dem 18. Aug. 1855 mit dem päpstl. Stuhle abgeschlossenen Concordate. Durch dieses wurde das Placetum regium abgeschafft, der Wechselverkehr zwischen der Geistlichkeit, dem Volke und dem päpstl. Stuhle freigegeben, die religiöse Erziehung der Jugend in allen kath. Erziehungsanstalten und Schulen der Leitung und Ueberwachung der Bischöfe und die kath. Volksschulen der Beaufsichtigung der Kirche unterworfen. Ferner wurden die Bestimmungen getroffen, daß in den kath. Mittelschulen nur Katholiken zu Lehrern ernannt werden sollen, und daß alle kirchlichen Rechtsfälle vor das Forum des kirchlichen Gerichts gehören, welches auch über die Ehesachen nach Vorschrift der Kirchengesetze und der Beschlüsse des Trienter Conciliums zu urtheilen hat. Die Verhältnisse der griech.-orient. Kirche sind durch verschiedene ältere und neuere Vorschriften geordnet. Die kirchliche Gesetzgebung der orient. Confession gehört zur Competenz der bischöfl. Synode. Neben dieser besteht für die Serben ein besonderer Nationalcongreß, der zeitweilig zur Beschlußfassung über wichtige äußere Verhältnisse, welche die Kirche und Schule betreffen, abgehalten wird und das Recht besitzt, den Patriarchen und Metropoliten von Karlowitz zu wählen. Die evang. Kirche beider Bekenntnisse (der Augsburgischen und der Helvetischen Confession), deren Angehörige, gleich den orient. Griechen, den Katholiken in polit., bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht vollkommen gleichgestellt sind, erfreut sich der Presbyterial- und Synodalverfassung. In den deutsch-slaw. Ländern sind die Verhältnisse dieser Kirche durch das kaiserl. Patent vom 8. April 1861 und die Kirchenverfassung vom 6. Jan. 1866 regulirt worden. Mit der Ausübung des Rechts der Kirchengesetzgebung, vorbehaltlich der landesherrl. Sanction, ist die Generalsynode eines jeden der beiden Bekenntnisse betraut. Diese ist zusammengesetzt aus den Superintendenten, den Superintendential-Curatoren, den Senioren und weltlichen Abgeordneten der Seniorate und aus einem Abgeordneten der evang.-theol. Facultät in Wien; die Generalsynode soll alle sechs Jahre in der Regel zu Wien zusammentreten. Die oberste geistliche Behörde ist der Oberkirchenrath in Wien. In Ungarn bestehen für jede Confession Generalconvente oder Generalconferenzen und Synoden; in Siebenbürgen ist die Kirchengewalt der luth. Landeskirchenversammlung und der reform. Generalsynode anvertraut.

Die vollziehende Gewalt wird vom Kaiser durch die Minister ausgeübt. Der Wirkungskreis der Ministerien und andern Centralstellen wird, nachdem durch das erwähnte königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 die ungar. Verfassung wiederhergestellt und eine verantwortliche ungar. Ministerregierung eingesetzt worden, nach der definitiven Lösung der Verfassungsfragen eine wesentliche Aenderung erfahren. Im April 1867 waren in O. folgende Behörden für die Leitung der obersten Staatsverwaltung bestellt: 1) für das ganze Reich: das Ministerium des kaiserl. Hauses und des Aeußern, das Armee-Obercommando (dessen Aufgabe rein militärischer

und taktischer Natur ist), das Kriegsministerium, das Finanzministerium (für die dem Reiche gemeinsamen Finanzsachen) und der Oberste Rechnungshof, sämmtlich in Wien; 2) für die deutsch-slaw. Länder: das Ministerium des Innern, das Justizministerium, das Ministerium für Cultus und Unterricht, das Ministerium für Handel nnd Volkswirthschaft (für Handel, Gewerbe, Schiffahrt, Communicationsanstalten, Landescultur einschließlich Bergwesen), das Polizeiministerium (dessen Auflösung bevorstand) und das erwähnte Finanzministerium, sämmtlich mit dem Sitze in Wien; 3) für Ungarn und Siebenbürgen: die königl. ungar. Ministerien für die innern Angelegenheiten, für die Landesfinanzen, für die öffentlichen Arbeiten, Communicationsmittel und die Schiffahrt, für Landbau, Gewerbe nnd Handel, für Cultus und öffentlichen Unterricht, für Rechtspflege und Begnadigung und für die Landesvertheidigung, mit dem Sitze in Ofen-Pesth; außerdem befindet sich ein ungar. Minister am kaiserl. Hoflager in Wien; 4) für Kroatien und Slawonien: die königl. kroat.-slawon. Hofkanzlei in Wien. Die Militärgrenze untersteht in allen Verwaltungssachen dem Kriegsministerium in Wien. Als höchste berathende Collegien bestehen der österr. und der ungar. Ministerrath und der Staatsrath.

Rücksichtlich der innern Landesverwaltung sind in den deutsch-slaw. Ländern die polit. Landesstellen errichtet, welche in den größern Kronländern (in Nieder- nnd Oberösterreich, Steiermark, Küstenland, Tirol-Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Galizien und Dalmatien) den Namen «Statthalterei», in den kleinern (Salzburg, Kärnten, Krain, Schlesien und Bukowina) den Namen «Landesbehörde» oder «Landesregierung» führen. Diese sind die obersten Verwaltungsstellen der betreffenden Länder für die Geschäfte der polit. und Polizeiverwaltung überhaupt, für die Angelegenheiten des Cultus und Unterrichts, für Handels- und Gewerbesachen, für Angelegenheiten der Landescultur und für die Verwaltung des öffentlichen Bauwesens. Jeder derselben ist für die Medicinalangelegenheiten eine ständige Medicinalcommission beigegeben (eine solche besteht auch bei dem Ministerium des Innern). Behufs der untern Verwaltung zerfallen die Länder in Bezirke, welchen Bezirksämter (in Dalmatien Präturen) vorgesetzt sind. In Böhmen und Dalmatien sind übrigens, bis zur Einführung eines neuen Verwaltungsorganismus, die Kreisvorsteher der frühern Kreise für gewisse administrative Angelegenheiten beibehalten worden. Man unterscheidet gegenwärtig rein polit. und gemischte Bezirksämter; erstere sind blos für die polit. Verwaltung, Polizei und directe Besteuerung, letztere hierfür und für die Justizpflege bestimmt. Doch ist die Trennung der Administration von der Rechtspflege in Aussicht genommen und in einigen Kronländern auch schon durchgeführt worden. In den Landeshauptstädten und in andern größern Städten wird die sonst den Bezirksämtern zugewiesene polit. Verwaltung sowie die Polizei (abgesehen von gewissen Angelegenheiten, die in einigen Städten landesfürstl. Polizeidirectionen überwiesen sind) von den Magistraten oder Gemeindevorstehungen wahrgenommen. Außerdem ist allen Gemeindevorständen die Ortspolizei und die Besorgung gewisser Geschäfte der Staatsverwaltung anvertraut, welche ihren «übertragenen Wirkungskreis» ausmacht. In Ungarn sind dem Ministerium für die Verwaltung die polit. Behörden (Magistrate) der 49 Comitate und 4 freien Districte (als den territorialen Abtheilungen des Landes) untergeordnet; in jedem Comitate ist der Obergespan, in jedem Districte der Districtskapitän der oberste Beamte. Diesen unterstehen wiederum Ober- und Unterstuhlrichterämter in den Bezirken. Ausgenommen von der Comitatsverwaltung jedoch sind die königl. Freistädte, deren Magistrate die öffentliche Verwaltung zu besorgen haben nnd unmittelbar unter das Ministerium gestellt sind. Ebenso ist die Comitats- nnd Bezirksverwaltung in Kroatien und Slawonien eingerichtet; nur daß hier noch als Landesstelle eine Statthalterei, an deren Spitze der Banus steht, errichtet ist. In Siebenbürgen besteht gleichfalls eine polit. Landesstelle, das königl. Gubernium zu Klausenburg, dependirend vom ungar. Ministerium. Für die untere Verwaltung ist dieses Großfürstenthum in acht Comitate (wie in Ungarn organisirt), zwei Districte, fünf Szekler-Stühle (denen Oberkönigsrichter vorgesetzt sind), neun sächs. Stühle und zwei sächs. Districte eingetheilt. Für die beiden letztgenannten erscheint der Comes der sächs. Nation als oberleitendes Organ; er beaufsichtigt die Stuhl- und Districtsbehörden. Die Freistädte und privilegirten Märkte (mit Ausnahme der sächsischen) haben auch in Siebenbürgen ihre unabhängige Verwaltung. Die Militärgrenze endlich, die in zwei Verwaltungsgebiete, die kroatisch-slawonische und die serbisch-banatische, zerfällt, besitzt eine rein militärische Verwaltung. Für das kroat.-slawon. Grenzgebiet ist das Generalcommando in Agram, für das serbisch-banatische das Generalcommando in Temesvár die leitende Landesbehörde. Von diesen Generalcommanden ressortiren als Verwaltungsbehörden die 14 Regimentscommanden und das Titeler Bataillonscommando (von denen in unterer Linie die Compagniecommanden dependiren) und die Magistrate der 12 Militärcommunitäten.

Zahlreich sind in O. jene Behörden, welchen die Verwaltung der Finanzangelegenheiten übertragen ist. Hierfür bestehen als Landesstellen die Finanz-Landesdirectionen und in den kleinern Kronländern die Finanzdirectionen. Diesen sind untergeordnet für die directen Steuern die Steuercommissionen (Kreisvorstehungen), Hauptsteuerämter und in den ungar. Ländern die Finanzinspectorate und Finanz-Bezirksdirectionen (unter diesen stehen wieder die Bezirks- und Steuerämter), für die indirecten Abgaben die Finanz-Bezirksdirectionen, Finanz- und Grenzinspectoren (diesen sind unterstellt die Zollämter, Verzehrungssteuerämter, Mauthämter u. s. w.). Ferner sind noch für einzelne Zweige der Finanzverwaltung, wie für Lotto, Tabacksgefälle, Montanwesen, Kassawesen u. s. w. besondere Behörden und Aemter errichtet. Von andern Verwaltungsbehörden sind zu nennen: der Unterrichtsrath (ein berathendes Organ des Ministeriums in Wien), die Statistische Centralcommission in Wien (unter dem Präsidenten des Obersten Rechnungshofs), die Generaldirection für Post- und Telegraphenangelegenheiten (besondere Abtheilung des Handelsministeriums in Wien), die Generalinspection der Eisenbahnen in Wien und die Centralseebehörde in Triest (beide unter dem Handelsministerium), die Postdirectionen, die Generalcommanden (die militärisch-administrativen Oberbehörden in den neun Generalaten, in welche das Kaiserthum für die Militärverwaltung eingetheilt ist, nämlich zu Wien, Gratz, Prag, Lemberg, Zara, Ofen, Temesvár, Agram und Hermannstadt), von denen die Truppendivisionscommanden ressortiren, u. s. w.

Hinsichtlich der Rechtspflege ist in allen Ländern der Monarchie ein dreifacher Instanzenzug eingeführt. In den deutsch-slaw. Ländern gilt als höchste Gerichtsinstanz der Oberste Gerichtshof in Wien, welcher auch über Competenzconflicte zwischen Gerichts- und Verwaltungsbehörden entscheidet. Als Gerichtshöfe zweiter Instanz sind die neun Oberlandesgerichte berufen (in Wien, Gratz, Triest, Innsbruck, Prag, Brünn, Lemberg, Krakau und Zara), unter deren Aufsicht und Leitung die Gerichtsbehörden erster Instanz stehen. Diese letztern sind entweder Collegialgerichte (Landesgerichte und Kreisgerichte, zusammen 62, für Civilsachen, in Strafsachen rücksichtlich der Verbrechen und Vergehen und als Preßgerichte competent) oder Einzelgerichte (Bezirksgerichte und gemischte Bezirksämter, für Civilrechtssachen von minderer Wichtigkeit, für Uebertretungen und auch zur Voruntersuchung über Verbrechen und Vergehen). Das Verfahren ist schriftlich, die Schlußverhandlung in Strafsachen mündlich. Oeffentlichkeit findet bei der Schlußverhandlung in erster Instanz statt. Die Anklage wird von der Staatsanwaltschaft oder von einem Privatkläger geführt. Der Angeklagte wird durch einen Vertheidiger unterstützt, den er sich selbst wählen kann. Für die Rechtspflege in diesen Kronländern sind maßgebend: das Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch vom 1. Juni 1811, die Allgemeine (deutsche) Wechselordnung vom 25. Jan. 1850, das Allgemeine (deutsche) Handelsgesetzbuch vom 17. Dec. 1862, die Gerichtsordnungen von 1781 und 1796, das Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852, die Strafproceßordnung vom 29. Juli 1853 und die Civil-Jurisdictionsnorm vom 20. Nov. 1852. Im Königreiche Ungarn gilt ein von dem österreichischen wesentlich abweichendes Civil- und Strafrecht. Der oberste Gerichtshof ist die Septemviraltafel zu Pesth, Gerichtshof zweiter Instanz (in einigen Fällen auch erster Instanz) die königl. Gerichtstafel ebendaselbst. Diese beiden Collegien bilden, nebst dem Wechsel-Appellationsgerichte, die Königliche Curie, an deren Spitze der Judex Curiae (oberster Landesrichter) sich befindet. Die andern Gerichtsbehörden sind die vier Districtualgerichtstafeln (Collegialgerichte in Civilsachen erster Instanz), die Comitatsgerichtsstühle (Collegialgerichte erster Instanz für Civil- und Strafsachen und Appellationsinstanzen für die drei folgenden Gerichte), die Vicegespansgerichte (Einzelgerichte für Civilrechtssachen in erster Instanz), die Stuhlrichtergerichte (Einzelgerichte erster Instanz für Civil- und Strafsachen), die Ortsgerichte (Einzelgerichte für civilrechtliche Bagatellsachen) und die Gerichte in den königl. Freistädten, andern Städten, privilegirten Marktflecken und freien Districten. In Siebenbürgen besteht ein oberster Gerichtshof zu Klausenburg. Zweite Instanzen sind hier die königl. Gerichtstafel zu Maros-Básárhely und (für das Sachsenland) das Obergericht in Hermannstadt. Die ersten Instanzen sind entweder Collegialgerichte (Gerichtsstühle und sächs. Magistrate) oder Einzelgerichte (Partial- und Vicegerichtsstühle und bei den Sachsen Stuhl- und Districtsrichter). In Kroatien und Slawonien, wo das österr. Recht gilt, bestehen: die Septemviraltafel zu Agram (höchste Instanz), die Banaltafel ebendaselbst (zweite Instanz), die Comitatsgerichtstafeln (Collegialgerichte erster Instanz), die Stuhlrichterämter und Stadtgerichte (Einzelgerichte erster Instanz). In der Militärgrenze wird die Rechtspflege von den Militärgerichten gehandhabt. Außer den ordentlichen Gerichten bestehen verschiedene außerordentliche Justizbehörden, wie die geistlichen Ehegerichte, die Handels-, See- und Berggerichte, Gefällsgerichte, Militärgerichte u. s. w.

O. zeigt in seinem Staatshaushalte schon seit langer Zeit ein jährliches Deficit, welches seit dem J. 1848 durch die aufeinanderfolgenden Kriege wesentlich erhöht worden ist. Die Staatseinnahmen betrugen 1846 $162\,^{6}/_{10}$ Mill., 1856 $304\,^{7}/_{10}$ Mill., die Staatsausgaben beziehendlich $185\,^{5}/_{10}$ Mill. und $389\,^{8}/_{10}$ Mill. Fl. Nach dem Finanzgesetze für das J. 1867 sind die gesammten Staatsausgaben auf 433,896000 Fl. und die gesammten Staatseinnahmen auf 407,297000 Fl. festgestellt. Dieser Voranschlag ergibt bei den Ausgaben: für den Hofstaat 5,065000, für den Reichsrath, Staatsrath, Ministerrath und die kaiserl. Cabinetskanzlei 427000, für das Aeußere 2,100000, für die innere, Cultus- und Unterrichts- und Polizeiverwaltung in den deutsch-slaw. Ländern 25,408000, für die Justiz in denselben Ländern 7,762000, für die innere und Justizverwaltung in den ungar. Ländern 16,536000, für die Finanzverwaltung 278,039000, für Handel und Volkswirthschaft 15,778000, für die Controlbehörden 1,623000, für die Landarmee 73,458000, für die Kriegsmarine 7,700000 Fl. Bezüglich der Einnahme ergibt der Voranschlag für 1867: directe Steuern (Grundsteuer, Gebäudesteuer, Erwerbsteuer, Einkommensteuer u. s. w.) 105,493000, indirecte Abgaben (Verzehrungssteuer, Zölle, Salz, Taback, Stempel, Taxen und Gebühren, Lotto, Mauthe und Punzirung) 208,314000, Einnahmen aus den Staatsgütern und Staatsforsten 13,439000, aus dem Berg- und Münzwesen 36,016000, von den Posten und Telegraphen 13,478000 Fl. österr. Währung. Die Staatsschuld ist durch die Kriege der neuesten Zeit sehr gestiegen. Dieselbe betrug im J. 1841 $1118\,^{1}/_{2}$ Mill., 1851 $1640\,^{9}/_{10}$ Mill. Fl., 1861 2400 Mill. Fl. Ende Juni 1866 belief sich die Schuld auf 2831,211195 Fl. österr. Währung, worin jedoch die lombard.-venet. Schuld mit 64,296353 Fl., welche nach dem Friedensvertrage vom 3. Oct. 1866, nebst einem Theile der allgemeinen Schuld, vom Königreiche Italien übernommen wurde, begriffen war. Seitdem ist die Staatsschuld wieder durch die Creirung von Staatspapiergeld (Staatsnoten), in welches auch die Banknoten zu 1 und 5 Fl., zufolge Gesetzes vom 5. Mai 1866, umgewandelt wurden, vergrößert worden. Die Staatsnoten wurden mit den Partial-Hypothekar-Anweisungen derart in Verbindung gebracht, daß die Summe jener und dieser den Betrag von 400 Mill. Fl. im Maximum nicht überschreiten darf. Die Zinsen der Staatsschuld betragen nach dem Finanzgesetze für 1867 120,812000 Fl., die Ausgaben für Schuldentilgung 18,758000 Fl. Neben der eigentlichen Staatsschuld besteht noch die Grundentlastungsschuld (Schuld der Kronländer), die sich Ende Juni 1866 auf 524,754081 Fl. österr. Währung belief.

Das Militärwesen O.s hat neuerdings durchgreifende Reformen erfahren. Obschon das Heeres-Ergänzungsgesetz vom 29. Sept. 1858 den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ausgesprochen, ward diese doch erst durch die kaiserl. Verordnung vom 28. Dec. 1866 vollkommen eingeführt. Danach beginnt die Pflicht zum Eintritte in das Heer mit dem 1. Jan. des auf das vollendete 20. Lebensjahr folgenden Jahres und dauert durch drei Jahre. Sämmtliche Stellungspflichtige dieser drei Altersklassen, die zu Kriegsdiensten tauglich befunden, werden unbedingt in das Heer eingereiht. Die Dienstpflicht ist auf sechs Jahre in der Linie und sechs Jahre in der Reserve festgesetzt, von welchen letztern drei Jahre zur ersten und drei Jahre zur zweiten Reserve gehören. Die Reserve wird nur in außerordentlichen Fällen einberufen, und es sind die außer der activen Dienstleistung stehenden Reservisten, gleich der dauernd beurlaubten Mannschaft, unter die Civiljurisdiction gestellt. Die in der Linien- und die in der ersten Reservepflicht stehenden Männer bilden die eigentliche Feldarmee, die zweite Reserve ist zunächst zu Besatzungen bestimmt. Befreiungen von der Pflicht zum Eintritte in das Heer finden aus gewissen Familienrücksichten statt und sind sonst nur den Geistlichen und Candidaten des geistlichen Standes zuerkannt. Beamte, Professoren und Lehrer, Doctoren, Advocaten, Studirende, gewisse Besitzer größerer Handels- und Gewerbsunternehmungen und die Eigenthümer von bestimmten ererbten Landwirthschaften erhalten unter normalen Verhältnissen eine dauernde Beurlaubung. Solche, welche nach Vollendung ihrer Studien an höhern Lehranstalten freiwillig in das Heer eintreten, sind im Frieden nur verpflichtet, ein Jahr bei der Fahne zu dienen. Die frühere Befreiung durch Erlegung einer Befreiungstaxe ist nicht mehr gestattet. In Ungarn und Siebenbürgen jedoch ist die kaiserl. Verordnung vom 28. Dec. 1866 noch nicht eingeführt. Hier genießen die in den übrigen Kronländern dauernd Beurlaubten noch die vollkommene Befreiung, und sollen nach einem Beschlusse des Reichstags vom 2./4. April 1867 die Soldaten sechs Jahre unter den Waffen dienen. Besondere Bestimmungen bestehen ferner in der Militärgrenze (s. d.), in welcher alle kriegsdiensttauglichen männlichen Bewohner, die ein unbewegliches Vermögen besitzen, vom 20. J. an, so lange sie Waffen zu tragen im Stande sind, der Wehrpflicht unterliegen. Endlich ist im Landgebiete der Stadt Triest eine Territorialmiliz, in Tirol und

Vorarlberg eine allgemeine Landesvertheidigung organisirt, die man auch in den andern Ländern einzuführen beabsichtigt.

Die österr. Militärmacht besteht aus der Landarmee und der Kriegsflotte. Die erstere hat, nach den neuesten Organisationsvorschriften, folgende Formation (April 1867): 1) Infanterie, 80 Linien- und 14 Grenzregimenter, 1 selbständiges Titeler Grenzbataillon, 1 Tiroler Jägerregiment und 33 Feldjägerbataillone. Jedes Bataillon besitzt in der Regel 4 Compagnien. Das Linienregiment besteht aus 4 Bataillonen, wozu im Kriege 2 Reservebataillone und 1 Depotdivision kommen; der Kriegsstand ist 6146 Mann. Die Grenzregimenter haben einen ungleichen Stand von 3—4 Bataillonen. Das Tiroler Jägerregiment hat 7 Feldbataillone, 1 Depotbataillon und 2 Reservebataillone, im Kriege 10432 Mann. Jedes Feldjägerbataillon zählt außer den 4 Feldcompagnien im Kriege auch 1 Depot- und 1 Reservecompagnie; aus den Reservecompagnien werden 8 Reserve-Jägerbataillone gebildet. Der gesammte Kriegsstand der Infanterie beträgt mehr als 600000 Mann. 2) Cavalerie, 12 Kürassierregimenter (11 zu 5, 1 zu 6 Escadrons), 2 Dragoner-, 14 Husaren- und 13 Ulanenregimenter (à 6 Escadrons), auf dem Kriegsfuße (ohne die noch zu organisirende neue Reserve) 41903 Mann. 3) Artillerie, bestehend aus dem Artilleriestabe, der Feldartillerie (12 Artillerieregimenter und 1 Küstenartillerieregiment, im Kriege 50018 Mann) und der Zeugartillerie (17 Commanden). 4) Geniewaffe, bestehend aus dem Geniestabe, 2 Genieregimentern (à 4 Bataillone, wozu im Kriege 1 Depotbataillon und 4 Reservecompagnien treten, im Kriege zusammen 10168 Mann) und 1 Pionnierregiment (zu 5 Bataillonen, wozu im Kriege 1 Depotbataillon und 5 Reservecompagnien kommen, im Kriege 6632 Mann). 5) Sanitätstruppen mit 10, im Kriege 12 Compagnien. 6) Fuhrwesenscorps. 7) Landessicherheitstruppen (Landesgensdarmerie und Militär-Polizeiwachcorps). Ferner gehören zur Armee die Generalität (Anfang 1867 2 Feldmarschälle, 11 Feldzeugmeister und Generale der Cavalerie, 83 Feldmarschallieutenants und 104 Generalmajore, außer vielen unangestellten Generalen), der Generalstab, die Garden (Arcièren-Leibgarde, ungar. adeliche Leibgarde, Trabanten-Leibgarde, Leibgarde-Gensdarmerie, Hofburgwache und ungar. Kronwache), die Soldaten bei den Armeeanstalten u. s. w. In runder Ziffer stellt sich ein Kriegsstand der gesammten Armee von fast 800000 Mann heraus, der durch die bewaffnete Populationsmannschaft in der Militärgrenze, durch die Landesvertheidiger in Tirol und Vorarlberg und sonstige im Kriege zur Errichtung gelangende Truppenkörper auf 900000 Mann und mehr gebracht werden kann. Der Friedensstand betrug Anfang 1866 323506 Mann. In einigen Städten sind Bürgerwehren errichtet, die aber jeder militärischen Bedeutung entbehren. Die Armee ist im Frieden in 23 Truppen- und 4 Cavaleriedivisionen, die in Brigaden zerfallen, aufgestellt, im Kriege außerdem in Armeecorps. O. besitzt 25 Festungen (Alt-Gradiska, Arad, Brood, Cattaro, Czettin, Essegg, Franzensfeste, Josephstadt, Karlsburg, Karlstadt, Knin, Komorn, Krakau, Kronstadt, Kufstein, Lissa, Olmütz, Ofen, Peterwardein, Pola, Prag, Ragusa, Temesvár, Theresienstadt und Zara) und 3 Forts (Maros-Vásárhely, Nauders und Rothenthurm). Die Kriegsmarine zählte (März 1867) 78 Schiffe mit etwa 800 Kanonen; darunter 8 Panzerschiffe (1 mit 1000 Pferdekraft und 11 Stück 300pfündigen Kanonen, 2 à 800 Pferdekraft und 16 150pfündigen Kanonen, 3 à 650 Pferdekraft und 12 100pfündigen Kanonen und 2 à 500 Pferdekraft und 10 100pfündigen Kanonen), 1 Schraubenlinienschiff (mit 800 Pferdekraft und 92 Kanonen), 5 Schraubenfregatten, 3 Schraubencorvetten, 16 Schraubenkanonenboote, 15 Raddampfer, 1 Segelfregatte, 3 Segelcorvetten, 3 Segelbriggs, 3 Segelschoner und 20 andere Transport- und Schulschiffe. Die Kriegsmarine wird zunächst von der Marinesection des Kriegsministeriums verwaltet, welcher eine Marinetruppen- und Flotteninspection beigegeben ist. Das Seeoffiziercorps begreift (Anfang März 1867) 4 Vice- und 3 Contreadmiräle, 12 Linienschiffs-, 12 Fregatten- und 9 Corvettenkapitäne, 106 Linienschiffslieutenants, 163 Linienschiffsfähnriche und 86 Cadetten. Die Marinetruppen bestehen aus dem Matrosencorps (13 Compagnien), dem Marine-Zeugcorps (4 Compagnien) und dem Marine-Infanterieregiment (zu 2 Bataillonen à 6 Compagnien). Im Kriege ist der Stand an Offizieren und Mannschaft, falls die ganze Flotte ausgerüstet würde, 12000 Mann. Die ansehnlichsten Kriegshäfen sind zu Pola (mit großen Werften), Triest und Zara. Die Kriegsflagge ist der Länge nach roth, weiß und roth gestreift und zeigt in der Mitte das österr. Hauswappen.

Vgl. Springer, «Statistik des österr. Kaiserstaats» (2 Bde., Wien 1840); Hain, «Handbuch der Statistik des österr. Kaiserstaats» (2 Bde., Wien 1852—53); von Czoernig, «Ethnographie der österr. Monarchie» (3 Bde., Wien 1855—57); Brachelli, «Statistik der österr.

Monarchie» (Wien 1857); derselbe, «Handbuch der Geographie und Statistik des Kaiserthums O.» (Lpz. 1861); Schmidl und Warhanek, «Das Kaiserthum O.» (Wien 1857); Schmitt, «Statistik des österr. Kaiserstaats» (3. Aufl., Wien 1867). Außerdem sind zu berücksichtigen die Publicationen der K. K. Statistischen Centralcommission und der K. K. Direction für administrative Statistik, nämlich die Tafeln zur Statistik, die Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, das statist. Jahrbuch, das statist. Handbüchlein, die größern und kleinern Handelsausweise (Wien) und die Staatsgrundgesetze der österr. Monarchie (Wien 1861).

Geschichte. Den Grundstein der österr. Monarchie bildet das Land unter der Ens. Hier entstand im Zeitalter Karl's d. Gr. das Markgrafenthum O., das, 1156 mit dem Lande ob der Ens vereinigt, zu einem Herzogthum und 1453 zum Erzherzogthum erhoben wurde. Indeß erst seitdem das Herzogthum 1282 an das Haus Habsburg (s. d.) gekommen war, begann dessen Ausbildung zu einem mächtigen Staate. Die Habsburger verbanden damit nicht nur den nachmals sog. Oesterreichischen Kreis und andere Länder, sondern erwarben seit 1438 auch fast ununterbrochen die deutsche Kaiserkrone, und dazu kamen die Kronen von Böhmen (s. d.) und Ungarn (s. d.) 1526 und 1527. Die Reichseinheit wurde durch die sog. Pragmatische Sanction (s. d.) des Kaisers Karl VI. 1713 festgestellt. Endlich erfolgte 1804 die Erhebung der Monarchie zu einem Erbkaiserthum.

Die Gegend des heutigen Erzherzogthums O. bewohnten in den frühesten Zeiten die Taurisker, die zu den Celten gehörten; doch wurde dieser Name später durch den der Noriker gänzlich verdrängt. Seit die Römer 14 v. Chr. die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau, nach der böhm. und mähr. Grenze hin, zu dem Reiche der Markomannen und Quaden. Ein Theil von Niederösterreich und von Steiermark gehörte nebst der röm. Municipalstadt Vindobona (Wien) zu Pannonien. Das übrige von Niederösterreich und Steiermark nebst Kärnten und einem Theile von Krain bildete einen Bestandtheil von Noricum. Görz gehörte zur röm. Provinz Illyricum, und Tirol war ein Theil Rhätiens. Die Völkerwanderung vernichtete diese Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechselten hier im Laufe des 5. und 6. Jahrh. ihre Wohnplätze, bis seit 568, als die Longobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze bildete zwischen dem deutschen Volksstamme der Bajuvarier, welchen das Land ob der Ens gehörte und den von Osten her an diesen Strom nachgerückten Avaren. An der Mur, Save und Drau erschienen aber bereits seit 611 die Slawen. Als nach der Auflösung der herzogl. Würde in Baiern 788 die Avaren über die Ens gegangen und in die fränk. Grafschaften im Baierland eingefallen waren, schlug sie Karl d. Gr. 791 bis an die Raab zurück und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (das Land unter der Ens) mit Deutschland unter dem Namen Avarische oder Oestliche Mark, Marchia orientalis oder Austria. Karl d. Gr. schickte Colonisten, meist Baiern, in die neue Provinz, über die er einen Markgrafen setzte, während der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über das Kirchenwesen erhielt. Das Land bildete seit dem Vertrage von Verdun 843 die östl. Grenzprovinz des Deutschen Reichs. Infolge des Einfalls der Ungarn in Deutschland kam es 900 in deren Besitz. Erst Kaiser Otto I. gelang es nach dem Siege bei Augsburg 955, einen großen Theil dieser Provinz zu erobern, die dann bald vollständig mit Deutschland wieder vereinigt wurde.

Zum Markgrafen bestellte der Kaiser 983 den Grafen Leopold I. von Babenberg (s. d.), der durch seine Unternehmungen gegen die Ungarn, deren Grenzfestung Mölk er eroberte, sich auszeichnete und 994 starb. Unter Leopold's Sohne Heinrich I. (bis 1018) erscheint der nach dem lat. Austria gebildete Name Ostirrichi, d. i. Oesterreich, zum ersten mal in einer Schenkungsurkunde Kaiser Otto's III. von 996. Heinrich I. hatte seinen Bruder Adalbert (bis 1050) und dieser seinen Sohn Ernst (bis 1075) zum Nachfolger. Von Kaiser Heinrich IV. erhielt Ernst einen Freiheitsbrief, das erste unter den österr. Hausprivilegien. In demselben wird der Markgraf des Reichs vorderster und getreuester Fürst und sein Land die Vormauer des Reichs genannt und ihm das Recht verliehen, sich die Landesfahne und das Schwert vortragen zu lassen. Ernst blieb wider die Sachsen in der Schlacht an der Unstrut 1075. Ihm folgte in der Regierung erst Leopold II. (bis 1096), dann Leopold III. (bis 1136) und endlich Leopold IV. (bis 1141). Diesem verlieh Kaiser Konrad III. auch das Herzogthum Baiern, welches Heinrich der Stolze verwirkt hatte. Aber des letztern Sohn, Heinrich der Löwe, forderte sein Erbland zurück und gerieth darüber mit Leopold's Nachfolger und Bruder, Heinrich II. Jasomirgott, in Streit. Die Ausgleichung geschah 17. Sept. 1156 zu Regensburg in des Kaisers Friedrich Barbarossa Zelt. Heinrich Jasomirgott übergab das Herzogthum Baiern und alle dazu-

gehörigen Reichslehen mit sieben Fahnen dem Kaiser. Dieselben empfing Heinrich der Löwe, der aber zwei Fahnen nebst der Baierschen Mark ob der Ens und den dazugehörigen Grafschaften dem Kaiser zurückgab, worauf dieser Heinrich Jasomirgott mit der Mark ob der Ens belehnte, beide Marken ob und unter der Ens zum Herzogthum erhob und außerdem dem neuernannten Herzoge wichtige Vorrechte und Freiheiten verlieh. So wurde unter anderm festgesetzt, daß das Herzogthum O. untheilbar sei, die Herrschaft sich in der Linie nach der Erstgeburt vererben, das Reich in O. keine Lehen besitzen, der Herzog keinem Gerichte des Reichs unterworfen sein solle. Ja es wurde sogar festgesetzt, daß diese Freiheiten und Vorrechte auch für alle übrigen Länder gelten sollten, welche die Herzoge noch in Zukunft erwerben würden. Außerdem ist Heinrich Jasomirgott bemerkenswerth durch seine Theilnahme an dem zweiten Kreuzzuge sowie dadurch, daß er die fürstl. Residenz nach Wien verlegte und daselbst den Bau der Stephanskirche begann. Er starb 13. Jan. 1177, und ihm folgte in der Herrschaft sein Sohn Leopold V. (bis 1194), unter welchem Steiermark mit O. vereinigt wurde. Auf Leopold V. folgte dessen Sohn Friedrich der Katholische (bis 1198) und diesem sein Bruder Leopold VI. (bis 1230), der zahlreiche Züge gegen die Ungarn und gegen die Ungläubigen in wie außerhalb Europa machte. Sein Sohn Friedrich der Streitbare vermehrte die vom Vater geerbten Lehen in Krain dergestalt, daß er sich bereits Herr von Krain nannte. In den letzten Jahren seines Lebens gedachte er alle seine Lande in ein Königreich zu vereinen und sich durch den Kaiser zum König ernennen zu lassen; allein an der Ausführung dieses Plans hinderte ihn sein früher Tod (12. Juli 1246), den er im Kampfe gegen die Magyaren fand. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Babenberger.

Die folgende Zeit von 1246—82 heißt das Oesterreichische Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich O. und Steiermark als erledigtes Reichslehen für ein Erbgut der deutschen Kaiser und setzte einen Statthalter nach Wien. Aber des verstorbenen Herzogs Friedrich Schwester Margarethe, die Witwe Kaiser Heinrich's VI., und seine Nichte Gertraud, die mit dem Markgrafen Hermann von Baden vermählt war, erhoben Ansprüche auf das Erbe Friedrich's. Markgraf Hermann, vom Papste und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrerer österr. Städte, starb indeß schon 1250, und sein Sohn Friedrich, der später 1268 mit Konradin von Schwaben in Neapel enthauptet wurde, war erst ein Jahr alt. Da nun verschiedene Parteien das Land verwirrten und Kaiser Konrad IV. durch den Kampf mit seinem Gegenkönig abgehalten war, an O. zu denken, so faßten die Stände von O., deren bereits 1096 urkundlich gedacht wird, und von Steiermark 1251 den Entschluß, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrich's, Konstantia, der Gemahlin des Markgrafen Heinrich des Erlauchten in Meißen, zum Herzoge zu erheben. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, dessen Sohn Ottokar (s. d.) zum Herzog von O. und Steiermark zu wählen, welcher durch die Vermählung mit der verwitweten Kaiserin Margarethe seinen Anhang zu vermehren wußte. Nachdem er 1260 Steiermark dem Könige Bela von Ungarn durch den Sieg auf dem Marchfelde entrissen, ließ er sich 1262 von dem röm. Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnten und Friaul, fielen ihm 1269 das Herzogthum Kärnten, der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich und ein Theil von Friaul zu. Uebermuth stürzte den stolzen König Ottokar von der Höhe, die er erreicht hatte, herab. Er wollte Kaiser Rudolf von Habsburg (s. d.) nicht anerkennen, unterlag aber im Nov. 1276 und mußte die gesammten österr. Besitzungen abtreten. Als er versuchte, sie wieder zu erobern, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde 26. Aug. 1278 das Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolf ernannte seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürsten zu erhalten, so belieh er 27. Dec. 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogthümern O., Steiermark und Kärnten. Diese überließen Kärnten dem Grafen Meinhard von Tirol, Albrecht's Schwiegervater, und schlossen 1283 einen Vergleich, zufolge dessen Albrecht allein in den Besitz von O., Steiermark und Krain kam.

Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie fand eigentlich erst die Begründung der nachmaligen Größe O.s statt. Der despotische Albrecht I. (s. d.) wurde von Ungarn und Baiern befehdet; gegen Adolf von Nassau erkämpfte er 1298 die röm. Königskrone. Als er aber die Schweizer unterwerfen wollte, ermordete ihn bei Rheinfelden 1. Mai 1308 sein Neffe, Johann von Schwaben (Johannes Parricida), dem er seine Erbgüter vorenthalten. Albrecht's

fünf Söhne, Friedrich der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht und Otto, mußten dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche unter ihm 1301 durch die schwäb. Markgrafschaft vermehrt worden waren, mit 20000 Mark Silber abkaufen. Durch die Fehden mit Baiern erwarben sie Neuburg. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlorenen helvet. Waldstädte wieder zu erlangen, an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten, 15. Nov. 1315. Friedrich der Schöne (als Kaiser Friedrich III., s. d.) wurde 1314 von einigen Kurfürsten zum deutschen König erwählt, unterlag jedoch seinem Gegner, Ludwig dem Baier, bei Mühldorf 22. Sept. 1322 und wurde dessen Gefangener. Als der Kaiser 1325 sich veranlaßt fand, ihm die Freiheit zu geben, mußte er aller Theilnahme an der Regierung entsagen und alle Reichsgüter, die noch in österr. Gewalt waren, herauszugeben versprechen. Sein Bruder Leopold verwarf diese Uebereinkunft als unrühmlich und setzte den Kampf gegen Ludwig fort. Friedrich stellte sich daher wieder als Gefangener in München ein. Von dieser Treue gegen das gegebene Wort gerührt, schloß Kaiser Ludwig mit Friedrich den Bund der Freundschaft und 7. Sept. 1325 einen Vergleich zur gemeinschaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zustimmung der Kurfürsten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Inzwischen waren Leopold 1326 und Heinrich von O. 1327 gestorben, auch Friedrich starb 13. Jan. 1330, worauf sich dessen Brüder Albrecht II. (s. d.) und Otto mit dem Kaiser Ludwig verglichen. Nach dem Aussterben von Meinhard's Mannsstamm fiel Kärnten 1335 wieder an das österr. Haus. Als Otto 1339 und die Neffen 1344 verstorben, vereinigte Albrecht II. die gesammten österr. Lande, welche noch durch seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, 1324 mit dessen Besitzungen, sowie 1326 durch die burgundisch-kyburgischen Güter vergrößert worden waren. Unter Albrecht's II. (gest. 1358) vier Söhnen, Rudolf, Albrecht, Leopold und Friedrich, zeichnete sich Rudolf aus. Er erwarb 1363 Tirol durch Vermächtniß der Margarethe Maultasch, vollendete die Stephanskirche, errichtete das Collegiatstift und begründete 1365 die hohe Schule zu Wien. Kinderlos starb er 1365; vor ihm war auch schon der jüngste Bruder Friedrich gestorben. Hierauf theilten die beiden hinterbliebenen Brüder 1379 also, daß Albrecht III. (s. d.) O. nahm und alle übrigen Länder seinem Bruder Leopold überließ. Albrecht III. und Leopold stifteten zwei Linien, die österreichische und die steiermärkische. Als Leopold, welcher 1382 Triest erwarb, bei dem wiederholten Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz bei Sempach 1386 das Leben verloren, führte Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines Bruders. Auch kamen bis zu Albrecht's Tode 1395 noch mehrere Gebiete an O. Albrecht's III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als der Vater starb, in Palästina. Nach seiner Rückkehr wollte er sich an dem Markgrafen Prokop von Mähren für dessen verübte Feindseligkeiten rächen, starb aber an Gift vor Znaim 1404. Sein Sohn, Albrecht V. (als Kaiser Albrecht II., s. d.) vereinigte, als Schwiegersohn des Kaisers Sigismund, 1438 die Kronen von Ungarn und Böhmen mit der deutschen Kaiserkrone, starb aber schon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die österr. Linie, deren Länder der steiermärkischen zufielen. Doch Ungarn und Böhmen gingen verloren sowie nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen blieb die deutsche Kaiserkrone fortan ununterbrochen beim Hause O. Das Haupt der steiermärk. Linie, Friedrich IV. (s. d.), war von 1439—93 deutscher König und Kaiser und erhob O. 6. Jan. 1453 zum Erzherzogthum. Den nach Ladislaw's Tode zwischen Kaiser Friedrich IV. und seinem Bruder Albrecht ausgebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern belagert wurde, endigte Albrecht's Tod im J. 1464. Friedrich's IV. Sohn, Maximilian I. (s. d.), erwarb durch die Vermählung mit Maria, der hinterlassenen Tochter Karl's des Kühnen, 1477 die Niederlande. Doch kostete es Maximilian viel Mühe, sich in der Regierung derselben, die er als Vormund seines Sohnes Philipp führte, zu erhalten. Als er nach seines Vaters Tode 1493 deutscher Kaiser geworden war, trat er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian I. vereinigte nach dem Tode seines Vetters Sigismund von Tirol wieder ganz O. unter seiner Herrschaft und erwarb seinem Hause erneuerte Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Unter ihm begann der wiener Hof der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden. Die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien. Da aber Philipp schon 1506 gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und O.s erst nach Maximilian's Tode 12. Jan. 1519, indem sein Enkel, Philipp's ältester Sohn, Karl I., König von Spanien, unter dem Namen Karl V. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt wurde.

Dieser überließ durch die Theilungsverträge von Worms 28. April 1521 und zu Gent 17. Mai 1540 alle deutschen Erbländer, mit Ausnahme der Niederlande, die er für sich behielt, an seinen Bruder Ferdinand I. (s. d.).

Ferdinand I. erwarb durch seine Vermählung mit Anna, der Schwester des ungar. Königs Ludwig II., nach dessen Tode in der Schlacht bei Mohacs 1526 die Königreiche Ungarn und Böhmen nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. Böhmen erkannte Ferdinand willig als König an. Auch in Ungarn wurde er, ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners, Johann von Zapolya, zum Könige gewählt und 1527 gekrönt. Doch Zapolya trat mit dem Sultan Soliman II. in Verbindung, und schon 1529 stand dieser vor den Mauern Wiens. Nur die klugen Maßregeln des österr. Feldherrn, Grafen von Salm, retteten damals die Hauptstadt, und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. Hierauf kam 1535 ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn erhielt, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als Johann gestorben, entstanden neue Unruhen, in die wieder der Sultan Soliman sich einmischte, von dem Ferdinand 1562 den Besitz von Niederungarn durch das Versprechen eines jährlichen Tributs von 30000 Dukaten erkaufen mußte. Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Würtemberg, welches der Schwäbische Bund dem unruhigen Herzog Ulrich abgenommen und dem Kaiser Karl V. verkauft hatte, von dem es bei der Theilung an Ferdinand gekommen war. Herzog Ulrich's Freund, Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinand's Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn und eroberte mit Unterstützung Frankreichs Würtemberg, welches Ferdinand im Vergleiche zu Cadan in Böhmen, 29. Juni 1534, an Ulrich wieder abtrat, jedoch mit der Klausel, daß Würtemberg österr. Afterlehn sein und nach dem Abgange des würtemb. Mannsstammes an O. fallen solle. Diese Verluste wurden durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Konstanz nicht ganz ersetzt; dennoch betrugen in dieser Zeit die Besitzungen des österr. Hauses deutscher Linie bereits 5400 Q.-M. Ferdinand empfing die Kaiserkrone, als sein Bruder Karl 1556 das Scepter mit der Mönchskutte vertauscht hatte, und starb 25. Juli 1564. Nach seinem Willen theilten seine drei Söhne die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Kaiser Maximilian II. (s. d.), O., Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tirol und Vorderösterreich, und der dritte, Karl, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz erhielt. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Soliman's vor Szigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge. Er ließ 1572 seinen ältesten Sohn Rudolf als König von Ungarn krönen, der 1575 auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum röm. Könige erwählt wurde. Dagegen gelangen ihm die Versuche, die poln. Krone an sein Haus zu bringen, so wenig wie 1587 seinem vierten Sohne Maximilian. Maximilian II., unter dessen toleranter Regierung die prot. Lehre in allen österr. Ländern große Fortschritte machte, starb 12. Oct. 1576; von seinen fünf Söhnen wurde der älteste, Rudolf II. (s. d.), Kaiser. Unter diesem fielen die Besitzungen des Erzherzogs Ferdinand von Tirol u. s. w., der sich mit der schönen Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser (s. d.), vermählt hatte, nach dessen Tode 1595 an die beiden überlebenden Linien zurück, da man die mit ihr erzeugten Kinder nicht für ebenbürtig anerkannte. Rudolf II. regierte höchst nachlässig und überließ alles seinen Ministern. Er mußte 1608 Ungarn und 1611 Böhmen und die österr. Erblande an seinen Bruder Matthias (s. d.) abtreten, der ihm 1612 in der Kaiserwürde folgte. Nachdem Matthias noch den Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.) erlebt, starb er 20. März 1619. Es folgte ihm sein Vetter Ferdinand, der älteste Sohn des schon 1590 verstorbenen Erzherzogs Karl von Steiermark u. s. w., auch in O., Böhmen und Ungarn und wurde zugleich unter dem Namen Ferdinand II. (s. d.) zum Kaiser erwählt. Dagegen erhielt Tirol und Vorderösterreich Ferdinand's jüngerer Bruder Leopold, dessen Nachkommenschaft aber schon 1665 ausstarb, worauf diese Länder an die Hauptlinie zurückfielen. Dies war die letzte Landestheilung im österr. Hause, denn Ferdinand II. erließ testamentarisch ein Primogeniturgesetz, das unverbrüchlich gehalten wurde.

Ferdinand II. war ein eifriger Gönner der Jesuiten, und mit ihm begann die kath. Reaction in O. Deshalb weigerten sich die Böhmen ihn als König anzuerkennen, und auch in den österr. Erblanden sowie in Ungarn fand er Widerstand. Die böhm. Stände wählten sogar das Haupt der evang. Union, den Kurfürsten Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz, zu ihrem Könige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 wurde Böhmen Ferdinand unterworfen, der nun in Böhmen, Mähren und Schlesien eine förmliche Ausrottung der prot. Religion begann, wodurch Tausende

zur Auswanderung veranlaßt wurden. Auch gelang es dem Kaiser, die österr., meist prot. Stände zur Huldigung zu zwingen, der ein strenges Verbot des Protestantismus in O. folgte. Zuletzt wurde Ungarn bezwungen, das unter Bethlen Gabor (s. d.), dem Fürsten von Siebenbürgen, sich empört hatte. Doch dieser Religionskrieg kostete dem österr. Hause den Flor seiner Länder. So hatte z. B. Böhmen von 732 Städten nur noch 130, von 30700 Dörfern nur noch 6000 und von 3 Mill. E. nur noch 780000. Unter Ferdinand's Nachfolger, Kaiser Ferdinand III. (s. d.), 1637—57, wurden die österr. Länder noch mehr der Schauplatz des Kriegs. Wie Ferdinand II. im Prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, so mußte Ferdinand III. im Westfälischen Frieden 1648 den Elsaß an Frankreich abtreten. Ferdinand's III. Sohn und Nachfolger, Kaiser Leopold I. (s. d.), reizte die Ungarn durch unduldsame Härte. Tököly (s. d.) fand Unterstützung von seiten der Pforte, und Kara-Mustapha belagerte 1683 Wien, das nur den zur Hülfe herbeieilenden Polen und Deutschen, unter der Anführung des Königs Johann Sobieski, seine Rettung zu danken hatte. Nachdem hierauf die Siege seiner Feldherren dem Kaiser ganz Ungarn unterworfen, verwandelte er dasselbe 1687 in ein Erbreich und vereinigte damit Siebenbürgen. Auch mußte die vom Prinzen Eugen bezwungene Pforte im Carlowiczer Frieden von 1699 das Land zwischen der Donau und Theiß zurückgeben und im Passarowiczer Frieden von 1718 andere wichtige Provinzen an Ungarn abtreten. Dagegen scheiterte Leopold's Plan, seinem zweiten Sohne Karl die Erbfolge in der span. Monarchie von dem kinderlosen Könige Karl II. von Spanien zusichern zu lassen, indem Frankreichs feinere Politik den letztern vermochte, den Enkel Ludwig's XIV., Philipp von Anjou, zum Erben einzusetzen. Die Folge davon war der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), während desselben Leopold 5. Mai 1705 starb. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I. (s. d.), setzte den Krieg fort, starb aber kinderlos schon 17. April 1711. Ihm folgte sein Bruder Karl in den Erbstaaten wie auch als Karl VI. (s. d.) auf dem deutschen Kaiserthrone. Karl VI. mußte dem von seinen Bundesgenossen zu Utrecht abgeschlossenen Frieden 1714 in den Friedensschlüssen zu Rastadt und Baden nothgedrungen beitreten, die ihm den Besitz der Niederlande, Mailands, Mantuas, Neapels und Sardiniens (seit 1720 Siciliens für Sardinien) sicherten. Die österr. Monarchie umfaßte nun 9043 Q.-M. mit fast 29 Mill. E.; sie hatte zwischen 13—14 Mill. Fl. Einkünfte und ein Heer von 130000 Mann. Aber ihre Macht wurde bald durch neue Kriege geschwächt. Karl VI. mußte im Wiener Frieden von 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er blos Parma und Piacenza erhielt. Ebenso verlor er im Belgrader Frieden von 1739 fast alle Früchte der Siege Eugen's, indem er Belgrad, Serbien, den österr. Antheil an der Walachei, Orsova und Bosnien an die Pforte zurückgeben mußte. In dies alles willigte Karl VI., um seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in der Monarchie durch die Pragmatische Sanction (s. d.) zuzusichern, die nach und nach von allen europ. Mächten anerkannt wurde.

Als mit Karl's VI. Tode 20. Oct. 1740 der habsburger Mannsstamm erlosch, übernahm dessen Tochter Maria Theresia (s. d.), die mit dem Herzoge Franz Stephan (s. d.) von Lothringen (seit 1737 Großherzog von Toscana und später Kaiser Franz I., 1745—65) vermählt war, die Regierung sämmtlicher österr. Erblande. Doch von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Ein heftiger Krieg begann, in welchem blos England auf ihrer Seite war. (S. Oesterreichischer Erbfolgekrieg und Schlesische Kriege.) In den Friedensschlüssen von 1742 und 1745 mußte Maria Theresia an Preußen Schlesien nebst Glatz, mit Ausnahme von Teschen, Jägerndorf und Troppau, auch im Frieden zu Aachen 1748 die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Don Philipp von Spanien und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten. Die Fortdauer der österr. Monarchie war so zwar gesichert, aber Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen. Zur Wiedereroberung dieser Provinz verband sie sich deshalb mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden; aber nach sieben Jahren eines blutigen Kriegs behielt Preußen im Hubertusburger Frieden von 1763 Schlesien, und O. hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. (S. Siebenjähriger Krieg.) In dieser Zeit kam in O. das erste Papiergeld auf, Staatsobligationen genannt, zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. Nach seinem Tode, 18. Aug. 1765, wurde Joseph II. (s. d.), sein ältester Sohn, Mitregent der Mutter in den Erbstaaten und deutscher Kaiser. Nebenlinien des Hauses O. entstanden durch Maria Theresia's jüngere Söhne, den Erzherzog Peter Leopold in Toscana (s. d.) und den Erzherzog Ferdinand, der die Erbtochter von Este (s. d.) heirathete, in Modena (s. d.). Nur mit Widerstreben willigte Maria Theresia 1772 in die erste Theilung Polens, durch die sie Galizien und Lodomerien gewann. Die Pforte

mußte 1777 die Bukowina an sie abtreten, und im Teschener Frieden von 1779 erhielt sie das Amt Burghausen im Innviertel, die Grafschaft Falkenstein und andere Besitzungen, sodaß bei ihrem Tode, 28. Nov. 1780, O. 11070 Q.-M. umfaßte. Die Zahl der Bevölkerung war auf 24 Mill. gestiegen; die Staatsschulden betrugen gegen 160 Mill. Fl. Die Regierung der Kaiserin Maria Theresia, welcher der Minister Kaunitz (s. d.) zur Seite stand, zeichnete sich aus durch zahlreiche, aber langsame und vorsichtige Reformen; auch begann sie eine größere Centralisation wenigstens für die deutschen Erblande anzubahnen. Ihr Nachfolger, Joseph II., handelte mit rastloser Thätigkeit im Geiste des aufgeklärten Despotismus jener Zeit, doch zu rasch und zu gewaltsam. Er reorganisirte die Verwaltung, Rechtspflege, Gesetzgebung, ertheilte den Protestanten Freiheiten und bürgerliche Rechte, behandelte die Juden mit vieler Duldsamkeit, hob 900 Klöster und Stifter auf und unterwarf das Schulwesen einer Revision und Verbesserung. Durch das Zollpatent von 1788 erhielt das von Maria Theresia eingeführte österr. Zollsystem, welches die Urproduction und den Gewerbfleiß O.s gegen den nachtheiligen Einfluß des Auslandes schützen sollte, seine vollständige Entwickelung, und schnell hob sich das inländische Fabrikwesen. Allein des Kaisers Reformationseifer reizte den Widerstand der Anhänger des Alten, und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er überall im deutsch-gesammtstaatlichen Sinne und ohne Schonung der fremden Nationalitäten reorganisiren wollte, veranlaßte Unruhen in Ungarn und den Niederlanden. Sein Plan, die Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Austrasien oder Burgund an den Kurfürsten von Pfalzbaiern gegen dieses Land zu vertauschen, scheiterte an dem deutschen Fürstenbunde Friedrich's II. Nicht glücklicher war der Kaiser im Kriege von 1788 gegen die Pforte. Persönliche Anstrengungen im Felde und der Gram über die in seinen Erbstaaten ausgebrochenen Unruhen beschleunigten seinen Tod (20. Febr. 1790).

Auf Joseph II. folgte in der Regierung dessen Bruder, der bisherige Großherzog von Toscana, als Kaiser Leopold II. (s. d.). Es gelang demselben, durch Nachgeben und Festigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag von Reichenbach mit Preußen (27. Juli 1790) und der von Sziſtowe (4. Aug. 1791) verschaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das Schicksal seiner Schwester Marie Antoinette und ihres Gemahls, Ludwig's XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündnisse mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, starb er 1. März 1792. Kurz nach der Thronbesteigung seines Sohnes Franz, noch ehe derselbe (14. Juli 1792) als Franz II. zum deutschen Kaiser erwählt worden, erklärte Frankreich an diesen den Krieg. (S. Revolutionskriege.) O. verlor in dem ersten Friedensschlusse von Campo-Formio (s. d.), 17. Oct. 1797, die Lombardei nebst den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venet. Gebiets erhielt. Zwei Jahre früher war O. bei der dritten Theilung Polens durch Westgalizien vergrößert worden. Im Anfange des J. 1799 begann der Kaiser Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs neue; doch Bonaparte erzwang den Frieden von Luneville (s. d.), 9. Febr. 1801, in dem der Kaiser überdies die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal abtreten mußte. Zugleich büßten die österr. Nebenlinien in Toscana und Modena ihre Besitzungen ein, wofür sie in Deutschland entschädigt wurden. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt O. die beiden tiroler Erzstifte Trient und Brixen, sodaß es, mit Einschluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen über 12000 Q.-M. umfaßte. Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz II., als Frankreichs Erster Consul sich zum Kaiser ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft sich selbst (11. Aug. 1804) zum Erbkaiser von O. erklärte, indem er unter dem Namen Kaiserthum O. alle seine Staaten zu einem Ganzen vereinigte. Noch einmal griff 1805 der Kaiser, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des franz. Staatsoberhaupts. Der Krieg endigte mit dem Frieden von Presburg (s. d.), 26. Dec. 1805, in welchem Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, Burgau, Eichstädt, den Antheil an Passau, ganz Tirol, Vorarlberg, Hohenems, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, die fünf Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei Altdorf und einen Theil vom Breisgau an den König von Würtemberg, den übrigen Breisgau, die Ortenau, Konstanz und die Commende Meinau an den Großherzog von Baden abtreten mußte. Dafür erhielt O. Salzburg und Berchtesgaden. Außerdem wurde die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters einem österr. Prinzen erblich zugesprochen. Nach der Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) entsagte Kaiser Franz 6. Aug. 1806 der deutschen Kaiserwürde, welche seine Familie fast 500 J. bekleidet hatte, und nannte sich nun Franz I. (s. d.), Kaiser von Oesterreich. Als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein ohne Bundesgenossen, außer Großbritannien. Die Oesterreicher kämpften mit

Muth und Anstrengung; allein sie unterlagen auch diesmal. Der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) kostete der Monarchie ihre schönsten Provinzen: Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westl. Hausruckviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Kroatien zum größten Theil, Istrien, Räzuns in Graubündten, die böhm. Enclaven im Sächsischen, ganz Westgalizien, den Zamosker Kreis von Ostgalizien und Krakau nebst der Hälfte des Salzbergwerks Wieliczka und den Tarnopoler Kreis. Die Staatsschuld betrug jetzt 658 Mill., und dazu cursirte Papiergeld für 1060 Mill. Fl., welches immer mehr entwerthete, sodaß 1811 ein partieller Staatsbankrott eintrat. O. suchte nun die franz. Allianz, und 1810 erfolgte die Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Luise (s. d.). 1812 einigten sich sogar Napoleon und Franz I. zu einem Bündniß gegen Rußland. Nachdem aber Napoleon's Macht in Rußland gebrochen, Preußen gegen die Fremdherrschaft aufgestanden, der Congreß in Prag ohne Resultat geblieben war, erklärte Kaiser Franz an Frankreich den Krieg und verbündete sich 9. Sept. 1813 zu Teplitz mit England, Rußland, Preußen und Schweden. (S. Russisch-deutscher Krieg.) In dem Frieden zu Paris von 1814 erhielt er den zum Lombardisch-Venetianischen Königreiche erhobenen Theil Italiens und die früher abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, während zugleich die österr. Nebenlinien in Toscana und Modena wieder eingesetzt wurden.

Durch die neue Gestaltung Europas auf dem Wiener Congreß 1815 und den mit Baiern zu München 14. April 1816 abgeschlossenen Vertrag erhielt die österr. Monarchie einen Zuwachs von etwa 150 Q.-M., gewann aber auch wesentlich in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handelsverkehr. Nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens war das mächtige O. unter Leitung des seit 1821 zur Würde eines Haus-, Hof- und Staatskanzlers erhobenen Fürsten Metternich (s. d.) der entschiedenste Vertreter des sog. Systems der Stabilität und Legitimität, einer Politik, welche nicht nur die innere Entwickelung der Monarchie hinderte, sondern auch Deutschland und Europa keine guten Früchte brachte. Namentlich aber wußte O. als Präsidialmacht des Deutschen Bundes einen drückenden Einfluß auf den Gang der Dinge in Deutschland zu gewinnen. So brachte es das kaiserl. Cabinet durch seinen Gesandten am Bundestage (Grafen von Buol-Schauenstein, an dessen Stelle seit 1823 der Freiherr von Münch-Bellinghausen trat) dahin, daß die Karlsbader Beschlüsse (s. d.) einmüthig angenommen und 20. Sept. 1819 bekannt gemacht wurden. Ebenso hatte O. bedeutenden Einfluß auf den 1819 zu Wien gehaltenen Ministerialcongreß, der die sog. Wiener-Schluß-Acte entwarf, welche 8. Juni 1820 als ein allgemeines Gesetz des Deutschen Bundes anerkannt wurde. Auf den Congressen zu Troppau (s. d.) 1820, Laibach (s. d.) 1821, Verona (s. d.) 1822 war es dem Range nach die erste Macht. In Uebereinstimmung mit der Heiligen Allianz (s. d.) stellten österr. Heere 1822 die alten Zustände in Neapel und Piemont wieder her. Der Erhebung des griech. Volks als einer Revolution vom Anfange an abgeneigt, trat O. dem Bunde Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs zur Pacification Griechenlands nicht bei. Dagegen nahm es diplomatisch theil an der franz. Intervention in Spanien 1823. Durch seine territoriale Lage an der Donau auf die Abwehr der russ. Eroberungsplane in der Türkei angewiesen, suchte es durch seine Politik die Pforte zu stützen und beförderte als vermittelnde Macht die Bemühungen des engl. Cabinets zur Ausgleichung zwischen Rußland und der Pforte, bewirkte auch endlich die Räumung der Fürstenthümer von türk. Truppen, dadurch aber 1826 den Abschluß der Convention zu Aljerman (s. d.), die dann dem Frieden zu Adrianopel 1829 zu Grunde gelegt wurde. Die Julirevolution von 1830 in Frankreich veranlaßte O. zu bedeutenden Rüstungen; doch erkannte es nach dem Vorgange Englands sofort die neue Dynastie in Frankreich an. Mit geringer Mühe unterdrückte es die Aufstände, welche 1831 in Modena, Parma und im Kirchenstaate ausbrachen und 1832 sich erneuerten. Wegen der belg. Angelegenheiten nahm es thätigen Antheil an der Londoner Conferenz und schloß sich, als Frankreich und England sich enger verbanden, fester an Rußland und Preußen an. Der poln. Revolution gegenüber schien O. anfangs eine strenge Neutralität behaupten zu wollen. Als aber der poln. General Dwernicki mit seinem Corps sich auf österr. Gebiet gedrängt sah, ward dasselbe entwaffnet und nach Ungarn geschafft, während man eine russ. Heeresabtheilung, welches sich vorher auf österr. Boden geflüchtet hatte, später entließ und mit den poln. Waffen ausrüstete. Die Unruhen in mehrern deutschen Staaten seit 1830 gaben O. Veranlassung, um so mehr auf die einzelnen deutschen Regierungen einzuwirken. Dieses geschah namentlich in den Bundesbeschlüssen von 1832 und bei den Wiener Ministerialconferenzen von 1834. Der Tod des Kaisers Franz I. (2. März 1835) änderte wenig in dem Regierungssysteme, das einseitig dahin ging, dem Vordringen der revolutionären Einflüsse sowie der Entfaltung des constitutionellen Princips entgegenzuwirken. Franz' ältester Sohn und Nach-

folger, Kaiser Ferdinand I. (s. d.), erklärte bei seiner Thronbesteigung, im Geiste seines Vaters fortregieren zu wollen, und alle obersten Staatsämter blieben besetzt wie zuvor. Mit Preußen und Rußland befestigte der Kaiser den polit. Bund bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Nikolaus zu Teplitz im Oct. 1835. Die gewohnte Ruhe unterbrachen nur die orient. Wirren und der Kampf 1840 gegen Ibrahim-Pascha in Syrien, an welchem sich O. in Verbindung mit England betheiligte, sowie die gleichzeitigen Rüstungen gegen Frankreich. Ein 1844 in Italien unternommener Insurrectionsversuch misglückte gänzlich.

Ungeachtet der langen Friedensperiode waren die innern Zustände O.s allmählich zu einer bedenklichen Krisis gediehen. Das träge und erschlaffende System und ein geistloser bureaukratischer Mechanismus hatten weder den materiellen noch den polit. Verhältnissen der Monarchie genügen können. Der Regierungsorganismus selbst gerieth mehr und mehr ins Stocken, und alle polizeiliche Ueberwachung hatte weder den Gärungsstoff im Innern ersticken noch die Einflüsse von außen abhalten können. Dreißig Friedensjahre hatten auch die finanziellen Verlegenheiten nicht beseitigt, sondern erhöht. In den einzelnen Nationalitäten der großen Monarchie war eine mächtige Opposition groß geworden, und die alte Taktik, einen Völkerstamm durch den andern im Schach zu halten, wollte nicht mehr gelingen. Der poln. Aufstand von 1846, der Krakau zum Mittelpunkt auserſehen, und dessen Unterdrückung die Einverleibung dieser Republik in die österr. Monarchie im Nov. 1846 herbeiführte, schlug in Galizien in einen furchtbaren Aufruhr der Bauern gegen die Edelleute um. Mit Hülfe desselben überwältigte zwar O. die polit. Erhebung, aber dieser Ausgang erhöhte die gefährliche Sorglosigkeit des herrschenden Systems. In Italien (s. d.) war inzwischen die Opposition gegen O. mächtiger als je aufgeflammt und nährte sich an den Reformbestrebungen Pius' IX. In Ungarn schlug die alte ständische Opposition immer entschiedener in einen nationalen Gegensatz gegen die österr. Regierung um, und der große Adel blieb endlich außer Stande, dem wachsenden Einfluß begabter Agitatoren, wie Kossuth (s. d.), zu widerstehen, zumal seit dem Tode des erfahrenen Erzherzogs Palatinus Joseph (1847). In den slaw. Gebieten, namentlich in Böhmen, regte sich die nationale Abneigung gegen die österr. Herrschaft und gab sich in den böhm. Ständen mit unerwartetem Erfolge kund, während auch die Stände Niederösterreichs einen Antheil an der Controle über den Staatshaushalt erstrebten. In Italien befand sich bereits die revolutionäre Bewegung in vollem Gange, als der Sturz König Ludwig Philipp's und die franz. Revolution vom 24. Febr. 1848 das alte Europa in seinen Grundfesten erschütterten. Den Petitionen und Adressen, die seit den ersten Märztagen auch in O. auftauchten, folgte eine Volksbewegung in Wien 13. März, der gegenüber Regierung und Militärmacht alle Haltung verloren und nach geringem Widerstand sich fügten. Metternich wurde gezwungen, seine Entlassung zu nehmen. Bürgerbewaffnung und freie Presse wurden vom Kaiser gewährt und 15. März die Einberufung einer berathenden Versammlung aus allen Theilen der Monarchie verheißen. Gleichzeitig hatte in Ungarn die Opposition ihre Forderung eines selbständigen Ministeriums, das dem Landtage verantwortlich sei, durchgesetzt, und der Kaiser konnte die Sanction nicht verweigern. In Italien hatte der Vicekönig Mailand bereits verlassen, als wenige Tage später (22. März) dort der Aufstand ausbrach, sodaß sich der commandirende General Radetzky genöthigt sah, die Hauptstadt zu räumen und sich nach Verona zurückzuziehen. Venedig hatte sich zu gleicher Zeit erhoben und die Oesterreicher zum Abzug gezwungen.

Während so fast in allen Theilen der Monarchie die Revolution siegte, war auch der Mittelpunkt des Staats in voller Auflösung. Das Ministerium, das nach Metternich's Flucht gebildet worden (Ficquelmont, Pillersdorf, Sommaruga u. s. w.), vermochte keine Autorität zu erlangen, und die Gewalt ging völlig an die aufgeregten Volksmassen, an die Nationalgarde und die Studentenlegion (Aula) über. Eine Massenbewegung 15. Mai 1848 erzwang die Revision des Wahlgesetzes, nach welchem der neue Reichstag als ein constituirender berufen werden sollte. Diese Vorgänge bewogen die kaiserl. Familie, die Flucht nach Innsbruck einzuleiten, die der Hof 17. Mai antrat und vollführte. Während so der Kaiser in Innsbruck verweilte, Wien der Volksherrschaft überliefert war, die Ungarn selbständig ihren Weg gingen, zu Prag in den Pfingsttagen ein slaw. Aufstand ausbrach, den Fürst Windischgrätz mit blutiger Strenge unterdrückte, ermannte sich die österr. Staatsmacht zuerst wieder in Italien. Dort hatte Radetzky (s. d.) gegen die Macht Karl Albert's von Sardinien, der gleichzeitig mit dem Ausbruch der Revolution den Krieg an O. erklärte, anfangs nur die Defensive behaupten können. Auch war die auswärtige Politik O.s so entmuthigt, daß es in Unterhandlungen, die unter brit. Vermittelung gepflogen wurden, sogar den Lombarden unter mäßigen Bedingungen

die Unabhängigkeit anbot. Seit Juni ergriff aber Radetzky die Offensive und wandte sich gegen die sardin. Hauptmacht, die nach einer Reihe blutiger Gefechte bei Custozza (25. Juli) aus dem Felde geschlagen ward. Ein Waffenstillstand, der die Lombardei O. wieder unterwarf, war die Frucht dieses Siegs. Indeß zeigte sich in Wien die Regierung ohnmächtiger als bisher. Das Ministerium ward (8. Juli) durch die Nationalgarden und die akademische Legion zum Rücktritt gezwungen und durch ein neues (Wessenberg, Bach, Kraus, Latour u. s. w.) ersetzt. Der Kaiser blieb in Innsbruck und ließ den constituirenden Reichstag in Wien durch seinen Stellvertreter, den Erzherzog Johann, 22. Juli eröffnen. In Ungarn aber bereitete sich eine neue Krisis vor. Die Kroaten unter ihrem Banus Jellachich (s. d.) lehnten sich gegen das magyar. Uebergewicht auf und weigerten sich, der ungar. Regierung, die unter dem Ministerium Batthyanyi-Kossuth schon fast ganz unabhängig auftrat, Gehorsam zu leisten. Während sich Jellachich in Bewegung gegen Ungarn setzte, verließ der Erzherzog Palatinus Stephan nach einem letzten vergeblichen Vermittelungsversuch das Land und ging nach Deutschland (Sept.). Kaiser Ferdinand, der endlich im August nach Wien zurückgekehrt war, ernannte nun den Grafen Lamberg zum Commissar und Obercommandanten in Ungarn; derselbe wurde aber auf der pesther Brücke (28. Sept.) ermordet. Es folgte die Ernennung des General Recsey zum Ministerpräsidenten in Ungarn. Dem Banus wurde zugleich das Obercommando übertragen und der ungar. Landtag aufgelöst. Auf eine friedliche Durchführung dieser Beschlüsse konnte man freilich nicht mehr rechnen; denn die ungar. Revolution war bereits in vollem Gange. Der Landtag löste sich nicht auf, sondern wählte Kossuth zum Präsidenten des Landesvertheidigungsausschusses. Zugleich brach aus Anlaß des Abmarsches kaiserl. Truppen nach Ungarn in Wien selbst 6. Oct. 1848 ein furchtbarer Aufstand aus. Das Zeughaus wurde gestürmt, die Massen bewaffnet, der Kriegsminister Latour ermordet. Der Reichstag erklärte sich für permanent und richtete an den Kaiser eine Adresse, worin die Bildung eines neuen Ministeriums, die Absetzung von Jellachich und ähnliches verlangt wurde. Die kaiserl. Familie verließ nunmehr Schönbrunn und floh nach Olmütz. Während in Wien ein Sicherheitsausschuß an die Spitze trat und der poln. General Bem (s. d.) die Leitung der militärischen Angelegenheiten übernahm, hatte sich die kaiserl. bewaffnete Macht unter Auersperg erst auf das Belvedere zurückgezogen, dann mit Jellachich vereinigt, um etwaige Versuche der Ungarn zur Unterstützung Wiens abzuschlagen. Zugleich näherte sich Fürst Windischgrätz mit einer Armee und erklärte Wien in Belagerungszustand. Als sich die Stadt seiner Aufforderung zur Unterwerfung nicht fügte (23. Oct.), begann der vereinigte Angriff. Die Wegnahme eines Theils der Vorstädte bewog die Leiter des Kampfes (29. Oct.) sich zur Uebergabe zu entschließen; aber die Nachricht von einem Entsatz durch die Ungarn, die jedoch bei Schwechat zurückgeschlagen wurden (30. Oct.), rief den Kampf von neuem hervor, der dann am folgenden Tage mit der Unterwerfung der Hauptstadt endigte. Es wurden nun die strengsten militärischen Maßregeln genommen, eine Anzahl Führer und Theilnehmer, unter ihnen auch Robert Blum (s. d.) 9. Nov. kriegsgerichtlich verurtheilt und erschossen. Schon vor dem Beginn des Kampfes hatte ein kaiserl. Manifest den Reichstag vertagt und ihn auf den 15. Nov. nach Kremsier berufen. Jetzt folgte 22. Nov. die Bildung eines neuen Ministeriums, in welches Fürst Felix Schwarzenberg, Graf Stadion, Bach, Bruck, Kraus u. s. w., später Schmerling eintraten. Die energische Politik der Restauration, die nun beginnen sollte, hatte bisher nur in einzelnen Persönlichkeiten am Hofe, namentlich der Erzherzogin Sophie, eine kräftige Vertretung gefunden; die milde und nachgiebige Natur Ferdinand's I. widerstrebte ihr. So erfolgte 2. Dec. die Abdankung des Kaisers und des Erzherzogs Franz Karl und die Erhebung von dessen Sohn, Franz Joseph I. (s. d.), auf den Kaiserthron. Im Winter überschritt Windischgrätz die Leitha und begann den Krieg in Ungarn. Nach mehrern glücklichen Gefechten ward (Jan. 1849) Ofen besetzt, und die ungar. Armee zog sich auf das linke Ufer der Theiß. Während sich hier der heftige Kampf des Sommers vorbereitete, erfolgten auf andern Stellen entscheidende Ereignisse. Der Waffenstillstand mit Sardinien war im März 1849 gekündigt worden. Radetzky eröffnete demnach seinen ebenso kurzen wie erfolgreichen Feldzug und schlug (21. bis 23. März) die sardin. Armee entscheidend bei Mortara und Novara. Sardinien behielt zwar seine vormaligen Grenzen, mußte aber 15 Mill. Lire Kriegskosten zahlen. Mit der Uebergabe Venedigs (Aug.) war die Unterwerfung Italiens vollendet. In Kremsier vermochte sich indeß die Regierung mit dem Reichstag nicht zu verständigen. Sie löste denselben auf und octroyirte 4. März 1849 eine Verfassung, in welcher ein Reichstag mit zwei gewählten Kammern, Provinziallandtage, Trennung der Justiz und Administration, Verantwortlichkeit der Minister, Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens u. s. w. zugesagt war.

In eine eigenthümliche Verwickelung waren während dieser Zeit die Verhältnisse zu Deutschland gerathen. In der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt hatte die Berathung über die Verfassung die Richtung genommen auf einen Bundesstaat unter preuß. Leitung und eine weitere Union mit O. Obwol das neue österr. Ministerium in seinem Programm vom 27. Nov. 1848 ausgesprochen hatte, daß erst dann, «wenn das verjüngte O. und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen» seien, erklärte es doch Ende Dec., man habe dies nicht so zu verstehen, als wolle O. auf den Eintritt in den Bundesstaat verzichten. Auch verwahrte sich das österr. Cabinet (Febr. 1849) entschieden gegen die Unterordnung des Kaisers unter jede von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt. Die Weigerung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, und die geschickte Taktik des Erzherzogs-Reichsverwesers, Johann (s. d.), der die österr. Interessen unermüdet und mit Erfolg vertrat, kamen der österr. Politik zu Hülfe. Allein sie konnte doch nicht hindern, daß Preußen durch Unterdrückung der Aufstände in Mittel- und Westdeutschland das Uebergewicht gewann und in dem Dreikönigsbündniß den Versuch, einen Bundesstaat zu gründen, erneuerte. Indeß war die ganze Thätigkeit und Kraft O.s durch den Kampf in Ungarn in Anspruch genommen. Bem eroberte Siebenbürgen, obwol man dort die Russen zu Hülfe rief. Die übrigen ungar. Heeresmassen drangen nach Westen vor und siegten bei Waitzen (April). Windischgrätz ward nun durch Welden im Oberbefehl ersetzt, aber auch jetzt wollte sich die Lage nicht günstiger gestalten. Am 14. und 15. April sprach der ungar. Reichstag die Entsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen aus. Ende April drangen die Magyaren wieder in Pesth ein, und bald darauf erlag ihnen auch Ofen. Obwol Welden durch den energischen Haynau ersetzt wurde, würde doch der Krieg noch nicht so bald sein Ende gefunden haben, wenn nicht O. mit Rußland ein Bündniß geschlossen und infolge dessen russ. Hülfe unter der Führung von Paskewitsch erlangt hätte. Seitdem nahm der Krieg für O. eine bessere Wendung. Vergebens übertrug deshalb Kossuth die Dictatur an Görgei (s. d.). Dieser, an einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, streckte 13. Aug. 1849 vor den Russen bei Vilagos die Waffen. Mit der Capitulation des ungar. Generals Klapka in Komorn (Sept.) war die Unterwerfung Ungarns vollendet. Das Land ward wie ein erobertes behandelt und die in Arad gefangenen Offiziere von Haynau mit blutiger Strenge gestraft. (S. Ungarn.)

Durch die Beendigung des Kampfes in Ungarn und den Frieden mit Sardinien hatte O. wieder freie Hand, den innern Zuständen und dem Verhältniß zu Deutschland seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es schloß zunächst mit Preußen den Vertrag vom 30. Sept. über die interimistische Bundescommission ab, legte gegen den von Preußen nach Erfurt ausgeschriebenen Reichstag Protest ein und bestärkte die Mittelstaaten in ihrer Abneigung gegen die preuß. Union. Besonders thätig war die Regierung im Innern. Von den Früchten der Revolution war eine sehr wesentliche gerettet worden, die Entlastung des Grundes und Bodens. Die übrigen freisinnigen Concessionen mußten allmählich der Restaurationspolitik weichen. Zwar wurde noch eine Zeit lang im Sinne der Bewegung von 1848 reformirt, auch die Verfassungen der einzelnen Kronlande, wie sie die Verfassung vom 4. März 1849 vorschrieb, seit Jan. 1850 publicirt; allein es zeigte sich bald, daß in der Regierung selbst die Opposition dagegen bereits vorhanden war. Große Sorge machte der sehr kritische Zustand der Finanzen und des Staatscredits, die, schon vor der Revolution untergraben, durch die Ereignisse seit März 1848 einen furchtbaren Stoß erlitten, und deren Besserung bei den ungeheuern Ausgaben, die der Krieg verursachte, nicht abzusehen war. Gleichwol entfaltete sich durch den Handelsminister Bruck (s. d.) eine große Thätigkeit auf den Gebieten des materiellen Lebens. Die Regierung baute Eisenbahnen, suchte die Ströme frei zu machen, den Verkehr zu erleichtern, hob die Zollschranken im Innern des Reichs auf und trat seit Anfang 1850 mit dem Gedanken eines Zollanschlusses an Deutschland hervor. Ungarn, welches nach der Auffassung des wiener Hofs durch den Aufstand sein altes Verfassungsrecht verwirkt, wurde aus seiner frühern Sonderstellung in eine Provinz des Gesammtstaats verwandelt und erhielt, ungeachtet der Opposition des altconservativen Adels, eine neue Einrichtung. Inzwischen drängten die deutschen Verhältnisse zu einer Krisis. O. hatte durch seine energische Politik Preußen den Vorsprung abgewonnen und betrieb mit Erfolg die Auflösung der von Preußen gegründeten Union. Nachdem die Verhandlungen zwischen beiden Mächten im Sommer 1850 zu keinem Ergebniß geführt, berief O. zum 1. Sept. wieder den Bundestag nach Frankfurt und verständigte sich (Oct.) zu Bregenz mit Baiern und Würtemberg über die im Namen des Bundes zu vollziehende Execution in Kurhessen und Holstein. Preußen fügte sich den österr. Forderungen zu Olmütz (29. Nov.). Die Union wurde auf-

gegeben, die Execution in Hessen und Holstein bewilligt, die Revision der Bundesverfassung auf die Dresdener Conferenzen (seit Ende Dec.) verschoben. Die Zwecke, die Schwarzenberg's Politik verfolgte, wurden freilich zu Dresden nicht erreicht. Die Bundesverfassung blieb unverändert. Auch den beabsichtigten Eintritt Gesammtösterreichs in den Deutschen Bund gab man allmählich auf.

In den innern Angelegenheiten der österr. Monarchie trat mit 1851 die entscheidende Wendung ein. Schon lange war kein Zweifel darüber, daß sich die Politik der Regierung immer mehr der Restauration zuneigte. Im Jan. 1851 trat Schmerling, im Mai Bruck aus dem Ministerium, womit die freisinnigern Elemente beseitigt waren. Am 20. Aug. erschienen mehrere kaiserl. Verordnungen, in denen die Minister nur dem Kaiser verantwortlich gemacht und der im vorigen Jahre geschaffene Reichsrath zum Rath der Krone erklärt wurde u. s. w. Es folgte die Aufhebung der Nationalgarden, die Zurücknahme des Preßgesetzes von 1849. Endlich 1. Jan. 1852 erschien eine Kundmachung, wonach die Verfassung von 1849 und die Grundrechte aufgehoben, die Schwurgerichte beseitigt, die Gemeindeverfassung umgestaltet und an die Stelle der Provinzialstände berathende Ausschüsse aus dem Erbadel und den Grundbesitzern gesetzt wurden. Daran schloß sich die immer sichtbarere Begünstigung des Klerus, namentlich der Jesuiten. Die finanzielle Noth dauerte indeß fort. Man mußte wiederholt das laufende Deficit mit Anleihen decken, deren Bedingungen nicht eben günstig waren. Um so dringender schien es, die begonnene materielle Umgestaltung nicht aufzugeben. Noch während Bruck im Ministerium war, berief man einen Congreß von Industriellen und Landwirthen zur Revision des Zolltarifs, aus dessen Berathungen im Juli 1851 der reformirte Tarif hervorging. Mit der größten Rührigkeit wurde die beabsichtigte Zolleinigung mit Deutschland verfolgt, welcher Plan jedoch von Preußen abgewiesen wurde. Dagegen gelang es, die süddeutschen Staaten und Sachsen dafür zu gewinnen, und O. konnte auf den 2. Jan. 1852 einen Zollcongreß nach Wien berufen. Die Berathungen führten zwar zu keinem definitiven Abschluß, aber sie begründeten die sog. Darmstädter Coalition, die eine Zeit lang die Existenz des Zollvereins bedrohte. Während dieser Verhandlungen starb plötzlich (5. April 1852) Fürst Schwarzenberg, der ungestüme Leiter der auswärtigen Politik. Sein Nachfolger war Graf Buol-Schauenstein. Es knüpfte sich an diesen Wechsel insofern eine Veränderung des Systems, als jetzt ein milderes und vorsichtigeres Auftreten nach außen, ein minder gebieterisches Verfahren in den deutschen Dingen und namentlich ein Bemühen, mit Preußen wieder in ein freundlicheres Verhältniß zu treten, unverkennbar hervortrat. In der Zollangelegenheit stellte sich heraus, daß bei dem hartnäckigen Widerspruch Preußens der Gedanke einer Zolleinigung O.s mit Deutschland nicht durchzuführen sei, während ein Handelsvertrag zwischen O. und dem Zollvereine auch für Preußen unbedenklich erschien. Zur Hebung der Schwierigkeiten schickte man (Dec. 1852) Bruck nach Berlin, und gleichzeitig begab sich der Kaiser selbst nach der preuß. Hauptstadt (17. bis 21. Dec.), um das Einvernehmen beider Höfe wiederherzustellen. Es gelang dies auch vollständig. Die Unterhandlung Bruck's führte zu dem 19. Febr. 1853 abgeschlossenen Handelsvertrag, der einen großen Theil der bisherigen Schranken zwischen Deutschland und O. wegräumte. Dieser Fall des Prohibitivsystems vollendete die Revolution, die durch die Centralisation der Verwaltung, durch Ablösung der Grundlasten u. s. w. mit der alten österr. Monarchie vorgegangen war.

Die innern Zustände gewährten indeß noch immer keine wahre Befriedigung. Außer dem Misvergnügen, welches die Tendenz des Einheitsstaats und die Herstellung einer bureaukratisch-militärischen Verwaltung vielfach rege hielt, dauerte in Ungarn und Italien die revolutionäre Gärung fort. Am 6. Febr. 1853 brach in Mailand ein von Mazzini angestifteter Tumult los, in dem Soldaten und Offiziere meuchlerisch überfallen wurden, ohne daß freilich die Masse der Bevölkerung sich dabei betheiligte. Zwölf Tage später (18. Febr.) ward Kaiser Franz Joseph, als er zu Wien auf der Bastei spazieren ging, von einem Ungar, Namens Libeny, meuchlerisch überfallen und mit einem Messer am Halse verwundet. Jene Vorgänge in Mailand führten auch auswärtige Verwickelungen herbei. Schon vorher war O. mit der Schweiz in Differenzen gerathen wegen Austreibung von Kapuzinern aus dem Canton Tessin, die österr. Unterthanen waren. Nach den Vorgängen vom 6. Febr. ließ die österr. Regierung gegen Tessin die strengste Grenzsperre eintreten und trieb alle in der Lombardei ansässigen Tessiner in die Heimat zurück. Zugleich wurden die Güter der emigrirten Lombarden, auch solcher, die mit ordnungsmäßiger Erlaubniß ausgewandert und in Sardinien naturalisirt waren, mit Sequester belegt. Darüber kam es zu Reibungen mit der Schweiz und Sardinien, welche zu einem vollständigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen führten. Erst nach zwei Jahren (Mai 1855) erfolgte eine Ausgleichung mit der Schweiz, während der Gegensatz zwischen O. und Sardinien unversöhnt

fortdauerte. In dem Streite zwischen der Pforte und Montenegro nahm das wiener Cabinet sich der Montenegriner an und erhob zugleich Beschwerde wegen Verkürzung der O. zustehenden Rechte an der adriatischen Küste und wegen Mishandlung der christl. Unterthanen in der Türkei. Eine drohende Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel (Febr. 1853) hatte die Abhülfe der Beschwerden zur Folge. Aber fast gleichzeitig wurde durch die Mission des russ. Fürsten Menschikow die große Orientalische Frage wieder angeregt, welche zu einem Conflict zwischen Rußland und den Westmächten führte. Beiderseits nahm man zunächst die angebotene Vermittelung O.s an, und es ward 21. Juli 1853 eine Conferenz in Wien eröffnet, die aber resultatlos verlief. Der russ. Kaiser Nikolaus glaubte, zum Dank für die in Ungarn geleistete Hülfe, der Bundesgenossenschaft des Kaisers Franz Joseph sicher zu sein; allein die Zusammenkünfte beider Monarchen in Olmütz und Warschau verliefen ohne Resultat, und im Oct. 1853 erklärte O. seine Neutralität. Nach dem Ausbruch des Orientkriegs (s. d.) vereinigte sich O. mit Preußen zu einem gegenseitigen Garantievertrage, 20. April 1854, dem 24. Juli auch der Deutsche Bund beitrat. Nunmehr richtete O. eine Sommation an Rußland, um die Räumung der Donaufürstenthümer zu fordern, und als infolge dessen die Russen abzogen, wurden die Donaufürstenthümer bis zum Frieden von österr. Truppen besetzt. Zugleich näherte sich O. immer mehr den Westmächten und schloß sogar mit denselben (2. Dec. 1854) eine eventuelle Allianz, ohne jedoch in den Krieg wirklich einzutreten. Im März 1855 wurden abermals Friedensconferenzen zu Wien eröffnet, in denen Rußland in Bezug auf die für O. besonders wichtigen Fragen der Donaufürstenthümer und der Donauschiffahrt Zugeständnisse machte; im übrigen kam es zu keinem Abschluß. Seitdem hielt O. sich mehr zurück und nahm erst nach dem Falle von Sewastopol die Vermittelung energisch wieder auf, welche dann zum Abschluß des Pariser Friedens (30. März 1856) führte. Auf dem Friedenscongresse brachte der sardin. Minister Cavour die traurigen Zustände Italiens unter der Herrschaft und dem Einflusse O.s zur Sprache. Die österr. Gesandten protestirten zwar dagegen, und ein österr. Rundschreiben betonte, daß Sardinien kein Recht habe, im Namen Italiens zu reden; doch der moralische Eindruck war für O. entschieden ungünstig. Seitdem wurde der Antagonismus zwischen O. und Sardinien immer schärfer, und in den nächsten Jahren folgten beiderseits polit. und militärische Demonstrationen. O. versuchte jetzt zwar, die Sympathien der ital. Bevölkerung zu gewinnen, indem der Sequester auf die Güter der emigrirten Lombarden aufgehoben und der wohlwollende Erzherzog Ferdinand Maximilian zum Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs bestellt wurde. Die Bemühungen des Erzherzogs während seiner kurzen Amtszeit (1857—59) hatten jedoch um so weniger Erfolg, als die österr. Militärbehörden ihrerseits an dem bisherigen Gewaltsystem immer noch festhielten.

Unterdeß war in der innern Verwaltung O.s unter dem Minister Bach das System der Reaction zur vollen Durchführung gelangt. Dieses System kennzeichnete sich vorzugsweise dadurch, daß man auf dem kirchlichen Gebiete durchaus mit den Traditionen Kaiser Joseph's II. (s. d.) brach. Schon 1850 war das landesherrl. Placet aufgehoben und der kirchliche Verkehr mit Rom freigegeben worden. Nunmehr kam nach langen Verhandlungen mit dem Papste das Concordat vom 18. Aug. 1855 zu Stande, welches alle ultramontanen Ansprüche im ausgedehntesten Maße zugestand. Daran reihten sich weitere entsprechende Verfügungen, z. B. das Gesetz über die gemischten Ehen von 1856. Während so der Einfluß der kath. Geistlichkeit immer höher stieg, gestaltete sich die Lage der Protestanten immer mislicher. Erfreulicher zeigte sich dagegen die Regierungsthätigkeit auf dem Gebiete der materiellen Interessen, seit Bruck im März 1855 wieder das Ministerium der Finanzen übernommen. Namentlich begann die Ausführung der großen Eisenbahnbauten. Auch begann die Regelung des Staatshaushalts und die Hebung des Staatscredits, welche finanziellen Resultate freilich durch den Ausbruch des ital. Kriegs (s. Frankreich und Italien) nur allzu schnell wieder rückgängig gemacht wurden. Nachdem Napoleon III. sich mit Sardinien verständigt, sprach derselbe 1. Jan. 1859 dem österr. Gesandten von Hübner sein Bedauern aus, daß die beiderseitigen Beziehungen nicht mehr so günstig seien wie früher. Auf diesen verhängnißvollen Neujahrsgruß antwortete O., indem es seine Truppenmacht in Italien verstärkte. Noch versuchten England und Rußland zu vermitteln; aber während die Unterhandlungen schwebten, ging das wiener Cabinet plötzlich aggressiv vor und sandte ein drohendes Ultimatum nach Turin. Als darauf eine ablehnende Antwort erfolgte, überschritt das österr. Heer unter Graf Gyulay 29. April 1859 den Grenzfluß Tessin, um das sardin. Heer niederzuwerfen, bevor die Franzosen zur Hülfe kämen. Doch dieser Plan mislang. Die österr. Truppen kämpften mit großer Tapferkeit, aber die Führung war weder

geschickt noch glücklich, und gleichzeitig traten in der ganzen österr. Armeeverwaltung und Verpflegung die gröbsten Misbräuche zu Tage. So drang die vereinigte franz.-sardin. Armee überall siegreich vor. Zunächst mußten die Oesterreicher das occupirte sardin. Gebiet, dann nach der Niederlage von Magenta (4. Juni) auch die Lombardei räumen und sich auf das Festungsviereck (Mantua-Legnago-Verona-Peschiera) zurückziehen. Auch diese starke Position ward, nach der abermaligen österr. Niederlage bei Solferino (24. Juni), vom Feinde mit einem Angriff bedroht. Schon vorher waren die österr. Nebenlinien aus Toscana und Modena vertrieben worden. Die Lage O.s war schlimm, aber keineswegs hoffnungslos; schon stand ganz Deutschland gerüstet da. Preußen zeigte sich nicht abgeneigt, mit seiner ganzen Macht für die Aufrechterhaltung des Besitzstandes von 1815 einzutreten; aber es forderte zugleich die Oberleitung über sämmtliche deutsche Bundescorps (außer den österreichischen). Eine solche militärische Präponderanz Preußens in Deutschland mochte man jedoch keinenfalls zugestehen. O. suchte lieber den Frieden mit Napoleon III. und trat demselben durch die Präliminarien von Villafranca 11. Juli die Lombardei ab. Dagegen ward die Wiedereinsetzung der beiden österr. Nebenlinien ausbedungen und die Bildung einer ital. Conföderation vorgesehen, welcher auch O. für die ihm verbliebene Provinz Venetien beitreten sollte. Im Frieden zu Zürich 10. Nov. 1859 wurden diese Präliminarien bestätigt, und Napoleon III. übergab die Lombardei an Sardinien, das dafür einen Antheil der österr. Staatsschuld übernehmen mußte. Im übrigen blieb der Friedensvertrag ein todter Buchstabe. Die Herrscher von Toscana und Modena wurden nicht wieder eingesetzt, und die ital. Einheitsbewegung ging über den Conföderationsplan hinweg. Der österr. Einfluß auf der Halbinsel war vollständig vernichtet, während die sardin. Regierung, von England und Frankreich begünstigt, im Laufe des nächsten Jahres das Königreich Italien begründete. Auch sonst stand O. nach außen hin völlig isolirt da. Seit der österr. «Undankbarkeit» im Orientkriege war das Verhältniß mit Rußland äußerst gespannt, und nunmehr hatte das wiener Cabinet durch seine misgünstige deutsche Politik sich auch Preußen entfremdet. Erst bei der Zusammenkunft in Warschau, 22. bis 26. Oct. 1860, fand wieder eine persönliche Annäherung zwischen den Souveränen der drei Ostmächte statt, die jedoch ohne weitere polit. Folgen blieb.

Die Katastrophe des J. 1859 hatte einen innern Umschwung in O. zur Folge. Nachdem das bisherige System unmöglich geworden, wurden die Hauptrepräsentanten desselben entfernt, zuerst der Minister des Auswärtigen, Graf Buol-Schauenstein, an dessen Stelle Graf Rechberg trat (17. Mai 1859). Am 21. Aug. mußte auch Bach, der Minister des Innern, zurücktreten und wurde durch Graf Goluchowski ersetzt, während Freiherr von Hübner das Polizeiministerium übernahm. Doch erfolgte noch keine eigentliche Systemsveränderung. Der Vorschlag Hübner's, sich mit Ungarn zu verständigen und die Centralisationsplane fallen zu lassen, wurde zurückgewiesen, sodaß dieser Minister schon nach zwei Monaten seine Entlassung nahm. Der Finanzminister Bruck empfahl eine Rückkehr zu dem constitutionellen System, da nur auf diesem Wege der vollständig zerrüttete Staatscredit wiederhergestellt werden könne; aber auch er vermochte nicht durchzudringen. Da eine neue Staatsanleihe durch Nationalsubscription vollständig fehlschlug, indem statt der ausgeschriebenen 200 Mill. nur 76 Mill. gezeichnet wurden, erhielt Bruck in ungnädiger Weise 22. April 1860 seinen Abschied und endete tags darauf durch Selbstmord. Die Finanzen übernahm jetzt von Plener, der jedoch ebenso wenig helfen konnte. Gleichzeitig ward durch den Unterschleifsproceß gegen General von Eynatten, der sich im Gefängniß selbst entleibte (8. März 1860), öffentlich constatirt, wie hoch die Corruption hinaufreichte. Auch die organisatorischen Maßregeln des neuen Ministeriums hatten keinen besondern Erfolg. Das Patent vom 1. Sept. 1859, welches die Rechtsverhältnisse der prot. Confessionen regeln sollte, fand den hartnäckigsten Widerstand in Ungarn, wo man überhaupt unerschütterlich an den alten Rechtsansprüchen festhielt. Ebenso wenig befriedigte das Patent vom 5. März 1860, wodurch der um mehrere Mitglieder verstärkte Reichsrath eine beschränkte Mitwirkung bei der Gesetzgebung und bei der Controle des Staatshaushalts erhielt, ohne selbständige Initiative und ohne Oeffentlichkeit. Gleich in der ersten Session (Juni bis Sept.) gab der Reichsrath sein Gutachten einmüthig dahin ab, daß eine gedeihliche Zukunft der Monarchie durch das bestehende System weder gesichert noch gefördert erscheine. Aber innerhalb der Versammlung machte sich zugleich ein Gegensatz bemerkbar. Die Minorität hielt an dem Princip der Centralisation fest, wobei den einzelnen Provinzen nur eine beschränkte Selbstverwaltung einzuräumen sei. Die Majorität empfahl dagegen eine neue föderative Ordnung der Monarchie. Es müsse, erklärte man, die histor.-polit. Individualität der einzelnen Kronländer anerkannt und

deren Autonomie in der Administration und innern Legislative festgestellt werden. Im Sinne des Majoritätsvotums erging darauf das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860, welches als ein beständiges, unwiderrufliches Staatsgrundgesetz bezeichnet war. Demnach wurden die öffentlichen Angelegenheiten in Reichs- und Landesangelegenheiten geschieden, von denen die erstern zur Competenz des Reichsraths, die letztern zur Competenz der Landtage gehören sollten. Zu Reichsangelegenheiten wurden erklärt die Staatsfinanzen und die Handels- und Verkehrsverhältnisse, außerdem selbstverständlich das Kriegswesen und das Auswärtige. Diese unterlagen der verfassungsmäßigen Mitwirkung des Reichsraths, welcher, außer den vom Kaiser ernannten Mitgliedern, aus 100 von den Einzellandtagen zu erwählenden Mitgliedern bestehen sollte. Alle übrigen Gegenstände der Gesetzgebung sollten an die Landtage der einzelnen Kronländer fallen. Da aber auch in Betreff dieser eigentlichen Landesangelegenheiten in den nichtungar. Provinzen seit lange eine gemeinsame Behandlung und Entscheidung stattgefunden, so behielt der Kaiser sich vor, auch solche Sachen an den Reichsrath zu ziehen und durch die Reichsräthe dieser nichtungar. Länder (den sog. engern Reichsrath) behandeln zu lassen. Die Competenz des Ministeriums des Innern, welches fortan «Staatsministerium» heißen sollte, wurde auf die nichtungar. Provinzen beschränkt, während man für Ungarn und Siebenbürgen die alten Hofkanzleien wiederherstellte. Gleichzeitig erhielt Ungarn seine municipale und communale Selbstverwaltung wieder. Ueberall traten nun die alten Landtage wieder in Kraft; nur Venetien blieb ohne eine Landesvertretung. Für verschiedene Kronländer erfolgten auch neue Landesstatuten, welche jedoch nach feudalistischem Zuschnitt eingerichtet waren.

Die Aufnahme, welche dieses Octoberdiplom bei der Bevölkerung fand, war nicht die beste. Die Partei der liberalen Centralisation, die in den deutschen Erblanden am stärksten, verhehlte ihre Misbilligung nicht. Die Polen in Galizien, die Czechen in Böhmen u. s. w., die dem Föderalismus huldigten und vom Adel und Klerus unterstützt wurden, erhoben den Wunsch nach vollständiger Autonomie. Ungarn (s. d.) forderte die unbeschränkte Wiederherstellung seiner Landesverfassung und seiner Gesetzgebung von 1848, welche thatsächlich auf ein blaßes Verhältniß der Personalunion mit O. hinauslief. Mit größter Rücksichtslosigkeit wurden die deutschen Beamten, welche der Minister Bach früher in Ungarn angestellt hatte, jetzt wieder von den einheimischen Behörden verdrängt. Unter diesen Umständen entschloß sich der wiener Hof, auf der betretenen Bahn innezuhalten. Der föderalistische «Staatsminister» Goluchowski ward 13. Dec. 1860 entlassen, und an seine Stelle trat Schmerling, unter dessen Einfluß das Ministerium eine theilweise Umbildung erfuhr; doch blieben Graf Rechberg und Plener. Die Deutschösterreicher nahmen die Wahl Schmerling's günstig auf, da derselbe von früher her als ein Anhänger der Centralisation mit liberaler Färbung galt. In diesem Sinne wirkte er auch, während er sich den Anschein gab, die Grundsätze des Octoberdiploms weiter auszubilden. Es galt, die Autonomie der Kronländer auf ein möglichst bescheidenes Maß zurückzuführen, zugleich aber die constitutionellen Befugnisse des Reichsraths auszudehnen. Am 26. Febr. 1861 ward eine neue Reichsverfassung für den Gesammtstaat und neue Landesstatute für die slaw.-deutschen Kronländer verkündigt. Danach bestand der Reichsrath künftig aus zwei Kammern, dem Herrenhaus, in dem außer den Prinzen die vom Kaiser ernannten erblichen aber lebenslänglichen Pairs, und dem Hause der Abgeordneten, wo die von den Einzellandtagen unmittelbar gewählten 343 Mitglieder sitzen sollten. Der Reichsrath erhielt jetzt das bisher vorenthaltene Recht der Initiative und die Oeffentlichkeit. Die Einrichtung des sog. Engern Reichsraths blieb bestehen, nur mit dem Unterschiede, daß nunmehr die Behandlung der den nichtungar. Ländern gemeinsamen Angelegenheiten durch den Engern Reichsrath nicht mehr als ein bloßer Vorbehalt, sondern als die gesetzliche Regel aufgestellt wurde. Somit war also die Competenz der Landtage wesentlich eingeschränkt. Andererseits erhielten auch die Landtage das Recht der Initiative und die Oeffentlichkeit, und die Vertretung wurde anstatt auf das ständisch-feudale Princip auf ein modernes, aber künstliches Princip der Interessenvertretung gegründet. Außerdem erfuhren auch die Verhältnisse der Protestanten durch das Patent vom 8. April 1861 eine wesentliche Verbesserung, ohne daß jedoch die zugesicherte principielle Gleichberechtigung aller anerkannten Confessionen vollständig zur Durchführung gelangte. Besonders bemerkbar machte sich die feudalistische und ultramontane Opposition in Tirol, welche gegen das neue Landesstatut und gegen das Niederlassungsrecht der Protestanten ankämpfte, um die altständische Verfassung und die kath. Glaubenseinheit zu bewahren.

Am 1. Mai 1861 wurde die erste Session des neuen Reichsraths eröffnet; aber es fehlten die Abgeordneten aus Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen und Venetien. So konnte die Versammlung

nicht wohl als Vertretung des Gesammtstaats gelten, sondern die Regierung selbst bezeichnete ihn (5. Juni) als engern Reichsrath. Gleichzeitig mislang der Versuch zu einer Verständigung mit Ungarn, indem der ungar. Landtag unter der Führung Deák's an dem alten Landesrecht festhielt und verweigerte, sich auf das Octoberdiplom und die Februarverfassung einzulassen. Infolge dessen ward 21. Aug. der ungar. Landtag aufgelöst, und als sich nun die Misstimmung in Protesten u. s. w. Luft machte, erfolgte die Suspension der ungar. Municipal- und Communalverfassung und die Einsetzung von Militärgerichten in ganz Ungarn (5. Nov. 1861). Die Ruhe wurde zwar nirgends ernstlich gestört, aber die Nation verharrte während der nächsten Jahre im passiven Widerstande, ohne von ihren Rechtsansprüchen zurückzuweichen. Aehnlich erging es in Kroatien und Venetien. Nur Siebenbürgen bequemte sich nach einigen Jahren zur Anerkennung der gesammtstaatlichen Ordnung, und im Oct. 1863 traten die siebenbürg. Abgeordneten in den Reichsrath ein, der sich seitdem als weiterer Reichsrath constituirte. Dagegen hielten sich die czechischen Mitglieder aus Böhmen und Mähren nunmehr zurück und erklärten sogar (Dec. 1864), daß sie diesen unvollständigen Reichsrath nicht als eine Vertretung des Gesammtstaats ansehen könnten. Im ganzen fanden drei Sessionen des Reichsraths statt, vom Mai 1861 bis Dec. 1862, vom Juni 1863 bis Febr. 1864 und vom Nov. 1864 bis Juli 1865. Die legislatorischen Resultate waren geringfügig, da die Regierung nur wenige eingreifende Vorlagen brachte und sich begnügte, das jährliche Budget debattiren und bewilligen zu lassen. Aber auch bei solcher constitutioneller Behandlung des Budgets konnten sich die Finanzen nicht bessern, weil eine ordentliche Wirthschaft fehlte und die Regierung sich nicht zu namhaften Ersparungen verstehen wollte. Die jährlichen Deficits wurden immer größer, während der Staatscredit immer tiefer sank. Dadurch erlitt auch am Ende das gute Einvernehmen zwischen dem Reichsrathe und der Regierung eine Störung. In der letzten Session von 1865 mußte der Finanzminister von Plener zugestehen, daß das Budget von 1864 um $7\frac{1}{2}$ Mill. Fl. überschritten und daß an Steuern nicht weniger als 20 Mill. rückständig und uneintreibbar seien. Dabei forderte er zur Deckung des Deficits von 1864—66 u. s. w. eine neue Anleihe von 117 Mill. Dem gegenüber befürwortete der Reichstag die äußerste Sparsamkeit. Das Haus der Abgeordneten strich vom Militärbudget über 17 Mill., vom Marinebudget über 2 Mill., bewilligte nur eine Anleihe von 13 Mill. zur unmittelbar fälligen Zinszahlung und beschloß, überhaupt auf keine weitere Creditbewilligung einzugehen, bevor nicht die Finanzgesetze für 1865 und 1866 in verfassungsmäßiger Weise zu Stande gekommen wären. Zugleich wurden die willkürlichen Budgetüberschreitungen und versteckten Anleihen der letzten Jahre scharf gerügt und Garantien gegen die Wiederkehr ähnlicher Vorkommnisse beansprucht. Vergebens versuchten die Minister bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen die Abgeordneten zur Nachgiebigkeit zu stimmen; auch das Herrenhaus bemühte sich, nachträglich zu vermitteln. Aber die Stellung des Ministers Schmerling ward durch diesen Conflict tief erschüttert, und bald darauf erfolgte seine Entlassung und ein neuer Umschwung im Regierungssystem (Juli 1865).

In den auswärtigen Verhältnissen bewahrte O. gegenüber dem neuen Königreich Italien eine abgeneigte, aber streng defensive Haltung und begnügte sich, alle Ansprüche aus dem Züricher Friedensvertrag vorzubehalten. Wiederholt besorgte man den Ausbruch eines kriegerischen Conflicts wegen Venetien; doch ward derselbe unter Mitwirkung der europ. Diplomatie bis weiter hinausgeschoben. In Deutschland trachtete O. danach, seinen Einfluß dem preußischen gegenüber zu vergrößern. Schmerling wußte zu diesem Zweck seine Reminiscenzen und Verbindungen aus der Zeit des frankfurter Parlaments geschickt zu benutzen; auch die Ideen von einem Eintritt des österr. Gesammtstaats in den Deutschen Bund oder in den Deutschen Zollverein wurden gelegentlich wieder hervorgesucht. Für alle diese Bestrebungen fand O. in den Mittelstaaten, welche der vom Deutschen Nationalverein befürworteten Hegemonie Preußens äußerst abgeneigt waren, bereitwillige Unterstützung. Außerdem kam es der österr. Politik zugute, daß gleichzeitig in Preußen (s. d.) der Verfassungsconflict ausbrach, während in O. die Februarverfassung eine frische constitutionelle Entwickelung begründet zu haben schien. Es fehlte wenig, so sah die sog. großdeutsche Demokratie in O. den Hort des Liberalismus. Diese Lage der Dinge suchte sich das wiener Cabinet in doppelter Weise zu Nutze zu machen. Seit Abschluß des Deutsch-Französischen Handelsvertrags von 1862 arbeitete die österr. Politik auf die Sprengung des Zollvereins hin, wol in der Hoffnung, wenigstens die süddeutschen Staaten an sich zu ziehen. Sodann lud Kaiser Franz Joseph zum 17. Aug. 1863 einen deutschen Fürstentag nach Frankfurt a. M. und legte hier den Entwurf einer Bundes-Reformacte vor. Doch bei der bestimmten Ablehnung Preußens mußte man in der deutschen Verfassungsfrage gleich von vornherein auf jeden

wirklichen Erfolg verzichten, während die Krisis des Zollvereins sich länger hinschleppte. Bei Gelegenheit des Aufstandes in Polen betheiligte sich O. 1863 an der diplomatischen Pression, welche England und Frankreich durch identische Noten auf Rußland auszuüben suchten. Es blieb aber dieser Schritt ganz wirkungslos und diente nur dazu, die noch nicht ganz beigelegte Spannung zwischen Wien und Petersburg wieder zu vergrößern. In einem Familienpacte vom 9. April 1864 genehmigte Kaiser Franz Joseph, daß sein Bruder, Erzherzog Ferdinand Maximilian, die Kaiserkrone von Mexico annahm. Auch wurden seitdem Werbungen für eine österr.-mexic. Legion gestattet, ohne daß O. sich weiter für diese neue transatlantische Secundogenitur engagirte.

Als beim Tode König Friedrich's VII. der langjährige dänisch-deutsche Conflict zum offenen Ausbruche kam, setzten O. und Preußen ihre Eifersucht beiseite, um diese Frage der deutschen Volksbewegung und den Mittel- und Kleinstaaten aus der Hand zu nehmen. Sie betheiligten sich, unter Aufrechthaltung des sog. Londoner Protokolls von 1852, an der Bundesexecution in Holstein und verbündeten sich noch enger durch die (geheime) Convention vom 16. Jan. 1864. Dann kämpfte das österr. 6. Armeecorps unter Feldmarschallieutenant von Gablenz gegen Dänemark ruhmvoll mit, und auch ein österr. Flottengeschwader unter Tegetthoff zeichnete sich in der Nordsee aus. (S. Schleswig-Holstein.) Der definitive Friede wurde zu Wien 30. Oct. abgeschlossen, in dem König Christian IX. alle seine Rechte auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg an den Kaiser von O. und den König von Preußen abtrat. Aber es lag auf der Hand, daß bei diesem Kriege der größte Theil sowol der militärischen wie der polit. Erfolge Preußen zufallen mußte. Dazu hatte das wiener Cabinet durch das preuß. Bündniß sich die Sympathien der deutschen Mittel- und Kleinstaaten entfremdet. So ward die alte Eifersucht in O. bald wieder rege, und dies um so mehr, als Preußen in der Zollvereinsfrage keine wesentlichen Concessionen machen wollte. Der Staatsminister Schmerling sprach dann auch unumwunden aus, daß die schlesw.-holstein. Sache «total verfahren» sei. Dies Mislingen mußte der Minister des Auswärtigen, Graf Rechberg, entgelten, welcher 27. Oct. 1864 durch Graf Alex. von Mensdorff-Pouilly ersetzt wurde. Doch war O.s Stellung nicht so beschaffen, daß es die preuß. Allianz leichthin aufgeben konnte. Die Schwierigkeiten im Innern, namentlich in Ungarn und Venetien, waren sehr groß, und überdies sah sich das wiener Cabinet lebhaft beunruhigt durch die neue Annäherung zwischen Frankreich und Italien, welche in der Convention vom 15. Sept. 1864 hervortrat. Deshalb gab O. in der schlesw.-holstein. Sache vorläufig den Wünschen Preußens nach, wirkte auch mit zur Entfernung der deutschen Bundesexecutionstruppen aus Holstein und zur Einsetzung einer gemeinschaftlichen österr.-preuß. Civilbehörde für die drei Herzogthümer. Auch der Streit auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete wurde durch den Abschluß eines neuen Handelsvertrags zwischen O. und dem Zollverein 11. April 1865 beigelegt. Zugleich aber war das wiener Cabinet bemüht, mit den Mittel- und Kleinstaaten wieder enger anzuknüpfen, indem es unter der Hand die Ansprüche des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg auf Schleswig-Holstein begünstigte und die sog. preußischen Februarforderungen als unannehmbar zurückwies. Die Gegensätze verschärften sich so immer mehr, und Mitte Sommer 1865 erschien ein offener Bruch zwischen O. und Preußen als unvermeidlich. Indessen gelang die Wiederherstellung eines vorläufigen Einverständnisses durch die 14. Aug. abgeschlossene Convention von Gastein, welche bei einer Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Salzburg 20. Aug. ratificirt wurde. Demgemäß fiel das Herzogthum Lauenburg gegen eine Abfindungssumme an die preuß. Krone. Die Ausübung der Regierungsrechte in den beiden andern Herzogthümern ward getheilt, und zwar sollte Preußen dieselben in Schleswig ausüben, O. aber in Holstein, wo nunmehr Feldmarschallieutenant von Gablenz als kaiserl. Statthalter 15. Sept. 1865 die Regierung übernahm. (S. Deutschland und Norddeutscher Bund.)

Inzwischen hatte sich in den innern Verhältnissen O.s abermals ein Umschwung vollzogen. Der Versuch Schmerling's zur Durchführung der Februarverfassung war thatsächlich mislungen, da Ungarn, Kroatien und Venetien sich hartnäckig fern hielten, und dazu war der Reichsrath auf dem finanziellen Gebiet höchst unbequem geworden. So ward die Stellung Schmerling's unhaltbar, und der wiener Hof suchte wieder mit der altconservativen Partei in Ungarn anzuknüpfen, wobei Graf Moritz Esterházy, seit 1861 Minister ohne Portefeuille, als Vermittler diente. Der Kaiser Franz Joseph besuchte die ungar. Hauptstädte Pesth-Ofen, wo man ihn mit Jubel empfing, und gab das Versprechen, die Völker seiner ungar. Krone möglichst befriedigen zu wollen (6. bis 9. Juni 1865). Dann erfolgte die Ernennung des Grafen Georg Mailath, eines Altconservativen, 26. Juni 1865 zum ungar. Hofkanzler. Tags darauf reichten

Schmerling, Plener und deren Anhänger im Ministerium ihre Entlassung ein, welche auch angenommen wurde. Doch zog sich die Krisis einen Monat hin, und erst 27. Juli kam das neue Ministerium zu Stande, welches aus föderalistischen und altconservativ-ungar. Elementen zusammengesetzt war. Ministerpräsident und „Staatsminister" ward Graf Richard Belcredi, Finanzminister Graf Larisch; die Grafen Mensdorff-Pouilly, Esterházy, Mailath und der Kriegsminister blieben im Amte. An demselben Tage wurde die dritte Session des Reichsraths geschlossen. Am 20. Sept. erfolgte ein kaiserl. Manifest, durch welches die Wirksamkeit der Februarverfassung „sistirt" wurde. Als Motiv dafür ward angeführt, daß der Kaiser beschlossen habe, den Weg der Verständigung zu versuchen und dem ungar. sowie dem kroat. Landtage das Octoberdiplom und die Februarverfassung zur Annahme vorzulegen. Es sei aber rechtlich unmöglich, ein und dieselbe Bestimmung in dem einen Theile des Reichs als bindendes Gesetz gelten zu lassen, während sie in dem andern Theile zum Gegenstand der Verhandlungen gemacht werde. Doch versprach der Kaiser die Verhandlungsresultate des ungar. und kroat. Landtags, falls sie eine mit dem einheitlichen Bestande und der Machtstellung des Reichs vereinbare Modification jener Verfassungsgesetze in sich schließen würden, vor seiner eigenen Entschließung auch den legalen Vertretern der andern Kronländer vorzulegen, „um ihren gleich wichtigen Ausspruch zu vernehmen und zu würdigen". Damit war also der Reichsrath suspendirt und der Absolutismus in dem Gesammtstaate bis auf weiteres wiederhergestellt, jedoch unbeschadet der Landesverfassungen in den einzelnen Kronländern. Wirklich waren auch schon einige Tage früher die sämmtlichen Einzellandtage auf die nächsten Monate einberufen. Das kaiserl. Septembermanifest wurde von den Czechen in Böhmen mit großer Befriedigung aufgenommen und im böhm. Theater zu Prag durch eine Festvorstellung gefeiert. Aehnlich verhielten sich die Polen in Galizien. Die öffentliche Meinung und die Presse in den deutschen Erblanden sprachen sich in ganz entgegengesetztem Sinne aus, und in einer Versammlung deutscher Landtagsabgeordneter zu Wien, 27. Oct., wurde ein übereinstimmender Antrag gegen die Sistirung der Februarverfassung verabredet. Selbst die ungar. Presse bedauerte die Aufhebung des engern Reichsraths, welcher, unbeschadet eines Ausgleichs mit Ungarn, hätte fortbestehen können. Andererseits stellte sich bald heraus, daß die altconservative Partei in Ungarn wenig vermochte, und daß die vorherrschende Partei Deák's entschlossen war, sich nicht mit halben Zugeständnissen zu begnügen. Auf einer Parteiconferenz zu Pesth, 11. Nov., wurden als Forderungen Ungarns aufgestellt: erstens die Anerkennung der Rechtscontinuität, d. h. unbedingte Wiederherstellung der alten Landes-, Municipal- und Communalverfassung wie auch der Gesetzgebung vom J. 1848 nebst dem damals vom Kaiser bewilligten verantwortlichen ungar. Ministerium, und zweitens die Wiederherstellung der territorialen Integrität der ungar. Sanct-Stephanskrone, d. h. politische Wiedervereinigung der seit 1849 abgetrennten Lande Siebenbürgen, Kroatien u. s. w. mit Ungarn. In Betreff des letztern Punktes war das wiener Cabinet zu voller Nachgiebigkeit bereit und machte schon den 12. und 19. Nov. eröffneten Landtagen von Kroatien und Siebenbürgen Vorlagen wegen Wiederherstellung der alten Union. Dagegen die geforderte Rechtscontinuität, welche auf eine bloße Personalunion Ungarns mit O. hinauszulaufen drohte, dachte man nicht zu bewilligen und hoffte noch einen Ausgleich auf annehmbarere Bedingungen zu Stande zu bringen.

Am 23. Nov. 1865 erfolgte die Eröffnung der sämmtlichen Landtage der 16 slaw.-deutschen Kronländer, denen man das Septembermanifest vorlegte. Auf den Landtagen von Ober- und Niederösterreich, Schlesien, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Vorarlberg wurden sofort Adressen beantragt und fast einstimmig angenommen, welche die Rechtscontinuität der Februarverfassung wahren sollten. Aehnliche Anträge stellte die deutsche Partei auf den Landtagen von Böhmen, Mähren und Krain, aber sie unterlagen der slaw. Majorität. Die Landtage von Görz (Küstenland), Triest und Dalmatien enthielten sich jeder Aeußerung über das Septembermanifest. Desgleichen der Landtag von Tirol, dessen intolerante Mehrheit der Minister Belcredi durch Zugeständnisse in Betreff des Protestantenpatents von 1861 gewann. Es ward nämlich jetzt ausdrücklich erklärt, daß den Protestanten in Tirol wol der Erwerb von Grundbesitz und das Recht der Niederlassung zustehe, aber die Bildung von prot. Gemeinden sei nur bei Uebereinstimmung der Regierung und des Landtags zulässig. Ein Gesuch der Protestanten von Meran um Gemeinderechte war eben vorher vom Ministerium abschlägig beschieden worden. Auf den Landtagen von Galizien und Bukowina wurden sofort und ohne Widerspruch Dankadressen für das Septembermanifest votirt. Auch auf dem böhm. Landtage ward trotz dem lebhaftesten Widerstreben der deutschen Partei eine ähnliche Adresse von der czechischen Mehrheit mit Hülfe des hohen Adels und der Geistlichkeit durchgesetzt. Diese böhm. Adresse nahm Kaiser Franz Joseph

29. Dec. 1865 entgegen und stellte zugleich seine Krönung mit der böhm. Krone in Aussicht. Die Lage war damit vollends aufgeklärt; es war offenbar, daß das Ministerium Belcredi, gegenüber den verfassungstreuen Deutschen, sich auf die föderalistisch gesinnten Slawen und den ultramontanen Klerus stützen wollte. Infolge davon stieg der Uebermuth der slaw. Majoritäten in den Ländern von gemischter Bevölkerung immer höher. In Galizien, wo der vormalige Minister Goluchowski als kaiserl. Statthalter fungirte, ward seitdem das Verhältniß zwischen Polen und Ruthenen wieder äußerst gereizt. Auf dem nächsten Landtage setzte die poln. Mehrheit einen poln. Sprachzwang durch. Aus allen ruthen. Schulen, in denen bisher das Deutsche obligater Unterrichtsgegenstand gewesen, wurde dasselbe verbannt und dafür das poln. Idiom eingeführt. Einen ähnlichen Sprachzwang hatten auch die Czechen in Böhmen gegen die Deutschen geltend machen wollen, ohne daß die Regierung dem entgegentrat. Nicht minder überspannt waren die staatsrechtlichen Theorien der Czechen. Man sprach auf dem böhm. Landtag von einer Integrität der böhm. Sanct-Wenzelskrone und wollte für die Gruppe Böhmen-Mähren-Schlesien eine ähnliche Stellung im österr. Gesammtstaat beanspruchen wie die Ungarn für die Länder der Sanct-Stephanskrone. Die aufgeregte Stimmung der Czechen gab sich zu Ende Febr. 1866 in zahlreichen Excessen gegen Juden und Deutsche kund, weshalb 16. März 1866 das Standrecht über die Kreise Prag, Pisek, Tabor und Pilsen verhängt wurde.

Auch der Ausgleich mit Ungarn war nicht weiter gediehen. Am 14. Dec. 1865 hatte Kaiser Franz Joseph selbst den ungar. Landtag eröffnet. In seiner Thronrede ward die bisherige Theorie von der durch den Aufstand erfolgten Rechtsverwirkung ausdrücklich aufgegeben; die territoriale Integrität der Sanct-Stephanskrone, die alte Landesverfassung und die formelle Gesetzlichkeit der Gesetzgebung von 1848 wurden anerkannt. Aber zugleich ward betont, daß die erste unabweisliche Aufgabe sei, sich über die Ausdehnung und die künftige Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten des österr. Gesammtstaats zu einigen. Auch könnten die Gesetze von 1848 nicht wieder in Wirksamkeit treten, bevor sie nicht einer Revision unterzogen wären. Sobald das geschehen, versprach der Kaiser sich in hergebrachter Weise als König von Ungarn krönen zu lassen. Der Landtag hielt jedoch mit großer Majorität an dem Deák'schen Programm vom 11. Nov. fest; erst wenn diese Forderungen bewilligt und das verantwortliche ungar. Ministerium eingesetzt, wollte man über die Gesammtstaatsangelegenheiten und die Revision der Gesetze von 1848 unterhandeln. Eine in diesem Sinne abgefaßte Adresse ward 26. Febr. 1866 dem Kaiser überreicht. Darauf erfolgte das kaiserl. Rescript vom 3. März, welches die Ausführungen der Thronrede wiederholte. Aber der Landtag hielt in seiner zweiten Adresse, überreicht 26. April, an seinem Rechtsstandpunkt fest, und in der Antwort darauf beharrte auch der Kaiser unverändert bei seiner Willensäußerung. Seitdem stockten die Verhandlungen vor dem beginnenden Kriegslärm.

Während die innern Verhältnisse O.s in solcher allgemeinen Gärung und die Finanzen in tiefster Zerrüttung sich befanden, trug das wiener Cabinet kein Bedenken, Preußen herauszufordern. (S. Norddeutscher Bund.) Das durch den Gasteiner Vertrag wiederhergestellte Einvernehmen war nicht von langer Dauer, da beide Theile an ihrer bisherigen Politik in der schlesw.-holstein. Frage festhielten. Dazu nahm der wiener Hof es übel auf, daß Preußen bei Gelegenheit des Deutsch-Italienischen Handelsvertrags die Anerkennung des Königreichs Italien durch sämmtliche Zollvereinsstaaten vermittelte. Genug, O. war entschlossen, Preußen keinen Machtzuwachs zu gönnen und lieber das Aeußerste zu wagen. Wie es schien, vertraute man dabei auf die vermeintliche Ueberlegenheit der österr. Kriegsmacht, während man Preußen durch seinen Verfassungsconflict gelähmt glaubte. Seit Anfang März 1866 wurden Truppen in Böhmen und Galizien zusammengezogen, wobei die czechischen Tumulte zum Vorwand dienten. Auch suchte O. durch Circulardepesche vom 16. März sich des Beistandes der deutschen Bundesgenossen zu vergewissern. Preußen rüstete und fand einen bereitwilligen Bundesgenossen an Italien, das sich vorbereitete, um einen Kampf für die Befreiung Venetiens zu beginnen. So mußte O. nach beiden Seiten hin Front machen. Den Oberbefehl über die Südarmee erhielt Erzherzog Albrecht, den Oberbefehl über die Nordarmee Feldzeugmeister von Benedek. Noch wurden langwierige, aber vergebliche Unterhandlungen über die Frage der Abrüstung geführt. Auch boten die neutralen Großmächte ihre Vermittelung an. Gegen Ende Mai wurden O., Preußen, Italien und der Deutsche Bund eingeladen, eine Friedensconferenz in Paris zu beschicken, wo die venet. und die schleswig-holstein. Frage sowie die inzwischen von Preußen angeregte Frage der deutschen Bundesreform verhandelt werden sollte. Alle nahmen die Einladung an; nur O. machte

den Vorbehalt, daß bei den Verhandlungen jede Combination ausgeschlossen bleiben müsse, welche darauf berechnet sei, einem der eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung oder einen Machtzuwachs zu verschaffen (1. Juni 1866). Dadurch ward die Friedensconferenz unmöglich gemacht. An demselben Tage stellte O. die Entscheidung der schleswig-holstein. Sache dem Deutschen Bunde anheim, was Preußen für eine Verletzung der Allianz vom 16. Jan. 1864 sowie des Gasteiner Vertrags erklärte. Am 7. Juni 1866 rückten preuß. Truppen in Holstein ein, worauf der österr. Statthalter von Gablenz ohne Widerstand vor der Uebermacht zurückwich und mit seiner Brigade nach Böhmen heimkehrte. Darüber erhob O. am Bundestage Beschwerde, und 14. Juni ward daselbst mit Stimmenmehrheit die sofortige Mobilisirung des ganzen deutschen Bundesheers, mit Ausnahme der preuß. Corps, beschlossen. O. erhielt dadurch nur einen geringfügigen Machtzuwachs. Preußen, das nunmehr den deutschen Bundesvertrag für gebrochen und erloschen erklärte, wußte sich durch Waffengewalt oder Verträge die Herrschaft über Norddeutschland zu sichern. Nur König Johann von Sachsen vermochte seine Armee nach Böhmen zu führen und schloß sich der österr. Nordarmee an. Die süddeutschen Staaten stellten allerdings zwei (7. und 8.) Bundesarmeecorps auf, zu denen eine österr. Division stieß; aber diese Truppen waren den Preußen keineswegs gewachsen und vermochten nicht nachhaltigen Widerstand zu leisten.

Nachdem Kaiser Franz Joseph 17. Juni 1866 sein Kriegsmanifest an die Völker O.s erlassen, entbrannte der Krieg zugleich auf beiden Seiten. Die Südarmee unter Erzherzog Albrecht kämpfte glücklich. Als die Italiener unter König Victor Emanuel 23. Juni den Mincio überschritten, wurden sie bei Custozza 24. Juni geschlagen und mußten über den Fluß zurückgehen. Für O. sehr ungünstig verlief dagegen der Krieg im Norden. (S. Preußisch-deutscher Krieg.) Nachdem die preuß. Hauptmacht unter wiederholten Gefechten sich in Böhmen vereinigt hatte, wurde die österr. Nordarmee unter Benedek 3. Juli bei Königgrätz (s. d.) vollständig geschlagen, sodaß die Straße nach Wien den siegreichen Preußen offen stand. In dieser Lage that Kaiser Franz Joseph einen höchst überraschenden Schritt, indem er 4. Juli Venetien an den franz. Kaiser Napoleon III. abtrat und dessen Vermittelung zur Herbeiführung des Friedens in Anspruch nahm. Die Absicht war offenbar, einen Separatfrieden mit Italien zu erlangen, um auch die österr. Südarmee gegen Preußen verwenden zu können; vielleicht hoffte man gar, die franz. Bundesgenossenschaft auf diesem Wege zu gewinnen. Zugleich ward Benedek seines Commandos enthoben und an seiner Stelle Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt; auch wurde sofort ein Theil der Südarmee nach dem nördl. Kriegsschauplatz berufen. Diese Maßregeln änderten indeß nichts an der Sachlage. Allerdings nahmen sämmtliche kriegführende Mächte die franz. Vermittelung an, aber Italien wollte sich auf kein Separatabkommen einlassen und setzte trotz der Abmahnungen Napoleon's III. den Krieg fort, doch ohne wirkliche Erfolge. Während die Oesterreicher das Venetianische verließen, rückten die Italiener in diese Provinz ein. Ein Theil des Cialdini'schen Corps drang auf mehrern Punkten in Tirol vor und besetzte den Toblachpaß. Eine Abtheilung der Garibaldi'schen Freiwilligen unter Medici gelangte bis Pergine in der Nähe von Trient. Inzwischen aber erfocht 20. Juli der österr. Admiral Tegetthoff bei der dalmat. Insel Lissa (s. d.) einen Seesieg über die ital. Flotte unter Persano. Andererseits drang die preuß. Hauptmacht durch Böhmen und Mähren bis an die Donau vor und bedrohte Wien. Nunmehr wurden im preuß. Hauptquartier zu Nikolsburg unter franz. Vermittelung Verhandlungen eröffnet, und 26. Juli kamen daselbst der Waffenstillstand und die Friedenspräliminarien zwischen O. und Preußen zum Abschluß. Erst 12. Aug. folgte der Waffenstillstand zwischen O. und Italien. Der definitive österr.-preuß. Friedensschluß erfolgte sodann zu Prag 23. Aug. auf Grundlage der Nikolsburger Präliminarien. O. willigte hiernach in seine Ausscheidung aus Deutschland, anerkannte im voraus den unter Preußens Führung zu begründenden Norddeutschen Bund sowie die in Norddeutschland vorzunehmenden Territorialveränderungen und überließ alle seine Anrechte auf Schleswig-Holstein der preuß. Krone. Dagegen ward die territoriale Integrität des Königreichs Sachsen ausbedungen. Auch verpflichtete sich O., 40 Mill. Thlr. Kriegskosten zu bezahlen, worauf jedoch 15 Millionen als Kriegskosten aus dem schleswig-holstein. Feldzuge des Jahres 1864 und 5 Millionen als Aequivalent für die Verpflegung der preuß. Occupationstruppen in Böhmen und Mähren während des Waffenstillstandes zugute gerechnet werden sollten. Außerdem ward im Prager Frieden constatirt, daß Napoleon III. sich bereit erklärt habe, nach dem Friedensschlusse Venetien an das Königreich Italien zu übergeben, und O. trat dieser Erklärung auch seinerseits bei. Der definitive Friedensvertrag zwischen O. und Italien kam jedoch erst 3. Oct. in

Wien zu Stande. In diesem ward die Abtretung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs innerhalb seiner bisherigen Grenzen nochmals bestätigt, wogegen Italien sich verpflichtete, die auf jener Provinz haftenden Schulden zu übernehmen und außerdem 35 Mill. Fl. als Venetiens Antheil an der Anleihe von 1854 und für den Werth des nichttransportablen Kriegsmaterials zu bezahlen. Zugleich bedang O. aus, daß alle geborenen und angeheiratheten Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses in den vollen und ungeschmälerten Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Privateigenthums in Italien wiedereintreten sollten, was vorzugsweise den entthronten österr. Nebenlinien von Toscana und Modena zugute kam. Von den sonstigen im Züricher Frieden von 1859 vorbehaltenen Ansprüchen war keine Rede mehr, sondern O. hatte nunmehr thatsächlich und rückhaltlos das Königreich Italien in seinem gegenwärtigen Bestande anerkannt. Unmittelbar nach der Ratification des Friedens räumten die österr. Truppen ihre letzten Positionen in Venetien, die Festungen Peschiera, Verona, Mantua, Legnago und die Hauptstadt Venedig (19. Oct.). Als Commissar des Kaisers Napoleon III. war der franz. General Leboeuf erschienen, welcher die Plätze von den österr. Militärcommandanten übernahm und dann den eigenen Municipalbehörden übergab. In Gemäßheit der Verabredungen zwischen Frankreich und Italien fand darauf in ganz Venetien eine allgemeine Volksabstimmung (21. und 22. Oct.) statt, wobei sich 651758 Stimmen für den Anschluß an das Königreich Italien und nur 69 dagegen erklärten. Dieses venet. Plebiscit ward durch eine Deputation zu Florenz 4. Nov. dem König Victor Emanuel überreicht. Gleichzeitig überlieferte der ital. Friedensunterhändler General Menabrea dem Könige die lombard. Eiserne Krone (s. d.), welche O. zurückgegeben hatte. An demselben Tage erfolgte das königl. Decret über die Besitzergreifung Venetiens, und 7. Nov. 1866 hielt Victor Emanuel seinen feierlichen Einzug in die Stadt Venedig, wo die Wiedervereinigung mit Italien durch glänzende Feste gefeiert wurde.

Seit den Prager und Wiener Friedensschlüssen begann ein abermaliger Umschwung in den innern Verhältnissen O.s. Am 30. Oct. 1866 wurden die Minister Graf Mensdorff-Pouilly und Graf Esterházy auf ihr Ansuchen entlassen, und das Ministerium des Auswärtigen erhielt der bisherige königl. sächs. Ministerpräsident Freiherr von Beust, welcher seine Amtsthätigkeit mit einem sehr versöhnlichen Rundschreiben begann. Zwischen Beust und dem Staatsminister Belcredi trat jedoch bald ein Zwiespalt hervor, und als der erneute Versuch, sich mit den Ungarn auf der bisherigen Grundlage zu verständigen, fehlschlug, kam es Anfang Febr. 1867 zu einer ziemlich langwierigen Krisis im Ministerium, die mit dem Rücktritt der föderalistisch gesinnten Minister Belcredi und Larisch sowie des altconservativen ungar. Hofkanzlers Mailáth endete. Das sog. Staatsministerium (Ministerium des Innern für die slaw.-deutschen Länder) übernahm Graf von Taaffe, das Finanzministerium der Freiherr von Beke; ein ungar. Hofkanzler ward nicht wieder ernannt. Nun hatte Beust die unbestrittene polit. Leitung, und er versuchte jetzt die österr. Monarchie auf der Grundlage des Dualismus zu reconstruiren. Die Forderungen der Ungarn wurden bewilligt, auch ein verantwortliches ungar. Ministerium unter Vorsitz des Grafen Gyula Andrássy ernannt, welches 23. Febr. seine Functionen antrat und 14. März zu Ofen dem Kaiser selbst den Diensteid leistete. Seitdem zeigte sich der ungar. Landtag geneigt zu einer Verständigung über die künftige Behandlung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Die slaw.-deutschen Provinzen beabsichtigte Beust zu einem Gesammtorganismus unter dem wiederhergestellten engern Reichsrath und der Februarverfassung zu vereinigen, und hiernach trat man nun den föderalistischen Bestrebungen entschieden entgegen. Als die slaw. Majorität auf den Landtagen von Böhmen, Mähren und Krain sich weigerte, Abgeordnete zum Reichsrath zu wählen, wurden dieselben aufgelöst und Neuwahlen angeordnet, welche die deutsche Partei ansehnlich verstärkten. Demnach sollte das reorganisirte O. aus zwei gleichberechtigten Hälften bestehen, einerseits den Ländern der Sanct-Stephanskrone unter dem ungar. Ministerium und Landtage zu Ofen-Pesth, andererseits der slaw.-deutschen Staatengruppe unter dem Ministerium und Reichsrath zu Wien. Ueber beiden aber sollte die Centralregierung zu Wien die gemeinschaftlichen Angelegenheiten besorgen. Ob man dabei auch eine constitutionelle Mitwirkung durch Delegationen der beiden großen legislativen Körperschaften beabsichtigte, blieb vorläufig dahingestellt.

Unter den neuern Werken über die Geschichte O.s sind hervorzuheben: «Genersich, «Geschichte der österr. Monarchie von den ältern Zeiten bis zum Frieden von Paris» (8 Bde., Wien 1815—17); Coxe, «Geschichte des Hauses O.» (deutsch von Dippoldt und Wagner, 4 Bde., Lpz. 1810—17); Schneller, «Staatengeschichte des Kaiserthums O.» (4 Bde., Gratz 1817—19); Mailath, «Geschichte des österr. Kaiserstaats» (5 Bde., Hamb. 1834—50); Lichnowsky, «Geschichte des Hauses Habsburg» (8 Bde., Wien 1836—44); Coeckelberghe

de Dutzele, «Histoire de l'Empire d'Autriche» (6 Bde., Wien 1845); Tomek, «Handbuch der österr. Geschichte» (2 Bde., Prag 1858 fg.). Einzelne Perioden behandelten außer Chmel, A. Arneth (s. d.) und vielen andern: Büdinger, «Oesterr. Geschichte bis zum Anfange des 13. Jahrh.» (Lpz. 1858), Springer, «Geschichte O.s seit dem Wiener Frieden» (2 Bde., Lpz. 1864—65), und Bidermann, «Geschichte der österr. Gesammtstaatsidee» (Bd. 1, Innsbr. 1867). In neuerer Zeit wurde zur Pflege der quellenmäßigen Forschung auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte 22. Dec. 1847 eine permanente Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien ernannt, welche seit 1848 ein «Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen» (1851—59 mit einem «Notizenblatt» als Beilage) und seit 1849 die «Fontes rerum Austriacarum» herausgibt. Vgl. Schmit, Ritter von Tavera, «Bibliographie zur Geschichte des österr. Kaiserstaats» (Abth. 1, Wien 1858).

Oesterreichischer Erbfolgekrieg. Als mit dem Tode Kaiser Karl's VI. (s. d.) 20. Oct. 1740 dessen älteste Tochter, die Königin Maria Theresia (s. d.), in Gemäßheit der Pragmatischen Sanction (s. d.) die Herrschaft über die gesammten Länder der österr. Monarchie antrat, sah sie von verschiedenen Seiten ihr Erbfolgerecht angefochten, und zugleich wurden anderweitige Ansprüche erhoben. Friedrich II. von Preußen ergriff zuerst die Gelegenheit, um ein altes Recht seines Hauses auf die schles. Herzogthümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und Jägerndorf geltend zu machen. Er rückte Dec. 1740 in Schlesien ein und ließ gleichzeitig durch seinen Gesandten Graf Gotter in Wien die Abtretung von ganz Schlesien oder doch eines «guten Theils» davon fordern, wogegen er sich erbot, der Königin Maria Theresia mit aller Macht gegen ihre andern Feinde beizustehen, 2 Mill. Thaler vorzuschießen und bei der bevorstehenden Kaiserwahl die brandenb. Kurstimme ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz Stephan (s. d.) von Toscana, zu geben. Da diese Vorschläge abgewiesen wurden, so mußten die Waffen entscheiden. (S. Schlesische Kriege.) Unterdeß hatte der Kurfürst von Baiern, Karl Albrecht, der einzige, welcher die Pragmatische Sanction niemals anerkannt hatte, gegen die Thronbesteigung Maria Theresia's protestirt und als Nachkomme von Kaiser Ferdinand's I. Tochter Anna auf Grund eines Erbvertrags vom J. 1546 die ganze habsburgische Erbschaft beansprucht. Auch Spanien, gestützt auf alte Erbverträge zwischen der österr. und span. Linie des Hauses Habsburg, erhob Erbansprüche. Desgleichen der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August III., welcher mit der ältesten Tochter Joseph's I. vermählt war. Diese Sachlage wollte Frankreich benutzen, um die alte Erbfeindschaft zu befriedigen und die österr. Monarchie zu zertrümmern. Zu Nymphenburg bei München ward 18. Mai 1741 ein Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Baiern abgeschlossen, dem nachträglich Sachsen und Preußen beitraten, 1. Nov. 1741. Auch noch andere Staaten wurden zur Theilnahme herangezogen, so die Könige von Neapel und Sardinien, die Kurfürsten von der Pfalz und von Köln. Zugleich fanden insgeheim Verabredungen statt über die Theilung Oesterreichs, wonach der Haupttheil nebst der deutschen Kaiserkrone an den Kurfürsten von Baiern fallen sollte. Bereits im Sept. 1741 hatte der Erbfolgekrieg begonnen. Kurfürst Karl Albrecht, an der Spitze seines Heeres und eines franz. Hülfscorps unter Marschall Belleisle, drang in Oberösterreich ein, wo er in Linz die Huldigung als Erzherzog entgegennahm. Von da wandte er sich nach Böhmen, wo bereits ein sächs. Heer eingedrungen war. Prag wurde 27. Nov. genommen, und hier ließ der Kurfürst 19. Dec. 1741 sich als König huldigen. Dann begab er sich nach Frankfurt a. M., wo er unter dem Namen Karl VII. (s. d.) als deutscher Kaiser 24. Jan. 1742 gekrönt wurde. Gleichzeitig griff ein span.-neapolit. Heer die österr. Besitzungen in Italien (Lombardei, Parma, Piacenza und Guastalla) an. In dieser Noth nahm Maria Theresia ihre Zuflucht zu den Ungarn, die sie auf dem Reichstage zu Presburg 11. Sept. 1741 mit dem größten Enthusiasmus aufnahmen. Der ungar. Heerbann ward aufgeboten, und das dadurch verstärkte österr. Heer unter Khevenhüller nahm Oesterreich wieder und drang von da aus im Febr. 1742 nach Baiern vor, wo die Oesterreicher furchtbar hausten, aber sich wieder zurückziehen mußten. Weniger Erfolg hatte ein zweites österr. Heer in Böhmen, während gleichzeitig Friedrich II. Mähren angriff. Da entschloß sich Maria Theresia, auf Anrathen Englands, mit Preußen den Frieden zu Breslau 11. Juni 1742 zu schließen, indem sie Schlesien nebst Glatz abtrat. Auch Sachsen trat diesem Friedensschlusse bei. Somit von dem gefährlichsten Gegner befreit, erhielt Maria Theresia zugleich einen mächtigen Bundesgenossen. England, welches keinen Machtzuwachs Frankreichs dulden wollte, hatte schon seit Anfang des Kriegs Subsidien gezahlt, entschloß sich aber jetzt, offenen Beistand zu leisten. Auch Sardinien wurde durch engl. Geld und eine kleine österr. Gebietsabtretung auf die Seite Oesterreichs gezogen. Eine engl. Flotte erschien an der Küste Italiens und zwang Neapel zur Neutralität. Ein engl. Heer, durch hannov.,

österr. und heff. Truppen verstärkt, die sog. Pragmatische Armee, sammelte sich in den österr. Niederlanden. Damit begann ein vollständiger Wechsel des Kriegsglücks. Die österr. Besitzungen in Italien wurden befreit. Nach tapferer Gegenwehr mußte auch Belleisle Prag räumen und im Dec. 1742 seinen Rückzug über Eger bewerkstelligen. So war die österr. Monarchie wieder ganz hergestellt. Dazu wurde nun auch Baiern von den Oesterreichern erobert und zur Huldigung gezwungen, Mai und Juni 1743. Die Pragmatische Armee unter Führung des engl. Königs Georg II. schlug die Franzosen unter Marschall Noailles 27. Juni bei Dettingen am Main, trieb dieselben über den Rhein zurück und drang bis Worms vor, wo dann, durch engl. Geld bewogen, auch Sardinien 13. Sept. und Sachsen 20. Dec. 1743 der österr. Allianz beitraten. Im nächsten Frühjahre 1744 überschritt ein österr. Heer den Rhein und drang in dem Elsaß vor. Gleichzeitig war der Krieg zur See zwischen England und Frankreich ausgebrochen und verlief für die Franzosen unglücklich. Unter diesen Verhältnissen wurde König Friedrich II. von Preußen besorgt um den Besitz von Schlesien und entschloß sich, der steigenden Macht Oesterreichs Einhalt zu thun. Am 22. Mai 1744 vereinigte er sich mit Baiern, Kurpfalz, Hessen-Kassel und Frankreich durch die sog. Frankfurter Union «zur Aufrechthaltung des Deutschen Reichs und dessen Oberhaupts» und erneuerte im Aug. 1744 durch einen Angriff auf Böhmen den Krieg gegen Maria Theresia. Infolge dessen mußten sich die Oesterreicher von der franz. Grenze zurückziehen und auch Baiern räumen. Bald darauf starb Kaiser Karl VII., 20. Jan. 1745, und sein Sohn Maximilian Joseph schloß mit Oesterreich 22. April den Separatfrieden zu Füssen, in dem er allen Erbansprüchen entsagte. Auch erlangte jetzt der Gemahl Maria Theresia's unter dem Namen Franz I. die deutsche Kaiserkrone (13. Sept.). Andererseits verstand sich Maria Theresia nach wiederholten Niederlagen auf Anrathen Englands dazu, mit Preußen, unter Anerkennung des vorigen Besitzstandes, Frieden zu schließen, dem auch Sachsen beitrat, zu Dresden 25. Dec. 1745. Somit hatten sich alle ausschließlich deutschen Staaten vom Kriege zurückgezogen, und auf deutschem Boden ward der Friede wiederhergestellt. Dagegen dauerte der Kampf fort in Italien und den österr. Niederlanden zwischen Oesterreich, England, der niederländ. Republik und Sardinien einerseits, Frankreich und Spanien andererseits. Desgleichen auch der Krieg zur See und in den Colonien, bei dem England fortwährend die Oberhand behielt. Am meisten wechselte das Kriegsglück in Italien. 1745 fielen die österr. Besitzungen daselbst in die Gewalt der Franzosen, und der König von Sardinien wurde so hart bedrängt, daß er sich kaum in Piemont und Savoyen halten konnte. Zudem hatte die Republik Genua, durch unberechtigte Anforderungen Oesterreichs gereizt, sich zu dessen Feinden gesellt. Als aber nach dem Dresdener Frieden Maria Theresia Verstärkungen schickte, gewann sie bald das Verlorene wieder. Auch die Stadt Genua ward 6. Sept. 1746 erobert, aber schon 5. Dec. 1746 durch einen Volksaufstand wieder befreit. Die Oesterreicher und Sardinier drangen sogar in das südl. Frankreich ein, doch mußten sie sich bald wieder zurückziehen. Ein Angriff der Franzosen auf Piemont wurde abgeschlagen, aber es gelang denselben wenigstens das belagerte Genua zu entsetzen, April bis Juni 1747. Am glücklichsten fochten die Franzosen in den österr. Niederlanden, wo der berühmte Marschall von Sachsen, Graf Moritz (s. d.), befehligte. Derselbe siegte bei Fontenay 12. Mai 1745, bei Raucour 11. Oct. 1746, bei Laffeld 2. Juli 1747 und eroberte nicht nur fast die ganzen österr. Niederlande, sondern auch die holländ. Festungen Bergen-op-Zoom und Mastricht. Unterdeß hatte der Prätendent Karl Eduard (s. d.), aus dem Hause Stuart, auf franz. Veranlassung eine Invasion in England versucht, welche aber durch die Niederlage bei Culloden 27. April 1746 ein trauriges Ende nahm. Endlich trat Rußland, durch engl. Geld bewogen, auf Oesterreichs Seite, 2. Juni 1747, und ein russ. Hülfsheer rückte durch Deutschland gegen den Rhein vor. Dadurch wurde Frankreich veranlaßt, den Frieden zu suchen. Im April 1748 ward ein Congreß zu Aachen (s. d.) eröffnet, wo der Präliminarvertrag 30. April und 25. Mai, der definitive Friede 18. Oct. 1748 zu Stande kam. Ueberall ward der Besitzstand wie vor dem Kriege wieder hergestellt, nur daß Oesterreich jetzt auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Don Philipp von Spanien abtreten mußte. Dagegen ward die Pragmatische Sanction ausdrücklich garantirt.

Ostfalen war der seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. vorkommende Name der östl. Abtheilung des sächs. Völkerbundes, welche östlich von Engern (s. d.), vom Harz bis zur Elbe in dem heutigen Braunschweig und den hannov. Landdrosteien Hildesheim und Lüneburg wohnte. Der Name erhielt sich auch später noch für diesen Theil des Herzogthums Sachsen bis zu dessen Auflösung unter Heinrich dem Löwen, der hier in O. den größten Theil seiner Stammgüter hatte.

Ostfriesland, früher ein deutsches Fürstenthum, bis 1866 nebst dem Harlingerland (s. d.)

die hannov. Landdrostei Aurich (s. d.) bildend, liegt im nordwestl. Winkel Deutschlands, wird von der Nordsee, Holland, Meppen und Oldenburg begrenzt und zählte 3. Dec. 1864 auf einem Areal von 54,5 Q.-M. 193607 meist prot. E. Von den Nachkommen der alten Friesen (s. d.) bewohnt, war das Land im Mittelalter in viele Herrschaften getheilt. Edzard Cirksena von Greetsiel vereinigte mit Zustimmung des Volks um 1430 den größten Theil von O. Sein Bruder wurde 1454 Reichsgraf, ein anderer Nachfolger 1654 Reichsfürst. Bedeutend unter den Cirksenas steht zu Anfang des 16. Jahrh. ein anderer Edzard da, den die Ostfriesen den Großen nannten. Der letzte Cirksena starb 1744, und infolge kaiserl. Anwartschaft ergriff Preußen von Emden aus Besitz, bevor Hannover und andere Prätendenten den Tod jenes Fürsten erfuhren. 1806 wurde O. Holland, 1810 dem franz. Kaiserreiche einverleibt; 1815 von Preußen an Hannover abgetreten, kam es durch Eroberung 1866 an ersteres zurück. O. ist flach und meist tiefer als die See zur Zeit der Flut, gegen welche es durch künstliche Anlagen geschützt wird. Schiffbare Flüsse sind Ems und Leda; jene bildet den Dollart (s. d.). Im Innern sind mehrere fischreiche Seen. Der Boden ist Moor, Sand (Geest) und Marsch; das Moor wird nutzbar zum Bau von Buchweizen und anderm Korn durch das Moorbrennen, hauptsächlich aber durch Abgraben des Torfes bis auf den Sandboden, den man mit Moorerde stark mischt und fruchtbar macht. Zur Entwässerung des Hochmoores und zum Verfahren des Torfes u. s. w. dienen Kanäle, die zur See führen, längs denen Moorcolonisten sich anbauen. Die größte dieser an Kanälen belegenen Moorcolonien (Fehne) ist Papenburg; nächstdem sind bedeutend Rhauderfehn und Großefehn. Ueppig fruchtbar ist an der See, Ems und Leda die Marsch, sowol die alte als die neue, eingedeichte (Polder, Groden). Waldung ist wenig; an Wild finden sich Hasen, einige Rehe, Rebhühner, Schnepfen, Enten, auch Adler und auf den Inseln Kaninchen. Der Ostfriese hat aus der Urzeit und dem Mittelalter viel Germanisches festgehalten, namentlich die Selbständigkeit des Gemeindelebens. Der Gegensatz gegen das Binnendeutsche nährt sein Selbstgefühl, auch einen gewissen Sondersinn. Die fries. Sprache ist längst durch das Plattdeutsche verdrängt; nur noch auf den Inseln (Wangeroge) wird eine alterthümliche fries. Mundart gesprochen. Hauptzweige des Erwerbs sind Ackerbau, Viehzucht, Seefahrt. Der Ackerbau der Bauern unterscheidet sich vortheilhaft von dem in Oldenburg, Meppen und weiterhin; sehr blühend ist er in der üppigen Marsch, viele Bauerhöfe gleichen Edelsitzen. Die Viehzucht fördert der üppige Graswuchs, diesen das feuchte Klima. Hauptproducte sind Pferde, schweres Rindvieh, Fettgänse, Getreide, Raps, Torf. Die Ostfriesen sind, wie alle Friesen, geborene Seeleute; sie bauen und besitzen viele Seeschiffe, die aber meist fremdem Handel dienen müssen. Bedeutend ist der eigene Fischfang; der Heringsfall bei Schottland ist in Verfall gerathen. Der Fabrikfleiß ist gering; die vielen Ziegeleien (an 200) werden fast nur durch Arbeiter aus dem Lippeschen betrieben. Ueberhaupt bilden große Strebsamkeit und vieler Wohlstand starke Gegensätze zu vieler träger, nackter Armuth. Die Ostfriesen sind meist evangelisch und zwar etwa 131200 lutherisch, etwa 54800 reformirt. Daneben gibt es Mennoniten, Herrnhuter, Katholiken und Juden, zusammen etwa 6500. Seestädte sind Emden (s. d.), Leer (s. d.), Norden (6119 E.); Binnenstädte Aurich (4608 E.) und Esens (2361 E.). An der Küste hin ziehen sich schützend mehrere Inseln, unter ihnen Borkum (500 E., Leuchtthurm und Seebad) und Nordernei mit einem Seebade. Vgl. Arends, «O. und Jever» (3 Bde., Emden 1820); Friccius, «Hinterlassene Schriften» (herausg. von Beitzke, Berl. 1867).

Ostgothen, s. Gothen.

Ostheim oder Ostheim vor der Rhön, eine Stadt des weimar. Fürstenthums Eisenach, an der Streu und am Rhöngebirge, 2¼ M. im SW. von Meiningen, ist der Hauptort eines Justizamts, welches früher nach dem in der Nähe liegenden, größtentheils zerstörten und durch einen 120 F. hohen Thurm ausgezeichneten Bergschlosse Lichtenberg benannt wurde und, von dem Haupttheil des Fürstenthums getrennt, ganz von bair. Gebiete umschlossen ist und auf 1,13 Q.-M. 3797 E. zählt. Die Stadt hat 2429 E. (1864), zahlreiche Mühlen und Gerbereien, ist aber besonders bekannt durch den Bau der Zwergkirschen, deren erste Stämme der dortige Arzt Klinghammer 1714 aus der Sierra-Morena in Spanien mitbrachte und anpflanzte. Die Ostheimer Kirschen oder Ostheimer Weichseln sind mittelgroß, schwarzroth, haben zartes, gewürzhaftes, etwas säuerliches Fleisch, reifen Ende Juli und lassen sich gut trocknen.

Ostia (d. h. Mündungen), eine Stadt in Latium am Ausflusse des Tiber, nach der Ueberlieferung die älteste Colonie Roms, von Ancus Marcius gegründet, war für die etwa 3¾ M. entfernte Hauptstadt wichtig, theils wegen der in der Nähe befindlichen Salzwerke, weit mehr aber als Landungsplatz für die seewärts kommenden Schiffe, welche die Einfuhr, namentlich

das sicil. und afrik. Getreide nach Rom brachten. Daher wurde auch die eine der vier quästorischen Provinzen, in welche später Italien aus staatswirthschaftlichen Gründen getheilt wurde, von O. als ihrem Sitz Provincia Ostiensis genannt. Ein eigentlicher Hafen war nicht vorhanden, und die Versandung der Einfahrt bewog den Kaiser Claudius, an der Ausmündung des rechten Arms des Tiber, nördlich von O., einen geräumigen und prächtigen, später von Trajan erweiterten Kunsthafen anzulegen, der den Namen Portus Romanus oder auch Portus Augusti erhielt, und bei welchem ein Ort, ebenfalls Portus genannt, entstand, dessen Aufblühen das Herabkommen von O. zur Folge hatte. Im Mittelalter sind diese Anlagen, trotz mehrfacher Wiederherstellungen, gänzlich verschwunden. Die Ruinen des alten O., in denen mehrmals interessante Ausgrabungen gemacht worden sind, liegen infolge der Anschwemmung von Sand jetzt $^1/_2$ M. vom Ufer entfernt. Nahe bei ihnen liegt in ungesunder Gegend das neue O., ein Städtchen mit etwa 250 E. (von denen die Mehrzahl im Sommer wegen der gefährlichen Ausdünstungen der benachbarten, hauptsächlich von Büffeln bewohnten Sümpfe entflieht), einem bischöfl. Palast und einer Kirche, in früherer Zeit gegen die Landungen der Sarazenen befestigt.

Ostindien im weitesten Sinne des Worts werden alle die Länder Asiens genannt, welche im Südosten des Hochlandes von Iran und im Süden des Hochlandes von Tibet und China liegen, sowie die Inseln, welche diese Länder im Indischen Ocean umgeben, gemeinhin der östliche oder Indische Archipelagus heißen. Von den Alten schlechthin Indien (s. d.) genannt, erhielten diese Länder seit der Benennung der amerik. Inseln mit dem Namen Westindien (s. d.) durch Columbus im Gegensatze zu diesem den Namen O. Dieses O. zerfällt in drei Hauptglieder: in Vorderindien, Hinterindien und den Indischen Archipel.

Vorderindien oder O. im engern Sinne, auch Indien diesseit des Ganges genannt, weil das Delta des Ganges und Brahmaputra im Osten es von Hinterindien oder der Halbinsel jenseit des Ganges scheidet, bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Ecken nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, während die Seiten desselben im Nordosten vom Himalajagebirge, im Nordwesten vom Indus, hinter dem gleich das Hochland von Iran steil emporsteigt, im Südosten vom Bengalischen Meerbusen und im Südwesten vom Arabischen Meere begrenzt werden. Dieses Viereck, von etwa 65000 Q.-M. Flächenraum, zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach wieder in zwei Haupttheile, die ungleich große Dreiecke bilden und durch eine Linie getrennt werden, welche sich von Osten nach Westen, in gleicher Richtung mit dem Vindhyagebirge laufend, von der Mündung des Ganges zu der des Indus erstreckt, nämlich in Hindostan und in Dekan. Hindostan, d. h. Land der Hindu, das nördliche jener beiden Dreiecke, ist dem größten Theile seines fast 35000 Q.-M. betragenden Flächenraums nach ein Tiefland, das nur an seiner Nordostseite, dem südwestl. Abfall des Himalaja (s. d.), und, jedoch in geringerm Grade, auf der Südseite, dem Nordabhange des vom Dekan es trennenden Vindhyagebirgs, zum Gebirgsland wird, so aber eine einzige Ebene bildet, die vom Ausflusse des Ganges bis zu dem des Indus und längs desselben auf seiner linken Seite hinauf bis zum Nordwestende des Himalaja reicht und etwa 21700 Q.-M. einnimmt. Hindostan besteht daher aus dem gesammten Stromgebiete des Ganges (s. d.) und dem linken Stromgebiete des Indus (s. d.), welche beide durch keine bemerkbare Wasserscheide getrennt sind, sodaß die untern Stufenländer des Indus und des Ganges eine ununterbrochene Ebene, ein zusammenhängendes Tiefland bilden, dessen Ostspitze der Brahmaputra (s. d.), nachdem er das Himalajagebirge durchbrochen, begrenzt. Dagegen sind in Bezug auf die Natur ihres Bodens beide Stromlandschaften sehr voneinander verschieden. Denn während die Ebene des Ganges oder die Hindebene eine fruchtbare, wasserreiche Culturfläche bildet, findet sich in der Fläche, welche der Indus und dessen Zuflüsse des linken Ufers durchströmen, der Sindebene, im ganzen ein weit magerer Boden, der nur im Pendschab (s. d.) theilweise gut angebaut, sonst aber auch von vielen wüsten Strecken durchzogen ist. Die bedeutendste dieser letztern ist die große salzige Sandwüste Tharr (engl. Thurr), die im Osten des Ueberschwemmungsbezirks des Indus in einer Breite von 20—40 und in einer Länge von 100 M. im Norden des Rinn (engl. Runn), einer Morastniederung von 300 Q.-M. südöstlich vom Ausflusse des Indus, parallel mit diesem Flusse nordwärts sich ausdehnt.

Das Dekan oder Dekhan (engl. Deccan, bei den Griechen Dachinabades, im Sanskrit Dakschinâpatha, vulgär Dakhinâbadha, d. h. Südweg oder Land der Rechten), die eigentliche vorderind. Halbinsel, hängt an ihrer Nordseite mit Hindostan zusammen und erstreckt sich von hier aus in Gestalt eines Dreiecks zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem Arabischen Meere hin, bis sie im Süden mit einer stumpfen Spitze endigt. Mit der zu ihr zu rechnenden Insel Ceylon (s. d.) nimmt das Dekan einen Flächenraum von etwa 30000 Q.-M. ein

und ist (von den nur 5—6000 Q.-M. einnehmenden Küstenebenen abgesehen) ein Hochland, dessen Scheitel von Randgebirgen eingeschlossen und begrenzt wird. Den Nordrand längs der Grenze Hindostans, die Basis des Dreiecks von Dekan, bildet das Vindhyagebirge, welches sich von der südöstlich von der Indusmündung zwischen den Golfen von Katsch (engl. Cutch) und Cambay gelegenen Halbinsel Guzerate (s. d.) ostwärts bis zum Quellenlande des Nerbudda erstreckt. Es besteht aus mehrern parallelen Bergketten, die sehr zerklüftet, wenig zugänglich, darum auch noch nicht genug bekannt sind und in ihren Culminationspunkten nur etwa die Höhe der Vogesenkuppen haben. Gegen Süden fällt das Gebirge sehr steil zu dem tiefeingeschnittenen Längenthale des Nerbudda (s. d.) ab, ebenso im Westen zu dessen Mündungslande am Meerbusen von Cambay. Nur im Osten, in der Quellgegend dieses Stroms, hängt das Gebirge durch plateauartige, 2000 F. hohe Berge mit dem Innern Dekans zusammen, während es von dort niedrige Fortsetzungen zum untern Ganges sendet. An diese Basis lehnt sich das eigenthümliche Plateau- und Bergland Mittelindien (das Central-India der Engländer), welches 1500—2500 F. hoch ist und sich nordwärts zur Dschamna (s. d.) abstuft, der es den Tschambal und überhaupt seine bedeutendsten Zuflüsse zusendet. Im Osten heißt das Plateau Bandelkand, in der Mitte Malwa oder Central-India im engern Sinn, im Westen Mewar, welches letztere durch die nordnordöstlich vom Golf von Katsch nach Delhi hin streichende, 3300—4700 F. hohe und meist sehr unwegsame Arawallikette (Aravalli Range) von der Tiefebene Radschastan's geschieden wird. Es ist dies Mittelindien großentheils von sich kreuzenden Bergketten, tiefen Thälern, engen Schluchten und wilden Bergwassern durchzogen, darum wenig zugänglich, überdies auch wegen seiner großen Menge von Naturburgen, die meist auf Kegelbergen liegen, für militärische Operationen voller Schwierigkeiten, von alters her ein Hauptsitz zahlreicher Fürsten, Gaugrafen und Raubritter und bis in die neueste Zeit (1857—58) der Schauplatz blutiger Fehden und Kriege. Am Rande des westl. und des südöstl. Schenkels des Dreiecks, welches das Dekan bildet, erheben sich dagegen die West- und die Ostghat, so genannt nach den Engpässen oder Gangsteigen (Ghat), die über diese Gebirge führen. Die Westghat beginnen, im Norden durch eine Lücke von dem Westende des Vindhyagebirgs getrennt, südlich von den gerade in jener Lücke befindlichen Mündungen des Nerbudda und des Tapti. Dicht bewaldet ziehen sie sich dann in einer Kammhöhe von 2000—3600 F., über der sich Gipfel bis zu mehr als 6000 F. erheben, längs der Küste von Malabar (s. d.), nur durch eine wenig breite Ebene vom Meere getrennt, bis zu 11° nördl. Br. Der Abfall zur Küste ist steil und wandartig, ostwärts dagegen sanft und allmählich. Die Erhebung des innern Plateaulandes kann zu 1300—2800 F. angenommen werden. Das Innere des Dekan ist übrigens keine eigentliche Hochebene, sondern auf der hochliegenden Basis sind niedrige Bergzüge in verschiedenen Richtungen aufgesetzt, die sich im Kalsubâi bis zur absoluten Höhe von 5075 F. erheben. So steil und plötzlich daher das Aufsteigen von der Küste Malabar ist, so sanft und allmählich gelangt man nach Osten zu abwärts, bis man die Ostghat erreicht, deren östl. Abfall in die Küstenebene von Tscholomandalam, gemeinhin Koromandel (s. d.), hinabführt. Dieselben bestehen nur aus niedrigen, mehrfach durchbrochenen Bergreihen, welche am rechten Ufer des Mahanadi beginnen und die ganze Küste von Koromandel in einer mittlern Entfernung von 15 M. vom Meere begleiten. Obwol sie sich bei einer mittlern Höhe von 1400 F. in ihrem höchsten Punkte bis zu 3000 F. erheben, stellen sie sich im ganzen doch nur von der Küste aus wie ein Gebirge dar, da sie weniger eine selbständige Erhebung, vielmehr nur den östl. Abfall des Gesammtplateau bilden. Unter 12° nördl. Br. sind die Südenden der Ost- und Westghat verbunden durch das Gebirge der Nilgiris (engl. Neilgherries) oder Blauen Berge, die sich im Dodabetta, dem höchsten Gipfel im Süden des Himalaja, zur Höhe von 8104 F. und im höchsten Paß, dem Sigur-Ghat, 6757 F. erheben. Südwärts stürzt dieses Gebirge ungemein steil zu einer Vertiefung hinab, dem Gap, welches, als ein tiefer Querspalt im Gebirge, thalartig die Südspitze der Halbinsel von Westen nach Osten von einem Meere zum andern quer durchzieht und so die Küsten Koromandels und Malabars miteinander verbindet. Im Süden des Gap oder Palghatthales erhebt sich das Gebirge der Aligiri steil wieder zu einer Gebirgsmasse mit Gipfeln von 4—5000 und 6760 F., welche den ganzen Westen der Südspitze der Halbinsel bis zum 4309 F. hohen, prachtvollen Cap Komorin, dem südlichsten Vorgebirge derselben (8° 4′ nördl. Br.), füllt. Die größern Flüsse des Dekan entspringen, mit Ausnahme der obenerwähnten Nerbudda und Tapti, alle am Ostfuße der Westghat, durchlaufen in einer gemeinsamen Richtung von Nordwest nach Südost die ganze Breite des Plateau, durchbrechen dann die Ostghat und bilden an ihren Mündungen in den Bengalischen Meerbusen bedeutende Niede-

mungen; so Mahanadi, Godaweri, Kistna oder Krischnâ und Kaweri. Die steile Felswand der Westghat wird dagegen nur von kleinern Gewässern, meist mit großartigen Wasserfällen, durchbrochen. Die Bewässerung des ganzen Plateau ist überhaupt sehr reichlich, weshalb es auch bei seiner günstigen Bodenbeschaffenheit eine ungemein üppige und mannichfaltige Vegetation zeigt und nirgends Steppen- oder Wüstenboden bietet. In Dekan und Hindostan zählte R. von Schlagintweit 48 heiße Quellen, 28 andere im Himalaja, die heißesten in Bihar, nämlich die von Sargudscha 68,5° und von Belka 74,6° R., und im Himalaja die von Manikarn 75,5° R. Was die Naturbeschaffenheit O.s wie überhaupt ganz Südasiens betrifft, so muß man die heißen und feuchten Tieflande und Küstenstriche von den kühlern Berglanden unterscheiden. So ist vor allem das Klima der hindostan. Ebenen, ebenso der untern erweiterten Stromthäler Hinterindiens sowie der sämmtlichen niedern Küstenstriche des gesammten O. ein ganz anderes als das der höhern Berglandschaften, sowol der beiden Halbinseln und der Inseln wie der des Himalaja. Jene niedern Gegenden sind ausgezeichnet durch alle physik. Erscheinungen der Tropenwelt, durch schwüle Hitze und heftige Regengüsse. Steigt man aus diesen tiefen Landschaften auf die Gebirge hinauf, so wird die Luft kühler und trockener, und das eigentliche tropische Klima hört auf. Besonders gilt dies vom Plateau von Dekan, das, ähnlich dem von Mexico, ein höchst günstiges Klima besitzt. Man wird daselbst weder von tropischer Glut noch von Schnee und Eis belästigt. Selbst auf der höchsten Spitze, dem Dodabetta, ist bisjetzt nie Schneefall vorgekommen, und nirgends wird der Getreidebau und der Baumwuchs durch die Höhe begrenzt. Die Jahreszeiten und Klimate des südlichen, innerhalb der Wendekreise gelegenen O. werden in eigenthümlicher Weise durch die Monsuns (s. d.) bedingt. Der Südwestmonsun bringt Nebel und Schwüle und tropische Regengüsse für die Westküste Vorderindiens, wo die Westghat die Wetterscheide bilden, die sich dem Weiterrücken der durch den Monsun vom Meere herbeigeführten Wolken entgegensetzt. Während diese daher an der Küste von Malabar sich niederschlagen und hier zwischen Mai und Sept. die Regenzeit herrscht, hat die entgegengesetzte Küste von Koromandel ihre trockene, heitere Jahreszeit. Nur langsam schieben sich nach und nach die Wolkenmassen über die Wetterscheide der Westghat weg, und dann beginnen die Regen auf dem Plateau von Dekan. Endlich am Ende des Südwestmonsun, nach den furchtbaren Stürmen, welche das Umsetzen dieses Passatwindes in den Nordostmonsun begleiten, fängt die Regenzeit auf der Küste von Koromandel an und herrscht zwischen den Monaten Oct. und Jan., während die von Malabar ihre trockene Jahreszeit hat und das Plateau, das keine bestimmte Regenzeit besitzt, von einzelnen Regenschauern erfrischt wird. Wie hinsichtlich des Klimas, so zeigt sich natürlich auch hinsichtlich des vegetativen und animalischen Lebens ein durchgehender Unterschied zwischen dem Tieflande und Hochlande O.s.

Steigt man den Südabhang des Himalaja herab, so ist man plötzlich in eine andere Natur versetzt. Aus der kalten und reinen Luft eines Alpenlandes gelangt man in die tropische Hitze und die feuchten Dünste des wasserreichen Bengalen, aus Wäldern von gesellschaftlichen Bäumen, von Birken, Fichten u. s. w., in die tropischen Waldungen am Fuße des Gebirgs und in die Palmen- und Rosenhaine Hindostans. Doch wo die Bewässerung fehlt, entstehen auch in dem Tieflande Hindostans Wüsten, die von sengenden Winden ausgedörrt werden; so in den Ebenen längs des Indus und seiner linken Nebenflüsse. Dagegen erreicht der Pflanzenwuchs Bengalens und der fruchtbaren Niederungen und Küstengegenden der Halbinsel unter dem Einflusse der tropischen Sonne und der oceanischen Feuchtigkeit die Großartigkeit des brasilischen. Hier finden sich Bäume von mehr als 100 F. Höhe, Farnkräuter von der Größe unserer Waldbäume, Gräser, wie der Bambus, deren Halme Baumstämmen gleichen. Hier trifft man die üppigen Waldungen von Sandel-, Eben-, Teakholz, von Drachenbäumen und verschiedenen Palmenarten, darunter die Schirm-, Kohl- und Sagopalme. Letztere beiden sowie die Banane und der Brotfruchtbaum sind als Nahrungspflanzen von besonderer Wichtigkeit. Vor allem aber ist O. ausgezeichnet durch die Mannichfaltigkeit von Gewürzbäumen und Gewürzpflanzen, welche es ungepflegt hervorbringt. Dahin gehören der Muskat-, Zimmt- und Gewürznelkenbaum, desgleichen Ingwer und mehrere Pfefferarten. Die Sumpfwaldungen am Fuße des Himalaja, am Ausflusse des Ganges und am Fuße des Hochlandes von Dekan, die ungeheuern Reispflanzungen Bengalens u. s. w. sind die Heimat des Elefanten, der hier durch seine Zähmbarkeit ein nützliches Hausthier geworden. In den Wäldern hausen, nächst den verschiedenartigsten Affen, Königstiger, Löwe, Panther, Nashorn, Eber, Büffel u. s. w., welche die Arten Amerikas an Kraft und Wildheit, die Afrikas an Größe übertreffen, während die Schlangen, Krokodille und andere Amphibien denen der amerik. Tropenländer an Kraft und Giftigkeit gleichkommen.

In den angebauten Gegenden Hindostans gedeihen europäische neben tropischen Getreidearten und Culturpflanzen (Baumwolle, Zucker, Kaffee, Indigo u. s. w.). Doch ist der Reis das verbreitetste Nahrungsmittel durch ganz O. und die Hauptculturpflanze aller niedern Gegenden. In diesen Culturgegenden sind zugleich die europ. Hausthiere, mit Ausnahme des nur spärlich vorhandenen Pferdes, seit lange neben dem Büffel, Dromedar und Kamel heimisch. Im Gegensatz zu den niedern Landen verlieren die Vegetation und mit ihr auch das Thierreich ihr vorherrschendes tropisches Gepräge, je mehr man in die Gebirge hinaufsteigt. Die Kokospalme hört schon bei 1000—1500, die Banane bei 3000 F. auf. Dagegen finden sich dichte Waldungen von hochstämmigen, meist immergrünen Bäumen. Aber auch für Culturpflanzen haben die höhern Gegenden, namentlich das Dekan, die glücklichste Naturbeschaffenheit. Neben dem Kaffee und der Baumwolle gedeihen hier die europ. Getreidearten und neben den Südfrüchten alle feinen Obstarten.

Die gesammte Bevölkerung Vorderindiens kann man auf wenigstens 190 Mill. Seelen annehmen. Dieselbe gehört ethnographisch wie sprachlich mehrern ganz verschiedenen Stämmen an. Im eigentlichen Hindustan wird die Grundmasse durch die arischen Inder oder eigentlichen Hindu (s. d.) gebildet, deren Sprachen Enkelsprachen des Sanskrit sind. Den bei weitem größten Theil des Dekan bewohnen Völker dravidischen Stammes, wie die Tamulen, Canaresen, Telugu, Malabaren u. s. w., die einer andern Rasse angehören und deren unter sich mehr oder minder verwandte Sprachen eine eigenthümliche, von der arisch-indischen verschiedene Sprachfamilie bilden. (S. Indische Sprachen.) Neben den beiden Hauptgruppen gibt es eine Menge Völkerschaften, die in Sitte, Religion, Sprache und Körpergestalt wieder von jenen abweichen, wahrscheinlich die Ueberreste der frühern Ureinwohner. Dieselben zeigen sich wilder und roher, und in der Regel bilden die unzugänglichern Berg- und Waldgegenden ihre Wohnsitze. Zu den merkwürdigsten dieser, theilweise wahrscheinlich zu der dravidischen Gruppe gehörigen Völker sind zu rechnen die Ramusis in den Ghat um Punah; die Puharris, in den Wildnissen an der Grenze von Bengalen, Berar und Gondwana; die ganz negerartigen Pulindas an den Quellen des Nerbudda; die räuberischen Pindaries in den Wildnissen des Vindhyagebirgs, die den Islam angenommen; die Bhils, welche in zerstreuten Scharen größtentheils als Räuber in den Gebirgen Malwas, im Radschputenlande und in Guzerate leben; die Gonds, die Urbevölkerung im nördl. Maharattenlande; die den letztern verwandten Koles, Kands und Sur in den Grenzgebirgen von Orissa; die Kulis (s. d.); die mohammed. Mianas, Waddas und Cingalesen auf Ceylon (s. d.). Hieran schließen sich viele im Himalaja wohnende Völkerschaften, so die buddhistischen Nirwaris in Nepaul, die Bhotijas in Bhotan, die negerartigen Doms im Gebirgslande Kamaun, die in Vielmännerei lebenden Bewohner von Bissahir, die Landbau treibenden Kanawaris am obern Setledsch, die Leptschas, Murmis, Limbus u. s. w. Nächst diesen ureinheimischen Völkern gibt es noch mehrere in histor. Zeit eingewanderte Völker. Obenan stehen unter ihnen die sog. Mongolen, die Nachkommen der mohammed. Eroberer Indiens, meist pers.-türk. Ursprungs und auch bis heute das Persische als Muttersprache redend. Stärker und kriegerischer als die Hindu, wurden sie zu Herren des Landes und breiteten den Islam auch unter der einheimischen Bevölkerung aus. Nach ihnen folgen die ebenfalls eingedrungenen Afghanen, in O. Rohillas genannt, sowie die Araber, die, Mohammedaner wie jene, in den Städten Malabars, in Calicut, Goa, Guzerate und Multan leben, und deren mit Hindu erzeugte Nachkommen Mapuler oder Moplas genannt werden. Außerdem sind die Parsen zu nennen, sowie die Juden (s. d.), die zur Zeit der Babylonischen Gefangenschaft eingewandert sein wollen. Dieselben leben in verschiedenen Gegenden Malabars als Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute und heißen weiße Juden zum Unterschiede von den schwarzen Juden, die, wahrscheinlich von bekehrten Eingeborenen abstammend, über die ganze Halbinsel verbreitet sind. Die einheimischen Christen in Vorderindien sind theils sog. Thomaschristen auf der Malabarküste, kath. Proselyten in den franz. und portug. Colonialgebieten und durch die Engländer bekehrte Protestanten. Mit Einschluß der im Lande als Kaufleute lebenden Armenier, Abyssinier und Europäer mag sich die Zahl der Christen in O. kaum auf 1 Mill. Seelen belaufen.

Die Bildungsstufe der Bevölkerung O.s ist natürlich je nach Ort und Volksstamm eine äußerst verschiedene. Das einheimische Culturvolk bilden die Hindu im engern Sinne, deren uralte Cultur und Civilisation auf ihrer Religion beruht und mit dieser eng verwachsen ist. (S. Indische Religion.) Doch ist diese Religion, der Brahmadienst, keineswegs die Religion aller Hindu, sondern viele der erwähnten Völkerschaften haben ihre ursprünglichen Religionen polytheistischer Natur behalten. Der Brahmanismus ist vielmehr nur bei der Bevölkerung der zugänglichern Gegenden, insbesondere der Städte, heimisch, aber auch hier mit den mannich-

faltigsten Verschiedenheiten, sodaß die Zahl der Sekten außerordentlich groß. Andere Hinduvölker auf Ceylon und im Himalaja huldigen dem Buddhismus. Außerdem wurden auch viele einzelne Hindu unter der Herrschaft der tatar. Eroberer zum Islam gezwungen, der nach dem Brahmathum die verbreitetste Religion in Vorderindien ist. Doch nur ein Siebentheil der ganzen Bevölkerung soll sich hierzu bekennen. So lebt denn der sanfte, mäßige, feine Hindu, nach einer fast tausendjährigen Knechtschaft unter fremden Eroberern, die ihn zwar schlaff gemacht, aber nicht das Gefühl seiner geistigen Würde geraubt, auf den Trümmern uralter Bildung, seinen alten Glauben mit Zähigkeit festhaltend, ein beschauliches und traumartiges Dasein und zeigt sich nur stark im Dulden und Harren. Wenn auch wenige über ihrer Nation stehende Geister neuerdings eine höhere europ. Bildung zu gewinnen strebten und auf eine Wiedergeburt ihres Volksthums hinarbeiteten, blieb doch die Masse starr bei ihrer alten Unfreiheit, und namentlich das Christenthum fand bisher bei ihnen wenig Eingang, wird es wol auch bei der zeitherigen Art der Missionsthätigkeit nie finden. Eher steht zu hoffen, daß die allgemeine, rein menschliche Macht christl. Bildung und europ. Gesittung nach und nach einen auflösenden Einfluß auf das starre System des Kastenwesens, der altind. Religion und Civilisation äußern werde.

Wie die geistige, so ist auch die gewerbliche Cultur Vorderindiens uralt, obschon auch an ihr, wie an jener, nicht alle Völker des Landes theilnehmen. Viele derselben, besonders die wilder gebliebenen in den Gebirgen, leben im reinen Naturzustande oder als Hirten, Jäger und Räuber, ohne Ackerbau und manche sogar ohne Viehzucht. Die eigentlichen Hindu haben dagegen in den alten Culturlandschaften am Ganges, im Pendschab, in Kaschmir, an den Küsten der Halbinsel, in Ceylon nicht allein den Anbau des Bodens, sondern auch die technischen Gewerbe zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht, der in manchen Beziehungen den jüngern Culturvölkern der Alten Welt zum Muster gedient hat. Der unermeßliche Productenreichthum des Landes wie seine Industrie machten O. einst zu einem der reichsten Länder der Erde. Die innern und äußern Kriege jedoch, die Vorderindien seit fast tausend Jahren verwüstet und zerrüttet, haben seinen Ackerbau und seine Industrie allmählich herabgebracht. Endlich gab noch das Maschinenwesen und die übermächtige Fabrikconcurrenz der Engländer dem Ackerbau wie der einheimischen Industrie den letzten Stoß, wennschon die Engländer in neuester Zeit aus eigenem Interesse mächtig darauf hinarbeiten, den Ackerbau wieder zu heben. Wo sich Wasser herbeischaffen läßt, ist der indische Boden fruchtbar. Es liegen aber in Indien, trotz seiner dichten Bevölkerung, noch unermeßliche Flächen unbebaut, eben weil sie nicht bewässert sind. Darum haben die Bewässerungsbauten der Neuzeit eine große Wichtigkeit. In der Präsidentschaft Madras allein wurde 1860—64 im Jahre durchschnittlich 36 3/4 Q.-M. der Cultur gewonnen. Es bewahrt indeß das Land noch glänzende Reste seiner alten Gewerbsthätigkeit und liefert gegenwärtig wieder in steigendem Maße eine unermeßliche Menge Naturproducte, deren Ausfuhr von Tag zu Tage bedeutender wird.

Unter diesen Erzeugnissen steht die Baumwolle obenan, von der, obgleich der inländische Bedarf jährlich gegen 3000 Mill. Pfd. in Anspruch nimmt, sehr bedeutende Mengen zur Ausfuhr kommen. In den J. 1838—39 betrug die Baumwollausfuhr erst 130,075699 Pfd., 1857—58 schon 260,354052 Pfd., nach der Baumwollkrisis infolge des nordamerik. Bürgerkriegs (1860) aber bei weitem mehr, 1864 nicht weniger als 4,325121 Ctr. im Werthe von 31,432818 Pfd. St. und 1865 sogar nahezu 1 1/2 Mill. Ballen (zu 365 Pfd.) oder 547 1/2 Mill. Pfd. Bis zum J. 1860 zahlte Europa an O. nicht über 7 Mill. Pfd. St. für Baumwolle, jetzt dagegen 40 Mill., meist in Bombay, wo dieser enorme Handel alle socialen Verhältnisse umgestaltet hat. An Jute steigerte sich der Werth der Ausfuhr 1860—63 nach England von 409243 auf 1,598084 Pfd. St. Von Zucker werden jährlich 3—3 1/5 Mill. Ctr. (150—160000 Tonnen) gewonnen, und 1857 wurden allein nach England 1,138494 Ctr. im Werthe von 1,927392 Pfd. St. verschifft. Kaffee producirt allein Ceylon an 800000 Ctr. Die Cultur des Thees ist in neuester Zeit aus dem Stadium des Versuchs herausgetreten und in starker Zunahme begriffen, sodaß sie England einigermaßen die Unabhängigkeit von chines. Märkten verspricht. Der Thee wird im Pendschab, in den Nilgiris und andern Gegenden der beiden großen Halbinseln, hauptsächlich aber in Assam gebaut, wo die Production 1852—65 um das Zehnfache stieg, von 271427 auf 2,713252 Pfd. In den J. 1860—63 stieg der Werth der Theeausfuhr von 101693 auf 222035 Pfd. St. Reis wird, ungeachtet des großen Bedarfs im Inlande und trotz der starken Arakbereitung, doch durchschnittlich 1 Mill. Ctr. im Jahre nach England exportirt. An Tabad werden jährlich 100000 Ctr. producirt, an Indigo im Durchschnitt für 2 Mill. Pfd. St. exportirt. An Opium (Monopol der brit. Regierung) wurden 1853—54 für 6,437000, 1860—61 für 6,609600 Pfd. St. ausgeführt (meist nach China), und gegenwärtig beläuft sich der Export auf 8—9 Mill.

Pfd. St. Hierzu kommen noch der beste Zimmt von Ceylon, Pfeffer von Malabar, Gewürznelken, Muskatnüsse von Malabar, Koromandel und Ceylon, ferner Cardamomen, Ingwer, guter Flachs und Hanf, Krapp, Safran, Sago, viele Arzneipflanzen, Teak-, Sandel- und andere kostbare Holzarten. Ihren ungeheuern Bedarf an Oel gewinnen die Hindu durch den ausgedehnten Anbau von Leinsaat, Senf, Sesam, Palma-Christi und aus Kokosnüssen. Unter den animalischen Producten nimmt die Seide Bengalens, besonders seit der Krankheit in den europ. Seidenbaudistricten, einen vorragenden Platz ein. 1864 exportirte Bengalen 1,147620 Pfd. Zunächst steht sodann die Wolle, in grober Art vom Schaf der Ebene, feinere vom Bergschaf, die werthvollste vom Himalajaschaf, wozu noch das Haar der Kaschmirziege kommt. Schafwollen gingen 1860—64 durchschnittlich nach England 16,207621 Pfd. und 1863—65 ebendahin durchschnittlich 2,610637 Stück ostind. Kips. Außerdem sind Ausfuhrartikel Tiger-, Panther- und Leopardenfelle, Elfenbein, Schildkrot, Wachs, Zibeth, Moschus, indianische Vogelnester von Ceylon, Perlen aus dem Manaargolf bei Ceylon. Der Bergbau steht im allgemeinen noch auf niedriger Stufe. Doch gewinnt man, abgesehen von etwas Waschgold und Silber, Eisen in Dekan, Britisch-Birmanien, Sindh, im Himalaja, im District Monghir am Ganges sowie in mehrern Kohlendistricten, das beste bei Portonovo südlich von Pondichery; ferner Kupfer zu Khetri in Radschastan und in Singhbûm an der Südwestgrenze Bengalens, wo es nebst Eisen von Deutschen gebaut wird; desgleichen Blei, Zinn, Kobalt, Alaun, Schwefel und Borax. Steinkohlen erbaut man vorzüglich in den Districten Birbhum und Burdwan in Bengalen sowie im Nerbuddathal. Salz (ein Regal der brit. Regierung) wird in der sog. Salzkette des Pendschab in ungeheuerer Menge gewonnen, ebenso aus den Seen von Radschastan, aus dem Meere an der Küste von Madras und besonders in den Sunderbunds des Gangesdeltas. Für Edelsteine ist O. von alters her das Hauptland. Diamanten gewinnt man nicht mehr in Golkonda (s. d.), wol aber im Bett der Mahanadi im nördl. Dekan, in dem des Krischna und Pennar im südl. Dekan sowie zu Pannah in Bandelkand. Rubinen, Berylle, Topase, Chrysolithe, Saphire, Smaragde, Amethyste, Granaten u. s. w. finden sich auf dem Plateau von Mysore, auf Ceylon und der Koromandelküste, schöner Jaspis, Achate und Karneole in Guzerate. Die uralte Industrie O.s erzeugte viel früher als Europa Baumwoll- und Seidenstoffe, Shawls und Teppiche, die sich durch Güte, Feinheit und Farbenpracht auszeichneten. Die Färbereien standen unerreicht da. Der Aufschwung in Europa und das engl. Colonialsystem erdrückten diese zumeist kastenmäßig betriebene Industrie, insbesondere die berühmten Baumwoll- und andere Webereien von Dakka, Murschedabad, Surat u. s. w. Gleichwol behaupten einige Zweige noch immer ihren alten Ruf. So die Shawls und Teppiche von Kaschmir, die Teppiche und Seidenzeuge von Multan und Benares, die Musseline verschiedener Art, die Madraszeuge und Massulipatamtücher; ferner die Indigofabriken, Zuckersiedereien, Rum- und Arakbrennereien, die Bereitung von Kokosnuß- und Castoröl, von Lein- und Rosenöl, die Lederfabrikation, die Waffenschmieden, die durch den Besitz des Wuzstahls und eine eigenthümliche Bearbeitung des Eisens vorzügliche Waaren liefern; sodann die Fabrikation goldener und silberner Juwelierarbeiten, die Schnitzereien von Elfenbein, Eben- und Sandelholz, die Perlmutter- und Schildkrotarbeiten, die Diamantschleifereien.

Der große Reichthum an Producten aller Art hat seit der ältesten Zeit die handeltreibenden Völker nach O. gelockt. Im Innern wird der Handel zumeist durch Banjanen (s. d.) betrieben, welche die Landeserzeugnisse an die Stapelplätze befördern. Der Handel mit den nördl. Nachbarvölkern ist Karavanenhandel, welchen besonders Parsi und Armenier unterhalten, und dessen Hauptplätze Multan, Lahore und Kaschmir sind. Der Seehandel in den großen Häfen Kalkutta, Madras und Bombay sowie in dem neuaufblühenden Karâtschi (s. d.) und in Singapore (s. d.) ist überwiegend in den Händen der Briten, doch betheiligen sich, außer den Parsen, seit Aufhebung des Monopols der Ostindischen Compagnie (1834) auch andere europ. Nationen und die Nordamerikaner in wachsender Ausdehnung an demselben. Eine Reihe von Dampfschiffahrtsgesellschaften vermittelt den großartigen Seeverkehr nach allen Häfen O.s und des Indischen Oceans, nach Europa, China, Japan und Australien. Die Flotte der Peninsular-and-Oriental-Company zählt allein 64 Dampfer von 90545 Tonnen und 18649 Pferdekraft. Auch im Binnenlande ist für die Verkehrswege und Verkehrsmittel in neuerer Zeit durch die engl. Regierung sehr viel geschehen. Regelmäßige Dampfschiffahrt findet auf dem Ganges von Kalkutta 192 M. weit bis Gharmaktisar (85 M. oberhalb Allahabad) statt. Die Dampfer der 1857 concessionirten Indus-Steam-Flotilla-Company fahren auf dem Indus von Kotri bei Hyderabad bis Multan 128 M. weit. Mehr zur Bewässerung als für den Schiffahrtsverkehr wurden theils hergestellt, theils erneuert: der Gangeskanal (194,8 M., für 2 Mill. Pfd. St.), der Delhi- oder

West-Dschamnakanal (96,3 M., für 314380 Pfd. St.), der Doâb- oder Ost-Dschamnakanal (33,6 M., für 169842 Pfd. St.), der Barri-Doâbkanal im Pendschab (etwas über 100 M. lang, für 4 Mill. Pfd. St.), zusammen eine Kanalstrecke von 425 M. und einem Kostenaufwand von 6,484222 Pfd. St. Die wichtigsten von den Briten erbauten Landstraßen sind: Grand-Trunk-Road von Kalkutta nach Delhi und Peschawer 308,7 M.; Great-Deccan-Road von Kalkutta nach Bombay 254 M.; Agra-and-Bombay-Road 159,4 M. Bewundernswerth wegen ihrer Ausführung und von mercantiler wie militärischer Bedeutung ist die 1853—55 erbaute Straße über das Yamagebirge in Aracan nach Pegu hinab und die Straße aus der hindustanischen Ebene über Simla (s. d.) nach Tibet.

Die ersten Eisenbahnunternehmungen gingen 1845 von zwei Privatgesellschaften, der East-India- und der Great-Indian-Peninsula-Railway-Company, aus. Doch fehlten anfangs die Kapitalien, bis es Lord Dalhousie gelang, engl. Kapitalisten dadurch zu gewinnen, daß der Directorenrath der Ostindischen Compagnie das nöthige Land kostenfrei auf 99 J. bewilligte. Nach Ablauf dieser Zeit sollten das Land und die Bahnen Eigenthum des Landes werden. 1849 wurden die zwei genannten Hauptgesellschaften concessionirt, erstere mit einem Voranschlag von 19 Mill., letztere von 12 Mill. Pfd. St. Seit Ende 1861 sind bereits neun Gesellschaften concessionirt, die zusammen einen Bahnkörper von 1066,8 M. errichten sollen. Nach dem ersten Voranschlag bedurften sie ein Kapital von 52,430000 Pfd. St., wovon die Regierung für 34,133300 Pfd. St. Zinsbürgschaft (theils zu 5, theils zu $4^1/_2$ Proc.) bewilligte. Im Lauf der Jahre nahmen die Geldverhältnisse einen größern Maßstab an. Die erste, nur kurze Bahnstrecke, von Bombay nach Tannah, wurde 1853 eröffnet. Ende 1860 waren erst 182,26 M. dem Gebrauch übergeben, 1. Jan. 1863 schon 550,54 M., im Mai 1866 bereits 715,18 M. und im Bau begriffen 352,98 M. Die Größe der Unternehmungen läßt sich daraus ermessen, das zu Anfang 1864 auf den verschiedenen Bahnen 709 Locomotiven, 1421 Personen- und 12372 Güterwagen in Gebrauch, und daß an Schienen und anderm Material nahezu 55 Mill. Ctr. im Werthe von etwa $14^1/_2$ Mill. Pfd. St. auf 3570 Schiffen aus England herbeigeschafft worden waren. Man veranschlagt den Kostenbetrag des ganzen Bahnnetzes auf etwa 81 Mill. Pfd. Am 1. Mai 1866 waren von den 60,860000 Pfd. St. Actienkapital, welches die Regierung mit 5 Proc. Zinsen garantirt, bereits 60,450000 Pfd. St. verausgabt. Von 1864—65 stieg die Nettoeinnahme von 840704 auf 1,341000 Pfd. St. und die Zahl der Passagiere betrug mehr als $12^1/_2$ Mill., wovon über 94 Proc. in der dritten Wagenklasse fuhren, reiche Kaufleute und hohe Hindu mit armen Kulis zusammen. Die Hauptbahnen sind: 1) Die East-India-Bahn von Kalkutta über Mirzapur, Patna, Benares und Allahabad nach Delhi, 276,84 M. lang, wovon 1867 244,96 M. vollendet. Ein Seitenstrang, die Dschabbalpurbahn, 48,80 M., führt von Allahabad nach Dschabbalpur im Nerbuddathal. 2) Die Kalkutta-South-Eastern-Bahn, 6,29 M. lang, 1862 eröffnet, führt von Kalkutta gegen Südosten nach dem Hafen Canning am Mutlah-River, im nördl. Baumwolldistrict der Sunderbunds. 3) Die Eastern-Bengal-Bahn, 34,49 M. lang, soll von Kalkutta gegen Nordnordosten über Barrackpur am Hugli nach Kuschti am Ganges führen und später bis Dakka fortgesetzt werden; eröffnet waren 1867 17,14 M., bis nach Goalundo. 4) Von der Madrasbahn geht die Südwestlinie über Vellore, Salem und Coimbatore quer durch den südl. Theil von Dekan durch das Gap nach Baipur auf der Küste Malabar, 87,9 M. weit, seit 1862 bis dahin eröffnet. Eine Zweigbahn von 18,62 M. führt nach Bangalore. Von der Nordwestlinie, welche über Cuddapah und Bellari nach Schalapur, 68,96 M., läuft, war 1867 eine Strecke von 25,81 M. dem Verkehr übergeben. 5) Von der Great-Southern-Bahn (1858 concessionirt) war 1867 die Strecke von Negapatam nach Tritschinapali am Kaweri, 17,14 M., eröffnet, die Fortsetzung zum Anschluß an die Madrasbahn bei Salem (noch 19,85 M.) im Bau begriffen. 6) Die Great-Indian-Peninsula-Bahn soll mit ihren Zweigbahnen 274,78 M. umfassen. Von Bombay führt die Hauptlinie nach Dschabbalpur (131,24 M.) zum Anschluß an die East-India-Bahn, die Südostlinie über Punah nach Scholapur zum Anschluß an die Madrasbahn. Von der erstern läuft eine Zweigbahn nach Nagpur. Im Ganzen waren 1867 152,17 M. eröffnet und 122,61 M. im Bau. 7) Die Bombay-Baroda- und Central-India-Bahn führt von Bombay gegen Norden über Surat nach Baroda 53,14 M. weit, von da eine Zweigbahn nach Ahmedabad. 8) Die Scinde- oder Sindhbahn, 1861 eröffnet, verbindet Kotri bei Hyderabad mit Karatschi und ist 24 M. lang. 9) Die Pendschab-Bahn geht von Multan über Lahore nach Amritsir, 58,88 M., und ist seit April 1865 ganz eröffnet. An diese schließt sich die (1867 noch im Bau begriffene) Pendschab-Delhi-Bahn, 69,41 M. Auch war 1867 die Errichtung einer Bahn von Lahore nach Peschawer vor-

bereitet, welche den Indus bei Attok überschreiten soll. Der Bau der Eisenbahuen in Hindostan ist wegen der nothwendigen Anlage von Brücken und Viaducten sehr langsam und kostspielig. Auf der East-India-Bahn z. B. erforderten die Brückenbauten über den Gangeszufluß Sona oberhalb Patna 28 Bogen von je 150 F. Spannung. Die 1865 vollendete Dschamnabrücke bei Allahabad ist $^2/_3$ engl. M. lang und ruht auf 14 Jochen von je 205 F. Spannung. Ganz außerordentliche Schwierigkeiten hatte die Great-Indian-Peninsula-Bahn zu überwinden, namentlich das berühmte Bhora-Ghât zwischen Bombay und Pronah auf der Bahnstrecke nach Dschabbalpur, wo auf einer Strecke von 15 engl. M. der Schienenweg um 1831 F. steigt und sich eine solche Reihe von Tunnels, Viaducten und Dämmen findet wie wol in keinem andern Theile der Welt. Neben allen Bahnen Indiens laufen die elektrischen Telegraphen, die von einem Ende des angloind. Reichs bis zum andern arbeiten und reichen Ertrag liefern. Von Kalkutta läuft ein Telegraphendraht nach Bombay, von hier nach Karatschi an der Indusmündung. Von diesem Hafen führt ein 325 M. langes unterseeisches Kabel nach Basra am untern Euphrat und von dort nach Konstantinopel. Am 1. März 1865 langte auf diesem Wege über Karatschi das erste Telegramm aus London in Kalkutta an. Durch die Eisenbahnen hat Handel und Verkehr in O. nach allen Richtungen einen wunderbaren Aufschwung genommen, namentlich aber der Export der Baumwolle. Schon bisher hat sich der Arbeitslohn um 50 Proc., theilweise um 60—80 Proc. gehoben, und nach Vollendung des Bahnnetzes wird sich auch die Verfügbarkeit der Militärmacht der Engländer auf der vorderind. Halbinsel um das Vierfache vermehren. Dem ganzen socialen Leben der Hindu steht eine völlige Umwandlung bevor.

Abgesehen von den unbedeutenden Besitzungen der Portugiesen (73,08 Q.-M. mit 537067 E. im J. 1864) und der Franzosen (9 Q.-M. mit 229533 E. im J. 1864), steht ganz Vorderindien nebst einem ansehnlichen Landgebiet im westl. Theile Hinterindiens unter der Herrschaft der Engländer und bildet das **Indobritische** oder **Angloindische Reich**, dessen Verwaltung 1. Nov. 1858 von der Ostindischen Compagnie (s. d.) an die engl. Krone übergegangen ist, während die Insel Ceylon (s. d.) schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts der Krone gehört. Der brit. Besitz besteht theils aus dem «unmittelbaren Reichsgebiet», welches nach Parlamentsausweis für 1863 auf 47252,33 Q.-M. 143,271210 E. zählt, ohne die unter einem eigenen Gouverneur stehende Insel Ceylon (1161,77 Q.-M. mit 2,342098 E.), theils aus dem «mittelbaren Reichsgebiet» oder den einheimischen Lehnsstaaten, welche 28270,51 Q.-M. mit 47,849199 E. umfassen, sodaß also (1863) das ganze Reich nicht weniger als 75522,83 Q.-M. mit 191,120409 E., oder mit Ceylon 76684,60 Q.-M. mit 193,462507 E. umspannt. Das unmittelbare Gebiet zerfällt in drei Präsidentschaften, 1) Bengalen mit der Reichshauptstadt Kalkutta, 2) Madras und 3) Bombay mit den gleichnamigen Hauptstädten. Der Generalgouverneur oder jetzt Vicekönig von Britisch-Indien übt eine allgemeine Aufsicht über das ganze Reich aus. Unter seiner unmittelbaren Verwaltung steht jetzt ein Gebiet von 2204,54 Q.-M. mit 5,392128 E., wozu auch die brit. Niederlassungen in den östl. Gewässern (Eastern Strait Settlements), wie Pulo-Pinang (s. d.), Malakka (s. d.) und Singapore (s. d.), gehören. Außerdem aber sind untergeordnet folgende fünf von vier Vicestatthaltern oder Lieutenant-Gouverneurs und einem Obercommissar verwalteten Länder: a) Bengalen, 12294,06 Q.-M. mit 40,466690 E.; b) die Nordwestprovinzen, jetzt mit der Hauptstadt Allahabad (früher Agra), 4062,90 Q.-M. mit 29,624462 E. ohne das ehemalige Königreich Oude (s. d.), welches gegenwärtig ebenfalls unter dem Lieutenant-Gouverneur dieser Provinzen steht, auf 1311,61 Q.-M. 8,071075 E. zählt und Luknow zur Hauptstadt hat; c) das Pendschab (s. d.) mit der Hauptstadt Lahore, 4722,61 Q.-M. mit 14,798611 E.; d) das Obercommissariat der «Centralprovinzen», welches erst 2. Nov. 1861 aus der Provinz Nagpur nebst Dependenzen und den Saugor- und Nerdudda-Territorien gebildet und 30. April 1862 noch mit dem früher zu Bengalen gerechneten Sambalpur (Sumbulpore) nebst Dependenzen erweitert worden ist, im ganzen 5110,84 Q.-M. mit 7,041480 E. umfaßt und zur Hauptstadt Nagpur hat; e) Britisch-Birmanien, 4236,46 Q.-M. mit 1,897897 E. und der Hauptstadt Rangun. Die Präsidentschaft Bombay, mit 12,802544 E. auf 6681,03 Q.-M., und Madras, mit 23,180323 E. auf 6628,08 Q.-M., stehen unter eigenen Gouverneuren; doch werden auch ihre Angelegenheiten in gewisser Ausdehnung durch die Instruction des Vicekönigs und seines Raths geregelt. Die mittelbaren Staatsgebiete, innerhalb der Präsidentschaften zerstreut gelegen, stehen infolge früherer Verträge in verschiedenem Verhältniß zur brit. Regierung. Dem Namen nach sind sie Staaten, und zwar entweder Subsidien-Allianz-Staaten (subsidiary allies) oder Schutzstaaten (protected States), factisch aber jetzt nicht mehr Bundesgenossen, sondern Lehnsleute, Unterthanen

der brit. Majestät, zum Theil mit ungeheuern Einkünften und glänzenden Hofhaltungen. Die «Subsidien-Allianz-Staaten» versieht die Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine bestimmte Summe (subsidy), die in speciellen Fällen durch Landabtretung gedeckt werden kann. Solche sind in Dekan der Staat des Nizam von Hyderabad, der größte von allen (1853 mit 10,666080 E. auf 4484 Q.-M., 1,550000 Pfd. St. Einkünften und einem Schutzgelde von 350000 Pfd. St.), Mysore, Travancore und Kotschin; ferner in Centralindien und dem westl. Nachbargebiet: Gwalior oder der Staat der Dynastie Scindia (Sindhia), Indore oder der Staat der Dynastie Holkar, Baroda oder die Besitzungen der Familie Guicowar in Guzerate; endlich Katsch (Cutsch) im Nordwesten von Guzerate. In den «Schutzstaaten» unterhält die Regierung zwar kein stehendes Heer, übernimmt aber ihre Vertheidigung im Falle eines ausbrechenden Kriegs und empfängt dafür einen regelmäßigen Tribut, wovon nur eine Anzahl der kleinern Staaten frei ist. Es sind solcher Schutzstaaten über 300, kleine von $^1/_{20}$ bis $^1/_2$ Q.-M., große bis 500, 900, ja bis 1678 Q.-M. Am nennenswerthesten sind die Fürstenthümer in Bandelkand und in Radschastan, wie die von Daudputra oder Bahawalpur, Marwar oder Dschaipur, Dschodpur, Bhartpur oder das Fürstenthum der Dschâts. Alle diese Allianz- und Schutzstaaten haben das Recht der Selbstvertheidigung und der diplomatischen Verhandlungen mit andern Staaten aufgegeben. Die brit. Regierung garantirt ihre äußere Sicherheit und Ruhe und ist Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, die zwischen ihnen vorkommen. Die Fürsten dieser Staaten haben die Erlaubniß, für sich eine besondere Militärmacht, eigene Haustruppen, zu halten. Einige sind sogar dazu verpflichtet und müssen ihre Truppen im Falle eines Kriegs den Engländern zur Verfügung stellen. Diese Contingente oder Hülfstruppen stehen in der Regel unter brit. Offizieren. Hinsichtlich der innern Verwaltung hat sich die brit. Regierung das Recht vorbehalten, die Leitung selbst zu übernehmen, sobald sich die einheimischen Fürsten einer schlechten Regierung schuldig machen. Dies Recht ist denn auch schon oft genug geübt worden. Die Regierungseinnahmen an Tribut und Subsidien aller Lehnsstaaten belief sich 1862 auf 780162 Pfd. St. Besondere Verhältnisse bestehen mit den beiden Fürsten von Kaschmir (s. d.) und Nepaul (s. d.). Der erstere zahlt zwar keine Abgaben, ist aber zu jährlichen Ehrengeschenken verpflichtet und stellt sein ganzes Heer zur Verfügung der Engländer. Der Fürst von Nepaul steht in einem Bundesvertrage, der ihn verpflichtet, den Engländern auf Verlangen Beistand zu leisten und einen brit. Residenten als «Gesandten» an seinem Hoflager aufzunehmen. Die Präsidentschaften und Vicestatthalterschaften zerfallen in Provinzen (divisions) oder Districte. Man unterscheidet hierbei «Regulations-» und «Non-Regulations-Provinzen» oder «Districte». Die erstern, im allgemeinen die ältern, werden nach regelmäßig beschlossenen und veröffentlichten Gesetzen regiert und, da alle Abgaben und Rechtsangelegenheiten durch das Gesetz geordnet, die Rechte der Regierung bestimmt und begrenzt sind, ausschließlich durch bürgerliche Beamte verwaltet. Die letztern, die nichtorganisirten Verwaltungsbezirke, werden nach besondern Anweisungen regiert, wie die Oberregierung sie ihren Beamten, meist Offizieren, ertheilt, welche, zugleich Magistrate, Collectoren und Richter, darauf angewiesen sind, nach dem Geiste der Gesetze zu Werke zu gehen und dem Volksherkommen Rechnung zu tragen. In Kalkutta ist der Sitz der gesetzgebenden Versammlung von Indien; für jede Präsidentschaft besteht ein besonderer Gerichtshof. Die weitern polit. und administrativen sowie die militärischen, commerziellen und finanziellen Verhältnisse der Gegenwart sind mit der neuesten Geschichte Indiens aufs engste verflochten.

Geschichte. Die alte Geschichte Vorderindiens ist durchaus mythisch und dunkel, da die Sanskritliteratur höchst arm in histor. Hinsicht und alle Schriften derselben durchaus den mythenartigen Charakter tragen. Die Kenntniß von der ältesten Geschichte des Landes beschränkt sich sonach auf Zustände und Resultate, zu denen man eigentlich nur durch Rückschlüsse gelangte. Vor allem stellt sich als sichere Thatsache heraus, daß die älteste indische Cultur ein Erzeugniß der Eroberung ist. Aus den Gebirgsländern, die Indien im Nordwesten umgeben, stiegen in der ältesten Zeit, vielleicht gegen das J. 2000 v. Chr., Eroberer kaukas. Stammes (s. Arier) von höherer Bildung in die niedern Gegenden hinab, welche die daselbst als Ureinwohner hausenden Stämme unterwarfen und diesen ihre höhere Bildung einprägten. Aus der Vermischung dieser verschiedenen Völker entstand das heutige Hinduvolk mit seinen Kasteneintheilungen, sowie aus jener eingeführten Bildung die Religion, Gesittung und ganze Cultur desselben. Jedenfalls war die Cultur im Anfange reiner und idealerer Art als später, nachdem sie, unter schärferer Ausbildung des Kastenwesens, ein Gepräge rohen Aberglaubens, unheimlich fanatischer Religiosität, materiellen Gottesdienstes und despotischer Abgeschlossenheit erhalten hatte. In der ersten mythi-

schen Periode war Vorderindien, insbesondere Hindostan, da sich im innern unzugänglichen Dekan die indische Cultur nie so entwickelte wie in den Gangesebenen, in eine große Anzahl einzelner Staaten getheilt, wie Ajodhja, Magadha u. a. Radschas, d. i. Könige, Fürsten, standen an der Spitze dieser Staaten, von denen oft mehrere zusammen einem Oberkönige oder Maharadscha gehorchten. Die Brahmanen oder Priester, als Abfasser und Bewahrer der Gesetze, hatten großen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Erstaunenswerthe Bauwerke, besonders in Felsen gehauene Tempel, wurden ausgeführt. Religionserneuerungen, wie z. B. die Begründung und Ausbreitung des Buddhismus, veranlaßten von Zeit zu Zeit große Bewegungen. Die indische Religion und Cultur wurden auch in andere Länder verpflanzt, so z. B. nach den Inseln Java und Bali. Als großer Eroberer erscheint besonders der in dem Epos «Ramayana» gefeierte Held Rama, der seine Waffen nach Ceylon trug. Doch erst mit Alexander's d. Gr. Eroberungen, der bis zu dem Hyphasis, dem heutigen Setledschzufluß Bjâsa oder Bias im Pendschab, vordrang, und den von den Griechen über Indien gegebenen Nachrichten beginnt die Geschichte und der Zustand des Landes heller zu werden. Seit dieser Zeit, auch wol schon früher, bestand mit den Griechen Handel zur See und vermittels Karavanen, der vom Schwarzen Meer und Vorderasien sowie von Aegypten aus mit Indien betrieben wurde. Viele Griechen wanderten des Handels wegen nach Indien und ließen sich dort nieder. Nach Alexander's d. Gr. Tode erhob sich der indische König Sandrakottus (sanskr. Tschandragupta), der die ganze Gegend vom Indus bis zum Ganges beherrschte. Einer von Alexander's Nachfolgern, Seleukus Nikator, drang bis nach Palimbothra (Patna) am Ganges vor, um den Sandrakottus zu demüthigen, machte aber gegen ein Geschenk von 500 Elefanten Frieden mit demselben und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Seitdem dauerte die Verbindung Indiens mit den Griechen ununterbrochen fort; ja der baktrisch-griech. König Eukratides (s. Baktrien) eroberte sogar, bald nachdem Antiochus d. Gr. seinen Zug gegen den indischen König Sophragasenus unternommen, einen Theil des nördl. Vorderindien, der freilich mit dem Verfall des baktrisch-griech. Reichs bald wieder verloren ging. Später wurden die Saker oder Indoscythen in Indien mächtig, die der König Wikramaditja zurückschlug, dessen Regierung als Blütezeit der indischen Kunst und Literatur gilt und den Anfangspunkt der noch in Indien gebräuchlichen Zeitrechnung (56 v. Chr.) bezeichnet. Auch die Römer waren mit Indien in Verbindung, und mehrere indische Gesandtschaften an röm. Kaiser werden erwähnt. Erst mit der Eroberung Persiens durch die mohammed. Araber und ihre Verbreitung durch Asien im 8. Jahrh., wo zur Zeit des Khalifen Walid sogar ein Theil Vorderindiens erobert wurde, hörte die unmittelbare Verbindung Europas mit Indien auf, zwischen denen nun die Araber die Vermittler wurden. Mit den Arabern beginnt auch die für ganz Indien so verderbliche Einwirkung des Mohammedanismus auf dieses Land, der durch Aufregung der fanatischen Kriegslust in allen ihm zugethanen Völkern eine Reihe Eroberer nach Indien warf, die seine Entwickelung und Blüte zerstörten, indem sie in ihrem religiösen Fanatismus furchtbar hausten, die Unabhängigkeit der nördl. indischen Staaten vernichteten und ganz heterogene politische wie religiöse und sociale Elemente ins Land brachten. Nur im Süden, im unzugänglichern Dekan, erhielten sich unabhängige indische Dynastien, während das eigentliche Hindostan seitdem, einzelne Theile ausgenommen, nie wieder zur Unabhängigkeit gelangte. Es herrschten nach und nach mohammed. Reiche gründend die Dynastien der Ghasnewiden (s. d.), der Ghuriden und mehrerer afghanischer Eroberer, Timur's (s. d.), bis endlich der Nachkomme des letztern, Babur (s. d.), 1526 das Reich der Großmoguls (s. d.) gründete, das in der Zeit seiner Blüte unter Akbar (s. d.) und Aureng-Zeyb (s. d.) ganz Hindostan und den größten Theil von Dekan umfaßte. Die Residenzen der Moguls waren Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Nabobs regierte, und mittelbare, eigenen Radschas erblich unterworfene Provinzen, die, nach den eigenen Gesetzen beherrscht, dem Mogul nur tributär waren.

Während dieser Zeit hatten sich die Portugiesen nach Entdeckung des Seewegs ums Vorgebirge der Guten Hoffnung auf den Küsten Indiens durch Anlegung von Forts und Factoreien sowie durch die Talente ihrer Anführer, eines Almeida und Albuquerque, im Anfange des 16. Jahrh. bedeutende Besitzungen (s. Goa) erworben, die sie fast 100 J. und mit ihnen ausschließlich den wichtigen ostind. Handel behaupteten, bis nach dem Verfall ihrer Macht und ihres Unternehmungsgeistes im Mutterlande gegen Ende des 16. Jahrh. die Holländer, welche die meisten ihrer Besitzungen eroberten, an ihre Stelle traten und sich den Alleinhandel mit O. für längere Zeit aneigneten. Es geschah dies um so leichter, als die Portugiesen durch ihre Tyrannei und ihre religiöse Bekehrungswuth sich alle Eingeborenen zu Feinden gemacht hatten. Bald traten auch die Engländer in die Reihe der nach O. handelnden Europäer, namentlich seit die 1600 gestiftete

Englisch-Ostindische Compagnie (s. Ostindische Compagnie) den Alleinhandel erhielt. Aber auch den Franzosen war es gelungen, sich in O. einige Territorialbesitzungen zu erwerben, als deren Hauptort schon früh Pondichery (s. d.) sich emporhob. Die alte Rivalität beider Nationen kam auch hier zur Erscheinung, und ihre Kriege in Europa pflanzten sich über das Weltmeer fort. So entstand der lange Kampf beider Nationen in O. Mit ebenso großer Gewandtheit und Beharrlichkeit als Glück verfolgte anfangs der franz. Gouverneur Dupleix seinen Plan zur Vertreibung der Engländer. Allein die franz. Regierung unterstützte ihn nicht, rief ihn sogar ab, und seine Nachfolger besaßen weder Kenntniß noch Talent, um seine Bestrebungen fortzusetzen. So gingen für die Franzosen im Frieden zu Paris (1763) alle die Früchte verloren, welche Dupleix im Süden der Halbinsel zu erringen gewußt hatte. Zu gleicher Zeit war auch ein Umschwung der Dinge in Bengalen (s. d.) erfolgt. Müde der Bedrückungen, welche sich die halb unabhängigen Nabobs des im Verfall begriffenen Reichs des Großmoguls erlaubten, und gereizt durch einen Ueberfall, bei welchem Kalkutta erobert wurde, griffen die Engländer zu den Waffen und besiegten zuerst in der denkwürdigen Schlacht bei Plassy 23. Juni 1757, dann in mehrern Feldzügen den Feind so völlig, daß sich ihre Herrschaft am untern Laufe des Ganges ebenso sehr erweiterte als sicherstellte. So wurde Lord Clive (s. d.) der Begründer der engl. Macht in O. Wie viel Mühe sich auch die Compagnie gab, ein polit. Friedenssystem in O. zu befolgen, so vermochte sie es doch nicht, indem sich das Reich des Großmoguls bereits im ärgsten Verfall befand. Nach dem Tode des mächtigen Aureng-Zeyb 1707 folgten ihm binnen 50 J. nicht weniger als 12 Herrscher, von denen die meisten ganz unbedeutend waren. Mit dem fortwährenden Thronwechsel war Anarchie und Empörung an der Tagesordnung, und mehrere der das Reich des Moguls bildenden Völkerschaften machten sich mit ihren Statthaltern oder tributären Fürsten unabhängig; so der Subah von Dekan, der Nabob von Oude u. s. w. Die Sikhs (s. d.) aber bildeten im Pendschab das Reich von Lahore, und die Maharatten (s. d.) rissen große Stücke vom Reiche des Moguls ab. Noch furchtbarer für dasselbe war der Eroberungszug Nadir-Schah's von Persien, 1739, die Eroberungen der Afghanen, namentlich die Züge des Schah Achmed-Abdallah seit 1747. Durch diesen Verfall des mongol. Reichs hatte sich in Vorderindien eine Menge kleiner selbständiger Staaten gebildet, deren Fürsten kein anderes Interesse kannten, als ihre Herrschaft zu erweitern. Ein allgemeiner Kriegszustand war die Folge, und das Uebergewicht, welches irgendeiner dieser Staaten über die andern errang, konnte den Engländern nur gefährlich werden, zumal die Franzosen stets bereit waren, ihnen Feinde zu erwecken. Die Franzosen suchten daher auch in Hindostan bei den Maharatten, in Dekan bei den Sultanen von Mysore und dem Nizam von Hyderabad Einfluß zu gewinnen. Hyder-Ali (s. d.), der Sultan von Mysore, hatte seine Herrschaft zum Theil durch franz. Unterstützung erworben. Schon 1767—69 hatte er mit den Engländern Krieg geführt, und als der Kampf dieser mit den Franzosen infolge der nordamerik. Revolution auch wieder in O. ausbrach, projectirte er den Umsturz der engl. Herrschaft. Der Nizam aber stand mit den Maharatten im Bunde. Nur der Klugheit und Energie des engl. Generalgouverneurs Warren Hastings (s. d.) verdankte die Compagnie ihre Rettung. Derselbe wußte die Maharatten zu einem Separatfrieden zu bewegen, und Tippo-Saib (s. d.), der Sohn und Nachfolger Hyder-Ali's, mußte, von den Franzosen verlassen, 1784 mit der Compagnie Frieden schließen, die aus dem gefährlichen Kampfe als Sieger hervorging und dadurch ihr Ansehen und ihre Macht in O. erweiterte.

Obschon die Instructionen des Lord Cornwallis, zweiten Nachfolgers von Warren Hastings, friedlich lauteten, sah sich dieser doch durch Tippo-Saib's Verhalten genöthigt, gegen diesen den Kampf wieder aufzunehmen. Dieser Krieg (1789—92) kostete dem Sultan von Mysore die Hälfte seiner Besitzungen, die theils die Engländer, theils deren Verbündete, die Maharatten und der Nizam, nahmen. Sir John Shore, Cornwallis' Nachfolger im Generalgouvernement, schadete dem brit. Interesse durch seine friedliche Politik. Dazu kam, daß die Franzosen infolge der Revolution alle Feinde Englands in O. in Bewegung zu setzen sich bemühten. Eine Masse franz. Emissäre und Offiziere kam nach O. und disciplinirten mit Erfolg die Truppen der ihnen befreundeten Fürsten. Unter Raymond's Commando stand in Golkonda ein Heer von 14000 Mann, im Gebiet von Delhi waren unter Perron 40000 Mann schlagfertig, von franz. Offizieren befehligt. Alle alten Freunde der Franzosen waren zu einem Angriffe vorbereitet; die Expedition Napoleon's nach Aegypten stand mit diesen Planen Frankreichs in Verbindung. Marquis Wellesley (s. d.), der neue Generalgouverneur (1798—1805), begriff die drohende Gefahr. Derselbe gewann durch Verhandlungen zunächst den Nizam, welcher einen für die Com-

pagnie sehr vortheilhaften Vertrag mit dieser abschloß. Tippo-Saib brach darauf los, aber zu früh, und verlor Thron und Leben bei der Erstürmung von Seringapatam (4. Mai 1799). Als auch die franz. Expedition in Aegypten durch die Seeschlacht von Abukir vereitelt war, sahen sich die übrigen Parteigänger Frankreichs in O. auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Keiner wagte den Angriff, sodaß Wellesley ohne Widerstand über das Schicksal von Mysore verfügen konnte. Durch den Fall Tippo-Saib's wuchs Englands Macht im Dekan sehr bedeutend an Territorien wie an Einfluß. Noch standen den Engländern die Maharatten drohend entgegen, aber innere Parteiung führte auch für sie die entscheidende Katastrophe herbei. Am Ende des 18. Jahrh. brachen die langwierigen Kriege mit ihnen aus, die 1818 mit ihrem völligen Ruin endigten, sodaß die Engländer seitdem ihre Herrschaft über Indien gegründet sahen.

In dem langen Kampfe mit den Maharatten, in den fast alle noch unabhängigen Staaten Vorderindiens verwickelt waren, verloren sie sämmtlich sowie auch der Schattenkönig, der unter dem Titel des Großmoguls noch in Delhi regierte, meist mit Abtretung großer Gebietsstrecken, ihre Unabhängigkeit, bis auf den Maharadscha Scindia, der sie noch für kurze Zeit wahrte. Der Radscha von Nepaul, die Emire von Sindh (s. d.) und der Maharadscha von Lahore blieben noch die einzigen wirklich unabhängigen und den Briten einige Achtung gebietenden indischen Fürsten. Der 1824 zwischen der Compagnie und den Birmanen ausgebrochene Krieg endigte ebenfalls zum Nachtheile der Birmanen, die im Frieden zu Yandabo 24. Febr. 1826 Aracan (s. d.) und die Tenasserimprovinz an der Küste Hinterindiens, südlich von Martaban, an die Compagnie abtreten mußten. Je mehr aber die Compagnie ihr Gebiet ausgedehnt und sich im Innern befestigt hatte, desto schwieriger ward ihre Stellung nach außen, da sie nun auf Feinde traf, deren Niederwerfung größere Schwierigkeiten machte, und in polit. Verwickelungen gerieth, die sie wider Willen zu gefährlichen Kämpfen nöthigten. Der erste dieser Kämpfe war der mit den Afghanen, zu dem die Intriguen Rußlands in Persien und Afghanistan führten. Rußland wollte sich dadurch einen Weg bahnen, auf dem es früher oder später die engl. Macht in O. bedrohen könnte. Der Krieg wurde im Oct. 1838 vom Generalgouverneur Lord Auckland begonnen, nahm anfangs einen günstigen Fortgang, endigte aber im Dec. 1841 und Jan. 1842 mit einem furchtbaren Rückzuge aus Kabul. (S. Afghanistan.) Die Engländer beschlossen zwar, Afghanistan ganz aufzugeben, suchten aber vorher durch einen Rachezug ihr Ansehen wiederherzustellen. Dieser wurde sogleich, nachdem Ellenborough (s. d.) den Lord Auckland 28. Febr. 1842 im Generalgouvernement abgelöst, unternommen. General Nott, der sich mit 10000 Mann in Kandahar bis dahin gehalten, drang von hier aus gegen Ghasna, und General Pollock mit einem andern Corps von Dschellalabad aus gegen Kabul vor. Letzterer nahm nach mehrern günstigen Gefechten gegen Akbar-Khan 16. Sept. 1842 diese Stadt, nachdem Nott bereits 6. Sept. Ghasna erobert hatte. Nun erst traten die brit. Truppen den Rückzug zur völligen Räumung Afghanistans an, nachdem sie die Städte Istalif und Kabul zerstört. Auch auf ihrem Rückzuge verheerten und plünderten sie, was sich ihnen darbot. Im Jan. 1843 befanden sich sämmtliche engl. Truppen auf dem linken Indusufer. Unterdeß hatte sich aber auch eine große Bewegung unter den Fürsten O.s erhoben, und ohne den rechtzeitigen Rückzug aus Afghanistan würden es die Engländer mit einem vielfachen Feinde zu thun gehabt haben. Nur im Lande des Scindia war man bereits in den Vorbereitungen zu einem Losbruch zu weit gegangen, als daß der Kampf hätte vermieden werden können. So kam es zu dem kurzen, gefährlichen Kriege mit dem Maharadscha Scindia, der zu Ende 1843 mit dessen völliger Unterwerfung endete. (S. Maharatten.) Während dieses Kampfes waren auch die Beludschen und die Emire von Sindh gegen die Engländer aufgestanden. Doch General Sir Charles Napier (s. d.) zähmte die erstern und vernichtete durch die Schlacht von Miani 17. Febr. 1843 das Reich der letztern, das nach der Einnahme von Hyderabad zur engl. Provinz gemacht wurde. (S. Sindh.)

Alle diese Eroberungen waren den Directoren der Compagnie nicht angenehm, welche die Schuld davon der Kriegslust Lord Ellenborough's zuschrieben. Derselbe wurde daher plötzlich 1844 zurückgerufen und an seiner Stelle General Hardinge (s. d.) mit den friedlichsten Instructionen zum Generalgouverneur ernannt. Aber auch dieser sah sich alsbald in einen Krieg mit den Sikhs verwickelt, die 11. Dec. 1845 über den Setledsch gingen und die Engländer unversehens angriffen. Durch die Tapferkeit der Sikhs und die Mangelhaftigkeit der vom Generalgouverneur selbst und dem Oberbefehlshaber Sir Hugh Gough (s. d.) geleiteten Operationen geriethen die brit. Waffen anfänglich in Nachtheil. Nur der Umstand, daß die Sikhs ihre Vortheile nicht zu verfolgen verstanden, und schließlich die überlegene europ. Taktik retteten die Engländer. Nach den zweideutigen Schlachten von Mudki, am 18. und Firusschah, 21. Dec. 1845, gewannen

die Engländer die entscheidenden Schlachten bei Aliwal, 28. Jan., und Sobraon, 10. Febr. 1846, wodurch die Macht der Sikhs gebrochen wurde. Diese baten um Frieden, der in Lahore 9. März zu Stande kam, auf Bedingungen, welche die Selbständigkeit des Reichs Lahore so gut wie vernichteten. Man setzte nämlich nachträglich im Abkommen von Amritsir, 16. März, eine Theilung dieses Reichs fest, wonach Gholab-Singh, der heimliche Anhänger der Engländer, den nördl. Theil längs des Himalaja nebst Kaschmir und Hasara als förmlicher Vasall der Compagnie mit dem Titel eines Maharadscha erhielt, während der übrige Theil dem Maharadscha Dhalip-Singh blieb, welcher sich anheischig machte, nur eine gewisse Anzahl von Truppen zu halten und den Engländern den Durchgang durch sein Gebiet zu gestatten. Beide mußten überdies die Compagnie als Schiedsrichterin in ihren Streitigkeiten anerkennen und versprechen, weder einen Amerikaner noch einen Europäer ohne Erlaubniß der Compagnie in ihre Dienste zu nehmen. Außerdem wurde das fruchtbare Land zwischen Beas und Setledsch der Compagnie als unmittelbares Eigenthum abgetreten und bedeutende Kriegssteuern geleistet.

Lord Hardinge hielt jetzt den Frieden so sicher, daß er im angloind. Heere bedeutende Verminderungen eintreten ließ. Sein Nachfolger, Lord Dalhousie (s. d.), traf 12. Jan. 1848 ein; Gough blieb Oberbefehlshaber der Armee. Obgleich man sicher auf Frieden rechnete, hatten sich doch die Sikhs und Moslems trotz ihrer herkömmlichen Feindschaft aufs neue gegen die Engländer verschworen, und schon Anfang 1848 war insgeheim eine allgemeine Erhebung vorbereitet. Dost-Mohammed und andere Häuptlinge hatten Zuzug zum heil. Kriege versprochen. Den Aufstand begann Malradsch, Häuptling von Multan, mit seinem Abfall von den Sikhs. Zwei engl. Offiziere, die zur Absetzung des Statthalters und Ordnung des Landes abgesendet waren, wurden im April 1848 ermordet. Als man nun von seiten der Engländer begriff, daß der Kampf unvermeidlich, wurden unter Anführung des Oberfeldherrn rasch hintereinander die drei blutigen Schlachten zu Ramnagar, auf dem östl. Ufer des Tschenab, 22. Nov., bei einer Furt des Flusses selbst zu Sadalapore, 25. Dec. 1848, und im Moorgebüsch von Tschillianwalah, 13. Jan. 1849, geschlagen, in denen zwar die Engländer das Schlachtfeld behaupteten, in der That aber Niederlagen erlitten. Die Entscheidungsschlacht fand sodann 21. Febr. 1849 bei Gudscherat, östlich vom Tschenab, statt. Die Sikhs zählten 60000, die Briten 25000 Mann; sämmtliche Gefangene wurden niedergemacht. Dost-Mohammed entkam mit 16000 Reitern über den Indus. Um neuen Kriegen vorzubeugen, wurde 29. März 1849 die Vereinigung des Pendschab sammt Peschawer, des Reichs der Sikhs, mit Britisch-Indien verkündet. Wiewol die Engländer in ihren Eroberungen nicht weiter zu greifen gedachten, sahen sie sich doch 1852 wieder genöthigt, die Waffen nach einer andern Seite, gegen Birma, zu ergreifen. Die nächste Veranlassung dazu boten die Klagen engl. Kauffahrer zu Rangun, die infolge der zerrütteten Zustände des Reichs von Ava mehrfache Bedrängnisse erfahren. Bei diesem zweiten birman. Kriege durch eine starke Flotte von Dampfern begünstigt, nahmen die Engländer vom 5. April bis 9. Oct. 1852 ohne großen Widerstand die Städte Martaban, Rangun, Bassein, Pegu und Prome und traten bald mit den des birman. Drucks überdrüssigen Taling und Karen, die vier Fünftheile der Bevölkerung Pegus bilden, in freundschaftlichen Verkehr. Am 20. Dec. 1852 verkündigte Lord Dalhousie, daß dem Reiche von Ava der Verlust Pegus auferlegt worden, daß die Birmanen dieses Land verlassen und um Frieden nachsuchen müßten. Der durch Palastrevolution erhobene neue Gebieter von Ava zeigte sich zwar zum Frieden geneigt, ließ aber die Unterhandlungen, welche im März 1853 begannen, im Mai abbrechen, weil man sich über die Grenzlinie nicht vereinbaren konnte, und verweigerte nun die Zustimmung zu irgendeiner Abtretung. Doch schon im Juni nöthigten ihn die neuen Erfolge der brit. Waffen zum Frieden, welcher Pegu den Siegern bis zu der von diesen bestimmten Grenze überließ und festsetzte, daß die Schiffahrt auf dem Irawaddi für den Handelsverkehr beider Nationen frei sein sollte. Andere Erweiterungen des unmittelbaren Gebiets der Engländer erfolgten unter Dalhousie's Oberstatthalterschaft (1848—56) auf eine geräuschlosere Weise. Infolge Aussterbens der regierenden Fürstenfamilien wurden mehrere Vasallenstaaten incorporirt, so schon 1848 das Fürstenthum Sattara im westl. Dekan, 1849 Sambalpur an der Nordostecke Dekans und Dscheitpur in Bandelkand, 1854 das westlicher gelegene Fürstenthum Dschansi und das weit bedeutendere Königreich Nagpur nebst einem dem Nizam von Hyderabad gehörigen Theil von Berar, 1855 das Fürstenthum Tanjore. Dazu kam 1856 wegen Misregierung das Königreich Oude (s. d.). Ein Mann von seltener Energie, genial in seinen Entwürfen, rücksichtslos in den Mitteln, that Dalhousie während seiner achtjährigen Verwaltung O.s mehr zur Ausbreitung der brit. Macht als irgendeiner seiner Vorgänger. Zugleich legte er den Grund zu einem großartigen Eisenbahn- und Telegraphennetz, baute die

Heerstraße von Kalkutta nach Peschawer, leitete die Schiffbarmachung des Godaweri ein, eröffnete den Gangeskanal, den größten seiner Art in der Welt, und steigerte den Handelsverkehr und die Einkünfte der Regierung sehr bedeutend. Doch zugleich entfremdete sein despotischer Sinn die Bevölkerungen, seine oft schroffen Reformen verletzten die nationalen Vorurtheile, und die gewaltsame Besitznahme von Oude gab das Signal zu einem allgemeinen Ausbruche, der das Gebäude der brit. Herrschaft in Indien zu stürzen drohte. Dalhousie's Nachfolger, Lord Canning (s. d.), übernahm 1. April 1856 die Verwaltung des Reichs in vollem Frieden. Ein Krieg mit Persien (s. d.), der von Großbritannien 1. Nov. erklärt, wenn auch die Feindseligkeiten erst Ende März aufhörten, bereits durch den Pariser Frieden vom 4. März 1857 beendet wurde, berührte O. nur insofern, als man von Bombay eine Kriegsflotte mit Landungstruppen nach dem Persischen Golf entsandte. Schon während dieses Kriegs empörten sich indeß 12. Febr. das 12. Regiment zu Burhampur bei Murschedabad in Bengalen, 6. März zu Madras das 54. Regiment der Sipahis oder eingeborenen Truppen. Diese Aufstände wurden zwar leicht beseitigt, aber sie waren die offenbaren Symptome einer großen Verschwörung, die alsbald zur Vernichtung der indisch-brit. Herrschaft ausbrechen sollte.

Schon 1851 hatte der geniale General Napier sich mit bitterm Tadel über die Misbräuche der Verwaltung, über die Demoralisation der Sipahis, insbesondere der Bengalitruppen geäußert und seine Besorgnisse vor dem unter den Einheimischen herrschenden Geiste zu erkennen gegeben. Gleiche Ansichten theilten andere Offiziere. Ihre Warnungen waren jedoch an dem Uebermuth und dem Sicherheitsgefühle ihrer Landsleute gescheitert. Anfang 1857 belief sich die bewaffnete Macht des unmittelbaren Reichsgebiets auf etwa 330000 Mann. Dazu kamen an vertragsmäßigen Contingenten der Lehnsstaaten 33000 Mann und die aus Persien zurückkehrenden Truppen, sodaß man im ganzen 370000 Mann aller Waffengattungen zählen konnte. Nicht viel weniger Soldaten und Polizeimannschaften hielten die Lehnsfürsten der drei Präsidentschaften als Haustruppen. Man konnte demnach alle bewaffnete Mannschaften in Hindostan und Dekan auf 700000 Mann schätzen, im Verhältniß der Armeen Europas eine geringe Truppenzahl für ein Reich mit einer Bevölkerung von 190 Mill. Köpfen. Den zahlreichen Truppenkörpern der Einheimischen stand aber nur ein kleiner Haufe Europäer gegenüber, ausgebreitet über den weiten Flächenraum und zerstreut unter der großentheils feindlich gesinnten Bevölkerung, nämlich 29000 Mann königl. Truppen und etwa 20000 Mann europ. Truppen der Ostindischen Compagnie, die Offiziere der Sipahis mitgerechnet. Die Zahl der nicht zum Militärstande gehörigen Europäer mit Frau und Kindern belief sich auf etwa 10000. Mit Einschluß der im Juni und Juli 1857 aus Persien zurückgekehrten Truppen standen daher kaum 51000 Europäer der hereinbrechenden Empörung gegenüber. Auf die Sipahis hatten deren engl. Offiziere keinen moralischen Einfluß, indem sich diese außerhalb des Dienstes um ihre Untergebenen nicht bekümmerten. Dennoch vermochten die Engländer, als der Sturm losbrach, diesem Trotz zu bieten und Zuzug aus der Heimat abzuwarten. Dieses welthistor. Ereigniß bewies die Ueberlegenheit der Europäer über asiat. Willkür und Barbarei. Als Vorwand zu dem Aufstande diente die Einführung neuer Patronen, die mit Kuh- oder Schweinefett bestrichen waren, wovon das eine die religiösen Gefühle der Hindu, das andere die der Mohammedaner beleidigte. Die moralischen Scrupel, verbunden mit physischer Abscheu, dienten aber bei der ungebildeten Masse nur als Hebel der Bewegung, deren wahre Ursachen tiefer lagen. Die Allianz zwischen Hindu und Mohammedanern bewies, wie bei den Sipahis der Fremdenhaß noch mächtiger war als die religiöse Abneigung. Beide verbreiteten im Volke, daß die Engländer erst die Sipahis, dann alle übrigen ihrer Religion berauben wollten. Auch trug man sich mit der Prophezeiung, daß die brit. Herrschaft nur hundert Jahre bestehen, daß sie am Jahrestage der Schlacht bei Plassey (23. Juni 1757) untergehen werde. Am 10. Mai 1857 erfolgte, nachdem schon vorher einzelne Widersetzlichkeiten vorgekommen, die erste massenhafte Meuterei der Sipahis zu Meerut (Mirat), wo man die engl. Offiziere nebst Frauen und Kindern ermordete und die Kasernen anzündete. Von hier eilten die aufrührerischen Sipahis nach Delhi (s. d.), der Residenz der letzten Sprossen der Großmoguls, wo sich die größten Militärmagazine der nördl. Provinzen befanden. Ueberdies hatten die Engländer die Wichtigkeit dieses Centralpunkts übersehen, sodaß es hier an europ. Truppen fehlte. Unter Verübung der ärgsten Greuel gegen die Europäer bemächtigten sich die Meuterer eines Artillerieparks von 150 Kanonen, unermeßlicher Kriegsvorräthe und eines Schatzes von 2 Mill. Pfd. St. Theils gleichzeitig, theils später verbreitete sich der Aufstand über alle Garnisonsstädte der Nordwestprovinzen, in Benares, Asimghar, Allahabad, Agra, Muttra (Mathura), Cawnpore, Luknow und ganz Oude, zu Bareilly in Rohilkand. Auch im Pendschab erhoben sich hauptsächlich

die dort stehenden Truppen der Bengaliarmee, während in der Bombay- und Madrasarmee nur vereinzelte Fälle vorkamen. Die raffinirte Grausamkeit und Verruchtheit der Orientalen brach allenthalben hervor. Gefangene und Wehrlose wurden in Stücke gehauen oder lebendig verbrannt. Man riß ihnen auch die Augen aus, zog ihnen die Haut ab, schnitt ihnen langsam Finger und Zehen ab. Die Frauen wurden öffentlich geschändet, die Kinder auf dem Pflaster zerschmettert.

Die Engländer waren im ersten Augenblicke von der Kunde dieser entsetzlichen Vorfälle wie erstarrt. Der Oberstatthalter, Lord Canning, setzte unter dem 6. Juni ein allgemeines Kriegsgericht ein, und 11. Juni erließ er auf ein Jahr ein allgemeines Preßgesetz für die Zeitungen, die sog. Maulsperre-Ordonnanz. Die brit. Regierung beeilte sich, Hülfstruppen, zum Theil über Aegypten, nach Indien zu schicken. Lord Anson, Oberbefehlshaber der ostind. Truppen, war 27. Mai an der Cholera gestorben, als er den Feldzug gegen Delhi beginnen wollte. Sein 11. Juli ernannter Nachfolger, Sir Colin Campbell (s. d.), kam erst im Oct. in Kalkutta an, von wo er 9. Nov. in Cawnpore eintraf. Die Indobriten hatten sich inzwischen nach dem ersten Schrecken ermannt. Die Beamten und Offiziere, bisher in Verweichlichung versunken, erhoben sich in der höchsten Gefahr zu einer Energie, welche die Kraft des brit. Volkscharakters im hohen Maße bekundete. Dabei handelten ihre Feinde ohne Plan und Zusammenhang und waren nur auf Befriedigung ihres Rachegefühls bedacht. Außerdem blieben den Engländern die Regimenter, die sie unter den Aelplern des Himalaja, namentlich den Ghorkas, sowie unter den Sikhs angeworben, aus Haß gegen die Bengali-Sipahis, treu und leisteten ihnen wesentliche Dienste. Selbst eingeborene Truppen der Madras- und Bombayarmee ließen sich gegen die Rebellen führen. Von den indischen Fürsten schloß sich, mit Ausnahme der kaiserl. Prinzen in Delhi, die sich auch an der Vorbereitung des Aufstandes bethätigt hatten, des blutdürstigen Nena Sahib aus Bithur bei Cawnpore und der tapfern Fürstin von Dschansi, keiner der Empörung an, theils aus gegenseitiger Eifersucht, theils aus polit. Klugheit. Das eigentliche Volk, in Indien ebenso stumpf für die nationale Sache wie gleichgültig gegen die brit. Regierung, an Druck von jeher gewöhnt und unter jeder Herrschaft ohne Aussicht auf bessere Lage, betheiligte sich nur hier und da an den Plünderungen und Metzeleien, schlug sich aber nicht, sodaß die Sipahis eigentlich auf sich beschränkt blieben. Unter solchen Umständen war es dem General Wilson möglich, nach einer dreimonatlichen Belagerung, bei welcher die Engländer außer mit einem verzweifelten Feinde noch mit glühender Sommerhitze, Cholera, Ruhr und Fieber zu kämpfen hatten und mehrere Generale und gute Führer verloren, endlich 20. Sept. 1857 Delhi in sechsstündigem Sturm zu nehmen. Der von den Aufständischen zum Könige von Indien ausgerufene 90jährige Padischah Bahadur wurde gefangen abgeführt, die übrigen Baburiden erschossen. Die Sipahis, welche die Stadt vertheidigt, ergossen sich in regelloser Flucht an beiden Ufern der Dschamna hin, wurden aber ereilt und vollends zersprengt. Einem Theile gelang es, sich mit den Aufständischen in Oude zu vereinigen, dessen Hauptstadt Luknow (s. d.) nach dem Falle Delhis der Centralpunkt der Insurrection ward. Während der Belagerung von Delhi hatte General Havelock (s. d.) Ende Juni in Allahabad den Befehl über das zur Entsetzung von Cawnpore und Luknow bestimmte Corps übernommen und die Blutscenen von Cawnpore (s. d.) gerächt, indem er die Rebellen unter Nena Sahib 12. Juli bei Fattihpur (Fattehpoor) sowie 15. und 16. auf der Straße nach Cawnpore schlug und 17. Juli aus dieser Stadt vertrieb. Am 29. und 30. Juli erfocht er einen großen Sieg über den Feind bei Unao und Bupirgandsch, unweit Cawnpore, 16. Aug. bei Bithur. Nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten drang er endlich 26. Sept. unter mörderischen Kämpfen in die Festung von Luknow, welches indeß erst 19. März 1858 von Campbell und Outram eingenommen wurde. Außer Delhi, Cawnpore und Luknow waren noch viele andere Orte Zeugen brit. Tapferkeit und Ausdauer. Im Juni und Juli brach auch an mehrern Punkten Mittelindiens, in Mhow, Indore, Mandisur, Sagor u. s. w., der Aufstand aus. In Agra mußte sich 5. Juli die engl. Besatzung in die Festung zurückziehen. Zu Dinapur, oberhalb Patna, erhoben sich die Sipahis 23. Juli, besetzten das benachbarte Arrah und warfen 29. Juli die von General Lloyd zum Entsatz gesandten Truppen unter eigenem großen Verlust zurück. Im Pendschab, an dessen Nordwestgrenze sowie in Ober-Sindh der Brigadier Jacob Freicorps aus Sikhs, Afghanen u. s. w. bildete, wurden vom General Nicholson 17. Juni die Meuterer von Silkut (Sealcote) vernichtet und 20. Juli der Aufstand in Lahore unterdrückt. Der dortige Obercommissar Lawrence (s. d.) wußte nicht nur die Bevölkerung in Ruhe zu erhalten, sondern konnte auch einen Theil der engl. Besatzungstruppen nebst einem starken Corps Sikhs unter Nicholson, der 25. Aug. die Insurgenten bei Najafghar in die Flucht schlug, nach Delhi schicken, wodurch die Einnahme dieses Brennpunkts der Insurrection ermöglicht wurde.

Bereits in den Herbstmonaten 1857 war das Schicksal der Empörung entschieden, abschon die Angloinder bis dahin beinahe einzig und allein auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen blieben. Delhi war erstürmt, die Garnison von Luknow gerettet, die Aufstände im Pendschab unterdrückt, Bombay und Madras in Ruhe erhalten. Als endlich die Verstärkungen in Massen aus Europa eintrafen, wurden diese von Kalkutta aus nach Cawnpore hinaufgesandt, wohin der neue Feldzeugmeister des Angloindischen Reichs, Sir Colin Campbell, nachfolgte. Schon 3. Nov. stand derselbe an der Spitze der gegen Luknow und Oude bestimmten Armee. Zugleich traf General Sir Hugh Rose in Bombay die Vorbereitungen zu seinem Siegeszuge gegen Mittelindien (zwischen dem Nerbudda und Ganges-Dschamnathal). Nach dem Falle von Delhi war Hauptmann Greathed an die Spitze einiger fliegender Corps getreten, um die in südöstl. Richtung fliehenden Sipahis zu verfolgen, ihnen den Uebergang über die Dschamna zu verlegen und ihre Einfälle in das Doab (Zwischenflußgebiet von Ganges und Dschamna) zu verhüten. Nachdem Greathed die Feinde 27. Sept. bei Bulandschaher, $8^1/_2$ M. im Südosten von Delhi, geschlagen, 29. Sept. das Fort Malagarh gesprengt, 5. Oct. das benachbarte Fort von Aligarh eingenommen, erreichte er 9. Oct. Agra, wo er von einem starken feindlichen Corps angegriffen wurde, dieses aber schlug und durch Reiterei kräftig verfolgen ließ. Inzwischen war die Umgegend von Cawnpore, wo Sir Colin Campbell bei seinem Abzuge nach Luknow den General Windham mit nur 500 Mann zurückgelassen, der Sammelplatz der zersprengten Sipahis, der Haustruppen kleiner Lehnsfürsten Mittelindiens sowie der meuterischen Armee des Scindia von Gwalior geworden. Letztere standen unter dem Maharatten Tantia-Topi, einem der fähigsten Leiter der Empörung. Windham, der sich mit seiner kleinen Truppe von der steigenden Uebermacht förmlich eingeschlossen sah, zersprengte 26. Nov. die von Kalpi her vordringende 1. Division des Gwaliorcontingents, wurde aber in den folgenden Tagen zurückgeworfen. Da rückte Campbell, der 22. Nov. Luknow geräumt und nur den General Outram mit einem Beobachtungscorps bei Alumbagh zurückgelassen, in Eilmärschen herbei, schlug 6. Dec. die um Cawnpore versammelten Sipahis (25000 Mann) und warf sie über die Dschamna zurück, wo sie 9. Dec. General Hope Grant erreichte und vollends zersprengte. Der Brigadegeneral Showers, der das rechte Ufer der Dschamna zu säubern hatte, schlug die Truppen des Radschputenfürstenthums Dschodpur (8000 Mann) wiederholt, namentlich 25. Nov. bei Karnal, und ebenso säuberte Hauptmann Seaton mit einem besondern Corps das Doab im Dec. durch seine Siege bei Pattiali, Farrakhabad und Minpuri.

Die Absicht Campbell's bei Eröffnung des Feldzugs 1858 ging dahin, die Sipahis aus ihren verschiedenen Stellungen nach Oude zu drängen und dort durch seine vereinte Macht mit einem Schlage zu vernichten. Vorbereitungen hierzu wurden schon gegen Ende 1857 getroffen. Doch kam dieser kluge Plan nur theilweise zur Ausführung, indem der Generalgouverneur, Lord Canning, und sein Rath zu Kalkutta darauf drangen, Luknow (s. d.), den nunmehrigen Hauptsitz der Empörung, ohne Verzug anzugreifen. Der Marsch gegen Luknow mußte demnach angetreten werden, bevor die Umschließung Oudes vollendet war. Die Stadt wurde zwar 19. März 1858 genommen und ganz Oude militärisch besetzt, aber die Sipahis entrannen und zerstreuten sich, sodaß der Kampf in einen sehr gefährlichen Guerillaskrieg ausartete. Während des Streits über den Feldzugsplan und den Vorbereitungen zum Zuge gegen Luknow brachte Sir Hugh Rose zu Bombay die sog. Malwa- oder Nerbudda-Armee (6000 Mann, darunter 2500 Engländer) zusammen, welche Ende 1857 und Anfang 1858 die Rebellion in Mittelindien allenthalben mit Erfolg bekämpfte. Nachdem sich die unter Whitlock aus Madras herbeieilende Heersäule mit ihm vereinigt, unternahm man die Säuberung aller Berggruppen und Bergthäler bis zur Dschamna hinab, was eine hervorragende Kriegführung und ausdauernde Anstrengung erheischte. Nachdem 30. März die große Festung Kotah am Dschamnazufluß Tschambal dem General Roberts in die Hände gefallen, rückten die verschiedenen Abtheilungen der Malwa- oder Nerbudda-Armee gegen Kalpi an der Dschamna, dem Sammel- und Waffenplatz aller aus Mittelindien und Hindostan Zersprengten, an deren Spitze Tantia Topi stand. In der Schlacht vom 22. Mai brachte er durch energischen Bajonnetangriff die Masse der Rebellen zur Flucht nach Gwalior, wo sich mit ihnen die empörten Haustruppen des Scindia vereinigten. Sir Hugh Rose schlug jedoch den Feind vollständig in der mörderischen Schlacht vom 19. Juni und führte den Maharadscha-Scindia auf den Thron von Gwalior zurück. Die meisten Sipahis flüchteten nach Bundelkand oder nach Radschputana, wo sie durch engl. Streifcorps nach und nach aufgerieben, erschossen, gehängt oder vor der Kanonenmündung weggeblasen wurden. Ende 1858 stand in Mittelindien kein Feind mehr im Felde, und die wichtigsten Festungen waren gebrochen. Die Malwa- oder Nerbudda-Armee konnte aufgelöst werden. Nach

der Eroberung von Lucknow hatte sich die Hauptmasse der Rebellen gegen Nordwest nach Rohilkand und in der Richtung nach Nepaul im Norden gewandt, und Sir Colin Campbell ging nun an die Aufgabe, diese Länder zu säubern und nochmals zu erobern. Campbell selbst nahm 1. Mai Schahdschihanpur, unter großem Widerstande 6. und 7. Mai Bareilly in Rohilkand, und die Provinz war schon gegen Ende des Monats unterworfen. Die flüchtigen Rebellen kehrten jedoch nach Oude um, wo sie in einzelnen starken Haufen feste Stellungen einnahmen, und zwar unter Leitung hervorragender Führer, des Nena Sahib, des Firôs-Schah, eines königl. Prinzen von Delhi, der Begam oder Königin von Oude mit ihrem Sohne sowie einer Anzahl großer Land- und Grundbesitzer (Semindars und Talakdars). So hatten die verschiedenen Corps unter den Generalen Sir Hope Grant, Napier, Lugard u. a. noch heftige Kämpfe zu bestehen, und der Guerrillaskrieg in der heißen Jahreszeit raffte viele Europäer weg, während die Regenmonate die Bewegungen hemmten. Nachdem Campbell die Bevölkerung von Oude in einer drohenden Proclamation vom 26. Oct. 1858 mit vielem Erfolg zur Unterwerfung aufgefordert, begann er im Nov. aufs neue seine Operationen. Die an verschiedenen Punkten im Laufe des Monats geschlagenen Rebellenhaufen suchten mit ihren Führern Zuflucht in den Moor- und Gebirgsgegenden an der nepaulischen Grenze, von wo aus sie von Zeit zu Zeit Streifzüge in die Niederlande von Oude und die Bezirke von Gorakhpur unternahmen. Doch fügten sich die meisten Häuptlinge dem Machtgebot, und im Dec. 1858 war ganz Oude wieder unterworfen. Die letzten Reste der Insurgenten sahen sich genöthigt, über die Grenzgebirge von Nepâl zu flüchten, wo sie durch Hunger, klimatische Einflüsse, Verrätherei und die combinirten Anfälle der Engländer und Gorkhas fast gänzlich aufgerieben wurden. Seit Frühjahr 1859 trat allenthalben an die Stelle der Kämpfe eine Art Treibjagd auf die Rebellen, die so in der einen oder andern Weise umkamen. Ueberdies trug die Mäßigung des Oberstatthalters Lord Canning viel zur Stillung der Unruhen bei.

Das wichtigste Ergebniß des großen Kampfes von 1857 und 1858 war die Aufhebung der Ostindischen Compagnie (s. d.). Nachdem 2. Aug. 1858 das neue «India-Gesetz» die Zustimmung beider Häuser des brit. Parlaments erhalten, wurde 1. Nov. 1858 den Völkern O.s feierlich verkündet, daß die Königin von Großbritannien die Regierung unmittelbar übernommen habe. Der Oberstatthalter wurde zum Vicekönig oder Nawab-Wesir (ein neuer Titel) ernannt und alle Diener der Compagnie in ihren Aemtern bestätigt. Die Königin versprach, alle Verträge und Verpflichtungen gegen die einheimischen Fürsten zu erfüllen und das Reich innerhalb der bestehenden Grenzen zu erhalten. Keinem ihrer Unterthanen solle das Christenthum aufgedrängt, niemand wegen seiner Religion begünstigt oder belästigt werden. Alle Unterthanen sollen, ohne Unterschied des Glaubens oder der Abstammung, «soweit als möglich», frei und unparteiisch zu allen Aemtern Zutritt haben, welche sie vermöge ihrer Erziehung, Talente und Ehrenhaftigkeit pflichtmäßig verwalten können. Die herkömmlichen Rechte und Befugnisse, welche an ererbtem Grundbesitz haften, sollen fortbestehen und in keiner Weise geschmälert sein. Bei allen Gesetzen und Anordnungen wird auf Erhaltung der in Indien vorhandenen Gerechtsame, Bräuche und Sitten gesehen werden. Denjenigen Aufständischen, welche nicht an der Ermordung brit. Unterthanen unmittelbar theilgenommen, wird, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren, vollständige Amnestie zugesichert. Von «Bundesgenossen», wie früher, war fortan keine Rede mehr; alle Großen Indiens sind seitdem Lehnsleute und Unterthanen der brit. Majestät. In dem Neuen Indiagesetze wird zunächst die Bedeutung des Namens «Indien» festgestellt. Darunter sind alle Länder begriffen, deren Regierung Ihrer Majestät übertragen wird, also auch die ehemaligen Provinzen des Birmanischen Reichs, der malaiischen Halbinsel, Pinang und Singapore, mit allen Rechten und Befugnissen, welche der Ostindischen Compagnie zustanden. Ausgeübt werden diese Rechte durch einen der ersten Staatssecretäre der Königin (seit 2. Sept. 1858 Lord Edward Henry Stanley, dann Sir Charles Wood, später Lord Cranbourne), welchem auch die mit Indien engverbundenen pers. Angelegenheiten überwiesen sind. Ihm ist ein Rath von 15 Mitgliedern beigegeben, der «Rath von Indien», dessen Mitglieder zum größten Theil wenigstens 10 J. in Indien gedient oder gelebt haben müssen. Die Mitglieder behalten ihre Stellen lebenslänglich, können aber auf Antrag der beiden Häuser des brit. Parlaments entsetzt werden. Der indische Staatssecretär ist Vorsitzender dieses Raths; unter ihm arbeiten einige Unterstaatssecretäre. Der Oberstatthalter des Angloindischen Reichs (1856—62 Canning, 1862—63 Elgin, seit 1863 Lawrence) und das vierte ordentliche Mitglied seines Raths, die Statthalter-Präsidentschaften und ihre Generaladvocaten werden von der Königin ernannt, die andern Rathsherren des Oberstatthalters und die Räthe der verschiedenen Präsidentschaften vom Minister, mit Zustimmung

der versammelten Mehrheit des Indiaraths, die Vicegouverneure der Provinzen und Territorien vom Oberstatthalter, immer jedoch unter Genehmigung der Königin, gewählt. Die andern bürgerlichen Beamten ernennt der Minister im Rathe aus den Listen der Candidaten, welche auf Grund der Verordnung vom 21. Mai 1855 ihre Prüfungen bestanden haben. Die Cadetten für den Land- und Seedienst erhalten jedoch nur, auf Vorschlag des indischen Ministers, ihre Anstellung unmittelbar durch die Königin. Die Stellung und Geschäftsführung des vicekönigl. Raths zu Kalkutta wurde später derart geändert, daß einzelne Mitglieder zu Staatssecretären für das Innere, die Finanzen, das Aeußere, der Militärangelegenheiten, die öffentlichen Arbeiten u. s. w. erhoben wurden, die unter dem Oberstatthalter, gleichsam ihrem Premier, arbeiten, für ihr Amt persönlich verantwortlich sind und, wie in England, in selbständiger Weise verfügen. Außer ihnen bilden den Rath fünf ordentliche Mitglieder, während der Oberbefehlshaber der indischen Armee (nach Sir Colin Campbell General Sir Hugh Rose, später Sir William Rose-Mansfield) und die Gouverneurs der andern Präsidentschaften, wenn die Versammlung innerhalb ihres Gebiets stattfindet, die Stellung außerordentlicher Mitglieder des Raths einnehmen. Die Gesetzgebende Versammlung von Indien sowie der Oberrichter (Chief Justice of the High Court of Judicature) haben ihren Sitz in Kalkutta. Auch in Madras und Bombay ist der Gouverneur Präsident des Raths, zu welchem der Oberbefehlshaber der Truppen und die Secretäre für die einzelnen Verwaltungsdepartements gehören. In beiden Städten haben zugleich Oberrichter ihren Sitz.

Die Schwierigkeiten, welche der an Stelle der Compagnie getretenen königl. Regierung begegneten, waren größer als je zuvor. Die angloind. Armee, namentlich die europ. Abtheilung, war während des Aufstandes auf außerordentliche Höhe gestiegen. Gegen Mitte 1859 zählte man 431000 Mann aller Waffengattungen, darunter 110600 Europäer, 207765 Einheimische, überdies eine Gensdarmerie von 89829 Mann. Diese Armee, insbesondere die große Anzahl der Europäer (40—45000 Mann), verschlang ungewöhnliche Summen. Vor dem Aufstande belief sich das Armeebudget auf 11 bis 12, dagegen 1857—58 auf 24 Millionen und 1858—59 auf 25,849000 Pfd. St. (über 14¼ Millionen mehr als die ordentlichen Einnahmen). In dieser Noth nahm die Regierung ihre Zuflucht zu Finanzmaßregeln, die im Orient unerhört. Bisher hatte die Steuer nur auf dem Grundbesitz geruht; andere Klassen des Gemeinwesens, Gewerbs- und Kaufleute, Actiengesellschaften, Bankiers und Kapitalisten, hatten unmittelbar nichts zu den Staatsbedürfnissen beigetragen. Nunmehr führte die Regierung Stempeltaxe, Opiumaufschlag, Erhöhung der Eingangszölle, Gewerbs- und Einkommensteuer ein, wodurch man vorerst die Einnahme um 4—6 Millionen zu mehren, später sogar ein annäherndes Gleichgewicht der Finanzen herzustellen und die Baarsendungen von England nach Indien zu mindern hoffte. Schon vor dem Sipahiaufstande bot das indische Budget Deficits. Im Jahrzehnt 1838/39 bis 1847/48 (das Rechnungsjahr beginnt in Indien mit dem 1. Mai) betrugen im Durchschnitt die Einkünfte 22,910393, die Ausgaben 24,204806 Pfd. St., im Jahrzehnt 1848/49 bis 1857/58 die Einkünfte 29,022371, die Ausgaben 30,179804 Pfd. St. In den Jahren 1857/58 bis 1860/61 betrugen die Ausgaben (der Bedarf) je 40,251224, 50,480770, 46,067996 und 46,903234 Pfd. St.; die ordentlichen Einnahmen je 31,860582, 36,293153, 39,509631 und 42,924385 Pfd. St. Es stellte sich demnach ein Deficit heraus von je 8,390642, 14,187617, 6,558365 und 4,021385, also in vier Jahren von mehr als 33 Mill. Pfd. St. So hoffnungslos auch dieses Ergebniß erschien, gestaltete sich doch alsbald das Verhältniß ganz anders. Die Einnahmen stiegen sofort, und schon im zweiten Jahre war ein Ueberschuß von 1,090630 Pfd. St. vorhanden. Zwar traten für die nächsten Jahre wieder Deficits ein, aber dieselben blieben ohne Bedeutung. 1865—66 wurden die Einnahmen auf 47,021000, die Ausgaben auf 47,041000 Pfd. St. berechnet, mithin betrug der Ausfall nur 20000 Pfd. St. Unberücksichtigt bleibt hierbei immer die Insel Ceylon, die 1863—64 eine Einnahme von 952790, eine Ausgabe von 738194 Pfd. St. nachwies. Die indische Schuld belief sich 30. April 1857 auf 50,483369 Pfd. St., dagegen 1862 auf 71,901081 und mit der Schuld in England auf 101,877081, 1863 sogar in der Totalsumme auf 107,514159 Pfd. St. Doch ging diese ungeheuere Summe in den nächsten Jahren rasch herunter, sodaß sich die Schuld 1866 nur noch auf 85,835957 Pfd. St. belief. Die Hebung der indischen Finanzen ist, abgesehen von einer geregeltern Verwaltung, einerseits der Reduction der Armee, andererseits dem ungemeinen Aufschwunge des indischen Handels beizumessen. Seit 8. Aug. 1860 ist der europ. Theil der frühern ostind. Armee dem königl. Heere einverleibt. Es belief sich die Stärke der brit.-indischen Truppen im März 1862 noch auf 78174, 1865 auf 71044 und 1866 auf 65287 Europäer

(darunter 3615 Offiziere und 5306 Unteroffiziere). Die Zahl der eingeborenen Mannschaften betrug in den drei genannten Jahren 125913, 114833 und 113370 Mann. Das Kriegsbudget hatte sich 1866, im Vergleich zu dem für 1858, um beinahe 52,6 Proc. vermindert.

Der indische Handel nahm in neuester Zeit ungeheuere Größenverhältnisse an. Von 1838/39 bis 1857/58 war die überseeische Einfuhr von 5,240677 auf 15,277506 Pfd. St., die Ausfuhr von 11,774769 auf 27,453692 Pfd. St. gestiegen. Dagegen hob sich von 1860/61 bis 1862/63 die Einfuhr von 34,170793 auf 43,141351 Pfd. St., die Ausfuhr von 30,090154 auf 48,970785 Pfd. St. Im J. 1863—64 stieg die Einfuhr auf 50,108171, die Ausfuhr plötzlich sogar auf 66,895884 Pfd. St., und der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe (ohne die sehr große Menge Küstenfahrer) betrug 4,115663 Tonnen. Ausgeschlossen ist hierbei der Handel von Ceylon. Die Steigerung der Ausfuhr aus Indien nach Großbritannien hatte einen ungemein starken Abfluß von Edelmetallen, besonders Silber, aus Europa nach Indien zur Folge. 1863 überstieg der Werth der Silber- und Goldeinfuhr den der Gesammtausfuhr um 19,367764, und im Laufe der acht Jahre 1856—63 betrug dieser Ausfall 109,652917 Pfd. St. Es sind von 1830—62 nach Indien nicht weniger als 140 Millionen Baarschatz und für 350 Millionen Waaren importirt, von 1860—64 aber allein 254 Mill. Pfd. in Edelmetallen eingeführt worden, was neben den außerordentlichen Goldfunden der Neuzeit ein Hauptgrund der Silbervertheuerung war.

Welchen Werth Indien, abgesehen von der industriellen, mercantilen und polit. Wichtigkeit, für England hat, legen folgende Thatsachen dar. Nach einer parlamentarischen Untersuchung werden in England von den indischen Staatseinnahmen bezahlt: an Zinsen für Actien der alten Compagnie 629770 Pfd. St., an Zinsen für engl. Darlehne an Indien 1,372599, an Pensionen für Civilbeamte 246918, für Militärbeamte 1,165043, für Marinebeamte 53951, an Zinsgarantien für Eisenbahnen 1,669283, im ganzen also 5,157764 Pfd. St. Kapitalisirt man diese Rente zu 3 Proc., so gelangt man zu der Summe von 173 Millionen, und schließt man dazu die kapitalisirten Zinsen für Eisenbahnen, die mit engl. Geld erbaut worden sind, so erhöht sich das Kapital auf 200 Millionen, eine Summe, die dem vierten Theile der engl. Nationalschuld gleichkommt. Unberechenbar sind die Summen, welche engl. Offiziere und Beamte an Ersparnissen von ihren Gehalten nach Hause senden. Die indischen Eisenbahnen, in denen die Engländer an Kapitalien mehr als 60 Mill. Pfd. St. angelegt, befanden sich 1865 in den Händen von 36533 Actionären, die bis auf 777 ihren Wohnsitz in England hatten. Es gibt, wenn man die Pensionäre und Actionäre, die von indischen Einkünften in England leben, zusammenzählt, 126000 Personen, deren Rente vertreten wird im Durchschnitt durch ein Kapital von 1600 Pfd. St. Sollte Indien jemals der brit. Herrschaft entschlüpfen, so würden die Engländer ungeheuere Zinsengenüsse und Kapitalien verlieren. Während des Sipahiaufstandes zeigten sich schon darum die Regierung wie das Volk, alle Klassen, alle Parteien, fest entschlossen, die brit. Herrschaft in Indien um jeden Preis aufrecht zu halten. England scheint sogar entschlossen, in Ermangelung einer großen Armee, eher seine europ. Rolle aufzugeben, als seine Machtstellung im Orient zu verlassen. Unter anderm schritt die brit. Regierung seit 1860 zur Errichtung einer indischen Grundaristokratie nach dem Muster der englischen, um die mächtigen Grundbesitzer in ihr Interesse zu ziehen und die Existenz einheimischer Fürsten und Grafen an den Bestand des Angloindischen Reichs zu knüpfen. Auch das Princip der Selbstregierung, wodurch die Engländer selbst groß geworden, suchten sie in Indien zur Geltung zu bringen. Unter den Sikhs, in Oude und allenthalben in den nordwestl. Gebieten wurden den großen Grundbesitzern Patrimonialrechte im Gerichts-, Polizei- und Steuerwesen übertragen. In Bengalen ernannte man, nach der Weise wie in England, aus Engländern und vermögenden Eingeborenen eine Anzahl Ehrenmagistrate (honorary magistrates) oder unbezahlte Friedensrichter, die über gewöhnliche Polizeivergehen bis zu gewissem Grade Geld- und Gefängnißstrafe verhängen konnten. Mancherlei Reformen in der indischen Armee, in Verbindung mit der Aufhebung ihrer Sonderstellung, waren darauf berechnet, allen gegenseitigen Gehässigkeiten und künftigen Militärverschwörungen vorzubeugen. So suchte England seine indischen Besitzungen enger an das Mutterland zu knüpfen und zu einem integrirenden Theile seines Weltreichs zu erheben. Obschon sich die brit. Regierung wiederholt gegen die Erweiterung ihrer ostasiat. Herrschaft aussprach, war sie doch, um den alten Besitzstand zu sichern, neuerdings genöthigt, von jenem Grundsatze abzugehen und Ende 1864 einen Krieg im Himalajalande Bhutân, an der Nordostgrenze Bengalens, zu beginnen. Veranlassung dazu gaben Räubereien der Bewohner dieses Landes auf brit. Gebiet und die Mishandlung einer 1863 dorthin geschickten brit. Gesandtschaft. Die brit. Truppen eroberten

15. Dec. 1864 den starkbefestigten Ort Dahnikote. In den folgenden Monaten lieferten sie dem Feinde einige Gefechte, die für sie nicht günstig ausfielen, erzwangen aber am Ende doch einen vortheilhaften Frieden, welcher 11. Nov. 1865 im Grenzort Sintschula, nördlich von der Festung Buxar, mit den Bevollmächtigten der beiden Souveräne Bhutâns, des D'hum- und des Deb-Radscha, abgeschlossen wurde. Die Engländer erhielten vertragsmäßig die Grenzbezirke zwischen Assam und Bhutân, die «Sechzehn Duars» (Tribus), gegen eine jährliche Vergütigung, die jedoch aufhören soll, wenn die Radschas die Bestimmungen des Friedensvertrags nicht halten. Das so gewonnene Gebiet umfaßt nicht unbedeutende Territorien am Fuße des Himalaja, von Assam westwärts bis an den Fluß Tista und außerdem einige Bergdistricte am linken Ufer des Tista, deren Défilés den Eingang nach Bhutân beherrschen und so die Benutzung der nach Tibet führenden Pässe und Handelsstraßen ermöglichen.

Vgl. für die geogr. und statist. Verhältnisse, außer Ritter's «Erdkunde von Asien» (Bd. 3—5, Lpz. 1834—37), besonders: Thornton, «A gazetteer of the territories under the government of the East-India Company» (2. Aufl., Lond. 1857); Montgomery Martin, «British India, its history, topography, government, etc.» (Lond. 1857) und «The progress and present state of British India» (Lond. 1862); Bell, «The empire in India» (Lond. 1864); Lott und Hughes, «A manual of the geography of India» (Lond. 1863); Latham, «Ethnology of India (Lond. 1859); H., A. und R. de Schlagintweit, «Results of a scientific mission to India and High-Asia, undertaken between the years 1854 and 1858 etc.» (Bd. 1—4, Lpz. 1860—66, mit Atlas); «Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den J. 1844—46» (Prachtwerk, 2 Bde., Berl. 1855; Auszug von Kutzner, Berl. 1857); v. Orlich, «Indien und seine Regierung» (Lpz. 1859—61) und «Reise nach O.» (Lpz. 1845); Andrásy, «Reise in O., Ceylon, Java u. s. w.» (aus dem Ungarischen, Pesth 1859); die Reisehandbücher von Murray, Bradshaw u. s. w. Die Hauptwerke für die frühere Geschichte O.s sind: Lassen, «Indische Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—62; 2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1866); Duncker, «Geschichte des Alterthums» (Bd. 2, 3. Aufl., Lpz. 1867); Wheeler, «History of India during the Hindoo period» (2 Bde., Lond. 1867 fg.); Elliot, «The history of India comprising the Muhammedan period» (3 Bde., Lond. 1867 fg.); Sullivan, «The conquerors, warriors and statesmen of India» (Lond. 1867). Die Geschichte des Angloindischen Reichs behandeln vorzugsweise die Werke von Malcolm (1784—1823; 3 Bde., Lond. 1826), Mill (4. Aufl. von Wilson, 9 Bde., Lond. 1842—45), Wilson (1815—35; 3 Bde., 5. Aufl., Lond. 1855), Elphinstone (2 Bde., 5. Aufl., Lond. 1866), Thornton (6 Bde., Lond. 1842—45), Knightley (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1857), Beveridge (Lond. 1860 fg.), Marshman (Lond. 1867 fg.), Neumann («Geschichte des engl. Reichs in Asien», 2 Bde., Lpz. 1857, und «Ostasiat. Geschichte», Lpz. 1861) u. s. w. Der Geschichte der jüngsten Ereignisse sind gewidmet: Trotter, «The history of the British Empire in India 1844 to 1862» (Lond. 1865); Arnold, «The Marquis of Dalhousie's administration» (2 Bde., Lond. 1862); Kaye, «History of the Sepoy war in India» (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1866); Rennie, «Bhotan and the story of the Dooar war» (Lond. 1866).

Ostindische Compagnien nennt man im allgemeinen privilegirte Gesellschaften, welche sich behufs des Handels nach Ostindien bei den europ. Seemächten gebildet haben. Die wichtigste und mächtigste derselben war die Englische Ostindische Compagnie. Mehrere reiche Kaufleute von London, an ihrer Spitze der Earl von Cumberland, wandten sich gegen Ende 1600 an die Königin Elisabeth mit der Bitte, ihnen für den Handel nach Ostindien die Bildung einer privilegirten Corporation zu erlauben. Ihrem Gesuche wurde durch Acte vom 31. Dec. 1600 gewillfahrt. Die Gesellschaft, welche den Namen Governors and Company of merchants of London trading to the East-Indies annahm, erhielt auf 15 J. das Privilegium für den Handel nach allen Plätzen in Asien, Afrika und Amerika, welche zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magellansstraße liegen. Zugleich ward ihr neben anderm ein eigenes Siegel, die Wahl eines Gouverneurs und von 20 Directoren bewilligt, sowie die Erlaubniß gegeben, Corporationsgesetze (Bye-Laws) zu entwerfen. Mit dem sogleich gezeichneten Capital von 72000 Pfd. St. wurden zuerst fünf Schiffe ausgerüstet, die unter dem Commando des Kapitäns James Lancaster 5. Juni 1602 zu Atchin auf Sumatra landeten. Die Expedition machte so vortheilhafte Geschäfte, daß 1604 eine zweite, 1610 eine dritte abging. Sollten die Verbindungen an Festigkeit gewinnen, so mußte man, gleich den übrigen bereits nach Indien handelnden und neidisch auf den neuen Rivalen blickenden europ. Nationen, das Recht der Niederlassung und des Handels an bestimmten Orten erwerben. Eine Gesandtschaft an den Groß-

mogul 1608 hatte diese bereits erlangt, doch gelang es den Intriguen der Portugiesen, den Engländern die Ausübung derselben unmöglich zu machen. Erst als der engl. Kapitän Thomas Best 1612 bei Surate die Geschwader der Portugiesen in zwei Treffen besiegt, vermochte die Compagnie an diesem Orte ihre Privilegien auszuüben und somit die erste Niederlassung auf dem Continente Ostindiens zu begründen. Bei der Eifersucht der Portugiesen und Holländer, welche letztere 1622 die Festsetzung der Engländer auf Amboina durch ein Blutbad verhinderten, gerieth indeß die Compagnie wieder in Verfall. Obschon Cromwell, der 1657 das Privilegium erneuerte, die Interessen des indischen Handels den Holländern gegenüber fast ganz preisgab, fanden doch die Engländer in jener bedrängten Zeit Gelegenheit, den Grund zu zwei der wichtigsten ihrer spätern Besitzungen, Madras und Hugli (1640), zu legen. Am 3. April bestätigte Karl II. nicht nur die frühern Privilegien, sondern verlieh der Compagnie auch die Civilgerichtsbarkeit, Militärgewalt und das Recht, mit den Ungläubigen in Indien Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Auch schenkte er ihr Bombay als Lehn sowie einige Jahre nachher die Insel St.-Helena. Durch Jakob II. erhielt dieselbe, um sie der holländ. Compagnie gleichzustellen, noch das Recht, Festungen zu bauen, Truppen auszuheben, Kriegsgerichte zu halten und Münzen zu schlagen. So begünstigt, hob sich der Handel dergestalt, daß 1680 der Preis der India-Stocks 360 Proc. mit angemessenen Dividenden war. Allein der Druck, den die Compagnie in Indien selbst übte, verbunden mit dem Neide der londoner Kaufleute über die wachsende Blüte des Compagniehandels, hatte zur Folge, daß man die Angelegenheiten der Compagnie 1691 vor das Parlament brachte. Die Bestrebungen der Gegner blieben zwar ohne Erfolg, und es wurden der Compagnie 1694 sogar ihre Privilegien erneuert, aber ihre Gegner ließen sich dadurch nicht abschrecken. Die londoner Kaufleute machten der Regierung 1698 einen Vorschuß von 2,000000 Pfd. St. und erhielten damit das Recht zur Bildung einer neuen Compagnie für den Handel nach Ostindien. Da sich natürlich beide Compagnien zu stürzen suchten, dabei aber an eine Erweiterung ihres Handels nicht denken konnten, brachte sie endlich ihr Interesse dahin, daß beide 1708 ihre Fonds zu einer einzigen Compagnie unter dem Namen United East-India Company vereinigten. Die Actien wurden auf 500 Pfd. St. festgesetzt und jedem Inhaber einer solchen eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) bewilligt, während die 24 Directoren nur unter den Besitzern von vier solchen Actien gewählt werden durften. Die Blüte des auswärtigen Handels hob sich bald zu noch nie dagewesener Höhe, wozu die ruhigen Zeiten nach dem Utrechter Frieden (1713) nicht wenig beitrugen, und die Compagnie gewann sichtlich an Einfluß auf die polit. Verhältnisse Indiens. Bereits 1767, wo die indischen Angelegenheiten zum ersten mal vor das Parlament gebracht wurden, war in England die Ueberzeugung allgemein, die Selbständigkeit der Compagnie müsse gebrochen und ihre Verfassung von Grund aus verändert werden. Regierung und Parlament sollten einen Einfluß auf die Verwaltung der asiat. Besitzungen und eine vollständige Oberaufsicht über alle staatlichen Anordnungen des Indischen Hauses erhalten. Lord North legte (18. Mai 1773) dem Unterhause eine die Angelegenheit ordnende Bill vor, deren Bestimmungen sich in jeder Beziehung bewährten. Hiernach ward in England unter dem Namen Board of control ein indisches Ministerium errichtet. An der Spitze der Regierung von Bengalen, Bihar und Orissa stand von 1773 an ein Oberstatthalter, dem ein gleichberechtigter Rath von vier Personen beigegeben war. Dem Oberstatthalter im Rathe war die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung übertragen. Die Präsidentschaft von Bengalen führte überdies eine Oberaufsicht über die Regierungen zu Madras und Bombay in der Weise, daß diese, außer im Falle der Nothwehr, keinen Krieg beginnen und keinen Vertrag schließen durften.

Durch diese Einrichtungen war die unabhängige Stellung der Compagnie, der Staat im Staate aufgehoben. Der Hof der Directoren war von jetzt an blos eine untergeordnete Behörde zur Ausführung der Beschlüsse des Vorsitzenden in der Oberaufsichtsbehörde, also des Ministers der indischen Angelegenheiten, insoweit diese nämlich die bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des Angloindischen Reichs und das Budget betrafen. Die wichtigsten Befugnisse der Actieninhaber bestanden seitdem hauptsächlich in der Aemtervertheilung. Da die Beamtenstellen in den Präsidentschaften zum größten Theil vom Hofe der Directoren, den Statthaltern und Räthen der indischen Regierung verliehen wurden, so fanden die Mitglieder der Compagnie Gelegenheit, ihren Angehörigen gute Versorgungen zu verschaffen. Um die Vorbildung für die indische Laufbahn zu gewähren, wurde (1806) die Schule zu Haileybury für den Civildienst, die zu Woolwich und Addiscombe für den Militärdienst errichtet. Nach Ablauf der gewöhnlich auf 20 J. verliehenen Freibriefe (1794, 1813, 1833) suchte die Compagnie, ungeachtet wiederholter Beschränkungen, jedesmal wieder um Erneuerung ihres Privilegiums nach. Mit dem Freibriefe

von 1833 verlor sie aber alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen (den indischen hatte sie bereits 1813 verloren). Die Compagnie war seitdem nur eine polit. Corporation und behielt die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen mit geringen Veränderungen. Die oberste Gewalt in allen bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der indischen Regierung beruhte in dem Oberstatthalter mit seinen vier Räthen; derselbe besaß seit 1833 auch die gesetzgebende Gewalt. Ehe der letzte Freibrief 30. April 1854 zu Ende ging, wurde bereits 19. April 1852 ein Ausschuß zur Anstellung von Untersuchungen über die bestehende indische Verfassung ernannt, von dessen Berichten auch Ende 1853 bereits mehrere Bände (Blue books) erschienen. Die Frage über die abermalige Erneuerung war noch schwebend. Nach Ansicht einer großen Partei, der Freihändler und Manchesterleute, sollte die Compagnie ganz aufgehoben werden. Am 3. Juni 1853 legte der Minister der indischen Angelegenheiten einen Gesetzentwurf über die Neugestaltung der Verfassungsverhältnisse des indischen Reichs dem Unterhause vor, wonach die Zahl der Mitglieder des Directoriums auf 18 herabgesetzt und das Patronatsrecht der Compagnie auf die Ernennung zu Cadettenstellen im indischen Heer beschränkt werden, die Ernennung zum Mitglied des dem Generalgouverneur beigegebenen Staatsraths, welche bisher dem Directorium allein zugestanden, fortan von der Zustimmung der Krone abhängen, die Präsidentschaft Bengalen nicht mehr vom Generalgouverneur, sondern einem besondern Lieutenant-Gouvernenr verwaltet, der Freibrief der Compagnie nicht erneuert, sondern die neuen Bestimmungen einfach Gesetzeskraft haben sollten, jederzeit aber auf dem Wege der Gesetzgebung abgeändert und aufgehoben werden könnten. Die Vorschläge der Regierung wurden in beiden Häusern genehmigt. In Indien selbst aber befriedigte diese Reform keineswegs, sondern gab vielmehr zu einer Bewegung unter den Eingeborenen, namentlich in der Präsidentschaft Madras, Veranlassung, welche die Bildung von Volksvereinen zur Folge hatte. In einer 2. April 1855 in Madras abgehaltenen Volksversammlung kam eine Petition an das Parlament zu Stande, worin man eine lange Reihe Beschwerden und den Wunsch aussprach, daß das Angloindische Reich eine Verfassung wie die Kronealonie Ceylon erhalte, also die polit. Macht der Compagnie aufhöre. Diese Petition befürwortete 16. Juli 1855 Graf Albemarle im Oberhause, wobei er einige der drückendsten, in verschiedenen Fällen sogar von der Tortur unterstützten Erpressungen hervorhob. Dieselben traurigen Zustände in der Präsidentschaft Madras brachte 14. April 1856 Graf Albemarle abermals im Oberhause zur Sprache, welches nun beschloß, zur Abstellung des Torturwesens die schleunigsten Maßregeln zu ergreifen. Der 1857 erfolgte Aufstand der Sipahis in Ostindien (s. d.) und die aus demselben hervorgegangenen Nöthen steigerten nur in England die feindliche Stimmung des Parlaments und des Volks gegen die Compagnie, sodaß letztere bald nicht mehr mit Erfolg dagegen ankämpfen konnte. Nach langem Streit der Parteien erfolgte endlich 8. Juli 1858 im Unterhause, 2. Aug. im Oberhause die Annahme eines neuen Indiagesetzes, wonach die Herrschaft der Compagnie aufgehoben wurde und unmittelbar an die Krone England überging. Am 30. Aug. hielt die Compagnie ihre letzte Sitzung; sie trat in würdiger Weise vom Schauplatz der Weltgeschichte ab.

Von den Ostindischen Compagnien anderer Völker sind besonders vier zu erwähnen: 1) Die Holländische Ostindische Compagnie, deren erster Begründer Cornelius Houtman (s. d.) war. Dieselbe constituirte sich mittels Vereinigung mehrerer kleinerer, nach Ostindien Handel treibender Gesellschaften 20. März 1602, sodaß nun jeder Bürger der Republik der Vereinigten Provinzen theilnehmen konnte, und erhielt sogleich das Monopol für den holländ. Handel jenseit der Magellausstraße und des Vorgebirgs der guten Hoffnung, das Recht, im Namen der Generalstaaten Bündnisse und Verträge zu schließen, Festungen anzulegen, Gouverneure, Kriegsvolk und andere Beamte anzustellen und ihre innere Organisation selbst einzurichten. Man theilte die Compagnie in mehrere Kammern. Für die Leitung der allgemeinen Compagnieverhältnisse aber wurden aus den 60 Directoren der einzelnen Kammern 17 Directoren oder Bewindhebber gewählt, deren Anordnungen zu folgen man die einzelnen Kammern anwies. Auf glänzende Weise wurde der Zweck der neuen Compagnie erreicht. In kurzer Zeit erlangten die Holländer das Uebergewicht über Portugiesen, Spanier und selbst über die Engländer auf den ostind. Inseln; ihr Handel stieg auf eine vorher nie gekannte Höhe. Indem sie sich größtentheils auf die Inseln beschränkten, entgingen sie den Verwickelungen, in welche die Engländer und Franzosen durch die allmähliche Auflösung des mongol. Reichs geriethen, und erweiterten ihrerseits mit seltener Ausdauer auf den Inseln ihren Einfluß, Ansehen und Handel. Daneben hielt man auf strenge Behauptung des Monopols, beaufsichtigte anfänglich streng die Beamten und zahlte aufs pünktlichste. Durch solche Mittel befand sich die Compagnie bereits 1605 im

Besitz der Molukken, erwarb 1607 Ternate und Banda und 1637 auch den ausschließenden Handel mit Japan (s. d.), wodurch über ein Jahrhundert große Reichthümer nach Holland flossen. In kleinen Kämpfen mit den Eingeborenen der Inseln stellte sich im Laufe des 17. Jahrh. die Herrschaft der Holländer fest, zu deren Mittelpunkt das 1618 erbaute Batavia (s. d.) auf Java erwählt wurde. Den Portugiesen entrissen die Holländer 1641 Malakka, 1658 Ceylon, 1663 Celebes und seit 1665 die wichtigsten Punkte auf der Küste von Malabar. Im Anfange des 18. Jahrh. zählte man sieben holländ.-indische Gouvernements, vier Directorialniederlassungen, vier Commanderien und drei Contors. Ohne Schulden hielt sich die Compagnie bis 1697, seitdem aber mehrte sich das Deficit infolge der kostspieligen Verwaltung, der wachsenden Demoralisation der Beamten, besonders aber infolge der politischen und Handelsconcurrenz der Engländer so sehr, daß es 1794 auf 118,265447 Fl. angewachsen war. Diese Finanzverwirrung der Compagnie zog zuletzt die Aufmerksamkeit der Staaten von Holland auf sich. Diese ernannten 1791 eine Untersuchungscommission, die indeß ihre Arbeiten noch nicht beendet hatte, als die Compagnie infolge des Revolutionskriegs gegen Frankreich und der Errichtung einer Batavischen Republik, 15. Sept. 1795, von den neuen provisorischen Volksrepräsentanten aufgehoben ward. Ihre Besitzungen wurden Eigenthum der Nation, ihr Monopol vernichtet und die Schulden für Nationalschulden erklärt. 1824 erfolgte jedoch die Errichtung einer neuen Ostindischen Compagnie, welcher unter gewissen Bedingungen die alten Monopole im holländ.-asiat. Colonialreiche wieder erhielt. Während alles fortschritt, blieben so die Holländer bei der veralteten Colonialverwaltung. Erst in neuerer Zeit sind erhebliche Verbesserungen eingetreten in der Rechtspflege, Steuererhebung und übrigen Verwaltung. Auch ist die Sklaverei aufgehoben worden. (S. Niederlande.) 2) Die Französische Ostindische Compagnie wurde im Aug. 1664 gestiftet, hat es aber, da sie niemals eine freie Handelsgesellschaft, sondern eine Staatsanstalt war, in keiner Weise zu einer großen Bedeutung gebracht. Anfangs versuchte sie in Madagaskar, dann in Ceylon sich festzusetzen und errichtete darauf 1675 ein Contor zu Surate. Vier Jahre nachher gelang es ihr, auf der Küste Koromandel eine kleine Territorialbesitzung zu erwerben, woselbst Pondichery erbaut und zum Hauptort erwählt wurde. Es wurden mit China, Siam u. s. w. Handelsverbindungen angeknüpft, deren Vortheile jedoch insgesammt wieder in dem von Ludwig XIV. begonnenen Kriege mit den Holländern verloren gingen. Wenige Jahre darauf stürzten die Speculationen des Financiers Law (s. d.) dieselbe in neue Verluste, sodaß sie nur mit großer Mühe sich wieder erholte. Zuletzt führten die Verluste, welche die Compagnie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts infolge der großen Kriege der Engländer mit den Franzosen erlitt, deren Auflösung 13. Aug. 1769 herbei, bei welcher die Krone ihr Eigenthum an sich nahm und den Handel nach Ostindien frei gab. Reste dieser indischen Besitzungen sind Pondichery (s. d.) und Chandernagore (s. d.), welche nur kosten und nichts eintragen. 3) Die Dänische Ostindische Compagnie, 1618 errichtet, trieb einen ziemlich bedeutenden Handel in Ostindien bis zu der Zeit, als Holländer und Engländer daselbst übermächtig wurden. Schon 1634 mußte sie sich auflösen, wurde aber 1670 neu constituirt. Doch auch diese Restitution dauerte nicht lange; denn schon 1729 sah die Compagnie sich genöthigt, alle ihre Rechte und Besitzungen, Trankebar (s. d.) auf der Küste Koromandel, an den Staat abzutreten. 1732 errichtete dieser eine neue Gesellschaft unter dem Namen der Dänisch-Asiatischen Compagnie, deren Handel während des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Gewinn war, seitdem aber auf Null gesunken ist. 1845 hat Dänemark seine Besitzungen Trankebar und Serampore für eine bestimmte Geldsumme an England überlassen. 4) Die Schwedische Ostindische Compagnie wurde 1741 zu Gothenburg errichtet, hat sich aber stets nur auf den Handel beschränkt und dabei so gute Geschäfte gemacht, daß sie in günstigen Zeiten eine Dividende von 26 Proc. auszahlen konnte. Seit 1806 wurde sie neu organisirt, konnte sich aber niemals zur Bedeutung erheben.

Ostjaken, eine zur ugrischen Gruppe des finn. Stammes (eines Gliedes der großen uralaltaischen Völkerfamilie) gehörende Völkerschaft, welche in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk des asiat. Rußland, südlich bis zur Djemjanka, einem Nebenfluß des Irtisch, und bis zum Wasjugan, einem Nebenfluß des Ob, nördlich bis zum Obbusen, wohnt. Sie sind größtentheils Fischer, Jäger und Renthiernomaden und nicht ganz 25000 Köpfe stark. Ihre Sprache zerfällt in mehrere Mundarten: in den irtischen, surgutischen und obdorischen Dialekt, der letztere in den eigentlich obdorischen und den kondinischen. Von diesen ugrischen O. völlig verschieden sind die Jenisei-O. an den Flüssen Sym und Imbat zwischen den Städten Jeniseisk und Turuchansk. Sie zählen nicht ganz 1000 Köpfe und reden eine nicht zum ural-altaischen Stamm gehörige

Sprache, von welcher Castrén eine Grammatik (Petersb. 1858) geliefert hat. Ihm verdankt man auch eine Sprachlehre des Ugrisch-Ostjakischen, welche 1849 (2. Aufl. 1858) erschien. Die meist an dem linken Ufer des Jenisei an dessen einzelnen Nebenflüssen wohnenden Ostjak-Samojeden machen einen besondern samojedischen Volksstamm aus.

Ostpreußen heißt der am östlichsten gelegene Theil der preuß. Monarchie, der in Verbindung mit Westpreußen (s. d.) die Provinz Preußen oder das ursprüngliche Königreich Preußen bildet. Vom russ. Litauen, dem Königreiche Polen, Westpreußen und der Ostsee umgrenzt, zählte es Ende 1864 auf 711,28 Q.-M. 1,761530 E. (83065 mehr als 1861 und 230258 mehr als 1852), die aus eingewanderten Deutschen, Abkömmlingen der alten Litauer und Masuren gemischt, größtentheils (1½ Mill.) der evang. Confession angehören. Litauisch sprechen 142400, kurisch 425, polnisch 330000 E. Die Landschaft bildet ihrer physischen Beschaffenheit nach einen Theil des von Westen nach Osten sich ziehenden großen südbaltischen Küstenplateau, ein Flachland, welches, von einzelnen Sandbergen und Anhöhen überragt und von zahlreichen größern und kleinern Seen bedeckt, neben vielen umfangreichen Flächen sterilen Sand- und Felsbodens auch große Strecken Weideland, Getreide- und Holzboden enthält. Die größten der sehr zahlreichen Landseen sind, abgesehen von den Haffs (s. d.), der Löwentin- oder Lötzuersee, der Spirdingsee, der Warschausee und der Mauersee. Die Hauptflüsse sind: die Dange, die Minge, der Njemen oder die Memel nebst der Jura und Szeszuppe, der Nemonin, die Passarge und der Pregel mit der Inster und Alle. Außerdem gibt es mehrere bedeutende Kanäle, z. B. den großen und kleinen Friedrichsgraben, die Neue Gilge, die Neue Deime, den Johannisburgischen und andere Kanäle, die zur Verbindung der größern Seen untereinander dienen; wie denn z. B. der Kanal von Lötzen den Mauersee mit dem Löwentinsee verbindet. Die Bewohner beschäftigen sich weniger mit Fabrikindustrie als mit Production der Urstoffe des Pflanzen- und Thierreichs. Neben ergiebigem Flachs- und Getreide-, namentlich Weizenbau trägt das Land Hülsenfrüchte, etwas Tabacd und Obst, besonders aber in reichlicher Menge Holz und Torf, und außer der Fischerei ist vorzüglich die Gänse-, Bienen- und Rindviehzucht sehr bedeutend. Die Pferdezucht wird mit besonderer Vorliebe in dem litauischen Theile von O. behandelt und durch das Hauptgestüt zu Trakehnen und die Landgestüte zu Trakehnen, zu Insterburg und Gudwallen wesentlich gefördert. In der Nähe der Ostsee, besonders an der Küste Samlands, zwischen dem Frischen und Kurischen Haff, findet man Bernstein. Die Hauptfabrikationsgegenstände sind Leinengarn und Leinwand, welche letztere namentlich in den vier ermeländischen Kreisen des Regierungsbezirks Königsberg gefertigt wird. Diese und Holz bilden die für die Provinz wichtigsten Ausfuhrartikel. Der Handelsverkehr wird nach außen durch die Lage an der Ostsee und mehrere gute Häfen und Rheden (Memel, Pillau, Königsberg und Braunsberg), im Innern durch die schiffbaren Flüsse und Kanäle sowie durch drei Eisenbahnen begünstigt. In polit. Hinsicht ist die Landschaft in die zwei Regierungsbezirke Königsberg (1,034164 E. auf 408,13 Q.-M.) und Gumbinnen (727366 E. auf 298,21 Q.-M.) getheilt. Beide zusammen zählen 67 Städte, 31 Flecken und 5423 Dörfer. Für die kath. Kirche besteht das Bisthum Ermeland, dessen Sprengel sich zugleich über Westpreußen erstreckt, und dessen Bischof zu Frauenburg seinen Sitz hat. Die Provinzialstände, die im Verein mit den Ständen Westpreußens sich abwechselnd in Königsberg und Danzig versammeln, bestehen aus 30 Deputirten der Ritterschaft, 15 Deputirten der Städte, 15 Deputirten der Kölmer (d. h. Besitzer solcher Güter, die nach dem kulmischen Recht völlig freie Allodialgüter sind), Freien und der bäuerlichen Gutsbesitzer. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt O. die Universität zu Königsberg, das akademische Lyceum Hosianum für kath. Theologen zu Braunsberg, das königl. pädagogische Seminar für Gymnasial- und Realschullehrer zu Königsberg, zwölf Gymnasien zu Königsberg (drei), Hohenstein, Memel, Pillau, Rastenburg, Gumbinnen, Insterburg, Lyck, Tilsit und die zwei katholischen zu Braunsberg und Rössel; fünf Realschulen zu Königsberg (zwei), Wehlau, Insterburg und Tilsit, drei höhere Bürgerschulen zu Bartenstein, Pillau und Neidenburg, die königl. Provinzialgewerbschule zu Königsberg, die fünf Schullehrerseminarien zu Königsberg, Preußisch-Eylau, Angerburg, Karalone bei Insterburg und das katholische zu Braunsberg, außerdem das Privatseminar für Lehrerinnen und Erzieherinnen zu Königsberg sowie die Seminarschullehrer-Präparandenanstalt zu Marggrabowo oder Oletzko; ferner elf höhere Töchterschulen zu Königsberg (fünf), Memel, Neidenberg, Wehlau, Insterburg und Tilsit (zwei), die Taubstummenlehranstalten zu Königsberg, Braunsberg und Angerburg (Provinzialanstalt), die Blindenunterrichtsanstalt zu Königsberg und die Hebammeninstitute zu Königsberg und Gumbinnen. Die Hauptstadt von O. wie der ganzen Provinz Preußen ist Königsberg (s. d.).

Ostracismus (griech. Ostrakismos, von ostrakon, d. i. die Scherbe) nannten die Griechen eine in Athen durch Kleisthenes begründete und auch in einigen andern griech. Staaten mit demokratischer Verfassung, wie in Argos, Megara, Syrakus und Milet, zeitweise übliche Art politischer Maßregelung, welche zum Zweck hatte, Bürger, von deren Einfluß man eine Störung der demokratischen Rechtsgleichheit befürchtete, auf einige Zeit aus dem Staate zu entfernen und dadurch unschädlich zu machen. Der O., welcher keineswegs als eine Strafe zu betrachten ist, sondern vielmehr dem von ihm Betroffenen zur Ehre gereichte, wurde gewöhnlich dann angewandt, wenn im Staate sich zwei polit. Parteien mit ungefähr gleichen Kräften gegenüberstanden, sodaß Unruhen, ja wol gar Bürgerkrieg zu befürchten war; dann wurde der Führer der in der Minderheit befindlichen Partei ausgewiesen. Zu diesem Behufe versammelte sich in Athen das Volk, nachdem es vorher in einer regelmäßigen Volksversammlung die Frage, ob überhaupt O. anzustellen sei, bejaht hatte, an einem dafür anberaumten Tage auf dem südlichern Theile der Agora (des Marktplatzes), der dazu mit hölzernen Schranken oder Seilen umgeben war; hier wurde nach Phylen (Stämmen) geheim abgestimmt, indem jeder Abstimmende den Namen desjenigen, den er aus dem Staate entfernt wissen wollte, auf eine Scherbe schrieb; nur wenn wenigstens 6000 Scherben den Namen eines und desselben Mannes zeigten, war der Beschluß gültig. Der davon Betroffene erhielt zehn Tage Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten, dann mußte er das Land auf zehn (später auf fünf) Jahre verlassen, blieb aber im ungeschmälerten Besitze seines Vermögens und konnte jederzeit durch einen besondern Volksbeschluß wieder zurückberufen werden; nach der Rückkehr trat er ohne weiteres wieder in den Vollgenuß der bürgerlichen Ehrenrechte ein. Uns sind überhaupt nur zehn athenische Männer bekannt, gegen welche der O. angewandt worden ist: der erste derselben war Hipparchos, ein Verwandter der Peisistratiden; dann folgten Aristides, Themistokles, Cimon, Thucydides, der Sohn des Melesias; Alcibiades, der väterliche, und Megakles, der mütterliche Großvater des berühmten Alcibiades; Kallias, Damon, der Lehrer des Perikles in der Musik; endlich der Demagog Hyperbolos, dessen Verbannung durch eine Coalition des Nikias (nach andern des Phäax) und des Alcibiades, von denen jeder den O. behufs Beseitigung des andern beantragt hatte, herbeigeführt wurde. Seitdem wurde der O., wenn auch nicht gesetzlich, so doch factisch abgeschafft, sodaß er überhaupt in Athen nicht ganz ein Jahrhundert lang bestanden hat.

Oestreich, s. Oesterreich.

Ostrog (Fürsten von), ein mächtiges souveränes Geschlecht aus dem Stamme des heil. Wladimir, das früher seine Residenz in der jetzt verfallenen Stadt O. (mit 8937 E.) in Volhynien hatte. — Konstantin, Fürst von O., einer der berühmtesten Heerführer seiner Zeit, fiel in dem Kampfe der Polen und Litauer gegen die Russen an der Wedroscha, 14. Juli 1500, in die Gefangenschaft des Zaren Iwan Wasiljewitsch, der ihn in seine Dienste zu treten zwang. Nachdem es ihm gelungen, zu entfliehen, wurde er vom poln. Könige Sigismund zum Großhetman von Litauen und, als er 8. Sept. 1514 über die Russen den glänzenden Sieg bei Orsza davongetragen hatte, zum Wojwoden von Wilna erhoben. — Konstantin, Herzog von O., ein eifriger Anhänger des griech.-christl. Glaubens, war ein heftiger Gegner der Jesuiten und der Union der griech. und röm. Kirche und suchte auf der Synode zu Thorn eine Vereinigung mit den Reformirten in Polen herbeizuführen. In der von ihm gehobenen Residenz O. legte er eine hohe Schule, in der hauptsächlich die griech. und lat. Sprache getrieben wurde, und eine Druckerei an, aus welcher auf seine Veranstaltung 1581 die berühmte ostroger (altslaw.) Bibelübersetzung hervorging. Er starb 1608. Bald nach seinem Tode fanden die Jesuiten durch die Fürstin Anna Aloiza Eingang in O. und gründeten hier 1629 ein sehr ansehnliches Collegium. — Die männliche Linie der Fürsten von O. erlosch 1673 mit dem Fürsten Alexander; die großen Güter gingen an die Fürsten Sanguszko über.

Ostrolenka, eine Stadt in der bisherigen Wojwodschaft Plock im Königreiche Polen, an der Narew, mit 3090 E., ist bekannt durch das Treffen, welches hier 16. Febr. 1807 zwischen dem franz. General Savary und den Russen unter Essen stattfand, noch denkwürdiger aber durch die Schlacht vom 26. Mai 1831, in welcher Diebitsch einen vollständigen Sieg über den poln. General Skrzynecki davontrug und in der die poln. Generale Kicki und Kamienski fielen.

Oströmisches Reich, s. Byzantinisches Reich.

Ostrowski, ein berühmtes und angesehenes Geschlecht in Polen. Cristinus O., des Wappens Rawicz, Castellan von Krakau, befand sich in der Schlacht bei Tannenberg 1410 unter den Heerführern Jagello's. — Tomasz, Graf O., geb. 21. Dec. 1739, war einer der

einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. Zuerst Landbote während August's III. Regierung, trat er unter Stanislaw August in den Senat. Als eifriger Beförderer der Constitution vom 3. Mai 1791 sah er sich jedoch durch die Anhänger der Conföderation von Targowiza genöthigt, seine Stelle aufzugeben und sich auf seine Güter in der Ukraine zurückzuziehen. Zur Zeit des Herzogthums Warschau wurde er 1809 zum Landtagsmarschall und nachher zum Präsidenten des Senats erhoben. Dieselbe Würde bekleidete er auch nach Errichtung des Königreichs Polen. Aus seinen Händen empfingen die Polen die vom Kaiser Alexander ertheilte Constitution, bei deren Veröffentlichung er ein bedeutungsvolles Wehe über denjenigen ausrief, der sie zuerst verletzen würde. Er starb 5. Febr. 1817. — Antoni O., des vorigen Sohn, geb. zu Warschau 1782, studirte 1800 auf der Universität zu Leipzig und trat 1806, gleich nach dem Einzuge der Franzosen in Warschau, in die franz. Ehrengarde. Nach Gründung des Herzogthums Warschau wurde er Landbote, und während des Kriegs mit Oesterreich 1809 war er Mitglied der provisorischen Regierung. 1812 folgte er Napoleon nach Dresden und focht in der Schlacht bei Leipzig. Nachdem Polen durch Alexander eine Verfassung erhalten, hatte er als Abgeordneter dem Kaiser den Dank der poln. Nation in Paris zu überbringen und wurde sodann bei der Auseinandersetzung zwischen den Höfen von Berlin, Petersburg und Wien zum poln. Geschäftsführer ernannt. Nach dem Tode seines Vaters trat er in den Senat und bildete eine feste Opposition gegen Konstantin's Willkür. Deshalb ein Hauptgegenstand des Hasses desselben, unternahm er eine Reise durch England, Frankreich und Deutschland. Bei der ersten Nachricht von dem Aufstande 1830 eilte er nach Warschau. Er wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt und wußte geschickt die Massen in Zaum zu halten. Ihm ward von dem Reichstage der Auftrag, den General Skrzynecki in Bolimow seiner Würde zu entsetzen. Als Krukowiecki zur Gewalt gelangte, schied er aus der Reichsversammlung und focht dann als gemeiner Soldat auf den Wällen von Warschau. Nachdem er zuvor als Senatspräsident Krukowiecki's Entsetzung ausgesprochen, folgte er dem poln. Heere nach Modlin und entwarf beim Uebertritt nach Preußen (4. Oct. 1831) das Manifest an die Könige und Völker Europas. O. fand ein Asyl in Frankreich, wo er sein Leben beschloß. Sein Bruder, Wladislaw O., war während der Revolution von 1830 Landtagsmarschall und stand als solcher in allgemeiner Achtung. Infolge der von Alexander II. bewilligten Amnestie kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde 1862 Mitglied des poln. Staatsraths. — Teodor O., ein Piarist und Professor im warschauer Convicte, gest. 1802 in Lemberg, ist der Verfasser eines geschätzten «Civilrechts des poln. Volks» (deutsch, 2 Bde., Berl. 1797). Er gab auch eine «Geschichte und Rechte der poln. Kirche» (2 Bde., Warsch. 1793; neue Aufl., Posen 1846) heraus, desgleichen eine Bearbeitung des «Engl. Strafrechts» nach Blackstone mit Anwendung auf Polen.

Ostsee oder Baltisches Meer heißt der große, mit der Nordsee und dem Kattegat mittels der Meerengen des Sund, des Großen und Kleinen Belt zusammenhängende Meerbusen, der durch die Küsten von Dänemark, Deutschland (Preußen, Mecklenburg, lübeckisches und oldenb. Gebiet), Rußland und Schweden begrenzt wird, 190—200 deutsche M. lang, 24—48 breit ist, und dessen Flächeninhalt, mit Inbegriff des Finnischen und Bottnischen Meerbusens, 7500 Q.-M. beträgt. Seine geringe Breite sowie die im Durchschnitt nur 20 Klafter und an sehr vielen Stellen kaum halb so viel, im allgemeinen aber nicht über 40—50 und nirgends über 167 Klafter betragende Tiefe des Wassers, die flachen preuß. und die meist felsigen schwed. Küsten, vor allem aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde machen dieses Meer für den Seefahrer gefahrvoll, obwol seine Wellen an und für sich minder furchtbar sind als die der Nordsee. Die Gruppe der Alandsinseln (s. d.) scheidet den südl. Theil der O. vom nördlichen oder dem Bottnischen Meerbusen (s. d.). Der Finnische Meerbusen (s. d.) scheidet als östl. Einbuchtung in den russ. Continent Finland von Estland. Ein dritter Meerbusen ist der Rigaische oder Livländische. Das Kurische, das Frische und das Pommersche Haff (s. Haff) sind nicht sowol Seebuchten als Süßwasser- oder Mündungsgolfe der Flüsse Njemen, Pregel, Weichsel und Oder. Das Wasser der O. ist kälter und klarer als das des Oceans. Es enthält fünfmal weniger Salztheile als der Atlantische Ocean, und das Eis hindert jährlich drei bis vier, zuweilen fünf Monate lang die Schiffahrt. Ebbe und Flut sind, wie in allen so enge verschlossenen Binnenmeeren, wenig bemerkbar; doch steigt und fällt das Wasser zu zeiten, wiewol aus andern Ursachen, insbesondere vermöge der verschiedenen Wassermenge, welche je nach der Jahreszeit von den Flüssen zugeführt wird. Bei stürmischem Wetter findet man an den Küsten Preußens und Kurlands Bernstein, den die Wellen an das Ufer spülen. Es ergießen sich wenigstens 250 Flüsse in die O., darunter aus Deutschland: Trave, Warnow, Oder, Rega, Persante, Wipper, Stolpe, Lupow,

Leba, Weichsel, Pregel und Njemen; aus Rußland Windau, Düna, Narwa, Newa und Uleå, und aus Schweden Torneå, Luleå, Piteå, Umeå, Angermanna- und Dal-Elf sowie der Abfluß des Mälarsees und der Wasserzug der Motala. Das Gesammtbecken dieser Flußgebiete umfaßt wenigstens 42000 Q.-M.; nur ungefähr ein Viertel von dessen Grenze ist gebirgig. Unter den Inseln der O. sind die bedeutendsten: Seeland, Fünen, Bornholm, Samsöe, Möen, Langeland und Laaland, die zu Dänemark gehören; die schwed. Gottland und Öland; die zu Rußland gehörenden Alandsinseln am Eingange des Bottnischen Meerbusens; Dagö und Oesell an der livländ. Küste; die preuß. Insel Rügen. Die Zahl der Schiffe, welche jährlich aus der O. in die Nordsee und aus dieser in jene einlaufen, beläuft sich auf mehrere Tausende. Durch den Eider- oder Schleswig-Holsteinischen Kanal, welcher in der O. bei Friedrichsort seine Einfahrt und in der Nordsee seine Mündung bei Tönningen hat, hängen diese beiden Meere zusammen, und es wird durch diese Verbindung vorzüglich in milden Wintern die Getreideausfuhr nach Holland und Frankreich erleichtert. Auch der Göthakanal, welcher die Flüsse und Seen Südschwedens verbindet, setzt die O. mit der Nordsee in Verbindung. Die wichtigsten Handelshäfen an der O. sind in Dänemark Kopenhagen, in Deutschland Flensburg, Schleswig und Kiel, Travemünde (Lübeck), Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin und Swinemünde und einige andere pommersche Häfen; in der Provinz Preußen Danzig und Weichselmünde, Elbing, Königsberg mit Pillau und Memel; in Rußland Libau, Windau, Riga, Pernau, Reval, Narwa, Kronstadt (Petersburg) und Sweaborg, und in Schweden Stockholm, Karlskrona und Ystad. Ein äußerst wichtiges Phänomen ist die Hebung der baltischen Küsten; sie war gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Gegenstand vielfacher Verhandlungen unter den Physikern.

Ostseeprovinzen oder **Baltische Provinzen** heißen im weitern Sinne die längs der Ostsee gelegenen russ. Gouvernements Kurland (s. d.), Livland (s. d.), Estland (s. d.) und Ingermanland (s. d.) oder Petersburg. Im engern Sinne bezeichnet man nur die drei erstern Provinzen mit diesem Namen, welche zusammen einen besondern Militärbezirk unter dem Generalgouverneur von Riga bilden. Dieselben waren schon in früher Zeit auch historisch durch die Herrschaft des Deutschen Ritterordens bis in die Mitte des 16. Jahrh. verbunden. Bis in ihr Gebiet erstreckte sich die poln. Herrschaft, unter welcher einst Kur- und Livland standen. Zuletzt waren indeß Livland und Estland schwedisch und wurden, wie Ingermanland, erst seit dem Beginn des 18. Jahrh. durch die Kämpfe Peter's d. Gr. mit Rußland vereinigt, während Kurland seine eigenen, von Polen abhängigen Herzoge hatte und erst 1795 dem Reiche des Zaren einverleibt ward. Es haben diese drei deutschen O., welche nach ihren Natur- und Bevölkerungsverhältnissen eine Grenzmark zwischen Germanen- und Slawenthum bilden, noch gegenwärtig eigene, durch Capitulationen festgestellte Verfassungen, Privilegien und Agrarverhältnisse, überhaupt eine Menge auf deutsch-prot. Cultur-, Rechts- und Geschichtsgrundlage ruhender Eigenthümlichkeiten bewahrt, obgleich im allgemeinen die gewöhnliche Gouvernementsadministration eingeführt ist, und besonders seit Nikolaus I. das Streben der russ. Regierung darauf gerichtet war, diese Provinzen zu russificiren. Dieselben umfassen 1736,98 Q.-M. mit 1,812250 E. (Ende 1863), wovon in Kurland 593856 auf 495,34 Q.-M., in Livland 925275 auf 883,04 Q.-M. und in Estland 313119 auf 358,60 Q.-M. leben. Der bei weitem größere Theil der Bevölkerung besteht aus Letten (729000 im J. 1858) und Esten (610000 im J. 1858). Diese bilden den Stand der Bauern, welche durchschnittlich cultivirter und meist wohlhabender sind als die russ. Bauern. Schon seit 1839 gab es unter ihnen keine persönlich Unfreien mehr, während die Leibeigenschaft im übrigen Rußland erst 1862 aufgehoben ward. Die Städtebewohner, im J. 1863 195474 Seelen in 25 Städten (mit Ausnahme der Arbeiterklasse, des russ. Militärs, einiger russ. Kaufleute und Beamten) sowie die Grundbesitzer und Landprediger sind seit 700 Jahren durchweg Deutsche mit deutscher Sprache. Durch Deutsche ist das Land dem Christenthum gewonnen, durch Deutsche cultivirt worden. Die luth. Kirche ist entschieden die vorherrschende. 1858 kamen bei einer Gesammtbevölkerung auf die prot. Kirche 1,473009, auf die orthodoxe griechische nur 175364 (ungerechnet 16828 altgläubige Sektirer des griech. Cultus), auf die römisch-katholische 61836, auf die Juden 27200 Individuen. Gleichzeitig zählte man 143496 Stadtbürger, 1,502891 Landleute, 20140 Adeliche, 3924 Geistliche und Kirchenbeamten, 66208 Soldaten. Vgl. Kohl, «Die deutsch-russischen O.» (2 Bde., Dresd. und Lpz. 1841); von Schlözer, «Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden» (Berl. 1850); Rathlef, «Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Est- und Kurland» (Reval 1852); «Die O. und Rußland» in «Unsere Zeit» (Neue Folge, Bd. 2, Thl. 1, Lpz. 1866).

Osuna, Stadt (Villa) der span. Provinz Sevilla in Andalusien, 10 M. im OSO. von Sevilla, an der Straße nach Granada, in einer fruchtbaren, besonders olivenreichen Ebene am Fuße der granadinischen Vorberge gelegen, ein wohlhabender, unregelmäßig gebauter Ort, hat 1 schöne goth. Collegiatkirche mit prächtigem Portal vom J. 1534, 15 ehemalige Klöster, 3 Hospitäler, 1 Collegium (Ueberrest einer 1549 gegründeten, aber 1824 aufgehobenen Universität), 1 großes Schloß, den Stammsitz der Herzoge von Osuna (s. d.) und zählt (1857) 15130 E., welche Esparto-, Seide- und Leinenwaaren fertigen und Handel mit Oel, Getreide, Wein, Früchten und Kapern treiben. Im Alterthume lag hier Urso, wo 212 v. Chr. Cnejus Scipio im Treffen gegen die Karthager fiel. Im Mittelalter hieß der Ort Ossona, bei den Arabern Hisn (Schloß) Oschuna. Am 14. April und 24. Juli 1812 fanden in der Nähe blutige Gefechte gegen die Franzosen statt.

Osuna (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von), Vicekönig von Sicilien, dann von Neapel, geb. 1579 zu Valladolid, kam als zweijähriger Knabe mit seinem Großvater nach Neapel, als dieser hier Vicekönig wurde. In seinem 10. J. kehrte er nach Spanien zurück und ging auf die Universität zu Salamanca, wo er sich zu einem trefflichen Lateiner bildete und eine umfassende Kenntniß der Geschichte erwarb. Als er an Philipp's II. Hof erschien, fand er Anlaß genug, seinen beißenden Witz zu zeigen, lud aber damit sehr bald den Haß der Höflinge und die Ungnade des Königs auf sich. Wegen einer anstößigen Aeußerung gegen den König aus der Hauptstadt verwiesen, begab er sich nach Saragossa, wo auch Philipp's Secretär, Antonio Perez, Zuflucht gesucht hatte. Giron schützte ihn und erleichterte ihm die Flucht. Er selbst begab sich nach Frankreich und darauf nach Portugal, wo er bis zum Tode Philipp's II. blieb. Nach seiner Rückkehr an den Hof hielt er sich besonders an den Herzog von Lerma, den Günstling des neuen Königs, Philipp's III., heirathete die Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von O. an. Doch die Höflinge fanden Mittel, auch Philipp III., den O. öffentlich den Obertambour des Reichs nannte, gegen ihn aufzubringen. Vom Hofe verwiesen, begab sich O. nach Flandern, wo er in sechs Feldzügen diente und sich ebenso sehr durch Umsicht wie durch Muth auszeichnete. In dieser Zeit bereiste er auch Frankreich und England. Heinrich IV. von Frankreich, der viel Gefallen an seinem Witze fand, nahm ihn sehr gut auf, und König Jakob I. von England unterhielt sich gern mit ihm in lat. Sprache. Durch die Bemühungen des Herzogs von Lerma wurde ihm 1607 gestattet, an den Hof zurückzukehren, und der König gab ihm Beweise seines Vertrauens. Durch seinen Einfluß bewog O. die Minister zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands, was in dem Vertrage von 1609 geschah, und als im folgenden Jahre die Vertreibung der Moriscos (Mauren) beschlossen wurde, sprach er sich in zwei Denkschriften über die Verderblichkeit dieser Maßregel aus. Die Inquisition beschuldigte ihn daher, daß er auf seinen Reisen Ketzereien eingesogen habe. Die gegen ihn verhängte Untersuchung gab jedoch keine Gründe zu seiner Verurtheilung an die Hand. Gleich nachher, 1611, ging O. als Vicekönig nach Sicilien, wo er eifrig bemüht war, öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt herzustellen. Nach seiner Zurückberufung 1615 blieb er nur kurze Zeit in Spanien, da er im folgenden Jahre Vicekönig von Neapel wurde. Auch hier war seine Sorgfalt dahin gerichtet, den Druck zu erleichtern, der auf dem Volke lastete, wodurch er sich aber freilich dem Adel und den Geistlichen verhaßt machte. Den Ansprüchen Venedigs auf die ausschließende Herrschaft über das Adriatische Meer, die dem Handel von Neapel und Sicilien großen Schaden brachte, widersetzte er sich mit siegreichem Nachdruck. Als Philipp III. die Inquisition in Neapel einführen wollte, erklärte sich O. mit solcher Beharrlichkeit dagegen, daß man ihn des Trotzes gegen den König anklagte. Um den Sturm zu beschwören, vermählte er seine Tochter mit dem Sohne des königl. Günstlings, des Herzogs von Lerma. Sein Widerstand gegen die Einführung der Inquisition hatte ihn aber der Geistlichkeit nur um so verhaßter gemacht, und da er voraussah, daß die Hofränke ihm endlich doch die Gewalt entreißen würden, machte er den Anschlag, sich selber der Herrschaft zu bemächtigen. In dieser Absicht erforschte er seit 1617 die Gesinnungen von Savoyen, Venedig und Frankreich, auch knüpfte er Verbindungen mit Holland und selbst mit den Türken an, obschon er unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Türken, den Absichten seines Hofs entgegen, gerüstet blieb. Wiewol sein Anschlag zum Theil ruchbar wurde, so fürchtete man in Spanien doch, ihn abzuberufen. Endlich wurde 1620 der Cardinal Borgia zu seinem Nachfolger ernannt. Wie im Triumphzuge kehrte er nach Madrid zurück; doch gleich nach Philipp's IV. Thronbesteigung wurde 1621 eine lange Untersuchung gegen ihn verhängt. Obschon dieselbe ihn nicht strafbar zeigte, so wurde er doch als Gefangener im Schlosse Alamede festgehalten und starb daselbst 1624, wie einige behaupten, an Gift, das ihm seine Frau gegeben haben soll. Die Rache des Hofs er-

losch mit seinem Tode, und des Herzogs Sohn, Don Juan Tellez y Giron, Herzog von O., gest. 1656 als Vicekönig zu Palermo, kam in den ungestörten Besitz des väterlichen Erbes.

Oswald (der Heilige), ein Sohn des northumbrischen Königs Ethelfred, ward 604 geboren und gelangte, nachdem er viele Jahre in der Verbannung gelebt und, in die Heimat zurückberufen, bei Denisesburna den letzten brit. Kriegshelden Kedwalla besiegt und getödtet, 636 zur Herrschaft über Northumbrien. Er war fromm, mildthätig, ein heldenhafter Mehrer seines Reichs, zugleich Begründer und Verbreiter des Christenthums unter den Angelsachsen. Kyneburg, die Tochter des westsächs. Königs Kynegil, gewann er sich erst durch die Taufe, die sie mit ihrem Vater in seiner Gegenwart empfing, zur Gemahlin. Durch eine wunderbare Heilung von tödlicher Krankheit errettet, gelobte er nebst seiner Gattin, jeder Weltfreude zu entsagen, und fiel 5. Aug. 642 im Kampfe gegen Penda, den heidnischen König der Mercier auf dem Maeerfeld. An seiner Todesstätte geschahen späterhin mancherlei Wunderthaten. Verlieh ihm um seines christl. Heldentodes willen die Kirche den Heiligenschein, so wird ihn gewiß auch die rege Dichtung seines Volks nicht vergessen haben, obwol nur ein einziges und zwar lat. Gedicht vom Leben und den Wundern des heiligen O. dort sich erhalten hat, das überdies erst dem 13. Jahrh. angehört. Um so lebendiger gestaltete sich die Theilnahme an diesem brit. Könige in Deutschland. Früh schon wurden ihm Kirchen errichtet, sein Leben in sagenhafter Weise ausgeschmückt, und noch jetzt wurzelt die Oswaldlegende in den kath. Gegenden Deutschlands tief im Volksleben. Wie zwei noch erhaltene Gedichte zeigen, hat dieselbe früh dichterische Gestalt empfangen. Beide sind zwar nur in jüngern Ueberarbeitungen erhalten, aber die ihnen zum Grunde liegenden Originale gehören noch ins 12. bis 13. Jahrh. und sind wahrscheinlich am Niederrhein entstanden. Das eine, ältere, ist von Pfeiffer herausgegeben (in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum», Bd. 2), das andere von L. Ettmüller (Zür. 1835). Der Inhalt, der, Einzelheiten abgerechnet, in beiden Gedichten übereinstimmt, ist in Kürze folgender. Der heilige O. holt sich auf den Rath eines Pilgrims Traugemund (Wahrmund) im Morgenlande seine Gemahlin, indem er die Tochter des heidnischen Königs Aaron, Jungfrau Bauge (Spange), durch List gewinnt, entführt und dann durch Gewalt behauptet. Zuletzt bekehrt er auch noch den Vater seiner Geliebten dadurch, daß er die im Kampfe gefallenen Heiden wieder lebendig macht. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet ein kluger, listiger und mit menschlicher Rede begabter Rabe, der die gefährliche Sendung übers Meer unternimmt und sich zur Erwerbung der Jungfrau besonders hülfreich erweist. Die Erzählung ist eine der im 12. Jahrh. so beliebten Brautwerbungssagen, ähnlich dem König Ortnit und dem Orendel. Sie enthält eine Menge mythischer Züge, und diese, namentlich der kundige und kunstreiche Rabe, machen es wahrscheinlich, daß sich der in Deutschland so reiche Wodanscultus im heiligen O. concentrirt hat und dieser im Glauben des Volks an die Stelle des obersten heidnischen Gottes getreten ist. Vgl. Zingerle, «Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie» (Stuttg. 1856); Bartsch, «Die deutschen Gedichte von St.-Oswald» (in Pfeiffer's «Germania», Bd. 5).

Oswego, Grafschaft in dem nordamerik. Freistaat Neuyork ($43\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 75958 E.), wird in nordwestl. Richtung vom Oswego durchflossen, der aus der Vereinigung des Seneca und Oneidaflusses entsteht und, seitdem seine Fälle durch ein System von Schleusen beseitigt sind, einen Theil des wichtigen Oswegokanals bildet, der den Eriekanal mit dem Ontario verbindet. An seiner Mündung in den Ontariosee liegt die Stadt O., mit einem durch einen künstlichen Damm gebildeten Hafen, welcher nächst Sackett's-Harbour der beste an der Südseite des Ontario ist und wegen seiner Verbindung mit dem Eriekanal gegenwärtig einen großen Theil des Handels zwischen Neuyork und dem Westen vermittelt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat sieben Kirchen, zwei höhere Schulen und zählt 16817 E., welche lebhaften, durch die Wasserkraft im Kanalwerke unterstützten Fabrikbetrieb, namentlich auch Säge- und Mahlmühlen unterhalten und eine bedeutende Rhederei besitzen. Mit den bedeutendsten Hafenorten am Ontariosee steht O. durch Dampfboote in regelmäßigem Verkehr. Auf der Ostseite des Oswegoflusses, in der Nähe des Sees, liegt das der Union gehörige Fort O.

Oswieczym, s. Auschwitz.

Osymandyas heißt nach Diodor ein alter ägypt. König, dessen Grabmal in Theben beschrieben wird. Die Beschreibung ist wichtig und merkwürdig, weil sie ein in seinen Ruinen noch vorhandenes Gebäude betrifft, welches von Ramses II., dem Sesostris der Griechen, auf der Westseite des Nil zwar nicht als Grabmal, aber doch als Grabtempel des Königs erbaut wurde und zu den schönsten Gebäuden gehörte, deren Ruinen noch erhalten sind. Der Name, welcher nur eine Variation des Osmandes ist, beruht auf einem Misverständniß der Griechen,

dessen Nachweis von Lepsius gegeben ist. Letronne hat in einer besondern Schrift «Le tombeau d'O.» (Par. 1831) nachzuweisen gesucht, daß das Gebäude verloren gegangen sei, doch mit Unrecht. Bemerkenswerth ist, daß in diesem Tempel die älteste Bibliothek aufbewahrt wurde, von der uns berichtet wird, und daß sich noch jetzt mit Wahrscheinlichkeit der Raum nachweisen läßt, der für sie bestimmt war.

Oeta (griech. Oite), eine Gebirgskette im östlichern Theile des nördl. Griechenland, nahe dem Malischen Meerbusen, auf der Grenze der Gebiete der Aenianen, Malier, Lokrer, Dorier und Aetolier, welche gewissermaßen das Mittelglied zwischen dem thessalischen Othrys, dem ätolischen Korax und dem lokrischen Knemisgebirge bildet. Auf der höchsten Spitze des Gebirgs, die sich 6673 F. erhebt, sollte Herakles sich am Ende seiner irdischen Laufbahn selbst verbrannt haben, daher die Stelle Pyra (Scheiterhaufen) genannt wurde. Am O. wuchs die von den Alten zu medic. Zwecken vielgebrauchte Nieswurz (Helleboros) in großer Fülle und besonderer Güte.

Otaheiti, Tahiti oder Taiti, die größte der Gesellschaftsinseln (s. d.) im Großen Ocean, besteht aus zwei durch eine 6672 F. breite, im höchsten Punkte nur 43 F. hohe Landenge verbundenen Halbinseln, deren größere nordwestliche, das eigentliche O. oder Opureonu, die kleinere südöstliche aber Taiarabu heißt, und die zusammen 18,9 Q.-M. Flächeninhalt haben, wovon 4,8 Q.-M. auf Taiarabu kommen. Das Innere der von einem Korallenriffe umgebenen, aber mit trefflichen Häfen versehenen Insel ist gebirgig. Von allen Seiten steigt das Land von der die ganze Insel rings umgebenden schmalen Küstenebene aus gegen die Mitte in die Höhe, deren höchste Spitze, der Orohena, sich bis zu 6882 F. erhebt. Im Innern der meist bis zum Gipfel mit Pflanzen bewachsenen Gebirge ist das Land wild und unbebaut; nur die Küstenebene und einige Bergthäler sind bewohnt und cultivirt. Mit Ausnahme dieser Stellen ist O. mit Wäldern von Kokos- und andern Palmen, Bananen, Brotfruchtbäumen, Orangen und andern Gewächsen eines tropischen Klimas bedeckt. Die Lagune, von welcher sie wie von einem ungeheuern Festungsgraben umgeben wird, ist 30 F. tief. Der Hauptort der Insel und der franz. «États du Protectorat» ist Papëete, ein stadtähnliches Dorf an der Nordwestküste, Sitz der Königin Pomare und des franz. Gouverneurs, zugleich Haupthandelsplatz, mit einer Kirche, Häusern europ. Ansiedler, vielen Hütten der Eingeborenen, mehrern engl. und franz. Schulen und (1863) etwa 2000 E. (ungerechnet 550 Mann Garnison und Schiffsmannschaft). Der Ort hat einen guten Hafen, in welchen im J. 1863 208 Schiffe von 22934 Tons ein- und ausliefen mit einem Ladungswerth von 88240 Pfd. St. für den Import und 52436 Pfd. St. für den Export. Die ganze Bevölkerung der Insel belief sich 1863 auf 9086 Seelen, darunter 7642 Eingeborene. Seit 1864 hat die franz. Regierung die Einführung von 1000 Chinesen gestattet, von denen im Febr. 1865 ein Contingent von 350 in Papëete ankam. Die Insel ist berühmt durch den naiv-idyllischen Charakter, den man ihren Einwohnern einst andichtete, sowie durch die große Rolle, die sie in der Geschichte der Entdeckungen sowie der Verbreitung des Christenthums in der Südsee gespielt. Nachdem schon 1606 der Spanier Quiros auf der unweit östlich gelegenen niedrigen Insel Anaa, die er Sagittaria nannte, gelandet, wurde O. 19. Juni 1767 vom engl. Seefahrer Wallis, der sie König Georg's III. Insel nannte, und 2. April 1768 vom Franzosen Bougainville besucht, der zuerst ihren einheimischen Namen Taiti in Gang brachte. Die Engländer dagegen brauchten noch lange Zeit die Form Otaheiti, auch nachdem Cook die Insel seit 10. April 1769 besucht und nach Beobachtung des Venusdurchgangs (an der Nordspitze oder Cap Venus) mit Forster zuerst genauer untersucht und beschrieben hatte. Cook und seine Genossen fanden ein harmloses, auf 100000 Seelen geschätztes Naturvolk, welches unter einem Könige stand, der zugleich oberster Priester war. Die Berührung mit der europ. Civilisation verwandelte indessen bald das unbefangene Sinnenleben dieses Volks zu gemeiner Sittenlosigkeit und die angeborenen Fehler zu eigentlichen Lastern. Vor allem richteten die Lustseuche und der Gebrauch des Branntweins ungeheuere Verwüstungen an. Um diesen Zustand zu bessern, wurden bereits 1797 Missionare von England nach O. ausgesendet. Aber erst 1803 nach dem Tode des Königs Pomare I. begann das Christenthum Ausbreitung und Einfluß zu erhalten. 1812 erklärte sich der Sohn und Nachfolger Pomare II. für das Christenthum, und neue Missionare, die 1817 ankamen, gaben dem Bekehrungsgeschäft größern Schwung. Pomare II. selbst ließ sich 16. Mai 1819 nebst seiner Familie und mehrern Großen taufen, worauf allmählich die ganze Bevölkerung das Christenthum annahm. Auch ordnete dieser König das Gemeinwesen durch eine förmliche Repräsentativverfassung und ein Gesetzbuch. Ihm folgte, als er 7. Dec. 1821 in seinem 57. Lebensjahre gestorben, sein einziger Sohn Pomare III., der erst 18 Monate alt war und bereits 1825 starb. Für ihn führte die Regierung zuerst seine Mutter, dann die

Tante. Nach seinem Tode wurde dann seine Schwester Aimata (geb. 1813) auf den Thron gehoben, die seitdem als Königin Pomare IV. lebt. Die plötzliche Civilisirung unter diesen äußerlich christl. Regierungen drang indeß keineswegs ins Volk, das vielmehr zusammenschmolz. Seit 1829 traten zu dieser innern Auflösung noch die Zänkereien mit dem franz. Consul Moerenhout, die 1835 zur Einführung auch franz.-kath. Missionare führten, welche 1836 von der englisch gesinnten Königin Pomare wieder vertrieben wurden. Nachdem eine ebenso ruhmlose als ungerechte Expedition der Franzosen zwei Jahre später die kath. Missionare zurückgeführt, fiel das Civilisationswerk in gänzliche Zerrüttung. Moerenhout brachte es dahin, daß fünf Häuptlinge im Sept. 1842 eine Urkunde unterzeichneten, die in zweideutigen Worten O. unter Frankreichs Schutz stellte. Die Königin Pomare protestirte dagegen, und als 1843 die Erklärung des Königs der Franzosen, daß er das Protectorat von O. annehme, ankam, ließ sie die franz. Flagge abnehmen. Der franz. Admiral Dupetit-Thouars, der das franz. Protectorat ins Werk setzen sollte, erklärte sie daher der Regierung für verlustig, was den Widerspruch Englands und den nun zu offenen Feindseligkeiten übergehenden Widerstand der von den engl. Missionaren, besonders vom engl. Consul Pritchard aufgeregten Eingeborenen zur Folge hatte. Endlich kam es dahin, daß Frankreich sich mit dem leeren Protectorat begnügte und 1844 den Admiral Dupetit-Thouars, England aber den Consul Pritchard zurückrief. Die Insel selbst war indeß dadurch nicht beruhigt. Alle Eingeborenen hatten sich gegen die Franzosen erklärt, und mehrere für die letztern zum Theil höchst nachtheilige Gefechte, bei Maharea 17. April und bei Rapapa 30. Juni, waren die Folge des Aufstandes. Auch vermochte der neue, nach O. gesendete franz. Gouverneur Bruat kein besseres Vernehmen herzustellen. Die Königin Pomare, die sich nach Borabora oder Bolabala, einer der benachbarten Inseln, zurückzog, verharrte ebenfalls im Widerstande. Am 7. Jan. 1845 pflanzten die Franzosen die Protectoratsflagge zu Papéete auf, und Bruat erklärte die Insel Raiatea in Belagerungszustand. Während die franz. Regierung sich mit der englischen aussöhnte, setzten die Eingeborenen den Guerrillaskrieg gegen die Franzosen fort. Endlich erlangten letztere 17. Dec. 1846 durch Bestechung das Fort Fatahua, welches bisher widerstanden hatte, und dadurch die Unterwerfung der Bevölkerung. Unter solchen Umständen bequemte sich auch 6. Febr. 1847 die Königin Pomare zur Annahme des franz. Protectorats. Indessen kam nach langen Verhandlungen zwischen Frankreich, England und der Königin Pomare 19. Juni 1847 ein Vertrag zu Stande, wonach die Inseln Huaheine, Raiatea und Bolabola von jedem Schutzverhältnisse ausgenommen, und die Rechte der Königin anerkannt wurden. Obschon die franz. Missionare seitdem auf O. verharrten, blieb doch bei dem neutralen Standpunkte der franz. Regierung deren Thätigkeit erfolglos, während sich die brit. Mission auf O. und den Nachbarinseln in Geltung erhielt. 1852 brach auf den Inseln eine Revolution aus, in welcher die Königin Pomare vertrieben und die Republik ausgerufen wurde. Durch franz. Vermittelung erhielt sie zwar den Thron zurück, dankte aber im Mai 1852 zu Gunsten ihrer Kinder ab, von denen ihr ältester Sohn, Tamatoa, König von Raiatea, der jüngere König von Huaheine, ihre Tochter Königin von Bolabala wurde. Vgl. Lutteroth, «Histoire et enquête d'O-Taiti» (Par. 1843; deutsch von Bruns, Berl. 1843); Wagener, «Geschichte der christl. Kirche auf den Gesellschaftsinseln» (Berl. 1844).

Otfried, vermuthlich aus Franken gebürtig und ein Schüler des Hrabanus Maurus, verfaßte als Mönch im Benedictinerkloster Weißenburg im Elsaß eine poetische Evangelienharmonie oder Bearbeitung der Geschichte Christi nach den Evangelien in fünf Büchern, die er nach ihrer Vollendung um das J. 868 mit einer Zuschrift in deutschen Versen König Ludwig dem Deutschen und zugleich mit einer lat. Vorrede dem Erzbischof Liutbert von Mainz widmete. Er hatte bei Abfassung seines Werks die Absicht, der Liebe seiner Landsleute zu weltlichem Volksgesang dadurch, daß er ihnen ein Gedicht von christl. erbaulichen Inhalt gäbe, entgegenzuwirken und zugleich ein Epos nach dem Vorbilde lat. Epiker aus der classischen und christl. Zeit in deutscher Sprache aufzustellen. Sein Gedicht ist das älteste deutsche, in welchem der Endreim herrscht; die Strophen, in denen es gedichtet ist, bestehen aus zwei achtmal gehobenen Langzeilen, deren jede in zwei aufeinander stumpf reimende Halbzeilen zerfällt. Unschätzbar als Quelle für die Kenntniß der althochdeutschen Sprache und Metrik, zeugt es doch mehr von dem frommen Sinn und dem redlichen lehrhaften Streben des Dichters als von dichterischer Befähigung und ursprünglicher Kraft und steht an poetischem Werthe dem altsächs. alliterirenden Heliand (s. d.), in welchem derselbe Stoff behandelt ist, weit nach. Herausgegeben wurde es in neuerer Zeit von Graff («Krist», Königsb. 1831) und zuletzt von Kelle mit kritischer Sorgfalt (Regensb. 1856). Eine Uebersetzung lieferte Rapp (Stuttg. 1858). Vgl. Rechenberg, «O.'s Evangelienbuch und die übrige althochdeutsche Poesie karolingischer Zeit» (Chemnitz 1862).

Otho (Marcus Salvius), röm. Kaiser vom Jan. bis April 69, geb. 32 n. Chr. Er stammte aus angesehenem Geschlecht, welches etruskischer Abkunft, in Ferentinum zu Hause und unter Augustus zu senatorischem Range gelangt war. Marcus nun, der Sohn des wackern Lucius Otho und der Alba Terentia, war anfangs einer der verdorbensten Vertrauten und Genossen bei Nero's Schwelgereien, wurde aber von diesem, weil der Kaiser in dem ungestörten Genusse von O.'s ebenso vornehmer als schöner und nichtswürdiger Gemahlin, Poppäa Sabina, sein wollte, 59 als Statthalter nach Lusitanien entfernt, wo er durch das thätige Leben ernster wurde und sich sogar durch Mäßigung und Gerechtigkeit auszeichnete. Als Galba (s. d.) sich gegen Nero 68 empörte, schloß sich O. sogleich an Galba an, begleitete ihn nach Rom und wurde nach dessen Thronbesteigung Consul. Da aber Galba nicht ihn, sondern den Piso zum Nachfolger ernannte, so erregte O., der bei seinen enormen Schulden nur noch durch einen solchen Streich Rettung finden konnte, die Prätorianer zum Aufstand. Galba wurde 15. Jan. 69 getödtet, O. zum Kaiser ausgerufen. Indessen aber hatten die Legionen in Germanien ihren Anführer Aulus Vitellius (s. d.) zum Kaiser ausgerufen. Seine Unterfeldherren führten das Heer nach Italien, und O., der vergebens einen Vergleich gesucht hatte, zog ihnen entgegen. In einigen kleinern Treffen blieben O.'s Truppen Sieger; in der Schlacht bei Bedriacum (bei Cremona) aber wurden sie geschlagen, und O. beschloß nun, obwol seine Lage noch keineswegs eine verzweifelte war, sich selbst zu tödten. Am 16. April führte er diesen Entschluß mit fester Ruhe aus, indem er sich mit dem Dolch durchbohrte. Seine Asche wurde zu Brixellum beigesetzt.

Otranto, das alte Hydruntum, eine Stadt und erzbischöfl. Sitz in der ital. Provinz O. oder Lecce (154,9 Q.-M. mit 447982 E. am 31. Dec. 1861), liegt auf einem in das Adriatische Meer hineinreichenden Felsen. Sie ist eine alte, schlechtgebaute Stadt mit 2032 E., von verfallenen Festungswerken umgeben und blos merkwürdig wegen ihrer Kathedrale, in der ein alter Thierkreis abgebildet sich findet. Ein kleiner Hafen unterstützt den Handel der Bewohner, der hauptsächlich mit Oel getrieben wird. Nach dieser Stadt wird die 10 M. breite Meerenge, welche das Adriatische mit dem Ionischen Meer verbindet, Straße von O. genannt. Napoleon ernannte Fouché (s. d.) zum Herzog von O.

Ottava rima oder Ottava, die Stanze von acht Versen, Octave, eine der edelsten und schönsten Dichtungsformen, welche dem sinnigen Geiste der Italiener ihre Entstehung verdankt; denn wiewol die ital. Poesie, zuerst von den Provenzalen angeregt, manches von diesen entlehnt hat, so steht doch fest, daß die Provenzalen es nie zu gesetzlich allgemein angenommenen Formen ihrer Dichtungen gebracht haben. Letztere haben Stanzen von acht Versen in allen möglichen Reimstellungen gedichtet, aber den Italienern war es vorbehalten, die schönste, Beweglichkeit und Ruhe verbindende Form der aus acht alternirend gereimten Versen bestehenden und mit zwei unmittelbar aufeinander reimenden Versen (la chiave oder la chiusa) schließenden Strophe zu erfinden, welche eben wegen dieses, dem Gedanken hinreichenden Raum zur Entfaltung gewährenden Umfangs und der beruhigend abschließenden Schlußverse sich wie der Hexameter mit seinen beweglichen und seinen feststehenden Schlußgliedern für die epische Darstellung eignet. Der erste, der diese Vorzüge der Octave erkannt zu haben scheint, ist Boccaccio, welcher sie zu seiner «Teseide» gewählt und deshalb oft fälschlich als der Erfinder dieser Form genannt wird, obwol es entschieden ist, daß sie sich in mehrern ältern, ungedruckt gebliebenen Dichtungen dieser Art vorfindet. Seitdem aber sind alle Meisterwerke der epischen Poesie der Italiener, sowol ernsten als scherzhaften Inhalts, in dieser Form gedichtet worden. Die regelmäßige Octave besteht aus acht endecasillabi piani, d. h. elfsilbigen Versen mit weiblichem Ausgange. Nur selten und stets um einen besondern Effect hervorzubringen, erlauben sich Dichter, wie Ariosto, alternirend versi sdruccioli, d. h. Verse mit daktylischem Ausgange, oder auch als Schlußverse tronchi, welche mit der zehnten betonten Silbe schließen, einzumischen. Tasso hat sich beides nie erlaubt; er hätte geglaubt, der Würde seiner Dichtung zu nahe zu treten. Spätere haben allerlei Künsteleien, Vervielfältigung der sdruccioli und tronchi, Einmischung von settenarj oder Versen von sieben Silben u. dgl. versucht. Die Sicilianer hatten bis auf Meli (s. d.) die älteste, aus acht alternirend gereimten Versen bestehende Strophe beibehalten. Es liegt in der Natur dieser Form, daß der Sinn mit der Stanze abschließe, und nur selten, dann aber auch mit Bewußtsein und Absicht, erlauben sich gute Dichter von diesem Gesetze abzuweichen.

Ottawa (d. i. großer Fluß) heißt in Nordamerika ein Fluß, der Ostcanada von Westcanada trennt. Derselbe entspringt unter 48° 30′ nördl. Br. und ergießt sich nach einem Laufe von etwa 180 M. in ostsüdöstl. Richtung, 4 M. westlich von Montreal, in den Lorenzstrom. Der O. ist berühmt durch das herrliche Holz seiner Ufer, welches einen bedeutenden Handelsartikel bildet,

sowie durch seine Fälle, von denen die von Carillon und Chaudière die größten und bekanntesten sind. — Die Stadt O., die Hauptstadt von Canada, liegt in Westcanada am gleichnamigen Flusse, in reizender Gegend, nicht weit von den Chaudièrefällen, und zerfällt in die obere und untere Stadt, von denen die letztere das Geschäfts- und Handelsviertel in sich begreift. Der Haupthandelsartikel des Orts ist Holz. Die Stadt wird durch eine Eisenbahn mit Prescott, gegenüber Ogdensburg im Staate Neuyork, verbunden. Infolge der Erhebung O.s zum Regierungssitz für die beiden Canadas, hat sich die Stadt nicht allein durch ansehnliche Bauten erweitert und verschönert, sondern ist an Bevölkerung bedeutend gewachsen. Ihre Einwohnerzahl, die 1851 nur 7760 betrug, belief sich bereits 1861 auf 14669 Seelen.

Ottensen, das größte Kirchdorf im Herzogthum Holstein, grenzt unmittelbar westlich an die Stadt Altona (s. d.) und bildet gewissermaßen eine Vorstadt derselben. In letzterer Zeit namentlich nahm der Ort einen raschen Aufschwung, indem zahlreiche Fabriken gegründet wurden. Die Einwohnerzahl, im J. 1845 nur 2406, war 1855 schon auf 4291, 1864 auf 6286 gestiegen. Neuerdings wurden über eine vollständige Vereinigung O.s mit der Stadt Altona Verhandlungen angeknüpft, die jedoch noch ohne Erfolg blieben. Besonders bekannt ist das Dorf wegen seines Kirchhofs, auf dem sich das Grab Klopstock's und seiner Meta unter einer schönen Linde nnd daneben das Grab des Dichters Schmidt von Lübeck befinden. Dagegen sind schon seit längerer Zeit die Ueberreste des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der, in der Schlacht bei Jena schwer verwundet, hier 10. Nov. 1806 im Wirthshaus «Karlsruhe» starb, nach Braunschweig abgeführt worden. Auch die Gebeine der 1813 vom franz. Marschall Davoust ausgetriebenen und in Altona und O. verstorbenen 1138 Hamburger wurden wieder auf hamburgisches Gebiet übertragen.

Otter (Schlangengattung), s. Viper.

Oettingen, eine Grafschaft im ehemaligen Schwäbischen Kreise, ist ein sehr fruchtbares Ländchen von $15\frac{1}{2}$ Q.-M. Einen Theil desselben bildet das sog. Ries oder der Riesgau, ein für Ackerbau und Viehzucht sehr günstiger Landstrich. Die Grafschaft wurde 1806 mediatisirt und als Standesherrschaft der Krone Baiern unterworfen. Zufolge Vertrags zwischen Baiern und Würtemberg kam 1810 ein Theil davon unter wirtemb. Hoheit. Die Hauptorte der Grafschaft sind im bair. Kreise Schwaben und Neuburg die Stadt O. an der Wörnitz, mit (1864) 2807 E. und zwei Schlössern, das Bergschloß Spielberg und der Flecken Wallerstein mit 1700 E. und einem Schlosse, das eine Bibliothek von 100000 Bänden, eine Gemäldegalerie und eine Sammlung von Alterthümern bewahrt. In den Städten sind verhältnißmäßig viel Juden angesiedelt. Das alte Geschlecht der O. war schon in den frühesten Zeiten in dem Riesgau ansässig, wo es im 13. Jahrh. im erblichen Besitz der Grafschaft O. erscheint. Im Anfange des 14. Jahrh. erwarb es durch Heirath einen Theil vom Unterelsaß, der aber sehr bald wieder an das Hochstift Strasburg veräußert und an den Kaiser abgetreten wurde. Graf Ludwig XV. trat der Reformation bei. Sein ältester Sohn, Ludwig XVI., stiftete die Oettingische Linie, welche 1674 die reichsfürstl. Würde erhielt, 1731 aber erlosch; Friedrich die Wallersteinische, welche als Hauptlinie noch in zwei Unterlinien blüht, während die dritte, die Linie O.-Baldern, die wieder in Baldern und Katzenstein sich spaltete, 1798 erloschen ist. Die beiden noch blühenden Linien sind O.-Spielberg, gestiftet von Wilhelm dem Jüngern, die 1734 nach dem Rechte der Erstgeburt, 1765 mit Ausdehnung auf alle Nachkommen in den Fürstenstand erhoben wurde und seit 1781 sich auch O.-Oettingen nnd O.-Spielberg nannte, und O.-Wallerstein, auch O.-Oettingen und O.-Wallerstein genannt, die 1774 die Reichsfürstenwürde erhielt, 1798 die Besitzungen der erloschenen gräfl. Linie zu O.-Katzenstein-Baldern erbte und 1808 als Thronlehn das Obersthofmeisteramt des Königreichs Baiern bekam. Die Besitzungen der Linie O.-Spielberg bestehen in den Herrschaftsgerichten O. und Mönchsroth (4 Q.-M.) unter bair. und der Herrschaft Walxheim ($\frac{1}{4}$ Q.-M.) unter würtemb. Hoheit; die der Linie O.-Wallerstein in den Herrschaftsgerichten Wallerstein, Bissingen und Harburg (8 Q.-M.) in Baiern und einem Theile der Grafschaft O. ($3\frac{1}{4}$ Q.-M.) im Würtembergischen. Beide bekennen sich zur kath. Kirche. Der gegenwärtige Fürst von O.-Spielberg, Otto, erblicher Reichsrath der Krone Baiern und erbliches Mitglied der würtemb. Ersten Kammer, geb. 14. Jan. 1815, übernahm 29. Sept. 1843 die Standesherrschaft durch Cession seines Vaters, Joh. Ant. Aloys, bair. Kronoberstkämmerers, geb. 9. Mai 1788, gest. 7. Mai 1855. Der gegenwärtige Fürst von O.-Wallerstein, Karl, geb. 16. Sept. 1840, folgte 5. Nov. 1842 seinem Vater, Friedrich, dem sein älterer Bruder, Ludw. Kraft Ernst, Fürst von O.-Wallerstein (s. d.), durch Cession 1823 die Standesherrschaft überlassen hatte.

Oettingen-Wallerstein (Ludwig Kraft Ernst, Fürst von), bair. Staatsmann, wurde 31. Jan. 1791 auf dem Stammschlosse seines Hauses geboren und folgte seinem Vater Kraft Ernst nach dessen Tode (6. Oct. 1802) unter Vormundschaft seiner ausgezeichneten Mutter (Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg) in der Regierung des damals noch souveränen kleinen Fürstenthums. Nach seiner Mediatisirung studirte er (1807—10) in Landshut unter Savigny, trat dann in den Hofdienst und Staatsrath, zog sich jedoch schon 1812, nach Vollziehung einer vertraulichen Mission nach Paris, auf seine Besitzungen zurück, wo er eine mittelalterliche Sammlung von Waffen, Münzen und Schnitzwerken, hauptsächlich aber von Gemälden anlegte, deren wichtigster Theil 1828 durch König Ludwig erworben wurde. In der zweiten Hälfte des J. 1813 übernahm O. die Leitung der Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Theile des westl. Altbaiern. Nachdem er auf dem würtemb. Landtage von 1815 als erster ständischer Commissar zuerst auf dem politischen Gebiete aufgetreten war, führte ihn die constitutionelle Umgestaltung Baierns auf dasselbe zurück. Er nahm auf den Landtagen von 1819 und 1822 seinen Sitz in der Kammer der Reichsräthe ein und rügte hier mit großer Freimüthigkeit die Mängel des Beamtenwesens. Die Regierung entzog ihm deshalb sowol sein Kronamt wie seinen Sitz in der Kammer, wozu noch der äußere Anlaß kam, daß der Fürst sich 1823 mit Marie Crescentia Bourgin (geb. 1806, gest. 1853), der Tochter seines Gärtners, verheirathet und deshalb seine Standesherrschaft an seinen jüngern Bruder Friedrich (geb. 1793, gest. 1842) überlassen hatte. Nach dem Regierungsantritt König Ludwig's in sein ständisches Amt wieder eingesetzt, erschien er wieder auf dem Landtage von 1828, trat dann in das Amt eines Regierungspräsidenten in Augsburg und nahm auf dem Landtage von 1831 eine zwischen den Extremen vermittelnde Stellung ein, sodaß er als Minister des Innern berufen ward. Seine Verwaltung entsprach indessen den freisinnigen Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht. Er wurde auch bald wieder entlassen, worauf er 1838 freiwillig auf seine übrigen Aemter verzichtete, alle Orden zurücksendete und nur das Kronoberhofmeister-Amt nebst der Reichsrathswürde behielt. Daß Herr von Abel, Fürst O.'s persönlicher Gegner, dessen unmittelbarer Nachfolger im Ministerium wurde, darf wol als wesentlicher Grund des nunmehrigen Uebergangs des Fürsten zur Opposition angesehen werden. Der Mangel wirklich moralischer Grundlagen dieser Haltung offenbarte sich auch darin, daß der Fürst trotzdem geheime außerordentliche (1843, 1844) und ständige Missionen in Paris und London vollführte und sogar 1847 mit Herrn von Berks das sog. «Lola-Ministerium» bildete. Nachdem König Maximilian I. zur Regierung gelangt, suchte er sich wieder, da er auf seine Reichsrathswürde verzichtet, in der Abgeordnetenkammer an die Spitze der äußersten Linken zu stellen. Doch konnte er die Consequenzen seiner Theorien nicht ziehen, indem ihn die eigenen Präcedentien daran hinderten. Dies lähmte natürlich seine praktische Wirksamkeit, die bei seiner außerordentlichen Geschäftskenntniß und ungewöhnlichen Rednergabe sehr bedeutsam hätte sein können. Im Anfange der sechziger Jahre zwangen den Fürsten finanzielle Zerrüttungen zur Niederlegung seines Mandats und nach einer sehr langen Schuldhaft zum Austritt nach der Schweiz. Dort lebte er hochbetagt in der Gegend von Luzern.

Oettinger (Eduard Maria), deutscher Schriftsteller, geb. 19. Nov. 1808 zu Breslau, besuchte eine Privatlehranstalt und das Gymnasium zu Maria-Magdalena, ging aber wegen Mangel an Mitteln zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, wo er der journalistischen Thätigkeit zugeführt wurde. April 1829 unternahm er in Berlin die Herausgabe des humoristisch-satirischen Blattes «Eulenspiegel». Wegen Preßbeschränkungen wandte er sich jedoch nach München, wo er «Das schwarze Gespenst», ein sarkastisches Tageblatt, begann, aber bald wieder ausgewiesen wurde. Auch der 1830 in Berlin von neuem aufgenommene «Eulenspiegel» hielt sich blos bis 1831, worauf O. an dessen Stelle, ohne sich als Herausgeber zu nennen, den «Figaro» setzte, der bis 1835 bestand. Den 1836 zu Hamburg begründeten «Argus» verkaufte er 1838 an seinen Drucker und ging nach Wien. Hier wie auch bald darauf in München ausgewiesen, lebte er zuerst in der Schweiz, dann in Stuttgart und Mainz, bis er seit Juli 1839 zu Manheim den «Deutschen Postillon» mit der «Stafette» redigirte und 1. Aug. 1839 die «Allgemeine Gasthofszeitung» begann. Hierauf wandte sich O. nach Leipzig, wo er 1841—51 den «Charivari» und 1843—49 den «Narrenalmanach» herausgab. Seit 1852 lebte er in Paris, von wo er 1853 nach Brüssel übersiedelte. Später nahm er seinen Wohnsitz in Dresden. Neben seinen periodischen Unternehmungen schrieb O. zahlreiche Romane. Dahin gehören: «Der Ring des Nostradamus» (3 Bde., Lpz. 1838; 3. Aufl. 1853), «Onkel Zebra» (7 Bde, Lpz. 1842—43; 2. Aufl., 2 Bde., 1846), «Sophie Arnould» (2 Bde., Lpz. 1847),

«Rossini» (2 Bde., Lpz. 1847), «Der Dolch» (2 Bde., Lpz. 1850; 3. Aufl., Prag 1862). Hierzu kamen in neuerer Zeit: «Auf dem Hradschin» (4 Bde., Prag 1854), «Meister Johann Strauß» (4 Bde., Berl. 1862), «Die Semiramis des Nordens» (6 Bde., Berl. 1863), «Gräfin Kielmannsegge» (4 Bde., Brünn 1864). Außer vielen Novellen gab er auch unter dem Titel «Dramatische Desserts» (2 Bde., Hamb. 1836—37) eine Sammlung von Lustspielen heraus. In allen diesen Schriften wie auch in seinen journalistischen Arbeiten bekundet O. ein Talent für satirische Darstellungen und große Geschicklichkeit, sich der Tagesereignisse zu bemächtigen. Von seinen Gedichten, die er im «Buch der Liebe» (Berl. 1832; 5. Aufl., Lpz. 1850) und dem «Neuen Buch der Liebe» (Dresd. 1852) sammelte, sind einige ziemlich populär geworden. Eine Sammlung von Trinkliedern gab er unter dem Titel «Bacchus. Buch des Weins» (Lpz. 1853) heraus. O. besitzt eine staunenswerthe Belesenheit, die er theilweise in seinen belletristischen Schriften, besonders in seinen histor. Romanen, mehr aber noch in seinen bibliogr. Arbeiten und histor. Compilationen bekundet. Unter erstern sind die «Archives historiques» (Karlsr. 1841) und die «Bibliographie biographique» (Lpz. 1850; 2. Aufl., Brüss. 1854), unter letztern die «Geschichte des dän. Hofes von Christian II. bis Friedrich VII.» (8 Bde., Hamb. 1858—59) und der auf acht Bände berechnete «Moniteur des dates» (Dresd. 1866 fg.), ein Werk seltenen Sammlerfleißes, hervorzuheben.

Ottmer (Karl Theodor), deutscher Architekt, geb. 19. Jan. 1800 zu Braunschweig, der Sohn eines Arztes, besuchte von 1816—19 das Carolinum zu Braunschweig, während er zugleich praktisch in der Baukunst sich übte. Mit guten Kenntnissen ausgerüstet, ging er 1822 nach Berlin, wo er Vorlesungen bei der Universität hörte und die Vorträge in der Bau- und Kunstakademie benutzte. In Berlin wurde ihm 1823 der Bau des königstädtischen Theaters übertragen und bald nachher die Ausführung des Gebäudes der Singakademie, das im Frühjahre 1827 vollendet wurde. Im Frühjahre 1827 ging er über Paris nach Italien, wo er neben den Studien der Denkmäler des Alterthums zugleich seiner Neigung zur Malerei sich hingab, bis er 1829 eine Einladung nach Dresden erhielt, um hier den Plan zu einem neuen Theater zu entwerfen, der aber nicht zur Ausführung kam. Gleichzeitig erhielt er von dem Herzoge zu Sachsen-Meiningen den Auftrag, Pläne zu einem neuen Theater- und Casinogebäude zu verfertigen, deren Ausführung bereits im Aug. 1829 begann. Nach Braunschweig zurückgekehrt, wo er seine «Architektonischen Mittheilungen» (2 Abth., Braunschw. 1830—38) herausgab, lebte er nun seinen Amtsgeschäften als braunschweig. Hofbaumeister, bis er nach der Zerstörung des fürstl. Residenzschlosses von seiten des Herzogs Wilhelm den Auftrag erhielt, den neuen Schloßbau zu übernehmen. Am 26. März 1833 wurde der Grundstein zu dieser (1863 zum Theil abgebrannten) Residenz Wilhelmsburg gelegt, und bald nachher ernannte ihn der Herzog zum Hofbaurath. Er vollendete den Bau, das größte und prachtvollste seiner Werke, 1836. Vgl. die von ihm herausgegebene «Ansicht des Residenzschlosses zu Braunschweig» (Braunschw. 1837). O. starb 22. Aug. 1843 zu Berlin. In seinen Werken zeigt er eine große Vorliebe für classische Grundformen, die er aber durch einen lebendigen Sinn für malerische Mannichfaltigkeit, für Pracht und Anmuth der Decoration für den veredelten modernen Geschmack zu modificiren strebte.

Otto I. oder der Große, röm.-deutscher Kaiser, 936—973, geb. 912, der Sohn Kaiser Heinrich's I. (s. d.), wurde, obgleich ein nachgeborener Sohn, schon frühzeitig von seinem Vater zum deutschen König bestimmt und nach dessen Tode, trotz einer ihm entgegenstehenden Partei, 936 zu Aachen auch gewählt und gekrönt. Seine 36jährige Regierung war eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen, welche theils in den gärenden Elementen des Feudalwesens und der Abneigung der deutschen Völkerstämme gegeneinander, theils in der feindseligen Stellung der Deutschland umgebenden Nachbarvölker ihren Ursprung hatten. Gleich anfangs sah er sich genöthigt, gegen den böhm. Herzog Boleslaw einen Feldzug zu unternehmen, der nach einem 14jährigen blutigen Kampfe 950 damit endigte, daß Boleslaw die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und sich taufen ließ. O.'s treuer Feldhauptmann, Hermann Billung, erhielt zum Lohn für die in diesem Kriege bewiesene Tapferkeit die Belehnung mit dem Herzogthum Sachsen. Auch gegen die Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulf von Baiern sowie gegen den Herzog Eberhard von Franken, der sich durch einen königl. Richterspruch beleidigt glaubte, mußte O. seine Waffen richten. Der letztere verbündete sich mit des Königs älterm Stiefbruder Thankmar und beide eroberten Badilik in Westfalen und die Eresburg, mußten aber vor O.'s Uebermacht zurückweichen. Eberhard erneuerte nach seiner Unterwerfung, im Bunde mit O.'s Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, O.'s Schwager, und unterstützt vom König Ludwig IV. von Frankreich, die Fehde gegen den Kaiser. Aber Herzog Hermann von Schwaben, den O. gegen sie

entsendete, besiegte die Empörer 939. Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rhein, und Ludwig wurde vom Kaiser selbst weit nach Frankreich hinein verfolgt, bis O.'s Schwester, Gerberge, welche Ludwig indeß geheirathet hatte, 940 den Frieden vermittelte. Die hierdurch entstandene Erledigung mehrerer bedeutender Reichslehen benutzte O., um durch Verleihung derselben an seine Verwandten seine Hausmacht zu verstärken. So verlieh er das Herzogthum Lothringen dem Grafen Konrad von Worms, dem er zugleich seine Tochter Luitgarde vermählte; Baiern übergab er 947 nach vorangegangener Versöhnung seinem Bruder Heinrich, Schwaben nach Hermann's Tode seinem Sohne Ludolf. Nicht minder glücklich als gegen die aufrührerischen Großen des Landes stritt der Kaiser gegen die äußern Feinde. Er unterwarf die Slawen in den Oder- und Spreeländern, trieb die Dänen über die Eider zurück, schlug ihren König Harald in einer großen Schlacht und zwang ihn, die christl. Taufe zu nehmen und Dänemark als Reichslehn zu empfangen. Auch unternahm er 946 auf den Hülferuf seines Schwagers, des Königs Ludwig von Frankreich, einen Feldzug gegen Hugo von Paris und andere aufrührerische Vasallen, der ihm selbst alle Landschaften Lothringens, die noch in franz. Händen waren, als Preis seines Siegs einbrachte. Er besiegte die slaw. Völker der Lausitz nach langem blutigen Kampfe und gab dieses Land unter dem Namen Ostsachsen unter Hermann Billung's Schutz. Um aber das Christenthum unter den unterworfenen Völkern zu verbreiten und damit zugleich seine Herrschaft zu befestigen, gründete er allenthalben Bisthümer. Eine Einladung der Italiener, sie von den Bedrückungen des Usurpators Berengar II. zu befreien, bewog ihn, 951 über die Alpen zu ziehen. Er besiegte den Thronräuber und vermählte sich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, ließ sich hierauf zu Pavia als lombard. König ausrufen und kehrte, nachdem er dem tapfern Konrad von Lothringen die weitere Bekämpfung Berengar's übertragen, nach Deutschland zurück. Hier sah er sich bald von allen Seiten wieder mit Aufruhr umgeben. Sein Sohn Ludolf, über des Vaters Vermählung unwillig, verband sich gegen ihn mit Konrad, der sich vom Kaiser beleidigt glaubte, sowie mit dem Pfalzgrafen Arnulf von Baiern und dem Erzbischof von Mainz. Sie riefen sogar die Ungarn zu Hülfe, wurden aber endlich 954 nach langem verheerenden Kampfe bezwungen. Obgleich begnadigt, verloren doch Konrad und Ludolf ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des Herzogs Heinrich von Baiern Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt und Oberlothringen dem Bruder des Bischofs von Metz, Friedrich, Niederlothringen dem Grafen Gottfried zugetheilt. Beide aber standen unter der Oberherrschaft des Erzbischofs Bruno von Köln, der O.'s Bruder war. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die Ungarn 955 den Raubzug des vorigen Jahres erneuerten. Doch O. schlug sie 10. Aug. 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg dergestalt, daß sie seit der Zeit keinen Angriff auf Deutschland mehr wagten. Um die Auflehnung Berengar's (s. d.), der ihm den Vasalleneid geschworen, zu unterdrücken, zog O. 961, nachdem er vorher die Erwählung seines Sohnes Otto zum röm. König bewirkt hatte, abermals nach Italien, wurde in demselben Jahre vom Erzbischof von Mailand zum König von Italien und bald darauf, 2. Febr. 962, vom Papste Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Um seinen Einfluß in Italien sicherzustellen, ließ er sich vom Papste schwören, daß er nie mit Berengar oder dessen Partei sich gegen ihn verbinden wolle. Als aber nach seinem Abzuge der Papst das Gelübde brach und sich mit einem der Empörer, Adalbert, wider den Kaiser verband, eilte O. nach Rom zurück, ließ durch ein Concil den auch sittlich tief gefallenen Papst Johann XII. absetzen und statt seiner 963 Leo VIII. wählen, dessen Ansehen er später gegen den von der feindlichen Partei gewählten Benedict V. mit kräftiger Hand schützte. Neue Unruhen, die sich nach Leo's VIII. Tode 965 gegen den unter des Kaisers Einfluß gewählten Papst Johann XIII. erhoben, veranlaßten den Kaiser im nächsten Jahre noch einmal nach Italien zu ziehen. Er hielt auf den Ebenen der Lombardei strenges Gericht über den mit Adalbert verbunden gewesenen lombard. Adel, bestrafte die aufrührerischen Römer und vertheilte die Länder Italiens, um Ordnung und Ruhe zu befestigen, unter eine Menge kleiner Markgrafen. Sein Lieblingsplan, seinen Sohn und Nachfolger mit der griech. Prinzessin Theophania vermählt zu sehen, scheiterte anfangs an der Verachtung, mit der man seinen Antrag, und an der Treulosigkeit, mit welcher man seine Gesandten behandelte. Da aber O. die Griechen in Unteritalien siegreich angriff und ganz Apulien und Calabrien eroberte, eilte der neue morgenländ. Kaiser Johann Tzimiskes, mit O. Frieden zu schließen, und gab die Theophania mit der Anwartschaft auf Calabrien und Apulien dem jungen Otto zur Gemahlin. Bald darauf setzte der Tod der rastlosen Thätigkeit O.'s ein Ziel. Er starb zu Memleben in Thüringen 7. Mai 973 und wurde zu Magdeburg in der von ihm erbauten Kirche, an deren Stelle dann der Dom trat, begraben. Ein kräftiger Regent, kriegerisch und einsichtsvoll, hat er das Verdienst, Deutschland im Innern

geordnet und befestigt, von auswärtigen Feinden befreit, seine Grenzen erweitert und seine Macht dem Auslande gegenüber zu hohem Ansehen gebracht zu haben. Ein neues Herzogthum blühte in Kärnten auf, zwei neue Marken, Ostsachsen und Nordsachsen, Oesterreich und Ober- und Mittelitalien waren gewonnen und die Erwerbung Unteritaliens in Aussicht gestellt. Im Innern wurde durch die Vergebung der wichtigsten Herzogthümer an Verwandte und durch die Einsetzung von Pfalzgrafen sowie durch die Gründung von Städten die Macht des Kaisers befestigt und durch die Errichtung von Bisthümern in den eroberten Ländern die Verbreitung des Christenthums und german. Verfassung und Sitte wesentlich gefördert. Sein Nachfolger war Otto II. (s. d.). Vgl. Vehse, «Leben Kaiser O.'s des Großen» (Dresd. 1827).

Otto II., röm.-deutscher Kaiser, 973—983, geb. 955, Kaiser Otto's I. (s. d.) und der schönen Adelheid Sohn, schon bei Lebzeiten seines Vaters 961 zum röm. König gekrönt, ein Fürst von feiner und gelehrter Bildung, worin ihn seine Mutter Adelheid auferzogen, aber zugleich jugendlich kühn und unbesonnen, regierte eine Zeit lang unter der Vormundschaft seiner Mutter. Als diese jedoch, von ihres Sohnes Eigenwilligkeit beleidigt, sich von der Regierung zurückgezogen hatte, erhob sein Vetter, Herzog Heinrich II. von Baiern, mit Harald von Dänemark, Boleslaw von Böhmen und Mizislaw von Polen heimlich verbündet, die Waffen der Empörung gegen ihn, wurde jedoch, da O. den in der Stille entworfenen Plan noch zeitig genug erfuhr, mit List gefangen und, als er aus der Haft entkam und den Krieg fortsetzte, nach lange zweifelhaftem Kampfe 977 zur Unterwerfung genöthigt, worauf O. das dem Empörer Heinrich abgesprochene Herzogthum Baiern seinem Neffen Otto von Schwaben verlieh. Auch der Dänenkönig Harald, der unterdeß zwei Jahre hintereinander in Sachsen eingefallen war, wurde von dem tapfern Herzog Bernhard siegreich bekämpft. Diese Verwirrniß hielt König Lothar von Frankreich für günstig, des einst an Deutschland abgetretenen Lothringens sich wieder zu bemächtigen. Er brach 978 in Oberlothringen ein, überfiel Aachen und hätte dort den Kaiser selbst beinahe gefangen genommen; doch dieser sammelte in größter Eile ein Heer, vertrieb Lothar, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen eine Vorstadt er verbrannte. In dem zwei Jahre darauf erfolgten Frieden blieb Lothringen bei Deutschland. Kaum war dieser Kampf beendigt, als die in Mailand und Rom entstandenen Unruhen, die vorzüglich ein gewisser Crescentius erregte, den Kaiser nach Italien riefen. Bei dem Erscheinen seines waffenmächtigen Heeres hörten die Parteikämpfe auf. Nachdem er die Empörer bestraft, eilte er nach Unteritalien, um Apulien und Calabrien den Griechen zu entreißen, und brachte auch die Städte Neapel und Salerno, ja endlich sogar 982 Tarent in seine Gewalt. Als aber der griech. Kaiser die Araber von Sicilien zu Hülfe rief, wurde O. durch die vereinigte Macht derselben bei Basantello in Calabrien 13. Juli 982 völlig geschlagen. Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich mit seinem Rosse in dasselbe und wurde von einem vorbeisegelnden griech. Schiffe nur deshalb aufgenommen, weil er mit verstellter Furchtlosigkeit den Führer desselben dringend um Ueberschiffung nach Konstantinopel bat. Als das Schiff Rossano sich näherte, wo seine Gemahlin war, ließ er halten und sendete einen Boten ans Land, um, wie er vorgab, Geld und Kostbarkeiten zu Geschenken mitzunehmen. Bald näherten sich mehrere kleine beladene Fahrzeuge dem griech. Schiffe. Als er nun in denselben seine Freunde erkannte, sprang er in die Fluten, aus denen er alsbald von den Seinigen in eins der Fahrzeuge aufgenommen wurde. So entkam O. der Gefahr; aber seine Gesundheit war zerrüttet. Zwar wurde auf dem Reichstage zu Verona, zu dem die deutschen Großen zahlreich herbeiströmten, ein neuer Feldzug gegen die Griechen und Araber und sogar die Eroberung von Sicilien beschlossen, aber ehe derselbe zu Stande kam, starb O. 7. Dec. 983 zu Rom, nachdem kurz vor seinem Tode noch der durch die Unvorsichtigkeit des Markgrafen Dietrich veranlaßte furchtbare Aufstand der Slawen im Norden und Osten Deutschlands entbrannt war. Ihm folgte sein schon auf dem Reichstage zu Verona zu seinem Thronerben erwählter Sohn Otto III. (s. d.). Vgl. Giesebrecht, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft Kaiser O.'s II.» (Berl. 1840).

Otto III., König der Deutschen und röm. Kaiser, 983—1002, war drei Jahre alt, als er zu Aachen gekrönt wurde. Die Minderjährigkeit des neuen Königs benutzte sogleich sein nächster Stammvetter, Herzog Heinrich von Baiern, um unter dem Vorwande der Berechtigung zur Vormundschaft über den Knaben, dessen Person er sich bemächtigt hatte, die Krone des Reichs selbst an sich zu reißen. Da er aber mit diesem Plane von den meisten Seiten her unter den Fürsten Widerspruch fand, begnügte er sich, gegen Rückgabe des Herzogthums Baiern, welches er unter dem vorigen Kaiser verloren, den jungen O. wieder auszuliefern und als seinen Oberherrn anzuerkennen. Während nun der mit herrlichen Talenten ausgestattete Knabe unter des

Bischofs Bernward und später unter des berühmten Gerbert's Hand die sorgsamste Erziehung genoß, leiteten seine Mutter Theophania, seine Großmutter Adelheid und die staatskluge Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, Otto's II. Schwester, unter dem Beistande des weisen und bescheidenen Erzbischofs Willegis von Mainz, mit Einsicht und Glück die Regierungsangelegenheiten des Reichs. Der König Lothar von Frankreich, der einen neuen Versuch zur Eroberung Lothringens machte, wurde in sein Land zurückgetrieben. Die unter O.'s Vater begonnenen, noch immer mit Heftigkeit fortdauernden verheerenden Aufstände der Wenden wurden, wenn auch nicht stets mit glücklichem Erfolg, doch überall mit heldenmüthiger Tapferkeit bekämpft, und O. selbst nahm an den Feldzügen von 986 und 991 persönlich theil. Kaum war er 15 J. alt, als er, vom Papst Johann XV. eingeladen, 996 nach Italien zog, wo das übermüthige Gebaren des Crescentius aufs neue Unruhen erregt hatte. O. stellte an der Spitze seines mächtigen Heeres die Ordnung her, ließ, da indeß Johann XV. gestorben war, einen Verwandten seines Hauses, Bruno, unter dem Namen Gregor V. zum Papste wählen, verzieh dem Crescentius und wurde von dem neuen Papste 21. Mai 996 in Rom zum Kaiser gekrönt. Aber er hatte nicht sobald Italien verlassen, als Crescentius sich aufs neue empörte, den deutschen Papst verjagte, an seine Stelle Johann XVI. einsetzte und überhaupt willkürliche Herrschergewalt übte. Da eilte O., der gerade mit Bezwingung der aufrührerischen Wenden beschäftigt war, 998 zum zweiten mal nach Italien. Der neue Gegenpapst, der sich flüchten wollte, wurde ergriffen und verstümmelt, Crescentius, der sich in die Engelsburg geworfen hatte, vom Markgrafen Eckard von Meißen zur Uebergabe genöthigt und dann mit zwölf seiner Anhänger enthauptet, Gregor V. wieder auf den päpstl. Stuhl zurückgeführt und, als er im nächsten Jahre starb, durch O.'s Lehrer, den zeitherigen Erzbischof von Ravenna, Gerbert, der den Namen Sylvester II. annahm, ersetzt. Der Kaiser blieb nun in Rom, nahm röm. Sitten und Gebräuche an, ließ neue Gebäude aufführen und schien trotz der offenen und geheimen Feindseligkeiten, die er fortgesetzt von den Italienern erfuhr, Rom zur Hauptstadt des deutsch-röm. Reichs erheben zu wollen. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland bewog ihn die Annäherung des J. 1000, in welchem man Prophezeiungen zufolge mit banger Sorge den Untergang der Welt erwartete, eine fromme Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe des heil. Adalbert zu unternehmen. Er gründete hier ein Erzbisthum, besuchte in demselben Jahre auch das Grab Karl's d. Gr. zu Aachen, ließ es öffnen, und nahm das goldene, an Karl's Halse hängende Kreuz zu sich. 1001 ging er aufs neue nach Italien, in der Absicht, seinen Plan der Errichtung eines röm. Kaiserreichs in voller Herrlichkeit zu verwirklichen. Aber die Empörungen der Römer begannen aufs neue und brachten sogar sein Leben in Gefahr. O. verließ Rom, um in Ravenna die Ankunft eines deutschen Heeres abzuwarten, starb aber schon 21. Jan. 1002 zu Paterno unweit Viterbo, nach einigen von der Witwe des Crescentius, die seine Neigung gewonnen, vergiftet. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des sächs. Kaiserhauses. Ihm folgte Heinrich II. (s. d.), Heinrich's I. Urenkel. Vgl. Wilmans, „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Kaiser O. III. (Berl. 1840).

Otto IV., deutscher König und röm. Kaiser, 1198—1218, geb. 1174, war der zweite Sohn Heinrich's des Löwen (s. d.), Herzogs von Sachsen und Baiern aus dem Welfischen Hause, und Mathilde's von England und führte nach der Aechtung seines Vaters 1180 von den den Welfen gehörigen Allodialgütern, die er 1195 nach Heinrich's des Löwen Tode mit seinen Brüdern theilte, den Namen Otto von Braunschweig. Am Hofe seines Oheims Richard Löwenherz erzogen, kämpfte er anfangs mit großer Tapferkeit in den Kriegen, die dieser mit Philipp August von Frankreich führte, und wurde von dem engl. Könige für seine geleisteten Dienste zum Grafen von Poitou ernannt. Als nach Heinrich's VI. Tode 1197 die hohenstaufisch gesinnten Fürsten ohne Rücksicht auf die frühere Erwählung Friedrich's II., der erst drei Jahre alt war, Philipp von Schwaben zum deutschen König ernannten, wählte die welfische Gegenpartei auf Anstiften Innocenz' III. O. zum Gegenkaiser, der auch in Aachen gekrönt wurde. Die Folge dieser unglücklichen Spaltung war ein 10jähriger Bürgerkrieg, in welchem die Könige von England und Dänemark auf O.'s, der größte Theil der Reichsfürsten nebst dem Könige von Frankreich auf Philipp's Seite standen. Beide Könige schickten Gesandte an den Papst Innocenz, um von ihm die Kaiserkrone zu erlangen. Innocenz verhielt sich eine Zeit lang schwankend. Als aber O. ihm die Abtretung der von dem röm. Stuhle in Anspruch genommenen Reichslehen zugesichert hatte, entschied er sich für den Welfen und führte ihm zugleich den Böhmenkönig Ottokar als Bundesgenossen zu. Dennoch gewann Philipp durch das Glück der Waffen und verschwenderische Freigebigkeit 1204 so sehr die Oberhand, daß O., von den deutschen Fürsten verlassen und bei Köln 1206 besiegt, sich nach England flüchten mußte. Nach der Ermordung Philipp's durch Otto

von Wittelsbach (s. d.) aber wurde er allgemein als Kaiser anerkannt. Er sprach über Philipp's Mörder die Reichsacht aus, begab sich 1209 nach Italien und erlangte durch neue größere Zugeständnisse, worunter namentlich das Investiturrecht und die Berufung in allen geistlichen Dingen auf Rom war, daß der Papst 27. Sept. 1209 ihn feierlich krönte. Als indeß O. die mit dem päpstl. Gebiet vereinigten Landschaften Ancona und Spoleto sich wieder zueignete, sprach Innocenz in dem Augenblicke, als der Kaiser, der Apulien schon erobert hatte, nach Sicilien übersetzen wollte, den Bann gegen ihn aus, entband die deutschen Fürsten ihres Eides und erklärte Friedrich II. für den rechtmäßigen König, der hierauf auch in Deutschland auf Betrieb des Erzbischofs Siegfried von Mainz von mehrern Fürsten anerkannt wurde. O. eilte im Jan. 1212 nach Deutschland zurück, verwüstete das Gebiet des Landgrafen von Thüringen, setzte seinen Gegner Ottokar von Böhmen ab und würde sich vielleicht behauptet haben, wenn nicht Friedrich plötzlich in Deutschland erschienen wäre und durch seine freigebigen Schenkungen von den Gütern des Reichs sich auch die Gunst der übrigen Fürsten zugewendet hätte. Als jedoch O. selbst vom König von Frankreich, gegen den er mit dem engl. König Johann ohne Land einen Kriegszug unternommen hatte, bei Bovines 27. Juli 1214 geschlagen wurde, war sein Ansehen vollends vernichtet. Er zog sich nach Braunschweig zurück und kämpfte auch dort noch mit dem Dänenkönig Waldemar, welchem Friedrich auf Kosten des Reichs Nordalbingien und Slawien geschenkt hatte, dann mit dem Erzbischof von Magdeburg, und starb auf der Harzburg 19. Mai 1218 mit dem Ruhme, einer der tapfersten Kaiser gewesen zu sein. Ihm folgte der Hohenstaufe Friedrich II. (s. d.).

Otto der Reiche, Markgraf zu Meißen, 1156—90, aus dem Hause Wettin (s. d.), geb. 1116, war des Markgrafen Konrad d. Gr. (s. d.) und der Liutgard, Gräfin von Ravenstein, ältester Sohn. Als Markgraf machte er sich 1162 durch die Stiftung des Klosters Altenzelle (s. d.) um den Anbau der Gegend und das höhere Schulwesen in Meißen verdient. Der reichen Ausbeute des unter seiner Regierung um 1169—79 durch Bergleute vom Harz gegründeten meißner Bergbaues, mit dessen Regal ihn der Kaiser belehnte, verdankte er den Beinamen des Reichen. Für das Land selbst aber war dieses Ereigniß von hoher Wichtigkeit in Beziehung auf steigende Cultur, Bevölkerung, Industrie und beginnenden Handel, weshalb auch Leipzig damals des Rechts theilhaftig wurde, jährlich zwei Märkte zu halten. O. brachte durch Kauf Weißenfels und andere Güter in Thüringen an sich, gerieth aber darüber in eine Fehde mit dem Landgrafen Ludwig III. 1182 gefangen genommen und auf die Wartburg gebracht, wurde er erst im folgenden Jahre durch kaiserl. Vermittelung wieder in Freiheit gesetzt, worauf er die erkauften Schlösser gegen Erstattung des Preises zurückgab. Durch seine Gemahlin Hedwig, die Tochter Albrecht's des Bären von Brandenburg, und durch Mönche, welche viel Einfluß auf ihn hatten, ließ er sich bewegen, die bereits früher beschlossene Theilung seiner Länder unter seine beiden Söhne, Albrecht und Dietrich, so abzuändern, daß er dem von der Mutter begünstigten jüngern Sohne Dietrich die Mark Meißen und dem ältern die Grafschaft Weißenfels geben wollte. Albrecht empörte sich deshalb gegen den Vater, nahm ihn 1188 gefangen und ließ ihn auf dem Schlosse Döben bei Grimma verwahren, bis er ihn auf Befehl Kaiser Friedrich's I. in Freiheit setzen mußte. O. warb hierauf böhm. Völker gegen den Sohn, und von neuem kam es zwischen beiden zum Kampfe, der für den Markgrafen sehr unglücklich ausfiel, und in welchem das meißner Land sehr verwüstet wurde. Endlich gelang es dem Könige Heinrich VI., Vater und Sohn auf einem Hoftage zu Würzburg im Aug. 1189 zu versöhnen. Bald darauf starb O. 18. Febr. 1190 und wurde in der Familiengruft zu Altenzelle begraben. Ihm folgten Albrecht der Stolze (s. d.) in Meißen und Dietrich der Bedrängte (s. d.) in Weißenfels.

Otto von Wittelsbach, der Mörder König Philipp's von Schwaben, war ein Brudersohn des Pfalzgrafen Otto d. Gr. von Wittelsbach, seit 1180 Herzog in Baiern und Stammvater des jetzt regierenden bair. Fürstenhauses. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Kaiser Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen, aber nachher sein Wort nicht gehalten. Als sich nun O. nachher mit der Tochter eines poln. Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt des versprochenen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm als einem Unruhestifter gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eigenen Sicherheit wegen zu verhaften. O. ahnte Betrug, erbrach den Brief, eilte voll Zorn und Rache nach Bamberg, wo Philipp seinen Hof hielt, drang 21. Juni 1208 mit bloßem Schwerte in dessen Gemach und versetzte ihm eine tödliche Wunde am Kopfe, an welcher jener sehr bald starb. In der ersten Bestürzung der Hofleute entkam O. aus dem Schlosse. Allein Kaiser Otto IV. erklärte den Mörder auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten

auf der Flucht an der Donau und ermordete ihn, worauf auch O.'s Schloß, Wittelsbach in Oberbaiern, zerstört wurde.

Otto I. (Friedrich Ludwig), König von Griechenland, der zweite Sohn König Ludwig's von Baiern, geb. 1. Juni 1815 zu Salzburg, erhielt in München unter der Leitung des nachherigen Dechanten des Hochstifts zu Freisingen, Oettl, durch Schelling, Thiersch u. a. eine gute Bildung und machte sodann mehrere Reisen in Deutschland und Italien. Infolge des zu London 7. Mai 1832 geschlossenen Vertrags der vermittelnden Mächte zum Könige von Griechenland erwählt, nahm er, nachdem ihn die griech. Nationalversammlung als solchen 8. Aug. 1832 anerkannt, 5. Oct. die königl. Würde an und begab sich nach Griechenland, wo 25. Jan. (6. Febr.) 1833 seine Thronbesteigung erfolgte. Bis zum vollendeten 20. Lebensjahre wurde ihm für die Ausübung der obersten Staatsgewalt eine Regentschaft beigeordnet, die aus drei Mitgliedern bestand. Auch hatte ihn das Regentschaftsmitglied von Maurer (s. d.) in die Regierungs- und Gesetzgebungspolitik einzuweihen. Nachdem O. den Sitz der Regierung gegen Ende 1834 von Nauplia nach Athen verlegt, trat er 1. Juni 1835 mittels Proclamation die Regierung selbst an und erhob den Grafen Armansperg (s. d.) zum Reichskanzler. Infolge einer Reise nach Deutschland vermählte er sich 22. Nov. 1836 mit Amalie (geb. 21. Dec. 1818), einer Tochter des Großherzogs von Oldenburg. Ungeachtet guten Willens vermochte der König weder die anarchischen Zustände im Innern und die anhaltende Finanznoth zu beseitigen noch gegen die Eingriffe und die Umtriebe der Schutzmächte England, Frankreich und Rußland mit Erfolg anzukämpfen. Am 30. März 1844 beschwor er die aus der Revolution 1843 hervorgegangene constitutionelle Verfassung, deren Einführung die Lage des Landes nicht besserte. Nachdem ein Zerwürfniß mit der Türkei, welches König O. 1847 persönlich veranlaßt, beigelegt worden, begann ein langer Streit (die Pacifico-Angelegenheit) mit England, das sogar im Febr. 1850 Gewaltmaßregeln anwandte und den griech. Seeverkehr zerstörte. (S. Griechenland.) Der König wie das Volk wurden dadurch Rußland zugeführt, und als der Orientkrieg ausbrach, nahm Griechenland Partei gegen die Türken. Die Folge davon war, daß sich die Westmächte, als Verbündete der Pforte, des Piräus und der griech. Kriegsschiffe bemächtigten und den König zur Neutralität zwangen. Durch ihre Haltung in diesen das griech. Nationalgefühl verletzenden Vorgängen hatten der König und die Königin eine gewisse Popularität erlangt, die jedoch keinen Bestand hielt. Die Einmischung der Schutzmächte in die Finanzverhältnisse, das laue Verhalten des Hofs in Hinsicht der nationalen Interessen und die Abneigung desselben gegen eine constitutionelle Regierung entzogen dem Königshause mehr und mehr die Sympathien aller Parteien. Namentlich gab sich dies kund bei Entdeckung einer Militärverschwörung in Athen im Juni 1861 und bei einem Mordversuche des Studenten Drusios (18. Sept. 1861) gegen die Königin, der man einen ungebührlichen Einfluß auf ihren Gemahl beimaß. Endlich beschloß der König eine Veränderung seiner Politik und übertrug im Jan. 1862 dem Admiral Kanaris die Bildung eines neuen Ministeriums, dessen streng constitutionelles Programm aber nicht die Zustimmung des Hofs erhielt, sodaß Miaulis wieder ans Staatsruder gelangte. Wenige Tage darauf empörte sich die Garnison von Nauplia, und es erfolgte daselbst die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Der Aufstand erlangte diesmal noch keine Verbreitung, zumal sich die Kammern für die Regierung des Königs erklärten. Am 8. Juni 1862 ernannte der König ein Ministerium Kolokotronis, das ein aufrichtig constitutionelles Regiment verhieß. Die Agitation um die Einverleibung der Ionischen Inseln, bei der sich der Hof und die Regierung England gegenüber sehr vorsichtig benahmen, steigerten jedoch im stillen die revolutionäre Gärung. Alle Parteien hielten den König O. nicht für geeignet, um nach innen wie nach außen die nationale Entwickelung zu fördern. Als der König mit seiner Gemahlin 13. Oct. 1862 Athen zu Schiffe verließ, um eine Rundreise im Peloponnes zu machen, erhoben sich alsbald Aufstände zu Vonizza, zu Patras und 22. Oct. auch zu Athen. Das Militär verbrüderte sich mit dem Volke, und die Revolution siegte fast ohne allen Widerstand. Schon 23. Oct. erfolgte in Athen die Einsetzung einer provisorischen Regierung, welche die Entthronung des Königs aussprach und eine Nationalversammlung berief. Das Königspaar hatte die Vorgänge zu Vonizza und Patras in Kalamita vernommen und sogleich die Rückreise angetreten. Als man in der Nacht vom 23. zum 24. Oct. auf dem Dampfschiffe Amalia vor dem Piräus anlangte, war die provisorische Regierung bereits anerkannt, und auf dem Schiffe zeigte sich Meuterei. Der König ließ deshalb in Salamis anlegen, wo das diplomatische Corps sich bei ihm einstellte und ihn zum Aufgeben seiner Sache bewog. In einer Proclamation vom 27. Oct. nahm König O. Abschied von Griechenland und kehrte auf einem engl. Schiffe nach Deutschland zurück. Obschon

kinderlos, verstand er sich doch nicht zu einer förmlichen Abdankung, sondern wahrte wiederholt die vertragsmäßigen Ansprüche der bair. Dynastie auf den griech. Thron.

Otto von Freisingen, ein deutscher Quellenschriftsteller, war der Sohn des Markgrafen von Oesterreich, Leopold's IV., und Agnes, der Tochter Kaiser Heinrich's IV. Nach dem Willen des Vaters mußte er sich dem geistlichen Stande widmen. Er studirte in Paris und wurde noch sehr jung von seinem Vater zum Propste des Klosters zu Neuburg ernannt. Seiner Talente, Gelehrsamkeit und edlen Geburt halber hatte O. die Aussicht auf die höchsten geistlichen Würden; allein fern von allem Ehrgeize trat er bei seiner Rückkehr von Paris zu Morimont in Burgund in den Cistercienserorden und wurde in kurzer Zeit Abt dieses Klosters. Sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., veranlaßte ihn, 1137 das Bisthum Freisingen anzunehmen, das er bis an seinen Tod, 22. Sept. 1158, verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte bis 1153, die von Otto von St.-Blasius bis 1209 fortgesetzt wurde, sowie durch eine Geschichte Kaiser Friedrich's I., die Radewic fortsetzte, erwarb sich O. unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten Nachrichten und wichtige Urkunden, die er zum Theil vollständig mittheilte. Der beste Abdruck seiner allgemeinen Geschichte findet sich in Urstisius, «Germaniae historici illustres» (Bd. 2); die beste Ausgabe seiner Geschichte Friedrich's I. (deutsch von Schiller in seinen «Memoiren», Abth. 2, Bd. 2) besorgte Muratori in den «Scriptores» (Bd. 6). Vgl. Wiedemann, «O. von Freising, sein Leben und Wirken» (Passau 1849).

Otto (Friedrich Julius), namhafter deutscher Chemiker, geb. 8. Jan. 1809 zu Großenhain in Sachsen, wandte sich während seiner Lehrzeit in der Apotheke seiner Vaterstadt ausschließlich chem. Arbeiten zu und bezog 1829 wohlvorbereitet die Universität Jena, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Schon im zweiten Semester wurde er hier Assistent an Wackenroder's pharmaceutischem Institute. Auf des letztern Empfehlung erhielt er im Herbst 1830 eine Anstellung als Chemiker in der Nathusius'schen Gewerbeanstalt zu Althaldensleben, wo er nicht nur den praktischen Betrieb der Gewerbe, sondern auch den der Landwirthschaft kennen lernte. Hierauf folgte er 1833 dem Rufe nach Braunschweig als Lehrer der praktischen Chemie an der zu errichtenden landwirthschaftlichen Lehranstalt. Da diese jedoch nicht zu Stande kam, ward O. 1834 für chemische und pharmaceutische Angelegenheiten provisorisch am herzogl. Obersanitätscollegium, dann 1835, bei der Reorganisation des Collegium Carolinum, als außerord. Professor der Chemie und 1836 auch als Assessor extraordinarius am Obersanitätscollegium angestellt. Nachdem er sich 1838 behufs wissenschaftlicher Forschungen längere Zeit in Liebig's Laboratorium zu Gießen aufgehalten, erhielt er 1841 den Charakter eines wirklichen Medicinalassessors, 1842 den eines ord. Professors am Carolinum, 1846 das Patent eines Medicinalraths. Nach der 1862 erfolgten Umgestaltung des Carolinum in ein Polytechnikum trat O. 1866 als Director an die Spitze desselben. In dieser Stellung hält er die Vorträge über allgemeine Chemie, theoretische Chemie, gerichtliche Chemie, Pharmacie und Pharmakognosie und leitet auch das Laboratorium. Seiner amtlichen Wirksamkeit als Mitglied des Obersanitätscollegiums schreibt man den wohlgeordneten Zustand des Apothekerwesens im Braunschweigischen zu. Wie in seinen Vorträgen so verbindet O. auch in seinen Schriften Popularität mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Seine Hauptwerke sind das «Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe» (6. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1865—67) und die deutsche Bearbeitung von Graham's «Elements of chemistry» (3 Bde., Braunschw. 1840—43; 4. Aufl., 1865 fg.), die jedoch in den spätern Auflagen zu einem selbständigen Werke geworden ist. Beide Bücher fanden wegen ihrer klaren, lichtvollen und ansprechenden Darstellungsweise allgemeinen Beifall und dienten vielfach für ähnliche Arbeiten als Muster. Außerdem sind von O.'s Schriften noch zu nennen: «Die Bierbrauerei, die Branntweinbrennerei und die Liqueurfabrikation» (Braunschw. 1865), «Anleitung zur Ausmittelung der Gifte» (2. Aufl., Braunschw. 1857) und «Lehrbuch der Essigfabrikation» (2. Aufl., Braunschw. 1857).

Ottokar II., Przemysl, König von Böhmen, 1253—78, der Sohn Wenzel's I. oder des Einäugigen, war ein unruhiger, kriegerischer Fürst, der begierig seine Macht auf alle Weise zu erweitern strebte. Schon in früher Jugend, als der böhm. Adel sich gegen seinen Vater empörte, stellte er sich an die Spitze der Misvergnügten, vertrieb seinen Vater, ließ sich zum Könige ausrufen, wurde aber dafür, als plötzlich das Glück sich wendete, eine Zeit lang auf der Burg Przimda gefangen gesetzt. Aus seiner Haft befreit, eilte er, als damals gerade das Herzogthum Oesterreich erledigt wurde, mittels eines Heeres sich in dessen Besitz zu setzen und vermählte sich,

um auch Steiermark zu gewinnen, erst 23 J. alt, mit der 46jährigen Margarethe, der Schwester des verstorbenen Herzogs Friedrich von Oesterreich. Obgleich ihn der Papst als Herzog von Oesterreich und Steiermark bestätigte, so mußte er sich doch den Besitz beider Länder erst durch harte Kämpfe gegen die Ungarn und Baiern sichern. Nach seinem Regierungsantritt unternahm er 1254 in Verbindung mit den Deutschen Rittern und dem Markgrafen Otto von Brandenburg einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen, der mit völliger Unterwerfung derselben 1255 endigte. Zur Sicherung der wichtigen Eroberungen, die man gemacht hatte, wurde eine feste Stadt am Pregelflusse gegründet, der man O. zu Ehren den Namen Königsberg gab. Bald darauf sah O. sich genöthigt, wegen des Besitzes von Steiermark gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen; sie wurden 1260 in der Schlacht auf dem Marchfelde (s. d.) völlig besiegt und mußten ihre Ansprüche für immer aufgeben. Mancherlei Kämpfe hatte O. auch mit dem Adel seines Landes zu bestehen, der, über die Ausdehnung der königl. Herrschergewalt und die Begünstigung der Deutschen unwillig, mehrmals Empörungen versuchte. Da seine Gemahlin fortdauend unfruchtbar blieb, suchte er anfangs für seine mit einem Hoffräulein erzeugten Kinder das Nachfolgerecht beim Papste auszuwirken, ließ sich aber dann, als sein Bemühen vergeblich war, von Margarethe scheiden und vermählte sich 1261 mit der ungar. Prinzessin Kunigunde. Einen neuen Zuwachs an Land erhielt er 1269 nach dem Tode des Herzogs Ulrich von Kärnten und Krain, der ihn zu seinem Erben und Nachfolger erklärt hatte; doch konnte er nur erst nach heftigen Kämpfen gegen Ulrich's Bruder, Philipp, der jetzt unerwartet seine frühere Verzichtleistung auf die Erbfolge widerrief, und gegen die mit ihm verbündeten Ungarn infolge eines entscheidenden Siegs auf dem Marchfelde 1273 sich in den Besitz von Kärnten und Krain setzen. Die ihm bereits früher angetragene Kaiserkrone lehnte er auch bei einer neuen Aufforderung nach König Richard's Tode ab; dagegen widersprach er auch mit Entschiedenheit der Wahl Rudolf's von Habsburg und verweigerte ihm die Huldigung. Infolge dessen nahm Rudolf Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain als eröffnete Reichslehen in Anspruch, erklärte auf dem Reichstage zu Augsburg O. in Reichsacht, zog mit einem starken Reichsheer heran und machte, von O.'s treulosen Vasallen und Freunden unterstützt, so siegreiche Fortschritte, daß der Böhmenkönig entmuthigt um Frieden bat. Er mußte Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Eger an den Kaiser abtreten, Böhmen und Mähren 1276 aufs neue in Lehen nehmen und die Erfüllung noch anderer lästiger Friedensartikel versprechen. Heftiger Unmuth über des Kaisers harte Forderungen und auch wol Anreizungen seiner Gemahlin Kunigunde drängten ihn voreilig zu einem neuen Kriege gegen Rudolf, in welchem er in der Schlacht bei Jedenspeug an der March, 1278, obwol tapfer kämpfend, vorzüglich durch Verrätherei seiner Barone Sieg und Leben verlor. Sein aufgefundener Leichnam wurde auf Rudolf's Befehl zuerst nach Wien gebracht, später aber zu Prag im Dome St.-Veit beigesetzt. O. war trotz der Beispiele von Gewaltthätigkeit, die man gegen ihn anführt, eine große Herrscherpersönlichkeit. Er begnügte sich nicht damit, die Macht des Adels, der ihm deshalb grollte, einzuschränken und kräftig niederzuhalten, sondern erwarb sich durch Erhebung des Bürgerstandes zu polit. Selbständigkeit, Gründung neuer Städte, Aufnahme deutscher Colonisten, Emancipation der Bauern, Verbesserung des Gerichtswesens und Verbreitung angemessener Communaleinrichtungen im ganzen Lande große Verdienste. Obgleich der Prachtliebe und dem Luxus vielleicht mit zu großer Neigung ergeben, war er doch für die Landwirthschaft, Handel, Kunst und Wissenschaft unablässig thätig. Ihm folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzel II., mit welchem 1305 der Stamm der Przemysl erlosch. O.'s Schicksal gab Grillparzer den Stoff zu dem Trauerspiele »König O.'s Glück und Ende« (Wien 1825). Vgl. Lorenz, »Geschichte König O.'s II.« (Wien 1866).

Ottokar von Steiermark, einer der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, lebte in der zweiten Hälfte des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. und starb um 1318. Sein Vaterland war Steiermark, aber die frühere Annahme, daß er dem Adelsgeschlechte von Horneck angehört habe, ist als durchaus unbegründet allgemein aufgegeben. Nachdem er der Schlacht am Weidenbache beigewohnt und Rudolf von Habsburg nach Böhmen gefolgt war, kehrte er in die vom böhm. Joche befreite Heimat zurück und genoß die Gunst des steirischen Landeshauptmanns Otto von Liechtenstein, der auf der Burg zu Gratz residirte. Er verwendete seine Geschicklichkeit im Schreiben und Reimen auf Darstellungen aus der Geschichte, wofür damals die deutsche Prosa noch gar nicht gebildet war. Aufgefordert, das wichtigste seiner eigenen Zeit aufzuzeichnen, schrieb er die aus mehr als 83000 Versen bestehende Reimchronik, welche Pez in den »Scriptores rerum Austriacarum« (Bd. 3, 1745) hat abdrucken lassen. Dieselbe umfaßt die Zeit von Manfred's Tode bis zu Kaiser Heinrich VII., ist also für die Geschichte Rudolf's und Ottokar's,

Adolf's von Nassau und Albrecht's von Oesterreich vorzüglich wichtig. Allerdings vermißt man in derselben die poetische Ader der frühern Dichter, und Vers und Reim zeigen den größten Mangel an Kunst. Dagegen ist sie reicher als irgendein anderes Werk jener Zeit an ausführlicher Erzählung merkwürdiger Ereignisse, die der Verfasser erlebte, an Schilderung bedeutender Männer, die er kannte, und an Beschreibung von Festlichkeiten, Turnieren und Schlachten, denen er zum Theil selbst beiwohnte. Daß er Gerücht und Fabel von wirklicher Geschichte zu unterscheiden wußte und überhaupt ein wahrheitsliebender Mann gewesen, davon zeugen viele Stellen seines Werks. Was die kirchlichen und polit. Zwistigkeiten anlangt, so hält er es mit seinen freidenkenden Zeitgenossen und verhehlt dies auch nicht, sodaß man oft über seine Aussprüche staunen muß. Vgl. über O. die Schriften von Schacht (Mainz 1821) und Jacobi (Bresl. 1839).

Otway (Thom.), engl. dramatischer Dichter, geb. 3. März 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seine erste Bildung zu Winchester und bezog 1669 die Universität zu Oxford, die er aber vor Beendigung seiner Studien verließ, um die Bühne zu betreten, wo er jedoch keinen Beifall fand. Glücklicher war er als Theaterdichter. Sein erstes Trauerspiel war «Alcibiades» (1673); mit großem Beifall wurde sein «Don Carlos» (1676) aufgenommen. 1677 erhielt er auf Empfehlung des Grafen von Plymouth eine Anstellung als Cornet der Dragoner und ging mit seinem Regimente nach Flandern. Doch sehr bald mußte er seiner Ausschweifungen halber den Abschied nehmen und kam in Dürftigkeit nach London zurück, wo er von nun an seine Thätigkeit ausschließlich der Bühne zuwendete. Seine beiden wichtigsten Trauerspiele sind «The orphan» (1680) und «Venice preserved» (1682), von denen das letztere gegenwärtig noch gern gesehen wird. Dürftigkeit, mit Ausschweifungen wechselnd, machte seinem Leben schon 14. April 1685 ein Ende. Seine Trauerspiele sind durch rührende Situationen, treffliche Schilderungen der Leidenschaften und feurige Sprache ausgezeichnet; seine Lustspiele aber, so kräftig auch sein Witz ist, waren selbst seinen Zeitgenossen zu zügellos. Seine sämmtlichen Werke gab Thornton (3 Bde., Lond. 1812) heraus.

Oetzthal, das größte Seitenthal des Inn und wegen der Mannichfaltigkeit seiner landschaftlichen Scenerien und Vegetationsverhältnisse eins der interessantesten Thäler in Tirol, ist die Durchgangs- und Uebergangspassage vom Norden nach dem Süden des Landes. Das Thal öffnet sich etwa 2 M. im Ostsüdosten von Imst, auf der rechten Seite des Innthals, erstreckt sich südwärts 18 St. weit und wird von der Acher oder Oetzthaler Ache durchflossen, welche an dem 11421 F. hohen Großen Oetzthaler Ferner, einer der höchsten Spitzen der Oetzthaler Alpen entspringt. Das O. bildet eine Stufenfolge tiefer, von jähen Abstürzen unterbrochener Schluchten. Im untern Theile ist es weit, mit fruchtbarer Thalsohle, im mittlern mehrfach zur wilden Schlucht verengt; im obern verzweigt es sich hoch in die Schneeregion und in ein ausgedehntes Gebiet von Fernern. Es ist häufig Verheerungen durch Lawinen und Muhren (Schlammströme) ausgesetzt, von denen erstere im obern Theile, letztere hauptsächlich im untern, vor Umhausen und in der Mourach, auftreten. Die Wege sind zuweilen schlecht, Brücken und Stege im Frühjahre und Sommer wol ganz weggerissen, später nur nothdürftig ersetzt. Den Eingang des Thals bildet ein wildes Chaos von Schutt und Erdmassen, von der Ache hügelig aufgethürmt, von düstern Tannen und Fichten beschattet, einsam und still, nur vom Rauschen des Bergstroms belebt. In diesem untersten Thalkessel liegt das stattliche Dorf Oetz 2610 F. über dem Meere, am Fuße des mit einer Eiswand glänzenden Achenspitz, in mildem Klima und üppiger Vegetation, mit 1400 E., die ergiebigen Flachsbau treiben. Durch «das Gesteig», die erste Thalstufe, welche die Ache in wildem Falle herabstürzt, gelangt man in das zweite und geräumigste Becken, das von Umhausen (Dorf von 350 E. am Fuße der hohen Engelswand). Unter den rings fallenden Stuiben oder Steuben (Staubbächen) ist im Südosten der vom Hairlochbach gebildete Große Stuibenfall der schönste, welcher in zwei Absätzen 472 F. herabstürzt. Hinter Umhausen folgt die längste und gefährlichste Thalenge, die Maurach, in welcher sich der Weg mühsam über das lockere Geröll der Schurrwände windet und die tosende, weißschäumende Ache in mehrern Brücken überspringt. Am Ende dieser Schlucht breitet sich grün und sonnig die weite Thalebene von Lengenfeld, einem Dorfe mit 350 E., die Flachsbau treiben, in 3617 F. Seehöhe, an der Mündung des vom reißenden Fischbache durchflossenen Sulzthales aus. Schon ½ M. oberhalb, bei Huber, erscheint das Thal durch einen vorgeschobenen bewaldeten Bergrücken völlig als geschlossen, aber eine neue Schlucht der Ache öffnet sich zur Linken, und 1 M. weiter führt diese in die Thalstufe von Sölden, einem in 4434 F. Seehöhe auf grüner Matte gelegenen Kirchdorfe, wo noch Gerste wächst. Nun beginnt das Obere O.

mit einer wilden, grauenhaften Enge. Im tiefen Tobel hinter derselben liegt Zwieselstein, wo sich der Weg spaltet. Gegen Südsüdwesten folgt das Tenderthal, mit dem 6048 F. hoch gelegenen Alpendörfchen Fend, wo über 20 Gletscher von den Bergwänden herabstarren und sich die Fernerpracht in ihrer ganzen furchtbaren Größe und Erhabenheit zeigt. Gegen Süden aber zieht sich das Gurglerthal hinauf mit dem Seitenzuge des Timblerthals, dem Dorfe Gurgl und dem zwischen dem Großen Oetzthaler- und dem Langthaler Ferner liegenden, $^1/_2$ St. langen und $^1/_4$ M. breiten Gurgler See, in welchem zahlreiche Eisblöcke schwimmen, und mit einem schwierigen, gefährlichen Uebergange über den Großen Oetzthaler Ferner. Die meisten Reisenden wählen daher jetzt von Tend die Richtung durch das Rofener Thal, wo der Ort Rofen 5989 F. hoch liegt. Die Wanderung auf dem Hochjochferner selbst (9210 F. hoch) dauert $1^1/_2$ St. und bietet bei gehöriger Vorsicht keine Gefahr. Vom Niederjoch wird jetzt häufig die 11426 F. hohe Similaunspitze bestiegen. Um diese Hochthäler, in denen selbst das Wirthshausleben aufhört und der Wanderer beim Pfarrer einkehrt, lagert eine majestätische Ruhe. Vgl. Sonklar Edler von Innstädten, «Die Oetzthaler Gebirgsgruppe» (Gotha 1862, mit Atlas).

Oude (engl. Schreibart für Audh, sanskrit. Ajôdhjâ), ein ehemaliges, nach seiner ältesten Hauptstadt benanntes Königreich in Hindostan, seit 1856 eine Provinz des Angloindischen Reichs, die unter dem Lieutenant-Gouverneur der Nordwestprovinzen steht, reicht im N. an den Fuß des Himalaja von Nepaul und wird im O. von Bihar, im S. und SO. von Allahabad, im W. von Agra, im NW. von Delhi begrenzt. Nach genauerer Zählung von 1863 umfaßt das Land 1311,81 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 8,071075 E. (also auf 1 Q.-M. 6153) und zerfällt in die vier Bezirke Luknow (mit 2,014822 E.), Baraitsch (mit 2,330500), Khâirabad oder Khrabad (mit 1,828398) und Bainswara (mit 1,899355 E.). Die Hauptstadt ist Luknow (s. d.). Der nördl. Terrainabschnitt gehört dem Tarai (s. Himalaja) an, einem unbewohnten Saum undurchdringlicher Sumpfwaldungen und Dschangels. Das übrige Land gehört zum flachen Anschwemmungsboden Hindostans mit geringer Neigung von Nordwesten gegen Südosten, und wird in dieser Richtung auch vom Ganges an der Südgrenze und dessen Nebenflüssen Gumti mit dem Sei und dem Gogra oder Sardschu und dessen zahlreichen Zuflüssen durchströmt. Von allen Gegenden der großen Gangesebene hat das Land das gesündeste Klima, obwol dasselbe starke Gegensätze zeigt. Der Boden ist leicht und mit Ausnahme der Kankars (Mischungen von Kalkconglomeraten) ohne alle Steine, am besten in der Nähe des Ganges. Die hindostanische Thierwelt ist stark vertreten, die Vegetation reich und mannichfaltig. Die Wälder sind sehr vernachlässigt, weshalb die Trockenheit des sonst wasserreichen Landes sichtlich zunimmt. Man baut meist nur Nahrungspflanzen, namentlich Weizen, Reis, Gerste, Mais, verschiedene Arten Hirse, Linsen, Senf u. s. w., doch auch Baumwolle, Tabak, etwas Zuckerrohr, Mohn sowie Hanf zur Bereitung berauschender Getränke. Für den Ackerbau verwendet man nur Ochsen und Büffel; auch hält man große Schaf- und Ziegenherden. Die Industrie ist nicht bedeutend. Soda, Salpeter und Salz, aus dem Boden gewaschen, sind die einzigen Producte, an denen das Land Ueberfluß hat. Man verfertigt Schießpulver, Gewehre, Schwerter, Speere, Bogen aus Bambus oder Stahl, Baumwollzeug, wollene Decken, Papier, Glasflaschen u. s. w. Die bedeutendsten Kaufleute und Kapitalisten sind die vom Bainsstamme der Radschputen, die ihre Handelsoperationen über alle Theile Indiens ausdehnen. Die Bevölkerung O.s hat einen kriegerischen Charakter und besteht größtentheils aus brahmanischen Hindu, obwol das Land seit Jahrhunderten von Muselmanen beherrscht ward. Man spricht Hindustani oder Ordu. (S. Indische Sprachen.) Von der gegenwärtigen Hauptstadt Luknow 16 M. gegen Osten entfernt liegt am schiffbaren Gogra und auf hügeligem Grund Audh, angeblich die älteste Stadt Indiens, jetzt sehr heruntergekommen. Dicht dabei lag das uralte Ajôdhjâ, jetzt ein weites Trümmergefilde, Ramgarh genannt, d. h. Feste des Rama, dessen stark von Pilgern besuchte Wiege, ein gemauerter Behälter, gezeigt wird, und der hier zum Himmel gefahren sein soll. Der Ort hat eine schöne Moschee und einen ansehnlichen Tempel des Affengottes Hanuman, zu dem stark gewallfahrtet wird. An Audh schließt sich gegen Nordwesten Bangla oder Fyzabad, eine heruntergekommene Stadt von 60000 oder 100000 E., die sich längs dem Gogra hinzieht. Die Stadt wurde erst um 1730 von Sadet Ali-Khan gegründet und war dann die Hauptstadt des Landes bis 1775, wo man die Residenz nach Luknow verlegte. Etwa 6 M. südlicher liegt am linken Ufer des Gumti die Stadt Sultanpur mit einem Fort, mehrern Moscheen und einem durch Fähre verbundenen brit. Militärcantonnement am rechten Flußufer. Etwa 15 M. im Nordwesten von Fyzabad befindet sich die Stadt Baraitsch, mit dem Grabe des mohammed. Heiligen Selar, einer vielbesuchten Wallfahrtsstätte.

O. ist eins der von Natur am meisten begünstigten Länder Indiens und war auch schon in uralter Zeit einer der wichtigsten Theile der Halbinsel. Es bildete den Kern des Reichs Kosala mit der Hauptstadt Ajôdhjâ (früher auch Sakêta, daher bei den Griechen Sagida genannt), die schon im Epos «Ramajana» wegen ihrer Größe und Pracht gepriesen wird. Der berühmte König Vikramaditja (56 v. Chr.) schmückte sie mit 300 Tempeln. Noch im 7. Jahrh. n. Chr. wird sie als glänzende Stadt beschrieben. Um 1193 wurden Stadt und Land von den Mohammedanern erobert und so ein Theil des Delhireichs. Bei dem Verfall desselben begründete eine aus Nischapur in Khorasan stammende Familie eine eigene Dynastie, deren Ahnherr, Sâdet Ali-Khan, unter dem Delhikaiser Mohammed-Schah (1718—40) Vezier wurde. Sein Enkel, Schudscha-ed-Daulah, seit 1756 Nawab-Vezier (Vicekönig), regierte, da die Oberherrschaft des Kaisers Schah-Allum seit 1760 nur noch dem Namen nach bestand, das Land selbständig. Er führte schwere Kriege mit den Engländern, erhielt aber, als er 1774 gemeinschaftlich mit einem engl. Hülfscorps die Rohillas unterworfen, von der Ostindischen Compagnie den größten Theil von Rohilkand, den er seinen Besitzungen einverleibte. Sein Sohn und Nachfolger, Asoph-ed-Daulah (1775—97), mußte 1781 Benares und andere Districte an die Compagnie abtreten und für die Anwesenheit brit. Truppen und der brit. Residentschaft große Summen Schutzgeld zahlen. Nach seinem Tode anerkannten die Briten die Thronbesteigung seines natürlichen Sohnes, Vezier-Ali, setzten aber schon 1798 Sâdet-Ali, einen Bruder des Schudscha-ed-Daulah, auf den Thron, der erst die Festung Allahabad, dann kraft eines mit Wellesley 10. Nov. 1801 geschlossenen und 19. Nov. 1803 von der Compagnie bestätigten Vertrags das südl. Doâb sowie die Grenzdistriete Allahabad, Azimgurh, das westl. Gorackpore und andere Gebiete (etwa 400 Q.-M. mit 1 Mill. E.) abtreten und überdies jährlich 1,352347 Pfd. St. Subsidien zahlen mußte. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Ghazi-eddin-Hyder (1814—27), zahlte 1815 der Compagnie 1 Mill. Pfd. St. Hülfsgelder für den Krieg gegen Nepaul und erhielt nach dessen Beendigung die Herrschaft über die von Nepaul abgetretenen Landestheile im Himalaja, wofür er über eine der Compagnie schon im Oct. 1814 geliehene Million Pfd. St. quittiren mußte. 1819 sagte er sich auch formell von der Oberherrschaft des Großmoguls los und nahm mit Bewilligung der Engländer den Titel eines Königs oder vielmehr Sultans an. Ghazi-eddin-Hyder hinterließ 1827 den Thron seinem Sohne Nasir-eddin-Hyder, dem 1837 einer seiner väterlichen Oheime, Mohammed-Ali-Schah, und diesem wieder 1842 dessen Sohn Amschad-Ali folgte. Als derselbe 13. Febr. 1847 starb, bestieg Mohammed-Wadschid-Ali-Schah, ein arger Wüstling, den Thron. Schon früher, namentlich aber in dem Vertrage von 1837 hatte sich die Ostindische Compagnie vorbehalten, beim Eintritt einer Misregierung eigene Verwaltungsbeamte nach O. zu schicken. Bei dem unsinnigen Despotismus Wadschid-Ali's kam 1847 der Generalgouverneur Lord Hardinge selbst nach Luknow, um dem Fürsten gute Rathschläge zu ertheilen, die freilich vergeblich waren. Anstatt nun das Land vertragsmäßig unter vormundschaftliche Verwaltung zu nehmen, legte man dem Wadschid-Ali im Jan. 1856 einen Vertrag vor, wonach er sein Reich gegen reiches Jahrgeld an die Compagnie abtreten sollte. Als der Fürst dies verweigerte, wurde ohne weiteres das Königreich O. 7. Febr. 1856 mittels eines Erlasses vom Generalgouverneur Dalhousie für ewige Zeiten unter die Regierung der Ostindischen Compagnie gestellt. Die große Masse der Bevölkerung gewann sicherlich bei diesem Regierungswechsel, aber die Gewaltthätigkeit dieser Politik leistete dennoch 1857 dem Aufstande in O. sehr bedeutenden Vorschub. Nach der Entthronung lebte der König in Kalkutta, wo er während des Aufstandes als Staatsgefangener behandelt wurde. Seine Mutter, die Königin, hatte sich inzwischen mit ihrem jüngsten Sohne, Ali-Khan, und mit ihrem Enkel, Mohammed-Hamed-Ali-Khan, dem 16jährigen Sohne des Exkönigs, nach London und später, als hier die Bemühungen zu Gunsten ihrer Familie gescheitert, nach Paris gewendet, wo sie im Jan. 1858 starb, während ihr Sohn Ali-Khan Ende Febr. 1858 zu London endete. Die tapfere Begam oder Königin von O., Heynat-Mahal, «der einzige Mann ihrer Familie», fand mit Ende des Aufstandes Aufnahme in Nepal. Im Dec. 1858 war das Königreich O. der Botmäßigkeit der Briten wieder unterworfen. Vgl. Butter, «Description of the kingdom O.» (Lond. 1853); Sleeman, «A journey through the kingdom of O. in 1849—50» (2 Bde., Lond. 1858).

Oudenaarde (franz. Audenarde), eine befestigte Stadt von 6275 E., an der Schelde in der belg. Provinz Ostflandern, besitzt ein schönes goth. Rathhaus vom J. 1529 sowie nicht unbedeutende Leinen- und Baumwollfabriken und ist durch die 11. Juli 1708 gelieferte Schlacht, in welcher Prinz Eugen und Marlborough die Franzosen unter den Herzogen von Bourgogne und von Vendôme schlugen, historisch berühmt.

Oudendorp (Franz von), einer der vorzüglichsten holländ. Philologen, geb. zu Leyden 31. Juli 1696, erhielt auf der dasigen Universität unter Perizonius, Jak. Gronov und Pet. Burmann seine classische Bildung, kam 1724 als Rector der Schule nach Nimwegen, 1726 in gleicher Eigenschaft nach Harlem und wurde 1740 zugleich mit Hemsterhuis nach seiner Vaterstadt berufen, wo er bis zu seinem Tode 1761 die Professur der Beredsamkeit und Geschichte bekleidete. Eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit entwickelte er in seinen noch immer werthvollen Ausgaben des Julius Obsequens (Leyd. 1720), Lucanus (Leyd. 1728), Frontinus (Leyd. 1731; 2. Ausg. 1779), Cäsar (Leyd. 1737), Sueton (2 Bde., Leyd. 1751) und in der Bearbeitung des Appulejus, welche Bosscha nach seinem Tode besorgte (3 Bde., Leyd. 1785—1823). Außerdem verdienen seine Schrift «De veterum inscriptionum usu» (Leyd. 1745) und seine gründlichen Anmerkungen zu den «Eclogae vocum Atticarum» des Thomas Magister in der Ausgabe von Bernard (Leyd. 1757) eine ehrenvolle Erwähnung.

Oudinot (Charles Nicolas), Herzog von Reggio, Pair und Marschall von Frankreich, war der Sohn eines Kaufmanns und wurde 26. April 1767 zu Bar-le-Duc geboren. Im Alter von 16 J. trat er als Freiwilliger in das Regiment Medoc, doch mußte er dasselbe 1787 auf den Wunsch seiner Familie verlassen. In der Revolution, der er mit Enthusiasmus anhing, wurde er 1791 zum Commandanten eines Freiwilligenbataillons erwählt. Wegen seiner Vertheidigung des Schlosses Bitsch gegen den beabsichtigten Ueberfall 1793 stieg er zum Oberst, wegen seines rühmlichen Verhaltens bei Kaiserslautern 1794 zum Brigadegeneral. Im April 1799 erhielt er den Grad eines Divisionsgenerals. Bei Zürich verwundet, wurde er nach seiner Genesung Chef des Generalstabs bei Massena, unter dem er sich während der Belagerung von Genua durch mehrere kühne Ausfälle Ruhm erwarb. Zuletzt entkam er auf einem Boote durch die den Hafen blokirenden engl. Schiffe. 1800 war er Chef des Generalstabs der Armee von Italien und zeichnete sich mehrfach aus. Der Erste Consul schenkte ihm eine der Kanonen, welche O. am Mincio selbst erobert hatte. Bei Zusammenziehung der großen Armee 1805 gab ihm Napoleon den Befehl über das besonders gebildete Grenadiercorps, welches er im Feldzuge von 1805 mit Auszeichnung führte, besonders bei Austerlitz. Im Febr. 1806 schickte ihn Napoleon zur Besitzergreifung von Neufchâtel ab, das von Preußen abgetreten worden war. Im Feldzuge von 1806 befehligte er wieder die Grenadierreserve, welche besonders 14. Juni 1808 bei Friedland ruhmvoll kämpfte. Nach dem Frieden von Tilsit verlieh ihm der Kaiser den Grafentitel und eine Dotation. Während des Congresses zu Erfurt war O. Commandant des Platzes. Mit seinem Corps als Avantgarde der Armee eröffnete er sodann den Feldzug von 1809. Er schlug die Oesterreicher 19. April bei Pfaffenhofen, half 3. Mai den Sieg bei Ebersberg erkämpfen und zog 13. Mai mit in Wien ein. An Lannes' Stelle übernahm er nach der Schlacht bei Aspern den Befehl über das 2. Armeecorps, an dessen Spitze er die Schlacht bei Wagram gewinnen half. Napoleon ernannte ihn nun zum Marschall und Herzog von Reggio mit einer Dotation von 100000 Frs. Rente. 1810 mußte O. mit seinem Corps Holland besetzen, welchen schwierigen Auftrag er mit Umsicht vollzog. Bei Eröffnung des russ. Feldzugs von 1812 war er kurze Zeit Gouverneur von Berlin. Er überschritt sodann mit dem 2. Armeecorps den Niemen und wurde seitwärts gegen Wittgenstein dirigirt. Nach einer Reihe blutiger Gefechte mußte er, 17. Aug. bei Polock schwer verwundet, das Commando an Saint-Cyr abgeben. Derselbe erlitt jedoch gleiches Schicksal, sodaß O. schon Anfang November wieder an die Spitze seiner zurückweichenden Truppen trat. Er erhielt jetzt Befehl den Uebergang über die Beresina zu decken, warf den russ. General Lambert aus der Stellung bei Borissow, vermochte aber die Zerstörung der Beresinabrücke nicht zu verhindern. Doch behauptete er sich bei Studzianka, wo 26. Nov. in Napoleon's Gegenwart zwei leichte Brücken hergestellt wurden. Um den Uebergang möglich zu machen, warf er sich mit Ungestüm den vom jenseitigen Ufer andringenden Russen entgegen, während sich wenigstens ein Theil der Heerestrümmer über den Fluß rettete. Verwundet kehrte er nach Frankreich zurück, wo er erst nach längerer Zeit hergestellt wurde. Im Feldzuge von 1813 führte er das 12. Armeecorps, mit welchem er in der Schlacht von Bautzen auf dem rechten Flügel kämpfte. Dann gegen Berlin entsendet, wurde er 4. Juni von Bülow bei Luckau geschlagen. Nach dem Waffenstillstande gab ihm der Kaiser den Oberbefehl über drei vereinigte Corps. Mit dieser Macht sollte er rasch auf Berlin vordringen, wurde aber 24. Aug. bei Großbeeren (s. d.) von Bülow abermals geschlagen und mußte deshalb den Oberbefehl an Ney (s. d.) abtreten, dessen Niederlage 6. Sept. bei Dennewitz er ebenfalls theilte. Bei Leipzig befehligte O. 16. Oct. zwei Divisionen der jungen Garde, die 18. bei Wachau an den Pleißedörfern kämpften. Beim Rückzuge übertrug ihm der Kaiser den Befehl über die

Nachhut. O. verfiel jedoch in eine schwere Krankheit, sodaß er sich von der Armee trennen mußte. Kaum genesen, trat er im Feldzuge von 1814 wieder an die Spitze eines Corps und wurde bei Arcis zum 23. mal verwundet. Erst nach der Abdankung Napoleon's wendete er sich den Bourbons zu, die ihm die Würde eines Pairs und Staatsministers nebst dem Befehl über die 23. Militärdivision verliehen. Weil er während der Rückkehr des Kaisers ruhig auf seinen Gütern verharrte, ernannte ihn Ludwig XVIII. mit der zweiten Restauration zum Major-General der königl. Garden und Commandanten der Nationalgarde von Paris, die aber 1827 aufgelöst wurde. Im span. Feldzuge von 1823 übernahm O. den Befehl über das 1. Armeecorps, weshalb er sich von der liberalen Partei den heftigsten Tadel zuzog. Als Anhänger der Julirevolution erhob ihn Ludwig Philipp 1839 zum Großkanzler der Ehrenlegion, und 22. Oct. 1842 wurde er nach Moncey's Tode Gouverneur des Invalidenhauses. Er starb als solcher 13. Sept. 1847. — Nicolas Charles Victor O., Herzog von Reggio, des vorigen ältester Sohn, geb. zu Bar-le-Duc 3. Nov. 1791, wohnte seit 1809 den Feldzügen des Kaiserreichs bei. Napoleon unterzeichnete ihm noch nach der Abdankung zu Fontainebleau das Patent als Oberst, das von den Bourbons, weil er sich während der Hundert Tage vom Kaiser fern gehalten, nach der zweiten Restauration bestätigt wurde. Er organisirte später die Militärschule zu Saumur und wurde 1824 zum Maréchal-de-Camp erhoben. In Algier, wo sein jüngerer Bruder als Oberst eines Cavalerieregiments gefallen war, erwarb er sich 1835 den Grad eines Generallieutenants. 1842 trat er als Abgeordneter des Depart. Maine-Loire in die Deputirtenkammer und stimmte hier mit dem linken Centrum. 1849 erhielt O. das Obercommando über das Expeditionscorps, welches nach dem Kirchenstaate geschickt wurde, und leitete die Belagerung von Rom. Er war auch Mitglied der Constituirenden wie der Legislativen Nationalversammlung und stimmte mit der gemäßigten Partei. Beim Staatsstreiche 2. Dec. 1851 von dem Rumpfparlament der Legislativen, das den Präsidenten der Republik in Anklagezustand decretirt hatte, zum Commandanten der Pariser Nationalgarde ernannt, wurde er mit verhaftet, jedoch bald wieder freigelassen. Seitdem stand er bei Ludwig Napoleon in Ungnade. Er starb zurückgezogen 7. Juli 1863. Als militärischer und nationalökonomischer Schriftsteller trat O. wiederholt auf.

Oudry (Jean Baptiste), franz. Thiermaler, geb. zu Paris 17. März 1686, wurde von seinem Vater, einem Maler und Bilderhändler, in den Anfangsgründen der Zeichenkunst unterrichtet und kam hierauf in die Lehre zu de Serre, dann ins Atelier des berühmten Porträtmalers Largillière. Nachdem er bei diesem Meister fünf Jahre gearbeitet, trat er mit einigen Bildnissen und histor. Stücken hervor, die seine Aufnahme in die pariser Malergilde (Académie de St.-Luc) zur Folge hatten. Auf eine Anbetung der Könige, welche er für das Kapitel von St.-Martin-des-Champs malte, wurde er 1717 auch in die königl. Malerakademie aufgenommen. Doch erwarb er sich seinen Ruf erst später als Thiermaler. In diesem Genre stand er in so großem Ansehen, daß der König von Dänemark ihn nach Kopenhagen berief und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin eine eigene Galerie für O.'s Bilder errichten ließ. Auch Ludwig XV. fühlte sich von O.'s Talent sehr angezogen. Uebrigens waren auch O.'s Landschaften und Stillleben sehr gesucht. Seine Bilder sind durchgängig etwas kalt in der Farbe; er malte mit großer Leichtigkeit und Sicherheit, aber seine Touche artete bisweilen in Manier aus. Als Thiermaler hat er besonders Hunde, Füchse, Hirsche, Rehe, überhaupt Thiere, welche bei den Jagddramen die Hauptrollen spielen, vortrefflich gegeben. Minder glücklich war er in Darstellung von Bären, Wölfen, Löwen, Tigern u. s. w. Für die berühmte Prachtausgabe von Lafontaine's «Fabeln», welche Montenault 1755 veranstaltete, lieferte O. über 150 Zeichnungen, die unter Cochin's Leitung gestochen wurden. Fleißig und unerschöpflich, wurde er in seinen Arbeiten durch einen Schlagfluß gehindert, der bald darauf (30. April 1755) sein Ende herbeiführte. Viele seiner Werke sind gestochen. O. selbst hat mit leichter und geistreicher Nadel 75 Blätter radirt, die im «Peintre-graveur français» von Robert Dumesnil beschrieben sind.

Ouverture, ein vollstimmiges, aus einem Satze von gleicher oder verschiedener Bewegung bestehendes Orchestertonstück, welches den musikalisch-dramatischen Tonwerken (Oper, Oratorium, Cantate, Drama mit Musik, Ballet u. s. w.) zur Eröffnung oder Einleitung dient, mit der Absicht, den Hörer zu erwartungsvoller Empfänglichkeit anzuspannen und den im nachfolgenden Werke zur Darstellung kommenden Ereignissen einen geeigneten Boden durch Erweckung entsprechender Vorempfindungen zu bereiten. In frühern Zeiten bestand die O. aus einem nicht gar breit ausgeführten Satze im Viervierteltact von langsamer Bewegung und erhoben-ernstem Charakter, das Grave genannt; dann aus einer frei behandelten Fuge in willkürlicher Taktart und lebhafter Bewegung, nach deren Schlusse das Grave ganz oder nur theilweise wiederholt

wurde. Diese Form war der O. besonders durch Lully gegeben worden und hieß darum auch die französische. Die sog. italienische O. (von Scarlatti herstammend) bestand ebenfalls aus drei Theilen, von denen aber der erste und dritte schnelle Sätze waren, während ein langsamer Satz zwischen ihnen stand. Beide Arten der O. standen zu dem Werke, dem sie als Einleitung dienten, nicht allemal in speciellen Beziehungen, sondern waren mehr allgemeine musikalische Vorspiele. Deshalb konnte man sie um so leichter von dem Hauptwerke selbst abtrennen und als Symphonien in der Kammermusik verwenden, wie denn auch von den Italienern noch häufig die O. Sinfonia genannt wird. Die neuere O. kommt erstens ihrer formalen Einrichtung nach fast ganz mit dem ersten Satze einer Sonate oder Symphonie überein (nur daß der Theil vor der Durchführung nicht repetirt wird), und ihre Hauptthemen sind entweder Melodien aus der Oper, die nachher eine besondere Bedeutung gewinnen, oder sie sind frei gewählt und stehen sammt ihrer Verarbeitung nur in innerer Beziehung zur nachfolgenden Handlung. Häufig wird diese Art O., vom dramatischen Werke abgelöst, als Concertstück für sich aufgeführt oder, unter dem Namen Concert-Ouverture, zur Eröffnung von Musikfesten, Concerten oder andern Gelegenheiten componirt. Auch dient sie, ohne weitere Absicht auf eine specielle Verwendung, ähnlich der Symphonie und Sonate, nur rein ästhetischen Absichten. Daß auch die Fuge auf diese Kunst-Ouverture Anwendung findet, beweist z. B. die O. zur «Zauberflöte». Die neuern Franzosen und Italiener geben meist O., die eigentlich nur aus dem ersten Theile (erstes und zweites Motiv) und freier Repetition desselben bestehen, während der Mittelsatz (die Durchführung) fehlt. Zu erwähnen ist, daß die O. der genannten Art überhaupt auch eine kurze Einleitung in gemessener Bewegung und von spannender, ernster Haltung haben kann. Zweitens kommt die O. aber auch als solche ohne eigentliche Form vor, aber nur bei Opern, und sie ist dann weiter nichts als eine quodlibetartige Aneinanderreihung der in der Oper besondere Geltung erhaltenden Melodien, die je nach Sorgsamkeit und Geschick des Tonsetzers etwas verarbeitet und ineinandergeflochten oder auch, oft ohne alle innere Vermittelung, nur ziemlich locker nebeneinandergestellt werden. Das allerschlagendste Beispiel einer solchen Quodlibet-Ouverture ist die O. zu Herold's Oper «Zampa».

Oval (neulat., eirund, von ovum, Ei), heißt eine einförmige krummlinige Figur, die im allgemeinen mit einer Ellipse Aehnlichkeit hat, sich aber von derselben dadurch unterscheidet, daß sie aus (gewöhnlich vier) Kreisbogen zusammengesetzt ist, was bei der Ellipse nicht der Fall ist. Die leichteste Construction ist folgende. Aus den beiden Endpunkten einer geraden Linie beschreibt man zwei Kreise mit beliebigen Halbmessern, errichtet dann in der Mitte jener Linie eine Senkrechte und nimmt auf dieser zwei von jener Mitte gleich weit entfernte Punkte. Aus diesen zieht man gerade Linien durch die Mittelpunkte der beiden Kreise, bis sie die Peripherien derselben zum zweiten mal schneiden, und beschreibt dann mit diesen Linien als Halbmessern aus jenen Punkten zwei Kreisbogen, welche die Linien und zugleich die beiden Kreise verbinden und mit denselben das gesuchte O. geben. Auf diese Weise kann man bei gegebener Länge unzählige O. von verschiedener Breite erhalten. Die letztere fällt desto kleiner aus, und das O. ist von einem Kreise desto mehr verschieden, je entfernter die beiden Punkte auf der Senkrechten voneinander genommen werden. Indeß hat die angegebene Construction den Uebelstand, daß man eine bestimmte Breite des O. nur nach wiederholten Versuchen herausbringt, weshalb eine andere vorzuziehen ist, die beliebig viele O. von gegebener Länge und Breite aus vier Kreisbogen zusammensetzen lehrt, aber freilich sehr verwickelt ist. Anwendungen der O. kommen unter anderm in der Baukunst vor, z. B. bei der Construction von Gewölbebogen. — Die O. des Descartes sind einförmige Curven, welche die Eigenschaft haben, daß sie die aus einem Punkte kommenden Lichtstrahlen so brechen, daß sie alle nach der Brechung wieder in einem Punkte zusammentreffen. Descartes glaubte, daß sie in der angewandten Optik großen Nutzen haben würden, was sich aber nicht bestätigt hat.

Ovation, s. Triumph.

Overbeck (Friedr.), berühmter deutscher Maler, geb. zu Lübeck 3. Juli 1789, bildete sich seit 1806 in Wien für seine Kunst und verrieth schon damals die spätere Richtung. In Begleitung Franz Pforr's aus Frankfurt a. M. ging er 1810 nach Rom, das er seitdem nicht wieder verließ. Ein Gemälde, der Einzug Christi in Jerusalem, das er unvollendet mit nach Rom brachte, verschaffte ihm allgemeine Anerkennung. Hauptsächlich durch ihn und seine Genossen vollendete sich in dieser Zeit in Rom unter dem Einflusse der literarischen Romantik die Bildung der romantischen Malerschule, wodurch auch er, wie manche andere, vom Protestantismus in den Schos der röm. Kirche geführt wurde. O. gehört zu denen, welche der frühern

Einfachheit ital. und deutscher Malerei am entschiedensten gehuldigt, weshalb seine Werke unter denen der damals in Rom lebenden deutschen Maler (Cornelius, Koch, K. Vogel, Joh. und Phil. Veit, Schadow, Eggers, später Schnorr u. a.) am entschiedensten die «neudeutsch-romantisch-religiöse» Richtung der neuen Schule (Nazarener) ausdrücken. Das erste bedeutendere Werk, wodurch sich diese Schule bemerklich machte, waren die Fresken aus der Geschichte Joseph's, womit der preuß. Generalconsul Bartholdy seine Wohnung auf Trinità de' Monti ausschmücken ließ. O. malte daselbst 1816 den Verkauf Joseph's und die sieben magern Jahre. In den folgenden Jahren machte die Schule noch größeres Aufsehen durch die Fresken, welche Marchese Massimi in seiner Villa fertigen ließ. O. lieferte dazu acht Bilder, für die er den Stoff aus Tasso's «Befreitem Jerusalem» entnahm. Als sein vorzüglichstes Frescobild gilt jedoch das Rosenwunder des heil. Franz in der Engelkirche bei Assisi. Von seinen Oelgemälden, die nicht sehr zahlreich, weil er langsam arbeitet, ist in Deutschland der Einzug Christi in Jerusalem (in der Marienkirche zu Lübeck) am bekanntesten. Außerdem sind zu nennen ein Christus auf dem Oelberge, eine Vermählung der Maria, mehrere Heilige Familien, der Tod des heil. Joseph, das große Bild im Städel'schen Institut zu Frankfurt, den Einfluß der Religion auf die Künste darstellend. Eine Grablegung vollendete er 1846 für seine Vaterstadt, und ein für England bestimmtes Altargemälde, die Bekehrung des heil. Thomas, wurde 1851 fertig. Eine Himmelfahrt Mariä befindet sich seit 1855 im kölner Dom. Eine kleine Krönung Mariä kam im Frühjahre 1866 nach Mexico, während zu derselben Zeit ein lebensgroßes Bild, den Heiland auf dem Berge von Nazareth darstellend, in das Museum der Akademie von Antwerpen gelangte. Eine nicht minder bedeutende Wirksamkeit übt O. als Zeichner aus, wie viele seiner vorzüglichen Arbeiten dieser Art bezeugen. Unter anderm zeichnete er für eine Kapelle in der Villa Carlo Torlonia's zu Castel-Gandolfo die Apostel und Evangelisten, die dort in Fresco ausgeführt wurden; sie sind von Keller gestochen. Derselbe stach mit seinem Bruder, mit Bartoccini u. a. auch die 40 Darstellungen O.'s aus den Evangelien. An den Zeichnungen sind besonders die merkwürdigen und neuen Motive zu rühmen, die der Künstler dabei zur Anwendung bringt. 1853 fertigte O. Zeichnungen der 14 Stationen für die seitdem bewirkte Herausgabe in Kupferstich und Farbendruck. Stiche nach seinen Bildern gaben F. Ruscheweyh, Schäfer, Steifensand, Specker u. a. Von dem Triumph der Religion lieferte S. Amsler einen großen und bewunderungswürdigen Stich. Die gelungensten Lithographien lieferte J. K. Koch in München. O.'s neuestes größeres Werk besteht aus sieben großen Cartons mit den sieben Sakramenten. In kleinern Bildern von des Meisters eigener Hand sowie in photographischen Nachbildungen von Albert ist dieses Werk bereits durch Ausstellungen in den Hauptstädten bekannt geworden. O. selbst gab demselben eine ausführliche Erklärung bei, die zugleich sein künstlerisches Glaubensbekenntniß enthält. Das Werk vereinigt alle Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der O.'schen Arbeiten: tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls, Mäßigung und Harmonie in der Composition, Einfachheit der Formen und rührende Schönheit des Ausdrucks. Während diese Eigenschaften auf die tiefste Entfaltung der Kräfte der Malerei gerichtet sind, als der Kunst, die das innerliche Seelenleben zum Ausdruck zu bringen hat, enthält andererseits der Hauptgrundsatz O.'s, daß die Kunst lediglich zum Dienste der Religion vorhanden, die einseitige Verkehrung eines ästhetischen Princips zu einem dogmatischen. Dies bildet die Schranke des Meisters, innerhalb welcher er eine hervorragende Erscheinung bleiben wird.

Overbeck (Johannes Adolf), verdienter Archäolog, geb. 27. März 1826 zu Antwerpen, ein Enkel des Dichters Christian Adolf O. (geb. 1755 zu Lübeck, gest. daselbst 1821 als Bürgermeister und Präsident des Obergerichts) und ein Neffe des Malers Friedrich Overbeck (s. d.), erhielt nach dem frühzeitigen Tode des Vaters seine wissenschaftliche Vorbildung erst auf der Realschule, dann auf der Gelehrtenschule zu Hamburg und widmete sich dann 1845—48 zu Bonn, besonders unter Welcker und Ritschl, philol. und archäol. Studien. Nachdem er einige Jahre in Hamburg gelebt, habilitirte er sich 1850 zu Bonn für Archäologie. 1853 ward er als außerord. Professor für letzteres Fach nach Leipzig berufen, wo er 1859 eine ord. Professur und die Direction des Archäologischen Museums erhielt. Von O.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind, außer zahlreichen Beiträgen zum «Rheinischen Museum», der «Zeitschrift für Alterthumswissenschaft», den «Sitzungsberichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w., besonders hervorzuheben: die «Galerie heroischer Bildwerke der alten Kunst» (Bd. 1, «Die Bildwerke zum Thebischen und Troischen Heldenkreise», Halle 1851—53, mit Atlas), die «Geschichte der griech. Plastik» (2 Bde., Lpz. 1857—58) und «Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken» (Lpz. 1856; 2. Aufl., 2 Bde., 1866). Außerdem sind noch zu

nennen «Kunstarchäol. Vorlesungen» (Bonn 1853), «Katalog des rhein. Museums vaterländischer Alterthümer in Bonn» (Bonn 1851), «Beiträge zur Erkenntniß und Kritik der Zeusreligion» (Lpz. 1863) und «Ueber die Lade des Kypselus» (Lpz. 1865). Letztere beide Schriften sind auch in den «Abhandlungen» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften enthalten, welcher O. als Mitglied angehört. Das Archäologische Museum der leipziger Universität ist zum großen Theile erst von O. geschaffen worden.

Overskou (Thomas), dän. dramatischer Dichter, geb. 11. Oct. 1798 in Christanshafen, einem Stadttheil Kopenhagens, von armen Aeltern, erhielt nur dürftigen Unterricht und trat, 14 J. alt, bei einem Schmied in die Lehre. Durch die Lektüre Holberg's und Oehlenschläger's war bereits seine Neigung für Poesie, besonders aber für dramatische Kunst geweckt worden. Als er wegen Krankheit, die er sich infolge übermäßiger Anstrengung zugezogen, nach einem Jahre Gelegenheit fand, den von ihm wider seine Neigung gewählten Beruf zu verlassen, war es von nun an sein eifriges Streben, eine Anstellung am Theater zu erhalten. Nachdem er unter den drückendsten Sorgen für seine Existenz sich die nöthige Vorbildung erworben, gelang es ihm 1818 zum ersten mal die Bühne zu betreten, aber erst 1823 erfolgte seine Anstellung als Hofschauspieler. Um dieselbe Zeit brachte O. sein erstes Stück, eine Uebersetzung von «Peter und Paul», auf die Bühne; seine erste Originalarbeit, das Drama «Farens Dage», kam 1826 zur Aufführung. Um sich ganz der dramatischen Dichtkunst, der Scenik und der Geschichte des dän. Theaters widmen zu können, suchte er um seinen Abschied als Schauspieler nach, der ihm auch 1842 mit Pension bewilligt wurde. 1849 ward er wiederum unter Heiberg's Direction als Oberregisseur am Hoftheater angestellt; auch erhielt er 1852 den Professortitel. Nach Heiberg's Abgange (1856) verblieb er noch in seinem Amte, bis er 1858 verabschiedet wurde. O. gehört zu den fruchtbarsten dän. Dramatikern der Gegenwart; seine Arbeiten im Fache des Lustspiels und Vaudeville haben meist allgemeinen Beifall gefunden. Unter seinen Originalarbeiten, von denen er selbst eine revidirte Ausgabe («Comedier», 5 Bde., Kopenh. 1851—52) veranstaltete, verdienen die Lustspiele «Misforstaaelse paa Misforstaaelse» (1828), «Østergade og Vestergade» (1828), «Vor Tids Mennesker» (1830), «En Bryllupsdags Fataliteter» (1840) und «Pak!» (1845) besondere Hervorhebung; ferner die Volkskomödie «Capriciosa» und die Vaudevilles «Kunstnerliv» und «Ein Geburtstag im Schuldgefängniß». Außer zahlreichen Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Lustspiele für die dän. Bühne lieferte er auch einige Operntexte, eine große Menge von Gedichten und Aufsätzen für Zeitschriften, vor allem aber mehrere kunsttheoretische und bühnengeschichtliche Arbeiten, unter denen besonders «Folketheatret» (Kopenh. 1846) und «Den danske Skueplads» (5 Bde., Kopenh. 1854—64; Supplement 1865) hervorzuheben sind.

Overweg (Adolf), deutscher Afrikareisender, geb. 24. Juli 1822 zu Hamburg, studirte in Bonn und Berlin Naturwissenschaften, besonders Geologie, und begleitete 1850 Richardson und Barth auf der großen Expedition nach Innerafrika. Während der Reise von Tripoli über Mursuk, Ghat, Air und Damerghu nach Haussa (24. März 1850 bis Jan. 1851) machte O. Breitenbestimmungen, meteorolog. und geol. Beobachtungen und namentlich Höhenmessungen, aus denen hervorging, daß die Sahara nicht, wie man früher allgemein glaubte, eine niedere Ebene, sondern ein großes Hochland ist. Von Tassaua aus besuchte er allein als der erste Europäer die heidnischen Landschaften Gober und Mariadi, traf 7. Mai 1851 in Kuka ein und befuhr von Juni bis Aug. den Tsadsee auf einem zu diesem Zwecke von Tripoli mitgebrachten Boote. O. ist der einzige Europäer, welcher die Inseln dieses Sees und ihre räuberischen Bewohner, die Biddumas, besucht hat. Nachdem er mit Barth die Reisen nach Kanem und Musgu gemacht (Sept. 1851 bis Febr. 1852), dann allein von Kuka südwestlich nach Fika gegangen (März bis Mai 1852) und den Komadugu, den westl. Zufluß des Tsad, von Yo bis Dutschi verfolgt (Aug. bis Sept. 1852) hatte, starb er 27. Sept. 1852 zu Maduari am Tsad. Ueber seine Reisen und Beobachtungen vgl. die «Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde» zu Berlin (Bd. 8 und 9), die «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (Bd. 1), Petermann, «Account of the progress of the expedition to Central-Africa» (Gotha 1854).

Ovidius (Publius Ovidius, mit dem Beinamen Naso), ist einer der hervorragendsten röm. Dichter der Augusteischen Zeit, der classischen Periode der röm. Poesie. Geboren 43 v. Chr. in der ital. Stadt Sulmo, während der letzten Kämpfe zwischen Republik und Principat, an denen die ältern Dichter desselben Kreises theils Antheil genommen, theils unter ihnen gelitten hatten, fällt doch seine Jugend und Erziehung in die Zeit des bereits festgegründeten Kaiserthums, und er gehört seiner ganzen Lebensauffassung nach dieser neuen Epoche an. O. preist

sich glücklich, in dieser Zeit zu leben, die seinem Wesen am meisten zusage, in der seine Bildung die altväterliche Rauheit verdrängt habe. Einer wohlhabenden Ritterfamilie angehörig, erhielt er die sorgfältigste Ausbildung, wie es damals Mode wurde, in der Rhetorenschule. Seine Lehrer waren Porcius Latro und Arellius Fuscus. Schon an dem Jüngling bemerkte man große Gewandtheit der Rede, Combinationsgabe und feine Beobachtung psychol. Momente, Eigenschaften, die seine Werke in hohem Grade zeigen. Seine Bildung vollendete O. auf Reisen und lebte dann bei und in Rom in den glücklichsten Verhältnissen im Verkehr mit der Augusteischen Familie und seinen literarischen Freunden, bis er im J. 8 n. Chr. von Augustus aus Rom nach der kleinen Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in ein Land mit barbarischer Bevölkerung, fremder Sitte und Sprache, verbannt ward, wo er trotz aller Bitten und Verwendungen bei Augustus und Tiberius bleiben mußte bis an sein Ende, das im J. 17 n. Chr. erfolgte. Der Grund dieser Exilirung ist nicht genügend aufgeklärt; jedenfalls ist er gar nicht oder in sehr geringem Grade in dem Misfallen an der Frivolität einzelner seiner Poesien zu suchen. O. ist vielleicht von allen röm. Dichtern der begabteste, den die Natur am meisten zur Poesie trieb, daher die ungemeine Leichtigkeit, alle Dinge poetisch zu gestalten. Die Form beherrscht kein röm. Dichter wie er, seine Verse sind die feinsten und leichtesten, welche die röm. Literatur aufzuweisen hat. Das Rhetorische, das in Bildung und Geschmack der ganzen Zeit lag, artet doch nur selten in bloße Spielerei aus. Die uns erhaltene Ovidianische Poesie (verloren sind seine dramatischen Versuche: «Medea») läßt sich schwer einer bestimmten Gattung zuzählen; man rechnet sie im allgemeinen zur didaktischen (lehrhaften) Dichtung. Die meisten seiner Werke sind noch vorhanden. Zu diesen gehören zunächst «Heroides» (richtiger Epistolae), 21 Briefe von Heroinen an ihre fernen Geliebten, von denen aber nur etwa die Hälfte echt ist; ferner in derselben Form der Elegie «Amores» (3 Bücher), eigentliche Liebeselegien. Am vollendetsten in der Form ist die «Ars» (auch «Ars amandi», «Ars amatoria», die Kunst zu lieben, in 3 Büchern) und gewissermaßen dazugehörig: «Remedia amoris» (Mittel gegen die Liebe). Das bekannteste und gelesenste Werk O.' sind jedoch die «Metamorphoses» (Verwandlungen, in 15 Büchern), in welchen mit feinem Geschick und allem Aufwande von rhetorischem und dichterischem Apparate die auf Verwandlungen von Dingen bezüglichen Fabeln der griech. und ital. Mythologie verbunden werden zu einem freilich losen Ganzen, das schließlich in die Vorgeschichte des Julischen Hauses und dessen Verherrlichung ausläuft. Mytholog. Inhalts sind auch die unvollendeten «Fasti» (6 Bücher) in Distichen, ein fortlaufender poetischer Commentar des röm. Kalenders, der die Erklärung der Feste, ihre Mythen, Gebräuche u. s. w. gibt. Weniger Interesse haben die in der Verbannung geschriebenen «Tristia» (Trauerlieder, 5 Bücher) und «Epistolae ex Ponto» (4 Bücher), die durch Einförmigkeit des Inhalts ermüden und auch in der Form schwächer sind. Außerdem werden dem O. theils mit Recht, theils bezweifelt einige kleinere Gedichte zugeschrieben, die von weniger Bedeutung sind. Seit der ersten Ausgabe (Rom und Bologna 1471) sind zahllose Gesammt- und Einzelausgaben erschienen. Die wichtigern sind die der gesammten Werke von N. Heinsius (3. Ausg., Leyd. 1661), J. L. Jahn (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1828—32, unvollendet), Merkel (3 Bde., Lpz. 1850—52); der «Heroides» von Terpstra (Leyd. 1829), Loers (Kobl. 1829—30), der «Carmina amatoria» von Müller (Berl. 1861), der «Metamorphoses» von Gierig (3. Aufl. von J. L. Jahn, Lpz. 1821), Mor. Haupt (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1862, mit vortrefflicher Einleitung). Von den Uebersetzungen sind zu nennen: die «Metamorphosen» von J. H. Voß (Auswahl, 2. Ausg., Braunschw. 1829) und von Pfitz (Stuttg. 1833), der «Fasten» von Metzger (Stuttg. 1838), der «Liebeselegien» und der «Kunst zu lieben» von Hertzberg (Stuttg. 1854).

Oviedo, die Hauptstadt der span. Provinz Oviedo oder des ehemaligen Fürstenthums Asturien (s. d.), eine Ciudad von 28285 E. (1860), Sitz eines Bischofs, eines Obergerichts und einer Universität, liegt 708 F. über dem Meere auf einem Hügel zwischen zwei dem Nora zufließenden Bächen, im Schose einer fruchtbaren und überaus anmuthigen Ebene. Die Stadt ist regelmäßig und gut gebaut, hat einen großen schönen Platz, fünf Pfarrkirchen, drei Nonnen- und mehrere ehemalige Mönchsklöster, ein großes, sehenswerthes Hospiz und Armenhaus, eine Strafanstalt, ein Militärhospital, eine schöne Wasserleitung von 41 Bogen, viele merkwürdige Paläste span. Granden und hübsche Promenaden. Die wichtigsten Gebäude sind: die 760 von Pelayo's Sohn, Froila, gegründete, in ihrer jetzigen Gestalt erst 1388 vollendete Kathedrale mit einem durch seine hohe und durchbrochene Architektur ausgezeichneten Thurme, der jedoch aus der spätern Zeit der Gothik stammt, mit den Gräbern von 14 Königen und Königinnen, einer reichen Reliquiensammlung und andern Merkwürdigkeiten; ferner die 774 vom König Silo

gegründete goth. Kirche San-Salvador, ebenfalls mit vielen Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen; das alte Schloß und das königl. Nonnenkloster San-Pelayo. Außer der 1580 gegründeten Universität hat O. eine Lateinschule, eine Normal-, eine Zeichen- und vier Freischulen, ein Schullehrerseminar und eine Gesellschaft mit Lehrstühlen für angewandte Chemie und Geometrie sowie für Staatswirthschaftslehre. Die Industrie der Stadt selbst beschränkt sich auf mehrere Leder- und Hutfabriken; von Wichtigkeit ist aber die königl. Waffenfabrik. Der Productenhandel O.s verspricht bedeutender zu werden, wenn die projectirte Eisenbahn nach Gijon und Leon vollendet sein wird, von welchem letztern Orte die Bahn bereits nach Madrid führt. Im Gebiet der Stadt, in dem 12000 Menschen in zerstreuten Häusern und Häusergruppen wohnen, liegt unweit vom Rio-Nalon das Warmbad Caldas de Priorio (34° R.) mit schöner Badeanstalt. Der District O. ist ein Hauptsitz der span. Eisenverarbeitung. Es gibt hier eine Menge Hohöfen, Reverber, Cubiloten, Coaks-, Stahl-, Guß- und Zinköfen. Nur $1^1/_2$ M. von Nalon und der Einmündung der Trubia liegt Trubia oder Truvia, eine große königl. Eisenhütte, Geschützgießerei, Stahl- und Gewehrfabrik, die sehr bedeutend producirt. O. ist eine der ältesten Städte Spaniens, hieß im Alterthum und später Ovetum, ward neu erbaut und anstatt Gijon 792 von König Alfons II. zur Residenz erhoben, dessen Enkel Garcias aber im 10. Jahrh. die Residenz nach Leon verlegte. In den J. 877 und 901 wurden in O. Concile abgehalten. Es hieß in jenen Zeiten die Stadt wegen der Menge hierher geflüchteter Bischöfe und anderer Prälaten Ciudad de los Obispos. Als ihr Hafen gilt die 4 M. im NNO. gelegene Stadt (Villa) Gijon mit 24802 E., der Haupthafen und Handelsplatz Asturiens, die älteste Hauptstadt des Landes, mit einer Pfarrkirche, einem Spital, einer großen sehenswerthen Cigarrenfabrik und dem Instituto Asturiano. Dieses ist eine von Jovellanos (s. d.) gestiftete Bildungsanstalt, die eine Elementar- und Zeichenschule sowie Lehrstühle für Nautik, Mathematik, lat., franz. und engl. Sprache enthält. Gijon treibt Handel mit Steinkohlen, Eisen, Holz, Fischen, Pferden, Rindvieh, Butter, Käse, Aepfeln, Maronen, Wal- und Haselnüssen. Der Hafen, eine bloße Rhede, hat weder sichern Ankergrund noch für größere Schiffe genügende Wassertiefe. In demselben befindet sich auf einem eigens dazu erbauten Molo der Bahnhof der $5^1/_3$ M. langen Eisenbahn, welche südwärts nach dem Städtchen Langreo führt, wo sich eine Bergwerksschule (seit 1854), überaus ergiebige Kohlengruben und drei große Eisenhütten befinden.

Owen (John), lat. Audoenus genannt, einer der bekanntesten unter den neuern lat. Dichtern, geb. zu Armon in Wales, studirte zu Oxford die Rechte, nahm aber wegen Armuth 1591 eine Schullehrerstelle zu Tryleigh und 1594 zu Warwick an und starb 1622 in sehr dürftigen Umständen zu London. Vorzugsweise wurde von ihm das Epigramm mit vielem Glücke behandelt, und er entwickelt darin in lebendiger und sehr correcter Sprache sowol einen treffenden und beißenden Witz als auch eine tiefe Menschenkenntniß, obgleich hier und da frostige Spielereien und Verstöße gegen den Anstand den guten Eindruck stören. Seine zahlreichen, früher vielgelesenen Epigramme erschienen zuerst unter dem Titel «Epigrammatum libri X» (Lond. 1612) und wurden seitdem sehr häufig wieder gedruckt, am besten unter Renouard's Besorgung (Par. 1794). Jördens gab O.'s «Epigrammata selecta» (Lpz. 1813) mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser und Ebert ein «Libellus epigrammatum» (Lpz. 1825) heraus. — Ein anderer John O., geb. 1616, gest. 1683, war unter Cromwell Vicekanzler der Universität Oxford, welchen Posten er jedoch nach der Restauration Karl's II. wegen seines Anschlusses an die Independenten verlor. Er gehörte zu den fruchtbarsten theol. Schriftstellern seiner Zeit; seine gesammelten Werke umfassen 50 Bände.

Owen (Richard), berühmter engl. Naturforscher, geb. 1804 zu Lancaster, studirte auf der Universität Edinburgh und ließ sich hierauf als Wundarzt in London nieder, widmete sich aber zugleich mit Eifer naturwissenschaftlichen und namentlich anatom. Studien, wobei ihm das Museum des College of Surgeons trefflich zu statten kam, zu dessen Conservator er 1835 ernannt wurde. Der von ihm mit ebenso viel Fleiß als Umsicht zusammengestellte Katalog desselben machte seinen Namen in weiten Kreisen bekannt. Derselbe enthält in fünf Bänden eine erschöpfende Beschreibung der physiol. und anatom. Specimina, dann ein Verzeichniß der naturhistor. Gegenstände und endlich eine Uebersicht der Fossilien. Neben dieser anstrengenden Arbeit ließ O. noch eine Reihe von Werken erscheinen, die zur Förderung der Wissenschaft mächtig beitrugen. Unter denselben sind besonders hervorzuheben: «Odontography» (2 Bde., Lond. 1840); «History of British fossil mammals and birds» (Lond. 1846); «History of British fossil reptiles» (6 Abth., Lond. 1849—51); «Lectures on the comparative anatomy of the invertebrate animals» (2. Aufl., Lond. 1855); «Lectures on the comparative anatomy of

the vertebrate animals» (Lond. 1846); «On the nature of limbs» (Lond. 1849); «On parthenogenesis» (Lond. 1849); «Principes d'ostéologie comparée» (Par. 1855); «Comparative anatomy and physiology of the vertebrate animals» (3 Bde., Lond. 1866). Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Abhandlungen in den Memoiren der Royal-Society und anderer gelehrten Vereine, wie der brit. Association, zu deren thätigsten Mitgliedern er gehört, und der Microscopical-Society, deren erster Präsident er war. Doch beschränkte O. seine Wirksamkeit nicht auf literarische Beschäftigungen; er nahm selbst hervorragenden Antheil an allen Tagesfragen, die mit seinen physiol. Studien in Verbindung standen. So wurde er wiederholt zu den vom Parlament niedergesetzten sanitarischen Untersuchungscommissionen zugezogen und war bei der Welt-Industrieausstellung 1851 als Comitémitglied und nachher als Vorsitzender der Abtheilung für die zur Fabrikation gebrauchten thierischen und vegetabilischen Substanzen thätig. In ähnlicher Weise betheiligte er sich an der pariser Ausstellung von 1855 und erhielt dafür von Ludwig Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. O. wirkt gegenwärtig als Professor der Anatomie und Physiologie am Königlichen Institut zu London sowie als Oberaufseher der naturwissenschaftlichen Fächer im Britisch-Museum. Als Zeichen der Anerkennung verlieh ihm die Königin Victoria Ende 1851 das von dem König Ernst August von Hannover bewohnte Haus in Kew-Green zum lebenslänglichen Aufenthalt.

Owen (Robert), ein als Socialreformer berühmter Engländer, wurde 1771 zu Newtown in der Grafschaft Montgomery von armen Aeltern geboren. Er widmete sich der Handlung, glich durch Beharrlichkeit seine mangelhafte Jugendbildung aus und erwarb sich durch Thätigkeit und Rechtschaffenheit die Achtung seines Principals. Im Alter von 30 J. heirathete er die Tochter des reichen Manufacturisten Dale zu Manchester, der ihm die Leitung einer großen Baumwollspinnerei zu New-Lanark in Schottland übertrug. Um die Wasserkraft zu benutzen, hatte Dale 1784 dieses Manufacturdorf gegründet, obschon die übrigen Localverhältnisse dem Unternehmen nicht günstig waren. Sein Schwiegersohn fand weder ein glückliches Dorf noch eine blühende Fabrik. Die geringe Bevölkerung, der Abschaum der drei Reiche, litt Mangel und war in Faulheit, Unwissenheit, Völlerei und religiöse Streitigkeiten versunken. O. nahm sich vor, zuvörderst die Arbeiter ihrer elenden Lage zu entreißen. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Mensch von Natur weder gut noch schlecht, daß er das eine oder andere erst durch die Verhältnisse werde, verwarf er jeden Zwang und suchte blos durch gutes Beispiel, gegenseitige Aufmunterung, freundliche geregelte Umgebung, besonders durch ein unerschöpfliches persönliches Wohlwollen zu wirken. Bald zeigten sich die Früchte dieser praktischen Erziehung. Unter den Arbeitern schwanden Sittenlosigkeit, Armuth, Zank, das Geschäft hob sich und brachte den Unternehmern ungewöhnlichen Gewinn. Außer der Spinnerei wurden nun auch große Werkstätten für eine Menge technischer Gewerbe angelegt. Desgleichen gründete O. aus eigenen Mitteln eine Schule für 600 Kinder, wo das nämliche Verfahren noch überraschendere Resultate lieferte. Durch solchen Erfolg ermuntert, gerieth O. auf die Idee, als Reformator des gesellschaftlichen Elends überhaupt aufzutreten. Zuvörderst veröffentlichte er seit 1812 seine Ansichten in der Flugschrift «New views of society, or essays upon the formation of human character». Um Elend und Entartung auszurotten, soll nach ihm eine gänzliche Veränderung der äußern Verhältnisse des Menschen oder vielmehr eine neue systematische Erziehung des einzelnen vorgenommen werden. Das Princip, welches dieser Reform zu Grunde liegt, ist die Unzurechnungsfähigkeit, d. h. die völlige moralische Nichtverantwortlichkeit des Individuums rücksichtlich seiner Lage wie seiner Handlungen. Demzufolge müssen nicht nur Lob und Tadel, Strafe und Belohnung wegfallen, sondern auch eine absolute Gleichheit in allen Rechten und Pflichten eingeführt, jede Superiorität aber, namentlich die des Kapitals, abgeschafft werden. Von einem Vermögen von mehr als $\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St. unterstützt, streute O. im Interesse seiner Lehre zahllose Tractätchen aus, hielt allenthalben große Volksversammlungen und betheiligte sich mit Aufopferung an jedem Unternehmen, das die Hebung der vernachlässigten Volksklassen bezweckte. Seit 1816—18 zog ihn das Parlament bei der Gesetzgebung über die in den Fabriken arbeitenden Kinder zu Rathe. Zu gleicher Zeit führte er in England die Kleinkinderschulen ein, deren Fortbildung sich jedoch andere bemächtigten. Mit großen Summen unterstützte er die Versuche Bell's wie Lancaster's. Er bewog auch die niederländ. Regierung zur Gründung von Armencolonien und überschickte dem Könige von Preußen einen Entwurf zur Nationalerziehung, der ihm dafür eigenhändig dankte. Trotzdem erwarteten doch bereits den Apostel der Liebe und Barmherzigkeit die härtesten Anfeindungen. Die Lehre von der Unzurechnungsfähigkeit brachte allmählich die gesammte Geistlichkeit in Harnisch, zumal als O.,

endlich gereizt, alle bestehenden Religionen der Ohnmacht, der Verletzung der Naturgesetze, subversiver Tendenzen beschuldigte und seine Behauptung durch Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart zu rechtfertigen suchte. Mit Schmähung und Verdächtigung überhäuft, seines Beschützers, des Herzogs von Kent, durch den Tod beraubt, wendete sich O. 1823 nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er ungehindert von Vorurtheilen nach seinen Grundsätzen und auf seine Kosten eine absolute, d. h. communistische Gemeinde errichten wollte. Er kaufte von dem Würtemberger Rapp die Colonie New-Harmony an den Ufern des Wabash, im Staate Indiana, und forderte Talent, Kapital und kräftige Arbeiterfamilien zum Eintritt auf. Allein der Communismus hielt die Kapitalisten ab, und von den Gebildeten überhaupt erschienen nur wenige phantastische Geister. Dagegen drängten sich die Armen, alle geächteten Subjecte Nordamerikas, selbst die Abenteurer der Wälder in die Colonie. Schon 1826 trat bei dem Mangel an baarem Kapital ein unaustilgbares Deficit ein, das erst Misvergnügen, dann Unordnung, bald die völlige Auflösung aller Bande nach sich zog. O. sah sich endlich in tiefer Erschütterung genöthigt, das ganze Besitzthum preiszugeben, und trat mit der Regierung von Mexico um die Colonisirung von Texas in Unterhandlung. Aber auch dieser Plan scheiterte, und gegen 1827 kehrte er nach England zurück, um sich jetzt einzig der Vorbereitung der Gemüther zur künftigen Gründung der absoluten Gemeinde zu widmen. Nachdem er die Trümmer seines Vermögens bis auf weniges seinen Kindern abgetreten, begann er mit unglaublicher Ausdauer und Anstrengung sein lehrendes und streitendes Leben. Unter seinen zahlreichen Schriften, die er in der Form von Tractätchen ausstreute, gewähren am meisten Einsicht in seine Ideen die «Lectures on a new state of society», «Essays on the formation of human character», «Outline of the rational system» und sein Hauptwerk «The book of the new moral world», in welchem er sich als Erfinder und Begründer eines vernunftgemäßen Religions- und Gesellschaftssystems bezeichnet. Hand in Hand mit diesen theoretischen Bestrebungen ging eine mehr praktische Thätigkeit, die ihn wiederholt in die gefährlichsten Conflicte trieb und ihm neue Verfolgungen bereitete. Mit seinen Schülern, den sog. **Oweniten**, wurde er seit 1827 schon die Seele der Arbeitervereine, aus denen der Chartismus (s. d.) emporstieg. Besonders aber compromittirte er sich bei einem Unternehmen, das unter dem Namen National labour equitable exchange die Auswechselung industrieller Bedürfnisse gegen Arbeitsstunden, mithin die Abschaffung des Geldes bezweckte. Man gründete einen großen Bazar und eine Bank, deren Zettel den Werth von Arbeitsstunden hatten, die sich aber nach einigen Monaten (1832) bankrott erklären mußte. O. verlegte nach diesen harten Schlägen seinen Aufenthalt von London nach Manchester, wo er an die Spitze des Mutuellistenvereins trat, der unter dem Namen Association of all classes or all nations einen außerordentlichen Aufschwung nahm, aber gleichfalls keinen Bestand hatte. Seitdem verlor sich allmählich der Einfluß, den er auf das Volk ausübte, und als er bei den Parlamentswahlen von 1847 als Candidat für Marylebone auftrat, erhielt er nur eine einzige Stimme. Die Ungunst der Verhältnisse machte ihn indessen nicht an seinem System irre, welches er in der Schrift «Revolution in the mind and practice of the human race» (Lond. 1850) aufs neue entwickelte. In seinen letzten Jahren scheinen seine Geisteskräfte stark gelitten zu haben, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß er in vollem Ernst an die angeblichen Wunder des Geisterklopfens und Tischrückens glaubte und mehrere Unterhaltungen veröffentlichte, die er auf diesem Wege mit Franklin und andern berühmten Verstorbenen gepflogen haben wollte. Dagegen behielt er seine körperliche Rüstigkeit bis ins höchste Alter bei und nahm noch kurz vor seinem Tode am sociologischen Congreß in Liverpool theil. Er starb in seinem Geburtsorte Newtown 17. Nov. 1858. Vgl. Sargent, «Rob. O. and his social philosophy» (Lond. 1860). — Sein ältester Sohn, **Robert Dale O.**, geb. 1804 in New-Lanark, der ihn nach Amerika begleitete und dort zurückblieb, machte sich als Politiker im Sinne der demokratischen Partei bekannt, vertrat 1843—47 den Staat Indiana im Congreß und bekleidete von 1853—58 den Posten eines Geschäftsträgers der Vereinigten Staaten in Neapel. — Ein zweiter Sohn, **David Dale O.**, geb. zu New-Lanark 24. Juni 1807, wurde mit Robert in Hofwyl erzogen und ging dann gleichfalls nach Amerika, wo er sich den Naturwissenschaften und namentlich geol. Studien widmete. Die von ihm im Auftrage der Legislatur von Indiana bewerkstelligte geol. Recognoscirung dieses Staats, deren Resultate er in der «Geological sketch of Indiana» (2. Aufl. 1859) veröffentlichte, bewog die amerik. Regierung, ihm die Untersuchung der Mineralreichthümer des neuen Staats Iowa und 1848 die Leitung der zur Bestimmung der geognostischen Verhältnisse des Nordwestens ausgerüsteten Expedition zu übertragen, über welche er in der auf Befehl des Congresses gedruckten «Geological survey of Wisconsin, Iowa

and Minnesota, etc.» (Neuyork 1852) Rechenschaft ablegte. Von 1852—57 leitete er eine ähnliche Expedition im Staate Kentucky, deren Beschreibung («Geological survey of the state of Kentucky», 4 Bde., 1857—61) gleichfalls auf Staatskosten erschien und wol das Gründlichste ist, was man in diesem Fache über irgendeinen Theil Amerikas besitzt. Zum Staatsgeologen von Arkansas ernannt, durchstreifte er auch diesen Staat nach allen Richtungen hin und gab 1858 einen Bericht über denselben heraus. Seine beschwerlichen Reisen in den Wildnissen und Fieberregionen des Westens hatten jedoch seine Gesundheit untergraben; er starb zu New-Harmony 13. Nov. 1860.

Oxalis nannte Linné eine zur 10. Klasse, 5. Ordnung, seines Systems gehörige Pflanzengattung, welche zum Typus einer dikotylen Familie, der Oxalideen, geworden ist, weil ihre Blätter, Stengel u. s. w. einen sauer schmeckenden Saft enthalten. Die zahlreichen, vorzüglich in Südafrika und in der subtropischen Zone Süd- und Nordamerikas einheimischen Arten haben drei- oder vierzählige Blätter, weshalb die bei uns wild oder cultivirt vorkommenden Arten Sauerklee genannt werden. Die Blüten bestehen aus einem fünfblätterigen oder fünftheiligen Kelch und einer trichterförmigen, fünfblätterigen Blumenkrone. Die Frucht ist eine häutige, fünffächerige, durch Mitteltheilung aufspringende Kapsel; die Samen haben eine fleischige, elastisch aufspringende Außenhaut. Bei uns kommen nur drei Arten vor, von denen zwei, welche die Rolle von Unkräutern spielen und gelbe kleine Blumen an ihren ästigen Stengeln tragen, nicht einmal einheimisch zu sein scheinen, sondern vielleicht aus Nordamerika eingewandert sind (O. stricta und corniculata L.). Wirklich einheimisch ist aber der gemeine Sauerklee (O. Acetosella L.), auch Hasenklee, Hasenampfer, Kukuksklee, Alleluja und Kleesalzkraut genannt, welcher allenthalben an feuchten, schattigen Orten und namentlich auf moosigem Boden schattiger Wälder häufig wächst. Diese durch Zartheit ausgezeichnete Pflanze ist ausdauernd, hat einen fadigen, kriechenden Wurzelstock, keinen Stengel, sondern blos langgestielte Kleeblätter und lange grundständige, einblütige Stiele mit weißer oder röthlichweißer Blume. Sie blüht im April und Mai, entwickelt aber später im Sommer noch eine andere kleinere Form von Blüten, welche meist unter dem Moos versteckt bleiben. Ihr Kraut ist reich an doppeltoxalsaurem Kali, und dieses Salz wurde früher nur aus dem Sauerklee bereitet. Auch die Oxalsäure hat von ihm den Namen. Früher ward das Kraut als Herba Trifolii acetosi, Herba Acetosellae oder Allelujae als kühlendes Mittel in der Heilkunst gebraucht. Verschiedene capische und amerik. Sauerkleearten zieht man auch als Zierpflanzen in Gärten. Namentlich ist die mit vierzähligen Blättern begabte O. tetraphylla Cav., welche einen zwiebelartigen Wurzelstock und lilafarbene, in Dolden gestellte Blüten besitzt, zu Einfassungen von Gartenbeeten beliebt. Eine andere amerik. Art, O. crassicaulis Zucc., hat einen knolligen, nußartigen Wurzelstock, welcher eßbar ist und wie die Kartoffel zubereitet werden kann. Diese deshalb von unsern Gärtnern gewöhnlich O. esculenta genannte Pflanze wird im tropischen Amerika vielfach angebaut. Sie gedeiht auch bei uns in warmen Sommern. Ihre ebenfalls in Dolden gestellten Blumen sind violett, im Grunde gelblich.

Oxenstierna (Axel, Graf von), berühmter schwed. Staatsmann, geb. zu Fånö in Uppland 16. Juni 1583, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Er studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena Theologie, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete, blieb ihm doch eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evang. Lehre. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 zurückberufen wurde, um Karl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den meckenb. Hof sendete. 1608 wurde er in den Senat aufgenommen, in welchem ununterbrochen 13 seiner Vorfahren gesessen hatten. Sein erstes öffentliches Geschäft war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem livländ. Adel und der Stadt Reval, wobei er seine Talente in einem so günstigen Lichte zeigte, daß der altersschwache König ihn zum Aufseher der königl. Familie machte und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolf den Thron bestieg, wurde er zum Kanzler ernannt, und 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark Bevollmächtigter. 1614 begleitete er den König nach Livland und hatte bald die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den Frieden von Stolbowa beendigt zu sehen. Beim Feldzuge des Königs gegen Polen erwartete er denselben 1622 in Livland. Später wurde er mit verschiedenen Regimentern nach Preußen geschickt und zum Generalgouverneur aller daselbst den schwed. Waffen unterworfenen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich zu Herren der Ostseeküsten zu

machen, unterhandelte er mit dem Herzog von Pommern wegen der Besetzung Stralsunds durch schwed. Truppen statt der dänischen, die den Platz in Besitz hatten, und ging sodann nach Dänemark, um die Genehmigung des Königs dazu auszuwirken. Auch gelang es ihm, durch franz. und engl. Vermittelung 1629 mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand abzuschließen. Als der Krieg in das Herz von Deutschland versetzt worden, rief Gustav Adolf seinen Kanzler zu sich, um sich seiner Einsicht zu bedienen. Er wurde mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rhein versehen und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolf in Baiern und Franken vordrang. O. war mit den gesammelten Truppen vom Rhein aufgebrochen, um zu dem Könige zu stoßen, und stand in Oberdeutschland, als dieser 1632 bei Lützen fiel. Die Nachricht von des Königs Tode entmuthigte ihn nicht. Er sammelte zahlreichere Heere und ging nach Dresden und Berlin, um die Maßregeln wegen Fortsetzung des Kriegs zu verabreden. Die schwed. Regierung ertheilte ihm nun Vollmacht, alles anzuordnen, was er für des Vaterlandes Wohlfahrt am dienlichsten erachten würde. Demgemäß trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlungen, versammelte einen Congreß zu Heilbronn und wurde hier als Director des evang. Bundes anerkannt. Er ging nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangelischen zu gewinnen. Doch bei seiner Rückkehr nach Sachsen fand er alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten misvergnügt und der Zucht entwöhnt und fast alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Nördlingen, während der Kurfürst von Sachsen offen der Sache des Feindes beigetreten war. Sein an Hülfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unter diesen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von wo er zehn Jahre abwesend gewesen. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Er sehnte sich nach einem ruhigen Wirkungskreise, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm seinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und einer der fünf Vormünder der Königin Christine. Seine Hauptsorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekannt zu machen. Da es ihm sehr am Herzen lag, den Krieg in Deutschland zu einem glücklichen Ende zu bringen, so sendete er seinen Sohn Johann als Bevollmächtigten nach Deutschland. 1645 wohnte er den Unterhandlungen mit Dänemark zu Brömsebro bei. Nach der Rückkehr ertheilte ihm die Königin Christine die Grafenwürde. Als Christine ihren Entschluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widersetzte sich O. aus allen Kräften. Noch dringender widersprach er ihrem Vorsatze, die Krone niederzulegen, und als die Königin bei ihrem Entschlusse beharrte, schützte er eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel ansah. Er fand seitdem keine Freude mehr an den Staatsgeschäften, wiewol er fortfuhr, dem Vaterlande gewissenhaft zu dienen, und starb 28. Aug. 1654. O. darf den berühmtesten Männern beigezählt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt haben. Seinem Aeußern nach war er von hoher, stattlicher Gestalt. Erziehung und Studium hatten seine großen Anlagen entwickelt und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Mit großer Geläufigkeit sprach er lateinisch. Sein polit. Scharfblick erregte ebenso sehr Achtung als Bewunderung. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwed. Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Rechtschaffenheit nöthigte selbst seinen Gegnern Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufrecht zu erhalten und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften sind nur einige im Druck erschienen. Vgl. Lundblad, «Svensk Plutarch» (Bd. 2, Stockh. 1824; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1826—27).

Oxford, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Warwick, Northampton, Bucks, Berkshire und Glocester gelegen, mit 170944 E. auf 34,76 Q.-M., bildet eine wellenförmige, mit Hügeln (im Broom-Hill bis 784 par. F. hoch), einigen Waldungen und Fruchtäckern abwechselnde Ebene, die zum Theil lehmigen und fruchtbaren, zum Theil sandigen oder steinigen Boden hat, mit feuchtem, zuweilen kaltem Klima, und wird von der Isis und Cherwell sowie der aus ihrer Vereinigung entstandenen Themse, desgleichen von einigen Kanälen durchschnitten, unter denen der 1769—90 erbaute, 18⅔ M. lange Oxfordkanal, welcher den Trent mit der Themse (bei Brentford) verbindet, der wichtigste ist. Die Hauptproducte des Landes sind Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Flachs und Pfeifenthon. Manufacturen und Handel sind unbedeutend. Die Grafschaft selbst schickt drei Mitglieder ins Parlament, zwei

andere die Hauptstadt, ebenfalls zwei deren Universität und je eins die Städte Woodstock (s. d.) und Banbury. — Die Hauptstadt O., Municipalstadt, Parlamentsborough und als früherer Bischofssitz City, auf der Eisenbahn 13,8 M. gegen Nordwest von London entfernt, liegt in einer freundlichen und gesunden Gegend auf einer Anhöhe, an der Mündung des Cherwell in die hier noch Isis genannte Themse, über welche die 500 F. lange steinerne Magdalenenbrücke führt. Mehrere Eisenbahnlinien treffen zu O. zusammen. Die Stadt zählt 27560 E., die ihren Erwerb hauptsächlich in der Universität finden. Mit seinen Kuppeln, Thürmen und Kirchspitzen bietet O. einen imposanten Anblick dar und gehört zu den schönsten Städten Englands. Die Hochstraße (High Street) ist 3000 engl. F. lang, stellenweise 85 F. breit, regelmäßig und mit prächtigen Kirchen- und Schulgebäuden sowie mit alterthümlichen Privathäusern besetzt. Zwischen der gleichfalls sehr schönen Breitenstraße (Broad Street) und der Marienkirche steht die 1749 von James Gibbs aufgeführte Radcliffebibliothek, eine griech. Rotunde mit einer 60 F. hohen Kuppel. Die übrigen Straßen sind eng und unregelmäßig; doch wurde in neuerer Zeit die Stadt vielfach verschönert und erweitert. Von dem alten Schlosse und der Ringmauer sind nur noch einige Reste vorhanden. O. hat eine Grafschaftshalle, ein Stadthaus, ein Gefängniß, ein großes, von Radcliffe gegründetes Krankenhaus, eine Kornbörse, eine Musikhalle, 32 Kirchen, Kapellen und Bethäuser. Als Kathedrale diente früher die Kirche des Christus-College aus dem 12. bis 16. Jahrh. Der unter Wolsey begonnene und erst von Christopher Wren 1682 vollendete große Thurm des College enthält eine große Glocke (the great Tom of Oxford), welche sämmtliche Scholaren um neun Uhr abends zu ihren Collegien ruft. Die schöne Marienkirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hat einen reichverzierten Thurm. Vor der Marie-Magdalenenkirche steht das 1841 errichtete Märtyrerkreuz mit den Bildsäulen Cranmer's, Ridley's und Latimer's in den Nischen. Die Allerheiligenkirche ist im griech. Stil gebaut; die älteste Kirche der Stadt ist St. Peter's in the East. Die wichtigsten Gebäude der Stadt aber gehören der Universität an, die altberühmt und dem Range nach die erste in Großbritannien ist. Schon unter Eduard dem Bekenner (1041—66) hatte O. als Schule alter Gelehrsamkeit großen Ruf, aber erst 1201 wird es als Universität genannt. Das älteste der vorhandenen Collegien, das University-College, wurde jedoch erst 1249 gegründet. Dann folgen Merton 1264, Balliol 1269, Exeter (früher Stapleton) 1314, Oriel 1326, Queen's 1340, die übrigen aus dem 15. bis 17. Jahrh., nur Worcester erst von 1714. Die Statuten der Anstalt rühren vom Erzbischof Laud (1636) her, sind aber häufig verändert worden, theils durch das Parlament, theils durch die Universität selbst. Im ganzen umfaßt die Universität 19 Collegien und 5 Hallen; sie hat 36 Professoren und eine Jahreseinnahme von 480000 Pfd. St. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf etwa 1300, von denen drei Viertel das Examen ablegen und dadurch den Grad als Baccalaureus, später als Magister artium erhalten, womit sie für Lebenszeit ein Votum in allen Angelegenheiten der Universität gewinnen. Die Anzahl dieser Masters of arts beträgt gegen 4000, von welchen etwa 300 in O. residiren. 1867 betrug die Zahl der Members on the books 7325. Die meisten Collegien zeigen den Stil des 15. und 16. Jahrh. und übertreffen an Größe und Schönheit die von Cambridge. Das Christ-Church-College (1525 gegründet) mit einem freundlichen Bibliotheksaal, ist das größte und besuchteste; das All-Souls-(Aller-Seelen-)College vom J. 1437 und das Magdalenen-College von 1456 sind aber die schönsten. Auch das Neue und das Brazenose-College sind sehr groß und imposant, die Kapellen, Hallen, Bibliotheken und Gärten dieser Institute außerordentlich schön, nicht minder die schattigen Christkirchen-Wiesen und die Magdalenen-Promenaden. Die Universitäts- oder Bodleyanische Bibliothek, eine der größten Büchersammlungen Europas, zählt über 350000 Bände gedruckter Bücher und 22000 Handschriften. Ihr Gebäude enthält auch eine Gemäldegalerie, eine Sammlung antiker Statuen und die Arundel'sche Inschriftensammlung mit der Marmorchronik (s. d.). Ein Theil davon wurde neuerdings nach dem Ashmole-Museum geschafft. Eine zweite Bibliothek, die Radcliffe'sche, aus der Erbschaft des 1718 verstorbenen Dr. Radcliffe, fast ausschließlich medic. und naturwissenschaftliche Schriften enthaltend, war bis 1866 in der erwähnten Rotunde aufgestellt, ist aber seitdem in das neubegründete Museum übergegangen, während das Gebäude als Lesesaal für die Bodleyanische Bibliothek gebraucht wird. Das Neue Museum ist namentlich für naturwissenschaftliche Sammlungen bestimmt und enthält Lehrsäle für die Professoren der Medicin und Naturwissenschaften. In dasselbe wurden neuerdings auch die Naturalien aus dem Ashmole'schen Museum gebracht, sodaß dieses nur noch zur Aufbewahrung von Antiquitäten dient. Jedes College hat eine Bibliothek; ein Gesammt-

katalog ihrer Handschriften ist von Coxe herausgegeben. Merkwürdig sind ferner: das Sheldon'sche Theater, welches sich durch seine halbeirkelrunde Fronte auszeichnet (die Aula der Universität); die Universitätsdruckerei oder das Clarendon-Printinghouse, ein schönes, in Form eines Tempels erbautes Gebäude, welches gegenwärtig zu Hörsälen benutzt wird, da für die Universitätsdruckerei (Clarendon Printing House) seit 1830 ein neues Gebäude außerhalb der Stadt errichtet ist, mit einem prächtigen Bibeldepartement; Sir R. Taylor's Institution; die Bildergalerie mit einer großen Sammlung Handzeichnungen M. Angelo's und Rafael's; die Sternwarte (51° 45′ 36,2″ nördl. Br. und 1° 15′ 39″ westl. L. von Greenwich) mit den herrlichsten Instrumenten und der Botanische Garten. Vgl. «History of the university of O., its colleges, halls and public buildings» (2 Bde., Lond., mit 82 Kupfern); Ingram, «Memorials of O.» (Oxf. 1837). Geschichtlich tritt O. erst zur Zeit der angelsächs. Könige unter dem Namen Oxnaford auf. Ihren Freiheitsbrief erhielt die Stadt 1136 vom König Stephan, der sie aber 1142 seit 26. Sept. belagerte und, nach der Flucht Mathildens, 20. Dec. eroberte. Am 11. Juni 1238 wurde hier das «tolle Parlament» eröffnet, 1541 das Bisthum gegründet, 16. Oct. 1555 die Bischöfe Latimer und Ridley als Anhänger des Protestantismus verbrannt und 22. Jan. bis 16. April 1644 das Oxforder Gegenparlament gehalten.

Oxford (Robert Harley, Graf von), brit. Staatsmann unter der Königin Anna, wurde 5. Dec. 1661 zu London geboren. Sein Vater, Sir Edward Harley, ein reicher und angesehener Mann, gehörte während der Revolution der Parlamentspartei an und bekannte sich mit seiner Familie zum Presbyterianismus. Der junge Harley kehrte jedoch zur bischöfl. Kirche zurück und erhielt einen Sitz im Parlament. Unter der Regierung Wilhelm's III. zeigte er sich als Whig und wurde 1701 sogar zum Sprecher des Unterhauses erwählt. Die Fürsprache Marlborough's bestimmte die Königin Anna, ihn zum Staatssecretär zu ernennen, worauf er sich der Torypartei näherte. Wiewol ihm die Königin großes Vertrauen schenkte, mußte er doch 1708, des Einverständnisses mit dem Prätendenten (s. Jakob III.) verdächtig, auf des über seinen Undank erzürnten Marlborough Betrieb sein Amt aufgeben. Fortan handelte er als entschiedener Tory, während er durch seine Verwandte, die Lady Masham, welche zugleich die Cousine und Nebenbuhlerin der Herzogin von Marlborough (s. d.) war, in fortwährender Verbindung mit der Königin blieb. Beide bearbeiteten die schwache Monarchin eifrig, der Familie Marlborough ihre Gunst zu entziehen und die Tories ans Staatsruder zu berufen. Nachdem die Herzogin von Marlborough und deren Schwiegersohn, der Graf Sunderland, im Juni 1710 gestürzt waren, kam endlich im Aug. die Regierungsveränderung zu Stande. Harley erhielt in dem Torycabinet das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer, wurde einige Monate später zum Grafen von O. und Großschatzmeister erhoben und riß im Verein mit dem nachherigen Viscount Bolingbroke (s. d.) die Staatsgeschäfte an sich. Die Königin mußte noch im Dec. 1710 ein neues Parlament zusammenberufen, in welchem die Tories die Oberhand hatten, und zugleich eröffneten beide Minister mit Frankreich die von den Jakobiten ersehnten Friedensverhandlungen. Um das mächtigste Hinderniß wegzuräumen, klagte O. außerdem im Jan. 1712 den Herzog von Marlborough der Unterschlagung öffentlicher Gelder an und gab dem gefälligen Herzog von Ormond den Oberbefehl in den Niederlanden. Nach dem Friedensschlusse zu Utrecht im April 1713 zerfiel jedoch O. mit seiner Partei und dem Hofe aus verschiedenen Gründen. Zuvörderst erregte er das Misvergnügen der Königin durch die Lauheit, die er für die Sache des Prätendenten zeigte. Auch veruneinigte er sich mit Bolingbroke. Beide Minister arbeiteten einander öffentlich entgegen und beleidigten sich in Gegenwart der Königin. Bolingbroke brachte es schließlich mit Hülfe der Lady Masham dahin, daß O. 27. Juli 1714 seiner Aemter entsetzt wurde, unter dem Vorgeben, er habe mit dem Hause Hannover eine geheime Correspondenz geführt. Dessenungeachtet wurde nach der Thronbesteigung Georg's I. O. nebst seinem Vetter, Thom. Harley, im Juni 1715 von einem Ausschusse des Unterhauses wegen seines geheimen Einverständnisses mit Frankreich bei den Friedensunterhandlungen des Hochverraths beschuldigt und in den Tower geworfen. Erst im Juli 1717 erhielt er mit seiner Freisprechung die Freiheit zurück. Auf seinen Gütern widmete er nun den Rest seines Lebens der Vermehrung seiner literarischen Schätze und dem Verkehr mit gelehrten Zeitgenossen, besonders Swift und Pope. Er starb 21. Mai 1724. — Sein Sohn, Edward Graf von O., vermehrte eifrig die väterliche Bibliothek, von welcher Oldys und Johnson einen Katalog (4 Bde., Lond. 1743) herausgaben. Nach dem Tode desselben, 16. Juni 1741, wurden die Bücher verkauft, die Handschriften aber kamen ins Britische Museum, wo sie die Bibliotheca Harleiana bilden. Das letzte Glied dieser Familie, Alfred, sechster Graf von O., starb 19. Jan. 1853. Mit ihm erlosch auch der Titel.

Oxhoft (engl. hogshead, franz. barrique), ein größeres Maß für Wein und Spirituosen in verschiedenen Ländern von abweichendem Inhalte, der meist zwischen circa 200—240 franz. Liter schwankt. In Deutschland begreift das O. gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Ohm, 3 Eimer oder 6 Anker.

Oxus, s. Amu.

Oxyd heißt im allgemeinen jede Verbindung eines Metalls oder Metalloids mit Sauerstoff, im engern Sinne aber nur, wenn sie nicht sauere Eigenschaften hat. Gibt ein Metall mehrere O., die nicht Säuren sind, so nennt man von diesen das der Verbindung mit Säuren fähige O., das, welches zu wenig Sauerstoff enthält, um mit einer Säure ein Salz bilden zu können, Suboxyd, diejenige Oxydationsstufe aber, die zu viel Sauerstoff enthält, um mit einer Säure ein Salz zu bilden, Superoxyd oder Hyperoxyd. Sind zwei O. fähig, Salze zu bilden, so heißt das niedrigere Oxydul, das höhere O. Sonst nannte man die Metalloxyde Metallkalke; daher ist denn auch verkalken gleichbedeutend mit oxydiren, d. h. verbinden mit Sauerstoff. (S. Calcination.) Die Franzosen und Engländer bezeichnen häufig die O. eines Metalls blos der Zahl nach als Protoxyde, Deutoxyde, Tritoxyde u. s. w., die letztern wol auch allgemein im Gegensatze zu den Protoxyden als Paroxyde, eine Nomenclatur, die auch neuerdings theilweise von deutschen Chemikern angewendet wird. Oxyd- und Oxydulsalze nannte man früher und theils auch jetzt noch diejenigen Salze, welche durch Reaction von Säuren auf die betreffenden O. und Oxydule entstehen können. Es ist aber jedenfalls besser, sie nach dem Vorgange von Rammelsberg und andern als monatome, diatome u. s. w. Salze zu bezeichnen.

Oxygen, s. Sauerstoff.

Oybin, ein Bergfelsen im südlichsten Theile der sächs. Oberlausitz, bei dem gleichnamigen Dorfe, 1 M. südwestlich von Zittau, zu dessen Stadtgebiet er gehört, ist als Naturwunder einzig und überdies, durch schöne Ruinen geschmückt, ein anmuthiger Aussichtspunkt. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschlossenen Thale erhebt sich von drei Seiten ganz freistehend, auf der vierten nur durch einen schmalen Rücken mit dem nahen Gebirge verbunden, dieser Felsen in glockenartiger oder kolbiger Kegelgestalt 1697 F. über die Meeresfläche, zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet und mit Nadelholz schattirt. Südwestlich sind die verschiedenen Terrassen der Felsen durch Treppen in mancherlei Biegungen zugänglich, und von der Gipfelebene, zu welcher zuletzt eine Treppe von 37 Stufen führt, genießt man eine angenehme Aussicht in das romantische Thal und über Zittau hin in die Gegend von Görlitz, während nach den andern Seiten hin der Umblick durch rings umher sich ziehende Berge und Bergketten verschlossen ist. Malerisch sind die weitläufigen Ruinen des hier 1348 von Karl IV. gestifteten Cölestinerklosters, welches bis ins 16. Jahrh. bestand, sowie die eines zwischen 1349—57 von demselben Kaiser zerstörten Raubschlosses. Vgl. Peschek, «Der O. bei Zittau, Raubschloß, Kloster und Naturwunder» (Zittau 1804); derselbe, «Geschichte der Cölestiner des O.s» (Zittau 1840).

Ozanam (Antoine Frédéric), franz. Schriftsteller, geb. 23. April 1813 zu Mailand, empfing seine Schulbildung in Lyon, ging 1831, um die Rechte zu studiren, nach Paris und kam hier in nähere Berührung mit Châteaubriand, Montalembert und andern Berühmtheiten der romantisch-kath. Richtung. Eine Zeit lang Lehrer des Handelsrechts in Lyon, kehrte er 1848 nach Paris zurück, wo er Fauriel's Stellvertreter bei den Vorlesungen über auswärtige Literatur an der Sorbonne und nach dem Tode dieses Gelehrten 1844 dessen Nachfolger als Titularprofessor wurde. Allzu angestrengtes Arbeiten zerrüttete sehr bald seine schwächliche Gesundheit. Der Besuch der Pyrenäenbäder und der Aufenthalt in Italien verschafften wenig Besserung; er starb auf der Rückreise zu Marseille 8. Sept. 1853. Ein sehr frommer Mann, vereinigte O., wie mehrere berühmte Katholiken seiner Zeit und seines Vaterlandes, altkirchlichen Glaubenseifer mit moderner Freiheitsliebe, tolerante Gesinnung mit strenger Rechtgläubigkeit. Als Schriftsteller behauptet er einen ansehnlichen Rang. Reine literarische Traditionen, ein reicher Geist, ein correcter, eleganter, bisweilen blühender Stil geben seinen Büchern ein dauerndes Interesse. Diese Vorzüge und eine durch vielseitige Geschichts- und Sprachstudien gewonnene Bildung stellte er in den Dienst des mittelalterlichen Katholicismus, in dem er hauptsächlich ein politisch-pädagogisches Institut für die Barbaren, ein den antiken Religionen überlegenes Bildungsmoment sah. Seiner Absicht nach sollten alle seine Schriften ein zusammenhängendes Ganze ausmachen und nur Ein Buch sein, nämlich eine Geschichte der Literatur und Civilisation im barbarischen Zeitalter, seit dem Verfall des Römerthums und dem Aufkommen des Christenthums bis ans Ende des 13. Jahrh. Einige Theile des Plans sind vollendet, so z. B.

die schöne Arbeit über die alten Deutschen, gleichsam die Vorhalle des Baues: «Études germaniques pour servir à l'histoire des Francs» (2 Bde., Par. 1847—49), welcher die Akademie der Inschriften zweimal den großen Gobert'schen Preis zuerkannte, und das Buch über Dante, der krönende Abschluß: «Dante et la philosophie catholique au XIIIme siècle» (Par. 1839; 2. Aufl. 1845), das ins Englische, Deutsche und Italienische übersetzt wurde. Unter den dazwischenliegenden Arbeiten, welche diese beiden fertigen Theile verbinden sollten, sind solche, die nur noch der letzten nachbessernden Hand bedurften; andere blieben bloße Skizzen, theilweise mit glänzender Feder entworfen. Als besonders interessant verdienen noch erwähnt zu werden: «Les poëtes franciscains en Italie au XIIIme siècle» (Par. 1852) und «Un pèlerinage au pays du Cid» (Par. 1853). Eine Gesammtausgabe von O.'s Werken erschien nach seinem Tode zu Paris 1855 in acht Bänden.

Ozon, Ozon-Sauerstoff, nennt man eine der beiden Modificationen des Sauerstoffs (s. d.), in welcher dieser als activer Sauerstoff bezeichnet wird, während die andere Modification Antozon heißt. Es ist bekannt, daß sich in einem Zimmer, in welchem eine kräftige Elektrisirmaschine thätig ist, ein eigenthümlicher Geruch verbreitet, den man gewöhnlich als einen phosphorischen bezeichnet, und daß derselbe Geruch in Räumen wahrgenommen wird, durch welche der Blitz ging. Schönbein machte 1840 zuerst darauf aufmerksam, daß unter gewissen Umständen derselbe Geruch bei der Zerlegung des Wassers durch die galvanische Batterie zum Vorschein kommt, und er nannte den Stoff, von welchem dieser Geruch herrührt, O. (griech., von ὄζω, ich rieche). Später gelang es demselben Chemiker, diesen Geruch und also den Stoff, dem derselbe angehört, das O., durch Einwirkung von Phosphor auf feuchte atmosphärische Luft hervorzubringen. Man hat bisjetzt das O. noch nicht isolirt dargestellt. Die bisher über das O. ermittelten Thatsachen sind folgende. Es besitzt ein ausgezeichnetes Bleichvermögen; schüttelt man ozonisirte Luft mit Lackmustinctur, Blauholzabkochung, Cochenilleauszug zusammen, ja selbst mit Indiglösung, so werden dieselben gebleicht wie durch Chlor. In der atmosphärischen Luft befindet sich der Sauerstoff in dem inactiven Zustande; eine sehr geringe Menge Sauerstoff der Luft scheint indeß immer ozonisirt zu sein, und bisweilen erhöht sich diese Menge. Man will die Erfahrung gemacht haben, daß in diesem Falle sich gewöhnlich Katarrhe zeigen. Ist dem so, so gleicht das O. auch in seiner Wirkung auf den Organismus dem Chlor. Man hält es für wahrscheinlich, daß die langsamen Oxydationen, welche in der atmosphärischen Luft vor sich gehen, selbst das Bleichen der Zeuge auf Rechnung des in der Luft vorhandenen O. zu stellen seien. Schönbein hat gefunden, daß Quecksilber durch bloße Berührung den gewöhnlichen Sauerstoff in O. zu verwandeln vermag; ebenso wirken Aether und Weingeist, hauptsächlich aber Terpentinöl und Citronenöl. Wenn man eine Flasche, welche zu einem Viertheil mit Terpentinöl angefüllt ist, längere Zeit hindurch der Einwirkung des Sonnenlichts aussetzt und das Oel häufig mit der Luft in der Flasche schüttelt, so absorbirt das Oel eine bedeutende Menge Sauerstoff, und dieser Sauerstoff befindet sich in dem Oel in Gestalt von O. Man kann auf diese Weise ozonisirtes Terpentinöl darstellen, dessen Bleichkraft doppelt so groß als die von gewöhnlichem Chlorkalk ist. Es ist schon mit Erfolg das Terpentinöl im großen zum Waschen der Wäsche angewendet worden. Ueber das O. herrscht noch viel Unklarheit, aber so viel steht fest, daß es ein höchst interessanter Stoff ist, dessen Entdeckung sich vielleicht als eine der wichtigsten in der Chemie herausstellen wird. Die zweite Modification des activen Sauerstoffs, das Antozon, entsteht neben O. bei der Elektrolyse des Wassers und der Oxydation des Phosphors, tritt aber dabei nicht frei auf, sondern verbindet sich mit den Elementen des Wassers zu Wasserstoffsuperoxyd. Der Sauerstoff, den dieses bei seiner Zersetzung liefert, ist theilweise activer Sauerstoff von dieser Modification. Das Antozon ist dem O. sehr ähnlich (Geruch, starke oxydirende Kraft, Bleichvermögen), unterscheidet sich jedoch dadurch, daß es Jodkalium nicht zersetzt, Guajactinctur nicht bläut, und daß es sich mit Wasser zu Wasserstoffsuperoxyd verbindet. Man hat die sauerstoffreichen Oxyde, welche activen Sauerstoff als O. liefern, Ozonide, solche, welche ihn als Antozon liefern, Antozonide genannt. Zu jenen gehören Chromsäure, Ueberchromsäure, Mangansäure, Uebermangansäure, Mangan- und Bleisuperoxyd, unterchlorige Säure; zu diesen die Superoxyde des Wasserstoffs, Kaliums, Natriums und Baryums. O. und Antozon heben sich gegenseitig auf, d. h. sie verwandeln sich in gewöhnlichen (inactiven) Sauerstoff. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß zwei sauerstoffreiche Oxyde (ein Ozonid und Antozonid) bei ihrem Zusammentreffen sich unter Sauerstoffentwickelung gegenseitig reduciren (Uebermangansäure und Wasserstoffsuperoxyd).

P.

P, der 16. Buchstabe der griech. und lat. wie auch der neuern abendländ. Alphabete, führte bei den Griechen den Namen Pi, bei den Hebräern Pe, d. i. Mund, und erhielt denselben jedenfalls nach der ursprünglichen, doch in den bekannten phöniz. Alphabeten nicht mehr erkennbaren Form des Schriftzeichens, welches in dem rohen Bilde eines Mundes bestand. Der P-Laut beginnt als Tenuis die Reihe der Labialen (p, b, f, v, w). Die Worte, welche im Sanskrit ein p haben, behalten dies auch im Griechischen und Lateinischen, während im Gothischen f dafür eintritt (z. B. sanskrit paçu, lat. pecu-s, goth. fihu, neuhochdeutsch vieh; sanskrit pitar, griech. πατήρ, lat. pater, goth. fadar). Innerhalb der german. Sprachen nun findet sich kein echt deutsches Wort, das mit p anlautet; alle mit diesem Buchstaben im Gothischen und den übrigen deutschen Mundarten beginnenden Worte sowie alle diejenigen hochdeutschen, in denen f, pf oder ph durch Lautverschiebung aus ursprünglichem p entstand, sind Fremdworte, die früher oder später, besonders aus dem Slawischen, Celtischen und Lateinischen in das Germanische übergingen. So stammt Pein, althochdeutsch pina, aus lat. poena; Pilgrim aus lat. peregrinus; Pflanze, althochdeutsch phlanza, aus lat. planta; Pfalz aus lat. palatium; Pforte aus lat. porta; Pfütze (althochdeutsch puzzo, engl. put) aus lat. puteus; Pfund aus lat. pondus; Pflug aus dem Slawischen; Pferd aus dem mittellat. paraveridus u. s. w. Ph, welches wir im Neuhochdeutschen nur noch in griech. Fremdworten schreiben, wofür jedoch mehrere Orthographen nach Art der roman. Sprachen ein f setzen (z. B. Filosofie), ist im Althochdeutschen nur andere Schreibweise für f; pf ist ein verschärfter F-Laut, der häufig dem niederdeutschen pp entspricht. Das Griechische und Lateinische dulden die labiale Tenuis im Anlaut und Inlaut, nicht aber im Auslaut, in den german. Sprachen kann sie auch im Auslaut auftreten. Steht im Lateinischen ein p im Anlaut, so bleibt dieses im Romanischen meist unverändert (z. B. pater, franz. père, ital. padre u. s. w.), während es im Inlaut häufig zu b, im Französischen auch zu v, auslautend im Französischen auch zu f geworden ist. Im Lateinischen kürzte man unter anderm durch P. den Vornamen Publius ab. In Citaten bedeutet p. so viel als pagina (d. i. Seite), in der Musik so viel als piano; p. p. (namentlich auf Briefen an der Stelle der Titulatur) wird durch praemissis praemittendis erklärt.

Paalzow (Henriette von), deutsche Romanschriftstellerin, geb. in Berlin 1788, gest. daselbst 30. Oct. 1847, war eine Schwester des Malers Wach und wurde an einen preuß. Stabsoffizier verheirathet. Nach einer fünfjährigen Ehe trennte sie sich jedoch von demselben und kehrte in das Haus der Mutter nach Berlin zurück. Einen überraschend schnellen und glänzenden Ruhm erwarb sich ihr anonym erschienener Roman «Godwie Castle» (3 Bde., Bresl. 1836; 4. Aufl. 1842), dem mit gleichem Erfolg «St.-Roche» (3 Bde., Bresl. 1839; 3. Aufl. 1843) folgte. Gewandte und sichere Behandlung des äußerlichen histor. Stoffs, Verwerthung desselben im Sinne aristokratischer Romantik und eine durchweg edle und reine Haltung des Ganzen machten beide Romane ihrerzeit zu den gelesensten Büchern. Weniger war dies mit den spätern Romanen «Thomas Thyrnau» (3 Bde., Bresl. 1843) und «Jakob van der Nees» (3 Bde., Bresl. 1847), namentlich mit dem letztern der Fall, da in diesen das geschichtliche Element zurücktrat und schwierigere psychol. Entwickelungen versucht wurden, denen die Verfasserin nicht gewachsen schien. Erst später wurden ihre «Briefe an ihren Verleger» (Berl. 1855) und ihre Biographie («Ein Schriftstellerleben», Berl. 1855) herausgegeben sowie eine neue Gesammtausgabe ihrer Werke (36 Bde., Berl. 1855) veranstaltet.

Päan oder **Päon**, d. i. der Heilende, heißt bei Homer der Arzt der olympischen Götter, der dieselben, wenn sie verwundet sind, heilt. Nach Homer und Hesiod wird der Name als Beiname gebraucht und bezeichnet erstlich den Heilgott, den Aesculap, dann im weitern Sinne den Befreier von jedem Ungemach, so den Apollo und den Thanatos.

Päan hieß eine im Alterthum, zunächst bei den Griechen, weitverbreitete lyrische Dichtart, die ursprünglich mit dem Cultus des Apollo (s. d.) auf das engste zusammenhing. Die ältesten Päanen, wie wir sie bereits bei Homer erwähnt finden, waren nämlich feierliche vierstimmige Gesänge, welche sich theils auf die Versöhnung des Apollo bezogen, um ihn zur Abwendung einer von ihm verhängten Seuche zu bewegen, theils nach überstandenem Unglück in frohlockenden Lobgesängen auf diesen Gott bestanden. Doch trat der P. schon frühzeitig aus dieser Verbindung mit dem Dienste des Apollo heraus und wurde auf die Verherrlichung anderer Gött-

heiten ausgedehnt oder auch bei wichtigen Ereignissen angewendet. So wurde zu Ehren des Poseidon oder Neptun nach dem Aufhören eines Erdbebens ein P. angestimmt, und namentlich gestaltete sich derselbe sehr bald zum begeisternden Siegesgesang der Hellenen vor der Schlacht sowie zum festlichen Dankliede nach derselben oder nach Eroberung einer Stadt. Letztere Auszeichnung wurde sogar einigen röm. Feldherren zutheil, wie dem Aemilius Paulus nach Besiegung des Perseus und dem Marcellus beim Triumphe über die Galater und Celten, deren Thaten von dem röm. Heere in Päanen gepriesen wurden. So entwickelte sich daraus zuletzt der allgemeine Jubelpäan, den man bei allen fröhlichen Begebenheiten, besonders bei Gelagen und Gastmählern zu singen pflegte, und in gleicher Weise wurde der frühere, nur zur Versöhnung des Apollo bestimmte P. nach und nach zur allgemeinen Todtenklage und für die Sühnung des Hades überhaupt angewendet. Auch bei dem bei den Griechen und Römern bis in die spätesten Zeiten üblichen Ausrufe «Jo Päan!», dessen man sich ebenso bei der frohen Ueberraschung wie bei der Bestürzung, bei der Freude wie bei der Trauer bediente, blieb der Begriff der Freude und Rettung vorherrschend. Unter den zahlreichen Dichtern von Päanen, von denen wir zum Theil noch größere Bruchstücke besitzen, zeichneten sich Terpander (s. d.), Archilochus (s. d.) und Pindar (s. d.) aus. Auch rechnet man hierher den schon von den Alten vielgepriesenen, trefflichen Lobgesang des Aristoteles an die Tugend, welcher uns erhalten ist.

Pabst (Heinrich Wilhelm), ausgezeichneter deutscher Oekonom, geb. 26. Sept. 1798 zu Maar in Oberhessen, lernte als Oekonom auf den Gütern des Freiherrn von Riedesel im Hessischen und Weimarischen, wo er dann auch als Wirthschaftsinspector angestellt war. Behufs seiner weitern Ausbildung verließ er 1821 diesen Wirkungskreis, unternahm zunächst eine Reise durch Deutschland und Belgien und wandte sich dann nach Hohenheim, wo er 1823 eine Anstellung als Lehrer und Buchhalter am landwirthschaftlichen Institute und 1824 vom Könige von Würtemberg den Titel als Oekonomierath erhielt. Nach Schwerz' Abgange 1829 fiel ihm der größte Theil der Landwirthschaftslehre zu. In dieser Zeit trat er auch als Schriftsteller auf in seinen «Beiträgen zur höhern Schafzucht» (Stuttg. 1826) und in seiner «Anleitung zur Rindviehzucht» (Stuttg. 1829). 1831 folgte er dem Rufe als Oekonomierath und beständiger Secretär der landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen. Seiner Thätigkeit gelang es bald, mit Hülfe der von ihm redigirten landwirthschaftlichen Zeitschrift die Vereine sehr fruchtbringend zu machen. Zu gleicher Zeit stiftete er, ohne Unterstützung des Staats, eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu Darmstadt, wozu er, um den Studirenden Gelegenheit zu geben, sich auch in der Praxis auszubilden, das großherzogl. Chatoullengut Kranichstein pachtete. Außerdem standen, gleichwie früher in Würtemberg, auch mehrere Gutswirthschaften unter seiner Leitung, für welche er mit dem günstigsten Erfolge wirkte. 1839 folgte er dem Rufe als Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, die unter seiner Leitung einen hohen Aufschwung nahm. Während seines Aufenthalts daselbst erhielt er von der Universität Gießen die philos. Doctorwürde. 1843 wurde er als vortragender Rath (Geh. Finanzrath) in das königl. Hausministerium berufen, auch zum Mitgliede des königl. Landes-Oekonomiecollegiums ernannt. Zwei Jahre lang entwickelte er in Organisation großer Domänen, in Planen für auszuführende große Meliorationen auf solchen, ferner in Errichtung neuer landwirthschaftlicher Lehranstalten und in andern Landesculturangelegenheiten eine ausgebreitete Thätigkeit, bis er 1845 auf dringende Aufforderung die Direction der Landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim übernahm, welche sich unter seiner Leitung einer ungewöhnlichen Frequenz erfreute. 1850 folgte er einem Rufe nach Oesterreich, wo er als Sectionsrath ins Ministerium für Landescultur eintrat. Als solcher übernahm er die Einrichtung der höhern landwirthschaftlichen Reichslehranstalt zu Ungarisch-Altenburg, welche bereits im Herbst 1850 eröffnet wurde und unter seiner besondern Leitung rasch zu Blüte und Ansehen gedieh. Anfang 1861 wurde P. als Vorstand des Departements für Landescultur in das neuerrichtete k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft berufen, von welchem Posten er jedoch im Frühjahre 1867 zurücktrat. Von den Schriften P.'s sind außer den bereits erwähnten noch besonders hervorzuheben: «Lehrbuch der Landwirthschaft» (2 Bde., Darmst. 1833; 6. Aufl., Wien 1866); «Landwirthschaftliche Taxationslehre» (Wien 1853; 2. Aufl. 1863); «Neue Anleitung zur Rindviehzucht» (Stuttg. 1850; 3. Aufl. 1859). Auch gab er Schwerz' «Literarischen Nachlaß» (Stuttg. 1845) und «Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim» (Stuttg. 1850) heraus.

Pacca (Bartholomäus), röm. Cardinal, Bischof von Ostia und Velletri, geb. zu Benevent 15. Dec. 1756, wurde 1801 vom Papste Pius VII. zum Cardinal erwählt und zeigte für diesen in dem Streite mit Napoleon die treueste Anhänglichkeit. Er gehörte zu den sog. schwarzen

Cardinälen, die, weil sie sich geweigert, bei Napoleon's Vermählung anwesend zu sein, den röm. Purpur nicht anlegen durften. Als Prodatar hatte er häufige Fehden mit dem franz. General Miollis zu bestehen. In Verdacht, einen Aufruhr gegen die Franzosen angestiftet zu haben, wurde er 1808 verhaftet und sollte nach Benevent abgeführt werden; allein Pius VII. wußte es dahin zu vermitteln, daß P. als Gefangener bei ihm blieb. Er folgte 1809 dem Papste in die Verbannung nach Frankreich, wurde aber in Grenoble von ihm getrennt und 2½ J. auf die Festung San-Carlo bei Fenestrelles gebracht. 1814 in seine Würden wieder eingesetzt, verließ er 1815 bei Murat's Wiederkunft in Begleitung des Papstes Rom aufs neue. Nach seiner zweiten Rückkehr wurde er Mitglied der Congregation für die Missionsangelegenheiten Chinas, und 1816 ging er mit einer außerordentlichen Sendung nach Wien. Auch nahm er theil an den Arbeiten der Congregation, welche beauftragt war, ein System für die akademischen Studien aufzustellen, und war später Mitglied der Commission zur Untersuchung des Zustandes der Finanzen im Kirchenstaate. Die Standhaftigkeit seines Charakters im Unglück und seine aufopfernde Treue erwarben ihm allgemeine Achtung; nach der Restauration aber kam er in wohlbegründeten Verdacht, Pius VII. zu vielen intoleranten Maßregeln verleitet zu haben. Auch die nachfolgenden Päpste schenkten ihm Vertrauen und Freundschaft; dessenungeachtet legte er bereits unter Leo XII. 1824 sein Amt als Camerlengo nieder. Er starb zu Rom 19. April 1844. Literarisch hat sich P. bekannt gemacht durch die «Memorie istoriche del ministerio di due viaggi in Francia e della cativitá nel castro di San-Carlo in Fenestrelles» (3 Bde., 2. Aufl., Rom 1830; deutsch, 3 Bde., 2. Aufl., Augsb. 1835); «Notizie sul Portogallo» (Rom 1835); «Relazione del viaggio di pape Pio VII. etc.» (Rom 1836).

Paccanaristen, auch regulirte Geistliche oder Väter des Glaubens Jesu genannt, hieß ein Verein von frühern Jesuiten und andern Geistlichen, welcher den Zweck hatte, den vom Papste Clemens XIV. aufgelösten Orden der Jesuiten wiedereinzuführen. Der Verein entstand in Belgien 1794 durch die frühern Jesuiten Charles de Broglie, de Tournely und Pey; er nannte sich Congregation vom heiligen Herzen (du sacré-coeur). Da der aufgelöste Orden überall seine geheimen Anhänger hatte, verbreitete sich die Stiftung bald nach allen Seiten hin. In Deutschland gewann sie durch die Bemühung des Abtes Beck und des Kanonikers Binder in Lautershofen bei Augsburg und in Göggingen festen Fuß; doch nöthigte der Einfall der Franzosen in Deutschland die neuen Jesuiten ihren Sitz nach Passau und Neudorf bei Wien zu verlegen (1796). Begünstigt vom Cardinal Migazzi und der Erzherzogin Marianne, erhielten sie bald darauf einen neuen Sitz in Hagenbrunn und in Prag (1798). Pius VI., welcher der Stiftung seine besondere Gunst zuwendete, vereinigte sie mit der von Nikolaus Paccanari zu Spoleto gegründeten Congregation vom heiligen Herzen 1799, der auch die Damen des heiligen Herzens Jesu beitraten. Nun verbreiteten sie sich in Deutschland, nach England, Holland, Frankreich und Italien, wo sie auch 1800 einen Sitz in Rom erhielten. In Rußland aber, wo Pius VII. die Exjesuiten 1801 wieder sanctionirte, in Neapel und Sicilien, wo er sie 1804 im stillen wiederherstellte, traten allmählich die P. zu dem alten Orden zurück, und seit dessen Wiederherstellung 1814 lösten sie sich in diesen gänzlich auf.

Pache (Jean Nicolas), franz. Kriegsminister, dann Maire von Paris während der Revolution, geb. 1746 in Paris, war anfänglich Erzieher im Hause des Marschalls von Castries. Später ließ er sich mit seiner Familie in der Schweiz nieder, kehrte aber beim Ausbruche der Revolution nach Frankreich zurück. Sein früherer Principal bot ihm die Stelle eines Commissars in der Marine an, die er jedoch ausschlug. Dagegen arbeitete er, als Roland (s. d.) das Ministerium des Innern übernahm, unentgeltlich in dessen Departement und setzte sich durch Uneigennützigkeit und Sittenstrenge in große Achtung bei den Parteien. Die Girondisten, denen er bisher angehangen, verschafften ihm 3. Oct. 1792 das Ministerium des Kriegs. Fortan zeigte er sich als leidenschaftlicher Republikaner und verwaltete sein Amt in diesem Sinne mit riesenhafter Thätigkeit. Die Girondisten beschuldigten ihn indeß sehr bald des Gewaltmisbrauchs und brachten, ungeachtet ihn Marat und der Berg vertheidigten, im Convent einen Ausschuß zu Stande, der seine Amtsführung untersuchte und 2. Febr. 1793 seine Entlassung durchsetzte. P. nahm nun als Abgeordneter der Hauptstadt Sitz in der Bergpartei, wurde aber schon am 15. von derselben zum Maire von Paris befördert. In dieser Eigenschaft erwiderte er die Anfeindungen der Gironde, beschuldigte mehrere Generale des Ehrgeizes und der Verrätherei und erschien 15. April vor dem Convent an der Spitze einer Gemeindedeputation, welche die Ausstoßung Brissot's (s. d.) forderte. Auch begünstigte er die Volksaufstände und Umtriebe (s. Henriot), welche 31. Mai den Sturz der Girondisten (s. d.) nach sich zogen. Sein Einfluß als erste Magistrats-

person der revolutionären Gemeinde, die den Convent beherrschte, war grenzenlos. Robespierre betrachtete ihn deshalb mit eifersüchtigen Augen, zumal sich P. von der Faction Hébert (s. d.) zur Einführung des Vernunftcultus verleiten ließ. Indessen wußte P. durch Geradheit und aufrichtigen Republikanismus so zu imponiren, daß er seinen Kopf wie sein Amt rettete; erst einige Monate später erhielt er Fleuriot zum Nachfolger. Nach dem Sturze Robespierre's klagte man 9. Dec. 1794 auch P. als Theilnehmer der Schreckensherrschaft an; das Decret kam jedoch in den Wirren nicht zur Ausführung. Als Beförderer der Umtriebe, die den Convent am 12. Germinal und 4. Prairial des Jahres III (April und Mai 1795) bedrohten, wurde er im Depart. Eure vor Gericht gestellt, jedoch aus Mangel an Beweis ebenfalls ohne Folgen. Auch die Directorialregierung beschuldigte ihn anarchischer Bestrebungen. P. veröffentlichte dagegen im April und Mai 1797 zwei Denkschriften, in denen er überhaupt seine revolutionäre Wirksamkeit rechtfertigte, und zog sich dann auf ein kleines Landgut Thin-le-Moutiers bei Charleville zurück. Hier lebte er ohne Umgang, ohne selbst die Zeitungen zu lesen, unangefochten in gänzlicher Abgeschiedenheit und starb 18. Nov. 1823. Wol ohne Grund wird behauptet, daß P. während der Revolution im Interesse der Bourbons gehandelt habe.

Pachomius, Schüler des heil. Antonius (s. d.), war der erste, der statt des freien Einsiedlerlebens das regelmäßige Zusammenwohnen der Mönche in Klöstern (s. d.) einführte, indem er um 340 auf der Nilinsel Tabenna eine Anzahl Einsiedler der Umgegend unter einem Dache vereinigte. Die Regel des gemeinsamen Lebens, welche P. einführte, fand solchen Beifall, daß nicht blos zahlreiche Einsiedler, sondern auch gottesfürchtige Jungfrauen dem gegebenen Beispiele folgten. Die Schwester des P. ward so die Stifterin des ersten Nonnenklosters. In seinem Todesjahre (348) hatte P. bereits über 7000 Mönche und Nonnen unter seiner Aufsicht.

Pacht heißt der Vertrag, durch welchen jemand gegen das Versprechen eines Zinses der zeitliche Besitz und der Bezug aller natürlichen und Civilfrüchte eines Gegenstandes an der Stelle des Verpachters eingeräumt wird. Der Pachtvertrag, der sich hiernach in der Regel auf Landgrundstücke (bail à ferme), möglicherweise aber auch auf bürgerliche Nahrungen, wie Gasthofsgerechtigkeiten, Fabriken und die damit verbundenen Erwerbsgelegenheiten, bezieht, ist unter dem Miethvertrag (s. d.) im weitern Sinne mit begriffen. Wenn dennoch die neuere Rechtssprache das Ermiethen von Wohnungen und beweglichen Sachen (bail à loyer) dem P. gegenübersetzt, so soll damit dessen Beurtheilung nach den röm. Grundsätzen über locatio conductio nicht ausgeschlossen, sondern nur die Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit der Nebenbestimmungen angedeutet werden, welche hierbei aus dem Wesen eines mehrgliederigen wirthschaftlichen Betriebs hervorgehen. Der Pachtgegenstand ist nach den meisten neuern Rechten muthmaßlich für wenigstens eine Umschlagszeit überlassen und von dem Pachter nur unbeschadet der nämlichen spätern Productionsfähigkeit zu benutzen. Die Sicherstellung des Verpachters in der letztern Richtung bildet, namentlich bei großen Grundstücken mit Einrichtungen zu landwirthschaftlichen Nebengewerben, eine der wichtigsten Aufgaben für die Cautelarjurisprudenz. Wegen der schnellen Abnutzung und Entwerthung des beweglichen Gutsinventariums pflegt dasselbe dem Pachter nach einer Taxe überlassen zu werden, sodaß er den allmählichen Abgang immer aus eigenen Mitteln zu ersetzen und am Ende der Pachtzeit Stücke desselben Werths zurückzugeben oder die Differenz mit Geld auszugleichen hat. Besonders häufige Verwendung findet dieser Nebenvertrag hinsichtlich des Viehbestandes, woraus sich der Name Eisernviehvertrag (contractus socidae) erklärt. Dafern nichts anderes verabredet ist, trägt der Verpachter den Schaden, welcher sich durch Zufall an der Pachtsache ereignet, und hat auch, wenn aus gleichem Grunde bedeutende Verluste an den noch hängenden Früchten eintreten, einen Nachlaß am Zinse (Pachtremiß) zu gewähren. Der Pachtzins, welcher sowol in Geld als in Früchten bestehen kann, muß der Summe nach bestimmt sein. Bei seiner Bemessung nach Quoten des Ertrags, z. B. wenn ein Landstück um die Hälfte der Ernte ausgethan ist, liegt eine Art Gesellschaftsvertrag, die mehr in roman. Ländern gebräuchliche colonia partiaria, meta, metairie, Halbpacht, vor. Ein dingliches, von jedermann anzuerkennendes Recht an der Pachtsache entsteht durch deren Ueberlassung keineswegs, und der Pachter muß deshalb, wenn er von Dritten als Besitzer in eigenem Namen angesehen und mit Eigenthums- oder Servitutenklage belangt wird, den Kläger an den Verpachter als seinen Gewähren verweisen (auctoris nominatio). Auch ist er nach gemeinem Rechte nicht befugt, bei Störungen durch Dritte ohne besondere Vollmacht des Verpachters klagbar zu werden. Vermöge des Satzes, daß Verträge ein Recht nur zwischen den Parteien begründen, brauchen Käufer und sonstige Singularsuccessoren des Verpachters die von demselben abgeschlossenen Pachtcontracte nicht auszuhalten, außer wenn sie sich mittels besonderer

Nebenberedung dazu verpflichtet haben oder wenn das Landrecht den Pächter zu bezüglichen Ansprüchen ermächtigt. Dadurch, daß die Wirkungen des P. auf eine bestimmte Zeit und auf die Person der Vertragschließenden beschränkt sind, unterscheidet sich derselbe von den als Erbpacht (s. d.) und Emphyteusis (s. d.) aufgeführten Siedelrechten. Der letzten Entscheidung harrt noch die Frage, ob das Erpachten oder die Bewirthschaftung eines eigenthümlich besessenen Grundstücks im ganzen vortheilhafter sei. Von England aus, wo fast aller Grund und Boden in die Hände von etwa 50000 angesehenen Familien übergegangen ist, wird das Pachtsystem vorzüglich deshalb befürwortet, weil die Neigung der Aristokratie, um den Preis eines geringen Zinsenertrags Stellung zu nehmen, dem Landbau bedeutende Kapitalien zuführe und die eigentlichen Wirthe in den Stand setze, alle ihre Geldmittel auf die intensivste Bewirthschaftung zu verwenden. Gerade die Beziehung auf eigenthümliche polit. und gesellschaftliche Voraussetzungen erklärt es aber, weshalb dieses System in Deutschland und Frankreich nicht zu überwiegender Herrschaft gelangt ist.

Pachydermen, s. Dickhäuter.

Pacific-Ocean oder Stilles Meer, s. Südsee.

Pacini (Giovanni), ein fruchtbarer ital. Operncomponist, Sohn des ausgezeichneten Baßbuffosängers Luigi P. zu Syrakus, geb. 11. Febr. 1796, begann seine Musikstudien frühzeitig in Rom und setzte diese dann in Bologna fort, wo namentlich Tommaso Marchesi im Gesang und Pater Stanislao Mattei in der höhern Composition seine Lehrer waren. Später genoß er in Venedig noch einiger Unterweisung bei Furlanetto, Kapellmeister an der Markuskirche. Im Alter von 18 J. brachte P. in Venedig seine erste Oper, «Annetta e Lucindo», auf die Bühne, die beifällig aufgenommen wurde. Die Thätigkeit, welche er seitdem auf musikalisch-dramatischem Gebiete entfaltete, ist wahrhaft erstaunlich. Zunächst lieferte er bis ins J. 1826 mehr als 30 Opern, von denen als die vorzüglichsten «Adelaida e Comingio» (1818), «L'ultimo giorno di Pompeia» (1825) und «Niobe» (1826) zu nennen sind. Dann folgte noch eine lange Reihe von Opern, darunter «I Crociati in Tolemaide» (1827), «Gli Arabi nelle Gallie» (1828), «Saffo» (1842) und «La Fidanzata corsa» (1844). Die Gesammtzahl der Opern P.'s beläuft sich auf etwa 90. Noch zu Anfang des J. 1867 wurde von ihm die neue Oper «Don Diego di Mendoza» in Venedig aufgeführt. P. wurde 1836 zum Director des Conservatoriums zu Viareggio bei Lucca ernannt. Leichtigkeit und Gefälligkeit der melodischen Erfindung und gewandte Factur ist seinen Productionen nicht abzusprechen. Doch fehlt seinen Arbeiten das eigenthümliche Gepräge, und sie stellen sich nur als eine Copirung Rossini'scher, Bellini'scher und Donizetti'scher Manieren dar.

Packetboot nennt man ein Schiff, welches bestimmt ist, den Postdienst für Passagiere und Briefe über See zu versehen und in regelrechter Fahrt zwischen den ihm angewiesenen Häfen erhalten wird. Mit dem zunehmenden Handelsverkehr der Neuzeit bestehen solche Packetschiffahrten fast zwischen allen Hafenpunkten der Erde, und wird dieser Dienst jetzt beinahe ausschließlich durch Dampfschiffe versehen. Dieselben sind sehr groß, ungemein elegant eingerichtet und außergewöhnlich schnell. So z. B. legen die Dampfschiffe der Hamburg-Amerikanischen Packetschiffahrts-Gesellschaft sowie des bremer Norddeutschen Lloyd die Tour zwischen Hamburg, resp. Bremen und Neuyork regelmäßig in 12—13 Tagen zurück, was auf die Stunde 3 geogr. M. macht.

Packfong, auch Tutenag, ist bei den Chinesen eine weiße Metallegirung, welche von ihnen zu allerlei Geräthen verarbeitet wird, und deren Zusammensetzung von verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden angegeben wurde; nach einigen sollte es aus Kupfer, Zink und Eisen, nach andern aus Eisen, Blei und Wismuth, oder aus Kupfer, Zink, Nickel und Eisen, oder endlich aus Kupfer, Zink und Nickel bestehen. Die letzte Angabe hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, und da das in europ. Fabriken bereitete Argentan oder Neusilber (s. Argentan) eine ganz ähnliche Mischung ist, so benennt man auch dieses oft P.

Pact, s. Vertrag.

Pacuvius (Marcus), einer der bedeutendsten röm. Trauerspieldichter, der Schwestersohn des Ennius, wurde um 220 v. Chr. zu Brundusium geboren, lebte in Rom, wo er sich als Maler und Schauspieler seinen Unterhalt erwarb, und starb fast 90 J. alt zu Tarent. Seine Trauerspiele, die er griech. Mustern, besonders dem Sophokles und Euripides, jedoch in freierer Bewegung als seine Vorgänger nachbildete, zeichneten sich durch Kühnheit und Kraft des Ausdrucks, Erhabenheit der Gedanken und glückliche Charakterschilderung aus und fanden daher bei den Zeitgenossen wie bei Spätern großen Beifall; besonders seine «Dulorestes» betitelte Bearbeitung der Euripideischen «Iphigenia auf Tauris». Die noch vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt in Ribbeck's «Tragicorum Latinorum reliquiae» (Lpz. 1852).

Pädagog, d. i. Kinderführer, hieß bei den Griechen und Römern der Sklav oder Diener, dem die Aufsicht über die Knaben übertragen war, indem er dieselben in das Gymnasium oder die Schule bringen und von dorther wieder abholen, auch bis zum Ephebenalter überallhin begleiten mußte. Doch blieb das Geschäft eines solchen P., da man meist gebildete Sklaven dazu wählte, in der Regel nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der anvertrauten Knaben, daher man später mit diesem Begriffe den eines Erziehers verband und den Inbegriff der ganzen Erziehungslehre Pädagogik nannte. (S. Erziehung.)

Päderastie, d. i. Knabenliebe, erscheint in mehrern griech. Staaten, wie in Kreta, Theben, Elis und Sparta, als eine vom Staat geregelte und als Erziehungsmittel benutzte Einrichtung, welcher der Gedanke zu Grunde lag, daß ein inniges, ja leidenschaftliches Verhältniß zwischen einem edeln, tüchtigen Manne und einem für alles Edle und Schöne empfänglichen Jünglinge den letztern antreiben sollte, dem geliebten Manne in allen Stücken nachzueifern. Trotz aller Aufsicht des Staats mischte sich aber häufig ein Element niedriger Sinnlichkeit in dieses Verhältniß, und bei gemeinern Naturen war bei solchen Beziehungen zu schönen Knaben überhaupt nur die Befriedigung gemeiner und unnatürlicher Sinnenlust beabsichtigt. Das aus dem Orient eingeführte Laster war auch in den größern Städten Griechenlands sehr verbreitet und wurde von der öffentlichen Meinung mit einer heutzutage unbegreiflichen Duldung behandelt. Auch in der von tiefer sittlicher Fäulniß ergriffenen röm. Kaiserzeit war die P. sehr verbreitet, ebenso ist sie es noch gegenwärtig im Orient.

Paderborn, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, früher Hauptstadt des gleichnamigen reichsunmittelbaren Hochstifts, an dem Flüßchen Pader und der Westfälischen Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Appellationsgerichts und eines kath. Bischofs und zählt 11937 E. (3. Dec. 1864), darunter gegen 10000 Katholiken. Die Stadt besitzt einen schönen geräumigen Marktplatz, sieben Kirchen (darunter vier Pfarrkirchen), sieben größere Kapellen, ein im 16. Jahrh. erbautes großes Rathhaus und neben vielen neuern auch noch eine kleine Anzahl alterthümlicher Wohnhäuser. Das bedeutendste Bauwerk P.s ist der Dom, der 330 F. lang und 72 F. (ohne die Kreuzarme) breit ist. Der erste, von Karl d. Gr. aufgeführte Bau brannte im J. 1000 ab. Von dem neuen, durch Bischof Meinwerk seit 1009 aufgeführten Dome hat die große Feuersbrunst von 1058 auch nichts übrig gelassen. Die ältesten Theile des jetzigen Baues (der Hauptthurm mit den beiden Nebenthürmen und die große Krypte unter dem Chor) stammen aus der Zeit von 1058—78. Das westl. Querschiff mit zwei Portalen gehört den J. 1133—43 an. Alle übrigen Theile des Doms, mit Ausnahme des nördl. Kreuzarms und einiger späterer Anbaue, wurden um 1267 in dem Uebergangsstile vom Romanischen zum Germanischen ausgeführt. In den folgenden Jahrhunderten hat das imposante Gebäude vielfache Veränderungen und Verunstaltungen erlitten, an deren Beseitigung neuerdings gearbeitet wird. Vgl. Giefers, «Der Dom zu P.» (Soest 1861). Unter den Kunstschätzen des Doms nahm früher der aus Silber gearbeitete, stark vergoldete, mit den Bildnissen der zwölf Apostel geschmückte Sarg, welcher die Reliquien des heil. Liborius barg, die erste Stelle ein. Derselbe wurde 1622 vom Herzog Christian von Braunschweig weggenommen und in die Münze geschickt; die Thaler, welche er daraus schlagen ließ, führen die Umschrift «Gottes Freund und der Pfaffen Feind». Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde für die Reliquien des genannten Heiligen ein neuer Schrein aus Silber angefertigt, der jährlich einigemal bei Processionen umhergetragen wird. Einen höhern künstlerischen Werth beansprucht ein kleiner Reliquienschrein aus Silber mit Nielloarbeit (aus dem J. 1100), der früher als tragbarer Altar benutzt wurde. Von architektonischem Interesse sind außer dem Dom noch die Bartholomäuskapelle und die Krypta unter der alten, jetzt einer Ruine ähnlichen Kirche des Klosters Abdinghof, von denen jene 1017 durch griech. Bauleute, diese um dieselbe Zeit durch Mönche aus dem franz. Kloster Clugny aufgeführt wurde. Außerdem ist noch die ehemalige Jesuiten-, jetzige Gymnasialkirche sehenswerth. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu P. ein sehr stark besuchtes kath. Gymnasium, ein Priesterseminar und eine bischöfl. philos.-theol. Lehranstalt (Seminarium Theodorianum, 1844 neu organisirt und durchschnittlich von 150 Studirenden besucht). Letztere ging aus der neben dem 1592 vom Fürstbischof Theodor gegründeten Jesuitencolleg 1614 errichteten Universität hervor, die jedoch nur eine theol. und philos. Facultät besaß und als solche 1819 aufgehoben wurde. Sonst befinden sich zu P. noch ein Lehrerinnenseminar, eine Provinzial-Blindenanstalt, ein kath. und ein israel. Waisenhaus (letzteres für Westfalen und Rheinland), drei Frauenklöster, ein Franciscanerkloster, ein Jesuitenhaus u. s. w. Für Wissenschaft und Kunst wirken ein wissenschaftlicher Verein, der Verein für Geschichte und

Alterthumskunde Westfalens und der Diöcesankunstverein. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Bewohner P.s bilden der Handwerksbetrieb, Ackerbau und Viehzucht. Handel und Verkehr haben sich seit Eröffnung der Westfälischen Eisenbahn, die hier ihre Werkhäuser hat, sehr gehoben. Das Flüßchen Pader, welches innerhalb der Stadt aus 198 kleinern und größern Quellen entspringt, treibt sieben Mühlwerke und mündet bei Neuhaus, $1/_2$ St. westlich von P., in die Lippe. P. verdankt seine Gründung und Bedeutung Karl d. Gr., welcher in dem an den Paderquellen gelegenen Orte Patrisbrunnon einen Bischofsstuhl errichtete, einen Dom erbaute und 777 einen glänzenden Reichstag abhielt. 799 empfing er daselbst den Papst Leo III., der Hülfe suchend zu ihm kam. Auch Kaiser Heinrich II. verweilte oft in P. und ließ seine Gemahlin im Dome daselbst krönen.

Das ehemalige reichsunmittelbare Hochstift P. im Westfälischen Kreise hatte ein Areal von etwa 45 Q.-M. und grenzte gegen N. an die Grafschaft Lippe und das Fürstenthum Pyrmont, gegen O. an das Herzogthum Braunschweig, das Stift Korvei und die Landgrafschaft Hessen, gegen S. an letztere und die Grafschaft Waldeck, gegen W. wiederum an das Herzogthum Westfalen und die Grafschaft Rietberg. Das Ländchen wird durch das Eggegebirge (auch Osning oder Teutoburger Wald genannt) in den ober- und den unterwaldischen District getheilt, von denen der erstere gebirgig ist und durchgängig Thon- und Lehmboden auf einer Grundlage von Kalk zeigt, während der letztere im ganzen eben und in seinen nordwestl. Theilen, der steppenartigen Senne, sandig ist. Abgesehen von diesen Strichen ist das Hochstift im ganzen fruchtbar und besitzt ausgezeichneten Ackerboden, wie besonders im Sendfelde, der Warburger Börde sowie in der Gegend von Brakel. Die Dörfer und kleinern Landstädte treiben daher mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht; namentlich werden Pferde, Rinder, Schafe und Schweine gezogen. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Wohlstand selbst der Landbewohner sichtbar gehoben, und seitdem die Westfälische und Altenbeken-Kreienser Bahnen das Land durchschneiden, ist auch Handel und Verkehr viel lebhafter geworden. Das Bisthum P., welches das südl. Engern umfaßte, war eins der ersten, die Karl d. Gr. im Sachsenlande stiftete; der erste Bischof, Hathumer, ein geborener Sachse, wurde bereits 795 eingesetzt. Der ausgezeichnetste Bischof und gleichsam der zweite Begründer des Bisthums war der kunstliebende Meinwerk (1009—36), der begünstigte Freund des Kaisers Heinrich II. Meinwerk vergrößerte die Stadt P. und umgab dieselbe mit Mauern, erbaute einen neuen Dom und einen bischöfl. Palast, beförderte Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe und brachte die Domschule zu hohem Glanze. Auch erwarb er Grafenrechte über mehrere Gaue, wodurch der Grund zu der Territorialhoheit gelegt ward, die seine Nachfolger über den größten Theil ihres geistlichen Gebiets erwarben. Unter Meinwerk's Nachfolgern sind die bedeutendsten: Theodor (1585—1618), aus dem Geschlechte der Freiherren von Fürstenberg, der in seinem Stifte, das sich fast ganz dem Protestantismus zugewandt, in wenigen Jahren mit Hülfe der Jesuiten den Katholicismus wiederherstellte; Ferdinand (1661—83), ebenfalls aus dem Hause Fürstenberg, der sich als Dichter und Geschichtschreiber einen Namen erwarb, und Wilhelm Anton (1762—82), aus dem Geschlechte von Asseburg, der durch weise Maßnahmen die Wunden zu heilen wußte, die der Siebenjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Der letzte Fürstbischof war Franz Egon von Fürstenberg (seit 1789), unter dessen Regierung durch Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das Hochstift aufgehoben und dessen Gebiet als Erbfürstenthum an Preußen gegeben wurde, welches bereits 3. Aug. 1802 Besitz davon ergriffen hatte. 1806 kam P. an das neue Königreich Westfalen, fiel aber 1813 an Preußen zurück. Seitdem bildet das Hochstift mit Einschluß des frühern Gebiets der Abtei Korvei die vier Kreise P., Büren, Warburg und Höxter des Regierungsbezirks Minden. Im Kreise P., der auf 11,07 Q.-M. 39442 E. (1864) zählt, liegen noch das Städtchen Delbrück (mit 1153 E.), der Flecken und Badeort Lippspringe (s. d.) und das Dorf Altenbeken, mit 1219 E. und Eisenwerken. Bei der Aufhebung des Hochstifts (1803) blieb das geistliche Gebiet des Bischofs unangetastet. Durch eine päpstl. Bulle von 1821 wurde die Diöcese P. bedeutend erweitert, sodaß sie gegen 760 Q.-M. umfaßt, auf denen ungefähr 650000 Katholiken leben. Vgl. Bessen, «Geschichte des Bisthums P.» (2 Bde., Paderb. 1820); Giefers, «Die Anfänge des Bisthums P.» (Paderb. 1860).

Padilla (Juan de) ist der Name eines der volksthümlichsten Helden der span. Geschichte. Er stammte aus einem edeln toledanischen Geschlechte und war kurz vor dem Ausbruche des Aufstandes der castilischen Städte (der sog. Communidades) von Karl I. (V.) zum Feldhauptmann in Saragossa ernannt worden (1518). Als die Empörung sich bewaffnete, übertrug ihm die Santa-Junta den Oberbefehl über das Heer der Comuneros. Nach einigen glücklichen Unter-

nehmungen ließ er sich hinreißen, die ihm vom königl. Heere angebotene Schlacht von Villalar zu wagen (23. April 1521), deren Verlust über das Geschick Castiliens sowie über sein eigenes entschied. Nach heldenmüthigem Widerstand wurde er verwundet, gefangen und starb einige Tage danach auf dem Schaffot. Die beiden Briefe, in welchen er kurz vor seiner Hinrichtung von der Stadt Toledo und von seiner Gattin Maria Pacheco Abschied genommen haben soll, sind als Muster großartiger Gesinnung und rührender Einfachheit berühmt geworden. Nicht minder ist er selbst und seine Witwe, die noch nach seinem Tode einige Zeit Toledo vertheidigte und nach dessen Falle nach Portugal flüchtete, der Gegenstand vieler Dramen und Gedichte geworden, sodaß ihre Namen noch bis auf den heutigen Tag als der Schwanengesang der altcastilischen Freiheit gefeiert werden. — Ein gleichnamiger Dichter P., bekannter unter dem Namen El Cartujano (der Karthäuser), welchem Orden er angehörte, geb. zu Sevilla 1468, gest. 1518, ist als einer der frühesten Nachahmer Dante's in Spanien merkwürdig, wenn auch sein Gedicht «Los doce Triunfos de los doce apostoles» (neu herausgegeben zu London 1843) in jeder Rücksicht weit hinter der «Divina commedia» zurückbleibt. — Berühmter ist ein anderer Pedro de P., ein Zeitgenosse und Freund des Cervantes, gest. 1599. Er schrieb sehr volksthümliche Gedichte in allen Gestaltungen und war auch als Stegreifdichter sehr beliebt. Seine Gedichte gab er gesammelt heraus als «Eglogas, sonetos etc.» (Sevilla 1582), «Tesoro de varias poësias» (Madr. 1580 und 1587) und «Romancero» (Madr. 1583).

Padischah, ein dem altorient. Herrschertitel nachgebildetes neupers. Compositum, welches einen Oberkönig oder Kaiser bezeichnet und neben dem gleichbedeutenden Chakan in der Titulatur der türk. Sultane seine vornehmlichste Verwendung findet. Die diplomatische Sprache des Divan würdigte früher nur die franz. Könige des Padischahtitels; in den letzten Jahrzehnten ist aber derselbe auch den übrigen Großmächten und sogar den Secundärstaaten zugestanden worden.

Padua, ital. Padŏva, das alte Patavium, die Hauptstadt der gleichnamigen venet. Provinz des Königreichs Italien (40,2 Q.-M. und 308329 E. nach der Zählung vom 31. Oct. 1857), liegt in einer schönen, gartenähnlichen Ebene am Bacchiglione und an der Venedig-Veroneser Eisenbahn und ist durch Kanäle mit der Etsch und den Lagunen verbunden, hat über anderthalb Stunden im Umkreise und wird durch den Fluß, über den eine Kettenbrücke, die erste Italiens, führt, in die Altstadt und Neustadt getheilt. Die Stadt ist eine der ältesten in Italien, schlecht gepflastert und hat sieben Thore, hohe Wälle, enge, unreinliche Straßen, welche durch Arcaden noch mehr verdüstert werden. Der größte Platz ist der kreisförmige, von schönen Gebäuden umgebene Prato della Valle, welcher als Corso dient. In seiner Mitte bildet ein Kanal, an dessen Ufer 74 Bildsäulen berühmter Paduaner und um P. verdienter Männer stehen, eine 528 F. lange Insel mit Parkanlagen. Die schöne, aber unvollendete Domkirche aus dem 16. Jahrh. enthält das Denkmal Petrarca's. Die berühmte Kirche des heil. Antonius aus dem 13. Jahrh. hat 6 Spitzthürme, 7 mit Blei gedeckte Kuppeln und Galerien und ist reich an Silbergeräthe, an Grabdenkmalen (worunter das des heil. Antonius mit dessen Reliquien) und Kunstwerken. Vor derselben steht Donatello's bronzene Reiterstatue des venet. Generals Gatta-Melatta. Die Kirche Sta.-Giustina aus dem 16. Jahrh. hat 7 Kuppeln, 18 Seitenkapellen, 25 Altäre, die sehr reich an Marmor und feinen Mosaiken aus Halbedelsteinen sind; das daneben stehende ungeheuere Kloster ist jetzt ein Invalidenhaus. Das Justizgebäude Palazzo-della-Ragione mit einem 256 F. langen, 86 F. breiten und 75 F. hohen Saale wurde 1209 erbaut und enthält das Denkmal des zu P. geborenen röm. Geschichtschreibers Titus Livius. Das fast ganz aus Marmor erbaute Kaffeehaus Pedrocchi ist das größte in Italien und gehört zu den schönsten in Europa. P. ist der Sitz eines Bisthums, der Präfectur und anderer Behörden, einer Handels- und Gewerbekammer und hat etwa 60000 E. Die im Mittelalter hochberühmte Universität, angeblich schon 1222 vom Kaiser Friedrich II., nach andern aber erst 1260 gestiftet und 1263 vom Papst Urban IV. bestätigt, zählte Anfang 1865 61 Professoren und andere Lehrer und 1490 Studenten und ist im Besitz einer Bibliothek von mehr als 120000 Bänden, eines Botanischen Gartens, des ältesten aller botan. Gärten, einer Sternwarte auf dem 130 F. hohen Thurme des alten Schlosses (dem Gefängnisse Ezelin's). Außerdem hat P. zwei Gymnasien, eine Rabbinerschule, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, ein Inschriftenmuseum und zwei Theater; ferner ein allgemeines Krankenhaus, ein Versorgungs- und Arbeitshaus, ein Findel- und Waisenhaus, ein Blindeninstitut u. s. w. Die Industrie ist nicht bedeutend, mit Ausnahme der Seidenzeuge, des Leders und der Darmsaiten. Wichtiger ist der Handel mit Vieh, Wein, Oel und Getreide. Zur Zeit der Antoniusmesse, im Juni, welche auf dem Prato mit Volksfesten abgehalten wird, ist die Stadt außerordentlich leb-

haft. Karl d. Gr. entriß P. den Longobarden; im 13. Jahrh. stand es unter der Herrschaft des Tyrannen Ezelin; hierauf wurde es Republik und 1405 von Venedig unterworfen. Mit diesem kam es an Oesterreich; 1805 wurde es an Napoleon abgetreten und 1814 an Oesterreich zurückgegeben, bei welchem es als Hauptstadt der gleichnamigen venet. Provinz verblieb, bis es durch den Wiener Frieden von 1866 gleich den übrigen venet. Gebietstheilen an das Königreich Italien abgetreten wurde. Vgl. Gennari, «Annali della città di P.» (3 Bde., Bassano 1804).

Padua (Herzog von), s. Arrighi di Casanova.

Paelinck (Jos.), ein berühmter belg. Maler, geb. 1781 zu Oostakker bei Gent, besuchte die Akademie in Gent und ging dann nach Paris, wo er David zum Lehrer hatte und bei der Akademie zu Gent mit seinem Urtheil des Paris den ersten Preis davontrug. Nach seiner Rückkehr war er kurze Zeit Professor an der Zeichenakademie in Gent, bis er nach Italien ging, wo er in Rom acht Jahre blieb. Hier arbeitete er die beiden großen Bilder: Rom unter Augustus, für den Quirinal, und die Auffindung des Kreuzes, für die St.-Michaelskirche in Gent. Der König Wilhelm I. von den Niederlanden ernannte ihn 1815 zum Hofmaler. Unter seinen spätern Gemälden zeichnet sich besonders aus das überaus zarte Stück: die Toilette der Psyche. Auch malte er viele Porträts, namentlich der königl. Familie. Er starb zu Brüssel 19. Juni 1839.

Paër (Ferdinando), ital. Operncomponist, geb. zu Parma 1. Juni 1771, erhielt seine Ausbildung in der Composition durch einen Organisten sowie durch den am Hofe von Parma angestellten Neapolitaner Ghiretti. Schon im Alter von 16 J. trat er mit seiner ersten Oper, «La locanda de' vagabondi», vor die Oeffentlichkeit, die sehr gefiel, wie auch die bald darauf folgende «I Pretendenti burlati». 1791 wurde er als Kapellmeister nach Venedig berufen, und hier schrieb er bis ins J. 1797 für verschiedene Theater Italiens mehr als 20 theils ernste, theils komische Opern, die zumeist Glück machten, und von denen «Sofonisba» und «Griselda» als die besten gelten. Sein Ansehen als Künstler war schon ziemlich bedeutend, als er 1797 nach Wien berufen wurde, wo er bis 1801 ebenfalls eine Reihe von Opern lieferte, darunter «La Donna cambiata, ovvero il calzolajo» (in Deutschland als «Der lustige Schuster» bekannt), «I fuorosciti» und «Camilla». Mit ihm war in Wien auch seine Frau, eine geborene Riccardi, engagirt, die als treffliche Sängerin wirkte und ihm auch Ende 1801 nach Dresden folgte, wohin er als Hofkapellmeister (an Naumann's Stelle) berufen worden war. Dieses Amt bekleidete P. bis ins J. 1806, während welcher Zeit er wiederholt Wien und Italien besuchte. Von den Opern, die er für die dresdner Hofbühne componirte, sind vorzugsweise «Sargino» und «Achille» zu nennen. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena im Spätherbst 1806 nach Dresden kam, bewog er P. und dessen Frau, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie in abendlichen Concerten vor dem Kaiser und dessen Gästen wirkten. 1807 trat P. als Kapellmeister förmlich in Napoleon's Dienste und wurde 1812 zum Nachfolger Spontini's als Musikdirector an der ital. Oper in Paris ernannt, welche Stelle er auch nach dem Sturze Napoleon's behielt. 1814 erfolgte auch seine Ernennung zum Kammercomponisten Ludwig's XVIII. und 1816 zum Musikmeister der Herzogin von Berri. Von 1826—27 führte er sodann die Direction der ital. Oper, und 1831 ward er Mitglied der Akademie der Künste, 1832 Dirigent der neuorganisirten Privatmusik Louis Philipp's. P. starb 3. Mai 1839. Seit 1807 lieferte er an größern Arbeiten nur noch die Opern «Numa Pompilius», «Cleopatra», «Didone», «I Baccanti», «Agnese», «L'eroismo in amore», «Le maître de chapelle» und «Un caprice de femme». Diese spärlichere Production lag jedoch keineswegs in der Erschöpfung seines Talents, denn «Agnese» (1811) und der «Maître de chapelle» (1824) gehören im Gegentheil zu seinen besten Leistungen, aber er zog es vor, in der Periode seiner reichsten Kraftentfaltung die Kunst dem Höflingstreiben nachzusetzen und seine Zeit des Eigennutzes willen zu zersplittern. Als Componist steht P. zwischen Paisiello und Rossini mitteninne. Etwas markiger und sprühender als der erstere, ist er doch weniger genial und eigenthümlich als der letztere. Von den unmittelbaren Vorgängern Rossini's mag er immerhin als der bedeutendste gelten. Außer Opern componirte er verschiedene Kirchenstücke, dann Cantaten für eine und mehrere Singstimmen, viele ital. Arietten und Duetten, franz. Romanzen und einige Instrumentalsachen.

Paëz (Jose Antonio), ehemaliger Präsident und Dictator der Republik Venezuela, geb. 1790 in dem Flecken Aragua unweit Nueva-Barcelona, stammt von zum Christenthume bekehrten indian. Aeltern und brachte seine Jugend unter dem Hirtenvolke in den Llanos zu. 18 J. alt, wurde er von einem reichen Spanier als Aufseher der Heerden angestellt und beschäftigte sich nun ganz mit der Viehzucht. Als aber Caracas 1810 sich für unabhängig erklärte, trat

P. unter die Fahne der Freiheit und sammelte einen Reiterhaufen, der bald das Schrecken der Spanier wurde. Die Befreiung von Varinas gründete seinen Ruf, worauf ihn Bolivar im Heere anstellte. Wichtige Dienste leistete er besonders 1813 und 1814, wo er sich bei Palmerita, Miel, Mantecal, beim Uebergange über den Frio, bei Achajuas und an andern Punkten in der Provinz Casanare auszeichnete. Obschon nur Oberstlieutenant, wählte ihn doch 1816 die Regierung zum Befehlshaber des Heeres mit dem Range eines Brigadegenerals. P. machte nun und in den beiden folgenden Jahren die Provinz Apure zur Basis seiner Operationen. In der Schlacht bei Ortiz 1818 verdankte die Infanterie ihm ihre Rettung auf dem Rückzuge. 1819 schlug er den span. Feldherrn Don Pablo Morillo, der die Ebenen von Merecare sich unterworfen hatte. In der Schlacht bei Carabobo 1821 entschied er den Sieg, welcher die Unabhängigkeit der neuen Republik sicherte, die sich Columbia nannte. Als die Verwaltung des neuen Staats geordnet wurde, kam P. als Abgeordneter des Depart. Venezuela in den Senat, auch erhielt er das Commando in diesem Departement. In der ruhigen Zeit, welche auf die Vertreibung der Spanier folgte, machte er schnelle Fortschritte in den Kenntnissen, die er bei dem Mangel an früherer Erziehung nicht hatte erwerben können. Zu gleicher Zeit nahm er aber auch den lebhaftesten Antheil an den Parteiungen im Staate. Auf Bolivar eifersüchtig, war er damals eins der Häupter der Föderativpartei und suchte 1826 sogar einen Aufstand zu erregen. Zwar wurde die Ruhe wiederhergestellt, allein im Dec. 1829 stellte sich P. an die Spitze der Bewegung gegen die Centralregierung, und nach der Trennung Venezuelas von Columbia (1830) wurde er Präsident der neuen Republik. Während seiner Verwaltung war er eifrig bemüht, Landbau und Industrie zu beleben. Nach dem Ablaufe der vierjährigen Dauer seiner Amtsgewalt legte er 1835 seine Würde nieder und ging auf seine Güter, um sich dem Landbau zu widmen, unterließ jedoch nicht, als bald darauf eine Partei den neuen Präsidenten Vargas verjagte, die Empörung zu unterdrücken, dem Gesetze Kraft zu verschaffen und den Präsidenten wieder zurückzuführen. 1839 wurde er von neuem zum Präsidenten von Venezuela gewählt, in welcher Stellung er sich die größten Verdienste um den Staat erwarb. 1842 folgte ihm Soublette. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen den Farbigen und Creolen 1846 wurde P. zum Dictator ernannt. Er ließ nach der Dämpfung des Kriegs (Jan. 1847) Monagas zum Präsidenten wählen, vor dessen Gewaltthätigkeiten er aber 1848 fliehen mußte. P. ging erst nach Maracaibo, dann nach Curaçao, von wo er zum Sturze des Monagas nach Venezuela zurückkehrte. Hier traf er 2. Juli 1849 zu Coro ein, mußte sich aber, da er keine hinlängliche Unterstützung fand, 14. Aug. mit seinen zwei Söhnen dem General Sylva ergeben. Nach Caracas gebracht, wurde er erst 24. Mai 1850 durch die Energie des Senators Rendon freigegeben, mit der Bedingung, das Land zu verlassen. Er begab sich nach Neuyork, und erst nach 10 J., als Monagas durch die Revolution vom 15. März 1858 abgedankt, ward der proscribirte Patriot von der provisorischen Regierung unter Juliano Castro eingeladen, ins Vaterland zurückzukehren. Nach längerm Zögern kehrte er Ende 1858 zurück, aber die ihm günstige Partei der Conservativen wurde von den Liberalen überflügelt, und er entschloß sich, um dem Bürgerkriege keinen Vorschub zu leisten, im Juni 1859 abermals ins Exil zu gehen. Als die von der Regierung des Präsidenten Tovar zur Beruhigung des Landes ergriffenen Maßregeln nicht den gehofften Erfolg hatten, richteten sich aufs neue die Blicke der Nation auf den greisen General, der seit 20. Oct. 1860 in Nordamerika als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Venezuelas accreditirt war, und zum zweiten mal folgte derselbe dem an ihn ergangenen Rufe. Tovar bekleidete ihn nach seiner Ankunft im März 1861 mit der Würde eines Oberbefehlshabers aller Truppen, suchte aber zugleich seine Gewalt äußerst zu beschränken, sodaß P. sein Amt wieder niederlegte. Da sich aber das Volk entschieden dagegen aussprach, dankte Tovar selbst 8. Mai ab, worauf der bisherige Vicepräsident Gual die Präsidentschaft übernahm und den General P. wieder zum Oberbefehlshaber mit den ausgedehntesten Vollmachten ernannte. Aber auch mit Gual, der zu den Liberalen hinneigte, gerieth P. in Conflict, sodaß er nebst den Ministern seine Entlassung nahm. Dieser Rücktritt zog eine Volksbewegung zu seinen Gunsten nach sich, während zugleich die Besatzung von Caracas den Präsidenten Gual gefangen nahm. In diesen Wirren entschloß sich P. Ende Aug. 1861, um sein Vaterland durch Concentrirung der executiven und militärischen Macht vor völliger Anarchie zu retten, in ungesetzlicher Weise die Präsidentschaft mit dictatorischer Gewalt an sich zu nehmen. Seine Stellung war eine äußerst schwierige, und nur mit Mühe gelang es den Anstrengungen des von ihm zum Generalsecretär ernannten Pedro José Rojas, der die Seele der neuen Regierung, die Umtriebe der Parteien vorerst zu vereiteln. P. suchte durch eine versöhnliche Politik den sog. Föderalen jeden

Grund zur Fortsetzung des Bürgerkriegs zu benehmen, sah sich aber alsbald genöthigt, auf Leben und Tod mit der Revolution zu kämpfen. Als der heftigste Gegner des Dictators zeigte sich General Falcon, Hauptanführer der Föderalen. Obgleich diesem an Talent und Tapferkeit weit überlegen, war doch der durch Alter gebeugte P. der Situation nicht mehr gewachsen, zumal ihn die Revolutionskämpfe seiner besten Freunde und Kampfgenossen beraubt hatten. So fand er sich denn bewogen, 23. April 1863 mit den Föderalisten zu Coche bei Caracas einen Waffenstillstand und Vertrag zu schließen, wonach die Regierung in die Hände eines Nationalcongresses gelegt werden, P. bis zur Wahl des neuen Präsidenten an der Spitze der Civilverwaltung, dagegen General Falcon Chef der sämmtlichen Truppen bleiben sollte. Infolge dieser Convention legte P. 15. Juni 1863 die Präsidentschaft zu Gunsten Falcon's nieder, der 17. Juni vom Congreß zum provisorischen Präsidenten ernannt und 18. März 1865 wiedergewählt wurde. So hatte das vom Unitarier P. bekämpfte Princip der Föderalisten in Venezuela (s. d.) den Sieg davon getragen.

Paganini (Nicolo), der größte Violinvirtuos der neuern Zeit, wurde zu Genua 18. Febr. 1784 geboren. Sein Vater, der am Hafen einen kleinen Kramladen hielt und etwas Musik trieb, brachte ihm schon sehr früh die Elemente der Kunst bei und ließ ihn dann im Violinspiel durch Giov. Servetto, später durch Giacomo Costa unterweisen. Bei letzterm machte der Knabe so glänzende Fortschritte, daß er bereits im Alter von 9 J. öffentlich auftreten konnte. Die höhere Ausbildung auf seinem Instrumente erhielt er jedoch etwa vom 11. J. an durch Aless. Rolla in Parma, und hier machte er auch bei Ghiretti Compositionsstudien. Schon 1797 ließ er sich, in Begleitung seines Vaters, in den bedeutendsten Städten der Lombardei als Virtuos hören. 1799 kam er allein nach Lucca, wo er bei einem am St.-Martinstage abgehaltenen Musikfeste den Grund zu seinem Rufe in Italien legte. Seitdem reiste er, Concerte gebend, in Italien umher, wobei er ein ziemlich ungeordnetes Leben führte. 1805 gelangte er wieder nach Lucca, wo er an der Hofkapelle als erster Soloviolinist angestellt wurde. In dieser Zeit entwickelte sich seine Vorliebe für die G-Saite und das Bestreben, derselben alle nur möglichen Vortheile abzugewinnen. Im Sommer 1808 verließ er Lucca und streifte nun 19 J. lang in Italien herum. Er erschien plötzlich in einer Stadt, erregte durch sein Spiel Bewunderung, verschwand aber ebenso plötzlich wieder, ohne weiteres von sich hören zu lassen. Rossini traf ihn 1817 in Rom, wo er beinahe drei Jahre lang unbeachtet und meist leidend gelebt hatte. Einen europ. Ruf erlangte P. erst seit 1828, wo er Italien verließ. Er ging zuerst nach Wien und bereiste dann Deutschland, durch die Originalität seiner äußern Erscheinung, die ungeahnte Höhe seiner Virtuosität und die Neuheit seiner Effecte überall das größte Aufsehen erregend. Hierzu kamen noch wunderliche Erdichtungen über seine Person und über seine künstlerische Entwickelung. Auch bei seinem Besuche in Paris im März 1831, auf seinen Reisen in Großbritannien und Irland, in den franz. Provinzen, in Belgien und Holland erregte er grenzenlosen Enthusiasmus. Mit Reichthümern beladen kehrte P. 1834 nach Italien zurück. Hier kaufte er in der Nähe von Parma die Villa Gajona an, wo er fortan lebte sowie abwechselnd in Mailand und Genua. 1836 traf er wieder in Paris ein, ohne daß er sich aber, wie er beabsichtigt, hören lassen konnte. Seine Gesundheit, durch die Regellosigkeiten seines Jugendlebens seit langem erschüttert, war bereits gänzlich zerrüttet. P. starb an der Kehlkopfschwindsucht 27. Mai 1840 zu Nizza. Seine Compositionen, die musikalisch nicht bedeutend, als Widerspiegelung seiner enormen Virtuosität aber und der durch ihn ersonnenen neuen Effecte von Interesse sind, erschienen meist erst nach seinem Tode. Dieselben bestehen in einigen Concerten, verschiedenen Variationen (darunter die berühmten: «Der Carneval von Venedig») sowie in Capricen und Etuden.

Paganismus ist die lat. Bezeichnung für Heidenthum und bedeutet eigentlich so viel wie Bauernreligion (von pagus, Dorfgemeinde, davon pagani). In der Zeit, als das Christenthum über die röm. Volksreligion die Oberhand gewann und letztere nur noch bei der Landbevölkerung sich zeitweilig erhielt, kam dieser Name zuerst bei den Christen auf. Gegenwärtig pflegt man mit diesem Namen nicht nur jede polytheistische Religion überhaupt, sondern auch innerhalb der christl. Welt selbst eine Denkweise zu bezeichnen, welche das lautere Wesen des Christenthums durch heidnische, insbesondere polytheistische und mytholog. Elemente trübt. Der Protestantismus sieht in dem kath. Heiligendienste, namentlich nach dessen volksmäßiger Ausprägung, die freie prot. Theologie in der altgläubigen Auffassung der Dreieinigkeit als einer heiligen Familie und in vielen andern, dem orthodoxen Gottesglauben beigemischten sinnlichen Vorstellungen P.

Page. Noch in der ersten Hälfte des Mittelalters standen den Hofhaltungen dieselben Personenklassen zur Verfügung, welche die größern Grundbesitzer in ihrem Hauswesen verwendeten.

Auf Nebengütern angesiedelte Hörige wurden abwechselnd mit Weib und Kind zu den erforderlichen Verrichtungen entboten, und selbst die Gewandtern und für höhere Dienste Verwendbaren, welche mit der emporwachsenden Fürstenmacht zu einflußreichen Stellungen gelangten, konnten nichtsdestoweniger als bloße Ministerialen (s. d.) mit ihrem Gut und ihrer Familie veräußert und vertauscht werden. Obschon sich ein solches Verhältniß, in welchem Unfreiheit und Vornehmheit auf eigenthümliche Weise zusammentrafen, auf die Dauer nicht zu behaupten vermochte, so erhielt sich doch, nachdem die Ministerialen den freien Lehnsleuten im Rechte gleichgekommen waren, an den Höfen die Einrichtung, daß die Söhne namentlich des niedern Adels behufs ihrer ritterlichen Ausbildung in den Haushalt der Fürsten aufgenommen und zu kleinen Ehrendiensten verwendet wurden. Innerhalb der systematischen Vollendung, welche das Hofwesen im 16. und 17. Jahrh. nach span. Vorbilde erlangte, beginnt bei den Edelknaben oder P. die Reihenfolge der Personen, die den eigentlichen Hofstaat bilden und den Mitgliedern der regierenden Familie unmittelbar zur Hand sind. Sie tragen eine besondere Livree oder Uniform, befinden sich auch bei feierlichen Gelegenheiten in der nähern Umgebung des Fürsten und erhalten unter eigenen Pagenhofmeistern eine zum höhern Hof- oder Militärdienst befähigende Erziehung. Neuerdings hat man jedoch infolge der Erwägung, daß die Zerstreuungen des Hoflebens der sittlichen und intellectuellen Entwickelung junger Leute nichts weniger als günstig sind, sowie aus Sparsamkeitsrücksichten die ganze Einrichtung meist aufgegeben und läßt, wo das Ceremoniell bei Hoffeierlichkeiten P. erfordert, junge Adeliche aus den Militärakademien für sie eintreten.

Pagoden heißen die freistehenden Tempel der Hindu und anderer südasiat. Völker im Gegensatz gegen die Grottentempel. (S. Indische Kunst.) Der Name ist entstanden aus dem indischen Bhagavati, d. h. heiliges Haus. Die P. gehören insgesammt den jüngern Epochen der indischen Kunstübung an, zum Theil selbst der neuern Zeit. Sie stehen auf freien, mit Obelisken, Säulen u. s. w. geschmückten Plätzen, sind aus Steinen und Holz erbaut, sehr groß und hoch und mit ungeheuerer Pracht ausgestattet. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, und ein hohes, thurmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Am merkwürdigsten sind die P. in Benares, Siam, Pegu und zu Dschagarnat in der vorderind. Provinz Orissa. Die Statuen der Götter, welche ebenfalls P. heißen und in großer Anzahl in jeder Pagode sich finden, sind meist von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend und nicht selten riesig groß. Nach diesen Götzenbildern hat man auch jene kleinen, ungestalteten Figuren mit beweglichem Kopfe und Händen P. genannt, mit denen man zur Zeit des Rococogeschmacks Schränke, Kamine u. s. w. verzierte.

Pahlen (von der), ein in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges Geschlecht, stammt nach einigen aus Pommern, nach andern aber von einem jüngern Zweig der eingeborenen livländ. Familie Koschkull, der im 13. Jahrh. den Namen P. annahm. Johann von der P. wird 1316 unter den Vasallen des rigaer Erzstifts genannt. Ein Nachkomme von ihm, Georg von der P., wurde 1602 schwed. Reichsrath und Johann von der P. 1679 in den schwed. Freiherrenstand erhoben. Seit der Eroberung der Herzogthümer Livland und Estland durch Peter d. Gr. haben sich mehrere Mitglieder der Familie in russ. Diensten ausgezeichnet. Peter von der P., geb. 1746, focht im Türkenkriege von 1769 unter Rumjanzow, ward Oberst, später Generalmajor und commandirte 1788 beim Sturm von Otschakow eine Colonne. 1790 zu den Friedensverhandlungen mit Schweden verwendet, ging er nach Abschluß des Friedens von Werelä als Gesandter nach Stockholm und wurde, als Kurland 1795 an Rußland fiel, zum Gouverneur der neuerworbenen Provinz ernannt. Vom Kaiser Paul in der ersten Zeit seiner Regierung des Dienstes entlassen, gelang es ihm doch bald, die Gunst dieses Monarchen in so hohem Grade zu gewinnen, daß er in den Grafenstand erhoben, zum General der Cavalerie befördert und zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt ward. Nach der Entfernung Rostoptschin's stieg die Macht P.'s aufs höchste, indem ihm auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen wurde. Da jedoch der launische Charakter Paul's keine lange Dauer seiner Gunst versprach, so stellte sich der von ihm mit Ehren und Würden überhäufte P. an die Spitze der Verschwörung, welche dem unglücklichen Monarchen in der Nacht zum 24. März 1801 das Leben kostete. Seine Erwartung, unter dem Namen des jungen Alexander zu herrschen, schlug jedoch fehl; er sah sich mit Mistrauen behandelt, forderte unmuthig seine Entlassung, die ihm wider sein Erwarten bewilligt ward, und zog sich auf ein Landgut bei Mitau zurück, wo er den Rest seiner Tage verlebte und von der Welt vergessen 1826 starb. — Graf Peter von der P., Sohn des vorigen, geb. 22. Aug. 1777, trat früh als Offizier in die russ.

Garde und ward bald General. In den Feldzügen von 1812 und 1813 erwarb er sich als Anführer einer Cavaleriedivision großen Ruhm, wurde aber 17. Febr. 1814 durch die Schuld seines Oberfeldherrn Wittgenstein bei Nangis geschlagen. 1823 nahm er den Abschied, trat jedoch nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus wieder in Dienst, ward 1827 General der Cavalerie und befehligte im Türkenkriege ein eigenes Corps, mit welchem er zum Siege bei Kulewtscha viel beitrug. Auch im poln. Feldzuge von 1831 bewährte er seinen alten Ruf, namentlich im Sturme von Warschau durch die Eroberung des starkverschanzten Wola. Von 1835—41 fungirte er als Botschafter in Paris und erhielt nach dem Tode des Fürsten Wassiltschikow 1847 die hohe Charge eines Generalinspectors sämmtlicher Cavalerie. Im Jan. 1862 zog er sich wegen seines hohen Alters vom Staatsdienste zurück und starb zu Petersburg 1. Mai 1864. Sein älterer Bruder, Graf Paul von der P., geb. 18. Juli 1775, focht gleichfalls im franz. Kriege, ward 1828 General der Cavalerie, befehligte 1831 eine Zeit lang das zweite Infanteriecorps, mit welchem er den Angriff Skrzynecki's auf Siedlce zurückwies, und starb 21. Febr. 1836. Er war der Vater der in den pariser Salons wohlbekannten Julie, vermählten Gräfin Samoilow. Ein dritter Bruder, Graf Friedrich von der P., geb. 1780, wählte die diplomatische Laufbahn und war russ. Gesandter in Washington und München. Im Sept. 1829 schloß er mit dem Grafen Orlow den Frieden von Adrianopel ab, wurde 1834 zum Wirkl. Geheimrath ernannt und starb Jan. 1863. — Einer Nebenlinie der Familie gehörte der Baron Magnus von der P. an, der sich 1813 als Oberst in dem Treffen von Lüneburg hervorthat und von 1830—45 Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland war. Er starb als General der Cavalerie, Senator und Mitglied des Reichsraths auf seinem Landsitze Palms in Estland 1. Juni 1863.

Pailon (der) oder Puerto-Pozo, auch Hafen von San-Pedro, heißt eine Bucht und Verzweigung der Mündungsarme verschiedener kleiner Flüsse (Rio-Santiago, Rio-Cayapas u. a.) an der flachen Südseeküste der südamerik. Republik Ecuador, in der Provinz Esmeraldas, südlich von dem die Grenze gegen Neugranada bildenden Rio-Mira. Es besitzt dieser Hafenplatz, in dessen unmittelbarer Nähe die Orte La-Tola und San-Lorenzo liegen, vor dem Hafen von Guayaquil manche Vorzüge, weshalb die Ecuador-Landcompagnie in seiner Nachbarschaft Staatsländereien zur Ansiedelung von Europäern ausgesucht hat. Wegen der übeln Beschaffenheit der Verbindungsstraße zwischen der Hochebene von Quito und dem Hafen Guayaquil hatte schon die span. Regierung 1803 versucht, einen andern Weg nach der Küste zu eröffnen, und dazu das Thal des Rio-Mira sowie als Hafenplatz La-Tola ersehen. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskriegs war die Straße erst ungefähr zur Hälfte durch den Urwald eröffnet, und auch diese Strecke verwilderte bald wieder, da die Arbeiten nicht fortgesetzt wurden. Erst unter dem Präsidenten Moreno (1861—65) wurden die Arbeiten für Eröffnung eines Verbindungswegs von Quito über Ibarra nach dem P. wieder aufgenommen und ziemlich thätig betrieben. Als Colonisationspunkt, namentlich auch von Deutschen, ist P. neuerdings oft genannt worden.

Paine (Thomas), ein durch seine Einwirkung auf die nordamerik. und franz. Revolution berühmter Schriftsteller, war 29. Jan. 1737 zu Thetford in der engl. Grafschaft Norfolk geboren. In der Jugend mußte er das Geschäft seines Vaters, der Corsetmacher war, betreiben; später erhielt er eine Anstellung als Zollbeamter und übernahm außerdem die Leitung einer Tabacksfabrik. Beide Aemter nährten ihn jedoch mit seiner Familie nur dürftig, sodaß er in Schulden gerieth und 1774 abgesetzt wurde. Hierauf ging er nach Nordamerika und fand bei einem Buchhändler in Philadelphia günstige Aufnahme. Unter diesen Verhältnissen gab er 1776 eine im Volkstone gehaltene Schrift «Common sense» heraus, die das Interesse der Colonien vertheidigte und auf die Bewegung mächtig wirkte. Die angesehensten Männer, wie Washington und Franklin, schenkten dem kühnen Publicisten ihre Freundschaft und ernannten ihn beim Congresse der Vereinigten Staaten zum Secretär im Departement des Auswärtigen. Diese Stelle mußte P. wegen angeblicher Verletzung des Amtsgeheimnisses niederlegen, worauf ihn die Generalversammlung von Pennsylvanien zu ihrem Secretär wählte. Nach England zurückgekehrt, ließ er hier 1791 sein in alle Sprachen übersetztes Buch «The rights of man» («Die Rechte des Menschen») erscheinen, das die Ideen der Französischen Revolution gegenüber den Angriffen Burke's (s. d.) und dem Geschrei der engl. Aristokratie vertrat. Seine kühne, revolutionäre Sprache, die den Bau des brit. Staatsgebäudes in seinen Wurzeln angriff, erbitterte nicht nur die Regierung und den Adel, sondern verletzte auch den Patriotismus. Während man gegen P. einen Staatsproceß einleitete, der später zu seinem Nachtheile ausschlug,

ging er nach Frankreich, wo ihm mehrere Städte das Bürgerrecht verliehen, das Depart. Pas-de-Calais ihn aber noch 1792 in den Nationalconvent abordnete. Er warf sich jetzt in den vollen Strudel der Revolution und veröffentlichte unter dem Namen Achille Duchatelet ein Flugblatt, das verschiedene streitige Tagesfragen, unter anderm die Flucht des Königs und die Nothwendigkeit einer neuen Staatsverfassung behandelte. Im Processe des Königs erklärte er sich für dessen Einsperrung und Deportation nach dem Friedensschlusse, was der Partei des Bergs missfällig war. Unter dem Vorwande, daß er Ausländer sei, ließ ihn Robespierre 1793 aus dem Convent stoßen und verhaften. In der Gefangenschaft schrieb P. sein «Age of reason», das ihm die Beschuldigung des Atheismus zuzog, obgleich es im Gegentheil rein deistische Grundsätze entwickelt. Nach einer Haft von 14 Monaten erhielt er endlich im Dec. 1794 auf Verwenden der nordamerik. Regierung die Freiheit und seinen Sitz im Convent zurück. Als sich letzterer 1795 auflöste, trat er ins Privatleben und beschäftigte sich mit statistischen und finanziellen Untersuchungen. Die Frucht dieser Muße war 1796 eine scharfe Kritik der brit. Finanzverwaltung seit den letzten 12 J., die großes Aufsehen machte. Weil indeß P. beim Directorium nicht die gewünschte Berücksichtigung fand, so begab er sich 1802 auf Jefferson's Veranlassung wieder nach den Vereinigten Staaten, wo er 8. Juni 1809 zu Neuyork starb. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien 1856 in Boston.

Pairs, engl. Peers, lat. Pares, d. i. Gleiche, hießen schon in den Anfängen des Lehnsstaats die aus den Gefolgeschaften hervorgegangenen Vasallen, insofern dieselben, nach dem Princip der altgerman. Volksgerichte, in allen die Lehnsverhältnisse betreffenden Sachen von ihresgleichen (Pares curiae) gerichtet wurden. Dieses Vasallenthum war anfangs ein untergeordneter Stand, weil sich der Vasall bereits durch den Eintritt in die Gefolgschaft der den alten Vollbürger charakterisirenden Unabhängigkeit begab. Mit der völligen Ausbildung des Feudalstaats und dem Verschwinden der Gemeinfreien kehrte sich jedoch das Verhältniß um. Gegenüber dem emporwachsenden Königthum entwickelte sich aus den kriegerischen Vasallen ein gewaltiger unmittelbarer Lehnsadel, der den Staat auf seinen Territorien wiederholte und gleichsam als Rechtsnachfolger des alten Vollbürgerthums die ursprüngliche Gemeinfreiheit wenigstens als Standesrecht (Pares regni) festhielt. Dieser unmittelbare Reichsadel (Pairie) konnte aber seine Macht um so leichter staatsrechtlich begründen, als bei dem Abgange der Dynastien die Monarchen von ihm selbst und aus seiner Mitte gewählt wurden. Der geschichtliche Verlauf, den die Pairie in den einzelnen Feudalstaaten nahm, war nun je nach der Entwickelung des Adelssystems und der ständischen Repräsentation sehr verschieden. In Deutschland, wo man die Pairie dem Namen nach nicht kannte, trat aus den großen Vasallen die Reichsstandschaft hervor, die ihren wesentlichen Charakter bis zur Auflösung des Reichs behauptete, obschon die mächtigsten Territorialherren, die Kurfürsten, durch die Goldene Bulle mit der Wahl des Kaisers bevorzugt und damit eigentlich auch rechtlich über ihresgleichen gehoben wurden.

In Frankreich erweiterte sich das Pairsgericht (cours des pairs) ebenfalls zu einem ständigen Reichsrathe, der als Erbe der alten Nationalfreiheit nicht nur die Händel der P. schlichtete, sondern mit dem Könige überhaupt die öffentlichen Angelegenheiten berieth. Das Wachsen der königl. Macht scheint jedoch in Frankreich die Pairie, nachdem sie zur Landeshoheit gelangt, plötzlich daniedergehalten zu haben. Als Hugo Capet, Herzog von Francien, 987 den franz. Thron bestieg, gab es außer ihm noch sechs unmittelbare Lehnsfürsten oder P., nämlich die Herzoge von Burgund, Aquitanien und Normandie und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diesen P. fügte Capet den Erzbischof von Rheims als ersten Kirchenfürsten, desgleichen die im Krongebiet liegenden Suffraganbischöfe von Laon, Beauvais, Noyon, Ludwig VII. aber noch den Bischof von Châlons hinzu. Die alte Pairie war zwar oft als Gerichtshof in Lehnsirrungen, Verbrechen der Großen und Streitigkeiten mit der Krone thätig, übte aber schon damals nur wenig Einfluß auf die Reichsangelegenheiten und erlosch bis auf die geistlichen P. allmählich durch die Vereinigung der großen Lehen mit der Krone. Gegen Ende des 13. Jahrh. schuf man deshalb neue Pairien erst zu Gunsten der königl. Prinzen, dann auch anderer. So wurden 1296 das Herzogthum Bretagne, die Grafschaften Artois und Anjou und 1361 ein neues Herzogthum Burgund gegründet. Allein auch diese Pairie verlor bald gänzlich ihre ehemalige Bedeutung, besonders durch eine große polit. Veränderung. Schon längst nämlich waren zu den Reichsversammlungen neben den P. auch die übrigen mächtigen Barone und geistlichen Würdenträger gezogen worden. Philipp IV. berief endlich seit 1302, von dem Streite mit dem Papste gedrängt, auch die Abgeordneten der Städte in die Reichsversammlung, die nun als Dritter Stand ebenfalls Antheil am Staatsleben nahmen und fortan mit den

beiden andern Ständen die Generalstaaten (s. États généraux) bildeten. Man trennte bei dieser Gelegenheit den Pairshof von der Reichsversammlung und verschmolz denselben mit dem königl. Obergericht, dem Parlamente (s. d.) von Paris, in welchem aber die P. durch das Uebergewicht der königl. Räthe bald in den Hintergrund traten und nichts als eine leere Repräsentation ihrer alten Würde behaupteten. Nach dem Absterben dieser zweiten Pairie begannen die Könige, meist aus ihren Günstlingen und Hofleuten, eine dritte zu bilden, die gleich bei ihrer Entstehung ohne alle Bedeutung war, zumal da die polit. Wirksamkeit der Generalstaaten auf die Parlamente der Notabeln (s. d.) übertragen wurde. Die Privilegien der höchsten Adelsklasse bestanden jetzt nur noch darin, daß sie in der Grande chambre des Parlaments Sitz und Stimme besaß, ihren Gerichtsstand bei diesem Gerichtshofe hatte und sich mehrerer leerer Ehren- und Hofrechte erfreute. Zwar schwuren die P., dem Könige in allen wichtigen Angelegenheiten mit Rath beizustehen; aber Ludwig XIV., der selbst dieses fürchtete, erließ 1665 eine Verordnung, nach welcher die P. nur kraft königl. Berufung Sitz im Staatsrathe haben sollten. Die älteste Pairie solcher Art war die der Montmorency vom J. 1551. Beim Ausbruche der Revolution, die auch diesen Schattenkörper mit einem Schlage vernichtete, gab es 38 weltliche P., die sämmtlich den Herzogstitel führten.

In England entwickelte sich mit den normann. Eroberern durch die Einführung des Feudalismus ebenfalls ein hoher reichsständischer, ein Pairieadel (Peerage), dessen allmähliche Ausbildung im constitutionellen Leben Großbritanniens zu einer der Staatsgewalten von großem Interesse ist. Zwar vermochte dieser Adel der Lords oder Herren, der später in die fünf Klassen der Herzoge, Marquis oder Markgrafen, Earls oder Grafen, Viscounts und Barone zerfiel, nicht zur Landeshoheit emporzusteigen, indem Eduard I. schon 1290 alle Afterbeliehenen für unmittelbare Lehnsträger der Krone und alle Lehen für käuflich und theilbar erklärte. Dagegen gelang es der engl. Pairie, ihren großen Grundbesitz mittels des nationalen Privatrechts, welches die Primogenitur oder die Vererbung auf den ältern Sohn begünstigt, nicht nur durch alle Jahrhunderte zusammenzuhalten, sondern ihm sogar eine unerhörte Ausdehnung zu geben. Unter der normann. Dynastie berechtigt und verpflichtet waren neben den geistlichen Lords, welche die Intelligenz und den Grundbesitz zugleich repräsentirten, alle Grafen und Barone, in der Reichsversammlung oder dem Parlamente zu erscheinen. Später jedoch trat eine folgenreiche Veränderung ein, indem der König die P. durch Einladungsschreiben beschied, welche man allmählich nicht nur als die Zeichen der wirklichen, auf die Person des ältesten Sohns forterbenden Pairswürde ansah, sondern womit sich auch die Krone das Recht beilegte, die P. nach Gefallen zu ernennen. Als in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. auch die Ritterschaft der Grafschaften und das Bürgerthum der Städte als Dritter Stand zu den Reichsversammlungen gezogen wurden, theilte sich das sog. Parlament in das Unterhaus, welches die Gemeinen, und in das Oberhaus, welches die P. aufnahm. Bei dem Emporstreben der Demokratie, dem Reichthum und der Bildung der Städte und der Finanznoth der Krone erwuchs der Pairie fortan im Unterhause ein Nebenbuhler, der ihre polit. Stellung gänzlich änderte. Die Peers, die bisher mit dem Könige das Privilegium der Staatsgewalt getheilt, verwandelten sich in die Vertreter ihres persönlichen, rein aristokratischen Interesses und bildeten hiermit einen besondern Factor im Staatsleben, ein Mittelglied zwischen Volk und Thron, das angeblich die Uebergriffe beider verhindern und die polit. Stabilität sichern sollte. Indeß vermochte die engl. Pairie, wie mächtig sie auch durch ihren Grundbesitz war, diese Theorie geschichtlich nicht immer zu rechtfertigen. Das Oberhaus verhinderte die Tudors nicht, den greulichsten Despotismus zu üben, und zur Zeit Karl's I. versank die Pairie ebenfalls unter dem Sturme der Demokratie, sodaß das Oberhaus von dem Rumpfparlamente sogar ohne Mühe aufgehoben werden konnte. Cromwell versuchte hierauf eine neue Pairie mit einem Oberhause herzustellen, das jedoch einem Militärsenate ähnlicher sah und mit der Restauration der Stuarts sogleich dem alten Institute wieder Platz machte. Die Privilegien, welche die engl. Pairie bis in die Gegenwart gerettet hat, sind wesentlich folgende: die Peers nehmen kraft ihrer vom Vater auf den ältesten Sohn erbenden Würde Sitz im Oberhause, die schott. und irländ. Peers erscheinen jedoch nur durch Wahl als Abgeordnete ihres Standes; die Peers haben in Criminalfällen ihren Gerichtsstand vor dem Oberhause; sie dürfen in Civilsachen nicht verhaftet werden; Injurien gegen sie (scandala magnata) werden schärfer bestraft, sie dürfen sich Audienz beim König erbitten, um demselben Vorstellungen rücksichtlich des Gemeinwohls zu machen; sie bestätigen die Wahrheit nicht durch Eid, sondern durch ihr Ehrenwort. Endlich vertritt noch das Oberhaus die Stelle eines obersten Appellationsgerichts;

doch nehmen nur die sog. gelehrten Lords, d. h. solche, die hohe richterliche Würden bekleiden oder sie früher bekleidet haben, an den gerichtlichen Verhandlungen theil. Außer der Pairie, welche in der Person forterbt, belegten die Könige früher auch einige große Güter mit der Würde, die deshalb auch auf die Erbtöchter überging. Desgleichen wurden und werden noch jetzt ausnahmsweise Frauen überhaupt mit der Pairswürde ausgestattet, mit dem Rechte, dieselbe zu vererben. Der mäßige Gebrauch, den die Könige im ganzen von dem Rechte der Pairsernennung machten, und der Umstand, daß sich die engl. Pairie immer von neuem aus dem Bürgerstande rekrutirt, während die jüngern Mitglieder der Pairsfamilien sich wieder mit dem Volke vermischen, haben gewiß ebenso viel beigetragen, sie in Achtung und Ansehen zu erhalten, wie ihr ehrwürdiger 800jähriger Bestand. Trotzdem ist ihr polit. Gewicht dem Unterhause gegenüber in fortwährendem Sinken begriffen und wird voraussichtlich mit dem Durchgehen der neuen Reformbill eine fernere Einbuße erleiden. 1738 belief sich die Zahl der weltlichen engl. Peers auf 194, darunter 1 Prinz, 28 Herzoge, 2 Marquis, 83 Grafen, 15 Viscounts und 65 Barone; am 1. Jan. 1867 auf 381, nämlich 1 Prinz, 23 Herzoge, 19 Marquis, 110 Grafen, 22 Viscounts und 206 Barone, von denen 109 zugleich schott. oder irische Peers waren. Schon dies beweist, daß die engl. Pairsgeschlechter, ungeachtet des langen Bestandes des Instituts, keineswegs sehr alten Ursprungs sind. Die alten Familien gingen meist in den Kämpfen der Häuser York und Lancaster unter; sehr wenige der jetzigen Titel gehen ins 15. und 16. und nur sechs (darunter zwei, die jetzt von Frauen geführt werden) bis ins 13. Jahrh. zurück.

Die Ansicht, daß die engl. Pairie das Interesse des Mittelalters mit den Ansprüchen der neuern Zeit vereinigt, hat bei den Verfassungswerken der Gegenwart nicht selten Einfluß gehabt. Als beim Ausbruche der Revolution von 1789 die alte Verfassung Frankreichs zu Grunde ging, wirkte schon eine Partei der franz. Nationalversammlung für die Einführung einer Pairschaft mit polit. Vertretung nach dem Muster der englischen. Die Idee scheiterte aber an dem Widerwillen des Hofs, der Aristokratie, wie am Radicalismus der Massen. Erst mit der Restauration der Bourbons und der Charte Ludwig's XVIII. kam der Versuch zu Stande, in Frankreich das Wesentliche der engl. Pairie einzuführen. Durch die Artikel 24—34 der Charte wurde eine neue erbliche Pairie mit einer Pairskammer eingeführt, die neben der Theilnahme an der Gesetzgebung auch der Gerichtshof für die Minister und Staatsverbrechen sein sollte. Der König ernannte 200 P.; allein die Elemente zu einer Würde nach dem Muster der englischen fehlten. Die Aristokratie der alten Zeit war verarmt, vom Volke gehaßt, unfähig und von den Helden der Kaiserzeit weit überstrahlt. Die Regierung sah sich deshalb genöthigt, mit der Pairswürde Pensionen zu verbinden und die Erblichkeit der Würde an die Bedingung einer Majoratsstiftung zu knüpfen, was aber nur zum Theil ausgeführt wurde. Napoleon behielt während der Hundert Tage das Institut bei, reinigte es aber von seinen Feinden, und die Bourbons thaten mit der zweiten Restauration von 1815 ein Gleiches. So konnte die neue Pairie kein wirkliches polit. Leben gewinnen. Obschon die Pairskammer in ihren ersten Verhandlungen gründlicher und mäßiger als die corrumpirte Volkskammer verfuhr, wurde sie doch, besonders seit dem Processe des Marschalls Ney (s. d.), von der Nation für ein Werkzeug des Hofs zur Unterdrückung und Reaction gehalten, was sie auch ihrer Ernennung nach war. Unter der Regierung Karl's X. creirte das Ministerium Villèle sogar zur Unterstützung seiner Politik auf einmal 70 P., darunter die unbedeutendsten Namen, womit die öffentliche Achtung vor der Würde vollends verschwand. Beim Ausbruche der Julirevolution von 1830 zeigte sich sogleich die ganze Ohnmacht einer Schöpfung, die Thron und Altar zu schützen bestimmt war. Die Deputirtenkammer bemächtigte sich ohne Widerstand der Staatsgewalt, und die Pairskammer mußte selbst dulden, daß die Ernennungen Karl's X. annullirt wurden. Nach der Julirevolution versuchte man der Pairie, als dem Princip der Stabilität, ein neues Leben einzuhauchen. Die Doctrinairs suchten die Erblichkeit der Pairswürde zu retten. Die Deputirtenkammer hingegen erklärte sich mit großer Majorität für die Pairie auf Lebenszeit, ertheilte jedoch, gegen den Antrag einer andern Partei, dem Könige das ausschließliche Recht, die lebenslänglichen P. zu ernennen. Außerdem machte man die Sitzungen der Pairskammer öffentlich und stellte eine Menge Kategorien von Verdiensten auf, nach welchen die neue Würde verliehen werden sollte. Alle diese Einrichtungen verwandelten die Pairie, bei welcher man vom Muster der englischen ausgegangen war, in einen Senat des Königs, in welchem sich die Regierung jeden Augenblick die Majorität durch neue Creirungen verschaffen und hiermit den Beschlüssen der Deputirtenkammer entgegentreten konnte. Auch die öffentliche Meinung täuschte sich über die wahre Natur des reformirten Instituts nicht. In der Pairskammer saßen zwar Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes und

Barone, aber auch eine große Anzahl P. ohne Adelstitel. Vor der Julirevolution belief sich die Gesammtzahl der P. auf 359 weltliche und 21 geistliche, die jedoch durch freiwillige oder gezwungene Ausscheidung auf 191 herabsank. Noch ehe das Gesetz vom 29. Dec. 1831, welches die Reform bestimmte, in die gelichtete Pairskammer gebracht wurde, ernannte Ludwig Philipp 36 neue P., wodurch die Annahme des Gesetzes erst gesichert werden konnte. Häufige Ernennungen steigerten seitdem bis 1848 die Zahl der Mitglieder auf 300. Die Februarrevolution von 1848, in der sich die Pairskammer gänzlich ohnmächtig erwies, beseitigte auch dieses Institut. In dem Senate, welchen die Verfassung Ludwig Napoleon's vom 14. Jan. 1852 creirte (s. **Frankreich**), ward gewissermaßen eine Art von Pairskammer wiederhergestellt.

Paisiello (Giovanni), auch **Paesiello** geschrieben, ein berühmter ital. Componist, geb. 9. Mai 1741 zu Taranto, zeigte früh musikalisches Talent und erhielt den ersten Musikunterricht von einem Geistlichen, Carlo Resta. 1754 kam er auf das Conservatorium von San-Onofrio in Neapel, wo zuerst Durante, nach dessen Tode Cotumacci und Abos seine Lehrer in der Composition waren. Nachdem er die Anstalt verlassen, componirte er 1763 für Bologna die Opern «La pupilla» und «Il mondo al rovescio», die großen Beifall erhielten und ihm alsbald von verschiedenen ital. Bühnen Aufträge verschafften. Bis 1776 schrieb er nun gegen 50 Opern, theils ernste, theils komische, die seinen Namen in Italien gefeiert machten und seinen Ruf auch ins Ausland verbreiteten. Von diesen Opern sind namentlich hervorzuheben: «Demetrio», «Artaserse», «Le virtuose ridicole», «Il Marchese di Tulipano», «L'idolo Cinese», «La Frascatana». 1776 erhielt er einen sehr vortheilhaften Ruf an den Hof zu Petersburg, infolge dessen er acht Jahre in der russ. Hauptstadt verweilte, von Katharina II. mit Auszeichnungen überhäuft. In dieser Zeit componirte er vieles für Theater und Kammer, darunter seine besten Productionen, die Opern «La serva padrona», «Il barbiere di Seviglia», «Il matrimonio inaspettato», «Il mondo della luna». Sehr ungern von der Kaiserin entlassen, ging er 1784 nach seinem Vaterlande zurück, unterwegs zuerst in Warschau und dann in Wien längern Aufenthalt nehmend. In Wien componirte er eine seiner besten Opern, den «Rè Teodoro», und 12 Symphonien für den Kaiser Joseph II. Nachdem er 1785 in Neapel angelangt, wurde er vom König Ferdinand IV. mit beträchtlichem Gehalt zum Hofkapellmeister ernannt, welches Amt er bis 1798 versah, wo die königl. Familie nach Sicilien entfloh. Weil er von der Regierung der Parthenopäischen Republik das Amt eines Oberdirigenten der Nationalgardenmusik angenommen, zögerte der 1799 zurückkehrende König, ihn wieder anzustellen, und erst 1801 erhielt er sein früheres Amt zurück. Seit seiner Anstellung in Neapel hatte P. eine beträchtliche Anzahl von Opern geliefert, darunter besonders «La Molinara» und «Nina, o la pazza per amore», die reifsten und verbreitetsten seiner Schöpfungen. 1802 ging er mit Erlaubniß König Ferdinand's nach Paris, um die Privatkapelle des Ersten Consuls Bonaparte einzurichten, dessen Lieblingscomponist er schon längst war, und der ihn mit vieler Auszeichnung behandelte. P. componirte für die neue Kapelle zahlreiche Werke, trat auch 1803 mit der Oper «Proserpine» auf, die wenig Beifall fand. Ebenso componirte er verschiedenes zu Napoleon's Kaiserkrönung. Schon 1804 kehrte er jedoch nach Neapel zurück, wo er seine frühere Stellung wieder einnahm und diese auch unter den Regierungen Joseph Bonaparte's und Murat's behielt. Während der Herrschaft Joseph's betrat er in Neapel noch einmal die Bühne mit der Oper «I Pitagorici». Nach der Restauration der Bourbons sah er sich auch von diesen wieder in seinem Amte bestätigt. P. starb 5. Juni 1816. Die Gesammtzahl seiner Opern beläuft sich auf 100. Außerdem componirte er sehr viele Kirchensachen, Instrumentalstücke, Cantaten u. s. w. In seinen dramatischen Werken zeigt er sich besonders da stark, wo Anmuth und Naivetät, sanfte Freude oder Wehmuth zum Ausdruck gelangen. An Kraft der Affecte und Mannichfaltigkeit melodischer Gestaltung überragt ihn von seinen ältern Zeitgenossen Piccini, von den jüngern, bezüglich der Frische musikalischer Komik, Cimarosa.

Paisley, nach Glasgow, Edinburgh, Dundee und Aberdeen die größte und volkreichste Stadt Schottlands, in der Grafschaft Renfrew, am Flusse White-Cart gelegen und durch Kanäle und Eisenbahnen mit Glasgow, Greenock, dem Hafen Ardrossan und Renfrew verbunden, besteht aus der Alt- und Neustadt, von welchen letztere sehr gut gebaut ist, und zählte 1861: 47406, mit den Vorstädten über 60000 E. Das bemerkenswertheste Gebäude ist die alte Abteikirche, die größtentheils in Ruinen liegt, aber auch in diesen noch Bewunderung verdient. Die Stadt hat außerdem sechs Kirchen der Presbyterianer, ebenso viele der Dissenters, ein Rathhaus mit einem 130 F. hohen Thurme, drei schöne Brücken, ein Arbeitshaus, ein neues Gefängniß u. s. w. P. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte Schottlands. Die Manufacturen

liefern vorzüglich Modewaaren in Seiden-, Halbseiden- und Baumwollzeugen, besonders auch Tartans, Musselinstoffe und Shawls; dazu kommen noch Zwirn-, Twist- und Leinengazefabriken; außerdem arbeitet man in Leinwand und Leder, verfertigt Lichter und Seife, unterhält Branntweinbrennereien, Bleichen und sehr bedeutende Eisengießereien. In und um P. sind über 80000 Menschen mit Fabrikarbeiten beschäftigt; sie liefern jährlich wol für mehr als 1½ Mill. Pfd. St. Waaren. Auch der Handel ist sehr lebhaft und wird durch den kleinen Flußhafen, den schiffbar gemachten Cart, die Kanäle und Eisenbahn bedeutend gefördert. In der Nähe der Stadt liegt das große Alaunwerk Hurlett und das Dorf Marmelton mit einer großen Gazefabrik.

Paixhans (Henri Jos.), franz. Ingenieur, geb. zu Metz 22. Jan. 1783, erhielt seine Bildung auf der Polytechnischen Schule, trat dann zur Marineartillerie über und starb 19. Aug. 1854 als General. Als Schriftsteller ist er bekannt durch die «Considérations sur l'artillerie,etc.» (Par. 1815), die «Nouvelle force maritime» (Par. 1822) und «Force et faiblesse de la France» (Par. 1830). In dem zweiten, seinem Hauptwerke, machte er Vorschläge zur allgemeinen Annahme und Anwendung des directen Granatfeuers auch für Kanonen und zur Construction möglichst großer Rohrgeschütze, welche später überall eingeführt und theils nach seinem Namen (canons à la P.), theils Bombenkanonen (s. d.) genannt wurden.

Pakington (Sir John Somerset), engl. Staatsmann, ist der Sohn William Russell's auf Powick-Court in der Grafschaft Worcester, wo er 1799 geboren wurde. Nachdem er in Eton und auf der Universität Oxford seine Erziehung erhalten, ließ er sich auf seinen Familienbesitzungen nieder, wurde zum Friedensrichter ernannt und betheiligte sich lebhaft an den Localangelegenheiten der Grafschaft. 1830 erbte er die ebendaselbst gelegenen bedeutenden Güter seines mütterlichen Oheims, Sir John P., und wurde dadurch veranlaßt, dessen Namen anzunehmen. Zugleich kam theils durch diese Erbschaft, theils durch Kauf fast das ganze Grundeigenthum des Fleckens Droitwich in seine Hände, für welchen er sich 1837 ins Parlament wählen ließ. Hier gehörte er zu den eifrigsten Conservativen und den treuesten Anhängern Sir Robert Peel's, durch den er 1846 zum Baronet befördert wurde. Trotzdem fand die Abschaffung der Getreidezölle, in deren Aufrechterhaltung er, wie die meisten großen Landeigenthümer, eine Lebensfrage für die besitzenden Klassen erblickte, an P. einen entschiedenen Gegner, und er kämpfte von nun an neben Bentinck und D'Israeli in den vordersten Reihen der Protectionisten. Als sich daher im Febr. 1852 ein Ministerium aus seinen Parteigenossen bildete, ward er eingeladen, sich ihnen anzuschließen, und mit dem Portefeuille des Colonialdepartements betraut. Obgleich er sich in diesem Fache noch niemals versucht hatte, weshalb die Uebernahme eines solchen Postens ihm manche Spöttereien zuzog, entledigte er sich der Functionen desselben nicht ohne Geschick und erwarb sich die Anerkennung der Colonialbevölkerung durch das von ihm befolgte Princip, sich der Einmischung in ihre Localverwaltung möglichst zu enthalten. Schon im Dec. 1852 löste sich jedoch das Ministerium auf, und P. kehrte auf die Bank der Opposition zurück, wo er jetzt eine Hinneigung zu gemäßigtern Ansichten kundgab. Namentlich richtete er seine Bestrebungen auf die Verbesserung des Volksunterrichts, für die er Anträge ins Parlament brachte, welche bei den alten Tories großes Bedenken erregten. Dies verhinderte ihn nicht, sich an der conservativen Regierung zu betheiligen, die im Febr. 1858 von neuem unter Vorsitz Lord Derby's zusammentrat, und in der er das Amt eines ersten Lords der Admiralität übernahm. Auch hier entwickelte er eine praktische Thätigkeit, die selbst von seinen Gegnern anerkannt werden mußte, in der er aber durch den Sturz des Ministeriums 11. Juni 1859 unterbrochen wurde. In das zum dritten mal von Lord Derby im Juli 1866 gebildete Cabinet trat er wiederum als Chef des Marinewesens ein, welchen Posten er bei der theilweisen Reconstruction des Ministeriums 8. März 1867 mit dem eines Kriegsministers vertauschte.

Palacky (Franz), ausgezeichneter böhm. Geschichtsforscher, geb. 14. Juni 1798 zu Hodslawitz in Mähren, wo sein Vater, der sich gleich ihm zur reform. Kirche bekannte, Schulrector war. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er in Presburg und Wien. Er trat frühzeitig als Schriftsteller auf, und schon sein erster literarischer Versuch, die 1818 gemeinschaftlich mit Schafarik (s. d.) in böhm. Sprache herausgegebenen «Elemente der böhm. Dichtkunst», dann die Bruchstücke einer «Theorie des Schönen» (1821) und die «Allgemeine Geschichte der Aesthetik» (1823) bekundeten bei gediegener Auffassungs- und Darstellungsweise eine genaue Bekanntschaft mit den Classikern fast aller europ. Sprachen, während sie zugleich seine warme Neigung für die Sprache und Geschichte seines Volks an den Tag legten. Um die Quellen dieser beiden gründlicher zu studiren, besuchte er 1823 Prag, wo ihn die Grafen Sternberg zu ihrem Archivar machten und ihm Gelegenheit verschafften, die Bibliotheken und Archive der ältesten Familien

Böhmens, die öffentlichen Archive Oesterreichs und die Archive in München sowie später auch die Handschriften im Vatican zu durchforschen und so eine höchst umfängliche Documentensammlung anzulegen. Nachdem er durch literarische Arbeiten sich noch größeres Ansehen erworben, erhielt er 1827 die Redaction der deutschen wie der böhm. «Zeitschrift des Nationalmuseums», die beide von ihm mit vielen wichtigen Aufsätzen ausgestattet wurden. Als erstere 1831 einging, führte er die letztere mit Eifer und Erfolg fort, bis er die Redaction 1838 beim Antritte seiner zweiten Reise nach Italien an Schafarik übergab. Die böhm. Stände hatten P. bereits 1829 zum Historiographen designirt, doch erst 1839 sah er sich in dieser Eigenschaft von der Regierung bestätigt. Anfänglich war ihm die Fortsetzung von Pubitschka's «Chronol. Geschichte Böhmens» aufgetragen worden, aber die Stände genehmigten seinen Plan zur Abfassung einer selbständigen «Geschichte Böhmens», die seitdem auf ständische Kosten zugleich in böhm. und in deutscher Sprache (Bd. 1—5, Prag 1836—67) erscheint. Obschon dieses sein Werk in Bezug auf Forschung, histor. Kritik, Form und Darstellung anerkannt eine hohe wissenschaftliche Bedeutung besitzt, haben dagegen die darin hervortretenden nationalen Tendenzen bei den Deutschen wenig Beifall finden können. P. überschätzt offenbar seine eigene czechische Nationalität und deren Vertreter auf Kosten des Deutschthums, sowol in Bezug auf dessen histor. Entwickelung wie dessen geistige Schöpfungen. Einzelne Partien haben, besonders aus kirchlichen Rücksichten, auch bei den Böhmen selbst scharfe Entgegnung gefunden. Neben seinem Hauptwerke läßt P. noch eine Sammlung von Documenten («Archiv cesky», Bd. 1—5, Prag 1840—66) zur böhm. Geschichte erscheinen. Von seinen Monographien sind hervorzuheben: «Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber», eine Preisschrift (Prag 1830); «Synchronistische Uebersicht der höchsten Würdenträger, Landes- und Hofbeamten in Böhmen» (Prag 1832); «Dobrowsky's Leben und gelehrtes Wirken» (Prag 1833); «Literarische Reise nach Italien im J. 1837 zur Aufsuchung der Quellen der böhm. und mähr. Geschichte» (Prag 1838); «Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache» (mit Schafarik, Prag 1840); «Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhm. Geschichte» (Prag 1842) u. s. w. Während der polit. Bewegung von 1848 war P. Mitglied des böhm. Gouvernementsraths, dann einer der Leiter des slaw. Congresses, zuletzt Führer der slaw. Partei auf den Reichstagen zu Wien und Kremsier. Seitdem galt er allgemein als der Hauptvertreter der czechischen Nationalität und deren Interessen. Namentlich fand er seit 1860 wieder Gelegenheit, seinen Einfluß im öffentlichen Leben geltend zu machen. 1861 wurde er als lebenslängliches Mitglied in das österr. Herrenhaus berufen. Auf dem böhm. Landtage hat er stets den Landbezirk Brandeis vertreten, in welchem seine Familie begütert ist. Als P.'s bedeutendste polit. Rede gilt die Begründung seines Reformantrags vom 10. März 1863 im böhm. Landtage. Als polit. Schriftsteller veröffentlichte er unter anderm «Die Idee des österr. Staats» (Prag 1865). P. ist Ehrenbürger einer großen Anzahl von Städten und Dörfern in Böhmen und Mähren sowie Mitglied fast aller Akademien in den german. und slaw. Landen. Sein Sohn, Johann P., geb. 1830 zu Prag, hat sich durch sorgfältige geogr. Arbeiten in böhm. Sprache einen geachteten Namen erworben.

Paladin, vom lat. Palatinus (s. d.), heißen in den franz. und span., Paladino in den ital. Romanen und Gedichten des spätern Mittelalters zuerst die dem Kaiser näher stehenden Helden der Karlssage, dann auch die Helden anderer Sagenkreise, endlich abenteuernde Ritter überhaupt, besonders solche, welche durch ritterliche Galanterie sich auszeichnen.

Palafox y Melzi (Don José de), Herzog von Saragossa, wurde 1780 geboren und stammte aus einer vornehmen aragonischen Familie. Eine sorgfältige Erziehung und eine ernste Zeit entwickelten seine seltenen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, gefangen sah, entfloh er nach Saragossa, wo er alles aufbot, um einen Einfall der Franzosen in Aragonien zu verhindern. Unterm 31. Mai 1808 erklärte er Napoleon, dessen Familie und jeden franz. General und Offizier für die Sicherheit Ferdinand's VII., dessen Bruders und Oheims persönlich verantwortlich. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich bei den bald darauf von den Franzosen unternommenen Belagerungen von Saragossa (s. d.). Krank wurde er kriegsgefangen abgeführt und mit Härte behandelt, bis er nach dem Abschlusse des Vertrags von Valençay 11. Dec. 1813 nach Spanien zurückkehren durfte. Hierauf erhielt er von Ferdinand VII. eine Sendung an die Regentschaft in Spanien, um ihr seine baldige Ankunft zu melden. Bei der Auflösung der Cortes erklärte sich P. für die unumschränkte königl. Gewalt. Von Ferdinand VII. 1814 zum Generalkapitän von Aragonien ernannt, that er den in Saragossa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt. Von 1820—23 blieb er ohne Anstellung. Dann lebte er als General in Madrid, wo

er sich für die junge Königin und das Estatuto real erklärte, dabei aber in den Verdacht gerieth, an den Entwürfen der ultraliberalen Partei theilgenommen zu haben, und deshalb verhaftet wurde. Erst nach längerer Zeit erhielt er als völlig unschuldig seine Freiheit, worauf er im Aug. 1835 Madrid verließ und nach Saragossa ging. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Königin zum Herzoge von Saragossa, und 1837 wurde er Mitglied des immerwährenden Ausschusses der Granden und Generalkapitän der Garden; doch legte er 1841 letztere Würde nieder. Er starb zu Paris 16. Febr. 1847.

Palais-Royal, ein berühmter Palast in Paris, nicht weit vom Louvre und von den Tuilerien, an der Stelle eines ältern Palastes, welchen der Cardinal Richelieu erbauen ließ und in seinem Testamente an Ludwig XIII. vermachte, nach dessen Tode ihn Ludwig XIV. während seiner Minderjährigkeit bewohnte. Damals erhielt der Palast, ursprünglich Palais-Cardinal genannt, den Namen P., der seitdem zwar mehrmals umgeändert wurde, aber stets herrschend blieb. Ludwig XIV. ließ ihn seinem Bruder und schenkte ihn nachher seinem Enkel, dem Herzog von Chartres. So kam das P. an die Familie Orleans, und der Regent hielt hier seinen wollüstigen Hof. Sein Urenkel, der in der Revolution guillotinirte Herzog von Orleans, Philippe-Egalité genannt, ließ den Palast, als der dortige Schauspielsaal abbrannte, fast ganz umbauen und den dazugehörigen Garten mit großen Flügeln einschließen, welche er der Industrie einräumte. In Zeit von vier Jahren (1782—85) ward das P. ungefähr, was es jetzt ist, ein merkwürdiges Conglomerat von Palast, Garten, Kaufhalle, Fabrikgebäude und Vergnügungsort. Die Revolution eignete sich diese reiche Erbschaft zu. Der Palast wurde Palais-Egalité getauft und war an Speisewirthe und Spielpächter vermiethet, bis der Erste Consul den Sitz des Tribunals, der Börse und des Handelsgerichts dahin verlegte. Bei der Rückkehr der Bourbons bekam er seinen alten Herrn wieder: der Herzog von Orleans, später Ludwig Philipp I., bewohnte ihn bis zu seiner Thronbesteigung 1830, wo er die Tuilerien dagegen vertauschte und sein Stammhaus leer stehen ließ. Nach der Februarrevolution zu allerlei provisorischen Dingen gebraucht, wurde der Palast 1852 als Staatsdomäne eingezogen und für Jérôme Bonaparte, Exkönig von Westfalen, zur Wohnung eingerichtet; gegenwärtig ist er die Residenz des Prinzen Napoleon Bonaparte. Sein Haupteingang, gegen den nach ihm benannten Platz, zeigt eine mit großen Thoren durchbrochene Mauer, angelehnt an zwei Pavillons mit bildhauerisch geschmückten Giebelfeldern und aufeinandergesetzten dorischen und ionischen Säulen. Diese Anordnung wiederholt sich an den drei Façaden des ersten Hofes, aus dem eine im mittelsten Vorbau angebrachte Säulenflur nach dem zweiten Hofe hinführt, wo rechts und links Säulengänge Terrassen in gleicher Höhe mit dem ersten Stock des Hauptgebäudes tragen, und geradeaus die von Ludwig Philipp an der Stelle der berüchtigten „Holzgalerie“ errichtete „Galérie d'Orléans“ hinläuft, die prächtigste von allen pariser Passagen durch ihre Marmorbekleidungen, Spiegelwände, Vergoldungen und besonders durch den Umfang ihres gewölbten Glasdachs. Drei Reihen bedeckter Gänge mit offenen Bogen, worüber sich zwei mit durchlaufenden korinth. Wandpfeilern verzierte Stockwerke erheben, schließen nebst der Glasgalerie den Garten des P. in einem Oblongum ein, das bei jeder Arcade zu ebener Erde und an jedem Fenster des Hauptgeschosses ein Kaufmannsgewölbe, eine Speisewirthschaft, ein Kaffeehaus darbietet und eine auffallende Aehnlichkeit hat mit den Procuratien und dem dazwischenliegenden Markusplatz in Venedig. Diese Abtheilung des ungeheuern Gebäudes bildet eigentlich das im Auslande einst so verrufene P.; sie ist der alleinige Ueberrest von dem berühmten alten Garten, auf dessen Ruinen sie angelegt wurde. Jener Garten war seit dem Regierungsantritt Ludwig's XIV. immer der Hauptsammelplatz der pariser Müßiggänger aus den vornehmern Ständen gewesen, und die Politik wie die Mode hatte sich hier ein Tribunal errichtet; seine Wichtigkeit für Paris und für Europa steigerte sich noch durch die Anlagen des Philippe-Egalité, die ihn freilich auf einen kleinen Raum, gleichsam nur einen Hof einschränkten, aber eine viel größere und gemischtere Gesellschaft dahinzogen und die Entwickelung der Revolution beschleunigen halfen. In dem neuen Garten redeten die ersten Freiheitsprediger von Stühlen und Tischen herab zum Volke und gab Camille Desmoulins am 12. Juli 1789 durch das Aufstecken der grünen Cocarde die Losung zum Aufstande. Während der Schreckenszeit und unter dem Directorium trieb hier die gemeinste Gaunerei und Liederlichkeit ihr Wesen; selbst Napoleon I. vermochte nicht diesen Augiasstall zu reinigen. Ein reinlicheres und hübscheres, aber kein uneigennützigeres und sittsameres Publikum versammelte sich seitdem in dem Garten und unter den Arcaden, welche der Tummelplatz jeder Frivolität blieben und von 1804—34 ihre welthistor. Glanzepoche hatten. Nirgends fand man damals in einem so kleinen Umkreise einen so anhaltenden Zusammenfluß von Men-

schen aus allen Ständen und von allen Nationen, einen so reichen Vorrath köstlicher Luxus- und Modewaaren, aus allen Welttheilen zusammengebracht und aufs zierlichste geordnet, ausgelegt und beleuchtet, als hier. Alle Sinne waren gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt in diesem Zaubergarten der Circe, der seine magische Kraft verlor, als der Besitzer die Sirenen mit ihren Locktönen und feilgebotenen Reizen daraus verjagte. Die alte Celebrität und Gewohnheit machten ihn noch eine Zeit lang ziemlich besucht; aber mit dem Aufhören des öffentlichen Dirnengewimmels erreichten auch die glänzenden Abende ihr Ende; es fehlte den Budenleuten an Kunden, wenigstens an freigebigen Kunden, und weil die einen ihren Gewinn, die andern ihr Vergnügen geschmälert sahen, so erfolgte schnell eine allgemeine Auswanderung nach den Boulevards. Die Galerien des P. mit ihren Gewölben glänzen noch in vielfacher Mannichfaltigkeit modischer Waaren, aber von ordinärer Sorte, und kaum eine namhafte Firma ist dort zurückgeblieben; selbst die weltbekannten alten Kaffee- und Speisehäuser sind bis auf ein einziges eingegangen. Wenn abends das Gas an allen Fenstern des weitläufigen Palastes schimmert, so hat der Anblick immer noch etwas Blendendes; aber das frähliche Sausen und Summen drinnen und draußen, das Herumschwärmen, das Treiben und Jagen unter den Arcaden und Bäumen, kurz das, wodurch dieser kleine Fleck Erde sanft der merkwürdigste Platz in Paris war, findet man nicht mehr, und ein bedeutender Abstand von den frühern Zeiten ist unverkennbar.

Palamedes, der Sohn des Nauplios und der Klymene, folglich mit den Atriden verwandt, zog mit Agamemnon gegen Ilias. Entweder weil er den verstellten Wahnsinn des Odysseus (s. d.) entdeckt und diesen somit zum Zuge gegen Ilias gezwungen hatte, oder weil er bei einem Raubzuge nach Thrazien viel, Odysseus dagegen nichts erbeutet hatte, wurde er von diesem gehaßt und infolge dieses Hasses gesteinigt. Odysseus nämlich ließ eine große Summe Goldes im Zelte des P. vergraben, einen angeblich von Priamos an ihn geschriebenen Brief, in welchem von Verrath die Rede war, auffangen und klagte ihn dann der Verrätherei an. P. wurde, scheinbar überführt, vom Heere gesteinigt. Standhaft ertrug er den Tod. Von Homer wird P. gar nicht erwähnt, sondern die Sage von ihm kommt erst in den kyprischen Gedichten vor und ist dann von den Tragikern, namentlich von Euripides, und den Sophisten, die ihn als ihr Vorbild darstellen, ausgebildet worden. Außerdem gilt P. noch als ein erfindungsreicher Weiser. Man schrieb ihm nämlich die Erfindung des Würfelspiels, der Rechnung und des Maßes und Gewichts zu; zu dem alten griech., von Kadmus eingeführten Alphabet, das aus 16 Buchstaben bestand, soll er vier neue (Θ, ξ, φ, χ) hinzugefügt haben. Auch zum Dichter ist er gemacht worden. Ja Homer, so erzählt man, soll ihn aus Eifersucht nicht erwähnt haben.

Palankin, eine in Ostindien gebräuchliche Art Tragsessel mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer rings herum und einer gewölbten Decke von Bambusstäben, inwendig mit einer Matratze und einigen Kissen belegt, überdies noch mit einem Vorhange versehen, den man, um in dem P. zu schlafen, herunterlassen kann, wird von vier Trägern, Kulis, auf den Schultern getragen, denen vier andere zum Abwechseln beigesellt sind. Man reist in diesen P. ziemlich schnell, bequem und sicher, und die Träger sind ehrliche, dienstfertige Leute.

Paläographie (griech.) ist die Wissenschaft, durch deren Hülfe das Verständniß der alten Handschriften und Inschriften eröffnet wird. Sie beschäftigt sich mit dem Material, der Schrift, dem Alter und Gebrauch und den Schicksalen der schriftlichen Denkmäler und soll Anleitung geben, die alten Schriften zu lesen und hinsichtlich ihres Ursprungs und histor. Werths zu beurtheilen, wobei ein besonderes Gewicht auf die Formen der Schriftzeichen zu legen ist. Früher war das Gebiet der P., die eigentlich auf alles in ältern Zeiten Geschriebene sich erstreckt, von dem der Diplomatik (s. d.) nicht geschieden, daher in den ältern diplomatischen Werken von Mabillon, Maffei, Gatterer u. a. vieles davon enthalten ist. Später hat man der Diplomatik speciell die schriftlichen, mit höherer Autorisation versehenen Urkunden der neuern Staatengeschichte, seit dem 5. Jahrh., zugetheilt, sodaß der P. bis dem Alterthum im engern Sinne angehörigen schriftlichen Denkmäler verbleiben. Für die Kenntniß der griech. Handschriften ist zuerst von Montfaucon in dessen «Palaeographia Graeca» (Par. 1708), dann von Bast in der trefflichen «Commentatio palaeographica», welche der Ausgabe des «Gregorius Corinthius» von Schäfer (Lpz. 1811) beigegeben ist, endlich besonders von Tischendorf (s. d.), gegenwärtig dem ersten Kenner griech. Handschriften, Vorzügliches geleistet worden. Umfassendere Werke über das Gesammtgebiet der P. verdanken wir dem Deutschen Fr. Kopp (s. d.) sowie den Franzosen Champollion-Figeac in den «Chartes et manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale, ou collection de facsimiles, accompagnés de notices historiques et paléographiques» (Par. 1842), M. Natalis de Wailly in den «Éléments de paléographie»

(2 Bde., Par. 1838) und J. B. Silvestre in der «Paléographie universelle» (2 Bde., Par. 1839—41, mit Kupfertafeln). In Betreff der bedeutenden Leistungen für die Kunde der griech., röm. und anderer Inschriften vgl. den Art. Epigraphik.

Paläologen heißen die Herrscher der letzten Dynastie des Byzantinischen Reichs (s. d.). Stifter der Dynastie war Michael Paläologos, der 1260 Kaiser von Nicäa, 1261 des Byzantinischen Reichs wurde. Ihm folgten Andronikos II. und III., Johann V., Andronikos IV., Emanuel II., Johann VI. und Konstantin XI., der 1453 heldenmüthig bei der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. fiel. Ein Zweig der P. herrschte auch von 1306—1533 in Monferrat; ein anderer in Morea von 1380—1460. Nach der Eroberung Griechenlands durch die Türken wandten sich die P. nach Italien. Ein Nachkomme Konstantin's XI., Andreas Paläologos, trat seine Rechte auf das Byzantinische Reich Karl VIII. von Frankreich ab. Im 16. und 17. Jahrh. lebten noch Glieder der Familie in England, Frankreich und Italien, bis dieselbe 1693 mit Theodor P., einem engl. Matrosen, gänzlich ausstarb.

Paläontologie, s. Petrefacten.

Paläphatus. Unter dem Namen des P. besitzen wir ein in griech. Sprache geschriebenes, «Von unglaublichen Dingen» betiteltes Werkchen, in welchem eine Reihe griech. Mythen in der Art erklärt werden, daß ein histor. Kern derselben angenommen und das Wunderbare davon durch künstliche, oft geradezu lächerliche allegorische und etymologische Deuteleien losgelöst wird. Das Werkchen ist in der Gestalt, wie es uns vorliegt (die übrigens in den verschiedenen Handschriften mannichfach differirt), gewiß erst in ziemlich später Zeit entstanden; ob der von dem Lexikographen Suidas erwähnte Aegypter Paläphatos der Verfasser desselben oder ob der Name des Verfassers ein mit Rücksicht auf die den Inhalt der Schrift bildenden «alten Sagen» fingirter ist, dürfte kaum auszumachen sein. Herausgegeben ist die Schrift am besten in Westermann's «Mythographi Graeci» (Braunschw. 1843).

Palaprat (Jean), Seigneur de Bigot, franz. Lustspieldichter, geb. zu Toulouse 1650, gehörte einer Familie an, welche sich in der jurist. Carrière ausgezeichnet hatte. Er selbst widmete sich anfangs ebenfalls der Rechtswissenschaft, wendete sich aber dann der literarischen Thätigkeit zu und versuchte sich im Lustspiel sowie in der Lyrik nicht ohne Erfolg. Sein Name ist mit dem seines ihm geistig überlegenen Freundes David August de Brueys aus Aix (geb. 1640, gest. 1723 zu Montpellier) innig verbunden. Brueys war Protestant und schrieb als solcher gegen Bossuet's «Exposition de la doctrine catholique»; auch nach seinem Uebertritt zur kath. Kirche verfaßte er noch einige theol. Werke, z. B. «Traité de l'eucharistie» u. s. w., im kath. Sinne. Seine besten Lustspiele hat er in Gemeinschaft mit P. verfaßt. Dieser wurde in seinem 25. J. Capitular und bald nachher Vorstand des Consistoriums seiner Vaterstadt; doch vermochte diese Auszeichnung nicht, ihn an Toulouse zu fesseln. Er begab sich auf Reisen und lebte 1686 eine Zeit lang in Rom, wo ihm die Königin Christine eine Stelle in ihrem Gefolge anbot. Nach Frankreich zurückgekehrt, fand er in dem Herzog von Vendôme einen Gönner, der ihn zu seinem Secretär machte. Fast alle Stücke, welche er zum Theil in Gesellschaft mit Brueys ausgearbeitet hat, z. B. «Le concert ridicule», «Le ballet extravagant», «La prude du temps», «L'important de cour» u. s. w., sind wegen der veränderten Sitten vom Theater verschwunden, nur «Le grondeur» (1691) ist selbst für die Gegenwart von Interesse. P. starb zu Paris 23. Oct. 1721. Seine Werke erschienen zuerst 1711 und dann mit denen von Brueys (5 Bde., Par. 1756).

Palästina, eigentlich Philisterland, d. h. Siedlerland, ist der durch die Schriftsteller des classischen Alterthums von einem vorzugsweise bekannten Theile auf das Ganze übertragene und so in allgemeinen Gebrauch gekommene Name des den Südwesten Syriens einnehmenden Landes, welches als Hauptschauplatz der biblischen Geschichte und Wiege zweier Weltreligionen (deshalb auch oft Heiliges Land) eine so weit über seine Größe und Bodenbeschaffenheit hinausragende Bedeutung erlangt hat und auch Kanaan, d. i. Niederland, sowie, nach dem vornehmsten Stamme seiner ehemaligen hebr. Bewohner, Judäa genannt wird. Man kann P. kurz als das binnenländische Jordangebiet zunebst dem westlich daraugrenzenden Küstensaume des Mittelmeeres bezeichnen. Die Formation des Landes bietet wenig Abwechselung und wird hauptsächlich durch die nordsüdl. Einkeilung der tief unter das Meeresniveau hinabreichenden Niederung des Jordan und des Todten Meeres charakterisirt. Das Gestein der Gebirge ist ein tertiärer Kalk mit auf- und anliegender Kreide; nur im Nordosten tritt auch Basalt auf. Das vorzugsweise in Betracht kommende westjordanische P. ist ein sich bis zu etwa 2800 F. Höhe erhebender, im Norden in den Vorbergen des Antilibanon, im Süden in das Amoritergebirge auslaufender Landrücken nebst seinen Abdachungen im Osten gegen die Jordanau und im Westen gegen das Mittelmeer. Das

Ostjordangebiet ist ein dem Hochplateau der Syrischen Wüste sich anschließendes Hügelland, welches mit seinem schroffen Absall gegen die Jordanau, von dem Westrande dieser gesehen, wie eine vom Genezarethsee bis über das Todte Meer sich erstreckende, nur von zwei großen Flußthälern, dem des Hieromax (Scheriat-el-Mandhur) und des Jabok (Zerka), durchbrochene gigantische Mauer erscheint. Das westlich von den Quellbächen des Jordan die Ausläufer des Antilibanon umfassende Hochland nebst der südlich daranstoßenden Ebene Jesreel bildet die vergleichsweise durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Landschaft Galiläa. Weiter gegen Süden folgt, die Mitte des Gesammtgebiets einnehmend und durch zahlreiche muldenförmige Thalebenen sich dem Anbau empfehlend, der ehemalige Wohnsitz der mächtigen Stämme Ephraim und Manasse, das Hochland von Samarien, welches wieder südwärts in das rauhere und ödere Gebirge der Landschaft Judäa, des alten Stammsitzes von Juda und Benjamin, übergeht. Westwärts schließt sich an das judäische Hochland die weite Ebene der Philister, gegen Norden in die Samarien vorliegende Ebene Saron auslaufend, welche letztere durch das weit vorspringende Cap des Karmelgebirges von der galiläischen Küstenniederung, der sog. Accaebene, getrennt wird. Bemerkenswerthe Gebirge sind außer den schon genannten im Nordosten der Große Hermon; in Galiläa, die Ebene Jesreel umgrenzend, der Tabor, der Kleine Hermon, der Gilboa sowie, über dem See von Genezareth, der sog. Berg der Seligkeiten (Kurun-Hittin); in Samaria, nördlich und südlich den Paß von Sichem einfassend, der Ebal und der Garizim; in Judäa der Oelberg, der Quarantana und der sog. Franken- oder Fureidisberg; endlich im Ostjordanlande südlich vom Zerkaflusse das Gebirge Gilead. Von Flüssen sind noch zu erwähnen der Kison in der Jesreelebene und der Wadi-Kelt oder Krit, welcher, an der östl. Abdachung der Berge von Judäa entspringend, an Jericho vorüber dem Jordan zueilt. Der Jordan bildet zwei Süßwasserseen, diejenigen von Merom und von Genezareth, und mündet nachher in den allen lebendigen Organismus vernichtenden Salzsee des Todten Meeres. Im allgemeinen ist P. wasserarm, und seine in den biblischen Schriften so laut gepriesene Fruchtbarkeit findet ihre wesentlichste Erklärung im Vergleiche mit den noch weniger begünstigten östl. und südl. Nachbarländern; jedoch ist das Gebirge ergiebig an Wein, Oliven, Feigen und sonstigem Obst, die Küstenebene liefert gutes Getreide, Baumwolle und Sesam, und die heiße Jordanau könnte bei Benutzung der zu künstlicher Bewässerung sich darbietenden Vorbedingungen dieselben Producte hervorbringen, welche Aegypten so reich machen, wenn es einmal gelänge, die jene Gegenden unsicher machenden Beduinenstämme in die Wüste zurückzuwerfen. Der niedrige Stand der Cultur im ganzen Lande ist die natürliche Folge der Jahrhunderte türk. Misregierung.

Die biblischen Nachrichten von Palästina reichen bis in die vorhistor. Zeiten hinauf und zeigen uns das Land von den semit. Stämmen der Amoriter besessen, welche schon damals als Städtebewohner zu einer gewissen Civilisation gediehen erscheinen. Ein aramäischer Nomadenfürst, Abraham, wanderte in das Land ein und erwarb bei Hebron ein Erbbegräbniß; seine Nachkommen, in den nordöstl. Grenzprovinzen Aegyptens zu einem mächtigen Völklein herangewachsen, eroberten Palästina unter Josua 1450 v. Chr. und machten es dauernd zu ihrem Wohnsitze. Aber in zwölf Stämme geschieden und ohne bestimmte bürgerliche Verfassung, lebten sie in polit. Ohnmacht, bis Saul sie zu einem Königreiche vereinigte. Unter David und Salomo gelangte dieses zu hoher Blüte, aber schon 975 zerfiel es in ein nördl. Reich, das Reich Israel oder Ephraim (s. d.), und ein südliches, das Reich Juda (s. Juden), welche sich in blutigen Kriegen gegenseitig schwächten. So wurden denn beide eine Beute binnenasiatischer Eroberer; 720 vernichteten die Assyrier das Reich Israel und zwangen die Bewohner zur Auswanderung nach Medien; das Reich Juda mit seiner festen Hauptstadt Jerusalem hielt sich 132 J. länger, worauf es den Babyloniern erlag, welche ebenfalls die Bewohner in das Exil führten. Die nach dem Falle Babylons von den Persern den Juden ertheilte Erlaubniß zur Rückkehr gab dem Lande nur stellenweise seine compacte jüd. Bevölkerung wieder; in den Süden der Stammsitze waren die Idumäer vorgerückt, und das Gebirge Ephraim wurde von dem religiös wie politisch den Juden verfeindeten Mischvolke der Samariter eingenommen. P. theilte seitdem die Geschicke Vorderasiens, indem es nacheinander dem pers. und macedon. Weltreich angehörte. Unter den Seleuciden, welche auf Vernichtung der Volkseigenthümlichkeit ausgingen, erkämpften ihm die Makkabäer auf ungefähr ein Jahrhundert die Unabhängigkeit; aber schon 65 v. Chr. brachten es die Siege des Pompejus unter den polit. Einfluß Roms, welcher mit der Eroberung Jerusalems durch Titus 70 n. Chr. in völlige Botmäßigkeit überging. P. wurde nunmehr eine Provinz des Römischen Reichs und blieb in diesem Verhältniß gegen 560 J. lang, während welcher Zeit die jüd. Bevölkerung ausgerottet wurde, das fremd eingeführte

Heidenthum in sich selber erlosch und zuletzt auch die samaritische Nation erlag, sodaß das Christenthum zur alleinigen Landesreligion wurde. Dennoch fand der siegreich vordringende arab. Khalif Omar kaum einen Widerstand; P. gerieth unter die Herrschaft des Islam, welche, die 87jährige Periode der Kreuzfahrerherrschaft abgerechnet, bis heute andauert. Hauptwerke über P. sind: Reland, «Palästina» (Utrecht 1714), Ritter, «Erdkunde von Asien» (Thl. 15 und 16, Berl. 1850—52), K. von Raumer, «Palästina» (4. Aufl., Lpz. 1860), Robinson und Smith, «Palästina und die südlich angrenzenden Länder» (3 Bde., Halle 1841—42); dieselben, «Neuere biblische Forschungen in P.» (Berl. 1857); Robinson, «Physische Geographie des Heiligen Landes» (Lpz. 1865).

Palästra (griech., d. i. Ringschule) ist bei den Griechen ein Theil des Gymnasiums (s. d.), nämlich der speciell für die Uebungen im Ringen und Faustkampf bestimmte Raum. Doch kommen auch z. B. in Athen mehrfach Palästren als besondere, von den Gymnasien getrennte Anlagen vor; dies waren dann jedenfalls Privatunternehmungen einzelner tüchtiger Lehrer der Gymnastik, welche in besondern Localen Unterricht an Knaben und Jünglinge ertheilten.

Palatinischer Berg (mons palatinus), nächst dem Capitolinischen der berühmteste von den sieben Hügeln Roms, erreicht ungefähr eine Höhe von 160 F. über dem Meere und bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen nordwestl. Abhang, Germalus oder Cermalus genannt, nach dem Capitolin und dem Tiber, der nordöstliche (Velia) nach dem Forum und dem Esquilin, der südöstliche nach dem Cälischen Berge gerichtet, der südwestliche durch das Thal des Circus vom Aventinus geschieden war. Der Name, der gewöhnlich durch die Sage vom Evander (s. d.) mit dem der arkadischen Stadt Pallantion in Verbindung gesetzt wird, hängt wahrscheinlich mit dem der Hirten- und Weidegöttin Pales, deren Fest (Palilien) am 21. April zugleich als Gründungsfest Roms gefeiert wurde, zusammen. Auf ihm hatte nach der röm. Sage Romulus das älteste Rom gegründet, die Roma quadrata (so genannt nach der Form des Bergs), und es mit dem ältesten Pomörium umzogen; an dem Germalus zeigte man den heiligen Feigenbaum (ficus ruminalis), unter welchem die an der Wölfin saugenden Zwillinge gefunden wurden, und die strohgedeckte Hütte (casa) des Romulus. Auf dem Berge war ein aufgemauerter viereckiger Platz, der selbst auch den Namen Roma quadrata trug, und ein uraltes Heiligthum der Victoria; 192 v. Chr. wurde der Tempel der Cybele, der großen idäischen Mutter, dort gebaut. Daneben standen aber von alters her auf dem Berge Privathäuser, wie das Cicero's und das des Catilina, das prächtige des Marcus Scaurus und anderer angesehener Römer. Das des Hortensius kaufte Augustus, erbaute es neu zu seinem Wohnsitze und in der Nähe den Tempel des Apollo Palatinus (28 v. Chr.) mit der berühmten griech. und lat. Bibliothek. Auch Tiberius baute dort sich ein Haus; aber erst durch Nero's ungeheuere Anlagen nach dem großen Brande wurde der Privatbesitz vom Palatinischen Berge ausgeschlossen; seine domus aurea umfaßte nicht blos ihn, sondern reichte bis auf den Esquilin hinüber. Vespasian beschränkte den Palast wieder auf den Berg. Seit Alexander Severus hörte er auf, dauernde Residenz der Kaiser zu sein; aber so mächtig war der Name Palatium, daß er sich im Mittelalter fort als die Benennung kaiserl. und fürstl. Hofstätten erhielt, wie denn das deutsche Pfalz (s. d.) daraus hervorging. Die sehr ausgedehnten und bedeutenden Ruinen der Kaiserpaläste, die noch jetzt fast den ganzen Palatin bedecken, sind in den letzten Jahren auf Kosten des Kaisers Napoleon III., der das Terrain von dem Exkönige von Neapel erkauft hat, unter der Leitung des Architekten P. Rosa planmäßig ausgegraben worden.

Palatinus bezeichnet im allgemeinen eigentlich jeden, der zum palatium, d. h. zum kaiserl. Hoflager, gehört, als Hof- oder Staatsbeamter. Im besondern aber verstand man darunter im byzant.-röm. Reiche das gesammte, unter dem Comes sacrarum largitionum stehende Personal, etwa entsprechend dem heutigen Ressort des Finanzministers; ferner auch wol die dem Comes rerum privatarum untergegebenen Beamten, welche die Verwaltung des Chatoulle- und Kronvermögens besorgten. Das Mittelalter begriff unter Palatini oder Paladini die Vornehmen des Reichs in der nächsten Umgebung des Königs. Unter ihnen nahm der Hofrichter, Comes palatinus oder Pfalzgraf eine besonders einflußreiche Stellung ein. Die höchste Bedeutung aber hatte dieser Titel in Ungarn, solange dieses seine alte eigenthümliche Verfassung als selbständiges Königreich besaß. Der P. bezeichnete hier den durch die Stände aus vier vom Könige vorgeschlagenen Candidaten und zwar seit König Matthias Corvinus auf Lebenszeit erwählten obersten Würdenträger des Reichs, der zu gleicher Zeit als gesetzlicher Stellvertreter des Königs und als Mittler zwischen König und Reich galt und fast alle die weitreichenden Befugnisse besaß, welche sich aus dieser Doppelstellung ableiten ließen. — Im Deutschen Reiche hieß Palatinat (lat.

palatinatus) das Gebiet eines Pfalzgrafen. In späterer Zeit wurde damit vorzugsweise der Palatinatus ad Rhenum, die heutige Rheinpfalz, bezeichnet. (S. Graf und Pfalz.)

Paleario (Aonio), latinisirt Aonius Palearius, eins der Häupter der reformatorischen Bewegung in Italien um die Mitte des 16. Jahrh., hieß eigentlich Antonio della Paglia und wurde um 1500 zu Veroli in der Campagna di Roma geboren. Er studirte zu Padua und Florenz Philologie, Jurisprudenz und Patristik, lebte dann in Rom, seit 1527 in Perugia und seit 1532 in Siena, wo er Vorlesungen hielt. P. erwarb sich als Redner und Dichter bald einen in ganz Europa geachteten Namen und trat mit den angesehensten und gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verbindung. 1545 wurde er Professor der Philologie zu Lucca und 1555 zu Mailand. Inzwischen hatte auch ihn das Studium des Neuen Testaments zu der evang. Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein geführt, zu welcher damals (übrigens unbeschadet der Ehrfurcht vor dem Papste und der röm. Kirche) sich Männer wie die Cardinäle Contarini, Morone, der Kapuzinergeneral Occhino u. a. unverhohlen bekannten. Der seit Paul IV. (Caraffa) durch ganz Italien mit blutiger Gewalt ins Werk gesetzten Gegenreformation fiel auch P. als Opfer. Nachdem er seit 1567 in den Kerkern der Inquisition geschmachtet, wurde er dem Henkertode 3. Juli 1570 überliefert. Er wurde gehenkt und der Leichnam verbrannt. Unter allen reformatorischen Männern Italiens hat P. durch die 1542 zu Venedig erschienene, höchst wahrscheinlich von ihm verfaßte Schrift «Von der Wohlthat Christi» («Del beneficio di Giesu Christo crocifisso verso i Christiani») auf die Verbreitung evang. Ueberzeugungen am mächtigsten eingewirkt. Die kleine, aber im lautersten Geiste der Reformation die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben verkündigende Schrift wurde mit reißender Schnelligkeit über ganz Italien verbreitet und in mehr als 40000 Exemplaren gedruckt. Bei der Gegenrevolution gelang es jedoch der Inquisition, dieselbe so vollständig zu unterdrücken, daß sie bis auf die neuesten Zeiten unwiederbringlich verloren schien. Erst 1843 wurde von Cowie ein ital. Exemplar auf der Bibliothek des St.-Johns-College zu Cambridge wieder aufgefunden. Vier Jahre später gab John Ayre eine nach dem Französischen gefertigte engl. Ueberſetzung aus dem J. 1638 heraus. Der ital. Text wurde erst 1855 von Churchill Babington aus jenem cambridger Exemplare und in demselben Jahre mit deutscher Ueberſetzung (von Tischendorf, Lpz. 1855) veröffentlicht. Vgl. Young, «Life and times of Aonio P.» (2 Bde., Lond. 1860).

Palembang, ein ehemaliges Königreich in dem südl. Theile der Nordostseite von Sumatra (s. d.), seit 1821 im Besitz der Holländer, die schon seit 1620 daselbst eine Handelsniederlassung gehabt hatten. Das 1340 Q.-M. große, meist ebene, mit ungeheuern Sümpfen und Wäldern bedeckte Land macht mit der nordwestlich angrenzenden Landschaft Djambi die 2558 Q.-M. große Residentschaft P. aus, die 1864 527050 Bewohner zählte. Am interessantesten sind darunter die Orang-Kubu, ein den Batta verwandtes Volk von hellbrauner Farbe und mit regelmäßigen Gesichtszügen, das nur in P., und zwar abgeschieden von der übrigen Bevölkerung in Wäldern und längs der Flüsse angetroffen wird. Sie verehren böse Geister (Djin), welche auf Bergspitzen hausen und die Ursache alles Elends sind, daneben die Seelen der Verstorbenen als gute Geister (Dewa) durch Schlachtopfer und Fasten, glauben außerdem noch an Orang-Alus, d. i. Luftmenschen oder Halbgeister, und tödten im Glauben an eine Seelenwanderung den Tiger nicht. In jedem Dorfe steht ein Heiligthum, aber ohne Götzen und Priester. Mit den Juden haben sie die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches gemein. Die Häuptlinge der Dörfer (Pangerang oder Depati) stehen unter vier Stammhäuptlingen (Pasterah), denen aller Grund und Boden gehört, die aber von den Pächtern nichts verlangen, als daß sie ihnen die Häuser umsonst bauen und die Reisfelder zum Theil unentgeltlich besorgen. Hauptausfuhrartikel von P. sind Reis, Tabad, Gummi-elasticum, Guttapercha, Harze, Baumwolle und Bambusrohr. Ansehnliche, weit ins Land hinein schiffbare Flüsse sind der Musi, Banju-Asin, Upang, Saleih und Masudji. Am erstern liegt die Hauptstadt P., 13 M. vom Meere, mit 42000 E., darunter 2500 Chinesen, 1600 Araber und nur wenige Europäer. Als steinerne Gebäude zeichnen sich unter den auf Pfählen errichteten Holzhäusern aus: der Kraton (Palast) der frühern Fürsten, die Gräber derselben, die Hauptmoschee und die Wohnung des Residenten. Der Verkehr ist sehr lebhaft, namentlich auf dem Flusse, der Handel ist Hauptbeschäftigung.

Palencia, im Alterthum Pallantia, die Hauptstadt der zum Königreich Altcastilien gehörigen span. Provinz P. (146,9 Q.-M., 190514 E. im J. 1864), in 2181 F. Seehöhe, in vollkommen ebener, baumloser, aber gutbewässerter und fruchtbarer, getreide- und weinreicher Gegend, am linken Ufer des Carrion, nahe dem Castilischen Kanal und am Knotenpunkte der Eisenbahnen nach Leon und Santander gelegen, zählt (1860) 13126 E. und ist eine ziemlich schöne Ciudad

von goth. Bauart, mit alten mächtigen Mauern umgeben und Sitz der Provinzialbehörden sowie eines Bischofs und einer ökonomischen Gesellschaft. Der Ort hat gerade, breite Straßen, einen großen Hauptplatz mit Seitencolonnaden, hübsche Promenaden, eine prachtvolle Kathedrale (San-Antolin), die im 14. Jahrh. gegründet und im 17. vollendet ward, fünf Pfarrkirchen, unter denen sich San-Miguel durch ihren eigenthümlichen Baustil auszeichnet, sechs Nonnen- und fünf ehemalige Mönchsklöster, einen bischöfl. Palast, ein gutdotirtes Spital, ein Findelhaus, ein vom Cid in dessen Palast gegründetes Hospiz, ein Collegium, ein bischöfl. Seminar und eine Lehrerbildungsanstalt nebst Normalelementarschule. Die Bevölkerung unterhält Manufacturen in groben Wollstoffen, namentlich in Decken für ganz Spanien, sowie Hutmachereien, Gerbereien, Weinbau und lebhaften Handel mit Getreide. Am 2. Sept. findet alljährlich eine besuchte Messe statt. Zu P. wurde die erste span. Universität gegründet, 1209 von König Alfons IX., die jedoch 1239 nach Salamanca verlegt ward. Hier war es auch, wo der Cid seine Vermählung mit Ximena Gamez feierte.

Palenque (San-Domingo del), eine Ortschaft im merik. Staate Chiapas, unweit der Grenze von Yucatan, nordöstlich von Ciudad-Real am Flusse Mical gelegen, oft genannt wegen der berühmten Ruinen von P., die unstreitig zu den wichtigsten und großartigsten Denkmälern voreurop. Civilisation in Amerika zählen. Von den Umwohnern Casas de Piedras, d. i. steinerne Häuser, genannt, haben dieselben einen Umfang von 3—4 M. und bestehen aus einer Anzahl mehr oder minder wohlerhaltener Gebäude, in denen man Tempel, Festungswerke, Gräber, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen und Wohnhäuser erkennt. Am merkwürdigsten ist ein regelmäßiger viereckiger Platz von 300 F. Breite und 1350 F. Länge, in dessen Mitte sich das etwa 300 F. lange und 30 F. breite Hauptgebäude erhebt. Den Haupteingang in dasselbe bildet ein nur 9 F. hoher, aber 108 F. langer Gang, der von platten, rechtwinkeligen Pfeilern getragen wird. Das Innere zerfällt in zahlreiche, nur 10—12 F. breite Gemächer, die Flügel des Gebäudes sind durch Höfe voneinander gesondert. Der Thurm, der sich aus der Mitte desselben bis zu etwa 75 F. erhebt, besteht aus vier Stockwerken und ist von einfacher, aber zierlicher Bauart. Die unterirdischen Gänge und Gewölbe sind noch nicht genauer untersucht worden. Die Fensteröffnungen, allenthalben angebracht, sind klein und nicht gleichförmig. Die Wände sind meist mit Basreliefs und Malereien geschmückt und mit Stuck überzogen. Dasselbe gilt auch von einigen andern größern Bauwerken der Ruinenstätte, welche ohne Zweifel zu öffentlichen Zwecken bestimmt waren. Ueber die Erbauer, welche die Wölbung nicht kannten und keine eisernen Instrumente besaßen, sowie über die Zeit der Erbauung herrscht Dunkel; jedenfalls war die Stadt, deren Ruinen sich bei P. finden, der Mittelpunkt eines wohlorganisirten mächtigen Reichs. Bis 1787 kannte man die großartigen Reste nur von Hörensagen, und als damals auf Befehl der span. Regierung Antonio del Rio zur Untersuchung derselben abgesendet wurde, fand er sie dicht mit Gehölz verwachsen. Nach dem Bericht des letztern bearbeitete Cabrera in Guatemala eine Schrift, welche unter dem Titel «Huehuetlapallan, Amerikas große Urstadt im Königreiche Guatemala» (Meining. 1823) ins Deutsche übersetzt wurde. Seitdem haben mehrere Reisende, darunter Waldeck und Stephens, die Ruinen von P. besucht und beschrieben. Vgl. Catherwood, «Views of ancient monuments in Central-America» (Lond. 1844).

Palermo, die Hauptstadt der ital. Insel Sicilien, Sitz des Präfecten der Provinz Palermo (92,38 Q.-M. mit 585163 E.), eines Cassations- und eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, eines Erzbischofs und einer Universität, nächst Messina der bedeutendste Handelsplatz der Insel, liegt an der Nordküste und an der Westseite eines Meerbusens, im Schose einer 2 M. langen und $^3/_4$ M. breiten Fruchtebene, von Orangewäldern umgeben und von Osten gegen Westen in Gestalt eines länglichen Vierecks hingestreckt, dessen eine kleinere Seite an das Meer stößt, von dem aus es einen imposanten Anblick gewährt. Wegen des trefflichen Klimas eignet sich der Ort besonders zum Winteraufenthalt für Brustleidende, obschon hier die Sommerhitze, besonders wenn Sirocco weht, oft unerträglich ist. Die Stadt, welche (1861) 167625, mit den dazugehörigen Ortschaften 194463 E. zählt, ist im Kreuze gebaut. Zwei lange, gerade Hauptstraßen, der Corso Vittorio-Emmanuele (vor 1860 Cássaro oder Toledo) und der Corso Garibaldi (vor 1860 Via Macqueda oder Strada-Nuova), durchschneiden sich im rechten Winkel ungefähr auf der Hälfte ihrer Länge, an der achtseitigen Piazza Quatro-Cantoni oder Vigliena, von deren Mitte aus man die vier Hauptthore erblickt. Von den zwölf übrigen Thoren, die aus den meist verfallenen Ringmauern führen, sind historisch merkwürdig die Porta Garibaldi (früher Porta Termini), durch welche Garibaldi 27. Mai 1860 in die Stadt einrückte, die Porta Montalto südlich vom Schloß, vor der sich 1282 die

Vorgänge der Sicilischen Vesper (s. d.) entwickelten. Zwischen Porta San-Antonino und Porta Garibaldi liegt der Bahnhof der über Bagheria zunächst 5 M. weit gegen Osten nach Termini führenden Eisenbahn. Der Umfang der Stadt beträgt 2 St., erweitert sich aber seit 1860 besonders nach Nordosten hin sehr bedeutend, während 1827—48 kein einziges neues Haus gebaut worden war. Der alte oder Kriegshafen, La-Cala, ist jetzt für große Schiffe unzugänglich. Der größere Handelshafen liegt weiter nördlich, seitwärts der Vorstadt (Borgo) Sta.-Lucia, und wird durch einen langen Molo geschützt. In den beiden Hauptstraßen wogt das bunteste Gewühl, stehen die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in den Agrumi- und Eisläden, den Bazars und Gewölben der glänzendste Luxus. Dagegen sind die meisten Nebenstraßen krumm, winkelig, unsauber; aber alle haben gutes Lavapflaster und Gasbeleuchtung. Die meisten Plätze sind mit Fontainen und Statuen besetzt, die Häuser von außen nicht gut gehalten, manche noch von altspan. oder maurischem Ansehen, mit Balkonen u. dgl. Von den Arabern erbaute Aquäducte versorgen alle Wohnungen reichlich mit gutem Wasser aus den Bergen. An der Seeseite dehnt sich ein prächtiger Quai, La-Marina, zwischen der Porta Felice im Norden und dem großen öffentlichen Garten La-Flora oder Villa Giulia im Süden, einer der angenehmsten Spaziergänge Europas, wo abends auch die vornehme Welt ihren Corso hält. Nicht weniger belebt ist der Hafen.

Baudenkmale aus dem Alterthum sind bis auf die 1785 vor der Porta-Ossuna entdeckten Katakomben nicht mehr vorhanden. Desto interessanter sind in P. die mittelalterlichen Kunstdenkmale, namentlich aus der Normannenzeit, in der sich ein aus röm., byzant. und arab. Elementen zusammengesetzter, aber durchaus selbständiger Stil gebildet hat. Das mächtige königl. Schloß, der Palazzo-Reale, auch Il-Cassaro genannt, steht auf einer Bodenerhöhung, die zu allen Zeiten die Burg der Stadt getragen. Die Grundlagen des Gebäudecomplexes sind farazen. Ursprungs. Die Normannen und die Hohenstaufen haben an ihm gebaut, ehe die spätern Umgestaltungen erfolgten. Einst Festung, ist der Palast noch jetzt auf beiden Seiten mit steinernen Bollwerken versehen. Im zweiten Stock des rechten Seitenflügels befindet sich die berühmte Capella Palatina, 1132 von Roger II. erbaut und 1140 dem heil. Petrus geweiht, die schönste Schloßkapelle der Welt. Als ältester Theil der Burg gilt der Thurm San-Ninfa, mit der Sternwarte (38° 6′ 44″ nördl. Br. und 11° 0′ 52,5″ östl. L. von Paris). Vor 1860 zählte man in P. 60 Pfarrkirchen, 8 Abteien, 71 Klöster mit 20—30000 Geistlichen, Mönchen und Nonnen, dazu noch 19 Oratorien. Unter den Kirchen ist die Kathedrale (Duomo della Rosalia, auch Madre Chiese genannt) ein Prachtwerk, an dem seit der ersten Erbauung (1169—85) alle Jahrhunderte, doch nicht zum Vortheile, restaurirt haben. Die Kapelle Sta.-Maria, in welcher die sicil. Könige gekrönt wurden, ist durch das Bombardement von 1860 zerstört. Im rechten Seitenschiffe befinden sich die Königsgräber, die 1781 aus einer Kapelle neben dem Chore hierher versetzt wurden. So die mächtigen Marmor- und Porphyrsarkophage Roger's II., seiner Tochter Constanze, Heinrich's VI. und Friedrich's II. In der Capella della Sta.-Rosalia ruhten die Reste dieser Heiligen, der Schutzpatronin der Stadt, in einem 1298 Pfd. schweren silbernen Sarge. Vgl. Becker und Förster, «Die Kathedrale zu P.» (Wien 1866, Fol.). Berühmt ist durch ihre Mosaiken La-Martorana oder die Kirche Sta.-Maria dell' Amiraglio, in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. gegründet und ganz nach byzant. Muster innen und außen mit Goldmosaiken geschmückt. In der Nähe des königl. Schlosses steht eine der ältesten Kirchen aus der Römerzeit, San-Giovanni degli Eremiti, die einen ganz byzant.-arab. Charakter trägt, und deren Glocke zuerst bei der Sicilischen Vesper 31. März 1282 Sturm läutete. Bemerkenswerth sind außerdem San-Giuseppe mit Marmorsäulen und Marmordecorationen von fabelhafter Pracht, die bizarre Kirche San-Maria della Catena mit einer schönen Loggia, das ehemalige Profeßhaus der Jesuiten mit einer reichen Kirche von 1683, die großartige Dominicanerkirche, die gegen 12000 Menschen faßt, das Kloster della Gancia und, vor der Stadt, das große Kapuzinerkloster, in dessen unterirdischen Gängen die zu Mumien ausgetrockneten Leichen wohlhabender Palermitaner aufbewahrt werden. Andere öffentliche Gebäude von Bedeutung sind: der erzbischöfl. Palast, der Senatspalast, der Finanzpalast, die Senatsbibliothek (Biblioteca communale), welche die reichste Sammlung von Handschriften und Büchern zur Geschichte Siciliens enthält; ferner das ehemalige Collegio-Nuovo der Jesuiten, in welchem sich jetzt das Lyceum und die Nationalbibliothek befinden, der mächtige Justizpalast, bis 1782 Inquisitionspalast, das Große Hospital, 1330 erbaut. Auch viele Paläste des zahlreichen Adels sind sehenswerth. Die Universität, zuerst 1394 gegründet, 1804 von Ferdinand IV. erneuert, aber schlecht dotirt und wenig besucht, hat ein berühmtes Museum für Sculpturen, Gußsachen, Vasen, Münzen u. s. w. Außer der Universität und dem Lyceum besitzt P. eine Akademie der Wissen-

schaften und Künste, eine Academia-Medica, ein Institut der schönen Künste und Alterthümer, eine Nautische Schule, mehrere Collegien und Erziehungshäuser, ein Conservatorium für Musik, einen sehr reichen Botanischen Garten, vier Theater (darunter das Teatro-Bellini), viele treffliche Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die Bevölkerung unterhält Fabriken in Seidenzeug, in Baumwollstoffen, Gold- und Silberwaaren, Eisengeräthschaften, Wachstuch. Auch fertigt man vortreffliche Tischlerarbeiten, candirte Früchte, Korallenarbeiten, prächtige Producte der Steinschleiferei. Neben Schiffbau beschäftigt Thunfisch- und Sardellenfang viele Tausende von Menschen. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Engländer, der Genueser und Livorneser. Regelmäßige Dampfschiffahrt, durch ital., franz. und engl. Gesellschaften, besteht mit den bedeutendern Häfen des Mittelmeeres. 1862 gehörten zum Hafen von P. 1264 Schiffe von 25049 Tonnen, darunter 1104 Schiffe von nur 1—10 Tonnen. Eingelaufen waren 3328 Schiffe von 463665 Tonnen. Die Einfuhr, größtentheils aus England, versieht Sicilien mit Spezereien und Manufacten; die Ausfuhr der meist sicil. Producte geht hauptsächlich nach England und den Vereinigten Staaten. Erstere stieg 1852—60 von 15,152000 auf 26,971000 Lire (Francs), letztere von 17,468000 auf 43,712000 Lire. Unter den vielen interessanten Punkten der Umgegend gehört insbesondere der 2075 F. hohe Monte-Pellegrino (Ercte der Alten), im Norden der Stadt, ein zerklüfteter Felsberg aus grauem Kalkstein, auf welchen ein kostspieliger Weg (la Scala) zur Grotte und Kirche der heil. Rosalie (s. d.) führt, deren Fest, das größte der Palermitaner, alljährlich 11. bis 15. Juli mit größtem Gepränge gehalten wird. Am Fuße des Berges liegt das in chines. Stil von Ferdinand IV. erbaute königl. Lustschloß La-Favorita und das vom Fürsten Carlo Cattò de Castelnuovo gegründete Istituto-Agrario. Gegen Westen der Stadt liegt Monreale (s. d.) mit seiner großartigen Kathedrale; auf dem Wege dahin La-Cuba, ursprünglich ein prachtvolles maurisches Lustschloß, 1181 von Wilhelm II. umgebaut, jetzt Kaserne; dann das erwähnte Kapuzinerkloster mit den Mumien und die Villa Tasca, Sommersitz und landwirthschaftliche Versuchsanstalt des Grafen Tasca.

P. ist das **Panormus** der Alten, wurde von den Phöniziern angelegt und gehörte dann den Karthagern. Im ersten Punischen Kriege war hier die Hauptstation der Flotte Karthagos, dessen Armee daselbst auch ihr Winterlager hielt. Die Römer eroberten die Stadt 254 v. Chr. und machten sie unter Augustus zur Colonie (Colonia Augusta Panormitanorum). Später fiel sie an die Ostgothen, kam dann durch Belisar in die Hände der Byzantiner, ward 835 von den Sarazenen erobert und nun der Sitz ihres Oberstatthalters von Sicilien. 1072 eroberte der Normanne Robert Guiscard die Stadt; die spätern Könige von Sicilien wurden stets in ihr gesalbt. Sie war deren Residenz und die Hauptstadt der Insel, deren Schicksale sie unter den Hohenstaufen, Franzosen, Spaniern u. s. w. theilte. (S. **Sicilien.**) Wiederholt wurde die Stadt durch Erdbeben erschüttert und beschädigt; so 1693, 1. Sept. 1726 und 5. März 1823. 1799 mußte Ferdinand IV. vor den Franzosen von Neapel aus hierher fliehen und residirte hier mit kurzer Unterbrechung bis 1815. 1820 brach in P. ein Aufstand gegen die Constitution von Neapel aus, ward aber durch die Neapolitaner unterdrückt, wie auch die wegen der furchtbaren Verheerungen der Cholera 1836 erfolgte Erhebung des Volks. Im Sept. 1847 begannen zu P. die Unruhen gegen die bisherigen polit. Zustände. Am 12. Jan. 1848 brach der offene Aufstand gegen die Regierung los. Die königl. Truppen begannen 13. das Bombardement vom Fort St.-Elmo aus. Bereits Anfang Februar mußten sie jedoch die Forts räumen, welche nun vom Volke demolirt wurden. Am 25. März ward zu P. das sicil. Parlament eröffnet. Am 7. Mai 1849 erhob sich das Volk gegen die gemäßigte Partei, welche im Begriff war, die Stadt an die königl. Truppen zu übergeben, welche 15. Mai einrückten. Am 4. April 1860 brach in der längst gärenden Stadt der Volksaufstand bei dem Ueberfalle des Klosters La-Gancia aus. Darauf folgten vom 5. April an eine Reihe Gefechte in der Umgegend der Stadt. Am 27. Mai drang Garibaldi, der 11. Mai bei Marsala gelandet und 15. Mai die königl. Truppen bei Calatafimi besiegt hatte, in P. ein. Die Stadt wurde 27. bis 31. Mai von den Königlichen aus dem Hafencastell bombardirt. Nachdem 31. Mai ein dreitägiger Waffenstillstand zwischen Garibaldi und dem General Lanza abgeschlossen, capitulirte letzterer 6. Juni, und 19. Juni zogen die letzten Bataillone der Königlichen aus dem Castell ab. Vgl. Oppermann, «Palermo» (Bresl. 1860).

Palestrina im Kirchenstaat, im Alterthum Präneste, ungefähr 6 M. östlich von Rom, am Abfall des Gebirgs zur Campagna gelegen, war eine uralte Stadt, die zum Bunde der Lateiner gehörte, 499 v. Chr. sich an die Römer anschloß, dann von ihnen abfiel, 380 aber wieder unterworfen und darauf durch eine röm. Colonie besetzt wurde. Im J. 82, wo sie dem jüngern Marius zum letzten Zufluchtsorte diente, mußte sie sich dem Sieger Sulla ergeben. Wichtig

war sie namentlich wegen der Festigkeit ihrer auf dem Berge gelegenen Burg, die mit der unterliegenden Stadt durch Schenkelmauern verbunden war; auch der Tempel der pränestinischen Fortuna war berühmt. Die jetzige Stadt zählt etwa 5500 E. und ist ein Bischofssitz. Unter den Alterthümern, die daselbst gefunden wurden, sind besonders die Fragmente von marmornen Fasti (s. d.) und schöngearbeitete Bronzekästchen bemerkenswerth.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio oder Pierluigi da), auch Il Prenestino und Pränestinus genannt, das Haupt der ältern röm. Tonschule und von seinen Zeitgenossen durch den Beinamen Musicae Princeps ausgezeichnet, wurde 1524 zu Palestrina im Kirchenstaate geboren und kam 1540 zu höherer Musikausbildung nach Rom in die von dem berühmten Goudimel gegründete und geleitete Schule. Nachdem er 1551 an der Capella Giulia als Lehrer der Singknaben angestellt worden, trat er 1554 mit seinen ersten Compositionen, Messen, hervor, die ihm alsbald einen Platz unter den ersten Componisten seiner Zeit anwiesen. Papst Julius III. berief ihn 1555 in das Collegium der päpstl. Kapellsänger. Die Geneigtheit, die ihm dieser Kirchenfürst erwies, erwies ihm auch dessen Nachfolger Marcellus II., der aber alsbald starb. Der folgende Papst Paul IV. fand Anstoß daran, daß unter den Sängern der päpstl. Kapelle sich einige befanden, die nicht geistlichen Standes, sogar verheirathet waren. Zu diesen gehörte auch P., welcher deshalb noch 1555 aus der Kapelle entlassen wurde. Im Oct. desselben Jahres erhielt er aber dafür die Kapellmeisterstelle an San-Giovanni in Laterano, die er sechs Jahre bekleidete und dann mit der an Sta.-Maria-Maggiore vertauschte, welche er wiederum bis ins J. 1571 versah. Mittlerweile war 1562, nach längerer Vertagung, das Tridentinische Concil wieder zusammengetreten, und es kam auf demselben auch eine für nöthig erachtete Reinigung der Kirchenmusik zur Sprache. Man fand nämlich Anstoß an der Vermischung der profanen mit der geistlichen Musik, indem bis dahin der Misbrauch sehr in Schwung gekommen, Messen über weltliche und nicht selten sehr frivole Lieder zu componiren. Außerdem gefielen sich die damaligen Componisten in Künsteleien, während man für die Kirche einfachere Musik verlangte, die durch contrapunktische Verschlingungen das Wort nicht ganz unterdrückte. Das Verlangen war so stürmisch, daß die Figuralmusik fast ganz aus der Kirche verbannt worden wäre, hätten nicht einige Mitglieder des Concils Schutzreden dafür gehalten und Kaiser Ferdinand I. durch seinen Gesandten nicht mildernde Vorschläge machen lassen. Pius IV. ernannte demnach 1565 eine eigene Commission von acht Cardinälen und acht Mitgliedern der päpstl. Kapelle, die sich dahin einigte, daß Messen und Motetten über weltliche Lieder nicht mehr gesungen werden sollten. Größere Schwierigkeit fand die Forderung der Cardinäle, daß die heiligen Worte des Gesanges unausgesetzt und deutlich müßten vernommen werden. Die Sänger stellten dagegen vor, solche Verständlichkeit sei nicht immer zu erreichen; der Musik die Nachahmungen und Fugen nehmen, hieße sie ganz vernichten. Nach weitläufigen Verhandlungen über diesen Punkt kam man endlich dahin überein, eine Probe einfachen und edeln Stils zu veranstalten, und hierzu ward P. erlesen, an dessen «Improperien» (aus dem J. 1560 stammend) man eigentlich schon das schönste Beispiel jenes Stils hatte. P. schrieb nun, im Geiste der ihm gewordenen Aufgabe, drei neue sechsstimmige Messen, welche die Aufgabe als gelöst erscheinen ließen. Unter diesen Messen erregte besonders diejenige die allgemeinste Bewunderung, welche noch heute unter dem Titel «Missa Papae Marcelli» weltberühmt ist. Daß P. sie so benannte, geschah in dankbarem Andenken an seinen einstigen Gönner, nicht aber, wie man eine Zeit lang annahm, weil die Messe schon unter der Regierung des genannten Papstes und gewissermaßen unter dessen Anregung entstanden sei. So hatte P. dargethan, daß die harmonisch-contrapunktische Kunst (denn jene Messen sind durchaus nicht der sog. künstlichen Setzart bar), mit Maß und Geist angewendet, sehr wohl geeignet, das Gemüth des Hörers zu erheben und die Andacht zu fördern. Die Figuralmusik blieb somit der Kirche durch P.'s Leistungen erhalten. Der Papst ernannte hierauf P. zum Componisten der Kapelle, und 1571 trat er aus seiner Kapellmeisterstelle an Sta.-Maria-Maggiore in die an der Basilika San-Pietro in Vaticano (als Animuccia's Nachfolger) über, nebenbei auch als Musikdirector an der Congregation des Oratoriums und als Leiter der von Giovanni Maria Nanini errichteten Musikschule thätig. Nach einem Leben voller Entbehrungen, da ihm alle seine Stellen und Aemter von jeher nur wenig eingebracht, starb der große Tonsetzer 2. Febr. 1594, eine ungeheuere Anzahl von Werken (von denen aber nur der kleinste Theil gedruckt ist) und vier Söhne hinterlassend, die ebenfalls Musiker waren, aber zu einer Bedeutung für die Kunst sich nicht erhoben haben. Ein Zögling der niederländ. Schule, hat P. durch seinen Geist den Stil derselben veredelt oder vielmehr eigenartig umgebildet. Er

entfaltete in seinen Productionen eine Großheit und Würde, die für alle Zeiten Gegenstand der Bewunderung bleiben werden. Man findet bei ihm alle Abstufungen contrapunktischer Kunst, vom Einfachsten bis zu den complicirtesten Combinationen kanonischer und fugirter Setzart. Alles aber ist vom Feuer des Genius durchglüht und bewegt sich zwanglos und frei auch inmitten der Schranken der Polyphonie. Das ist es auch, wodurch er seine niederländ. Vorgänger überragt, die zum größten Theil bei der bloßen Handwerkstüchtigkeit stehen blieben. Von P.'s Compositionen werden noch heutigentags verschiedene, z. B. die Improperien, Lamentationen, das achtstimmige «Fratres ego enim accepi», alljährlich zu bestimmten Zeiten in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gesungen. Vgl. Baini, «Memorie storico-critiche della vita e delle opere di P.» (2 Bde., Rom 1828; deutsch von Kiesewetter, Lpz. 1834; Auszug von Winterfeld, Bresl. 1832).

Palette oder **Pallette** heißt die dünne, ovale Scheibe von Holz, Elfenbein, Porzellan u. s. w., worauf die Farben gesetzt und noch dem jedesmaligen Bedürfnisse sogleich vom Maler während der Arbeit gemischt werden. Man sagt, ein Gemälde verrathe die P., um die Wahl oder Mischung der Farben zu tadeln, als ob der Künstler dabei mehr seine P. als die darzustellenden Gegenstände zu Rathe gezogen.

Pálffy von Erdöd, ein weitverzweigtes fürstl. und gräfl. ungar. Adelsgeschlecht, welches seinen Ursprung auf den Grafen Konrad von Altenburg zurückführt, der 1028 als Gesandter des Kaisers Konrad II. nach Ungarn gekommen sein soll. Schon im 12. Jahrh. theilte sich sein Stamm in die Geschlechter Konth und Hedervar; Paul II., der Sohn von Paulus Konth, nahm zuerst den Namen Pálffy (d. i. Paulssohn) an, und dessen Urenkel, Paul III., fügte nach seiner Verheirathung mit Clara von Cserno, der Erbtochter des Geschlechts Erdöd, den Namen des letztern noch dem seinigen bei. Der eigentliche Begründer der Größe des Hauses wurde Nikolaus II., geb. 1550, der jüngste Enkel Paul's III., welcher sich in den Kriegen gegen die Türken auszeichnete, deshalb die Obergespanswürde des Presburger Comitats erhielt, welche dann erblich wurde in der Familie, und 1600 starb. Sein Sohn, Stephan II., welcher sich den Beinamen des Türkenschreckers erwarb, kämpfte tapfer und seinem Könige treu gegen Bethlen Gabor und wurde 1634 in den Grafenstand erhoben. — Nikolaus III., Sohn des vorigen, geb. 1634, gest. 1679, hinterließ zwei Söhne, Nikolaus IV. und Johann IV., durch welche das Geschlecht in zwei Hauptlinien zerfiel. Der ältere, nikolaitische Ast spaltete sich 1720 bei dem Tode Leopold's I. abermals in drei Zweige. 1) Der ältere derselben, gestiftet von Nikolaus VIII., wurde 1807 unter Joseph Franz P., geb. 1764, gest. 1827, in den Reichsfürstenstand erhoben. Gegenwärtiges Haupt dieses Zweigs ist der Sohn des letztgenannten, Fürst Anton Karl P., geb. 26. Febr. 1793, von 1821—28 österr. Gesandter an den königl., großherzogl. und herzogl. sächs. Höfen. 2) Der mittlere Zweig wurde gestiftet von Graf Leopold P., geb. 1716, seit 1760 Feldmarschalllieutenant, seit 1765 commandirender General in Ungarn, gest. 9. April 1773. Gegenwärtiges Haupt dieses Astes ist Graf Ferdinand Leopold P., geb. 2. Dec. 1807. 3) Der jüngere Zweig wurde von Graf Rudolf P., gest. 1. April 1768, begründet, zerfiel aber durch dessen Söhne Johann (gest. 22. Febr. 1794) und Rudolf (gest. 29. März 1802) in zwei Abtheilungen. Die eine, ältere, ist 21. Jan. 1858 mit dem Grafen Karl erloschen; Haupt der zweiten ist Graf Joseph P., geb. 15. Nov. 1810. Von den Oheimen des letztgenannten ist Graf Johann Karl P., geb. 7. Juni 1797, Feldmarschalllieutenant; Graf Aloys P., geb. 26. Juni 1801, war bis 1848 Gouverneur von Venedig. An der Spitze der jüngern oder Johann'schen Hauptlinie des Hauses steht Graf Johann Franz P., geb. 12. Aug. 1829, Sohn des Grafen Franz Aloys Meinhard P., geb. 22. Juni 1780, gest. 14. Nov. 1852. Der Ahnherr derselben, Graf Johann IV. P., geb. 1659, kämpfte als Parteigänger im kurpfälz. Erbfolgekriege, wohnte dann dem Feldzuge am Rheine bei, bestand 1695 gegen Villars bei Mainz ein heftiges Gefecht, nahm 1701—2 unter Prinz Eugen an den Feldzügen in Italien theil und focht dann in Deutschland. 1704 ward er Banus von Kroatien, Dalmatien und Slawonien, commandirte hierauf gegen die Malcontenten in Ungarn, gewann 1709 das Treffen bei Schemnitz und eroberte 1710 Neuhäusel. Zum Feldmarschall ernannt, bewirkte er 1711 die vollständige Pacification Ungarns durch den Szathmarer Frieden. Später kämpfte er unter Prinz Eugen mit Auszeichnung gegen die Türken. An dem Türkenkriege von 1737 konnte er seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr theilnehmen. 1741 zum Generalcommandanten in Ungarn ernannt, unterstützte er kräftig Maria Theresia, der er mit Begeisterung zugethan blieb. Er starb 1751. Sein Sohn, Graf Paul Karl III. P., war ebenfalls ein ausgezeichneter Militär, wurde 1754 Generalfeldmarschall und starb 1774.

Pálffy (Albert), geistvoller ungar. Publicist, geb. 1823 zu Großwardein im Biharer Co-

mitate, machte die Rechtsstudien in seinem Geburtsorte und in Debreczin und kam 1842 zur Erlangung des Advocatendiploms nach Pesth, befaßte sich aber hier ausschließlich mit franz. Literaturstudien und Schriftstellerei. Seit 1847 beim «Pesti Hirlap» angestellt und dadurch der polit. Tagespresse näher gebracht, gründete P. nach dem Ausbruche der Märzbewegung von 1848 ein eigenes Tageblatt unter dem Titel «Marczius tizenötödike» («Der 15. März»), das rasch zum Evangelium der radicalen Jugend, bald auch im Lande allgemein verbreitet und auf den Verlauf der ungar. Revolution von sehr bedeutendem Einflusse wurde. Strenge Kritik gegen alle Halbheit und Nachlässigkeit, schonungsloses Angreifen missliebiger Persönlichkeiten, eine populäre und dabei doch elegante Sprache, franz. Leichtigkeit des Ausdrucks, gepaart mit engl. Humor und magyar. Derbheit, bildeten die Hauptelemente dieses vom Anfang an zum offenen Bruche mit Oesterreich und den monarchischen Institutionen drängenden Blattes. Als die Regierung im Winter 1848—49 auch auf diesem Punkte angelangt war, fand sie an P. einen unermüdlichen Vertheidiger und Förderer ihrer Bestrebungen und bekleidete denselben auch mit einem Amte. Da jedoch nach der Einnahme Ofens die Thätigkeit der Regierung erschlaffte, nahm P. seine alte Opposition mit erneuerter Heftigkeit auf, infolge dessen Szemere Ende Juli 1849 das Blatt confisciren und den Redacteur verhaften ließ. Erst in Szegedin wurde derselbe wieder freigelassen. Nach der Katastrophe bei Világos flüchtete er sich ins Ausland. Seine Freunde gaben die von ihm zurückgelassenen Arbeiten unter dem Titel «Egy földönfutó hátrahagyott novellai» (2 Bde., Pesth 1850) heraus. Seit 1861 lebt P. wieder als Journalist in Pesth.

Palgrave (Sir Francis), engl. Geschichtschreiber und Alterthumsforscher, wurde 1788 zu London aus einer jüd. Familie geboren und hieß eigentlich Cohen, welchen Namen er bei seinem Uebertritt zum Christenthum mit P. vertauschte. Sein Vater war Courtier an der londoner Fondsbörse, verlor aber durch unglückliche Speculationen sein Vermögen, weshalb P. schon im reifern Alter den Beschluß faßte, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Der gelehrten Welt machte er sich zuerst durch die Herausgabe der «Parliamentary writs» (4 Bde., Lond. 1827—34) bekannt, die er infolge eines ihm von der Verwaltung des Staatsarchivs (Record office) ertheilten Auftrags unternahm. Hierdurch von selbst auf histor. Forschungen hingeführt, wählte er sich besonders die ältere Periode der engl. Geschichte zum Vorwurf und schrieb für Murray's «Library» die «History of the Anglo-Saxons» (Lond. 1831), der er «Rise and progress of the English commonwealth» (2 Bde., Lond. 1832) folgen ließ. Beide Werke wurden von der Kritik wie vom Publikum mit Beifall aufgenommen, was ihn ermuthigte, mit «Truth and fiction of the middle ages» (Lond. 1837) hervorzutreten, in welchem er nach alten Documenten anziehende Schilderungen mittelalterlicher Zustände gab. Unterdessen hatte er seine Beschäftigungen beim Staatsarchive fortgesetzt, war 1832 zum Ritter geschlagen worden und wurde 1838 zum Vicedirector des Archivs (Deputy Keeper of H. M.'s Records) ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Außer zahlreichen Beiträgen zur «Quarterly Review» und andern Zeitschriften lieferte er noch die «History of Normandy and England» (2 Bde., Lond. 1851—57), in der er die Resultate langjähriger Untersuchungen niederlegte, und die als seine Hauptarbeit zu betrachten ist. Er starb zu Hampstead 6. Juli 1861.

Pâli ist der Name der heiligen Sprache der Buddhisten, der so viel als Maßstab, maßgebende Sprache bedeutet. Das P. ist mit dem Sanskrit in grammatischen Bildungen und Wortvorrath am nächsten verwandt, nur viel weicher und markloser; es verhält sich zu diesem wie Niederdeutsch zu Hochdeutsch. Die ursprüngliche Heimat dieser Sprache ist die Provinz Magadha im nördl. Indien, wo der Sage nach Buddha geboren wurde. Frühzeitig wurde das P. als Schriftsprache gebraucht, und die ältesten bisjetzt bekannten Inschriften aus Indien aus dem 3. Jahrh. v. Chr. sind in P. in mannichfachen dialektischen Schattirungen abgefaßt. Durch die buddhistischen Missionare wurde dasselbe weit nach dem westl. Asien hin verbreitet, daher wir es auch auf den indobaktrischen Münzen und verwandten Denkmälern der griech. Herrschaft im Innern Asiens finden. Eine vollständige Zusammenstellung und Erklärung dieser Inschriften gab Burnouf als Anhang zu seiner Uebersetzung des «Lotus de la bonne loi» (Par. 1852). Durch die gewaltsame Vernichtung des Buddhismus in Indien erlosch das P. als lebende Sprache; nur die in ihm zahlreich abgefaßten Bücher wurden von den fliehenden Priestern gerettet nach Ceylon, Birma und Siam hin, wo nun durch Jahrhunderte die Kenntniß dieser Sprache traditionell erhalten wurde. Vgl. Lassen und Bournouf, «Essai sur le Pali» (Par. 1826); Clough, «A compendious Pali grammar with a copious vocabulary» (Colombo 1824; neue Ausgabe des Wörterbuchs, Colombo 1865). Die Paliliteratur umfaßt alle Zweige

des indischen Wissens; hauptsächlich aber ist es die Religion und Philosophie des Buddhismus sowie das Leben der buddhistischen Heiligen, die in dieser Sprache vielfach bearbeitet worden sind. Der sehr voluminöse Kanon der heil. Schriften zerfällt in drei Theile (pittaka), von denen der erste die Werke über Liturgie, religiösen Cultus u. s. w., der zweite die Werke über Moral, Dogmatik, Gesetzkunde u. s. w., der dritte vermischte Abhandlungen über Metaphysik, heilige Legenden u. s. w. umfaßt. Im ganzen ist davon bisjetzt wenig herausgegeben worden; dahin gehören: «Kammavâkya, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum» (herausg. von Spiegel, Bonn 1841) und «Rasavâhinî», eine Legendensammlung in den «Anectoda Palica» (ebenfalls von Spiegel, Lpz. 1845). Der sittliche Ernst der buddhistischen Weltanschauung spiegelt sich am besten in dem «Dhammapadam» (herausg. von Fausböll, Kopenh. 1855). Außerdem besitzt die Paliliteratur einige histor. Schriften von nicht unbedeutendem Werthe. Die wichtigste derselben ist der «Mahâvansa» von Mahânâma-thera, eine Chronik von Ceylon von den frühesten Zeiten bis zur Zeit des Verfassers (432 n. Chr.) herab; von verschiedenen Verfassern ist dann das Werk fortgesetzt worden bis 1756 (herausg. mit engl. Uebersetzung von Turnour, Bd. 1, Candy 1837). Für die genauere Kenntniß ihrer heil. Sprache haben die buddhistischen Priester viele Werke verfaßt. Vgl. J. d'Alwis, «An introduction to Kachchâyana's grammar of the Pâli language» (Colombo 1863). Die reichsten Sammlungen von Palihandschriften finden sich in London, Paris (Collection Grimblot) und Kopenhagen.

Palikaren hießen in der Türkei die griech. oder albanes. Söldner, die in albanes. Tracht mit einer langen türk. Flinte, zwei Pistolen und einem Handschar oder langen Dolch bewaffnet, unter eigenen Kapitanys bald den türk. Paschas dienten, bald auf eigene Faust ein räuberisches Kriegerleben führten und identisch mit den Armatolen (s. d.) sind. Jetzt belegt man die unregelmäßigen Truppen im Königreiche Griechenland, welche die obenerwähnte Tracht und Ausrüstung beibehalten haben, mit diesem Namen.

Palimpsesten oder Codices rescripti nennt man Handschriften, auf welchen die ursprüngliche Schrift mit einem feuchten Schwamm abgewischt, das Pergament dann wenigstens auf einer Seite mit einem Schabmesser abgekratzt und mit Bimstein geglättet, der Papyrus mit dem Hammer geebnet und mit Leimwasser überzogen, dann gewöhnlich neu umgebrochen und meist in anderer Richtung der Zeilen als die frühere Schrift lief, neu beschrieben wurde. Die Lesung der ältern verwischten Schrift ist dann nur mit Hülfe chem. Reagentien möglich. Die durch die Seltenheit und Kostbarkeit des Materials hervorgerufene Sitte oder Unsitte des Rescribirens war schon dem röm. Alterthum nicht fremd und wurde dann in den christl. Klöstern des Morgen- und Abendlandes, besonders in der Zeit vom 7. bis 13., vereinzelt noch bis ins 15. Jahrh. geübt, und zwar im Abendlande, wo eben das Schreibmaterial theuerer und seltener war, häufiger als im Orient; besonders eifrig in dem vom heil. Columban 612 gegründeten Benedictinerkloster zu Bobbio an der Trebia in Piemont, aus welchem z. B. der von Angelo Mai in der Vaticanischen Bibliothek entdeckte Palimpsest der Schrift des Cicero, «De republica», stammt. Natürlich wurden in der Regel die Werke heidnischer Schriftsteller beseitigt, um christl. Schriften Platz zu machen; daß man sich aber bisweilen auch an kirchlichen Werken vergriff, zeigt eine von der Synode zu Konstantinopel vom J. 692 erlassene Verordnung, daß ein Kleriker, der einen Codex der Bibel rescribiren würde, seiner Würde verlustig gehen sollte. Sehr selten und besonders schwierig zu lesen sind die zweimal rescribirten Codices (Codices ter scripti), wie z. B. die von C. Pertz im Britischen Museum entdeckten Pergamentblätter, welche zuerst Fragmente des röm. Historikers Granius Licinianus in Uncialschrift etwa aus dem 7. Jahrh., darüber die Schrift eines röm. Grammatikers in Cursivschrift von einer Hand des 9. Jahrh., darüber endlich einige Homilien des Johannes Chrysostomos in syr. Sprache aus dem 11. Jahrh. enthalten. Sehr selten sind auch Palimpsestendrucke, wie die wolfenbütteler Bibliothek einen solchen in der Lenson'schen Ausgabe der «Constitutiones Clementinae» von 1476 besitzt.

Palindrŏmon (griech.), im spätern Latein versus cancrinus, nennt man einen rückwärtslaufenden oder solchen Vers, welcher vorwärts und rückwärts gelesen dieselben Worte und mithin auch denselben Sinn zuläßt, wie den bekannten Hexameter, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te, signa, temere me tangis et angis, d. h.: Kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens. Palindrom hingegen heißt ein Räthsel über ein Wort, welches vor- und rückwärts gelesen eine verschiedene Bedeutung hat, wie «Regen» und «Neger», «Gras» und «Sarg».

Palingenĕsie (griech.), d. i. Wiedergeburt, nennt man vornehmlich die Uebergänge, die im Reich der Insekten wahrgenommen werden, indem ein Insekt, z. B. die Raupe, Fliege u. s. w.

in einer völlig veränderten Gestalt wiedererscheint. Diejenigen, welche ein periodisches Entstehen und Wiedervergehen der Welt annahmen, verstanden unter P. ebenfalls das letztere. Die Theologen bezeichnen damit häufig theils die Auferstehung der Menschen, theils die sog. Apokatastase oder die Wiederbringung eines ursprünglichen, durch den Fall verloren gegangenen Zustandes der Dinge. Die Moraltheologen insbesondere verstehen unter P. die geistige Wiedergeburt oder Besserung des Menschen.

Palinodie (lat. palinodia) nannten die Alten den Widerruf eines Gesangs oder Gedichts, in welchem man gegen jemand Schimpfliches und Entehrendes geäußert hatte. Berühmt war die «P. auf die Helena» des griech. Dichters Stesichorus (s. d.), der, nachdem er wegen seiner Schmähungen gegen die Helena in einem frühern Gedichte mit Erblindung bestraft worden war, durch diesen Widerruf, der Sage nach, sein Augenlicht wiedererhielt. In späterer Zeit gebrauchte man, selbst in der Rechtssprache, den Ausdruck P. überhaupt für den Widerruf von Beleidigungen und Kränkungen, die man gegen jemand gesprochen oder geschrieben hatte, und «eine P. singen» heißt daher scherzweise so viel als widerrufen.

Palinūrus, der Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jasos, wurde, der Sage nach, von dem Gott des Schlafs mit täuschender Gewalt eingeschläfert und in das Meer gestürzt. Aeneas sah den verlorenen Gefährten wieder, als die Schatten der Unterwelt vor seinen Augen vorübergingen, und P. erzählte ihm, wie er sich zwor aus dem Wasser gerettet habe, aber an der Küste des untern Italien von den Lucanern erschlagen worden sei. Als die Lucaner später von einer Pest heimgesucht wurden, errichteten sie dem P., einem Orakel zufolge, ein Ehrenbegräbniß, um seine Manen zu versöhnen, und weihten ihm einen heil. Hain. Noch ihm erhielt das Palinurische Vorgebirge den Namen.

Palissaden heißen behauene oder unbehauene, 8—12 Zoll starke, 8—11 F. lange, oben zugespitzte Pfähle, welche, dicht nebeneinander oder mit kleinen Zwischenräumen senkrecht in die Erde gegraben, dem Vordringen des Feindes ein Hinderniß entgegensetzen. Sie müssen gegen feindliches Geschützfeuer gedeckt sein, werden daher gewöhnlich hinter der Brustwehr des Glacis, auf der Grabensohle oder auf der Berme angelegt. Ihre Beseitigung kann seitens des Feindes durch Sprengen mit Pulver, durch Auswuchten oder Umhauen geschehen. Um dies zu verhindern, müssen sie von der Seite bestrichen sein. Man unterscheidet gewöhnliche P. oder Sturmpfähle, welche nur als Hindernißmittel dienen sollen, und Vertheidigungspalissaden, welche eingerichtet sind, um dahinter aufgestellte Infanterie zu decken, und dieser durch Scharten das Feuern gestatten.

Palissanderholz, s. Jacarandoholz.

Palissot de Montenoy (Charles), franz. Dichter und Literat, geb. zu Nancy 3. Jan. 1730, trat nach vollendeten Studien und nachdem er sich bereits in seinem 16. J. einen akademischen Grad in der theol. Facultät erworben hatte, in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ aber den Orden wieder noch vor seiner Weihung und beschloß, sich der Literatur zu widmen. Er schrieb zwei Tragödien, von denen jedoch nur die eine, «Ninus», mit einigem Beifall aufgeführt wurde. Jetzt wählte er das Lustspiel, und seine Stücke «Les tuteurs» und «Le barbier de Bagdad» fanden günstige Aufnahme. Allgemeiner wurde sein Name seit 1755 bekannt, wo König Stanislaw zu Nancy ihm das bei der Einweihung der Denksäule Ludwig's XV. aufzuführende Theaterstück übertrug. P. schrieb zu diesem Behufe nächst einem allegorischen Vorspiel ein satirisches Schubladenstück (pièce à tiroir) «Le cercle» (1755), worin er das Innere der literarischen Coterien, das Treiben überschätzter Poeten, anmaßender Gönner, gelehrter Frauen u. s. w. höchst ergötzlich schilderte. Das Ganze war eine Caricatur, und höchst unangemessen mußte es erscheinen, daß er den damals aufgetretenen J. J. Rousseau in dem Stücke mit auf die Bühne brachte und von ihm ein wahres Fratzenbild entwarf. Die Sache hatte für P. die unangenehmsten Folgen, da die ganze Gesellschaft der Encyklopädisten sich von nun an gegen ihn wendete und König Stanislaw ihm seine Gunst entzog. Unter der Masse derer, die nun die pöbelhaftesten Schmähschriften gegen P. erscheinen ließen, zeichnete sich namentlich Morellet aus; auch P. blieb seinerseits nicht müßig. Zuerst schrieb er seine «Petites lettres contre de grands philosophes» (1757), dann ließ er seine Komödie «Les philosophes» (1760) aufführen. Die Wuth der Philosophen gegen P., die in dieser Komödie hart mitgenommen und nach Voltaire's Ausdruck als Leute dargestellt werden, die im Taschendiebstahl unterrichten, erreichte nun den höchsten Grad; merkwürdig genug bewies Voltaire in seinen Briefen an den verwegenen Satiriker eine sonst ungewohnte Mäßigung. Einen dritten Angriff gegen die falsche Aufklärung der Zeit, über die übrigens P. keineswegs hinaus war, machte er in dem satirischen Epos «La Dun-

ciade» (2 Bde., Par. 1764), dem es weder an treffendem Witz noch an beißender Satire, wol aber an ausdauerndem Interesse fehlt. Sprache, Versification und Diction sind bei P. untadelhaft; aber die Erfindung und die Gedanken bleiben im Bereiche des Mittelmäßigen. Werth haben jetzt nur noch seine «Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française» (2 Bde., Par. 1769; zuletzt 1813), obgleich sie in ihrer Oberflächlichkeit dem Standpunkte der gegenwärtigen Kritik keineswegs genügen. Geschätzt ist seine Ausgabe der Werke Voltaire's (1789). Die Revolution raubte ihm den größten Theil seines Vermögens. Nachdem er eine Zeit lang im Rathe der Alten gesessen, lebte er auf einem Gütchen zu Pantin und im Palais de Mazarin, wo er als Vorsteher der Mazarin'schen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeschwächten Geisteskräften erreichte er ein hohes Alter und starb 15. Juni 1814. Seine Werke erschienen in sechs Bänden (Par. 1809).

Palissy (Bernard de), einer der vielseitigsten Künstler des 16. Jahrh., war um 1510 zu Capelle-Biron (im Depart. Lot-Garonne) als Sohn eines Landmanns geboren und lernte das Töpferhandwerk. Allmählich eignete er sich schöne mechan. und chem. Kenntnisse an und trat nun als einer der vorzüglichsten Thonbildner und Glasmaler auf. Nach 20jähriger Anstrengung errang er sich den Titel eines Fabricateur des rustiques figulines du roi et de la reine mère. Als standhafter Hugenott erlitt er später schwere Verfolgungen und soll auch 1590 im Gefängnisse gestorben sein. Seine berühmtesten Glasgemälde (früher im Schlosse Ecouen bei Paris) enthalten die Fabel der Psyche nach Rafael; seine kleinen Thonarbeiten stehen außer allem Preise. Die Ornamente und Arabesken an allen seinen Werken gehören zu dem Zierlichsten, was die Renaissance geschaffen hat. Seine wenigen Schriften beziehen sich auf Quellen- und Brunnengrabung. Vgl. Morley, «The life of P.» (2 Bde., Lond. 1852).

Palla hieß bei den Römern das gewöhnlich wollene, in der spätern Zeit wol auch seidene, weiße, bisweilen gestickte, bei Leichentrauer schwarze, weite Obergewand der Frauen, das beim Ausgehen über die untere Tunica (s. d.) und Stola (s. d.) geworfen wurde. Die P. war für die Frauen das, was für die Männer die Toga (s. d.), und wurde in ähnlicher Weise wie diese umgeworfen, bald kürzer, bald länger herabhängend, doch so, daß sie nicht schleppte. Mit dem von P. abgeleiteten Worte Pallium (s. d.) bezeichneten die Römer jeden weiten Umwurf, namentlich auch die griech. Chläna, und da die Schauspieler in Stücken, die aus dem Griechischen entlehnt waren, solche trugen, entstand für derartige Stücke, zu denen die des Plautus und Terenz gehören, der Name fabula oder comoedia palliata, im Gegensatz derer von echt röm. Inhalt, der fabulae togatae.

Palladio (Andrea), ein berühmter Baumeister, geb. 30. Nov. 1518 zu Vicenza von armen Aeltern, beschäftigte sich anfangs mit Bildhauerei, bis der berühmte Trissino, der seine Neigung zur Mathematik wahrgenommen hatte, ihn mit sich nach Rom nahm. Hier studirte und zeichnete er die alten Denkmäler, und sein Werk über die Alterthümer Roms, wie unvollkommen es auch ist, beweist doch, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Vorzüglich schätzt man sein Werk über die Architektur (beste Ausg., 4 Bde., Vicenza 1776—83). Er starb 19. Aug. 1580 als Baumeister der Republik Venedig. P. gehörte zu den Meistern, die im 16. Jahrh. durch das Studium der Werke der röm. Baukunst eine neuere Periode der Baukunst hervorbrachten. Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt zierte, einer der glänzendsten Beweise seines großen Talents. Auch verdankt ihm Venedig mehrere seiner schönsten Gebäude, z. B. das Refectorium von San-Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens. Zu Mestre in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Palast Barbaro. Ebenso haben Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend mehrere Denkmale seiner Kunst aufzuweisen. Die meisten seiner Werke besitzt Vicenza selbst, wo jedermann, der es irgend aufwenden konnte, einen Palast oder wenigstens ein Haus von seiner Erfindung besitzen wollte. Die ausgezeichnetsten dieser Bauten sind die Paläste Tiane, de Porti, Valmarana und die von ihm mit einer prächtigen Doppelordnung umbaute Basilica (ein großer öffentlicher Saal), nebst zahllosen Häusern, Villen u. s. w. Dasjenige Privatgebäude, worin er am freiesten seiner Inspiration folgen konnte, ist die berühmte Villa Capra bei Padua. P. ist vermöge der reichen und grandiosen Conception seiner Formen und der originellen Anordnung des Raums einer der ersten Architekten, die je gelebt haben. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeistern nennt. Im einzelnen sind jedoch seine Werke keineswegs mustergültig, obschon sie die

spätern Epochen der Baukunst fast völlig beherrscht haben. Man tadelt besonders die übermäßige Anwendung gekuppelter Halbsäulen, die unreine Form seiner dorischen Ordnung u. dgl. Jedenfalls aber ist sein Stil noch classisch und rein im Vergleich mit der spätern allgemeinen Verwilderung der Architektur. Eine neue Ausgabe seiner Werke besorgten Chapuy und Beugnat (Par. 1827). Vgl. Temanza, «Vita di A. P.» (Ven. 1763); Magrini, «Memorie intorno la vita e le opere di A. P.» (Padua 1846).

Palladium nannte man im Alterthum ein Bild der Pallas, das als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt im Verborgenen aufbewahrt wurde. Besonders berühmt war das troische P., von dem Apollodor Folgendes erzählt. Athene kämpfte einst mit Pallas, der Tochter des Triton. In dem Augenblick, wo erstere verwundet worden wäre, mischte sich Zeus in den Kampf und hielt ihr die Aegis vor. Pallas erschrak darüber, wurde dabei von Athene verwundet und starb. Aus Trauer hierüber ließ Athene ein Bild derselben verfertigen, legte diesem die Aegis um und stellte es neben das Bild des Zeus. Als zu demselben später die von Zeus entehrte Elektra ihre Zuflucht nahm, warf es Athene auf die Erde nach Ilion, wo ihm Ilos ein Heiligthum errichtete. Das Bild war drei Ellen hoch, hatte in der Rechten eine Lanze, in der Linken Spindel und Rocken. Von ihm war der Sage nach Ilions Fall abhängig. Deshalb entwendeten es Odysseus und Diomedes. Mehrere Städte behaupteten später dasselbe zu besitzen, so Athen und Argos. In Rom glaubte man, daß es sich im Tempel der Vesta befinde, wo es so heilig bewahrt wurde, daß es nicht einmal der Pontifex Maximus sehen durfte. Heliogabalus soll es in seinen Sonnentempel versetzt haben. Alle Palladien, die es gab, waren aus Holz geschnitzt und von alterthümlichem Ansehen. Die Füße waren nicht getrennt, die Augen durch Striche bezeichnet; später gab man ihnen eine schreitende Stellung mit wenig geöffneten Augen.

Palladium heißt eins aus der Gruppe der platinähnlichen Metalle, und zwar das am leichtesten schmelzbare von diesen. In manchen Goldarten aus Brasilien findet sich an P. gegen 10 Proc., im Platinerze zwischen 1/3—1 Proc. Das Metall wurde 1803 von Wollaston im Platin entdeckt. Das P. kann leicht geschmiedet und zu Drähten ausgezogen werden, hat ein specifisches Gewicht von 11,4 und läuft selbst beim schwachen Erhitzen an der Luft blau an. Das dabei gebildete Oxyd reducirt sich aber wieder bei stärkerm Glühen. Im Sauerstoffgebläse verflüchtigt es sich als grünes Gas. Die Dämpfe verdichten sich zu braunem Pulver. Als Pulver sowol wie auch in dichtem Zustande zeigt es dieselben Contactwirkungen wie Platin. Geschmolzen, sprotzt es wie Silber beim Erkalten. In heißer Salpetersäure und Königswasser löst es sich leicht zu dunkelrothbraunen Flüssigkeiten auf. Am leichtesten kann man es vom Platin durch sein Verhalten zum Jod unterscheiden, indem sich das P., mit Jodlösungen behandelt, in schwarzes Palladiumjodür verwandelt, während das Platin dadurch nicht angegriffen wird. Die technische Verwendung des P. ist schon wegen seiner Seltenheit und Kostspieligkeit nur unbedeutend. Man hat es als Draht zur Befestigung künstlicher Zähne verwendet. Auch benutzt man es auf der Sternwarte zu Greenwich, wo alle andern Metalle durch die Seeluft sehr leicht anlaufen, zur Herstellung von solchen Theilen astron. Instrumente, bei denen das Anlaufen vermieden werden muß.

Palladius (Rutilius Taurus Aemilianus), ein späterer röm. Schriftsteller, der wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und Theodosius lebte, schrieb ein Werk «De re rustica» oder «Ueber den Landbau» in 14 Büchern, wovon das letzte Buch in Distichen verfaßt ist. Dasselbe hat zwar in sprachlicher Hinsicht manche Mängel, war aber seines Inhalts wegen, da es einen ziemlich vollständigen Wirthschaftskalender enthält, für seine Zeit sehr brauchbar und wurde daher noch im Mittelalter häufig gelesen und vielfach benutzt. Die beste Bearbeitung lieferte J. G. Schneider in den «Scriptores rei rusticae veteres Latini» (Bd. 3, Lpz. 1795). — Bekannt sind außerdem aus der spätern griech. Literaturgeschichte P., Bischof von Helenopolis in Bithynien, ein Freund des Chrysostomus, geb. 367 n. Chr. in Galatien, gest. um 430 n. Chr., Verfasser einer Geschichte der Einsiedler, die den Titel «Historia Lausiaca» führt, weil sie auf Befehl des Lausus, Statthalters von Kappadocien, von ihm geschrieben wurde, herausgegeben von Meursius (Leyd. 1616); und P., ein berühmter Lehrer der Arzneikunde zu Antiochia, wahrscheinlich im 7. Jahrh. n. Chr., welcher, außer einem Commentar zu den Werken des Hippokrates, eine Schrift «De febribus» oder «Ueber die Fieber» verfaßt hat, die von Bernard am besten bearbeitet worden ist (Leyd. 1745).

Pallas Athene, s. Minerva.

Pallas (Pet. Simon), berühmter Reisender und Naturforscher, geb. zu Berlin 1741, Sohn eines Arztes, studirte Arzneikunde, Naturwissenschaften und Naturgeschichte und ging dann nach

Leyden, wo er sich durch Ordnung der prächtigen Naturaliensammlung des Erbstatthalters große Kenntnisse in der naturhistor. Museographie erwarb. Nachdem er auch England besucht hatte, wurde er zur Anordnung ähnlicher Sammlungen vielfach gebraucht und dadurch in den Stand gesetzt, seinen noch jetzt geschätzten «Elenchus zoophytorum» (Haag 1766; deutsch von Wilkens, Nürnb. 1784) und die «Miscellanea zoologica» (Haag 1766) herauszugeben. Darauf kehrte er nach Berlin zurück und fing hier an, seine später bis auf 14 Hefte fortgesetzten «Spicilegia zoologica» (2 Bde., Berl. 1767—1804) zu veröffentlichen. Inzwischen dem ganzen gelehrten Europa bekannt geworden, berief die Kaiserin Katharina II. den jungen Gelehrten als Adjunct der Akademie und Collegienassessor nach Petersburg und stellte eine wissenschaftliche Expedition nach dem russ. Asien unter seine Leitung. P. trat diese Reise 21. Juni 1768 in Begleitung von Sokolow, Sujew und Rytschkow an. Er durchforschte zuerst das uralische Gebirge, die Gegend am Jaik bis Gurjew und die Steppe der Kirgisen, dann östlich vom Ural das Altaische Gebirge und den Länderstrich bis Kjachta. Hierauf wendete er sich zurück über Krasnojarsk, Tomsk und Tara, bereiste die Steppe zwischen dem Jaik und der Wolga und die Gegend zu beiden Seiten der untern Wolga, worauf er nach einer sechsjährigen Abwesenheit 30. Juli 1774 nach Petersburg zurückkehrte. Den außerordentlich reichen Schatz seiner Beobachtungen legte er in den «Reisen durch verschiedene Provinzen des russ. Reichs in den J. 1768—73» (3 Bde., Petersb. 1771—76) nieder. Hieran reihen sich «Sammlung histor. Nachrichten über die mongol. Völkerschaften» (2 Bde., Petersb. 1776—1802) und «Neue nordische Beiträge zur physik. und geogr. Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie» (6 Bde., Petersb. 1781—93). Die großartigen Sammlungen, die P. außerdem mitbrachte, bilden den Kern des akademischen Museums zu Petersburg. P. war bereits 1777 Mitglied eines topogr. Ausschusses zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russ. Reichs und 1782 Collegienrath geworden. Er hatte die Botanik inzwischen mehr und mehr zu seinem Lieblingsfach gemacht, für die er rastlos bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die verschiedenen Provinzen des ungeheuern Reichs durchforschte. Die prächtige «Flora Rossica» (Petersb. 1784—88), deren Fortsetzung aber unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botan. Wanderungen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Dies beweisen unter anderm seine trefflichen «Icones insectorum praecipue Rossiae Sibiriaeque peculiarium» (2 Abth., Erl. 1781—83), die er seit 1806 fortsetzte, und seine Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen der Erde, das er unter dem Titel «Linguarum totius orbis vocabularia Augustissimae (Catharinae II.) cura collecta» (2 Bde., Petersb. 1786—89; 2. Aufl., 4 Bde., 1790—91) herausgab. Er wurde 1785 ordentliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften und 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, so schenkte ihm die Kaiserin mehrere Güter in dem fruchtbarsten südl. Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte nun P. zu Simferopol mit einem reichlichen Auskommen. Als eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler aus Leipzig 1793 nach dem südl. Rußland unternahm, sind das «Tableau physique et topographique de la Tauride» (Petersb. 1795) und die «Bemerkungen auf einer Reise durch die südl. Statthalterschaften des russ. Reichs in den J. 1793—94» (2 Bde., Lpz. 1803, mit Atlas) zu betrachten. Der Aufenthalt in Taurien aber war P. durch die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidet worden. Später reiste er nach Berlin, wo er 8. Sept. 1811 starb und einen Theil seiner kostbaren Sammlungen der dasigen Universität vermachte. Aus der großen Zahl seiner Schriften sind noch hervorzuheben, «Species astragalorum» (14 Hefte, Lpz. 1800—4).

Palleske (Emil), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1823 zu Tempelburg in Pommern, widmete sich zu Berlin und Bonn neben philol. Studien mit besonderer Vorliebe der Geschichte und der dramatischen Literatur. Nach einem schon früh gefaßten Entschlusse betrat er hierauf die Bühne und machte auf einigen Stadttheatern seine ersten glücklichen Versuche als Schauspieler. Auf Stahr's Fürsprache wurde er 1845 am oldenburger Hoftheater dauernd für Charakterrollen engagirt. In dieser Stellung trug er wesentlich bei, jener Bühne ihre künstlerische Haltung zu bewahren. So vereinigte er unter anderm auch die Schauspieler zu gemeinsamen Studien. Außer Prologen dichtete P. zu Oldenburg ein Drama «Achilles» (Gött. 1855), die «Braut von Korinth» und andere Stücke, die zwar insgesammt zur Aufführung gelangten, aber von ihm selbst nicht an andere Bühnen versandt, sondern, wie auch die spätern, «König Monmouth (1853) und «Oliver Cromwell» (1855), nur als Studien angesehen wurden. Daneben betheiligte er sich mit dramaturgischen Aufsätzen an Rötscher's «Jahrbüchern» und Kolatschek's «Monatsschrift». 1851 gab P. seine Stellung in Oldenburg auf und begann in

Berlin dramatische Vorlesungen in Tieck's und Holtei's Weise zu halten, welche Thätigkeit er seitdem in fast allen größern deutschen Städten mit glänzendem Erfolge fortsetzte. Seinen Ruf als geistvoller Schriftsteller begründete er mit „Schiller's Leben und Werke“ (2 Bde., Berl. 1858—59; 4. Aufl. 1862), ein Werk, das nicht nur in Deutschland große Anerkennung gefunden, sondern auch in fremde Sprachen übersetzt worden ist. Später wandte er seine Studien vorzugsweise Shakspeare zu. P. lebt meistens in Weimar.

Palliativ, abgeleitet von pallium, d. i. Mantel oder Hülle, nennt man vorzugsweise das, womit man irgendein Uebel in seinen zunächst in die Augen fallenden Aeußerungen zu mildern sucht, ohne die Grundursache desselben zu heben. Besonders häufig wird dieses Wort in der ärztlichen Sprache angewendet. Palliativmittel, d. h. Linderungsmittel, dienen in unzähligen Fällen, wo der Arzt entweder die Krankheit gar nicht erkennen oder in ihrem Verlaufe durch seine Kunst doch nichts Wesentliches abändern kann, zur Beseitigung lästiger Nebenerscheinungen, so der Schmerzen, der Schlaflosigkeit u. s. w. Als Palliativa benutzt man hauptsächlich die narkotischen Mittel, namentlich Opium und sog. Präparate derselben (Morphium u. s. w.), Belladonna, Bilsenkraut, Schierling u. s. w., nächstdem die Anästhetica, nämlich Chloroform, Aether u. a. m.; außerdem nach Umständen Kälte (Eis), Wärme, Druck und eine Menge anderer theils körperlich, theils auf den Geist wirkender Mittel.

Pallium, abgeleitet von Palla (s. d.), hieß der wollene Mantel, den seit dem 4. Jahrh. im Oriente alle Bischöfe bei ihrer Weihe empfingen. Erst um das J. 500 fingen die Päpste an, dasselbe abendländ. Bischöfen zu ertheilen, um die Verbindung derselben mit dem röm. Stuhle zu versinnbilden. Häufiger wurde diese Ertheilung unter Gregor I. und zwar nicht blos an Metropoliten, sondern auch an einfache Bischöfe; auch schlich sich dabei schon früh eine Taxe ein, die jedoch Gregor misbilligte. Mit dem Auftauchen der Pseudo-Isidorischen Ideen fing man in Rom auch an, die Metropolitengewalt von dem Empfange des P. abzuleiten und an ihn die Forderung zu knüpfen, dem päpstl. Stuhle Gehorsam zu geloben. Kraft eines Beschlusses der vierten Synode im Lateran unter Innocenz III. (1215) ist der Empfang des P. zur Ausübung des erzbischöfl. Amts absolut nothwendig. Obschon noch Papst Zacharias es für eine Verleumdung erklärte, daß sich der päpstl. Stuhl die Ertheilung des P. als einer Gabe, die ihm von der Gnade des Heiligen Geistes verliehen sei, bezahlen lasse, bildete sich die Praxis doch dahin aus, daß das P. nur gegen eine Taxe, die oft bis zu 30000 Fl. stieg, verliehen wurde. Das Concil von Basel schaffte zwar die Palliengelder ab, aber der päpstl. Stuhl führte sie wieder ein. Seit dem 12. Jahrh. besteht das P. in einem drei bis vier Finger breiten weißwollenen Kragen, der über den priesterlichen Ornat um die Schultern getragen wird. Ein Streifen hängt über den Rücken, der andere etwas längere über die Brust; beide sind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieser Schmuck wird durch die Nonnen im Kloster St.-Agnes zu Rom aus der Wolle jährlich 21. Jan. geweihter Schafe gefertigt und mit dem, der ihn erhalten, begraben.

Palm (vom lat. palma, palmus, flache Hand, die Handbreite und die Spanne) heißt ein Längenmaß in verschiedenen Ländern Europas von sehr abweichender Größe. Dasselbe stammt aus den Zeiten der Römer, bei denen man einen kleinen und einen großen P. unterschied. Der erstere, die Palma (auch Palmus minor), umfaßte vier Fingerbreiten oder das Viertel eines röm. Fuß, während der letztere, in der spätern Kaiserzeit vorzugsweise Palmus (Palmus major, auch Spithama und Dodrans) genannt, eine Spanne oder $^3/_4$ des röm. Fuß begriff. In diesem Sinne erhielt sich das Maß in der Namensform Palmo bei den Italienern, Spaniern und Portugiesen. In Italien war der P. vor Einführung des Decimalmaßes sehr verschieden. So betrug seine Länge als Baumaß z. B. in Genua 111,3, in Neapel 116,9, in Rom 99, in Palermo 107,3, in Cagliari 98,8 in Carrara 108,1 par. Linien, während man ihn im Handel und Wandel in Florenz und Livorno in Wolle auf 130,9, in Seide auf 129, zu Nizza auf 117, zu Pisa auf 132,3, zu Rom auf 110,3, in Sardinien auf 111,8 par. Linien berechnete. In Spanien ist der Palmo mayor = $^1/_4$ castil. Vara oder 9 Zoll, der Palmo menor oder Palmo de Ribeira = $^1/_4$ castil. Vara ($^1/_3$ Palmo mayor) oder 3 Zoll. In Portugal ist der Palmo de Craveiro die Einheit der Längenmaße, in der Größe von 8 Zoll oder 0,22 Meter. Neben ihm ist noch der Palmo da Junta (1756 von der Handelsjunta als Normalmaß zur Regelung der Schiffsfrachten nach den Colonien für alle flüssigen und trockenen Waaren eingeführt) gebräuchlich, welcher 0,91 Palmo de Craveiro oder 0,2002 Meter entspricht. Der Palmo de Craveiro avantejado (gutes Maß) wird zu 8$^1/_4$ Zoll gerechnet. In den Niederlanden ist der P. als einheimischer Name für den Decimeter gebräuchlich. Daneben jedoch ist der P., wie auch in Hamburg, Holland und Norwegen, noch immer das übliche Maß zur Bestimmung der

Stärke der Schiffsmasten. In den Niederlanden unterscheidet man den Rond-Palm (für den Umfang der Masten) zu $1/3$ alte amsterd. Fuß oder 0,094378 Meter, von dem Diameter-Palm (für den Durchmesser der Masten), welcher einem neuen P. (Decimalmaß) entspricht. In Hamburg wird der P. oder die Palme zu 42,3 par. Linien ($1/3$ hamburger F.), in Norwegen zu 39,3 par. Linien angenommen.

Palm (Joh. Phil.), Buchhändler zu Nürnberg, ein Opfer der franz. Justiz in Deutschland, war zu Schorndorf 1766 geboren. Er hatte in Erlangen bei seinem Oheim, Joh. Jak. Palm, den Buchhandel gelernt, nachher die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg geheirathet und war so Inhaber der Stein'schen Buchhandlung daselbst geworden, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahr 1806 versendete diese Handlung die Flugschrift «Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung», welche, im ganzen gehaltlos, bittere Wahrheiten über Napoleon und das Betragen der franz. Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an die Stage'sche Buchhandlung in Augsburg, jedoch, wie P. bis zum letzten Augenblick seines Lebens behauptete, blos als einen dem Inhalte nach ihm ganz unbekannten Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt sie als Neuigkeit ein Geistlicher, bei welchem franz. Offiziere im Quartier waren, welche Deutsch verstanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Napoleon's auswärtige Polizei hatte es sehr bald ausgekundschaftet, daß die Flugschrift durch die Stein'sche Buchhandlung nach Augsburg versendet worden sei. P. verlangte unter diesen Umständen selbst bei der nürnbergischen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Untersuchung; doch ging man auf seinen Antrag nicht ein. Dagegen dauerten die Nachforschungen von München aus, wo sich der franz. Gesandte Otto befand, fort. P. war in München, als ihm seine Gattin meldete, daß vier Fremde in seinem Geschäfte nach jener Flugschrift gefragt, alles durchsucht und, da sie nichts gefunden, sich entfernt hätten. P. beruhigte sie und kam nach Nürnberg zurück. Wahrscheinlich war er der Verhaftung in München dadurch entgangen, daß sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung zusammenstimmte. Er hätte Zeit genug gehabt, sich zu flüchten, allein er that es nicht. Als er jedoch hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet sei, begab er sich von Nürnberg, das noch von franz. Truppen besetzt war, nach der damals preuß. Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen jedoch trieb ihn die Sorge für seine Familie nach Nürnberg zurück, wo er sich indeß nicht öffentlich sehen ließ. Da erschien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniß angesehener Männer und verlangte Almosen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, P. selbst zu sprechen. Der arglose P. ließ ihn zu sich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte sich der junge Bettler entfernt, so traten zwei franz. Gendarmen, die durch diesen Kunstgriff P. überraschten, in den Buchladen, drangen in P.'s Zimmer und führten ihn mit sich zum franz. General. Er wurde über die Flugschrift befragt und sagte aus, was er noch in der Stunde seines Todes betheuerte, daß sie ihm von einer fremden Buchhandlung ohne Benennung zur weitern Spedition nach Buchhändlergebrauch in verschlossenen Packeten zugesendet worden sei. Da er nicht angeben wollte, woher er sie erhalten, so wurde er festgenommen und tags darauf nach Ansbach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier schlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marschalls erklärte, P.'s Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris, und es wurde derselbe nun nach Braunau gebracht, welches die Franzosen noch nicht an Oesterreich zurückgegeben hatten. Auf eine Vorstellung seiner Gattin bei dem Marschall Berthier erfolgte der Bescheid, daß nichts mehr zu thun sei. Der Proceß wurde so beeilt, daß das außerordentliche Kriegsgericht schon 26. Aug., nachdem P. in zwei Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte und seine Loslassung erwartete, das Todesurtheil aussprach. Für P. hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger gesprochen, da der von ihm erbetene nicht erschienen war und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden. Ein Dolmetscher leitete die Verhöre. P. war bei seiner ersten Behauptung standhaft geblieben; auch fand sich in der ihm zur Last gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man 26. Aug. halb 11 Uhr mittags seinen Kerker öffnete, man werde ihm seine Freilassung ankündigen. Statt dessen wurde ihm das Todesurtheil vorgelesen, welches noch denselben Tag um 2 Uhr vollzogen werden sollte. Vergebens wurde der General St.-Hilaire von den braunauer Frauen und Kindern um Aufschub angefleht. Der Kaiser allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieser habe das Todesurtheil ausgesprochen und die unaufschiebbare Vollziehung anbefohlen. So starb P. als Märtyrer. Engländer steuerten für die Familie des Gemordeten. In Petersburg trugen selbst der Kaiser und die Kaiserin-Mutter zu einer Sammlung bei, und einzelne Städte, wie Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und Dorpat, thaten

dasselbe. 1866 wurde P. zu Braunau ein Denkmal errichtet. Vgl. «Biographie Joh. Philipp P.'s» (Münch. 1842).

Palma, eine der zu Spanien gehörigen Canarischen Inseln (s. d.), hat ein Areal von $13\frac{1}{5}$ Q.-M. und zählt (1860) 31138 E. (gegen 37780 im J. 1844). Die Insel ist sehr bergig und enthält im Innern nächst Teneriffa die höchsten Bergspitzen der Inselgruppe, den Pico de los Muchachos, 8440 F., den Pico de la Cruz, 8262, und den Pico del Cedro, 7037 F. hoch, welche die 2633 F. hohe Caldera de Taburiente umgeben, einen ungeheuern erloschenen Krater von etwa 2 St. Durchmesser und einer Tiefe von beinahe 1000 Klaftern, einen der für das Studium der vulkanischen Phänomene merkwürdigsten Punkte der Erde. Nach allen Richtungen ziehen sich enge, 4—500 F. tief eingeschnittene Schluchten oder Barrancos gegen die Küstenränder, die steil und wenig zugänglich sind. Die Insel ist, außer im Süden, gut bewässert, hat auch mehrere warme mineralische Heilquellen, einen durchweg aus zersetztem vulkanischen Gestein gebildeten und namentlich im Norden außerordentlich fruchtbaren Boden. Derselbe ist besonders für den Weinbau günstig; doch wird Agricultur nur schwach betrieben. P. besitzt vor den übrigen Canarien Reichthum an starken, für den Schiffbau geeigneten Waldbäumen. Die Einwohner produciren außer vielem Wein, aus dem Branntwein destillirt wird, nur etwas Zucker und einige Seidenstoffe. Die Rindviehzucht ist vernachlässigt; Ziegen werden im Uebermaß gehalten. Die Hauptstadt Santa-Cruz de P., mit 5000 E., hat eine geräumige, sichere Rhede und Schiffswerfte und trieb einst blühenden Handel nach Amerika. Die Stadt Los Llanos mit 7000 E., in sehr fruchtbarer Gegend, treibt ansehnliche Seidenweberei und Töpferei.

Palma, die befestigte Hauptstadt des span. Königreichs Mallorca oder der Balearen (s. d.), eine Ciudad von 53039 E. (1860), Sitz des Generalkapitäns, eines Bischofs, eines Obergerichts sowie früher auch einer Universität, zugleich der wichtigste Handelsplatz der Insel Mallorca (s. d.), liegt an deren Südwestküste im Hintergrunde der hufeisenförmigen Rada de Mallorca auf einem Hügel und ist von einer durch 13 Batterien vertheidigten Mauer mit 8 Thoren umgeben. Die Stadt hat stattliche Häuser, schöne Promenaden, regelmäßige Straßen und Plätze, außer dem großen Dom 6 Pfarrkirchen, 11 Nonnen- und 15 ehemalige Mönchsklöster, zum Theil mit schönen Kirchen, 4 Hospitäler und 1 Barmherzigkeitshaus. Auch befinden sich hier ein Instituto, eine Schiffahrtsschule, ein Priesterseminar, eine Normal-Elementarschule und andere Unterrichtsanstalten, eine ökonomische Gesellschaft, eine Handelsjunta, eine Filiale der span. General-Creditgesellschaft, ein Theater. Die merkwürdigsten Gebäude sind die Kathedrale, ein unter Jakob I. von Aragonien begonnener goth. Prachtbau mit dem marmornen Grabe Jakob's II., mit einer schönen, durch schlanke, achteckige Thürme eingefaßten Façade und den grandiosesten Gewölbspannungen des Mittelalters; ferner das Dominicanerkloster mit dem prachtvollen Grabmal des Marquis de la Romana; die Lonja oder der Börsenpalast, ein großes goth. Gebäude aus dem 15. Jahrh.; das Stadthaus, ebenfalls von goth. Bauart, mit der berühmten «balearischen Uhr» und einer Gemäldesammlung; der königl. Palast, einst Residenz der maurischen Fürsten, jetzt Sitz des Generalcapitanats und des Obergerichts, ein großes alterthümliches Gebäude mit schönen Gärten. Außer diesen öffentlichen Gebäuden hat P. viele Privatpaläste reicher Adelsgeschlechter, zum Theil mit werthvollen Kunstsammlungen und Bibliotheken. Die Umgebungen der reizend gelegenen Stadt sind besäet mit Landhäusern und Gärten. Der auch für große Seeschiffe zugängliche Hafen hat einen Steindamm von 460 Varas Länge. Zu demselben gehören 526 Schiffe. 1865 liefen 41 fremde Schiffe von 6947 Tonnen, 20 span. Kriegs- und 1060 Kauffahrteischiffe von 85612 Tonnen ein.

Palma oder Palma Campania, eine Stadt von 5747 E. in der ital. Provinz Terra di Lavoro (Campanien), $3\frac{1}{4}$ M. östlich von Neapel, $\frac{7}{8}$ M. südlich von Nola, an der Eisenbahn und am Abhange des Höhenzugs im Nordosten des Vesuvs malerisch gelegen, hat drei Kirchen und zwei Klöster, eine alte Herrenburg, jetzt Staatseigenthum, und Reste einer großen Feste, das Castello di P., auf der nahen Höhe. — P. oder Palma di Montechiaro, eine Stadt an der Südküste Siciliens, in der Provinz und 3 M. im Südosten von Girgenti, hat 11188 E., Schwefelgruben und in ihrem schönen, fruchtbaren Thale riesige Mandelbäume, deren Früchte, Palmamandeln, die größten in Sicilien sind. Durch dieses Thal führt die Straße 2 M. südostwärts nach der 14338 E. zählenden und wegen ihres starken Getreide- und Schwefelexports wichtigen Stadt Licata, dem bedeutendsten Handelsplatz an der Südküste Siciliens, an der Mündung des Fiume Salso (Himera) und am Fuße des Poggio di San-Angelo, d. i. des Vorgebirges Ecnomos, auf dessen Höhe 256 v. Chr. Regulus in einer der größten Seeschlachten aller Zeiten die karthagische Flotte besiegte. — P. oder Palmanuova, ein Städt-

chen von 4214 E. (1856) in der venet. Provinz Udine oder Friaul, 3 M. südlich von Udine, an der österr. Grenze und am Kanal La Roja, mit einer nach Vauban's Plan erbauten Festung, hat eine schöne Haupt- und drei andere Kirchen, ein Hospital, ein Lazareth, eine starke Kaserne, große Kasematten, ein kleines Theater, eine schöne Wasserleitung und ein Seidenfilatorium. Die Festung wurde 1593 von der Republik Venedig gegen die Türken und den Kaiser gebaut, aber bis in die neueste Zeit nie belagert. 1797 wurde sie den Oesterreichern freiwillig übergeben, die sie 1805 ohne Vertheidigung ließen. Im März 1848 erklärte sie sich für die ital. Bewegung, wies 18. April Nugent's Aufforderung zur Uebergabe zurück, ward hiernach vom General Schwarzenberg blokirt und ergab sich 25. Juni 1848 den Oesterreichern.

Palma (Jacopo), Il Vecchio, ein ital. Maler des 16. Jahrh., geb. zwischen 1476 und 1482, gest. nach 1560, verfolgte die Richtung des Giorgione, die menschliche Persönlichkeit im Vollwerthe ihres Daseins zu geben, und ist auf diesem Gebiete Schöpfer der mit edler Lebensfülle ausgestatteten weiblichen Charaktere, wie sie die spätere venet. Schule liebte. Sein Colorit ist überaus wahr und stark und seine Zeichnung sehr sorgfältig, dabei aber doch scheinbar leicht ausgeführt. Sein Hauptwerk, die heil. Barbara, in Sta.-Maria Formosa zu Venedig, zeigt vollste Gewalt über die Farbe und Modellirung. Außerdem besitzen die Sammlungen in Rom, Neapel, Genua, Wien, München, Berlin u. s. w. Gemälde von ihm. Auch in Bildnissen war er höchst ausgezeichnet. — Ein anderer Jacopo P., genannt Palmetto oder Il Giovane, nach einigen des vorigen Neffe (1544 bis um 1628), der ein Nachfolger Tintoretto's war, sank früh zum handwerksmäßigen Schnellmaler herab. Venedig ist voll von seinen Werken, welche gewissenloses Haushalten mit einem großen Talent bekunden.

Palmarum, s. Palmsonntag.

Palmblad (Wilhelm Fredrik), einer der verdientesten schwed. Schriftsteller, geb. 16. Dec. 1788 zu Liljested unweit Söderköping in Ostgothland, bezog 1806 die Universität zu Upsala, wo er bald ein sehr thätiges Mitglied der Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften wurde, aus der 1807 der Aurorabund hervorging. Namentlich war es die Lectüre Schiller's gewesen, welche eine Ahnung von Poesie in seiner Seele erweckt hatte. 1810 kaufte er die akademische Buchdruckerei und ließ sogleich den «Phosphoros», der bis 1813 fortgesetzt wurde, dann seit 1812 den «Poetisk Kalender», der bis 1822 dauerte, und seit 1813 die «Svensk Literaturtidende» erscheinen, die 1824 geschlossen wurde. Diese Blätter, an denen außer P. namentlich Hammarsköld und Atterbom thätig waren, haben einen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der schwed. Literatur gehabt und wesentlich zu dem raschen Siege der Romantik über die classische Richtung beigetragen. 1822 trat P. als Docent der vaterländischen Geschichte auf, worauf er 1827 als Adjunct für das Lehrfach der Geographie und Geschichte an der upsalaer Universität angestellt ward und 1835 eine ord. Professur der griech. Sprache und Literatur erhielt. Er starb 2. Sept. 1852. P. gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern Schwedens. Eins seiner Hauptwerke ist das unvollendete «Handbok i physiska och politiska geographien» (Bd. 1—5, Ups. 1826—37), welches sich durch große Sorgfalt und Gründlichkeit auszeichnet und in Schweden noch unübertroffen dasteht. Einen Theil desselben bildet «Palästina» (Stockh. 1823; 3. Aufl. 1842). Von geogr. und histor. Schriften sind noch das «Lärobok i geographien», die «Minnestafla öfver Sveriges Regenter» und das «Lärobok i nyare historien» in ihrem Vaterlande sehr geschätzt und allgemein verbreitet. Auch seine histor.-statist. Beschreibung des «Konungarikes Norrige» (Ups. 1846; «Bihang», 1847) hat allseitige Anerkennung gefunden. Als Früchte seiner classischen Studien ist außer den Uebersetzungen des Aeschylus (Ups. 1845) und Sophokles (Ups. 1841) noch die «Grekisk Formkunskab» (2 Bde., Ups. 1843—45) mit Auszeichnung zu nennen. Schon aus früherer Zeit hatten sich P.'s Novellen «Amala» und «Die Insel im See Dall» dauernden Beifall erworben; seine novellistischen, auch ins Deutsche übersetzten Hauptarbeiten, wie «Familjen Falkensvärd» (2 Bde., Örebro 1844—45) und vor allem «Aurora Königsmark» (6 Bde., Örebro 1846—51), welche in seine spätere Lebenszeit fallen, gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Gattung in der schwed. Literatur. Außerdem war P. seit 1835 Redacteur des höchst schätzbaren «Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Swenska Män» und nahm erst als Vicepräses, dann, nach Afzelius' Tode, als Vorsteher des 1830 zusammengetretenen Literaturvereins den thätigsten Antheil an den von letzterm herausgegebenen Zeitschriften. Auch bearbeitete er viele Artikel für deutsche Werke, wie Ersch und Gruber's «Allgemeine Encyklopädie», das «Conversations-Lexikon», das «Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur» u. s. w.

Palmeirim (Luis Augusto), hervorragender portug. Dichter, geb. zu Lissabon 9. Aug.

1825, ein Sohn des Generallieutenants Luis Ignacio Xavier P., der ihn zum Militärstande bestimmte und in dem königl. Militärcollegium erziehen ließ. Der Sohn trat aber, nachdem er einige Jahre im Heere gedient, in den Civildienst über, wurde im Ministerium der öffentlichen Arbeiten angestellt und Mitglied der königl. Akademie zu Lissabon. Gegenwärtig ist P. der volksthümlichste Lyriker Portugals. Seine «Poesias» erschienen zuerst in Lissabon 1851, dann 1853 und 1859 in zweiter und dritter Auflage. Vorzüglich gelingen ihm die patriotischen und volksmäßigen Lieder, deren viele schon vom Volksmunde gesungen werden, sodaß man ihn nicht mit Unrecht den portug. Béranger genannt hat. Wie dieser nimmt auch er den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen und Bewegungen des Tages. In einem seiner berühmtesten patriotischen Gedichte, «Os Desterrados», hat er sich zum poetischen Anwalt seiner Parteigenossen, der Progressisten, gemacht, indem er das harte Los der 1847 nach Afrika verbannten Theilnehmer einer Militärrevolte beklagt und der Königin Maria darüber energische Vorwürfe macht. Dieses Lied ist ganz zum Volkslied geworden. Eine eigene Abtheilung seiner Gedichtsammlung nannte er «Poesias populares», in der sich mehrere Gedichte befinden, denen echte Volkslieder zu Grunde gelegt sind, während er in andern die einfache Naivetät des Volksliedes treffend nachgeahmt hat. P. dichtete außerdem eine ziemliche Zahl «Comedias», darunter «O sapateiro d'escada» (Lissab. 1856), «Como se sobe ao poder» (Lissab. 1856). Ueberdies veröffentlichte er Novellen und viele Aufsätze vermischten, jedoch meist polit. Inhalts in Zeitschriften.

Palmella (Don Pedro de Sousa-Holstein, Herzog von), portug. Minister, geb. in Turin 1786, machte sich zuerst durch die Festigkeit bekannt, mit welcher er 1808 auf Napoleon's Frage zu Bayonne: «Nun, ihr Portugiesen, wollt ihr Spanier sein?» ein stolzes «Nein, Sire!» zur Antwort gab. Als portug. Bevollmächtigter wohnte er dem Congresse in Wien 1814, sowie dem in Paris 1815 bei, unterzeichnete die Aechtungsurkunde gegen Napoleon und ging sodann als Botschafter nach London, wurde aber schon 1816 zum Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten in Brasilien ernannt. 1818 verhandelte er in Paris mit dem span. Gesandten die Irrungen wegen der Räumung von Montevideo. Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution in Portugal stand der Graf P. als Haupt an der Spitze der Regentschaft und erhielt als solches von der Junta den Auftrag, den König in Rio-Janeiro von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen. Nach Aufhebung der Constitution von 1822 wurde er 1823 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsident, sowie gleichzeitig zum Marquis von P. ernannt. Auf des Königs Befehl entwarf eine Junta unter P.'s Vorsitz eine constitutionelle Charte, die wegen ihrer Freisinnigkeit vom Könige beiseite gelegt werden mußte und P. den Haß der Königin und des Generalissimus der Truppen, des Infanten Dom Miguel sowie der apostolischen Junta und der span. Absolutisten zuzog. Durch den Einfluß, welchen der franz. Minister, Baron Hyde de Neuville, und der britische, Sir Edw. Thornton, jeder für die Zwecke seines Hofs, auf das polit. System des lissaboner Cabinets übten, kam P. in eine schwierige Lage, welche durch die Trennung Brasiliens von Portugal noch verwickelter wurde. Auf Befehl Dom Miguel's wurde er 30. April 1824 verhaftet. Johann VI. setzte ihn wieder in Freiheit, verlieh ihm aber nur das Ministerium des Auswärtigen, während General Pamplona Ministerpräsident wurde. Seitdem schwankte das Cabinet zwischen dem brit. System, dem P. folgte, und dem Frankreichs, bis 15. Jan. 1825 die Auflösung des Ministeriums erfolgte. Der Marquis P. behielt Titel und Rang eines Staatsministers und ging als Botschafter nach London. Als nach dem Tode Johann's VI. eine Cabinetsveränderung im Sinne der Constitutionellgesinnten eintrat, wurde P. im Juni 1827 wieder als Minister berufen, zog es aber vor, auf seinem Gesandtschaftsposten zu bleiben. Erst als Dom Miguel die Constitution aufhob, legte auch P. sein Amt nieder und begab sich 1828 zur Regentschaft nach Oporto, mit der er nach England flüchten mußte. Hier trat er wieder, vom Kaiser Dom Pedro, dem Vater und Vormunde der Königin Donna Maria da Gloria, dazu ernannt, als deren Gesandter bei dem brit. Hofe auf. Dom Miguel hatte ihn 1829 als Hochverräther zum Tode verurtheilen und sein Vermögen einziehen lassen; um so größeres Vertrauen erwarb er sich bei den Whigs. Dom Pedro stellte ihn sodann an die Spitze der Regentschaft auf Terceira, wo P. 15. März 1830 landete und mit Villaflor rastlos für die Interessen der jungen Königin wirkte. Als Dom Pedro im März 1832 auf Terceira die Regierung im Namen seiner Tochter übernahm, ernannte er P. zum Minister des Auswärtigen und sendete ihn im Sept. 1832 als Botschafter nach London, wo er mit vielem Erfolg der Miguelistischen Partei entgegenarbeitete. Zwar fiel er Anfang 1833 bei Dom Pedro in Ungnade; doch sah dieser sehr bald seinen Misgriff ein. Im Frühling 1833 begab er sich nach Oporto, und im Juni begleitete er die Expedition unter dem

Viceadmiral Napier nach Algarbien, wo er an die Spitze der in Faro errichteten Regentschaft trat. Infolge des Siegs am Cap St.-Vincent über Dom Miguel's Flotte zog er 24. Juli 1833 mit Villaflor in Lissabon ein, wo nun Dom Pedro die Regierung im Namen seiner Tochter übernahm. P. trat nun von seinem hohen Posten ab und wurde zum Herzog von P. erhoben. Nach dem Tode Dom Pedro's beauftragte ihn die Königin mit der Bildung eines neuen Ministeriums, dessen Präsident er wurde. Als solcher setzte er sehr wichtige Beschlüsse bei den Cortes von 1834 und 1835 durch, ungeachtet einer heftigen Opposition, welche sein Gegner Saldanha leitete. Verleumdet und bedroht, vermochte er dem Einflusse der Camarilla gegenüber nicht zu hindern, daß 27. Mai 1835 eine Veränderung des Ministeriums erfolgte, in welchem er zwar das Auswärtige behielt, Saldanha aber Präsident wurde. Infolge der Revolution vom 4. Nov. 1836 mußte P. in England ein Asyl suchen; doch konnte er sehr bald wieder zurückkehren. Nach dem Sturze des Ministeriums Jose Cabral im Mai 1846 trat der Herzog von P. auf kurze Zeit als Präsident an die Spitze des Ministeriums und übernahm das Portefeuille der Finanzen, während die auswärtigen Angelegenheiten dem Marquis da Saldanha übertragen wurden. (S. **Portugal**.) P. starb zu Lissabon 12. Oct. 1850.

Palmen, eine Familie monokotyler, theils zur 21., theils zur 22. Klasse des Linné'schen Systems gehörender Holzgewächse, deren Arten wegen der Majestät ihres Wuchses und der Anmuth ihrer Formen seit dem Alterthum als ein Sinnbild stolzer Schönheit und bezaubernder Grazie gegolten haben. Die meisten P. haben nämlich einen hohen, schlanken Stamm mit einer imposanten Krone riesiger und schöngeformter Blätter an der Spitze, zwischen deren Stielen zur Blüte- oder Fruchtzeit die in meist hängende und verzweigte, oft sehr große Kolben gestellten Blüten oder Früchte hervorragen. Nur selten ist der Stamm oben in einige Aeste getheilt (z. B. bei der Dumpalme, Hyphaene thebaica L., welche in Oberägypten und Mittelafrika wächst), oder ganz kurz (z. B. bei der in Südeuropa und Nordafrika einheimischen Zwergpalme, Chamaerops humilis L.), noch seltener sehr lang, aber dünn und schlingend und kletternd, wie bei den Rotangpalmen (Calamus). Die Rinde der Stämme ist bald glatt und von den zurückgebliebenen Blattstielnarben der abgefallenen Blätter geringelt, bald wegen der stehengebliebenen Blattstielbasen höckerig, schuppig oder rauh und uneben. Die meist gefiederten oder fächerförmigen, sehr selten einfachen und unzertheilten Blätter haben Stiele, welche am Grunde scheidig erweitert, oft mit enorm großen, den Stamm ganz oder theilweise umfassenden Scheiden versehen und nicht selten mit Stacheln besetzt sind. Sie sind spiralig angeordnet und von harter, holziger Textur, daher stets mehrjährig, immergrün. Die Blüten zeichnen sich nicht durch Größe und Schönheit aus, dennoch imponiren die Blütenstände wegen der meist sehr großen, oft geradezu ungeheuern Menge von Blüten, aus denen sie bestehen. Die Blüten sind in der Regel aus zwei miteinander abwechselnden, dreigliederigen Kreisen lederartiger Perigonblätter zusammengesetzt und gewöhnlich eingeschlechtig; doch pflegen die fehlenden Geschlechtsorgane durch Schuppen oder Knöpfchen angedeutet zu sein. Die Frucht ist eine Steinfrucht oder Steinbeere mit fleischiger oder faseriger Außenschicht und hartschaligem, am Scheitel oft mit drei Löchern versehenen Steinkern, welcher den stets einen großen Eiweißkörper besitzenden Samen enthält. Bisweilen erscheinen die Früchte an der Außenfläche mit großen aneinandergrenzenden Schuppen bedeckt, welcher den Schildern einer Schildkröte ähneln. Dergleichen Früchte besitzen alle Palmengattungen aus der Abtheilung der **Loricatae** (gepanzerte), zu denen unter andern die Rotangpalmen und Sagopalmen (Sagus) gehören. Alle übrigen Palmengattungen bilden die zweite Hauptabtheilung: **Palmae nudae**, nacktfrüchtige. Diese zerfallen in vier Gruppen: Coryphineae, Borassineae, Coccineae und Arecineae.

Diese großartige Familie verleiht der Vegetation der Tropenländer jenen eigenthümlichen Charakter, der jedes Reisenden Gemüth wunderbar ergreift, und nicht mit Unrecht nannte Linné die P. Fürsten des Pflanzenreichs. Der Stamm der P. ist im Innern weich, markig und nur im Umfange hart, holzig und entbehrt, da er aus zerstreuten Gefäßbündeln besteht, der Jahrringe. Die zerstreuten Gefäßbündel erkennt man recht deutlich auf dem Durchschnitte versteinerter Palmenstämme (der sog. **Staarsteine**). Bisweilen ist der Stamm rübenförmig, bei manchen P. auch in der Mitte verdickt. Er erreicht nicht selten eine bedeutende Höhe, wie bei der **Wachspalme** (Ceroxylon andicola), wo er 160—180 F. hoch wird, bei der **wahren Oelpalme** und bei dem **Drachenrotang** (Calamus Draco), bei welchem letztern er gar 600 F. und darüber lang, aber nur einige Zoll im Durchmesser dick wird. Die Blätter erreichen zum Theil eine riesenhafte Größe. Sie sind an der Kokospalme 12—16 F., bei der Zuckerpalme 15—20 F., bei der echten Sagopalme gar 20—24 F. lang, und bei der gewöhnlichen Fächerpalme

ist die Blattfläche allein 18 F. lang und 14 F. breit. Die Blüten sitzen auf großen ästigen, fleischigen Stielen in Rispen, Sträußen u. s. w. in oft kaum glaublicher Menge. So trägt nach Humboldt der Stamm einer einzigen Oelpalme an 600000 Blüten. Gemeiniglich sind sie diklinisch, ein- oder zweihäusig und oft auch polygamisch, sodaß die Befruchtung hier hauptsächlich durch Wind und Insekten bewirkt wird. Die Früchte sind bald nur so groß wie Erbsen oder Kirschen, bald aber auch, ungeachtet der Kleinheit der Blüten, von außerordentlichem Umfange, z. B. an der echten Kokospalme von der Größe eines Menschenkopfs und bei der Sechellenpalme (Lodoicea Sechellarum) bis zu 1½ F. lang und gegen 20 Pfd. schwer. Bisjetzt kennt man gegen 600 Species von P., die mit Ausnahme von etlichen 40 nur zwischen den Wendekreisen vorkommen; am zahlreichsten finden sie sich in Südamerika und im tropischen Asien und dessen Inseln. Europa besitzt nur eine einzige wirklich wilde Palme, die gemeine Zwergpalme (Chamaerops humilis L.), die in dürren Gegenden um das Mittelmeer wächst und gewöhnlich nur 1—2 F. hoch wird, daher keinen Begriff von der imposanten Schönheit tropischer P. geben kann. Ausnahmsweise erreicht jedoch auch diese Palme eine bedeutende Höhe. (S. Chamaerops.) Die im südlichsten Europa, wie in Spanien u. s. w., wachsende Dattelpalme ist erst aus Afrika dahin verpflanzt worden und also in unserm Welttheile nicht heimisch. Manche P. bilden geschlossene Wälder, wie die südamerik. Morichipalme (Mauritia flexuosa), andere wachsen vereinzelt, einige in Sümpfen, andere auf dürrem, sandigem Wüstenboden. Wenige steigen bis auf 8—14000 F. hohe Gebirge empor, wie die von Humboldt entdeckte Andenpalme.

Für diejenigen Völker, die noch auf niedrigerer Bildungsstufe stehen und wenig Pflanzen anbauen, sind die P. darum von so großer Wichtigkeit, weil sie die Mittel zur Befriedigung mehrfacher Bedürfnisse darbieten. Die Stämme liefern Material zum Bau der Wohnung und zu verschiedenen Geräthschaften; die gewaltigen Blätter liefern eine treffliche, dem Regen und der Sonne lange widerstehende Bedachung, und auch die langen Dornen mancher Arten sind zu benutzen. Durch Abschneiden der jungen Blütenkolben oder durch Einschnitte in den Stamm erhält man einen mostartig schmeckenden Saft, der ebenso wie der kalte Aufguß einiger beerentragenden P. mittels Gärung ein weinartiges Getränk gibt, den Palmenwein. Aus der Fruchthülle der in Guinea wachsenden Oelpalme (s. d.) und aus den Samenkernen mehrerer anderer P. gewinnt man das in großen Mengen in den Handel kommende Palmöl (s. d.). Aus dem Stamme der Andenpalme (Ceroxylon andicola) und der wachsgebenden Schirmpalme (Corypha cerifera) schwitzt eine Art Wachs aus, das durch Sieden und Auspressen des äußersten rindenartigen Theils vom Stamme gewonnen und wie Bienenwachs benutzt wird. Die jungen Herztriebe (die unentwickelten Blätter) vieler Arten liefern ein gesundes und schmackhaftes Gemüse, das unter dem Namen Palmenkohl bekannt ist. Von der größten Wichtigkeit sind die Früchte der Dattelpalme und der Kokospalme. Die erstere ist ein wahrer Baum des Lebens für die Bewohner Aegyptens, Arabiens und Persiens und in den Wüsten oft die einzige Nahrungsquelle; die andere liefert eins der unentbehrlichsten Lebensmittel der Südseeinsulaner, deren Existenz auf einigen der zuletzt entstandenen Eilande fast ganz von dem Vorhandensein dieser Palme bedingt wird. Das amylumreiche Mark der Sagopalme (s. d.) und mehrerer anderer P. ersetzt manchen Völkern die Cerealien. Außerdem bietet das Reich der P. in den verschiedenen Ländern noch mancherlei andere nutzbare Stoffe. Der Bast der Kokosnüsse liefert Matten, die Fasern der Blattstiele der feilegebenden Attalea (Attalea funifera) Brasiliens werden dort im Großen zu unverwüstlichen Tauen gesponnen. Die steinharten Nüsse vieler Arten, von der Elfenbeinpalme (Phytelephas) sogar die harten elfenbeinartigen Samenkerne, werden von den europ. Drechslern verarbeitet. Aus den Früchten des Drachenrotang wird das im Handel am häufigsten vorkommende Drachenblut gewonnen, und der Saft der Zuckerpalme (Arenga saccharifera), der Brennpalme (Caryota), der gemeinen Fächerpalme (Borassus flabelliformis) und anderer zu Sirup und Zucker eingekocht. Die Stengel und Aeste der Rotangpalmen werden zu Stöcken und allerhand Flechtwerken verwendet und unter dem Namen Spanisches Rohr in großer Menge in Europa eingeführt. Die Blätter der gewöhnlichen Schirmpalme (Corypha umbraculifera) dienen in Ostindien zum Schreiben, und die Bücher der Malebaren bestehen blos aus solchen Blättern, auf welche man mittels eines eisernen Griffels schreibt. Aus den Blättern der rauhhaarigen Strahlenpalme (Taliera sylvestris) auf den südasiat. Inseln werden Säcke, Taschen, Matten, Kleidungsstücke und Segel verfertigt. In den Gewächshäusern gehören P. eigentlich zum Luxus, weil sie theils im Ankaufe theuer sind, theils, wenn sie älter werden, besondere, sehr hohe und kostspielige Häuser erfordern,

übrigens mit Ausnahme der niedrigbleibenden Arten selten blühen. Selbst im wilden Zustande müssen sie ausgewachsen sein und daher 20 und mehr Jahre erreicht haben, bevor sie zum ersten mal Blüten treiben. Trotzdem fehlt keinem größern botanischen und Handelsgarten ein Palmenhaus. Die großartigsten Palmenhäuser besitzen die Botanischen Gärten von Kew (bei London), Paris, Herrenhausen (bei Hannover), Berlin und München. Eine vollständige Monographie dieser Familie lieferte von Martius in dem Prachtwerke «Genera et species palmarum» (3 Bde., Münch. 1823—45, mit 219 color. Tafeln, gr. Fol.). Vgl. noch Seemann, «Popular history of the palms» (Lond. 1857, deutsch von Bolle, Lpz. 1859).

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmer (Christian von), namhafter prot. Theolog, geb. zu Winnenden unweit Stuttgart 27. Jan. 1811, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Kloster Schönthal und im theol. Stift an der Tübinger Universität, wo Steudel, Kern, Baur und namentlich Schmid seine Lehrer waren. Nach einigen Vicariatsjahren kam er 1836 als Repetent an das tübinger Stift, ging aber schon 1839 als Diakonus nach Marbach. 1843 zum zweiten Diakonus an der Hauptkirche in Tübingen ernannt, rückte er 1848 zum Archidiakonus, 1851 zum Dekan auf. Sein tübinger Pfarramt legte ihm zugleich die Pflicht auf, an der Universität Vorlesungen über Pädagogik und Volksschulkunde zu halten. 1852 erhielt P. neben seinem Predigtamte eine ord. Professur für Homiletik, Katechetik, Moral und Pädagogik. Außer diesen Fächern erstrecken sich seine Vorlesungen auch auf Liturgik, Geschichte der kirchlichen Musik und neutestamentliche Exegese. 1853 wurde er Doctor der Theologie. P.'s wissenschaftliche Arbeiten erfreuen sich der allgemeinsten Verbreitung. Seine Hauptwerke sind: «Evang. Homiletik» (Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1867), «Evang. Katechetik» (Stuttg. 1844; 5. Aufl. 1864), «Evang. Pädagogik» (Stuttg. 1852; 3. Aufl. 1861), «Evang. Pastoraltheologie» (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1863), welchen sich neuerdings noch die «Evang. Hymnologie» (Stuttg. 1865) und «Die Moral des Christenthums» (Stuttg. 1864) anreihten. Außer andern Predigten gab P. auch «Evang. Casualreden» (4. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1864—65) heraus und betheiligte sich an der Herausgabe der «Jahrbücher für deutsche Theologie» (seit 1856) und der «Encyklopädie für das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen» (seit 1859). P.'s theol. Richtung ist die der sog. Vermittelungstheologie. Charakteristisch für ihn ist außerdem noch sein lebhaftes Interesse für kirchliche Kunst und insbesondere für geistliche Musik. In frühern Jahren hat er sich selbst als Componist von Psalmen und Cantaten versucht; auch an dem Zustandekommen des würtemb. Landes-Choralbuchs (1843) hat er wesentlichen Antheil. Seit 1853 führt er als Ritter der würtemb. Krone den persönlichen Adel.

Palmerston (Henry John Temple, Viscount), brit. Staatsmann, ward 20. Oct. 1784 zu Broadlands in Hampshire geboren und stammte aus einer mit dem berühmten Sir William Temple (s. d.) verwandten Familie, die sich im 17. Jahrh. in Irland niedergelassen und 1722 den irischen Pairstitel erhalten hatte. In Edinburgh und Cambridge gebildet, trat P. sehr früh ins öffentliche Leben, kam schon 1806 ins Parlament und ward bald in die Verwaltung hereingezogen, an der er anfangs als Lord der Admiralität, dann seit 1809 als Kriegssecretär unter den Ministerien Perceval, Liverpool und Canning theilnahm. Der Partei der Tories zugezählt und auch in ihrem Sinne thätig, neigte er erst seit 1828 zu den Reformern hin, erklärte sich für die Katholikenemancipation und ging allmählich, nachdem es ihm mislungen, sich zwischen den streitenden Parteien zu halten, völlig zu den Whigs über. Mit ihrer Geschichte ist fortan P.'s Wirksamkeit aufs innigste verflochten. Als im Nov. 1830 die Tories fielen, übernahm er in dem neuen Whigministerium das auswärtige Departement, half die Reformbill durchsetzen und veranlaßte in der auswärtigen Politik Englands jene Wendung zu den constitutionellen Staaten des Westens, die sich in der Quadrupleallianz (s. d.), in der Unterstützung des Repräsentativsystems auf der Pyrenäischen Halbinsel und der Schlichtung der belg. Angelegenheiten kundgab. Die Thätigkeit der brit. Politik im Orient, erst die Gegenwirkung gegen den russ. Einfluß, dann der mit Rußland und Oesterreich geschlossene Julivertrag von 1840 zur Unterwerfung Mehemed-Ali's und der Krieg gegen China, war ebenfalls zum großen Theil sein Werk. In allen diesen Verhältnissen stach P.'s auswärtige Politik durch ihre zugreifende Raschheit, aber auch ihren Trotz und ihre oft leidenschaftliche Unstetigkeit sichtbar ab von den bedächtigen Ueberlieferungen seiner toryistischen Vorgänger. Als im Herbst 1841 die Whigs den Tories weichen mußten, ward auch P.'s polit. Thätigkeit auf sein Wirken im Unterhause beschränkt, wo er als schlagfertiger Redner durch die kühne Gewandtheit des Angriffs und eine geschickte Benutzung der populären Tagesmeinungen sich als ein nicht zu verachtender

Gegner bewies. Die Rückkehr der Whigs ins Ministerium (Juli 1846) gab ihm von neuem die Leitung des Auswärtigen in die Hand, und der ehemalige Tory schlug nun einen Weg ein, dessen Nachwirkungen in der polit. Stellung Englands sich noch lange fühlbar machten. Erst überwarf er sich wegen der span. Heirathen mit Ludwig Philipp und trat doch gleichzeitig in der krakauer Angelegenheit den östl. Mächten entgegen; dann vereitelte er in der Schweiz durch eine geschickte Taktik alle Bemühungen der Großmächte zu Gunsten des Sonderbundes und nahm in Italien die vorgeschrittene Reformpartei unter seine Protection. Als dann in Italien und Ungarn die Bewegungen von 1848 losbrachen, that er zwar nichts, um sie kräftig zu unterstützen, aber doch genug, um die brit. Politik mit Oesterreich, Rußland u. s. w. dauernd zu entzweien. Die Art, wie er 1850 gegen Griechenland verfuhr, steigerte die Verstimmung der Diplomatie auf dem Continent, wo die Restauration eben ihren Sieg erfochten, auf den höchsten Gipfel, zumal da er fortfuhr, mit einer gewissen Ostentation seine Sympathie für die überwundenen Träger der Revolution an den Tag zu legen. Schon längst dem Hofe und seinen whigistischen Collegen lästig geworden, ward er (Dec. 1851) aus Anlaß des bonapartistischen Staatsstreichs, den er voreilig billigte, in ungewöhnlicher Weise aus dem Ministerium entfernt, rächte sich aber bald, indem er durch einen geschickten Oppositionsantrag (Febr. 1852) das schwankende Russell'sche Cabinet sprengte. Die Tories, welche folgten, bemühten sich nun, ihn zu gewinnen, was er ablehnte, ohne jedoch die mit ihnen begonnenen Unterhandlungen ganz abzubrechen. Als im Dec. 1852 das Ergebniß der neuen Parlamentswahlen das Toryministerium zum Rücktritt nöthigte, trat er indessen als Staatssecretär des Innern in die aus Whigs und Peeliten neugebildete Verwaltung ein. In dieser Stellung gehörte er zu den Mitgliedern des Cabinets, die am entschiedensten den Krieg mit Rußland befürworteten, und wurde, nachdem die Unglücksfälle des engl. Heers vor Sewastopol den Sturz des Ministeriums Aberdeen herbeigeführt, im Febr. 1855 gleichsam durch Acclamation an die Spitze der Regierung berufen. Obwol der Friede von Paris den Erwartungen der Nation nicht ganz entsprach, blieb doch seine Popularität ungeschwächt, und als 1857 ein von Cobden beantragtes Tadelsvotum im Unterhause durchging, fielen die von ihm ausgeschriebenen Neuwahlen mit ungeheuerer Majorität zu seinen Gunsten aus. Die von ihm nach dem Attentat Orsini's aus Gefälligkeit gegen Napoleon III. eingebrachte Verschwörungsbill erregte zwar im Publikum wie im Parlament eine solche Misstimmung, daß er 20. Febr. 1858 seine Entlassung nehmen mußte, aber schon im Juni 1859 wußte er sich durch eine von ihm bewirkte Coalition sämmtlicher liberalen Fractionen die Premierwürde von neuem zu erobern, die er bis zu seinem Tode behauptete. Im Gegensatz zu frühern Zeiten zeichnete sich seine Politik von nun an mehr durch Vorsicht und Besonnenheit als durch Energie und Kühnheit aus. Die Parlamentsreform, die ihm den Vorwand zur Sprengung des Toryministeriums geliefert hatte, ließ er fallen, suchte die Nation mit materiellen Verbesserungen zufriedenzustellen und vermied sorgsam alle auswärtigen Verwickelungen. Seine diplomatische Intervention zu Gunsten Polens beschränkte sich schließlich auf Proteste, und auch bei dem Kriege der deutschen Mächte gegen Dänemark kam er nicht über Drohungen hinaus, die ohne weitere Folgen blieben. Nur die schon von seinen Vorgängern begonnenen Feindseligkeiten mit China wurden von ihm fortgesetzt und glücklich zu Ende gebracht. Der greise Staatsmann fühlte offenbar das Bedürfniß, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben, und auch die polit. Parteien schienen sich das Wort gegeben zu haben, die Auskämpfung ihrer Streitigkeiten bis zu seinem Tode zu verschieben. Obwol von den Gebrechen des Alters nicht verschont, bewahrte er bis zuletzt die geistige Frische und den unverwüstlichen Humor, der ihn zum Liebling des Volks machte. Er starb 18. Oct. 1865 nach kurzer Krankheit auf seinem Schloß Brocket-Hall in Hertfordshire und ward in der Westminster-Abtei neben den Gräbern von Pitt und Fox beigesetzt.

Palmöl. Die fleischig-saftigen Hüllen der Steinfrüchte verschiedener Palmen enthalten mehr oder weniger fettes Oel, besonders aber diejenigen der Oelpalmen (s. d.), unter denen die im tropischen Westafrika wild und cultivirt vorkommende Art (E. guineensis Jequ.) das meiste und beste Oel liefert. Ursprünglich benutzte man dieses Oel blos als Surrogat der Butter in der Küche. Seitdem aber die Engländer es verstanden haben, aus P. Lichter und Seife zu fabriciren, hat der Export dieses Oels aus Westafrika und dessen Confinien sehr bedeutende Dimensionen angenommen. (S. Oelpalme.) Das P. ist frisch ausgepreßt butterartig, orangegelb, von süßlichem Geschmack und veilchenartigem Geruch, bei 27° C. schmelzbar und wird leicht ranzig (ranziges Oel schmilzt erst bei 36°). Es besteht aus Elaïn, Margarin und 66 Proc. Palmitin, einem weißen, festen Fett, welches beim Verseifen Palmitinsäure und Glycerin gibt.

Die Farbe des Oels verschwindet allmählich an der Luft, rascher durch Einwirkung von Chlor und schwefliger Säure. Oel enthalten auch die Samenkerne (die Eiweißkörper des Samens) gewisser Palmen, wie z. B. die Kerne der Cocospalme (s. d.).

Palmsonntag oder **Palmarum** (eigentlich dies palmarum) ist der Sonntag vor Ostern, so genannt von dem Einzuge Christi in Jerusalem, bei welchem demselben Palmen auf den Weg gestreut wurden. Ehedem hieß er auch der Blumentag, Blumensonntag, **Grüner Sonntag**. In der griech. Kirche wurde er schon im 4. Jahrh. gefeiert, während diese Feier bis in das 7. Jahrh. in der röm. Kirche ganz unbekannt war; doch seit dieser Zeit verbreitete sie sich schnell. Jetzt findet am Palmsonntage in der röm. Kirche die **Palmweihe** statt, indem eine Anzahl Zweige, am Hauptaltar niedergelegt, mit Weihwasser, Räucherungen und Segensformeln geweiht und dann unter die Anwesenden vertheilt wird. Die prot. Kirche benutzt Matth. 21, 1 fg. und Joh. 12, 12 als Perikopen für diesen Sonntag und vollzieht an demselben in manchen Ländern die Confirmation.

Palmwein. Die Zellen der Blütenscheiden wol aller Palmen sind mit einem zuckerhaltigen und daher gärungsfähigen Saft angefüllt. Außerdem enthalten auch die Fruchthüllen und das Gewebe des Stammes mancher Palmen einen solchen Saft. Besonders reich daran sind aber die **Palmyra-** oder **ostindische Weinpalme** (s. Borassus), die **brasilianische Weinpalme** (Mauritia vinifera Mart.) und die Cocospalme (s. d.). Man trinkt den Saft entweder frisch, als eigentlichen P. oder gegoren als **Toddy**. Roh wird namentlich der Saft der Weinpalme consumirt. Man gewinnt denselben, indem man den Stamm umhaut und in denselben Löcher schlägt. In diesen sammelt sich alsdann der Saft an, welcher wie süßer Wein schmeckt. Auch gewinnt man denselben aus den Früchten dieser sowie der eigentlichen Mauritiapalme (s. d.). Toddy sowie der aus demselben durch Einsieden hergestellte **Palmzucker** oder **Jaggery** wird namentlich aus dem Safte der Blütenscheiden der Palmyra- und Kokospalme bereitet. Aus 3 Quart Palmyratoddy gewinnt man 1 Pfd. Jaggery. 1849 wurden allein von der Insel Ceylan 6500 Ctr. Palmyrajaggery ausgeführt. Auch bereitet man aus dem Toddy Essig und Hefe. Uebrigens schadet das fortgesetzte Abzapfen des Saftes durch Einschneiden der zuvor umschnürten Blütenscheiden dem Baume; sogar Palmyrapalmen sollen nach drei Jahren unausgesetzter Saftgewinnung eingehen. Der Toddy ist ein starkes berauschendes Getränk, der Jaggery eine braune Masse. Nicht minder bedeutend ist die Zuckergewinnung aus dem Safte der männlichen Blütenkolbe der **Zuckerpalme**. (S. Arenga.) Diese wird namentlich auf Java für Rechnung der holländ. Regierung betrieben. Der rohe Saft der Blütenkolben dieser Palme ist klar, schmeckt wie Most und wird auch als Wein getrunken. Der durch Eindicken daraus bereitete Jaggery ist anfangs ein brauner Sirup, später eine fettige dunkle Masse, jedoch von angenehmem Geschmack. Auf Java beschäftigten sich nach Junghuhn's Mittheilungen 1842 nicht weniger als sechs Districte der Regentschaft Bandang mit der Fabrikation des Arengzuckers. Uebrigens gehört aller Palmzucker zu dem gärungsfähigen Zucker oder sog. Traubenzucker. (S. **Zucker**.)

Palmyra, in den orient. Sprachen **Thadmor**, welchen Namen noch heute die Ruinen führen, liegt in einer Oase einsam in der syr. Wüste, unter 34° 18′ nördl. Br. und 55° 18′ östl. L. Nach der Bibel gründete es Salomo, dessen Herrschaft sich bis an den Euphrat erstreckte, als Vorposten gegen die arab. Horden und als Stapelplatz für den Handel zwischen dem Mittelmeer und den Euphratländern. P. erscheint unter diesem Namen zuerst in den Kriegen des Antonius gegen die Parther. Später wissen wir, daß es Hadrian begünstigte und seinen Namen in Hadrianopolis umwandelte. Unter Caracalla (gegen 212) röm. Colonie mit dem jus italicum, wurde P. einem eingeborenen Senator Odenathus vom röm. Senate übergeben. Odenathus nahm den Königstitel an und stiftete das **Palmyrenische Reich**, das nach seiner Ermordung unter dem Scepter seiner Gattin, der berühmten Zenobia (s. d.), sich unabhängig erklärte und erst nach tüchtiger Gegenwehr von dem Kaiser Aurelianus 273 zerstört wurde. Diocletian und später Justinian suchten die Stadt wiederherzustellen, die noch einmal 744 von den Arabern vernichtet wurde. Die unter dem heutigen Namen Thadmor bekannten, sehr schwer zugänglichen Ruinen sind erst 1691 von engl. Kaufleuten aufgefunden, dann später, seit 1751, von Wood und Dawkins erforscht und beschrieben worden. Die Reste, die zu den prachtvollsten und großartigsten des gesammten Alterthums gehören, zeugen von der hohen Blüte der palmyrenischen Gesittung. Unter denselben zeichnet sich namentlich ein Baalstempel aus. Von der Literatur ist außer einigen Inschriften in einem aramäischen Dialekte nichts erhalten. Vgl. die Werke von Wood, St.-Martin, Abraham Seller, Porter, Irbi und Mangles u. s. w.

Palomino de Velasco (Don Antonio), einer der ausgezeichnetsten Maler Spaniens,

wurde 1653 zu Bojolonea, unweit Cordova, geboren. Er studirte zu Cordova; da ihn aber seine Neigung mehr zur Kunst hinzog, so nahm er bei Boldes Unterricht und bildete sich zum Maler aus. 1678 ging er nach Madrid, wo er durch den berühmten Maler Coello dem Könige Philipp IV. vorgestellt wurde, der ihn mit der Ausführung der Fresken in der Hirschgalerie im Prado beauftragte. P. wählte zu seinen Darstellungen die Fabel der Psyche und gewann sich damit die vollkommene Zufriedenheit des Königs, der ihn bald nachher zu seinem Hofmaler ernannte und ihm 1690 einen ansehnlichen Jahresgehalt gab. Mit seinem Rufe stieg die Zahl der ihm übertragenen Arbeiten; namentlich hatte er für Valencia, Salomanca, Granada und Cordova viele Aufträge. Nach dem Tode seiner Frau trat er in den geistlichen Stand und starb zu Madrid 13. April 1726. Er ist ausgezeichnet in der Perspective sowie im Colorit; dagegen hat man ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er die Figuren, selbst in seinen großartigsten Werken, häufig mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnt habe. Sein Werk «El museo pictorico y escala optica» (3 Bde., Madr. 1715—24), das eine Anleitung zur Malerei und die Lebensbeschreibungen der berühmtesten span. Künstler enthält, wurde von Quilliet, trotz mancher darin sich vorfindenden Unrichtigkeit, als Grundlage zu seinem «Dictionnaire des peintres espagnols» (Par. 1816) benutzt. Auch P.'s Sohn widmete sich der Malerkunst und unterstützte den Vater häufig bei seinen Arbeiten.

Paludan-Müller (Frederik), einer der bedeutendsten dän. Dichter, geb. 7. Febr. 1809 zu Kjerteminde in Fünen, wo sein Vater Johann P., später Bischof von Aarhuus und literarisch unter anderm durch eine Schrift «Om Mortensens christelige Dogmatik» (Kopenh. 1850) bekannt, damals Geistlicher war, bezog, auf der Schule zu Odense vorgebildet, 1828 die kopenhagener Universität, wo er bereits durch einige Romanzen, zu denen ihn eine Preisaufgabe veranlaßt hatte, das Gedicht «Raab til Polen» (1831), besonders aber durch das treffliche Schauspiel «Kjärlighed ved Hoffet» (1832) die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. Seinen Dichterruf begründete er jedoch durch «Dandserinden» (1833), ein Gedicht in drei Gesängen, voll von Witz und Laune bei Phantasie und gedankenreichem Ernst, mit dem er seinerzeit den rauschendsten Beifall erntete. Nicht minder gilt dies von «Amor og Psyche», einem reizenden, idyllisch-lyrischen Drama (1834), welchem, außer der minder bedeutenden poetischen Erzählung «Zuleimas Flugt» (1835), dem bitter polemischen Gedicht «Trochäer og Jamber» (1837) und «Cola de Rienzi» (1838), die «Poesier» (2 Bde., 1836—38) folgten. Letztere enthalten neben «Poetiske Fortällinger» (worunter «Vestalinden» und «Donna Rosa») und «Blondede Digte» die dramatischen Poesien «Eventyr i Skoven», «Alf og Rose» und das an schönen Partien reiche Schauspiel «Fyrste og Page». Ein Fortschritt in des Dichters geistiger Entwickelung zeigte sich nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Deutschland, Frankreich, die Niederlande, Schweiz und Italien, die er nach seiner Verheirathung 1838—40 unternommen hatte, zuerst in dem dramatischen Gedicht «Venus» (1841), das sich zwar weniger durch Tiefe der Gedanken als vielmehr durch Glanz der Form und Darstellung auszeichnet. Von P.'s spätern poetischen Arbeiten sind noch hervorzuheben «Dryadens Bryllup» (1844) und «Thiton» (1844), eine höchst inhaltsreiche Composition; ferner «Luftskipperen og Atheisten» (1853), «Tre Digte» (1854; 2. Aufl. 1857), «Nye Digte» (1861), «Paradiset» (1862), «Ungdomskilden» (1865), denen sich neuerdings der Roman «Ivar Lykkes Historie» (1866) anschloß. P.'s Hauptwerk jedoch, sowie zugleich die bedeutendste Schöpfung der neuesten dän. Poesie ist «Adam Homo» (3 Bde., Kopenh. 1841—49; 4. Aufl., 2 Bde., 1863), ein didaktisch-humoristisches Werk, welches schon mehrfach mit dem «Don Juan» Lord Byron's verglichen worden ist. P. versucht in demselben ein Bild des Menschen zu entwerfen, wie er sich für seine Bestimmung in des Lebens Schule gegenüber den Zweifeln und Anfechtungen entwickelt und gestaltet hat. Seine frühern Dichtungen hat P. selbst in den «Ungdomsarbeider» (Bd. 1, 1847; 2. Aufl. 1861; Bd. 2, 1859) zusammengestellt. — Sein älterer Bruder, Kaspar Peter P., geb. 25. Jan. 1805 zu Kjerteminde, seit 1829 Lehrer an der Kathedralschule zu Odense, seit 1852 Professor und seit 1853 Rector an der Kathedralschule zu Nykjöbing, hat sich als Geschichtsforscher einen geachteten Namen erworben. Seine bedeutendsten Schriften sind «Jens Andersen Beldenak» (2. Aufl., Odense 1837), «Cola de Rienzi» (Odense 1838), «Undersögelse om Machiavel som Skribent» (Odense 1839) und vor allem «Grevens Feide» (2 Bde., Kopenh. 1853—54).

Pampa, ein Wort der Kechuasprache, welches Ebene oder Feld heißt. Obgleich der Ausdruck im allgemeinen nur für baumlose Flächen gebraucht wird, so werden doch durch dasselbe auch mit Urwald bedeckte, weite, ebene Landstriche bezeichnet, z. B. die P. del Sacramento

zwischen den ostperuan. Flüssen Ucayali und Huallaga. Dem Begriffe nach ist P. gleichbedeutend mit Parano und Llano; letztere beiden Bezeichnungen für Ebenen werden vorzüglich im nördl. und nordöstl. Südamerika gebraucht, während der Ausdruck P. mehr im übrigen span. Südamerika gebräuchlich ist. In den Ländern der Westküste Südamerikas werden alle größern oder kleinern Ebenen mit dem Worte P. bezeichnet (ähnlich wie in Brasilien ebene, besonders hochgelegene Landstrecken Chapadas genannt werden). Das Wort kommt auch in einer Anzahl von Namenzusammensetzungen vor, bei deren Mehrzahl die Spanier das harte p in ein weiches b umwandelten, z. B. Riobamba, Apolobamba, Monobamba, Moyobamba; bildet das Wort P. den ersten Theil der Zusammensetzung, so bleibt das p unverändert, z. B. Pampamayn, Pampachacu, Pampahuasi. Pampas nennt man speciell den ausgedehnten, größtentheils ebenen Landstrich, der vom La-Platastrom und den Gebirgen von Cordova im Norden bis zum Rio-Negro in Patagonien im Süden, und vom Atlantischen Ocean im Osten bis fast an den Fuß der Anden im Westen sich ausdehnt. Sie bestehen in ihrer größten Ausdehnung aus thonsandigem Diluvialboden, sind meistens mit Gras bedeckt, das im Hochsommer abdorrt, ziemlich fruchtbar und ernähren zahllose Heerden von Rindern und Pferden und in neuerer Zeit auch von Schafen; ferner auch Guanacos, Pampahasen, Strauße u. s. w. Das Trinkwasser der Pampas ist fast durchaus salzhaltig. Große Strecken der Pampas sind gänzlich wasserlos und mit Salzlagern bedeckt (Atravesias). Die spärliche Vegetation von Bäumen und Sträuchern zeichnet sich besonders dadurch aus, daß fast alle Arten mit Stacheln versehen und in der Regel kleinblätterig sind. In den Pampas befinden sich einzelne geschlossene Ortschaften und eine ziemlich große Anzahl von Gütern (Estancias), auf denen hauptsächlich Viehzucht getrieben wird. Die Bewohner (Abkömmlinge von Spaniern und Indianern) heißen Gauchos (s. d.). In den südlichen Theilen der Pampas hausen noch viele wilde Indianer, die in fast ununterbrochenen Feindseligkeiten mit den übrigen Ansiedlern leben. Schilderungen der Pampas haben Miers, Schmidtmeyer, Burmeister, Tschudi und andere Reisende gegeben; wissenschaftlich wurden sie von d'Orbigny und Darwin durchforscht.

Pamphlet, vielleicht von dem griech. pamphlektos, alles verbrennend, ist an sich gleichbedeutend mit Broschüre und Flugschrift (s. d.), insofern es Schriften von kleinerm Umfange bezeichnet, welche, durch Ereignisse und Interessen der Gegenwart veranlaßt, nur diese zu ihrem Gegenstande haben. Der Name P. wird indessen für Flugschriften über polit., religiöse und persönliche Angelegenheiten vorzüglich dann gebraucht, wenn dieselben den Charakter von Streitschriften annehmen, sodaß P. mitunter auch wol fast gleichbedeutend mit Schmähschrift, Libell ist.

Pamphylien, eine schmale Küstenlandschaft im südl. Kleinasien, am Südabhange des Taurusgebirgs, im W. an Lycien, im N. an Pisidien, im O. an Cilicien grenzend, im S. von einer weiten Meeresbucht, dem Pamphylischen Golf (Golf von Adalia), bespült. Die Bevölkerung scheint ein Gemisch von indogerman. und semit. Elementen gewesen zu sein; mehrere Städte, wie Perge, Aspendos, Side, Sibyra und das jüngere Attalia, waren mehr oder weniger hellenisirt. Früher ein Bestandtheil des großen Persischen Reichs, kam P. dann an das Syrische Reich, später an das von Pergamon und mit diesem an Rom und wurde mit Pisidien und Isaurien zu einer Provinz vereinigt, zu der später auch noch ein Theil von Lycien kam.

Pamplōna, eine span. Provinz, welche im ganzen dem Königreich Navarra (s. d.) entspricht, wird im N. durch die Pyrenäen von Frankreich, im S. durch den Ebro von Altcastilien geschieden, im W. von den Baskischen Provinzen und im O. von Aragonien begrenzt und zählt (1864) auf $190^{1}/_{10}$ D.-M. 310944 E. Das Land ist mit Ausnahme der Cuenca (der centralen Ebene von P.) und der Ribera (der südlichen, an den Ebro grenzenden Gegend) sehr gebirgig, besonders im N. und NO. in der Montaña, im ganzen weniger bevölkert als die Baskischen Provinzen und daher auch nicht so sorgfältig angebaut. Die Montaña besteht aus großen, fruchtbaren Parallelthälern und ist reich an Wassern, Waldungen, Metallen und Mineralien. Die größte Ertragsfähigkeit hat der Boden in der Ribera und um Pamplona, doch fehlt hier die Waldung. Am geringsten ist der Boden südlich des Aragon, wo sich die öden, kahlen, salzigen Steppen von Navarra ausbreiten. Das Land wird von vielen Flüssen, meist Zuflüssen des Ebro, durchschnitten und bewässert. Die hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse sind in der Ribera Wein, Mais und Oel, sonst Weizen, Gerste, Roggen, Hanf und Flachs; in der Montaña Aepfel, Kastanien, Walnüsse, überall Gemüse und Gartenfrüchte. Man zieht Rinder, Pferde und Schafe; die Waldungen sind reich an allerlei Wild. Die Industrie, früher sehr unbedeutend, hat sich gleich dem Ackerbau und dem Handel in neuerer Zeit durch die Eröffnung mehrerer Eisenbahnen sehr gehoben. Die Haupterzeugnisse sind Roheisen, Ziegel, Glas, Papier,

Leder, Seife, Chocolade und Nudeln. Die jetzigen Navarresen, aus der Vermischung der alten Basken mit den Westgothen während des Kampfes gegen die Herrschaft der Araber hervorgegangen, sind stark gebaut, abgehärtet, sehr behend, geborene Jäger, Schmuggler und Soldaten. Die Bergbewohner leben einfach, mäßig und streng sittlich; die Bewohner der Ribera sind roh und dem Trunk ergeben. Außer in der Montaña, wo die Sprache mit baskischen Wörtern vermengt ist, wird nur castilianisch gesprochen. Gleich den Basken hängen die Navarresen mit großer Liebe an ihrer Heimat und ihren Gebräuchen, zeigen sich überhaupt sehr conservativ und waren daher stets die eifrigsten Vertheidiger der absoluten Monarchie gewesen. Obwol seit 1512 auf immer mit der Krone Castilien vereinigt, behielten sie doch ihre Fueros, Verfassung und innere Verwaltung, welche mit derjenigen der Baskischen Provinzen viel Aehnlichkeit hatte, verloren aber diese Vorrechte infolge des Karlistenkriegs, wo das Land der eigentliche Herd des Aufstandes war. Seitdem bildet es eine gewöhnliche span. Provinz.

Pamplona, Hauptstadt und Festung der gleichnamigen span. Provinz oder des ehemaligen Königreichs Navarra, ist Sitz des Generalkapitäns (früher Vicekönigs), eines Bischofs, des Obergerichtshofs (Audiencia) und anderer Provinzialbehörden und liegt in 1404 F. Seehöhe auf einer Anhöhe am linken Ufer des Ebrozuflusses Arga und an der Eisenbahn, inmitten einer ringsum von Vorbergen der Pyrenäen umgebenen fruchtbaren und gutbebauten Hochebene. Die ziemlich regelmäßig gebaute Stadt hat drei schöne Plätze, darunter die Plaza de Castillo, einer der schönsten in Spanien, viele stattliche Häuser, eine Dom-, vier Pfarr- und mehrere andere Kirchen, zwölf ehemalige Klöster, ein Findelhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater, eine schöne Promenade (La Taconera) innerhalb und drei andere außerhalb der Wälle. Von den vielen Springbrunnen erhalten fünf das Wasser durch einen 3 Leguas langen, im vorigen Jahrhundert kunstvoll erbauten Aquäduct. Außerdem besitzt die Stadt ein bischöfl. Seminar, ein Instituto (Gymnasium) mit einer naturhistor. Sammlung, einer Bibliothek und einem kleinen Botanischen Garten, eine Normalschule zur Heranbildung von Lehrern, eine mathematische und Zeichenschule, ein medicin.-pharmaceutisches Collegium sowie guteingerichtete Elementar- und Freischulen. Die sehenswerthesten Gebäude sind die große goth. Kathedrale, 1397 von König Karl III. von Navarra begonnen, im wesentlichen ein Werk des 15. Jahrh., mit architektonischen Eigenthümlichkeiten, den Gräbern Karl's III. und anderer Könige, dem Saal, worin sich früher die Cortes von Navarra versammelt, und einer schönen Façade; die Kirchen San-Nicolas und San-Saturnino, jede mit architektonischen Eigenheiten; der Palast des Vicekönigs; der in neuester Zeit erbaute Gouvernementspalast. Die Befestigungen sind sehr unregelmäßig. Doch wird die Stadt an der Südseite von einer unter Philipp II. erbauten Citadelle zu einer starken Festung gemacht, welche als Schlüssel Navarras und als Beherrscherin des dortigen Straßenknotens von großer strategischer Bedeutung ist. P. zählte (1860) 22896 E., welche Tuch, Leder, Wachs, Guitarrensaiten, Töpfer- und Steingutgeschirr fabriciren, Handel mit Wein und andern Producten treiben und eine auch von Franzosen besuchte Messe (29. Juni bis 18. Juli) unterhalten. Im Alterthum hieß die Stadt Pompelon, im Lande der Basconen. 755 wurde die empörte Stadt von den Arabern belagert, welche dann Alfons I. von Oviedo schlug. 778 entriß sie Karl d. Gr. den Arabern, wurde aber auf dem Rückzuge im Pyrenäenthale Roncesvalles (s. d.) geschlagen. Dann belagerten sie 907 die Araber von Saragossa, sahen sich aber von Sancho von Navarra besiegt. 1521 erlitten die Einwohner unter dem Grafen von Foix eine Niederlage durch die Spanier. Auf Befehl Karl's IV. ward die Stadt 1808 den Franzosen übergeben, die sie nun stärker befestigten und bis zur Capitulation 31. Oct. 1813 nach 14monatlicher Blokade behaupteten. Am 18. Sept. 1823 nahmen sie die Franzosen unter Lauriston nach 14tägiger Belagerung und lebhafter Beschießung durch Capitulation. Im Karlistenkriege 1833—40 blieb P. in den Händen der Christinos. Ende Sept. 1841 suchte deren General O'Donnel vergebens sich ihrer zu bemächtigen; doch trat sie 1843, wie die übrigen Festungen Spaniens, auf die Seite der Königin Christine. Dagegen erklärte sie sich im Juli 1854 für den Aufstand O'Donnel's.

Pan, ein griech. Gott der Alpweiden und Bergwälder, Schützer der Hirten und Heerden, Liebhaber der Nymphen der Gebirge, mit denen er fröhliche Tänze aufführt oder sie durch die Töne der von ihm erfundenen Syrinx (Hirtenpfeife) ergötzt, aber auch furchtbar in seinem Zorn, wenn ein Sterblicher es wagt, in heißer Mittagszeit, wo er schlummert, die Ruhe der Waldeinsamkeit zu stören. Der älteste und Hauptsitz seiner Verehrung war das wald- und weidereiche Arkadien, besonders die Gegenden um das Lykäon, die Kyllene und die mänalischen Gebirge. Hier sollte er von Hermes mit der Tochter des Dryops (Eichmanns, zugleich des

Repräsentanten des Stammes der Dryoper) erzeugt worden sein, zum Schrecken der Mutter, welche über die aus menschlicher und thierischer Bildung gemischte Gestalt des Kindes (P. erscheint durchgängig mit Ziegenfüßen, Bocksbart und Hörnern am Haupt) sich entsetzte, aber zur Freude des Vaters und der andern Götter, besonders des Dionysos, der ihn mit den Satyrn (s. d.) in seinen ausgelassenen Kreis (den bacchischen Thiasos) aufnahm. Von Arkadien aus wurde der Cult des P. nach den meisten Gegenden Griechenlands verbreitet und der Gott meist in Verbindung mit den Nymphen, auch mit Dionysos und der Kybele (der großen Göttermutter) verehrt. In Athen fand er seit der Schlacht bei Marathon (in welcher er zum Sieg über die Feinde beigetragen haben sollte) Aufnahme, und zwar wurde ihm eine Grotte am nordwestl. Fuße der Akropolis (Pansgrotte) geweiht und sein Fest jährlich als das einer Lichtgottheit mit Fackelläufen gefeiert. Die bildende Kunst hat ihn häufig dargestellt, theils in Verbindung mit den Nymphen, theils als Glied des bacchischen Thiasos, in späterer Zeit nicht selten von Frauen und Kindern der gleichen halb menschlichen, halb thierischen Bildung (Panisken und Paniskinnen) umgeben. Die spätere philosophisch-allegorische Auffassung der griech. Volksreligion hat ihn, gestützt auf eine falsche Etymologie, indem man den Namen mit to pan, d. i. das All, in Zusammenhang brachte, zu einem Gott des ganzen Weltalls gemacht. P. galt überdies als Dämon eines entsetzlichen Grauens, des Panischen Schreckens, und insofern als ein siegreicher Feindebezwinger. In dieser Beziehung wird ihm eine furchtbare Stimme beigelegt. Auch erzählt man, er habe das Blasen auf der Seemuschel erfunden, und durch den dadurch hervorgebrachten Lärm beim Kampfe der Götter mit den Titanen letztere in Schrecken und in Flucht versetzt. Unter dem Ausdrucke Panischer Schrecken oder Panik (engl. panic) versteht man noch einen plötzlichen, aber blinden Lärm, eine allgemeine, doch grundlose Bestürzung.

Panacēa (griech. Panakeia, d. i. die Allesheilende) war der Name der Göttin der Genesung, einer Tochter des Aesculap, welche in den spätern Zeiten von Dichtern und Künstlern gefeiert wurde. Mit demselben Namen benannte man nachher ein jedes Mittel, welches gegen alle Krankheiten helfen sollte, eine Universalmedicin, und mehrere der von den Alchemisten des Mittelalters erfundenen derartigen Mittel, z. B. die Panacea mercurialis, Panacea duplicata, Panacea Glauberi u. s. w., welche sich in vielen Fällen als wirklich heilkräftig auswiesen, findet man auch gegenwärtig noch zum Theil unter dieser zu viel versprechenden Benennung aufgeführt.

Panamá heißt die Landenge, die Mittel- und Südamerika verbindet und zum Staate Istmo oder Panama der Föderativrepublik Columbia (Neugranada) gehört. Die Landenge ist auch unter dem Namen Isthmus von Darien bekannt. Der span. Conquistador Nuñez de Balboa war der erste Europäer, der sie 1513 vom Atlantischen zum Stillen Ocean überschritt. An der schmalsten Stelle hat die Landenge nur 6 M. Breite. Die das westl. Südamerika von Norden nach Süden durchschneidende Cordillera zeigt hier eine so große Depression, daß die höchsten Hügelketten nicht über 1000 F. messen, und sehr tiefe Einsattelungen häufig vorkommen. Die Oberfläche ist wellenförmig und zum größern Theile mit Urwald bedeckt. Der Boden, bestehend aus Porphyr- und Trappformationen, Basalten, Grauwacke und Kalksteinen, ist wasserreich und fruchtbar, aber nur in sehr geringer Ausdehnung cultivirt, da die Bevölkerung des Landes spärlich und dabei sehr träge. Als die Dampfverbindung längs der Westküste Südamerikas und zwischen Europa und Chagres eröffnet wurde, benutzten zahlreiche Reisende den Landweg über P. zur Reise von der Westküste und umgekehrt. Dieser Weg war aber eine kostspielige, mühevolle und unbequeme Tour, da die Reisenden von den Prellereien der Arieros und dem ungesunden Klima viel zu leiden hatten, zwei bis drei Tage auf elender Straße reiten und eine lästige Flußschiffahrt in Canoen zurücklegen mußten. Es bildete sich daher in Neuyork eine Gesellschaft, um den Bau einer Eisenbahn über den Isthmus, der sog. Panamabahn, vorzunehmen. Die Vereinigten Staaten hatten bereits 10. Juli 1848 einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit der damaligen Republik Neugranada abgeschlossen, der auch den Schutz einer etwa zu bauenden Eisenbahn garantirte. Die Gesellschaft schloß sodann mit der neugranadensischen Regierung einen Vertrag, der 4. Juni 1850 vom Congreß in Washington bestätigt ward. Die Eisenbahnarbeiten wurden hierauf im Mai 1850 von den Ingenieuren John Trautwine und James Talwine mit wenigen Indianern auf der Insel Manzanilla, zwischen der Limon- oder Navybai und der Manzanillabai an der Ostküste des Isthmus, begonnen. Unter der Oberleitung des ausgezeichneten Ingenieurs Colonel Totten nahmen die Arbeiten einen raschen Fortgang. Man überwand die gewaltigen Schwierigkeiten mit der größten Fachkenntniß, und schon im Oct. 1851 fuhr die erste Locomotive nach der 8 engl. M. entfernten Station Gatun. Am 28. Jan. 1855 wurde der Schienenweg zwischen beiden Oceanen eröffnet. Am Anfangspunkt

der Bahnlinie liegt die Stadt Aspinwall (s. d.) oder Colon. Der Ort verdankt seinen Ursprung und sein rasches Aufblühen der Eisenbahn und führt seinen Namen nach William H. Aspinwall, einem der Gründer des Eisenbahnunternehmens. Die Bahnlinie von Aspinwall nach Panama mißt $47\frac{1}{2}$ engl. M. Der höchste Punkt, den die Bahn überschreitet (the sumit), liegt $10\frac{1}{2}$ M. von der Stadt Panama (s. d.) entfernt und ist blos 262 F. über dem Meere erhaben. Die Kosten des Gesammtbaues der Bahn beliefen sich auf 8 Mill. Dollars. Man legt die Strecke zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean auf diesem Schienenwege mit dem gewöhnlichen Train in $2\frac{1}{2}$ St. zurück; die Fahrpreise sind aber sehr hoch. Das Unternehmen hat bisher einen sehr günstigen Erfolg gehabt, da sich der Verkehr von Jahr zu Jahr steigerte. Das Project eines Durchstiches der Landenge, um selbst Schiffen großen Tonnengehaltes die ununterbrochene Fahrt zwischen beiden Oceanen auf diesem Wege zu ermöglichen, wurde zuerst 1828 vom General Bolivar gefaßt, der den engl. Ingenieur Lloyd mit den Terrainuntersuchungen betraute. Bisher ist man aber noch nicht über das Stadium der Untersuchungen herausgekommen. Eins der besten Projecte scheint das von N. Garella zu sein, der den Kanal von der Bai del Bacca del Monte im Stillen Ocean nach Dos Hermanos am Rio de Chagres führen will. Die Unkosten des Baues dieses Kanals sind auf 80 Mill. Fl. veranschlagt. Vgl. Wagner, «Beiträge zu einer physisch-geogr. Skizze des Isthmus von P.» (Gotha 1861).

Panamá, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des zur Föderativrepublik Columbia (Neugranada) gehörigen Staats Istmo oder Panamá. Die Stadt liegt auf einer in die Südsee vorspringenden Landzunge und war zur Zeit der Spanier eine der bedeutendsten Städte des span. Amerika. Die alte Stadt P. lag 4 engl. M. nördlich von der jetzigen und wurde 1680 vom Buccanier Morgan erobert und zerstört. Auf Befehl der span. Regierung legte man die neue Stadt an ihrer jetzigen Stelle in großem Maßstabe an und umgab sie mit starken Wällen; sie wurde aber im vorigen Jahrhundert dreimal durch Feuersbrünste zum größten Theile in Schutt verwandelt. Von der Zeit der Unabhängigkeit an gerieth sie mehr und mehr in Verfall, bis sie 1842, als eine Dampfverbindung zwischen Chile, Peru und P. einerseits und Europa und Chagres (s. d.) andererseits errichtet wurde, wieder einigen Aufschwung gewann, der aber erst durch die Eröffnung der Eisenbahn über den Isthmus größere Dimensionen annahm. Die Rhede bietet einen sichern Ankergrund; die Schiffe müssen aber wegen der flachen Ufer in bedeutender Entfernung vom Strande vor Anker gehen. Sie ist durch eine Anzahl von Inseln geschützt, von denen die bedeutendste, Taboga, als Depot der engl. Dampfercompagnie benutzt wird und große Etablissements enthält. An den fernern Inseln wird eine schwunghafte Perlfischerei betrieben. Von den 13 Kirchen und Klöstern der Stadt ist nur die im Renaissancestile hübsch aufgeführte Kathedrale noch gut erhalten; die übrigen sind ganz oder zum Theil in Ruinen. Die Kirche Sta.-Anna wurde 1854 durch Feuer zerstört. Die Straßen sind regelmäßig, die Häuser meistens aus Stein von solider Bauart. Der Groß- und Detailhandel sowie die Gasthöfe u. s. w. der Stadt sind fast ausschließlich in Händen von Europäern und Nordamerikanern, deren Anzahl aber ziemlich beschränkt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 12—13000. Dieselben sind zum großen Theile Mischlinge von Negern, Indianern und Weißen, eine träge, rohe und bösartige Bevölkerung. Der Bahnhof von P. war 15. April 1856 der Schauplatz von empörenden Mordscenen, indem aus einer äußerst geringfügigen Ursache die farbige Bevölkerung der Stadt ihrem langverhaltenen Grolle gegen die verhaßten Nordamerikaner Luft machte. Man fiel über die wehrlosen Reisenden her, die mit dem Dampfer Ilinois aus Californien angelangt waren und auf der Eisenbahn nach Aspinwall transportirt werden sollten, wobei 12 davon sowie 2 in P. ansässige Ausländer ermordet und 15 andere zum Theil tödlich verwundet wurden. — Der Staat P. oder Istmo, eins der neun Glieder der Conföderation von Neugranada (s. d.) oder Columbia, begreift den schmalsten und östlichsten Abschnitt von Centralamerika, der sich zwischen dem Karaibischen Meere im N. und dem Großen Ocean im S. 90—100 M. hinzieht und im W. an Costa-Rica, im O. an den neogranadinischen Staat Antioquia grenzt. Das Areal wird neuerdings auf 1501,4 Q.-M. berechnet, die Bevölkerungsziffer auf 165729 (für 1858) oder 173729 (für 1864) angegeben (ohne die wilden, auf 6000 Köpfe geschätzten Indianer). Früher zerfiel das Staatsgebiet in die vier Provinzen P., Azuero, Veragua und Chiriqui. Durch die Verfassung von 1855 wurde die Eintheilung in sieben Departements eingeführt. Dieselben sind 1) Colon mit der gleichnamigen Hauptstadt und den Hafenorten Portobelo (1190 E.), Chagres (1000 E.) und Palenque (mit 250 E.); 2) P. mit der Hauptstadt des Staats; 3) Coclé mit der Hauptstadt Nata, 2 M. oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 8000 E.; 4) Los Santos mit der gleichnamigen Ciudad

von 6223 E.; 5) Herrera mit dem Hauptorte Pesé (4732 E.); 6) Fabrega mit der Hauptstadt Veragua von 6121 E. und dem Seehafen Montijo (2000 E.); 7) Chiriqui, der Westen des Staats, mit der Hauptstadt David von 4625 E. und den Hafenplätzen Alanje (3149 E.), Remedios (1584 E.) und Bocas del Toro (625 E.).

Panard (Charles François), ein heiterer franz. Volksdichter, geb. 1694 zu Courville bei Chartres, hat sich durch eine überaus große Zahl trefflicher Chansons sowie durch eine Anzahl komischer Opern berühmt gemacht. Außerdem schrieb er mehrere Komödien, die nicht minder reich an witzigen Zügen sind. Seine Werke erschienen als «Théâtre et oeuvres diverses» (4 Bde., Par. 1763); Armand Gouffé veranstaltete eine Auswahl derselben (3 Bde., Par. 1803). Er dichtete seine Couplets meist beim Weine; man konnte ihn aus dem Schlafe wecken und einen Vers von ihm verlangen, er hatte stets ein Impromptu bereit. Marmontel nannte ihn «le père de la chanson morale et le Lafontaine du vaudeville». Die Leichtigkeit, mit der er schrieb, hat aber auch Nachlässigkeiten aller Art und selbst Sprachfehler in seinen Werken veranlaßt. Er war das vollkommene Muster eines Gesellschaftsdichters unter dem Ancien régime, lebte ganz von der Gunst vornehmer Gönner und starb zu Paris 13. Juni 1765.

Panathenäen (griech. Panathenäa), das Hauptfest der Athena in Athen, das seit den ältesten Zeiten (nach der gewöhnlichen Tradition seit Theseus, während andere den Erichthonios als den Stifter des Festes nennen) alljährlich gegen Ende des attischen Monats Hekatombäon (vom 25. bis 28., d. i. um Mitte August nach unserm Kalender) mit Opfern, Spielen und feierlichen Aufzügen gefeiert wurde. Wahrscheinlich durch Peisistratos wurde die Einrichtung getroffen, daß die Feier aller vier Jahre in größerm Umfange und mit höherm Glanze stattfinden sollte, sodaß man nun dieses, nur jedes vierte Jahr gefeierte (nach griech. Ausdrucksweise pentaëterische) Fest als die großen P. von den kleinen oder jährlichen unterschied. Den Hauptbestandtheil der Feier bildeten gymnastische Spiele, Wettrennen zu Pferde und zu Wagen, Wettkämpfe von Musikern, Sängern und Tänzern und von Rhapsoden, welche Stücke der Homerischen Gedichte recitirten (nach griech. Ausdruck gymnische, hippische und musische Agonen), wobei die Sieger Olivenkränze und bemalte, mit Oel von den heiligen Oelbäumen der Athena gefüllte Thongefäße als Preise erhielten; dann der große Festzug (Pompe) nach der Akropolis, welcher durch die Betheiligung der attischen Reiterei und zahlreicher festlich geschmückter Jungfrauen besondern Glanz erhielt, und in welchem außer den Geräthschaften zu den Opfern und zahlreichen, zum Theil von den athenischen Colonien gelieferten Opferthieren der sog. Peplos, ein von den athenischen Jungfrauen und Frauen gewebtes, kunstreich mit figürlichen Darstellungen geschmücktes Obergewand für die Bildsäule der Athena, das man in Form eines Segels auf einem durch Rollen fortbewegten Schiffe ausspannte, einhergeführt wurde. Den Schluß der Feier bildete ein mit einem Festschmause für das ganze Volk verbundenes großes Thieropfer (Hekatombe) auf der Burg. Vgl. Mommsen, «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864).

Panckoucke (André Jos.), der Stammvater einer berühmten und gelehrten franz. Buchhändlerfamilie, geb. zu Lille 1700, gest. daselbst 17. Juli 1753, war Buchhändler und Schriftsteller zugleich. Da er zu frei schrieb, machte ihm sein Beichtvater namentlich wegen seiner Schrift «Usage de la raison» (Lille 1753) ein christl. Begräbniß streitig. — Sein Sohn, Charles Joseph P., geb. zu Lille 26. Nov. 1736, ein lebhafter, geistreicher Kopf, fühlte sich in seiner Vaterstadt für seine großen Entwürfe zu beengt und ging in seinem 28. J. nach Paris, wo in seinem Hause sich bald die ausgezeichnetsten Schriftsteller versammelten. Er schrieb einiges und erhielt dann den Verlag des «Mercure de France», der sich durch seine Bemühungen sowie dadurch, daß er mehrere Zeitschriften nach und nach darin aufnahm, in dem Grade hob, daß er an 15000 Abonnenten zählte. In seinem Verlage erschienen Buffon's Werke, die große Sammlung von Reisen und das große franz. «Vocabulaire». Auch unternahm er, nachdem er die Herausgabe von Voltaire's Werken Beaumarchais überlassen, 1782 die Fortsetzung der noch nicht beendigten «Encyclopédie méthodique», eines Riesenwerks, das die Diderot'sche Encyklopädie ersetzen sollte, und woran die ausgezeichnetsten franz. Schriftsteller arbeiteten. Er schrieb die «Grammaire raisonnée» (Par. 1795), und die erste Idee zum «Moniteur», dessen Verlag noch gegenwärtig Eigenthum seiner Familie ist, ging ebenfalls von ihm aus. Er starb 19. Dec. 1798. — Sein Sohn, Charles Louis Fleury P., geb. zu Paris 23. Dec. 1780, war gleichfalls Schriftsteller und Verleger mehrer großartiger Werke, unter denen wir nur das «Dictionnaire des sciences médicales», die «Victoires et conquêtes des armées françaises», die «Description de l'Égypte» und die «Bibliothèque française-latine» nennen, eine Sammlung

röm. Classiker mit franz. Uebersetzung, die aber bei aller ihrer Kostbarkeit kein günstiges Zeugniß für den Zustand der franz. Philologie ablegt. Von seinen eigenen Schriften sind zu erwähnen: «Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort», eine beredte Schrift gegen die Ausstellung am Pranger und die Todesstrafe; die Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Tacitus für seine «Bibliothèque» und die «Voyage pittoresque aux îles Hébrides» (mit 25 von ihm selbst gezeichneten Kupfern). Er starb zu Paris 12. Juli 1844. — Sein Sohn, Erneste P., geb. 1806, hat die Horazischen Werke und die Fabeln des Phädrus für die «Bibliothèque» übersetzt.

Pancratius, ein christl. Märtyrer, wurde während der Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian enthauptet. Sein Todestag fällt auf den 12. Mai, der neben dem 13., dem Tage des Servatius, einer der bekanntesten Lostage ist, weil man in Deutschland, überhaupt Mitteleuropa, annimmt, daß nach ihnen kein bedeutender Nachtfrost mehr eintritt, was jedoch keineswegs immer zutrifft. Nach den Tagen des P. und Servatius kommt die Orangerie aus den Gewächshäusern ins Freie.

Pancsova (spr. Pantschowa), Stadt oder Militärcommunität im serb.-banat. Verwaltungsgebiete der österr. Militärgrenze und zwar Stabsort des deutsch-banater Grenz-Infanterieregiments, an der Temes, unweit ihrer Mündung in die Donau gelegen, hat (Oct. 1857) 12470 E., eine kath. und eine griech.-orient. Pfarre, eine Ober-Realschule, ein Contumaz- und ein Zollamt, ein Postamt, eine Dampfschiffahrtsstation, ein Minoritenkloster, Seidencultur und starken Handel mit der Türkei. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören die griech. und die zwei kath. Kirchen. Bei P. erfocht der österr. Feldmarschall Graf Wallis 30. Juli 1739 einen Sieg über die Türken; 1788 wurde es von den Oesterreichern auf dem Rückzuge verbrannt. Am 2. Jan. 1849 siegten daselbst die Oesterreicher über die Ungarn.

Pandämonium (griech.) nannte man in späterer Zeit sowol den allgemeinen Tempel für die Halbgötter oder Dämonen (s. d.), als auch den Inbegriff aller übermenschlicher Wesen, besonders der bösen Geister und vorzugsweise das Reich des Satan.

Pandanus, Name einer aus baumartigen Holzgewächsen bestehenden monokotylen Pflanzengattung aus der 21. und 22. Klasse des Linné'schen Systems, die typische Gattung der nach ihr benannten Familie der Pandaneen, welche in den Tropengegenden besonders auf den Inseln des Großen Oceans und des Indischen Archipels in großer Menge wachsen und eine der charakteristischsten Pflanzenformen in der Vegetation jener Länder bilden. Die Pandanen haben einen palmenähnlichen Wuchs, indem ihr schlanker Stamm, welcher gewöhnlich auf einem Gerüste von Stützwurzeln ruht, entweder ganz einfach ist oder sich nur an der Spitze in mehrere Aeste theilt, deren jeder eine Krone großer, einfacher, linealer, immergrüner, oft am Rande dornig gesägter Blätter trägt. Seltener entspringen aus dem Stamme schon von der Mitte an Seitenäste, wie bei P. Bidur Jungh. auf Java, dessen Stamm bis über 50 F. Höhe erreicht und an seinen rechtwinkelig abstehenden Aesten ungeheure Büschel von bis 6 F. langen und $1^1/_2$ Zoll breiten, wellig hin- und hergebogenen Blättern trägt. Die eingeschlechtigen Blüten sind wie bei den Palmen in Kolben (meist verzweigte) gestellt, welche aus ein- bis mehrblätterigen Scheiden hervorbrechen. Jede Blüte hat ein mehrblätteriges Perigon und zahlreiche Staubgefäße oder Pistille. Die beeren- oder steinfruchtartigen Früchte sind aus mehrern unter sich verwachsenen Fruchtknoten zusammengesetzt und enthalten kleine Samen mit fleischigem oder hornartigem Eiweiß. Mehrere Pandanenarten besitzen eßbare Früchte. Sie werden deshalb angebaut und sind für die Bewohner der obengenannten Inseln von großer Wichtigkeit. Dergleichen Arten sind namentlich P. odoratissimus L., welche sehr wohlschmeckende und wohlriechende, zu einer kugelrunden, menschenkopfgroßen Scheinfrucht verwachsene Steinfrüchte trägt, und P. utilis Bor. Erstere Art wird auf allen Inseln der Südsee sowie in China und Ostindien, letztere auf den Antillen und auf Isle-de-France allgemein cultivirt. Nächst den Palmen gehören die Pandanen zu den imposantesten Baumformen aus der Abtheilung der monokotylen Gewächse und zu den größten Zierden unserer Warmhäuser.

Pandekten oder Digesten ist der Titel einer Compilation aus den ältern Werken röm.-jurist. Schriftsteller, welche den wichtigsten Theil der gesetzgebenden Reform Justinian's ausmacht und einen Haupbestandtheil des Corpus juris civilis (s. d.) bildet. Es liegt derselben die Absicht zu Grunde, daß aus diesen ältern Schriftstellern alles Brauchbare ausgezogen, in eine gewisse Ordnung gebracht, dabei jede abweichende Meinung entfernt und nun keine andere Autorität als die in dieser Sammlung enthaltene mehr in den Gerichten anerkannt werden sollte. Zu dieser großen Arbeit hatte Justinian 17 Männer auserlesen, unter denen Tribonianus (s. d.) den Vorsitz führte. Ihr Werk wurde 16. Dec. 533 mit gesetzlicher Autorität bekannt gemacht. Sie

hatten 39 verschiedene Schriftsteller benutzt, wovon der älteste noch in das Zeitalter Cicero's fällt, die meisten andern vor Alexander Severus gelebt hatten. Aus diesen haben sie über 9000 Stellen ausgezogen und nach Rubriken in 50 Büchern zusammengestellt, welche in Titel und diese wieder in einzelne Excerpte (Gesetze oder Fragmente genannt) zerfallen. Da über die Justinianeischen P. namentlich seit dem 17. Jahrh. auf den holländ. und deutschen Universitäten in der Art Vorträge gehalten wurden, daß man nach der Reihenfolge der Abschnitte (Titel) derselben das gesammte geltende röm. Civilrecht darstellte, so ging die Bezeichnung P. auch auf Vorlesungen und Schriften dieses Inhalts über, wobei man jedoch in neuerer Zeit von der Reihenfolge der Justinianeischen P. mehr und mehr absah und den Stoff in freierer wissenschaftlicher Form darstellte. Namhafte Lehrbücher dieses sog. Pandektenrechts sind die von Hellfeld, Thibaut, Mühlenbruch, Seuffert u. a., insbesondere aber von Puchta, Vangerow, Windscheid, Arndts. Als umfassender Commentar zu den Justinianeischen P. ist das große, von Glück (s. d.) 1790 begonnene, von Mühlenbruch und Fein bis zum 45. Bande fortgesetzte Werk: «Ausführliche Erläuterung der P.», zu nennen.

Pandōra, d. h. die Allbegabte, ist nach einer schon bei Hesiodos erzählten griech. Sage der Name des ersten Weibes auf Erden. Als nämlich Prometheus (s. d.) den Zeus hintergangen und ihm das Feuer entwendet hatte, befahl dieser dem Hephästos, ein Weib zum Unheil für die Menschheit zu bilden. Die Götter statteten das Gebilde mit den herrlichsten Gaben aus: Hephästos gab ihm menschliche Stimme und Schönheit, Athene weibliche Kunstfertigkeit, Aphrodite Liebreiz, Hermes Verschlagenheit und bethörende Schmeichelkünste. So ausgestattet schickte Zeus das Weib, dem er außerdem noch eine Büchse oder ein Faß mitgab, worin allerlei Jammer für die Menschen eingeschlossen war, durch Hermes dem Epimetheus zu, der die Warnung seines Bruders Prometheus, von Zeus kein Geschenk anzunehmen, vergessen hatte. P. öffnete nun das Faß; sogleich flogen alle Arten Uebel daraus hervor und verbreiteten sich über die ganze Erde; nur die Hoffnung blieb am Boden zurück. Diese Sage, welcher die bei den Griechen sehr verbreitete Anschauung, daß die Weiber nur ein, freilich nothwendiges, Uebel für die Männer seien, zu Grunde liegt, ist von Spätern, um den Zeus und die Götter in besserm Lichte erscheinen zu lassen, dahin umgestaltet worden, daß das Gefäß der P. Segensgaben der Götter enthalten habe, die den Menschen geblieben sein würden, wenn nicht P. jenes geöffnet hätte.

Pandūren (die Ableitung des Wortes ist ungewiß) waren ein leichtes, orientalisch bewaffnetes Fußvolk aus südslawischen und andern Stämmen der türk. Grenzlande, welches zuerst beim kaiserl. Heere im Spanischen Erbfolgekriege und später in den Kriegen Oesterreichs gegen Friedrich II. unter berühmten Parteigängern, z. B. Trenck, gute Dienste geleistet hat. Sie führten den kleinen Krieg auf ihre Weise und thaten dem Feinde, den sie fortwährend umschwärmten und beunruhigten, viel Abbruch. In zerstreuter Fechtart machten sie sich als gute Schützen, den Einwohnern aber durch Raub und wilde Grausamkeit furchtbar. Ihre Tracht war oft sehr pittoresk, ihre ganze Erscheinung höchst originell. Der Name verschwand, als sie später in die Organisation der Grenzer aufgenommen wurden.

Panegyricus heißt in der Redekunst eine Lobrede oder Lobschrift, die den Zweck hat, einen Gegenstand oder eine Person durch veredelnde Darstellung der wirklichen Vorzüge zu verherrlichen. Obgleich nun hierbei die histor. Wahrheit mehr als untergeordnet erscheint, insofern der Gegenstand höher gestellt und eine allgemeine Liebe und Begeisterung für denselben erweckt werden soll, so darf doch der Panegyrist, d. h. der Lobredner, nicht in Uebertreibungen sich ergehen und noch weniger Lob erdichten. Ebenso muß die Darstellung selbst der Bedeutsamkeit des Gegenstandes angemessen und würdig und bei allem Schmuck und aller Fülle entfernt von Gemeinheit und leerem Wortgepränge sein. Ursprünglich war eine panegyrische Rede im freien Athen ein Vortrag, der in einer Panegyris, d. h. in einer Versammlung des ganzen Volks, besonders bei einer allgemeinen Festlichkeit, von einem der vorzüglichsten Redner zur Verherrlichung des Nationalruhms und zur Begründung einer großartigen gemeinsamen Unternehmung gehalten wurde. Als Muster in Hinsicht der Kunstform kann hierin der «Panegyrikos» des Isokrates (s. d.) gelten, worin die Griechen zur Einigkeit gegen die Perser ermahnt werden. Sehr bald aber verlor diese schöne Sitte ihre höhere Bestimmung, indem man anfing, den P. auf freigebige und mächtige Herrscher auszudehnen, bei denen man mit Befangenheit des Urtheils und geflissentlicher Uebergehung der Mängel in der Regel nur Preiswürdiges fand, wo es häufig nicht zu finden war. Daher ging dieser panegyrische Ton nicht selten mit in die Lebensbeschreibung und Charakteristik berühmter Männer über und läßt uns dann eine treue Darstellung aller Aeußerungen und Thätigkeiten derselben fast gänzlich vermissen, wie dies z. B. in dem «Agesilaus»

des Xenophon der Fall ist. Ueberhaupt hatte sich zugleich mit dem P. in Griechenland eine besondere Gattung von Prunkreden, das Encomium oder die eigentliche Lobrede, ausgebildet, wohin außer vielen andern Erscheinungen das «Encomium des Euagoras» von Isokrates gehört. Allein auch diese Gattung artete zuletzt gänzlich aus und wurde von den spätern Sophisten und Rhetoren in fader Weise auf ganz unwürdige Gegenstände und nichtssagende Persönlichkeiten übertragen oder zu bloßen Schulübungen gemisbraucht. So ging der P. in seiner schon verderbten Fassung auf die Römer über, bei denen der «Panegyricus» des jüngern Plinius (s. d.) auf den Kaiser Trajan bei aller Ueberbietung und äußern Verzierung noch eine ehrenvolle Ausnahme bildet, da der Gegenstand des Lobes ein wirklich lobenswerther genannt werden muß. Unter den spätern röm. Kaisern aber, besonders des 3. und 4. Jahrh., finden wir eine große Reihe von Lobrednern, die als Wortführer bei Beglückwünschungen und andern Veranlassungen in Kriecherei und Erniedrigung alles Maß überschritten und sich dabei einer Sprache bedienten, welche die völlige Entartung der röm. Nationalität und Bildung beurkundet. Diese Prunkreden, die wir noch von Claudius Mamertinus, Eumenius, Nazarius, Mamertinus, Corippus, Ennodius u. a. besitzen, sind unter dem Titel «Panegyrici veteres Latini» am besten von Jäger (2 Bde., Nürnb. 1779) und Arntzen (2 Bde., Utrecht 1790—97) gesammelt und erläutert worden. Unter den Neuern haben die Franzosen etwas dem P. Aehnliches in ihren Éloges (s. d.), und auch die Engländer und Deutschen haben einzelne treffliche Lobreden geliefert.

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf), russ. Staatsminister, geb. 26. Sept. 1718, trat sehr jung bei der Garde ein, wurde unter der Kaiserin Elisabeth Kammerherr und ging 1747 als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen und 1749 nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft erhielt er die Gouverneurstelle beim Großfürsten Paul Petrowitsch, und als Katharina II. 1762 den Thron bestieg, ernannte sie ihn zum Staatsminister. Der Krieg gegen die Türken, welchen die poln. Unruhen veranlaßten, die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp, der Friede mit der Pforte 1774, die Vermittelung Rußlands beim Frieden von Teschen und endlich die bewaffnete Neutralität waren zumeist sein Werk. Alle Instructionen für die Feldherren und auswärtigen Minister sowie alle Correspondenzen mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. Er galt als die Hauptstütze des preuß. Systems in dem russ. Cabinet. In den letzten Jahren seines Lebens minderte sich indessen allmählich sein Einfluß auf Katharina, von der er 1767 in den Grafenstand erhoben worden war. Er starb zu Petersburg 11. April 1783. — Sein Bruder, Graf Peter Iwanowitsch P., ein berühmter Feldherr, geb. 1721, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus, wo er zum Generallieutenant aufstieg, befehligte im türk. Feldzuge von 1770 die zweite Armee, mit der er 28. Sept. Bender erstürmte, und unterdrückte 1775 den Aufstand Pugatschew's. Er starb als General-en-Chef 26. April 1789 zu Moskau. Vgl. Lebedew, «Nikita i Petr P.» (Petersb. 1863). — Dessen Sohn, Graf Nikita Petrowitsch P., war unter Katharina Gesandter im Haag und in Berlin, unter Paul und zu Anfang der Regierung Alexander's I. Vicekanzler und Minister des Auswärtigen, zog sich aber bald zurück und starb hochbetagt 1837 in Moskau. — Graf Victor Nikititsch P., Sohn des letztgenannten, geb. um 1800, widmete sich ebenfalls der Diplomatie und war eine Zeit lang Geschäftsträger in Griechenland. Nach Rußland zurückberufen, wurde er Staatssecretär und 1840 Justizminister, welches Amt er bis 1861 bekleidete. Beim Tode des Generals Rostowzow wurde er mit der Leitung des zur Redaction des Gesetzes über Aufhebung der Leibeigenschaft ernannten Comité betraut, dessen Arbeiten er glücklich, obwol nicht ohne einige im Interesse des Adels gemachte Modificationen des ursprünglichen Plans, zu Ende führte. Seit dem März 1864 war P. Generaldirector der kaiserl. Kanzlei für Gesetzgebungs- und innere Angelegenheiten, nahm aber 28. April 1867 seine Entlassung.

Panisbrief, d. i. Brotbrief, nannte man die schriftliche Empfehlung des Kaisers an ein Stift oder Kloster, jemand auf eine bestimmte Zeit oder auch lebenslänglich zu versorgen. Diese P. hatten, solange sie mit Zurückhaltung ertheilt wurden, stets ehrfurchtsvolle Berücksichtigung gefunden. Als aber Kaiser Joseph II. anfing, sie häufiger zu vertheilen und selbst auf prot. Stifter auszustellen, so veranlaßte dies vielfache Klagen und Beschwerden. Die P. wurden sogar mit unter den Beweggründen zur Stiftung des deutschen Fürstenbundes aufgeführt. Daher versprach Kaiser Leopold II. in der Wahlcapitulation, sie nur auf Stifter zu ertheilen, wo ein solches Recht erwiesen sei.

Panischer Schrecken, s. Pan.

Panizzi (Antonio), ausgezeichneter Bibliothekar, geb. 16. Sept. 1797 zu Brescello im

Modenesischen, begann seine Studien im Lyceum zu Reggio, bezog dann die Universität Parma, welche er 1818 als Doctor der Rechte verließ, und widmete sich hierauf dem Advocatenstande. Das tiefe Interesse, welches er an dem Schicksale seines Vaterlandes empfand, veranlaßte ihn, sich an der piemont. Revolution von 1821 zu betheiligen. Von einem Freunde denuncirt, wurde er in Cremona verhaftet. Er rettete sich durch die Flucht, ward aber in contumaciam zum Tode verurtheilt und sein ganzes Vermögen confiscirt. Da er in Lugano, wo er zuerst eine Zuflucht suchte, sich vor den Nachstellungen der Oesterreicher nicht sicher hielt, begab er sich nach Genf. Doch wurde er bald auf Ansuchen des österr. und sardin. Gesandten nebst den andern ital. Flüchtlingen aus der Schweiz gewiesen, und weil man ihm die Durchreise durch Frankreich nicht gestattete, mußte er den Weg nach England, wohin er sich jetzt zu wenden entschlossen hatte, über den Rhein und die Niederlande einschlagen. Nachdem P. einige Monate in London zugebracht, wandte er sich nach Liverpool, wo er von Ugo Foscolo dem Geschichtschreiber Roscoe vorgestellt wurde, der ihn gastfrei aufnahm und fortan wie einen Sohn behandelte. P. lebte seitdem in Liverpool als Lehrer der ital. Sprache in angenehmen Verhältnissen, bis ihm 1828 der Lehrstuhl der ital. Sprache und Literatur an der neuerrichteten Universität zu London angetragen wurde. Nach einigem Bedenken folgte er auf Anrathen seines Freundes Brougham diesem Rufe. Als jedoch im März 1831 die Stelle eines Hülfsbibliothekars am Britischen Museum erledigt war, bewarb sich P. um dieses für einen Bücherliebhaber so erwünschte Amt und erhielt auch dasselbe durch den Einfluß des inzwischen zum Lord-Kanzler emporgestiegenen Brougham, trotz der Hindernisse, die man ihm als Ausländer und Katholiken entgegenstellte. Zur Zeit seiner Ernennung befand sich die Bibliothek des Britisch-Museum in einem sehr unbefriedigenden Zustande: sie war unvollständig, schlecht geordnet und mit höchst mangelhaften Katalogen versehen. An den Berathungen, die zur Abstellung dieser Mängel stattfanden, nahm P. hervorragenden Antheil, und noch mehr machte er sich durch die genaue und lichtvolle Auskunft bemerklich, die er dem 1835 zur Untersuchung der Anstalt niedergesetzten Parlamentscomité ertheilte. Als der Custos der gedruckten Bücher (Keeper of printed books), Henry Baber, im Juni 1837 von seinem Posten schied, wurde P. mit Uebergehung der ältern Beamten dazu ernannt. An der Spitze der Bibliothek stehend, widmete er nunmehr alle seine Kräfte der Aufgabe, dieselbe ihrer Bestimmung als literarischer Mittelpunkt der Weltstadt London würdig zu machen, und trotz mancher Anfeindungen wurden seine Bestrebungen im ganzen von Erfolg gekrönt. Er bewog die Regierung, vermehrte Zuschüsse zu bewilligen, brachte die Zahl der Bücher 1837—53 von 225000 auf 510000, seitdem bis 1866 auf fast 800000, traf Anstalten zur Herausgabe vollständiger Kataloge und führte überhaupt ein streng geordnetes System ein, dessen Wirksamkeit sich durch die Erfahrung bewährt hat. In den 1836—50 veröffentlichten Berichten der parlamentarischen Commissionen zur Untersuchung des Britisch-Museum hat er selbst Rechenschaft über seine Thätigkeit abgelegt. Als im Febr. 1856 Sir Henry Ellis die Stellung eines Oberbibliothekars aufgab, wurde P. zu dessen Nachfolger ernannt und ihm somit die Leitung über sämmtliche Abtheilungen des großartigen Instituts übertragen. Nachdem er zehn Jahre mit Geschick und Energie gewirkt, zog er sich jedoch im Juli 1866 ins Privatleben zurück. Von P.'s Schriften sind, außer einer ital. Grammatik (Lond. 1828) und einem ital. Lesebuche (Lond. 1828), besonders hervorzuheben: die vorzüglichen kritischen Ausgaben des «Orlando innamorato» von Bojardo und des «Orlando furioso» von Ariost (9 Bde., Lond. 1830—34) sowie der «Sonetti e canzoni» des Bojardo (Lond. 1835); ferner «On the supply of printed books from the library to the reading room» (Lond. 1846) und «A short guide to that portion of the printed books in the British Museum, now open to the public» (Lond. 1851). Hierzu kommt noch die kunstgeschichtliche Untersuchung «Chi era Francesco da Bologna?» (Lond. 1858) und die Ausgabe von «Le prime quattro edizioni della Divina Commedia» (Lond. 1858). Auch hat P. Beiträge zur «Edinburgh Review», «Quarterly Review» und «North British Review» geliefert.

Pankration, d. h. Gesammtkampf, hieß bei den Griechen derjenige Wettkampf, bei welchem die Kämpfer, die man Pankratiasten nannte, den Faustkampf mit dem Ringen in der Art verbanden, daß sie nur mit der geballten und unbewaffneten Hand boxten, wie noch jetzt die brit. Faustschläger thun, und so den Gegner zu überwinden suchten.

Pankreas, s. Bauchspeicheldrüse.

Pannartz (Arnold). Durch Adolf's von Nassau Erstürmung von Mainz in der Nacht vom 27. zum 28. Oct. 1452 wurde nicht nur die Thätigkeit der dortigen Druckerpressen, deren Besitzer ohnehin zu dem Gegner des Siegers, dem Erzbischof Diether von Isenburg, sich ge-

halten und ihm sogar ein Manifest gegen seinen Feind gedruckt hatten, auf einige Zeit gehemmt, sondern die Gehülfen Fust's und Schöffer's sahen sich auch zur Flucht genöthigt und verbreiteten so das Geheimniß der Buchdruckerkunst in alle Länder. Unter diesen waren auch zwei Deutsche, Konrad Sweynheym und Arnold P., die nach Italien gingen und in dem nahe bei Rom gelegenen Kloster Subiaco unter dem Schutze des Papstes Paul II. gemeinschaftlich die erste Druckerei in Italien errichteten, welche von 1464—67 bestand. Sie druckten den Donat (ohne Ort und Jahr), von dem aber kein Blatt auf unsere Zeit gekommen ist, den Lactantius von 1465 und in demselben Jahre Cicero's Schrift «De officiis», in der sich zuerst griech. Schrift findet, sowie 1466 des Augustinus Schrift «De civitate Dei». Noch in demselben Jahre wurden sie von den Marchesen Pietro und Francesco de Maximis nach Rom berufen, wo ihnen diese Beschützer der neuen und bewunderten Kunst in ihrem eigenen Hause ein Asyl eröffneten, freilich etwas zu spät, um sich den Ruhm der ersten Drucker in Rom erwerben zu können; denn dieser gebührt dem Ulrich Han, aus Wien oder Ingolstadt gebürtig. Mit diesem wetteiferten nun P. und Sweynheym, und aus ihren Pressen gingen, für jene Zeit schön gedruckt, Cicero's «Epistolae» (1467) sowie nach und nach die Werke von Livius, Cäsar, Virgil, Strabo, Quinctilian, Appulejus u. s. w. hervor. Ueberhaupt aber lieferten sie in einem Zeitraume von sieben Jahren 12460 Bände. Dennoch scheinen beide in Armuth verfallen zu sein, wie aus einem noch erhaltenen Briefe hervorgeht, in welchem sie den Papst Sixtus IV. um Unterstützung ersuchen. Sweynheym trennte sich um 1473 von P., vielleicht um sich der Kupferstecher- und Gravirkunst ausschließend zu widmen. Er wurde der erste, der in Kupfer gestochene Landkarten druckte, wie die nach seinem Tode (1478 durch Budring vollendete) Ausgabe des Ptolemäus zeigt. P. druckte bis 1476 allein fort.

Pannonia hieß als röm. Provinz das Land, das im N. und O. durch die Donau, im W. durch die Gebirge von Noricum begrenzt wurde, im S. mit einem schmalen Streif über die Save (Savus) reichte und das heutige Ungarn jenseit der Donau, Slawonien, einen Streif von Bosnien, das nordöstl. Kroatien und die östl. Striche von Krain, Steiermark und Niederösterreich umfaßte. Seinen Namen hat es von den Pannoniern, bei den Griechen auch Päoner, wie die thraz. Völkerschaft am Strymon genannt, einem Volke illyr. Stammes, das ursprünglich in dem Lande zwischen den dalmatischen Bergen und der Save, im heutigen Bosnien, und weiter südöstlich bis zu den Dardaniern in Mösien (Serbien) wohnte. Gegen sie und ihre westl. Nachbarn, die Japyden, richtete zuerst Augustus 35 v. Chr. die röm. Waffen und bezwang sie nach der Eroberung von Segestica oder Siscia (Siszek) an dem Einflusse des Colapis (Kulpa) in die Save. Eine Empörung, die 12 v. Chr. ausbrach, wurde durch Tiberius nach längerm Kriege unterdrückt; weit gefährlicher aber war der durch die Bedrückungen der Römer veranlaßte Aufstand 6 n. Chr., an dem auch die Dalmatier theilnahmen, und an dessen Spitze ein Dalmatier und ein Pannonier vom Stamme der Breuker, beide Bato genannt, standen. Ihn zu unterdrücken, gab Tiberius seine Unternehmung gegen Marbod auf, und nach einem blutigen Kriege, zu dem 15 Legionen versammelt wurden und der bis 9 n. Chr. dauerte, unterwarfen er und Germanicus die Pannonier, die 200000 waffenfähige Männer zählten. Hierauf wurde das Volk in die nördl. Gegenden übergesiedelt, die nun von demselben den Namen erhielten. Von den frühern Bewohnern dieses Landes, den celtischen Bojern, die zu Cäsar's Zeit durch Börebistes, den König des getisch-dacischen Reichs, fast vernichtet worden waren, hatte sich nur ein kleiner Theil im nordwestl. Theile, der noch zu Noricum gerechnet wurde, erhalten, ihre weitern Wohnplätze nördlich und westlich vom See Pelso (dem Plattensee) wurden damals als die Wüste der Bojer bezeichnet. Wahrscheinlich unter des Tiberius Regierung, bei deren Anfang sein Sohn Drusus die Empörung der drei in P. liegenden Legionen stillte, erhielt das Land Provinzialeinrichtung, unter der die Pannonier allmählich zu Römern wurden. Das östl. Noricum (s. d.), von celt. Tauriskern bewohnt, wurde mit zu der Provinz geschlagen, ebenso der größte Theil des Landes der celt. Carni (in Krain), das aber später zu Italien kam; im südöstlichsten Theile der Provinz zwischen der untern Save und Donau wohnten die celt. Skordisker, die früher dem Börebistes, später dem Tiberius beigestanden hatten. Lange bestand die Eintheilung der Provinz, die an der Donau gegen die nördl. Markomannen und Quaden und die östl. Jazygen durch eine Reihe von festen Plätzen gesichert wurde, in das obere (westliche) und das niedere (östliche) P., zwischen denen eine Linie von der Mündung des Flusses Raab (Arrabo) in die Donau bis zur Mündung des bosnischen Flusses Verbas (Urpanus) in die Save die Grenze bildete. Den größern Theil Niederpannoniens zwischen dem Plattensee und der Donau cultivirte erst im 4. Jahrh. Galerius und nannte ihn als eigene Provinz zu Ehren seiner Gemahlin

Valeria. Unter Konstantin, der sechs Legionen in P. hatte, kam die Eintheilung in die zu den illyrischen gerechneten Provinzen Pannonia I. und II., Valeria und Savia (zwischen der Drau und Save) auf. Namentlich Oberpannonien war der Schauplatz des markomannischen Kriegs im 2. Jahrh. gewesen; von den Markomannen, Quaden und Jazygen wurde das Land auch später beunruhigt, in welchem befreundete Vandalen von Römern angesiedelt wurden. Im 5. Jahrh. wurde es auf Veranlassung des Aëtius von dem weström. Valentinian III. an den oström. Theodosius II. und von diesem an die Hunnen (s. d.) abgetreten. Nach Attila's Tode 453 nahmen es die Ostgothen ein; neben ihnen wohnten in dem südöstl. Theile Gepiden, in dem nordwestlichen Rugier; Theodorich führte 488 die Gothen heraus, doch gehörte P. auch ferner zu seinem Reiche. 527 besetzten unter Audoin die Langobarden das Land, das sie 568 beim Abzug nach Italien den tatar. Avaren überließen, neben denen im Süden auch slaw. Stämme damals sich niederließen. Die Avaren unterlagen Karl d. Gr., dessen Herrschaft auch über P. sich erstreckte. Unter seinen Nachfolgern verbreiteten sich auch vom Norden her Slawen über das Land, das ein Theil des großen Mährischen Reichs wurde, bis 893 Arnulf die Magyaren oder Ungarn (s. d.) gegen das letztere aufrief, die sich des Landes bemächtigten. Unter den Städten P.s waren in der Römerzeit außer Siscia die wichtigsten an der Donau Vindobona (Wien), Carnuntum (bei Haimburg), Arrabo (Raab), Bregaetium (Komorn), Crumerum (Gran), Acincum (Buda); im Lande an der Save und Drau Mursa (Essek), Acimincum (der Theißmündung gegenüber), Taurunum (Semlin), Sirmium (Mitrovicz), von dem der Landstrich noch jetzt Sirmien heißt, Cibalae (Vinkovcze), Noviodunum (Novigrad an der Kulpa); im carnischen, später zu Italien gezogenen Lande Nauportus (Oberlaibach), Aemona (Laibach); im Innern Sopianae (Fünfkirchen), Cimbriana (Stuhlweißenburg), Sabaria (Stein am Anger); Scarbantia (Oedenburg).

Panofka (Theodor), verdienter deutscher Archäolog, geb. 25. Febr. 1801 zu Breslau, erhielt auf dem dortigen Friedrichsgymnasium und seit 1819 auf der Universität zu Berlin seine classische Bildung. Kaum hatte er seine Studien vollendet und durch die Abhandlung «De rebus Samiorum» (Berl. 1822) einen Ruf sich begründet, so unternahm er 1822 seine erste Reise nach Rom, wo er durch einen Cyklus von Vorträgen über Sophokles, die er auf dem Capitol vor einem Vereine von Alterthumskennern hielt, die Veranlassung zur spätern Gründung des Archäologischen Instituts gab. Hierauf bereiste er 1824 zugleich mit dem Baron von Stackelberg Sicilien, ging dann wieder nach Rom zurück und von hier aus nach Paris. Nachdem er Anfang 1827 sich in Berlin habilitirt, wandte er sich abermals nach Paris, um die Kunstschätze des dem Herzoge von Blacas gehörigen Museums bekannt zu machen. Auch begleitete er 1828 den Herzog nach Neapel und leitete im darauffolgenden Winter die Ausgrabungen zu Nola, deren Resultate damals im «Kunstblatt» von ihm mitgetheilt wurden. Bei der Gründung des Archäologischen Instituts zu Rom 1829 suchte er in Paris einen zweiten Vereinigungspunkt für das Institut zu gewinnen, der vor dem römischen namentlich den engern Verkehr mit Deutschland voraus hatte, rettete auch diese Zweiganstalt, als ihr nach der Julirevolution Auflösung drohte, durch bedeutende Opfer vom Untergange. Er selbst kam 1834 in seine Heimat zurück, wo er 1835 die «Annali dell' Instituto» herausgab und 1836 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Zu gleicher Zeit begann er seine Vorlesungen an der Universität und ward 1844 zum außerord. Professor ernannt. Er starb 20. Juni 1858. P. hat die Ergebnisse seiner Forschungen in einer langen Reihe von größern und kleinern Schriften (darunter viele Arbeiten in den «Abhandlungen» der berliner Akademie und eine Anzahl von Programmen zur Winckelmannsfeier der von ihm 1843 in Gemeinschaft mit Gerhard gegründeten und seitdem geleiteten berliner Archäologischen Gesellschaft) niedergelegt. Insbesondere hervorzuheben sind: «Museo Bartoldiano» (Berl. 1827); «Neapels Antiken» (Stuttg. 1828); «Recherches sur les noms des vases grecs» (Par. 1829); «Musée Blacas» (4 Lief., Par. 1830—33); «Cabinet du comte de Pourtalès» (Par. 1834); «Terracotten des königl. Museums» (Berl. 1842); «Bilder antiken Lebens» (Berl. 1843 fg.); «Griechinnen und Griechen nach Antiken skizzirt» (Berl. 1844); «Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuchs» (Berl. 1850); «Ueber verlegene Mythen» (1830); «Die Heilgötter der Griechen» (1843); «Asklepios und die Asklepiaden» (1845); «Von den Namen der Vasenbilder in Beziehung zu ihren bildlichen Darstellungen» (1848); «Die griech. Trinkhörner und ihre Verzierungen» (1850); «Parodien und Caricaturen auf Werken der classischen Kunst» (1851); «Gemmen mit Inschriften» (1851); «Dionysos und die Thyaden» (1852); «Proben eines archäol. Commentars zu Pausanias» (1853); «Ueber merkwürdige Marmorwerke im königl. Museum zu Berlin» (Berl. 1857) u. s. w.

Panorāma (griech.) nennt man die bildliche Darstellung aller der Gegenstände, welche man von einem gewissen Punkte aus übersehen kann. Dieser Punkt kann nun entweder feststehend oder beweglich angenommen werden. Im ersten Falle erhalten wir ein Rundgemälde, d. h. das Bild einer Gegend, wie sie sich aus der Höhe darstellt, im zweiten Falle aber entsteht das Längenbild einer Gegend, wie sie sich in der Ebene zeigt; dahin gehören z. B. die Panoramen des Rhein, der Donau u. s. w. Das Rundgemälde wird in dem dazu bestimmten Raume an der Wand ringsherum aufgestellt, während der Beschauer sich in der Mitte befindet. Die Beleuchtung fällt von oben herein, ohne daß der Beschauer die Lichtquelle sieht, und durch vollkommen richtige perspectivische Zeichnung, naturgetreue Farbengebung und Abstufung der Fernen ist ein Effect möglich, welcher bis zu einer wirklichen Täufchung führen kann. Der Erfinder der Panoramen war Professor Breisig in Danzig, und das erste in großem Maßstabe aufgestellte war das des Schotten Rob. Parker, welches 1793 in Edinburgh gezeigt wurde. Gegenwärtig hat man in den größern Städten Gebäude, welche eigens dazu errichtet sind, solche Panoramen aufzunehmen, und in denen die verschiedenen Ansichten wechseln und eine Zeit lang ausgestellt bleiben. Einen weitverbreiteten wohlverdienten Ruf hatten die Panoramen von Euslen (gest. 1866 in Lille). Der Amerikaner Rob. Fulton brachte das erste P. nach Frankreich. Man ist bemüht gewesen, durch mechan. Apparate die Zeichnung der Panoramen zu erleichtern. Unter diesen Apparaten nennen wir den Panoramagraphen von Gavard in Paris und den Scenographen vom Mechanikus K. Hofmann in Leipzig, die beide durch Zweckmäßigkeit sich auszeichnen. Die Erfindung der Panoramen zog die einer Menge von Oramen nach sich. Dahin gehören außer dem Diorama (s. d.) und Neorama (s. d.) das Myriorama von Brès in Paris, verbessert von Clark in London, eine Vorrichtung, durch welche laudschaftliche Darstellungen zu immer neuen Bildern zusammengesetzt werden können; das Kosmorama, zuerst 1808 in Paris aufgestellt, das Europorama von Ruhr (gest. 1842) in Hamburg, Bilder einzelner Gegenden, welche, unter künstlicher Beleuchtung durch Vergrößerungsglastafeln angesehen, in ihrer natürlichen Größe erscheinen. Auch geschichtliche Begebenheiten u. s. w. werden, obwol unpassend, auf diese Weise dargestellt. Bei den Georamen von Delanglard sieht man im Innern einer hohlen, 40 F. im Durchmesser haltenden Kugel, an deren Umfange man die Globuskarte dargestellt sieht. Auch die Reliefmodelle ganzer Gegenden nennt man Georamen, obschon dafür die eigenthümliche Benennung Stereoramen vorhanden ist. Sie werden aus Papiermasse oder Steinpappe gefertigt. Pleoramen sind von Langhans, nach andern von Kopisch in Breslau 1831 erfunden und stellen Wassergegenden so dar, wie sie dem Vorüberschiffenden erscheinen. Der Zuschauer befindet sich in einer Barke, und das Bild der Gegend wird an ihm vorübergeführt und durch optische Täuschung möglichst naturgetreu gemacht. Das erste Pleorama war eine Darstellung des Golfs von Neapel. Aehnlich sind die in neuerer Zeit aufgekommenen Cykloramen, welche gewöhnlich große Flüsse mit ihrem nähern oder entferntern Ufer von der Quelle bis zum Ausflusse, mit gelegentlicher Abänderung der Beleuchtung zu verschiedenen Tageszeiten, vorübergleiten lassen, wobei Musik und Erklärung der Scenerie abzuwechseln pflegt. Der Amerikaner Lewis vereinigte mit einer solchen Darstellung des Mississippistroms auch die Veranschaulichung transatlantischer Sitten und Gebräuche. Kahleis, ein anderer bekannter Cykloramist, versuchte (1853) 3000 J. Weltgeschichte auf diese Weise vorzuführen.

Panslawismus wird das gemeinsame Bestreben aller slaw. Völkerschaften nach Einem Ziele genannt. Man begreift darunter zunächst eine literarische, ideale und dann eine praktisch-polit. Seite, welche letztere die Vereinigung aller slaw. Völkerschaften unter russ. Oberhoheit oder, wie der Ausdruck lautet, «der Slawinen in Slawien» anzubahnen gedenkt. Die anonyme Schrift «Die europ. Pentarchie» (Lpz. 1839) und die Schriften des A. Gurowski machten in dieser Hinsicht das meiste Aufsehen. Mehr in den Vordergrund traten die panslawistischen Ideen, seit der Slowake Johann Kollar (s. d.) seine Schrift «Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slaw. Nation» (Pesth 1831) herausgab. Derselbe ging von der Annahme aus, daß alle Slawen eine große gemeinsame Familie bilden, deren Angehörige sich als Freunde und Brüder betrachten und gegenseitig geistig fördern und unterstützen müssen. Vor allem strebte er danach, womöglich der literarischen Zersplitterung ein Ende zu machen und das Stammesbewußtsein, das Gefühl verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit zu beleben. Läßt sich auch nicht verkennen, daß durch Kollar und seine Nachfolger dieses gemeinsame Bewußtsein der Slawen mächtig gefördert worden, so scheiterten doch alle Anläufe zu einer panslawistischen Verständigung in der Literatur, ganz abgesehen von der angestrebten polit. Vereinigung. Ihre staatliche Trennung, wonach sie Rußland, Preußen, Sachsen, Oester-

reich und der Türkei angehörig, ihre religiöse Scheidung in Griechisch-Orthodoxe und Unirte, Protestanten, Katholiken und Mohammedaner, ihre geogr. Situation, welche durch einen breiten Gürtel von Deutschen, Magyaren und Rumänen die Nord- von den Südslawen trennt, der bedeutende Culturabstand zwischen den fortgeschrittenen West- und den zurückgebliebenen Ost- und Südslawen lassen den politischen P. als Chimäre erscheinen. Endlich ist noch die Eifersucht unter den verschiedenen slaw. Stämmen ein wesentliches Hinderniß einer Einigung, und namentlich sind es die Polen, welche, als Feinde des an der Spitze der Slawen stehenden Rußland, allen panslawistischen Bestrebungen widerstehen und ihre eigenen Wege wandeln. Rußland bildet, nach Mickiewicz, nur den »negativ-mongol. Pol« des Slawenthums, während die Polen für sich selbst die positive Seite in Anspruch nehmen. Die eifrigsten Anhänger panslawistischer Ideen finden sich, außer in Rußland, unter den Czechen. Der Ausbruch der europ. Bewegung von 1848 ließ namentlich in der österr. Monarchie die polit. Ideen zu Tage treten, die in der slaw. Nationalität gären und sich an den vagen Begriff des P. anlehnen. Gegenüber den deutschen Einheitsbestrebungen und besonders der Aufforderung an die Böhmen, gleich den übrigen deutschen Bundesländern die Wahl von Abgeordneten in das deutsche Parlament zu Frankfurt a. M. zu vollziehen, bereiteten die Slawenclubs im Mai 1848 einen Congreß aller Slawen der österr. Monarchie vor, der auf die künftige Gestaltung Oesterreichs einwirken sollte. Unter dem Zuströmen einer großen Anzahl Slawen aller Länder, meist mit ihren Nationalcostüms angethan, ward der Congreß 2. Juni zu Prag eröffnet. Man hatte die sämmtlichen Slawen in drei Abtheilungen getheilt: 1) Böhmen, Mährer, Schlesier und Slowaken (Westslawen); 2) Polen und Ruthenen (Ostslawen); 3) Slowenen, Kroaten, Serben und Dalmatiner (Südslawen). Jede dieser Abtheilungen wählte 16 Mitglieder, die zusammen einen Congreßausschuß bildeten, der ein Bureau und in der Person Palacky's (s. d.) einen Präsidenten wählte. Präsidenten der einzelnen Abtheilungen waren: Schafarik (s. d.), Liebelt (s. d.) und Stamatowitsch. Das Programm lautete: Schutz- und Trutzbündniß aller österr. Slawen; Gleichberechtigung aller Nationalitäten im Kaiserstaate; Theilnahme für alle auch außerösterr. Slawen; Selbständigkeit Oesterreichs in Bezug auf Deutschland; Ueberreichung dieser Beschlüsse an den Kaiser. Dieser Slawencongreß, in dem sich die verschiedenen Stämme theilweise einander nicht verständlich zu machen vermochten, sodaß man zum Deutschen seine Zuflucht nehmen mußte, konnte seine Berathungen nicht beenden, indem 12. Juni ein slaw.-demokratischer Aufstand in Prag ausbrach, den Fürst Windischgrätz an der Spitze der Truppen blutig daniederwarf. Viele der slaw. Agitatoren wurden verhaftet. Später erschien in slaw. Zeitschriften ein Manifest des Slawencongresses an alle Völker Europas, in welchem ausgesprochen ward, die slaw. Tendenz gehe dahin, daß der österr. Staat, in dem die Mehrzahl Slawen, zu einem Bunde gleichberechtigter Nationen gestaltet werde, sodaß dem einzelnen Bedürfnisse wie der Einheit der Monarchie Genüge geschehe. Die slaw. Agitation trug indessen wesentlich zu noch größerer Verwickelung der Verhältnisse des Kaiserstaats bei. Seit im J. 1860 die Nationalitätsfragen in Oesterreich wieder in den Vordergrund traten, strebten auch die verschiedenen slaw. Stämme der Monarchie nach einer größern Einigung, welche sie gegenüber den centralistischen und dualistischen Bemühungen der Deutschen und Magyaren durch eine Föderativgestaltung des Reichs durchzusetzen suchten. Eine im Mai 1867 zu Moskau eröffnete, zunächst nur auf Rußland berechnete ethnogr. Ausstellung nahm durch zahlreiche Besucher aus den übrigen slaw. Ländern den Anschein eines panslawistischen Congresses an. Namentlich erregte hierbei die Anwesenheit Palacky's und Rieger's (s. d.), der Hauptvertreter des Czechenthums, viele Aufmerksamkeit.

Pantalone, Name einer Person der ital. Stegreifkomödie (Commedia dell' arte), die eine Art Juristenrock, Talar (pantalone) nebst einer bärtigen Maske trägt und alte Männer vorstellt. P. war bisweilen ein verliebter Narr und gefoppt, bisweilen auch gutmüthig, schlicht und gar nicht lächerlich. Er ist von Herkunft immer Venetianer, wie Arlecchino stets aus Bergamo und der Dottore aus Bologna gebürtig ist.

Pantellaria oder **Pantelleria** (im Alterthum Cossyra), eine zur Provinz Trapani auf Sicilien gehörige Insel im Mittelländischen Meere, 13 M. von Sicilien und 9 M. vom nächsten Küstenpunkte Afrikas gelegen, umfaßt 2,64 Q.-M. und ist durchweg vulkanischer Natur. Die Insel wird von einem niedrigen Bergring aus grauer Trachytlava eingefaßt, der sehr schwer zugänglich. Aus dem innern Raume dieser Einfassung erhebt sich ein 2000 F. hoher Vulkan mit erloschenem Krater. Ueberall steigen heiße Wasserdämpfe empor. Heiße Mineralquellen entstürzen den Lava- und Bimssteinfelsen und bilden theilweise einen Salzsee von 6000 F. Umfang und Dunstbäder. Auf den verwitterten Schlacken ist die Vegetation so stark, daß von Myrten-

und Lentiscussträuchern Kohlen gebrannt werden, welche nach Malta als Feuerungsmaterial gehen. Die fruchtbaren Thäler liefern Getreide, Wein, Baumwolle, Oliven, Rosinen, Feigen, Kapern u. s. w. Auch zieht man große und schöne Esel. Die Insel gehört als ein Fürstenthum der Familie Requesens. Sie hat 5990 E., die eine aus dem Arabischen und Italienischen zusammengesetzte Sprache reden. Die Hauptstadt P., an der Nordwestecke der Insel, neben einer warmen, an Kohlensäure reichen Quelle gelegen, hat 2292 E., Redouten und eine Citadelle, die als Gefängniß benutzt wird, wie denn die Insel schon in früherer Zeit der gewöhnliche Verbannungsort für Staatsverbrecher war.

Pantheismus ist ein Wort, durch welches man seit Anfang des 18. Jahrh. diejenige Lehre bezeichnet, welche Gott und Welt ihrem Sein nach identificirt, das All der Dinge selbst für das Göttliche erklärt. Der P. ist daher nicht, wie früher häufig geschah, mit dem Atheismus zu verwechseln. Der letztere leugnet das Dasein Gottes und des Göttlichen, während manche Formen des P. als der Abdruck einer tiefen Religiosität zu betrachten sind. Der P. ist in sehr verschiedener Form aufgetreten. Als der Abdruck einer mehr dichtenden als reflectirenden Weltansicht liegt er den religiösen Philosophemen des Orients, namentlich der Indier, zu Grunde; in speculativer Form tritt er bei den Griechen in der Eleatischen Schule auf. (S. Parmenides.) Eine mehr materialistische Richtung erhielt er bei Heraklit (s. d.) und bei den Stoikern (s. d.), die der das All durchdringenden vernünftigen Kraft, d. h. dem Göttlichen, das Feuer als ein materielles Substrat unterlegten. Als die bedeutendsten Repräsentanten des P. sind im Alterthum die Neuplatoniker (s. d.) zu betrachten, welche die Emanation der Erscheinungswelt aus dem absoluten Geistwesen in der Form gradueller Ausflüsse darstellten. Im Mittelalter, wo das christl. Dogma die freie Bewegung der Philosophie hemmte, finden sich nur wenige Spuren von P., wie in der Emanationslehre des Erigena. Mit großer Kühnheit dagegen trat der P. bei den Denkern des 16. Jahrh. auf, bei welchen die neuerwachte Begeisterung für das allgemeine Naturleben die Begriffe Gottes und der Natur in Eins zusammenfließen machte, sodaß die Verherrlichung dieses Naturlebens ihnen als die Verherrlichung Gottes erschien. Dieser Enthusiasmus gibt namentlich dem P. des Giordano Bruno (s. d.) seinen hochpoetischen Charakter. Als der nüchternste Repräsentant des P. ist Spinoza (s. d.) zu betrachten, bei welchem diese Lehre mit Abstreifung alles poetischen Reizes und aller bestechenden Rhetorik die strenge Form eines Systems annahm. Auch die idealistischen Systeme nach Kant haben sämmtlich eine pantheistische Richtung, obwol nicht die Spinozische. Gewöhnlich hat man den P. von dem Standpunkte religiöser und ethischer Voraussetzungen aus bestritten und in letzterer Beziehung namentlich geltend gemacht, daß er mit der menschlichen Freiheit die Zurechnung des Guten und Bösen, ja den Unterschied zwischen beiden selbst aufhebe. Dies ist ein Vorwurf, welcher zwar vom P. des Spinoza, aber nicht gleicherweise von andern neuern Formen des P. gilt. Es hat sich nämlich durch die neuesten philos. Entwickelungen ein Unterschied festgestellt zwischen zwei sehr verschiedenen Arten von P. Der eine nimmt an, daß die Substanz des Weltalls an sich selbst unbewußt ist und erst durch und in dem Menschen zum Bewußtsein gelangt; der andere erklärt, daß es außer und über dem Menschen noch eine höhere Bewußtseinsentwickelung im Weltall gibt, an welcher die Menschheit nur als ein untergeordnetes Glied im Organismus des Alls theil nimmt. So schwer es wird, den ersten mit den Lehren und Grundsätzen des Christenthums in Einklang zu setzen, so leicht und ungezwungen erscheint eine derartige Verschmelzung vom Standpunkte des zweiten aus. Der P. der ersten Art ist neuerdings am entschiedensten durch den deutschen Philosophen L. A. Feuerbach (s. d.) vertreten worden. Vgl. Weißenborn, «Vorlesungen über P. und Theismus» (Marb. 1859).

Panthéon nannte man im Alterthum einen Tempel, welcher allen oder den vorzüglichsten Gottheiten gemeinschaftlich gewidmet war. Am berühmtesten ist das P. zu Rom, welches von Agrippa im J. 25 v. Chr. zunächst als integrirender Bestandtheil einer großartigen Bäderanlage (der Thermen des Agrippa) auf dem Marsfelde erbaut, dann in einen Tempel umgewandelt und den Göttern des Julischen Geschlechts, namentlich dem Mars und der Venus geweiht wurde. Vom Papste Bonifaz IV. wurde es 607 der Maria und allen Märtyrern gewidmet, daher es die Kirche Sancta-Maria ad Martyres, gewöhnlich aber nach seiner runden Form Santa-Maria della Rotonda genannt wird. Die guterhaltene, freilich nicht dem ursprünglichen Plane angehörige Vorhalle enthält 16 Säulen von orient. Granit (8 in der Front) von 15 F. im Umfange, deren aus weißem Marmor gearbeitete korinth. Capitäle zu den schönsten Beispielen dieser Gattung in der röm. Kunst gehören. Das Innere besteht aus einem runden Raume von

134 F. Weite und gleicher Höhe, der durch eine halbkreisförmige Kuppel mit einer 27 F. 5 Zoll weiten Lichtöffnung in der Mitte bedeckt wird. In der Umfassungsmauer befinden sich acht Nischen für Götterstatuen; die vor denselben herumlaufende Säulenstellung gehört erst der unter Hadrian erfolgten Restauration an. Ueber ihr erheben sich eine Attika und eine Pilasterstellung, worauf das mächtige, mit kolossalen Cassetten geschmückte Rundgewölbe beginnt. Die letzte Restauration erfuhr das P. durch Septimius Severus, dessen Dedication noch über der Säulenhalle steht. Der Fußboden des Innenraums ist mit Porphyr belegt. Das große kühne Werk macht einen wunderbaren Eindruck; doch hat es durch die Beraubungen einiger Kaiser (namentlich Konstans' II., der 663 die vergoldete Bronzebedachung nach Konstantinopel schaffte) und Päpste wesentlich gelitten, wie z. B. Urban VIII. die Vorhalle des ehernen Gebälks beraubte. Canova erbaute eine dem römischen P. in der Anlage ähnliche Rotunde in seinem Geburtsorte Possagno. Ein prächtiges P. errichtete Kaiser Hadrian zu Athen, von welchem aber keine Reste erhalten sind. — Das P. in Paris ist gegenwärtig wieder, nach mannichfachen Wechseln, was es ursprünglich sein sollte: die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. 1764 legte Ludwig XV. den Grundstein zu dem kolossalen Gebäude, welches nach dem Risse des Baumeisters Soufflot und aus dem Ertrage einer Lotterie errichtet wurde. Es ist wie ein griech. Kreuz mit gleichseitigen Schenkeln gestaltet, in dessen Mitte der Dom mit der Kuppel steht, und hat an der Abendseite eine große Vorhalle, die von 22, on 60 F. hohen, cannelirten korinth. Säulen getragen wird. Die Länge des Gebäudes ist 339, seine Breite 253 F. Das Innere besteht aus dem großen Kreisrunde unter der Kuppel und aus den vier Kirchenschiffen, welche die Arme des Kreuzes bilden; 130 korinth. Säulen tragen die Galerie mit den Logen. Das Gebäude hat keine Fenster; das Licht fällt durch die Bogen, welche sich über den Logen befinden. Auf einer schlanken Wendeltreppe aus Quadern mit freier Spindel steigt man aufs Doch. Hier geht eine gerade Treppe über das Dach bis unter den offenen Säulengang von 32 korinth. Säulen, die ungefähr 40 F. hoch sein mögen und die Attika tragen, auf welcher der obere abgerundete Theil der äußern Kuppel ruht. Vier mit Halbsäulen gezierte Pfeiler auf den Ecken des Doms stützen unten die Kuppel, welche aus drei übereinander aufgeführten massiven Gewölben besteht und sich wie ein lustiges Zelt von Quadern über einer Tiefe von 260 F. ausspannt. Durch vier runde Pfeiler, welche innerhalb der Kuppelcolonnode stehen, laufen vier Wendeltreppen hinauf, welche den Beschauer auf das Dach der Kuppel bringen. Hier steht in der Mitte noch eine kleine Thurmkuppel, die sog. Laterne, um welche eine Galerie mit einem eisernen Geländer herumläuft, von wo mon ganz Paris und die Umgegend meilenweit wie auf einer großen Reliefkarte übersieht. Die Höhe des Gebäudes vom Boden bis an die Thurmkuppel beträgt 282 F. Der ganze Bau ist von riesigen Quadern des bei Paris brechenden Kalksteins aufgeführt. Das Gebäude war noch nicht ganz beendigt, als ihm die Revolution durch ein Conventsdecret von 1791 den Namen Panthéon-Français und die Bestimmung eines Ehrentempels ertheilte, wo die Standbilder großer Männer aufgestellt werden sollten. In den Gewölben unter dem Gebäude erhielten die Bürger, die sich um das Vaterland verdient gemacht, ein Ehrengrab. Man erhielt alsbald eine ganze Versammlung von Revolutionsheiligen, die mon ober zu voreilig kanonisirt oder, nach der damaligen Sprache des Tags, pantheonisirt hatte, sodaß mehrere wieder herausgeworfen wurden. Bei der Umwandlung des Gebäudes zum P. wurden die Basreliefs mit religiösen Gegenständen durch andere mit Allegorien und Sinnbildern des Patriotismus, der Philosophie, der Wissenschaften, Künste, Gewerbe u. s. w. ersetzt und im Friese über der großen Vorhalle die Inschrift: «Aux grands hommes la patrie reconnaissante», angebracht. Napoleon ließ die revolutionären Ornamente und Inschriften wegräumen und das Gebäude an die kath. Geistlichkeit zurückstellen, reservirte aber die Grüfte als Ehrenbegräbniß für die Notabilitäten des Kaiserreichs, von welchen hier mehrere beigesetzt wurden. Die Restauration suchte den profanen Charakter des Gebäudes durch neuen kirchlichen Schmuck vollends zu tilgen. Ludwig XVIII. weihte es aufs neue als Kirche der heil. Genoveva ein, und im Auftrage Karl's X. malte Gros an dem obersten Kuppelgewölbe das große Frescobild, welches jene Heilige als Beschützerin des alten franz. Königthrons darstellt. Die Julirevolution von 1830 machte aus der Kirche wieder ein P. Der Bildhauer David schmückte das Giebelfeld der Vorhalle mit einem großen Hautrelief, und im Friese wurde die frühere Inschrift erneuert. Im Innern wurden in die vier Pfeiler, welche die Kuppel stützen, Bronzetafeln mit den Namen der Julikämpfer eingelassen und die Gewölbebogen der untersten Kuppel, nach Gérard's Compositionen, mit Frescomalereien allgemeinen Sinnes (Tod, Vaterland, Gerechtigkeit, Nachruhm) decorirt. Nach der Februarrevolution von 1848 beauftragte mon den Maler Chenevord, die nackten weißen Wände des Innern

mit einem Cyklus allegorischer Fresken zu schmücken; aber die Ausführung unterblieb infolge der Decemberereignisse von 1851, welche den kath. Klerus wieder zum Herrn des Gebäudes machten.

Panther oder **Parder** ist der Name verschiedener Arten großer gefleckter Katzen der Alten und Neuen Welt, die man jetzt auch als eine besondere Gruppe unter dem Namen **Pardelkatzen** auszeichnet. Es gehören dahin unter den Katzen der Alten Welt der Leopard oder eigentliche P.; der Irbis (Felis Uncia) des mittlern Asien; unter den Katzen der Neuen Welt der Jaguar (s. d.) und der in einem großen Theile Amerikas einheimische Ozelot (F. Pardalis). Auch nennt man häufig die Gepard (s. d.) P. ihres gefleckten Felles wegen.

Pantoffelblume, s. Calceolaria.

Pantograph, s. Storchschnabel.

Pantomime, eine Ausartung der ursprünglichen Mimen (s. d.), nannten die Alten die Darstellung der Gedanken, Empfindungen und Handlungen durch künstliche Bewegung des Körpers in Verbindung mit Tanz und Musik. Der Künstler, welcher eine Charakterrolle oder ein ganzes Stück auf diese Weise ohne Worte versinnlichte, hieß ebenfalls P. oder **Pantomimist**, die Kunst selbst **Pantomimik**. Schon den Griechen war die Trennung der Mimik (s. d.) und Declamation (s. d.), auf welcher das Wesen der P. beruht, nicht unbekannt, obgleich sie einen besondern Namen dafür noch nicht hatten. So finden wir, daß bei ihnen eine Person Charaktere pantomimisch darstellte, während ein anderer dazu declamirte oder sang und ein Flötenbläser das Ganze mit entsprechender Musik begleitete. Ebenso wurden Mythen und Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, besonders lächerlicher Art, bei Festlichkeiten pantomimisch ausgeführt. Doch theatralische Vorstellungen dieser Art, die sog. saltatio pantomimorum, wurden erst unter den Römern ausgebildet, namentlich zur Zeit der ersten Kaiser, als mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Mimenspiel konnte bei diesen Darstellungen ebenso wenig als bei dem Schauspiele der Alten überhaupt stattfinden, weil die P. wie die Schauspieler der Masken sich bedienten. Mit dem Eingehen des röm. Theaters im 5. Jahrh. erreichten auch die pantomimischen Spiele ihr Ende; doch kamen sie bei den von Natur in Geberden lebhaftern Italienern in spätern Zeiten wieder in Aufnahme. Bei vielen orient. Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, gehört noch jetzt die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu den Hauptbelustigungen. Die P. im strengsten Sinne, als Darstellung einer Handlung durch mehrere P. mittels der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung, hat man ebenfalls zu verschiedenen Zeiten wieder einzuführen versucht, noch häufiger aber, besonders unter den Italienern und Franzosen, mit dem höhern Tanz in Verbindung gesetzt und ausgebildet. Gegenwärtig hat sich der Antheil, den man sonst der P. schenkte, theils dem Ballet (s. d.), theils den Tableaux (s. d.) zugewendet. Ueber die P. der Alten, von der schon Lucian in seiner Schrift «Ueber den Tanz» ein treues Bild entwirft, findet sich eine histor. und kritische Beleuchtung in dem Werke «Ueber die P.» (Hamb. 1749). Vgl. Böttiger's Abhandlung «Ariadne und Bacchus, eine P. nach Xenophon» in dessen «Kleinen Schriften» (Bd. 3, Dresd. und Lpz. 1838).

Panvini (Onofrio), lat. gewöhnlich Onuphrius Panvinius genannt, ein ital. Alterthumsforscher und Geschichtschreiber, geb. 1529 zu Verona, widmete sich anfangs dem geistlichen Stande und erhielt 1554 eine Professur der Theologie zu Florenz, zog sich aber bald von dem öffentlichen Leben zurück und lebte zu Palermo bis an seinen Tod, welcher 7. April 1568 erfolgte, nur den Wissenschaften. Von seinen wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit früher sehr geschätzten Schriften sind zu erwähnen: die «Fasti et triumphi Romanorum» (Venedig 1588), das «Chronicon ecclesiasticum» (Köln 1568; Pad. 1681), die «Pontificum Romanorum elogia et imagines» (Antw. 1572; Köln 1624), das Werk «De ritu sepeliendi mortuos apud veteres christianos» (Rom 1581); ferner «De antiquitate et vitiis illustribus Veronae» (Pad. 1648) und «De comitiis imperatoriis» (Straßb. 1613), worin das Entstehen der Kurfürstenwürde in das Zeitalter des Kaisers Friedrich II. versetzt wird. Außerdem finden sich von ihm viele Abhandlungen im «Thesaurus antiquitatum Romanorum» von Grävius.

Panyăsis, ein berühmter griech. Dichter aus Halikarnassus, um 464 v. Chr., ein Zeitgenosse des Herodot, Aeschylus und Pindar, verfaßte unter dem Titel «Herakleia» ein großes episches Gedicht in 14 Gesängen, welches die Sage vom Hercules ihrem ganzen Umfange nach behandelte und sich in sprachlicher und metrischer Hinsicht ebenso wie durch seine Darstellung auszeichnete. Auch wird ihm ein anderes Gedicht im elegischen Versmaße, «Ionika» genannt, zugeschrieben. Nur von dem erstern sind noch mehrere Bruchstücke vorhanden, welche Tzschirner in «Panyasidis fragmenta» (Bresl. 1842) gesammelt hat.

Panzer heißt eine Bedeckung des Körpers gegen äußere gewaltsame Verletzungen. Der P., aus verschiedenen Stücken für die Körpertheile zusammengesetzt, gehört zu den Schutzwaffen und kommt schon im hohen Alterthume vor. Er wurde anfangs aus Thierhäuten, rohem Erz, Horn- oder Holzschuppen verfertigt, später bei den Griechen und Römern aus geschmiedetem Eisen oder Stahl. Das schwere Fußvolk trug ihn, auch die Reiterei, letztere mehr in Form von Panzerhemden oder Schuppenpanzern, welche sich bequem anschmiegten. Auch die Pferde der schweren Reiterei waren mit Panzerdecken bekleidet. Solche Reiter hießen bei den Griechen Kataphraktoi (wörtlich Gepanzerte). Im Mittelalter wurde der P. bei der abendländischen Ritterschaft bis zum Uebermaße verstärkt und mit neuen Rüststücken auch für die Streithengste vermehrt, sodaß eine Verwundung fast unmöglich wurde. Dafür erstickte jedoch mancher im Harnisch bei großer Hitze, im Turnier wie im Gefecht, z. B. bei Sempach, auch in Syrien während der Kreuzzüge. Das Feuergewehr, dem der P. nicht widerstand, setzte ihn allmählich außer Gebrauch. (S. Harnisch und Küraß.)

Panzer (Georg Wolfgang), einer der ersten deutschen Bibliographen, geb. 16. März 1729 zu Sulzbach, wurde 1751 Landprediger zu Etzelwang, 1760 Diakonus an der Sebaldkirche und 1772 Schaffer oder Hauptpastor in Nürnberg. Er war Aufseher der Stadtbibliothek und von 1789 an Vorsteher des Pegnitzer Blumenordens. Zunächst beschäftigte er sich mit der Geschichte der Bibelausgaben, zu welchem Behufe er auch eine ausgezeichnete Bibelsammlung zusammenbrachte, die er 1780 an den Herzog Karl Eugen von Würtemberg überließ. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist der «Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luther's von 1517—81» (Nürnb. 1783, mit neuem Titel und Zusätzen 1791). Daneben sammelte er Porträts berühmter Personen, von denen er auch ein Verzeichniß herausgab (Nürnb. 1790; Supplemente, 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren gelungene Ausführung er der Pfleger eines der wichtigsten Zweige der Bibliographie geworden ist. Da nämlich Maittaire in seinen «Typogr. Annalen» die ältesten deutschen Drucke so gut wie ganz übergangen hatte, so veranlaßte dies P. zu den «Annalen der ältern deutschen Literatur» (Nürnb. 1788), denen er Zusätze (Lpz. 1802) und einen zweiten Band (Nürnb. 1805) folgen ließ. Den weiten Plan einer allgemeinen Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1536 suchte er in den «Annales typographici» (11 Bde., 1793—1803) auszuführen. Die alten Drucke aller Länder und Sprachen sind darin, zum großen Theil nach eigener Ansicht, in alphabetischer Folge der Druckorte chronologisch verzeichnet, kurz und genau charakterisirt, und Angaben der Bibliotheken, in denen sie verwahrt, und der Werke, in denen sie beschrieben werden, beigefügt. Außer den zahlreichen Bibliotheken seines Wohnorts unterstützte seine Arbeiten eine ebenso kostbare und an Seltenheiten aller Art reiche, wie an Zahl starke Privatbibliothek. In seinem Amte machte er sich durch verständige Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes und eines neuen Gesangbuchs verdient. Er starb 9. Juli 1804. — P. hatte zwei Söhne, Georg Wolfgang Franz P. und Johann Friedrich Heinrich P. Der erste, geb. 31. Mai 1755 zu Etzelwang, gest. als Stadt- und Landphysikus zu Hersbruck 28. Juni 1829, war auf dem Gebiete der Insektenkunde und Botanik literarisch thätig. Besonders geschätzt sind seine «Faunae insectorum Germaniae initia» (Heft 1—110, Nürnb. 1796—1830, mit illuminirten Kupfern), die nach seinem Tode von Herrich-Schäffer fortgesetzt wurden. Der zweite, geb. 25. März 1764, gest. 15. Nov. 1815 als Pfarrer zu Eltersdorf und Tannenlohe, besaß eine vielseitige gelehrte Bildung und lieferte gute Beiträge zur Kirchen- und Reformationsgeschichte.

Panzerschiffe sind eine Erfindung der Neuzeit, zu welcher die erste Idee vom Kaiser Napoleon III. ausging, der 1854, im Krimkriege, zur Beschießung der russ. Festungswerke im Asowschen Meere gepanzerte schwimmende und mit fortbewegender Dampfkraft versehene Batterien bauen ließ. Wegen der diesen Batterien mangelnden nautischen Eigenschaften konnten sie zwar nur mit großer Mühe in das Schwarze Meer geschafft werden, bewährten sich aber dort im Kampfe gegen Landbatterien, namentlich gegen das den Schiffen bisher so gefährliche Granatfeuer. Diese Batterien waren von Holz erbaut, auf dem man einen 3—4 Zoll dicken, aus Platten bestehenden Eisenpanzer befestigt hatte. Diese Erfolge führten zu weiterer Anwendung des Princips auf wirkliche Kriegsschiffe. In Frankreich wurde 1859 die erste Panzerfregatte, die Gloire, erbaut, die mit einer $4\frac{1}{2}$zölligen Eisenhaut bedeckt war. Das Schiff war zwar noch in Hinsicht seiner nautischen Eigenschaften mit Mängeln behaftet; doch hofften die Techniker die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Man baute daher nicht nur in Frankreich weiter, sondern auch England folgte mit dem Warrior und Black Prince, und die

übrigen Seestaaten folgten alsbald dem Beispiele. Seitdem trat im Bau der P. Verbesserung auf Verbesserung ein, und ein System verdrängte das andere. Doch konnte man zu keinem festen Modelle gelangen, das allen gewünschten Anforderungen entspräche. Die Fragen, ob die P. von Holz oder von Eisen, ob sie als Breitseitschiffe oder Monitore (s. d.) gebaut werden sollen, ist noch eine offene. Da sich inzwischen die Artillerie fortwährend vervollkommnete und selbst 6zöllige Platten nicht mehr vor dem Durchschlagen der Geschosse von den in neuester Zeit construirten Monstrekanonen sicherte, so hat man sich genöthigt gesehen, immer dickere Platten zur Anwendung zu bringen, deren unverhältnißmäßig schweres Gewicht zugleich neue Dimensionen und Constructionen erforderlich machte. So z. B. ließ die preuß. Regierung 1867 drei P. bauen, von denen zwei 6½zöllige Platten tragen, das dritte aber einen 8zölligen Eisenpanzer führt. Das letztere ist das stärkste Panzerschiff, welches bis dahin bestand. Es hat eine Länge von 365, eine Breite von 60 und einen Tiefgang von 26 F. Seine Bewaffnung besteht aus 33 Stück 9zölligen gezogenen Geschützen, die ein Geschoß von 300 Pfd. werfen, und deren Granaten auf 1200 Schritt jeden 6zölligen Panzer glatt durchschlagen. Allmählich ist es allerdings gelungen, viele der ursprünglichen Mängel an den P. zu beseitigen. Man hat bei denselben bereits eine Geschwindigkeit bis zu 14 Knoten (3½ geogr. M. in der Stunde) erreicht, und auch ihre nautischen Eigenschaften sind verbessert worden. Eine Vollkommenheit ist jedoch keineswegs erzielt worden. In der Seeschlacht von Lissa (s. d.), wo P. zuerst in größerer Zahl miteinander kämpften, haben sie eigentlich den gehegten großen Erwartungen nicht entsprochen.

Panzerthiere nennt man die mit Knochen- und Hornplatten gepanzerten Säugethiere. Es gehören dahin die Gürtelthiere oder Armadille (s. d.), die Schuppenthiere (s. d.) und unter den vorweltlichen Thieren das Megatherium (s. d.).

Paoli (Pascal), Gesetzgeber und kühner Vertheidiger Corsicas, stammte aus einer angesehenen corsischen Familie und war 1726 geboren. Sein Vater, **Hyacinth P.** (geb. 1702, gest. 1768), ein verdienter General, der, von der genues. Regierung verfolgt, 1739 nach Neapel geflüchtet war, sendete ihn 1755 nach Corsica, wo man ihn zum Generalkapitän der Insel erwählte. Als solcher stand er an der Spitze einer demokratischen Regierung mit königl. Ansehen; doch verschmähte er den Titel eines Königs. Mit Energie und Kraft wirkte er, den Zustand des verwilderten Volks nach einem durchgreifenden Plane zu verbessern. Er ordnete die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Heer und gründete zu Corte eine Universität. Die barbarische Sitte der Blutrache hob er auf und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern Ordnung und Einigkeit hergestellt, trieb er die Genueser bis an die Küste zurück, wo ihnen nur noch vier Plätze übrigblieben, sodaß sie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen sich genöthigt sahen. Seit 1764 besetzten die Franzosen diese Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil Corsicas fortsetzte. Aber P. und sein Bruder widerstanden der Macht Genuas, sodaß letzteres die Insel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Wie P. alle Versuche Genuas, den Gehorsam der Insulaner zu erkaufen, zu Schanden gemacht, so wies er auch jetzt standhaft die glänzendsten Anerbietungen zurück, die der franz. Minister Choiseul ihm selbst machte, und ermuthigte, trotz der geschehenen Abtretung der Insel an Frankreich, die Corsen zum Widerstande. Doch nur ein Jahr vermochte er sich gegen die Franzosen zu behaupten. 1769 begab er sich nach England, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. 20 J. nachher rief ihn die Französische Revolution in sein Vaterland zurück und als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Im April 1790 begab er sich nach Paris, um der Nationalversammlung, die Corsica in den Rang der franz. Provinzen aufgenommen hatte, den Eid der Treue zu leisten. Lafayette stellte ihn dem Könige vor, der ihn zum Commandanten von Bastia ernannte. Nach seiner Rückkehr auf die Insel wurde er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Als solcher befolgte er 1791 und 1792 die Grundsätze der Revolution. Doch bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie faßte er den Vorsatz, Corsica zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und eine Consulta, die er im Mai 1793 zusammenrief, ernannte ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Corsen. Der Nationalconvent lud ihn sofort vor seine Schranken. Da er nicht erschien, wurde er 17. Mai für einen Staatsverräther erklärt. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte P. mit der Familie Bonaparte im besten Einverständniß gelebt; als sich aber diese entschieden für die jakobinische Partei erklärte, waren beide Familien auf immer getrennt. P. verband sich nun mit England und begünstigte im Febr. 1794 die Landung engl. Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen von der Insel vertrieben. Allein England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der ehrgeizige P. war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelassen, nicht zufrieden; auch verlor er durch seine Verbindung

mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Dazu kam seine Feindschaft mit dem engl. Vicekönige Elliot, der ihm nur wenigen Einfluß gestattete. Unter diesen Umständen hielt er es für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und auf eine erhaltene Einladung ging er 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen lebte. Er starb 5. Febr. 1807. Vgl. Boswell, «Account of Corsica» (Glasgow 1768; deutsch von Klausing, Lpz. 1768 u. öfter), und die Biographien P.'s von Arrighi (2 Bde., Par. 1843), Klose (Braunschw. 1853) und Bartoli (Ajaccio 1867).

Paŏlo, von den Deutschen gewöhnlich Paul oder Pauliner genannt, auch Giulio oder Julier, ist eine röm. Silbermünze, welche durch die Päpste eingeführt wurde. Das ursprüngliche Gepräge zeigte im Avers das päpstl. Wappen. Der P. hat 10 Bajocchi oder $^1/_{10}$ Scudo; viele tragen auch die Ziffer 10 im Gepräge. $96^1/_2$ Paolo gehen auf die kölnische Mark fein Silber. Der Werth des P. ist 4 Sgr. $4^1/_4$ Pf. preuß. = $15^1/_4$ Kreuzer süddeutsche Währung.

Paŏlo Veronese, mit seinem eigentlichen Namen Paolo Cagliari, einer der ersten Meister der venet. Malerschule, geb. 1530 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war, erlernte hier die Kunst bei seinem Oheim Antonio Badile, einem geachteten Maler. Tüchtige Jugendarbeiten, von denen allerdings nicht viel bekannt, mögen ihn dem Cardinal Gonzaga empfohlen haben, der ihn mit andern nach Mantua berief, um den dortigen Dom mit Gemälden zu schmücken, wobei er die Gefährten sämmtlich übertraf. In das Schloß des Grafen Porti nach Tiene berufen, wo er zwei Säle mit Fresken schmücken sollte, wählte er zum Gegenstande Scenen des heitersten Lebensgenusses und schlug darin den Grundton seiner spätern Schöpfungen an. In fröhlicher Entfesselung der Daseinslust hatte man in Oberitalien Festräume noch nicht schmücken sehen. Venedig, das farbenkundige, wurde selbstverständlich seine Heimat und blieb es. Im Wettkampf mit den großen Meistern, wie Tizian und Tintoretto, stählten sich seine Kräfte, läuterte und erhöhte sich sein Streben. Die Kirche San-Sebastiano, in der er seinen ersten Auftrag, eine Krönung Mariä, an der Decke der Sakristei ausführte, wurde allmählich ganz von ihm ausgemalt. Die Geschichte der Esther und das Martyrium des Schutzpatrons nahmen Decke und Wände der Kirche ein. Oft ward er durch andere Arbeiten unterbrochen, aber er kehrte stets dahin zurück, sodaß Anfang und Hochblüte seiner künstlerischen Laufbahn in den Räumen dieses sonst unscheinbaren Gotteshauses liegen, wo ihm auch die dankbaren Mönche nach seinem Tode einen Ruheplatz einräumten. Noch vor Beendigung dieser Gemälde fällt auch eine Reise nach Rom sowie der Beginn seiner Arbeiten im Dogenpalaste; ferner die Arbeit in der Bibliothek von San-Marco, bei denen die Genossen ihm die vom Procurator ausgesetzte goldene Kette zusprachen; endlich ein Besuch bei seinen Aeltern in Verona, bei welcher Gelegenheit er im Refectorium von San-Nazzaro das Gastmahl des Simon malte, das erste jener Gattung, die ihn so berühmt gemacht hat. Unzählbar sind seine Altartafeln für Kirchen und Klöster, zahlreich die Paläste, die er decorirte. Seine Bilder stellen das Leben in glänzendem, festlichem Rausche dar, wie es bei den freudigsten Anlässen sich entwickelt, und wie es zu jener Zeit der venet. Blüte so leuchtend erschien; der volle Genuß des Daseins spricht aus ihnen. Prächtige Architekturen bauen sich in diesen Bildern empor, von Scharen festlich Versammelter belebt. Funkelnde Geräthe und Geschmeide, schillernde Gewänder, alle bunte Farbenlust ist in ihnen vor unsern Augen ausgebreitet. Ein klarer, sonniger Tag umfängt das Ganze, und der Erguß des Lichts vereint diesen Wechsel der Formen und Farben zur lautersten Harmonie. In seinen Sante conversazioni (Conversationsstücke, in denen Heilige die Handelnden) befolgt er die spätere freie Anordnung Tizian's und steigert sich auch hier schon zu Festfreude und Prachtentfaltung. Am meisten ist dies der Fall in seinen Gastmählern, festliche Mahlzeiten nach den Geschichten des Neuen Testaments, deren er mehrfach für die Refectorien der venet. Klöster fertigte. Das größte und berühmteste unter diesen ist die Darstellung der Hochzeit zu Kana, jetzt im Louvre zu Paris, ein Bild von 20 F. Höhe und 30 F. Breite, mit 130 Figuren, darunter viele Porträts von Zeitgenossen des Künstlers. Unter den andern Gemälden derart dürfte besonders die Darstellung Christi an der Tafel des Levi, jetzt in der Sammlung der Akademie zu Venedig, hervorzuheben sein. P. starb 19. April 1588. Sein Bruder, Benedetto Cagliari, und seine Söhne, Gabbriello Cagliari und Carlo Cagliari, folgten seiner künstlerischen Richtung, sind aber nicht sonderlich bedeutend.

Päon ist zunächst gleichbedeutend mit Päan (s. d.), heißt aber auch der Sohn des Poseidon und der Helle, ferner der Sohn des Endymion, ein Bruder des Epeios und Aetolos, der, nachdem er von diesem in einem Wettlauf um die Oberherrschaft besiegt worden war, nach Macedonien ging, wo ein Landstrich am Axios nach ihm Päonien genannt wurde.

Päonie, Pfingstrose, Gichtrose (Paeonia L.) ist der Name einer zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Ranunkelgewächse gehörenden Pflanzengattung mit fünf ungleichen, blattartig-lederigen, bleibenden Kelchblättern, fünf bis zehn Blumenblättern, zahlreichen Staubgefäßen und zwei bis fünf Fruchtknoten, welche mit einer hahnekammartigen, sichelig oder fast spiralig gebogenen Narbe bekrönt sind. Die zu dieser Gattung gehörenden Pflanzen sind ausdauernde Kräuter, seltener Halbsträucher mit oft knollenartig verdeckten Wurzelfasern. Wegen ihrer sehr großen schönen Blüten werden sie in Gärten gern als Zierpflanzen gezogen. Besonders gilt dies von der gebräuchlichen P. (P. officinalis L.), welche, in den Bergwäldern des südlichern Europa einheimisch, in den Gärten allgemein mit gefüllten Blüten cultivirt wird. Ihre Blätter sind unterseits blässer mit einigem Glanze, die Früchte aufrecht und die Blumen karmin- oder blutroth. Ihre Wurzelstöcke, Blüten und Samen sind officinell. Die Wurzeln enthalten einen narkotischen Stoff, weshalb man sie gegen Epilepsie, Asthma u. a. angewendet hat. Namentlich geschätzt wird die strauchige chinesische P. (P. Moutan Sims.), deren Stempel mit einer becherförmigen, oberwärts zerschlitzten, purpurbraunen Haut umgeben sind. Ihre herrlichen, sehr großen und angenehm riechenden rosenrothen und weißen Blüten machen sie zu einer sehr geschätzten Zierde unserer Gärten. Außerdem werden die in Sibirien einheimische weißblumige P. (P. albiflora Pall.), die feinblätterige P. (P. tenuifolia L.) u. a. bei uns häufig cultivirt. Hoch im Preise steht vor allen aber noch die P. Wittmanniana, welche blaßgelbe Blumen trägt. Die kugeligen, glatten nnd glänzenden schwarzen Samen der Päonienarten werden an Schnuren gereiht und unter dem Namen Anodyne necklace kleinen Kindern umgehängt, bei denen sie das Zahnen erleichtern sollen.

Papa, das griech. pappas, d. i. Vater, war in der griech. Kirche die Bezeichnung für alle, namentlich höhere Geistliche, und in solcher Weise wurde es auch bereits im 2. Jahrh. in der abendländ. Kirche gebraucht. Gegen Ende des 5. Jahrh. fing die letztere an, dem Bischof von Rom vorzugsweise den Titel P. beizulegen; indeß blieb derselbe noch bis ins 10. Jahrh. ein allgemeiner Ehrenname jedes Bischofs. Erst Gregor VII. machte 1075 P. oder Papst (s. d.) zum ausschließenden Titel des röm. Bischofs.

Pápa, ein großer Marktflecken und Hauptort eines Stuhlbezirks im Comitat Beßprim des jenseitigen Donaukreises in Ungarn, südwestlich von Raab, an der Tapolcza in schöner Gegend gelegen, hat ein großes Schloß nebst Garten, eine prachtvolle kath. Pfarrkirche, welche 1778 auf des Fürsten von Esterházy Kosten ganz aus großen Quadersteinen erbaut und im Innern mit rothem Marmor bekleidet wurde, Klöster der Benedictiner, Franciscaner und Barmherzigen Brüder, ein kath. und ein reform. Gymnasium, eine Sparkasse, ein Spital und (Oct. 1857) 12,920 E., welche von Steingut-, Thonwaaren- und Tuchfabrikation, Weberei, Wiesencultur und Weinbau leben. P. war im 16. und 17. Jahrh. häufig ein Streitpunkt zwischen den Kaiserlichen und Türken. Am 12. Juni 1809 fand daselbst ein Gefecht zwischen den Franzosen und Oesterreichern statt.

Papagai (Psittacus), eine in viele Gattungen zerfallende artenreiche Gruppe der Klettervögel oder Knacker, die durch manche Eigenthümlichkeit sich von allen verwandten scharf sondert, z. B. eine ungemein fleischige, dicke, für einen feinen Geschmack eingerichtete Zunge und einen mit der Stirn elastisch verbundenen Oberkiefer besitzt, den Fuß als Werkzeug des Greifens verwendet, übrigens in Gestalt und Größe sehr wechselt, wie die Vergleichung eines Kakadu mit dem Sperlingspapagai oder dem sog. Inseparable (s. d.) beweisen kann. Der Schnabel ist dick, kurz, sehr stark und sein Oberkiefer in langem Haken über den Unterkiefer herabgekrümmt. Die P. sind ebenso wie die Affen der Mehrzahl nach auf tropische Klimate hingewiesen, doch kommen einige wenige Arten in Neuseeland, Patagonien und Nordamerika vor. Sie leben in Monogamie, sind gesellig, eigentliche Waldvögel, nähren sich fast nur von saftigen Früchten oder unreifen zuckerhaltigen Samen und werden deshalb, da sie oft in Schwärmen zusammenhalten, wie die kleinen grünen Sperlingspapagaien und die Halsbandpapagaien, Maisfeldern und Gärten sehr verderblich. Dabei sind sie listig, gefräßig und zudringlich, und in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich leicht auch an die ihnen unangemessensten Dinge, wie Fleisch, Thee, Kaffee und Wein. Sie nisten in den Stämmen hohler Bäume oder in Höhlen von Felswänden und legen weiße, glänzende Eier. Sie vertragen zum Theil unser Klima, vorzüglich die amerik., namentlich die brasilian. Amazonenpapagaien, können in der Gefangenschaft ein hohes Alter erreichen, sodaß einzelne drei Generationen derselben Familie erlebt haben, welcher sie angehörten, pflanzen sich aber in der Gefangenschaft selten fort, wie es noch am leichtesten bei den blauen Araras geschieht. In der Jugend gutmüthig und gelehrig, werden sie im Alter störrisch und bösartig.

Sie sind, seit durch Alexander's Zug die ersten aus Indien nach Europa kamen, als Stubenvögel beliebt und jetzt sehr gemein. Ihre Fähigkeit, unmelodische Töne, aber auch die menschliche Sprache nachzuahmen, ist bekannt und scheint manchmal mit einem gewissen Verständniß verbunden. Wird auch ihre Intelligenz manchmal überschätzt, so gehören sie doch jedenfalls zu den intelligentesten aller Vögel. Sie zeigen viele Zärtlichkeit für ihren Pfleger, können aber auch hämisch und heimtückisch sein. Die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, welche ihre Abrichtung sehr erleichtert, bewirkt bei zahmen P., daß sie träumen und im Schlafe Wörter und Phrasen wiederholen, die sie auswendig wissen. Die Gruppen der verschiedenen Welttheile haben etwas Charakteristisches; so gehören die Kakadus allein den Molukken und Australien, die Araras Südamerika, die Lorikets Indien, die Erdpapagaien Neuholland. Die brasilianischen P. sind meist grasgrün, die südasiatischen roth, blau oder sehr bunt. Eine treffliche Monographie über die P. hat Finsch (Bd. 1, Leyd. 1867) begonnen.

Papantla, ein Dorf im mexic. Departement und 30 M. im Nordnordwesten von Veracruz, an der Straße nach Tampico, in einer schönen, wohlbewässerten Hochebene, hat 2500 E., welche sich mit Einsammeln von Vanille beschäftigen. Der Ort ist berühmt wegen des in dem benachbarten Walde gelegenen Teocalli (s. d.), einer aus ungeheuern Porphyrquadern aufgeführten Pyramide von sieben, durch breite Bänder bezeichneten Absätzen, an denen sich 366 Nischen befinden, außer 12 an der zum Gipfel führenden Treppe. Die sehr merkwürdigen Sculpturen dieses Bauwerks, dessen Basis 120 F. breit ist, und dessen Höhe 85 F. beträgt, beziehen sich auf das Kalendersystem der Azteken. Die Gegend von P. und dem 10 M. südlicher gelegenen Dorfe Misantla bildet Mexicos Hauptdistrict der Vanillegewinnung.

Papebroek (Dan.), einer der Hauptarbeiter unter den Bollandisten (s. d.), geb. zu Antwerpen 17. März 1628, studirte in Douai und trat im 18. J. in den Jesuitenorden. Für das großartige Unternehmen der Herausgabe der «Acta sanctorum» (s. d.) gewonnen, wurde er 1660 zur Sammlung des nöthigen Materials auf einige Jahre nach Italien gesendet. Nach Bolland's Tode nahm er Theil an der Redaction des Werks. Erblindet starb er 28. Juni 1714. Mit dem Karmeliterorden gerieth P. deshalb in einen sehr ergötzlichen Streit, weil er dessen Entstehung erst ins 12. Jahrh. setzte. Die Karmeliter rächten sich an ihm, indem sie in den «Acta sanctorum» 2000 Ketzereien nachwiesen. In Rom begnügte man sich, die Chronologie der Päpste zu verurtheilen, während die span. Inquisition die erschienenen 14 Bände der «Acta» verdammte und P. zu einer gelehrten Vertheidigung zwang (3 Bde., Antwerp. 1690). Innocenz XII. legte bei Strafe des Banns beiden Parteien Stillschweigen auf; P. aber war im Vortheile, weil er die Karmeliter lächerlich zu machen gewußt hatte.

Papenburg, Stadt in der Landdrostei Osnabrück des vormaligen Königreichs Hannover, liegt inmitten ausgedehnter Moorflächen 6 M. nördlich von Meppen und 2½ M. südlich von Leer an der nach Leer und Emden führenden Eisenbahn und ist durch schiffbare Kanäle mit der etwa ½ M. westlich vorbeifließenden Ems verbunden. Der in holländ. Weise gebaute, saubere und reinliche Ort, bestehend aus langen Häuserreihen, die sich zu beiden Seiten des Hauptkanals stundenweit hinziehen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählte Anfang 1867 etwa 7000 E. (3. Dec. 1864: 6366). Es befinden sich daselbst zwei kath. und eine prot. Kirche sowie eine Navigationsschule. P. hat sich in neuerer Zeit, besonders unter der Regierung des Königs Georg, der die Entwickelung der Stadt sehr begünstigte, zu einem wichtigen Handels- und Schiffahrtsplatze aufgeschwungen. Noch zu Ende des 17. Jahrh. war der Ort eine arme Moorcolonie, die ihre Hülfsquellen in Torfgräberei und der Verführung des Torfes fand. Ende 1866 besaß P. bereits 200 Seeschiffe mit einer Tragfähigkeit von gegen 20000 Commerzlast. Um dieselbe Zeit bestanden 15 Schiffswerften, außerdem Segelfabriken, Ketten- und Ankerschmieden, Repschlägereien, Dampfsägemühlen, Muschelkalkbrennereien, Oelmühlen und andere Etablissements. Zum raschen Aufblühen des Handels haben neuerdings außer der Eisenbahn besonders auch die Vertiefung und Erweiterung des Hauptkanals sowie der Neubau der den Kanal mit der Ems verbindenden Schleuse beigetragen.

Paphlagonien, eine ziemlich gebirgige und rauhe Landschaft im nördl. Kleinasien, im N. vom Schwarzen Meere (Pontus Euxinus) begrenzt, im O. durch den Fluß Halys von Pontus, im W. durch den Fluß Parthenios von Bithynien, im S. durch das Gebirge Olgassys von Galatien (Phrygien) geschieden; doch erlitt diese Begrenzung bei dem mehrfachen Wechsel der Herrschaft manche Veränderung. Zuerst wurde nämlich P. durch Krösus dem lydischen, bald darauf durch Cyrus dem pers. Reiche einverleibt. Nach Alexander's Tode kam es nebst Kappadocien an Eumenes (s. d.), wurde dann, als das neue Königreich Pontus (s. d.) entstand, zum

großen Theil mit demselben vereinigt und im 1. Jahrh. v. Chr. von den Römern zur Provinz Galatia geschlagen, bis es im 4. Jahrh. n. Chr. durch Konstantin, freilich in sehr beschränkter Ausdehnung, wieder als eigene Provinz constituirt wurde. Unter den Städten der Landschaft in ihrer weitern Ausdehnung war Sinope die bedeutendste. Die Bewohner P.s, von semit. Abstammung, trieben hauptsächlich Viehzucht (besonders wurden treffliche Pferde und Maulthiere gezüchtet), Jagd und Fischerei; sie standen allgemein in dem Rufe der Einfalt und Grobheit.

Paphos war der Name zweier Städte auf der Insel Cypern. Das alte P. (Palaipaphos), eine Gründung der Phönizier, lag auf einem Hügel nahe der Westküste der Insel und war berühmt durch seinen hochheiligen Tempel der Aphrodite, die hier zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen sein sollte und nach dieser ihrer angesehensten Cultstätte häufig die Paphische Göttin genannt wurde. — Das neue P. (Neapaphos), 3 St. landeinwärts von der alten Stadt in fruchtbarer Ebene gelegen, blühte durch Schiffahrt und Handel. Auf seinen Trümmern entstand in neuerer Zeit das Städtchen Baffo. Vgl. Engel, «Kypros» (2 Bde., Berl. 1841).

Papias, Bischof von Hierapolis in Phrygien, nach Irenäus und Eusebius ein Schüler des Apostels Johannes, daher auch einer der Apostolischen Väter, lebte bis nach der Mitte des 2. Jahrh. Eusebius, der ihn einen sehr gelehrten und der Schrift kundigen Mann nennt, urtheilte doch sehr hart über P., weil derselbe (mit der ganzen kleinasiat. Kirche) dem strengen Chiliasmus (s. d.) huldigte. Die Schrift des P.: «Λογίων κυριακῶν ἐξήγησις», von welcher nur Fragmente noch übrig sind, scheint eine Sammlung von Geschichten über Jesus gewesen zu sein, die er nach mündlichen Mittheilungen derer, die mit den Aposteln umgegangen waren, zusammengetragen hat. Seine freilich nur sehr lückenhaft auf uns gekommenen Nachrichten über den Ursprung einer Reihe neutestamentlicher Bücher sind von der neuern Kritik viel besprochen, aber oft überschätzt worden. Der gegenwärtige neutestamentliche Kanon war zu seiner Zeit noch nicht abgeschlossen, namentlich scheint er das Johannes-Evangelium noch nicht gekannt, dagegen das sog. Hebräer-Evangelium stark benutzt zu haben. Im J. 163 soll er unter Marc Aurel als Märtyrer in Pergamus gestorben sein.

Papier. Das gegenwärtige europäische P. ist ein dünner Filz aus Fasern vorzugsweise vegetabilischer Art, welcher dadurch entsteht, daß man den Faserstoff mechanisch in viele feine Fäserchen zertheilt, diese in Wasser suspendirt, in dünnen Schichten gleichmäßig ausbreitet, dann aber das Wasser durch Ablaufen, Auspressen und schließliches Trocknen dergestalt entfernt, daß eine gleichmäßig dünne Lage der filzartig dicht zusammenschließenden Fäserchen zurückbleibt. Die verschiedenen Stadien der Papierfabrikation, welche in den sog. Papiermühlen stattfindet, ergeben sich hiernach von selbst. Als vorzüglichstes Material erweist sich stets der Faserstoff oder die Holzfaser der Pflanzen; der schwerer zu zertheilende, zugleich der Fäulniß und Verderbniß mehr ausgesetzte thierische Faserstoff der Wolle und Seide gestattet nur Anwendung auf grobe P. von minderer Festigkeit. Haut- und Lederabgänge werden der Masse für Packpapiere öfters zugesetzt und ertheilen ihr große Dichtigkeit. An sich ist die Holzfaser in jeder Form zur Papierfabrikation tauglich, und es gibt in der That fast keine Art von Stroh, Gräsern, Holz, Rinden u. s. w., aus der man nicht schon versuchsweise P. gemacht hätte. Es sind jedoch in diesen verschiedenen Stoffen die Fasern von verschiedener Härte und zum Theil mit schwer zu entfernenden färbenden und andern Substanzen verbunden; es handelt sich aber in den meisten Fällen darum, einen am leichtesten zu weißen P. zu verarbeitenden Stoff zu finden. Diesen gewähren die Fasern von Flachs, Hanf und Baumwolle, und zwar nachdem sie bereits alle Verarbeitungen des Spinnens, Webens u. s. w. erlitten und durch den Gebrauch eine gewisse Mürbheit erlangt haben. Unser P. ist daher vorzugsweise noch Lumpenpapier. Am vorzüglichsten sind leinene und hänfene Lumpen (Hadern, Stratzen), welche das festeste P. geben; baumwollene liefern ein mehr lockeres und schwammiges P., indeß setzt man sie doch bereits in ziemlich großen Mengen selbst der Masse für Schreibpapier zu. Bloße Baumwolle gibt ordinäre Druck- und Löschpapiere, Wolle und Seide nur Lösch- und Packpapiere, Flachswerch wird zu Calquirpapier verarbeitet, grobe Hanflumpen, Tauenden u. s. w. zu festen Packpapieren, welche dann wasserdicht sind, wie z. B. das braune P. für engl. Stahlwaaren, wenn die Taue getheert waren u. s. w. Dabei hängt natürlich die Farbe des P. von der Farbe der Lumpen ab; weißes P. kann nur aus gebleichten oder solchen Lumpen gemacht werden, deren Farbe sich vollständig ausbleichen läßt; aus lauter rothen, blauen u. dgl. Lumpen macht man rothe, blaue, braune Pack- und Löschpapiere, verschiedenfarbige geben ein graues oder melirtes Product. Von andern Materialien haben sich bisjetzt Eingang verschafft Rohflachs und Hanf oder Werch, ferner Stroh, dieses namentlich durch Piette (1838) in Dillingen und Reißig (1859); in

neuerer Zeit hat namentlich das Maisstroh, die Kolbendeckblätter des Mais, größere Verwendung neben dem Stroh der übrigen Getreidearten gefunden, und sind damit in Ungarn und Wien zufriedenstellende Resultate erzielt worden. Fernere Surrogate dieser Art sind: die Bagasse (ausgepreßtes Zuckerrohr), Espartogras (Spanien), Zuckermohrhirsen (Sorghum saccharatum), verschiedene Gräser (z. B. Andropogon, Binsen, Seggen u. s. w.). Wichtig ist geworden das Holz, dessen Einführung in die Papierfabrikation hauptsächlich Völter in Heidenheim zu danken ist. Alle weichen Nadelhölzer und Laubhölzer, besonders Zitterpappel, Linde, Aspe, Fichte und Tanne, eignen sich zur Darstellung von Holzzeug zu P.; es wird das Holz zu diesem Zweck auf Mühlsteinen zerschliffen und die Fasern werden auf Sieben unter Wasser sortirt. Die meisten Surrogate lassen sich schwieriger zu feiner Masse verarbeiten, geben aber zum Theil dichte und feste, zwar stets etwas gefärbte, aber mit einem natürlichen Leim versehene, daher ohne weiteres als Schreibpapiere, halbgeleimte Druckpapiere, z. B. für Kassenbillets, und Packpapiere verwendbare P. Bei der immer größern Kostbarkeit der leinenen Lumpen ist es sehr wichtig, solche Surrogate gewonnen zu haben. In China und Japan ist die Papierfabrikation in gewisser Hinsicht weiter als in Europa; man fertigt dort Sorten, welche unnachahmlich und für alle möglichen Gebrauchszwecke verwendbar sind. Das Material ist Bast einer Menge von Bäumen, in Japan vorzugsweise von der Morus-Art, Reisstroh und Baumwolle.

Das erste Geschäft des Papiermachers ist das Sortiren der Lumpen (Landhadern) nach Stoff, Farbe, Grad der Feinheit, der Abgetragenheit u. s. w. Je abgetragener, desto leichter die Verarbeitung und desto feiner das P. Nach der Farbe scheidet man meist nur weiße, d. h. gebleichte, und schwarze, d. h. ungebleichte und gefärbte Lumpen. Von letztern trennt man dann die, welche entweder sich gar nicht bleichen lassen würden oder welche zu natürlich gefärbtem P. tauglich sind. Bei dem Sortiren werden so viel wie möglich alle Nähte, Zwirnfäden, Knoten u. s. w. entfernt, wenigstens für Schreib- und Druckpapiere. Darauf werden die Lumpen durch Sieben von Staub u. s. w. und durch Waschen in einer Waschtrommel von andern Unreinigkeiten gereinigt und endlich mittels der Hand, indem man sie über eine senkrecht aufgestellte Klinge wegzieht, oder mittels des Lumpenschneiders, einer mit Messern um eine Trommel garnirten Maschine, zerschnitten. Hierauf lassen nun manche Fabriken das Bleichen mit Chlor folgen, was bei den meisten jedoch erst mit dem Halbzeug vorgenommen wird. Dagegen ist nur wenig mehr üblich das sog. Faulen der Lumpen. Man legt die Lumpen erst auf Haufen, bis sie einen gewissen Grad der Zersetzung erreicht haben. Dadurch werden zwar die Fasern mürber und die spätere Verarbeitung bedeutend leichter, aber die Haltbarkeit leidet und es findet Verlust statt. Diesem beugt man jetzt dadurch vor, daß man das Faulen wegläßt, aber die Lumpen, zugleich als zweckmäßige Vorbereitung für die Bleiche, mit Aetzkali oder Kalk kocht. Werch und Stroh werden nur zerschnitten und ebenfalls, aber länger, mit Kalk und alkalischen Laugen behandelt. Hierauf folgt die mechan. Zerfaserung, welche in zwei Stadien zerfällt; man macht nämlich zuerst Halbzeug und aus diesem dann Ganzzeug. Für das erste Stadium ist jetzt nur noch selten und in kleinen Fabriken das früher ausschließend angewendete Stampfgeschirr gebräuchlich, welches die Lumpen unter Wasserzufluß in Trögen mit hölzernen Stampfen oder Hämmern bearbeitet. Schneller, aber die Faser leicht zu sehr verkürzend (das Zeug todt arbeitend) und mit größerm Kraftaufwande wird die Operation durch den in allen größern Fabriken ohne Ausnahme üblichen Holländer ausgeführt. Dies ist ein durch eine Scheidewand dergestalt getheilter Trog, daß eine Art eines in sich selbst zurückkehrenden Kanals entsteht; in der einen Abtheilung befindet sich eine schiefe Ebene, in deren Boden parallele Messerklingen eingesetzt sind, und über diesen eine ringsum mit Klingen besetzte Walze. Bringt man die Lumpen mit Wasser in den Holländer und setzt die Walze durch ein Wasserrad u. s. w. in schnelle drehende Bewegung, so wird aller Inhalt des Holländers zwischen der Walze und den Klingen am Boden in stetem Kreislauf durchbewegt und es werden dabei die Lumpen zerrissen. Durch Zufluß frischen Wassers und Abfluß des alten wird dabei das Zeug auch ausgewaschen. Ist das Halbzeug fertig, so wird das Wasser abgelassen und der feuchte Brei in besondern Kästen der Chlorbleiche, d. h. der Behandlung mit Chlorkalkbädern, Chlorwasser oder Chlorgas unterworfen. Es kommt dabei für die spätere Haltbarkeit des P. alles darauf an, den Chlor- und Salzsäuregehalt völlig wieder herauszuwaschen; dies geschieht durch Zusatz von Antichlor, wozu unterschwefligsaure Salze, Zinnsalz, Schwefelverbindungen, auch Leuchtgas dienlich sind, welche Chlor und Salzsäure zerstören und neutralisiren. Unvollständig entchlorte P. zerfallen später von selbst und zerstören die Tinte. Das gebleichte und gewaschene Halbzeug wird in einem zweiten, feinern und schneller bewegten Ganzholländer zu Ganzzeug fertig gemahlen. Dabei setzt man

dann auch weißen P. etwas Smalte, Berlinerblau, Indigolösung u. s. w. zu, um den gelblichen Stich zu verdecken; auch andere Farben, um in der Masse gefärbtes P. zu erzeugen, können hier zugesetzt werden. Ueberhaupt werden Mineralkörper der Papiermasse vielfach zugegeben, namentlich, um deren Weiße zu erhöhen und die Durchsichtigkeit zu vermindern; leider aber öfters auch in übertriebener Menge, um das Gewicht zu erhöhen, nach welchem bekanntlich das P. verkauft wird. Solche Zusätze sind: Porzellanerde (Pfeifenthon), ungebrannter Gips, gemahlener Marmor, schwefelsaurer Baryt, Speckstein und kieselsaurer Kalk (Patentfüllstoff). Das Ganzzeug gleicht einer völlig gleichförmigen Milch. Man bringt es in eine große Bütte und bildet nun daraus die Papierbogen. Hier scheidet sich nun die ältere Methode von der neuern. Nach der ältern wird jeder einzelne Bogen durch den Schöpfer mittels einer flachen, aus Draht geflochtenen Form aus der Bütte geschöpft, wobei sich die Dicke des P. durch die Höhe des die Form begrenzenden Rahmens bestimmt; das Wasser läuft durch die Maschen des Drahtgeflechts ab, der sog. Kautscher überträgt die schwammige Papierschicht auf ein Stück Filz und schichtet so abwechselnd Filzplatten und Papierbogen zu Pauschten auf. Die Pauschte werden rasch und stark gepreßt, um das Wasser auszuscheiden, die Bogen von den Filzen abgenommen, noch ein- oder mehrmals für sich gepreßt und dann auf Schnüren hängend in Lagen von fünf bis sechs Bogen getrocknet. Alle ungeleimten Papiere sind dann bis auf das Zählen, Ausschießen und Zusammenlegen in Bücher fertig. Schreibpapiere und auch viele Pack- und Druckpapiere werden aber noch in eine mit Alaun versetzte Leimauflösung getaucht, gepreßt und wieder getrocknet. 1 Pauscht hat meist 181 Bogen, 3 Pauscht oder 543 Bogen geben 1 Ries, das Ries aber hat, da man 43 Bogen Ausschuß rechnet, für ungeleimte P. 500, für geleimte, da beim Leimen $1/_{25}$ verloren geht, nur 480 Bogen, in jedem Falle aber 20 Buch; 10 Ries bilden 1 Ballen. Diese Methode, welche offenbar langsam fördert, denn ein Schöpfer und ein Kautscher können täglich höchstens zehn Ries schöpfen, hat den Vortheil, eine weit unmittelbarere Einwirkung auf die Bildung jedes einzelnen Bogens zu gestatten; durch die Art der Tiefe des Eintauchens und die Bewegung der Form hat der Schöpfer die Qualität in seiner Gewalt; der Kautscher kann durch sorgfältiges Vermeiden von Luftblasen u. s. w. auch viele Fehler vermeiden. Das **Büttenpapier** ist meist dicker und etwas schwammiger, es zeigt ferner, da die Form beim Herausziehen etwas geneigt wird, eine vorwaltende Richtung der Fasern nach einer Seite, daher es in einer Richtung sich besser reißen läßt als in der andern. Es ist ferner, wenn es nicht durch Pressen zwischen Preßspänen oder in Glättpressen geglättet wird, weniger glatt als Maschinenpapier. Alle diese Vorzüge bedingen noch eine gewisse Vorliebe für dieses P., besonders zu Schreibpapier, die auch insoweit gegründet ist, als man jene Eigenschaften durchaus für wesentliche eines guten Schreibpapiers gelten lassen will; dies ist aber Sache der Gewöhnung. Das Büttenpapier ist entweder Velin- oder Postpapier. Letzteres zeigt parallele Streifen und in größerer Entfernung durchsichtige Linien, ersteres ist ganz eben und von mehr körniger Fläche. Der Unterschied liegt in der Construction der Drahtformen. Die sog. Wasserzeichen sind dadurch erzeugt, daß man auf die Drahtformen das aus dünnem Blech oder feinem Draht gebildete Zeichen aufgeheftet, also an dieser Stelle eine Verdünnung des Bogens bewirkt hat.

Nach der neuern Methode läßt man das Papierzeug durch eine Reihe von Vorrichtungen, welche theils alle Knoten u. s. w. entfernen, theils die völlig gleichmäßige Vertheilung des Zeugs bewirken, in einem fortdauernden, nach Breite und Dicke bestimmt regulirten Strome auf ein Drahtnetz austreten, welches in sich selbst zurückkehrt und eine continuirliche Bewegung hat. Dieses Netz geht frei über Walzen hin und befindet sich, um keine gleichförmige Richtung der Fasern nach dem Strome zu gestatten sowie um das Ablaufen des Wassers zu befördern, in steter zitternder Bewegung. Am Ende geht das Drahtnetz dicht über einen Kasten weg, aus dem die Luft ausgepumpt wird, und der Druck der Luft wirkt somit als erste sanfte Presse. Dadurch wird die Papierlage fest genug, um nun vom Drahtnetze weg durch eine Reihe von Walzenpaaren geführt zu werden, deren erste, die sog. Kaltpressen, aus massiven Eisenwalzen, die letzten, die sog. Heißpressen, aus hohlen, mit Dampf geheizten Walzen bestehen; auf diesem ganzen Wege wird das P. von endlosen Filztüchern getragen und begleitet. Aus der letzten Heißpresse gelangt das P. auf den Haspel, der es aufwindet. Von diesem wird es nun entweder auf Rollen gewunden und so nach dem Gewichte verkauft, oder losgeschnitten und in einzelne Bogen zertheilt, die man dann wie Büttenpapier zusammenlegt und in den Handel bringt. Dieses Zerschneiden kann gleich auf der Papiermaschine selbst geschehen. Bei dieser durch große Schnelligkeit sich auszeichnenden und daher für große Etablissements, welche über Mengen gleichartiger Lumpen disponiren und daher große Massen desselben Zeugs zu P. gleichen Formats

hintereinander verarbeiten können, allein passenden Fabrikation des sog. **endlosen** oder **Maschinenpapiers** pflegt man das Leimen in der Regel schon im Holländer vorzunehmen, wozu dann aber kein thierischer Leim, sondern eine Auflösung von Wachs oder Harz in Alkalien, welcher ein Zusatz von Alaun folgt, passend ist. Unter den angegebenen Umständen hat die neuere Methode nicht blos ökonomische, sondern auch die technischen Vorzüge der größten Gleichförmigkeit des Products. Maschinenpapier ist glatt, meist auf einer Seite mehr als auf der andern, reißt in keiner Richtung besser und ist daher im allgemeinen haltbarer. Wenn es oft noch chlorhaltig, oft schlecht geleimt oder durch zu starke Heizung der Walze spröde ist, so sind das nicht Fehler der Methode an sich, sondern der schlechten Anwendung, wie sie sich bei großer, fabrikmäßiger Erzeugung billiger Producte so leicht einstellt.

Man unterscheidet im Papierhandel die P. theils nach der Qualität, theils nach dem Format. In jener Beziehung sind die Hauptsorten: Lösch- oder Fließpapier, ungeleimt, schwammig, aus wollenen und gefärbten Lumpen, grau, roth u. s. w.; weißes Fließpapier aus weißen baumwollenen Lumpen, die feinste Sorte als Josephpapier, Filtrirpapier, Seidenpapier u. s. w.; Packpapiere, halbgeleimt, aus ungebleichten oder einfarbigen leinenen Lumpen, Tauen, Stroh u. s. w., grau, braun, blau, roth, gelb; Druckpapiere, Concept-, Kanzlei- und Postdruck mit gerippten, Velindruck mit Velinformen geschöpft, gar nicht oder halb geleimt, von leinenen Lumpen mit baumwollenen, die geringen Sorten nur Baumwolle, auch Holzzeug, jetzt zum größten Theil Maschinenpapier; Notendruckpapiere, dicker als vorige; Kupferdruckpapiere, schwammig, meist von gefaulten Lumpen, stets Velin; Schreibpapiere, in denselben Hauptsorten wie Druckpapiere, aber geleimt, Concept-, Kanzlei-, Post- oder Brief- und Velin-Schreibpapier; Notenpapiere, besonders dick; Zeichenpapiere, von der feinsten weißen, nicht gebläuten Masse, stets Velin und geleimt; Tapetenpapiere u. s. w. In Bezug auf Formate weichen die engl., franz. und deutschen Benennungen sehr ab. Die Benennungen der Formate rühren theils von den ältesten Wasserzeichen, theils vom ursprünglichen Gebrauchszweck her. Zu einer genauen Papierbestellung gehört die Angabe der Formatgröße, der Sorte und Feinheit und des Gewichts, welches ein Ries haben soll. Der Uso bestimmt im Papierhandel, wie viel Ausschuß auf eine gewisse Quantität Papier gerechnet werden darf. Ausgezeichnet in der Papierfabrikation sind jetzt vorzüglich, nachdem Holland seine frühere Superiorität verloren hat, England, besonders in Zeichen-, Kupferdruck-, dickem Druck- und feinem Briefpapier; ferner einige Fabriken Frankreichs, die Schweiz und Süddeutschland, vorzugsweise Baden; doch haben auch die übrigen deutschen Staaten sehr tüchtige Fabriken aufzuweisen, und die Maschinen vermehren sich fortwährend. Der Staat schützt diese Fabrikation theils durch Zölle, theils durch einen hohen Ausfuhrzoll auf Lumpen, welche dafür zollfrei eingehen.

Die älteste bekannte Art P. ist das ägyptische P. aus der Papyrusstaude (s. d.), welches besonders zu Alexandria bereitet wurde. Durch starken Verbrauch ward es seit dem 5. Jahrh. immer theuerer und fing im 12. Jahrh. an, durch Baumwollpapier verdrängt zu werden. Die Eingeborenen von Mexico bereiteten vor der span. Eroberung ihr P. auf ähnliche Art wie die Aegypter; sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern das Fleisch, legten die übriggebliebenen Netze aufeinander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der dem Ganzen Festigkeit und Elasticität gab. Vor dem P. schrieb man im 11. und 12. Jahrh. auch auf Thierhäute oder Membrane. (S. **Manuscripte** und **Pergament**.) Die Araber lernten bereits um 700 das Baumwollpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle und brachten diese Kunst im 11. Jahrh. nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden auch die ersten Papiermühlen, die um 1300 nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden und schon anfingen, baumwollene Lumpen zu verarbeiten. Dieses baumwollene P. war unter dem Namen der Charta serica, cottonea, gossypina, xylina oder Damascena, auch Pergamena Graeca und des Tuchpergaments bekannt und unterschied sich von dem leinenen P. durch geringern Zusammenhalt und größere Brüchigkeit. Nach dem Ansehen mehrerer span. Papierreste aus dem 12. Jahrh. zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wol zur Erfindung des leinenen P. führte. Nach Casiri sind die Araber die Erfinder des P. aus Lein oder Hanf. Das älteste P. von Leinwand oder Hanf in Frankreich ist ein Brief von Joinville an den heil. Ludwig aus dem J. 1270. In Spanien sind der Friedensvergleich zwischen Alfons II. von Aragonien und Alfons IX. von Castilien in den Archiven von Barcelona vom J. 1178 und die der Stadt Valencia von Johann dem Eroberer bewilligten Fueros vom J. 1251 die ältesten Documente auf P., das die Araber in Spanien aus Lein und Hanf fertigten. Ihre ersten Fabriken

errichteten sie in Xativa, jetzt San-Felix. In Deutschland kommt leinenes P. vor 1318 schwerlich vor; von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem P. aufzuzeigen; auch finden sich im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326 und 1331, daher die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Zuverlässig ist, daß bereits 1390 zu Nürnberg eine große Papiermühle von einem Rathsmitgliede angelegt worden ist. Vgl. über Papierfabrikation die Schriften von Herring (Lond. 1856), Müller (Berl. 1855), Rüst (Berl. 1838) und Rudel, «Centralblatt für deutsche Papierfabrikation» (Halle und Lpz. seit 1850).

Papiergeld (franz. papier monnaie, engl. paper money) ist gleich dem baaren Gelde ein Werthzeichen, welches sich von diesem dadurch unterscheidet, daß der Tauschwerth nicht in seinem fast werthlosen Stoffe enthalten, sondern von ihm nur repräsentirt wird. Soll das P. freiwillig und vollwerthig im Verkehr genommen werden, so muß es jederzeit gegen baares Geld oder Güter von gleichem Werthe umgetauscht werden können. Doch gibt es auch P., welches nur deshalb im Verkehre vollwerthig von jedermann im Staate genommen wird, weil der Staat die Annahme durch Festsetzung eines Zwangscurses angeordnet hat. Das P. ist in Europa neuern Ursprungs und verdankt seine Entstehung der vermehrten Ausdehnung des Verkehrs, welcher theils mit dem in seiner Menge beschränkten Metallgelde nicht ausreicht, theils auch eines weniger massigen, leichter transportablen und größere Summen darstellenden Werthzeichens bedarf. Seine Grundlage ist der Credit, der Glaube an die Zahlungsfähigkeit desjenigen, welcher es als Zahlungsanweisung auf sich selbst ausstellt. Es besteht aus einem Stück Papier, auf welchem angegeben ist, welchen Werth, wie viele Thaler, Gulden, Francs, Pfund Sterling u. s. w., es darstellen soll, und unterscheidet sich von andern Creditpapieren (z. B. Staats- und andern Schuldverschreibungen, Wechseln u. s. w.) dadurch, daß es ohne alle Förmlichkeiten der Uebertragung von einer Hand in die andere übergeht und weder Zinsen noch Discanto trägt. Das P. hat sowol entschiedene Lobredner als auch Gegner gefunden, und in der That kann es noch in höherm Grade verderblich werden, als es zu nützen vermag, je nachdem es auf richtige Grundsätze oder auf falsche basirt, zweckmäßig gebraucht oder misbraucht wird. Namentlich sollte niemals übersehen werden, daß das P. grundsätzlich nur im Interesse des Verkehrs geschaffen und vermehrt werden kann, daß es dagegen nicht dazu dienen soll, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, welche durch Steuern und verzinsliche Anleihen nicht gedeckt werden können. Wie lockend und bequem es auch für die Staatsregierungen sein mag, verzinsliche Anleihen durch unverzinsliche im Wege der Ausgabe von P. zu ersetzen, entstehen doch dadurch für die Staaten und ihre Angehörigen mehr oder weniger große Nachtheile, welche alle Verhältnisse erschüttern und umgestalten und den Volkswohlstand vernichten können, wenn das P. im Werthe sinkt oder gar (wie es bei den Assignaten Frankreichs geschah) werthlos wird. In der Regel wird das P. nur vom Staate ausgegeben; doch gibt es auch Privatpapiergeld, z. B. in der Form von Banknoten, welche auch, wie die preußischen, vom Staate garantirt werden können. In jedem Falle muß der Staat genau darauf achten, daß P. nicht in größerer Menge als der Verkehr aufzunehmen vermag, geschaffen werde, und deshalb auch die Ausgabe von Privatpapiergeld regeln und überwachen. (S. Geld.) In der Mitte zwischen dem gewöhnlichen P. und den erwähnten Creditpapieren stehen Papiere, welche gleich dem P. umlaufen und keiner Förmlichkeit bei der Uebertragung bedürfen, aber sich von demselben dadurch unterscheiden, daß sie Zinsen tragen. Hierher gehören die Schatzscheine (Exchequerbills). Bei ihrer Ausgabe ist das Verkehrsbedürfniß nicht maßgebend, vielmehr constituiren sie eine förmliche Anleihe, bei der nur eine Form in Anwendung kommt, welche die Unterbringung wesentlich erleichtert. Schatzscheine sind schon um deswillen bedenklich, führen aber auch für das zinslose P. die Gefahr der Entwerthung mit sich, da sie dasselbe durch die Vortheile, welche sie bieten, zu verdrängen suchen und leicht entwerthen.

Papiermaché (franz. aus papier, Papier, und mâché, gekaut) nennt man die plastische Masse aus grobem Papierzeug, Gips, Kreide u. s. w., welche in Formen gepreßt zu Dosen, Figuren, kleinen Möbeln, Ornamenten, Reliefs u. s. w., neuerdings besonders zu geogr. und naturhistor. Lehrmitteln verwendet wird, und auf der sich alle Arten Malerei und Lackirung anbringen lassen. Die beste und haltbarste Art dieses Stoffs wird aus übereinandergeklebten Papierblättern gebildet und namentlich in England (Birmingham) vorzüglich gut gefertigt.

Papilionaceen, s. Schmetterlingsblütler.

Papin (Dionys), der Erfinder des nach ihm benannten Papinischen Topfes oder Digestors, geb. 22. Aug. 1647, widmete sich anfangs der Arzneikunde, prakticirte dann als Arzt in Paris, machte aber endlich unter der Leitung von Huyghen's Physik und Mathematik zu seinem Haupt-

studium. Nach Aufhebung des Edicts von Nantes verließ er als Calvinist Frankreich, hielt sich längere Zeit in England auf, wo er mit Boyle in Verbindung stand, und wirkte 1687—1707 als Professor der Mathematik an der Universität zu Marburg. Seine spätern Schicksale sind unbekannt. Er starb um 1714 in Deutschland. P. ist der Erfinder mehrerer auf physik. Grundsätzen bestehender Maschinen, welche zum Theil in Bayle's «Nouvelles de la république des lettres» (1685—87) beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine (freilich noch sehr rohe) Dampfmaschine, ein Dampfschiff und der Papinische Topf oder Digestor. Derselbe ist ein cylindrisches kupfernes, innen verzinntes Gefäß, welches man mittels eines aufgeschraubten, mit Pappe geliderten Deckels luft- und dampfdicht schließen kann, das aber auch zugleich mit einem Sicherheitsventil versehen ist, um es gegen das Springen zu schützen. In diesem Digestor kann man das Wasser zu einem sehr hohen Grade erhitzen, ohne daß die Dämpfe desselben sich verflüchtigen, und auf diese Weise Körper, welche bei der gewöhnlichen Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, z. B. Knochen oder Elfenbein, in wenigen Minuten zu Gallerte kochen. Durch Wilke wurde diese Maschine bedeutend verbessert.

Papinianus (Aemilius), der größte röm. Rechtsgelehrte seiner Zeit, geb. um 140 n. Chr., stammte nach einigen aus Benevent in Italien, nach andern aus Syrien. Er widmete sich dem Studium der griech. und röm. Literatur, der Philosophie und Rechtswissenschaft. Durch gründliche Gelehrsamkeit wie durch unerschütterliche Rechtschaffenheit erlangte er mächtigen Einfluß; er bekleidete die ersten Staatsämter und war zuletzt Praefectus praetorio. Der Kaiser Severus empfahl ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. P. wendete alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten; allein sehr bald wurden seine Vorstellungen dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn von seinem Amte entfernte, wiewol er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, forderte er P. auf, diese That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die Antwort, daß es leichter sei, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord sein würde, das Andenken des Unschuldigen zu beschimpfen. Caracalla verbarg seinen Ingrimm; als aber bald darauf, wahrscheinlich auf seine Anreizung, die Prätorianer den Kopf des P. forderten, gab er ihn ihrer Wuth preis und ließ ihn 212 n. Chr. hinrichten. P. hat mehrere Werke geschrieben und ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein jurist. Ansehen stieg so hoch, daß Valentin III. verordnete, P. sollte in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, den Ausschlag geben.

Papirius oder, wie in der frühern Zeit gesprochen wurde, Papisius ist der Name eines röm. Geschlechts, dessen patricische Familien, bezeichnet durch die Zunamen Crassus, Cursor, Maso und Mugillanus, besonders im 4. und 5. Jahrh. der Stadt blühten, während die plebejischen Familien der Carbo und Turdus erst in der spätern Zeit hervortraten. — Einem P., dessen Vorname verschieden angegeben wird, wurde eine Sammlung königl. Gesetze (leges regiae), wahrscheinlich nur der Sacralgesetze des Numa, zugeschrieben, die er zu Anfang der Republik als Pontifex Maximus zu öffentlichem Gebrauche abgefaßt; über sie, die als erste Gesetzsammlung betrachtet und Jus Papirianum genannt wurde, schrieb zu Ende der Republik Granius Flaccus einen Commentar. — In den Fasti der Magistrate erscheint aus dem Geschlechte der P. zuerst Lucius Papirius Mugillanus, der in den J. 444 und 427 v. Chr. Consul war und 443 mit Lucius Sempronius Atratinus die Censur zum ersten mal als ein vom Consulat abgesondertes Amt verwaltete. — Den größten kriegerischen Ruhm erwarb sich Lucius Papirius Cursor, einer der Helden, die im Samnitischen Kriege Stützen des Staats waren, von den Nachkommen wegen seiner Kraft und Kriegskunst ebenso wie wegen seines strengen Sinnes bewundert, den 324, wo er seinen Magister Equitum, Quintus Fabius Rullianus, wegen des Ungehorsams, mit dem er sich gegen sein Gebot in eine Schlacht eingelassen, mit dem Tode strafen wollte, kaum die vereinten Bitten des Senats und Volks zu beugen vermochten. Fünfmal war er Consul, zweimal Dictator, und dreimal feierte er Triumphe nach den Siegen, die er 324 als Dictator, 320, da er als Consul mit Quintus Publius Philo das Unglück, das die Römer in den Caudinischen Pässen (s. d.) das Jahr zuvor erlitten hatten, rächte, und 309 bei Longula als Dictator über die Samniter erfocht. — Auch sein Sohn, Lucius Papirius Cursor, zeichnete sich in den beiden Consulaten, die er mit Spurius Carvilius Maximus 293 und 272 bekleidete, als Feldherr aus; nach dem ersten triumphirte er über die Samniter wegen des Sieges bei Aquilonia, nach dem zweiten über Tarent, das er eingenommen, und über Samniter, Lucaner und Bruttier, deren letzte Anstrengungen für ihre Unabhängigkeit er mit seinem Amtsgenossen gebrochen hatte. — Cajus Papirius Carbo, ein Freund des Tiberius Gracchus, durch Beredtsamkeit ausgezeichnet, setzte im Dienste der Volkspartei als Volkstribun 131 ein Gesetz (Lex

tabellaria) durch, welches für alle Beschlüsse des Volks, namentlich auch für Gesetzgebung, die schriftliche Abstimmung anordnete; ein anderer Vorschlag, daß ein Volkstribun für das nächste Jahr wieder wählbar sein solle, wurde durch den Widerspruch des Cajus Lälius und des jüngern Publius Cornelius Scipio Africanus hintertrieben. Als der letztere 121 plötzlich starb, fiel auch auf Carbo der Verdacht, Schuld an seinem Tode gehabt zu haben. Als Consul 120 vertheidigte er den Opimius, obwol ein Widersacher seiner Partei. 119 selbst von Lucius Licinius angeklagt, entzog er sich dem Urtheil durch freiwilligen Tod. — Von seinem Sohne, **Cajus Papirius Carbo Arvina**, einem Anhänger der optimatischen Partei, der 82 auf Befehl des jüngern Marius mit Quintus Mucius Scävola, dem Pontifex, durch den Prätor Damasippus in der Curie getödtet wurde, und seinem Genossen im Volkstribunat, Marcus Plautius Silvanus, ging im Bundesgenossenkriege 89 das Gesetz (Lex Plautia Papiria) aus, das den Bundesgenossen, welche die Waffen niederlegten, das Bürgerrecht gab. — **Cnejus Papirius Carbo**, ein Anhänger des Marius, war mit Cinna (s. d.) 85 und 84, mit dem jüngern Marius 82 Consul und Haupt der Partei. Von Quintus Cäcilius Metellus und Pompejus geschlagen, entfloh er nach Afrika und ging dann nach Sicilien; auf der Insel Cossyra wurde er von Pompejus ergriffen und getödtet.

Pappe, **Pappendeckel**, ist ein sehr dickes Papier, indem dieselbe in gleicher Weise wie das Papier, nur aus viel gröberer Masse bereitet und in Rahmen geschöpft wird, welche sich blos durch ihre Höhe von den Papierrahmen unterscheiden. Nach der Güte der Masse gibt es weiße, halbweiße und graue P., und nach der nachherigen Behandlung rauhe und geglättete P. Zu letzterer gehören die Preßspäne (s. d.). Außer den geschöpften P. hat man auch gekautschte durch Vereinigung von frisch geschöpften Papierbogen mittels Pressen, und geleimte durch Aufeinanderleimen von fertigen Papierbogen; letztere eignet sich vorzüglich zu feinen Papparbeiten. Die **Papparbeiterei**, auch **Pappkunst**, wurde früher nur behufs der Anfertigung von Modellen und kleinen Etuis u. s. w. angewendet, hat sich aber durch die Industrie der Franzosen gegenwärtig zu einem eigenen Fabrikzweige erhoben, indem in den Cartonnagefabriken Arbeiten fabrikmäßig angefertigt werden, welche sich ebenso sehr durch die Eleganz wie durch ihre künstlerischen Formen und ihre Wohlfeilheit auszeichnen. Aber nicht allein zu gewerblichen Zwecken dient die Pappkunst, sie ist auch als eine nützliche Nebenbeschäftigung für Kinder und junge Leute dargestellt und in den Kreis der Pädagogik gezogen worden.

Pappel, s. Populus.

Pappenheim, ein sehr altes schwäb. Adelsgeschlecht, welches bereits im 12. Jahrh. mit der Benennung Marschälle von Pappenheim vorkommt. Die ältesten Spuren von der Erblichkeit des Reichsmarschallamts in der Familie finden sich in Urkunden von 1197 und 1298; bestätigt wurde dasselbe Rudolf V. von P. 1334 durch Kaiser Ludwig IV. Das Haus theilte sich 1439 in vier Linien, die Gräfenthalsche, Algöwsche, Treutlingische und Altheimische Linie. Die drei erstern sind erloschen, der letztern gehören die noch jetzt lebenden Glieder der Familie an. Aus der Treutlingischen Linie wurde namentlich Graf Gottfried Heinr. von P. (s. d.) berühmt, welcher auch nebst seinem Vetter Philipp von P. 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Mit seinem Sohne, **Wolfgang Adam von P.**, welcher 1647 im Zweikampf fiel, erlosch die Treutlingische Linie. Die Altheimer Linie zerfiel früher in die katholische, von Wolfgang Philipp stammende und mit dessen viertem Sohne 1690 erloschene Linie und in die protestantische, aus welcher durch Graf Joh. Friedr. Ferd. von P., gest. 13. Aug. 1792, abermals eine katholische entstand, die jedoch schon mit dessen zweitem Sohne, Grafen Hieron. Friedr. Ant. Aug. von P., gest. 20. Aug. 1808, wieder erlosch, sodaß von der Altheimischen Linie gegenwärtig nur noch der prot. Zweig fortblüht. Derselben gehörte an Graf **Karl Theodor Friedrich von P.**, geb. 17. März 1771. Derselbe trat frühzeitig in österr. Dienste, kämpfte als Wurmser's und Bellegarde's Adjutant im Türkenkriege, wohnte den drei Feldzügen der ersten Coalition gegen Frankreich bei, focht 1793 bei Château-Cambresis, 1794 bei Charleroi und Fleurus, ward bei Landrecy verwundet und nahm hierauf seine Entlassung. Nach seiner Mediatisirung nahm er bair. Dienste, vertheidigte mit einer Infanteriebrigade 30. Oct. 1813 die Kinzigbrücke während der Schlacht bei Hanau und war 1814 unter Wrede bei der Belagerung von Hüningen und Schlettstadt thätig. Nachdem er dem Congreß zu Wien beigewohnt, ward er 1815 bei der Reorganisation der bair. Armee, später zu mehrern diplomatischen Sendungen verwendet. Er starb 10. März 1855 als bair. Reichsrath, Generalfeldzeugmeister und Generaladjutant des Königs und Inhaber des bair. 1. Chevauxlegersregiments. Da seine Ehe mit einer Tochter des Fürsten von Hardenberg kinderlos blieb, ging die Nachfolge auf seinen Bruder, Grafen **Albert von P.**, geb. 18. Juli 1777,

bair. General der Cavalerie (gest. 1. Juli 1860), über, von dessen sechs Söhnen der älteste, Graf Ludwig Ferdinand Friedrich Haupt von P., geb. 5. Dec. 1815, gegenwärtiges Haupt der Familie ist. Letztere besitzt noch gegenwärtig die Grafschaft P. (3,5 Q.-M.) im bair. Kreise Mittelfranken, welche früher reichsunmittelbar war und zu dem schwäb. reichsritterschaftlichen Canton Kocher gehörte. Als die Herrschaft bei der Auflösung des Deutschen Reichs unter bair. Hoheit kam, unter der sie auch 1815 verblieb, bewilligte der König von Baiern 1807 der Familie P. in Betracht ihrer frühern wichtigen Stellung und ihres Alters die Reichsstandschaft in Baiern. Für den Verlust des Reichsmarschallamts sollte sie zufolge Beschlusses des Wiener Congresses durch einen Landbezirk mit 9000 E. im ehemaligen Saar-Departement unter preuß. Hoheit entschädigt werden; der König von Preußen übernahm im Pariser Frieden von 1815 diese Entschädigung, die aber nachher in eine Summe Geldes verwandelt wurde. Der König von Baiern bewilligte 1818 dem jedesmaligen Senior der Familie als erblichem Reichsrathe Sitz und Stimme in der Versammlung der Reichsräthe, und 1825 erfolgte die königl. Erklärung, daß die Familie zum hohen Adel gehöre. 1831 verlieh der König von Baiern dem jedesmaligen Stammhaupte das Prädicat Erlaucht.

Pappenheim (Gottfr. Heinr., Graf zu), kaiserl. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 29. Mai 1594, erhielt seine Bildung auf den Hochschulen zu Altdorf und Tübingen. Nachdem er in seinem 20. J. zur kath. Kirche übergetreten, suchte er zunächst unter König Sigismund in Polen und dann in Deutschland im Dienste der Ligue und ihres rastlosen Oberhaupts, des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern, Gelegenheit zur Bethätigung seines feurigen Kriegsmuthes und seines flammenden Eifers für den kath. Glauben. Die prager Schlacht 1620, welcher er als Oberst beiwohnte, eröffnete hier seine Heldenbahn. Mit ungestümem Muthe warf er sich der schon fliehenden österr. Cavalerie entgegen, brachte sie wieder zum Stehen, drang mit der bair. Reiterei in die schon siegestrunkenen böhm. Scharen ein und trieb sie und die Ungarn bis zur Moldau hinab. Hier aber im dichtesten Gemetzel sank er schwer verwundet vom Pferde und lag, für todt geachtet, viele Stunden lang unter der Last seines Pferdes, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. 1623 vom Kaiser zum Chef eines Regiments Kürassiere, der berühmten Pappenheimer, ernannt, kämpfte er von 1623—25 an der Spitze der Spanier in der Lombardei, bis er von Maximilian zurückgerufen wurde, um den 1626 in Oberösterreich um der Glaubensfreiheit willen entstandenen Bauernaufstand zu dämpfen. In der kurzen Frist eines Monats (Nov. 1626) endigte er durch die Schlachten bei Efferdingen, Vöklabruck, Schloß Wolfseck und Peuerbach diesen Krieg, in welchem 40000 Bauern umkamen, und dessen Geschichte er selbst eigenhändig aufschrieb. Hierauf durchzog er das nördl. Deutschland und half Tilly den Dänenkönig Christian IV. besiegen. Er hatte den vorzüglichsten Antheil an der Erstürmung Magdeburgs, bei welcher Gelegenheit er und seine Truppen mit der wildesten Grausamkeit gegen die Einwohner wütheten. Dann folgte er Tilly nach Leipzig (s. d.), um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde, stürmische Feuer seines Muthes verleitete ihn hier in der Schlacht bei Breitenfeld, wider Tilly's ausdrücklichen Befehl, der vorsichtig erst die heranrückenden Verstärkungen erwarten wollte, sich mit den die Lober passirenden Schweden so heftig ins Gefecht einzulassen, daß Tilly zur Vermeidung größerer Nachtheile sich genöthigt sah, die Schlacht anzunehmen, welche trotz P.'s kühner Tapferkeit verloren wurde. P. deckte den Rückzug, sammelte die Fliehenden, entsetzte hierauf das von Banér belagerte Magdeburg und focht auch später mit Glück am Niederrhein und in Westfalen. Nach Tilly's Tode mit Wallenstein vereinigt, half er ihm Leipzig und Sachsen erobern, und mit diesem der festen Ueberzeugung, daß der Schwedenkönig Gustav Adolf mit Beziehung der Winterquartiere bei Naumburg den Feldzug des Jahres beschlossen, war er mit einem zahlreichen Corps schon auf dem Wege nach dem Niederrhein, um den bedrängten Spaniern zu Hülfe zu eilen, als er, kaum in Halle angelangt, von Wallenstein nach Lützen (s. d.) zur Theilnahme an der bevorstehenden Schlacht gerufen wurde. P. erschien mit seiner Reiterei gerade in dem Augenblicke auf dem Schlachtfelde, als der Sieg sich schon entscheidend den Schweden zuneigte. Voll Begierde, Gustav Adolf selbst im Kampf zu begegnen, stürzte er sich in das dichteste Mordgewühl, und der schnellen Gegenwart seines Geistes gelang es, das Treffen wiederherzustellen. Schon begannen die schwed. Scharen, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dem wilden Angriff zu unterliegen, da durchbohrten zwei Musketenkugeln P.'s Brust, und die Seinigen mußten ihn, zum Tode verwundet, gewaltsam aus dem Handgemenge reißen. Als er vernahm, daß auch sein Gegner gefallen sei, erheiterte sich sein Auge. «Gottlob», rief er aus, «so kann ich in Frieden fahren, weil dieser Todfeind des kath. Glaubens noch vor mir hat sterben müssen.» Er verschied

am Tage nach der Schlacht zu Leipzig, wohin er gebracht worden war, 7. Nov. 1632. P. war ein Feldherr voll rastloser Thatkraft, voll kriegerischen, unternehmenden Geistes, dem kath. Glauben wie dem Kaiser aufs innigste zugethan, von seinen Soldaten, die ihn wegen seiner unzähligen Wunden nur den «Schrammhans» nannten, ebenso geliebt als gefürchtet. Obgleich wegen seiner tollen Verwegenheit zum Oberanführer eines Heeres untüchtig, machte gerade diese Eigenschaft ihn zum furchtbarsten Arm Tilly's, und Gustav Adolf selbst bezeugte ehrenvoll seine Tapferkeit und seinen Muth, indem er ihn vorzugsweise den «Soldaten» nannte. Vgl. Heß, «Gottfr. Heinrich, Graf zu P.» (Lpz. 1855).

Paprica, s. Capsicum.

Papst oder Pabst, entstanden aus dem lat. Papa (s. d.), hieß ursprünglich und noch im 5. Jahrh. jeder Bischof. Indessen galt schon seit Ende des 4. Jahrh. der röm. Bischof als der erste unter den fünf Patriarchen (s. d.) der Christenheit; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs und nach der Sage auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm schon längst ein überwiegendes Ansehen, wenn auch noch keine eigentliche Obergewalt über fremde Sprengel gegeben. Diese Obergewalt erlangte er aber wenigstens im lat. Abendlande, wo Rom die einzige Apostelkirche und Mutter zahlreicher neugegründeter Kirchen war, allmählich durch geschickte Benutzung günstiger Gelegenheiten und durch das klug gewahrte, durch innere Lehrstreitigkeiten selten erschütterte Ansehen seiner Orthodoxie, daher man früh zur Entscheidung theol. und kirchlicher Fragen nach Rom appellirte. Eine abendländ. Synode zu Sardica 343 und ein kaiserl. Decret Valentinian's III. vom J. 445 hatten den Bischof von Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, für den allein diese Bestimmungen gelten konnten, fanden dieselben in ihrer Ausführung bis in das 8. Jahrh. noch starken Widerspruch. Um diese Zeit trafen aber mehrere Umstände zusammen, die dem Bischofe zu Rom den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft bahnten. (S. Hierarchie.) Dahin gehörten die Entstehung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britannischen, durch seine Missionare, namentlich Bonifaz (s. d.), gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; ferner die polit. Verwirrung und der Wechsel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwischen 829—57 zum Vorschein kommenden Decretalen (s. d.) des falschen Isidorus; der Zwiespalt der orient. und occident. Kirche, der die letztere immer fester an ihre Wortführer und Geschäftsträger, die Päpste, band, und endlich die persönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatte schon im 5. Jahrh. Leo d. Gr., im 6. Gregor d. Gr. und im 8. Leo III., der Karl d. Gr. krönte, dem päpstl. Namen ein Ansehen verschafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nichts und die Fürsten nur wenig vermochten. P. Nikolaus I., der sich zuerst förmlich krönen ließ, vermochte es bereits, den König Lothar II. von Lothringen 865 mit Buße zu belegen und die Bischöfe von Trier und Köln abzusetzen, und noch weiter ging Johann VIII., der über die Kaiserkrone verfügte, die er 875 Karl dem Kahlen reichte. Die dann eintretende, mehr als 100jährige Entweihung des Heiligen Stuhls, welche unter dem Einflusse des markgräfl. Hauses Toskana 904 mit Sergius III. begann und durch ruchlose Günstlinge und Verwandte der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia (s. d.), wie Johann XII. und Benedict IX., fortgepflanzt wurde, ja selbst das Aergerniß, daß 1045 drei Päpste zugleich herrschten, vermochten dem Einflusse der röm. Curie keinen wesentlichen Eintrag mehr zu thun. Die Roheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylvester's II. (gest. 1003) glänzend hervorleuchtet. Die mit dem Verfalle der karolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab den Päpsten immer größern Spielraum. Selbst seine während der Zerrüttungen und Parteiungen Roms schwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem röm. Adel und Volke erhielt der Heilige Stuhl durch die Constitution wieder, mit welcher Nikolaus II. (1059) die Papstwahl in die Hände des Cardinalcollegiums legte und aller Einwirkung der Laien entzog.

Von jetzt an sah man eine Reihe thatkräftiger Kirchenregenten auf dem päpstl. Stuhle. So namentlich Gregor VII. (1073—85), der, getragen vom religiösen Geiste der Zeit, die Idee einer kirchlichen Universalmonarchie durchzuführen begann; Urban II. (1088—99), der, obschon wiederholt durch den Gegenpapst Clemens III. aus Rom vertrieben, dennoch mit vielseitigem Einflusse und seltenem Nachdruck regierte; Alexander III. (1159—81), der zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten stürzte, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorsam in kirchlichen Sachen brachte, sich vom Kaiser Friedrich I. die Steigbügel halten ließ und die Verfassung der Papstwahl fest bestimmte; Innocenz III. (1198—1216), der das Papstthum

auf den höchsten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpste früherer Jahrhunderte nur in einzelnen Fällen versucht, machten diese großen, ihrer Zeit weit überlegenen Männer durch beharrliches Fortschreiten in Einem Geiste zur Regel. Sie knüpften die Geistlichkeit des westl. und mittlern Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, des sog. Glaubenseides, durch die Nöthigung zum Cölibat, durch die Investitur, welche den Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten trennen mußte, gleich Vasallen und eigenen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl. Sie brachten mittels ihrer Legaten (s. d.) und Nuntien (s. d.) das bischöfl. Recht der Entscheidung in kirchlichen und Ehesachen und das ausschließende Heiligsprechungsrecht in ihre Gewalt und gaben der päpstl. Würde dadurch das Gewicht der einzigen Weihebehörde in der Welt, von welcher alle geistliche Gewalt und Amtsbefugniß ausgehe. Die gesammte Kirche selbst unterordneten sie sich endlich als Vorsitzer der Concilien und Nationalsynoden, deren Beschlüsse nur durch päpstl. Bestätigung gültig werden sollten, und durch die nach und nach behauptete Untrüglichkeit oder Infallibilität ihrer Aussprüche. Auch schufen sie sich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, besonders der Bettelmönche, eine geistliche Miliz, die, weil diesen Orden die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fielen, eine der stärksten Stützen ihrer Macht geworden ist.

Die geistliche Oberherrschaft führte auch die weltliche Souveränetät, die Gründung des Kirchenstaats (s. d.) mit sich. Doch sind die weltlichen Hoheitsrechte des P. viel spätern Ursprungs, als man behauptet hat. Die Schenkung Konstantin's d. Gr. ist eine anerkannte Erdichtung. Durch Pipin's Schenkung dagegen erhielt der P. allerdings das Dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch Vasall der fränk. Könige und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrl. Rechte über das päpstl. Gebiet ohne Widerspruch ausübten und bis in das 12. Jahrh. keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innocenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildischen Erbgüter (s. Mathilde) ihm als souveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiserl. Gewalt über Rom und den P. verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstl. Stuhle schon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. In dieser Abhängigkeit befanden sich England, seit es sich zum Christenthume bekehrt hatte, Polen und Ungarn seit dem 11. Jahrh., die Bulgarei und Aragonien seit dem Anfange des 13. Jahrh., das Königreich beider Sicilien, dessen normann. Beherrscher bereits Lehnsträger des P. waren, seit 1265, wo Clemens IV. dasselbe dem Hause Anjou gab. Ja selbst der Orient würde unter die röm. Herrschaft gekommen sein, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande den Päpsten manche Vortheile gewährten, weniger vorübergehend gewesen wäre. Innocenz III. konnte Könige, wie z. B. Johann von England, ab- und einsetzen und alles mit seinen Bannstrahlen bedrohen; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des P. Gnaden; die Könige hießen des P. Söhne. Die Furcht vor den Folgen des Interdikts (s. d.), das der P. als Statthalter Christi über ungehorsame Fürsten und ihre Reiche aussprach, die Empörungslust der Vasallen gegen die Fürsten, die schlechtgeordnete Verfassung der Staaten und die großen Mängel der Gesetzgebung unterwarfen die Regenten jener Zeit von selbst der Vormundschaft eines Herrn, dessen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit und dessen Macht und Ansehen durch die Waffen des Geistes unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Zeitglaubens unwiderstehlich waren. Die Frömmigkeit des Zeitalters, welches bei aller Roheit nur um so tiefer den religiösen Ideen sich beugte, sah die Herrschaft der letztern nur gesichert in der Form einer geistlichen Monarchie, welche als unmittelbare Darstellung des Gesetzes Gottes auf Erden unbedingten Gehorsam von Fürsten und Völkern erheischte.

In der That wirkte auch dieses geistliche Herrscherthum zur Gewöhnung noch roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christl. Sitten wohlthätig genug. Aber in dem Maße, als der geistige Gehalt der sog. weltlichen Interessen an den Tag trat und der oft schnöde Misbrauch der geistlichen Gewalt einem zum Selbstbewußtsein auch auf geistigem Gebiete heranreifenden Zeitalter den Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit des Papstthums schärfer vor Augen stellte, begann auch das Ansehen und die Macht der Päpste zu sinken. Frankreich war es, das zuerst mit Erfolg gegen den P. in die Schranken trat. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII., ein sehr übermüthiger P., seinen Meister, und von Clemens V. an mußten seine Nachfolger ihre Residenz in Avignon nehmen (1307—77), wo sie nun ganz unter franz. Einflusse standen. Schon hierdurch mußte nothwendigerweise die Selbständigkeit der Päpste bedeutend leiden, obschon sie die Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der

abendländ. Christenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehen, als 1378 neben dem italienischen P. Urban VI. von den franz. Cardinälen Clemens VII. zum P. gewählt wurde und jeder nicht nur seinen eigenen Einfluß auf die seiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland, behauptete, sondern auch in ebenso unversöhnlichen Nachfolgern fortexbte. Der offene Aemterhandel, die Erpressungen und Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Völkern Grund genug zu Beschwerden, und immer lauter erhob sich die Forderung einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Daneben regten sich in England und Böhmen noch viel weiter gehende Reformtendenzen. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Konstanz (s. d.), als in Vertretung der «allgemeinen Kirche» versammelt, die große Spaltung durch Absetzung der drei seit 1409 zugleich in Rom, Avignon und Pisa regierenden Päpste zu endigen; aber der 1417 an ihre Stelle gewählte alleinige P. Martin V. trat in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne nur im entferntesten die eingerissenen Misbräuche abzustellen, und selbst die nachdrücklichsten Reformationsdecrete der Kirchenversammlung zu Basel (s. d.) wurden durch die Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Conciliums behauptenden P. Eugen IV. (1431—47) größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich wurde schon 1438 durch die Pragmatische Sanction (s. d.) gewonnen, welche die Freiheiten der Gallikanischen Kirche (s. d.) begründete, und durch Unterhandlungen mit Eugen IV. und dessen Nachfolger, dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nikolaus V., brachte Aeneas Sylvius, als Gesandter Kaiser Friedrich's III., 1448 das Wiener Concordat zu Stande. Weshalb aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen und das päpstl. Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, das merkten die von dem schlauen Unterhändler zur Annahme überredeten deutschen Fürsten erst dann, als dieser Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst P. wurde. In diesem Concordate wurden dem P. die Annaten (s. d.) bestätigt, das Recht, die Prälaten zu confirmiren, zugesprochen und unter vielen andern Vorbehalten auch die sechs päpstl. Monate gewährt, in denen der P., abwechselnd mit den Stiftern in den andern Monaten, die Pfründen verlieh. Durch allmähliche Ausdehnung dieser Vortheile, die auch andere christl. Staaten unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpste es im 15. Jahrh. wieder so weit gebracht, daß ihnen unter mancherlei Namen die volle Hälfte der geistlichen Einkünfte des Occidents zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnliche Vorwand, unter dem man Geld forderte. Doch wurde von den ungeheuern Summen, die zu diesem Zwecke zusammenflossen, nur selten für den angegebenen Zweck etwas verwendet; denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Orsini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Verwandten (Nepoten) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit nichts übrigblieb. Auf den höchsten Punkt trieb die Begünstigung seiner Familie Alexander VI. (1492—1503), dessen Staatskunst der Religion und Moral ebenso fremd war wie sein Leben. Sein Nachfolger Julius II. (1503—13) aber wendete alle seine Kräfte auf den Krieg mit Frankreich, in welchem er selbst sein Heer ritterlich anführte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. wurde Kaiser Maximilian I. durch äußere Umstände und endlich durch den Tod gehindert an der Ausführung seines Projects, die päpstl. und kaiserl. Krone auf seinem Haupte zu vereinigen.

Durch den Umstand, daß Oesterreich, Frankreich und Spanien um die Lombardei und Neapel kämpften und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des P. bewarben, hatte dessen polit. Bedeutung gegen das Ende des 15. Jahrh. von neuem sich bedeutend gehoben. Aber gegenüber dem entarteten und veräußerlichten Kirchenthum erhob sich bald nachher eine ungleich gewaltigere religiöse Bewegung, an welcher Leo's X. Staatskunst zu Schanden ward. Die wittenberger und schweiz. Reformation (s. d.) riß fast die Hälfte des Abendlandes vom Papstthum los. Die Politik Karl's V. konnte dem umsichgreifenden Protestantismus ebenso wenig ein Ziel setzen als die machtlos gewordenen Blitze der Kirche; ja auch der Herrschaft der Päpste über die treugebliebenen Völker drohte Gefahr, als Karl V., die mittelalterlichen Kaiserideale wieder aufnehmend, die Berufung eines allgemeinen Concils von dem auch politisch gedemüthigten P. erlangte. Dennoch kam der noch halb Europa beherrschende kath. Geist auch dem Papstthum noch einmal zugute, und die gleichzeitig mit einer innern Regeneration des Katholicismus seit 1580 sich vollziehende Gegenreformation brachte auch dem P. schon unwiederbringlich verloren Geglaubtes zurück. Das Tridentische Concil (s. d.), nach kühnern reformatorischen Anläufen in immer völligere

Abhängigkeit von der röm. Geisteseingebung gebracht, bestätigte alles, was frühere Jahrhunderte dem P. zugestanden hatten, und um den päpstl. Stuhl trat als eine Schutzwache die Gesellschaft Jesu (s. Jesuiten), welche die Spuren der Reformation in den katholisch gebliebenen Staaten zu vertilgen und, was in Europa verloren worden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebte. Das frühere Ansehen des päpstl. Stuhls konnte indessen bei den bereits völlig veränderten Zeitverhältnissen im ganzen nicht mehr hergestellt werden. Es folgten auf dem päpstl. Stuhle Clemens VII. (1523—34), Paul III. (gest. 1549), Paul IV. (gest. 1559), der mönchisch-kirchliche Pius IV. (gest. 1565), der doch den hussitischen Böhmen den Kelch bewilligte; Pius V. (gest. 1572), der die Bulle In coena domini erließ; Gregor XIII. (gest. 1585), dem wir den verbesserten (Gregorianischen) Kalender verdanken; der als Regent große Sixtus V. (gest. 1590); Clemens VIII., der 1598 Ferrara zum Kirchenstaate schlug; der gelehrte Urban VIII. (gest. 1644), der Urbino erwarb und Galilei die Behauptung, daß die Erde sich um die Sonne bewege, abschwören ließ. Sie alle vermochten nicht das alte Ansehen wiederherzustellen, zumal im 16. Jahrh. auf dem päpstl. Stuhle oft die Schwäche und Beschränktheit regierte. Vergebens erneuerte man in Rom die Sprache Gregor's VII. und Innocenz' III. Auch in kath. Staaten wurde der Unterschied der kirchlichen Angelegenheiten von den politischen schon deutlich genug begriffen, um die Einschränkungen des päpstl. Einflusses auf die erstern in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16. Jahrh. wurde kein deutscher Kaiser mehr vom P. gekrönt; die Fürsten entzogen sich seiner Vormundschaft; die Nationalkirchen gewannen ihre Freiheiten. Der Westfälische Friede (s. d.), den der P. freilich nicht anerkannte, gewährte in kirchlichen Verhältnissen eine Duldung, die eine öffentliche, von allen europ. Mächten verbürgte Geltung erhielt und die frühern päpstl. Machtsprüche fortan unmöglich machte. Der Jansenismus (s. Jansenisten) entzog überdies dem P. einen Theil der Niederlande. Seine Bullen galten außer dem Kirchenstaate nur mit Genehmigung der Fürsten, und die Abgaben aus fremden Reichen gingen immer sparsamer ein. Selbst die ausgezeichneten Männer, die, wie z. B. Benedict XIV. und Clemens XIV., im Laufe des 18. Jahrh. den päpstl. Stuhl einnahmen, hatten ihr Ansehen und ihren Einfluß nur ihrer Persönlichkeit zu verdanken. Das Zeitalter der Aufklärung untergrub den päpstl. Einfluß noch mehr, und die darauffolgende Revolutionsepoche bereitete sogar zeitweilig der weltlichen Herrschaft des Kirchenfürsten das Ende. Pius VI. (1775—98) wurde, als der Tod Joseph's II. ihm neue Hoffnungen gab, Zeuge von der Revolution, welche die franz. Kirche von ihm losriß und ihn seiner Staaten beraubte. Pius VII. (1800—23) mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaats 1801 durch ein Concordat mit Bonaparte erkaufen, um 1809 beides zu verlieren. Er verdankte seine Wiederherstellung 1814 nicht seinem gegen Napoleon gerichteten Bannstrahle, sondern der Verbindung der weltlichen Großmächte, unter welchen zwei ketzerische (England und Preußen) und eine schismatische (Rußland) sich befanden. Gleichwol trat er mit Forderungen und Grundsätzen auf, die den liberalen Ideen und den Beschlüssen seiner Befreier durchaus nicht entsprachen. Durch den Cardinal Consalvi protestirte er 14. Juni 1815 gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses, welche Avignon, Ferrara und die säcularisirten Besitzungen der kath. Kirche in Deutschland betrafen. In gleichem Geiste regierten seine Nachfolger, Leo XII. (1823—29), Pius VIII. (1829—30) und insbesondere Gregor XVI. (1830—46). Die Härte, womit letzterer namentlich jede zeitgemäße Reform in den weltlichen Verhältnissen des Kirchenstaats zurückwies und niederdrückte, trug wesentlich zum Ausbruche der Revolution von 1848 bei, die seinen Nachfolger Pius IX. (s. d.) zur Flucht nöthigte und zur Errichtung einer röm. Republik führte. Nur die Waffen Oesterreichs und Frankreichs vermochten die weltliche Macht des päpstl. Stuhls 1849 wiederherzustellen. Infolge des ital. Kriegs von 1859 wurde erst die Romagna, danach Umbrien und die Marken vom Kirchenstaate losgerissen und mit dem Königreiche Italien vereinigt. Dem P. verblieb nur noch das sog. Patrimonium Petri, in dessen Besitze ihn franz. Occupationstruppen bis 1866 aufrecht erhielten. Die Frage um den Fortbestand der weltlichen Macht des P. überhaupt verknüpfte sich seitdem aufs engste mit den polit. Geschicken des Königreichs Italien. (S. Italien und Kirchenstaat.)

In den frühesten Zeiten der christl. Kirche hatte wie anderwärts, so auch in Rom das Volk an der Wahl des Bischofs großen Antheil. Seit dem 10. Jahrh. stand die Papstwahl ganz unter dem Einflusse des röm. Adels, bis 1059 Nikolaus II. den Cardinälen allein das Recht zusprach, den P. zu erwählen, der nach einer spätern Bestimmung dem Cardinalscollegium angehören mußte. Dabei behaupteten die deutschen Kaiser bis ins 12. Jahrh. sich in dem Rechte, den gesetzlich erwählten P. zu bestätigen. Erst P. Alexander III. gab 1179 die genauern Be-

stimmungen der Papstwahl, die, von Gregor X., Julius II., Pius IV., Gregor XV., Urban VIII. und Clemens XII. vervollständigt, im wesentlichen noch gegenwärtig gelten. Sofort nach dem Tode eines P. begibt sich der Cardinal-Camerlengo in Amtstracht und Ceremonie in den päpstl. Palast, um über den Todesfall und die Identität der Person ein Instrument aufzunehmen; zugleich nimmt er von dem Maestro di Camera den päpstl. Siegelring (Fischerring) sowie alle übrigen Siegel in Empfang. Vom Cardinalcollegium werden hierauf für den Cardinal-Camerlengo drei Beistände, ein Cardinalbischof, ein Cardinalpriester und ein Cardinaldiakon, gewählt, die aller drei Tage wechseln, und mit denen er bis zur Wahl des neuen P. die oberste Gewalt ausübt. Am dritten Tage nach dem Ableben des P. und nachdem die feierliche Ausstellung desselben in der Sakramentskapelle erfolgt, beginnen die zehn Congregationen der Cardinäle, die sich mit den zur Wahl nöthigen Vorrichtungen zu beschäftigen haben. In der ersten werden nach Verlesung der Bullen hinsichtlich der Papstwahl durch den Cardinal-Camerlengo der Fischerring sowie die übrigen Siegel des P. zerbrochen. Die folgenden beschäftigen sich mit den Anordnungen in Betreff des Baues des Conclave, dem Verzeichniß der in dasselbe einzuschließenden Personen u. s. w. In der neunten werden drei Cardinäle erwählt, um das Verschließen und die Führung der materiellen Geschäfte während der Dauer des Conclave zu überwachen; in der zehnten erscheinen die Gesandten der fremden Höfe und die Deputationen der einzelnen Städte des Kirchenstaats, um in einfacher Rede die Cardinäle zu ermahnen, ein würdiges Haupt zu wählen. Unter Absingung des Veni creator spiritus zieht sodann das ganze Cardinalcollegium paarweise in zahlreicher Begleitung nebst der nöthigen Bedienung in das Conclave (s. d.). Wo dasselbe errichtet werden soll, hängt vom Beschlusse des Cardinalcollegiums ab; gewöhnlich ist es im Vatican, doch haben neuerdings mehrere Papstwahlen auf dem Quirinal stattgefunden. Am Abend des ersten Tags nach dem Eintritte in das Conclave müssen alle nicht dahin gehörigen Personen dasselbe verlassen. Am folgenden Tage ertheilt ein von den Cardinälen erwählter Ausschuß den fremden Gesandten und andern Deputirten der Stadt durch das Fenster in der Thüre Audienz. In der Sixtinischen Kapelle, wenn das Conclave im Vatican ist, versammeln sich vom vierten Tage an die Cardinäle täglich zweimal zur Wahl des neuen P., die durch Abstimmung mittels besonderer Zettel erfolgt. Zu einer gültigen Wahl gehören zwei Drittheile der Stimmen. Hat keiner die nöthige Stimmenzahl, so werden die Zettel zu einer bestimmten Stunde in einem eigens dazu bestimmten Kamine verbrannt und der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch ist das Zeichen, daß die Wahl noch zu keinem Resultate geführt habe. Da Oesterreich, Frankreich und Spanien aus früher Zeit das Recht haben, gegen einen Cardinal, auf welchen die Wahl zu fallen den Anschein hat, zu protestiren, so beauftragt derjenige Gesandte, welcher von diesem Rechte Gebrauch zu machen bevollmächtigt ist, einen der Cardinäle mit dem votum exclusivum, welches, wenn es nicht erfolglos sein soll, dann abgegeben werden muß, wenn der auszuschließende Cardinal bereits so viel Stimmen hat, daß ihm zur gesetzlichen Zahl nur noch eine Stimme fehlt, in welchem Falle sofort die weitere Stimmenauszählung aufhört und die Zettel verbrannt werden. Wählbar ist gegenwärtig nur ein geborener Italiener, der von keinem auswärtigen Hofe zur Cardinalswürde vorgeschlagen, mit keinem der regierenden Häuser verwandt und bereits 55 J. alt ist. Ist die Wahl erfolgt, so wird er mit dem päpstl. Ornat bekleidet und ertheilt dann dem Cardinalcollegium den ersten Segen. Hierauf empfängt er die Huldigung von sämmtlichen Cardinälen und durch den Cardinal-Camerlengo den Fischerring. Der erste Cardinaldiakon, nachdem er den Eid des Gehorsams geleistet, eilt auf die Gran-Loggia der Peterskirche oder, wenn die Wahl im Quirinal gehalten wird, auf dessen Balcon, um dem Volke die Wahl zu verkündigen. Hierauf wird unter Begleitung sämmtlicher Cardinäle der P. nach der Peterskirche getragen, wo er vor dem Altare unter Absingung des Te Deum laudamus die Adoration der Cardinäle empfängt. Am Schlusse ertheilt er dem Volke den ersten Segen; dann wird er, nachdem er den päpstl. Ornat abgelegt, nach dem von ihm zu seiner Residenz gewählten Palaste getragen, während gleichzeitig auch alle Cardinäle in ihre Wohnungen zurückkehren. Vgl. Spittler, «Geschichte des Papstthums» (vervollständigt von Paulus, Heidelb. 1826); Ranke, «Die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrh.» (3 Bde., 5. Aufl., Berl. 1866); Jaffé, «Regesta Pontificum Romanorum usque ad a. 1198» (Berl. 1851).

Papuas (wahrscheinlich vom malaiischen Worte papoewah, d. i. kraus, wollig) ist bei den neuern Ethnographen der Name für die Bewohner der Küstenstriche von Neuguinea. Dieselben sind wohlgebaut und von mittlerer Statur, haben regelmäßige Gesichtszüge, intelligente schwarze Augen, kleine weiße Zähne, dicke Lippen und einen großen Mund. Die Nase ist scharf markirt,

doch nach unten zu flach, die Augenbrauen sind groß. Durch das dunkle Braun der Hautfarbe sowie das krause wollige Haar unterscheiden sie sich von den benachbarten Völkern malaiischen Stammes. Im allgemeinen machen die Männer einen günstigern Eindruck als die Frauen. Erstere bauen die Häuser, höhlen Baumstämme zu Kähnen aus, betreiben die Jagd und den Fischfang, während den Weibern außer der eigentlichen Hausarbeit auch die Bestellung des Feldes, das Hauen des Holzes, die Anfertigung von Thongeräthen u. s. w. obliegt. Die Nahrungsmittel der P. bestehen hauptsächlich in Reis, Mais, Sago, Fischen, dem Fleisch der wilden Schweine und den Früchten des Waldes. Sie theilen sich in zahlreiche Stammgenossenschaften, die sich beständig befehden. Ueber einige dieser Stammhäuptlinge an der Westküste Neuguineas beansprucht der selbst wieder dem holländ. Residenten von Ternate unterstellte Radscha von Tidore die Oberhoheit. Die Bewohner des Innern von Neuguinea tragen im allgemeinen denselben Typus mit den P., sind jedoch ungleich roher und wilder. Die ethnographische Stellung der P. ist noch unsicher. Gewöhnlich hält man sie für Melanesier (s. d.), die jedoch im Laufe der Zeit malaiisches Blut in sich aufgenommen haben. Irrthümlicherweise wurden bis auf neuere Zeit herab alle dunkelfarbigen Stämme auf dem Indischen Archipel, den Philippinen und den austral. Inseln unter dem Namen P. zusammengefaßt. Neuerdings wird auch die Insel Neuguinea häufig Papua genannt. Vgl. Baer, «Ueber P. und Alfuren» (Petersb. 1859); Goudswaard, «De Papoewas van de Geelvinksbaai» (Schiedam 1863).

Papyrus ist noch gegenwärtig der botan. Name einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cypergräser, welche sich von der Gattung Cyperus, zu der sie Linné rechnete, durch die überaus zahlreichen, die Nebenstrahlen der Trugdolde vollständig bedeckenden Aehren, die überaus langen Griffel und den hohen, oft riesigen Wuchs unterscheidet. Die wichtigste der 15 bekannten Arten ist unstreitig die ägyptische Papyrusstaude (P. antiquorum Willd., Cyperus Papyrus L.), ein 8—10 F. hohes Cypergras mit sehr starker, holziger, aromatischer, kriechender Wurzel und nackten, blattlosen, dreikantigen, unterhalb, wo sie am stärksten sind, armdicken Halmen, welche an ihrem obern Ende eine zusammengesetzte Blütentrugdolde mit achtblätteriger allgemeiner Hülle tragen. Die Staude wächst in seichtem Wasser an Ufern, in Sümpfen Nordafrikas, auch Siciliens und Calabriens; besonders häufig scheint dieselbe aber von den ältesten Zeiten her in Aegypten gewesen zu sein, wo sie jedoch in neuerer Zeit nur noch sehr selten angetroffen wird. Obschon die alten Aegypter einen sehr ausgedehnten Gebrauch von derselben machten, zu Flechtwerk, Schuhen, Tauen, Segeln, Kleidern u. s. w., so war doch ihre wichtigste Anwendung die zur Bereitung des Schreibmaterials oder des nach ihr benannten Papiers. Den auf uns gekommenen Nachrichten zufolge löste man vom Halme die Häute oder Fäserchen in seinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus und überstrich sie mit heißer, kleberiger Flüssigkeit. Auf die erste Lage wurde eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. In spätern Zeiten wendeten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung dieses Papiers; sie hatten dazu ihre Glutinatores, d. i. Leimer, Malleatores, d. i. Hämmerer oder Klopfer, u. s. w. und bereiteten mehrere Sorten. Zur Zeit der röm. Kaiserherrschaft war der Gebrauch des aus der Papyrusstaude gewonnenen Papiers ganz allgemein verbreitet. Doch wurde dasselbe seitdem mehr und mehr durch das Baumwollpapier verdrängt, sodaß es schon im 9. Jahrh. noch selten vorkam und im 12. Jahrh. die Fabrikation bereits ganz aufgehört hatte. Aus wissenschaftlichem Interesse hat man in neuerer Zeit Versuche in der Bereitung des P. gemacht. Die Papyrusstaude der alten Aegypter gehört schon seit langer Zeit zu den beliebten Decorationspflanzen in größern Gärten, wo man sie namentlich zur Verzierung von Wasserbassins benutzt.

Papyrusrollen, d. h. aneinandergeleimte Streifen des aus der Papyrusstaude bereiteten Schreibmaterials, welche, nachdem sie auf der einen Seite beschrieben, um ein am Ende des ganzen Stücks angebrachtes, oben und unten mit Knöpfchen versehenes Stäbchen herumgerollt wurden, sind in größerer Menge nur bei den Ausgrabungen von Herculaneum zum Vorschein gekommen, wo man seit 1752 in den Ruinen eines röm. Landhauses 1790 solche Volumina in halbverkohltem Zustande fand, die, nach Neapel geschafft, eine besondere Abtheilung des ehemaligen Museo Borbonico bilden. Die Aufwickelung derselben, eine äußerst mühsame und schwierige Operation, wurde durch eine von dem Pater Antonio Piaggi erfundene Maschine erleichtert, mit deren Hülfe bisjetzt etwa der dritte Theil der ganzen Sammlung aufgewickelt und unter Aufsicht der Mitglieder der Herculanischen Akademie in Kupfer gestochen ist. (Vgl. «Volumina Herculanensia», 11 Bde., Fol., Neap. 1793—1855). Seit 1861 hat man angefangen, als Fortsetzung dieser Sammlung unter dem Titel «Voluminum Herculanensium

collectio altera» die früher bereits gestochenen, aber noch nicht veröffentlichten Platten herauszugeben (bisjetzt zwei Bände). Der spätere König Georg IV. von England schickte als Prinz von Wales 1802 einige engl. Gelehrte nach Neapel, um Facsimilia der bis dahin aufgerollten Stücke anzufertigen, die jetzt in der Bodleyanischen Bibliothek in Oxford aufbewahrt werden und zum Theil veröffentlicht sind unter dem Titel: «Herculanensium Voluminum partes II» (2 Bde., Oxford 1824). In Deutschland haben sich neuerdings besonders Sauppe, Spengel und Th. Gomperz um die Entzifferung und Erklärung dieser, den Erwartungen, die man davon hegte, freilich durchaus nicht entsprechenden Reste der griech. Literatur (die bisher bekannten Rollen enthalten nämlich sämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen, die das Fragment eines lat. Gedichts gibt, Schriften griech. Philosophen aus der Epikuräischen Schule, namentlich des Philodemos) verdient gemacht. Seit Anfang unsers Jahrhunderts hat man auch in ägypt. Gräbern, meist in den Särgen der Mumien, zahlreiche einzelne P. aufgefunden. Die Mehrzahl derselben enthält nur Urkunden von geringerer Wichtigkeit, einige jedoch auch griech. Literaturwerke; namentlich sind neuerdings mehrere Reden des Hyperides (s. d.) theils ganz, theils in beträchtlichen Bruchstücken auf solchen Papyrusstreifen aus ägypt. Gräbern ans Licht gezogen worden.

Para, eine türk. und ägypt. Kupfermünze, auf beiden Seiten türk. Schrift zeigend. Der P. wird in 3 Asper getheilt, und 40 P. machen einen türk. Piaster (Grusch) aus. Der jetzige Werth des P. ist etwa ½ Pfennig preußisch. Es gibt auch türk. Fünfparastücke aus Kupfer.

Pará oder **Grão-Pará** hieß früher die nördlichste und größte Provinz des Kaiserthums Brasilien, die nach ihrem 1829 festgestellten Umfange sich zu beiden Seiten des Aequators und des riesigen Amazonenstroms vom Atlantischen Ocean bis zur Grenze von Ecuador und Peru erstreckte und ein Areal von etwa 53100 Q.-M. einnahm. 1851 wurde der größere westl. Theil dieses ungeheuern Gebiets in eine eigene Provinz Amazonas (s. d.) verwandelt, während der östliche den alten Namen beibehielt. Diese jetzige Provinz P. oder Grão-Pará wird im W. von Amazonas durch den Madeira und den Jamunda, einen rechten und einen linken Nebenfluß des Amazonenstroms, getrennt, im N. vom franz., niederländ. und engl. Guiana, im S. von der brasil. Provinz Matto-Grosso, im SO. von Goyaz und Maranhão, im NO. vom Ocean zwischen Cap Orange und der Mündung des Oyapoc und der Turiassobai begrenzt. Mit Einschluß der zwischen den Mündungsarmen des eigentlichen Amazonenstroms (s. d.) und dem Parástrom gelegenen Inseln, unter denen Marajo gegen 600 Q.-M. groß, hat die Provinz ein Areal von etwa 24500 Q.-M., zählt aber (1865) nur 250000 E., also etwa 10 Menschen auf 1 Q.-M. Fast das ganze Land, aus unabsehbaren Ebenen und Niederungen bestehend und großentheils mit ungeheuern Waldungen bedeckt, ist während der tropischen Regenzeit durch den untern Amazonenstrom und dessen Nebenflüsse weithin überschwemmt. Ansiedelungen von Weißen finden sich meist nur am Parástrom, am Rio das Bocão, am Tagipuri, auf Marajo und westlicher in großen Entfernungen voneinander an den Mündungen der Nebenflüsse des Amazonenstroms. Im übrigen ist das Land im Besitz von unabhängigen Indianern. — Die **Hauptstadt P.**, oder **Belem de Pará**, gewöhnlich schlechthin **Belem** genannt, liegt 15 M. vom Meere der Insel Marajo gegenüber auf einer erhabenen Landspitze am rechten Ufer des **Gran-Pará** oder **Parástroms**, des Aestuariums des mächtigen Tocantins (s. d.), in das sich ein Arm des Amazonas und viele kleinere Flüsse ergießen, und das selbst den größten Kriegsschiffen bis vor die Stadt zugänglich ist. Durch ihre erhöhte Lage gewährt die Stadt einen imposanten Anblick. Obgleich schon 1615 gegründet, ist sie regelmäßig und geräumig gebaut. Während die Vorderseite der Stadt auf den majestätischen Strom geht, liegt an der entgegengesetzten Seite der schönste Spaziergang Brasiliens, mit schattigen Mangabeirabäumen besetzt. P. ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs, hat außer der prachtvollen Kathedrale, der größten Brasiliens, und der schönen Kirche der Mercenarier eine Menge anderer Kirchen und Klöster, mehrere ansehnliche Paläste und viele stattliche massive Privathäuser. Es befinden sich hier ein Priesterseminar, vormaliges Jesuitencollegium, ein Lyceum, ein Theater und ein Botanischer Garten. Als einziger Seehafen der Provinz ist sie auch deren lebhaftester Handelsplatz und als solcher der Sitz zahlreicher europ. und amerik. Consulate. Früher zählte P. 32000 E., seit der 1836 erfolgten Plünderung und Besetzung durch Indianer weit weniger; 1860 wieder 28000 (darunter ein Siebentel Sklaven). Unter dieser Bevölkerung herrschen die Farbigen, insbesondere die Indianer, rein und vermischt vor. Der Hafen ist sicher und durch ein Fort gedeckt. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Gummi und Gummischuhe, deren man hier jährlich an 300000 fabricirt, Cacao, Ipecacuanha, Sassaparille, Gewürznägelein, Urucu, Brasil- oder Paranüsse (Bertholletia). 1862—63 liefen 385 Schiffe von 123987 Tonnen ein und aus, darunter 129 Küstenfahrer von 51613 Tonnen.

Parabase oder Parabasis, d. h. Abtreten von einer Stelle an eine andere, hieß in der alten griech. Komödie der ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Handlung selbst eingeschaltete Theil, den der Chorführer im Namen des Dichters an die Zuschauer sprach, gewöhnlich nach dem ersten Chorgesange, wobei der Chor eine eigene Stellung gegen das Publikum einnahm.

Parabel (griech. Parabŏle), eigentlich Nebeneinanderstellung, heißt in der Rhetorik ursprünglich ein Beispiel oder Gleichniß, das als solches angewendet und gedeutet wird, daher parabolisch so viel als vergleichsweise. Weit häufiger aber bezeichnet man damit eine selbständige erdichtete Erzählung oder eine förmliche Gleichnißrede, die in einem durchgeführten Gleichnisse besteht und dadurch von der Fabel (s. d.) im engern Sinne sich unterscheidet, daß sie sich mehr der Wirklichkeit nähert, indem sie einen wahrscheinlichen Fall darstellt. Der Kunstwerth derselben liegt in der Einfachheit, Kürze und Bedeutung, woraus sich von selbst ergibt, daß sie, ebenso wie die Fabel, weder gesucht, schwer zu verstehen und dunkel im Sinne, noch im Ausdruck geschmückt und gedehnt sein darf. Da sie den Zweck hat, eine allgemeine Behauptung an einer einzelnen Handlung auf eine sinnlich-anschauliche (symbolisch-allegorische) Weise darzustellen, so verlangt sie einen solchen Zustand des Gemüths, der uns bei der Betrachtung eines Gegenstandes ruhig verweilen läßt, und eignet sich bei dem Scheine der Popularität, den sie annimmt, auch besonders für solche Darstellungen, die eine Versammlung von gemischten Bildungsstufen voraussetzen. Sie wird also besonders im Lehrvortrage und in den dahin einschlagenden Dichtgattungen ihre Stelle finden. Die trefflichsten Gleichnißreden finden wir im Alten Testament und mehr noch im Neuen Testament, wie überhaupt die P. in dem zuletzt angegebenen Sinne dem Orient ihren Ursprung verdankt. So sind z. B. Nathan's Bußpredigt an David, die Erzählung vom verlorenen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter ausgeführte, überaus ansprechende P., welche, von dem Besondern ausgehend, auf einen höhern übersinnlichen Standpunkt erheben. Unter den Deutschen haben sich Herder und Krummacher in dieser Darstellungsart ausgezeichnet.

Parābel, in der Mathematik, heißt eine der drei krummen Linien, welche Kegelschnitte (s. d.) genannt werden, und zwar diejenige, welche entsteht, wenn man einen Kegel mit einer Ebene durchschneidet, die einer Seitenlinie desselben parallel ist; oder auch diejenige ebene krumme Linie, welche die Eigenschaft hat, daß jeder ihrer Punkte von einem gewissen festen Punkte (dem Brennpunkte) ebenso weit entfernt ist als von einer festen geraden Linie (der Directrix). Eine durch den Brennpunkt gehende, auf der Directrix senkrecht stehende Gerade heißt die Achse; sie theilt die P. in zwei einander völlig gleiche, sich ins Unendliche erstreckende Zweige oder Schenkel, welche sich allmählich immer mehr einer mit der Achse parallelen Richtung nähern. Derjenige Punkt der P., in welchem sie die Achse schneidet, heißt Scheitel; er liegt in der Mitte zwischen der Directrix und dem Brennpunkte. Die Gestalt und Größe der P. hängt von dem Parameter (s. d.) ab. Die Benennung des Brennpunkts hat ihren Grund in der wichtigen physik. Eigenschaft der P., daß bei einem parabolisch gekrümmten Spiegel, dessen Durchschnitt mit einer Ebene eine P. gibt, alle der Achse parallelen Lichtstrahlen (z. B. Sonnenstrahlen) an den Wänden des Spiegels in den Brennpunkt zurückgeworfen werden, wodurch in demselben nicht nur große Helligkeit, sondern auch große Hitze erzeugt wird, welche leicht anbrennliche Gegenstände zu entzünden vermag. (S. Brennspiegel.) Noch ist die P. für die Physik deshalb wichtig, weil sie die Wurflinie, d. h. diejenige krumme Linie ist, welche jeder in schräger Richtung geworfene oder geschossene Körper beschreibt oder vielmehr beschreiben würde, wenn er sich im luftleeren Raume bewegte und keinen Widerstand der Luft zu erleiden hätte. In diesem Falle würde der höchste von dem Körper erreichte Punkt der Scheitel der P. sein; bei einem horizontalen Wurfe oder Schusse fällt derselbe mit dem Anfangspunkte zusammen. Die größte Wurfweite oder Entfernung des herabfallenden Körpers von seinem Ausgangspunkte würde dann stattfinden, wenn die Richtung des Wurfs oder Schusses mit dem Horizont einen Winkel von 45 Graden machte. Der Widerstand der Luft macht die außerdem leichte Bestimmung des von dem geworfenen Körper zu beschreibenden Wegs sehr verwickelt und schwierig. — Paraboloid oder Parabolisches Konoid heißt ein Körper, der durch die Umdrehung einer P. um ihre Achse entsteht.

Paracelsus (Philippus Aureolus P. Theophrastus Bombastus von Hohenheim), genannt Bombastus, berühmter Arzt und Chemiker, war 17. Dec. 1493 zu Maria-Einsiedeln im Canton Schwyz geboren. Sein Vater, ein Arzt und Chemiker, ertheilte dem Sohne den ersten Unterricht in diesen Wissenschaften und übergab ihn dann dem gelehrten Chemiker Trithemius, Abt von Sponheim. Von diesem und von Sigismund Fugger, einem großen Laboranten, wurde er in die Alchemie eingeweiht. Unbefriedigt durch die Schulgelehrsamkeit, wanderte er aus,

durchreiste einen großen Theil Europas und erwarb sich auf diesen Reisen eine nicht geringe Kenntniß in der Chemie. Sein Hauptzweck war auf die Erfindung des Steins der Weisen oder einer Universalmedicin gerichtet, dabei entdeckte er aber auch manches schätzbare Heilmittel. Auf seinen Zügen prakticirte er als Arzt und Wundarzt, und in beiden Eigenschaften wohnte er mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten seinen Namen in weitern Kreisen berühmt, und die Linderung, die er dem Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch sein Laudanum verschaffte, bewogen den Magistrat von Basel, ihm den dortigen Lehrstuhl der Medicin zu übertragen. Zwischen 1526 und 1528 hielt er nun in Basel Vorträge, oft in barbarischem Latein, gewöhnlich aber deutsch, wobei er hauptsächlich seine eigenen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er für die Verderber der Physik erklärte, während er dem Hippokrates die schuldige Ehrfurcht zu erweisen schien. Mit einem wahrhaft lächerlichen Stolze suchte er sich die Alleinherrschaft in der Medicin anzumaßen. Er erwarb sich sehr bald eine Anzahl eifriger Anhänger (**Paracelsisten**); doch viele schreckte der Barbarismus seiner Vorlesungen zurück. Ein Streit mit dem Magistrate wegen einer zu seinem Nachtheile gegebenen Entscheidung bewog ihn, 1528 plötzlich Basel zu verlassen. Darauf wanderte er im Elsaß und Deutschland herum und verfiel in ein sehr wüstes Leben; Tag und Nacht zechte er bisweilen in der gemeinsten Gesellschaft in Schenken. Doch wußte er durch einige außerordentliche, mittels kräftiger Mittel bewirkte Curen sich stets im Rufe zu erhalten. Er starb zu Salzburg 23. Sept. 1541, wahrscheinlich ermordet, und wurde im St.-Sebastianshospital begraben, dem er sein mäßiges Vermögen vermacht hatte. Die Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, ein marktschreierischer Charlatanismus, von dem er nicht freizusprechen ist, und die maßlose Heftigkeit, mit welcher er die Aerzte seiner Zeit angriff, Fehler, welche ältere Biographen fast ausschließend hervorgehoben, haben lange Zeit eine gerechte Würdigung seines Strebens verhindert. Gleichwol gehört er den Männern an, die eine freiere und tiefere Ansicht von dem organischen Leben verbreiteten, und für die Chemie und Arzneimittellehre sind manche seiner Entdeckungen von Wichtigkeit. Daß er für seine Gedanken nur eine rohe und unbehülfliche Form fand und selbst dem mystischen Aberglauben seiner Zeit vielfach Vorschub leistete, muß man ihm bei seinem Bildungsgange und den Verhältnissen, in denen er lebte, zugute halten. Es charakterisirt ihn ganz eigentlich eine wüste Genialität. P. hat unglaublich viel (angeblich 364 Schriften) geschrieben, doch wenig drucken lassen. Die vollständigsten Ausgaben seiner Schriften (darunter manches Untergeschobene) erschienen zu Basel (10 Bde., 1589), Strasburg (3 Bde., 1616—18) und Genf (3 Bde., 1658). Vgl. M. B. Lessing, «P. Sein Leben und sein Wirken» (Berl. 1839); Marx, «Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim» (Gött. 1842); Lindner, «Theophrastus als Bekämpfer des Papstthums» (Lpz. 1845).

Parade (franz., d. i. feierlicher Aufzug, Aufstellung u. s. w.) bezeichnet so viel als Truppen- oder Heerschau, auch die tägliche, um Mittag stattfindende Versammlung der Offiziere und Unteroffiziere, wobei die neuen Wachen aufziehen (daher **Wachparade**), die Parole und der Befehl für den Dienst ausgegeben werden. Sonntags, wenn Truppen den Gottesdienst besuchen, wird zuweilen nachher eine **Kirchenparade** mit Aufstellung und Vorbeimarsch abgehalten. Zur **Großen P.** erscheinen die Truppen in bester Uniform, dem **Paradeanzuge**, der auch wol besonders decorirt ist, und nehmen die vorgeschriebene **Paradeaufstellung**. Wenn die höchste Person oder der Befehlshaber, der die P. abnimmt, erscheint, werden Honneurs gemacht mit klingendem Spiel und Salutiren der Fahnen, und dieser bewegt sich mit seiner Suite die Fronte entlang, um die Truppen in Augenschein zu nehmen. Dann defiliren letztere im **Parademarsch** unter Feldmusik vorbei. — In der Fechtkunst heißt P. oder Pariren die Abwehr der Stöße oder Hiebe des Gegners, in der Reitkunst das Anhalten des Pferdes (ganze P.) oder nur das Verhalten desselben (halbe P.) zu gemäßigter Gangart und besserm Versammeln.

Paradies, ein aus dem Persischen in das Griechische übergegangenes Wort, das dem hebr. **Eden** entspricht, bedeutet eigentlich einen großen schönen Garten. Als ein solcher blühender Garten wird in dem ersten Buch Mose der Aufenthaltsort der ersten Menschen geschildert. Die Beschreibung der Paradiesströme 1 Mos. 2, 10 fg. legt die Vermuthung nahe, daß hier eine uralte Erinnerung an die Ursitze der Hebräer im armen. Hochlande sagenhaft ausgeschmückt ist. Die Theologen haben in frühern Zeiten emsig nach der Stätte des P. geforscht und dasselbe bald in diese, bald in jene Gegend verlegt. Bei den spätern Juden kommt das P. auch als Bezeichnung für den Aufenthaltsort der Seligen vor.

Paradiesapfel, s. Solanum.

Paradiesvogel (Paradisëa) ist der Name einer zur Gruppe der Rabenvögel gehörenden Gattung von enger, auf Neuguinea und die zunächst gelegenen kleinen Inseln beschränkter Verbreitung, die gegenwärtig etwa zwölf Arten begreift, welche sich durch prachtvollen Metallglanz oder ganz ungewöhnliche Bildung der theils zerschlissenen, theils in lange Borsten auslaufenden oder in Federbüsche zusammengestellten Federn des Rückens, des Schwanzes oder der Seiten auszeichnen. Seit alten Zeiten waren ihre Bälge in Indien als Zierath gesucht, die man auf Umwegen tauschweise erhielt. Durch Pigafetta, welcher von Magellan's Weltumsegelung 1522 in Sevilla wieder einlief, kamen die ersten Paradiesvögel nach Europa und erweckten die größte Bewunderung. Da man die Bälge von den Eingeborenen gewöhnlich nur mit abgeschnittenen Füßen erhielt, so entstand die Fabel, daß die Paradiesvögel fußlos seien, ihr Leben fliegend verbrächten, nur während einiger flüchtigen Augenblicke ruhten, indem sie sich mit den langen fadenförmigen Schwanzfedern an Baumästen aufhingen, daß das Weibchen die Eier dem Männchen auf den Rücken lege und dort ausbrüte u. s. w. Nach den Beobachtungen Lesson's sind die Paradiesvögel Bewohner der dichtesten Wälder, leben gewöhnlich polygamisch und nähren sich von weichen Insekten und Früchten. An die Gefangenschaft gewöhnen sie sich und zeigen sich dann heiter, gutmüthig und zutraulich; doch ist ihre Stimme rabenartig, nur etwas mehr modulirt. In Sammlungen sind sie jetzt nicht selten. Die am meisten bekannte braune Art, der gewöhnliche P. (P. apoda), welche an den Seiten Büschel von sehr langen, zerzaserten, gelblich-weißen Federn trägt und einen theuern Putz abgibt, ist jetzt sogar sehr häufig geworden, seitdem die Holländer auf Neuguinea Niederlassungen versucht und Handel zu treiben begonnen haben. Die kleinste Art, der Königsparadiesvogel (P. regia), ist wenig größer als ein Sperling und besitzt unter den Schultern jederseits einen Busch von sechs bis sieben graulichen Federn, die am Ende breit abgestutzt und smaragdgrün gefärbt sind. Zwei von den Schwanzfedern verlängern sich in sehr lange, nackte, am Ende zu einer platten Spirale eng zusammengedrehte Schäfte.

Paradigma (griech.), d. i. Beispiel oder Vorbild, heißt in der Grammatik ein zur Veranschaulichung und Einübung beim Erlernen einer Sprache beispielsweise declinirtes oder conjugirtes Wort, wie mensa, amo u. s. w. in der lat. Grammatik.

Parădox nennt man dasjenige, was gegen die allgemeine Meinung und Erwartung verstößt, daher das Unglaubliche und Unvermuthete, und Paradoxie die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wissenschaft versteht man unter «paradox» das, was gegen die herrschende, für wahr angenommene Ansicht verstößt, eine Behauptung oder einen Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht, wie z. B. das Paradoxon der Stoiker: «Der Weise ist allein König.» Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Wortes blos relativ ist, und daß eine Schule die Behauptungen der andern paradox finden kann, weil sie voneinander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte auch verwerflich sei.

Paraffin heißt eine Kohlenwasserstoffverbindung, welche zuerst von Reichenbach unter den Producten der trockenen Destillation des Holzes und der Steinkohlen aufgefunden wurde und von dem Entdecker jenen Namen wegen der geringen Verwandtschaft zu andern chem. Verbindungen erhielt (lat. parum affinis, d. i. wenig verwandt). Später hat man es aus den Destillationsproducten des bituminösen Schiefers und Torfs gewonnen und benutzt es zur Fabrikation von Kerzen, die jedoch wegen des niedrigen Schmelzpunktes des P. sehr leicht erweichen und krumm zusammensinken. Paraffinartige Substanzen finden sich in der Erde und werden Erdwachs genannt. Alle diese Substanzen sind Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe und lassen sich in Producte mit verschiedenen Schmelzpunkten zerlegen. Das P. ist weiß, fast alabasterartig durchscheinend, gleicht dem Wachse, schmilzt zwischen 33° (Erdwachs aus dem Schiefer von Autun) und 63° (Erdwachs aus der Moldau), zersetzt sich bei der Destillation, löst sich in heißem Weingeist und wird durch anhaltendes Kochen mit starker Salpetersäure in Buttersäure, Valeriansäure und Bernsteinsäure zerlegt. Von Chlor wird es bei gewöhnlicher Temperatur nicht angegriffen. Der paraffinhaltige Rückstand bei der Destillation des Solaröls dient als Maschinenschmiere.

Paragium, s. Apanage.

Paragōge (griech.) hieß in der ältern Grammatik die Verlängerung eines Wortes durch Anhängung eines oder mehrerer Buchstaben, z. B. «dorten» statt «dort», «dahero» statt «daher».

Parăgraph, auch die Paragrăphe (griech.), eigentlich jedes Daneben- oder Beigeschriebene, hieß bei den Alten ein Zeichen, dessen sich die Grammatiker und Kritiker zur Interpunction oder auch zur Andeutung unechter Worte und Stellen in den Schriften der Classiker bedienten. Auch nannte man so in den griech. Tragödien und Komödien den mit einem Punkte versehenen

Strich am Rande, um die sich entsprechenden Theile des Chors bemerklich zu machen. Später bezeichnete man damit, wie noch gegenwärtig geschieht, die in den Gesetzeswerken, z. B. in den Pandekten, und überhaupt in wissenschaftlichen Schriften der bequemern Uebersicht und leichtern Auffindung wegen gemachten, meist kleinern Abschnitte, denen man das mit fortlaufenden Ziffern numerirte Paragraphzeichen (§) vorsetzte. Aus demselben Grunde hat man auch in neuester Zeit viele Werke der alten Schriftsteller, z. B. des Demosthenes, Cicero u. s. w., auf diese Weise abgetheilt, ohne jedoch das Paragraphzeichen selbst der fortlaufenden Zahl mit beizusetzen.

Paraguay (Rio), der bedeutendste Nebenfluß des Paraná (s. d.) im südamerik. Stromgebiet des La-Plata (s. d.), der wegen seiner größern Wassermasse und seiner dem untern Paraná ganz entsprechenden Richtung geographisch eigentlich als der Hauptstrom anzusehen, entwickelt sich aus zahlreichen Quellenbächen in dem Diamantendistricte der brasil. Provinz Matto-Grosso auf dem niedrigen Plateau, auf welchem die Wasserscheide des Amazonenstroms und des La-Plata liegt, in einer Höhe von nur 939 F. Vom Quellenplateau fließt der alsbald wasserreiche Strom in ein ganz flaches, dichtbewaldetes Land, nimmt unter $16^1/_2°$ südl. Br. auf seinem gegen Süden gerichteten Laufe rechts den sehr tiefen Taurú (Jaurú) auf und tritt dann in das Ueberschwemmungsgebiet des Sumpfes oder Pantanal Xarayes (Jarayes), das in der trockenen Zeit mit einer magern Vegetation bedeckt ist, bei Hochwasser aber 15 M. weit gegen Osten und ebenso weit gegen Westen eine zusammenhängende Wasserfläche, ein Labyrinth von Lagunen, Inseln und Kanälen bildet und bis 18° südl. Br. reicht. Nachdem der P. hier links den durch den von Nordosten kommenden mächtigen Cuyabá verstärkten San-Lorenzo aufgenommen, setzt er seinen gewundenen Lauf bis Corumba oder Curumba in 19° südl. Br. südwärts fort. Hier macht der Strom einen östl. Bogen, nimmt auf dieser Strecke links die vier Mündungsarme des Tacuary auf, dann den mächtigen Mondego oder Miranda bei dem 1827 gegründeten Fort und Hafenorte Albuquerque ($19^1/_2$ südl. Br.). Bei dem brasil. Fort Nueva (Nova) Coimbra (20° südl. Br.) erweitert er sich zu einem seeartigen, inselreichen Becken, in welchem sich bis zu der unweit vom Fort Olimpo oder Bourbon (21° südl. Br.) durch Felsen veranlaßten Stromenge Itapu-Guazu zeitweise (Dec. bis Juli) Ueberschwemmungen erstrecken. Weiterhin nimmt der P., wie vorher, unzählige kleinere Gewässer auf, an bedeutendern aber nur noch rechts zwei sehr lange, aus dem Gebirgslande von Bolivia kommende und den öden Gran-Chaco (s. d.) durchströmende Flüsse, den Pilcomayo, der bei Asuncion, und den Rio-Vermejo, der kurz vor der Vereinigung des P. mit dem Paraná mündet. Diese Vereinigung mit dem Paraná geschieht unter 27° 17′ südl. Br., etwa $3^1/_2$ M. oberhalb Corrientes, durch drei Mündungen, die Tres-Bocas. Die mittlere oder Boca de Humaitá ist der eigentliche Strom und hat 800 F. Breite; die beiden andern sind unbedeutende Seitenkanäle. Der westliche, oder Boca de Atajo, die alte Mündung des P., geht erst wenig oberhalb Corrientes in den Paraná, die östliche bei dem Paso de Patria (früher Paso del Rey), einem Hauptübergangspunkte über den Paraná, zu dessen Deckung die Paraguayos auf einem kleinen Eilande das Fort Itapiru sowie auf der größern Insel Atajo einen Militärposten, Guardia-Cerrito, errichtet haben, bei dem alle in den P. einlaufenden Schiffe sich melden müssen. Der P. erreicht mit seinem fast durchweg nordsüdl. Laufe eine directe Länge von $212^1/_2$ M., mit den vielen Krümmungen aber von 350—375 M. Bald nach seiner Entstehung wird er schiffbar, und während der günstigen Jahreszeit können Schiffe von 7—8 F. Tiefgang bis zur Mündung des San-Lorenzo, solche von $4^1/_2$ F. Tiefgang bis Cuyabá, der Hauptstadt des Matto-Grosso (17° südl. Br.), hinaufgehen. Der nordamerik. Kapitän Jefferson Page, welcher das Stromgebiet des La-Plata untersuchte, brachte 1853 den ersten Dampfer den Strom hinauf bis Corumba. Seit 1856 hat sich bis Cuyabá regelmäßige Dampfschiffahrt eingerichtet, die nur neuerdings durch den Krieg unterbrochen wurde. Die Breite des P. wechselt zwischen 600 und 1500 F.; die sehr verschiedene Tiefe zeigt bei Humaitá 120—150 F., in dem Paso de Laguna (25° 45′ südl. Br.) aber nur 5—$5^1/_2$ F. Der P. und der Paraná haben ihre periodischen Ueberschwemmungen, doch sehr unregelmäßig und nicht ganz gleichzeitig. Der Unterschied des hohen und niedrigen Wasserstandes im P. beträgt im Mittel 8,6, aber auch 12,3 F. und darüber. Sein Strom ist sanfter und regelmäßiger, weniger wechselnd und durch Inseln und Sandbänke behindert als der des Paraná. Daher erweist sich seine Beschiffung leichter, besonders für Dampfboote, denen bei der Bergfahrt die vorherrschenden Nordwinde nicht hinderlich sind. Sollte bei einer friedlichen Wendung der Dinge am La-Plata die Ausführung eines Kanals zwischen dem Cuyabá und dem Araguaya, einem linken Nebenflusse des Tocantins, zu Stande kommen, so wäre der Amazonenstrom mit dem La-Plata in Berührung gesetzt und eine unvergleichliche Flußverbindung durch das ganze Innere Südamerikas hergestellt.

Paraguay, eine völlig binnenländische Republik Südamerikas, liegt ihrem Haupttheile nach zwischen dem Rio-Paraná im O. und S. und dem Rio-Paraguay (s. d.) im W., und wird durch erstern von Brasilien und dem argentinischen Staat Corrientes, durch letztern vom Gran-Chaco (s. d.) geschieden, während als Nordgrenze von den Paraguayos der Paraguayzufluß Rio-Blanco unter 21° südl. Br., von den Brasilianern dagegen der Paraguayzufluß Rio-Apa unter 22° südl. Br. und der Paranázufluß Igatimi unter 24° südl. Br. bezeichnet wird. Im 16. Jahrh. begriff man unter dem Namen P. zugleich das ganze Gebiet der gegenwärtigen Argentinischen Conföderation, der Republik Uruguay und der Wildnisse bis Oberperu oder Bolivia. Die jetzt geltende Begrenzung des mesopotamischen Theils der Republik P. beruht theils auf Bestimmungen der span. Regierung von 1620 und auf Verträgen mit Portugal, deren letzter 1777 geschlossen wurde, theils auf den Conventionen vom 15. Aug. 1552 und 27. Juli 1857, in welchen man zugleich Grenzbestimmungen in Bezug auf den Gran-Chaco traf, der von den Paraguayos vom Rio-Bermejo nordwärts bis zu 20° südl. Br. beansprucht wird. Indessen ist die Grenze fast noch auf allen Punkten streitig und daher die Berechnung des Areals unsicher. Nach amtlicher Angabe umfaßt das Land zwischen dem Paraná und Paraguay 3560,60, zwischen dem Paraná und dem Uruguay oder das Gebiet der Missionen 583,12, der Gran-Chaco aber 5298,60, zusammen also 9442,15 Q.-M. oder 29470 Quadrat-Leguas (26½ [nicht 20] Leguas = 1°), von welchem Gebiete nur 2500 Quadrat-Leguas oder etwa 800 Q.-M. bewohnt und cultivirt sein sollen. Das factisch im Besitz der Republik befindliche, unbestrittene Territorium umfaßt jedoch zwischen dem Paraná und dem Paraguay (nach planimetrischer Messung) nur 3256 Q.-M. und selbst mit Hinzurechnung eines Theils des Gran-Chaco immer nur 5943 Q.-M. Nach dem Census von 1857 hatte der Staat 1,337439 E., davon 398628 in dem Centraldepartement der Hauptstadt Asuncion (s. d.). Von der Gesammtbevölkerung sollen etwa $\frac{1}{20}$ Creolen, $\frac{1}{6}$ Mestizen, alle übrigen, mit Ausnahme einer geringen Anzahl Mulatten, Indianer (hauptsächlich von dem friedlichen Stamm der Guarani) sein, die längst das Christenthum angenommen und deren Sprache die Landessprache ist, während das Spanische nur von den Gebildeten gesprochen und in officiellen Acten angewendet wird. Das Mesopotamien zwischen dem Paraguay und Paraná wird fast in der Mitte durch eine aus Brasilien herübertretende, von Norden gegen Süden streichende Bergkette von mäßiger Höhe durchlängt, welche die Wasserscheide der sehr zahlreichen Zuflüsse beider Ströme bildet und die Cordillera de Amambahy oder Maracuyá und Cordillera de Caáguazu begreift. Das Land im Osten der Centralkette, fast ganz unbekannt, liegt höher und ist unebener als das im Westen gelegene Gebiet. Letzteres ist im ganzen flach, nur durch einzelne Höhen oder Höhenzüge unterbrochen, in deren Thälern die Flüsse dem Paraguay zueilen, wie der Rio-Apa im Norden, der Rio-Aquidaban, der Jejuy (Xeruy), der einen 360 F. hohen Wasserfall bildet, und im Süden der bedeutendere Tebicuary. Auch fehlt es hier nicht an Seen. Solche sind von Norden gegen Süden der Aguarácaty, Ypacarahy, Ypoa und der große Nembucu in der Südwestecke. Sie sind sämmtlich von bedeutender Ausdehnung, aber von geringer Tiefe und deshalb theilweise nur als Esteros bezeichnet, d. i. als schilfumgrenzte Wasserflächen inmitten großer Sümpfe, die aus periodischen Ueberschwemmungen entstanden. Die Berge des Landes, auch die in der Tiefebene, sind meist isolirt oder in kleinen Gruppen sich erhebend und konisch geformt. Charakteristisch für den geol. Bau des Zweistromlandes ist der Reichthum an Eisen. Brauneisenstein kommt fast überall vor, Rotheisen- und Magneteisenstein an verschiedenen Stellen, Kupfer in Form von Lazur. Auch Zink und Quecksilber wird erwähnt, das Vorhandensein von Gold und Silber aber bestritten. Die bedeutenden Metallschätze harren übrigens noch der Ausbeutung; nur einige Eisenwerke und Minen sind im Betriebe. Das Klima, bei der Lage des Landes zwischen 21 und 27½° südl. Br. halb tropisch, ist sehr gesund und der Pflanzenwelt außerordentlich günstig. Die Sommermonate sind sehr heiß, dagegen stellt sich in den höher gelegenen östl. Districten im Winter bisweilen Reif und Schnee ein. Die Producte des Pflanzenreichs sind vom größten Werth. Wälder der vortrefflichsten Bau- und Zierhölzer bedecken Berge und Hügel; die Holzausfuhr ist jedoch Monopol der Regierung und sehr beschränkt. Früchte der mannichfachsten Art wachsen in Fülle. Der Seringar oder Kautschukbaum liefert elastisches Gummi, der Palosanto Guajakgummi, die Aloë Curuguray und die Liane Guembe fast unzerreißbare Taue. Auch zahlreiche Arten Bambus, Gerb- und Farbestoffe sowie wichtige Droguen sind vorhanden, wie Copaiva, Rhabarber, Sassafras, Sassaparille, Brechnuß, Drachenblut u. s. w. Das wichtigste Pflanzenproduct ist der in den weiten «Yerbates» auf den Hügeln des Innern wachsende Paraguaythee (s. d.) oder Yerba Maté, ein seit 1846 monopolisirtes Handelsproduct, das größtentheils zur Ausfuhr kommt.

Nach einer 28. Febr. 1863 angeordneten Aufnahme waren, abgesehen von den Yerbates, von der Bodenfläche 30508046 Linos (zu 83⅓ castil. Varas) bebaut, und zwar 4,166979 mit Orangen-, Citronen-, Pfirsich-, Aepfel-, Birn- und andern Obstbäumen und 26,341067 mit Feld- und Gartenfrüchten sowie mit Plantageproducten, davon mit Mais 11,969191, mit Manioc 5,366122, mit Baumwolle 1,510309, mit Tabak 1,413977, mit Zuckerrohr 254373 Linos. Nächst dem Paraguaythee, der ein Drittel der Gesammtausfuhr bildet, ist der Tabak das wichtigste Bodenerzeugniß. Derselbe gibt zwei, auch drei Ernten und kommt in funfzehn Arten vor. Im Handel unterscheidet man den Tabak von Valles in der Umgebung von Asuncion, den bessern von Villa-Rica und den kostbarsten Petit-Para, eine fleckige Sorte. Fast die Hälfte des Ertrags kommt zur Ausfuhr. Der Ackerbau befindet sich noch in ziemlich primitivem Zustande. Die großen Eigenthümer besitzen ausgedehnte Estancias, wo sie im Flachlande außerordentliche Ernten gewinnen, im Hügellande große Viehheerden halten. Viele der Estancias gehören der Regierung. Die Viehzucht steht hinter dem Feldbau zurück. Das Vieh wird meist zum eigenen Bedarf geschlachtet, die Häute und Felle zu allen möglichen Zwecken verarbeitet. Die ausgeführten Häute gehen fast sämmtlich nach Italien, wo man sie ausschließlich begehrt. Auch die Haare sind gesucht, weil man sie nach der Länge sortirt. Ueberhaupt concentrirte sich bisher alle Industrie der La-Plataländer, wenn sie auch größtentheils noch sehr primitiv, auf P. und ehrt als Hinterlassenschaft der Jesuiten diese noch jetzt. Man fabricirt Cigarren, grobe Baumwoll- und Wollwaaren, Holz- und Ledergeräthe, Gummi- und Harzpräparate, Stärke und Dragée aus Manioc, Destillate aus Zuckerrohrsaft und Algaroba, sowie Melasse, Zucker, Tane, Seilwerk, Stickereien und Spitzen. Die beiden Hauptverkehrsstraßen sind der Paraguay und Paraná. Im Innern werden die Wasserwege nicht benutzt und die Transporte nur mittels Ochsenkarren bewerkstelligt. Landstraßen bestehen kaum drei oder vier, von denen die von Asuncion gegen Südosten über Villa-Rica nach Encarnacion am Paraná führende (86,4 Leguas) die wichtigste. Der Handel, von dem ein Drittel auf den Monopolhandel der Regierung kommt, concentrirt sich in Asuncion und hat sich in den letzten Jahrzehnten, wenn auch nicht gleichmäßig, sehr gehoben. 1862 liefen 478 Schiffe von 18617 Tonnen ein und aus, 1863 nur 364 Schiffe, aber von 23351 Tonnen Gehalt. 1863 betrug die verzollte Gesammteinfuhr 5,742000, die Gesammtausfuhr 8,502000 Frs. Hierzu kommen die zollfreien Importartikel für die Regierung, wie Marinebedürfnisse, Maschinen, Geschütze, Waffen, Munition u. s. w., zu einem Werth von etwa 3 Mill., sodaß thatsächlich die Einfuhr den Export übersteigt. Daher erklärt sich auch der Mangel und hohe Preis des baaren Geldes; die Regierung zahlt nur in Papiergeld, nimmt aber in ihren Kassen nur Metallgeld an. Von der Ausfuhr des J. 1863 kamen auf den Paraguaythee 2,181000 Kilogrammen im Werth von 4,764000 Frs., auf Rohtabak 2,080000 Kilogrammen im Werth von 2,674000 Frs., 3,957000 Stück Cigarren für 47000 Frs., rohe Häute 445000 Kilogrammen für 508000 Frs., gegerbte Häute 4000 Stück für 100000 Frs., Holz 24000 Meter für 127000 Frs. Von der Einfuhr des J. 1863 entfielen auf Baumwoll-, Lein- und Wollstoffe bezüglich 1,828000, 1,080000 und 766000 Frs., auf Wein, Liqueurs und andere Getränke 399000 Frs., auf Quincailleriewaaren 234000, auf Modewaaren und Seidenstoffe 194000, auf Hüte und andere Bekleidungsstücke 165000, auf verschiedene andere Artikel 1,076000 Frs. Die Gewebe, Eisen- und Stahlwaaren kommen zu drei Viertheilen aus England, der Rest aus Frankreich und Deutschland.

Bei der günstigen geogr. Lage, dem gesunden Klima, dem üppigen und fruchtbaren Boden, dem Naturell der Bevölkerung, die seit zwei Jahrhunderten zur Arbeit angehalten, fleißig und betriebsam ist, steht dem Lande eine große Zukunft bevor. Doch muß zunächst die Regierung aus ihrer lange behaupteten Isolirung völlig heraustreten, mit der monopolisirenden und restrictiven Politik brechen, der ausländischen Cultur und der Einwanderung freien Zugang sowie den Ausländern die Erwerbung von Grundbesitz gestatten. P. ist in 25 Departements und 81 Partidos oder Districte getheilt, jeder mit einem Regierungscommissar an der Spitze. 56 Districte sind von Weißen und Mestizen bewohnt, 23 von Indianern (einschließlich 8 Jesuiten-Pueblos oder Missionen) und 2 von Mulatten. Von den 25 Departements liegen 23 zwischen dem Paraná und Paraguay, eins (Villa-Occidental und Pilcomayo mit 4125 E.) im Gran-Chaco, ein anderes (Candelaria mit 270 E.) in den Missionen am linken Ufer des Paraná. Außer der Hauptstadt Asuncion gibt es im Zweistromlande noch 10 Städte (Villas), nämlich im Innern: Villa-Rica, mit 20000 E., südöstlich von der Hauptstadt, und Curuguaty im Nordosten derselben; am Paraguay oberhalb der Hauptstadt: Villa del Rosario, San-Pedro mit 7—8000 E., Concepcion mit 3000 E., Villa del Divino Salvador mit 2000 E.; unterhalb derselben:

Oliva, Villafranca und Villa del Pilar (früher Nembucu); am Paraná: Encarnacion oder Itapua in der Südostecke und Igatimi unweit des Salto-Grande Guayra (24° südl. Br.). An der Spitze des Staats steht ein Präsident, zugleich mit dem Titel eines Marschalls Oberbefehlshaber der Armee, der nach der Constitution das Recht hat, für den Fall seines Ablebens vor dem Erlöschen seines Mandats einen provisorischen Nachfolger durch ein authentisches und geheim zu haltendes Testament zu ernennen, der die Geschäfte versieht, bis der ad hoc berufene Nationalcongreß den Ernannten bestätigt oder eine Neuwahl trifft. Auch ernennt der Präsident, wenn nöthig, in den durch die Constitution vorgeschriebenen Fällen einen Vicepräsidenten, mit dem Vorsitz im Staatsministerium, das aus den Staatssecretären für das Innere, Aeußere, Finanzen und Krieg besteht. Die Einberufung des Congresses ist nicht an bestimmte Termine geknüpft; seine Sitzungen sind von kurzer Dauer und sein Antheil an der Gesetzgebung sehr beschränkt. Thatsächlich ruht die legislative wie die executive Gewalt in den Händen des Präsidenten. Die kirchlichen Angelegenheiten sind der Priesterschaft überlassen, an deren Spitze der Bischof von Asuncion steht. Verfassungsmäßig ist nur die römisch-kath. Kirche geduldet. Die Schulbildung ist sehr gering. Das einzige Journal des Landes, «El Semanario», redigirte der vorige Präsident Carlos Lopez selbst. Die Staatseinnahmen fließen hauptsächlich aus dem Verkauf des Paraguaythees und anderer Producte der öffentlichen Ländereien, die zusammen 1859 die Summe von 8,161323 Frs. ertrugen. Dazu ergeben die Zölle auf Ein- und Ausfuhr, die Stempel- und andere Gebühren, der Pachtzins von Staatsländern noch 4,280000 Frs. Mithin belief sich die Gesammteinnahme auf 12,441323 Frs., während die Ausgabe auf 12 Mill. veranschlagt war. Eine Staatsschuld bestand bisher nicht, doch ermächtigte der im März 1866 versammelte Nationalcongreß den Präsidenten, zur Führung des Kriegs mit Brasilien, Uruguay und Argentina eine Anleihe von angeblich 5 Mill. Pfd. St. zu contrahiren. Die Emission unverzinslicher Schatzscheine im Betrag von 4½ Mill. Frs. (900000 Pesos) war bisher durch das Vorhandensein hinreichenden Metallvorraths gedeckt. Das stehende Heer ist 15000 Mann stark, die Reserve (beurlaubt) 46000 Mann. Nach einer Correspondenz vom 8. Juni 1865 aus Asuncion bestand damals das Heer angeblich aus 47000 Mann, nämlich 40 Bataillons Infanterie zu je 700 Mann, 32 Regimentern Cavalerie zu je 500 Pferden, und 3000 Mann Artillerie mit 120 Feldgeschützen. Dagegen wurde die Effectivstärke der Armee für Juli 1866, trotz der in zwei Kriegsjahren erlittenen Verluste, auf 60000 Mann angegeben, welche Zahl durch eine Rekrutirung noch um 10000 Mann verstärkt werden sollte. Die Marine besteht aus 16 Dampfern, zumeist ursprünglich zu Handelszwecken erbaut und nun für den Krieg armirt.

Die Spanier versuchten von 1515 an, wo Solis den Platastrom entdeckte, bis 1537 in P. Fuß zu fassen, erlitten aber viele Niederlagen. Später gelang es ihnen, Niederlassungen zu begründen. Bürgerkriege und ein langer Kampf zwischen Kirche und weltlichen Behörden hinderten jedoch die Culturentwickelung, bis die 1608 eingewanderten Jesuiten gradweise die Macht an sich rissen, sodaß endlich selbst die span. Regierung ohne den Orden nichts zu verfügen wagte. Der Orden begründete in P. ein Reich, welches, bis Oberperu reichend, das Beispiel einer mächtigen und wohlgeordneten Theokratie darbot, mit größter Umsicht und Erfolg regiert wurde, aber allein den Ordenszwecken diente und deshalb die Eifersucht der span. Regierung rege machte. Die Einrichtungen jenes Jesuitenstaats sind oft beschrieben worden, z. B. von Dobrizhofer, Azara u. a. Erst als die Jesuiten sich dem 1750 geschlossenen Vertrage, welcher einen Theil P.s an Brasilien überwies, widersetzten, ihre Uebergriffe auch in andern Gegenden von Südamerika zu groß wurden und der portug. Minister Pombal den Kampf mit ihnen begonnen, entschloß sich auch die span. Regierung zu ernstern Maßregeln. Beiden Mächten leisteten die Jesuiten von 1754—58 gewaffneten Widerstand, unterlagen aber schließlich den Waffen und wurden zuletzt 1768 in allen span.-amerik. Besitzungen an einem und demselben Tage festgenommen und des Landes verwiesen, ihre Missionen aber den Civilbehörden übergeben. Die 1810 in Buenos-Ayres ausgebrochene Revolution ergriff im nächsten Jahre auch P., wo Jose Gaspar Rodriguez Francia (s. d.) sich an die Spitze stellte und es dahin brachte, 1814 zum Dictator und 1817 zum Dictator auf Lebenszeit ernannt zu werden. Er regierte, im Sinne des frühern Systems der Jesuitenmissionen, mit eiserner Hand, behielt auch nach gelungener Befestigung seiner Macht das Schreckenssystem bei und schloß das Land hermetisch ab. Der Tod des Dictators 1840 bewirkte ein Schwanken der öffentlichen Verhältnisse und mehrere Usurpationsversuche. Unter dem zunächst erwählten Gouverneur Vidal behielt das Land seine gänzliche Absperrung bei. 1842 versammelte sich nach langer Unterbrechung ein Nationalcongreß, welcher Don Alonso und Don Carlos Antonio Lopez, Neffen des Francia, zu Consuln wählte.

Ein anderer Nationalcongreß beschloß 13. März 1844 ein Staatsgrundgesetz und ernannte hiernach 14. März Don Carlos Antonio Lopez zum Präsidenten auf zehn Jahre. Dieser zeigte dem Gouverneur der La-Platastaaten, Rosas, die Neugestaltung an und eröffnete sofort durch ein Decret vom 20. Mai 1845, dem 2. Jan. 1846 eine wesentliche Aenderung des Zollwesens im Sinne des Freihandels folgte, das Land den Fremden und dem auswärtigen Verkehr, unter der Bedingung, daß die Fahrzeuge unter argentinischer Flagge fahren mußten. Rosas aber, der P. als eine Provinz der Argentinischen Republik ansah, beharrte bei seinem Verlangen der Unterordnung von P. und der alleinigen Bestimmung über die Paranáschiffahrt. Als die Regierung von P. sich dem nicht fügte, verbot Rosas bei Strafe des Landesverraths jeden Verkehr mit P. Nunmehr erklärte in einem Manifeste vom 4. Dec. 1845 die Regierung P.s dem Gouverneur Rosas den Krieg, schloß 11. Nov. 1845 ein Bündniß mit der Regierung von Corrientes, welcher Staat sich vom argentinischen Bunde losgesagt, und sandte demselben ein Hülfsheer von 6000 Mann unter Anführung des Sohnes des Präsidenten, Don Paucho Solez Lopez. Dieser Schutz- und Trutzvertrag mit Corrientes wurde 1847 erneuert, und 1851 schlossen beide Staaten ein ähnliches Bündniß gegen Rosas mit Brasilien, Uruguay und dem gleichfalls aus dem argentinischen Bunde getretenen Staate Entre-Rios. Nachdem Rosas gestürzt, erfolgte 15. Juli 1852 die Anerkennung der Unabhängigkeit P.s durch den provisorischen Director der Argentinischen Conföderation, General Urquiza, und von Großbritannien durch den Tractat von Asuncion vom 4. Jan. 1853, nachdem schon seit 1845 die formelle Anerkennung zuerst von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Brasilien, Uruguay, dann von Großbritannien, später von den Niederlanden, von Portugal und von Rom erlangt worden. Daran knüpfte sich die Anerkennung durch die übrigen südamerik. sowie durch mehrere europ. Staaten. Infolge dessen schloß der Präsident Lopez Handels- und Schiffahrtsverträge mit Großbritannien, Frankreich, Nordamerika und Sardinien auf Grundlage der freien Schiffahrt auf den Gewässern P.s, wonach der Handelsverkehr geregelt und von seiten Englands auch freie Religionsübung für Fremde erlangt wurde. Lopez entwickelte große Thätigkeit, um die schon unter der portug. und span. Herrschaft eingegangenen und unter Francia vollends vernachlässigten öffentlichen Anstalten der Jesuiten wieder ins Leben zu rufen und neue zu schaffen. Er regelte die Gerichtsverwaltung, bildete eine Polizeigewalt, gründete Volksschulen und eine wissenschaftliche Gesellschaft, verbesserte das Los der Geistlichkeit und überließ dieser die kirchlichen Angelegenheiten, sorgte dagegen für Straßen und Wege, legte ein Eisenwerk am Fluß Ibicuy an u. s. w.

Die Nordamerikaner waren die ersten, welche von der Freiheit der Schiffahrt Gebrauch machten. Sie sandten 1853 das Kriegsdampfboot Water-Witch unter Jefferson Page zur Untersuchung des La-Plata und dessen Nebenflüssen, welches im Nov. vor Asuncion erschien und von Lopez freundlich empfangen wurde. Allein das schroffe Benehmen der Yankees führte zu einem Zwist, infolge dessen allen fremden Kriegsschiffen das Befahren der Flüsse P.s untersagt ward. Als 1. Febr. 1855 die Water-Witch dennoch aus dem Paraná nach Asuncion hinauf fahren wollte, beschoß man das Schiff vom Fort Itapiru aus. Auch mit andern Staaten kam es zu Zerwürfnissen, mit Brasilien wegen Ausweisung eines Geschäftsträgers, mit Frankreich wegen Nichterfüllung der gegen franz. Einwanderer übernommenen Verpflichtungen, mit England wegen einer Verordnung, wonach alle von Fremden in P. erzeugten Kinder Angehörige dieser Republik sein sollten. Indeß beseitigte man alle diese Differenzen friedlich. Am 17. Mai 1857 übernahm Lopez auf Verlangen des Congresses die Fortführung der Präsidentschaft auf weitere sieben Jahre und blieb nach wie vor unumschränkter Herrscher. Am 13. Febr. 1858 wurde zu Asuncion eine (17. März ratificirte) Uebereinkunft zwischen P. und Brasilien abgeschlossen, welche die volle und ungehemmte Schiffahrt auf dem Paraguay und dem obern Paraná gewährleistete. Im Jan. 1859 erschien jedoch ein nordamerik. Geschwader im La-Plata mit einem Regierungsbevollmächtigten, der auf dem Dampfboot Fulton nach Asuncion ging, um für die der Union zugefügten Beleidigungen und Schäden Genugthuung zu fordern. Durch Vermittelung Urquiza's, des Präsidenten der Argentinischen Conföderation, kam es rasch zu einer Ausgleichung, indem Lopez den Vertrag von 1853 mit der nordamerik. Union erneuerte, wegen Beschießung der Water-Witch Entschädigung gewährte und die Schiffahrt auf dem Paraguay zu wissenschaftlichen Forschungen ganz freigab. Am 9. Aug. 1862 wurde zu Asuncion eine Convention zwischen P. und Frankreich zur Erneuerung des Handels- und Schiffahrtsvertrags von 1853 abgeschlossen. Carlos Antonio Lopez, der 38 J. hindurch wie ein Souverän geherrscht, starb im Sept. 1862, und sein Sohn Francisco Solano Lopez übernahm laut testamentarischer Verfügung des Vaters die Präsidentschaft. Dieser ging unruhigen Zeiten entgegen. In dem in der

Republik Uruguay (s. d.) ausgebrochenen Bürgerkriege hatte Brasilien, für den Expräsidenten General Flores Partei nehmend, ein Ultimatum erlassen, worin Anwendung von Gewaltmaßregeln und Besetzung des Landes angedroht war. Gegen die Ausführung dieser Drohungen ließ 30. Aug. 1864 der Präsident Solano Lopez dem brasil. Gesandten zu Asuncion einen Protest notificiren, der 3. Sept. erneuert wurde. Als dennoch die Brasilianer 12. Oct. in Uruguay einfielen und 16. Oct. die Hafenstädte Salto und Paysandu in Blokadezustand erklärten, säumte man in P. nicht mehr, die Feindseligkeiten gegen Brasilien zu beginnen. Am 11. Nov. 1864 wurde der auf der Fahrt nach der Provinz Matto-Grosso begriffene brasil. Postdampfer Marquez de Olinda in der Nähe von Asuncion durch einen Kriegsdampfer P.s aufgebracht. Hierauf nahm der brasil. Ministerresident seine Pässe, und der paraguayische Staatssecretär Berges setzte in einem Rundschreiben vom 17. Nov. die diplomatischen Agenten P.s im Auslande von dem Geschehenen in Kenntniß. Am 14. Dec. begannen die militärischen Operationen gegen die brasil. Provinz Matto-Grosso. Ein Corps Paraguayos bemächtigte sich nach zweitägigem Bombardement des Forts Coimbra, besetzte 29. Dec. Miranda und Durados sowie 1. und 3. Jan. 1865 Albaquerque und Corumba, worauf es gegen Cuyabá, die Hauptstadt von Matto-Grosso, vorrückte. Infolge dessen schloß die brasil. Regierung 22. Febr. 1865 mit Uruguay, d. i. mit dem zum interimistischen Präsidenten dieses Landes erhobenen General Flores, ein Bündniß gegen P. Am 10. April erreichte das paraguayische Expeditionscorps die Stadt Cuyabá, und an demselben Tage verkündete Admiral Tamandare, Oberbefehlshaber der brasil. Flotte, officiell die Blokade des Rio-Paraguay bei Tres-Bocas, der Vereinigungsstelle dieses Stroms mit dem Paraná. Aber auch die Argentinische Conföderation machte sich P. zum Feinde. Nachdem einige Tage zuvor der argentinische Packetdampfer Salto vertragswidrig vor Asuncion angehalten und feindlich behandelt worden, erschienen 13. April paraguayische Kriegsdampfer im Hafen von Corrientes und bemächtigten sich ohne Kriegserklärung zweier argentinischer Kriegsdampfer, nahmen auch die Stadt in Besitz. Hierauf erfolgte 16. April die Kriegserklärung der argentinischen Regierung, welche der Nationalcongreß von P. 18. April erwiderte. Am 4. Mai unterzeichneten Brasilien, Argentina, Uruguay zu Buenos-Ayres einen Allianzvertrag zur gemeinschaftlichen Kriegführung. Am 8. Juni begab sich Präsident Solano Lopez auf den Kriegsschauplatz, auf welchem 11. Juli auch der Kaiser von Brasilien erschien. Hier überschritten 9. Juni 1865 die paraguayischen Truppen die Grenze der brasil. Provinz Rio-Grande do Sul, zwangen 16. Juni die Besatzung von San-Francisco de Borga zur Räumung des Platzes, besetzten denselben und drangen an beiden Ufern des Uruguay gegen die Grenzen des gleichnamigen Staats vor. Am 30. Juli besetzten sie unter Estigarribia die brasil. Stadt Uruguayana am linken Ufer des Uruguay (8 M. oberhalb vor dessen Eintritt in den Staat Uruguay), wurden aber in derselben, nachdem ein ihnen zu Hülfe vorrückendes Corps unter General Duarte 17. Aug. von den Verbündeten unter General Flores geschlagen worden, eingeschlossen und belagert und mußten sich 18. Sept. den Alliirten auf Gnade ergeben. Diese begannen nun nach Besetzung der Stadt den Uebergang über den Uruguay und den Vormarsch nach der Stadt Corrientes, die von den letzten paraguayischen Truppen 22. Oct. geräumt und am 23. von den Verbündeten besetzt wurde. Am 26. Oct. erschien zur Unterstützung der weitern Operationen ein brasil. Geschwader. Bereits 2. Nov. beendigten die Paraguayos ihren Rückzug auf das rechte Ufer des Paraná, auf das Gebiet ihrer Republik. Die brasil. Flotte begann im März 1866 ihre Operationen auf dem Paraná zunächst gegen das Fort Itapirú. Am 16. April ging ein brasil. Corps unter General Osorio oberhalb der Einmündung des Paraguay über den Paraná auf das feindliche Gebiet und schlug am 17. einen Angriff des Präsidenten Lopez ab, der 23. April den Rückzug nordwärts nach Humaita antrat. Zwar erfochten die Verbündeten 2. Mai einen Sieg bei Estero-Belhaco, aber ein daselbst 24. Mai geliefertes blutiges Treffen (Schlacht bei Tuguty) blieb unentschieden, und am 14. Juni wurde das Lager der Alliirten am Paraná bombardirt. Der Krieg zog sich so ohne entscheidende Resultate in die Länge. Vgl. außer den Reisewerken von Azara, Rengger, Castelnau, Page besonders: Demersay, «Histoire physique, économique et statistique du P.» (Bd. 1 und 2, Par. 1860—65); Dugraty, «La république du P.» (Brüss. 1864); «Les dissensions des républiques de la Plata et les machinations du Brésil» (Par. 1865); «War in the river Plate in 1865» (Lond. 1865).

Paraguaythee oder Mate. Unter diesem Namen kommen die getrockneten und zerbrochenen oder zu einem groben Pulver verkleinerten und mit zerbrochenen Stielen vermengten Blätter von Ilex Paraguyensis L., eines in Paraguay und dem angrenzenden Brasilien einheimischen und auch cultivirten Baums, in den Handel. Dieser wie alle Arten der Gattung Ilex (s. d.)

immergrüne Baum besitzt glänzendglatte, lanzettförmige oder längliche, am Grunde keilförmige und an den Rändern gesägte Blätter und achselständige, vielblütige Stiele mit weißen Blumen. Der Aufguß auf die getrockneten Blätter, welcher aromatisch-bitter schmeckt und balsamisch duftet, wird in ganz Südamerika als Thee getrunken.

Parahyba oder Parahiba, d. i. großer Fluß, ist der Name zweier Flüsse und einer Provinz in Brasilien. Der südliche oder Rio-Parahyba do Sul entsteht in der Provinz São-Paulo in der Serra do Mar oder Küstenkette, fließt erst gegen Südwesten, durchbricht dann, sich plötzlich gegen Norden wendend, die Serra-Geral und strömt zwischen dieser und der Serra-Mantiqueira nordostwärts in die Provinz Rio de Janeiro, in welcher er nach einem Laufe von nahezu 120 M. bei São-João da Praia mündet. Der nördliche oder Rio-Parahyba do Norte ist ein gegen 50 M. langer, unbedeutender Küstenfluß, der aber einer der östlichsten Küstenprovinzen Brasiliens den Namen gegeben. — Diese Provinz P., zwischen Pernambuco im S., Ceara im W., Rio-Grande do Norte im N. und dem Atlantischen Ocean im O. gelegen, umfaßt 1138 (nach andern 1020) Q.-M. und zählt (1865) 260000 E. Das Land ist an der Küste flach, tiefer einwärts hügelig, ja gebirgig, vom Mamanguape oder P. durchströmt, der auf der Serra-Cayricis entsteht und eine nicht unbeträchtliche, von Manglesümpfen eingefaßte Mündungsbai bildet. In seiner breiten Mündung nimmt der Fluß größere Fahrzeuge auf, in den höhern Gegenden aber ist er der Katarakte und des Wassermangels wegen selbst für Boote nicht fahrbar. Der Boden ist in der innern Hügelgegend sandig, meistens kahl oder nur mit der eigenthümlichen Vegetation der Caringawaldungen bedeckt, welche aus dichtgedrängten, aber sehr niedrigen, in der trockenen Jahreszeit entblätterten Stämmen besteht. Hochstämmige Urwaldungen und fruchtbarer Boden finden sich nur längs den Flüssen, Grastriften und auf den westl. Bergen. Diese Ungunst des Bodens, verbunden mit der des Klimas, namentlich dem periodisch wiederkehrenden Ausbleiben der Regenzeit, welches Versiegen der Gewässer, Miswachs und Viehsterben zur Folge hat und nur die Küstenlandschaft weniger hart trifft, hat den Aufschwung des Ackerbaues verhindert. Doch baut man gegen die Küste hin die gewöhnlichen Feldfrüchte Brasiliens und als Handelsproducte Zucker und Baumwolle. Für letztere ist der leichte Boden so günstig, daß das Product auf engl. Märkten höher als die Baumwolle von Para und Maranhao bezahlt wird. Andere Ausfuhrproducte sind Tabak, ausgezeichnete Früchte, Farbe-, Bau- und Gummiholz. Viehzucht wird wenig und ohne sonderlichen Erfolg, Bergbau gar nicht betrieben, und die Industrie ist unbedeutend. Lebhafter ist der Handel. Dieser concentrirt sich in der Hauptstadt P., die 14—15 M. nördlich von Pernambuco, rechts am gleichnamigen Flusse, 3 M. vom Meere, theils in niedriger Gegend, theils auf 200 F. hoher steiler Höhe liegt und für Schiffe von 150 Tonnen Last zugänglich ist, während größere in dem durch ein verfallenes Fort gedeckten Mündungshafen anlegen müssen. Die Stadt zählt 15000 E., hat einige Kirchen und hübsche öffentliche Gebäude, mehrere Klöster, eine Lateinschule sowie zwei Primärschulen und ist Sitz der Provinzialbehörden. 1862—63 liefen 233 Schiffe von 51758 Tonnen ein und aus, darunter 115 Küstenfahrer von 9111 Tonnen.

Paraklet, d. i. Beistand, wird im Johannis-Evangelium der von Jesus seinen Jüngern verheißene Geist der Wahrheit (s. Heiliger Geist) genannt. Die Montanisten (s. d.) lehrten, daß der P. als Geist der Weissagung in den letzten Zeiten der Kirche, welche sie angebrochen meinten, von neuem über besonders auserwählte Rüstzeuge Gottes gekommen sei, um durch sie das Werk Christi und der Apostel zu vollenden. Sie schrieben daher den Offenbarungen des P., deren ihre Propheten sich rühmten, göttliche Autorität und sogar das Recht zu, die Anordnungen der Apostel zu ändern.

Paralipomĕna, eigentlich Uebergangenes oder Ausgelassenes, wurden von den 70 Dolmetschern vorzugsweise die Bücher der Chronik in der Bibel genannt. In späterer Zeit bezeichnete man mit diesem Namen überhaupt Nachträge oder Ergänzungsschriften zu frühern Werken gleichen oder ähnlichen Inhalts, und bekannt sind aus neuerer Zeit z. B. Lobeck's «Paralipomena grammaticae Graecae».

Paralipsis (griech.), lat. praeteritio, d. i. Uebergehung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die darin besteht, daß man unter dem Scheine, etwas übergehen zu wollen, dasselbe gerade erwähnt oder auch nur kurz andeutet, wodurch die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf das scheinbar Unbedeutendere hingelenkt wird, damit das darauf Folgende in seiner ganzen Stärke hervortrete; z. B.: «Unerwähnt will ich lassen, wie dieser Fürst nie durch entscheidende Tapferkeit im offenen Kampfe, sondern durch Treulosigkeit und List den Sieg sich verschaffte: aber das

möge in den Annalen für die Nachwelt niedergeschrieben stehen, daß er die kostbaren Stunden seines Lebens durch träge Wollust und Schwelgerei vergeudete.»

Parallaxe heißt der Unterschied der scheinbaren Oerter eines und desselben von verschiedenen Standpunkten aus gesehenen Gegenstandes, oder, bestimmter erklärt, der Winkel, den zwei nach einem und demselben Gegenstande gehende Gesichtslinien miteinander bilden. In der Astronomie dient die P. der Himmelskörper zur Bestimmung ihrer Entfernung; sie ist unter übrigens gleichen Umständen desto kleiner, je entfernter der betreffende Himmelskörper oder Gegenstand ist. Man hat aber die tägliche (geocentrische) und die jährliche (heliocentrische) P. zu unterscheiden. Die erstere ist der Winkel zweier Gesichtslinien, die vom Mittelpunkte der Erde und von einem Punkte ihrer Oberfläche aus nach einem und demselben Sterne gehen. Der Astronom denkt sich nämlich einen Beobachter im Mittelpunkte der Erde und nennt die Oerter, an welchen dieser die Sterne am Himmel erblicken würde, die wahren (geocentrischen), die von der Erdoberfläche aus wirklich beobachteten aber die scheinbaren, die von den wahren außer der Strahlenbrechung auch um den Betrag der P. verschieden sind. Je nachdem nun ein Beobachter auf der Erde einen Stern im Horizonte oder in irgendeiner Höhe über demselben erblickt, heißt die P. Horizontalparallaxe oder Höhenparallaxe. In erstern Falle bilden die beiden Gesichtslinien mit dem Erdhalbmesser, welcher dem Beobachtungsorte entspricht, ein rechtwinkeliges Dreieck, in welchem die Entfernung des Gestirns vom Erdmittelpunkte die Hypotenuse bildet und leicht berechnet werden kann, sobald außer dem Erdhalbmesser die Horizontalparallaxe (der dem Halbmesser gegenüberliegende spitze Winkel) bekannt ist. Die Bestimmung der Horizontalparallaxe selbst ist nicht leicht und setzt voraus, daß der Stern, für welchen sie gesucht wird, gleichzeitig an zwei entfernten Punkten der Erde beobachtet wird, wozu womöglich Oerter unter nahe demselben Meridian gewählt werden. Bei der Sonne beträgt sie fast neun Secunden, beim Monde dagegen beinahe einen Grad. Bei den Fixsternen ist ihrer großen Entfernung wegen die tägliche P. so ausnehmend klein, daß sie sich unserer Beobachtung völlig entzieht. Man muß deshalb seine Zuflucht zur sog. jährlichen P. nehmen, indem man ein und denselben Stern von verschiedenen, möglichst weit voneinander entfernten Punkten der Erdbahn aus, also zu verschiedenen Zeitpunkten des Jahres beobachtet, am besten an zwei Tagen, die gerade um ein halbes Jahr auseinander liegen, weil dann die beiden entsprechenden Oerter der Erde im Weltraume um den ganzen Durchmesser der Erdbahn oder über 40 Mill. Meilen voneinander entfernt sind. Denkt man sich nun einen Beobachter in der Sonne, der gleichzeitig mit einem auf der Erde einen Stern beobachtet, so heißt der Winkel ihrer beiden Gesichtslinien die jährliche oder heliocentrische P. des Sterns. Daß die große Mehrzahl der Fixsterne auch von einer jährlichen P. keine Spur zeigt, ist nur aus ihrer ungeheuern Entfernung zu erklären, da eine P. von einer Secunde, die bisjetzt bei keinem Stern gefunden, unserer Beobachtung gar nicht entgehen könnte und aus dieser eine Entfernung von mehr als 4 Billionen geogr. Meilen folgen würde. Bisher ist nur bei wenigen Fixsternen eine jährliche P. mit Sicherheit aufgefunden worden; sie beträgt bei dem Sterne α Centauri $^9/_{10}$ Secunden, bei 61 Cygni $^3/_{10}$ Secunden, bei andern nur wenige Zehntelsecunden und wird aller Wahrscheinlichkeit nach bei den meisten Sternen noch viel kleiner sein.

Parallel, eigentlich nebeneinander stehend oder befindlich, heißen in der Mathematik zwei gerade Linien in einer Ebene, die, ins Unendliche verlängert, niemals zusammentreffen und überall gleichen Abstand voneinander haben. Ebenso ist eine gerade Linie einer Ebene oder eine Ebene einer andern parallel, wenn beide niemals zusammentreffen. — In der Rhetorik bezeichnet man mit parallel dasjenige, was eine fortgesetzte Vergleichung zuläßt oder überhaupt in mehrern Theilen sich ähnlich ist, daher Parallele ein solches Gleichniß, in welchem die Theilvorstellungen des Hauptbildes in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes dargestellt werden. Besonders aber versteht man unter Parallele in histor. Hinsicht die Zusammenstellung und Vergleichung verschiedener Zeiten mit ihren Ereignissen oder berühmter Männer. Am bekanntesten sind aus dem Alterthume die biographischen Parallelen des Plutarch (s. d.), in denen gewöhnlich ein Grieche und ein Römer verglichen werden, obgleich sehr häufig die eigentlichen Vergleichungspunkte fehlen. Das Verhältniß ähnlicher Dinge zueinander wird Parallelismus genannt. Doch bezeichnet man vorzugsweise damit in den hebr. Schriften des Alten Testaments das einfache Ebenmaß oder die Symmetrie zweier Redeglieder in Hinsicht der sich entsprechenden Bilder und Töne, wodurch der Verstand sinnlich angeregt wird, besonders die Aehnlichkeit der Versglieder in den Psalmen und den übrigen poetischen Büchern. Einzelne Stellen, die in Hinsicht ihres Inhalts gleich oder ähnlich lauten, heißen Parallelstellen, dergleichen ebenfalls die Bibel in reichem Maße darbietet.

Parallelen nennt man in der Belagerungskunst vorzugsweise die mit der angegriffenen Fronte im allgemeinen gleichlaufenden Gräben. (S. Belagerung.) Ihre jetzt übliche Form und Anwendung ist zuerst von Vauban eingeführt worden, doch haben die neuesten Fortschritte der Artillerie Modificationen nothwendig gemacht, wie schon die Belagerung von Sewastopol (1855) und der Kampf um die Düppeler Schanzen (1864) gezeigt haben.

Parallelkreise oder Breitenkreise der Erde heißen diejenigen gedachten Kreise auf der Erdoberfläche, die dem Aequator parallel sind, oder die entstehen, wenn man sich die Erdkugel mit solchen Ebenen durchschnitten denkt, auf denen die Erdachse senkrecht steht. Der größte dieser Kreise ist der Aequator, der mit der Erdkugel selbst gleichen Mittelpunkt hat; je mehr sie sich den Polen nähern, desto kleiner werden sie. Alle unter demselben P. liegenden Orte der Erdoberfläche haben gleiche geogr. Breite. Diejenigen beiden P., welche vom Aequator nach Norden und Süden 23° 27′ abstehen, heißen die beiden Wendekreise, und zwar der nördliche der Wendekreis des Krebses, der südliche der Wendekreis des Steinbocks. Zwei andere P., welche von den beiden Polen um 23° 27′ abstehen, heißen die beiden Polarkreise. — In der Astronomie versteht man unter P. diejenigen Kreise der Himmelskugel, welche dem himmlischen Aequator parallel sind und von den Sternen bei der täglichen Umdrehung des Himmels beschrieben werden.

Parallelogramm heißt ein Viereck, dessen gegenüberstehende Seiten paarweise parallel sind, wodurch die Gleichheit der gegenüberliegenden Seiten sowol als Winkel bedingt ist. Je zwei nebeneinanderliegende Winkel des P. machen zusammen 180° oder zwei rechte Winkel aus; ist daher ein Winkel ein rechter, so sind alle Winkel rechte; das Viereck heißt dann ein Rechteck oder Rectangel, kann aber wieder ein Quadrat oder ein Oblongum sein, je nachdem alle Seiten desselben gleich oder zwei Seiten länger als die andern beiden sind. Sind die Winkel keine rechten, so müssen zwei davon spitze und zwei stumpfe Winkel sein; das P. heißt dann ein Rhombus oder ein Rhomboid, je nachdem alle Seiten desselben gleich sind oder nicht. In der Mechanik ist das P. der Kräfte wichtig, durch welches man die Richtung und Geschwindigkeit eines bewegten Körpers bestimmt, welcher zu gleicher Zeit von zwei Kräften nach zwei verschiedenen Richtungen mit verschiedener Geschwindigkeit getrieben wird. Stellt man nämlich die beiden Richtungen durch zwei der Größe der Geschwindigkeiten entsprechende Linien dar, welche man sich vom bewegten Körper ausgehend denkt, und construirt aus denselben ein P., so stellt die Diagonale desselben die Richtung dar, in welcher der Körper sich infolge der vereinigten Wirkung beider Kräfte bewegen muß, und zugleich die Geschwindigkeit dieser Bewegung. Dieser wichtige Satz heißt der Satz vom P. der Kräfte.

Paralysis, s. Lähmung.

Paramaribo, die Hauptstadt von Niederländisch-Guiana oder Surinam (s. d.) in Südamerika, früher von den Holländern Neu-Middelburg genannt, am linken Ufer des Surinam 3½ M. von dessen Mündung in den Atlantischen Ocean, ist regelmäßig angelegt, mit breiten, meist rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen, welche reinlich, mit Muschelsand bedeckt und großentheils auf beiden Seiten mit Orangen- und andern Bäumen bepflanzt, zum Theil auch von Schiffahrtskanälen in der Mitte durchzogen sind. Die Häuser bestehen mit wenigen Ausnahmen aus Holz. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind: das Gouvernementshaus auf einem großen, mit Anlagen gezierten Platze (het plein), nahe dem am Fluß gelegenen Fort Zeelandia; das Controlgebäude oder Neue Stadthaus, 1841 mit großen Kosten aus Backsteinen erbaut, die Rechenkammer, verschiedene Verwaltungsbureaux sowie die Räumlichkeiten des Niedergerichts enthaltend; das Gerichtshaus, ein massives, und das Gouvernementssecretariat, ein neues hölzernes Gebäude. Die Stadt besitzt eine reform., eine luth. und eine kath. Kirche, ein Bethaus der Brüdergemeinde und zwei Synagogen der deutschen und portug. Juden. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist das große Hospital für Militär- und Civilpersonen hervorzuheben. P. hat 1 Haupt- und 3 Armenschulen, 1 katholische, 16 Privatschulen und 6 Kinderbewahranstalten. Der Hauptmarkt und die Hauptmagazine befinden sich an der Wasserseite. 1860 zählte die Stadt nebst Umgebung 17830 E., darunter 5073 Sklaven, die seit 1863 freigegeben sind. Die Zahl der Weißen ist sehr gering, bedeutend die der Juden, von denen viele reiche Plantagenbesitzer sind, die meisten aber Handel treiben. Die socialen Verhältnisse sind nichts weniger als lobenswerth. Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke und Sittenlosigkeit herrschen allgemein, und dies sowie Mangel an gutem Trinkwasser sind mehr als das feuchte, heiße Klima die Ursache der großen Mortalität der Bevölkerung. In P. concentrirt sich der ganze Ein- und Ausfuhrhandel der Colonie Surinam. Der Hafen ist sicher und für Schiffe von 18—19 F. Tiefgang allezeit, für größere nur

mit Benutzung der Springflut erreichbar. Der Handel hat sich, seitdem er 1848 allen Nationen freigegeben, bedeutend gehoben. 1860 liefen 219 Schiffe von $14451\frac{1}{2}$ Last ein und 217 Schiffe von 15307 Last aus. Die Hauptartikel des Exports waren Zucker im Werthe von 3,486591 Fl., Melasse zu 269754, Rum und Branntwein zu 145130, Kaffee zu 152675 Fl., Baumwolle 561580 Pfd. zu 177861 und Cacao zu 146325 Fl.

Paramente (ital. paramenti) heißen die kunstvoll gewirkten und gestickten Teppiche, mit welchen die kath. Kirchen bei großen Kirchenfesten ausgeschmückt werden. Die mittelalterliche Kunst hat in denselben zum Theil eine sehr glänzende Entfaltung gewonnen. Selbst die weltberühmten Tapeten Rafael's gehören in diese Kunstart.

Paramĕter heißt in jeder der drei Kegelschnittslinien die beständige, d. i. unveränderliche gerade Linie, die sich auf einen Durchmesser des Kegelschnitts bezieht. Doch nennt man den zu den Achsen der Kegelschnitte gehörigen P. auch schlechthin den P. des Kegelschnitts, und dann ist er diejenige senkrechte Ordinate, die in dem Brennpunkte der Curve errichtet werden kann. Im allgemeinen nennt man P. die Constante, die in der Gleichung der krummen Linie vorkommt.

Paramythie (griech.), eigentlich Ermunterung oder Ermahnung, ist eine durch Herder zuerst in die Literatur eingeführte Dichtart, die in Form einer mythischen oder an irgendeinen alten Mythus sich anschließenden Erzählung eine Wahrheit zur Anschauung bringt und so den Zweck der Belehrung erfüllt. Die schönsten P. sind diejenigen, die zum Behufe jener Versinnlichung eine kunstgemäße Fortbildung des ursprünglichen Mythus enthalten, dergleichen wir mehrere von Herder besitzen.

Parană (bei den Indianern Südamerikas überhaupt Strom, Fluß) heißt der große südamerik. Strom, der mit dem Paraguay (s. d.) und dem später hinzutretenden Uruguay (s. d.) den La-Plata (s. d.) bildet. Der P. entsteht an der Grenze der brasilian. Provinzen Goyaz, Minas-Geraes und São-Paulo aus der Vereinigung des Rio-Grande und des Paranahyba. Der Rio-Grande, auch für sich schon P. oder Pará genannt, entspringt in Minas-Geraes unter 22° südl. Br. an der Serra-Mantiqueira im NW. von Rio-Janeiro, fließt im ganzen gegen NW. und nimmt auf seinem 150 M. langen Laufe zahlreiche Nebenflüsse (Sapucahy, Rio-Pardo u. s. w.) auf. Der Paranahyba entsteht unter 20° 55′ südl. Br. an der Serra-Parida und nimmt auf seinem erst gegen NW., dann gegen W. gerichteten Laufe ebenfalls viele Gewässer auf, darunter links den Tejuco und rechts den Corumba, der unter 16° 30′ südl. Br. (östlich von der Stadt Goyaz) auf der Wasserscheide gegen das Becken des Tocantins entsteht und von manchen für den eigentlichen Quellstrom des P. gehalten wird. Der aus den Gewässern des Rio-Grande und Paranahyba entstandene Strom fließt als P. durch Brasilien gegen SW., dann auf der Grenze zwischen Brasilien und Paraguay südwärts bis Candelaria, hierauf westwärts auf der Grenze zwischen Paraguay und dem argentinischen Staate Corrientes bis zur Mündung seines mächtigsten Nebenflusses Paraguay. In seinem weitern Laufe durchströmt er das argentinische Staatengebiet, südwärts über Corrientes, Bajada oder Paraná, der Hauptstadt von Entre-Rios (s. d.), und Rosario, zuletzt südöstlich, und ergießt sich in vielen Armen, deren Spaltung bei San-Pedro (33° 40′ südl. Br.) beginnt, und deren nördlichste sich mit dem Uruguay verbinden, in das große Aestuarium des La-Plata. In seinem obern Laufe bis Candelaria nimmt der P. links den Bacury, Rio-Verde, Yvinhaime, aus Paraguay den Amambahy, Igatimi und andere kleinere Flüsse auf, rechts aber weit größere, den Tiete, Agoapehy oder Rio de San-Anastasio, Paraná-Panema, Ivay, Piquiri und den Iguaçu oder Rio-Grande da Curitiba aus der brasilian. Provinz Paraná (s. d.). Nach Aufnahme des Paraguay wird er nur noch von einem bedeutenden Fluß, den Rio-Salado, verstärkt, der im Staate Salta auf der Cordillera Valles, am Fuße des Nevado-Acay, entsteht und, nachdem er in südöstl. Richtung die reichen Staaten Tucuman, Santiago und Sta.-Fé durchströmt, $\frac{1}{2}$ M. unterhalb Sta.-Fé mündet. In seinem Oberlauf bildet der P., in 24° 4′ südl. Br. ein Querjoch der Cordillera de Maracayú durchbrechend, den berühmten Wasserfall Salto-Grande de la Guayra oder Salto de Sette-Quedas, der an Großartigkeit dem Falle des Niagara nahekommt. Schon 15 M. oberhalb sowie 30 M. unterhalb des Falls, bis zur Mündung des Iguaçu, ist das Flußbett durch Felsen und Stromschnellen gestört, die Schiffahrt vielfach behindert. Etwa 70 M. unterhalb des Salto-Grande, 34 M. oberhalb der Stadt Corrientes, bildet der P. die untersten Katarakten, die Saltos von Apipé und Aregua, welche der Schiffahrt aufwärts eine Grenze setzen. Unterhalb dieser Stelle hat der Strom bis ziemlich zu seiner Mündung einen ganz andern Charakter. Auf der rechten Seite ist das Ufer meist ganz flach, weiten Ueberschwemmungen ausgesetzt, mit buschigen Inseln umsäumt, fast ganz unzugänglich. Das linke Ufer wird von

einer Böschung gebildet, die meist 30—60 F., unterhalb der Stadt Paraná bis zu 200 F. sich erhebt und den schönsten Theil des untern P. bildet. Von hier ab ist das linke Ufer sehr niedrig und von vielen Kanälen durchschnitten, während von Rosario abwärts das rechte Ufer ziemlich hoch wird. Die Mitte des Kanallabyrinths im Paranádelta kreuzen der Paraná de las Palmas und der Paraná-Guazú. Letzterer, der Hauptstamm des Stroms, wird ausschließlich von den großen Schiffen benutzt; doch sind auch seine Seitenkanäle fahrbar. Alle diese Zweige stehen miteinander in Verbindung und umfließen niedrige, oft überschwemmte Inseln. Oberhalb der untersten Stromschnellen ist der P. nicht über 1200—1600 F. breit, unterhalb derselben breiter. Nach Aufnahme des Paraguay hat er eine Breite von $^1/_3$—$^3/_4$ M.; die genauere Erforschung des Stroms oberhalb der Mündung des Paraguay durch den nordamerik. Dampfer Water-Witch wurde durch Feindseligkeiten von seiten der Republik Paraguay (s. d.) gehindert. Das Steigen des P. beginnt im Dec. und erreicht durchschnittlich 12 F. im Febr. und März, während im Aug. der niedrigste Wasserstand ist.

Paraná, eine durch Gesetz vom 29. Aug. 1853 aus dem südl. Theile von São-Paulo gebildete Provinz Brasiliens, im SO. von Sta.-Catharina und im O. vom Atlantischen Meere begrenzt, im N. durch den Paraná-Panema von São-Paulo, im W. durch den Paraná von Matto-Grosso und der Republik Paraguay getrennt, stößt im SW. an den argentinischen Staat Corrientes und wird im S. durch den Uruguay von der Provinz Rio-Grande do Sul geschieden. Die Provinz zerfällt in die vier Comarcas Curitiba, Paranaguá, Castro und Guarapuava und zählt (nach amtlicher Schätzung) auf etwa 4360 Q.-M. (nach anderer Schätzung 5470) 100000 E. (gegen 72400 im J. 1856), also kaum 23 Menschen auf 1 Q.-M. Etwa der fünfte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven. Das Küsten- oder Unterland, welchem mehrere Inselchen vorliegen, wie Ilha do Castilho, do Figueira, do Curral und do Itacolumim, ist theils eben, theils hügelig oder von kleinen Bergzügen und fruchtbaren Thälern durchkreuzt und mehrfach eingebuchtet, im Süden durch die Bai von Guaratuba und in der Mitte durch die tief einschneidende Bahia de Paranaguá, ein durch zahlreiche Vorsprünge des Festlandes, durch Inseln und weite Verzweigungen überaus mannichfaltig gestaltetes Bassin, welches ein breites, herrliches Thalbecken dem Meere zugänglich macht, über 20 Flüßchen aufnimmt und einen reichen Wechsel anmuthiger Scenerien darbietet. Am Eingange der Bai liegen die Ilha das Peças und die Ilha do Mel, letztere mit dem Fort Nossa-Senhora dos Prazeres zur Vertheidigung des zwischen beiden Inseln hindurchführenden Haupteingangs der Bai, dessen Mündung durch Barren von 5—6 Meter Wassertiefe gesperrt ist und daher einige Vorsicht der Schiffer erheischt, während die innere Bai selbst, abgesehen von den durch die zahlreichen Zuflüsse gebildeten Sandbänken, überall trefflichen Ankergrund bietet. Hinter dem Küstenlande erhebt sich die Serra do Mar oder Serra de Curitiba, welche die Wasserscheide gegen die binnenländischen Hochebenen oder Campos bildet, indem sie zahlreiche kleinere Küstenflüsse dem Meere, dagegen größere Gewässer gegen W. dem Paraná zusendet. Das Küstenland ist dicht mit Urwald und der üppigsten Tropenvegetation bedeckt, vom Oct. bis April durch heftige Regen befruchtet. Die innere Hochebene, bei weitem der größere Theil der Provinz, über 2000 F. hoch, von Juni bis Sept. bei Südwestwind sogar Frösten ausgesetzt, ist die Region der ernsten Araucarienwaldungen und des Roggenbaues, größtentheils aber noch Weideland. Nur an geschützten Stellen gewinnt man tropische Producte. Weit und breit aber gedeihen in P. Weizen und Mais sowie alle europ. Fruchtarten. Auch Paraguaythee baut man mit Erfolg zur Ausfuhr. Diese Provinz liegt jedoch meist noch im wilden Zustande, ist noch sehr wenig besiedelt, ohne Zweifel aber einer reichen Entwickelung fähig. Die Hauptstadt Curitiba, unweit nördlich vom Iguassu, westlich an der nach ihr benannten Serra gelegen, ist gut gebaut, zählt 12000 E., hat aber bisjetzt noch keine große Bedeutung. Zu ihr führt von dem im westl. Hintergrunde der Paranaguabai gelegenen, 1855 dem auswärtigen Handel eröffneten, aber unbedeutend gebliebenen Hafenstädtchen Antonina eine seit 1855 begonnene, 14 Leguas lange macadamisirte Fahrstraße über das Gebirge. Oestlich von Antonina liegt am Süduser der Bai der Haupthafen der Provinz, Paranaguá, eine hübsche, reinliche Stadt von 6000 E., Pilotenstation und Sitz eines Hafenkapitäns, mit einem 1827 erbauten Zollhaus, einem ehemaligen Jesuitencollegium, einer Lateinschule und einem ziemlich belebten Hafen, der aber an dem Uebelstande leidet, daß größere Schiffe $^1/_2$ M. vom Ufer einen zwar sichern, doch für das Löschen und Laden beschwerlichen Ankerplatz finden. Im Handelsjahr 1862—63 liefen 307 Schiffe von 51162 Tonnen ein, darunter 195 Küstenfahrer von 18222 Tonnen. Der Importwerth betrug 303684, der Exportwerth 1,073887 Milreis. Der Hafen von Guaratuba, an der nach ihm benannten

südl. Bai, eignet sich nicht für den überseeischen Handel. Dagegen ist seine Umgebung reich an Zimmerholz und die Bai an Fischen. Die bedeutendste Colonie der Provinz ist **Assunguy**, 16 Leguas im Norden von Curitiba. Dieselbe wurde 1860 gegründet, zählte 1866 erst 348 E., hatte aber schon bedeutenden Ertrag ihres Landbaues aufzuweisen und versprach nach Vollendung der im Bau begriffenen Fahrstraße nach Curitiba rasch emporzukommen.

Paränese, d. i. Ermahnung oder Ermunterung, nennt man nicht nur den Schluß einer Predigt oder Rede überhaupt, welcher die Anwendung des vorgetragenen Gegenstandes auf den Leser oder Zuhörer enthält und den Willen desselben zu dem vorgestellten Ziele bestimmen soll, die sog. Nutzanwendung, sondern auch eine selbständige Gattung von Reden ermahnenden und ermunternden Inhalts. Berühmt sind Friedemann's «P. für studirende Jünglinge» (6 Bde., Braunschw. 1827—41).

Paranuß, s. Bertholletia.

Paraphrase, griech. Paraphrasis, nennt man die erweiternde oder verdeutlichende Uebertragung einer ganzen Schrift oder einzelnen Stelle in andere Worte derselben oder auch einer andern Sprache. Von der Metaphrase (s. d.) oder wortgetreuen Uebersetzung unterscheidet sie sich mithin dadurch, daß sie den Text durch Umschreibung erklärt, ohne doch eigentlich Commentar zu sein. Das Uebersetzen in dieser Weise heißt paraphrasiren und der Verfasser einer solchen Uebersetzung ein Paraphrast. Bekannt ist aus früherer Zeit die poetische P. des Evangeliums des Johannes von Nonnus.

Parasit, eigentlich Parasitos, d. h. Mitesser in verächtlichem Sinne, Tellerlecker, hieß bei den Griechen und später bei den Römern eine besondere Klasse von Schmarotzern, die sich bei den Reichen und Vornehmen, meist ungeladen, zur Tischzeit einstellten und für den Genuß einer freien Mahlzeit von dem Gastgeber ebenso wie von dessen Gästen die erniedrigendste Behandlung und gemeinsten Späße gefallen ließen. Die P. wurden daher ein stehendes Charakterbild der neuern griech. Komödie und sind von Lucian in einem eigenen Dialog unter dem Titel «Der P.» treffend geschildert worden.

Parasiten werden in der Botanik alle Gewächse genannt, welche sich nicht, gleich der Mehrzahl der Pflanzen, von den anorganischen Stoffen des Bodens, Wassers und der Luft ernähren, sondern von organischen, und zwar von den Säften oder der Substanz anderer lebender Pflanzen oder lebender Thiere, die also auf oder in lebenden Pflanzen oder Thieren schmarotzen. Da sie nur organische Stoffe aufnehmen und für ihre Ernährung verwerthen können, so geht ihnen die Fähigkeit ab, zu assimiliren, d. h. anorganische Stoffe in organische Substanz umzuwandeln. Diese Fähigkeit geht den Schmarotzergewächsen deshalb ab, weil ihre Zellen niemals Chlorophyll (s. Blatt) enthalten, denn dieses ist den neuesten Forschungen zufolge das eigentliche Organ, der Sitz des Assimilationsprocesses. Deshalb sind auch die Schmarotzergewächse niemals grün, sondern anders (bleich, gelb, braun, schwarz, bunt) gefärbt, auch haben sie niemals eigentliche Blätter. Dies gilt wenigstens von allen echten P., zu denen außer einer großen Anzahl von Pilzen ganze Familien der höhern Pflanzen gehören (z. B. die Balanophoreen, Cytineen, Rafflesiaceen, Orobancheen, Cuscuteen). Außerdem gibt es noch Halbschmarotzer und Scheinschmarotzer (Pseudoparasiten). Erstere nehmen zwar ebenfalls aus dem Boden keine anorganische Nahrung auf, sondern entziehen den Pflanzen, auf denen sie schmarotzen, einen Theil der flüssigen Nahrung, welche diese aus dem Boden aufgesaugt haben, vermögen aber zu assimiliren, indem sie vollkommen ausgebildete, mit chlorophyllhaltigen Zellen versehene und daher grüngefärbte Blätter besitzen. Solche Halbschmarotzer müssen assimiliren, weil der Saft, den sie ihren Nährpflanzen entziehen, der rohe, wässerige, mit gelösten Mineral- und andern anorganischen Stoffen sowie auch mit organischen Substanzen (z. B. Traubenzucker) geschwängerte Saft ist, den die Nährpflanze dem Boden entnommen und noch nicht durch die Thätigkeit ihrer Blätter umgewandelt hat. Die Halbschmarotzer, zu denen unter andern der auf Bäumen verschiedener Art wachsende Mistelstrauch (s. Mistel) sowie alle Arten der Familie der Loranthaceen, außerdem verschiedene Pflanzen aus der Familie der Scrophularineen (z. B. die Gattungen Pedicularis, Läusekraut, Melampyrum, Kuh- oder Wachtelweizen, Rhinanthus, Klapperkraut, u. a.) und Santalaceen (die Gattung Thesium) gehören, ernähren sich also gleichzeitig von anorganischen und organischen, aber noch nicht assimilirten Stoffen, die echten Schmarotzer dagegen lediglich von assimilirten Stoffen lebender Pflanzen oder Thiere. Die Scheinschmarotzer endlich haften nur mit ihren Wurzeln an der Oberfläche von andern Pflanzen, ohne denselben Saft oder Nahrung zu entziehen. Zu ihnen gehört eine große Menge von tropischen Orchideen und Aroideen, welche auf den Stämmen und Aesten lebender Bäume wachsen und sich lediglich

von der feuchten Luft der Urwälder mittels ihrer Blätter und Luftwurzeln ernähren. Von den echten P. müssen ferner auch diejenigen nichtassimilirenden Gewächse unterschieden werden, welche sich blos von bereits zersetzter oder in der Zersetzung begriffener organischer Substanz ernähren und deshalb auf und in abgestorbenen oder absterbenden Pflanzen und Thieren oder auf vegetabilischen und animalen Substanzen (z. B. faulendem Stroh, Dünger, Excrementen, verwesenden Blättern) wachsen. Auch diese Pflanzen, welche man gegenwärtig in der Wissenschaft **Saprophyten** (d. h. von faulen Stoffen lebende Gewächse) im Gegensatze zu den P. nennt, haben niemals wirkliche Blätter, auch nie eine grüne Farbe, weil sie ebenfalls nicht assimiliren. Außer der Mehrzahl der Pilze (s. d.) gehören zu den Saprophyten einige blattlose, bleich- oder buntgefärbte, in feuchter, verwesender Laub- und Nadelstreu schattiger Wälder wachsende Samenpflanzen (z. B. die Vogelnestorche, Neottia Nidus avis L., in Buchenwäldern; der Fichtenspargel, Monotropa Hypopithys L., in Fichtenwäldern; die Schuppenwurz, Lathraea Squamaria L., in Laubwäldern; der Dingel, Limodorum abortivum L., und der Widerbart oder die Bananenorche, Epipogium aphyllum Sw., zwei seltene Orchideen).

Die parasitischen Gewächse zerfallen nach ihren Wirthen (Wohnstätten) in solche, welche auf oder in Pflanzen, und in solche, welche auf oder in Thieren (bezüglich auch Menschen) schmarotzen, ihrer systematischen Stellung nach in kryptogamische und phanerogamische Schmarotzer. Die Zahl der bei uns vorkommenden phanerogamen Schmarotzerpflanzen ist nicht groß; die bekannteste von allen dürfte die Flachsseide (Cuscuta Epilinum L., s. **Cuscuta**) sein. In manchen Gegenden Deutschlands treten auch verschiedene Arten der vorzugsweise in den Mediterranländern heimischen Schmarotzergattung Orobanche (s. d.) auf. Diese wie alle übrigen phanerogamen P. schmarotzen nur auf andern phanerogamen Pflanzen und ernähren sich von dem in den Blättern ihrer Nährpflanze bereiteten, assimilirte Stoffe enthaltenden Safte, den sie auf verschiedene Weise und an verschiedenen Stellen ihrer Nährpflanze entziehen, wodurch sie derselben natürlich mehr oder weniger Schaden zufügen, sie entkräften, ja endlich wol sogar zu tödten vermögen. Die Verbindungsweise solcher P. mit ihrer Nährpflanze ist eine sehr verschiedenartige, doch für jede Parasitenspecies constante. So erscheinen die nur in den Tropenländern vorkommenden P. der Gattungen Rafflesia, Brugmansia u. a. unmittelbar aus ihrer Nährpflanze herangewachsen, indem hier das Gefäßbündelsystem des P. in unmittelbarem Zusammenhange mit demjenigen der Nährpflanze steht. Andere P. haben einen knollig-angeschwollenen Wurzelstock, mit welchem sie dem Stamme oder der Wurzel der Nährpflanze anhängen (z. B. bei Orobanche). Noch andere sind mittels Saugwarzen (Haustarien) an verschiedene Stellen ihrer Nährpflanze befestigt (bei Cuscuta). So ließen sich nach verschiedene andere Stufen der Verbindungsweise anführen. Viel wichtiger und gefährlicher als die phanerogamen Schmarotzerpflanzen sind die kryptogamischen, welche der großen Mehrzahl nach zu den Pilzen, der Minderzahl nach zu den Algen gehören. Sie befallen sowol Pflanzen als Thiere und Menschen und veranlassen stets Krankheiten, welche bei Pflanzen ein Verkümmern oder ein Absterben einzelner Theile oder selbst des ganzen Pflanzenkörpers zur Folge haben, bei Thieren und Menschen bald nur als vorübergehende und ungefährliche, bald als sehr hartnäckige, schmerzhafte und lebensgefährliche äußere oder innere Uebel sich kundgeben. Die Entwickelungsgeschichte der auf oder in Thieren und Menschen lebenden Schmarotzerpilze (durch solche werden z. B. der Kopfgrind, die Schwämmchen, der Weichselzopf, die Hautflechten, nach den neuesten Untersuchungen und Versuchen auch die Rachenbräune oder Diphtheritis und die Wechselfieber verursacht, ferner die Muscardine oder Krankheit der Seidenraupen u. s. w.) ist noch wenig bekannt, besser diejenige der in oder auf Pflanzen vegetirenden kryptogamischen P. Hier dringen stets die mikroskopischen Keime des Schmarotzers (die Keimschläuche der Sporen) in die Nährpflanze ein, sei es durch die Spaltöffnungen, sei es durch die Wandungen der Zellen der Oberhaut, welche sie dann gewaltsam durchbohren, worauf sie im Innern der Nährpflanze ihr Mycelium (s. **Pilze**) entwickeln. Oder die Sporen des Schmarotzerpilzes keimen auf der Oberfläche der Nährpflanze und entwickeln hier das Mycelium, welches dann durch besondere Saugwarzen sich anheftet und der Pflanze durch Entziehen ihres Saftes und durch Zersetzung ihrer Substanz schadet. Dies ist z. B. bei den Schimmelpilzen der Gattung Erysiphe der Fall, welche die unter dem Namen Mehlthau (s. d.) und Traubenfäule (s. d.) bekannten Krankheiten hervorbringen. Im Innern ihrer Nährpflanzen schmarotzende Pilze verursachen den Brand (s. d.) und Rost (s. d.) des Getreides, die Kartoffelkrankheit (s. **Kartoffel**), das Mutterkorn (s. d.) u. s. w. Die Wirkung dieser P. auf ihre Nährpflanze ist eine verschiedenartige. Sie werden theils dadurch gefährlich, daß sie den Inhalt der Zellen der Nährpflanze umwandeln und verzehren (z. B. die Stärke-

oder Chlorophyllkörner aussaugen und auflösen) oder die Zellenwände durch Aufsaugung von deren Substanz zerstören, theils dadurch, daß sie sich zwischen die Zellen der Nährpflanze drängen und durch Verzehrung des die Zellen verbindenden Kittes diese isoliren, sodaß der Stoffwechsel zwischen ihnen unmöglich wird, theils dadurch, daß sie die Spaltöffnungen und Intercellulargänge erfüllen und verstopfen und somit den Athmungsproceß der Nährpflanze unterbrechen u. s. w. Ob die parasitischen Pilze in allen Individuen ihrer Nährpflanzen oder Nährthiere sich anzusiedeln vermögen oder nur in solchen, welche eine gewisse Empfänglichkeit (Disposition) für den Schmarotzer besitzen, ist noch nicht ausgemacht; doch neigen sich die meisten Naturforscher der erstern Ansicht zu. Je nachdem die Schmarotzerpilze auf oder in ihren Nährpflanzen und Nährthieren vegetiren, unterscheidet man epiphyte und entophyte, epizoe und entozoe Schmarotzerpilze. Dasselbe gilt von den wenigen bisjetzt beobachteten Schmarotzeralgen. Beiderlei P. sind auch deshalb viel gefährlicher als die phanerogamen Schmarotzerpflanzen, weil sie sämmtlich mit bloßen Augen nicht deutlich wahrgenommen werden können, indem alle eine mikroskopische Kleinheit besitzen. Deshalb erklärt es sich auch, weshalb es erst der Neuzeit, wo man das Mikroskop bei der Untersuchung der krankhaften Gebilde des Pflanzen- und Thierkörpers anzuwenden angefangen hat, gelingen konnte, die wahre Ursache vieler Krankheiten der Culturgewächse, der Culturthiere und des Menschen zu entdecken.

Parasiten oder Schmarotzer nennt man in der Zoologie alle diejenigen Thiere, welche zeitweise oder durchaus auf und in andern Thieren leben und auf Kosten des Leibes derselben sich nähren. Das Schmarotzerthum ist eine allgemein in der Thierwelt verbreitete Erscheinung; fast alle Typen, von den niedrigsten bis zu den höchsten und zum Menschen, nähren Schmarotzer, und andererseits finden sich überall, bis zu den Wirbelthieren herauf, Arten, Gattungen, Familien und ganze Ordnungen, welche auf das Schmarotzen angewiesen sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß die schmarotzenden Thiere in ihrer Organisation unvollkommener sind als die Wohnthiere, sodaß z. B. Krustenthiere auf Fischen, Würmer in Thieren höherer Ordnungen, Insekten auf Insekten und Wirbelthieren schmarotzen, doch erleidet auch diese Regel mannichfaltige Ausnahmen (Krebse in Quallen, Fische in Holothurien). Das Schmarotzerthum übt auf die Schmarotzer selbst einen nachhaltigen Einfluß aus, indem namentlich Bewegungs- und Sinnesorgane um so mehr verkümmern, je länger die Zeit dauert, während welcher das Thier schmarotzt. In Beziehung hierauf finden sich alle Arten von Abstufungen, indem es Thiere gibt, welche nur momentan schmarotzen, wie Stechmücken, Schnaken u. s. w., andere, die während ihrer Jugend frei schwimmend, fliegend oder kriechend sich bewegen und dann vortrefflich mit Bewegungswerkzeugen und Sinnesorganen versehen sind, die aber ganz verschwinden oder zu Klammer- und Haftwerkzeugen reducirt werden, wenn sie im Alter sich fixiren (z. B. Schmarotzerkrebse, die sog. Bienenläuse, der Sandfloh); andere, die während ihres ganzen Lebens auf und in den Wohnthieren schmarotzen, wie die meisten Eingeweidewürmer. Aber auch bei diesen finden häufig passive Wanderungen statt, indem der Cyklus ihrer Formenentwickelung darauf berechnet ist, daß das Wohnthier von einem andern Thiere gefressen und auf diese Weise der Parasit in den Darm des Fressers übergeführt wird (Bandwurm). Hinsichtlich des Wohnsitzes hat man Außenschmarotzer (Ektoparasiten), wie z. B. die Läuse, Milben, und Innenschmarotzer (Entoparasiten), wie die meisten Eingeweidewürmer, unterschieden, ohne daß man diesen Unterschied streng feststellen könnte, indem viele Schmarotzer sich von außen her nach und nach in den Körper einbohren (z. B. Schmarotzerkrebse) oder von außen nach innen oder umgekehrt (Spitzschwanzwurm) durch die Öffnungen des Körpers ein- und auswandern.

Parchim, die Vorderstadt des Mecklenburger Kreises im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, liegt an der Elde, welche in zwei Armen die Stadt durchfließt und mehrere Mühlen treibt, ist Sitz einer Superintendentur und zählt 7300 (Ende 1864: 7179) E. Außer zwei Kirchen besitzt die Stadt ein Gymnasium und eine Realschule. Die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der sehr thätigen Bevölkerung sind Ackerbau, Viehzucht, Kornhandel, Wollweberei und Tabackspinnerei. Außerdem werden Tuch, Leder, Cichorien, Oel, Branntwein, Bier, Papier und Leim fabricirt. P. ist eine der reichsten Städte Mecklenburgs. Außer einer sehr ausgedehnten Feldmark besitzt die Stadt bedeutende Waldungen, eine Ziegelei, acht große Bauerndörfer, zwei Höfe, mehrere Mühlen u. s. w.

Pardessus (Jean Marie), ausgezeichneter franz. Rechtslehrer, geb. 11. Aug. 1772 zu Blois, widmete sich seit 1795 dem Advocatenstande und wurde 1805 Maire von Blois. Als eifriger Anhänger Napoleon's wurde er 1807 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Seit 1810 Professor des Handelsrechts an der jurist. Facultät, übte er einen großen und nachhaltigen

Einfluß auf die franz. Rechtsstudien aus. In seiner Eigenschaft als Deputirter (1815—16 und 1824—27) wurde ihm vielfach der Vorwurf der Servilität gemacht. Nach der Julirevolution legte P. seine Professur und seine Stelle als Rath am Cassationshofe nieder und widmete fortan seine Thätigkeit nur wissenschaftlichen Arbeiten, wie unter anderm dem «Journal des savants» und der Herausgabe der umfangreichen «Collection des ordonnances des rois de France». Mit letzterer Sammlung war er von der Akademie der Inschriften beauftragt worden, die ihn 1829 zu ihrem Mitglied erwählt hatte. Er starb zu Pimpenau bei Blois 26. Mai 1853. Die bedeutendsten unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind «Traité des servitudes» (Par. 1806 u. öfter), «Traité du contrat et des lettres de change» (2 Bde., Par. 1809 u. öfter), die «Éléments de jurisprudence commerciale» (Par. 1811) und vor allem sein Hauptwerk, der «Cours de droit commercial» (4 Bde., Par. 1814—16; 6. Aufl. von Rozières, 1856). Wenn auch P. bei diesen Arbeiten anfänglich vorzugsweise die processualische Seite im Auge behielt, so suchte er doch später seinen jurist. Studien mehr eine histor. Grundlage zu geben. Dies bekundet unter anderm die sehr werthvolle «Collection des lois maritimes antérieures au XVIIIme siècle» (6 Bde., Par. 1828—45) sowie eine Reihe anderer rechtsgeschichtlicher Arbeiten, wie «Tableau du commerce antérieurement à la découverte de l'Amérique» (Par. 1834), «Sur l'origine du droit coutumier en France» (Par. 1839), «Us et coutumes de la mer» (2 Bde., Par. 1847), die reich commentirte Ausgabe der «Loi salique» (Par. 1843) u. s. w. Auch begann P. eine neue Bearbeitung von Brequigny's und La Porte du Theil's «Diplomata, chartae etc.» (Bd. 1 u. 2, Par. 1846—49).

Pardon (franz.) heißt Begnadigung. Der Besiegte im Kampfe bittet um sein Leben, indem er Pardon! ruft. Im erbitterten Handgemenge, bei Stürmen und in Vertilgungskämpfen wird oft gar kein P. gegeben. Sonst suchten einzelne Scharen sich dadurch, daß sie P. weder gaben noch nahmen, gefürchtet zu machen; auch wurde zuweilen vor dem Gefecht das Pardongeben geradezu verboten. In neuern Kriegen ist die Schonung Ueberwundener eine Ehrensache der Armeen, in denen ein edler Geist lebt. — Generalpardon heißt allgemeine Begnadigung für begangene Vergehen oder Verbrechen, welche gewöhnlich bei einem bestimmten Anlasse ausgesprochen wird. Sie beschränkt sich zuweilen nur auf einen gewissen Zeitraum, innerhalb dessen die That geschehen, oder auf bestimmte Kategorien von Verbrechen und schließt dadurch die übrigen von der Begnadigung aus.

Pardubitz, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im Chrudimer Kreise des Königreichs Böhmen, an der Einmündung der Chrudimka in die Elbe, zählt (nach dem Census vom 31. Oct. 1857, ohne Militär) 6714 E. und ist der Sitz eines Bezirks- und eines Postamts. Die Stadt besitzt zwei Vorstädte, vier Kirchen, von denen die Dechanteikirche bemerkenswerth ist, ein kaiserl. Schloß, ein Rathhaus, eine Oberrealschule. Es bestehen im Orte Alkoholfabriken. In der Nähe befinden sich große Fischteiche. P. liegt an der Wien-Prager Eisenbahn und ist der Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Reichenberg, weshalb auch der Ort in dem Kriege von 1866 ein wichtiger Punkt für beide Parteien war.

Paré (Ambroise), lat. Paraeus, der Vater der franz. Wundarzneikunst, wurde 1517 zu Laval im Depart. Mayenne geboren. Nachdem er einige Zeit bei einem Wundarzte in Laval in der Lehre gewesen, bestimmte ihn ein Steinschnitt, der in seiner Gegenwart verrichtet wurde, sich der höhern Wundarzneikunde zu widmen. In Paris, wohin er sich deshalb begab, nahm sich seiner besonders der Professor Goupil am Collége-de-France an. Er machte 1536 den Feldzug in Italien mit und erhielt nach seiner Rückkehr die chirurgische Doctorwürde, wurde 1552 Heinrich's II. Leibwundarzt und diente in gleicher Eigenschaft Franz II., Karl IX. und Heinrich III. Als Karl V. Metz belagerte, erlaubte ihm der König auf den Wunsch der Besatzung, sich dahin zu begeben, da fast alle Verwundete starben, und P. rechtfertigte das Vertrauen, das die Belagerten auf ihn gesetzt hatten. So viele Freunde er aber am Hofe hatte, so bitter haßten ihn die Aerzte. Man beschuldigte ihn sogar, Franz II. vergiftet zu haben. Aber Katharina von Medici wies diese Anklage unwillig ab, und als er Karl IX. von einem gefährlichen Zufalle geheilt hatte, befestigte sich P. so in der Gunst des Hofs, daß der König in der Bartholomäusnacht ihm, dem Protestanten, eine Zuflucht in seinen Zimmern gewährte. Er starb zu Paris 22. Dec. 1590. Hauptsächlich verdankt man ihm eine bessere Behandlung der Schußwunden. Auch verbesserte er die Operation des Trepanirens, führte die Unterbindung der Arterien wieder ein, operirte Gelenkverhärtungen u. s. w. Seine Werke (Par. 1561 u. öfter) wurden ins Lateinische und Deutsche übersetzt.

Parentalien ist der allgemeine Ausdruck für alles das, was zu Ehren der verstorbenen

Aeltern oder Anverwandten geschieht. Die Anwendung gewisser Feierlichkeiten bei oder nach der Bestattung Verstorbener, die zu den Ueberlebenden in engen verwandtschaftlichen Verhältnissen standen, erscheint fast zu allen Zeiten und bei allen Völkern als eine religiöse Pflicht. Das war schon bei den alten Griechen und Römern der Fall. Bei ihnen gehörte es zu den P., nicht blos ein feierliches Leichenbegängniß zu veranstalten, sondern auch Opfer und Libationen zu bringen, an der Ruhestätte eine Rede zu halten, die vorzugsweise eine Lobrede war. Eine solche Leichenrede heißt Parentation, die bei uns jedoch ursprünglich nur den Zweck hatte, im Namen der Angehörigen des Verstorbenen für die Leichenbegleitung zu danken. Den Verstorbenen zu Ehren fanden auch im Alterthum Leichenmahlzeiten statt. Bei Personen, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, wurden selbst die öffentlichen Zusammenkünfte untersagt und bei allgemeiner Trauer Spiele ihnen zu Ehren veranstaltet. Jährlich feierte man allgemeine Todtenfeste. Aehnliche Feierlichkeiten waren von jeher bei den Juden und Christen gebräuchlich. Bei den Juden pflegten die Angehörigen der Verstorbenen die Kleider zu zerreißen, im Sack und in der Asche zu gehen; die Christen verbanden mit dem Anlegen einer Trauerkleidung und der feierlichen Bestattung das Absingen von Liedern und Psalmen; die Parentation, welche auch bei den Juden gebräuchlich war, fand bis in das 4. Jahrh. fast stets nur am Grabe, erst später in der Kirche statt. Solche Parentationen haben wir noch von Eusebius, Ambrosius, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz u. a. Auch in Gebeten und in der Feier des Abendmahls gaben sich die P. kund. Zu diesen gehört jetzt noch die Grabrede, die, vorzugsweise mit Beziehung auf die Lebensverhältnisse des Verstorbenen, eine Parentation ist.

Parentel heißt in der mittelalterlichen Rechtssprache sowol die Gesammtheit der von einem gemeinschaftlichen Ahn abstammenden Personen, die Sippschaft, als das Glied oder der Inbegriff aller Personen, welche von dem gemeinschaftlichen Stammvater gleichweit entfernt sind. An die letztere Bedeutung hat man bei der altdeutschen Parentelenordnung zu denken, d. h. derjenigen Erbfolgeordnung, bei welcher es darauf ankam, wer den nächsten Stammvater mit dem Verstorbenen gemein hatte. Respectus parentelae ist das verwandtschaftliche Achtungsverhältniß, in welchem jemand zu den Geschwistern eines Ascendenten (z. B. der Neffe zur Tante) steht. Es kommt dasselbe im Eherecht als Ehehinderniß in Betracht.

Parenthĕse (griech. parenthesis), d. i. Einschaltung, heißt eine nicht nothwendig zu einer eben behandelten Sache gehörige Erwähnung, welche entweder den Zusammenhang unterbrechend in der Mitte des Hauptsatzes eingeschoben oder am Schlusse desselben hinzugefügt wird. Bei den alten Rhetoren galt die P. auch als Redefigur, die häufig mit Absicht zur Erhöhung der Lebhaftigkeit durch Unterbrechung des ruhigen Gangs der Rede angewendet wird. In der schriftlichen Darstellung pflegt man solche Einschaltungen gewöhnlich durch das Einschaltungszeichen ( ) oder [ ], auch Klammer oder P. genannt, zur Erleichterung beim Lesen anzudeuten. Bisweilen, besonders wo die Einschaltung eine rhetorische Bedeutung hat, bedient man sich statt der Klammern auch der Gedankenstriche (— —). — Parenthesen oder Klammern werden in der Mathematik gebraucht, um anzudeuten, daß die eingeschlossenen Größen als ein Ganzes betrachtet werden sollen und die vor oder hinter den Klammern stehenden Rechnungszeichen sich auf dieses Ganze beziehen. So bedeutet z. B. $(a + b - c) : d$, daß das Polynom $a + b - c$ durch d dividirt werden soll. Nicht selten sieht eine P. in einer andern, z. B. $[a - (b + c)] : d$.

Parēre (ital.; d. i. scheinen, dünken) nennt man ein schriftliches Gutachten von unparteiischen und unterrichteten Kaufleuten oder auch von Handelskammern über eine streitige Handelssache.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parfums (vom lat. par, durch, und fumus, Rauch, Duft, also durchdringender Geruch), Parfumerien oder Odeurs ist der franz. Name für alle zur Verbreitung von Wohlgerüchen angewendeten Substanzen. Die Kunst der Anfertigung von P. entwickelte sich zuerst im Orient und überhaupt in heißern Ländern aus dem Bedürfnisse, den dort stärker und unangenehmer auftretenden Geruch des menschlichen Schweißes durch angenehme Gerüche zu verdecken. Zeugnisse für die schon frühzeitige Ausbildung dieser Kunst liefern die Bibel und andere alte Urkunden in Menge. Man zündete Räucherwerk an, besprengte Betten und Kleider mit wohlriechenden Wässern, salbte sich sowol das Haupt als auch die Füße, besonders auch die starkschwitzenden Achselhöhlen mit wohlriechenden Oelen und Salben. Auch die Griechen und Römer verfertigten und verbrauchten viele P. Die meisten zur Herstellung von P. verwendeten Stoffe werden dem Pflanzenreiche entnommen, und auch den Bernstein kann man als fossiles Harz hierher rechnen. Nur wenige von diesen Stoffen, wie Moschus und Ambra, gehören dem Thierreiche an. In neuerer Zeit hat man zu Parfumeriebereitung verwendete Substanzen auf chem.

Wege aus rein mineralischen Bestandtheilen hergestellt, wie das als künstlicher Moschus verwendete Nitrobenzol. In den Pflanzen finden sich die Wohlgerüche entweder in den Blüten, Früchten, Wurzeln oder Rinden, oder in mehrern dieser Theile zugleich, und zwar gewöhnlich in der Form von ätherischen Oelen und Harzen. Die wohlriechenden Stoffe werden nur selten einfach und ungemischt zu P. verwendet, wie der Weihrauch im kath. Cultus; meist vermischt man sie in mannichfachster Weise. In Hinsicht der Form der Verwendung werden entweder die getrockneten wohlriechenden Pflanzentheile zerkleinert und pulverisirt, wie bei den Räucherpulvern und Riechkissen (sachets), oder es werden die in ihnen enthaltenen ätherischen Oele und Harze mit Fetten und fetten Oelen, wie bei den **Pomaden** (richtiger Pomaten, vom lat. pomum, Obstfrucht) und Salben, vermischt, oder auch in Wasser, Weingeist oder Essig aufgelöst, wie bei den wohlriechenden Wässern. (S. **Eau de Cologne**.) In neuerer Zeit stellt man auch aus pflanzlichen und unorganischen Stoffen, welche an sich gar nicht, wenig oder gar übel riechen, auf chem. Wege den ätherischen Oelen ähnliche, in den P. massenhaft verwendete Verbindungen her, die sog. aromatischen Aether. (S. **Aether** und **Fusel**.) Was den Gebrauch von P. betrifft, so ist es jedenfalls besser, die üblen Gerüche, wo sie sich auch zeigen mögen, durch Reinlichkeit sorglich zu entfernen, anstatt sie mit Wohlgerüchen blos zu verdecken und zu bemänteln. Jedenfalls aber hat man die P. nur sparsam anzuwenden, da sehr starke Gerüche schon bei kräftigen, noch mehr bei schwächlichen Personen Kopfschmerzen, nervöse Affectionen u. s. w. nach sich ziehen. Vgl. Rimmel, «The book of parfumes» (Lond. 1864).

Parga, eine feste Stadt von 5000 E., mit einem doppelten Hafen, an der Küste des türk. Ejalets Jannina (Albanien), der Südspitze Korfus südöstlich gegenüber, nördlich vom Hafen Phanari, in welchen der Acheron mündet, liegt auf einem Felsen, der an drei Seiten vom Meer umspült ist und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, auf deren Spitze eine fast unbezwingliche Citadelle sich befindet. Die Stadt wurde zur Zeit des Verfalls des röm. Reichs gegründet und stand seit 1401 bis zum Untergang der Republik Venedig (1797) mit dieser im Bündnisse. In Unabhängigkeit von Ali-Pascha von Jannina sich behauptend, wurde sie in dieser Zeit das Asyl aller von diesem Tyrannen Verfolgten, der deshalb alles aufbot, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen, die im Vertrage zwischen Rußland und der Pforte 1800 an letztere überlassen wurde. Als Napoleon im Tilsiter Frieden darauf nicht einging, dem Pascha P. und die Ionischen Inseln zu überlassen, befreundete sich derselbe mit den Engländern, die nun das unter franz. Schutz gestellte P. der Pforte, eigentlich aber dem Pascha zusprachen. Allein die Pargioten schlugen alle Angriffe des Pascha siegreich zurück, bis sie 1815 genöthigt waren, sich unter engl. Schutz zu stellen und die Einverleibung in die Republik der Ionischen Inseln nachzusuchen. Die Engländer legten Besatzung nach P., ohne jedoch die Bitte der Einverleibung eigentlich zu gewähren. Es wurden dagegen von ihnen Unterhandlungen mit dem Pascha von Jannina eingeleitet und diesem, nachdem er allen Bewohnern, damals 5000 christl. Albanesen, wenn sie auswandern wollten, eine Geldentschädigung versprochen hatte, die Stadt 1819 übergeben. Die Einwohner wandten sich, nachdem sie die Gebeine ihrer Vorfahren ausgegraben und verbrannt, fast alle nach den Ionischen Inseln. Vgl. Mustoxidis, «Précis des évènements qui ont précédé et suivi la cession de P.» (Par. 1820).

Pari, s. **Al pari**.

Parias (vom tamul. pareyer) heißt in Ostindien eine an Zahl sehr bedeutende Menschenklasse, welche zu keiner der vier Kasten des brahmanischen Staats gehören und jedenfalls als die verkommenen Ueberreste der nichtarischen, von den brahmanischen Indiern unterjochten Urbewohner anzusehen sind. Sie leben, besonders im südl. und westl. Dekan, in der tiefsten Verachtung und stehen ganz außer dem brahmanischen Gesetze. In den meisten Provinzen Indiens ist ihnen nicht verstattet, Land für ihre eigene Rechnung zu bebauen, sondern sie sind verpflichtet, sich den Mitgliedern der übrigen Kasten zu geringen und niedrigen Handarbeiten zu verdingen. Wer einen Paria berührt, mit ihm oder von ihm bereitete Speisen ißt oder in seine kümmerliche Wohnung tritt, wird unrein.

Parini (Giuseppe), ital. Dichter, geb. 22. Mai 1729 in dem mailänd. Dorfe Bosisio, wurde für die geistliche Laufbahn gebildet, lebte aber seit 1752 als Hauslehrer in mehrern Familien und widmete sich der Dichtkunst. Unter dem Einflusse franz. Muster schrieb er die Satire «Il mattino, il mezzogiorno, il vespro e la notte» (Prachtausgabe, Mail. 1811; außerdem Flor. 1818 und 1822; auch Padua 1822), worin er das Leben und die Sitten der sog. guten Gesellschaft geiselte und durch die er seinen Ruhm begründete. Durch den österr. Minister Firmian erhielt er eine Professur in Mailand und die Redaction der «Gazetta milanese». Während

der franz. Occupation war er einer von denen, welche sich für die republikanischen Ideen begeistert hatten, und Mitglied der Municipalität von Mailand. In letzterer Stellung starb er 15. Aug. 1799. Seine gesammelten Werke, von Reina herausgegeben (6 Bde., Mail. 1801—4), enthalten, außer der erwähnten Satire, eine zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand gedichtete Oper «Ascanio in Alba», Cantaten, lyrische Dichtungen und Aufsätze in Prosa. Die Poesien erschienen auch besonders gesammelt (Flor. 1823) und ebenso die prosaischen Arbeiten (Mail. 1821), welche in einigen akademischen Reden, Briefen, Programmen, einer Novelle und der Abhandlung «Principj delle belle lettere» bestehen.

Päris, auch **Alexandros** genannt, war nach griech. Sage der zweite Sohn des Priamos und der Hekabe. Während der Schwangerschaft träumte seiner Mutter, sie habe einen Feuerbrand geboren, der die ganze Stadt in Feuer setze. Dieser Traum wurde von den Sehern dahin ausgelegt, Hekabe werde einen Sohn gebären, der dem Vaterlande den Untergang bereiten würde. Deshalb ließ Priamos den Neugeborenen durch einen Hirten auf dem Idagebirge aussetzen; dieser aber fand das Kind nach fünf Tagen wohlerhalten, von einer Bärin gesäugt, erzog es nun mit seinem Kinde und gab ihm den Namen P. Den Namen Alexandros erhielt er, weil er sich als Jüngling durch Vertheidigung der Heerden und Hirten auszeichnete. Vor ihm, als Hirten, erschienen auf Zeus' Geheiß, von Hermes geführt, Here, Athene und Aphrodite, um den bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis zwischen ihnen ausgebrochenen Streit, welcher der Preis der Schönheit gebühre, von ihm entscheiden zu lassen. Here versprach ihm die Herrschaft über Asien und Reichthum, Athene Kriegsruhm und Weisheit, Aphrodite aber das schönste Weib, die Helena, zur Ehe; P. entschied sich zu Gunsten der Aphrodite. Obgleich er schon mit Oenone, der Tochter des Flußgottes Kebren, vermählt war und diese ihn vor der Helena warnte, beschäftigte ihn doch nur jenes Versprechen der Aphrodite. Zu dieser Zeit wurde auch seine Herkunft entdeckt. Priamos stellte nämlich eine Leichenfeier des todtgeglaubten P. an, wobei P. erschien und die Söhne des Priamos in den Kampfspielen besiegte. Deïphobos (oder Hektor) zog deshalb das Schwert gegen ihn, aber er entfloh an den Altar des Zeus Herkeios, wo er von Kassandra erkannt und von Priamos als Sohn aufgenommen wurde. Hierauf segelte er unter dem Schutze der Aphrodite nach Lacedämon, entführte die Helena (s. d.), während Menelaos in Kreta abwesend war, vermählte sich mit ihr auf der Insel Kranaë, Gytheion gegenüber, und kehrte mit ihr und vielen Schätzen, die er außerdem dem Menelaos geraubt, über Aegypten und Phönizien in seine Heimat zurück. Als Menelaos seine Gemahlin vergebens zurückverlangt hatte, erhob sich fast ganz Griechenland zu seinem Beistande, und es kam zu dem Trojanischen Kriege. (S. **Troja**.) In diesem schildert die Ilias den P. als nicht unerfahren im Kriege, aber als säumig und feig; als Urheber des Kriegs ist er den Seinigen verhaßt. Ueber sein Ende berichtet die nachhomerische Sage, daß er, nachdem er im Tempel des Thymbräischen Apollo den Achilles hinterlistig getödtet, durch einen vergifteten Pfeil des Philoktetes verwundet wurde. Da gedachte er der treulos verlassenen Oenone, welche ihm einst versprochen, ihn zu heilen, wenn er verwundet werden sollte, und begab sich zu ihr auf den Ida; diese aber, eingedenk der erlittenen Beleidigung, schlug ihm die Heilung ab. Er kehrte nach Troja zurück und starb. Dargestellt wird P. gewöhnlich als jugendlich schöner Hirt, unbärtig, in phrygischem Costüm.

Paris, Haupt- und Residenzstadt von Frankreich, ursprünglich Wohnsitz des gallischen Volksstammes der Pariser und Loutouhezi genannt, sodann von den Römern in Lutetia latinisirt, mit dem Zusatze Parisiorum, wovon der heutige Name herkommt, war lange bevor es eine der Riesenstädte Europas wurde, ein kleiner Handelsplatz, und zu Cäsar's Zeit auf die Insel in der Seine, jetzt die Cité, beschränkt, aber doch schon von Bedeutung; denn Cäsar nennt es oppidum, hielt daselbst einen gallischen Reichstag und ließ hier seine brit. Flotte bauen. Zwischen den Zusammenflüssen der Marne und Oise mit der Seine, unterhalb der Yonne und Aube gelegen, stand es durch diese Stromgewässer einerseits mit dem Ocean und Westen, andererseits mit den wichtigsten Theilen des Nordens und Ostens von Gallien in Verbindung und sah sich also von Natur auf Rhederei und Schiffahrt hingewiesen. Auch betrieben seine Einwohner vornehmlich die Verschiffung von Frachtgütern und steigerten ihren Wohlstand, indem sie zu ihrem Speditionshandel einen Stapel- und Umsatzhandel hinzufügten. Aus der hochansehnlichen Schifferzunft (splendidissimum corpus nautarum) wurden die Schirmherren der Stadt (defensores civitatis) gewählt; sie sind unzweifelhaft der Anfang des spätern Stadtmagistrats, und daher kommt vermuthlich auch das segelnde Schiff, welches P. bis auf den heutigen Tag in seinem Stadtwappen führt. Diese bürgerliche Behörde hatte ihren Sitz in einem thurm- oder burgartigen Gebäude an der Stelle des jetzigen Justizpalastes; es heißt bei Ammianus

Marcellinus die Citadelle und war das erste pariser Rathhaus. Unter den Kaisern erlangte die Stadt zu ihrer commerziellen Bedeutung noch eine eigene polit. Wichtigkeit wegen der ganz centralen Lage, die schon Cäsar mit militärischem Scharfblick als die beste Stelle erkannt hatte, wo man rechts an den Rhein und links bis nach Britannien hinkommen konnte. Konstantius Chlorus erbaute während seines Aufenthalts in Gallien (292—306) auf den Anhöhen des linken Seineufers einen weitläufigen Palast, der mit seinen Gärten und sonstigen Anlagen sich von dem kleinen Flußarme bis zum gegenwärtigen Platz der Sorbonne erstreckte. Derselbe hieß nachher der Thermenpalast wegen der darin befindlichen Bäder, von welchen am Boulevard St.-Michel noch ein hoher, gewölbter Saal, das Frigidarium, übrig ist, und dem 3 M. weit von Rungis her ein bei dem danach benannten Dorfe Arcueil ebenfalls noch restweise bestehender Aquäduct das Wasser zuführte. Julian bewohnte den Palast mehrere Jahre und wurde hier zum Augustus ausgerufen. Die röm. Soldaten hatten an der Stelle des heutigen Luxembourg ein verschanztes Lager, und nicht weit davon, nach dem Pantheon zu, war ein Amphitheater, in dessen Arena zur Zeit Gratian's 100 Löwen auf einmal erschienen, ein Umstand, der zur Genüge die Wichtigkeit der kaiserl.-röm. Niederlassung bezeugt. Ebenso wichtig war diese feste Stellung für die Franken nach der Eroberung Galliens, bei den Kämpfen, die sie am Rhein mit den nachdrängenden deutschen Stämmen zu führen hatten, und Chlodwig befestigte seine Herrschaft wesentlich durch die Besetzung von P., wo er sich in den Thermen einquartierte. Seine Nachfolger zogen nach der Cité; das bisherige Rathhaus wurde königl. Residenz. Wie sich einst um die Kaiserwohnung auf der Mittagsseite ein röm. Stadttheil angesetzt hatte, so bildete sich jetzt dem Königssitze gegenüber am rechten Ufer eine fränk. Vorstadt, die schon unter Dagobert (628—638), wie es scheint, eine gewisse Ausdehnung erreicht hatte, da sie, nach einigen Angaben, mit Mauern eingeschlossen war. Diese Entwickelung erlitt einen Stoß durch den Uebergang der königl. Gewalt von den Merovingern an die Karolinger, die ihre Erhebung dem austrasischen Adel verdankten und deshalb ausschließlich im Nordosten des fränk. Reichs verweilten. Bei der Vereinigung aller deutschen Stämme im karolingischen Staatssystem eignete sich P. nicht mehr zur Hauptstadt, weil man keine Rheingrenze mehr zu decken hatte; es wurde der Sitz eines Grafen und, wie das mächtige Reich Karl's d. Gr., ein Beute abenteuernder Seeräuber. Als die Pariser sich endlich im J. 885 der Normannen erwehrten, war Schiffahrt und Handel der Seine zerstört, der röm. Stadttheil auf dem linken Ufer und die fränk. Vorstadt auf dem rechten eingeäschert, die Cité verarmt und alles von neuem anzufangen. Die Schwäche der austrasischen Regenten verstärkte die Reaction des neustrischen Elements, des fränkisch-salischen Volksstammes, der, länger in Gallien ansässig und enger mit der übrigen Bevölkerung verwachsen, sich durch Sprache und Sitten von den später hinzugekommenen und rein deutsch gebliebenen Ostfranken unterschied. Die Grafen von P. traten an die Spitze dieser Opposition, und einer von ihnen, Hugo Capet, hielt sein Ansehen für groß und seine Partei für stark genug, um die Schonung gegen das Geschlecht der Karolinger abzulegen und zu der Macht auch den Titel des Königs annehmen zu können (987). Allmählich erhob sich P. wieder aus seinen Schutthaufen, und die unter den letzten Merovingern eingetretene Entwickelung erneuerte sich unter den ersten Capetingern. Das linke Ufer der Seine, nunmehr verlassen und entfernt von dem Glanz und Andrang, welchen die fürstl. Gegenwart immer um sich verbreitet, blieb sehr zurück gegen den am rechten Ufer, der königl. Residenz gegenüberliegenden Stadttheil, der schnell so beträchtlich anwuchs, daß schon Ludwig der Dicke für nöthig hielt, ihn mit einer Mauer zu umgeben. Eben dieser König ließ anstatt der hölzernen Thürme an den beiden Brücken, die vom Festlande nach der Cité hinüberführten, steinerne Castelle erbauen: das kleine Châtelet auf der Südseite an der Stelle, welche gegenwärtig die Place du Petit-Pont einnimmt, und das große Châtelet auf der Nordseite, wo jetzt das neue Châtelet-Theater steht. Das große Châtelet war der Sitz des Burgvogts (prévôt du roi), der im Namen des Königs die Justiz und Polizei handhabte. Die Municipalangelegenheiten besorgte ein Kaufmannsvogt (prévôt des marchands) mit beisitzenden Schöffen, die von der pariser Hanse oder Kaufmannschaft gewählt wurden und sich im Bürgersprechhause (parloir aux bourgeois) neben der königl. Burgvogtei versammelten. Auch in der Glanzepoche des franz. Mittelalters, unter Philipp August und Ludwig dem Heiligen, verschönerte und erweiterte sich P. besonders in der Cité und auf dem rechten Ufer. Unterdessen trat im öffentlichen Leben, neben Gewerbwesen, Handel und Königsmacht, ein neues Element auf, die Wissenschaft, die, als Universität ausgestaltet, unter den Weinbergen und Gärten an dem stillen, damals fast öden Ufer der Südseite sich ansiedelte. Die Klosterschulen und die von Königen oder Privatpersonen gestifteten höhern Lehranstalten und Gelehrteninnungen theilten sich

in den ehemaligen Garten des Thermenpalastes. Die gelehrten Abteien St.-Victor und St.-Germain gründeten ebenfalls auf dieser Seite ihre Wohnstätten, in die nur zu oft der Lärm des Schulgezänks und der Conflicte zwischen den Mönchen und Studenten eindrang. Von nun an lebte das linke Ufer, wie es nachher immer lebte, ein ganz besonderes Leben, das seine eigenen Brennpunkte und nur einen entferntern Zusammenhang mit den andern Lebenskreisen der Hauptstadt hatte. So bildeten sich drei große Stadtdistricte: auf der Insel die Cité, der Sitz des Hofs und der Luxusindustrie; im Süden das «Viertel jenseit der kleinen Brücke», der gelehrte Stadttheil, der noch jetzt das Schulviertel (quartier des écoles) oder Lateinerland (pays latin) heißt; im Norden das «Viertel jenseit der großen Brücke», der größte und bevölkertste Stadttheil mit den Localen der Bürgergemeinde, den Märkten und allerlei Gewerben. Obgleich in engen Grenzen eingeschlossen (die von Philipp August um die ganze Stadt herum aufgeführte Ringmauer hatte etwa ¾ M. im Umfange), war P. am Ende des 13. Jahrh. doch schon durch seine Bevölkerung von ungefähr 150000 Einwohnern eine der wichtigsten Städte Europas. Im Gewerbwesen hatte es das Monopol der Luxus- und Toilettengegenstände; seine Ueberlegenheit im Schnitt der Kleider, im Verarbeiten von Gold und Silber, im Fabriciren von Hüten, Handschuhen, Stickereien, kurz im Beflittern und Verzieren des menschlichen Leibes war unbestritten. Nicht allein in feinern Geschmackssachen sicherte ihm sein Modetand aller Art die Herrschaft, auch in der höhern Geistesbildung behauptete es den Vorrang durch seine Universität, die erste Anstalt ihrer Art (Salerno war mehr Arzneischule, Bologna Rechtsschule), welche der Gründung aller ihrer Schwesteranstalten im übrigen Europa zum Muster diente und 20000 Studenten von allen europ. Nationen zählte.

Unter den Valois sollte sich die Stadt noch mehr zertheilen. Als die königl. Macht den rebellischen Parisern die Oberhand wieder abgewann, verlegte sie ihren Wohnsitz aus der Cité nach dem rechten Seineufer hinüber, nicht weit weg von dem Hause an der Grève, das von den Bogengängen an seiner Façade das «Haus mit den Pfeilern» (maison aux piliers) hieß, und wo die momentan siegreiche Bürgergemeinde in der Person ihres allgewaltigen Kaufmannsvogts Etienne Marcel gethront hatte (1357). König Karl V. mußte als Dauphin der Niedermetzelung seiner beiden Räthe zusehen, und das Andenken dieses blutigen Auftritts im Palast der Cité verleidete ihm ohne Zweifel die dortige Residenz. Bei seiner Thronbesteigung verwendete er den Ertrag der von den Aufrührern erhobenen Geldstrafen und Güterconfiscationen zur Anlage einer königl. Domäne, des berühmten Hôtel St.-Paul, so genannt wegen der naheliegenden Kirche dieses Namens, das, aus vielen Herrenhäusern bestehend und in seinem Umkreise Höfe, Kasernen, Klöster, Paläste, Gärten, Menagerien, ja sogar Viehtriften einschließend, den ganzen Raum zwischen dem heutigen Bastilleplatz und Quai des Célestins einnahm. Der Wunsch, sich vor den Meuterern mehr zu schützen und in Acht zu nehmen, hatte gewiß Antheil an diesem Residenzwechsel, und später mußte der burgund. und engl. Einfluß dazu beitragen, daß der Hof sich gegen Nordosten, im Quartier des Marais, ansiedelte. Man war so nicht ungern bei den Kanonen der Bastille und auf dem Wege nach Vincennes. 1417 wurde das Hôtel des Tournelles, dessen Stelle gegenwärtig die Place-Royale ausfüllt, königl. Residenzschloß. Hier wohnten die Valois von Karl VII. bis Heinrich II., unter welchen die Hauptstadt von den Nöthen und Wirren jener Zeit viel zu leiden und endlich auch noch davon Schaden hatte, daß der Hof sich daraus entfernte. Als Heinrich II. bei einem vor dem Hôtel des Tournelles gehaltenen Turnier verwundet wurde und darauf starb, wollte seine Witwe Katharina von Medici nicht länger in diesem Schlosse bleiben; sie vertauschte es gegen das Louvre, welches damals noch außerhalb der Ringmauer lag, und ließ nebenan den Palast der Tuilerien erbauen. Der Umzug des Hofs war Veranlassung, daß auch der hohe und niedere Adel seiner Umgebung allmählich den Wohnsitz veränderte. Die Hofedelleute scharten sich um den König und dessen neue Residenz zusammen, während die Edelleute vom Richterstande, nicht so reich und in ihren Sitten strenger als die galanten und eleganten Herren vom Ritterstande, sich um das Parlament herum gruppirten, welches, durch die regelmäßigere Ausbildung des bürgerlichen Gerichtswesens an Wichtigkeit zunehmend, die verlassene Königsresidenz in der Cité mit seiner eigenen Person und das große Châtelet mit seinen Gerichtsdienern besetzte. Auf solche Art war P. unter den letzten Valois und den ersten Bourbons gleichsam in acht Städte getheilt. Der Hof hatte das Louvre und die Tuilerien inne, in deren Umgebung bald viele adeliche Herrenhäuser emporstiegen und die ersten Anfänge zu wichtigen neuen Stadttheilen bildeten. Das «Viertel jenseit der großen Brücke», nun die Stadt (la ville) genannt, begriff das Rathhaus am Grèveplatz, die Märkte und Hallen, die Districte des Groß- und Kleinhandels, und die Straßen des Lumpengesindels

(rues de la grande et de la petite truanderie), die mit ihren Bewohnern diese Namen wohl verdienen mußten. Das Marais, das ehemalige Hofquartier, war noch während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. von großen Familien des Adels und Parlaments bewohnt und erhielt damals von allen Stadtvierteln zuerst eine regelmäßige Anlage; allein seine breiten und geraden neuen Straßen, die geräumigen Bogengänge, die schattigen Alleen, der frische Rasen und die plätschernden Springbrunnen seines prächtigen Platzes (Place-Royale) vermochten nicht, eine Bevölkerung festzuhalten, die ihre Interessen und Geschäfte nach andern Stadtgegenden hinriefen. Richelieu selbst, der jene Verschönerungen ausführen ließ, hatte zwar anfangs sein Hôtel an dem genannten Platze, baute sich aber später in der Nachbarschaft des Louvre einen neuen Palast, auf dessen Trümmern das heutige Palais-Royal angelegt ist. Der Hofadel folgte seinem Beispiel, und die großen Parlamentsfamilien bezogen die herrlichen Häuser, womit sich die bisher fast öde Insel St.-Louis bedeckt hatte. Die Cité war halb kaufmännisch, halb parlamentarisch und nebenbei von alters her die Heimat von allerlei armem und losem Volk. Das Faubourg St.-Marceau faßte den wenigen Handelsbetrieb in sich, welchen die Landstraßen von Orleans und Italien dahin brachten. Das Universitätsviertel enthielt die zugleich streitsüchtige und arbeitsame Bevölkerung der Studenten und Gelehrten. Der Mauerring des Klosterstiftes St.-Germain umschloß alles, was sich in den Schutz seiner alten Vorrechte begeben hatte; man lebte hier unter dem Krummstabe nicht so theuer und ruhiger, ausgenommen, wenn die mit dem Abte und seinen Mönchen bitter verfeindeten Studenten anrückten und die ganze Klosterclientel in Angst und Schrecken versetzten, wovon man sich jedoch bald wieder erholte. Gewisse Gewerbe umherziehender Art, Hausirer, Kleinkrämer, Spielleute, Seiltänzer, Possenreißer, setzten sich hier fest und gediehen lustig hinter den bevorrechteten Klostermauern. Daraus entstand 1482 ein Freimarkt, der für P. lange das war, was nachher das Palais-Royal wurde, nämlich eine stehende Messe. Dieses erste Faubourg-St.-Germain, das alte Klosterquartier, erstreckte sich ungefähr über den Raum, welchen jetzt die Straßen Dauphine, Tournon und Bonaparte einschließen, und ist zu unterscheiden von den zwei Klerikerwiesen (prés aux clercs), deren Stelle das jetzige Faubourg St.-Germain einnimmt, und um welche sich die Klosterabtei und die Universität so lange, bisweilen sogar mit Waffengewalt, stritten. Sie dienten zu öffentlichen Spaziergängen und Vergnügungsorten und waren durch einen breiten Kanal getrennt, der von der Seine bis unten an die Straße St.-Benoît hinlief und 1512 zugeschüttet wurde. Der kleine Pré-aux-Clercs, von Heinrich IV. als Lagerstatt gebraucht, war noch lange nachher der Kampfplatz blutiger Ehrenhändel und Raufereien, bis die Universität die Terrains gegen Grundzins und Renten verkaufte, mit der Bedingung, daß man darauf bauen solle, was seit 1629 geschah. Diese kleinen Städte in der großen Stadt, ohne gemeinsames Ineinanderwirken, entsprachen dem damaligen Zustande der Gesellschaft, die sich in Stände schied und eben deshalb verschiedene Mittelpunkte und Kategorien von Sonderinteressen hatte. Hof, Kirche, Adel, Universität, Parlament, Bürgergemeinde waren besondere, selbständige, lebenskräftige Körperschaften, deren jede ihre besondere Residenz hatte, die sie allein beleben und anfüllen konnte. Mit jedem dieser Elemente vermengten sich Handel und Industrie, indem sich kleine Kramwirthschaften und ganz geringe Gewerbe schmarotzerartig an jede der großen und mächtigen Standesinteressen hingen. Auch gewann die Hauptstadt fortwährend an Umfang und Reichthum, soviel als bei solchen Verhältnissen anging.

Der Hauptumstand der Entwickelung von P. unter Ludwig XIV. und dessen Nachfolgern war die zunehmende Wichtigkeit des Faubourg St.-Germain. Der unter Heinrich IV. beendigte und durch das vorhergehende Anwachsen dieses Faubourg veranlaßte Bau des Pont-Neuf hatte seinerseits den Aufschwung schon beschleunigt, da diese Brücke die Stadt mit der Cité und diese mit der Vorstadt St.-Germain verband, und außerdem war noch das Palais d'Orléans von Maria von Medici an der Stelle des Hôtel de Luxembourg angelegt worden. Alles das zusammen zog nach jener Seite hin die Vergnügungen der guten Gesellschaft, die Theater, die modischen Sammelplätze und Wirthshäuser. Der Klosterjahrmarkt erhielt mit der stärkern Kundschaft eine bedeutendere Erweiterung, und der Pré-aux-Clercs bevölkerte sich unter dem Einfluß seiner Nachbarschaft. Als vollends der Pont-Royal 1685 die directe Verbindung mit dem Aufenthalt des Hofs herstellte, war dem westl. Theile des adelichen Faubourg die Residenz aller großen Familien gesichert, die nun ihre Stadtwohnung dahin verlegten, wenn sie auch ein anderes Wohnhaus in Versailles hatten. Nach diesem Schlosse war von hier kein weiter Weg, und das Quartier St.-Germain hatte deshalb einen Vorzug, welchen das Faubourg St.-Honoré, obschon es ebenfalls in gewissem Grade zunahm und näher bei den Tuilerien lag, dem erstern

nicht streitig machen konnte, solange der Hof nicht nach P. zurückgekehrt war. Die Ringmauer von P. spielte eigentlich seit Heinrich IV. keine militärische Rolle mehr, obwol man noch 1626 auf der Mitternachtseite eine neue gebaut hatte, die von der jetzigen Almabrücke über die Avenue-Montaigne und die Boulevards von der Madeleine bis zur Bastille hinüber einen Halbcirkel schlug. Diese Mauer und der ganze Festungsüberrest des Mittelalters verschwanden unter Ludwig XIV., und an ihre Stelle traten schöne, mit doppelten Baumreihen besetzte Promenaden. Unter Ludwig XVI. wurde jedoch P. abermals mit einer Mauer umgeben, die nicht wie alle frühern die Bestimmung hatte, die Stadt gegen feindliche Anfälle zu decken, sondern den Fiscus gegen Schmuggelei schützen sollte. Ihr Umfang betrug beinahe $3^1/_2$ M., und die in die Stadt hineinführenden Haupteingänge, wegen der sie verschließenden Gitterthore Barrièren genannt, waren mit größern oder kleinern Gebäuden ausgeschmückt, deren seltsam antikischer Architekturgeschmack gar nicht ahnen ließ, daß sie zu Accisebureaux, Mauthnerwohnungen und Wachthäusern dienten. Die Dörfer und Vorstädte, die sich jenseit der alten Ringmauer ganz in der Nähe gebildet hatten, wurden durch die neue Zollmauer dem Inbegriffe der Stadt angeschlossen und verschafften ihr einen ansehnlichen Zuwachs. In Anzahl und Stattlichkeit großer Paläste übertraf P. schon damals bei weitem alle europ. Hauptstädte, war aber bei aller Pracht und äußern Größe eine altfränk. Stadt von zufälliger Anlage, ein Labyrinth unregelmäßig durcheinanderlaufender, enger, schmuziger Straßen und schlechtgebauter Häuser mit 600000 E.

Infolge der Revolution verloren das Faubourg St.-Germain, das Schulviertel, die Insel St.-Louis und die Cité ihre Bedeutung als Mittelpunkte selbständigen Verkehrs. Anfangs verödet, erlangten sie auch nachher ihren Einfluß und Wohlstand nicht wieder; Adel, Klerus, Parlament, Universität waren hinfort keine besondern Stände mehr und hatten auch nicht mehr ihre eigenen Stadtviertel. Dagegen gewannen die nördl. Stadtgegenden in demselben Grade an Wichtigkeit, als Handel und Gewerbwesen, selbst in ihrer vorläufigen anarchischen Gestalt, das allgemeine Band des neuen Volkslebens bildeten und Betriebsamkeit und voranstrebender Geist zwischen allen Klassen der Gesellschaft eine engere Gemeinschaftlichkeit begründeten. Die Concentrirung aller Staatsgewalten führte nach P. eine beträchtliche Anzahl von Einheimischen und Fremden, die, wenn ihre Geschäfte abgethan waren, begierig Vergnügungen und Zerstreuungen suchten, die sie vorzüglich an zwei Stellen auf dem rechten Ufer fanden. Die nördl. Boulevards waren seit ihrer Anlage unter Ludwig XIV. ein Erholungsort für die Pariser. Ihre bequeme Lage, ihre schönen Baumreihen zu beiden Seiten, ihr herrlicher Weg in der Mitte, ihre Kaffeehäuser, Restaurants, Theater, Buden, Spiele und Gaukelbühnen aller Art machten sie theils zu einem Modespaziergang der vornehmen Gesellschaft, theils zu einem immerwährenden Jahrmarkt; im Verlauf der Revolution wurden sie beides in größerm Maßstabe. Das eigentliche pariser Leben hatte jedoch damals seinen Mittelpunkt im Palais-Royal, das nicht allein der Hauptsammelplatz der Müssiggänger und der große Bazar für den Detailhandel mit Luxuswaaren, sondern auch die Börse der Wechsler, Mäkler und Wucherer war, und die spätere ordentliche Börse und Bank konnte in keiner andern Gegend der Stadt ihre Stelle finden. Der Nordwesten von P. verschlang so den Vortheil, in welchen sich bisher die Cité und die Vorstadt St.-Germain theilten. Die mannichfaltigen Modesachen und Vergnügungen, die sonst über mehrere Stadtviertel zerstreut waren und verschiedenen Märkten, Straßen und Spaziergängen Unterhalt und Lebhaftigkeit brachten, fanden sich jetzt auf einem Punkte des rechten Ufers vereinigt, wo sich alle Künstler, Handwerker und Kaufleute, die von den Launen der Reichen leben, hindrängten. Diese Absorbirung der jenseitigen Stadt durch die diesseitige, die in der Revolution begann, unter dem ersten Kaiserreich und der Restauration fortdauerte, konnte nach den Julitagen von 1830 nicht nachlassen. Die immer höher steigende Wichtigkeit des Handels, der Industrie und Bank überreizte die Lebenskraft der Stadtviertel, welche schon die Hauptfinanzanstalten besaßen. Das Faubourg St.-Honoré und die Chaussée d'Antin, bereits unter dem ersten Kaiserreich mächtig, wurden unter der Restauration eine Art neutraler Terrains, wo der neue Militär- und Geldadel sich die Hände reichten und gegen den alten Hofadel verbündeten. Die Boulevards in der Nähe der Plätze des regsten Geschäftslebens und schnellsten Geldumsatzes erhielten ein prächtigeres Aussehen, denn mit jedem Jahr vermehrte sich die Anzahl und Eleganz der Privathäuser, der Kaffee- und Speisewirthschaften, der Theater und Kaufläden, die sich hier ansiedelten. Zwar blieb das Palais-Royal noch, zumal des Abends, sehr lebhaft und glänzend, allein gegen das Ende der Restauration wurde es den Parisern altmodisch, und das Publikum, welches nun unter den Arcaden auf- und abströmte, gehörte keineswegs zu der eleganten pariser Welt. Die unter Ludwig Philipp ausgetriebenen leichtfertigen Frauenzimmer zogen die Menge

der Pflastertreter, die hauptsächlich ihretwegen hierher kam, nach den Boulevards und gaben die Veranlassung, daß die modischen Kaufläden aus dem Palais-Royal und andern Theilen der Stadt ebenfalls dahin verlegt wurden. So bildete sich allmählich die eleganteste und prächtigste Handelsstraße in P., welche die früher auf dem engen Raume des Palais-Royal zusammengedrängte Scene ins Unermeßliche vervielfältigt, erweitert und verschönert darstellte. Die nordwestl. Bezirke sahen bei sich die reiche Einwohnerschaft, den Luxushandel und die benachbarten Stadtviertel weiter gegen Osten ihre gewerbtreibende Bevölkerung erstaunlich anwachsen. Hingegen der ganze mittlere Theil des alten P. und die Gegenden des linken Ufers versanken entweder, wie die Cité, die Quartiere der Hallen, des Marché St.-Jean, des Rathhauses, des Louvre, der Münze, der Arzneischule, der Sorbonne, der ganze Abhang der Montagne Ste.-Geneviève bis zur Seine, immer tiefer in Schmuz, oder sie verkümmerten einsam, wie das Gros-Caillou, das Quartier St.-Marcel, die Insel St.-Louis und das Marais. Die Stadt hatte keine Kraft der Einheit und des Zusammenhangs, war nicht homogen, sondern bildete, wie schon früher, mehrere Städte mit einem Collectivnamen und einer gemeinsamen Ummauerung. Rund herum, je näher der Mauer, desto breiter und sauberer die Straßen, desto neuer und niedriger die Häuser, desto geringer die Anzahl der Einwohner. Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, desto finsterer, enger und schmuziger die Gassen, desto größer das Gewimmel auf denselben, desto schwärzer und pestilenzialischer die Häuser, keins unter vier Stockwerken, die meisten fünf- und sechsstöckig, und alle mit Menschen vollgepfropft, sodaß 1832—52 die 28 Quartiere im Centrum, d. h. in einem nicht den fünften Theil des damaligen Flächenraums der Stadt betragenden Raum, mehr als die Hälfte der pariser Bevölkerung (400000 Menschen) in sich faßten.

Das Aedilitätsproblem lag klar am Tage: es kam darauf an, die Volksmenge im Centrum durch Hinschieben nach der Peripherie zu verdünnen und sie im allgemeinen hygienischen, moralischen und polit. Interesse über das ganze Gebiet der Stadt zu vertheilen. Die Revolution, das Consulat und erste Kaiserreich begriffen die Aufgabe, hatten aber keine Zeit, sie zu lösen, und konnten nur Voranstalten dazu machen, indem sie eine große Anzahl Kirchen, Klöster und Häuser niederrissen, freie Plätze in der alten Steinmasse schufen und neue Straßen anlegten oder anbahnten. Unter der Restauration geschah nichts in diesem Sinne. Thätiger war die Julidynastie für die Verbesserung der Stadt; aber sie ging langsam, schüchtern, ohne Totalabsichten zu Werke, und ihre Unternehmungen befriedigten in allzu geringem Maße die dringenden Bedürfnisse freierer Bewegung und Auslebung, welche die Anlage der Eisenbahnen und die hieraus erfolgte massenhafte Zunahme des Verkehrs hervorriefen. Dagegen begann mit dem Regierungsantritt Napoleon's III. ein großartiges Bauwesen. Die Verlängerung der Rivolistraße bis zur Straße St.-Antoine, die Hauptstrecke der großen, mit der Seine parallelen und P. von Westen nach Osten durchschneidenden Verkehrslinie, und die Ausmachung des Centralboulevard, der sich unter verschiedenen Namen von Norden nach Süden in einer ununterbrochenen Linie und in einer Länge von mehr als einer deutschen Meile durch die ganze Stadt hindurch (die Cité mit inbegriffen) ausdehnt, waren die ersten Ansätze zu einer gründlichen, planmäßigen Umgestaltung, die seitdem mit raschen Schritten ihren Fortgang genommen hat. Ungeheuere Flächen der alten Stadt wurden seitdem aufgeräumt; ganze Quartiere von baufälligen und schlechten Häusern, eine Masse von krummen, unsaubern und übelberüchtigten Gäßchen verschwanden, und an ihre Stelle traten breite, geräumige Straßen, stattliche, dem Menschen würdige Wohnungen, in welche mit Luft Gesundheit und mit Sonnenlicht Behagen eindrangen. Da in den Bezirken des Louvre, des Rathhauses und der Hallen mehr alte Häuser niedergerissen als neue wieder aufgebaut wurden, weil in diesen mittelsten und volkreichsten Quartieren der Stadt kein Plätzchen unbenutzt geblieben war, so sahen sich die Einwohner gezwungen, nach andern, weniger bewohnten Theilen hinzuziehen und hier wie dort Leben und Verkehr hinzubringen. Auch konnte nicht ausbleiben, daß, sobald excentrische Gegenden durch neue Wege dem Centrum der Stadt angenähert waren, man auch diese Terrains zu Bauten verwendete. Das ganze Quartier zwischen den Straßen St.-Lazare, Clichy und des Martyrs, das von den daselbst angesiedelten Künstlern und Schriftstellern den Namen Neu-Athen erhalten hatte, die Ebene von Monceaux, das neue Quartier Beaujon, die Place de l'Etoile, die auf diesen Platz zusammenlaufenden Boulevards und Avenuen, das ehemalige Quartier François I. in den Champs-Elysées wurden rasch bebaut. Wo vor kurzem weder Haus noch Straße, sondern blos Gärten und leere Landstrecken sich befanden, traf man alsbald stattliche und geräumige Herren- und Miethhäuser, und kaum waren die neuen Häuser fertig, so wurden sie auch bezogen. Unter solchen Umständen erschien

die bereits seit 1853 in Frage gestellte Erweiterung des Weichbildes von P. als eine dringende Maßregel. Das Gesetz vom 16. Juni 1859 verordnete die Vereinigung der Banlieue mit der Stadt und erweiterte die Grenzen von P. bis an das Glacis der unter Ludwig Philipp gebauten Ringmauer der Festungswerke. Man riß die Zollmauer nieder, und es dauerte nicht lange, so waren die Ortschaften der ehemaligen Banlieue, zum Theil sehr ansehnlich, wie Batignolles und Montmartre, jede von 50000 E., mit den diesseitigen Vorstädten zusammengebaut und sowol untereinander als mit den Hauptpunkten der Stadt durch breite und schöne Communicationswege verbunden. Die Omnibuscompagnie verlegte die äußersten Stationen von einigen ihrer Fahrbahnen bis an die neue Ringmauer, und längs dieser Mauer inwendig rund um P. herum legte man eine Eisenbahn (chemin de ceinture), die auf zwei Brücken über die Seine hinüberführt und die sechs großen Eisenbahnhöfe auf beiden Flußufern verbindet. So kann man sich jetzt innerhalb P. ziemlich rasch von einem Punkte der Stadt nach einem andern hinbegeben, und die Bevölkerung vertheilt sich nach den entlegensten Enden hin.

P. liegt in und an der Seine, welche die Stadt von Ostsüdosten nach Westen durchfließt und in zwei kleinere und zwei große Hälften trennt, von denen der nördliche der größte ist. Die befestigte Ringmauer, die ganz P. einschließt, besteht aus einer Militärstraße, Wall, Graben und Glacis; sie ist mit Basteien und Courtinen versehen und durch 66 Thore zu ebenso vielen Eingängen in die Stadt geöffnet, wo sich jetzt die Zollbureaux befinden. Ihr Umfang beträgt beinahe 36 Kilometer (gegen 5 M.). Der längste Durchmesser der Stadt erstreckt sich von Osten nach Westen; seine beiden äußersten Punkte sind von der Porte de Vincennes nach der Porte de Maillot. Diese Entfernung beträgt 9 Kilometer, während der kleinere Durchmesser von Norden nach Süden (von Clignoncourt nach Montrouge) nur $6\frac{1}{2}$ Kilometer ausmacht. Der Flächenraum von P. ist infolge seiner Erweiterung bis zu den Festungswerken von 3400 Hektaren auf 7800 angewachsen, und die Anzahl der Einwohner belief sich nach der Zählung von 1866 auf 1,825274, beinahe das Doppelte der Bevölkerung von 1851. Die Anzahl der Häuser stieg in demselben Zeitraume von 25000 auf 80000. Nach der gegenwärtigen Eintheilung zerfällt P. in 20 Municipalarrondissements, von denen jedes aus 4 Quartieren besteht und einen Maire mit zwei Adjuncten hat. Mit der Verwaltung sind zwei hohe Regierungsbeamte betraut: der Seinepräfect und der Polizeipräfect, beide von gleichem Range, aber mit verschiedenen Amtsbefugnissen. Ihre Obliegenheiten sind ebenso unbeschreiblich schwer als vielfältig. Unter andern gehört dazu, in mehr als 2000 Straßen, die Tag und Nacht von einer Unzahl Karren und Wagen befahren werden, freien und sichern Verkehr zu erhalten, und aus diesen Straßen den Unrath von beinahe 2 Mill. Menschen, von mehrern hunderttausend Pferden und Eseln, von so vielen unreinlichen Handthierungen, vom Regen, Schnee und Frost wegzuschaffen. In P. werden ein Jahr in das andere 600,000000 Pfd. Brot, 2,700000 Hektoliter Wein, ohne Bier und Branntwein, 700,000000 Pfd. Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch, 300,000000 Pfd. grünes Gemüse, 420,000000 Pfd. frisches Obst, 26,000000 Pfd. Backobst und Hülsenfrüchte, 230,000000 Pfd. Zucker, Kaffee und Chocolade verzehrt, 30,000000 Frs. für See- und Flußfische, 21,000000 für Geflügel und Wildpret, 38,000000 für Butter und Eier ausgegeben, und 45,000000 Bund Heu und Stroh, 300,000000 Pfd. Hafer verbraucht. Die Verproviantirung dieses ungeheuern Consumtionscentrums zu erleichtern und die regelmäßige Vertheilung aller zur Leibesnahrung und Lebensnathdurft gehörigen Dinge zu befördern, ist allein eine Aufgabe, von der man nicht begreift, wie sie selbst bei der eifrigsten Vorsorge gelöst werden kann. Bedenkt man nun noch die Menge der übrigen Aufgaben, welche die pariser Stadtverwaltung zu lösen hat, so darf man sich nicht wundern, daß P. jährlich mehr ausgibt als mancher Staat, der in Europa eine ganz achtbare Rolle spielt. In der That muß man auf der europ. Staatsleiter bis Spanien hinaufsteigen, um ein höheres Budget anzutreffen als das pariser, das sich 1866 für Einnahme wie Ausgabe auf 218,159000 Frs. belief.

Zu den Hauptzierden und Hauptverkehrslinien der Stadt gehören die Quais oder Uferstraßen, die, mit Bäumen bepflanzt und mit einer beträchtlichen Anzahl der vornehmsten und prächtigsten Gebäude geschmückt, sich in einer Strecke von 2 franz. M. zu beiden Seiten des Flusses ausdehnen und die mannichfaltigsten und imposantesten Ansichten gewähren; sodann die Boulevards (s. d.), breite, mit zwei Reihen Bäumen besetzte Straßen, alte und neue. Die alten Boulevards sind an den Platz der frühern Stadtwälle getreten. Die halbkreisförmige, von der Magdalenenkirche nach dem Bastilleplatze hinlaufende Linie ist die belebteste und berühmteste Strecke derselben und übertrifft an Schönheit, Glanz und Abwechselung um vieles die seit 1852 angelegten neuen Boulevards, unter welchen sich Boulevard de Strasbourg, Boulevard

de Sébastopol, Boulevard Magenta, Boulevard du Prince Eugène, Boulevard Malesherbes, Boulevard Haussmann, Boulevard St.-Michel am meisten bemerklich machen und durch den schon volkreichen Anblick überraschen. Eine eigene Art Straßen sind die blos für Fußgänger bestimmten und mit Glas gedeckten Passagen, deren es in P. über 150 gibt. Mehrere, z. B. die Passage des Panoramas, Passage Jouffroy, Passage de l'Opéra, Passage Choiseul, Passage Vivienne, dienen, besonders abends und bei schlechtem Wetter, zu Spazierplätzen oder Bestellungsorten, sind daher vortheilhafte Residenzen für den Kleinhandel und mit schimmernden Kaufläden besetzt. Die ältern Straßen von P., obwol mit hohen und theilweise schönen Häusern umgeben, haben durchgängig unregelmäßige Anlage, geringe Breite und schmale Trottoirs, und von den größern läßt sich keine einzige vollkommen übersehen. Dies gilt von den altberühmten Straßen St.-Honoré, Richelieu, St.-Denis, St.-Martin, St.-Antoine, wo eine außerordentliche Geschäftigkeit und Betriebsamkeit herrscht; andere Straßen aus jüngerer Zeit, wie die Rue Vivienne, Rue Laffitte, Rue de la Chaussée d'Antin, Rue Royale, Rue de la Paix, sind zwar breiter und gerader, haben größere Bürgersteige und glänzendere Kaufmannsgewölbe, stehen jedoch weit zurück hinter den seit 1852 gebauten neuen Straßen Lafayette, Turbigo, Réaumur, Maubeuge, Rivoli, Rome, Rennes, Monge u. s. w., die, sehr geräumig, mit vortrefflichen Fußwegen versehen und im ganzen sehr regelmäßig, sich dem Auge in unerreichbarer Ferne darstellen und eine überraschende Anschauung von der Ausdehnung der ungeheuern Stadt gewähren. Außerdem errichtete man auf den Kreuzwegen runde Plätze mit erhöhten Schutzstellen für Fußgänger, und in verschiedenen Gegenden der Stadt größere und kleinere Squares, nämlich Rasenplätze mit Bäumen, Gebüsch, Blumenbeeten, geschlängelten Wegen verziert, von eisernen Geländern eingefaßt und für jedermann zugänglich. So entstanden um die Ruinen des Thermenpalastes, das Conservatorium der Künste und Gewerbe, den alten Kirchthurm St.-Jaques de la Boucherie, den Temple, das Château d'Eau u. s. w. hübsche Gärten, an deren Grün sich das Auge für die grauen Mauern der unabsehbar langen Straßen erholen kann. Die ältern Spaziergänge, die Champs-Elysées, der Tuileriengarten, der Luxembourggarten, der Jardin des Plantes, erhielten einen erheblichen Zuwachs an dem Park von Monceaux, einem ehemaligen Privatgarten der Orleans'schen Familie, der eine öffentliche Promenade geworden, an den gartenartigen Anlagen der Höhen von Chaumont und an den in engl. Parks umgeschaffenen Gehölzen von Boulogne und Vincennes, die freilich außer den Ringmauern von P. liegen, aber wegen des leichten Verkehrs mit der Stadt noch dazu gerechnet werden können.

P. hat eine sehr bedeutende Anzahl öffentliche Plätze, von denen durch geschichtliche Ereignisse oder durch ihr monumentales Aussehen oder ihren Kunstschmuck besonders merkwürdig sind: der Grèveplatz, jetzt Rathhausplatz, früher Richtplatz; Place-Royale, mit der Reiterstatue Ludwig's XIII., von welchem der Platz angelegt wurde; der Vendômeplatz, Hauptdenkmal der Regierung Ludwig's XIV., mit der von Napoleon I. errichteten Vendômesäule; der Siegesplatz, mit der Reiterstatue Ludwig's XIV.; das Marsfeld (s. d.), ein weitläufiger Exercirplatz, 1867 für die Weltausstellung benutzt; der Bastilleplatz, mit der Julisäule; der Platz auf dem Pont-Neuf, mit der Reiterstatue Heinrich's IV.; der Carrouselplatz, mit dem kleinen Triumphbogen; der Concordeplatz, in dessen Mitte jetzt der Obelisk von Luksor aufgerichtet ist, nicht weit von der Stelle, wo während der Schreckenszeit die Guillotine ihren dauernden Stand hatte und Ludwig XVI. und Marie Antoinette hingerichtet wurden; Place de l'Etoile, mit dem großen, von Ludwig Philipp aufgeführten Triumphbogen zum Andenken der ersten Revolutions- und Kaiserzeit. Dabei sind noch zu erwähnen die Plätze des Châtelet, St.-Sulpice, Louvois, Chaillon, der Rue de Grenelle, der Rue-Richelieu und des Square des Innocents, wegen der darauf befindlichen monumentalen Springbrunnen. Die Brücken zur Verbindung der vier durch den Fluß getrennten Stadttheile erhielten in neuester Zeit die wichtigsten Verbesserungen; sie wurden meistens entweder restaurirt oder ganz umgebaut, ihre Abläufe gemildert, ihre Zugänge verbreitert und ihre Zahl auf 25 gesteigert, von welchen der Pont-Neuf die längste und bekannteste Brücke ist. P. besitzt einen ungemeinen Reichthum an öffentlichen Gebäuden. Unter den Kirchen ist St.-Germain des Prés das beträchtlichste Ueberbleibsel des roman. Baustils. Haupttypen der goth. Architektur sind die Kathedrale Notre-Dame und die ehemalige königl. Schloßkirche Ste.-Chapelle, erstere zum Theil noch frühgothisch einfach, letztere reich ausgebildet. St.-Séverin und St.-Germain-l'Auxerrois gehören der Spätgothik an, ebenso St.-Gervais und St.-Méry. Die Renaissance ist durch St.-Eustache und St.-Etienne du Mont prachtvoll und merkwürdig vertreten. Von den im ital. Jesuitenstil aufgeführten Kirchen ist St.-Paul-St.-Louis die früheste

und eins der schönsten Bauwerke aus der Zeit Ludwig's XIII. Die Domkirchen des Val de Grâce und des Invalidenhauses stammen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., und letztere kann in ihrer Art für ein Meisterstück dieser Prunkepoche gelten. St.-Sulpice ist eine ansehnliche Probe des Kirchenbaustils unter Ludwig XV., und Ste.-Geneviève (bekannter unter dem Namen «Panthéon») ein achtungswerther Beleg für die Geschicklichkeit der franz. Architektur zur Zeit Ludwig's XVI. Die Magdalenenkirche charakterisirt den antikischen Stil des ersten Kaiserreichs. Dieselbe wurde erst von Ludwig Philipp beendigt, unter dessen Regierung auch die nach dem Vorbilde der alten Basiliken gebauten Kirchen Notre-Dame de Lorette und St.-Vincent de Paul hinzukamen. Als beachtenswerthe Beispiele des heutigen eklektischen Baustils sind endlich die Kirchen Ste.-Trinité und St.-Augustin zu erwähnen. Was die profanen Staatsgebäude, zunächst die Paläste anlangt, so stehen obenan die Tuilerien (s. d.) und der Louvre (s. d.), an welchen seit Franz I. fast alle franz. Regenten gebaut haben, und die von Napoleon III. zu einem Riesenpalast vereinigt wurden. Sodann folgen das Palais de Justice, die alte Königsresidenz der Merovinger und Capetinger, gegenwärtig Sitz der Gerichtshöfe und durch einen Neubau mit der Conciergerie und Polizeipräfectur verbunden; das Hôtel de Ville, in neuerer Zeit fast um das Vierfache vergrößert, aber mit Rücksicht auf den Spätrenaissancestil des ältern Baues; der Luxembourg (s. d.), Sitz des Senats, in gutem ital. Stil des 17. Jahrh. gebaut, aber durch spätere Zusätze entstellt. Das Palais Mazarin, Sitz des Instituts, die Colonnade des Louvre, das Hôtel des Invalides, das Elysée (s. d.), das Palais Bourbon, jetzt Palast des Gesetzgebenden Körpers, das Garde-Meuble, die Münze, die Militärschule und der vordere Theil des Palais-Royal (s. d.) sind Bauwerke aus den Zeiten Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. und theilweise von vielem Interesse; die Arcaden des Palais-Royal entstanden unter Ludwig XVI.; die Börse, das Palais du Quai d'Orsay, Sitz des Staatsraths und Rechnungshofs, wurden von Napoleon I. begonnen, aber erst von der Restauration und Julidynastie beendigt, welche letztere sich in dem Palast der École des Beaux-Arts das beste architektonische Denkmal setzte. Unter den öffentlichen Gebäuden der jüngsten Vergangenheit zeichnen sich das Stempelamt, das Handelsgericht und mehrere palastartige Kasernen aus.

Von merkwürdigen Privatbauten des Mittelalters ist, außer dem Hôtel-Cluny, das theils aus dem 15., theils aus dem 16. Jahrh., also aus den Zeiten des spätgoth. Geschmacks und des Renaissancestils herrührt und jetzt als Museumslocal dient, nur noch das Hôtel de Sens unweit des Arsenals übrig. Die interessanten Ueberbleibsel der Privatarchitektur aus der Renaissance-epoche sind ebenfalls selten und beschränken sich auf zwei ehemalige Herrenhäuser im Marais: das Hôtel-Lamoignon und Hôtel-Carnavalet. Die Häuserfaçaden an der Place-Royale vertreten in sehr bemerkenswerther Weise die bürgerliche Baukunst vom Anfange des 17. Jahrh. Was jedoch in P. am meisten daran erinnert, daß es vormals die Residenz eines glänzenden Hofs war, mit welchem die Großen und Vornehmen des Reichs in Pracht und Herrlichkeit wetteiferten, das sind die in mehrern Stadtvierteln noch ziemlich zahlreich vorhandenen Privathotels des alten Hofadels, der hohen Magistratur und Finanz unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.: Hôtel-Lambert, jetzt Eigenthum der Prinzessin Czartoryska, auf der Insel St.-Louis; Hôtel-Marbeuf, heutzutage engl. Gesandtschaftshotel, im Faubourg St.-Honoré; Hôtel de Lavrillière, von seinem spätern Besitzer auch Hôtel-Talleyrand genannt, jetzt dem Baron von Rothschild zugehörig; Hôtel de Toulouse, die heutige Bank; Hôtel-Praslin, Hôtel-Montmorency, Hôtel-Matignon, Hôtel-Chevreuse u. s. w., im Faubourg St.-Germain. Seit dem vorigen Jahrhundert hatte man in P. keine so großen und prächtigen Privathotels gebaut als die in neuester Zeit für die Herren Péreire, Fould, Pillet-Will und andere Bankiers oder Millionäre aufgeführten; doch ist darunter keins, welches in eigenthümlicher Architektur einem der ebengenannten altadelichen Herrenhäuser gleichkommt. Was die in den letzten Jahren erbauten neuen Miethhäuser betrifft, so ist dabei anstatt Kalk und Holz überall Stein angewandt und ihre Größe und Stattlichkeit im ganzen wie im einzelnen nicht wenig abstechend von der frühern Schlichtheit und Prunklosigkeit, weil der unaufhörlich steigende Luxus immer größere und prächtigere Wohnungen fordert. Der Anblick der neuen Straßen ist sehr glänzend; allein so reich und mannichfaltig verziert, so elegant oft auch die unlängst gebauten Häuser sind, fehlt es doch durchgängig, fast ohne Ausnahme, da wie anderswo an Originalität, an selbständiger Auffassung, kurz an Stil. An Pracht und Glanz der äußern Erscheinung gibt das heutige P. keiner andern Stadt nach und verbindet damit den Vorzug allseitiger Annehmlichkeit. Zwar ist es nicht mehr wie im 13. und 14. Jahrh. der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, auch nicht mehr so ausschließlich als im 17. und 18. der Mittelpunkt und das Muster der schöngeistigen und geselligen Bildung für ganz Europa; aber

die hier jedermann zu freiester Benutzung offenstehenden großartigen Anstalten für alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe, die lehrreichen Beispiele des meisterhaftesten Betriebs mancher Fächer, die erstaunliche Menge und Abwechselung der Vergnügungen und Zerstreuungen, die Vortrefflichkeit und der Ueberfluß an allem, was nur der Mensch zur Ueppigkeit und Schwelgerei gebraucht, machen es noch immer weit mehr als irgendeinen andern Ort der Welt zum beständigen und gemeinsamen Sammelplatz und Vereinigungspunkt einer großen Anzahl von Fremden aller civilisirten Nationen, die im Durchschnitt nicht umhin können, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit, die angenehme Art des Umgangs, die Sicherheit, die äußere Ordnung im pariser öffentlichen und geselligen Leben zu rühmen und zu bewundern.

Die berühmteste und bedeutendste der gelehrten Innungen und Gesellschaften ist das Institut von Frankreich (s. d.), der Areopag der Wissenschaften und Künste. Das mit der Sternwarte verbundene Bureau des Longitudes hat zum Gegenstande seiner Arbeiten Vervollkommnung der astron. Tabellen und Karten, Bekanntmachung astron. und meteorolog. Beobachtungen, Correspondenz mit einheimischen und ausländischen Sternwarten und öffentliche Vorlesungen über Astronomie. Die vornehmsten Sammlungen von Kunst- und Wissenschaftsgegenständen sind: die Museen des Louvre (s. d.); die mit der großen Bibliothek verbundenen Cabinete der Kupferstiche, der Münzen, Medaillen, geschnittenen Steine und anderer Antiquitäten; das Museum des Hôtel-Cluny, Kunstwerke und Geräthschaften aller Art aus den frühesten Zeiten des Mittelalters bis zum 17. Jahrh.; das Museum des Luxembourg, Bilder und Sculpturen von lebenden franz. Künstlern; das Artilleriemuseum, Rüst- und Gewehrkammer; das Naturhistorische Museum des Pflanzengartens; die Modell- und Maschinensammlung des Conservatoire des arts et métiers; die große Bibliothek mit 2,000000 Bänden Druckwerke und 100000 Handschriften, und noch fünf andere Bibliotheken. Schauspielhäuser (s. Französisches Theater) gibt es mehr als dreißig. Der höhere Schulunterricht in P. begreift die an den Platz der alten Universität getretene Pariser Akademie mit fünf Facultäten, die Pharmaceutenschule und die Normalschule (Schule für Gymnasiallehrer), nebst mehrern großen Unterrichtsanstalten, die zu dem 1808 von Napoleon I. organisirten allgemeinen Schulwesen (Université de France) in keinem Abhängigkeitsverhältniß, sondern unter der Autorität der betreffenden Minister stehen. Dahin gehören das Collége de France, dessen höherer wissenschaftlicher Unterricht von ähnlicher Art, jedoch freier und beweglicher als der Facultätsunterricht ist, und folgende Specialschulen: die Urkundenschule (École des chartes) für Paläographen, Archivare und Diplomatiker; die Schule der lebenden orient. Sprachen; die Polytechnische Schule für verschiedene Militär- und Civilfächer des Staatsdienstes; die Stabsschule (École d'état-major) für Offiziere; die Bergbauschule; die Schule der Brücken- und Wegebaukunst; die Gewerbschule (Conservatoire des arts et métiers); die École des beaux-arts für den theoretischen und praktischen Unterricht in den bildenden Künsten; das Conservatoire de musique et de déclamation, Schule für Musik und theatralische Declamation, u. s. w.

P. ist nicht allein die politische, wissenschaftliche, literarische und artistische Hauptstadt, sondern auch die wichtigste Handels- und Fabrikstadt von Frankreich. Abgesehen von derartigen Staatsanstalten wie die Gobelinsmanufactur und die Porzellanfabrik in Sèvres, besteht der allgemeine Charakter der pariser Industrie darin, daß sie eine vollständige Musterprobe von allen einheimischen Gewerbsbetrieben und Fabrikationsgattungen in hohem oder im höchsten Grade der Vortrefflichkeit darbietet. Von der feinen Gartenzucht bis zum kolossalsten Maschinenbau findet sich hier alles vertreten. Dabei hat P. noch eine specielle, nach ihm benannte Industrie, die «pariser Artikel», nämlich Modewaaren, Spielsachen, alle Kleinigkeiten, Düfte und Flitter für die Launen und Gelüste der Reichen; sodann auch die höhern Luxusgegenstände, Bronzen, Juwelier- und Goldschmiedearbeiten; endlich und vor allem die zahlreichen Gewerke, die für Errichtung, Ausstattung und Instandhaltung der Wohnungen zusammenwirken, vom Terrassenbau an bis zur Tapeziererei, durch die Maurerei, Zimmerei, Parquetiererei, Fliesenlegerei, Dachdeckerei, Tischlerei, Schlosserei, Kaminsetzerei und Malerei hindurch. Hallen, d. h. bedeckte Oertlichkeiten, in welchen Lebensmittel abgeladen und im großen verkauft werden, und Märkte (marchés), d. h. freie Plätze mit beweglichen Zeltschoppen aber auch gedeckte Gebäude mit langen Gängen für den Kleinhandel mit täglichen Mund- und Hausbedürfnissen aller Art, gibt es natürlich in einem Verbrauchsmittelpunkte wie P. sehr viele, aber nicht alle haben gleiche Berühmtheit, Geräumigkeit und Reichhaltigkeit. Die größten und vollständigsten Hallen sind die Centralhallen, schlechtweg die «Halle» genannt, in den letzten Jahren ganz neu gebaut und bis zu zehn untereinander verbundenen Pavillons erweitert, welche zusammen das eigenthümlichste, zweckmäßigste und lobenswertheste der neuesten Baudenkmäler ausmachen. Ihre Bevölkerung,

deren weiblicher Theil unter dem Namen «Poissarden» in der ersten Revolution furchtbar berühmt geworden, hat sich in demselben Verhältnisse als die übrigen Volksklassen der Hauptstadt verfeinert und gesittigt. Von den andern Hallen sind noch zu erwähnen die Kornhalle, eine massive Rotunde, 1762 gebaut, und die unter Napoleon I. angelegte Weinhalle, ein gartenartiger Raum mit einer Menge einstöckiger Häuschen, welche Straßen oder vielmehr Gänge unter Blumen und Gebüschen bilden. Die interessantesten Märkte sind der Pferde- und Hundemarkt, der alte Kleidermarkt (Marché du Temple), der Vogelmarkt und die Blumenmärkte. Der Massenverkauf des Schlachtviehs fand 1867 noch in Sceaux, Poissy und La-Chapelle statt. Diese drei Viehmärkte sollten aber aufgehoben und durch einen einzigen Viehmarkt in La-Villette ersetzt werden, wohin auch die neuen Schlachthäuser bereits verlegt waren.

Wenn P. der Sitz des Luxus und aller Untugenden ist, welche dieser im Gefolge hat, so ist es hinwieder auch der Sitz der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Die Menge von Anstalten, die hier für Kranke und Nothleidende aller Art gestiftet worden sind, versetzt wirklich in Erstaunen. In keiner Stadt der Welt herrscht eine solche Mannichfaltigkeit der Krankenhäuser und Versorgungsstifte, solch eine Größe in der Ausführung und solch ein Raum für diejenigen, welche ihrer bedürfen. Die Haupthospitäler für Kranke jeder Art sind das Hôtel-Dieu, das älteste Spital in Europa, für welches 1867 ein kolossaler Neubau ausgeführt wurde, die Pitié, die Charité, die Spitäler Lariboisière, Necker und Beaujou. In St.-Louis und mehrern andern Spitälern werden nur Kranke besonderer Gattung aufgenommen und behandelt, sodaß fast jede Hauptkrankheit ihr eigenes Spital hat und selbst für Convalescenten, welche die Krankheit in andern Spitälern überstanden haben, Institute da sind, wo sie sich vollends erholen können. Ebenso beträchtlich ist die Zahl der Hospices, d. h. der Verpflegungs- und Zufluchtshäuser für mittellose oder wenig bemittelte alte Leute, für Waisenkinder, Geistesirre, Blödsinnige, Taubstumme, Blinde und andere Unheilbare. Die umfassendsten und berühmtesten Anstalten dieser Art sind Bicêtre und Salpêtrière. Das Armenwesen geht zu P., wo des Elends unendlich viel und mehr ist, als man auf den ersten Blick ahnen kann, nothwendigerweise sehr ins Große und Weitläufige. In jedem Distriete der Stadt besteht ein Wohlthätigkeitsverein (Bureau de bienfaisance) für die Einnahme und Austheilung der Almosengelder, die alljährlich zu diesem Behufe von der Verwaltungsbehörde oder von mildthätigen Privatpersonen beigesteuert oder durch die Damen vom Wohlthätigkeitsvereine (Dames de charité), gewöhnlich die vornehmsten ihres Kirchsprengels, nach dem Gottesdienste eingesammelt, oder auch durch Bälle zum Besten der Armen, durch Lotterien und Ausstellungen geschenkter weiblicher Arbeiten zusammengebracht werden. Auch sind in jedem Stadtviertel mehrere Hülfshäuser, wo die Barmherzigen Schwestern Kleidungsstücke, Arzneien, Brennmaterialien an die Armen vertheilen und Aerzte Consultationen geben. Endlich gibt es mancherlei Privatvereine ähnlicher Tendenz. Gefängnisse bestehen in P. gerade so viele als Haupthospitäler; die größten sind die Conciergerie, das Zellengefängniß Mazas und das Militärgefängniß der Abbaye. Von den drei pariser Begräbnißplätzen hat der Père-Lachaise (s. Lachaise) den meisten Ruf und verdient ihn wegen der Schönheit seiner Lage und Anlage, des Reichthums seiner Grabdenkmäler und der Menge seiner berühmten Todten.

Für die Geschichte von P. sind besonders folgende ältere Specialwerke wichtig: Corrozet, «Les antiquitez, chroniques et singularitez de P.» (2. Aufl. 1561, seitdem in verschiedenen Ausgaben, von denen die von 1586 die beste); Dubreul, «Le théâtre des antiquitez de P.» (Par. 1612; vermehrt von Malingre, 1640, mit Kupfern); Félibien, «Histoire de la ville de P.», vermehrt und herausgegeben von D. Lobineau (5 Bde., Par. 1725); Sauval, «Histoire et recherches des antiquités de la ville de P.» (3 Bde., Par. 1724); Lebeuf, «Histoire de la ville et de tout le diocèse de P.» (15 Bde., Par. 1754—58; neu herausg., erläutert und ergänzt von Cocheris, Bd. 1 und 2, 1863); Dulaure, «Histoire physique, civile et morale de P.» (7 Bde., Par. 1820—22; 7. Aufl., erläutert und ergänzt von Leynadier, 8 Bde., 1858); Lavallée, «Histoire de P.» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1857). Neuerdings ist hinzugekommen: «Histoire générale de la ville de P.», von der städtischen Verwaltungsbehörde herausgegeben (2 Bde., Par. 1866 fg., mit Plänen, Kupfern, Holzschnitten und Karten). Aus den vielen Schriften über einzelne Punkte, als Verwaltung, Medicinalanstalten, Armenwesen, Consumtion u. s. w., sind als von allgemeinerm Interesse hervorzuheben: Parent-Duchatelet, «La prostitution dans la ville de P.» (2 Bde., Par. 1836); Say, «Études sur l'administration de la ville de P.» (Par. 1846). Auch die eigentliche Beschreibung von P., das Topographische und Kunstgeographische, hat zu vielen Büchern Anlaß gegeben; so Pigariol de la Force, «Description de la ville de P.» (10 Bde., Par. 1765); Dezallier d'Argenville, «Voyage pittoresque de P.»

(Par. 1749 u. öfter); Thiéry, «Guide des amateurs et des étrangers voyageurs à P.» (2 Bde., Par. 1787); Labédollière, «Le nouveau P.» (Par. 1860, mit Karten und Holzschnitten). Noch mannichfaltiger sind diejenigen Werke, welche die Schilderung des pariser Lebens zum Gegenstande haben. Dahin gehören von ältern Schriften: Mercier, «Tableau de P.» (12 Bde., Amsterd. 1782—88), von neuern: Girardin, «Le Vicomte de Launay», Briefe aus den J. 1836—48 (3 Bde., Par. 1856); Texier, «Tableau de P.» (2 Bde., Par. 1852—53). Vorzügliche deutsche Erscheinungen dieser letztern Art sind die Schriften von Börne, Heine, Raumer, Gutzkow, Mundt u. a., sowie mehrere andere Schriften, die durch die große Weltindustrieausstellung von 1867 hervorgerufen wurden, wie die von Rodenberg («P. bei Sonnenschein und Lampenlicht», Lpz. 1867) u. a. m.

Pariser Schlachten. Als das Herz des Landes hat P. an den innern Kämpfen Frankreichs stets wesentlich theilgenommen und ist namentlich seit der Revolution von 1789 bis in die Gegenwart der eigentliche Herd und Schauplatz für die Ereignisse gewesen, welche das Schicksal des Staats bestimmten und einen so großen Einfluß auf die europ. Verhältnisse äußerten. (S. Frankreich.) Seit den Kriegen mit England im 14. und 15. Jahrh. hatte es jedoch keinen äußern Feind mehr vor seinen Thoren gesehen, bis endlich die Invasionen von 1814 und 1815 die Stadt zum Zeugen zweier blutiger Schlachten machten, in deren Folge sie vom Feinde besetzt wurde. Während Napoleon (s. d.) nach den Niederlagen bei Laon und Arcis-sur-Aube (s. Russisch-deutscher Krieg) den Zug in der Richtung nach dem Rheine unternahm, traten die Verbündeten, dadurch unbeirrt, den Marsch gegen P. an und erschienen am 29. März 1814 vor der Hauptstadt ungefähr 100000 Mann stark. Das schles. Heer unter Blücher, bestehend aus den preuß. Corps York und Kleist, dem russ. Corps Langeron und der Infanterie Wintzingerode's unter Woronzow, nahm Stellung im Norden von P., zwischen der Straße von Soissons und dem Ourcqkanal. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg, bestehend aus dem russ.-preuß. Garde- und Grenadiercorps unter Barclay de Tolly, dem russ. Corps Wittgenstein, dem österreichischen Gyulay und dem württembergischen unter dem Kronprinzen, bildete auf der östl. Seite von P. den linken Flügel der Verbündeten. Zur Vertheidigung von P. war wenig gethan worden. Die von Napoleon zurückgelassenen Streitkräfte von Marmont, Mortier und Compans beliefen sich mit Einschluß einiger tausend Depôtmannschaften auf 30—35000 Mann, zu denen noch etwa 20000 Nationalgarden stoßen konnten. Joseph Bonaparte, in der Eigenschaft als Lieutenant-Général des Kaisers, aber seiner Stellung keineswegs gewachsen, übernahm den Oberbefehl und die Leitung der Vertheidigung, welcher trotz der Uebermacht der Verbündeten die Beschaffenheit des Terrains große Vortheile darbot. Die Zugänge von P. waren kurz vorher auf Napoleon's Befehl befestigt worden. Nach Joseph's Anordnung sollte die ganze, einen großen Halbkreis bildende Höhenlinie, die P. von Charenton bis Neuilly einschließt, und in welcher im Osten die Höhen von Belleville, im Norden die von Montmartre (s. d.) natürliche Bastionen bilden, besetzt und vertheidigt werden. Marmont und Compans erhielten Befehl, die östliche, Mortier die nördl. Linie zu besetzen; die Nationalgarden wurden theils an den Barrièren der Stadt, theils in der Nähe des Montmartre zur Unterstützung aufgestellt. Von den 150 Stück Geschütz wurden 30 auf dem Montmartre verwendet. Auf seiten der Verbündeten sollte das schles. Heer die nördliche, die Armee Schwarzenberg's die östl. Linie angreifen. Bei Rosny, hinter dem linken Flügel, wurden die Corps von Gyulay und dem Kronprinzen von Württemberg aufgestellt, um in Verbindung mit den in Meaux zurückgelassenen Corps von Sacken und Wrede Napoleon den Uebergang über die Marne zu wehren, falls er zum Entsatz herbeieilen sollte. Schon 30. März früh zwischen 5 und 6 Uhr begann die Schlacht mit dem Angriff Barclay de Tolly's von Pantin und Romainville aus, als kaum noch Marmont seine Stellung genommen hatte. Die Russen wurden aber durch die Anstrengungen Compans', der den linken, und Boyer's, der den rechten Flügel Marmont's bildete, aufgehalten und nach und nach bis hinter Pantin zurückgetrieben, das die Franzosen nun sowie den Wald bei Romainville besetzten und mit Heftigkeit vertheidigten. Gegen 10 Uhr nahm jedoch Wittgenstein das auf dem rechten Flügel Marmont's gelegene Montreuil; Barclay de Tolly eroberte Pantin und drang sogar, die preuß. Garden an der Spitze, unter heftigen Angriffen bis an die Barrière Pantin von P. vor. Unterdeß hatte auch der Kampf Blücher's gegen Mortier begonnen. Gegen 10 Uhr begann die preuß. Avantgarde den Angriff unweit des Ourcqkanals, wo die Franzosen eine wirksame Batterie errichtet hatten; erst gegen 11 Uhr aber vermochte Blücher seine vollen Streitkräfte den Höhen des Montmartre gegenüber zu entwickeln.

Joseph Bonaparte zweifelte jetzt an der Rettung der Hauptstadt, verließ nach gehaltenem

Kriegsrathe den Montmartre und eilte der Kaiserin und dem von Napoleon eingesetzten Regentschaftsrathe nach Tours nach, den beiden Marschällen die Ermächtigung zurücklassend, für ihre Truppen und P. zu capituliren. Die Schlacht war aber noch lange nicht entschieden; erst nach 3 Uhr nachmittags, als Marmont und Compans ganz auf die Höhe von Belleville beschränkt waren, entschloß sich Marmont, auf einen Waffenstillstand anzutragen, den er sogleich auf zwei Stunden erhielt, mit der Bedingung, sich hinter die Barrièren von P. zurückzuziehen. Auch Mortier befand sich auf der Nordseite gegen Blücher in verzweifelter Lage. Hier griffen gegen Mittag die Preußen Lavillette und Lachapelle an, die lange tapfer vertheidigt wurden. Endlich drangen aber die Russen unter Woronzow, in Verbindung mit den an der Barrière Pantin angekommenen preuß. Garden von der Armee Schwarzenberg's, über den Ourcqkanal in Lavillette ein, während eine preuß. Brigade unter Horn Lachapelle nahm, sodaß die Vertheidiger hinter die Barrièren von P. weichen mußten. Unterdeß hatte Langeron mit zehn russ. Infanterieregimentern die Nordseite des Montmartre umgangen und schickte sich an, die Höhe von Westen her zu erstürmen. Jetzt erst erhielt Mortier die absichtlich oder zufällig verspätete Ermächtigung Joseph's zur Capitulation. Auch traf bei ihm die Nachricht vom Waffenstillstande Marmont's und eine Aufforderung des Kaisers Alexander ein, daß er sich ergeben solle. Mortier wies letzteres zurück, trug aber auf eine ehrenvolle Capitulation an. Während die Unterhandlungen begannen, wurde die Einstellung des Kampfes auf allen Punkten befohlen; allein die stürmenden Russen kehrten sich nicht daran und nahmen den Montmartre mit 29 Kanonen. Dies geschah gegen 4 Uhr. Um 6 Uhr abends begaben sich die Grafen Nesselrode, Orlow und Paar nach P., wo endlich die Capitulation 31. März früh um 2 Uhr mit den Marschällen zu Stande kam. Die Napoleon anhängenden Truppen erhielten hiernach bis 7 Uhr morgens freien Abzug aus P.; die Feindseligkeiten sollten erst nach 9 Uhr wieder beginnen; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. Die Reste der franz. Corps, kaum noch 16000 Mann, fast ohne Geschütz, nahmen ihren Weg auf der Straße von Essonne, um Napoleon aufzusuchen. Sie hatten in der Schlacht überhaupt 110 Kanonen und 4000 Todte, die Verbündeten dagegen 9—10000 Todte verloren. Am 31. März gegen 11 Uhr hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze von 36000 Mann ihren Einzug in P., wo sie vom Pöbel mit Freudengeschrei empfangen wurden. Die Masse der Bevölkerung war wie die von ganz Frankreich der Kaiserregierung müde und verhielt sich ruhig. Um so größere Thätigkeit entfaltete die von Talleyrand (s. d.) geleitete, im Interesse der Bourbons handelnde Partei. Unter Talleyrand trat schon 2. April eine Provisorische Regierung zusammen, welche im Verein mit dem Senate und dem Gesetzgebenden Körper Napoleon des Throns verlustig, einige Tage später aber Ludwig XVIII. zum Könige von Frankreich erklärte. Napoleon, dem ein gerader Weg nach P. nicht mehr offen stand, entschied sich inzwischen, mit seiner Armee über Troyes zum Entsatze der Hauptstadt herbeizueilen. Die große Gefahr ahnend, ging er von Villeneuve aus, 18 M. von P., mit Kurierpferden voraus, begegnete aber am Morgen des 31. März in der Nähe von P. den Trümmern der abziehenden Corps. Er begab sich nach Fontainebleau, wo 2. April auch sein jetzt mehr als 60000 Mann starkes Heer eintraf, mit dem er siegen oder sterben wollte. Bald mußte er jedoch erfahren, daß mit der Einnahme der Hauptstadt auch sein Kaiserthron vollends eingestürzt sei. Nachdem Napoleon 11. April die Kaiserkrone niedergelegt, schloß die Provisorische Regierung am 23. mit den Verbündeten einen Präliminarvertrag, dem 30. Mai die Unterzeichnung des Friedens mit den einzelnen Mächten folgte. Mit dem 1. Juni schon verließen die fremden Truppen P.

Als die Heere der Verbündeten nach der Schlacht von Waterloo (s. d.) 18. Juni 1815 abermals den franz. Boden betraten, fanden sie im Norden und Osten von P. die mächtigsten Vertheidigungsanstalten vor. Nicht nur der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in die Ebene vorgeschobenen Dörfer waren mit Schanzen und starken Batterien umgürtet. Die polit. Lage der Nation und Napoleon's, zumal nach dessen rascher Abdankung vom 22. Juni, machte freilich diese weitläufigen Anstalten unnütz. Indeß übernahm Davoust an der Spitze der noch 60000 Mann zählenden Armee aus den Händen der Provisorischen Regierung den Befehl zur Vertheidigung der Hauptstadt. Am 30. Juni trafen die Streitkräfte Blücher's vor den Linien, hinter ihnen die Wellington's ein. Die beiden Feldherren beschlossen, daß die brit. Armee vor den Linien stehen bleiben, die preußische aber P. im Norden umgehen, über die Seine setzen und von der westl. Seite aus operiren sollte, um die Stadt entweder an ihrem schwächsten Punkte anzugreifen oder durch Abschneidung ihrer Zufuhr zur Uebergabe zu nöthigen. Noch am Abend des 30. Juni marschirte Blücher nach St.-Germain,

überschritt die Seine und concentrirte sein Corps in der Gegend von Versailles. Von hier aus griff er 2. Juli mit großem Ungestüm den die Höhen von Meudon und Sèvres vertheidigenden Feind an, warf denselben und nahm nach einem heftigen Gefechte Issy. In einem zu P. gehaltenen Kriegsrath erklärten die franz. Generale fast einstimmig, daß die Stadt jetzt nicht mehr zu halten sei. Vandamme machte 3. Juli noch einen letzten Versuch, indem er mit 10000 Mann gegen Issy vordrang; nach einem mörderischen Gefechte wurde er aber zurückgeworfen. Noch denselben Abend kam zwischen Davoust und Blücher und Wellington zu St.-Cloud eine Militärconvention zu Stande, nach welcher die franz. Truppen binnen drei Tagen ihren Abzug aus P. und den Rückzug über die Loire bewirkt haben mußten. Nachdem 5. Juli der Montmartre, am 6. alle Barrièren übergeben worden waren, zog am 7. das erste Corps Blücher's durch die Barrière der Militärschule, ein Theil von Wellington's Armee durch die von St.-Denis ein. Am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach P. zurück, dem am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen folgten. Nach langen Verhandlungen wurde endlich zu P. am 20. Nov. der Friede zum zweiten mal unterzeichnet. 1830 führte die Julirevolution zu einem dreitägigen Straßenkampfe in P. (27. bis 29. Juli), der mit dem Rückzuge der königl. Truppen unter Marschall Marmont endete und den Sturz der ältern Bourbons zur Folge hatte. Bei der Februarrevolution von 1848 kam es in der Stadt nicht zum ernstlichen Gefecht, weil König Ludwig Philipp dem Marschall Bugeaud (s. d.) alsbald Befehl zur Einstellung des Feuers gab. Ein Aufstand socialistischer Tendenz im Juni desselben Jahres wurde jedoch nach einem blutigen Kampfe 23. bis 26. Juni vom General Cavaignac (s. d.) niedergeschlagen.

Pariser Friedensschlüsse. Nach dem Sturze Napoleon's I. wurde der **erste Pariser Friede** 30. Mai 1814 abgeschlossen zwischen König Ludwig XVIII. von Frankreich einerseits und den alliirten Mächten Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland andererseits. Derselbe besteht aus den eigentlichen übereinstimmenden Hauptverträgen, den geheimen Separatartikeln und verschiedenen, mit den einzelnen Mächten stipulirten Zusatzartikeln. Der Hauptinhalt aller dieser Urkunden ist folgender. Das Königreich Frankreich ward innerhalb seiner Grenzen vom 1. Jan. 1792 belassen und behielt außerdem einen Theil des vormals sardin. Herzogthums Savoyen, die vormals päpstl. Besitzungen Avignon und Venaissin sowie mehrere vormals deutsche und belg. Grenzdistricte und Enclaven. England behielt Malta, Tabago, Sta.-Lucia und Isle-de-France (Mauritius), gab aber alle andern eroberten Colonien an Frankreich sowie den vormals span. Antheil von Haiti (Domingo) an Spanien zurück. Auch Schweden gab die franz. Insel Guadeloupe und Portugal das franz. Guiana wieder heraus. Die Vertheilung aller abgetretenen Länder mußte Frankreich den alliirten Mächten allein überlassen. Weiter ward festgestellt, daß die Niederlande (Holland) unter die Herrschaft des Hauses Oranien gestellt und vergrößert werden sollten. Den deutschen Staaten ward die Unabhängigkeit und die Vereinigung durch ein föderatives Band zugesichert, ebenso der Schweiz ihre Unabhängigkeit und Selbstregierung. Dagegen sollte Italien, außer den Oesterreich zufallenden Provinzen, aus lauter souveränen Staaten bestehen. Die Schiffahrt auf dem Rheine bis ans Meer (jusqu'à la mer) ward für frei erklärt; desgleichen die Schiffahrt auf der Schelde. Antwerpen sollte künftig nur ein Handelshafen sein. Die alliirten Mächte verzichteten auf alle Forderungen aus Contracten, Lieferungen und Vorschüssen, welche sie aus den Kriegen seit 1792 geltend machen könnten, und Frankreich that ein Gleiches, u. s. w. Endlich ward vorgesehen, daß alle beim Kriege betheiligten Mächte den Congreß zu Wien beschickten, um die Dispositionen des Friedensvertrags vollends zu erledigen. Spanien trat diesem Friedensschlusse erst 20. Juli 1814 förmlich bei. Außerdem wurden auch Schweden und Portugal als Theilnehmer und Unterzeichner des ersten Pariser Friedens angesehen.

Als nach der Schlacht von Waterloo die Verbündeten wieder in Paris eingerückt waren, schlossen König Ludwig XVIII. einerseits, Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland andererseits den **zweiten Pariser Frieden** vom 20. Nov. 1815, welcher gleichfalls aus übereinstimmenden Hauptverträgen und verschiedenen Nebenverträgen (Conventionen) besteht. Frankreich ward hiernach auf die Grenze von 1790 mit einigen Modificationen beschränkt. Danach mußten abgetreten werden die Festungen Philippeville und Marienburg nebst Gebiet sowie das Herzogthum Bouillon (an die Niederlande, jetzt Belgien), die Festung Saarlouis und die Saarbrücker Landschaft (an Preußen), die Festung Landau und das linke Ufer der Lauter (an Baiern), ausgenommen die Stadt Weißenburg nebst einem Rayon, ein Theil der Landschaft Gex (an den Schweizer Canton Genf), endlich der Rest von Savoyen und die Oberhoheit über das Fürstenthum Monaco (an Sardinien). Die Festungswerke von Hüningen mußten

geschleift werden, und zugleich ward die schweiz. Neutralität über einige Districte von Savoyen ausgedehnt. Außerdem mußte Frankreich binnen fünf Jahren eine Entschädigung von 700 Mill. Frs. an die Alliirten bezahlen und sich eine theilweise Occupation gefallen lassen, indem alliirte Truppen in einer Zahl von höchstens 150000 Mann 17 franz. Grenzfestungen besetzen und auf franz. Kosten vollständig unterhalten werden sollten. Diese Occupation sollte höchstens fünf Jahre dauern, ward aber schon durch den Aachener Congreß (9. Oct. 1818) ganz aufgehoben. Wegen der von Davoust (s. d.) aus der Hamburger Bank weggenommenen Gelder behielt man eine besondere Convention vor, die erst 27. Oct. 1816 zu Stande kam, und worin Frankreich sich zu einem Ersatz von 10 Mill. Frs. verpflichtete. Auch sonstige Privatforderungen von Unterthanen, Corporationen oder Instituten in den Ländern der alliirten Mächte wurden jetzt mit größerer Energie geltend gemacht, und alle Schätze der Literatur und Kunst, welche die Franzosen aus den früher besetzten Ländern mitgenommen hatten, mußten zurückgegeben werden. In einem Zusatzartikel engagirten sich die Mächte für vollständige Abschaffung des Negersklavenhandels. An demselben Tage wie der Friedensvertrag ward eine Acte der fünf Großmächte unterzeichnet, welche die immerwährende (perpétuelle) Neutralität und Unverletzlichkeit der Schweiz sowie der angeschlossenen savoyischen Districte sanctionirte. Gleichfalls an demselben Tage ward ein neuer Allianzvertrag zwischen Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland abgeschlossen (zu P. 20. Nov. 1815), in dem diese Mächte sich verbindlich machten, den Pariser Frieden und die Ausschließung der Familie Bonaparte auf ewige Zeiten (à perpétuité) vom franz. Throne nöthigenfalls mit aller Macht aufrecht zu erhalten. In Betreff der dazu etwa erforderlichen militärischen Leistungen ward insbesondere auf den Vertrag von Chaumont (s. d.) verwiesen. Endlich stipulirte man darin, daß die vier Mächte von Zeit zu Zeit zusammentreten wollten, um heilsame Maßregeln für die Ruhe und Wohlfahrt der Völker und für die Aufrechterhaltung des europ. Friedens zu berathen. Dadurch wurden die Congresse (s. d.) der nächsten Jahre angebahnt. Vgl. Schaumann, «Geschichte des zweiten Pariser Friedens» (Gött. 1844).

Der dritte Pariser Friede ward nach Beendigung des Orientkriegs (s. d.) 30. März 1856 zwischen Rußland einerseits, Frankreich, Großbritannien, Sardinien und der Türkei andererseits unter Mitwirkung Oesterreichs und Preußens abgeschlossen. In dem Hauptvertrage wurde ausgesprochen, daß die Hohe Pforte nunmehr zu den Vortheilen des europ. öffentlichen Rechts und des europ. Concerts zugelassen sei; zugleich ward die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Osmanischen Reichs garantirt. Falls es zwischen diesem und andern Unterzeichnern des Friedens zu Zwistigkeiten käme, sollten dieselben, ehe sie zu Gewaltmaßregeln schritten, die Vermittelung der übrigen Vertragsmächte anrufen. Zugleich nahmen die Mächte Kenntniß von dem ihnen mitgetheilten Hat-Humayun (vom 18. Febr. 1856), betreffend die Verhältnisse der Christen im Osmanischen Reiche (s. d.). Dabei anerkannte man aber, daß aus dieser Mittheilung den Vertragsmächten keinerlei Recht erwachse, sich einzeln oder insgesammt in das Verhältniß des Sultans zu seinen Unterthanen oder in die innere Verwaltung seines Reichs einzumischen. Die gemachten Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben; doch verstand sich Rußland, unter dem Namen einer Grenzberichtigung, zur Abtretung eines Theils von Bessarabien (s. d.) mit der Festung Ismail (s. d.), welcher mit der Moldau wiedervereinigt wurde. Den Fürstenthümern Moldau und Walachei ward die Aufrechterhaltung ihrer hergebrachten Privilegien und Immunitäten zugesagt und diese unter die Garantie der Vertragsmächte gestellt; keine Macht sollte künftig eine ausschließliche Protection ausüben dürfen. Gleiches ward auch für das Fürstenthum Serbien stipulirt, wobei das dortige türk. Besatzungsrecht (in Belgrad u. s. w.) gewahrt blieb. Die Schiffahrt auf der Donau (s. d.) ward für frei erklärt und unter europ. Garantie gestellt, zur Regelung der dahin einschlagenden Fragen aber eine Commission der Vertragsmächte und eine zweite Commission der Uferstaaten (Würtemberg, Baiern, Oesterreich, Donaufürstenthümer) eingesetzt. Das Schwarze Meer ward neutralisirt. Rußland und die Türkei versprachen, an den Ufern desselben keinerlei Militär- und Marinearsenale zu haben und nur für den Küstendienst daselbst einige leichte Fahrzeuge zu unterhalten, deren Zahl und Größe (acht Dampfschiffe von höchstens 800 Tonnen und vier Dampf- oder Segelschiffe von höchstens 200 Tonnen für jede Macht) durch eine besondere Convention von demselben Tage festgestellt wurde. Außerdem sollten die Vertragsmächte jede zwei leichte Fahrzeuge an der Donaumündung stationiren dürfen zur Beaufsichtigung des Stroms. Im übrigen aber schloß man ausdrücklich und für immer jede Kriegsflagge vom Schwarzen Meere aus. Eine zweite Convention von demselben Tage, unterzeichnet von allen Vertragsmächten, sanctio-

nirte das althergebrachte türk. Princip, daß die Dardanellen (s. d.) und der Bosporus in Friedenszeiten den fremden Kriegsschiffen verschlossen bleiben sollten, außer wenn der Sultan durch besondern Ferman den leichten Kriegsfahrzeugen zum Dienste der Gesandtschaften oder den an der Donaumündung zu stationirenden Wachtschiffen der Vertragsmächte die Durchfahrt gestattet. Endlich fand gleichfalls 30. März 1856 die Unterzeichnung noch einer dritten Convention zwischen Frankreich, Großbritannien und Rußland statt, wonach künftig keinerlei Festungswerke, Militär- oder Marineetablissements auf den Alandsinseln (s. d.) sein dürfen. Auf diesem Pariser Friedenscongreß kamen außerdem noch zwei wichtige Acte zu Stande. Am 15. April 1856 schlossen Oesterreich, Frankreich und Großbritannien einen Tractat, wodurch sie solidarisch unter sich die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei garantirten. Zugleich versprachen sie jede Verletzung des dritten Pariser Friedens als Kriegsfall anzusehen und sich alsdann sofort mit der Hohen Pforte über die nothwendigen Maßregeln zu verständigen. Am folgenden Tage, 16. April 1856, unterzeichneten die sämmtlichen Vertragsmächte eine Declaration, wodurch neue liberale Grundsätze des Seerechts sanctionirt wurden, nämlich: 1) die Privatkaperei ist und bleibt abgeschafft; 2) die neutrale Flagge deckt auch feindliche Waare, ausgenommen Kriegscontrebande; 3) neutrale Waare, ausgenommen Kriegscontrebande, darf auch unter feindlicher Flagge nicht weggenommen werden; 4) die Blokaden sind nur dann obligatorisch, wenn sie effectiv sind, d. h. wenn sie durch eine Macht aufrecht erhalten werden, welche wirklich ausreicht, um den Zugang zur feindlichen Küste zu verwehren. Diese Declaration sollte den andern Staaten mitgetheilt und dieselben zum Beitritt aufgefordert werden, welcher Einladung jedoch insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika nicht nachkamen.

Paris (Prinz Louis Philippe von Orléans, Graf von), s. Orléans (Haus).

Parisienne oder Pariser Hymne heißt das von Casimir Delavigne zur Verherrlichung der Julirevolution gedichtete und in Frankreich sehr populär gewordene Freiheitslied, das gleich der Marseillaise in den Aufständen der folgenden Jahre oft angestimmt wurde und mit den Worten anhebt: «Peuple français, peuple des braves».

Paritätisch nennt man einen Zustand oder ein Verhältniß, woran zwei verschiedene Religionsparteien gleichberechtigt theilnehmen. So gibt es paritätische Universitäten, d. h. solche, welche für Katholiken und Protestanten zugleich die entsprechenden Lehrmittel und Anstalten (also insbesondere eine kath. und eine protest. theol. Facultät) darbieten. Paritätische Staaten nennt man die mit ungefähr gleich starker und gleichen Rechtsschutzes sich erfreuender kath. und prot. Bevölkerung. In früherer Zeit gab es auch paritätische Regierungen in manchen Reichsstädten, z. B. Augsburg, entweder so, daß der Magistrat aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt war, oder daß beide Religionstheile im Regimente wechselten.

Park nennt man eine weite, mit Mauern oder Pfahlwerk eingehegte, theils als Garten angelegte, theils mit Gehölz bepflanzte und zum Vergnügen der Jagd, des Spazierens u. s. w. bestimmte Landstrecke. Solche P. hatten schon im Alterthum die asiat. Fürsten bei ihren Residenzen und die reichen Römer bei ihren Villen. Auch im Mittelalter gehörten sie zu den kaiserl. und königl. Pfalzen, und in neuern Zeiten wurden sie ebenfalls mit großen Landhäusern, Schlössern, fürstl. Residenzen u. s. w. verbunden. In England werden die P. zu Windsor, Claremont, Blenheim, Chiswick, in Frankreich die zu Versailles, St.-Cloud, Fontainebleau, Rambouillet, in Deutschland die zu Wörlitz, Schwetzingen, Schönbrunn, Laxenburg, Nymphenburg als die schönsten gerühmt. (S. Gartenkunst.) Der Name P. ist zwar zunächst aus dem Französischen und Englischen entlehnt, stammt aber von dem altdeutschen Worte pharrich, pherrich (jetzt Pferch, d. i. Umhegung, Umzäunung), welches im Mittellateinischen zu parcus, im Altfranzösischen zu parc umgestaltet wurde.

Park bezeichnet in der Militärsprache eine Zusammenstellung von Artilleriematerial. Man hat daher im allgemeinen Belagerungs-, Geschütz-, Munitions- und andere P. Der P. einer Batterie besteht aus den Geschützen, Munitions- und Administrationswagen derselben. Im Quartier oder Lager wird dazu eine Parkwache gegeben.

Park (Mungo), bekannt durch seine Reisen in Afrika, wurde als der Sohn eines kleinen Landeigenthümers 10. Sept. 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk in Schottland geboren. Er studirte zu Edinburgh die Arzneiwissenschaft und ging dann als Hülfswundarzt in Diensten der Ostindischen Compagnie nach Indien. Als er 1793 zurückkehrte, empfing die African-Association zu London die Nachricht von dem Tode des Majors Houghton, welcher in ihrem Auftrage eine Reise nach Afrika unternommen hatte. P. erbot sich zu einem gleichen Unternehmen, erhielt die Genehmigung und brach 22. Mai 1795 nach der engl. Factorei Pisania am Gambia

auf, wo er sich einige Monate zu seiner weitern Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten durchstreifte er nun die Königreiche Mulli, Bondu, Kädschaga, Kasson, Kaarta und Ludamar. In letzterm gerieth er im Anfange des März 1796 nahe bei der Gegend, in der Houghton den Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des maurischen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und Lebensgefahren so preisgegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück, des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wagestück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, 20. Juli 1796, das große Ziel seiner Reise, den Niger, erblickte, dessen Lauf er so lange verfolgte, bis er sich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im Sept. im Königreiche Mandingo zu Kamilia an, wo er erkrankte und sieben Monate verweilen mußte. Ein Sklavenhändler, mit dem er einen Vertrag schloß, brachte ihn 10. Juni 1797 wieder nach der engl. Factorei am Gambia; am 15. ging er über Antigua nach London ab und traf daselbst 25. Dec. ein. Seine Beschreibung dieser Reise in den «Travels in the interior of Africa» (Lond. 1799; deutsch, Hamb. 1799) ist mit Wahrheitsliebe abgefaßt und äußerst anziehend. Hierauf ließ er sich 1801 wieder als Wundarzt zu Peebles in Schottland nieder; doch schon 1805 trat er eine neue Reise nach Afrika auf Kosten der Association an. Er ging im April 1805 von Goree aus mit 36 Europäern, wovon 30 Soldaten, die übrigen Handwerker waren, nach dem Innern Afrikas; doch nur mit sieben seiner europ. Begleiter gelangte er im Aug. zum Niger. Von Sansanding am Niger im Königreiche Bambarra sendete er im Nov. 1805 seine Tagebücher und Briefe nach Gambia, wo sie auch ankamen. Hier baute er sich ein Boot und schiffte sich mit vier Europäern, die einzigen, die von seinen Begleitern noch am Leben waren, ein und erreichte das Königreich Haussa, wo der durch Unterlassung eines Geschenks beleidigte König ihn in einem engen Passe bei Bussa, an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Niger zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, suchte er, als seine Gefährten bis auf einen getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten und ertrank. Durch Sklavenhändler kam noch 1806 die Kunde von seinem Tode in die engl. Niederlassung am Senegal. Die Nachrichten von dieser zweiten Reise, nebst einer Lebensgeschichte des unglücklichen Reisenden, erschienen zu London 1815 (deutsch von Büttner, Sondersh. 1827). In Selkirk wurde ihm 1859 ein Denkmal errichtet.

Parker, eine in den Annalen der brit. Marine berühmte Familie, stammte von Hugh P., Alderman in London, der 1681 zum Baronet erhoben wurde und 1697 starb. Dessen Großneffe, Sir Hyde P., widmete sich dem Seedienste, kämpfte tapfer gegen Franzosen und Spanier, ward Viceadmiral der Blauen Flagge und lieferte 5. Aug. 1781 dem holländ. Admiral Zoutman die blutige Schlacht bei Doggerbank, in der zwar beide Theile sich den Sieg zuschrieben, die aber mit der Vernichtung dreier holländ. Schiffe und dem Rückzuge der übrigen in ihre Häfen endete. 1783 wurde P. zum Oberbefehlshaber der brit. Flotte in Ostindien ernannt, verunglückte jedoch auf der Hinreise zur Uebernahme seines Commandos, indem das Schiff, auf welchem er sich befand, mit Mann und Maus unterging. Sein zweiter Sohn, Sir Hyde P., geb. 1740, zeichnete sich im amerik. Kriege aus, ward von Georg III. zum Ritter geschlagen und blokirte 1782 mit einem kleinen Geschwader die holländ. Häfen. 1795 commandirte er die brit. Seemacht in Westindien und erhielt im März 1801 den Oberbefehl über die Flotte, die nach der Ostsee gesandt wurde, um der von Paul I. gebildeten nordischen Coalition entgegenzutreten. An dem Erfolge der Schlacht von Kopenhagen hatte er keinen Antheil, da sie von Nelson gegen seinen Willen geliefert wurde. Durch sein Erscheinen vor Karlskrona erzwang er jedoch die Neutralität Schwedens und stand im Begriff, nach Kronstadt zu segeln, als die Nachricht von dem Tode Paul's den Feindseligkeiten ein Ende machte. P. kehrte nach England zurück und starb zu London 29. April 1807 als Admiral der Weißen Flagge. Sein Vetter, der Viceadmiral Sir William P., trug zum Siege über die franz. Flotte 1. Juni 1794, noch mehr zum glücklichen Ausgange der Schlacht von St.-Vincent 14. Febr. 1797 bei und galt für einen der tüchtigsten engl. Seeoffiziere, als er 31. Dec. 1802 auf seinem Landsitze zu Ham in Surrey mit Tode abging. — Sir Peter P., geb. 1716, that sich in dem Siebenjährigen und Amerikanischen Kriege hervor und brachte 1782 den gefangenen franz. Admiral de Grasse nach England, wofür er den Baronetstitel erhielt. Er war zuletzt Admiral der Flotte mit Feldmarschallsrang und starb, von der ganzen brit. Marine hochverehrt, 21. Dec. 1811 in seinem 96. J. Vgl. P.'s Biographie von Dallas (Lond. 1815). — Sir George P., Neffe Sir Peter's, geb. 1766, trat schon mit 10 J. als Cadet in die Marine

und diente mit Auszeichnung sowol in Europa als in Indien. 1807 erhielt er das Commando einer Escadre in der Ostsee, womit er 22. März 1808 das dän. Linienschiff Prinz Christian Frederik von 74 Kanonen eroberte und dadurch den span. General La Romana in den Stand setzte, mit seinem Corps aus Jütland zu entkommen. In der Folge nahm er an der Expedition nach Walcheren theil, ward 1814 Contreadmiral, 1825 Viceadmiral und starb als Admiral der Rothen Flagge zu Great-Yarmouth 24. Dec. 1847. — Sir William P., geb. 1781, bestimmte sich, wie die meisten Mitglieder seiner Familie, von frühester Jugend an für den Seedienst und ward schon im Oct. 1801 Kapitän. Als Befehlshaber der Fregatte Amazon nahm er 13. März 1806 nach einem hartnäckigen Gefechte die zur Escadre des franz. Admirals Linois gehörige Fregatte Belle-Poule und bemächtigte sich 1809 der Citadelle von Ferrol. Er erhielt das Kreuz des Bathordens, avancirte im Juli 1830 zum Contreadmiral und commandirte 1832 das engl. Geschwader im Tejo. 1835 wurde er zum Lord der Admiralität ernannt, welchen Posten er 1841 verließ, um an Elliot's Stelle den Befehl der zu den Operationen gegen China bestimmten Seemacht zu übernehmen. In Verbindung mit dem Truppencorps unter Gough eroberte er Tschusan, Ningpo, Tschapu, erzwang den Eingang in den Jang-tse-kiang und erschien endlich vor Nanking, wo die Ankunft der um Frieden bittenden chines. Bevollmächtigten seinen weitern Fortschritten ein Ziel setzte. P. ward im Nov. 1844 zum Baronet erhoben und erhielt bald darauf den Oberbefehl der Flotte im Mittelländischen Meere, wo der Ausbruch der ital. Bewegung 1847—48 ihm Gelegenheit gab, auch in die polit. Verhältnisse vielfach einzugreifen. Doch bemühte er sich vergeblich, zwischen der neapolit. Regierung und den insurgirten Sicilianern zu vermitteln. Im Herbste 1849 segelte er auf Einladung Sir Stratford Canning's nach den Dardanellen, um die in der Flüchtlingsfrage von Oesterreich und Rußland bedrohte Pforte durch die Aussicht auf brit. Unterstützung zu ermuthigen. Alsdann wandte er sich im Jan. 1850 nach Athen und nöthigte durch eine Blokade der griech. Häfen die dortige Regierung, sich den Forderungen Englands zu fügen, worauf er nach Malta zurückkehrte. Nachdem er noch im April 1851 zum Admiral der Blauen Flagge befördert worden, legte er das Commando der Flotte in die Hände des zu seinem Nachfolger ernannten Dundas nieder. Hierauf war er eine Zeit lang Hafencommandeur in Devonport, stieg 27. April 1863 zum Admiral der Flotte und starb 12. Nov. 1866. — Hyde P., ein Sohn Sir Hyde's, bekleidete als Viceadmiral seit 1852 den Posten eines ältesten Marinelords der Admiralität und starb zu Ham in Surrey 25. Mai 1854. Dessen Sohn, der Kapitän Hyde P., fiel als Commandant der Dampffregatte Firebrand beim Angriff auf das russ. Fort Sulina 8. Juli 1854.

Parker (Theodor), amerik. Geistlicher, wurde als der Sohn eines alten Freiheitskämpfers aus dem Unabhängigkeitskriege 24. Aug. 1810 zu Lexington in Massachusetts geboren. Die Lage seiner Aeltern erlaubte nicht, ihm eine bessere Elementarbildung zu geben als die, welche der Staat in einer Kreisschule bot. Um seinen Wissensdrang durch den Besuch höherer Lehranstalten zu befriedigen, mußte er selbst Unterricht in dem ertheilen, was er bereits gelernt hatte. So machte er zuerst die Gymnasial- und dann die Universitätsstudien zu Cambridge und promovirte mit großer Auszeichnung, worauf er 1836 eine Anstellung als Prediger bei einer Unitariergemeinde in Roxbury erhielt. Die freisinnigen Ansichten, die er sowol von der Kanzel herab als in der seit 1840 von ihm in Verbindung mit Emerson, Brownson und Margaret Fuller herausgegebenen Zeitschrift «Dial» entwickelte, erregten jedoch im strenggläubigen Neuengland so viel Anstoß, daß P., der unterdessen eine reiche Heirath gethan hatte, sich genöthigt sah, sein Amt niederzulegen. Er begab sich nach Europa, wo er zwei Jahre lang England, Deutschland, Frankreich und Italien bereiste und sich mit der Literatur dieser Länder vertraut machte. Namentlich erwarb er sich eine seltene, bis ins genaueste Detail gehende Kenntniß der deutschen Sprache und machte sich überhaupt mit deutscher Wissenschaft bekannt. Als er 1844 nach seinem Vaterlande zurückkehrte, fand er seine Widersacher verstummt. Man forderte ihn auf, die Kanzel von neuem zu betreten, und bald waren seine Vorträge so besucht, daß keine Kirche Bostons an Räumlichkeit genügte und er dieselben im Melodeon, dem größten Concertsaale der Stadt, halten mußte. Seit 1845 schloß er sich der Anti-Sklavereibewegung an, der er fortan alle seine Kräfte widmete. Der Flüchtige-Sklavenbill setzte er offenen Widerstand entgegen, indem er 1854 eine ihrem Herrn entflohene Negerin in sein Haus aufnahm und ihre Auslieferung an die Behörde verweigerte. Dem europ. Publikum wurde er durch die 1849 in London erschienene Sammlung seiner «Critical and miscellaneous works» bekannt, in welcher sich besonders die Abhandlungen über das Christenthum Christi, über das Vergängliche und Dauernde im Christenthum und über die deutsche rationalistische Schule durch Gedankentiefe

und Originalität der Darstellung auszeichnen. Den nachhaltigsten Eindruck aber brachten seine «Ten sermons on religion» (Boston 1852; deutsch, Lpz. 1853) hervor, welche den Gegensatz zwischen Theologie und Religion in scharfer und einschneidender Weise beleuchten und den überlegenen Geist des Verfassers in seiner ganzen Fülle zeigen. Zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit ging er im Febr. 1859 wieder nach Europa und starb zu Florenz 10. Mai 1860. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien nach seinem Tode (Lond. 1863 fg.); ein Theil derselben war schon vorher ins Deutsche übertragen worden (4 Bde., Lpz. 1854—57). Vgl. die Biographien P.'s von Weiß (2 Bde., Lond. 1863) und Réville (Par. 1865; deutsch von P. Drussen, Lpz. 1866).

Parlament (franz. Parlement, engl. Parliament, mittellat. Parlamentum, von parlare, sprechen) hieß in Frankreich vor alters jede zu gemeinsamer Berathung veranstaltete Versammlung, die einen öffentlichen Charakter trug. Insbesondere führte den Namen der alte Pairshof (s. Pairs), der die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschied, den Reichsrath vorstellte, sich aber mit der Zeit zur Reichsversammlung des Adels und der Geistlichkeit überhaupt erweiterte. Aus der Reichsversammlung trat schon gegen die Mitte des 12. Jahrh. ein vom König ernannter Ausschuß hervor, der die Processe der Großen verhandelte und die Gestalt eines Reichsgerichts annahm. Die Barone und Prälaten, die in dieser Commission das Richteramt nur als Lehnsdienst versahen, ließen sich es gern gefallen, daß ihnen der König seine Hofbeamten und rechtskundigen Räthe beiordnete. Allmählich bemächtigten sich diese Juristen der Geschäfte und drückten dem P., wie man die Gerichtscommission des Reichstags vorzugsweise nannte, den Charakter eines königl. Obertribunals auf. Unter Ludwig IX. wurden die Gerichte im Krongebiet angehalten, an das P. zu appelliren, und auch die Parteien aus den Territorien der Großen thaten dies gern, weil das P. die Rechtspflege gründlich übte, statt der Zweikämpfe den Zeugenbeweis annahm und dem Richterspruche Nachdruck zu verschaffen wußte. Immer noch war das P. eine zwar vom König berufene, jedoch vom Reichstage abhängige Commission, die nach dem altgerman. Rechtsgrundsatze, daß das Recht an Ort und Stelle gepflogen werden muß, im Lande herumzog. Erst als Philipp IV. 1302 die Reichsstände, Generalstände oder Generalstaaten (États-généraux) ins Leben rief, wurden vom Reichstage die richterlichen Functionen förmlich getrennt. Das P., in seiner doppelten Eigenschaft als Pairsgericht und königl. Obertribunal, nahm seinen festen Sitz zu Paris. In der Hauptstadt eröffnete es jährlich zwei große Gerichtssitzungen und sandte von hier aus regelmäßig Commissionen zur Abhaltung der Lehnsgerichtstage (scaccaria, échiquiers) nach Rouen und Troyes. Kraft ihres Privilegiums erhielten sämmtliche Pairs Sitz und Stimme im neuen P., wovon sie aber selten Gebrauch machten. Unter Philipp V. wurde 1319 den Prälaten der Eintritt ins P. entzogen. Weil sich die Geschäfte sehr häuften, mußte der König 1320 die Gerichtssitzungen permanent erklären und den Räthen jährliche Besoldung bewilligen. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, die beim Eintritt Ritter (milites literati, chevaliers-ès-lettres oder en loix) wurden, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räthe auf 78 und die der Präsidenten auf drei und ertheilte dem P. zugleich das Recht, dem Könige bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentiren, was aber schon Karl VII. 1439 für immer abschaffte. In dem ersten Jahrhundert wurden die Vollmachten der Räthe jährlich erneuert. Ludwig XI. benutzte dies, um besonders die Präsidenten beliebig abzusetzen, sah sich aber 1468 zu einem Gesetz genöthigt, nach welchem fortan die Parlamentsglieder nur durch richterliches Urtheil ihre Stellen verlieren konnten. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietstheilen P., die mit dem pariser zusammen eine Corporation bildeten. Schon 1302 wurde das P. zu Toulouse, 1451 zu Grenoble, 1462 zu Bordeaux, 1476 zu Dijon, 1499 zu Rouen, 1501 zu Aix, 1553 zu Rennes, 1620 zu Pau, 1633 zu Metz, 1686 zu Douai, 1422 und 1676 zu Dôle und Besançon, 1538 und 1762 zu Trévoux und 1775 zu Nancy gegründet. Das P. der Hauptstadt wußte jedoch durch sein Alter und seine Verbindung mit dem Hofe, die Größe seines Gerichtssprengels, der das ganze alte Krongebiet umfaßte, durch besondere Privilegien, endlich durch den Grundsatz, daß es der Rechtsnachfolger des alten Pairshofes sei, besonderes Ansehen zu behaupten. Kraft dieser Rechtsnachfolgerschaft sprach sich auch die Gesammtcorporation die Theilnahme an der Staatsgewalt zu und suchte dieselbe durch eine gewisse, freilich nur auf Observanz beruhende Ueberwachung der Gesetzgebung geltend zu machen. Seit frühester Zeit nämlich war es Gebrauch gewesen, daß das P. von Paris den königl. Ordonnanzen und Edicten durch Eintragung derselben in seine Protokolle (enregistrement) öffentliche Wirksamkeit, mithin Gesetzeskraft verlieh. Mit der Vernachlässigung der

Reichs- oder Generalstände, schon seit Karl V., bedurften die Könige eine Art Bekräftigung ihrer willkürlichen, ohne alle ständische Mitwirkung erlassenen Verordnungen und bestärkten das P. in seiner polit. Prätension, indem sie demselben nicht nur die Civil- und Criminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsacte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Majorennitäts- und Regentschaftsbestimmungen, zur Einzeichnung und Publication vorlegten. In der Ueberzeugung, daß die Befugniß zu bestätigen auch die zu verwerfen in sich schließe, weigerten sich die P. nicht selten, gemeinschädliche Verordnungen zu bestätigen, ja sie wagten sogar, dem Hofe Vorstellungen (remontrances) zu machen.

Die erste Remonstranz ernstlicher Art unternahmen die P., als Franz I. die Pragmatische Sanction, das Palladium der Gallikanischen Kirche, ohne weiteres durch ein Concordat mit dem Papste vernichtete. Gegen seinen Willen verstärkte Franz die Selbständigkeit der Corporation, indem er als Finanzmittel die Käuflichkeit der Parlamentsämter einführte; dies geschah unter der Form einer hohen Caution, die er dem Rathe wie dem Thürsteher abpreßte. Da der Staat nie mehr die Kaufsummen, die nun jeder Nachfolger seinem Vorgänger zurückzahlte, wiedererstatten konnte, so wurden die Parlamentsglieder vermöge ihres Eigenthumsrechts gewissermaßen unantastbar. Heinrich IV. erlaubte endlich, mit Einführung der sog. Paulette, die Vererbung der Aemter, wodurch nicht nur deren Kaufpreis stieg, sondern auch viele junge, unwissende und kühne Männer in die Corporation traten. Als der Hof in den Religionswirren Partei ergriff, erhielten die P. die Processe gegen die Ketzer. So furchtbar sie aber auch gegen die Hugenotten wütheten, vermochten sie doch nicht, Recht und Gesetz ganz zu umgehen, und zogen sich deshalb die Verfolgung von seiten des Hofs, der Guisen und der fanatischen Priesterschaft zu. Die P. unterstützten Heinrich IV. gegen die kath. Ligue und gelangten dafür nach dessen Thronbesteigung zu einem Einflusse, der dem Könige alsbald sehr lästig fiel. Unter Ludwig XIII. erhoben sich die P. gegen den Druck und die Willkür des Hofs. Allein Richelieu, um auch diese letzte Schranke gegen den absoluten Thron niederzutreten, veranlaßte den König, in dem Lit de justice (s. d.) von 1640 den P. jede polit. Gewalt ein für allemal abzusprechen. Die P. rächten sich, indem sie das Testament Ludwig's XIII. vernichteten und der Königin Anna die ungetheilte Regentschaft überließen. Weil jedoch die Regentin an Mazarin's Hand den Despotismus der vorigen Regierung fortsetzte, verbanden sich die P. mit den unzufriedenen Großen und veranlaßten dadurch die Unruhen der Fronde (s. d.), aus denen die königl. Gewalt nur um so stärker hervorging. Ludwig XIV. drückte die P. zu gewöhnlichen Gerichtshöfen herab, die sogar nach seinen Absichten nicht selten das Recht mit Füßen traten. Selbst der Aufhebung des Edicts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Dennoch hatte die Corporation, als der König 1715 starb, ihre frühere Bedeutung nicht vergessen. Das P. von Paris vernichtete sogleich die testamentarischen Bestimmungen des Königs, degradirte dessen legitimirte Söhne, sprach dem Herzog Philipp von Orléans (s. d.) die absolute Regentschaft zu und erhielt dagegen ausdrücklich das Remonstranzrecht zurück. Sein Widerstand gegen die gefährlichen Finanzprojecte Law's (s. d.) erweckte den Zwiespalt mit dem Hofe aufs neue. Das P. von Paris hielt eigenmächtige Plenarversammlungen (unions), faßte und veröffentlichte Beschlüsse (arrêts), die denen des Staatsraths entgegenliefen, stellte endlich die Justizpflege ein und wurde darin von den P. der Provinzen unterstützt. Der Regent nahm hingegen, auf Dubois' und Argenson's Rath, der Corporation die polit. Befugnisse und verbannte das P. von Paris nach Pontoise. Kaum war dieser Skandal beigelegt, als auch der Krieg mit der Mündigkeit Ludwig's XV. wieder ausbrach, um eigentlich nie mehr zu enden. Vergebens stellten sich die P. der heillosen Politik des Hofs im Innern wie im Auswärtigen entgegen. Durch Beihülfe des Ministers Choiseul und der Pompadour gelang es ihnen endlich, ihren alten polit. und kirchlichen Feind, den Jesuitenorden, zu Boden zu werfen, und dieser große Sieg gab ihnen Muth, nun auch der Finanzpolitik des Hofs entgegenzutreten. Nachdem von beiden Seiten die gewöhnlichen Mittel erschöpft, wagte der Kanzler Maupeou, unterstützt durch die Dubarri, die P. im Jan. 1771 aufzulösen und an deren Stelle einen neuen Gerichtshof zu organisiren. Wiewol die P. längst schon mehr für ihre mit der Aristokratie verwachsenen Sonderinteressen als für das öffentliche Wohl stritten, erregte dieser Gewaltact doch die tiefste Empörung der öffentlichen Meinung. Eine der ersten Regentenhandlungen Ludwig's XVI. war darum die Herstellung der alten Corporation. Bald zeigte es sich jedoch, daß die P. die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation weder begriffen, noch in Rücksicht auf ihre eigenen Vortheile begreifen wollten. Sie verhinderten die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgot's, Necker's und stellten sich sogar in Verbindung mit dem hohen Adel der durch die Notabeln

bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen. Der Minister Loménie de Brienne erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrirung der Finanzedicte, verbannte das widerspenstige P. von Paris nach Troyes und wagte 1788, nach kurzer Versöhnung, die Auflösung der Corporation, die vorderhand ein Hofrath (cour plénière) ersetzen sollte. Necker stellte zwar die P. wieder her; allein die Zusammenberufung der Generalstände entfesselte den Strom der Revolution, der die alte Monarchie mit ihren Instituten verschlang. Die P. wurden durch ein Decret vom März 1790 aufgehoben. Vgl. Voltaire, «Histoire du parlement de Paris» (Par. 1769); Dufey, «Histoire des actes et remontrances des parlements» (2 Bde., Par. 1826); Warnkönig und Stein, «Franz. Rechts- und Staatsgeschichte» (3 Bde., Bas. 1843—47); Merilhou, «Les parlements de France» (Par. 1863).

Die Eroberung Englands im 11. Jahrh. durch die Normannen zog hier die Einführung des Lehnstaats sowie franz. Sitten und Sprache im öffentlichen Leben nach sich und hatte auch zur Folge, daß an die Stelle des angelsächs. Volksraths die Reichsversammlung der Barone, Prälaten und königl. Bannerherren trat. Diese Reichsversammlung, in ihrer Eigenschaft als Reichsrath und Pairsgericht, erhielt ebenfalls den Namen P., und zwar gebraucht ein Statut Eduard's I. vom J. 1272 zum ersten mal den Ausdruck. Indessen vermochten die engl. Könige nicht, das alte P., wie es in Frankreich geschah, zum königl. Obergericht herabzusetzen, vielmehr wurde dasselbe die Grundlage zur Entwickelung einer vollständigen Nationalrepräsentation. Als nämlich unter Eduard III. (1327—77) die Abgeordneten der Städte und Grafschaften als Dritter Stand in die Reichsversammlung eintraten, schied sich zwar der alte Pairshof in eine besondere Corporation ab, behielt aber als Oberhaus (House of Peers) nebst der obersten Gerichtsbarkeit auch die volle Theilnahme an der polit. Gewalt und bildete fortan mit dem Unterhause (House of Commons) zusammen die ständische Vertretung der Nation oder das P. — Auch in Schottland verwandelte sich seit der Entfaltung des Lehnwesens der Volksrath der großen Eigenthümer in einen Reichsrath der unmittelbaren Kronvasallen, der geistlichen und weltlichen Barone, der seit Malcolm II. den Namen P. geführt haben soll. Vielleicht schon seit Robert I. traten auch Abgeordnete der Städte in dieses P.; doch kam es zu keiner Trennung, weil das bürgerliche Element sowol an Zahl wie an Einfluß äußerst schwach blieb. Die polit. Gewalt des P. war so groß, daß die Könige, die aus der Aristokratie hervorgingen, eigentlich nur das Amt eines Parlamentspräsidenten verwalteten. Zwar bemühten sich die Könige seit Jakob I., die Macht der unbändigen Aristokratie durch Verleihung von Privilegien an die Städte zu brechen; allein ihre Bemühungen blieben ziemlich fruchtlos. Der republikanische Geist, der sich mit der Verbreitung der Kirchenreformation im schott. Volke Bahn brach, verlieh auch dem P. der Krone gegenüber einen nach selbständigern Charakter. Das schottische P. war das erste, welches gegen den Despotismus Karl's I. zu den Waffen griff und hiermit die Revolution und die Verwandlung der drei Reiche in die Republik einleitete. Wiewol das schottische P. mit der Restauration der Stuarts seine Selbständigkeit wiedererhielt, zeigte es sich doch gegen die Krone wenig gefügig. Erst nach der zweiten Revolution von 1688 gelang es Wilhelm III., unterstützt von der Gewalt des englischen P., die schott. Starrheit zu brechen und dem bürgerlichen Element im P. das Uebergewicht zu verschaffen. Die Leichtigkeit, womit sich jetzt der Hof die Majorität im P. sicherte, der Druck engl. Minister und Beamten, die Kostspieligkeit des eigenen Staatshaushalts brachten endlich, trotz der Eifersucht beider Nationen, 1707, unter der Königin Anna, die Vereinigung Schottlands und Englands zum Reiche von Großbritannien zu Stande. Das schottische P. wurde mit dem englischen verschmolzen. (S. Schottland.) — Mit der Eroberung Irlands durch die Engländer bildete sich ebenfalls aus den angesiedelten Baronen und den Prälaten ein irländisches P., das allmählich auch die unterworfenen und zu Baronen erhobenen irischen Häuptlinge sowie die Abgeordneten der Städte aufnahm und sich wahrscheinlich schon unter Eduard III. in ein Ober- und Unterhaus sonderte. Jakob I. verlieh 40 Flecken das Recht, Abgeordnete ins P. zu schicken, sodaß 1613 das Unterhaus 232 Mitglieder, das Oberhaus 122 Peers zählte; aber er that dies nach seiner eigenen Versicherung nur, um das P. durch die Masse roher und ärmlicher Mitglieder zu schwächen. Karl I. versammelte in Irland lange kein P.; erst 1634 durfte es zusammentreten, wurde jedoch von dem Statthalter Strafford, nachdem es Subsidien bewilligt, sogleich wieder entlassen. Die Unterdrückung, welche Irland zur Zeit Cromwell's erfuhr, vernichtete fast gänzlich die Selbständigkeit des P., aus dem man die Katholiken, folglich die Iren selbst vertrieb. Nach der Restauration der Stuarts 1661 befand sich nur ein Katholik im irländ. Unterhause, und dieses Misverhältniß blieb, obgleich die Parlamentsglieder in Irland auch nach Feststellung der prot. Thronfolge

weder den Supremat- noch den Testeid schwören durften. Erst mehrere Jahre später brachte es das britische P., welches Irland aus dem kirchlichen und polit. Gesichtspunkte mit Strenge überwachte, zur Einführung dieser beiden Eide, womit den kath. Eingeborenen jede Theilnahme am öffentlichen Leben abgeschnitten wurde. Zugleich wurden die Beschlüsse des irländischen P. der Gewalt des englischen untergestellt, was jedoch seit 1779 gesetzlich nicht mehr der Fall sein sollte. Die polit. Vereinigung Irlands mit Großbritannien, welche das Ministerium Pitt 1800 durch Bestechung der Parlamentsglieder durchsetzte, zog endlich die Verschmelzung des irländischen mit dem britischen P. nach sich. Das britische P. nahm hiermit den Namen Imperial parliament (Reichsparlament) an. Die Abschaffung des Testeides 1829 durch die Emancipationsbill verschaffte den Irländern die Möglichkeit, auch Katholiken in das P. zu senden. (S. Irland.) — Das P. von Großbritannien zählt im Hause der Gemeinen seit der Reformacte von 1832 658 Abgeordnete (471 für England, 29 für Wales, 53 für Schottland, 105 für Irland). Die Zahl der Peers oder Mitglieder des Oberhauses ist keine feststehende; sie belief sich im Febr. 1866 auf 454. (S. Englische Verfassung und Großbritannien.)

Nach dem Muster Englands hat man auch anderwärts der Nationalrepräsentation die Benennung P. gegeben, wenngleich der eigentliche amtliche Name anders lautete. So z. B. wurde die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. 1848—49 im gewöhnlichen Leben beinahe häufiger das Frankfurter P. genannt. Allgemeiner noch ist der Gebrauch der abgeleiteten Worte: parlamentarisch und Parlamentarismus. Parlamentarisch pflegt man alles das zu nennen, was sich auf die Thätigkeit solcher berathenden Versammlungen überhaupt bezieht. Daher spricht man von einer parlamentarischen Beredsamkeit, von parlamentarischen Ausdrücken (solchen, welche in den Verhandlungen einer derartigen Versammlung schicklicherweise gebraucht werden können). In einem weitern und höhern Sinne bezeichnet man mit dem Worte parlamentarisch diejenigen Einrichtungen, welche in ähnlicher Weise, wie dies in England durch das P. geschieht, den in einer Nationalrepräsentation gesetzlich dargestellten Volkswillen zum ausschlaggebenden Momente in der Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten machen. Besonders gebräuchlich ist der Ausdruck parlamentarische Regierung, womit eine solche Regierungsweise bezeichnet wird, bei welcher der Monarch seinen Willen insofern dem Nationalwillen unterordnet oder doch mit diesem in Einklang zu setzen sucht, als er seine Minister aus der parlamentarischen Majorität, d. h. der Mehrheit der Nationalvertretung, nimmt, folglich auch im Einvernehmen mit dieser Mehrheit, als der vorausfetzlichen Vertreterin der Majorität der Wähler, regiert. Parlamentarismus aber heißt dasjenige polit. System, welches die Nothwendigkeit einer parlamentarischen Regierung und der dazugehörigen Einrichtungen behauptet. (S. Constitution.)

Parlamentär heißt in der Kriegssprache ein Abgesandter an den Feind, um Unterhandlungen anzuknüpfen, Mittheilungen und Aufforderungen zur Capitulation u. s. w. zu überbringen. Gewöhnlich wird ein Offizier dazu gewählt. Derselbe ist nach dem Kriegsgebrauche unverletzlich; doch muß er sich als P. durch Schwenken eines Tuchs oder von einem Trompeter (Tambour) begleitet durch dessen Blasen (Trommeln) ankündigen. Ankommende P. sind mit großer Vorsicht zu behandeln, da sie oft mit geringfügigen Aufträgen geschickt werden, um zugleich zu recognosciren. Sie werden von den Vorposten angehalten und gemeldet. Der Offizier der Feldwache kommt dann vor und nimmt ihnen entweder die Depeschen gegen Empfangschein ab oder läßt sie, wenn sie mündliche Aufträge an einen höhern Befehlshaber bringen, mit verbundenen Augen auf Umwegen zu diesem führen. Im Seekriege künden sich P. durch eine besondere Parlamentärflagge ihres Bootes an.

Parma, vormals ein souveränes Herzogthum in Italien, wurde von 1545—1731 von dem Hause Farnese (s. d.), von 1748—1802 und 1847—59 von einem jüngern Zweige der span. Hauptlinie des Hauses Bourbon (s. d.) beherrscht und umfaßte in seinem letzten Bestande 113 Q.-M. mit 508000 E. Seit 1860 ist P. dem Königreiche Italien einverleibt und eingetheilt in die Provinzen P. (256029 E.) und Piacenza (218569 E.), während der District Pontremoli (etwa 33000 E.) zur Provinz Massa-Carrara geschlagen ist. Das Land wird im Süden von den Apenninen durchzogen, die im Monte-Penna und Monte-Orsaro bis über 5000 F., im Monte-Alpe di Succisio bis zu 6390 F. aufsteigen. Nach dem Po zu flacht sich der nördl. Theil des Landes zur lombard. Ebene ab; die mittlern Vorgebirge jedoch sind mit Eichen- und Kastanienwäldern bedeckt. Der Hauptfluß ist der Po, welcher die nördl. Grenze bildet und die kleinen Flüsse Bardinezza, Tidone, Trebbia, den Taro und die Parma hier aufnimmt. Das

Klima ist zwar gesund, aber weniger mild als in dem südlich von den Apenninen gelegenen Italien, der Boden besonders in den nach den Po sich hinziehenden Ebenen fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Oliven, Reis, Obst und Wein. Nächst dem Ackerbaue beschäftigen sich die Einwohner vorzüglich mit Seidenbau, Rindviehzucht, Käsebereitung, Geflügelzucht, Bergbau auf Marmor und Alabaster, Salzbereitung und Bergölgewinn. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast nur auf Bearbeitung der Seide. Die Städte Parma (s. d.) und Piacenza (s. d.) gehörten zur Zeit der Römer zum cisalpin. Gallien, theilten nach dem Untergange des weström. Reichs das Schicksal der Lombardei, kamen zugleich mit dieser unter die Herrschaft der röm.-deutschen Kaiser und wurden, unaufhörlich nach Unabhängigkeit strebend, während des Mittelalters in die blutigen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen verwickelt. Die innern Streitigkeiten und Parteikämpfe benutzten verschiedene Gewalthaber, besonders aber die Häuser Este und Visconti, um sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Im Anfange des 16. Jahrh. bemächtigte sich Ludwig XII. von Frankreich und, nachdem sich die Ligue von Cambray aufgelöst, der kriegerische Papst Julius II. 1514 beider Städte. Papst Paul III., aus dem Hause Farnese, erhob sie 1545 zu einem Herzogthume und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi Farnese. Als dessen männliche Nachkommenschaft 1731 mit dem Herzoge Antonio erlosch, wußte es Elisabeth, die Gemahlin Philipp's V. von Spanien, eine Tochter des ältesten Bruders des Herzogs Antonio, durchzusetzen, daß ihr Sohn Don Carlos die Herzogthümer P. und Piacenza erhielt, die er aber bald darauf an Kaiser Karl VI. als Entschädigung für das im Wiener Frieden 1735 ihm zugefallene Königreich beider Sicilien überließ. Im Aachener Frieden von 1748 trat Maria Theresia beide Herzogthümer nebst Guastalla an Elisabeth's zweiten Sohn Don Philipp ab, mit der Bedingung der Rückgabe an Oesterreich, falls der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder einer seiner Nachkommen den sicilian. oder span. Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der beim Eindringen der Franzosen in Italien durch einen Frieden mit der Republik 1796 sich den Besitz seines kleinen Staats auf Bedingungen erhielt, welche er zunächst seiner span. Abstammung und dem damals erneuerten Bündnisse Frankreichs mit Spanien verdankte. Doch zufolge des Luneviller Friedens und einer Uebereinkunft zwischen Frankreich und Spanien zu Madrid 1801 wurde dem Erbprinzen Ludwig, anstatt der väterlichen Besitzungen, das Großherzogthum Toscana unter dem Titel eines Königreichs Etrurien (s. d.) zugetheilt. Als daher 1802 der Herzog Ferdinand starb, nahm Frankreich ohne weiteres Besitz. Doch wurden P. und Piacenza erst 21. Juli 1805 dem franz. Kaiserthume, Guastalla aber 24. Mai 1806 dem Königreiche Italien förmlich einverleibt. Durch den Pariser Frieden von 1814 und die Wiener-Congreß-Acte von 1815 kamen die Herzogthümer P., Piacenza und Guastalla (s. d.) als souveränes Eigenthum an die bisherige Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Maria Luise (s. d.), die den Titel Kaiserin und Majestät behielt. Dieser Verfügung widersprach jedoch der König von Spanien, der die Herzogthümer für die ehemalige Königin von Etrurien, die Infantin Maria Luise (s. d.) von Spanien, zurückverlangte und deshalb seinen Beitritt zur Wiener-Congreß-Acte verweigerte. Infolge davon wurde durch einen besondern, zu Paris 10. Juni 1817 abgeschlossenen Vertrag festgesetzt, daß die Herzogthümer (mit Ausnahme des am linken Poufer liegenden Theils, der mit dem Besatzungsrechte in der Festung Piacenza dem Hause Oesterreich verblieb) nach dem Tode der Kaiserin Maria Luise an die Nachkommenschaft der Königin von Etrurien fallen sollten, welche sich bis dahin mit dem Fürstenthume Lucca (s. d.) begnügen mußte. Nach dem Erlöschen dieses Hauses aber sollte P. an Oesterreich, Piacenza an Sardinien heimfallen. Die Kaiserin Marie Luise starb 17. Dec. 1847, und nunmehr nahm der bisherige Herzog von Lucca, Karl II. (s. d.), vertragsmäßig von seinen Erblanden Besitz. Nach den weitern Bestimmungen des Vertrags vom 10. Juni 1817 und eines Tractats mit Toscana vom 28. Nov. 1844 mußte zugleich P. an Modena das Herzogthum Guastalla nebst dem am rechten Ufer der Enza gelegenen Districte (zusammen 3¼ Q.-M.), andererseits aber Modena an P. die Districte von Villafranca, Treschietto, Castevoli und Malazzo in Massa-Carrara (zusammen 1,45 Q.-M.) und endlich Toscana an P. die Districte von Pontremoli, Bagnone, Filatierra, Groppoli und Lusuoli (zusammen 6,55 Q.-M.) abtreten. Dieser vielfach verwickelte Gebietsaustausch wurde von der Bevölkerung dieser Landestheile mit Misfallen aufgenommen. Gegenüber der nationalen Bewegung in Italien hielt Karl II. zu Oesterreich, und so brach 20. März 1848 eine Revolution aus, infolge deren der Herzog 19. April das Land verließ, um nicht mehr zurückzukehren. Doch ward seine Autorität schon im Aug. 1848 durch die österr. Waffen wiederhergestellt und P. nunmehr einem strengen Militärregiment unterworfen. Nach der Abdankung Karl's II, 14. März 1849, trat dessen Sohn,

Herzog Karl III. (s. d.), die Regierung an, der sich ganz von seinem Günstlinge, dem Engländer Ward, leiten ließ und in willkürlichster Weise schaltete. Noch mehr machte er sich durch seine wüsten Ausschweifungen verhaßt. Er wurde deshalb aus Privatrache 26. März 1854 auf offener Straße der Residenzstadt erdolcht und starb am folgenden Tage. Ihm succedirte sein ältester Sohn, Robert I. (Karl Ludwig Maria von Bourbon, geb. 9. Juli 1848), für den seine Mutter, die Herzogin-Witwe Luise Maria Theresia, Tochter des Herzogs von Berri (s. d.), die Vormundschaft und Regentschaft übernahm. Diese begabte Frau versuchte durch ein wohlwollendes Regiment die Bevölkerung zu versöhnen und auch den nationalen Anforderungen gerecht zu werden, worüber sie mehrfach mit Oesterreich in Conflict kam. Doch als der Krieg von 1859 zwischen Oesterreich, Sardinien und Frankreich ausbrach, erklärte sie sich für neutral, und so mußte sie mit ihren Kindern nach der Schlacht bei Magenta das Land für immer verlassen (9. Juni 1859). P. vereinigte sich nunmehr mit Modena und der Romagna unter der gemeinschaftlichen Regierung des Dictators Farini zu dem sog. Gouvernement Emilia (s. d.), das dann, nachdem bei allgemeiner Volksabstimmung sich eine ungeheuere Majorität für die Annexion ausgesprochen, durch Decret des Königs Victor Emanuel II. mit dem Königreich Sardinien 18. März 1860 vereinigt wurde. Die Proteste der Herzogin-Regentin gegen die Annexion P.s, 28. März 1860, und gegen den neuen Titel «König von Italien», 10. April 1861, blieben wirkungslos.

Parma, die ehemalige Hauptstadt des frühern gleichnamigen Herzogthums, jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz ($58^3/_{10}$ Q.-M. und 256029 E. Ende 1861), am Flusse Parma, mit 47067 E., in einer schönen Ebene an der Eisenbahn gelegen, hat gerade, breite Straßen, angenehme Promenaden, wenig größere Plätze, aber gutgebaute Häuser. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, des Präfecten für die Provinz, eines Appellhofs, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer. Sie hat eine 1599 gegründete Universität (mit drei Facultäten: für Jurisprudenz, Medicin, mathematische und Naturwissenschaften, einem astron. Observatorium, Botanischen Garten u. s. w.), die 1864/65 von 315 Studirenden besucht wurde, ein bischöfl. Seminar, ein landwirthschaftliches Institut, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, eine Akademie der schönen Künste mit einer werthvollen Gemäldegalerie und eine Musikschule. In den Kirchen, deren es 35 gibt, findet man Meisterwerke von Correggio, Lanfranco, Mazzuola u. a. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale aus dem 12. Jahrh., welche in ihrer schönen Kuppel das berühmte, aber schadhaft gewordene Frescostück der Himmelfahrt Mariä von Correggio besitzt; das Baptisterium aus dem 13. Jahrh., ganz von Marmor, mit vielen Sculpturen und alten Fresken; die ehemalige Kloster- und Hofkirche San-Lodovico mit dem Grabdenkmale des Grafen Neipperg; die prachtvolle Kirche Madonna della Steccata, nach dem Vorbilde der Peterskirche erbaut; die Kirche San-Giovanni-Evangelista mit berühmten Fresken Correggio's. Außerdem gehören zu den Merkwürdigkeiten der Stadt der Palazzo-Reale, das Gebäude der Kunstakademie, in dem sich auch das Teatro-Farnese, welches 4500 Zuschauer faßt, und das königl. Museum mit vielen röm. Alterthümern und 20000 Münzen befinden, das neue Theater, die königl. Bibliothek mit 120000 Bänden, die Bodoni'sche Buchdruckerei. Außer einer Menge von Gärten und Landhäusern liegt vor der Stadt das königl. Lustschloß Giardino mit schönen Gärten und sehenswerthen Malereien, sowie der anmuthige Spaziergang, Stradone genannt; etwas nördlicher das herrliche Lustschloß Colorno, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verstorbenen Herzogin Marie Luise. Die Industrie P.s producirt hauptsächlich Seiden- und Wollgewebe, seidene und baumwollene Spitzen und Strümpfe, Glas- und Thonwaaren, Papier, Seife und Salzfleisch. Der Handelsbetrieb erstreckt sich auf Seide, Getreide, Salzfleisch, Wein und Käse. Im Juni findet eine Art Messe für den Seidenhandel statt. Vgl. Affo, «Storia della città di P.» (4 Bde., Parma 1792—95).

Parma (Herzog von), s. Cambacérès (Jean Jacques Régis).

Parmegiano, s. Mazzola (Francesco).

Parmenides, ein griech. Philosoph aus Elea, der eigentliche Mittelpunkt der Eleatischen Schule, blühte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., indem er um 450 mit seinem Schüler Zeno nach Athen kam, wo er mit Sokrates verkehrte. Er stand in hohem Ansehen, und Plato spricht von ihm nicht blos als Denker, sondern auch als sittlichem Charakter mit der größten Hochachtung. In einem philos. Lehrgedichte, welches nur noch in Fragmenten erhalten ist, sprach er den Grundgedanken der Eleatischen Schule im strengsten Gegensatze zu der Herakliteischen Lehre vom ewigen Werden dahin aus, daß nur das Sein sei: außer ihm, dem Sein, ist nichts; es ist weder entstanden noch vergänglich, untheilbar, in sich abgeschlossen, keines andern bedürftig. Seine Form

ist die Kugel des in ihm eingeschlossenen Weltalls, seine innere Beschaffenheit ist reines Denken. Was außer ihm vorhanden ist, ist Schein und Täuschung. Die Scheinwelt der sinnlichen Dinge enthält in sich Mischungen aus Licht und Finsterniß, worin das erstere als das positive Princip die Stelle des Seienden vertritt. Die Fragmente seines Lehrgedichts sind herausgegeben von Fülleborn (Züllichau 1795), A. Peyron (Lpz. 1810) und Karsten (in den «Philosophorum Graecorum veterum reliquiae», Bd. 1, Thl. 2, Brüss. 1835).

Parmentier (Antoine Augustin), ein ausgezeichneter franz. Pharmaceut und Agronom, geb. zu Montdidier 17. Aug. 1737, kam als armer Apothekerlehrling mit wenigen Kenntnissen nach Paris, brach sich aber daselbst durch sein Genie freie Bahn. Als die allgemeine Hungersnoth 1769 die Akademie veranlaßte, einen Preis auf die beste Abhandlung über diejenigen Vegetabilien auszusetzen, welche das Brot ersetzen könnten, erhielt P. den Preis, indem er die Kartoffel empfahl und alle Vorurtheile bestritt, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Anbau derselben verhindert hatten. Von Ludwig XVI. mit einem bedeutenden Stück Landes zur Anpflanzung der Kartoffeln beschenkt, machte er durch sein Beispiel den Anbau derselben in Frankreich allgemein. Auch der Ackerbau überhaupt und die Fabriken verdanken seinen Beobachtungen und Untersuchungen sehr viel. Während der Continentalsperre beschäftigte er sich auf Napoleon's Befehl mit der Fabrikation des Traubenzuckers, die er zu hoher Vollkommenheit brachte. Die Armeelazarethe, bei denen er schon im Siebenjährigen Kriege, während dessen er fünfmal gefangen wurde, angestellt war, erhielten durch ihn manche zweckmäßige Einrichtung. Er starb als Generalinspector des Medicinalwesens und Mitglied des Instituts von Frankreich 17. Dec. 1813. Von seinen zahlreichen, durch praktischen Werth ausgezeichneten Schriften sind zu erwähnen: «Abhandlung über die Cultur und ökonomischen Eigenschaften der Kartoffeln» (deutsch, Augsb. 1797); «Die Kunst, Brot aus Kartoffeln zu backen» (deutsch, Augsb. 1799); «Neueste Untersuchungen und Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Milch» (deutsch, Jena 1800); «Ueber die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Beziehung auf Ackerbau und Handel ziehen kann» (deutsch, 2 Bde., Hannov. 1806); «Ueber die Bereitung der Sirupe und Salze aus Runkelrüben zur Ersparung des indischen Rohrzuckers» (deutsch, Wien 1811). Seine Vaterstadt ehrte sein Andenken durch Errichtung einer Bildsäule.

Parmesankäse heißt ein fetter, aus unabgerahmter Milch dargestellter Käse, welcher in ganz Oberitalien angefertigt wird und vielfach in den Handel kommt. Seinen Namen hat er vom Lande Parma. Ein einzelner Käselaib wiegt in der Regel ³/₄ Ctr., und es bedarf zu der Herstellung eines solchen der Milch von 80 Kühen. Viele Kleinbesitzer und Halbscheider bilden Käserei-Genossenschaften zur gemeinschaftlichen Erzeugung. Der P. ist hart, blätterig, sehr fein und schmelzend, von besonders zartem, mildem Geschmack. Zerrieben bildet er bekanntlich einen unerlaßlichen Zusatz der Polenta und Maccaroni.

Parnaß (griech. Parnassos, jetzt gewöhnlich mit dem albanesischen Namen Liakura benannt), das bedeutendste unter den Gebirgen des mittlern Griechenland, ist eine mächtige, in sich concentrirte Gebirgsmasse, die, nach drei Seiten isolirt, nur im Westen durch einen bewaldeten, jetzt Jona genannten Gebirgszug mit den Grenzgebirgen von Aetolien und Doris (dem Korax der Alten) zusammenhängt. Die untern Partien des größtentheils der Landschaft Phokis (s. d.) angehörigen Gebirgs sind fast ganz kahl, aber in den höhern Regionen ist es noch mit dichten Tannenwäldern bedeckt, über welchen eine Anzahl felsiger Gipfel, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, aufsteigen. Der höchste derselben, von den Alten Lykoreia, jetzt Lykeri genannt, erhebt sich bis zu der Höhe von 2459 Meter und gewährt eine umfassende und großartige Aussicht, die nach Norden bis zu den thessalischen, nach Süden bis zu den nordarkadischen Gebirgen reicht. Unter den steilen Felswänden der Südseite des Gebirgs (den Phädriaden) liegt die berühmte Orakelstätte des Apollon, Delphi (s. d.), von wo aus eine aus mehr als 1000 Stufen bestehende Felstreppe auf den Gebirgsrücken emporführt, auf dem man dann weiterhin zu einer geräumigen, in die Flanke eines kahlen Felskegels sich hineinziehenden Höhle mit Stalaktiten im Innern, der Korykischen Grotte, die dem Pan und den Nymphen geweiht war, gelangt. Auf den Höhen des P. feierten auch die Thyaden, die Dienerinnen des Dionysos, beim Herannahen des Frühlings ihre schwärmenden Feste (Orgien). Hauptsächlich aber galt das ganze Gebirge als dem Apollon und den Musen heilig, daher der Name P. auch als symbolische Bezeichnung für die Dichtkunst dient, wie die Ausdrücke «den P. besteigen» und «Gradus ad Parnassum» (s. d.) zeigen.

Parny (Evariste Déſiré Desforges, Vicomte de), berühmter franz. erotischer Dichter, geb. 6. Febr. 1753 auf der Insel Bourbon, kam schon als Kind nach Frankreich, studirte in Rennes

und trat dann in der Absicht, Trappist zu werden, in das Seminar von St.-Firmin zu Paris. Sein Entschluß reute ihn jedoch bald und er widmete sich nun dem Militärstande. Nachdem er seinen Cursus auf der Militärschule beendet, besuchte er 1773 seine Heimat und lernte dort eine 13jährige Creolin, Esther de Baif kennen, die er unter dem Namen Eleonore besang. 1777 kehrte er nach Frankreich zurück und schrieb seine «Épître aux insurgés de Boston», welche nicht ohne Eindruck blieb. Dann machte er wiederholt Seereisen nach Indien. Seit 1782 aber lebte er in der Nähe von Paris zwischen St.-Germain und Marly in der Zurückgezogenheit. Sein geringes Vermögen ging ihm in der Revolutionszeit verloren, sodaß er sich auf die geringen Einkünfte eines untergeordneten Postens beim Unterrichtsministerium beschränkt sah, bis sich der Finanzmann François de Nantes seiner annahm und ihm eine Sinecure in seiner Administration verschaffte. Die Gunst Bonaparte's, die sich ihm zuwendete, verscherzte P. durch sein schmuziges komisches Epos «La guerre des dieux anciens et modernes» (Par. 1799 u. öfter). Als daher Lucian Bonaparte ihn bei der Bibliothek der Invaliden anstellen wollte, gestattete dies der Erste Consul nicht, und auch erst nach zweimaliger Wahl kam P. 1803 in das Institut. Von ähnlichem Inhalt wie das zuletzt erwähnte Gedicht, nur poetisch gehaltloser, sind seine Dichtungen «Le paradis perdu» und «Les galanteries de la Bible», welche mit den «Déguisements de Vénus» als «Portefeuille volé» (1805) zusammengedruckt, aber von der kaiserl. Polizei verboten wurden. Die «Galanteries des reines de France», die er für seine werthvollste Arbeit hielt, vernichtete er wol aus polit. Rücksichten beim Ausbruche der Revolution. Sein wahrer Ruhm besteht in seinen erotischen Dichtungen (z. B. «Poésies érotiques», 1780—81), welche ihm wegen ihrer Zartheit den Namen des franz. Tibull erwarben. Andere weniger ausgezeichnete Producte seiner Muse sind «Les Rosecroix» (1807), «Goddam!» (2. Aufl. 1801) und «Isnel et Asléga». Er starb zu Paris 5. Dec. 1814. Die besten Ausgaben seiner Werke veranstalteten Tissot (3 Bde., Par. 1827) und Béranger (4 Bde., Par. 1831), in einer Auswahl Boissonade (Par. 1827). Die «Poésies inédites» (Par. 1826), welche Tissot zum Druck beförderte, bieten wenig Werthvolles.

Parochie bezeichnet noch bis in das 3. Jahrh. die Gesammtheit der unter einem Bischofe stehenden Gemeinden, also so viel als Diöcese (s. d.) oder Kirchensprengel. Nach Irenäus betrachteten sich die Christen mit Beziehung auf 1 Pet. 1, 17; 2, 11 als Fremde (πάροικοι) auf dieser Erde, daher bezeichneten sich auch die Gemeinden als Genossenschaften von Fremdlingen, auf deren unter einem Bischofe stehende Gesammtheit der Name P. (παροικία, Fremde) überging, deren einzelne Glieder aber Parochianen genannt wurden. Die Gemeinden auf dem Lande, die in der Nähe von Mutterkirchen entstanden, von diesen Geistliche erhielten und abhängig waren, hießen Parochiae rurales. Im 4. und 5. Jahrh. gab es fast keinen bedeutendern Ort mehr, in dem nicht die Einwohner eine Gemeinde bildeten und eine eigene Kirche mit einem eigenen Geistlichen besaßen. Man bezeichnete aber damals die Gemeinde mit dem Worte Plebs und nannte daher den Geistlichen Plebanus; doch seit dem 5. Jahrh. wurde es gewöhnlich, jede einzelne Kirchengemeinde eine Parochia und den Geistlichen Parochus zu nennen. Beide blieben in Abhängigkeit von dem Bischofe oder Erzbischofe, welcher auch den Parochus erwählte und dessen Einkünfte bestimmte. Seit dem 6. Jahrh. bezog zwar der Parochus die Einkünfte von dem, was in den Gemeinden einkam, doch mußte er eine bestimmte Abgabe an die Kathedralkirche oder den Bischof abgeben. Seine Functionen waren anfangs auch beschränkt, namentlich blieb ihm bis in das 5. Jahrh. die Verwaltung der Sakramente entzogen. Seit dem Anfange des 6. Jahrh. entstanden auch Schulen bei den Pfarreien, die man Parochialschulen nannte. Jetzt heißt jede selbständige Kirchengemeinde, der auch die Pflicht obliegt, die Parochiallasten zu tragen, d. h. alle zur Erhaltung der Kirchen und zur Besoldung des Geistlichen nöthigen Geldmittel zu beschaffen, eine P. oder Parochialkirche, zu der aber auch eine eingepfarrte oder Filialkirche gehören kann.

Parodie ist eine eigene Gattung der dichterischen Satire (s. d.). Sie zieht ein vorhandenes ernstes heroisches Dichtwerk, Epos oder Drama, ins Komische, indem sie die Form und den Ton jenes Dichtwerks beibehält, demselben aber einen niedrigen und possenhaften Gegenstand unterschiebt. Die P. ist daher wesentlich von der ihr verwandten Travestie (s. d.) zu unterscheiden, die umgekehrt den großen heroischen Gegenstand des travestirten Gedichts beibehält, denselben aber in einen niedrigen und possenhaften Ton herabzieht. Im Alterthum wurden schon früh die Homerischen Gedichte parodirt, wie z. B. in der Batrachomyomachia (s. d.), die früher sogar Homer selbst beigelegt wurde. Alle Literaturen haben Werke dieser Art aufzuweisen, und sie haben sicher ihre Berechtigung, namentlich wenn sie falsche Erhabenheit angreifen, wie z. B. Aristophanes

das schwächliche und gespreizte Pathos des Euripides. Platen's «Verhängnißvolle Gabel» als P. der Schicksalstragödien, Hauff's parodischer Angriff gegen Clauren, Mahlmann's «Hussiten vor Naumburg» als ein solcher gegen Kotzebue sind in der deutschen Literatur unvergeßlich. Die großartigste P. ist Cervantes' «Don Quixote»; es war die Vernichtung der alten Ritterromane.

Parole heißt das militärische Erkennungswort, gewöhnlich ein Name, welches täglich vom Commandanten der Stadt oder vom ältesten Offizier für den Garnisons- und Wachdienst ausgegeben wird. Nach dem Aufziehen der Wache wird dazu auf der Parade von den Adjutanten ein Parolekreis gebildet, welcher gewöhnlich durch vier Posten abgesperrt wird, und der Platzmajor (s. d.) gibt die vom Commandanten empfangene P., welche dann leise in der Runde weiter gegeben wird. Befehle, welche gleichzeitig bekannt gemacht werden, heißen Parolebefehle, die Befehlsbücher, in welche sie einzutragen sind, Parolebücher. Im Kriege wird die P. nur den Offizieren gegeben, die Erkennungszeichen im Feldsicherheitsdienste sind Losung und Feldgeschrei (s. d.).

Parömie (griech.) heißt so viel als Sprichwort, Sinnspruch, auch Fabel. Parömiographen nennt man daher in der spätern griech. Literatur die Sammler der alten griech. Sprichwörter, unter denen besonders Zenobius oder Zenobotus und Diogenianus aus dem 3. Jahrh. n. Chr., ferner Gregorius aus Cypern, um 1283 Patriarch von Konstantinopel und Michael Apostolius aus Byzanz, der 1450 aus Griechenland nach Italien flüchtete, zu erwähnen sind. Auch soll schon Plutarch zwei Bücher Sprichwörter verfaßt haben; doch ist das, was wir unter diesem Namen jetzt noch von ihm besitzen, ein späteres Machwerk. Eine Zusammenstellung und Erläuterung dieser Schriften enthalten Gaisford's «Paroemiographi Graeci» (Oxf. 1836) und Leutsch's und Schneidewin's «Corpus paroemiographorum Graecorum» (Bd. 1, Gött. 1839).

Paronomasie, s. Annomination.

Paropamisus, s. Hindukuh.

Paros, eine der bedeutendsten unter den cykladischen Inseln, mit etwa $3^3/_4$ Q.-M. Flächeninhalt, wird von Nord nach Süd von einem ganz aus Marmor bestehenden Gebirge, der Marpessa der Alten, durchzogen, das sich in seinem südlichsten Theile mehr als 2000 F. über die Meeresfläche erhebt. Am Fuße des Gebirgs finden sich einige Ebenen und flache Thäler, in denen Getreide und Wein gebaut wird. Die zuerst von Phöniziern (an welche noch die Namen Minoa und Kabarnis erinnerten), dann von Ioniern bewohnte Insel, die schon am Ende des 8. Jahrh. v. Chr. eine Colonie nach der Insel Thasos (s. d.) entsandte, an welcher der berühmte Dichter Archilochos theilnahm, verdankte ihre Bedeutung hauptsächlich dem trefflichen weißen Marmor, der in zahlreichen Brüchen gewonnen wurde und den Hauptausfuhrartikel bildete. Die schönste, besonders zu Bildhauerarbeiten geeignete Art, von den Alten Lychnites genannt (wahrscheinlich nach den Grubenlichtern; bei denen man in diesen ganz bergmännisch betriebenen Brüchen arbeitete), findet sich ziemlich in der Mitte der Insel, $1^1/_2$ St. östlich von der alten Stadt Paros, deren Stelle der jetzige Hauptort Parikia einnimmt. Nachdem die Athener unter Miltiades' Führung nach dem ersten Perserkriege vergebens versucht hatten, die Insel zu unterwerfen, trat dieselbe nach dem zweiten Perserkriege dem athenischen Seebunde bei. Später kam sie unter die Oberhoheit der ägypt. Könige, dann mit dem übrigen Griechenland unter die Herrschaft Roms. Jetzt gehört sie zum Königreiche Hellas und bildet mit der etwas größern östl. Nachbarinsel Naxos (s. d.) eine besondere Eparchie des Nomos der Cykladen. Zu ihr gehört noch die kleine felsige, nur durch einen schmalen Kanal von dieser getrennte Insel Antiparos (s. d.). Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres» (Bd. 1, Stuttg. und Tüb. 1841).

Paroxysmus (vom griech. oxys, scharf, also eigentlich Verschärfung) bezeichnet die Steigerung einer mit einzelnen Anfällen verlaufenden Krankheit, zwischen welchen von der Krankheit ganz oder fast ganz freie Zwischenzeiten (Apyrexie, Intermission, Intervallum lucidum) liegen. Unter den Fiebern (s. d.) gibt das Wechselfieber ein Muster dafür ab. Doch treten nicht blos bei diesen, sondern auch bei andern Krankheiten, namentlich Nervenkrankheiten (Neuralgien, Epilepsie, Wahnsinn), Paroxysmen auf. Die Paroxysmen sind theils periodische, d. h. sie stellen sich nach bestimmten Zeiten (täglich, einen Tag um den andern, jeden Monat) ein, oder sie sind nicht periodisch. Die Steigerung der Symptome einer nahezu gleichmäßig fortschreitenden Krankheit (Fieber) heißt Exacerbation, der Nachlaß der Symptome Remission. Krankheiten (Fieber) ohne Unterbrechungen zum Bessern oder Schlimmern heißen continuirliche.

Parquet oder Täfelwerk nennt man diejenige Art der Fußböden, wo statt der gerade durchlaufenden Dielen Holztafeln, welche in Rahmen gefaßt sind, verwendet werden. Die P. sind oft von sehr kostbaren Hölzern und sehr künstlich in Mustern zusammengesetzt, und nament-

lich geschieht für die Kunst des Parquetirens in der neuern Zeit sehr viel, wo man zum Schneiden, Fugen und Abgleichen der Parquettafeln eigene Maschinen erfunden hat. Außer der größern Mannichfaltigkeit und der Eleganz haben die P. noch den Vortheil der Dauerhaftigkeit und der Reinlichkeit für sich. Früher pflegte man auch Decken und Wände der Zimmer so zu täfeln und reiches Schnitzwerk als Einrahmung hinzuzufügen. Die späte Gothik und die Renaissance leisteten in diesem Fache der Ornamentik das Bewundernswürdigste; einige aus jenen Zeiten übriggebliebene Wand- und Deckengetäfel sind Prachtwerke ersten Ranges. Außerdem versteht man unter P. in den Schauspielhäusern den zwischen Orchester und Parterre gelegenen Theil des Saales, bei den franz. Gerichtshöfen den Platz oder das sämmtliche Personal der Richter, und an der pariser Börse das eingeschränkte Rund, wo die Wechselmäkler die Staatspapiere zum Verkauf ausbieten und die Curse ausrufen.

Parrhasios, ein berühmter griech. Maler, Sohn und Schüler des Euenor aus Ephesos, Zeitgenosse des Sokrates und Plato, war neben Zeuxis, mit welchem er an Künstlerruhm, aber auch an Künstlerstolz wetteiferte, der bedeutendste Vertreter der sog. ionischen Malerschule. Er malte mit Vorliebe männliche Gestalten, besonders Heroen, theils einzeln, theils in größern Compositionen, hat sich aber auch in allegorischen und Genrebildern, ja sogar in unzüchtigen Darstellungen versucht. Nach den Angaben der Alten war er besonders Meister in der Zeichnung der Umrisse und in der Behandlung der Proportionen der menschlichen Gestalt; daß er aber auch in der Behandlung der Farben und der Vertheilung von Licht und Schatten Bedeutendes leistete, zeigen mehrere Anekdoten, die von einem Wettstreite zwischen ihm und Zeuxis in Bezug auf die täuschende Naturwahrheit ihrer Malereien erzählt werden. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 2, Stuttg. 1859).

Parrhesie (griech.) bezeichnet so viel als Freimüthigkeit im Reden sowie natürliche Ungezwungenheit in der körperlichen Haltung.

Parricidium oder Paricidium nannten die Römer früher jedes schwere todeswürdige Verbrechen gegen den röm. Staat oder einen röm. Bürger; seit der Lex Pompeja (45 v. Chr.) bezeichnete es speciell den Verwandtenmord. Für die alte Strafe des Ertränkens, wobei der Verurtheilte mit einem Hunde, einer Katze (einem Affen), einem Hahn und einer Schlange in einen Sack genäht und in das Wasser geworfen wurde, setzt die Carolina (s. d.) rücksichtlich des Mordes an nahe gesippten Freunden, dem Ehegatten, des Thäters eigenem Herrn und «andern hohen trefflichen Personen» das Rad unter vorhergehendem Reißen mit glühenden Zangen. In den neuern Gesetzgebungen bildet das P. nach dem Wegfalle der qualificirten Todesstrafen meistens kein besonders hervorgehobenes Verbrechen. Der franz. Code-Pénal läßt jedoch den parricide noch in einem schwarzen Schleier den Gang zum Schaffot antreten.

Parrot (Joh. Jak. Friedr. Wilh.), russ. Naturforscher, Sohn des Physikers und Mitgliedes der petersburger Akademie, Staatsraths Georg Friedrich P., wurde 14. Oct. 1792 zu Karlsruhe geboren. Schon 1811 bereiste der junge P. im Verein mit Engelhardt die Krim, besuchte Taman, den Kuban, Mosdok, Wladikawkas, den Terek bis zu seinem Ausflusse, den Kasbek und kehrte 1812 nach Dorpat zurück, wo er die Schrift «Reise in die Krim und den Kaukasus von Mor. von Engelhardt und Friedr. P.» (2 Bde., Berl. 1815—18) ausarbeitete. Inzwischen zum Professor der Physiologie und Pathologie an der Universität Dorpat ernannt, führte er 1829 eine große Reise zur Erforschung des noch so wenig untersuchten Ararat aus. Ueber sechs Wochen wurde er durch die in Eriwan und der Umgegend des Ararat herrschende Pest in Tiflis aufgehalten. Nach kurzem Aufenthalte im Kloster Etschmiadzin wählte er das Kloster St.-Jakob, am Fuße des Ararat selbst und 3240 F. über der großen Ebene des Araxes gelegen, als Ausgangspunkt zu seinen Excursionen und vorzüglich zu seinen Ersteigungsversuchen. Vgl. seine «Reise zum Ararat» (2 Bde., Berl. 1834). Auf seiner Rückreise stellte er ein barometrisches Nivellement am Manytsch, an der Wolga und am Don an, dessen große Verschiedenheit von dem im Verein mit Engelhardt gewonnenen Resultate 1836 zu einer geodätischen Expedition von seiten der Akademie Anlaß gab, infolge deren die Wasserfläche des Kaspischen Meeres niedriger als die des Schwarzen Meeres, jedoch nur um 78 F. tiefer gelegen befunden wurde. Von den sonstigen Reisen P.'s ist noch zu erwähnen die 1837 unternommene Expedition nach dem Nordcap. Er starb als Staatsrath und Professor der Physik in Dorpat 15. Jan. 1841.

Parry (Sir William Edward), brit. Seemann, geb. zu Bath 19. Dec. 1790, der Sohn des als Arzt und medic. Schriftsteller bekannten Caleb Hillier P., erwarb sich schon als Cadet auf dem Schiffe Ville-de-Paris, das 1803—6 zur Blokade der franz. Flotte in Brest gebraucht wurde, die Achtung aller Seemänner, insbesondere des Admirals Cornwallis. Er

diente sodann als Lieutenant auf der Fregatte Tribune, mit welcher er 1808 in die Ostsee ging, wo er sich in den Gefechten mit den dän. Kanonenbooten auszeichnete. Eifrigst beschäftigte er sich mit Astronomie, Nautik und Aufnahme von Seekarten; doch erhielt er auch als praktischer Seemann mehrere wichtige und gefahrvolle Aufträge. So drang er 1811, um den Walfischfang zu schützen, bis zu 76° nördl. Br. hinauf. Auch stellte er Regeln zur Bestimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixsterne auf. Von 1813 an kreuzte er am Bord des Schiffs La Hogue mehrere Jahre in den amerik. Gewässern und kam erst 1817 nach England zurück, wo er 1818 bei des Kapitän Roß Nordwestpolarfahrt die Führung des zweiten Entdeckungsschiffs Alexander erhielt. Mit dem nächsten Jahre begann unter seiner Oberleitung eine Reihe von Entdeckungsreisen nach dem hohen Norden, durch welche Außerordentliches geleistet wurde. (S. Nordpolexpeditionen.) P. war nicht blos ein kühner Seefahrer, sondern zugleich ein sehr geistvoller Mann und dabei von großer Umsicht. Dies hat er namentlich durch die sinnreichen Veranstaltungen bewiesen, durch welche er seine Mannschaft während der langen Winternacht im Eise froh, gesund und munter zu erhalten wußte. Im Juni 1829 begab er sich als Commissar der austral. Ackerbaugesellschaft nach Port-Stephens und kehrte erst 1832 nach England zurück. Neben seinen Berufsgeschäften nahm er mit Eifer an den Bestrebungen der Bibel- und anderer religiösen Gesellschaften theil und schrieb selbst mehrere zum Theil auch ins Deutsche übersetzte Erbauungsschriften. Im Juni 1852 wurde er zum Contreadmiral befördert und im Dec. 1853 zum Vicegouverneur des Marinehospitals in Greenwich ernannt. Er starb auf einer Badereise zu Ems 8. Juli 1855. Von seinen Reisewerken erschien eine Taschenausgabe unter dem Titel «Four voyages to the North Pole» (5 Bde., Lond. 1833). Biographische Nachrichten über ihn, zum Theil nach eigenen Aufzeichnungen, gab sein Sohn heraus (Lond. 1857).

Parsen, früher auch Gebern (s. d.), heißen, im Unterschied zu dem allgemeinen ethnogr. Namen der Perser, diejenigen Perser, welche seit der Zerstörung des Reichs der Sassaniden durch die Araber (632) treue Anhänger der Religion des Zoroaster geblieben sind. Von den Mohammedanern fanatisch verfolgt, vermochten sie sich in Persien selbst nur in einzelnen entlegenen Gegenden zu erhalten, während eine größere Anzahl sich nach den Küstengegenden des nordwestl. Indien wandte. Gegenwärtig sind parsische Gemeinden in Persien nur noch zu Jesd (Yezd), Tafft und in einigen umliegenden Orten in Kirman vorhanden, deren Bevölkerung vor 100 J. noch auf 100000, neuerdings aber nur auf etwa 7000 Köpfe angegeben wird, die übrigens in ziemlich dürftigen Verhältnissen leben. In Ostindien dagegen, wo man um die Mitte des 18. Jahrh. etwa 50000 P. zählte, betrug 1860 deren Gesammtzahl über 150000. Der Mittelpunkt derselben ist hier die Stadt und Insel Bombay (mit 110000 Köpfen). Bedeutendere Niederlassungen finden sich auch zu Surate, Baroach und in andern Seeplätzen jener Gegend. Die P. haben sich in Ostindien hauptsächlich dem Handel gewidmet und in neuerer Zeit vorzugsweise in ihren Unternehmungen den Engländern angeschlossen. Parsische Kaufleute folgten denselben nach Kabul, nach Aden, den Seestädten Hinterindiens und Chinas; selbst in London und Liverpool sind in jüngster Zeit parsische Handelshäuser aufgeblüht. Sie betheiligen sich an allen Zweigen des Handels und der großen Industrie, sind Rheder und Eisenbahnunternehmer, am liebsten aber Bankiers, Commissionäre und Mäkler. Obgleich die P. sich noch immer zur Lehre des Zoroaster, in ihrer modernen Form gewöhnlich Parsismus genannt, bekennen, zeigen sie sich doch der europ. Bildung zugethan und haben Unterrichtsanstalten aller Art begründet. Namentlich erwarb sich in dieser Beziehung ein unermeßlich reicher Parse, der Kaufmann Dschamsedschi Dschidschibhoy (gest. 1859), die größten Verdienste, die auch von der engl. Regierung durch dessen Erhebung zum Baronet anerkannt wurden. Die europ. Forschungen über die heiligen Schriften der P. sind von denselben mit dem höchsten Interesse aufgenommen worden und haben ihnen Anlaß zu eigenen erfolgreichen Studien nach europ. Methode gegeben. Ueber die Religion der P. s. Zoroaster, über ihre heiligen Bücher s. Zendavesta. Vgl. Graul, «Reise nach Ostindien» (Bd. 1, Lpz. 1854); Dosabhoi Framdschi (ein Parse), «The Parsees in India» (Lond. 1859).

Partei. Sowol auf dem Gebiete des politischen als des kirchlichen, volkswirthschaftlichen und socialen Lebens, in Staat, Gemeinde, Kirche, Gesellschaft u. s. w., gibt es P., welche aus denjenigen Personen zusammengesetzt sind, die, auf dem gleichen Standpunkte stehend, ein gemeinsames Ziel anstreben. Anfänglich pflegen die P. selbst da, wo die Staatsgewalt ihrer freien Entwickelung keine Hindernisse entgegenstellt, unorganisirt zu sein; bald aber treten die Gleichgesinnten und Gleichstrebenden miteinander in Verbindung, weil sie durch diese Verbindung ihre Kräfte vervielfachen, ihren Einfluß erhöhen, ihre Ausdehnung auf weitere Kreise fördern. Je

kräftiger sich auf einem jener Gebiete das öffentliche Leben entwickelt, desto mehr schieben sich die P. in den Vordergrund, um miteinander um den Einfluß auf die Gestaltung der Dinge zu ringen. Jede P. muß bestimmte Grundsätze haben, ein bestimmtes System bekennen, sonst ist sie keine P., sondern eine Coterie oder Clique. Wenn es auch richtig, daß P. sehr oft an die Namen einzelner Personen, namentlich ihrer Führer, anknüpfen, so geschieht dies doch wesentlich nur, weil diese Personen eine bestimmte Richtung bezeichnen. Man erinnere sich z. B. an die bonapartistische, orleanistische, girondistische P. in Frankreich. Wichtig sind namentlich die politischen P., die im freien Staate so wenig entbehrt werden können, daß man mit Recht von jedem Staatsbürger den Anschluß an eine der bestehenden P. fordern kann. Natürlich muß das endliche Ziel der politischen P., auf welchen Standpunkt sie sich auch stellen mögen, das Wohl des Staats und seiner Glieder sein; nur so sind sie berechtigt, und so fassen sie sich auch zu einer höhern Einheit zusammen. Sichtbar werden die politischen P. vorzüglich in den Volksvertretungen. Manche P. haben eine sehr lange Dauer, wie z. B. die Tories und Whigs in England. Andere fließen bald wieder auseinander, namentlich diejenigen, welche sich zur Erreichung eines bestimmten Zwecks oder auf Grund eines Compromisses aus mehrern P. heraus gebildet haben. Zu letzterer Kategorie gehören beispielsweise in England diejenigen P., welche sich zur Erzielung der Parlamentsreform, Katholikenemancipation, für und gegen den Freihandel und die Aufhebung der Korngesetze u. s. w. zeitweise zusammengefunden hatten. In neuester Zeit gibt es in vielen Ländern Europas eine größere Zahl von Parteien, von denen eine in der Regel auf rein absolutistischem, eine andere auf aristokratischem Standpunkte steht, während deren Gegner sich entweder zu der mehr oder weniger in Schattirungen zerfallenden liberalen, constitutionellen P., oder zur demokratisch-monarchischen oder zur republikanischen P. zählen. Die beiden erstern pflegt man unter dem Namen der conservativen, die letztern unter dem der liberalen, freisinnigen P. zusammenzufassen. Daneben finden sich politische P. mit religiöser (wie die ultramontanen P.) oder auch nationaler Färbung (wie die polnische in Preußen, die irische in England). Diejenige P., welche die zeitige Landesregierung unterstützt, heißt gewöhnlich die Regierungspartei. Diese besteht zum Theil aus Männern, welche auf dem polit. Standpunkte der Minister stehen, zum Theil freilich auch aus solchen Personen, welche für jede im Amte befindliche Regierung stimmen und wirken. Man hat wol gesagt, die Regierung dürfe keiner P. angehören, müsse über den P. stehen. Dagegen ist mit Recht erwidert worden, daß dies nicht möglich sei, indem eine wirklich über den P. stehende Regierung eine Regierung ohne Grundsätze sein würde. Das Beispiel Englands beweist auch, daß eine Parteiregierung nicht die Besorgnisse erwecken kann, welche man von ihr hegt, daß sie vielmehr nothwendig und nützlich ist.

Parteigänger oder Partisan nennt man den Anführer eines Streifcorps, das getrennt von der Armee dem Feinde Abbruch thut; Parteigängerkrieg bezeichnet die Unternehmungen solcher Corps und die Ausführung derselben. Ihr Wirkungskreis liegt außerhalb der Operationslinien der eigenen Armee, meist im Rücken und in der Flanke des Feindes. Die P. machen den Raum, welchen die Verbindungslinien des Feindes mit seinen Hülfsquellen durchschneiden, unsicher, heben Transporte auf, schneiden Zufuhr ab, nehmen Kriegskassen, fangen Kuriere mit Depeschen auf, befreien Gefangene und suchen sich unermüdlich neue Unternehmungen, durch welche sie dem Feinde empfindlichen Schaden thun und in dieser Beziehung zuweilen auch strategisch einwirken können. Der P. muß alle persönlichen Eigenschaften besitzen, welche die Natur seiner eigenthümlichen Kriegführung fordert. Er ist ganz auf sich selbst gewiesen; seine Truppen müssen gewandt, verwegen, im Felddienste wohl erfahren, allen Beschwerden gewachsen sein. Kleinere Streifcorps bestehen gewöhnlich nur aus Cavalerie; im Gebirge und stark bedecktem Terrain ist allerdings Infanterie vortheilhafter; größere Parteien haben alle Waffen. Die Bewegungen und Märsche geschehen schnell und heimlich. Das Element des P. ist überhaupt Bewegung, in ihr findet er zugleich seine Sicherheit. Selten verweilt er lange auf einem Schauplatze, noch seltener nimmt er seine Rasten wiederholt an derselben Stelle, auch wenn diese ganz sicher scheint. Im befreundeten Lande, wo ihn die Einwohner mit Nachrichten versehen und vor Gefahr warnen, kann er wol in abgelegenen Orten Quartier nehmen; in Feindesland aber muß er heimliche Schlupfwinkel suchen und sich durch Posten und Schleichpatrouillen decken. Seine Gefechte sind meist Ueberraschungsgefechte und immer für einen bestimmten Zweck. Als P. haben sich unter andern in den deutschen Befreiungskriegen ausgezeichnet Colomb («Tagebuch», Berl. 1854), Thielmann, Löwenstein («Denkwürdigkeiten eines Livländers», Lpz. 1858) und noch mehrere russ. Führer. In den span. Kriegen zeichneten sich aus Cabrera, Gomez; in Ungarn Urban; in Italien vor 1860 Garibaldi.

Partenkirchen, ein Marktflecken von 1257 E. im Verwaltungsdistrict Werdenfels in Oberbaiern, 11 M. im SSW. von München, 1/4 M. östlich von dem Marktflecken Garmisch, in einer nach dem letztern benannten Thalweitung (ehemaligen Seebecken) des Isarzuflusses Loisach, in welche hier von Süden her, aus der «Klamm», die Partnach mündet. Der Ort liegt 2432 F. über dem Meere, an der Stelle des von den Römern angelegten Orts Parthanum (Standquartier der ersten rhätischen Cohorte) und ist im Sommer eine beliebte, oft überfüllte Sommerfrische für Fremde, besonders für Münchener. Man erfreut sich nicht nur der großartigen und zugleich lieblichen Umgebungen, sondern macht auch Ausflüge in das Hochland, in den Alpenkranz des Wettersteingebirgs, mit der Langen Wand des Wettersteins, 7624 F. hoch, der kegelförmigen Alpspitz, 8060 F., der Dreihornspitz, 8160 F., und der schneebedeckten Zugspitz, 9069 oder 9088 F., dem höchsten Gipfel der oberbair. Kalkalpen. Etwa 20 Minuten Weges ostwärts von P. liegt an der Straße von Mittenwald das Kanitzer- oder Kainzenbad, eine iodhaltige, alkalische Quelle, gegen Skropheln, Gicht und besonders Bleichsucht wirksam und daher in der Umgegend auch wol das «Bad der bleichen Jungfern» genannt. Unweit Garmisch liegt die Ruine der Burg Werdenfels, von welcher die ehemalige Grafschaft und der jetzige Distriet den Namen hat.

Parterre heißt in einem nach altfranz. Geschmack angelegten Garten der offene Theil, der vor dem Hause hinläuft und mit Rosen- und Blumenbeeten nach einem regelmäßigen Plane geschmückt ist. In einem Schauspielhause ist das P. der Platz zwischen dem Amphitheater und Orchester, wo früher nach hergebrachter franz. Sitte die Zuschauer standen, jetzt aber überall auch Sitze angebracht sind. Im weitern Sinne versteht man unter P. auch die diesen Platz einnehmenden Zuschauer, welche sonst in Frankreich und an andern Orten bei Aufführung neuer Bühnenstücke die höchste schiedsrichterliche Instanz bildeten. Daher gab noch Karl X., als ihm 1829 sieben Dichter der classischen Schule eine Bittschrift überreichten, worin sie unterthänigst baten, wenigstens das Théâtre-Français den Bühnenstücken der classischen Tradition ungeschmälert zu erhalten und die Werke der neuen romantischen Schule davon zu verbannen, den höchst verständigen Bescheid, daß er in Sachen der Poesie seinen Platz nur im P. habe.

Parthenium L., Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, deren im tropischen Amerika einheimische Arten vielblütige Blütenkörbchen mit halbkugeligem, doppelreihigem Hüllkelch, kegelförmigem oder walzigem, spreublätterigem Fruchtboden, kurzen, an der Spitze herzförmig ausgerandeten weiblichen Strahlblüten und röhrigen männlichen Scheibenblüten sowie zusammengedrückte, von einem runzlichen Saum umgebene, mit zwei Sprenblättchen gekrönte Akenen besitzen und theils Kräuter, theils Halbsträucher mit abwechselnden, weißbehaarten Blättern, rispig-gruppirten Blütenkörbchen und weißen Blüten sind. Zwei Arten, P. integrifolium L. aus Mexico und P. hysterophörum **L.** aus Cuba, zieht man bisweilen als Zierpflanzen. P. heißt auch eine Unterabtheilung der Gattung Pyrethrum, zu welcher das Mutterkraut oder Bertramskraut (**Pyrethrum Parthenium** Sw.) gehört. Dies ist eine perennirende, im südl. Europa einheimische, in Deutschland jedoch an vielen Orten verwilderte, weil häufig in Gärten cultivirte Pflanze, welche an einem 1—2 F. hohen ästigen Stengel doppelt-fiederspaltige, gelappte und eingeschnitten-gesägte Blätter mit weißspitzigen Sägezähnen und in zusammengesetzte Trugdolden gestellte Blütenkörbchen mit halbkugeligem Hüllkelch, weißen, kurzen, zurückgebogenen Strahlblüten und goldgelben Scheibenblüten trägt. In Gärten kommen die Körbchen häufig gefüllt vor, d. h. mit in lauter weiße Röhrchen verwandelten Blüten. Diese Gartenform wird auch Römische Kamille genannt. Die verwilderte Pflanze findet man an sonnigen Mauern, felsigen Orten, Hecken, in Steinbrüchen, auf Schutt. Die ganze Pflanze hat einen kamillenähnlichen, doch etwas widerlichen Geruch und einen scharf-aromatischen bittern Geschmack. Ihr Kraut wird unter dem Namen **Herba Matricariae s. febrifuga** ähnlich wie die Kamille zu Thee, Klystieren und Umschlägen als ein aromatisches, die Unterleibsorgane anregendes Mittel angewendet.

Parthenius, einer der spätern griech. Erotiker, aus Nicäa in Bithynien gebürtig, lebte im Zeitalter des Cäsar und Augustus und verfaßte in einer noch ziemlich reinen und gefälligen Sprache eine Schrift «Ueber die Leiden der Liebe», die gewöhnlich unter dem lat. Titel «**Narrationes amatoriae**» angeführt wird und in 36 kürzern Abschnitten eine Geschichte von unglücklichen Liebenden enthält. Da diese Erzählungen sämmtlich aus der Mythologie entlehnt sind, kann P. mit demselben Rechte auch zu den Mythographen (s. d.) gerechnet werden. Die besten Ausgaben seiner Werke besorgten Legrand und Heyne (Gött. 1798), Passow (Lpz. 1824), Westermann in den «**Mythographi Graeci**» (Braunschw. 1843) und Hercher in den «**Scriptores erotici graeci**» (Bd. 1, Lpz. 1858).

Parthenogenesis (d. i. Jungfrauenzeugung) hat K. Th. von Siebold die Erscheinung genannt, wo wirkliche, mit vollkommen entwickelten weiblichen Geschlechtsorganen ausgestattete Individuen ohne vorausgegangene Begattung entwickelungsfähige Eier hervorbringen. Die Thatsache wurde zuerst bei Schmetterlingen (dem sog. Sackträger, Psyche und dem Seidenschmetterling) sowie bei Bienen beobachtet, ist aber jetzt in vielen Fällen nachgewiesen. Bei den Bienen ist sie insofern normal mit der Entwickelung befruchteter Eier combinirt, als aus allen befruchteten Eiern sich Weibchen oder Arbeiterinnen, aus allen unbefruchteten Eiern sich Drohnen entwickeln, sodaß Königinnen, deren Samensack leer oder zerstört ist, buckelbrütig werden, d. h. nur noch Drohnen erzeugen. Die Erscheinung steht im Zusammenhang mit verschiedenen andern, seltener vorkommenden Arten der Fortpflanzung (s. Ammenzeugung und Generationswechsel), ist aber bisjetzt nur bei wirbellosen Thieren, besonders Crustaceen und Insekten, beobachtet worden. Vgl. von Siebold, «Die wahre P. bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856).

Parthĕnōn (der), auch Hekatompedos (der 100füßige Tempel, nach der ungefähr 100 griech. F. langen Cella) genannt, der bedeutendste, der jungfräulichen Göttin Athene (Athena Parthenos) geweihte Tempel auf der Akropolis zu Athen (s. d.). Der Bau eines solchen war schon vor den Perserkriegen, wahrscheinlich durch Peisistratos, begonnen und der Vollendung nahe gebracht, aber bei der Einäscherung Athens durch Xerxes im zweiten Perserkriege wieder zerstört worden. Auf den erweiterten Fundamenten dieses ältern P. wurde dann unter der Staatsverwaltung des Perikles durch Iktinos, den berühmtesten Tempelbaumeister jener Zeit, der neue P. erbaut, das schönste Muster des attisch-dorischen Tempelbaues: ein Peripteros (d. h. mit Säulenhallen an allen vier Seiten) mit je 8 Säulen an den Schmal- und je 17 an den Langseiten, dessen Stylobat (die obere Fläche des in drei Stufen gegliederten Unterbaues, auf welcher die Säulen stehen) eine Länge von 228 und eine Breite von 101 F. hat. Innerhalb der Cella liefen längs der Wände je zwei Reihen von Säulen übereinander hin. Die obere Säulenstellung trug das in der Mitte geöffnete Dach (Hypäthron). Hinter der Cella war noch ein ganz geschlossenes Gemach (Opisthodomos) angebracht, welches zur Aufbewahrung des Staatsschatzes diente. Vor der westl. Wand der Cella stand in einer besondern, durch Wandpfeiler nach vorn abgeschlossenen Kapelle das von Phidias (s. d.) gearbeitete, 438 v. Chr. vollendete Kolossalbild der Athene aus Elfenbein und Gold, mit einer goldenen Nike (Siegesgöttin) auf der ausgestreckten Rechten, Schild, Speer und die heilige Burgschlange zur Linken. Auch der Tempel selbst war mit zahlreichen architektonischen Sculpturen, welche nach dem Plane und unter der Oberleitung des Phidias gearbeitet zu sein scheinen, geschmückt. In den beiden Giebelfeldern prangten gewaltige Statuengruppen, deren vielfach verstümmelte Ueberreste (jetzt größtentheils im Britischen Museum in London) für uns die höchste Vollendung der antiken Sculptur repräsentiren, im östl. Giebel die Geburt der Athene, im westlichen der Streit zwischen Athene und Poseidon um die Landschaft Attika. Die Metopen des Hauptfrieses über den Säulen (ursprünglich 92 Platten, von denen noch 58 theils an Ort und Stelle, theils im Britischen Museum zu London und im Louvre zu Paris erhalten sind) waren mit kleinern, in hohem Relief ausgeführten Darstellungen von Centaurenkämpfen, Thaten der Athene und andern mythischen Scenen geschmückt; der Fries über den Außenwänden der Cella (gleichfalls theils noch an Ort und Stelle, theils im Britischen Museum) enthielt auf allen vier Seiten eine in sehr flachem Relief gehaltene, fortlaufende Darstellung des Festzuges der Panathenäen (s. d.) in idealisirter, Götter und Menschen unmittelbar verbindender Auffassungsweise. Nach dem Untergange des Heidenthums wurde der P., unter wesentlicher Veränderung der innern Einrichtung, in eine christl. Kirche der Gottesmutter, unter der türk. Herrschaft in eine Moschee verwandelt und blieb so vor dem Verfall bewahrt, bis 1687 bei der Belagerung der Akropolis durch die Venetianer eine Bombe auf das Dach des Gebäudes, in welchem gerade Pulver aufgespeichert lag, fiel und eine Explosion herbeiführte, die nicht nur das Innere, sondern auch den mittlern Theil der Säulenhallen an den Langseiten des Tempels zerstörte, der nun als eine freilich immer noch bewunderungswürdige Ruine dasteht. Vgl. außer dem Werke von Stuart und Revett: Beulé, «L'acropole d'Athènes» (Bd. 2, Par. 1853); Penrose, «An investigation of the principles of Athenian architecture» (Lond. 1851); de Laborde, «Le P.» (unvollendet, Par. 1847).

Parthenŏpe hieß die Tochter des Ankäos und der Samia, die von Apollo Mutter des Lykomedes wurde; ferner die Gemahlin des Okeanos, die ihm Europa und Thrake gebar; dann eine der Sirenen, welche ihr Grabmal bei Neapolis hatte; endlich die Tochter des Stymphalos, die durch Herakles Mutter des Eueres wurde.

Parthenopeische Republik hieß der demokratische Staat, in welchen 1799 das Königreich

Neapel durch die franz. Republikaner umgewandelt wurde. Man wählte diesen Namen, weil die Stadt Neapel in den ältesten Zeiten Parthenope hieß. Da sich der König beider Sicilien, Ferdinand I. (s. d.), 1798 von neuem der Coalition gegen Frankreich anschloß, drang der franz. General Championnet, nachdem er das neapolitan. Heer unter Mack aus Rom getrieben und den Kirchenstaat als Republik proclamirt hatte, ins Neapolitanische ein und machte sich unter blutigem Widerstande der Lazzaroni 23. Jan. 1799 zum Herrn von Neapel. Schon einige Tage später verkündigte Championnet nach der Instruction des franz. Directoriums die Errichtung der Republik und setzte vorläufig eine Regierung von 21 Mitgliedern ein. Eine zahlreiche Partei der höhern Stände hing dieser Umwälzung aus Gesinnung an, und auch der zahllose Pöbel, der vorher gegen die Franzosen gewüthet, gerieth in jakobinischen Schwindel, zumal der Erzbischof Zurlo Capace erklärte, daß Christus Demokrat gewesen, und daß das Flüssigwerden des Blutes des heil. Januarius unzweifelhaft die Zustimmung des Himmels zur Revolution bekunde. Indeß wollte der neue Staat bei dem Widerstande der Provinzen, der Roheit und der Verworfenheit der Masse, den Bedrückungen der Befreier und den Maßregeln des nach Sicilien geflüchteten Hofs keine feste Gestalt gewinnen. Championnet entfernte 6. Febr. die blutsaugerischen Commissare des franz. Directoriums und mußte deshalb den Befehl niederlegen. Jetzt erst hielten sich die Neapolitaner für frei und entwarfen eine Verfassung, welche die reine Demokratie befestigen sollte. Zwar übernahm Macdonald 27. Febr. den Oberbefehl über das aus den franz. Streitkräften und neapolitan. Truppen zusammengesetzte Nationalheer, dem auch eine Nationalgarde zur Seite stand, aber der Ausbruch des Kriegs mit Oesterreich und die Unfälle Schérer's in Oberitalien zwangen die Franzosen bald, Neapel mit Zurücklassung schwacher Besatzungen zu räumen. In diesen Wirren landeten in Calabrien, mit Hülfe einer brit. Flotte unter Nelson, sardin., brit., ruff. und selbst türk. Truppen, die der Cardinal Ruffo befehligte. Dieses Royalistenheer eroberte die festen Plätze und zog auch endlich 20. Juni 1799 in Neapel ein. Unter Ausschweifungen, die selbst in der Geschichte barbarischer Völker beispiellos sind, wurde nun der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet. Vgl. Pahl, «Geschichte der Parthenopeischen Republik» (Frankf. 1801).

Parthien (Parthava bei den Persern, Parthia und Parthyene bei den Griechen) begreift den nordwestl. Theil des heutigen Khorassan nebst einem Stücke des Irak-Adschemi, zwischen dem 33—36.° nördl. Br. und dem 69—75.° östl. L. Der Name soll nach Justin in der Scythensprache «verbannt» bedeuten, weil die Parther vertriebene Scythen gewesen sein sollen. Roh, wild, aber tapfer, treffliche Bogenschützen und Reiter, waren sie durch ihre Kriegslist bekannt, die in einer verstellten Flucht und plötzlichem Umwenden bestand. Nacheinander von den Assyrern, Medern, Persern und Macedoniern unterjocht, erhoben sie sich gegen den Syrer Antiochus II. 256 v. Chr. und gründeten ein eigenes, gewaltiges Reich, das sich im Osten der Seleucidenherrschaft bildete und später nach deren Sturze bis nach Kleinasien und Syrien ausdehnte. Das Partherreich, unter dem Scepter der Arsaciden (s. d.), verbreitete während mehr als eines halben Jahrtausends (von 256 v. Chr. bis 229 n. Chr.) griech. Cultur im einstigen Persien. Die Könige, deren Geschichte nur fragmentarisch bekannt ist, nennen sich auf ihren Münzen Philhellenen. Von den Römern mehreremal angegriffen, vernichtete der Partherkönig Orodes das Römerheer in der Schlacht bei Carrhä (53 v. Chr.). Wiewol sie in steter Feindschaft mit den Römern standen, wurden sie erst unter Trajan besiegt; doch mußte Hadrian die eben erst gemachten Eroberungen wieder herausgeben. Später führte Lucius Verus einen erfolgreichern Krieg und zerstörte die Hauptstadt Seleucia (162). Im Innern durch die antihellenische und die zoroastrische Religionspartei geschwächt, unterlag der letzte Arsacide Artabanus 229 dem Sassaniden Ardeschir, Artaxerxes I. der Römer. Doch dauerte der Einfluß der Partherherrschaft noch fort, wie dieses selbst der Name der Sassanidensprache «Pehlevi» (von Parthavi) beweist. Von 229 bis zur mohammed. Eroberung herrschten die Perser wieder im Orient.

Participium nennt man einige sich besonders nahe ans Verbum anschließende Ableitungen aus diesem. Weil die Participia immer auf einen Stamm zurückgehen, der in der Conjugation des Verbums enthalten ist, werden sie gewöhnlich mit unter den Conjugationsformen eines Verbums aufgeführt. Sie selbst sind aber keine Verbal-, sondern Nominalformen und werden wie diese declinirt. Je nach der Verbalform, der sie zunächst angehören, werden sie verschieden gebildet, und nach ihrer Bildung und Bedeutung eingetheilt: Participium praesentis, z. B. «haltend», Participium passivi, «gehalten». Dies sind die beiden einzigen Participialformen des Deutschen, andere Sprachen besitzen aber weit mehr. Im allgemeinen haben die ältern Sprachformen eine reichere Anwendung der P., das Latein gegenüber den roman. Sprachen, das Gothische und Althochdeutsche gegenüber dem heutigen Deutsch.

Particular (vom lat. pars, d. i. Theil), was einen Theil betrifft, steht dem Universalen als dem, was von einem Ganzen gilt, gegenüber. Particularrechte heißen die in den deutschen Einzelstaaten geltenden Rechte im Gegensatze zu dem sog. gemeinen deutschen Rechte. Particulargeschichte ist die Geschichte einzelner Staaten im Gegensatze zur Universalgeschichte, im besondern auch die Geschichte der deutschen Einzelstaaten, im Gegensatze zur allgemeinen deutschen Geschichte. Particularismus oder particularistisch nennt man diejenige polit. Ansicht, welche eine Beschränkung der Macht und der Rechte der deutschen Theilstaaten zu Gunsten einer kraftvollern Einheit des Ganzen nicht zugeben will.

Partikeln, lat. particulae, eigentlich Theilchen, heißen in der Grammatik die unbiegsamen, mithin weder der Declination noch Conjugation fähigen Wörter, z. B. Präpositionen (s. d.) und Conjunctionen (s. d.), doch ist der Begriff ein sehr schwankender (manche rechnen die Adverbien dazu, andere nicht), überhaupt der Ausdruck aus der neuern Grammatik ziemlich entfernt. Die Benennung ist eine rein äußerliche und daher genommen, daß diese Wörter meist sehr kurz sind.

Partirerei, die strafbare Begünstigung des Diebstahls oder Raubes durch wissentliche Erwerbung oder Vertreibung gestohlenen Gutes, steht in der Regel mit der Hehlerei, der wissentlichen Verbergung gestohlenen Gutes, im Zusammenhang. Mit der vollen Strafe des verübten Eigenthumvergehens wird der Partirer in der Regel jetzt nicht mehr angesehen; indeß findet sich der gewerbmäßige Betrieb dieser Begünstigung selbst mit längerer Zuchthausstrafe bedroht.

Partisan, s. Parteigänger.

Partisane, ein Spieß, durch Verkürzung der Pike (s. d.) im 17. Jahrh. entstanden, hatte einen 6—8 F. langen Schaft von Holz mit eiserner Spitze und war breiter als die gewöhnliche Lanze, nicht selten auch mit Widerhaken u. s. w. versehen. Ein beilartiger Ansatz an der Kante der Spitze machte die Waffe zur Hellebarte (s. d.). Die letzten Spuren der P. beim Militär finden sich 1806 in der preuß. Armee, wo die Offiziere und Unteroffiziere der Infanterie mit sog. Espontons bewaffnet waren. Länger erhielten sie sich bei den Schweizergarden und Stadtsoldaten.

Partitur nennt man in der Musik diejenige Aufzeichnung eines mehrstimmigen Tonstückes, welche alle verschiedenen Stimmen oder Theile (parti) desselben vereinigt enthält. In Form einer P. entsteht die Composition, und nach einer solchen leitet der Dirigent die Aufführungen. In einer vollständig ausgearbeiteten Directionspartitur ist jede Singstimme und jedes Instrument auf einer besondern Linie verzeichnet und sämmtliche Linien stehen untereinander, durch Taktstriche verbunden, wodurch nicht nur die Betheiligung der verschiedenen Stimmen an der Harmonie bei jedem Tonschritte deutlich übersehen, sondern auch der gemeinsame Fortgang aller dieser Stimmen aufs vollkommenste veranschaulicht wird. Die Ordnung der Linien oder Partien von oben nach unten richtet sich bei Vocalstücken, Quartetten und ähnlichen Werken gleichartiger Stimmen einfach nach der Höhe und Tiefe dieser Stimmen, bei größern Orchesterstücken, Symphonien, Ouverturen u. dgl. kommt hinzu, daß die Blasinstrumente den obern und die Saiteninstrumente den untern Theil der Partitur einnehmen, und bei Gesangwerken mit Orchesterbegleitung, daß die Singstimmen unten, gewöhnlich zwischen Viola und Grundbaß, stehen, also von den Saiteninstrumenten in die Mitte genommen werden. Ein so angelegtes Musikstück besitzt für den Musiker, der die verschiedenen Schlüssel lesen kann, fast die Klarheit eines Gemäldes und muß durch bloßes Lesen ohne weitere Aufführung seinem Werthe und seiner Wirkung nach ebenso gut beurtheilt werden können als ein für die Bühne bestimmtes Drama.

Parzen (Parcae) ist der lat. Name der von den Griechen Mören (Moirai) genannten Schicksalsgöttinnen. Während in der Homerischen Poesie die Moira (in der Einzahl) in noch nicht bestimmt ausgeprägter Persönlichkeit als Repräsentantin des durch den Rathschluß der Götter gelenkten Verhängnisses erscheint, kennt die Hesiodische Theogonie bereits die drei Moiren, die dann später in der griech. und röm. Poesie und bildenden Kunst allgemein festgehalten werden: Klotho, die Spinnerin (des menschlichen Lebensfadens), Lachesis, die Zutheilerin (des Lebensloses an die Menschen), und Atropos, die Unabwendbare (Nothwendigkeit des Schicksals, besonders des Todes). Sie werden bald Töchter der Nacht, bald Töchter des Zeus und der Themis (s. d.) und als solche Schwestern der Horen (s. d.) genannt. Platon bezeichnet sie in poetisch-philos. Auffassung als Töchter der Ananke (Nothwendigkeit) und schildert sie thronend in weißen Gewändern, Kränze auf den Häuptern, beim Drehen der Spindel zur Musik der Sirenen singend, Lachesis das Vergangene, Klotho das Gegenwärtige, Atropos das Zukünftige. Als Geburtsgöttinnen werden die Moiren mit Eileithyia und Aphrodite Urania, als Todesgöttinnen mit den Keren und Erinnyen verbunden. Die bildende Kunst stellt sie durchaus als würdevolle, ältere Frauengestalten dar, in der ältern Zeit mit Sceptern als Herrscherinnen über

das Geschick, später spinnend und den Faden ziehend, den Atropos mit einer Scheere oder einem ähnlichen Instrument durchzuschneiden im Begriff ist.

Parzival, der Held und Mittelpunkt des großen Gedichtes gleiches Namens von Wolfram von Eschenbach (s. d.). Ob die Heimat der Parzivalsage Wales oder die Bretagne ist, kann mit voller Sicherheit nicht behauptet werden, da für beide gleich gewichtige Gründe sprechen. Nur dies ist Thatsache, daß sie mit der Sage vom heil. Gral (s. d.) erst später verbunden worden. In ihrer ältesten einfachsten Gestalt erscheint die Sage von P. in einem späten strophischen Gedichte eines engl. Bänkelsängers und in dem walisischen «Märchen von Peredur». Vom Gral ist hier noch keine Spur. Die Anfangs- und Endpunkte sind lediglich die Sorgen der Mutter um ihren Sohn, dessen Abenteuer zwischen dieselben hier eingeschoben sind. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. fand eine Verknüpfung der aus arab., jüd. und christl. Elementen hervorgegangenen Gralsage mit der von P. statt, und zwar in Frankreich. In dieser Verbindung erscheint sie schon um 1170—80 in dem bisjetzt nur auszugsweise gedruckten Gedichte «Li Contes del Gral» von Chrétien de Troies (s. d.). Kurz nach ihm, mit Benutzung seines Werks, aber nach andern Quellen und in polemischem Gegensatze zu ihm, bearbeitete Guiot von Provins denselben Stoff, und diese bisjetzt noch verlorene Arbeit bildet, nach Wolfram's eigenem wiederholtem Zeugniß, die Grundlage des deutschen Gedichts. Eine etwas spätere Bearbeitung der Sage von ungenanntem Verfasser gab Rochat (Zürich 1855) heraus. Chrétien's unvollendet hinterlassenes Werk wurde im Laufe des 13. Jahrh. von mehrern fortgesetzt, und darauf beruht der 1530 zu Paris gedruckte Prosaroman.

Pas-de-Calais heißt bei den Franzosen, Strait of Dover bei den Engländern die Meerenge, welche als der engste Theil des Kanals (s. d.) oder La-Manche Frankreich von England trennt und die Nordsee mit dem Atlantischen Ocean verbindet. Sie ist zwischen den Städten Calais und Dover $5\frac{1}{2}$ M. breit, an der schmalsten Stelle zwischen Dover und dem Cap Grisnez noch schmaler. Beide Punkte sind seit 1851 durch einen submarinen elektromagnetischen Telegraphen verbunden. — P. heißt ferner ein Departement im nordöstl. Frankreich, von dem Kanal und dem Nord- und Somme-Departement umgrenzt und aus der ehemaligen Grafschaft Artois und den Landschaften Boulonnais, Ponthieu und Calaisis der Picardie zusammengesetzt. Es umfaßt 119,97 Q.-M. und zählt (1866) 779777 E. (25439 mehr als im J. 1861). Das Klima des Departements ist sehr veränderlich und unbeständig. Der Boden, meist eben und gegen das Meer hin großentheils sandig, wird nach verschiedenen Seiten von zwei Hauptreihen kleinerer und größerer Hügel, darunter der Mont-Hulin und der Mont-Lambert, durchzogen und von zahlreichen Flüssen, namentlich der Authie, Aa, Lys, Scarpe, Canche, Censée und Deule bewässert und ist im allgemeinen sehr ergiebig. Ackerbau, der in hoher Blüte steht und namentlich auch Runkelrüben und Cichorien im großen producirt, Gärtnerei, Vieh-, besonders Geflügelzucht, See- und Flußfischerei, Bergbau, namentlich auf Steinkohlen und Eisen, Verhüttung der Erze und Bearbeitung des Metalls sowie Torfgräberei bilden nebst sehr lebhaftem Industriebetrieb, namentlich der Fabrikation von Wollzeugen, Kattunen, Oel und Töpferwaaren, die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Der sehr bedeutende Handel nach innen und außen wird außer den Eisenbahnen noch besonders durch zahlreiche (zusammen 121,24 Kilometer lange) Kanäle, z. B. den Kanal von Calais nach St.-Omer, der 93426 F. lang und 48 F. breit ist, den Kanal von St.-Omer nach Aire, welcher, 61560 F. lang, die Lys mit der Aa verbindet, den Kanal der obern Deule und andere Kanäle sowie durch die Seehäfen von Boulogne, Calais, Wissant, Ambleteuse, Vimereux, Etaples und Berck unterstützt. Das Departement hat von allen die größte Anzahl von Gemeinden, nämlich 903 (in 43 Cantonen), und zerfällt in die 6 Arrondissements Arras mit der gleichnamigen Hauptstadt des Departements, Béthune, St.-Omer, Montreuil, St.-Pol und Boulogne. Die volkreichste Stadt ist Boulogne (s. d.)

Pascal (Blaise), einer der größten Geister und verehrungswürdigsten Menschen seiner Zeit, wurde 9. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne geboren. Sein Vater, Etienne P., der erster Präsident bei der Steuerkammer war, legte bald nachher, um sich ganz der Erziehung und dem Unterrichte des frühreifen Sohnes zu widmen, seine Stelle nieder und ging mit ihm 1631 nach Paris, wo er bis 1638 blieb. Der junge P. wurde anfangs ausschließend zum Studium der Humaniora angehalten; erst später sollte er die Mathematik kennen lernen. Aber sein Geist eilte aller Unterweisung voraus; der Vater mußte nachgeben, und schon in seinem 13. J. beschäftigte sich P. mit Mathematik. Ohne die Sprachen und andere Wissenschaften zu vernachlässigen, machte er in der Mathematik solche Fortschritte, daß er im 16. J. eine Abhandlung über die Kegelschnitte schreiben konnte, welche die Mathematiker in Staunen setzte. Ja schon in seinem

15. J. stellte er in einem Briefe an Fermat Ansichten über die Schwere der Körper auf, welche die Keime jener Entdeckungen enthalten, die Newton zum größten Manne seiner Zeit machten. Einige Jahre später erfand er zu Rouen eine künstliche Rechenmaschine, wie denn auch die Brouette und der Haquet, zwei Transportmaschinen, P.'s Erfindungen sind. Als Jüngling von 23 J. entdeckte und bewies er, daß die Erscheinungen, welche bisher aus dem horror vacui erklärt worden waren, durch die Schwere der Luft bedingt seien. Auch war er, wenn nicht der erste, doch einer der ersten, der Höhenmessungen mit dem Barometer anstellen ließ. Unter dem Namen d'A.... d'Ettenville gab er 1649 seine Abhandlung über die Cykloide heraus. Mit Fermat arbeitete er gemeinschaftlich an Bestimmung der Beschaffenheit der figurirten Zahlen und an der Summation verschiedener Zahlenreihen. Seit 1654 bahnte er durch sein arithmetisches Dreieck den analytischen Forschungen einen neuen Weg und begründete die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Nicht minder ausgezeichnete Verdienste erwarb sich P. um die franz. Nationalliteratur; durch ihn begann die franz. Prosa bestimmter sich zu gestalten. In einem Alter von noch nicht 24 J. hatte er bereits den ganzen Kreis des damatigen Wissens durchlaufen. Diese in einem nervösen Naturell wurzelnde Frühreife des Geistes führte ihn zu übermäßigen geistigen Anstrengungen, welche seine Gesundheit untergruben. Während der ärgsten Leiden löste er dann zuweilen in wenigen Minuten mathem. Probleme, an denen andere monatelang gearbeitet hatten. Mit seinem unheilbaren Krankheitszustande stand das früh erwachte Bedürfniß nach ascetischer Strenge und völliger Verlassung der Welt in Verbindung. Denn was man über P.'s Gemüthszerrüttung gesagt hat, z. B. daß sie durch den Schreck entstanden sei, den er 1654 auf der Brücke von Neuilly gehabt, als seine Wagenpferde wild wurden und sich in die Seine stürzten, ist ebenso wenig begründet wie das Märchen von Newton's Gemüthskrankheit. Man wollte die religiöse Richtung des einen wie des andern aus Geistesverwirrung erklären. P. hatte schon einige Zeit im väterlichen Hause ein beschauliches Leben geführt und seinen Vater sowie eine seiner Schwestern für seine Gesinnungen gewonnen, als er 1653 eine Wohnung bei der Abtei Port-Royal, in der Nähe seiner Freunde Arnauld, Nicole, Lancelot und anderer Jansenisten, bezog. Doch hatte er hier noch immer Augenblicke, wo er seinem mathem. Genie Tribut zollen mußte. So entdeckte er einst in einer schlaflosen Nacht eine Menge wichtiger Eigenschaften der Cykloide. Vom Jan. 1656 bis zum März 1657 erschienen seine berühmten Briefe gegen die Jesuiten. «Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalto (Pascal) à un provincial de ses amis, avec les notes de Guill. Wendrock» (Nicole), die seitdem mehr als 60 Auflagen erlebten (ursprünglicher Text, Par. 1867). Dieselben enthüllten schonungslos die laxe Moral der Jesuiten, denen sie unendlich geschadet haben, und sind ein vollendetes Meisterstück einer reinen und geistvollen Prosa, gedrängt, faßlich, zur Ueberzeugung fortreißend und überströmend von kaustischem Spotte. Ein nicht weniger berühmtes Werk, das nach P.'s Tode aus dessen Papieren zusammengestellt wurde, sind die «Pensées sur la religion» (Amsterd. 1692), Fragmente einer großartig angelegten Apologie des Offenbarungsglaubens, der allein die Gebrechlichkeit des menschlichen Wissens ergänzen könne. Seit 1658 fast in beständigem Todeskampfe, fand er Trost in der Heiligen Schrift, die er nicht aus den Händen ließ und auswendig lernte. Er starb 29. Aug. 1662. Außer dem Leben P.'s, das seine Schwester Jacqueline, geb. 1626, die auch als Dichterin bekannt ist, und dem «Éloge», welches seine andere Schwester, Gilberte, verfaßte, hat Bossuet eine treffliche Abhandlung über P. geschrieben, welche der von ihm besorgten Ausgabe der Werke P.'s (Haag und Par. 1779; neue Aufl., 5 Bde., 1819) vorangestellt ist. Auch schrieb Raimond ein «Éloge de P.» (Par. 1816). Die erste mit der ursprünglichen Handschrift verglichene Ausgabe seiner «Pensées» hat Faugère besorgt («Pensées, fragments et lettres de Bl. P.», 2 Bde., Par. 1844; deutsch von Schwarz, 2 Bde., Lpz. 1844, und von Merschmann, Halle 1865). Unter den verschiedenen Ausgaben seiner Werke ist die von Lemercier besorgte (2 Bde., Par. 1830) hervorzuheben. Vgl. Reuchlin, «P.'s Leben und der Geist seiner Schriften» (Stuttg. und Tüb. 1840); Faugère, «Le génie et les écrits de P.» (Par. 1847); Vinet, «Études sur P.» (Par. 1848); Maynard, «Pascal, sa vie et son caractère» (Par. 1850); Cousin, «Études sur P.» (Par. 1858).

Pascha ist eine aus den pers. Wörtern pa, Fuß, und schah, König, corrumpirte Titulatur der ersten Würdenträger des Osmanischen Reichs, welche der Ausdruck sich zu den Füßen des Herrschers sitzend denkt. Ursprünglich eine Ehrenbezeichnung der Prinzen von Geblüt, ist der Paschatitel im Laufe der Zeit zum Gemeingut der hohen Beamtenschaft im Civil und Militär geworden und entspricht in ersterm unserm Excellenz (Rath erster Klasse), in letzterm dagegen der Generalswürde. Die Roßschweife, welche früher bei feierlichen Anlässen den P. voraus-

getragen wurden, sind vom Sultan Mahmud II. abgeschafft worden; jedoch unterscheidet man noch den P. von einem Roßschweif (Miriliva, Brigadier), den P. von zwei Roßschweifen (Ferik, Divisionsgeneral) und den P. von drei Roßschweifen (Muschir, General-en-Chef). Dem Muschir steht im Civil der Vezier, dem Ferik der Beglerbeg oder Mirimiran an Range gleich.

Paschalik ist die gebräuchlichste Bezeichnung der großen Provinzial-Verwaltungskörper der türk. Monarchie, welche in der Kanzleisprache des Divan Ejalet (s. d.) oder Vilajet genannt werden. (S. **Osmanisches Reich**.) Der Name P. ist von dem durchgängigen Titel der Generalgouverneurs, «Pascha», gebildet. Im Volksgebrauche werden auch verschiedene wichtigere Unterstatthalterschaften P. genannt, welche theils früher der Sitz selbständiger Provinzialgouverneurs gewesen, theils von im Range der Paschas stehenden Kaimakamen oder Vertretern verwaltet werden; so Kars und Bajazid als Dependenzen von Erzerum, Tripolis und Acca als Dependenzen von Saida. Dagegen wird der Libanon, obwol seit 1861 von einem den Paschatitel führenden, jedoch christl. Beamten regiert, nicht als P. bezeichnet. Die Verwaltung der P. war von jeher für rohe Satrapenwillkür und rücksichtslose Erpressung sprichwörtlich. Seit ungefähr 20 J. hat die Pforte durch Einführung der dem Pascha berathend und beschließend zur Seite gestellten, aus mohammed. Notabeln der Provinz und Vertretern der dort ansässigen Rajahgenossenschaften gebildeten Medschlis oder Regierungscollegien eine Reform im liberalen Sinne angestrebt; jedoch ist der Erfolg weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Paschālis ist der Name dreier Päpste, von denen jedoch der dritte in der röm. Kirche nicht mitgezählt wird. — **P. I.**, 817—824, mußte sich einer kaiserl. Untersuchung unterwerfen, weil er zwei röm. Geistliche, die es mit Lothar hielten, hatte blenden und köpfen lassen. Daß ihm Ludwig der Fromme die weltlichen Herrscherrechte über Rom geschenkt habe, ist eine Erdichtung des 11. Jahrh. — **P. II.**, 1099—1118, von Gregor VII. aus dem Kloster Clugny zum Cardinal erhoben, setzte den Kampf seiner Vorgänger gegen Heinrich IV. von Deutschland fort, wurde aber von dessen Sohn, Heinrich V., den er zuvor gegen den Vater aufgehetzt hatte, genöthigt, dem Kaiser die Investitur zu gestatten, und floh, als er, durch die Cardinale gedrängt, alle Zugeständnisse zurückgenommen hatte, vor den Waffen des Kaisers aus Rom. Auch sein Auftreten gegen den ehebrecherischen Philipp von Frankreich war erfolglos, und der Investiturstreit mit Heinrich von England wurde nur durch Ermäßigung der päpstl. Forderungen beendigt. — **P. III.**, der von den kaiserlich gesinnten Cardinälen 1164 gewählte Gegenpapst Alexander's III., kanonisirte Karl d. Gr.

Paschasius Radbertus, der erste, welcher die Brotverwandlungslehre im Abendmahle (s. d.) entschieden aufstellte, war im Gebiete von Soissons um 800 geboren, trat später in das Kloster zu Corbie ein, dessen Abt er von 844—851 war, und starb 865. In seiner Schrift «De corpore et sanguine Domini» vom J. 831 erklärte er, bei der Consecration werde durch die Allmacht des Heiligen Geistes jedesmal derselbe Leib Christi von neuem erschaffen, der einst von Maria geboren worden und nach dem Kreuzestode auferstanden sei. Bei alledem schrieb er dem Genusse nur eine geistige Wirkung zu und hielt den Glauben für die nothwendige Bedingung der Wirkung, in welchen zwei Punkten er mit seinen Gegnern, dem Mönch Frudegard, dem Abte Hrabanus Maurus und dem gelehrten Propste Ratramnus übereinstimmte. Uebrigens gerieth er mit dem letztern auch deshalb in Streit, weil er in der Schrift «De partu virginis» eine wunderbare Entbindung der Maria behauptet hatte. Unter seinen Werken ist noch ein Commentar zum Evangelium des Matthäus zu erwähnen.

Pasigraphie (gebildet aus griech. pasi, für alle, und graphein, schreiben) nennt man die problematische Kunst, mit Hülfe gewisser Schriftzeichen auf eine für alle Völker (ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprachen) verständliche Weise zu schreiben. In ähnlicher Weise spricht man von einer **Pasilalie** oder **Pasilogie** (Sprache für alle), d. i. der Kunst, vermittels allgemein verständlicher Laute allen Menschen des Erdkreises seine Gedanken mitzutheilen. Die Erfindung einer P. ist zwar vielfach angestrebt, aber noch niemals wirklich gemacht worden. Die erste Idee zu einer solchen allgemeinen Schriftsprache gab Leibniz in der Schrift «De arte combinatoria» (Lpz. 1666). Unter den zahlreichen Vorschlägen zur Verwirklichung des Problems, welche seitdem gemacht wurden, erregten ihrerzeit besonders die von Wilkins (1672), Kalmar (1772), Wolke (1797), Sicard (1795—98), Vater (1799), Näther (1805) große Aufmerksamkeit. Dieselben erwiesen sich aber sämmtlich als in der Praxis unausführbar.

Pasiphaë, die Tochter des Helios und der Perseïs, Schwester des Äetes und der Circe, Gemahlin des Minos, die Mutter des Androgeos, Deukalion, Glaukos, Katreus, der Akalle, Xenodike, Ariadne und Phädra, entbrannte, von der Aphrodite, welche dem ganzen Geschlechte

des Helios Rache geschworen hatte, verblendet, in unnatürlicher Liebe zu einem Stier. Dädalos verfertigte künstlich eine hölzerne Kuh; in diese verbarg sie sich, genoß so mit jenem Stier die Freuden der Liebe und zeugte von ihm den Minotaurus. — P. hieß auch eine Orakelgöttin zu Thalamä in Lakonien, welche für eine Tochter des Atlas, oder für identisch mit der Kassandra, oder der Daphne, der Tochter des Amyklas, gehalten wird. In ihrem Tempel pflegte man zu schlafen, um im Traume Offenbarungen zu erhalten.

Paskewitsch (Iwan Fedorowitsch), Graf von Eriwan, Fürst von Warschau, russ. Feldherr und Statthalter im Königreich Polen, stammte aus einer Familie, die, ursprünglich im heutigen Gouvernement Minsk ansässig, durch die von den Jesuiten gegen die Bekenner der griech.-kath. Religion verübten Verfolgungen um die Mitte des 17. Jahrh. veranlaßt wurde, nach Kleinrußland auszuwandern und sich dort niederzulassen. Der Großvater P.'s, Grigorij, bewirthschaftete selbst ein kleines Gut in der Nähe von Poltawa; sein Vater Fedor war Beamter und starb 1832 als Collegienrath a. D. zu Charkow. P. wurde 19. Mai 1782 zu Poltawa geboren. Er besuchte zuerst ein öffentliches Lehrinstitut in Petersburg, ward von Paul I. zu seinem Leibpagen ernannt und trat 1800 als Lieutenant und kaiserl. Flügeladjutant in das Preobrashenskische Regiment. Nachdem er bei Austerlitz gefochten, ward er 1806 zur Donauarmee versetzt und machte die Feldzüge gegen die Türken bis 1812 mit, wo er sich die genaue Kenntniß von der Eigenthümlichkeit dieses Gegners erwarb, die ihm in seinen spätern asiat. Feldzügen so nützlich war. 1807 ward er mit einem diplomatischen Auftrage nach Konstantinopel geschickt und entging hier bei einem Volksauflaufe nur mit Mühe dem Tode. Bei der Einnahme von Brailow verwundet, erkämpfte er sich bald darauf als Oberst und Commandeur des Regiments Witebsk beim Sturm von Basardschik das Georgenkreuz, erhielt auch für seine Theilnahme an der Schlacht von Batyn, 7. Sept. 1810, den Rang als Generalmajor. An der Spitze der 26. Infanteriedivision zeichnete er sich 1812 bei Smolensk, Borodino, Malo-Jaroslawez und Krasnoi aus. Mit gleicher Tapferkeit focht er im folgenden Jahre in Deutschland. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er, erst 31 J. alt, zum Generallieutenant befördert und half 1814 Paris erstürmen. Nach dem Frieden erhielt er das Commando einer Gardedivision, begleitete den Großfürsten Michael 1817—20 auf seinen Reisen durch Europa und ward 1823 Generaladjutant des Kaisers. Die Bahn zu höherm Ruhm eröffnete sich ihm in den Kriegen gegen Persien und die Pforte. Am 25. Sept. 1826 schlug er das pers. Heer bei Elisawetpol, eroberte im Feldzuge des nächsten Jahres das pers. Armenien und schloß, nachdem er die Hauptstadt Eriwan mit Sturm genommen und sogar Tauris besetzt hatte, 22. Febr. 1828 den für Rußland sehr vortheilhaften Frieden von Turkmantschai ab, worauf er vom Kaiser zum Grafen von Eriwan erhoben und mit 1 Mill. Rubel beschenkt wurde. Die Türken schlug er bei Kars, nahm Achaltsiche und andere Festungen, vernichtete ein zweites türk. Heer an den Quellen des Euphrat und zog 9. Juli 1829 in Erzerum ein. Als Lohn erhielt er den Feldmarschallsstab und die erste Klasse des Georgenordens. Nach dem Tode des Grafen Diebitsch-Sabalkanskij übernahm P. 26. Juni 1831 zu Pultusk den Oberbefehl der Armee in Polen und wurde auch hier von seinem gewöhnlichen Glücke begleitet. Nach dem Falle Warschaus vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben und zum Vicekönig von Polen ernannt, suchte er in dem unglücklichen, vom Kriege zerrütteten Lande die Verwaltung wieder zu ordnen und das besiegte Volk zu beruhigen, was um so schwerer, je tiefer die neuen Einrichtungen das Nationalgefühl der Polen verletzten. Er vollzog 26. Febr. 1832 das organische Statut, welches Polen mit Rußland vereinigte, und wurde hierauf zum Präsidenten des für dasselbe neuorganisirten Administrationsraths ernannt. Wiederholte Versuche zu Aufständen und Unruhen wurden durch seine Umsicht und Energie vereitelt, sodaß auch das J. 1848 ohne Störung an Polen vorüberging. Als 1849 die russ. Intervention in Ungarn (s. d.) beschlossen ward, erschien P. von neuem im Felde und konnte bereits 13. Aug. seinem Monarchen die Capitulation der ungar. Armee und die Unterwerfung des Landes melden. Im Oct. 1850 wurde sein 50jähriges Dienstjubiläum in Warschau mit großem Gepränge gefeiert, bei welcher Gelegenheit er sowol vom Kaiser von Oesterreich als vom König von Preußen zum Feldmarschall ihrer Armeen ernannt wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Nikolaus mußte er noch 1854, trotz seines vorgerückten Alters, den Oberbefehl an der Donau übernehmen, erhielt aber bei Silistria eine Contusion, welche ihn nöthigte, die Armee zu verlassen. Er starb zu Warschau 1. Febr. 1856. Vgl. Tolstoy, «Essai biographique et historique sur le feld-maréchal prince de Varsovie, etc.» (Par. 1835). Aus seiner Ehe mit einer Verwandten des Dichters Gribojedow

waren vier Kinder entsprossen. Der Sohn, Fedor, kämpfte mit Auszeichnung in Ungarn und der Krim, wurde 1854 Generalmajor, 1856 Generaladjutant des Kaisers und 1861 Generallieutenant, erhielt aber im April 1866 wegen seiner der Regierung in der Adelsversammlung von Petersburg gemachten Opposition seine Entlassung.

Pasquier (Etienne), berühmter franz. Jurist und Historiker, geb. 7. April 1529, wurde in seinem 20. J. als Advocat aufgenommen und führte 1549 seine erste Rechtssache. Nachdem er sich in lat. und franz. Sprache als Dichter versucht hatte, trat er mit seinen «Recherches sur la France» (Par. 1665) auf, welche zu den hervorragendsten Erscheinungen der ältern histor. Literatur gehören. Als Anwalt der Universität in dem Streite dieser gelehrten Corporation mit den Jesuiten erhielt seine Name eine große Verbreitung. 1603 legte er seinen Posten als königl. Advocat zu Gunsten seines Sohnes Théodore nieder und starb 31. Aug. 1615. Seine gesammelten Werke (am vollständigsten 2 Bde., Amsterd. 1723; Auswahl mit Biographie von Feugère, 2 Bde., Par. 1849) enthalten außer sehr gehaltreichen histor. und sprachlichen Untersuchungen auch einige poetische Sachen.

Pasquier (Etienne Denis, Herzog von), franz. Staatsmann, aus der Familie des vorigen, wurde 22. April 1767 zu Paris geboren. Sein Vater, der 1794 unter der Guillotine starb, war Parlamentsrath, und auch der Sohn erhielt, noch sehr jung, eine Stelle als Requêtenmeister im Parlament zu Paris, die er aber durch die Revolution verlor. Erst nach Errichtung des Kaiserreichs trat er 1804 als Requêtenmeister wieder in den Staatsrath, stieg 1810 zum Staatsrath und Generalprocurator des «sceau des titres» und erhielt auch den Baronstitel. Kurz darauf wurde er an Dubois' Stelle Polizeipräfect von Paris, welches äußerst schwierige Amt er bis zur Rückkehr der Bourbons führte. Während der Restauration war er Abgeordneter und Kammerpräsident, auch mehrmals Siegelbewahrer, mußte aber, als ein Mann von gemäßigten Ansichten, wiederholt den Anfeindungen der royalistischen Ultras weichen. Ludwig XVIII. verlieh ihm 1821 zur Entschädigung die Pairswürde. Nach der Julirevolution von 1830 wandte sich P. der neuen Regierung zu, trat 1830 wieder in die Pairskammer und wurde deren Präsident. Als solcher leitete er die Debatten während der ganzen Dauer der Regierung Ludwig Philipp's, betheiligte sich aber als Redner niemals an den Verhandlungen. Zu seinen Gunsten stellte man 1837 die Titularwürde des Kanzlers wieder her, und 1844 gab ihm Ludwig Philipp, als seinem intimen Rathgeber, den Herzogstitel, welche Standeserhebung damals scharf beurtheilt wurde. Mit der Revolution von 1848 war die öffentliche Laufbahn P.'s für immer geschlossen, und er lebte seitdem in philos. Zurückgezogenheit, in den letzten Jahren körperlich gelähmt. 1842 trat er an des Abbé Frayssinous Stelle in das Institut, obschon sich seine gelehrten und literarischen Verdienste nur auf das mit M. de Randon verfaßte Vaudeville «Grimou ou le portrait à faire» und die Herausgabe seiner «Discours prononcés dans les chambres législatives de 1814—36» (4 Bde., Par. 1842) gründeten. P. starb 5. Juli 1862 zu Paris. Er soll umfangreiche Memoiren (15 Bände in Manuscript) über die Ereignisse seiner langen Laufbahn hinterlassen haben. Während der Schreckenszeit der ersten Revolution hatte er sich mit der Witwe des Grafen von Rochefort vermählt, die 1844 kinderlos starb. Er adoptirte deshalb seinen Großneffen Edme Armand Gaston, Marquis d'Audiffret-Pasquier, der ihm auch in der herzogl. Würde gefolgt ist.

Pasquill bedeutet nicht blos eine Schmäh- oder Lästerschrift, sondern überhaupt eine Ehrverletzung oder Verleumdung, die durch Schrift, Bild, Druck oder ähnliche bleibende Vorrichtungen ohne Bezeichnung des Urhebers (des Pasquillanten) zu dem Zwecke verbreitet wird, um andere dem Gelächter preiszugeben oder ihrem Rufe zu schaden. Der Name schreibt sich von einem Schuhflicker Pasquino her, welcher zu Anfang des 16. Jahrh. in Rom lebte und durch Witz und Spott den großen Haufen ergötzte. Als man später in der Ecke des Palastes Orsini, wo ehemals die Bude jenes Schuhflickers gestanden, eine dort ausgegrabene Bildsäule aufstellte, bezeichnete das Volk dieselbe ebenfalls mit dem Namen Pasquino und behing sie von jetzt an mit witzigen Einfällen und Satiren auf die Tagesereignisse (Pasquinaden) im Geiste des volksthümlich gebliebenen Schusters. Die Unbill der Verbreitung von anonymen Beleidigungen ist natürlich mit jenem Namen, welcher sehr bald auch in die deutsche Gesetzgebung überging, nicht erst aufgekommen. Bei den Römern hatte schon die Zwölftafel-Gesetzgebung den Verfasser von verunglimpfenden Liedern gleich dem Zauberer mit Capitalstrafe bedroht, und die spätere Kaiserzeit verhängte wegen Schmähschriften (libellus famosus) Testirunfähigkeit, Ehrlosigkeit, körperliche Züchtigung, selbst Deportation oder bei Majestätsbeleidigung Todesstrafe. In Deutschland, wo die Reichsgesetzgebung des 16. Jahrh. auch die Streitschriften aus

Anlaß der kirchlichen und polit. Bewegung als pasquillantisch verfolgte, zeigte sich die Praxis gerade deshalb zu einer mildern Beurtheilung geneigt, und die neuern Rechte strafen das P. nur als qualificirte Injurie (s. d.) mit höchstens mehrjährigem Gefängniß.

Paß (von dem franz. passeport, ein Schein, auf welchen Schiffe den Hafen oder Personen und Transporte eine Festung während des Kriegszustandes verlassen können) ist ein Zeugniß der Obrigkeit, durch welches die Persönlichkeit und die Verhältnisse eines Reisenden festgestellt und andere Behörden um dessen Schutz ersucht werden. Das Erforderniß solcher Vorweise und die Beargwohnung von legitimationslosen Fremden kam während der allgemeinen Unsicherheit in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus in Aufnahme. Nachdem jedoch die Polizei diesen außerordentlichen Behelf im Kampfe gegen zahlreiche Diebes- und Räuberbanden mit dem besten Erfolg verwerthet hatte, erhob sie das Paßwesen zu einer bleibenden Einrichtung. Der Polizeistaat gewann hierdurch eine weitgreifende Controle über das reisende Publikum, indem auf allen Haltpunkten Paßvisa eingeholt werden mußten, und sogar die Möglichkeit, mittels Zwangspasses bestimmte Reiserouten vorschreiben zu können. Die zahlreichen vexatorischen Beanstandungen, die sich so an das Paßwesen knüpften, hinderten und belästigten indeß viel mehr die ehrlichen Leute und den legitimen Verkehr, als daß sie dem geübten Verbrecher den Weg verlegt hätten. Am meisten noch rechtfertigen sich die Gesundheitspässe oder Nachweise, daß der Gesundheitszustand an dem Abgangsorte und allen von den Reisenden berührten Zwischenstationen unverdächtig sei, indem sie bei Sperrmaßregeln gegen Epidemien Befreiung von der Quarantäne vermitteln. Das offenbare Misverhältniß zwischen dem zu erzielenden Nutzen und den unvermeidlichen Belästigungen ist in England und Nordamerika einer Aufnahme des Paßwesens stets entgegengetreten, und seit der gewaltigen Vermehrung des Personenverkehrs auf den Eisenbahnen haben auch die deutschen Staaten wenigstens dadurch eine Erleichterung gewährt, daß sie auf ein Jahr gültige Paßkarten ausgeben, welche zur etwa nothwendigen Herstellung der Identität die Unterschrift der Reisenden tragen und bei ihrer compendiösen Form keinen Raum zur Anbringung der Visa gewähren.

Paß nennt man eine enge, schwer zu passirende Terrainstelle. Namentlich spricht man von Gebirgspässen. (S. Gebirge und Col.) Doch braucht man auch das Wort von durch Wasser oder Sumpf gebildeten Engwegen, von langen Dämmen u. s. w.

Passage (Lauf, Gang) nennt man in der Musik eine stufen- und sprungweise, durch beliebige Intervalle auf- und abwärts schnell sich fortbewegende, mehrentheils aus ähnlicher Fortführung einer bestimmten Figur gebildete Tonreihe. Diese ist entweder coloraturartige Zergliederung, Ausschmückung und Umschreibung melodischer Hauptnoten mit zahlreichen Nebennoten, oder nur brillantes und lebhaftes Tonspiel ohne allen eigentlich melodischen Inhalt, cantable Partien als Gegensatz abwechselnd und unterbrechend. Der Ausdruck P. wird meist nur auf die Instrumentalmusik angewendet; in der Gesangsmusik sagt man gewöhnlich dafür Coloratur (s. d.).

Passageninstrument, eins der vorzüglichsten Instrumente, welches die Astronomen gebrauchen, wurde von Olaus Römer erfunden und besteht aus einem Fernrohr, welches mit einer senkrechten Achse verbunden ist, um die das Fernrohr sich bewegt. Im Brennpunkte dieses Fernrohrs sind Fäden ausgespannt, und das Instrument wird benutzt, um die Durchgänge (Passagen) der Sterne zu beobachten. Gewöhnlich wird es so aufgestellt, daß seine Achse horizontal von Ost nach West liegt; alsdann beschreibt das Fernrohr bei der Drehung um die Achse einen größten Kreis, der mit dem Meridian zusammenfällt. Das P. im Meridian heißt Mittagsrohr und wird hauptsächlich zur Bestimmung der Zeit benutzt. Ist es zugleich mit Höhenkreisen versehen, an welchen man die Höhen der Sterne im Meridian bestimmt, so heißt es Meridianinstrument, Meridiankreis. Eine andere Aufstellung des P. ist die im «ersten Vertical». Die Achse des Instruments liegt dann horizontal von Nord nach Süd, das Fernrohr beschreibt den ersten Vertical (Ost, Zenith, West) und wird in dieser Lage besonders zu Breitenbestimmungen u. s. w. benutzt.

Passaglia (Carlo), ital. Theolog und Gelehrter, geb. 1814 in Pieve a San-Paolo bei Lucca, Sohn armer Krämersleute, besuchte die Schule der Rhetorik in Lucca mit großem Erfolge und fand deshalb an dem Latinisten Marchese Lucchesini einen Gönner, der dem talentvollen, aber von leidenschaftlichem religiösem Eifer beseelten Jünglinge Aufnahme im Collegium der Jesuiten zu Rom verschaffte. Da P. wußte, daß sich seine Aeltern dem Eintritt in den Orden widersetzen würden, ging er heimlich nach Rom und that erst von da aus seinen Entschluß kund. Er widmete sich nun dem Studium der Kirchenväter, der Concilien und Kanones

mit größtem Eifer und setzte seine Umgebung alsbald durch seine theol.-ecclesiastischen Kenntnisse in Erstaunen. Die Jesuiten betrachteten ihn als eins ihrer vorzüglichsten Mitglieder und übertrugen ihm nach einiger Zeit ein Katheder im Collegium. Seine theol. Gelehrsamkeit sowie seine Orthodoxie, die übrigens in Bezug auf rein religiöse Materien auch später keinem Zweifel unterlag, bewogen den Papst, ihn zum Präsidenten der Commission zu ernennen, welche die um das J. 1852 heftig discutirte Controverse über das Dogma der unbefleckten Empfängniß zu entscheiden hatte. P. entsprach dem Vertrauen des Papstes und hatte den Hauptantheil an der Verkündigung jenes Dogmas. Das gute Verhältniß P.'s zu seinem Orden und zu der röm. Hierarchie wurde aber gestört, als er sich 1859 zu Gunsten der nationalen Bewegung aussprach. Infolge der mehr und mehr wachsenden Mishelligkeiten mußte er Rom 1861 verlassen. Er ging nach Turin, wo ihn die ital. Regierung zum ord. Professor der Moralphilosophie an der dortigen Universität ernannte. In dieser Stellung, die er fortan bekleidete, hielt er nebenbei auch Vorlesungen über die «Philosophie» des Katholicismus. In dem ersten ital. Parlamente saß P. als Vertreter des Bezirks Montecchio. Seine vorzüglichste Wirksamkeit entfaltete er aber in dem von ihm 1862 gegründeten «Mediatore», in welchem er die «römische Curie» und die weltliche Gewalt des Papstes aufs heftigste bekämpfte. Das Blatt hörte schon Ende 1866 auf zu erscheinen, weil es, wie P. erklärte, mit der Vollendung Italiens seinen Zweck erfüllt hätte. Von den Schriften P.'s sind insbesondere zu nennen: «Per la causa Italiana ai Vescovi cattolici» (Flor. 1859); «Obbligo del Vescovo Romano e Pontefice Massimo di risiedere in Roma quantunque metropoli del Regno Italico» (Flor. 1861); «Della Scomunica» (Flor. 1861); «La questione dell' independenza ed unità d'Italia dinanzi al clero» (Flor. 1861); endlich eine Widerlegung des Renan'schen «Leben Jesu» (2 Bde., Turin 1864).

Passah oder Paschah (hebr.), d. i. Verschonung, heißt das Fest, welches die Juden sieben Tage hintereinander zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande im ersten Vollmonde des Frühlings vom Abende des 14. bis zum 21. des Monats Nisan feiern. (S. Ostern.) Die Ursprünge dieses Festes sind in Dunkel gehüllt; wahrscheinlich liegt ein altes Frühlingsfest zu Grunde, welches später histor. Beziehung auf die Errettung aus Aegypten erhielt. Seit der Zeit des ausgebildeten Tempelcultus versammelten sich die Israeliten alljährlich zur Osterzeit bei dem Tempel zu Jerusalem. Während der sieben Festtage durfte nur ungesäuertes Brot (Trübsalsbrot genannt) gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungesäuert hatte mitgenommen werden müssen, daher das P. auch das Fest der ungesäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit seiner Familie am ersten Abend ein vom Priester geschlachtetes einjähriges Lamm (das Passahlamm), welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gebraten und vollständig verzehrt werden mußte. Die Mahlzeit wurde stehend und in Reisekleidern eingenommen. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs gaben diesem Mahle seine religiöse Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das P. war das größte unter den jüd. Festen. Gegenwärtig wird es von den Juden jedes Orts durch Genuß ungesäuerten Brots und mit lauten Gebeten begangen.

Passarówitz, bei den Serben Poscharewatz, eine Kreisstadt im Fürstenthum Serbien, etwa 1 M. östlich der Morawa und 3 St. südöstlich von deren Mündung in die Donau am Fuße eines Bergkammes gelegen, ist Sitz eines Kreisamts und eines Kreisgerichts, hat eine Kirche und eine Schule und zählt 5309 E. (1859). Der wahrscheinlich an der Stelle des alten Margum in Obermösien stehende Ort ist merkwürdig durch den daselbst 21. Juni 1718 von Venedig und Karl VI. mit der Pforte, unter Vermittelung Hollands und Englands, abgeschlossenen Frieden, welcher den Krieg endigte, den die Pforte 1714 gegen Venedig unternommen hatte, um Morea zu erobern.

Passatstaub. Mit diesem Namen hat Ehrenberg seit 1847 die namentlich in der Passatregion im Atlantischen Meere beobachteten Staubmeteore bezeichnet. Der P. ist in einigen Gegenden an der Westküste von Mittel- und Nordafrika fast stets vorhanden, verbreitet sich aber auch periodisch in der Richtung des Mittelmeeres über Italien und Armenien, zuweilen selbst bis Schweden und Rußland. Die chem. Analyse ergibt als Bestandtheile: Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd, kohlensaure Kalkerde, Talkerde, Kali, Natron, Kupferoxyd, Wasser und organische (verbrennliche) Substanz. Unter dem Mikroskope beobachtete Ehrenberg: feinen Quarzsand und noch feinern gelblichen oder röthlichen Mulm, zwischen denen sich zahlreiche organische Formen und Fragmente finden (Polygastern, Phytolitharien, Polythalamien und weiche Pflanzentheile). Die Gesammtzahl der beobachteten Formen beträgt über 300 Arten.

Der P. an den Westküsten Afrikas stammt nicht aus Afrika, ist nicht durch den Harmattan dahingelangt, weil er keine für Afrika charakteristischen Organismen enthält. Ehrenberg nimmt an, daß sich in den obern Regionen der Atmosphäre in der Passatregion ein constantes nebelartiges Staubdepot befände. Der Staub wird durch den kreisartig verlaufenden Passat, der von Südamerika aufsteigt und sich an der Westküste Afrikas wieder senkt, beständig gemischt (was seine seit fast einem halben Jahrhundert nahe gleichartige Zusammensetzung erklärt) und durch die Bewegung der Luft schwebend erhalten.

Passatwinde (engl. tradewinds, d. i. Handelswinde) sind die regelmäßig beständig aus derselben Richtung und mit gleicher Stärke wehenden Winde innerhalb der Wendekreise, welche die Schiffe befähigen, Hunderte von Meilen weit einen bestimmten Curs zu steuern und dieselbe Strecke in fast immer derselben Zeit zurückzulegen. Im Norden des Aequators wehen sie aus Nordost, im Süden aus Südost. Ihre Grenzen sind der 30. und beim Aequator der 3. Breitengrad; je nach dem Stande der Sonne im Norden oder Süden der Linie schwanken sie jedoch um einige Grade. Innerhalb der Tropen wird die Luft durch die Sonne beständig stark erwärmt. Sie dehnt sich infolge dessen beträchtlich aus, wird leichter und steigt in die Höhe, um in den obern Regionen seitwärts abzufließen. Das Streben der Natur, in der Atmosphäre überall das Gleichgewicht zu erhalten, veranlaßt einen Ersatz der erwärmten leichtern und verdünnten durch einen Zustrom kalter, schwerer und dichter Luft von den Polen, und da die Erwärmung beständig und gleichmäßig vor sich geht, erfolgt auch ein ununterbrochener Ersatz, wodurch sich die Regelmäßigkeit der Winde erklärt. Die Drehung der Erde von West nach Ost und ihre Kugelgestalt bewirken, daß der aus Nord und Süd kommende Luftstrom allmählich die Richtung von Nordost und Südost annimmt und je östlicher wird, je näher er dem Aequator rückt. Das Luftpartikelchen geht zuerst in der Richtung von Nord oder Süd von den Polen ab, und zwar mit derselben Geschwindigkeit, welche die Erde an dem Punkte hat, wo es sich in Bewegung setzt. Die Geschwindigkeit ist aber in den Polargegenden wegen des geringern Umfangs der Erde oder vielmehr wegen der kleinern Breitenparallele langsamer als nach dem Aequator hin. Die Erde wird daher nach dem Aequator zu eine schnellere östl. Drehungsgeschwindigkeit erhalten als das Luftpartikelchen und gewissermaßen unter ihm wegleiten. Die nothwendige Folge hiervon ist aber, daß der eigentlich direct aus Nord und Süd kommende Passatwind uns mehr östlich erscheint, je mehr wir uns dem Aequator nähern, wo der Unterschied zwischen der Erdoberfläche und dem in den Polargegenden in Bewegung gesetzten Luftstrom am größten ist. Wo in der Gegend des Aequators die beiden Passate wieder auseinandertreffen, entsteht ein Stillgürtel von 15—30 M. Breite, den Segelschiffe oft erst nach 14 Tagen bis 3 Wochen überwinden können.

Passau, Stadt im bair. Kreise Niederbaiern, in höchst romantischer Lage am Zusammenfluß der Donau, des Inn und der Ilz und an der Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt P. und den beiden Vorstädten Innstadt und Ilzstadt. Die eigentliche Stadt, aus Altstadt und Neumarkt bestehend, liegt auf der schmalen, felsigen Landzunge zwischen Inn und Donau. Die zahlreichen, fensterreichen, meist dem 17. und 18. Jahrh. entstammenden Gebäude steigen namentlich vom Inn aus amphitheatralisch auf und geben der Stadt ein großartiges Ansehen. Ueberhaupt gilt die Gegend von P. nächst Linz als der schönste und lieblichste Punkt an der ganzen Donau. Ueber letztere führt hier eine auf sieben, über den Inn eine auf acht Granitpfeilern ruhende Brücke. Am rechten Innufer, gegenüber der eigentlichen Stadt, liegt die Innstadt, am linken Ufer der Ilz, da wo diese in die Donau mündet, die Ilzstadt (ehedem Judenstädtchen genannt). Auf dem Berge, der im Winkel zwischen Donau und Ilz bis zu 400 F. aufsteigt, erhebt sich die Festung Oberhaus, die durch zwei Schutzmauern mit der Festung Niederhaus verbunden ist und mit dieser zur Detention von Verbrechern aus den gebildeten Ständen und Militärsträflingen benutzt wird. Von Oberhaus aus genießt man einer schönen Aussicht. Unter den Bauwerken P.s ist zunächst der Dom hervorzuheben, der, nachdem der ursprüngliche goth. Bau (bis auf das Presbyterium) durch Feuer zerstört worden, 1662—80 in seiner gegenwärtigen Gestalt aufgeführt wurde. Auf dem Domplatze ist seit 1828 dem Könige Max Joseph I. ein Denkmal errichtet. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die ehemalige fürstbischöfl. Residenz und das frühere Jesuitencollegium mit einer ansehnlichen Bibliothek. Die Stadt, welche 13433 E. (1864) zählt, ist Sitz eines Appellationsgerichts und eines Bischofs. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein Lyceum, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Gewerbeschule, ein bischöfl. Knabenseminar und Alumneum. Der Gewerbfleiß ist, abgesehen von einigen Lederfabriken, Bierbrauereien und einer Porzellanfabrik, von keiner großen Bedeutung, wichtiger dagegen der Handel und die Schiffahrt. In der Nähe liegen Mariahilf,

ein vielbesuchter Wallfahrtsort, und das Lustschloß Freudenhain. Bekannt sind die Passauer Tiegel, die in Obernzell (s. d.) bei P. gefertigt werden. P. ist eine sehr alte Stadt, die von den Römern angelegt und Castra batava, nach den hier stationirten batavischen Cohorten, genannt wurde. Historisch bekannt wurde die Stadt besonders durch den Passauer Vertrag, der daselbst 31. Juli 1552 abgeschlossen ward. (S. Religionsfriede.) — Das Bisthum P. entstand im 8. Jahrh. infolge der Uebersiedelung der Kirche zu Lorch. Durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) wurde es säcularisirt. Stadt und Festung nebst dem westl. Theile kamen an Baiern, der größere östl. Theil an den Großherzog von Toscana, nachherigen Kurfürsten von Salzburg. Erst 1805 gelangte Baiern in den Besitz des ganzen Fürstenthums, das bei der Säcularisation 18 Q.-M. umfaßte, über 52000 E. zählte und über 430000 Fl. reine Einkünfte gewährte. Vgl. Erhard, «Geschichte der Stadt P.» (2 Bde., Passau 1862—64).

Passavant (Joh. Dav.), einer der bedeutendsten unter den neuern Kunstschriftstellern, auch als Künstler geschätzt, wurde 1787 zu Frankfurt a. M. geboren und anfänglich für den Handelsstand erzogen. Doch eine angeborene Kunstliebe und der Anblick der Kunstschätze von Paris, wohin er im Befreiungskriege als Freiwilliger kam, bestimmten ihn für die Künstlerlaufbahn, die er zunächst dort unter David, dann unter Gros verfolgte. Später schloß er sich in Rom der deutsch-romantischen Schule an. Die angefochtenen Bestrebungen dieser Schule suchte er in seinen «Ansichten über die bildenden Künste u. s. w.» (Heidelb. 1820) voll Feuer der Ueberzeugung zu rechtfertigen. Unter seinen künstlerischen Leistungen sind namentlich die «Entwürfe zu Grabdenkmälern» (Frankf. 1828) und die ausgezeichnete Darstellung Kaiser Heinrich's II. im Kaisersaale des Römers zu Frankfurt zu erwähnen. Am meisten trugen jedoch zu seinem Ruhme seine Schriften bei, vornehmlich die «Kunstreise durch England und Belgien» (Frankf. 1833), worin die bedeutendsten Forschungen und musterhafte Prüfungen zahlloser Kunstwerke niedergelegt sind. Noch höher, den Gegenstand erschöpfend und abschließend, steht sein Werk «Rafael von Urbino und sein Vater Giov. Santi» (2 Bde., Lpz. 1839; Bd. 3, 1858), das auf einer vollkommenen Kenntniß der Werke Rafael's und der ganzen umbrischen Schule beruht und ein Meisterwerk der Kritik ist. Durch seine im «Kunstblatt» mitgetheilten Nachrichten über die ältern Malerschulen Deutschlands, der Niederlande und Italiens erweiterte und begründete er sehr die Kenntniß dieses Theils der Kunstgeschichte. Auch setzte er diese Thätigkeit als Mitarbeiter am «Deutschen Kunstblatt» und am «Archiv für die zeichnenden Künste» fort. Seine Schrift «Die christl. Kunst in Spanien» (Lpz. 1853) gibt zum ersten mal eine auf Selbstanschauung gestützte Darstellung dieses Gegenstandes in seinem Zusammenhang mit den alten gleichzeitigen Kunstschulen anderer Länder und der daraus entspringenden richtigen Würdigung. Seine letzte größere Arbeit war «Le peintre-graveur» (6 Bde., Lpz. 1860—64), ein mit großem Fleiße, aber nicht immer mit kritischer Schärfe durchgeführtes Werk. P. starb während dessen Veröffentlichung 12. Aug. 1861. Er lebte in seiner Vaterstadt als Inspector der Galerie des Städel'schen Instituts, über welches er orientirende Schriften veröffentlicht hat.

Passeyr oder Passeier, ein romantisches Alpenthal im Brixener Kreise des österr. Kronlandes Tirol, wird von dem Flüßchen Passeyr oder Passer meist in südl. Richtung durchströmt und läuft bei Meran in das Etschthal aus. Es ist als Heimat Andreas Hofer's (s. d.), des Sandwirths von P., berühmt. Hauptort ist das Pfarrdorf Sanct-Leonhard, Sitz eines Bezirksamts, mit 1600 E. Von den über demselben sich erhebenden Trümmern der Jaufenburg überblickt man das ganze Thal bis Meran. Vgl. Weber, «Das Thal von P. und seine Bewohner» (Innsbr. 1852).

Passion (vom lat. passio, das Leiden), nennt man in der Kirchensprache das Leiden Jesu Christi. Die geschichtliche Darstellung desselben bei Matth. 26 fg., Marc. 14 fg., Luc. 22 fg. und Joh. 18 fg. heißt die Passionsgeschichte, ihre Behandlung durch kirchliche Vorträge während der Fastenzeit, die auch die Passionszeit genannt wird, Passionspredigt. Die Charwoche (s. d.) wird speciell die Passionswoche, der Gesang wie die Musik, die häufig am Charfreitag mit Beziehung auf das Leiden und Sterben Jesu in kath. und prot. Kirchen aufgeführt wird, Passionsmusik genannt. Die im Mittelalter sehr verbreitete dramatische Darstellung der Leidensgeschichte Jesu heißt Passionsschauspiel oder Passionsspiel (s. d.). Die kath. Kirche hat auch Orden von der P. Hierher gehört zunächst der jetzt nicht mehr bestehende, von den Königen Richard II. von England (1380) und Karl VI. von Frankreich (1400) für den Kampf gegen die Ungläubigen gestiftete Ritterorden vom Leiden Christi, dann der in Italien noch vorhandene, von Maria Laurentia Longa 1538 in Neapel gestiftete Nonnenorden von der P. Diese Frau gründete 1534 auch einen Sitz in Jerusalem und nahm die dritte Regel des heil.

Franciscus und die Kapuzinertracht an. Die Schwestern lebten als Kapuzinerinnen und standen, von Paul III. bestätigt, unter dem Schutze ihrer Ordensbrüder. Späterhin vertauschten die Nonnen ihr Ordensstatut mit der ersten und ursprünglichen strengen Regel des heil. Franciscus. Clemens VIII. (1600) billigte und Gregor XV. (1622) bestätigte ihre Klöster und Stiftungen. Der noch bis in die neuesten Zeiten in Italien verbreitete, durch seinen Missionseifer bekannte Orden der Passionisten, auch Leidensbrüder oder regulirte Geistliche vom heil. Kreuz und der Leiden Christi (Clerici excalceati seu crucis et passionis Domini nostri Jesu Christi) genannte Orden wurde von Paul Franz von Danni oder Paolo della Croce (geb. 1684 zu Ovado in Piemont, gest. 1775 zu Rom) genannt, 1720 in dessen Geburtsorte zum Zwecke der kath. Mission gestiftet und der Stifter 1. Mai 1853 von Pius IX. beatificirt.

Passionsblume (Passiflora L.) heißt eine fast ausschließlich in Amerika einheimische Pflanzengattung, welche zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems gehört und den Typus der nach ihr benannten und mit den Kürbisgewächsen verwandten Familie der Passifloreen bildet. Sie hat ihren Namen davon erhalten, daß fromme Gemüther in ihren Blütentheilen Beziehungen auf das Leiden Christi fanden, indem sie den zwischen der Blumenkrone und den Staubgefäßen befindlichen Fadenkranz auf die Dornenkrone, die drei keulig-nagelförmigen Griffel auf die Kreuzesnägel und die fünf Staubbeutel auf die Wundenmale deuteten. Die hierher gehörigen Gewächse sind kletternde immergrüne Sträucher, sehr selten Kräuter, mit abwechselnd gestellten ganzen oder in zwei bis sieben Lappen handförmig gespaltenen Blättern, achselständigen Wickelranken und höchstens einen Tag dauernden Blüten. Letztere bestehen aus einer mehrreihigen sternförmig ausgebreiteten, am Grunde mit dem Fruchtknoten verwachsenen Blütenhülle, deren äußerster Kreis als Kelch betrachtet werden kann, dem schon erwähnten, aus sehr zahlreichen theils freien, theils verwachsenen fleischigen Zasern zusammengesetzten, meist prächtig gefärbten Faden- oder Strahlenkranz (einer Nebenblumenkrone), einem gestielten Fruchtknoten, dessen Stiel von der Scheide der fünf nach unten zu verwachsenen Staubgefäße umgeben ist, und drei Griffeln. Die Frucht ist eine breiige Beere. Mehrere haben prachtvolle Blumen und werden deshalb in Gewächshäusern cultivirt, was hauptsächlich von der schönen vierkantigen P. (P. quadrangularis L.) gilt, deren Fadenkranz länger als die 4 Zoll im Durchmesser haltende weiße, innen rosenroth angehauchte Blume und zierlich weiß, purpurroth und violett gescheckt ist. Diese in Westindien und Südamerika einheimische Art bildet einen mächtigen Schlingstrauch mit scharfen, geflügelten, mehrkantigen Zweigen. Ihre Beere wird größer als ein Gänseei; ihre Wurzel enthält ein tödlich wirkendes Gift, das Passiflorin (ein Alkaloid). Auch die karminrothe P. (P. sanguinea Sm.), die traubige P. (P. racemosa L.) und mehrere andere sind in unsern Gewächshäusern als Zierpflanzen oft anzutreffen. Für den Blumentopf wird vorzugsweise die blaue P. (P. caerulea L.) gezogen, welche in Südamerika einheimisch und im südl. Europa schon fast verwildert ist. Die Beeren mehrerer Arten geben in ihrer Heimat ein beliebtes kühlendes Obst ab, wie die Früchte der lorberblätterigen P. (P. laurifolia L.), der apfeltragenden P. (P. maliformis L.), der fleischfarbigen P. (P. incarnata L.) in Südamerika und Westindien. Die einjährige stinkende P. (P. foetida Cav.) hat eine ähnliche Hülle um die Blüten wie die Braut in Haaren. Die P. sind sehr beliebte Zierpflanzen für Gewächshäuser und Zimmer geworden. Die meisten Arten können nur im Warmhaus cultivirt werden, wo sie sehr leicht sich ziehen lassen. Alle verlangen einen sehr schweren, Lehm und Sand enthaltenden Gartenboden und reichliches Wasser. Sie lassen sich leicht durch Stecklinge und Absenker, welche letztere oft schon nach zwei Monaten blühen, vermehren.

Passionsspiele nennt man geistliche Volksspiele, in denen die Leidensgeschichte Jesu dramatisch dargestellt wird. Ihr Ursprung, der wahrscheinlich aus den Charfreitagsprocessionen herzuleiten, rückt in frühe Zeit zurück. Schließt sich an dieselben die Auferstehung an, so werden sie auch Osterspiele genannt. Das älteste Stück dieser Art («Ludus paschalis sive de Passione Domini», abgedruckt in Schmeller's «Carmina Burana», Stuttg. 1847) fällt noch ins 12. Jahrh. und ist halb lateinisch, halb deutsch. Das erste ganz deutsche Passionsspiel, aus der besten Zeit des 13. Jahrh., hat sich nur bruchstückweise erhalten. Diesem an Alter zunächst steht das unter dem Titel «Marien-Klage» von Hoffmann von Fallersleben bekannt gemachte Bruchstück. Weitere P. aus dem 14. und 15. Jahrh. gibt Mone in den «Schauspielen des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1846). Das ausführlichste aller alten P. ist das von Vilmar im Auszuge mitgetheilte alsfelder, das sich mit einem friedberger und einem 1498 zu Frankfurt a. M. gegebenen, 265 Personen umfassenden nahe berührt, und dessen Aufführung drei Tage in Anspruch nahm. Zu Sterzing in Tirol ward 1496 ein zweitägiges, zu Botzen 1514 durch

Vigil Raber sogar ein siebentägiges Passionsspiel aufgeführt, das zwischen Palmsonntag und Himmelfahrtstag auf verschiedene Feste vertheilt war. (Vgl. Pichler, «Dramen des Mittelalters in Tirol», Innsbr. 1850.) In Süddeutschland, namentlich in der Schweiz und in Oberbaiern, überdauerte die Liebe des Volks zu diesen Spielen die Reformation; ja sie haben sich zum Theil bis in die neuere und die neueste Zeit noch erhalten. (S. Bauernspiele.) Berühmt ist das Passionsspiel, das noch jetzt in Zwischenräumen von 10 zu 10 J. zu Oberammergau (s. Ammer) von den Bauern aufgeführt wird, und das im ganzen fast noch dieselbe Gestalt trägt, in der es im J. 1654 von den frommen Bilderschnitzern und der ländlichen Bevölkerung daselbst zum ersten mal auf die Bühne gebracht wurde. Vgl. Ed. Devrient, «Das Passionsspiel in Oberammergau» (Lpz. 1851); Steub, «Aus dem bair. Hochlande» (Münch. 1850); «Bavaria» (Bd. 1, Münch. 1860).

Passirgewicht heißt diejenige Schwere einer Goldmünze, welche man wenigstens beansprucht, um sie noch zu ihrem vollen Preise in Zahlung anzunehmen. Wiegt sie darunter, so wird sie im Geldhandel al marco verkauft, während man sich im gemeinen Verkehr einen kleinen Abzug für das Mindergewicht (in Deutschland gewöhnlich noch für je 1 holländ. As normirt) gefallen lassen muß, der nach der Feinheit der Münzsorte abweicht und bei den Dukaten etwas beträchtlicher ist als bei den nicht so hochhaltigen Pistolen. Die Bezeichnungen Passirpistolen, Passirdukaten erklären sich hieraus von selbst. Die Goldwagen enthalten für diese Münzen besondere Gewichtsstücke oder sog. Steine.

Passiv, s. Activ.

Passow (Franz Ludw. Karl Friedr.), berühmter deutscher Philolog, geb. zu Ludwigslust im Mecklenburgischen 20. Sept. 1786, besuchte das Gymnasium zu Gotha, wo er an Jacobs ein begeisterndes Vorbild fand, und seit 1804 die Universität zu Leipzig, wo er Hermann seine philol. und methodische Richtung verdankte. Schon 1807 kam er an das Gymnasium zu Weimar, zu dessen damaliger Blüte er wesentlich beitrug. Von 1810 an leitete er das Conradinum zu Jenkau bei Danzig, bis die Zeitverhältnisse 1814 die Auflösung der Anstalt herbeiführten. Hierauf lebte er theils auf Reisen, theils in Berlin, wo er eine Zeit lang noch F. A. Wolf hörte. 1815 wurde er Professor der alten Literatur an der Universität zu Breslau, wo er im Verein mit Karl Schneider durch seine Vorträge wie durch die Leitung des 1815 erneuten Seminars die philol. Studien mit dem glücklichsten Erfolge anbaute. In vorübergehende Irrungen gerieth P. mit der preuß. Regierung durch seine, auch in der Schrift «Turnziel» (Bresl. 1818) bethätigte Theilnahme an den damaligen Turnbestrebungen. Er starb 11. März 1833. Als Schriftsteller wußte er nicht nur durch großartige Auffassung und geschmackvolle Behandlung der Alterthumswissenschaft in F. A. Wolf's Geiste Liebe für die philol. Studien zu verbreiten, sondern er sicherte sich auch durch streng wissenschaftliche Arbeiten eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Philologie. Als fortbildend sind namentlich seine Leistungen für griech. Lexikographie zu betrachten. Nachdem er schon früher die Schrift «Ueber Zweck, Anlage und Ergänzung griech. Wörterbücher» (Berl. 1812) veröffentlicht, unternahm er die Ausführung seiner Ansichten in dem «Handwörterbuch der griech. Sprache», welches zuerst (2 Bde., Lpz. 1819—24; 3. Aufl. 1828) als eine neue Bearbeitung von Schneider's «Griech.-deutschem Wörterbuch», dann aber unter seinem eigenen Namen (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1831) erschien. Nächstdem sind besonders hervorzuheben die «Grundzüge der griech. und röm. Literatur und Kunstgeschichte» (Berl. 1829). In kritischer und exegetischer Hinsicht werthvoll sind seine mit deutschen Uebersetzungen versehenen Ausgaben der «Küsse» des Johannes Secundus (Lpz. 1807), des Persius (Bd. 1, Lpz. 1809), des Musäus (Lpz. 1810), des Longus (Lpz. 1811); ferner die Bearbeitungen der «Germania» des Tacitus (Lpz. 1817), des «Corpus scriptorum eroticorum Graecorum» (2 Bde., Lpz. 1824—33), freilich nur den Parthenius und Xenophon aus Ephesus enthaltend; dann des Dionysius Periegetes (Lpz. 1825) und der «Paraphrasis» des Nonnus (Lpz. 1834). Mit dem Director Jachmann in Jenkau gab er heraus das «Archiv deutscher Nationalbildung» (4 Hefte, Berl. 1812) und mit Schneider das «Museum criticum Vratislaviense» (Bd. 1, Bresl. 1820). Eine Sammlung seiner akademischen Gelegenheitsschriften gab Nik. Bach unter dem Titel «Opuscula academica» (Lpz. 1835), seine «Vermischten Schriften» sein Sohn Wilh. Arthur P. (Lpz. 1843) heraus. Ein Bild seines Lebens und Wirkens entwirft Linge in der Schrift «De Passovii vita et scriptis» (Hirschb. 1839). Vgl. «P.'s Leben und Briefe» von Wachler (Bresl. 1839). — Sein ältester Sohn, Wilhelm Arthur P., geb. in Jenkau bei Danzig 20. März 1814, gebildet in Schulpforte, studirte Philologie in Breslau und Berlin, wurde 1835 Lehrer, 1846 Professor am Gymnasium in Meiningen und

ging 1855 als Gymnasialdirector nach Ratibor, später in gleicher Eigenschaft nach Thorn. Er starb 4. Aug. 1864 während einer Badecur zu Streitberg. P. hat eine Anzahl werthvoller ästhetisch-kritischer und literarhistor. Arbeiten veröffentlicht.

Paßwan-Oglu, ein als Rebell berühmter türk. Pascha, geb. zu Widdin 1758, der Sohn des Baschi Paßwan-Omar zu Widdin, der 1791 wegen seiner Reichthümer hingerichtet wurde, empörte sich, um den Tod seines Vaters zu rächen, gegen die Pforte, sammelte eine Schar von 5000 Insurgenten, bemächtigte sich damit 1797 der Stadt Widdin und stellte sich daselbst an die Spitze der misvergnügten Janitscharen, mit deren Hülfe er einen so furchtbaren Aufstand erregte, daß das türk. Reich eine Zeit lang davon erschüttert wurde. Die glücklichen Erfolge, welche P. errang, zwangen die Pforte, ihm 1798 Begnadigung zu gewähren und das Paschalik von Widdin zu verleihen. Er starb 1807.

Passy, früher ein Dorf dicht an der Zollmauer von Paris, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Seine. Die Nähe des Mittelpunkts der Stadt, sein treffliches Mineralwasser, die lachende und belebte Aussicht aus den meisten seiner Häuser bewirkten, daß es gern von wohlhabenden Privatleuten aufgesucht wurde, die sich in frischer Luft von ihren Geschäften erholen und die Promenade des anstoßenden Boulogner Holzes zu Nutze machen wollten. Der berühmte Franklin wählte hier seinen Wohnsitz 1788, und Béranger bewohnte das Dorf ziemlich lange unter dem Julikönigthume. Seitdem der Umfang von Paris sich bis an die Ringmauer der Festungswerke ausgedehnt hat (1860), ist P. ein Theil des 16. Arrondissements der Hauptstadt geworden. Indeß gewährt dieser Theil noch immer an seinen Außenseiten einen dörflichen oder wenigstens landstädtischen Anblick wegen der vielen hübschen Landhäuser, Gärten und Terrassenanlagen, die ihn umgeben.

Pasta (Giuditta), eine der bedeutendsten dramatischen Sängerinnen der neuern Zeit, geb. 1798 zu Como von israel. Aeltern, kam behufs höherer Gesangsbildung mit 15 J. in das Conservatorium zu Mailand und verließ dasselbe nach dreijährigen Studien, ohne daß man sich Großes von ihr versprach. Sie hatte noch mit einem sehr widerspenstigen Organ zu kämpfen, und man glaubte nicht, daß sie je die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit erlangen würde, die namentlich die ital. Schule verlangt. In der That auch eignete sie sich diese Eigenschaft erst später und immer nur bis zu einem gewissen Grade an. Nachdem sie sich auf mehrern ital. Theatern zweiten Ranges versucht, kam sie 1816 an die ital. Oper nach Paris, ohne sonderliche Aufmerksamkeit zu erregen, und ebenso erging es ihr das Jahr darauf in London. Nach ihrer Rückkehr nach Italien begann sie auf das Dramatische des Gesanges mehr Gewicht zu legen und sich ihrer Fähigkeit als darstellende Sängerin mehr bewußt zu werden. So gelangte sie auf das von der Natur ihr angewiesene Gebiet, und ihre Gestaltungen, vornehmlich in tragischen Partien, gehoben von ihrer edeln und schönen äußern Erscheinung wie von der Macht und Fülle ihres Organs, nahmen mehr und mehr das Interesse des Publikums in Anspruch. In den J. 1819 und 1820 machte sie in Venedig und Mailand Aufsehen. Dann trat sie im Herbste 1821 mit großem Beifall in Paris auf, 1822 zu Verona während des Congresses, und von 1823—27 sang sie abwechselnd zu Paris und zu London. Dann kehrte sie nach Italien zurück, wo sie zuerst in Triest auftrat und dann in Neapel engagirt wurde. Hier schrieb Pacini die Oper «Niobe» für sie. Bis 1833 glänzte sie noch auf verschiedenen ital. Bühnen, so auch in Mailand, wo Bellini die «Sonnambula» und «Norma» für sie schrieb. 1834 sang sie noch einmal in Paris, jedoch mit schon sehr ersichtlicher Abnahme ihrer Stimmittel. Hierauf lebte sie einige Jahre in ziemlicher Zurückgezogenheit theils in Mailand, theils auf einer seit 1829 erworbenen Villa am Comersee. Endlich ließ sie sich 1840 noch einmal für die ital. Oper in Petersburg engagiren, trat auch auf der Reise dahin in Deutschland an einigen Orten (z. B. in Berlin) auf. Als Sängerin speciell bot sie damals kaum noch den Schatten dessen, was sie ehemals gewesen, und ihre Erfolge waren deshalb nicht glänzend. Dieser Umstand bewog sie, nach der Rückkehr aus Rußland fortan in gänzlicher Zurückgezogenheit auf ihrer Villa zu leben. Hier starb sie 1. April 1865.

Paste (vom ital. pasta, Teig), Reglise oder Lederzucker heißt ein Arzneimittel, welches man durch Auflösung von Pflanzenschleim und Zucker in reinem Wasser oder einem Decoct und darauffolgendes Abdämpfen bis zu einer weichen, zähen, aber nicht klebenden Masse gewinnt. Am bekanntesten sind die Süßholzpaste (Pasta Liquiritiae, franz. Pâte de réglisse, braune Reglise) aus Süßholzabkochung, Mimosengummi und Zucker bereitet, und die Althäpaste (Pasta Altheae, franz. Pâte de Guimauve, weiße Reglise). Letztere fertigt man so an, daß man in einem Eibischwurzelaufguß Gummi und Zucker löst, wozu man mit Orangenblüten-

wasser zu Schaum geschlagenes Eiweiß hinzusetzt. Die eingedickte Masse gießt man in Kapseln von Papier, läßt sie einige Tage am warmen Orte stehen und schneidet sie dann beliebig in Stücke. Beide P. sind bei leichten entzündlichen Reizungen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut zu empfehlen. — **Pasten** nennt man auch die Abdrücke von geschnittenen Steinen, Münzen und Medaillen, die aus verschiedenen Teigmassen, vorzüglich aus feinem, mit Wasser angerührtem Gips- oder Schwefelmehl gemacht werden. Ferner heißen so die nachgeahmten Edelsteine und die zu musivischen Malereien verwendeten Stifte, die aus Glasflüssen gefertigt werden. (S. **Glasfluß** und **Mosaik**.)

Pastellmalerei (vom ital. pastello, Farbenstift) heißt eine Art zu malen, für welche man sich trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Mit diesen gibt man die Farbentöne in Strichlagen an und bringt die Tinten, Halbschatten und verschiedenen Nuancen durch Durcheinanderwischen mit einem Wischer hervor. Zuletzt gibt man der Zeichnung wieder durch Striche Festigkeit des Umrisses und der Haltung. Man bedient sich gewöhnlich für die P. eines rauhen, grauröthlichen oder graublauen Papiers oder des Pergaments. Die Pastellgemälde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge besticht. Wegen des Wolligen, das sich in der P. ausdrücken läßt, ist sie geschickter als eine andere, Zeugstoffe sowie den Schmelz der Fleischfarben auszudrücken, weshalb sie sich auch für das Porträt eignet. Man kann die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, nachhelfen, das Misfällige auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden, da das Unterbrechen nicht, wie bei andern Arten der Malerei, auf ihre Farben und ihre Mischung Einfluß hat. Weil aber die Farben nur wie zarter Staub auf der Fläche kleben, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten. Namentlich müssen sie vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit sowie vor Staub und Erschütterungen möglichst verwahrt werden. Die P. leitet ihren Ursprung aus dem 16. Jahrh. her. Leonardo da Vinci soll sich ihrer bedient haben, um seine Apostel- und Christusköpfe auf Papier zu bringen. Fiorillo nennt Jos. Vivien (geb. 1657, gest. 1735), einen Schüler von Charles Lebrun, als einen der ersten, welcher in Pastell malte. Unter den spätern franz. Meistern in der P. ist Latour zu nennen. Unter den Italienern ist in diesem Fache geschätzt Rosalba Carriera, unter den Engländern Russel und unter den Deutschen Rafael Mengs. Eine schöne Sammlung von Pastellgemälden enthält die Gemäldegalerie in Dresden. Mit Ende des vorigen Jahrh. verschwindet die Liebhaberei an Werken dieser Art.

Pastete, eine Leckerspeise von verschiedenartigen, meist sehr nahrhaften und pikant zubereiteten Fleischspeisen und andern Stoffen, in einer Hülle oder Schale von Backwerk, sog. Blätterteig. Nach den Haupbestandtheilen unterscheidet man Gänseleber-, Trüffel-, Fasan-, Rebhühner-, Wildpret-, Aal-, Austernpasteten u. s. w. Frankreich, die Heimat der verfeinerten Kochkunst, liefert die schmackhaftesten P., die hier durch eigene **Pastetenbäcker** gefertigt werden. Am berühmtesten sind die strasburger P. in Terrinen, die sehr weit verführt werden.

Pastinake (Pastinaca L.) ist der Name einer zu den Doldengewächsen gehörenden Pflanzengattung mit goldgelben Blüten, deren Blätter eingerollt sind und mit vom Rücken her flach zusammengedrückten länglichrunden Früchten. Die hierher gehörenden Pflanzen sind zwei- oder mehrjährige Kräuter mit möhrenartiger, oft fleischiger Wurzel und unpaarig-gefiederten Blättern. Von ihnen wird die in sandigen Gegenden, auf Wiesen, Grasplätzen und an Ackerrändern in ganz Europa und im nördl. Asien wachsende **gemeine P.** (P. sativa L.) sehr häufig als Gemüsepflanze cultivirt, wodurch die Wurzel größer und fleischiger wird. Man unterscheidet bei der cultivirten Pflanze zwei Formen, die **langwurzelige** und die **rundwurzelige** oder **Königspastinake**. Die süße und zugleich gewürzhafte Wurzel dient theils dazu, den Suppen Geschmack zu geben, theils wird sie als Gemüse gegessen und ist als solches in vielen Ländern sehr beliebt. Als Viehfutter ist die Pflanze ebenfalls geschätzt. Auch läßt sich aus der Wurzel ein Sirup und Branntwein bereiten; die Engländer verwenden sie sogar zur Darstellung einer Art von Madeira und Canariensect. Die P. fordert einen leichten, humosen, aber nicht frisch gedüngten Boden. Die Wurzeln werden im Herbst ausgegraben und sodann in Erdgruben oder Kellern aufbewahrt. Die in Syrien und Aegypten heimische **schlitzblätterige P.** (P. Sekakul Russ.) wird im Oriente wegen ihrer sehr wohlschmeckenden Wurzel häufig angebaut, welche als Gemüse benutzt und auch für ein Aphrodisiacum gehalten wird.

Pastor (lat., Hirt) ist eine besonders in der evang. Kirche übliche Benennung der Pfarrgeistlichen, welche auf den seelsorgerlichen Beruf derselben hindeuten soll. Das Wort findet sich in diesem Sinne schon im kirchlichen Alterthum, ist aber erst in neuerer Zeit zum Amtsnamen geworden. Zur Bezeichnung kath. Geistlicher kommt der Ausdruck nur in einigen Gegenden (z. B. im Rheinlande) vor. In den meisten Ländern, namentlich wo Protestanten und Katho-

liken nebeneinander wohnen, pflegt das Wort P. nur den evang. Pfarrer zu bezeichnen, während der kath. Parochus den Namen Pfarrer als ein von den Protestanten natürlich bestrittenes Vorrecht für sich beansprucht.

Pastoralbriefe, d. h. eigentlich Hirtenbriefe (s. d.), heißen die im neutestamentlichen Kanon befindlichen Sendschreiben an Timotheus und Titus, wegen der darin enthaltenen Anweisungen zur bischöfl. Amtsführung. Dieselben geben sich als Sendschreiben des Paulus (s. d.) aus, unterscheiden sich aber von den echten paulinischen Briefen nicht allein durch einen völlig andersartigen Stil, sondern auch durch wesentliche Verschiedenheiten in der Lehrweise und durch Rücksicht auf Parteizustände und Verfassungsverhältnisse, die in der Zeit des Paulus nicht nachweislich sind und nach unserer Geschichtskenntniß lediglich ins nachapostolische Zeitalter passen. Auch die sonstige von den Briefen vorausgesetzte histor. Situation läßt sich in der bekannten Lebensgeschichte des Paulus nicht unterbringen. Die paulinische Abkunft dieser Briefe ist daher seit Eichhorn und Schleiermacher (der wenigstens den ersten Brief an Timotheus für unecht erklärte) von den namhaftesten Forschern mit steigender Entschiedenheit bestritten worden. Vgl. Baur, «Die sogenannten P. des Apostels Paulus» (Tüb. 1835); Mangold, «Die Irrlehren der P.» (Marb. 1856).

Pastorale ist zunächst der lat. Ausdruck für Schäferspiel. (S. Schäferpoesie.) In der Tonkunst versteht man darunter ein Musikstück idyllischen Charakters, von einfacher Melodie und Harmonie und von langsamem Takte; auch gebraucht man es in kirchlichen Tonstücken, die in diesem Typus zusammengesetzt sind, daher auch Pastoralsymphonien und Pastoralmessen heißen. — In der kath. Kirche bezeichnet das P. die authentische Darstellung aller vom Priester zu vollziehenden Ceremonien. Es entspricht dem röm. Rituale, steht aber unter demselben, weil es nur nach diesem aufgestellt werden und von diesem nur in unbedeutenden Dingen abweichen kann.

Pastoraltheologie ist im weitern Sinne die Gesammtheit der Kenntnisse, welche der Geistliche für die Ausübung seines Amts im Dienste der Kirche nöthig hat. Sie umfaßt den ganzen praktischen Theil der Theologie, welcher die wissenschaftliche Anleitung zur Anwendung der theoretischen Theologie für die Zwecke der Kirchenleitung gibt. Als solche schließt sie als Haupttheile in sich die Katechetik, Homiletik, Liturgik, die Lehre von der kirchlichen Disciplin und die Anweisung zur Seelsorge. Im engern Sinne aber heißt P. die Pastoralklugheit oder Pastoralweisheit (prudentia pastoralis), oder die kunstmäßige Anleitung zur Verwaltung des geistlichen Amtes. Sie erstreckt sich nicht blos auf die gesammte Leitung des Gottesdienstes, sondern auch auf das Verhalten des Geistlichen als Seelsorger, am Krankenbette, bei Eidesleistungen, in Ehefachen u. s. w.

Pastoret (Claude Emmanuel Joseph Pierre, Marquis de), ausgezeichneter Gelehrter und Kanzler von Frankreich, geb. 25. Oct. 1756 zu Marseille, studirte die Rechte bei den Oratoriern zu Toulouse und erhielt 1780 die Stelle eines Raths am Cour des aides zu Paris. Durch mehrere Preisschriften erwarb er sich 1785 eine Stelle in der Akademie. Nachdem er 1788 Requêtenmeister geworden, ernannte man ihn zum Generaldirector der geschichtlichen Arbeiten rücksichtlich der Politik und Gesetzgebung. Während der Revolution trat er als Abgeordneter von Paris in die Gesetzgebende Versammlung, in der er sich als gemäßigten Royalisten erwies. Nach den Unruhen vom 20. Juni 1791 verließ er die Versammlung, kehrte aber nach den Ereignissen vom 10. Aug. auf seinen Platz zurück, um womöglich den Thron retten zu helfen. Als Royalist verdächtigt und verfolgt, flüchtete er ins Ausland, wo er sich bis nach dem Sturze der Schreckensherrschaft aufhielt. Unter der Directorialregierung in den Rath der Fünfhundert gewählt, gesellte er sich der royalistischen Opposition zu und sah sich deshalb nach dem 18. Fructidor abermals genöthigt, ins Ausland zu gehen, kehrte aber nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Man berief ihn jetzt in das Institut und gab ihm die Professur des Natur- und Völkerrechts am Collége de France. Wiewol Anhänger der Bourbons, nahm ihn doch Napoleon 1809 in den Senat auf. Nach der Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair. Nachdem er bei der Thronbesteigung Karl's X. zum Staatsminister ohne Portefeuille erhoben worden, erhielt er 1829 an Dambray's Stelle das Kanzleramt, das er nach der Revolution von 1830 niederlegte. Er lebte seitdem den Wissenschaften, bis er 1834 zum Vormund der Kinder des Herzogs von Berri ernannt wurde. Er starb 29. Sept. 1840. Außer den Preisschriften hinterließ er eine «Théorie des lois pénales» (2 Bde., Par. 1790) und eine ausgezeichnete «Histoire de la législation des anciens» (11 Bde., Par. 1830—37). Auch besorgte er die Herausgabe von Band 13—19 der «Ordonnances des rois de France». — Sein Sohn, Amédée David, Marquis de P., geb. 2. Jan. 1791, trat noch während des Kaiserreichs in die Verwaltung und erhielt mit der Restauration die Stelle eines Requêten-

meisters im Staatsrath. Sein Dichtertalent verschaffte ihm 1823 den Eintritt in die Akademie. Seit der Julirevolution widmete er sich der Literatur. Zum Theil anonym erschienen von ihm «Les troubadours», ein Gedicht (Par. 1813), «La politique de Henri IV» (1815), «Les Normans en Italie», ein Gedicht (Par. 1818), «Élégies» (1825), «La chute de l'empire grec» (1828), «Raoul de Pellevé» (1834), «Erard du Châtelet» (1836) u. s. w. Auch er war Anhänger der ältern Bourbons und verwaltete die Güter des Grafen Chambord. P. besaß wichtige Papiere von den ältern Bourbons in Verwahrung, die er in der Julirevolution einer Freundin, Madame Mansutty, anvertraute, welche dieselben dem Polizeipräsidenten für Geld auslieferte. Die Papiere gelangten so an Ludwig Philipp, der sie jedoch uneröffnet an P. zurückschickte. Diese Angelegenheit, die 1852 zur Sprache kam, kostete P. die Gunst des Grafen Chambord. Er wandte sich hierauf der Sache Ludwig Napoleon's zu und ward 1852 zum Senator ernannt. P. starb 19. Mai 1857.

Pästum, griech. **Poseidonia**, eine um 524 v. Chr. von Sybaris (s. d.) aus gegründete griech. Colonie an der Westküste Lucaniens, nach welcher der jetzt Golf von Salerno genannte Meerbusen der Meerbusen von Poseidonia (später Sinus Paestanus) hieß. Die Blüte der Stadt, von welcher noch die Ruinen zweier Tempel (der größere gewöhnlich Tempel des Neptun, der kleinere Tempel der Ceres genannt), einer durch eine Säulenreihe in der Mitte getheilten Säulenhalle (sog. Basilika), der Stadtmauern und Thore und zahlreiche, zum Theil mit Wandmalereien geschmückte Gräber Zeugniß geben, gehört durchaus der griech. Zeit an. Seitdem sie unter die Herrschaft der Lucaner gekommen war (um 340 v. Chr.), verlor sie ihre alte Bedeutung und konnte auch unter der röm. Herrschaft, obschon 274 v. Chr. eine röm. Colonie dahin gesandt wurde, sich nicht wieder erheben, sondern wird nur noch von den röm. Dichtern wegen ihrer herrlichen Rosen gefeiert. Im 10. Jahrh. wurde sie noch durch die Sarazenen verwüstet. Jetzt steht mitten unter den gewaltigen Ruinen ein ärmliches Dörfchen, Pesto, dessen Bewohner während der Sommermonate die Nächte nicht in der durch die Versumpfung der Küste sehr ungesund gewordenen Niederung zuzubringen wagen, sondern sich bei Sonnenuntergang vor der Malaria ins Gebirge flüchten. Beschreibungen und Abbildungen der Ruinen geben Major (Lond. 1768), Paoli (Rom 1784) und De la Gardette (Par. 1790; neuer Abdruck 1840).

Patagonien, der südlichste Theil des amerik. Festlandes, zwischen dem Rio-Negro oder Cusu-Leuwu und der Magellansstraße, umfaßt 16—17000 Q.-M. und ist factisch unabhängig, obwol die Argentinische Republik sowie Chile, das eine Colonie an der Magellansstraße angelegt hat, darauf Anspruch machen. Der Bodenbildung nach zerfällt es in zwei ungleiche Theile, ein langsam und in parallelen Stufen von der Ostküste bis zu den Andes aufsteigendes, der Tertiärformation angehörendes, steiniges Wüstenland ohne Quellen und daher meist ohne Vegetation, und die nirgends über 7000 F. sich erhebende Kette der Andes, die, nach dem Stillen Meere hin schroff abfallend, durch tiefe Buchten eingeschnitten oder am Fuße in Inseln aufgelöst, an die norweg. Küstenbildung erinnert. Sie besteht zum Theil aus Glimmer- und Thonschiefer, zum Theil aus Trapp und andern Eruptivgesteinen und ist stellenweise bis zum Meeresspiegel hinab mit Gletschern beladen, aber reich an Wasser und theilweise gut bewaldet. Große Seen, wie der Nahuelhuapi, der Capar und wahrscheinlich noch andere, liegen am östl. Fuße der Andes. Die Westküste ist wegen ungemein häufiger Regen und Stürme kaum bewohnbar, wogegen der östl. Theil des Landes ein mildes und trockenes Klima hat. Die Fauna ist arm und dem gemäßigten dürren Erdstrich entsprechend. Charakteristisch sind viele kleine Nagethiere, das heerdenweise lebende Guanaco und der Nandu oder amerik. Strauß. Verwildert trifft man ganze Heerden von Rindern und Pferden. Auch die Pflanzenwelt ist nur an der Magellansstraße formenreicher. Bäume fehlen in der Osthälfte ganz, verkrüppeltes Dorngebüsch bildet die einzige Vegetation der schauerlichen Steinflächen. An den Gebirgsthälern finden sich die Wintersrinde (Drimys Winteri, eine Magnoliacee), der Erdbeerbaum (Arbutus), zwei Buchenarten, Berberitzen, die merkwürdige Schmarotzerpflanze Misodendron u. a. Die **Patagonier** bilden einen besondern Stamm der amerik. Rasse, heißen im Osten der Andes Tehuelches, an der Westküste Chonos und sind von den Bewohnern des Feuerlandes (Pescherähs) wohl zu unterscheiden. Ihre Zahl wird auf 3800 geschätzt. Die seit dem 16. Jahrh. berühmten Patagonier sind kühne Reiternomaden, die in kleine Horden zersplittert, wild, tapfer, von nomadisch betriebener Viehzucht leben und mit den Niederlassungen von Buenos-Ayres fast immer im Krieg waren. Man schrieb ihnen ehedem 9—10 F. Höhe zu und hat diese alte Fabel sogar mit Heftigkeit verfochten. Aus den Untersuchungen der zahlreichen neuen Seereisenden, die in der Meerenge oder an der Ostküste mit jenem Volke zusammenkamen, ergibt

sich mit Sicherheit, daß zwar die Statur (5 F. 10 Zoll bis 6 F. 1½ Zoll engl.) des Patagoniers über die Mittelgröße hinausgeht, daß aber nirgends Riesen vorhanden. Vgl. Falkner, «Beschreibung von P.» (deutsch, Gotha 1785); King, Fitzroy und Darwin, «Voyage of the Beagle» (4 Bde., Lond. 1839); d'Orbigny, «Voyage dans l'Amérique méridionale» (Bd. 2, Par. 1838); Snow, «A two years' cruise off Tierra del Fuego» (2 Bde., Lond. 1857); Guinnard, «Trois ans d'esclavage chez les Patagons» (Par. 1864).

Patcholi oder Patchouly heißt ein moschusartiges Parfum, welches die Blätter einer in Ostindien, auf Ceylon, Malakka und Java einheimischen, zu den Lippenblütlern gehörenden Pflanze, des Pogóstemon Patchouly Pell., aushauchen, besonders in getrocknetem Zustande. Die Pflanze ist ein bis 3 F. hoher Strauch mit vierkantigen, zottigen Zweigen, gegenständigen, langgestielten, rhombisch-eiförmigen Blättern, die oberseits weich behaart, unterseits mit eingesenkten Drüsen bedeckt sind, und weißlichen, in lange, am Grunde unterbrochene Quirltrauben gestellten Blüten. Die Drüsen der Blätter sondern ein ätherisches, baldrianartiges, scharf aromatisch und bitter schmeckendes ätherisches Oel aus, auf dessen Verdunstung der Geruch beruht. Man näht die getrockneten Blätter in Riechkissen oder bereitet aus ihnen eine alkoholische Tinktur. Die Frauen Ostindiens parfumiren sich die Haare mit dem Oel der Blätter der Patcholipflanze. Man cultivirt letztere häufig in Warmhäusern.

Patena (lat. patina oder patena, Schale, Teller) heißt in der christl. Kirche das kleine goldene oder silberne Tellerchen, auf dem bei der Feier des Abendmahls die Oblaten (Hostien) liegen.

Patent (vom lat. patens, offen; in Frankreich auch Brevet), eigentlich ein offener Brief an «alle, die es angeht», nennt man eine Art von Gesetzen und Verordnungen, namentlich solche, durch welche Verfassungen, Gesetze u. s. w. für ein Land oder Theile desselben publicirt werden. Hierher gehören auch Thronbesteigungs-, Besitzergreifungspatente u. s. w. Ferner nennt man P. auch die Bestallungen der Beamten, namentlich der Offiziere, und die Concessionen der Gewerbtreibenden, von welchen auch hier und da die Gewerbsteuer den Namen Patentsteuer erhalten hat. Im engern Sinne sind Patente (Erfindungspatente, Brevets d'invention) diejenigen Verordnungen, welche Erfindern und deren Rechtsnachfolgern die ausschließliche Ausnutzung einer neuen Erfindung und Verbesserung auf gewerblichem Felde für immer oder auf eine bestimmte Anzahl Jahre sichern. In früherer Zeit erhielten auch Schriftsteller und Buchhändler häufig P., welche ihnen die ausschließliche Herausgabe bestimmter Werke zusprach. Gegenwärtig gibt es drei Arten solcher P.: Erfindungspatente für neue Erfindungen, Verbesserungspatente für Verbesserungen, Einführungspatente für Einführung im Auslande gemachter Erfindungen. Einerseits sollen diese P. dem Erfinder und Einführer den Lohn für die aufgewendeten Mühen und Kosten gewähren, andererseits zu neuen Erfindungen und Einführungen anreizen. Gegen die P. ist viel eingewendet worden, und in der That zeigt sich auch mancher Uebelstand mit ihnen verbunden. Schwierig ist schon die Feststellung, ob eine Erfindung neu. Ein Irrthum hierbei und bei der Festsetzung der Grenzen des P. kann wohlerworbene Rechte der einzelnen und der Gesammtheit schwer schädigen. Ferner wird die Ausbeutung und Vervollkommnung der Erfindung, welche im Interesse aller wünschenswerth, erschwert, und zwar für das Vaterland des Erfinders, während das Ausland unbehindert ist. Da es aber gerecht, daß aus ihren neuen Erfindungen die Erfinder zunächst einen Nutzen ziehen, der ihnen einen ausreichenden Lohn gewährt, so läßt sich gegen die P. im allgemeinen kein Widerspruch erheben. Nur dürfen dieselben in keinem Falle für immer oder auch nur für einen sehr langen Zeitraum bewilligt werden, und außerdem sollte man nicht so weit gehen, daß jede Zusammensetzung altbekannter Dinge, jede an sich nicht bedeutende Verbesserung eines Dinges patentirt wird. 15 J. sind für die Dauer des P. in sehr vielen Staaten angenommen, einige wenige Staaten gehen darüber hinaus, andere bleiben wesentlich darunter. Wer ein P. erlangen will, muß seine Erfindung genau beschreiben und erläutern und das Neue an ihr nachweisen, hier und da dieselbe auch nach Erlangung des P. öffentlich bekannt machen. Das P. fällt meist weg, wenn nachgewiesen wird, daß die Erfindung bereits vor dem Antrage auf Patentertheilung bekannt war, oder wenn der Patentinhaber sie innerhalb eines bestimmten Zeitraums nicht ausführt. Patentgebühren in so hohem Betrage, daß sie eine Steuer auf P. bilden, sind in jeder Hinsicht ungerechtfertigt. Ertheilt der Staat ein P., so ist er auch verpflichtet, den Patentinhaber zu schützen und namentlich denjenigen, welcher gegen das P. verstößt, zu bestrafen und zur Entschädigung des Verletzten anzuhalten.

Patĕra hieß bei den Römern eine flache, runde, mit einem Griff versehene Schale aus Thon oder Metall, deren man sich zum Trinken, zum Opfer, besonders zur Libatio, dem Ausgießen des Trankopfers, bediente.

Paternoster ist zunächst der lat. Ausdruck für das Vaterunser. Dann bezeichnet man damit jede zehnte größere Kugel in dem Rosenkranze (s. d.), bei der das Vaterunser gebetet wird, während man die kleinern dazwischen gereihten Kugeln nur mit einem Ave-Maria durch die Finger gehen läßt. Endlich heißt auch der Rosenkranz selbst P.

Paternosterwerk heißt eine hydraulische Maschine, deren man sich früher vielfach bediente, um Wasser auf geringe Höhe zu heben, die aber jetzt, wo man zweckmäßigere Schöpfwerke construirt, der dabei stattfindenden Reibung und ihres großen Kraftverlustes wegen außer Anwendung gekommen ist. Die Holländer sollen die Construction derselben von den Chinesen erlernt haben, und schon 1565 war im Rammelsberge bei Goslar ein P. im Gange. Haupttheil dieses Apparats ist ein Seil oder besser eine Kette ohne Ende, woran in gleichen Entfernungen voneinander Kugeln aufgereiht und befestigt sind, sodaß das Ganze einem Paternoster (s. d.) oder Rosenkranz im großen gleichsieht, woher der Apparat auch seinen Namen hat. Diese Kette wird ununterbrochen von unten nach oben durch ein im Wasser stehendes Rohr bewegt, wobei die Kugeln das zwischen ihnen eingetretene Wasser mit in die Höhe nehmen und oben ausgießen. Verwandt ist das Kastenwerk, wobei die Kugeln durch Kästchen oder Eimer ersetzt sind, die beim Aufsteigen aus dem Wasser sich füllen, nachdem sie oben angekommen, aber umstürzen und sich entleeren. Einer gleichen Vorrichtung bedient man sich oft, um bei Bauten die Ziegelsteine auf das Gerüste zu heben.

Pathen wurden schon seit dem 2. und 3. Jahrh. jedem Täuflinge beigegeben, theils um für denselben die bei der Taufe vorzulegenden Fragen zu beantworten, theils um die Taufe eines Christen zu bezeugen (daher Taufzeugen), theils um die religiöse Bildung desselben vor und nach der Taufe zu überwachen. Der röm. Bischof Hygin soll (140) die P. eingeführt haben, deren bei Kindern wie bei Erwachsenen anfangs nur einer (nach Eph. 4, 4—6) war, bei diesen gewöhnlich ein Diakon oder eine Diakonissin, bei jenen gewöhnlich der Vater. Man wählte gern Mönche und Nonnen als P., denen es aber seit dem Ende des 6. Jahrh. verboten wurde, Pathenstelle zu vertreten. Oft, doch nicht nothwendig, war der P. vom Geschlechte des Täuflings. Das Concil von Mainz (813) untersagte den Aeltern die Uebernahme der Pathenstelle bei dem eigenen Kinde. Im 12. Jahrh. hatte man gewöhnlich zwei bis vier P.; im 13. Jahrh. bestimmte man die Zahl auf drei. Bei dieser Zahl blieb man auch in der prot. Kirche. Früher gestattete man nur dem Adel eine größere Anzahl von P. Bürgerliche mußten, wenn sie mehr als drei zuziehen wollten, Dispensation lösen. Die Betrachtung der Taufe als einer geistlichen Geburt gab schon im kirchlichen Alterthum Veranlassung, das Verhältniß des P. und des Täuflings mit leiblichen Verwandtschaftsverhältnissen zu vergleichen und das Pathenamt gewissermaßen als eine geistige Zeugung anzusehen. Daher entstand auch für den P. der sonst sehr gewöhnliche Name Gevatter (propater), und eben daraus ging die schon von Justinian gegebene Verordnung hervor, welche auf die geistige Verwandtschaft (cognatio spiritualis) die bürgerlichen Wirkungen eines leiblichen Verwandtschaftsverhältnisses übertrug. Die röm. Kirche sanctionirte die Verordnung und fand in der Annahme jener geistigen Zeugung ein Hinderniß, daß Täufling und Pathe in eine leibliche Verwandtschaft treten konnten. Aus diesem Grunde wurde auch das schon frühzeitig gebräuchliche Eintragen der P. in die Kirchenbücher nachmals vom Concil zu Trident wieder eingeschärft. Die früher sehr gewöhnlichen Pathenbriefe, welche einen frommen Wunsch des Taufzeugen enthielten, kommen nur noch in kleinen Städten und auf dem Lande vor, ebenso das sog. Pathengeld. Gebräuchlicher ist ein beliebiges Pathengeschenk bei der Taufe, bei der ersten Wiederkehr des Geburtstags oder bei der Confirmation des Täuflings.

Pathologie (griech.), die Lehre von den Krankheiten, beschäftigt sich mit der wissenschaftlichen Erforschung der Ursachen der Krankheiten, der Zustände kranker Organismen und der Bedingungen der Heilung. (S. Medicin.) Man unterscheidet eine allgemeine und eine specielle P. Die specielle P. studirt nach den angeführten Gesichtspunkten die einzelnen Krankheiten, die allgemeine faßt dagegen die Erfahrungen, die man an den einzelnen Krankheiten gemacht hat, zu Gruppen zusammen, in der Weise, daß sie nicht, wie die specielle P., die Krankheiten nach ihren besondern Arten gruppirt und an jede Art die Besprechung der Ursachen, des Wesens und der Behandlung anknüpft, sondern daß sie die Verschiedenheiten der Ursachen u. s. w. aller Krankheiten einheitlich darstellt und die Beziehung der einzelnen Krankheiten zu diesen anreiht. Hülfswissenschaften der P. sind die pathol. Anatomie, die pathol. Chemie, die Diagnostik, die Hygieine und die Arzneimittellehre. Im speciellen versteht man jedoch unter P. die Lehre von den innern Krankheiten. (S. Krankheit.) Patholog nennt man denjenigen, welcher sich mit der Er-

forschung der (vorzugsweise innern) Krankheiten beschäftigt. Als pathologisch bezeichnet man entweder krankhafte Zustände oder diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche sich mit pathol. Dingen beschäftigen. Die Literatur der P. ist außerordentlich groß, da fast jeder Patholog, jeder klinische Lehrer ein Lehrbuch der P. verfaßt oder wenigstens einzelne Abschnitte abgehandelt hat. Die vorzüglichsten Lehrbücher der P. sind das von Wunderlich, die von Virchow herausgegebene Encyklopädie, von den kleinern das Lehrbuch von Niemeyer. Einen hohen Werth besitzt als Specialwerk die Darstellung der Infectionskrankheiten von Griesinger. Die vorzüglichsten Leistungen in der pathol. Anatomie gehören Rokitansky und Virchow an. Als hervorragend unter den Lehrbüchern der allgemeinen P. ist das Werk von Wagner und Uhle zu nennen. Die noch in der Entwickelung begriffene Lehre von den Krankheitsursachen hat eine große Anregung erfahren durch die Forschungen von Pettenkofer einerseits und die Untersuchungen von Pasteur über das Wesen der Gärungen andererseits. Große Leistungen der pathol. Chemie sind noch von der Zukunft zu erwarten.

Pathos (griech.), eigentlich das Leiden oder das Ergriffensein von etwas, bezeichnet besonders den starken Eindruck auf das Gemüth, die heftige Gemüthsbewegung oder den Affect. Pathetisch ist daher, was eine starke Gemüthsbewegung ausdrückt. In der Kunst wird P. dem Ethos schon von den alten Kunstrichtern und Rhetoren gegenübergestellt. Ethos, d. h. Charakter, ist das bleibende sittliche Gepräge des Menschen; P. das Ergriffensein von bestimmten Ideen, Stimmungen und Ereignissen, und die aus diesem Ergriffensein flammende Thatkraft. Das P. und das Pathetische ist daher recht eigentlich der Gegenstand der Tragödie, der Zusammenstoß des energischen Einzelwillens mit den Gesetzen und Bedingungen der unverrückbaren allgemeinen sittlichen Weltordnung. Wo dem P. und der pathetischen Erhebung nicht eine große sittliche Idee oder Leidenschaft zu Grunde liegt, da ist das Pathetische nichts als geschmackloser Schwulst.

Patina (lat.), Edelrost, nennt man den glänzend dunkelgrünen Ueberzug, welchen antike Bronzegegenstände durch jahrhundertelanges Liegen im Erdboden annehmen. Die echte P. wird mit Recht als eins der sichersten Kennzeichen des wirklich antiken Ursprungs von Bronzewerken (Münzen, Statuetten, Spiegel, Gefäße u. dgl. aus Erz) betrachtet; doch haben neuere Fälscher auch Mittel gefunden, einen der echten P. sehr ähnlichen Ueberzug auf künstlichem Wege zu erzielen, um ihren Fälschungen den Schein ehrwürdigen Alterthums zu geben.

Patkul (Joh. Reinhold oder Reginald von), ein Livländer, merkwürdig durch sein Schicksal, geb. um 1660, war schwed. Kapitän, als er sich 1689 der Deputation der livländ. Ritterschaft anschloß, welche Karl XI. wegen der Härte, mit der die Reduction der Krongüter dort bewerkstelligt wurde, Vorstellungen machte. Da aber hierdurch nichts geändert wurde, so stellte er 1692 als livländ. Deputirter bei dem schwed. Generalgouverneur in Riga die Beschwerden seines Vaterlandes nochmals in einem Schreiben an den König dar. Von diesem Augenblicke an begann die Verwickelung seines Schicksals. Die schwed. Regierung forderte 1693 alle Landräthe Livlands, den Landmarschall und besonders P. zum Verhör nach Stockholm, um ihnen als Rebellen den Proceß zu machen. P. hielt sich damals in Kurland auf, wohin er wegen eines unangenehmen Handels mit einem seiner Vorgesetzten geflüchtet war. Da man ihm 1694 sicheres Geleit versprach, ging er nach Stockholm; doch schon im Oct. desselben Jahres fand er für gut, sich wieder nach Kurland zurückzuziehen. Bald darauf wurde er wegen seiner Mitwirkung bei der Angelegenheit der livländ. Ritterschaft, wegen des Streits bei seinem Regimente und wegen der Flucht ins Ausland infam erklärt und verurtheilt, die rechte Hand und den Kopf zu verlieren. Auch sollten seine Güter eingezogen und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden. Da er sich jetzt in Kurland nicht mehr sicher glaubte, begab er sich zunächst ins schweiz. Waadtland und dann nach Frankreich. 1698 wurde er, durch Vermittelung des kursächs. Generallieutenants Flemming, Geheimrath in sächs. Diensten, nachdem er bei dem neuen König Karl XII. von Schweden vergebens um Begnadigung gebeten hatte. In dieser Zeit hegte August II. von Sachsen und Polen den Plan, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Livland wieder mit Polen zu vereinigen. P. bot hierzu seine Unterstützung an. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland wurde geschlossen; weniger glückte es ihm in Livland. Als man in Stockholm das Nähere über seine Absichten erfuhr, und welchen Antheil er an August's Manifest gegen Schweden gehabt, war sein Urtheil unwiderruflich gesprochen. Eine nochmalige Vertheidigungsschrift, die er einsendete, wurde von Henkers Hand verbrannt. P. rächte sich dadurch, daß er den Zar Peter, in dessen Dienste er getreten, vermochte, eine in Stockholm erschienene Widerlegung des Manifests in Moskau 1702 auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu lassen. Nachdem P. als russ.

Generalkriegscommissar zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht worden, folgte er 1704 August II. als Gesandter des Zar nach Dresden. Auch erhielt er auf sein Nachsuchen den Oberbefehl über die für August bestimmten russ. Hülfstruppen mit dem Range eines Generallieutenants. Seine Bemühungen, auch den preuß. Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterten; durch eine neue Schrift («Echo») schärfte er nur den Haß der schwed. Regierung gegen seine Person. König August hatte im Dec. 1705 mit dem Zar eine persönliche Zusammenkunft, worauf einige Tage nachher P. nebst 18 seiner Vertrauten verhaftet und auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königstein gebracht wurde. Als Ursachen führte der sächs.-poln. Hof an: P. habe mit dem österr. Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russ. Truppen, die bisher in sächs. Diensten gestanden, in österreichische zu bringen; er habe den Zar und August entzweien wollen; auch habe er mit Schweden correspondirt und zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Rußland und Schweden Frieden zu stiften u. s. w. P. selbst schrieb seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit August's und seiner Minister zu. Als bald darauf König August II. den Frieden von Altranstädt mit König Karl XII. abschloß, mußte er in demselben P.'s Auslieferung versprechen. Diese erfolgte auch, da P.'s heimliches Entkommen, welches August II. angeordnet hatte, durch die Habsucht des Befehlshabers der Festung, der zu lange mit P. über ein Lösegeld unterhandelte, vereitelt wurde. P. mußte den Schweden bei ihrem Abzuge aus Sachsen folgen, und die Reclamationen des Zaren blieben unberücksichtigt. Auf dem Marsche (beim Kloster Kasimir, 8 M. von Posen) wurde P. durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und 10. Oct. 1707 von unten auf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeschlagen, der Körper in vier Theile gehauen und aufs Rad gelegt. Mehrere Dichter, darunter in neuerer Zeit Gutzkow, haben das Schicksal P.'s zum Gegenstande von Tragödien gemacht.

Patmos, jetzt Patmo oder Patino, eine kleine, zu den Sporaden gehörige Felseninsel im Ikarischen Meere, von ungefähr 8 M. im Umfange, südlich von Samos, ist als Verbannungsort des Evangelisten Johannes (s. d.) denkwürdig, der hier in einer Grotte, etwa 20 Minuten südlich von dem ziemlich in der Mitte der Insel gelegenen Hafen Skala, seine Offenbarung geschrieben haben soll. Auf dem Gipfel eines Berges südlich über dieser Grotte steht das berühmte, vom heil. Christodulos 1088 gegründete Kloster des heil. Johannes, welches eine, an classischen Handschriften freilich jetzt ziemlich dürftige Bibliothek besitzt. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres» (Bd. 2, Stuttg. und Tüb. 1843), und Guerin, «Description de l'île de P. et de l'île de Samos» (Par. 1856).

Patna (eigentlich Pattana, d. h. Stadt), einst die Hauptstadt der Provinz Bihar (s. d.) in der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, jetzt des Districts P. (86 Q.-M. mit 1,200000 E.), liegt am südl. Ufer des breiten, mit Sandbänken erfüllten Ganges und an der Eisenbahn, 82 M. (zu Wasser 100 M.) im Nordwesten von Kalkutta und 44 M. unterhalb Benares, und ist durch seine Lage auf einer Anhöhe vor den Ueberschwemmungen des hier zur Regenzeit 2 St. breiten Stromes geschützt. Frühern Beschreibungen nach war P. eine durch zahlreiche Paläste, Hindutempel und Moscheen ausgezeichnete Stadt mit wenigstens 350000 E. (von denen zwei Drittel Hindu, ein Drittel schiitische Mohammedaner). Thornton gibt 1857 die Einwohnerzahl auf 284132 an und schildert die Stadt als einen höchst widerwärtigen Ort mit engen Gassen und schlechten Häusern, im Winter voll Schlamm, im Sommer voll Staub. Die eigentliche Stadt ist von einem Wall umgeben und zieht sich am Strome hin. Daran schließen sich ausgedehnte Vorstädte, im Osten Dschafir-Khan und Marasgandsch, letztere mit dem Hauptmarkt und vielen Getreidelagern, im Westen eine dritte, die sich, mit Unterbrechung durch Gartenanlagen, 4 engl. M. bis Bankipore am Strome hinzieht. Diese Vorstadt enthält das besuchteste Gotteshaus der Mohammedaner, daneben eine Imambara, in der mitunter 100000 Gläubige versammelt sind, ferner die wenig zahlreichen Häuser der Europäer und eine höhere Bildungsanstalt, in welcher engl. Sprache und Literatur, Geschichte und Mathematik gelehrt werden. In P. selbst führen zum Ganges hinab viele Ghat oder Treppen. Die Moscheen sind zahlreich, aber größtentheils als Speicher benutzt, selbst die Hauptmoschee, sonst ein schönes Gebäude. Ihrer günstigen Lage zwischen den nördl. und südl. Gangesprovinzen verdankt die Stadt ihren ungemein lebhaften Verkehr und ihr Fabrikwesen. Sie hat mehrere Werfte, und oft befinden sich Tausende von Booten auf dem Ganges. Zu den Fabrikaten P.s gehören feine Töpferwaaren, die ihres angenehmen Geruchs wegen sehr gesucht sind, Salpeter, Indigo und namentlich Opium, dessen Cultur und Handelsvertrieb in P. ihren Hauptsitz haben. Bedeutend ist die Baumwollfabrikation. Die Shawlwebereien stehen jenen von Kaschmir weit nach, wogegen die Fabrikation von

Tischzeugen und Wachskerzen sich auszeichnet. Gegenüber von P., an der Mündung des Gandaki in den Ganges, liegt der Ort Hadschipur, eine besuchte Wallfahrtsstätte der Hindu und als solche zugleich Meßort. P. ist eine sehr alte Stadt und hieß einst Padmavati und Srinagari, d. i. Heilige Stadt, als Hauptort des Nanda, Königs von Magadha (Bihar) um 415 v. Chr. 1194 kam die Stadt mit ganz Bihar durch den Ghuriden Schahabeddin an das Delhireich, ward 1545 von Mohammed von demselben losgerissen, 1575 aber von Kaiser Akbar wieder unterworfen. Seit 1730 war sie Residenz des von Bengalen abhängigen Statthalters von Bihar, und 6. Nov. 1763 wurde sie von den Engländern erobert, die 1765 ganz Bihar dem indobrit. Reiche einverleibten.

Patois (aus dem mittellat. pagensis, ländlich) nennen die Franzosen die Dialekte ihrer Sprache, namentlich in der Gestalt, wie sie von Bauern und ungebildeten Leuten gesprochen werden, weshalb sie auch Provinzialismen tadelnd mit diesem Namen bezeichnen.

Patow (Erasmus Robert, Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 10. Sept. 1804 zu Mallenchen in der Niederlausitz, erhielt seine Vorbildung theils durch Privatunterricht, theils auf den Gymnasien zu Lübben und Luckau und studirte seit 1823 zu Berlin, Leipzig und Heidelberg die Rechte sowie auch Kameralwissenschaften. Nach der Rückkehr in die Heimat begann er 1826 seine Laufbahn im Staatsdienste und wurde Ende 1832 Regierungsassessor und als solcher dem mit den Zollvereinsverhandlungen beauftragten Oberfinanzrath Kühn beigeordnet. Nachdem er 1835 in die dritte Abtheilung des Finanzministeriums eingetreten, 1836 zum Regierungsrath und Ende desselben Jahres zum Geh. Finanzrath ernannt worden, erfolgte 1837 seine Versetzung als vortragender Rath zur Staatsbuchhalterei. 1839 wurde er zum Geh. Oberfinanzrath ernannt, und 1840 gelangte er in den Staatsrath. Mitte 1844 trat er als Geh. Oberregierungsrath und Director der ersten Abtheilung in das Ministerium des Innern, im folgenden Jahre als Wirkl. Geh. Legationsrath und Director in das Ministerium des Aeußern ein. In dieser Stellung suchte er namentlich die schutzzöllnerische Richtung des Zollvereins zu bekämpfen und wirkte mit Erfolg in diesem Sinne als Vorsitzender der Zollvereinsconferenz von 1846. Ebenso war er für die Einführung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung thätig und präsidirte 1847 der Wechselrechtsconferenz zu Leipzig, die zu einer vollständigen Vereinigung führte. Den liberalen und aufgeklärten Regierungsgrundsätzen huldigend, denen Preußen seine Erhebung verdankte, zeigte sich doch P. nach der Märzbewegung von 1848 der Einführung des Constitutionalismus weniger geneigt. Indeß übernahm er im Cabinet Camphausen das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, lehnte aber nach Auflösung dieses Cabinets den Eintritt in das Ministerium Auerswald ab. Er wurde 25. Juni 1848 zur Disposition gestellt, doch schon einen Monat später zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg ernannt, in welcher Eigenschaft er das Ministerium Brandenburg zur Zeit der Auflösung der Nationalversammlung und der Verhängung des Belagerungszustandes kräftig unterstützte. Bei den Wahlen im Febr. 1849 als Candidat der conservativen Partei (Potsdam) zum Abgeordneten in die Zweite Kammer gewählt, gehörte er hier zu den entschlossensten Kämpfern gegen die damalige demokratische Linke. Nach Auflösung der Kammer wurde er im Juli 1849 wiedergewählt, gerieth aber nun in mehrfache Opposition zu den Maßregeln des Ministeriums und nahm im Conflicte zwischen Amt und Ueberzeugung im Dec. desselben Jahres seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Bei den Wahlen für das Unionsparlament zu Erfurt von der preuß. Zweiten Kammer zum Mitgliede für das Staatenhaus ernannt, unterstützte er hier mit Erfolg die Annahme der Unionsverfassung. Seit der Convention von Olmütz gehörte er, bis zum Schlusse der Sitzung von 1851—52, zu denen, die in den polit. Fragen dem Ministerium entschieden entgegentraten. Bei den Wahlen von 1852 und 1855 nahm er im Wahlbezirke Königsberg (Neumark) ein Mandat für das Abgeordnetenhaus an, wo er sich insbesondere an den Verhandlungen über finanzielle Vorlagen, über die Gemeindeordnungen u. s. w. lebhaft betheiligte und als Gegner der Junkerpartei erwies. Die Berufung des liberalen Ministeriums Hohenzollern 6. Nov. 1858 durch den Prinzregenten führte P. in den Staatsdienst zurück. Er übernahm in dem neuen Cabinet das Portefeuille der Finanzen und bereitete in dieser Stellung den Deutsch-Französischen Handelsvertrag vor, setzte auch die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit durch. Zugleich half er wider Wissen und Willen den schweren Conflict zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus einleiten, indem er die Militärreorganisation als eine nur provisorische Vermehrung der Friedensarmee unterstützte. Ehe noch P. in der Session von 1862 seine Budgetvorlage vertheidigen konnte, kam 6. März im Abgeordnetenhause der

Hagen'sche Antrag auf größere Specialisirung der Etats zur Annahme, dem sich der Minister widersetzt hatte, und infolge dessen das Haus aufgelöst wurde. Im Angesichte der Neuwahlen, die für das Ministerium noch ungünstiger auszufallen schienen, nahm sodann P. 18. März mit den übrigen liberalen Mitgliedern des Cabinets seine Entlassung. (S. Preußen.) Er zog sich auf seine Güter zurück, bis ihm die Neuwahlen von 1866 wieder einen Sitz im Abgeordnetenhause verschafften. Am 19. Aug. desselben Jahres übernahm er den Posten eines Civiladministrators in den von der preuß. Mainarmee besetzten Gebieten von Frankfurt, Oberhessen und Nassau. P. ist seit 1853 in zweiter Ehe vermählt mit einer Tochter des frankfurter Schöffen und Senators Freiherrn von Günderode. Außer mehrern kleinern politisch-ökonomischen Arbeiten veröffentlichte er «Die Grundsteuerausgleichung im preuß. Staate» (Berl. 1850).

Patras (auch Paläopatra genannt zur Unterscheidung von Neopatra, dem alten Hypata im südl. Thessalien), die Nachfolgerin des alten Paträ, einer der zwölf selbständigen Städte der Landschaft Achaja, die durch Augustus zur röm. Colonie gemacht und mit ausgedehntem Gebiet beschenkt wurde, ist die Hauptstadt der griech. Nomarchie Achaja und Elis, am Golf von P., südwestlich von den sog. Kleinen Dardanellen (den Küstenvorsprüngen Rhion und Antirrhion), welche den Eingang des Golfes von Lepanto (Korinthischen Meerbusens) bilden, war vor dem Ausbruche der griech. Revolution eine bedeutende Handelsstadt von mehr als 22000 E. Als militärischer Punkt, der die Verbindung Moreas mit Lepanto (Naupaktos), Albanien und Rumelien sicherte, wurde sie während des Freiheitskriegs der Schauplatz wiederholter Kämpfe zwischen Türken und Griechen und 15. April 1821 von den Türken bis auf das Castell in einen Schutthaufen verwandelt. Nach dem Frieden hat sie sich, obgleich der Hafen nur mittelmäßig ist, als der wichtigste Handelsplatz von ganz Westgriechenland durch den Verkehr der Fremden ziemlich schnell wieder gehoben, sodaß sie 1861 bereits wieder 18342 E. zählte. 1865 besuchten den Hafen 313 Schiffe von 73907 Tonnen. Die Einfuhr an Gespinsten, Geweben, Spirituosen, Metallen, Kurzwaaren u. s. w. hatte den Werth von 8,256583, die Ausfuhr von 9,931662 Frs. (darunter allein für 9,014170 Frs. Korinthen).

Patriarchen, Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündflut, welche die biblische Sage erwähnt, und die drei Stammväter des israel. Volks, Abraham, Isaak und Jakob. Der Ausdruck patriarchalisch erinnert daher an das Zeitalter der Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehen ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung. Später wurde die Benennung P. ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Vorsteher des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüd. Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Würden der jüd. Kirche ging der Titel Patriarch in die christliche über, der noch im 4. Jahrh. allen Bischöfen gemein war, aber kurz vor dem Concil zu Chalcedon ausschließend auf die Metropoliten übertragen wurde, welche ihren Bischofssitz in der Hauptstadt einer polit. Diöcese hatten. Vorzugsweise hießen so die Bischöfe zu Rom, Konstantinopel (beide hatten nach dem Concil zu Chalcedon ganz gleichen Rang), Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, die das Recht der Weihe und Beaufsichtigung der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten, als kirchliche Mittelpunkte galten, an die sich die übrigen Bischöfe zur Bewahrung der kirchlichen Einheit anschließen mußten, und mit der Synode die höchste Appellationsinstanz in allen kirchlichen Angelegenheiten ihrer Diöcesen bildeten, während sie selbst als die höchsten Repräsentanten dastanden, ohne deren Zustimmung auf den Synoden keine Beschlüsse gefaßt werden konnten, welche die ganze Kirche angingen. Als darauf das röm. Patriarchat zu einem Oberpriesterthum über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orient. Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einflusses. In der röm. Kirche führen noch jetzt einige angesehene Kirchenfürsten wie die Erzbischöfe von Venedig und Lissabon den Patriarchentitel; außerdem pflegt der Papst auch für die vier alten morgenländ. Patriarchate P. in partibus infidelium zu ernennen. Das Patriarchat von Aquileja wurde 1751 in die Erzbisthümer Udine und Görz (später Laibach) getheilt. Die Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jakobiten und Maroniten gehorchen ebenfalls eigenen P. Ueber die griech. Christen im türk. Reiche behauptet der Patriarch von Konstantinopel den Primat. Er führt den Titel eines ökumenischen P., hat den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen und wird vom Sultan eingesetzt. Ein noch größeres Ansehen hatte das im 16. Jahrh. entstandene Patriarchat über die

russ. Kirche zu Moskau, welches Peter d. Gr. ebendarum 1721 wieder abschaffte und in das Heilige Synod verwandelte.

Patricier (patricii) heißen für die Zeit der ersten röm. Könige sämmtliche freigeborene wirkliche Bürger, die im Gegensatze zu den Plebejern, d. h. den schutzpflichtigen Clienten, das herrschende Volk, den Populus, bilden und nach ihrer Herkunft in drei Tribus, innerhalb dieser aber in Curien zerfallen, denen wieder die einzelnen Geschlechter, Gentes, zugetheilt sind. Gleichbedeutend mit P. ist die Benennung **Patres** (Väter), welche keineswegs den Senatoren allein zukam und auf die Fähigkeit hinwies, Familienoberhäupter (Patres familiarum) und **Patroni** oder Schutzherren zu sein. Das patricische Volk versammelte sich in den Comitia curiata (s. **Comitien**), und der Senat (s. d.) stand über denselben als ein vom König erwählter Ausschuß der patricischen Geschlechter. Eine freie Plebs (s. d.) tritt erst unter Ancus Marcius hervor, und erst nachdem Servius Tullius diesen neuen Bestandtheil der Bevölkerung mit polit. Rechten ausgestattet, erscheinen die P. als besonderer Stand. Aller Einfluß, den früher die Curiatcomitien geübt, ging nunmehr auf die Centuriatcomitien über, in welchen P., Plebejer und selbst bloße Clienten vereinigt waren; neben den patricischen Rittercenturien stellte Servius auch plebejische auf. Die einmal zu polit. Geltung vorgedrungene Plebs nahm unter der Führung ihrer Tribunen (s. d.) rasch an Bedeutung zu und errang bereits 366 v. Chr. einen entscheidenden Sieg über die patricischen Ansprüche auf alleinige Oberleitung. Nachdem nämlich schon die Lex Canuleja 445 v. Chr. ein Eherecht (connubium) zwischen beiden Ständen gestattet und damit nicht nur eine schroffe Scheidung im Privatleben beseitigt, sondern wahrscheinlich auch den Eintritt von Plebejern in das Geschlechterverhältniß, damit aber den Zugang zu dem Senat und die Fähigkeit zum Patronat eingeleitet hatte, entrissen die Tribunen Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius 366 den Patriciern das Vorrecht auf ausschließliche Bekleidung des Consulats, und wie mit dieser Magistratur erging es nach und nach auch mit den übrigen. Sogar die anfangs beliebte Theilung der meisten Stellen zwischen P. und Plebejern hörte allmählich (bei dem Consulat erst 172 v. Chr.) auf, eine nothwendige zu sein, und durch das Entstehen eines neuen Amtsadels, der Nobiles, welcher plebejische wie patricische Familien in sich faßte, trat der alte polit. Erbadel, das Patriciat, vollends in den Schatten. Die den P. verbliebenen Vorrechte bestanden, seitdem 302 v. Chr. das Ogulnische Gesetz den Plebejern den Eintritt in die Collegien der Pontifices und Augurn geöffnet hatte, nur noch darin, daß die Würde eines Interrex sowie des Opferkönigs (Rex sacrorum) und einiger Flamines allein von P. bekleidet werden konnte, ingleichen daß das Collegium der Salier patricisch blieb. Vornehmlich um solchen Erfordernissen des alten Sacralrechts zu genügen, erhoben Julius Cäsar, Augustus und Claudius, da die Zahl der patricischen Gentes gegen das Ende des Freistaats sehr zusammengeschmolzen war, einzelne plebejische Geschlechter zu diesem Range. Mit dem endlichen Verfall des alten Cultus erledigte sich auch dieser letzte Begehr nach patricischem Blute, und so geschah es, daß seit Konstantin der **Patriciatus** von den Kaisern als ein persönlich hoher Adel verliehen und mit eigenen Insignien, namentlich einer purpurnen Chlamys sowie mit dem Vorrechte der Befreiung von der väterlichen Gewalt und den Lasten der Curie, desgleichen durch einen privilegirten Gerichtsstand ausgezeichnet wurde. Zu solcher Rangerhöhung gelangten namentlich angesehene Beamte und fremde Fürsten, wie z. B. Theoderich durch Zeno. — In einer neuen Bedeutung erscheint das Wort **Patricius**, als Papst Stephan 754 den Frankenkönig Pipin unter diesem Titel als Schutzherrn von Rom und dessen Gebiet und zugleich als Schirmvogt der röm. Kirche anerkannte. Den nämlichen Titel nahm auch Karl d. Gr. an, ehe er zum Kaiser ausgerufen wurde, und auf ihn berief sich Heinrich IV., als er die Absetzung Gregor's VII. aussprach. Ein eigenes **Patricierthum** entstand im 12. und 13. Jahrh. in den deutschen und schweiz. Reichsstädten aus den darin ansässigen schöffenbar freien Geschlechtern, die eine ausschließende Berechtigung zum Eintritt in den Stadtrath und gleichen Rang mit den Ritterbürtigen beanspruchten, ihre Herrschaft aber weiterhin meistens mit den Zünften der Handwerker theilen mußten. Im gewöhnlichen Leben nennt man wol noch jetzt einflußreiche und mit der Geschichte einer Stadt verwachsene Geschlechter P. Vgl. Roth von Schreckenstein, «Das Patriciat in den deutschen Städten» (Tüb. 1856).

Patrick (Patricius), ein kath. Kirchenheiliger und der Apostel Irlands, wurde 372 zu Banaven-Tabernä in Schottland, im heutigen Flecken Kilpatrick, von vornehmen Aeltern geboren, die angeblich aus der Bretagne stammten und ihn im Christenthum erzogen. Im Alter von 16 J. entführten ihn mit einigen Knechten seines Vaters wilde Seeräuber nach Irland, wo er das Vieh hüten mußte. Erst nach sechs Jahren gelang es ihm, sich durch die Flucht in seine

Heimat zu retten. Hier lebte er mehrere Jahre im Hause seiner Aeltern und faßte, von Visionen getrieben, den Entschluß, als Apostel der Kirche aufzutreten. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten, ging er nach Irland zurück und begann mit außerordentlicher Beharrlichkeit unter großen Gefahren und Hindernissen die Verkündigung des Evangeliums. Von dem Sohne eines bekehrten Häuptlings, Benen oder Benignus, unterstützt, gründete er viele Gemeinden, Kirchen und Klöster und richtete ein völliges Kirchensystem ein, dessen erzbischöfl. Sitz er später nach Armagh verlegte. Auch verbreitete er unter den rohen Iren die Schreibekunst und wissenschaftliche Bildung. In den Klosterschulen, die er stiftete, blühte bald die Gelehrsamkeit empor, und aus allen Ländern Europas strömten Schüler herbei, die sich hier für das christl. Apostelamt bildeten. Im hohen Alter überließ er die Verwaltung seinem Coadjutor Benignus und beschäftigte sich mit der Abfassung eines frommen Werks «Confessio», das auch Andeutungen über sein Leben enthält. Sein Todesjahr, wie überhaupt die Geschichte seines Lebens wird sehr verschieden berichtet; wahrscheinlich starb er aber 464. Die Schriften, welche man ihm beilegt, gab zuerst mit kritischen Anmerkungen versehen Ware (Lond. 1656) heraus. Vgl. Todd, «St. P., Apostle of Ireland» (Dubl. 1863). Georg III. stiftete 5. Febr. 1783 für Irland den Orden des heiligen P., dessen Großmeister der jedesmalige Vicekönig ist. Als Ordenszeichen gilt ein länglichrunder weißer Schild, auf dem sich das rothe Patrickkreuz und ein Kleeblatt mit drei Kronen und dem Motto «Quis separabit?» befinden. Die Zahl der Ritter, die anfangs nur aus 16 bestand, wurde durch Statut von 1833 auf 22 festgesetzt.

Patrimonialgerichtsbarkeit. Aus der Staatsordnung des Mittelalters, welche den öffentlichen Dienst vielfach durch erbliche oder sonst nothwendig bezeichnete Zwischenunternehmer auf deren Rechnung besorgen ließ (s. Feudalwesen), ist die Einrichtung zu erklären, wonach nur eine geringe Anzahl von Höherstehenden im Gerichte des Reichs- oder Landesoberhaupts erschienen, die übrigen aber mit ihrem Rechtsbedarf an die Inhaber der Schutzherrlichkeit (Vogtei) über bestimmte Orte oder Bezirke und, wenn sie zu den Hörigen oder sonst Unfreien zählten, vor die Gerichte der Grundherren gewiesen waren. Diese Mittelspersonen ernannten die nöthigen Beamten und sahen solche Rechtspflegen wegen der damit verbundenen Einkünfte als ein zum Erbgut (patrimonium) gehörendes, nutzbares Privatrecht an, das vererbt, verpfändet und in sonstiger Weise, auch an die Schutzbefohlenen selbst, veräußert werden konnte. Auf solchem Wege erlangten namentlich viele Städte und Stifter den Besitz eigener Gerichte und die Selbstwahl ihrer Justizbeamten. Obschon sich die neuere Zeit dem Systeme der nothwendigen Stellvertretung nicht günstig erwies, vermochte sie doch dem Grundsatze, welcher in der Gerechtigkeitspflege ebenso wol eine Obliegenheit als ein unmittelbares Recht des Staats erkennt, zunächst nur hinsichtlich derjenigen Gerichte Geltung zu verschaffen, welche dem Landesherrn in der Nebeneigenschaft als großer Grundeigenthümer über die zahlreichen Hintersassen auf den Kammer- und Chatoullengütern zustanden. In Ansehung der sonstigen gutsherrlichen und städtischen Patrimonialgerichte konnte dagegen die Staatsverwaltung auf das Recht der Besetzung und passendern Einrichtung vorläufig keinen Anspruch erheben. Diese Gerichte wurden nach wie vor im Namen der Inhaber innerhalb der alten Grenzen durch vereidete Gerichtshalter (Gerichtsverwalter, Gerichtsdirectoren, Justitiare, Stadtrichter u. s. w.) gehandhabt, welche jedoch die gesetzliche Befähigung zum Richteramte besitzen und meistens landesherrlich bestätigt sein mußten. Auch waren die Patrimonialgerichte der oberrichterlichen Gewalt und dem Aufsichtsrechte des Staats unterworfen. Ihre Besoldung erhielten die Justitiare von den Gerichtsherren, wofür diesen wieder sämmtliche Gerichtseinkünfte zuflossen. Erst die tiefergreifenden Reformen, welche von der Bewegung im J. 1848 ihren Ausgang nahmen, haben den Gründen für die nothwendige Einheit der Justizverwaltung das Uebergewicht verschafft und die Patrimonialgerichte in allen bedeutendern deutschen Staaten beseitigt.

Patrimonium (lat.) ist das Vermögen einer rechtlich selbständigen Person, sodann das väterliche Erbtheil, daher Patrimonialgüter, Erbgüter. Wie die röm. Kaiser ihr Vermögen P. oder Erbgut nannten, so wurden auch die Kirchengüter als Patrimonien der Heiligen bezeichnet, welchen sie geweiht waren. Desgleichen erhielt schon früh das Besitzthum der röm. Kirche überhaupt, das später durch Schenkungen immer mehr anwuchs, den Namen des Patrimonium Petri, indem der Apostel Petrus als Gründer dieser Kirche angesehen wird.

Patriotismus oder Vaterlandsliebe ist nicht blos die Liebe zu dem Lande und Volke, welchem man durch die Geburt angehört, sondern zugleich die Gesinnung, vermöge deren der einzelne sein Privatinteresse dem des Ganzen unterordnet und aufopfert oder es wenigstens nicht im Widerspruche mit dem Ganzen geltend macht. Der, bei welchem eine solche Gesinnung vor-

handen und wirksam ist, heißt ein Patriot oder ein Vaterlandsfreund. Das Wort patriota stammt aus dem Mittelalter, wo es einen Landeseingeborenen im Unterschiede von dem Fremden (peregrinus) bezeichnete. Der P. findet einen um so größern Spielraum seiner Bethätigung, je mehr die Verfassung des Staats dem einzelnen gestattet, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen. Indessen wäre es ein Irrthum, wenn man die Gesinnung und Pflicht des P. an eine bestimmte Verfassung oder eine polit. Parteiansicht gebunden glauben wollte.

Patristik (theologia patristica) heißt derjenige Zweig der histor. Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Patres oder Kirchenväter (s. d.) behandelt. Die kath. Kirche zieht zur P. die Gesammtheit der rechtgläubigen Kirchenschriftsteller bis in das 13. Jahrh., doch ohne sie alle unbedingt für so normal zu halten, wie die Kirchenlehrer Ambrosius, Augustin, Hieronymus, Gregor d. Gr., Thomas von Aquino und Bonaventura. Die prot. Kirche beschränkt sich gewöhnlich nur auf die kirchlichen Schriftsteller der sechs ersten Jahrhunderte oder höchstens bis auf Johannes Damascenus. Am Anfange des 19. Jahrh. auch von der prot. Wissenschaft sehr eifrig gepflegt, ist die P. neuerdings sehr hinter die Dogmengeschichte zurückgetreten. Der Grund ihrer Vernachlässigung liegt in der unmethodischen und aphoristischen Art, mit welcher man sie behandelte. Eine Bearbeitung derselben nach den Forderungen der heutigen Wissenschaft, als altkirchliche Literaturgeschichte, fehlt noch immer, obwol für einzelne Theile derselben schon ein sehr reiches Material angesammelt ist. Friedrich Nitzsch hat neuerdings beachtenswerthe Andeutungen für eine wirklich wissenschaftliche Behandlung der P. gegeben. Vgl. Engelhardt, «Leitfaden zu patristischen Vorlesungen» (Erlang. 1822). Von kath. Verfassern sind zu nennen: Möhler, «Patrologie» (herausg. von Reithmayr, Bd. 1, Abth. 1 und 2, Regensb. 1839—40), und Alzog, «Grundriß der Patrologie» (Freiburg 1866).

Patrize heißt in der Stempelschneidekunst derjenige Stempel, welchen man als Grundlage schneidet, um mit demselben eine oder mehrere Formen zum Letternguſſe zu erzeugen. Dieser Stempel muß genau die Form der nachmaligen Lettern haben, also links geschnitten und sehr gut gehärtet sein. Die Form oder die Matrize (s. d.) wird nun erzeugt, indem man diese Stempel in ein Stückchen Kupfer einschlägt und dies dann so bearbeitet, daß es in richtiger Lage ins Gießinstrument gebracht werden kann. Außerdem nennt man auch diejenige Schraube, deren man sich bedient, um eine Schraubenmutter, Mater oder Matrize zu schneiden und zu reguliren, eine Vaterschraube oder P. Ebenso wendet man oft bei galvanoplastischen Arbeiten die Benennung P. für das Original an, auf welchem eine galvanoplastische Mater niedergeschlagen werden soll.

Patróklus, der Waffengenosse des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötios und der Sthenele oder Polymele. Ohne allen Vorbedacht tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn, Klysonymos. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte ihn nach Phthia zum Peleus, der den Knaben freundlich aufnahm und als seines Sohnes Genossen erzog. P. folgte dem Achilles (s. d.) vor Troja und blieb lange Zeit thatenlos wie dieser, der zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Endlich aber zog er doch aus, in des Achilles Rüstung gekleidet. Der Kampf, den er begann, war glänzend. Allein nachdem Apollo ihn betäubt und wehrlos gemacht hatte, wurde er von Euphorbos durchbohrt und von Hektor vollends getödtet. Die Griechen retteten den Leichnam, bestatteten ihn mit vieler Pracht und stellten feierliche Leichenspiele an; Achilles aber beschloß, den Freund zu rächen und ihm in den Tod zu folgen.

Patronat (vom lat. patronatus) bezeichnet jetzt hauptsächlich den Inbegriff der Rechte, welche dem Stifter und Beschützer einer geistlichen Stelle und seinen etwaigen Nachfolgern zustehen. Im Mittelalter suchte der Klerus die Reichen und Mächtigen zur Vermehrung der Kirchen und Pfründen nicht blos durch die Verheißung ewigen Lohnes, sondern auch durch die Einräumung zeitlicher Vortheile zu bewegen. Es entwickelte sich so ein besonderes Patronatrecht hinsichtlich bestimmter Stellen, das weiterhin auch mittels besonderer Verleihung oder im Wege der Ersitzung erworben sein konnte. Geistlich ist das P., wenn es einer geistlichen Anstalt, weltlich, wenn es Laien zukommt. Desgleichen wird ein persönliches und dingliches P. unterschieden, je nachdem es bestimmte Personen, Familien und Körperschaften (z. B. Stifter und Klöster, weltliche Obrigkeiten) oder die jedesmaligen Eigenthümer eines Grundstücks ausüben. Die wesentlichen Rechte des Patrons bestehen in der Befugniß, für die erledigte Stelle einen Candidaten vorzuschlagen (Präsentationsrecht), und in der Mitaufsicht über die Verwaltung des Kirchenvermögens, an welches er im Falle der Verarmung sogar Alimentationsansprüche hatte. Außerdem gebührt dem Patron der Besitz einer besondern Kapelle, vordem auch eines Erbbegräbnisses in der Kirche, die Erwähnung im Kirchengebete und die Ehre des Trauergeläutes während einiger Zeit nach seinem Tode. Dafür darf er sich keinen Verzug in der Ausübung des Präsentationsrechts zu Schulden

kommen lassen, widrigenfalls die Besetzung für dieses mal lediglich durch die Kirchenobern erfolgt. Verloren geht das Patronatsrecht, wenn der Patron einer Simonie (s. d.) überwiesen wird, oder wenn er dem Verfall der unvermögenden Kirche nicht durch Wiederherstellung begegnet.

Patrone heißt im allgemeinen ein Vorbild, Muster oder Modell, nach welchem irgendeine Sache oder eine Arbeit verfertigt werden soll. Nicht zu verwechseln ist die P. mit der Schablone (s. d.). In der Militärsprache heißt P. die für einen Schuß abgetheilte Munition in einer Hülse. Scharfe P. enthalten Pulverladung und Geschoß, blinde oder Platzpatronen nur Pulver. Der Ausdruck P. wird gewöhnlich nur in Beziehung auf Handfeuerwaffen gebraucht, für Geschütze heißt es Cartouche (s. d.). Die Anfertigung der P. muß sorgfältig nach der Vorschrift geschehen, damit sie kein Pulver verstreuen und beim Laden leicht zu öffnen sind, was gewöhnlich durch Abbeißen des zusammengefalteten obern Theils geschieht. Die P. werden im Kriege theils von der Mannschaft in einer bestimmten Zahl (Chargirung) in den Patronentaschen und Tornistern getragen, theils in Patronenwagen und auf diesen in Patronenkasten mitgeführt.

Patronus war bei den Römern ursprünglich der Schutzherr von erbunterthänigen Clienten (s. Clientel), nachher noch der vormalige Leibherr im Verhältniß zu dem Freigelassenen. Seine Beziehung zu diesen Personen, der Patronatus, ward mit dem Hausvaterrechte verglichen, woraus sich der Name erklärt. Als die Macht Roms sich ausgebreitet und die Clientel ihre alte Schärfe verloren hatte, suchten ganze Gemeinden und Völkerschaften den Patronatus angesehener Römer nach, um durch sie in Rom vertreten zu werden. Namentlich geschah es, daß derjenige, der die Unterwerfung eines Ortes, einer Provinz vollendete, von dieser mit seinen Nachkommen als P. anerkannt wurde. So waren die Marceller seit der Eroberung von Syrakus durch Claudius Marcellus Patrone der Sicilier. Da in der Vorzeit Clienten nur durch ihren P. im Gericht verfahren konnten, so erhielt sich für das Wort auch die Bedeutung eines Fürsprechers, der eine Partei mit Anträgen und als Orator oder Redner bei Gericht vertrat. Dagegen hießen Advocati anfänglich blos solche angesehene Personen, deren Mitanwesenheit bei Gericht, ohne daß sie in die Sache selbst eingriffen, schon als empfehlende Unterstützung einer Partei betrachtet wurde. In der spätern Kaiserzeit kam dieser Unterschied in Wegfall, sodaß sowol Advocatus als P. den Anwalt bezeichnete. Der weitere Sinn eines Gönners oder Beschützers, den man jetzt mit dem Worte Patron verbindet, findet sich ebenfalls schon bei den Römern. Im Mittelalter wurde Patron der gemeinsame Name für alle Schutzheilige.

Patrouille nennt man in der Militärsprache einen Trupp, der ausgesandt wird, um Nachrichten einzuziehen, sowol zur Sicherung der eigenen Truppen als zur Vorbereitung von Unternehmungen gegen den Feind. Die P. werden im offenen Terrain durch Cavalerie, im durchschnittenen durch Infanterie gebildet und bestehen oft nur aus zwei bis drei Mann, um desto leichter unentdeckt zu bleiben. Haben sie nur allein den Zweck, die Vorpostenkette aufmerksam zu erhalten, so heißen sie Sicherheits- oder Visitirpatrouillen. Gehen sie aber über jene Linie hinaus gegen den Feind, so heißen sie Schleichpatrouillen. Vorzüglich wichtig sind die während des Marsches einer Truppencolonne entsendeten Seitenpatrouillen, welche auch gewöhnlich stärker, theils um von dem Feinde minder leicht zurückgewiesen zu werden, theils um ihrerseits kleine Trupps weiter zu entsenden. Größere oder selbständige P. werden von Offizieren geführt. Sie heißen Recognoscirungspatrouillen, wenn sie zur Erkundung des Terrains oder des Feindes entsendet werden; Verfolgungspatrouillen, wenn sie einem abziehenden Feinde vorsichtig folgen sollen, um sein weiteres Verhalten zu beobachten; Verbindungspatrouillen, wenn sie getrennt stehende, marschirende oder fechtende Truppen in Verbindung halten; Flankenpatrouillen, wenn sie, hier stärker, auf weitere Entfernung als die Seitenpatrouillen gehen, um die Flanke des Corps zu sichern oder Gelegenheit zu Unternehmungen gegen des Feindes Flanke zu erspähen.

Patti (Adelina Maria Clorinda), berühmte Sängerin der Gegenwart, geb. 9. April 1843 zu Madrid, wurde in Amerika erzogen, wohin ihre Aeltern, nachdem sie bei der Führung einer Theaterdirection ihr Vermögen eingebüßt, sich gewendet hatten, und betrat, durch ihren Schwager Strakosch gesangskünstlerisch ausgebildet, 1859 mit größtem Erfolg zu Newyork die Bühne. Hierauf besuchte sie in Gastspielen die übrigen bedeutendern Städte der Vereinigten Staaten und kam 1861 nach Europa, wo sie in England und Frankreich, den Niederlanden und Deutschland Triumphe feierte. Später gehörte sie den ital. Opern in Paris, London und Madrid als Mitglied an. Ihrer Stimme, ihrer Manier und ihrer ganzen Persönlichkeit nach ist sie vorwiegend auf die Opera buffa und semiseria angewiesen, wo sie denn auch durch Grazie der Darstellung und durch brillante Gesangsvirtuosität sich auszeichnet. — Die ältere Schwester der

Adelina, Carlotta P., ebenfalls eine vielgenannte Sängerin, ist 1840 zu Florenz, wo ihre Mutter als Primadonna wirkte, geboren. Wahrscheinlich ebenfalls durch Strakosch ausgebildet, trat sie 1861 in Newyork zuerst in Concerten vor die Oeffentlichkeit und ist auch vorwiegend Concertsängerin geblieben, obschon sie in Newyork und London einige nicht erfolglose Debuts als dramatische Sängerin machte, trotz ihres von einem Unfall in der Jugend herrührenden hinkenden Ganges. Später zog sie mit dem Impresario Ullmann in fast allen Ländern Europas concertgebend umher und rief allenthalben Erstaunen hervor durch die ihrer sehr hohen Sopranstimme abgewonnene Biegsamkeit und Geläufigkeit.

Pätus ist der Zuname mehrerer röm. Familien. Unter denen, die ihn führten, sind vornehmlich zwei Römer der Kaiserzeit berühmt. Cäcina P. wurde als Theilnehmer an dem erfolglosen Aufstande des Statthalters von Dalmatien, Scribonianus, gefangen und 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt. Als er zögerte, sich die Brust mit dem Dolche zu durchbohren, gab ihm seine Gattin Arria (s. d.) das Beispiel des Muthes, dem er folgte. Sein Schwiegersohn, der röm. Senator Publius Thrasea P. aus Patavium, wird von Tacitus als einer der wenigen Männer, die zu Nero's Zeit Tugend, Charaktergröße und Freimüthigkeit besaßen, gefeiert. Da diese Eigenschaften in Nero Furcht und Haß erregten, wurde P. 67 n. Chr. wegen Majestätsverletzung angeklagt und verurtheilt, unter anderm, weil er, als der feile Senat sich zu Glückwünschen gegen Nero wegen des Todes seiner Mutter Agrippina erniedrigte, die Curie, ohne an dem Beschluß theilzunehmen, verlassen hatte. Die Wahl des Todes, in welchem ihm zu folgen er seine ihrer Mutter gleichgesinnte Gattin, die jüngere Arria, hinderte, wurde ihm freigestellt. Wie eine Libation für den befreienden Jupiter ließ er sein Blut aus den geöffneten Adern strömen.

Pau, Hauptstadt des franz. Depart. Niederpyrenäen sowie der ehemaligen Vicomté Béarn (s. d.), einst Residenz der Könige von Niedernavarra, liegt $12^1/_2$ M. im Ostsüdosten von Bayonne auf dem äußersten Rande eines Plateau, an der Eisenbahn und dem Gave-de-Pau, über welchen eine schöne hohe Brücke von sieben Bogen führt. Die im ganzen gutgebaute Stadt zählt (1861) 21140 E. und hat sehr romantische Umgebungen. Des milden und gesunden Klimas wegen halten sich hier im Winter viele Kranke und Reconvalescenten auf. P. ist Sitz eines Appellations- und Assisenhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte sowie einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer. Ihre 1724 gegründete Universität ging in der Revolutionszeit ein, desgleichen später die Universitätsakademie und die 1721 gestiftete Akademie der Wissenschaften. An Bildungsanstalten bestehen ein Lyceum (im ehemaligen Jesuitencollegium), eine Zeichen-, eine Handels- und eine Hebammenschule, eine Aufmunterungs- und eine Gesellschaft der Kunstfreunde, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, ein Archiv in der Präfectur sowie ein Theater. Ferner befinden sich hier ein kaiserl. Gestüte, ein Hippodrom, eine Schule für Pferdedressur, eine Irrenanstalt und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die merkwürdigsten Gebäude sind das Schloß Heinrich's IV., in welchem dieser König geboren ward und seine erste Jugend verlebte; der Justizpalast, die neue Halle mit Arcaden, Thurm, den Räumlichkeiten der Mairie; der Bibliothek und des Museums; die Präfectur und das aus weißem Marmor erbaute Neue Theater. Die beträchtliche Industrie der Stadt erstreckt sich auf Weberei von (Bearner) Leinwand, Tischzeug und Kattun, auf Flachsspinnerei, Färberei, Gerberei, Mühlenbetrieb, Fabrikation von Chocolade, Drechsler- und Messerschmiedwaaren, Wachskerzen und Spielkarten sowie auf Brennerei und Räucherung von Gänsekeulen und (sog. Bayonner-) Schinken. Die wichtigsten Gegenstände des gleichfalls starken Handels sind, außer den eigenen Fabrikaten, Weine, besonders trefflicher Jurançonwein aus der nächsten Umgebung, Kastanien, Getreide, Marmor, Kalk, Eisenwaaren, Blech, Leder und Häute. Auch ist hier ein Entrepot für Papier, Harz und Bauholz. Der bedeutendste der vier Jahresmärkte ist für Maulthiere, Esel und Auswechselung span. Münzen bestimmt. Unweit nordwestlich liegt an dem Gave-de-Pau und der Eisenbahn in weinreicher Gegend das Städtchen Lescar, vor der Revolution Bischofssitz, mit 1776 E., einem Lehrerseminar (Collège des Barnabites), einem modernen Schloß, einer Kathedrale mit den Gräbern der Margarethe von Valois, Katharine von Navarra, Johanna von Albret und anderer fürstl. Personen aus dem Hause Béarn sowie mit den Resten eines alten Schlosses und einer Festung, welche in den Hugenottenkriegen eine Rolle spielte.

Pauke oder Kesselpauke (ital. Timpano, franz. Timbale) heißt ein Orchester-Schlaginstrument, welches aus einem aus Kupfer getriebenen Kessel besteht, über dessen obern Rand an einem eisernen Reifen ein gegerbtes Kalbs- oder Eselsfell gespannt ist. Der Reifen hat acht gleichweit voneinander abstehende Löcher, unterhalb welcher ebenso viele kurze metallene Arme

am äußersten Umkreise des Kessels angebracht sind. Durch die Löcher laufen Schrauben, welche in Gewinde eingreifen, die in die Arme eingeschnitten sind, sodaß durch Umdrehung der Schrauben mittels eines Schlüssels die Spannung des Felles vermehrt oder vermindert, der Ton der P. höher oder tiefer gestellt (die Stimmung regulirt) werden kann. Das Fell muß an allen Punkten stets gleich straff gespannt sein, daher bei Veränderung der Stimmung alle Schrauben gleichviel angezogen oder nachgelassen werden müssen. Weil aber dieses Bewegen jeder einzelnen Schraube für sich beim Ein- und Umstimmen, namentlich im Verlaufe eines Tonstücks, ziemlich umständlich ist, hat man in neuerer Zeit die Einrichtung getroffen, daß mittels Umdrehung einer Handhabe eine völlig gleichmäßige Veränderung der Spannung des Fells auf einen einzigen Druck bewirkt, mithin die Umstimmung sehr schnell und leicht vollzogen werden kann. Die so eingerichteten P. nennt man auch Maschinenpauken. Damit die beim Intoniren der P. im Innern des Körpers entstehenden Schallwellen einen Ausgang finden, ist der Kessel an seiner untern Rundung mit einer kleinen Oeffnung, dem Schalloch, durchbrochen, auf welches inwendig ein der Stürze am Horn ähnlicher Trichter aufgesetzt ist. Im Orchester werden für gewöhnlich zwei P. gebraucht, von denen die eine, etwas kleinere (dem Spieler zur linken Hand stehend) in die Tonica, die andere, größere, in die (tiefere) Dominante des Tonstücks gestimmt zu sein pflegt. Doch kommen auch Stimmungen in andern Intervallen vor, wie z. B. im Scherzo der 9. Beethoven'schen Symphonie die Octave F—f, mit welchen Tönen übrigens auch der Gesammtumfang beider P. begrenzt ist. Höchstens kommt noch das hohe Fis, aber nur sehr selten vor. Geschlagen werden die P. mit zwei Klöppeln oder Schlägeln, deren Kopf mit Leder, Tuch, Schwamm oder Filz, je nachdem der Klang härter oder weicher sein soll, überkleidet ist. Notirt werden die P. in C-Dur, die tiefere mit G, die höhere mit c, auch wenn sie in einer andern Tonart gestimmt sind, was dann am Schlüssel bemerkt wird, z. B. Timpani in Es B, oder D A u. s. w. Sollen sie im Verlaufe desselben Tonsatzes umstimmen, so muß ihnen durch Pausen einige Zeit dazu gelassen und die neue Stimmung voraus angezeigt werden. Bei der Militärmusik führte früher jedes Reiterregiment ein Paar P.; in neuerer Zeit geschieht dies hier und da nicht mehr. Die P. ist ein uraltes Instrument und war in mannichfachen Formen schon in der ägypt., hebr., griech. und röm. Musik im Gebrauche. Von den Persern soll sie ins Abendland gekommen sein.

Paul ist der Name von fünf Päpsten. — **P. I.**, 757—767, der Bruder Stephanus' II., stand mit Pipin und Karlmann im guten Vernehmen. Eine unter ihm zu Gentilly gehaltene Synode behauptete gegen die Griechen das Ausgehen des Heiligen Geistes vom Sohne. Von ihm sind noch Briefe vorhanden; er ist kanonisirt und der 28. Juni ihm geweiht. — **P. II.**, 1464—71, ein geborener Venetianer, vorher Pietro Barbo, Archidiakonus zu Bologna, Bischof von Cervia, dann apostolischer Protonotar und Cardinal, ein Neffe des berüchtigten Eugen IV. (s. d.), war prunksüchtig und schwelgerisch und ließ gleich im Anfange seiner Regierung die kurz vorher eingegangene Wahlcapitulation vernichten. Er that Georg Podiebrad in den Bann, ließ gegen diesen sogar einen Kreuzzug predigen und hatte fortwährend Händel mit dem Könige Ferdinand von Neapel. In Frankreich vermochte er bei der Standhaftigkeit des Parlaments die förmliche Aufhebung der Pragmatischen Sanction nicht zu erlangen. P. setzte die Feier des Jubeljahres auf das je 25. Jahr fest. — **P. III.**, 1534—49, vorher Alexander Farnese, ein Römer von Geburt, Bischof von Ostia und Dekan des Cardinalcollegiums, bestätigte den Orden der Jesuiten, eröffnete das Concil zu Trient, betheiligte sich durch Legaten an den Gesprächen in Worms und Regensburg zur Vergleichung mit den Protestanten, ordnete auf den Rath des Cardinals Caraffa eine allgemeine Inquisition zur Unterdrückung des Protestantismus an und begann damit den rücksichtslosesten Kampf gegen die Reformation. — **P. IV.**, 1555—59, vorher Johann Petrus Caraffa, ein Neapolitaner, Bischof von Chieti, mit Cajetan der Stifter des Ordens der Theatiner (s. d.), protestirte gegen den Augsburger Religionsfrieden und gegen die Uebertragung der Kaiserkrone auf Ferdinand I. und handhabte die Inquisition mit Nachdruck gegen jede Begünstigung der prot. Richtung. Auch ließ er einen Index librorum prohibitorum aufstellen, mit größter Strenge ketzerische Bücher aufsuchen und verbrennen und suchte nicht nur die Forderungen der Zeit zu bekämpfen, sondern auch die alte Herrlichkeit des päpstl. Stuhls wiederherzustellen. Durch seine Strenge, seinen Inquisitionston und seine Politik erbitterte er das Volk und den größten Theil des Adels. Nach seinem Tode entstanden in Rom heftige Tumulte. Man zerstörte die Gebäude der Inquisition, zerschlug des Papstes Bildsäulen und erließ vom Capitol ein Bando, welches befahl, alles, was an P. IV. erinnerte, zu vernichten, und diejenigen mit Todesstrafe bedrohte, die in Rom das Wappen des Hauses Caraffa führen würden. — **P. V.**, 1605—21, vorher Camillo Borghese, ein starrer Kanonist, mußte im Kampfe mit der

im Geiste des Paul Sarpi (s. d.) handelnden Republik Venedig nachgeben, obschon er von den Jesuiten, namentlich von Bellarmin kräftig unterstützt wurde. Die Streitigkeiten über die Gnade sowie über die unbefleckte Empfängniß Mariä suchte er vergeblich dadurch zu dämpfen, daß er Stillschweigen über die Streitfragen gebot.

Paul I. (Petrowitsch), Kaiser von Rußland, 1796—1801, geb. 1. Oct. 1754, war ein Sohn des unglücklichen Kaisers Peter III. (s. d.) und der Kaiserin Katharina II. (s. d.). Der tragische Tod seines Vaters und die kalte Strenge seiner Mutter drückten früh auf die Jugend des Großfürsten, dem es weder an Talent noch an guten Eigenschaften des Gemüths fehlte. Zwar leiteten ausgezeichnete Männer, namentlich Graf Panin (s. d.) seine Erziehung, aber es fehlte doch der zartere Einfluß, welcher den ohne Zweifel angeborenen Zug seines Hauses, mistrauische Verschlossenheit und einen bis zur Gemüthsstörung getriebenen krankhaften Eigensinn, hätte mildern können. Von seiner Mutter in strenger Abhängigkeit gehalten und ohne Theilnahme an den Staatsgeschäften, deren Leitung Katharina mit Günstlingen theilte, war Paul auf sein Familienleben beschränkt und unternahm auch größere Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien; aber das Gefühl der Zurücksetzung und Unthätigkeit lastete doch auf ihm und trug nicht wenig dazu bei, seine Verbitterung und Leidenschaftlichkeit zu steigern. Als er 17. Nov. 1796 zur Regierung gelangte, begann er zunächst mit Thaten der Milde und Abstellung mancher Misbräuche, aber auch mit Handlungen der Sühne für seinen ermordeten Vater und der Strafe gegen dessen Mörder und die Günstlinge der Mutter. Neben allen Beweisen großherziger Gesinnung, z. B. gegen die Polen, gab sich doch jetzt schon sein mistrauischer Despotismus in strengen Maßregeln der Absperrung gegen das Ausland, in Ueberwachung und geheimer Polizei, wie in einzelnen Ausbrüchen gewaltthätiger Verfolgung kund. Die nämliche Mischung von Großmuth und Mistrauen, von hochherzigen Anwandlungen und asiat. Sultanslaunen, die seine innere Regierung sehr bald unberechenbar machte, prägte sich auch in seiner auswärtigen Politik aus. Erst trat er 1798 und 1799 mit allem dem monarchischen Eifer gegen die Revolution, der ihn beseelte, in den Bund der Mächte gegen Frankreich ein und machte ohne Eigennutz die größten Anstrengungen zu dem Kriege von 1799, bis er sich durch Oesterreichs und Englands Egoismus gekränkt glaubte und nun ebenso rasch ins Gegentheil umschlug. Daß seine Verbündeten manche kleine Aufmerksamkeit gegen ihn versäumt und seiner seltsamen ritterlichen Grille, Großmeister des Malteserordens zu werden, sich nicht geneigt bewiesen, hatte an diesem Wechsel den allergrößten Antheil. Bonaparte, damals Erster Consul, wußte diese persönliche Stimmung geschickt zu nützen, durch zarte Aufmerksamkeiten das Gemüth des Kaisers sich zu gewinnen und so (1800) jenen großen Wechsel in der europ. Politik vorzubereiten, der Frankreich und Rußland plötzlich eng verband, und infolge dessen Rußland bemüht war, die mittlern und kleinern Seemächte zu einem großen Bunde gegen das brit. Uebergewicht zu vereinigen. Noch greller als in der äußern Politik trat des Kaisers unglückliches Naturell in den innern Angelegenheiten zu Tage. Ein Despotismus, der nur hier und da noch durch Aeußerungen der Milde und Großmuth unterbrochen ward, Verfolgungen und Verbannungen, die sich bis zu den höchsten Kreisen ausdehnten, dazu der Einfluß unwürdiger Menschen, wie des Kammerdieners Kutaissow und der Französin Chevalier, machten die längere Dauer einer solchen Regierung zu einer moralischen Unmöglichkeit. So bildete sich eine Verschwörung, die bis in den Kreis der kaiserl. Familie nicht unbekannt war, auch wenn die Urheber zunächst nur von der unvermeidlichen Entthronung P.'s, nicht von seinem Tode sprachen. Graf Peter Pahlen, damals der einflußreichste Mann in des Kaisers Umgebung, war das Haupt der Verschwörung, die Subow, General Bennigsen, Uwarow und eine Anzahl Adelicher und Offiziere die bedeutendsten Theilnehmer. In der Nacht vom 23. März 1801 drangen sie in den Michailow'schen Palast, wo der Kaiser residirte, überraschten ihn in seinem Schlafgemach, schienen aber erst nur entschlossen, ihn zur Abdankung zu zwingen, bis entweder der Widerstand P.'s oder die Furcht und der persönliche Haß einzelner Verschworenen die tragische Katastrophe bereitete, über deren Einzelheiten sehr verschiedene Versionen existiren. Doch kam es zu einem förmlichen Handgemenge, an welchem Nikolai Subow und nach andern auch Bennigsen den thätigsten Antheil hatten, und wobei der Kaiser nach heftiger Gegenwehr gräßlich mishandelt und zuletzt durch eine Degenschärpe erdrosselt ward. Der Leichnam war so verstümmelt, daß man selbst der Gemahlin P.'s und den Großfürsten nicht gestattete, ihn zu sehen. Alexander, den man nun zum Kaiser ausrief, war in die Verschwörung nur so weit verflochten, als man ihm die Abdication seines Vaters wie eine Nothwendigkeit auch im Interesse seiner eigenen bedrohten Sicherheit darzustellen gewußt hatte. Am 10. Oct. 1773 war P. von seiner Mutter mit der Prinzessin

Wilhelmine von Hessen-Darmstadt (Natalia Alexiewna) vermählt worden. Nach deren kinderlosem Tode, 26. April 1776, ward ihm die Prinzessin Sophie Dorothea Auguste von Würtemberg (Maria Feodorowna) zur Gattin bestimmt, mit der er sich 24. Oct. 1776 vermählte. Aus dieser Ehe entsprangen die nachherigen Kaiser: Alexander (s. d.) und Nikolaus (s. d.); die Großfürsten Konstantin (s. d.) und Michael, geb. 8. Febr. 1798, gest. 9. Sept. 1849, vermählt 19. Febr. 1824 mit der Tochter des Prinzen Paul von Würtemberg, Friederike Charlotte Marie, jetzigen Großfürstin Helena Pawlowna; ferner die Großfürstinnen: Alexandra, Braut des Königs Gustav IV. Adolf von Schweden, dann 1799 Gemahlin des Erzherzogs Joseph, Palatinus von Ungarn, gest. 1801; Helena, gest. als Erbprinzessin zu Mecklenburg-Schwerin 1803; Maria, Großherzogin von Sachsen-Weimar, gest. 1859; Katharina, gest. als Königin von Würtemberg 1819; Anna, Königin der Niederlande, gest. 1865. Vgl. «Leben Paul's I.» (Frankf. 1804).

Paul (Friedr. Wilh.), **Herzog von Würtemberg**, bekannt als Reisender und Naturforscher, geb. 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien, war der zweite Sohn des 1822 verstorbenen Herzogs Eugen aus dessen dritter Ehe mit Herzogin Luise, geborenen Prinzessin von Stolberg-Gedern. Er erhielt seine Erziehung am Hofe zu Stuttgart und betrat bereits 1806 als Hauptmann à la suite die ihm durch seinen Stand eröffnete militärische Laufbahn. Durch einen seiner Lehrer, den Gymnasialprofessor Lebret, war jedoch der Prinz für die Naturwissenschaften gewonnen worden und zeigte sich für deren Pflege bald so begeistert, daß er im Mai 1817 den activen Dienst im würtemb. Heere wieder verließ, um ganz seinen Neigungen, insbesondere seiner Reiselust zu leben. Nachdem er die verschiedensten Theile Europas besucht, wandte er sich nach Amerika, wo er 1822—24 namentlich die Länder des Mississippi- und Missourigebiets sowie Cuba durchforschte. Seine Reiseeindrücke theilte er später in seiner «Ersten Reise nach dem nördl. Amerika» (Stuttg. 1835) in anziehender Weise mit. Obgleich sich P. 17. April 1827 mit der Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis vermählt und diese ihm auch 3. Sept. 1828 einen Sohn, den Prinzen Maximilian, geboren hatte, ging er doch 1829 zum zweiten mal über den Atlantischen Ocean nach Amerika, wo er bis 1832 vorzugsweise seine Aufmerksamkeit Mexico und den Culturresten der alten Azteken zuwandte. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der wissenschaftlichen Bewältigung und Ordnung der heimgebrachten Sammlungen, die in dem Schlosse Mergentheim aufgestellt wurden. Zugleich betrieb er daselbst die Cultur der Rebe sowie die Zucht exotischer Pflanzen im großen. Vom Sept. 1839 bis zum Aug. 1840 machte er für seine wissenschaftlichen Zwecke einen Ausflug nach den Nilländern. Nachdem er mehrere Jahre wieder den Studien obgelegen und dazwischen, wie von jeher, kleinere Reisen, z. B. nach Algier, England, Frankreich, Oesterreich, gemacht, schritt der Prinz 1849 zu einer dritten transatlantischen Reise, die bis zum Spätjahr 1856 währte. Er durchwanderte den ganzen Westen Nordamerikas, den Norden Mexicos, Centralamerika, das Innere Brasiliens, Uruguay, Chile, Peru, Bolivia und Ecuador und wandte sich dann über Panama nach Canada, Oregon und Florida. Gegen Ende 1857 durchschnitt er zum vierten mal den Ocean, durchforschte zunächst von Neuorleans aus die Gebiete des untern Mississippi, segelte dann über den Stillen Ocean nach Australien und kam im Jan. 1859 über Ceylon, Aegypten und Triest nach Deutschland zurück. P. widmete sich nun wieder seiner wissenschaftlichen Beschäftigung zu Karlsruhe, wo er seit dem Tode seines Vaters Wohnsitz genommen, starb aber schon 25. Nov. 1860 während eines Besuchs zu Mergentheim. Bei seiner Rastlosigkeit und seinem Reisetriebe war es dem Prinzen nicht vergönnt, die Ergebnisse seiner Forschungen zu verarbeiten und zu veröffentlichen. Den Glanzpunkt seiner ungemein reichen naturhistor. Sammlungen zu Mergentheim bildet unstreitig die ornitholog. Abtheilung.

Paul Veronese, s. Paolo Veronese.

Paulding (James Kirke), amerik. Schriftsteller, war aus einer im Staate Neuyork angesehenen Familie 22. Aug. 1779 zu Pawling an den Ufern des Hudson geboren. Sein Vater, der im Revolutionskriege sein Vermögen eingebüßt hatte, konnte ihm nur eine mangelhafte Erziehung geben, die er später durch eigene Anstrengung vervollständigte. In Verbindung mit seinem Schwager William Irving und dessen Bruder, dem nachher so berühmt gewordenen Washington Irving (s. d.), begann er seit 1807 die Herausgabe der satirischen Zeitschrift «Salmagundi». Der große Beifall, mit welchem das Publikum die darin enthaltenen Skizzen und Schilderungen aufnahm, veranlaßte Washington Irving sowol als P., sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Letzterer, der in seinen polit. Gesinnungen zur demokratischen Partei neigte, übernahm mit besonderm Eifer die Vertheidigung seines Vaterlandes gegen die Angriffe der engl. Presse und schrieb zu diesem Zwecke 1813 das satirische Gedicht «Lay of a Scotch

fiddle». Im folgenden Jahre erschien das gegen die «Quarterly Review» gerichtete Pamphlet «The United States and England» und 1816 die glücklichste seiner Satiren, «The diverting history of John Bull and Brother Jonathan». Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Virginien gab zu seinen interessanten «Letters from the South» Veranlassung. Als Dichter im höhern Sinne des Worts zeigte er sich in dem «Backwoodsman» (1818), in welchem er das romantische, aber gefahr- und mühevolle Leben eines Auswanderers im fernen Westen darstellt. Allgemeinere Bekanntheit, auch in Europa, erwarb er sich durch seine Romane. Auf «Koningsmarke» (3 Bde., Neuyork 1823), welches die Geschichte der schwed. Niederlassung am Delaware in humoristischer Weise behandelt, folgte «The Dutchman's fireside» (Neuyork 1831), vielleicht die gelungenste seiner Schriften; dann «Westward Ho!» (3 Bde., Neuyork 1832), eine Schilderung des Lebens in Kentucky, «The old continental» und «The Puritan and his daughter» (3 Bde., Neuyork 1849). Von seinen andern während dieser Zeit veröffentlichten Werken verdienen Erwähnung: «John Bull in America» (1824), «Merry tales of the three wise men of Gotham» (1826), eine gegen den Owen'schen Philanthropismus, die Phrenologie und das Protectionssystem gerichtete Satire; ferner die «Letters on Slavery» (1835) und eine Biographie Washington's für die Jugend (1835). Von seinen zerstreuten Gedichten zeichnen sich einzelne durch liebenswürdige und naive Gemüthlichkeit aus. Doch ist P. durch und durch Amerikaner und konnte daher in Europa weder als Satiriker so allgemein verstanden werden wie Irving, noch als Dichter einen so kosmopolitischen Ruf erlangen wie Longfellow. Als Politiker genoß er bei der amerik. Demokratie eines hohen Ansehens, bekleidete längere Jahre hindurch das Amt eines Marinecommissars im Hafen von Neuyork und war von 1837—41 unter der Präsidentschaft van Buren's Chef des Marinedepartements der Vereinigten Staaten. Seitdem lebte er vom polit. Schauplatz zurückgezogen in ländlicher Muße zu Hyde-Park am Hudson, wo er 9. April 1860 starb.

Pauli (Georg Reinhold), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. Mai 1823 zu Berlin, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung erst zu Bremen, dann auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, worauf er sich seit Ostern 1842 theils auf der Universität seiner Geburtsstadt, theils zu Bonn philol. und histor. Studien widmete. Er hörte vorzugsweise die Vorlesungen von Böckh, Lachmann, Welcker, Ritschl, Trendelenburg, Ritter, Dahlmann, Löbell, schloß sich aber frühzeitig besonders an Ranke an, zu dem er auch in nähere Beziehungen trat. 1847 wandte sich P. nach England und Schottland, wo er auf den dortigen Bibliotheken theils im Interesse seiner eigenen histor. Forschungen arbeitete, theils für Pertz' «Monumenta Germaniae historica» thätig war. Gleichzeitig diente er Bunsen, dem damaligen preuß. Gesandten zu London, 1849—52 als Privatsecretär, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Englands in Verkehr zu treten. Im Herbst 1855 kehrte P. nach Deutschland zurück. Er habilitirte sich an der Universität zu Bonn, von wo er schon 1857 als ord. Professor der Geschichte nach Rostock berufen wurde. Zu Michaelis 1859 siedelte er nach Tübingen über, wo er erst in der staatswissenschaftlichen, dann in der philos. Facultät den Lehrstuhl der Geschichte erhielt. Anfänglich beschränkten sich P.'s akademische Vorträge vorzugsweise auf die Geschichte Englands, allmählich zog er jedoch die mannichfachsten Gebiete der mittlern und neuern Geschichte in sein Bereich. Als die bedeutendsten unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die sich sämmtlich durch Gediegenheit der Forschung sowie durch lichtvolle Darstellung auszeichnen, sind hervorzuheben: «König Alfred und seine Stellung in der Geschichte Englands» (Berl. 1851), welches Werk sofort zweimal ins Englische übersetzt wurde; die treffliche Fortsetzung der von Lappenberg begonnenen «Geschichte von England» (Bd. 3—5, Gotha 1853—58), in welcher er die engl. Geschichte vom 12. bis zum Beginn des 16. Jahrh. geführt hat; «Bilder aus Altengland» (Gotha 1860); «Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1864—67); «Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen» (Tüb. 1867). Auch besorgte P. eine vorzügliche kritische Ausgabe von Gower's «Confessio amantis (3 Bde., Lond. 1857). Außerdem behandelte er in zahlreichen Beiträgen zu engl. und deutschen histor. und polit. Zeitschriften nicht nur Gegenstände der engl. Geschichte, sondern sprach sich auch über deutsche Angelegenheiten aus. Ein Aufsatz in den «Preuß. Jahrbüchern» (Aug. 1866), in welchem er die damaligen polit. Verhältnisse Würtembergs einer einschneidenden Kritik unterwarf, führte zu Differenzen mit der würtemb. Regierung, infolge deren er an das niedere Seminar zu Schönthal versetzt wurde. Im Nov. desselben Jahres erfolgte sodann sein Austritt aus dem würtemb. Staatsdienst. Die öffentliche Meinung ganz Deutschlands sprach sich in dieser Angelegenheit

fast einstimmig zu Gunsten P.'s aus, der auch alsbald von der preuß. Regierung die Professur der Geschichte zu Marburg erhielt, welche er Ostern 1867 antrat.

Paulicianer hießen seit dem 7. Jahrh. die unter dem Schutze der Bergketten des Kaukasus und Taurus in Armenien erhaltenen Ueberreste einer gnostischen Partei, deren Grundsätze manche Verwandtschaft mit den manichäischen zeigten, vorzugsweise aber der Lehre des Marcion (s. d.) entsprachen. Daher ihre Vorliebe für Paulus, nach dessen Begleitern ihre Vorsteher sich nannten; auch legten sie ihren Gemeinden die Namen Paulinischer Gemeinden bei. Sie verwarfen das Alte Testament, als von einem geringern Geiste eingegeben, die Briefe Petri, vielleicht auch die beiden ersten Evangelien, und betrachteten die Weltgeschichte als bewegt durch den Kampf eines guten und eines bösen Princips. Besonders aber hoben sie die sittliche Seite des Christenthums hervor und erklärten sich gegen das ganze äußerliche Kirchenwesen. Als Bilderstürmer wurden sie von den griech. Kaisern verfolgt oder geduldet, je nachdem diese dem Bilderdienste ungünstig oder günstig waren. Im 9. Jahrh. mußten sie wegen ihrer Ketzerei harte Bedrückungen leiden, unter denen viele umkamen, andere in das Gebiet der Mohammedaner flüchteten, welchen sie in den Kämpfen gegen die Griechen beistanden. Die im 10. Jahrh. versuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianischer Gemeinden, die der griech. Kaiser Johannes Tzimiskes nach Thrazien versetzte, gelang weniger als die Versuche, welche im 11. und 12. Jahrh. Alexius Komnenus machte.

Pauline (Christine Wilhelmine), Fürstin zur Lippe, geb. zu Ballenstedt 23. Febr. 1769, eine Tochter des Fürsten Friedrich Albert von Anhalt-Bernburg und dessen Gemahlin Luise, geborenen Herzogin von Holstein-Plön, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und hiermit ihr Charakter eine männliche Richtung, die sich selbst in kräftigen Gesichtszügen aussprach. Nach der Wahl ihres Herzens vermählte sie sich 1796 mit dem Fürsten Leopold von Lippe-Detmold. Als dieser 1802 starb, übernahm sie für ihren ältesten Sohn Leopold (s. d.) die vormundschaftliche Regierung, die sie in der That musterhaft führte. Namentlich hob sie die Leibeigenschaft auf und traf treffliche Einrichtungen in Hinsicht der Erziehungsanstalten. Auch gründete sie unter anderm eine Kleinkinderschule, die eine der ersten in Deutschland war. Besonders schätzte sie den General-Superintendenten von Cölln, an dessen «Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung» (4 Hefte, Lemgo, dann Frankf. 1800—4) sie fleißigen Antheil nahm und dessen hinterlassene Werke sie herausgab. Eine geistvolle Dichtung von ihr, «Die Theestunde einer deutschen Fürstin», worin sie den Gesammtberuf ihres Geschlechts darstellt, findet sich in der «Iduna» (1805). Mit kluger Umsicht benahm sie sich gegen Napoleon. Zum Besten ihres Landes unternahm sie selbst eine Reise nach Paris, wo sie durch Einsicht und Geistesgegenwart dem Kaiser Achtung einflößte und die Freundschaft Josephinens gewann. Als Regentin las, prüfte, erwog und verordnete sie alles selbst, musterte sogar ihr Truppencorps und entwarf die Etats zu dessen Verpflegung. Der Ausführung einer von der Fürstin 1817 entworfenen Verfassungsurkunde widersetzten sich die Landstände. Durch Einschreiten bewaffneter Macht wußte sie 1812 und 1818 ihr Ansehen in den Streitigkeiten mit Lippe-Schaumburg aufrecht zu erhalten. Nachdem sie 4. Juni 1820 die Regierung ihrem Sohne übergeben, starb sie noch in demselben Jahre, 29. Dec.

Pauliner (Mönche), s. Minimen.

Paulinzelle, ein Kammergut in der schwarzburg-rudolstädt. Oberherrschaft, zum Amtsbezirke Stadt-Ilm gehörig, 2 M. von Rudolstadt, 1 M. von Schwarzburg, ist geschichtlich merkwürdig durch das daselbst 1106 von Pauline, der Tochter des thüring. Grafen Moricho, und ihrem mit Udalrich gezeugten Sohne Werner gestiftete Cistercienser Nonnen- und Mönchskloster, die sich beide bis in das Zeitalter der Reformation erhielten. Dasselbe hatte schon im Bauernkriege viel zu leiden und wurde 1534 durch die Grafen von Schwarzburg aufgehoben, die in den Besitz seiner Güter gelangten. Durch den Blitz wurden nachmals die Gebäude zerstört; doch gehören die noch sehr ansehnlichen Ruinen, namentlich der Kirche, welche in einem waldumgrenzten Thale höchst romantisch liegen, zu den schönsten des Thüringerwaldes. Vgl. Hesse, «Geschichte des Klosters P.» (Rudolst. 1815); Puttrich, «Die Kirchen und sonstigen Alterthümer der schwarzburg. Länder» (Lpz. 1843).

Paullini (Christian Franz), ein Polyhistor seiner Zeit, geb. zu Eisenach 25. Febr. 1643, verlor frühzeitig seine Aeltern und studirte mit Unterstützung der Herzogin-Witwe Theologie, vorzugsweise aber Medicin auf mehrern Universitäten, namentlich auch in Kopenhagen unter dem berühmten Bartholin. Hierauf lebte er in Hamburg, von wo aus er Holland und England, Norwegen, Schweden, Lappland und Island bereiste. Von der Universität Wittenberg erhielt er das Magisterdiplom, von der zu Leyden die medic. Doctorwürde, auch wurde er zum gekrönten Dichter ernannt, kaiserl. Notar und 1675 Pfalzgraf. Die ihm vom Großherzoge von Tos-

cana angetragene Professur in Pisa mußte er Krankheit halber ablehnen. Inzwischen als Leibarzt des Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, in Korvei angestellt, ernannte ihn dieser 1677 zum Historiographen von Korvei, mit dem Auftrage, die Geschichte dieses Stifts zu schreiben. Nach dem Tode des Bischofs Bernhard 1678 überwarf sich P. bei der Derbheit und Gemeinheit seines Wesens mit allen Capitularen, sodaß diese ihn 1681 förmlich austrieben. Mit den Materialien zur Geschichte von Korvei wendete er sich nach Braunschweig, wo man ebenfalls sein Erbieten, eine korveische Geschichte zu schreiben, annahm. Doch auch Braunschweig verließ er 1686, um sich nach seiner Vaterstadt zu wenden, wo er 10. Juni 1712 starb. P. war ein eitler, ehrgeiziger, veränderlicher, aber dabei unablässig fleißiger Mann, besaß ausgebreitete Kenntnisse, aber keine eigentliche wissenschaftliche Bildung. Er compilirte die geschmacklosesten Bücher und warf Wahres und Unwahres ohne Kritik durcheinander. Abgesehen von der großen Zahl seiner wunderlichen Abhandlungen, z. B. über den Esel, den Maulwurf, die Kröte u. s. w., seiner «Heilsamen Dreckapotheke» (Frankf. 1696) und den kurzweiligen Sammelwerken, z. B. «Philos. Lustftunden» (3 Bde.), sind von seinen histor. Schriften nur zu erwähnen das «Antiquitatum Germanarum syntagma» (Frankf. 1698), die «Geographia curiosa» (Frankf. 1699) und die Ausgaben der «Annales» verschiedener Klöster. Seine Geschichte von Korvei erschien nicht im Druck. Infolge der von Hirsch und Waitz nachgewiesenen Unechtheit des zuerst von Wedekind herausgegebenen «Chronicon Corbejense» wurde P. Wigond veranlaßt, in P. den Verfasser desselben zu vermuthen. (S. Korvei.)

Paulus, der Apostel Jesu Christi, mit seinem hebr. Namen Saul genannt, war zu Tarsus in Cilicien von jüd. Aeltern, doch als röm. Bürger geboren. Den lat. Namen P. scheint er nach jüd. Sitte im Verkehr mit Griechen und Römern sich beigelegt zu haben. Die blühende, auch geistig regsame Handelsstadt brachte den Jüngling frühzeitig in Berührung mit griech. Volksgeist und griech. Sitte. Aber von der Frömmigkeit seiner Aeltern zum Rabbi bestimmt, wurde er nach Jerusalem geschickt und dort unter Leitung des berühmten Gesetzeslehrers Gamaliel (s. d.) in der pharisäischen Theologie unterwiesen. Nach damaliger Sitte betrieb er neben dem Gesetzesstudium ein Handwerk, das der Grobweberei. Ein feuriger, im Wollen wie im Denken gleich energischer Geist, mit ebenso reger Phantasie wie mit scharfem Verstande begabt, dazu voll glühenden Eifers für das einmal Ergriffene, setzte er alle seine Kraft an einen untadlichen Wandel nach dem Gesetze der Väter. Das Auftreten des Stephanus, der die Auflösung des Tempeldienstes durch den Gekreuzigten verkündete, erfüllte ihn mit leidenschaftlichem Haß gegen den Gesetzesverächter. In der Christengemeinde sah er nur einen Haufen Abtrünniger vom väterlichen Glauben und bot sich selbst dem Hohenrathe als Werkzeug an, die neue Sekte zu verfolgen. Mitten in diesem Verfolgungseifer, in dem er vor vielen andern sich hervorthat, gebot eine höhere Macht ihm Halt und wandelte den gefährlichsten Feind der neuen Messiasgemeinde in den gewaltigsten Apostel des Gekreuzigten um. Die Apostelgeschichte knüpft diese Umwandlung an eine Erscheinung Jesu Christi, welche dem P. auf dem Wege nach Damaskus, wohin er mit Vollmachten des Synedriums zur Verfolgung der dortigen Nazarener reiste, geworden sei, und seine eigenen Mittheilungen bestätigen diesen Hergang seiner Bekehrung. Die psychol. Erklärung dieser innern Umwandlung ist ebenso unerläßlich als schwierig. Spätere Schilderungen, deren lebendige Farben deutlich die eigene schmerzliche Erfahrung verrathen, lassen auf harte innere Kämpfe zurückschließen, welche der Eiferer um Gottes Gesetz mit seinem eigenen natürlichen Ich zu bestehen hatte. Je schärfer sein nach dem Höchsten ringender Geist die sittliche Aufgabe des Gesetzes erkannte, desto klarer drängte sich ihm die Unmöglichkeit auf, derselben zu genügen. Das Evangelium von dem gekreuzigten, aber durch die Auferstehung von den Todten göttlich beglaubigten Messias schien statt des Gesetzeswegs einen neuen Heilsweg zu eröffnen: war der Gekreuzigte wirklich auferstanden, so stammte das Heil nicht mehr aus des Gesetzes Werken, sondern aus dem Glauben an ihn. Aber lange und heftig sträubte sich sein Geist gegen eine Möglichkeit, deren bloßer Gedanke ihm als ein Frevel gegen das Heiligste, was er bisher verehrt hatte, erscheinen mußte. In dieser Zeit der tiefsten Erregung seines Seelenlebens, der gewaltsamsten Anspannung aller seiner geistigen und leiblichen Kräfte, wird sich ihm gerade, als er seiner Sache gegenüber den Nazarenern am gewissesten zu sein meinte, durch eine Vision des Auferstandenen entschieden haben, was ihm selbst unbewußt schon lange in seiner Seele sich vorbereitet hatte. Von solchen visionären und ekstatischen Zuständen, die bei ihm nicht blos mit psychischer Erregung, sondern, wie es scheint, auch mit gewaltsam-nervöser Reizbarkeit des leiblichen Organismus, mit dem «Pfahle im Fleische» und den «Faustschlägen des Satan» (2 Kor. 12, 7) zusammenhingen, redet er wiederholt selbst, und ähnliche Erscheinungen

waren auch sonst der Urgemeinde nicht fremd. Aber selten stand das Nerven- und Phantasieleben unter einer gewaltigern Zucht des denkenden Geistes als bei P. Was ihm auf dem Wege der Vision zur Gewißheit geworden war, das diente ihm fortan zum Ausgangspunkt für ein mit schärfster Consequenz des Denkens entworfenes, mit der spitzigsten Dialektik vertheidigtes Gedankensystem. Der Kreuzestod und die Auferstehung Christi bilden den Mittelpunkt davon. Ist durch die Auferstehung der Gekreuzigte als der Messias erwiesen, so auch der Kreuzestod selbst als göttliche Absicht und Nothwendigkeit. Das Kreuz Christi ist das Ende des Gesetzes, da die Macht der Sünde über die Menschheit im Fleische Christi, des himmlischen Menschen, für immer ertödtet und zugleich die Herrschaft des Gesetzes, die sich nur so weit erstreckt als die Sündenknechtschaft, gebrochen ist. Und wie der Gekreuzigte nach Ertödtung von allem, was irdisch an ihm war, in verklärter Herrlichkeit nur noch ein Leben des Geistes lebt, so ist durch ihn auch die Menschheit überhaupt zu diesem neuen geistigen Leben berufen. Der einzelne wird nun des neuen Heilswegs theilhaftig, indem er durch den Glauben an Christus in die Gemeinschaft seines Todes und seiner Auferstehung tritt. Christi Tod wird ihm zugerechnet als sein eigener Tod, wodurch er von dem Gesetzesfluch und der Sündenknechtschaft erlöst wird; der Auferstandene aber verbürgt ihm seine eigene Auferstehung und gibt ihm schon jetzt seinen Geist, den Geist der Kindschaft, ins Herz, der ihm seine Versöhnung mit dem himmlischen Vater gewiß macht und das Herz mit der Kraft zu einem heiligen, dem göttlichen Willen gemäßen Leben erfüllt. Das ist der neue Weg des Heils, den Gott in dem Kreuze Christi offenbart hat, des Heils nicht aus dem Gesetz, sondern allein aus Gnaden. Ist aber das Gesetz als Heilsweg beseitigt, so fällt auch jeder Vorzug der Juden vor den Heiden zusammen. Wie beide gleicherweise Sünder sind vor dem Gesetz, so erstreckt sich auch die Gnade gleicherweise auf beide. In Christus sind überhaupt alle bisher die Menschen von den Menschen trennenden Unterschiede aufgehoben; weder Stand noch Geschlecht noch Geburt kann einen Vorzug der einen vor den andern begründen. Das «Wort vom Kreuz» ist daher recht eigentlich eine Botschaft von der gleichen Berufung aller, die glauben wollen, zum Heil, das Evangelium von der Abschaffung des mosaischen Gesetzes und von der Ebenbürtigkeit der Heiden mit den Juden im Gottesreich.

Das sind die Grundgedanken des Paulinischen Evangeliums. Mit der Dialektik und den Beweismitteln des Pharisäerthums, ja auf dem Boden derselben Weltanschauung und derselben Gottesidee baute sich im Geiste des P. ein religiöses Lehrsystem auf, das nicht blos mit dem Pharisäismus, nicht blos mit dem Judenthum überhaupt, sondern auch mit dem gesetzestreuen Judenchristenthum der Urgemeinde in scharfen Gegensatz trat. Während P. den Kreuzestod Christi nur dann zu verstehen glaubte, wenn durch ihn die Scheidewand zwischen Juden und Heiden niedergerissen sei, hielten die Urgemeinden an der Bestimmung des messianischen Heils zunächst für Israel fest. Verkündigte jener die Aufhebung, so betonten diese die Erfüllung und Besiegelung des Gesetzes durch Christus und hielten nicht nur für sich an den mosaischen Satzungen fest, sondern verlangten auch die Pflichten der Heidenchristen nach den Aussprüchen des Gesetzes zu regeln. Sie konnten auf die Autorität des Alten Testaments, auf welches doch P. auch selbst seine oft überkühnen Schlußfolgen baute, auf das Beispiel Jesu selbst, ja auf manchen Ausspruch des Herrn, auf das Verständniß seiner Worte durch den von ihm persönlich erlesenen Jüngerkreis, ja selbst auf die einfachsten Forderungen der Moral sich berufen, welche durch die Lehre von der Abschaffung des Gesetzes bedroht schienen. Dennoch war auf der Seite des P. die innere Consequenz des christl. Princips, und wenn die Urgemeinde an die jüdisch-nationale Erscheinnng des Meisters sich hielt, so hatte der Heidenapostel die Tragweite seiner ganzen persönlichen Wirksamkeit, die weltgeschichtliche Bedeutung der von Jesu ausgegangenen religiösen Erneuerung ungleich tiefer erfaßt. Und auch die vermeintlichen Gefahren seiner Lehre für die Sittlichkeit konnte er getrost als Misverständniß zurückweisen. Lehrte er doch ausdrücklich, daß der neue göttliche Geist, der den Gläubigen vom Vater verliehen werde, sie ganz von selbst antreibe zu jeder sittlichen That, ja daß dieser Geist ihnen überhaupt erst ermögliche, wonach der Mensch unter dem Gesetze vergeblich sich strecke: die wahre innerliche Erfüllung der sittlichen Anforderungen des Gesetzes. Das Paulinische Evangelium, wie es im Streite mit schlagfertigen Gegnern immer allseitiger ausgeprägt wurde, erfaßt das innerste Wesen des Christenthums und stellt es, ob auch auf dem Boden der Weltanschauung der Alten Welt und angelehnt an eine äußere wunderbare Geschichte, zuerst als die universelle, für die ganze Menschheit bestimmte Religion und zugleich als die höchste Stufe aller religiösen Entwickelung, als die vollkommene Erlösungsreligion dar, zu welcher sich Heidenthum und Judenthnm nur als elementare Vorbereitungsstufen verhielten. In dieser Erkenntniß gründete sich die Nothwendigkeit des endlichen

Sieges seiner Sache und zugleich die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Lehre für die gesammte Geschichte der christl. Kirche bis auf den heutigen Tag.

Die eigene Lebensgeschichte des Apostels selbst weiß freilich wenig von in die Augen fallenden Siegen, desto mehr von rastlosen Mühen und ununterbrochenen Kämpfen, die seinem Wirken zuletzt ein Ziel setzten, zu erzählen. Nachdem er auf dem Wege nach Damaskus den Gekreuzigten als den auferstandenen Gottessohn erkannt, gegen den er bisher im unverständigen und sträflichen Eifer gekämpft, zog er sich längere Zeit in die Stille zurück, um einsam die neue, seinem Geiste aufgegangene Gedankenwelt zu bewältigen. Mit sich selbst und mit seinem Gott aufs Reine, sah er in der neuen Erkenntniß eine göttliche Offenbarung und seine eigene unmittelbar durch Christus erfolgte Berufung zum Heidenapostel. In diesem Sinne wirkte er zuerst an der Seite des Barnabas in der aus hellenistischen Juden und griech. Proselyten gebildeten Gemeinde zu Antiochia in Syrien und durchwanderte mit ihm gemeinsam Cypern, Pamphylien, Pisidien und Lykaonien als Reiseprediger fürs Gottesreich. Danach, als er seine gesetzesfreie Heidenmission durch den Eifer jerusalemischer Judenchristen bedroht sah, reiste er selbst nach Jerusalem, um von den ältern Aposteln die Anerkennung seines Apostolats und seiner Missionsgrundsätze zu erlangen (54 n. Chr.). Ein Compromiß kam zu Stande, der sein Werk vorläufig sicherstellte, bis bei Gelegenheit eines Besuchs des Petrus in Antiochia die nur verhüllten Gegensätze aufs neue hervorbrachen. Die ältern Apostel hatten die Befreiung der Heidenchristen vom mosaischen Gesetze nur in der Voraussetzung bewilligt, daß sie nur als Proselyten der Messiasgemeinde angeschlossen würden, deren eigentlicher Stamm, die Gläubigen aus Israel, nach wie vor dem Gesetze verpflichtet bleiben sollte. Ihnen gegenüber verkündete jetzt P. mit rückhaltsloser Entschiedenheit die Aufhebung des Gesetzes auch für die Juden und bezichtigte den Petrus, der ja auch mit Heidenchristen zu Tische gesessen, der Heuchelei. Erschrocken zogen Barnabas und viele seiner alten Freunde sich von ihm zurück, aber P. wählte sich neue Begleiter, besuchte mit ihnen die neugestifteten Gemeinden Kleinasiens und setzte dann, durch ein Traumgesicht gemahnt, von Troas nach Macedonien über. Eine ganze Reihe neuer Gemeindestiftungen zu Philippi, Thessalonich, Beröa und Korinth bezeichneten seine Spur. Ueberall verkündete er Juden und Heiden das Wort vom Kreuz als den alleinigen Heilsweg: aber auf Schritt und Tritt folgten seine Gegner ihm nach, und mehr als einmal glaubte er die Frucht seiner Arbeit verloren. Von Korinth, wo er $1\frac{1}{2}$ Jahr lang gewirkt, verlegte er den Sitz seiner Wirksamkeit nach Ephesus, um seinen kleinasiat. Gemeinden näher zu sein, bis sein Herz ihn drängte, durch Thaten der Liebe gegen die armen Christen in Jerusalem den tieferschütterten Frieden der Gemeinden wiederherzustellen. Noch einmal besuchte er seine macedon. und griech. Gemeinden und trat dann im Frühjahre 59 seine letzte Reise nach Jerusalem an, um die bei seinen Heidenchristen gesammelte Liebesgabe persönlich zu überbringen. Von dort wollte er wieder nach Rom, um den Gekreuzigten in der Welthauptstadt zu predigen. Aber als er den Tempel zu Jerusalem betrat, machte der Volkshaß gegen den Abtrünnigen vom Gesetze der Väter in gewaltsamer Weise sich Luft. Von den Judenchristen verlassen, wo nicht verrathen, fand er um den Preis seiner persönlichen Freiheit Schutz bei der röm. Obrigkeit. Der Statthalter Felix, der ein Lösegeld hoffte, hielt ihn zwei Jahre in Cäsarea gefangen. Der Nachfolger desselben, Porcius Festus, schickte ihn, da er an den Kaiser appellirt hatte, nach Rom. Nach stürmischer Seefahrt und nach einem Schiffbruche bei Malta langte er im Frühjahr 62 in der Welthauptstadt an, wo er zwei Jahre hindurch, wenn auch als Gefangener, das Evangelium verkünden durfte. Daß er am Ende dieser Zeit wieder freigekommen und nach neuen Missionsreisen, auf denen er auch Spanien berührt, zum zweiten mal in Gefangenschaft gerathen sei, ist eine durch kein geschichtliches Zeugniß bestätigte Vermuthung. Das Ende jener zwei Jahre in Rom fällt gerade in die Zeit der Neronischen Christenverfolgung (Juli 64), welche P. schwerlich überlebt hat.

Unter dem Namen des P. sind im neutestamentlichen Kanon 14 Briefe (**Paulinische Briefe**) auf uns gekommen, von denen, mit Ausnahme des Hebräerbriefs (s. d.), alle schon in den Eingangsworten als paulinisch sich darstellen. Doch sind auch von diesen dreizehn nur vier, der an die Galater, der erste und zweite an die Korinther und der an die Römer (letzterer mit Ausnahme der zwei Schlußkapitel) unzweifelhaft echt, und nach Inhalt und Stil jedenfalls am charakteristischsten für den Apostel. Der Galaterbrief und die beiden Korintherbriefe sind an Gemeinden, die P. selbst gegründet hatte, gerichtet und lassen uns in die innern Zustände jener Gemeinden, in ihr Verhältniß zu dem Apostel und in die Schwierigkeiten, mit welchen dieser zu kämpfen hatte, einen sehr deutlichen Einblick thun. Der Römerbrief, eine ebenso umfassende als planvoll angelegte Rechtfertigung des Paulinischen Evangeliums, verfolgt den Zweck, dem

P. bei den Judenchristen zu Rom einen vorurtheilsfreien Empfang zu bereiten. Drei andere unter seinem Namen überlieferte Sendschreiben, die sog. Pastoralbriefe (s. d.) sind (vielleicht mit Ausnahme eines kurzen, dem zweiten Briefe an Timotheus zu Grunde liegenden Schreibens) ausgemacht nachapostolischen Ursprungs. Ueber die sechs übrigen Briefe, an die Epheser, Kolosser, Philipper, an Philemon und zwei Briefe an die Thessalonicher, ist die Kritik noch nicht zum Abschluß gekommen. Den meisten Bedenken unterworfen sind die beiden erstgenannten und unter ihnen namentlich wieder aus sprachlichen wie sachlichen Gründen der Brief an die Epheser, der im besten Falle nur als eine spätere Bearbeitung eines echten Paulinischen Sendschreibens betrachtet werden könnte. Auch den zweiten Thessalonicherbrief treffen sehr starke Verdachtsgründe. Günstiger urtheilt die Kritik meist über den Philipperbrief, den ersten an die Thessalonicher und den kleinen Brief an Philemon, doch hat die Schule Baur's (s. d.) auch diese als unecht verworfen. Vgl. Hemsen, «Der Apostel P., sein Leben, Wirken und seine Schriften» (Gött. 1830); Usteri, «Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs» (Zür. 1824; 6. Aufl. 1851); Dähne, «Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs» (Halle 1835); Schrader, «Der Apostel P.» (5 Bde., Lpz. 1830—36); Howson, «The life and epistles of S. Paul» (2 Thle., Lond. 1856); Baur, «P., der Apostel Jesu Christi» (Tüb. 1845; 2. Aufl., 2 Bde., herausg. von Zeller, Lpz. 1866—67); Hausrath, «Der Apostel P.» (Heidelb. 1865); Lang, «Religiöse Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862).

Paulus Diakonus (also, oder auch Levita, benannt von seinem geistlichen Amte), des Warnefrid Sohn, der bedeutendste longobard. Geschichtschreiber und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, war geboren um 730 in Forojulii und stammte aus einem edeln longobard. Geschlechte in Friaul. Er genoß eine treffliche Erziehung in Pavia am Hofe des longobard. Königs Ratchis und scheint auch unter dessen Nachfolgern Aistulf und Desiderius am Königshofe verblieben zu sein. Wahrscheinlich hat er auch Adelperga, des Desiderius Tochter, deren Studien er leitete, an den Hof ihres Gemahls, des Herzogs Arichis von Benevent, begleitet. Für sie schrieb er, schon in den geistlichen Stand getreten, vor 781 eines seiner Hauptwerke, die «Historia Romana», indem er den Eutrop aus andern Quellen erweiterte und in sechs Büchern vorläufig bis auf den Fall der Gothenherrschaft fortsetzte, mit der Absicht, später noch bis auf seine eigene Zeit herabzugehen. Als eine Compilation aus noch bekannten Schriften hat dies Werk zwar für uns keinen Quellenwerth, ward aber für das ganze Mittelalter von hoher Bedeutung, wie seine zahlreichen Handschriften, Ueberarbeitungen, Fortsetzungen und Benutzungen bezeugen. Eine Ausgabe des echten Textes fehlt noch, doch ist ein großer Theil desselben gedruckt, nebst den Ueberarbeitungen, von denen eine unter dem Titel «Historia miscella» bekannt ist, am besten bei Muratori «Rerum Italicarum scriptores» (Bd. 1, Mail. 1728). 781 war P. bereits Mönch in Monte-Casino, dem berühmtesten Kloster seiner Zeit, und wandte sich bald darauf von dort nach Frankreich, vielleicht um die Freilassung seines bei dem Aufstande vom J. 776 gefangenen Bruders zu erbitten, vielleicht auch von Karl selbst wegen seiner Gelehrsamkeit aus Monte-Casino berufen. Bei Karl d. Gr. stand P. in vorzüglicher Gunst und trug wesentlich bei zur Förderung von dessen wissenschaftlichen Bestrebungen. Er verpflanzte das Studium der griech. Sprache nach Frankreich, besorgte um 783 in Karl's Auftrage eine aus den besten Schriftstellern gezogene Homiliensammlung: «Omiliarius» (von 1482—1569 oft gedruckt, auch ins Deutsche und Spanische übersetzt), welche durch viele Jahrhunderte im Gebrauch blieb. Bald darauf schrieb er auf Bitten des metzer Bischofs Angilram eine Geschichte der Bischöfe von Metz («Gesta episcoporum Mettensium», am besten gedruckt in Pertz' «Monumenta Germaniae historica», Bd. 2), das älteste Werk derart diesseit der Alpen. Schon 787 traf er indessen aus Sehnsucht nach der Heimat wieder in Monte-Casino ein, wo er auch bis zu seinem Tode (angeblich 13. April 797) verblieb. Hier nahm er den Plan seines frühern Geschichtswerks wieder auf, führte ihn aber in veränderter Gestalt aus, als Geschichte seines Volks, in welche er die griechische und fränkische gelegentlich verwob («Historia Langobardorum», zehnmal gedruckt und stets nach überarbeitetem Texte, zuerst Paris 1514, zuletzt und am besten bei Muratori; deutsch nach einer überarbeiteten Handschrift von Spruner, Hamb. 1838, nach dem echten Texte von Abel, Berl. 1849). Als er damit bis zu Liutprant's Tode (744) gediehen war, überraschte ihn der Tod. Die bedeutende Wirkung des Buchs bezeugen über 100 bekannte Handschriften, 10 Fortsetzungen, über 15 Auszüge und eine ununterbrochene Benutzung durch die spätern Geschichtschreiber bis tief ins 15. Jahrh. hinein. Außerdem sind noch von P. vorhanden eine Anzahl Gedichte und Briefe und einige theol. Schriften. Wahrheitsliebe, Unparteilichkeit, verständige Auswahl und Benutzung seiner Quellen und eine schlichte

Darstellung in einem für seine Zeit sehr reinen Stile zeichnen P. als Geschichtschreiber aus. Eine kritische Ausgabe seiner Werke steht zu erwarten in den «Monumenta Germaniae historica» von Bethmann, der auch bereits über seine schon sehr früh (seit dem Salernitaner Chronisten um 978) sagenhaft ausgeschmückte Lebensgeschichte wie über seine Schriften und die Geschichtschreibung der Longobarden überhaupt eine meisterhafte Untersuchung geliefert hat im «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 10, Hannov. 1851).

Paulus von Samosăta, seit 260 Bischof von Antiochia, erregte durch seine Erneuerung der ältern Lehre, daß Jesus wesentlich Mensch gewesen, in welchem der Logos als Kraft Gottes gewohnt habe, den Widerspruch der herrschenden Theologie, wurde auf zwei antiochenischen Synoden 264 und 269 als Ketzer angeklagt und endlich seines Amts entsetzt. Der Schutz, den ihm die Königin Zenobia von Palmyra gewährte, war nur vorübergehend, denn Kaiser Aurelianus besiegte diese 272. Einzelne Samosatener kamen noch bis in das 4. Jahrh. vor.

Paulus (Heinrich Eberh. Gottlob), verdienter deutscher Theolog, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, besuchte die Schule und das Stift zu Tübingen und widmete sich hierauf zu Göttingen dem Studium der orient. Sprachen, das er in London und Paris fortsetzte, worauf er 1789 einen Ruf als Professor der orient. Sprachen nach Jena erhielt. Hier beschäftigte ihn vorzugsweise die vom Orientalismus abhängige Erklärung des Alten und Neuen Testaments in psychologisch-histor. Weise, wie sie erkennbar ist in seinem «Philologisch-kritischen und histor. Commentar über das Neue Testament» (4 Bde., Lüb. 1800—4; 2. Aufl., Lpz. 1804—8) und in andern Schriften. Nach derselben Methode suchte er das Alte Testament zu erklären, z. B. in der «Clavis über die Psalmen» (Jena 1791; 2. Aufl. 1815) und in der «Clavis über den Jesaias» (Jena 1793). Nach Döderlein's Tode wurde er 1793 Professor der Theologie. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit ging er 1803 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg, wo er zugleich kurpfälz. Landesdirections- und Consistorialrath wurde. Von hier kam er 1808 als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulsachen nach Bamberg, 1809 in gleicher Eigenschaft nach Nürnberg und 1811 nach Ansbach. Noch in demselben Jahre wurde er durch seine Berufung als Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg dem akademischen Leben und hiermit der literarischen Thätigkeit zurückgegeben. Seit 1814 veranlaßten ihn die Verfassungsangelegenheiten seines Vaterlandes Würtemberg, nach dieser Seite hin schriftstellerisch zu wirken. So entstand die historisch-publicistische Zeitschrift «Sophronizon» (1819—29), welche durch Darstellungen allgemein wichtiger Zeitgegenstände sich auf vielen Seiten Beifall erwarb. Seiner Beleuchtung der in dem Processe gegen Fonk (s. d.) begangenen Rechtsverletzungen verdankte er die jurist. Doctorwürde von seiten der Universität zu Freiburg. Als theol. Schriftsteller gehört er zu den Hauptvertretern des historisch-kritischen Rationalismus, dessen Vorzüge und Schwächen bei ihm mit gleicher Schärfe ausgeprägt sind. Seine natürliche Wundererklärung hat vielfach den Spott gegen ihn herausgefordert, sein in seiner nüchterner Denkweise begründeter Gegensatz gegen die speculative Theologie verleitete ihn nicht selten zu ungerechter Schroffheit; dennoch hat er nach vielen Seiten hin freisinnig gewirkt, und seine Warnungen vor Mysticismus und Jesuitismus erwiesen sich trotz des Hohnes der Zeitgenossen nur allzu begründet. Der Vertheidigung eines freisinnigen Protestantismus dienten namentlich seine Zeitschriften «Der Denkgläubige» (Heidelb. 1825—29) und «Kirchenbeleuchtungen» (1827). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen seine «Memorabilien» (8 Stück, Lpz. 1791—96); «Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient» (7 Bde., Jena 1792—1803); «Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums» (2 Bde., Heidelb. 1828); «Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte» (Brem. 1830; 2. Aufl. 1834); «Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien» (3 Bde., Heidelb. 1830—33; neue Aufl. 1841—42) und die von ihm mit Kritik herausgegebenen «Vorlesungen Schelling's über die Offenbarung» (Darmst. 1843), wodurch er sich in einen Rechtsstreit verwickelt sah. Seit 1844 Alters halber in Ruhestand versetzt, starb er 10. Aug. 1851. Seine Gattin, Karoline P., die Tochter seines Oheims, des würtemb. Oberamtmanns Gottlieb Friedrich P., geb. 14. Dec. 1767 zu Schorndorf, vermählt 1789, gest. 11. März 1844 zu Heidelberg, war eine Frau von hoher Geistesbildung und hat sich auch als Romanschriftstellerin bekannt gemacht. Auch ihre Tochter, Emilie P., geb. um 1791 zu Jena, 1818 auf kurze Zeit mit Aug. Wilh. von Schlegel vermählt, gest. 1847, hat sich auf literarischem Gebiet versucht. Vgl. Paulus, «Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte» (Heidelb. 1839); Reichlin-Meldegg, «P. und seine Zeit» (2 Bde., Stuttg. 1853).

Paumótu oder Pomótu, jetzt officiell Tuamótu, d. h. Entfernte Inseln, auch unter den Namen Perleninseln, Niedrige Inseln (Archipel des Iles Basses; engl. Low Archipelago), Gefährliche Inseln oder Archipel des Bösen Meeres (Archipel Dangereux oder de la Mer Mauvaise) bekannt, ist ein weitläufiger Inselschwarm Polynesiens in der Südsee, der sich im S. der Marquesas- und im NO., O. und SO. der Gesellschaftsinseln über 11 Breiten- und 24 Längengrade erstreckt und aus 80 Atolls (s. d.) oder Laguneninseln der Korallenformation besteht. Wie der ganze Archipel, so sind auch die einzelnen Atolls von Nordwesten gegen Südosten gerichtet und langgestreckt. Die größten, meisten und einander am nächsten liegenden finden sich im Nordwesten, während die südöstlichen kleiner und durch breitere Meeresräume voneinander getrennt sind. Das allenthalben mit Korallenriffen und Klippen besäete, wegen der heftigen Brandungen der Schiffahrt höchst gefährliche Meer ist seit alter Zeit unter dem Namen des Bösen Meeres berüchtigt. Die Riffe der Atolls haben zum Theil eine Breite von 1230—1540 F. Die meisten umschließen eine Lagune, die bei Nairoa 25 M. und Fakarawa 22½ M. Umfang erreicht. Die größern der gewöhnlich sehr tiefen Lagunen haben einen oder mehrere das Riff durchsetzende Eingangskanäle für Boote, manche für Schiffe jeder Art. Mit Ausnahme von vier sind die Inseln flach, nur wenige Fuß mit Erde bedeckt. Die Vegetation wie das Thierreich zeigen sich infolge des wasserlosen Kalkbodens überaus dürftig. Doch sind jetzt alle Inseln mit Kokospalmen bepflanzt, welche zum größten Theil die Existenz und den Verkehr der Einwohner bedingen. Desto größer ist der Reichthum an Seethieren. Die vier hohen, von dem Typus der übrigen ganz verschiedenen Inseln sind Elizabeth, das südwestlicher gelegene Pitcairn (s. d.), Makatea (ganz aus Madreporenkalk bestehend, der wallartig zum Strande abfällt) und ganz besonders die Mangarewa- oder Gambiergruppe im südöstl. Theile des Archipels, nahe dem Wendekreise, die 1797 von Wilson entdeckt und nach dem Admiral Gambier benannt wurde. Es ist dies ein großes Korallenriff, das eine brauchbare Hafenlagune von 98 F. Tiefe mit drei Eingängen und sieben hohen Inseln vulkanischen Ursprungs umschließt, welche jedoch zusammen nur 0,34 Q.-M. einnehmen. Die Hauptinsel Mangarewa, 0,34 Q.-M. groß, erhebt sich im Duff oder Duft 1543 F. hoch. Die andern sind Tarawai, Aokene, Akmaru und drei ganz kleine Eilande. Die Inseln sind außerordentlich steil und wild, mit Vegetation bedeckt und, was auf der langen Strecke von der Küste Chiles nach Tahiti nur hier und auf Pitcairn der Fall, mit reinem, gutem Trinkwasser versehen. Ueberdies haben die Mangarewa-Inseln gute Holzarten, eßbare und nahrhafte Wurzeln, Ti-Pflanzen (Dracaena terminalis), süße Bataten, Zuckerrohr, Wassermelonen, Kokospalmen, Brotfrüchte, Platanen und Bananen. Die Bevölkerung des Archipels, deren Zahl 1864 von der franz. Regierung auf 8000 Individuen geschätzt ward und am dichtesten auf Anaa (1300) und der Mangarewagruppe (1500) beisammenwohnt, unterscheidet sich körperlich von den Tahitiern nur durch die Einflüsse, die sich aus ihrer Lebensweise ergeben. Früher waren die Bewohner Anthropophagen und sind es auch noch auf den östlichsten Inseln, die nicht unter tahitischem Einflusse stehen. Die westl. Inseln kamen schon früher in Abhängigkeit von Tahiti und geriethen mit diesem 1844 unter das franz. Protectorat, das sich bald über den ganzen Archipel erstreckte. Auf Anaa, das vier Dörfer mit vier Häuptlingen zählt und die bevölkertste und civilisirteste Insel ist, unterhalten die Franzosen einen Beamten, der die Aufsicht über die westl. Inseln führt. Von Tahiti aus erhielten die Bewohner der westl. Inseln auch die prot. Religion, der sie, obgleich die Katholiken auf Anaa eine Mission gegründet, eifrig treu geblieben. Ihr Kokosöl und die Perlen, die sie aus den Lagunen fischen, setzen sie an die europ. Kaufleute zu Papeete auf Tahiti ab, welcher Verkehr sehr zur Civilisation beigetragen hat. Die erste Entdeckung des Archipels geschah durch den Spanier Pedro Fernandez Quiros, welcher 1606 die im äußersten Südosten gelegenen Eilande Dueie und Elizabeth erblickte. Dann berührten 1616 die Holländer Le Maire und Schouten, die Entdecker des Cap Hoorn, die Inselkette. Auch Roggeveen 1721, Wallis 1767, Bougainville 1768, Cook 1769 berührten oder durchschnitten sie. Doch erst im 19. Jahrh. sind die Inseln, besonders durch den Russen Bellinghausen 1819, den Engländer Beechey 1821 und den Amerikaner Wilkes 1839, genauer erforscht worden.

Pauperismus (vom lat. pauper, arm), ein neues, von den Franzosen gebildetes Wort, bezeichnet den dauernden Miszustand der unvermögenden, handarbeitenden Klasse eines Landes, in welchen diese verfällt, wenn sie nicht nur keine genügende Arbeit hat, sondern auch der Arbeitslohn so tief steht, daß derselbe die Kosten der Lebensbedürfnisse des Arbeiters und seiner Familie nicht mehr deckt und deshalb die Arbeiterbevölkerung in Massenarmuth verfällt. Zeitweise kann zwar ein ähnlicher Zustand durch Krieg, Theuerung der Lebensmittel, Epidemien,

gewerbliche Stockungen u. s. w. eintreten, aber diese vorübergehende Erscheinung ist nicht als P. zu bezeichnen, dem ganz andere Ursachen zu Grunde liegen. Der P. entspringt aus dem Misverhältnisse des Angebots der Arbeit zur Nachfrage, der zu großen Zahl der Arbeiter zur vorhandenen Arbeit, der Niedrigkeit des Arbeitslohnes zur Höhe der Kosten der Lebensbedürfnisse, und nur eine wesentliche Umgestaltung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse würde ihn ganz beseitigen können. Ohne Zweifel herrschte der also definirte P. schon in frühern Jahrhunderten, aber er hat sich in unserer Zeit bei der Entwickelung des Industriewesens ausgedehnt, ist intensiver und infolge des moralischen und polit. Erwachens der niedern Volksklassen fühlbarer, darum auch für die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse gefährlicher geworden. Die Systeme des Communismus (s. d.) und Socialismus (s. d.) stellen sich im Grunde die Beseitigung des P. und seiner Consequenzen zur Aufgabe, nur ist ihre praktische Durchführung unmöglich, weil diese die Lähmung und Vernichtung unserer gesammten Culturentwickelung nach sich ziehen würde. Die Mittel, welche uns zur Zeit gegen den P. zu Gebote stehen, sind blos solche, die einen sehr allmählichen Umschwung in der Lage der niedern Volksklassen anbahnen und möglich machen. Vor allem wird es darauf ankommen, dafür Sorge zu tragen, daß alle ungerechtfertigten Schranken des gewerblichen Verkehrs fallen, damit die wirthschaftliche Thätigkeit des Volks sich vollständig entwickeln kann. Man wird ferner für eine körperlich und geistig gesunde, womöglich auch technisch tüchtige Heranbildung der jugendlichen Arbeiterbevölkerung zu sorgen haben. Man wird die Fesseln lösen müssen, die den Arbeiter noch an den Ort binden, wo er zufällig lebt, und die ihn hindern, seine Fortbildung und seinen Verdienst da zu suchen, wo er diese findet. Endlich wird man die Arbeiterbevölkerung vor übermäßigen Steuern und Lasten zu bewahren, dagegen aber in ihr die Associationen zur Abwehr drohender Unglücksfälle, zur Beschaffung billiger Lebensmittel u. s. w. zu begünstigen haben. Damit ist allerdings nicht alles geschehen, was geschehen müßte, aber doch das, was Staat und Gemeinde zunächst zu leisten vermögen, und was dem Arbeiterstande seine auf Selbsthülfe basirten Bestrebungen erleichtert. Den Weg zu finden, der zu einer durchgreifenden Besserung und Verhinderung jener Zustände führt, scheint nur der Zukunft vorbehalten zu sein. Vgl. über P. außer den ungemein zahlreichen Schriften über Armenwesen, die Arbeiterverhältnisse und Socialismus insbesondere aus neuerer Zeit die Arbeiten von Degerando (s. d.); ferner von Morogue, «Du paupérisme et de la mendicité» (Par. 1834); Villermé, «Tableau de l'état physique et moral des ouvriers» (Par. 1840); Villeneuve-Bargemont, «Économie politique chrétienne» (Par. 1834); Moreau-Christophe, «Du problème de la misère et de sa solution» (3 Bde., Par. 1851); Cherbuliez, «Études sur les causes de la misère tant morale que physique» (Par. 1853); Rocquancourt, «Essai sur le paupérisme» (Par. 1860); Baumstark, «Zur Geschichte der arbeitenden Klasse» (Greifsw. 1853); Glaser, «Ueber die Lage der arbeitenden Klassen» (Berl. 1863); Le Play, «Les ouvriers européens» (Par. 1855); Buret, «De la misère des classes labourieuses en France et Angleterre» (2 Bde., Par. 1841); Schmidt, «Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperismus» (Lpz. 1836); derselbe, «Ueber die Zustände der Verarmung in Deutschland» (Lpz. 1837); Engels, «Die Lage der arbeitenden Klasse in England» (Lpz. 1845); Kleinschrod, «Der Pauperismus in England» (Regensb. 1845); Audiganne, «Les populations ouvrières et les industries de la France» (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1860); Bechard, «De l'état de paupérisme en France» (Par. 1852); Ducpétiaux, «Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres» (Brüss. 1850), u. s. w.

Pausanias, der Sohn des Kleombrotos, führte die Regentschaft in Sparta während der Minderjährigkeit seines Vetters Pleistarchos, des Sohnes des Leonidas. Er befehligte das verbündete Heer der Griechen in der Schlacht bei Platää (s. d.), 479 v. Chr., zog hierauf vor Theben, welches ihm die Häupter der pers. Partei zur Bestrafung ausliefern mußte, und setzte dann den Kampf gegen die Perser in Asien durch die Eroberung von Byzanz mit Erfolg fort. Dieses Glück verleitete ihn zu solcher Anmaßung und Uebermuth, daß er sich den Sieg bei Platää allein zuschrieb. Während nun Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch Herablassung alle für sich gewonnen, mishandelte er die Bundesgenossen und betrachtete sich und die Spartaner als die Gebieter der übrigen Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlung, um sich zum Herrn von ganz Griechenland zu machen, entsagte selbst äußerlich den spartan. Sitten, indem er pers. Kleidung und Gewohnheiten annahm, und erregte so die allgemeine Unzufriedenheit der griech. Bundesgenossen, weshalb ihn die Spartaner zurückriefen. Kaum aber hatte man ihn in Berücksichtigung seiner frühern Verdienste oder aus Mangel

an ausreichenden Beweisen freigesprochen, als er sich auf eigene Hand wieder nach Byzanz begab und dort thrazische Söldner in Dienst nahm, bis ihn die Athener nöthigten, sich nach Troas zurückzuziehen. Von den Ephoren zurückgerufen, um sich zu verantworten, blieb er in Sparta unangefochten und konnte sogar seinen verrätherischen Briefwechsel mit Artabazos, einem Satrapen des Perserkönigs, fortsetzen, bis der Bote, den er mit dem entscheidenden Briefe absenden wollte, diesen den Ephoren übergab. Als diese ihn nun vor Gericht forderten, um die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihn anzuwenden, flüchtete er sich in den Tempel der Athene Chalkioikos auf der Akropolis von Sparta. Das Volk verschloß hierauf die Pforten des Tempels durch Anhäufen von Steinmassen, wobei seine Mutter zuerst mit Hand anlegte, und P. mußte auf diese Weise verhungern. Ein Abriß seines Lebens ist von Cornelius Nepos vorhanden.

Pausanias aus Magnesia am Sipylos in Kleinasien bereiste unter Hadrian und den Antoninen Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten, Libyen und Italien und verfaßte in längern Zwischenräumen, etwa zwischen 160—180 n. Chr., einen Bericht über einen Theil dieser Reisen, seine Periegesis von Hellas, in 10 Büchern, von denen Buch 1 Attika und Megaris, Buch 2 Korinth und das übrige Argolis, Buch 3 Lakonien, Buch 4 Messenien, Buch 5 und 6 Elis (das wegen der Fülle von Kunstwerken, die in Olympia zusammengehäuft waren, zwei Bücher einnimmt), Buch 7 Achaja, Buch 8 Arkadien, Buch 9 Böotien und Buch 10 Phocis (mit Delphi) behandelt. Sein Hauptaugenmerk ist die Beschreibung der an den von ihm besuchten Orten befindlichen Kunstwerke, woran er oft sehr weitläufige mytholog. und histor. Erörterungen und Excurse anknüpft; doch ist er nicht nur für die antike Kunstgeschichte, sondern auch für die Topographie Griechenlands unsere Hauptquelle. Sein Stil, in welchem er den Herodot nachzuahmen sucht, leidet vielfach an Nachlässigkeit und Unklarheit, Mängel, die im ersten Buche am stärksten hervortreten. Die besten Ausgaben sind die von Siebelis (5 Bde., Lpz. 1822—28), J. Bekker (2 Bde., Berl. 1826), Schubart und Walz (3 Bde., Lpz. 1838—39), L. Dindorf (Par. 1845) und die Handausgabe von Schubart (2 Bde., Lpz. 1853); die besten deutschen Uebersetzungen die von Siebelis und Reichardt (9 Bdchn., Stuttg. 1827—29) und von Schubart (9 Bdchn., Stuttg. 1857—66). Von dem Periegeten P. ist zu unterscheiden der ungefähr gleichzeitige Rhetor P. aus Cäsarea in Kappadocien, ein Schüler des Herodes Atticus, Lehrer der Sophistik in Athen und in Rom.

Pause (lat.), d. h. Ruhe, nennt man vorzugsweise in der Musik das Schweigen der Stimmen an gewissen Stellen eines Tonstücks sowie auch das Zeichen, das diesen Stillstand und seine Dauer anzeigt. Generalpause heißt die allgemeine P. sämmtlicher Instrumente. Ganz kurze P. nennt man, weil sie nur des Athem- oder Kraftschöpfens wegen da sind, Sospiren. Neben den P., als Ruhepunkten, gibt es auch sog. Gefühlspausen.

Pausilippo, Posilipo, ein Berg auf der südwestl. Seite Neapels, dicht bei der Stadt, ist besonders wegen des Felsenwegs, der sog. Grotte von P., merkwürdig, der, am östl. Eingang 80—90, in der Mitte 20—50 F. hoch, 24—30 F. breit und ungefähr 1000 Schritte lang, in gerader Linie durch den Berg von Neapel nach Pozzuoli führt und eine der belebtesten Landstraßen bildet. Unter Augustus auf Befehl des Agrippa vom Baumeister Cocceius als Tunnel und Fahrstraße durch den Hügelzug gebrochen, wurde die Straße von König Alfons I. um 1442 erweitert und auch noch später breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der Fels, vulkanischer Tuffstein, ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. Am Eingange und in der Mitte der Grotte stehen kleine Kapellen der Jungfrau Maria; über der Grotte finden sich Reste einer Wasserleitung und das sog. Grabmal Virgil's. Um den Weg durch die Grotte zu umgehen, wurde 1822 eine Kunststraße über den P. nach Pozzuoli angelegt. Der Durchstich wird von Strabo, Dio Cassius, Plinius, Seneca und Petronius, von beiden letztern unter dem Namen Crypta-Neapolitana erwähnt. Der Name P. wurde auf ihn und den ganzen Berg von der nahegelegenen Villa Pausilypum, griech. Pausilypon (die Gramstillende, Sans souci) übertragen, welche der berüchtigte Schlemmer Vedius Pollio dem Augustus vermachte, und die ihre Benennung vollkommen gerechtfertigt haben soll. Nahe dem östl. Eingange zeigt man auf der Höhe unter Weinpflanzungen das sog. Grab des Virgilius, jedenfalls ein röm. Grabgewölbe (Columbarium), eine Kammer von 15 F. im Quadrat, mit drei Fenstern, gewölbter Decke und zehn Wandnischen für Aschenkrüge.

Pavia, das alte Ticinum, später Papia genannt, eine der ältesten Städte Italiens, die Hauptstadt der gleichnamigen lombard. Provinz ($60\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 419785 E. Ende 1861) im Königreich Italien, Sitz eines Bisthums, der Präfectur für die Provinz, eines Tribunals erster Instanz und anderer Behörden sowie einer Handels- und Gewerbekammer, liegt an der

Eisenbahn von Mailand nach Alessandria und am Ticino, aus welchem von hier ein durch seine Schleusen merkwürdiger, seit 1819 vollendeter Kanal, der Naviglio di Pavia, nach Mailand führt, und den eine 340 Schritte lange bedeckte, marmorne Brücke, ein 1351 errichtetes Meisterwerk, überspannt. Die Stadt zählt 28670 E., ist durch eine Citadelle befestigt und hat breite Straßen mit Trottoirs, einige schöne Plätze, aber wenige ausgezeichnete Paläste. Unter den Kirchen zeichnen sich aus die Domkirche aus dem 15. Jahrh. mit dem Grabmale des heil. Augustinus, namentlich aber die schöne Kirche Sta.-Maria Coronata. Die besonders im Mittelalter so berühmte Universität, in einem prachtvollen Gebäude, soll Karl d. Gr. ihre Entstehung verdanken. Neu gestiftet wurde sie 1361 von Galeazzo Visconti und später erneuert (so in neuerer Zeit 1770, 1817 und 1859). Dieselbe umfaßt drei Facultäten, für Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie, mathematische und Naturwissenschaften, mit beigegebenen Lehrkanzeln für Philosophie und Literatur, und besitzt reiche Sammlungen, eine Bibliothek von 130000 Bänden und einen Botanischen Garten. Die Frequenz betrug 1864/5 1200 Studirende, die Zahl der Docenten 46. Außerdem hat P. ein bischöfl. Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Kunstschule, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die Stadt unterhält jährlich eine bedeutende Messe und treibt Handel mit Wein, Oel, Seide, Käse u. s. w. Ein besonderer Handelsartikel sind die Vipern, die hier gefangen und zur Theriakbereitung nach Venedig verkauft werden. Die Umgegend ist an Reisfeldern überaus reich. In der Nähe der Stadt liegt das berühmte Kartäuserkloster Certosa di Pavia (s. d.). Nahe bei demselben wurde 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Karl d. Gr. und 1525 Franz I. im Kriege gegen Karl V. gefangen genommen. Die Stadt P. war seit Alboin 568 Hauptstadt des Longobardischen Reichs, bis Karl d. Gr. 774 dasselbe eroberte. Kaiser Otto I. ließ sich hier 951 zum lombard. Könige krönen. Mit Mailand hatte P. mehrmals, namentlich 1059, heftige Kämpfe zu bestehen; in den ghibellinisch-guelfischen Streitigkeiten schloß es sich meist an die Partei der deutschen Kaiser an. Später herrschte in P. die Familie Beccaria; dann kam es unter Mailand, mit diesem 1756 an Oesterreich. 1796 brach hier ein Aufstand aus, infolge dessen die Stadt von den Franzosen erstürmt und geplündert wurde. Auch 1848 war P. mehrmals der Schauplatz von Unruhen. Am 20. März erhob sich ein blutiger Aufruhr, welcher den Abzug der Oesterreicher und den Einzug der sardin. Freischaaren zur Folge hatte. 1859 wurde P. mit der Lombardei von Oesterreich an Frankreich und von diesem an Sardinien abgetreten.

Pavian (Cynocephalus), eine natürliche und sehr charakteristische Affengattung der Alten Welt, ist durch die sehr verlängerte Schnauze, ihre hundsähnliche Physiognomie, großen Gesäßschwielen, ihr fürchterliches Gebiß mit sehr großen und starken Eckzähnen und ihre Wildheit ausgezeichnet. Die P. sind stark, grimmig, unzähmbar, die wildesten und brutalsten unter allen Affen; in ihren Handlungen legen sie Wildheit, Bosheit und ursachlosen Haß gegen alles an den Tag, was ihnen in den Weg kommt. Sie nähren sich von Früchten, Körnern, Wurzeln und Insekten und pflegen ihre Nahrung in den geräumigen Backentaschen fortzutragen. Mit Ausnahme des schwarzen P. auf Celebes gehören sie sämmtlich Afrika an. Zu ihnen gehört der Mandrill (s. d.); der Drill (C. leucophaeus), welcher dem Mandrill ziemlich ähnlich ist, aber ein glänzend schwarzes Gesicht hat; der Bärenpavian (C. porcarius), der Mantelpavian (C. hamadryas) aus Abyssinien u. s. w.

Pavillon (franz., vom lat. papilio, d. i. Schmetterling, dann Zelt, Zeltdach) heißt ein viereckiges Gebäude, in der Mitte zwischen zwei Flügeln oder auf den Ecken angebracht, oder bisweilen auch freistehend, wegen der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit der eines Lagerzeltes. Gewöhnlich haben P. platte oder kuppelförmige Dächer.

Pawlowsk, ein 4 M. von Petersburg an der Slawjänka gelegenes, 1780 nach dem Plane des Engländers Brown im edeln Stil erbautes und 1803 nach einem Brande erneuertes kaiserl. Lustschloß, zeichnet sich besonders aus durch seinen reizenden Park sowie durch seinen Vauxhall, der im Sommer einen Hauptvergnügungsort der Petersburger bildet. Der Park selbst ist eine Schöpfung der Kaiserin Maria Feodorowna, der Gemahlin Paul's I., die an diesem von der Natur wie von der Kunst gleich schön ausgestatteten Orte besonders gern verweilte. Die lieblichsten Anlagen des Parks sind die sog. Zauberinsel, von der Slawjänka umflossen, der Rosenpavillon, die Eremitage, die einst dem pers. Prinzen Mirza zur Wohnung diente, der Stern mit der bronzenen Niobegruppe, der Musenplatz, der Tempel der Grazien, die überaus reizend gelegene kaiserl. Ferme mit dem buntfensterigen Zarensaal und die mit den Arbeiten des russ. Plastikers Martos verzierten Mausoleen und Grabtempel. In der Mitte des im Halbkreis gebauten Schlosses befindet sich eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung mit vielen Werken alter

Meister und das sog. Cabinet de réunion, dessen Geräthe und Verzierungen insgesammt von den Prinzessinnen des kaiserl. Hauses gearbeitet sind. Auch das Münz- und Mineraliencabinet wie der Saal mit den herculanischen Denkwürdigkeiten verdienen Erwähnung. 1828, nach dem Tode der Kaiserin Maria, erhielt das Schloß der Großfürst Michael. Im Umfange der Parkanlagen liegt die Stadt P. mit 3416 E., die durch eine 1838 eröffnete Eisenbahn mit der Residenz in Verbindung gesetzt ist.

Pax vobiscum, d. i. Friede sei mit euch, eine Segensformel, welche der Geistliche zur Gemeinde spricht, und die schon in der alten Kirche gebräuchlich war. Chrysostomus leitete sie von den Aposteln her und prägte ihr dadurch den echt apostolischen Charakter auf.

Paxo, im Alterthum Paxos, eine der Ionischen Inseln des Königreichs Griechenland, zu der durch Gesetz vom 9. Jan. 1866 gebildeten Nomarchie Korfu gehörig, 2 M. südlich von Korfu gelegen, 1 M. lang und $1/2$ M. breit, nur 0,34 Q.-M. groß und 1864 doch 4900 E. zählend, besteht aus einer fast durchweg gebirgigen Kalksteinmasse mit überaus malerischen, besonders im Westen steil abfallenden Felsenküsten, zahlreichen, sehr merkwürdigen Höhlen, vielen Schwefelquellen und ist fast ganz mit Olivenhainen bedeckt, welche das meiste und beste Oel (3509 Faß im J. 1860) der Ionischen Inseln liefern. Ungeachtet seines geringen Umfangs hat P. einen eigenen Bischof, eigene Municipalität und Gerichtshöfe. Unter der engl. Oberhoheit hatte es auch als Haupbestandtheil der Siebeninselrepublik einen eigenen Residenten des Lord-Obercommissars. Viele kleine Kapellen liegen auf dem Eilande zerstreut umher, die hauptsächlich nur an den Festtagen ihrer Heiligen benutzt werden. Die Einwohner sind schöner und wohlhäbiger als auf den andern Ionischen Inseln, die Luft sehr gesund, sodaß viele Bewohner ein sehr hohes Alter erreichen. Der Hauptort, das Hafenstädtchen Gaio oder Porto-Gaio, auch San-Nicolas genannt, gewährt mit seinen weißgetünchten, von Gärten und Olivenhainen umgebenen Häusern einen sehr freundlichen Eindruck und zählt etwa 2000 E. Das 1 M. südlicher gelegene und nur 0,05 Q.-M. große Inselchen Antipaxo hat mehrere Stellen, an denen dem Kalkstein flüssiger, an der Sonne hart werdender Asphalt entquillt, und zählt ungefähr 100 E., meist Fischer und Schäfer, die jedoch auch Oel, Wein und Mandeln bauen.

Paxton (Sir Joseph), engl. Landschaftsgärtner und Architekt, wurde 3. Aug. 1803 zu Miltan-Bryant in Bedfordshire von armen Aeltern geboren. In seiner Jugend hatte er mit manchem Ungemach zu kämpfen, bis es ihm glückte, eine Anstellung in den Gärten des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth zu erhalten, wo er sich bald so auszeichnete, daß ihn der Herzog zu seinem Obergärtner ernannte und ihm später die Aufsicht über alle seine Güter anvertraute. Unter seiner Leitung erlangten die Anlagen zu Chatsworth einen europ. Ruf, und P. ward als einer der ersten Gartenkünstler neuerer Zeit anerkannt. Durch seine «Treatise on the culture of the Dahlia» (Lond. 1838) führte er sich vortheilhaft in die botan. Literatur ein. Ihr folgte das in Verbindung mit Lindley herausgegebene «Pocket botanical dictionary» (Lond. 1840), dem sich mehrere in dem von ihm redigirten «Horticultural Register» und andern botan. Journalen veröffentlichte Arbeiten anschlossen. Die 1850 in London beschlossene Weltindustrieausstellung gab ihm Gelegenheit, sein praktisches Talent in einem neuen Lichte zu zeigen. Es handelte sich um die Zweckmäßigkeit des für dieselbe zu errichtenden Gebäudes, über welche viele widersprechende Ansichten laut wurden, als P. auf den Gedanken kam, ein solches von Glas herzustellen. Er hatte bereits ähnliche Gebäude in kleinerm Maßstabe zu Chatsworth ausgeführt, die ihrem Zwecke vollkommen entsprachen. Obgleich sein Entwurf erst nach Ablauf des zur Concurrenz festgesetzten Termins einging, wurde ihm doch der Vorzug gegeben und das Ausstellungsgebäude, der sog. Krystallpalast, nach demselben errichtet. Der wunderbare Bau erfüllte alle Anforderungen, die man ihm in praktischer Beziehung stellte, so vollständig, daß er seinem Urheber den Ruhm eines genialen Architekten auf immer sicherte. P. wurde von der Königin Victoria zum Ritter geschlagen, und als nach Abtragung des Krystallpalastes in Hydepark sich 1852 eine Actiengesellschaft bildete, um ihn bei Sydenham in neuer, erweiterter Gestalt erstehen zu lassen, wurde er an die Spitze dieses großartigen Unternehmens gestellt, welches seitdem seine Kräfte vorzugsweise in Anspruch nahm. Zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, trat er 1854 für Coventry ins Parlament und organisirte während des Krimkriegs das Arbeitercorps, welches die Eisenbahn von Balaklava nach den Laufgräben vor Sewastopol baute. Daneben fand er noch immer Zeit, ein der Blumenzucht gewidmetes Journal unter dem Titel «Paxton's Flower Garden» (seit 1850) erscheinen zu lassen, an dem sich Lindley und andere namhafte Botaniker betheiligten. Aus Dankbarkeit gab er seine Stellung beim Herzoge von Devonshire auch jetzt nicht auf, der ihm in seinem Testament eine Summe von 2000 Pfd. St. ver-

machte. Er starb auf seinem Landsitze Rockhills bei Sydenham 8. Juni 1865 und wurde in Chatsworth, dem Schauplatze seiner frühern verdienstvollen Thätigkeit, begraben.

Payen (Anselme), franz. Industriechemiker, geb. 6. Jan. 1795 zu Paris, besuchte beim Abgange von der Schule die Laboratorien und Vorlesungen der berühmten Chemiker Vauquelin, Chevreul und Thenard. 1814 im Begriff in die Polytechnische Schule einzutreten, mußte er die Laufbahn seines Vaters ergreifen und leitete nun in Vaugirard bei Paris eine bedeutende Runkelrübenzuckerfabrik, wo er viele neue Zubereitungsarten einführte und wissenschaftliche Resultate anwendete. 1835 versah er zeitweilig die Stelle des Chemikers Dumas bei dessen Vorlesungen über praktische, auf Gewerbe und Landwirthschaft angewandte Chemie. Im folgenden Jahre wurde er Titularprofessor an der Schule der Gewerke und Manufacturen. Auch übertrug man ihm am Conservatoire des arts et métiers einen Cursus, welchen er seitdem besorgte. P. ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1842. Von den trefflichen Fachschriften, die er veröffentlichte, sind zu nennen: «Cours de chimie élémentaire et industrielle» (2 Bde., Par. 1830—31); «Manuel de cours de chimie organique appliquée aux arts industriels et agricoles» (Par. 1841); «Précis de chimie industrielle» (2 Bde., Par. 1849; 4. Aufl. 1859, mit Atlas); «Traité complet de la distillation» (Par. 1862). Auch erschienen von ihm zahlreiche Memoiren, Berichte und Abhandlungen in Fachzeitschriften und Sammelwerken.

Paysandú, befestigter Handelsplatz und Hauptstadt des gleichnamigen Departements in der südamerik. Republik Uruguay, unter 32½° südl. Br. am linken Ufer des hier durch die Insel P. auf 1800 F. Breite eingeengten schiffbaren Uruguay gelegen, zählt 7000 E. und hat sich in neuerer Zeit zu einer großen Handelsblüte emporgeschwungen. 1861 betrug der Werth der Einfuhr 132204, der der Ausfuhr 288738 Piaster. Neuerdings hat jedoch die Stadt ein harter Schlag getroffen, indem sie 16. Oct. 1864 von den Brasiliern in Blokadezustand erklärt, 6. Dec. von den Truppen des Generals Flores (Expräsidenten von Uruguay) und der brasil. Flotte angegriffen und durch wiederholtes Bombardement fast ganz zu Grunde gerichtet ward. Am 2. Jan. 1865 endlich wurde sie von Flores und der seit Ende December angelangten Hauptmacht der brasil. Invasionsarmee erobert, worauf ihr Vertheidiger, General Leandro Gomez, sich an Flores ergab, aber von dessen Soldaten erschossen ward.

Pazzi, ein noch blühendes ital. Geschlecht von altem Adel aus dem Arnothal, später in Florenz ansässig, namentlich bekannt durch die Verschwörung gegen Lorenzo und Giuliano de' Medici im J. 1478. Anlaß zu derselben waren Eifersucht gegen die steigende Macht des Hauses, Groll wegen der den P. entzogenen Borromeo'schen Erbschaft, Nebenbuhlerschaft wegen Handelsgeschäften in Rom, wo beide Familien Banken hatten. Papst Sixtus IV., durch seinen Neffen Graf Girolamo Riario gegen die Medici gereizt, schürte das Feuer; Francesco Salviati, Erzbischof von Pisa, dessen Bruder Giacomo, Jacopo Bracciolini, Bernardo Bandini u. a. nahmen an der Verschwörung theil. Die Ankunft des jungen Cardinals Raffael Riario, Großneffen des Papstes, in Florenz gab das Signal zur Ausführung. Der erste Plan, die Medici auf der fiesolanischen Villa (Villa Mozzi) zu ermorden, mislang. Dann wählte man den 26. April (1478), an welchem der Cardinal das Hochamt im Dom celebriren sollte. Die Verschworenen hatten die Rollen unter sich vertheilt. Während der Messe ermordeten Francesco P. und Bandini Giuliano; Lorenzo, von Antonio Maffei aus Volterra verwundet, gelang es, sich in die Sakristei zu retten. Währenddessen versuchte der Erzbischof sich des Gemeindepalastes zu bemächtigen, wurde jedoch von dem Gonfaloniere Cesare Petrucci und den dem Hause Medici günstigen Prioren ergriffen. Der Versuch Jacopo P.'s, das Volk für die Verschwörung zu gewinnen, hatte gleich geringen Erfolg; überall erscholl das Feldgeschrei der Mediceischen Partei. Man waffnete sich in Eile, und die Verschworenen wurden theils in der Stadt, theils auf der Flucht ergriffen und meist an den Fenstern des Gemeindepalastes gehängt. Von den P. blieb nur Guglielmo, Schwager der Brüder Medici, am Leben und im Besitz seines Vermögens. Cardinal Riario wurde durch Lorenzo de' Medici vor dem Grimme des Volks geschützt. Die Verschwörung zog das Interdict über Florenz und einen Krieg mit dem Papste und dem Könige von Neapel nach sich, welchen Lorenzo zu Ende 1479 durch Vertrag beendigte. Der Palast P. della Congiura führt jetzt den Namen Quaratesi; die Villa an der Straße nach Bologna war in neuerer Zeit Eigenthum der Sängerin Angelica Catalani. Politiano hat die Geschichte der Verschwörung beschrieben, Alfieri sie zum Gegenstand einer Tragödie gemacht.

Pecari, s. Bisamschwein.

Pech nennt man im allgemeinen das gekochte und erhärtete Harz vieler Nadelhölzer, besonders der Kiefern und Fichten, wie auch der Tannen und Lärchenbäume. Man hat davon mehrere

Sorten, was von der verschiedenen Bereitungsart und von der Art des dazu genommenen Harzes abhängt. Gewinnt man nämlich das Harz dieser Hölzer durch Einhauen in den untern Theil des Stammes, so ist es mit dem Terpentinöl verbunden und bildet eine halbflüssige Masse, welche Terpentin (s. d.) heißt. Es tritt aber das Harz auch theils von selbst aus der Rinde, theils sammelt es sich an den nach der Gewinnung des Terpentins offen gebliebenen Stellen des Stammes, trocknet bereits am Stamme ein, wobei es sein ätherisches Oel verliert, und wird zu einer gelblichweißen oder gelben festen Masse, die unter dem Namen gemeines Fichtenharz oder Galipat bekannt ist. Dieses enthält nach bis zu 15 Proc. Terpentinöl und besteht außerdem wesentlich aus Silvinsäure und Pininsäure. Scheidet man nun durch Destillation das Terpentinöl von dem Terpentin ab, so heißt der nach der Destillation verbleibende harzige Rückstand gekochter Terpentin, und wird er nachmals geschmolzen, so bildet er das Kolophonium (s. d.). Das gemeine Fichtenharz aber gibt, wenn es geschmolzen worden ist, das spröde gelbe P. und, wenn es mit Wasser gekocht und durch Stroh geseiht aber durch einen groben Leinwandsack gepreßt und von dem Unrath gereinigt wird, das weiße burgundische P. Aus den auf dem Strohe bleibenden Pechgrieben oder Pechgriesen wird noch Kienruß gebrannt. Durch eine Art trockener Destillation (Theerschwelen) des Harzes der genannten Gewächse in verschlossenen Gefäßen oder im Theerofen erhält man ein dickflüssiges schwarzes Harz, welches nach Holzsäure und empyreumatisches Oel enthält und den Namen Theer führt. Wird dieser Theer abgedampft, so entsteht daraus das schwarze P. oder Schiffspech. Das bei dem Einkochen des Theers abdestillirte Oel wird Pechöl genannt, mit welchem Namen öfters auch das Kienöl oder gemeine Terpentinöl bezeichnet wird. Fast überall, wo Nadelhölzer in Massen sind, wird auch P. gewonnen, gelbes und schwarzes P. vorzüglich in Schweden, Nordamerika, im Harz, in Böhmen und Sachsen, weißes P. und Galipat in Frankreich. Die verschiedenen Arten des P. dienen theils zum Auspichen und Verpichen von Gefäßen, Flaschen, Schiffen u. s. w., theils als Zusatz zu Siegellack, Kitten, groben Firnissen, Pflastern, Stiefelwichsen u. s. w., endlich wegen der Brennbarkeit zu Fackeln, Pechkränzen und Pechfaschinen.

Pechnelke, s. Lychnis.

Pecht (Friedrich), deutscher Maler, Zeichner und Kunstschriftsteller, geb. zu Konstanz 2. Oct. 1814, war zuerst Lithograph und ging zu seiner Ausbildung 1833 nach München, dann nach Dresden als Mitarbeiter an dem 1835 begonnenen lithographischen Werke Hanfstängl's über die dresdner Gemäldegalerie. Nach zwei Jahren verließ er diese Beschäftigung und trat in Leipzig als Porträtzeichner auf. 1839 ging er nach Paris, wo er sich zwei Jahre unter Delaroche eifrig der Malerei widmete. Nach seiner Rückkehr lebte er in München, Leipzig und Dresden und führte Bildnisse und Genrebilder in der Richtung seines Meisters aus, wie: Der Wirthin Töchterlein und Die Krönung Goethe's nach der ersten Aufführung der «Iphigenie» in Weimar. 1848 ging P. auf einige Zeit nach London. Nach seiner Rückkehr hielt er sich in Frankfurt a. M. auf, wo er sich durch polit. Caricaturen, besonders aus dem Deutschen Parlament, bemerklich machte. Die J. 1851—54 verbrachte er in Italien, besonders mit kunstgeschichtlichen Studien beschäftigt. Die Resultate derselben legte er nieder in dem mit großer Frische und Lebendigkeit geschriebenen Werke «Südfrüchte» (2 Bde., Lpz. 1854) sowie in dem Texte zu dem Werke: «Die Kunstschätze Venedigs», einer Galerie der Meisterwerke venet. Malerei in Stahlstich (Triest 1858), die man als eine Geschichte dieser Malerei bezeichnen kann. Daneben entstanden zwei größere Bilder, Scenen aus der Uebergabe Venedigs an Radetzky im J. 1849. Seit 1854 nahm P. seinen Wohnsitz wieder in München. Er vollendete hier mehrere größere Oelgemälde, Darstellungen aus dem Leben von Goethe und Schiller, von denen er die zwei bedeutendsten im Auftrage des Großherzogs von Baden ausführte. Besonders populär wurde er in Deutschland durch die «Schiller-Galerie», 1855—59 erschienen zur 100jährigen Jubelfeier von Schiller's Geburtstage (50 Blatt), sowie durch die «Goethe-Galerie» (1861—63, 50 Blatt) und die «Lessing-Galerie» (1866—68, 30 Blatt), die erstern in Verbindung mit Arthur von Ramberg (s. d.), die letztere allein ausgeführt. In diesen Galerien, die eine weite Verbreitung und vielfache Anerkennung gefunden, bringt P. die hervorragendsten Charaktere der dramatischen Schöpfungen unserer Classiker zum ersten mal im Zusammenhang zur anschaulichen Darstellung; der geistvolle erläuternde Text rührt ebenfalls von ihm her. Außerdem war er schriftstellerisch thätig als Mitarbeiter und Berichterstatter an den wiener «Recensionen» sowie an der leipziger «Zeitschrift für bildende Kunst». Im Frühjahr 1867 besuchte er die pariser Weltausstellung und lieferte über die Kunst und Kunstindustrie auf derselben vielfach anregende Berichte für die «Deutsche Allgemeine Zeitung», die auch als Buch erschienen (Lpz. 1867). Die

künstlerischen Studien und Bestrebungen P.'s sind hauptsächlich auf ein besseres Verständniß der Kunst des Cinquecento gerichtet, die literarischen besonders aber auf jene innigere Durchdringung und Veredlung des modernen Lebens, speciell der Industrie durch die Kunst, wie sie jene glanzvolle Periode aufweist.

Pectinstoffe (vom griech. pektos, fest, geronnen) heißen in Früchten und einigen Wurzeln vorkommende organische, meist gallertartige Verbindungen, deren Natur wegen der Schwierigkeit der chem. Untersuchung noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist. In den unreifen Früchten und einigen Wurzeln kommt eine in Wasser, Alkohol und Aether unlösliche, bisjetzt noch nicht isolirte, stickstoffreie Substanz, die **Pectose**, vor. Diese wird beim Reifen der Früchte oder beim Kochen mit verdünnten Säuren in eine im Wasser lösliche, neutrale Substanz, **Pectin**, übergeführt, welche ihrerseits wieder durch längere Einwirkung von Säuren oder Alkalien, oder eines eigenthümlichen, in den Früchten selbst erzeugten Fermentes, der **Pectase**, in Parapectin, Metapectin, Pectosinsäure, Pectinsäure, Parapectinsäure und Metapectinsäure sich verwandelt. Das Pectin findet sich am reichlichsten in dem Safte von Birnen, Aepfeln, Rüben u. s. w. Man erhält es am reinsten, wenn man es durch Alkoholzusatz aus dem filtrirten Safte reifer Birnen ausscheidet, nachdem dieser Saft durch Oxalsäure von seinem Kalkgehalte und durch Gerbsäure von albuminartigen Stoffen befreit ist. Dieser gallertartige, durch wiederholtes Auspressen trocken und zerreiblich werdende Stoff bildet den Hauptbestandtheil der Fruchtgelées.

Peculāt heißt im röm. Rechte die nach der Lex Julia peculatus (8 v. Chr.) zu strafende Entwendung oder Unterschlagung öffentlicher Gelder aus Staats- oder Gemeindekassen. Auch begriff man darunter die Verfälschung des dem Staate gehörigen Goldes, Silbers und Erzes, und mit diesem Verbrechen waren wieder durch eine zweite Lex Julia aus demselben Jahre das crimen de residuis, wenn jemand öffentliche Gelder zu einem bestimmten Zwecke empfangen und nicht zu demselben verwendet hatte, und das sacrilegium, die Entwendung oder Unterschlagung der dem Götterdienst geweihten Gelder oder anderer Gegenstände, in Verbindung gebracht. Das letztere ist gegenwärtig Diebstahl unter erschwerenden Umständen. Auch gegen die Veruntreuungen der Kassenbeamten bestehen in den meisten Staaten schärfere Gesetze, wo aber solche nicht vorhanden sind, werden dieselben gleich dem Diebstahle bestraft.

Peculium hieß bei den Römern sowol das, was der Herr den Sklaven von dem Erwerbe seines Fleißes behalten ließ, als das besondere Vermögen der unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder. Das vom Vater herrührende peculium profectitium blieb zwar Eigenthum des Vaters und konnte zu jeder Zeit von ihm zurückgenommen werden, aber die Kinder hatten die Verwaltung und Nutzung desselben. Was dagegen die Kinder von andern bekamen oder durch Glücksfälle gewannen (peculium adventitium), gehörte ihnen eigen; doch hatte der Vater die Disposition darüber und die Nutzung, wenn nicht die ausdrückliche Bedingung dabei gegeben war, daß er auch diese nicht haben sollte (peculium adventitium irregulare). Besonders war von diesem Nießbrauche des Vaters alles frei, was der Sohn im Kriegsdienste und zum Zwecke desselben (peculium castrense) oder im Staatsdienste (peculium quasi castrense) erwarb. Diese Grundsätze gelten, soweit sie auf gegenwärtige Verhältnisse Anwendung finden können, im gemeinen Rechte noch gegenwärtig.

Pedal (vom lat. pes, Fuß) heißen die Fußtasten, durch welche die tiefsten Baßpfeifen der Orgel oder des Positivs mittels der Füße angeschlagen werden. (S. **Orgel**.) In neuerer Zeit hat man zur Verstärkung des Tons das P. mit dem Pianoforte verbunden. Auch nennt man beim Pianoforte P. die mit den Füßen zu tretenden Züge oder Veränderungen.

Pedant wird im allgemeinen jeder genannt, welcher an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt und mithin keine Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln zeigt oder gestatten will, und **Pedanterie** oder **Pedantismus** das ängstliche Hängen an steifen Formen oder beschränkten Ansichten. Das Wort ist mit dem lat. pedaneus verwandt, d. h. eigentlich einen Fuß groß, womit man im röm. Rechte einen niedern Richter bezeichnete, der nur kleine Dinge zu untersuchen hatte. Bei allen den Dingen, in denen man es nicht leicht zu genau nehmen kann, ist ein gewisses pedantisches Halten auf die Form nützlich und förderlich, wie beim Schulunterricht, im Militärdienst, beim Experimentiren u. dgl. Der P. oder Kleinigkeitskrämer wird vorzüglich nur dort lästig, wo er Nebendinge für Hauptsachen ansieht, und, was davon die gewöhnliche Folge ist, Hauptsachen übersieht und aus dem Auge verliert.

Pedell, im Latein des Mittelalters bedellus oder bidellus, entstanden aus dem altsächs. bidele (angelsächsisch bydel, althochdeutsch putil, mittelhochdeutsch bütel, d. i. derjenige, der das Gebot des Richters ausrichtet, abgeleitet von bieten), und also gleichbedeutend mit **Büttel**,

d. i. Gerichtsbote, Scherge, Häscher, hieß sonst ein Diener öffentlicher Behörden. Jetzt führen nur noch die Diener der Universitätsbehörden diesen Titel.

Pediānus (Quintus Asconius), ein röm. Grammatiker im 1. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Padua gebürtig, ist der Verfasser eines Commentars zu den Reden des Cicero, der sich durch eine ziemlich reine und correcte Sprache auszeichnet und wegen seiner vielen histor. Erläuterungen und Notizen für das richtige Verständniß jener Reden von besonderer Wichtigkeit ist. Am vollständigsten ist derselbe in der Gesammtausgabe der Werke des Cicero von Orelli (Zür. 1833) veröffentlicht.

Pedro I. de Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. zu Lissabon 12. Oct. 1798, der zweite Sohn des Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien, Johann's VI. (s. d.), und der Infantin von Spanien, Carlota Joaquima, wurde durch den Tod seines ältern Bruders, Dom Antonio, 1801 Prinz von Beira und nach dem wirklichen Regierungsantritte seines Vaters 1816 Kronprinz. Noch nicht 10 J. alt, kam er mit der königl. Familie nach Rio-de-Janeiro. Sein Unterricht war planlos. Nur durch eigene Neigung erwarb er sich vielerlei Kenntnisse, besonders in der lat. und engl. Sprache, in Politik und in Kriegswissenschaften, auch manche Fertigkeiten in Musik, Mechanik und körperlichen Uebungen. 1817 vermählte er sich mit der Erzherzogin Leopoldine, geb. 22. Jan. 1797, Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, die 11. Dec. 1826 starb. Als 1820 die constitutionelle Bewegung Portugals auch Brasilien ergriff, bestimmte P. seinen Vater für die Ansicht, daß die Reform vom Throne ausgehen müsse, und machte in dessen Namen 26. Febr. 1821 die Einführung des constitutionellen Systems bekannt. Er wurde, als der Vater nach Lissabon zurückging, 22. April 1821 als Regent an die Spitze der brasil. Regierung gestellt. Als nunmehr auch die nationale Bewegung in Brasilien ausbrach, gab P., um das Land seiner Dynastie zu bewahren, derselben bereitwillig nach. Am 13. Mai 1822 nahm er den ihm angetragenen Titel eines «immerwährenden Vertheidigers (defensor perpetuo) von Brasilien» an; 7. Sept. proclamirte er die nationale Unabhängigkeit, und 12. Oct. 1822 ließ er sich zum «constitutionellen Kaiser» ausrufen. Der junge Fürst handelte mit Kraft, aber allzu leidenschaftlich; in Traditionen des Absolutismus erzogen, wußte er mit dem neuen constitutionellen, vielfach auch republikanischen Geiste sich nicht zu stellen. So gerieth er wiederholt mit dem brasil. Reichstage in erbitterten Conflict, und die octroyirte Verfassung, welche P. 25. März 1824 beschworen hatte, ward nur zu oft verletzt. (S. Brasilien.) Nach dem Tode seines Vaters, 10. März 1826, succedirte er auch in Portugal als König Pedro IV. und verlieh diesem Königreiche sofort eine Constitution, worauf er 2. Mai die Krone Portugals seiner ältesten Tochter Maria da Gloria abtrat und seinen Bruder Dom Miguel (s. d.) unter der Bedingung, daß er das Grundgesetz annehme und sich mit Donna Maria verlobe, zum Regenten ernannte. Indessen sah sich P. rücksichtlich dieser Anordnung bald enttäuscht, indem Dom Miguel 1828 den portug. Thron ohne weiteres usurpirte. (S. Portugal.) Dazu kam, daß P. durch einen unglücklichen Feldzug gegen Montevideo sowie durch die Verwickelung in den portug. Thronstreit und seine Streitigkeiten mit dem brasil. Reichstage sich das brasil. Volk sehr rasch entfremdete. Die Umtriebe der Föderalisten, der Republikaner und der Anarchisten bewirkten endlich einen Soldatenaufruhr, dem 6. April 1831 ein Volksaufstand folgte, sodaß der Kaiser 7. April zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro II. abdankte und mit seiner zweiten Gemahlin, seiner Tochter Maria und einigen Getreuen 13. April nach Frankreich unter Segel ging, wo er den Titel eines Herzogs von Braganza annahm. Er widmete jetzt seine ganze Thätigkeit der Wiedereinsetzung seiner Tochter auf den Thron Portugals und führte 20. Febr. 1832 eine Expedition zunächst nach den Azoren und von da nach Porto, wo er mit geringen Hülfsmitteln den Kampf gegen den Usurpator Dom Miguel eröffnete. Endlich zog sein Feldherr Villaflor 28. Juli 1833 in Lissabon ein. Im Namen seiner unmündigen Tochter, welche er nun 23. Sept. 1833 wieder auf den Thron setzte, ordnete er den zerrütteten Staat und zwang seinen Bruder durch die Capitulation zu Evora, 26. Mai 1834, allen Ansprüchen auf Portugal zu entsagen. Die Cortes wählten ihn 23. Aug. förmlich zum Regenten. So viele Anstrengungen hatten aber seinen Körper erschöpft. Bereits 18. Sept. erklärte er den versammelten Cortes, daß er außer Stand sei, die Regierung zu verwalten, worauf die Kammern die junge Königin für volljährig erklärten. P. starb 24. Sept. 1834 an der Brustwassersucht. Aus seiner ersten Ehe mit der Erzherzogin Leopoldine entsprangen: Maria II. da Gloria, Königin von Portugal (s. d.); Donna Januaria, geb. 11. März 1822, vermählt seit 1844 mit dem neapolit. Prinzen Ludwig, Graf von Aquila; Donna Francisca, geb. 2. Aug. 1824, vermählt 1843 mit dem Prinzen von Joinville (Orléans); Pedro II. de Alcantara (s. d.). In zweiter

Ehe hatte sich P. 1829 mit Prinzessin Amalia, geb. 31. Juli 1812, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg (s. d.) vermählt, welche ihm 1. Dec. 1831 eine Tochter, Maria Amalia (gest. 4. Febr. 1853) gebar und seit dem Tode P.'s ihre Residenz in Lissabon nahm.

Pedro II. de Alcantara, Kaiser von Brasilien, geb. zu Rio-de-Janeiro 2. Dec. 1825, der einzige Sohn des Kaisers Pedro I. (s. d.), bestieg nach dessen Abdankung schon 7. April 1831 den Thron. Zum Vormund der kaiserl. Familie hatte Pedro I. vor seiner Abreise den brasil. Staatsmann José Bonifacio de Andrada (s. d.) ernannt, der auch vom Reichstage bestätigt wurde; aber nach längerm Parteihader ward derselbe 15. Dec. 1833 seines Amtes enthoben und die Vormundschaft dem Marquis de Itanhaem übertragen. Beide sorgten für eine vielseitige und sorgfältige Erziehung des jungen Kaisers, sodaß P. mit Recht als einer der unterrichtetsten Männer seines Reichs gilt; namentlich zeichnet er sich durch ausgebreitete Sprachkenntnisse aus. Wie die Vormundschaft, wechselte auch die Regentschaft des Reichs wiederholt. Anfangs regierte ein Collegium von drei Mitgliedern, April 1831 bis Sept. 1835, dann Diego Antonio Feijo bis Sept. 1837, endlich Pedro Araujo Lima (nachmals Marquis de Olinda). Die stürmische Periode ward endlich durch eine parlamentarische Revolution abgeschlossen, indem die Gegner Lima's im Reichstage vor der verfassungsmäßigen Zeit, ehe der Kaiser das 18. J. zurückgelegt hatte, das Ende der Regentschaft decretirten. Am 23. Juli 1840 wurde P. durch Beschluß des Reichstags für mündig erklärt, worauf er noch an demselben Tage den Eid auf die Verfassung ablegte und die Regierung antrat. Am 18. Juli 1841 fand die Krönung mit großer Pracht statt. (S. Brasilien.) P. vermählte sich durch Procuration zu Neapel 30. Mai und persönlich zu Rio-de-Janeiro 4. Sept. 1843 mit der Prinzessin Therese Christine Marie, geb. 14. März 1822, Tochter des Königs Franz I. von beiden Sicilien. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Söhne, die aber in frühester Jugend starben, und zwei Töchter: 1) die Kronprinzessin und präsumtive Thronerbin Isabella, geb. 29. Juli 1846 und vermählt 15. Oct. 1864 mit dem Prinzen Ludwig, Grafen von Eu, aus dem Hause Orléans (s. d.); 2) Prinzessin Leopoldine, geb. 13. Juli 1847 und vermählt 15. Dec. 1864 mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary. Die ersten Jahre der Selbstregierung P.'s wurden noch mehrfach durch Aufstände gestört, und nur allmählich gelangte Brasilien zur Ruhe. Später ward der Friede des Reichs durch auswärtige Kriege gegen den Dictator Rosas von Buenos-Ayres 1851—52, gegen die Republik Uruguay 1854—55 und abermals 1864—65, und endlich gegen den Präsidenten Lopez von Paraguay seit 1865 unterbrochen. Gegenüber den innern Parteikämpfen hielt P., durch das Schicksal seines Vaters gewarnt, sich streng innerhalb seiner constitutionellen Competenz und vermied jede energische Initiative. Dadurch erlangte er eine große Popularität, die sich auch bei der Rückkehr P.'s vom Kriegsschauplatze durch einen enthusiastischen Empfang in Rio-de-Janeiro 9. Nov. 1865 kundgab.

Pedro V. de Alcantara, König von Portugal, geb. zu Lissabon 16. Sept. 1837, ist der älteste Sohn der Königin Maria II. da Gloria (s. d.) von Portugal, aus der Ehe mit dem Könige Ferdinand (Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary). Nach dem Tode seiner Mutter, 15. Nov. 1853, bestieg er minderjährig den Thron; deshalb übernahm sein Vater vorläufig die Regentschaft. Unterdeß machte P., in Begleitung seines Bruders Ludwig, mehrere Reisen ins Ausland, besuchte die verwandten Höfe von England und Belgien (Mai bis Sept. 1854) und auch Paris (Mai 1855). Erst nach vollendetem 18. Lebensjahre trat er selbst 16. Sept. 1855 die Regierung an. Als das Gelbe Fieber in Lissabon im Sept. 1857 ausbrach, bewies P. großen Muth und Eifer zur Abwehr der Seuche, und an seinem hochherzigen Beispiel richteten sich die Kleinmüthigen, welche vor der Gefahr entflohen, wieder auf. In seinen Regierungshandlungen hielt er streng an dem constitutionellen Systeme fest. (S. Portugal.) P. vermählte sich durch Procuration zu Berlin 29. April und persönlich zu Lissabon 18. Mai 1858 mit der Prinzessin Stephanie Friederike Wilhelmine Antonie (geb. 15. Juli 1837), älteften Tochter des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; doch diese starb kinderlos nach kurzer Krankheit 17. Juli 1859. Im Nov. 1861 brach ein hitziges Fieber in der portug. Königsfamilie aus, welches 6. Nov. P.'s jüngern Bruder Ferdinand (geb. 23. Juli 1846) und dann den König selbst 11. Nov. 1861 dahinraffte. Ihm folgte auf dem Throne sein nächstältester Bruder, Ludwig I. (s. d.).

Peebles oder Tweeddale, eine Grafschaft im südl. Schottland, zählt auf 15 Q.-M. (1861) 11408 E. und besteht fast ganz aus Berg- und Hügelland, das sich am höchsten im Süden erhebt, wo der Hartfell (an welchem der Tweed entspringt) 2835 F., der Broadlaw 2627 F. und der Bollaburn 2664 F. hoch als die bedeutendsten Bergspitzen von ganz Südschottland aufsteigen.

Das Hügelland zeichnet sich durch gute Weiden aus, und die Thäler, unter denen das des Tweed (mit den Seitenthälern des Lyne, Mannor, Leithan und Eddlestone) durch seine hochromantischen Scenerien berühmt ist, sind fruchtbar und bei tüchtiger Bodencultur auch ergiebig an Getreide, Kartoffeln, Futterkräutern und Flachs. Doch bildet bei der im ganzen bergigen Beschaffenheit des Bodens nicht der Ackerbau, sondern die Rindviehzucht und die Milchwirthschaft den wichtigsten Nahrungszweig. Auch die Schafzucht wird stark betrieben und gibt einen ansehnlichen Ertrag, nicht sowol hinsichtlich der Wolle, die grob und hart, als des Fleisches. Schlachtvieh, Butter, Käse, viel Geflügel, dann Eisen, Blei, Kohlen, Schiefer und Walkererde werden meist nach Edinburgh ausgeführt. Die Industrie beschränkt sich auf einige Leinwand-, Baumwoll- und Wollmanufactur. Die **Hauptstadt P.**, am Tweed und Eddlestone in einem tiefen Thale gelegen, dessen malerische Reize durch Ruinen sowie durch die Bogenbrücke über den Tweed erhöht werden, war die Residenz mehrerer schott. Könige. Der Ort zählt 2045 E., die Strümpfe und Wollzeuge, Teppiche, Serge, Kattun und Leinwand verfertigen und Bier- und Alebrauereien, Vieh- und Kornmärkte unterhalten. Die Stadt ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Glasgow, Edinburgh und Berwick.

Peel (Sir Robert), hervorragender engl. Staatsmann, wurde 5. Febr. 1788 zu Tamworth in der Grafschaft Stafford geboren. Sein Großvater, **William P.**, war Kattundrucker zu Blackburn in Lancashire; sein Vater, **Robert P.** (geb. 1750, gest. 1830), gelangte durch die Baumwollfabrikation zu großen Reichthümern, ward 1800 Baronet und hinterließ ein Vermögen von fast 2 Mill. Pfd. St., die größtentheils Robert, sein ältester Sohn, erbte. P. erhielt eine ausgezeichnete Bildung, trat durch den Einfluß seines Vaters früh ins öffentliche Leben, und schloß sich, den väterlichen Traditionen folgend, an die Tories an. Seit 1809 Mitglied des Unterhauses, kam er schon im folgenden Jahre als Unterstaatssecretär für die Colonien ins Ministerium, in welchem er 1812—18 als Obersecretär für Irland fungirte. 1822 trat er von neuem in die Verwaltung ein, und zwar als Minister des Innern. In dieser Stellung blieb er bis 1827, wo Canning's Uebergewicht im Ministerium die Tories zum Rücktritt bewog. Als nach Canning's Tode die Tories im Jan. 1828 das Staatsruder nochmals ergriffen, übernahm P. wieder das Ministerium des Innern. Wenngleich diese ganze Zeit mit den Tories eng verflochten, bereitete er jetzt zum ersten mal seinen Parteigenossen eine jener Enttäuschungen, die ihm vom Factionsgeist als Abfall gedeutet wurden, obwol sie nur das Ergebniß verständiger staatsmännischer Einsicht und patriotischer Selbstverleugnung waren. Durch Geburt und Erziehung in die Reihen der Tories geführt, war er doch eine durchaus vermittelnde und moderate Natur, die sich dem Bessern, von welcher Seite es kommen konnte, nicht verschloß, gemessenen Reformen immer zugänglich blieb und mit jener Nüchternheit und Verständigkeit, die P.'s Wesen charakterisirte, selbst die eigenen Irrthümer bereitwillig fallen ließ. Schon in der ersten Zeit seiner Verwaltung hatte er eine Reihe einzelner Verbesserungen eingeleitet, doch keine von allgemein polit. Bedeutung, die ihn mit seiner Partei entzweit hätte. Jetzt wich er, obwol früher selbst ein entschiedener Gegner der Maßregel, der Nothwendigkeit, sich für die Katholikenemancipation zu erklären, und führte 1828—29, unter der heftigsten Anfeindung seiner Partei, die inhaltschwere Veränderung durch. Nicht so willig fand ihn die Reform des Wahlrechts. Er trat daher (Nov. 1830) mit dem Ministerium zurück und bekämpfte dann die neue Whigverwaltung und ihre Reformbill mit der größten Entschiedenheit und der ganzen Kraft seines Rednertalents. Dadurch mit den Tories wieder ausgesöhnt, organisirte und leitete er seit 1833 die conservative Opposition, die aus den Trümmern der alten Torypartei und dem weniger progressiv gesinnten Theile der Whigs gebildet war: eine Opposition, welche zwar die großen Umänderungen, wie sie namentlich die Wahlreform brachte, als vollendete Thatsache hinnahm, aber dem raschen Vorgehen auf der Bahn des Liberalismus sich widersetzte. Die von ihm nach der Entlassung des Cabinets Melbourne (Nov. 1834) aus diesen Elementen gebildete Verwaltung vermochte indeß nicht, sich zu behaupten, und schon im April 1835 sah er sich zum Rücktritt genöthigt. Er beschäftigte sich nun um so eifriger mit der Reorganisation der conservativen Partei, trat dem Whigministerium, wenn auch ohne die frühere Schroffheit und Ausschließlichkeit, als gefährlichster Gegner gegenüber und brachte es bereits 1839 der Auflösung nahe. Doch gelang es diesmal P. noch nicht, ein Ministerium in seinem Sinne zu bilden, bis im Frühjahr 1841 die Whigs einem von ihm gestellten Mistrauensantrag erlagen und die neuen Wahlen, zu denen die Regierung schritt, eine conservative Mehrheit ergaben. Im Herbst 1841 bildete er dann mit Wellington, Lyndhurst, Aberdeen, Graham, Stanley das neue Ministerium, das sich bis zum Sommer 1846 behauptete und eine der denkwürdigsten Epochen der brit. Geschichte be-

zeichnet. Obwol mit dem Interesse der Grundbesitzer und der großen Handelsaristokratie bisher verknüpft, überzeugte sich P. doch, daß angesichts der wachsenden Noth der arbeitenden Klassen und der allgemeinen materiellen Krisis das ökonomische System, dessen eifriger Vertheidiger er gewesen, nicht mehr zu behaupten sei. Wieder griff er zu den Maßregeln seiner polit. Gegner, modificirte im Frühjahr 1842 durch die wechselnde Zollscala die Getreidegesetzgebung, führte die Einkommensteuer durch und fing an, in dem herrschenden Schutzzollwesen überhaupt zu reformiren. Aber theils der sichtbare Erfolg dieser schüchternen Reformen, theils die fortdauernde materielle Krisis zwangen ihn weiter zu gehen. So trat er 1845 schon mit einer umfassenden Zollreform vor das Parlament und näherte sich zugleich seinen polit. Gegnern auch darin, daß er im Kirchen- und Erziehungswesen Bills einbrachte, die den toryistischen Ueberlieferungen widersprachen. Er drängte dadurch erst Gladstone, dann Stanley aus dem Cabinet und verlor die Unterstützung seiner bisherigen Partei, gewann aber die Hülfe eines großen Theils seiner frühern Gegner. Noch vermochte er zwar (Dec. 1845) sein durch die Entzweiung der eigenen Freunde erschüttertes Ministerium zu reconstituiren, aber die Consequenz der einmal betretenen Politik und noch mehr die durch die Misernte gesteigerte Noth zwangen ihn, vollends mit dem alten System zu brechen. P. eröffnete die Session von 1846 mit der offenen Erklärung, daß er seine Meinung geändert, und schlug eine Reihe von tiefeingreifenden Reformen vor, welche die Getreidezölle fast ganz beseitigten und auch die Aufhebung der übrigen Schutzzölle vorbereiteten. Mit Hülfe der Liberalen setzte er die freihändlerischen Vorschläge nach hartem Kampfe gegen seine alten Freunde durch, welche sich an ihm rächten, indem sie die von ihm vorgelegte irische Zwangsbill durch Vereinigung mit der Opposition zu Falle brachten. Weniger diese Niederlage als das Bewußtsein, daß seine eigene Partei in Auflösung begriffen und ihm eine dauernde Leitung des Ministeriums dadurch unmöglich sei, bewog ihn (29. Juni) seinen Rücktritt zu nehmen: ein Entschluß, den er vor dem Unterhause in ebenso bescheidener wie loyaler Weise motivirte. Während jetzt die Tories und ihr Anhang unter den Grundbesitzern der Aristokratie sich an Stanley und D'Israeli neue Führer suchten, gruppirte er um sich eine Mittelpartei, die man nach ihm Peeliten nannte, und die den gemäßigten Whigs näher stand als den Tories, aus denen sie hervorgegangen. In der gefahrvollen Zeit von 1847—48 ward P. eine der wesentlichsten Stützen des Whigministeriums, das wie er die Freihandelsgrundsätze nun rückhaltslos adoptirt hatte. Auch war, je weiter die Regierung auf der betretenen Bahn ging, er selbst desto inniger mit ihr verflochten, und die Angriffe der Protectionisten, die seit der Session von 1849 wieder lebhafter auftraten, waren gegen ihn nicht minder als gegen die Whigs gerichtet. P. hatte den Einfluß als Führer einer zahlreichen und wohldisciplinirten Partei verloren, dafür indessen die Liebe des großen Theils der Nation und die Achtung seiner ehemaligen Gegner gewonnen. In dieser Stellung bewahrte er sich dem Ministerium gegenüber seine volle Freiheit. Als im Juni 1850 die Palmerston'sche Politik gegen Griechenland zur Debatte kam, erklärte er sich gleich der Tory-Opposition dagegen, ohne darum aufzuhören, die innere Verwaltung der Whigs gegenüber den Angriffen der Protectionisten zu unterstützen. Eine unerwartete Katastrophe setzte dieser segensreichen und ehrenvollen Wirksamkeit ein Ziel. Noch 28. Juni hatte er an der Debatte über Palmerston's Politik sich in einer ausgezeichneten Rede betheiligt; den Tag nachher ward er bei einem Spazierritte von seinem Pferde abgeworfen und so schwer getroffen, daß er schon am Abend des 2. Juli 1850 starb. Die Theilnahme aller Parteien über seinem Grabe und namentlich die Anhänglichkeit der untern Volksklassen hatte kaum ein brit. Staatsmann in so reichem Maße erfahren. P. wird stets eine der bedeutsamsten Persönlichkeiten der engl. Geschichte bleiben; er repräsentirt den großen Umschwung, den Großbritannien in den letzten 50 J. durchgemacht hat. Ohne genial oder originell zu sein, war er mit einem eminenten praktischen Geiste, einer ungemeinen Geschäftsgewandtheit und jener nüchternen, eingehenden und überzeugenden Beredsamkeit begabt, der in praktischen Dingen der Erfolg gehört. Obwol er die Tories aufgelöst und sein öffentliches Leben eine Reihe von Wandlungen zeigt, haben, zumal nach seinem Tode, auch die Gegner seiner Redlichkeit und Ehrenfestigkeit die verdiente Anerkennung nicht versagt. In London, Manchester, Tamworth und andern Städten sind ihm Denkmäler errichtet worden. Sein Leben und seine Reden hat Künzel (2 Thle., Braunschw. 1851) zusammengestellt. Eine Auswahl aus seinen Papieren und seiner Correspondenz wurde von Lord Stanhope herausgegeben (2 Bde., Lond. 1856—57). Vgl. auch Sir Lawrence Peel, «Life of Sir Rob. P.» (Lond. 1860). — Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Generals Sir John Floyd hinterließ er fünf Söhne, wovon der älteste, **Robert P.**, geb. 4. Mai 1822, den Baronetstitel und die Vertretung des von der Familie abhängigen

Fleckens Tamworth im Parlament erbte. Bis dahin als Diplomat in Madrid und der Schweiz thätig, aber mehr Lebemann als Politiker, hielt er sich anfänglich zu keiner Partei und unterstützte bald die Conservativen, bald die Liberalen. Unter Palmerston ward er 1855 Lord der Admiralität, erhielt aber im April 1857 wegen einer Indiscretion seine Entlassung und trat nun als erbitterter Gegner des Ministeriums auf. Dieses verhinderte ihn jedoch nicht, von demselben 1861 das Amt eines Obersecretärs für Irland anzunehmen, welchem er bis 1866 vorstand. — Frederick P., der zweite Sohn, geb. 26. Oct. 1823, trat 1849 ins Parlament, war zweimal, 1851 und 1853, Unterstaatssecretär für die Colonien, dann 1855 für den Krieg, fiel aber bei den Parlamentswahlen von 1857 durch und mußte deshalb auch seinen Posten im Ministerium aufgeben. Zur Entschädigung erhielt er eine Stelle im Geh. Staatsrath, und im Mai 1859 gelangte er auch wieder ins Unterhaus; bei den allgemeinen Wahlen im Juni 1865 ward er jedoch von neuem übergangen. — Der dritte Sohn, Sir William P., geb. 2. Nov. 1824, diente in der Marine, zeichnete sich im Orientkriege und im indischen Aufstande durch Tapferkeit aus und starb, auf dem Zuge nach Lucknow schwer verwundet, 17. April 1858 zu Cawnpore. — Jonathan P., jüngster Bruder Sir Robert's, geb. 1799, widmete sich dem Militärdienst und erlangte mittels Stellenkaufs schon 1827 den Grad eines Oberstlieutenants. 1826 wurde er für Norwich und 1831 für Huntingdon ins Unterhaus gewählt, welche Stadt er seitdem ununterbrochen vertreten hat. Im zweiten Ministerium seines Bruders, 1841—46, fungirte er als Generalinspector des Feldzeugamtes. Durch seine genaue Kenntniß der Militärverwaltung galt er im Parlament in allen auf das Kriegsfach bezüglichen Fragen als eine bedeutende Autorität, obgleich man ihm mit Recht seine Abneigung gegen zeitgemäße Reformen vorwarf. Am 20. Juni 1854 avancirte er zum Generalmajor und nahm 1855—56 an den Specialcommissionen theil, die zur Untersuchung der durch den Krimfeldzug zu Tage gekommenen Misbräuche im Heerwesen niedergesetzt wurden. In dem von Lord Derby Febr. 1858 gebildeten Cabinet erhielt er den Posten des Kriegsministers und stieg nach Auflösung desselben 7. Dec. 1859 zum Generallieutenant. Als im Juli 1866 die conservative Partei von neuem ans Ruder kam, übernahm er abermals das Kriegsministerium, legte jedoch auf Veranlassung der von seinen Collegen beschlossenen Parlamentsreform, die er als eine gefährliche Concession an die Demokratie betrachtete, 2. März 1867 sein Amt nieder.

Peene, ein linker Nebenfluß der Oder oder vielmehr des Stettiner Haffs, dessen westl. Ausmündung gleichfalls P. benannt wird, entwickelt sich aus zwei diesen Namen tragenden Bächen, Abflüssen kleiner Seen, in der Nähe von Grubenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Nur erst $^3/_4$ M. lang, tritt der Fluß in den $^5/_4$ M. langen und $^1/_4$ M. breiten Malchiner See, dessen malerische Umgebungen als Mecklenburger Schweiz gerühmt werden, vereinigt nahe unterhalb Malchin, wo er fahrbar wird, von der rechten Seite her eine dritte P. mit sich und ergießt sich dann in den $1^3/_8$ M. langen und $^1/_2$ M. breiten Kummerowsee oder Verchen-Kummerower See, in den er erst 1309 durch Herzog Otto I. geleitet wurde, und der von Westen her eine vierte, mit dem Teterower See in Verbindung stehende P. aufnimmt. Aus dem Kummerowsee tritt die P. als 100 F. breiter Fluß bei der sog. Aalbude unweit Verchen hervor. Nach einem weitern Laufe von $1^1/_2$ M. und nachdem sie schon vom Kummerowsee an die Grenze zwischen Mecklenburg und der preuß. Provinz Pommern gebildet, wendet sich der Fluß ganz nach Pommern und strömt hier, den stettiner von dem greifswalder Regierungsbezirk oder dem ehemaligen schwed. Vorpommern trennend, über Demmin und Loitz, von da an aber nicht mehr, wie bisher, gegen Nordosten, sondern ostwärts über Jarmen und Anklam. Etwa 1 M. unterhalb Anklam, nach einem, die kleinern Windungen ungerechnet, 15 M. langen Laufe, verbindet sich die P. mit dem westl. Mündungsarme des Haffs, welcher, ursprünglich der Hauptarm, zwischen dem Festlande und der Insel Usedom sich $5^1/_2$ M. weit gegen Norden wendet, nach kurzer Verengung in der Peenestraße sich bald wieder meerbusenartig ausdehnt, das tief in Usedom einschneidende, $2^1/_4$ M. lange und bis $^1/_2$ M. breite, durch die beiden Halbinseln Gnitz und Lieper-Winkel theilweise zu einem Binnenwasser abgeschlossene, sehr fischreiche Achterwasser, dann noch die Krumminsche Wieke und den Großen Strummin bildet und bei dem Dorfe Peenemünde auf Usedom und der ehemals berühmten, 1763 geschleiften Peenemünder Schanze sich, der kleinen Insel Ruden gegenüber, in die Ostsee, am Eingange in den Greifswalder Bodden, ergießt. Nachdem die P. nahe oberhalb Demmin rechts die aus dem Tollensesee oder Tollensee bei Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz kommende, in nassen Jahren sehr wasserreiche und wegen ihres theils sehr starken, theils außerordentlich geringen Gefälles interessante Tollense und nahe unterhalb Demmin von links her die Trebel auf-

genommen, die mit dem in den Ribnitzer Bodden einmündenden schiffbaren Küstenflusse Recknitz in Verbindung steht, verändert sie völlig ihre bisherige Beschaffenheit. Ihr oberhalb Demmin noch rascher Lauf wird unterhalb dieser Stadt langsam und schleichend. Der Fluß ist so entschieden in das Tiefland eingetreten, daß er bis zum Haff hin kaum einige Fuß Gefälle hat und schon bei mäßigen Nordostwinden durch den Rückstau aus dem Haff nicht unbedeutend aufsteigt. Auf preuß. Gebiet ist die P., abgesehen von dem Mündungsarme des Haffs, $11^1/_2$ M. weit schiffbar. Bis Demmin wird sie mit großen Oderkähnen und kleinen Seeschiffen, bis Anklam von solchen befahren, die 7—10 F. Tiefgang haben.

Peer, s. Pairs.

Peerlkamp (Hofman Peter), ausgezeichneter holländ. Philolog und Kritiker, geb. 1786 zu Gröningen, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt und wollte sich anfangs dem Taubstummenunterricht widmen, folgte aber aus Neigung für die alte Literatur 1803 einem Rufe als Präceptor an das Gymnasium zu Harlem und 1804 als Rector an das Gymnasium zu Dokkum in Friesland. Von hier kehrte er 1816 nach Harlem zurück, um das Rectorat des Gymnasiums zu übernehmen. 1822 erhielt P. eine Professur an der literarischen Facultät der Universität zu Leyden und wirkte an derselben bis 1849, wo er sich genöthigt sah, wegen anhaltender Kränklichkeit seine Entlassung zu nehmen. Seitdem wohnte er zu Hilverzum, einem hübschen Dorfe im Gooiland, wo er auch 29. März 1865 starb. Außer einer werthvollen «Dissertatio de surdorum mutorumque institutione» (Leyd. 1806) hat P. mehrere vortreffliche literarhistor. Arbeiten geliefert, wie die «Vitae excellentium Batavorum» (Leyd. 1806), die «Epistolae excellentium Batavorum» (Leyd. 1808), eine «Vita C. Hugenii» (Harl. 1817) und besonders «De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina Latina composuerunt» (2. Aufl., Harl. 1838). Einen noch größern Ruf im Auslande erwarb er sich durch die gelehrten Ausgaben des «Xenophon von Ephesus» (Harl. 1818), des «Agricola» des Tacitus (Leyd. 1827), vor allem aber durch seine Bearbeitungen der «Oden» und des «Briefs an die Pisonen» (Harl. 1834) sowie der «Satiren» des Horaz (Amsterd. 1863) und der «Aeneide» Virgil's (2 Bde., Leyd. 1843). Nach seinem Tode erschien die Bearbeitung der elften Elegie des vierten Buchs des Properz (herausg. von Boot, Amsterd. 1865). Wenn auch P.'s Verfahren in Bezug auf die Kritik der Texte besonders bei den deutschen Philologen scharfen Widerspruch fand, so bekunden doch alle seine philologisch-kritischen Arbeiten ebenso großen Scharfsinn als gediegene Gelehrsamkeit. Im Verein mit Bake (s. d.) und andern Gelehrten begründete P. die «Bibliotheca critica nova», die auf die Wiederbelebung der altclassischen Studien in den Niederlanden großen Einfluß übte.

Pegasus heißt nach griech. Sage das geflügelte Roß, welches aus dem Blute der Gorgo Medusa, als Perseus dieser das Haupt abschlug, entsprang. Nach der einen Sage stieg es sogleich zum Himmel empor, wo es dem Zeus den Blitz und Donner trägt; nach einer andern weilte es auf der Erde und wurde, während es aus der Quelle Peirene auf Akrokorinthos trank, von Bellerophon (s. d.) mit Hülfe eines von Athene erhaltenen Zügels eingefangen und zum Kampfe gegen die Chimära benutzt. Auf dem Gipfel des böotischen Helikon (s. d.) soll es durch seinen Hufschlag die den Musen geweihte Quelle Hippokrene hervorgebracht haben, eine Sage, welche neuern Dichtern (zuerst wol dem Italiener Bojardo, dem Verfasser des «Orlando inamorato») Veranlassung gegeben hat, den P. als Musenroß oder Dichterroß überhaupt darzustellen, woraus die Redensart «den P. besteigen» entstanden ist. Der P. ist das gewöhnliche Gepräge der Münzen der Stadt Korinth.

Pegel heißt in See- und Flußstädten der Wasserstandsmesser, dessen Nullpunkt in einer bestimmten Tiefe unter dem mittlern Wasserstande befindlich ist, und an dessen getheilter Scala ein Schwimmer die Veränderungen dieses Standes angibt und oft auch selbst notirt. Die ältesten P. sind wol die Nilmesser in Aegypten.

Pegnitz, s. Regnitz.

Pegnitzorden, eine der im 17. Jahrh. entstandenen Sprachgenossenschaften, erhielt den Namen von der durch Nürnberg fließenden Pegnitz. Er hieß auch Pegnitzer Hirtengesellschaft, Löblicher Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, Gekrönter Blumenorden und wurde von Georg Phil. Harsdörfer (s. d.) und Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der Reimkunst, nicht ohne einige Opposition gegen die Nüchternheit der ersten schles. Dichterschule gestiftet. Aber bald ließ sich die Gesellschaft von der Zeitrichtung zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Bei der Feier ihrer hundert-

jährigen Stiftung versuchte man der Gesellschaft eine ernstere Richtung zu geben, und sie besteht noch gegenwärtig in freierer Form als eine literarische Gesellschaft fort, von der auch einige Druckschriften ausgegangen sind. Die Zusammenkünfte wurden anfangs in Privatgärten gehalten. In der Folge räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, 1 M. von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt und der Irrhain genannt wurde. Doch wegen der Entfernung wurden nachher die Versammlungen in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekam einen Ordensnamen und das Sinnbild einer Blume; das Sinnbild des Ordens selbst war eine Passionsblume. Vgl. Amarantes (Herdegen), «Histor. Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang» (Nürnb. 1744); Tittmann, «Die nürnberger Dichterschule» (Gött. 1847).

Pegu oder Mone, ein früher unabhängiges, bis 1852 zum Birmanischen Reiche gehöriges, seitdem aber den brit. Besitzungen in Ostindien einverleibtes und seit 31. Jan. 1862 administrativ zur Provinz Britisch-Birmanien (s. d.) gehöriges Königreich auf der Hinterindischen Halbinsel, liegt zwischen Aracan, Ava, Martaban und dem Meere und bildet mit Martaban zusammen einen Bezirk, der 1861 auf 1613,6 Q.-M. 1,150189 E. zählte. Das Land begreift das untere Stromgebiet des Irawadi (s. d.), ein Niederungsland, das fast zur Hälfte dem Delta dieses Stroms angehört. Den Hauptreichthum bildet das Tekholz. Die Einwohner, die sich selbst Mön nennen, von den eigentlichen Birmanen aber Tala'ing genannt werden, unterscheiden sich von diesen ihren Unterdrückern durch hellere Hautfarbe und mildere Sitten, gehören aber zu derselben Völkerfamilie und haben sich bereits ziemlich mit ihnen verschmolzen, selbst in Betreff ihrer Sprache, in der sie übrigens eine verhältnißmäßig reiche Literatur besitzen. Auch sind die Tala'ing meist Buddhisten wie die Birmanen. Von den Tala'ing mundartlich verschieden sind die zahlreichen Karenen oder Karjeng, namentlich im Districte Bassein, wo sie die eigentlich ackerbauende Bevölkerung bilden, während die Birmanen und Tala'ing hauptsächlich als Kleinhändler, Fischer und Handwerker auftreten. Diese Karenen, friedlich und unterwürfig, von edlern Religionsbegriffen als ihre Nachbarn, zeigen sich sehr empfänglich für das Christenthum und haben sich bereits in bedeutender Anzahl zum evang. Glauben bekehrt, auch ein selbständiges, nicht mehr vom Unterhalt durch Missionsgesellschaften abhängiges Kirchenwesen eingerichtet. Die Stadt P. oder Bagoh (eigentlich Pe H'go), am Küstenflusse gleiches Namens, der mit einem östl. Arme des Irawadi in Verbindung steht und unweit Rangun mündet, einst die Hauptstadt des Reichs und damals 150000 E. zählend, 1757 von Alompra völlig zerstört, 1790 wieder aufgebaut, ist jetzt zu einem Dorfe herabgesunken. Die Merkwürdigkeit des Ortes ist der auf seiner stufenförmigen Grundlage 334 F. hoch sich erhebende Tempel des Gaudama, Schomadu, d. i. goldenes Heiligthum, genannt, der bei der Zerstörung der Stadt verschont wurde. Die Priester geben das Alter dieses sehr geschätzten Buddhatempels auf 2300 J. an. Die wichtigste Stadt des Landes ist Rangun (s. d.). Das Reich P. war in frühern Zeiten sehr blühend, verfiel aber seit dem 15. Jahrh. infolge der Kämpfe mit dem Reiche Siam. Die Portugiesen, die von den Peguanern zu Hülfe gerufen worden, versuchten darauf diese ihre Schützlinge zu beherrschen, aber vergeblich. Um die Mitte des 18. Jahrh. wurde P. von dem birman. Herrscher Alompra erobert. Seitdem stand das Land unter der furchtbarsten Despotie des Birmanenkaisers, sodaß die Peguaner gern die Unternehmungen der Briten unterstützten, in denen sie ihre Befreier sahen. Die Veranlassung zu diesem Kriege gab im Juni 1851 der birman. Gouverneur von Rangun durch ungerechte Bestrafung zweier dort ansässigen Kaufleute, dann durch die Verweigerung der verlangten Genugthuung und sogar Beschimpfung des brit. Unterhändlers. Die Feindseligkeiten begannen mit dem 1. April 1852 unter dem Admiral Austin (der 8. Oct. der Cholera erlag, worauf Commodore Lambert dessen Commando übernahm) und General Godwin. Nach der Einnahme von Martaban (s. d.) 5. April eroberten die Briten Rangun 14. April, bald darauf die Hafenstadt Bassein am westl. Mündungsarm des Irawadi, 3. Juni die Stadt P. selbst, wo die Birmanen ihre Hauptmagazine angelegt hatten, und 7. Juli sowie nochmals 9. und 10. Oct. die nordnordwestlich von Rangun am Irawadi gelegene Stadt Prome sammt ihrer goldenen Pagode. Die Stadt P. wurde vorläufig aufgegeben und von den Birmanen wiederbesetzt, aber 21. Nov. abermals erstürmt und 20. Dec. 1852 nebst der ganzen Provinz P. dem indobrit. Reiche einverleibt.

Pehlewi, s. Persische Sprache und Literatur.

Peiho oder Pay-ho (spr. Pého), auch Strom von Peking genannt, einer der kleinern Flüsse Chinas, aber nördlich vom Hoangho der größte, als bequemster und fast ausschließlicher Wasserweg zwischen der See und Peking einer der wichtigsten des Landes, der Provinz Petschyli

angehörig, entspringt im NNW. von Peking in dem mongol. Grenzgebirge. Der Fluß durchsetzt zweimal die Große Chinesische Mauer, strömt in zahlreichen Windungen im allgemeinen gegen SO., geht östlich an Peking vorüber und ergießt sich nach einem Laufe von wahrscheinlich 75 M. in den Golf von Petschyli. An der Mündung, 1 M. unterhalb des durch seine Forts berühmt gewordenen Städtchens Taku und $1/2$ M. unterhalb Tungku, bildet er eine Barre, die bei niedrigem Wasserstand nur 2 F., bei der Springflut aber 11 F. Wasser hat. Der Fluß ist nur im Frühjahr und Sommer wasserreich und reißend, wenn der Schnee am südl. Randgebirge der Gobi schmilzt; im Herbst wird er seicht, und im Winter belegt er sich mit Eis. Sein Wasser ist sehr schlammig, und seinen untern Lauf hat er nur durch die flache Alluvialebene von Petschyli, in welcher er ein tiefes, kanalähnliches Bett ausgewaschen. Die bedeutendste Stadt am Flusse, der eigentliche Hafen von Peking, ist Tien-tsin (s. d.), in gerader Linie $6^1/_2$, auf dem gewundenen Stromlaufe 11 M. von Taku, und 2 M. unterhalb der Stadt Pei-tsang. Von der Mündungsbarre bis Tien-tsin hat der Strom nirgends unter 12 F. Tiefe. Etwa 24 M. weiter oberhalb Tien-tsin, 2 M. im O. von Peking, liegt die Stadt Tung-tschéu, bis wohin die Segelschiffe stromaufwärts gehen, und wo alle für Peking bestimmte Ladungen und Passagiere abgesetzt werden. Der P. nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, darunter bei Tung-tschéu den Tung-whui, der Peking durchfließt, und etwas südlicher den Tschang-kia. Wichtiger aber ist die bei Tien-tsin stattfindende Einmündung des riesigen Kaiserkanals, der die Schiffahrtsverbindung mit dem Hoang-ho herstellt. 1 M. nördlich vom P. mündet bei der 25—30000 E. zählenden Stadt Petang der Petang-ho, ebenfalls mit einer Barre und mit Forts an der Mündung. In der neuern Kriegsgeschichte ist der P. denkwürdig geworden durch die Kämpfe bei den Forts von Taku und die Expeditionen der Engländer und Franzosen nach Tien-tsin und Peking. (S. China.)

Peilen heißt in der Seemannssprache sowol die Richtung, in der man einen Gegenstand erblickt, durch den Kompaß bestimmen, als auch eine Wassertiefe mittels des Lothes abmessen. Man peilt z. B. die Sonne, d. h. man bestimmt ihr Azimuth; man peilt eine Landspitze oder einen Leuchtthurm, d. h. man bestimmt den Winkel, den eine vom Kompaß aus dorthin gezogene Linie mit dem magnetischen Norden macht. Kann man gleichzeitig zwei dergleichen Gegenstände, deren Lage durch die Seekarte gegeben ist, peilen, so erhält man die sog. Kreuzpeilung, und das Schiff befindet sich im Durchschnittspunkte der beiden Richtungen, sodaß sein Ort durch Allignement direct gefunden wird. Mit der Peilstange werden nur geringe Tiefen gemessen; mit dem Peilstocke, einem eisernen, etwa $1^1/_2$ F. langen, in Zolle getheilten Stabe, den man an einer Leine in die Pumpen fallen läßt, bestimmt man den Wasserstand im Innern der Schiffe.

Peipussee oder Tschudskoje-Osero, d. h. See der Tschuden, heißt der $11^1/_2$ M. lange, 9 M. breite, 43 F. tiefe, fischreiche See im europ. Rußland, zwischen den Gouvernements Livland, Estland, Pskow und Petersburg, welcher im Süden mit dem Pskow'schen See durch eine Seeenge zusammenhängt und im Westen durch den Fluß Embach mit dem in Livland gelegenen Wirzjerwsee in Verbindung steht. Der P. liegt nur 90 F. über der Ostsee und bedeckt ein Areal von $66^1/_4$ Q.-M. Gegen Norden ergießt er sein Wasser mittels der Narova oder Narwa (s. d.) in den Finnischen Meerbusen. Der P. hat flache, sandige, größtentheils mit Tannen bewachsene Ufer. Einst diente dieser See als der Hauptwasserweg zwischen den Hansestädten der Ostsee und den innern Städten des russ. Reichs, und ein namentlich lebhafter Handel wurde zwischen Lübeck und den Städten Pskow und Nowgorod auf dieser Wasserstraße betrieben. Die einzige dicht an seinem Ufer liegende Stadt ist das unbedeutende Gdow. Vgl. Helmersen in den «Beiträgen zur Kenntniß des russ. Reichs» (Bd. 24, Petersb. 1866).

Peitschenwurm (Trichocephalus dispar) heißt ein kleiner, zu den Rundwürmern gehöriger Eingeweidewurm des Menschen, der häufig in großen Mengen bei Leichen im Blinddarme und Dickdarme angetroffen wird, ohne daß vorgängige Beschwerden seine Anwesenheit vermuthen ließen. Männchen und Weibchen leben zusammen; erstere sind um zwei Drittel kleiner. Beide Geschlechter zeichnen sich durch den langen, haarförmigen Vorderkörper, dem sie den Namen verdanken, und den dickern, eingerollten Hinterleib aus. Die Eier werden wahrscheinlich mit dem Kothe entleert, denn niemals findet man Brut bei den entwickelten Individuen im Menschen.

Peking, die Hauptstadt des chines. Reichs und Residenzstadt des Kaisers, liegt in einer großen Ebene in der Provinz Petschyli. Die Gewässer und Seen, welche P. umgeben, haben ihren Ursprung in den nordwestlich gelegenen Teichen des ehemaligen kaiserl. Sommerpalastes und fließen nach dem Peiho ab, durch welchen P. indirect mit dem großen, nach Süden führen-

den Kaiserkanal in Verbindung steht. Der Name P., welchen die Chinesen Pehtsching aussprechen, bedeutet Residenz des Nordens, im Gegensatze zu Nanking, Residenz des Südens. Der Boden, auf welchem die Stadt steht, ist sandig, die Umgebung fruchtbar und mit Getreide, Gemüse und Sorghum bebaut. Zwölf nicht beträchtliche Vorstädte, meist von armen Leuten, Ziegelstreichern und Gärtnern bewohnt, umgeben P., welches nach der 1852 vom Kaiser Hieng-Fung angeordneten Zählung gegen 2 Mill. E. besaß. Die Stadt hat einen Umfang von 6 M. und besteht aus zwei ganz geschiedenen Städten, welche nur durch drei Thore miteinander in Verbindung stehen. Im Norden liegt die officielle und militärische Mandschu- oder Tatarenstadt Nei-tscheu; im Süden die chinesische oder Handelsstadt Uei-tscheu. Erstere bildet ein nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit neun Thoren. Von diesen erstrecken sich etwa 100 F. breite Straßen in die Stadt, welche solchergestalt in regelmäßige Vierecke zerlegt wird, die von einer Menge kleiner Gassen durchschnitten werden. Nur die großen Straßen sind gepflastert. Im Centrum der Mandschustadt liegt die von einer festen Mauer umschlossene gelbe Stadt, Huang-tscheu. Diese enthält viele Pagoden und Mandarinenhäuser. Im Norden derselben befinden sich die kaiserl. Gärten mit zwei künstlichen Seen und dem 70 F. hohen Kohlenberge, Mee-Tschaen, dem höchsten Punkte der Stadt. In einem der Seen erhebt sich auf einer Insel der Pei-tha-tse, ein chines. Bonzenkloster, mit dem Grabdenkmal des letzten Kaisers aus der Dynastie Ming. Im kaiserl. Garten wird noch der Baum gezeigt, an welchem sich dieser unglückliche Regent erhängte, als 1644 die Tataren seine Residenz erstitrmten. Hinter dem Kohlenberge stößt man auf die dritte Mauer, welche den Kaiserpalast oder die rothe Stadt Huan-tschan-ti-kong, umgibt. Diese bedeckt einen Raum von etwa 73 preuß. Morgen und hat Gräben, Mauern und vier Thore, vergoldete Dächer und mit gelbem Lack überzogene Gebäude. Das Ganze umfaßt durch Höfe und Gärten getrennte Gebäude, Tempel, Paläste, die meist mit Galerien und Säulengängen umgeben sind. Die Bewachung ist ungemein streng und die Beamten haften mit ihrem Kopfe dafür, daß kein Europäer die geheiligten Räume betritt. So besteht die Mandschustadt aus drei ineinandergeschachtelten Städten. Die chines. Stadt, fast rechtwinkelig gebaut, mit sieben Thoren, ist sehr ausgedehnt und von vielen Straßen durchzogen, in welchen der lebhafteste Handelsverkehr herrscht. Im Süden ist ein großes Stück Feld mit in die Chinesenstadt einbezogen, auf welchem isolirt der Himmelstempel und der Tempel der Landwirthschaft stehen. Ersterer ist mit einem Dache von drei Stockwerken bedeckt und im Innern mit vergoldeten und azurblauen Säulen geschmückt. Alle Thore der verschiedenen Städte sind stark befestigt und bewacht; über jedem erhebt sich ein Thurm, der meistens als Kaserne und Magazin dient. Der Gesammtanblick der Stadt von den Mauern oder dem Kohlenberge ist ein überraschender: Pagoden, Tempel, Kioske, Thürme, niedrige und hohe Häuser ziehen sich in unabsehbarer Ausdehnung, unterbrochen von kolossalen Bäumen und Gärten, weit über die Ebene hin. Unter den Gebäuden sind noch zu erwähnen: die kaiserl. Druckerei, aus welcher die Reichszeitung hervorgeht, in der gelben Stadt; der Tempel des Confucius, bestehend aus einer runden Pagode mit Marmortreppen und grünem Ziegeldache; der Tempel der tausend Lamas, mit herrlicher Treppe, die mit Löwengestalten geschmückt ist. Hinter dem viereckigen Tempel liegt das Kloster, der Hauptsitz des Buddhismus in P. Zahlreiche Moscheen für mohammed. Chinesen, eine schön im Renaissancestil erbaute kath. Kirche, eine prot.-engl. Kapelle, eine russ. Kirche und dazugehörige Friedhöfe geben Zeugniß von der Duldung der Religionen in China. Charakteristisch für die Stadt sind die mit offenen Arcaden versehenen Glockenthürme, von denen die Alarmzeichen bei Feuersbrünsten gegeben werden. Ganz in Verfall gerathen ist die im 18. Jahrh. vom Jesuitenpater Verbiest für den Kaiser Kanghi eingerichtete Sternwarte, deren Instrumente, Wasseruhren, Globen u. s. w. noch gezeigt werden. P. ist eine sehr alte Stadt, die schon einige Jahrhunderte vor Christi Geburt die Hauptstadt des Reichs Yan war. Im 10. Jahrh. machten sie die Kitan zu ihrer südl. Hauptstadt. Dann verwandelten sie die Kins zu ihrer westl. Hauptstadt. Die fortdauernden Tatareneinfälle veranlaßten 1403 den Kaiser Thunglo seine Residenz hier zu nehmen, und er war es, welcher den Namen P. für den alten Schieng-tien-fu einführte. 1644 eroberten die Mandschu die Stadt und machten sie zur Hauptstadt des Reichs. Der dreijährige Krieg der europ. Westmächte gegen China (s. d.) führte 1860 die verbündeten Streitkräfte der Franzosen und Engländer unter die Mauern von P., das sich ihnen 13. Oct. ohne Kampf öffnete. Die Besetzung der Stadt brach endlich den Hochmuth der Chinesen und hatte den Abschluß des Friedens zur Folge. Zur Strafe für die an gefangenen Engländern und Franzosen verübten Grausamkeiten wurde 18. Oct. der berühmte kaiserl. Sommerpalast Yun-ming-yun im Nordwesten der Stadt zerstört, nachdem derselbe einige Tage vorher geplündert worden.

Am 7. Nov. 1860 traten die Alliirten den Rückzug aus P. an. Die Stadt ist seitdem der Sitz einer franz., engl., russ., preuß., span. und amerik. Gesandtschaft.

Pelagianer ist der Name einer im 5. Jahrh. zuerst in der abendländ. Kirche als ketzerisch verurtheilten theol. Richtung, welche, gegenüber der Lehre von absoluter Unfähigkeit des sündigen Menschen zum Guten, die menschliche Freiheit und das auch durch den Sündenfall unverlorene Vermögen des Willens sich zu bessern behauptete. Ihren Namen haben die P. von einem brit. Mönche, **Pelagius**, der seit Anfang des 5. Jahrh. in Rom lebte und später nach Afrika kam, wo Augustinus (s. d.) zuerst gegen ihn auftrat und seine wiederholte Verdammung auf mehrern afrik. Synoden veranlaßte. Pelagius flüchtete nach Jerusalem, wo er, von den dortigen Origenisten freundlich aufgenommen, im J. 420 als 90jähriger Greis starb. Die menschliche Willensfreiheit, welche Pelagius und sein Landsmann Cölestius zunächst im Interesse mönchischer Frömmigkeit und der Verdienstlichkeit klösterlicher Tugend betont hatten, war damals im Morgenlande allgemein anerkannt; die göttliche Gnade galt als unentbehrliche Beihülfe zum Guten. Allein das tiefere religiöse Interesse konnte bei einer Ansicht sich nicht befriedigen, welche zwischen göttlichem und menschlichem Thun gewissermaßen halbirte und der Gnade nur eine Mithülfe zugestand, wo die christl. Frömmigkeit sich bewußt war, alles Gute nur in, durch und aus Gott zu besitzen. Dazu schien ein genauerer Einblick in das menschliche Sündenverderben die Meinung als eine gefährliche Illusion zu zerstören, als könne der Gefallene sich aus eigener Kraft wieder aufrichten. So geschah es, daß die Lehre Augustin's vom erbsündlichen Verderben und der alles Heil allein wirkenden Gnade als die frömmere in der abendländ. Kirche die Oberhand gewann, wenn dieselbe auch niemals das Bewußtsein sittlicher Freiheit völlig ertödten konnte. Früh wurden daher, zuerst von massilischen Mönchen, wie Johannes Cassianus (s. d.), Versuche gemacht, die Anstöße der pelagianischen Lehre zu mildern. Hatte Pelagius die natürlichen Kräfte des Menschen für ausreichend zu seiner Besserung, die kirchlichen Gnadenmittel daher nicht für schlechthin unentbehrlich erklärt und von der Gnade Gottes nur im Sinne unserer natürlich-sittlichen Ausrüstung und der Verkündigung des göttlichen Willens in Gesetz und Verheißung geredet, so lehrte Cassian die Gnade im Sinne Augustin's als übernatürliches göttliches Wirken im Menschengemüth, gestand aber dem Menschen das Vermögen zu, aus natürlicher Kraft der Gnade entgegenzukommen und sie sich anzueignen. Die streng augustinische Partei bezeichnete die Anhänger dieser mittlern Meinung als **Semipelagianer** (halbe P.). In der mittelalterlichen Kirche wurde dennoch dieser **Semipelagianismus** die herrschende Meinung, wenn man auch vorgab, man lehre wie Augustin. Besonders zeigt sich in der kath. Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke und der Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens von Glauben und Werken zur Rechtfertigung des Menschen vor Gott die von den Reformatoren nicht ohne Grund als semipelagianisch bestrittene Neigung, dem Menschen auch Gott gegenüber ein eigenes und selbständiges Gute zuzuschreiben und dadurch zwischen göttlichem und menschlichem Thun zu halbiren. Daher kehrten die Reformatoren zur strengsten augustinischen Lehre zurück. Als Melanchthon, durch das sittliche Interesse bewogen, späterhin einige Milderungen der behaupteten absoluten Sündenverderbniß versuchte und dem natürlichen freien Willen wenigstens die Fähigkeit, die Gnade anzunehmen oder abzulehnen, übriglassen wollte, erhob sich auch gegen ihn und seine Schule die Anklage auf Semipelagianismus, den die Concordienformel (s. d.) vollständig von der luth. Kirche auszuschließen bemüht war. Dennoch versuchte schon um die Mitte des 17. Jahrh. das unaustilgbare sittliche Bewußtsein abermalige Milderungen, und durch den Pietismus wurden semipelagianische, durch den Rationalismus pelagianische Ansichten aufs neue in die prot. Kirche eingeführt. Schleiermacher, der den Pelagianismus für einen der vier die christl. Kirche gefährdenden Grundirrthümer erklärte, suchte im Zusammenhange seiner ganzen religiös-philos. Weltanschauung auch den Augustinismus tiefer zu begründen, und die moderne Vermittelungstheologie hat Schleiermacher'sche und Melanchthon'sche Gedanken zu verbinden, die orthodoxe Lehre aber entweder leise zu modificiren oder geradezu (wie die Erlanger Schule) nach ihrem eigenen Bedürfniß umzudeuten versucht, ohne der Anklage des Semipelagianismus ihrerseits entgehen zu können, wogegen freilich die streng orthodoxe Theorie den Menschen zur Maschine macht und seine geistige Persönlichkeit aufhebt. Letzterer Ansicht gegenüber vertritt der Pelagianismus noch immer ein gutes Recht, wie denn überhaupt sein Eintreten für die menschliche Freiheit philosophisch und moralisch betrachtet vollkommen begründet ist. Der hier nur in besonders scharfer Weise zu Tage tretende Unterschied der religiösen und der rein sittlichen Weltbetrachtung wird immer, weil beide Betrachtungsweisen psychologisch nothwendig sind, eine bald

überwiegend augustinische, bald überwiegend pelagianische Anschauung hervorrufen, deren Ausgleichung nicht in äußerlicher Vermittelung der Gegensätze, wie sie der Semipelagianismus in seinen verschiedenen Gestalten immer wieder vergeblich versucht, sondern nur in einer tiefern philos. Einsicht in das Verhältniß des unendlichen und des endlichen Geistes zueinander gefunden werden kann. Vgl. Jakobi, «Die Lehre des Pelagius» (Berl. 1842).

Pelargonium oder Kranichschnabel (Pelargonium) nannte L'Héritier eine an Arten ungemein reiche Pflanzengattung in der Familie der Geraniaceen oder Storchschnabelgewächse, welche fast sämmtlich am Cap der guten Hoffnung und nur zum geringen Theile in Neuholland einheimisch sind und von Linné zur Gattung der Storchschnäbel (s. Geranium) gerechnet worden waren. Sie sind Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher von sehr verschiedenem Aussehen, von den verwandten Gattungen aber durch die auf der Oberseite des Blütenstiels verlaufende Honigröhre, welche durch den angewachsenen Sporn des obersten Kelchblatts bewirkt wird, sowie durch die an ihrer Innenseite bärtigen Grannen (ausgewachsenen Griffel) der Carpellen (Theilfrüchte) leicht zu unterscheiden. Auch ist die Form der fünfblätterigen Blumenkrone immer etwas unregelmäßig, weil die beiden obern Blumenblätter größer sind als die drei andern, was indessen auch bei einigen andern Geraniaceen vorkommt. Den Gattungsnamen Kranichschnabel haben sie von der dem langen Schnabel dieser Sumpfvögel ähnlichen Form ihrer Früchte. Wegen der Mannichfaltigkeit und Schönheit ihrer Blumen, wegen ihrer oft zierlichen Tracht und der häufig stark und angenehm riechenden Blätter gehören sie zu den beliebtesten Zierpflanzen der Gewächshäuser und Zimmer. Wegen des angenehmen Geruchs der Blätter sind besonders beliebt das rosenduftende P. (P. roseum Willd.) und das scharfblätterige P. (P. Radula Ait.), meistens unter dem Namen Rosengeranium begriffen, mit handförmig getheilten, angenehm rosenartig riechenden Blättern, welche durch Destillation ein dem Rosenöle sehr ähnliches ätherisches Oel geben, was auch von den Blättern des kopfblütigen P. (P. capitatum Ait.) gilt. Ferner wird fast überall in den Zimmern das wohlriechendste P. (P. odoratissimum) unter dem Namen Muskatkraut cultivirt, welches sich durch herzförmig rundliche, sammetweiche Blätter auszeichnet. Sehr beliebt sind auch das abfärbende P. (P. inquinans Ait.) und das gürtelblätterige P. (P. zonale Ait.), welche oft mit dem Namen der Brennenden Liebe wegen ihrer meist scharlachrothen oder blutrothen, seltener rosenrothen oder weißen Blüten belegt werden; ferner das dreifarbige P. (P. tricolor Curt.), mit roth-, weiß- und schwarzgefärbten Blumen, und das prächtige P. (P. superbum Vent.), mit großen weißen Blumenblättern, deren zwei obere mit rothen Saftmälern bezeichnet sind. In Südeuropa sind manche häufig zur Zierde im Freien cultivirte Pelargonien verwildert. So findet sich das prächtige P. zonale fast in allen Hecken um Cadix. Die Cultur der strauchartigen Pelargonien ist nicht schwer, da sie weder sorgfältige Beobachtung einer gewissen Temperatur noch besondere Abwartung verlangen; auch geschieht ihre Fortpflanzung und Vermehrung durch Stecklinge sehr leicht. Sie verlangen eine lockere und fette Erde und viel Licht. Bei uns müssen die meisten Arten im Kalthaus oder in frostfreien Zimmern überwintert und, sollen sie recht schön blühen, im Frühling umgesetzt werden. Man findet daher viele Arten auch in gewöhnlichen Gärten und eine große Menge von Bastarden (Hybriden), welche theils durch Zufall entstanden, theils absichtlich durch Bestäubung hervorgebracht worden sind. Am meisten war die Cultur der Pelargonien im ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts in Mode; später vergaß man sie über andern, z. B. den Camellien, Cacteen u. s. w. Doch hat sie sich seit mehrern Jahren wieder gehoben, besonders in Frankreich und England. Die krautartigen Pelargonien mit Knollenwurzeln sind ziemlich zart und verlangen eine sorgfältige Behandlung.

Pelasger (griech. Pelasgoi), ein vielfach in das Dunkel der Sage gehülltes Volk, das wir als die ältesten Bewohner verschiedener Gegenden Griechenlands kennen; so in Thessalien (dessen einer Theil noch in der histor. Zeit den Namen Pelasgiotis trug), in Epirus, in Böotien, in Attika, in Achaja, in Arkadien (wo nach einheimischer Sage der Heros Pelasgos geboren sein sollte), in Argolis, auf der Insel Kreta, im südl. Troas und anderwärts. Diese weite Verbreitung des Pelasgernamens hat einige neuere Forscher veranlaßt, denselben nicht im ethnogr., sondern im chronol. Sinne, als Bezeichnung der ältesten Zeit, der ältesten Vorfahren der Griechen überhaupt aufzufassen. Allein Herodot unterscheidet bestimmt den pelasgisch-ionischen von dem hellenisch-dorischen Volksstamme und kennt noch zu seiner Zeit P. in den Städten Kreston in Thrazien und Plakie und Skylake am Hellespont, die eine den Hellenen unverständliche barbarische Sprache redeten. Die letztere Notiz hat manche Historiker bewogen, die P. für einen semit. Volksstamm zu halten und sie mit den kanaanitischen Philistern zu identificiren, eine An-

ficht, gegen welche besonders der Mangel an semit. Elementen in der griech. Sprache sowie die Nachrichten sprechen, welche wir über die pelasgische Religion (eine Naturreligion ohne bestimmte Namen der Götter, die ohne Bilder auf Bergeshöhen und in heiligen Hainen verehrt wurden) haben. Vielmehr scheinen die P. ein urgriech. Stamm zu sein, der früher als die andern Stämme dieses Volks aus den asiat. Ursitzen desselben auf dem Landwege durch das nördl. Kleinasien, Thrazien und Macedonien nach dem europ. Hellas gezogen ist, sich zuerst in der großen thessalischen Ebene niedergelassen und von da westwärts und südwärts über einen großen Theil von Griechenland verbreitet hat. (S. Griechenland.) Sie scheinen ein friedliches Volk gewesen zu sein, das hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht trieb, aber auch schon ummauerte Städte mit festen Burgen auf Bergeshöhen (die mehrfach den Namen Larissa führten) anlegten. Später wurden sie von andern kriegerischern griech. Stämmen unterworfen und verschmolzen mit diesen. Nur in einzelnen Orten, wie in den von Herodot genannten Städten, erhielten sie sich unvermischt mit ihrer alterthümlichen, den übrigen Griechen nicht mehr verständlichen und daher barbarisch erscheinenden Sprache.

Peleus, der Sohn des Äakos und der Endeïs, Bruder des Telamon und Halbbruder des Phokos, Beherrscher der Myrmidonen in Phthia in Thessalien, mußte mit seinem Bruder wegen der Ermordung des Phokos Aegina verlassen und ging nach Phthia zu Eurytion (oder Eurytos), der ihn sühnte und ihm seine Tochter Antigone zur Gattin und als Mitgift den dritten Theil des Landes gab. Mit Eurytion ging er zur kalydonischen Eberjagd, wo er diesen unversehens mit einem Wurfspeer tödtete. Deshalb floh er nach Iolkos zu Akastos, der ihn ebenfalls sühnte und bei sich behielt. Während seines Aufenthalts daselbst faßte des Akastos Gemahlin, Astydameia, Neigung zu ihm, ohne daß P. selbige erwiderte. Aus Rache ließ diese seiner Gemahlin melden, er werde des Akastos Tochter, Sterope, heirathen. Aus Schmerz erhängte sich jene. Auch verleumdete sie ihn bei Akastos und dichtete ihm ihre eigene Leidenschaft an. Dieser, aus Achtung gegen das Gastrecht, wollte den P. nicht eigenhändig selbst bestrafen, sondern stellte auf dem Pelion eine Jagd an, wo P. den Tod finden sollte. Nachdem er nämlich vor Ermüdung eingeschlafen, nahm ihm Akastos sein Schwert und ließ ihn liegen, damit er so eine Beute der wilden Thiere würde. Allein als er erwachte, brachte ihm Cheiron das Schwert zurück. Zum Lohne für seine Keuschheit gaben ihm die Götter die Nereïde Thetis zur Gemahlin, mit der er den Achilles (s. d.) zeugte. An der Hochzeit, welche auf dem Pelion gefeiert wurde, nahmen außer der Eris alle Götter theil. Hierauf belagerte er mit Jason und den Dioskuren den Akastos in Iolkos, vertrieb diesen und tödtete die Astydameia. Seinen Sohn, den er alters halber auf dem Zuge gegen Ilios nicht begleiten konnte, überlebte er. Nach Pindar wurde er nach seinem Tode mit Kronos, Kadmos und Achilles Richter in der Unterwelt. Uebrigens weicht die Sage über seine Schicksale, namentlich über seinen Streit mit Akastos, mannichfach ab.

Pelewinseln oder Palaosinseln, die größte Lagunengruppe des Carolinenarchipels im westlichsten Theil des Großen Oceans, von 24 M. langen, von Nord nach Süd sich ausdehnenden Korallenriffen umgeben. Sie sind hügelig, gut bewässert, fruchtbar, haben eine malaiische Bevölkerung von 3000 Seelen und zusammen einen Flächeninhalt von 18 Q.-M., wovon auf Babeldzuap 12,95, auf Koror 0,72, auf Urukdzepel 0,89, auf Irakong 0,47, auf Imilliß 0,42, auf Pililiu 0,39, auf Angaur 0,25 Q.-M. kommen, während noch etwa 20 kleinere Inseln zur Gruppe gehören. Die P. sind identisch mit den Arrecifos des Villalobos (1545), wurden aber erst durch Wilson bekannt, der 1783 dort Schiffbruch litt und den Prinz Libu mit nach England brachte, wo dieser großes Interesse erregte und 1784 unter allgemeiner Theilnahme an den Blattern starb. Die damals sehr freundlichen Eingeborenen haben sich durch die Berührung mit Fremden seitdem verschlechtert. Yams und Kokosnüsse sind die Hauptproducte.

Pelias war nach thessalischer Sage nebst seinem Zwillingsbruder Neleus (s. d.) vom Poseidon, der die Gestalt des Flußgottes Enipeus angenommen hatte, mit Tyro, der Tochter des Salmoneus, die später die Gattin des Aeoliden Kretheus wurde, erzeugt worden. Die von der Mutter ausgesetzten Zwillinge wurden von einem Hirten aufgezogen. Als sie, herangewachsen, ihre Herkunft entdeckt hatten, rächte P. die Tyro an ihrer grausamem Stiefmutter Sidero (der Eisernen), der Gattin des Salmoneus. Nach Kretheus' Tode bemächtigte sich P. durch Verdrängung seines Stiefbruders Aeson, den er später tödten ließ, der Herrschaft von Iolkos, vertrieb den Neleus, der ihm dieselbe streitig machte und sandte den Jason (s. d.), Aeson's Sohn, um ihn unschädlich zu machen, nach dem goldenen Vließ aus. Als dieser aber glücklich heimgekehrt war, veranlaßte Medea (s. d.) die Töchter des P., unter dem Vorgeben, ihren alternden Vater zu verjüngen, denselben zu tödten und den zerstückten Körper in einem Kessel zu kochen.

Akastos, P.' Sohn, vertrieb darauf den Jason und die Medeia aus Jolkos und veranstaltete zu Ehren seines gemordeten Vaters glänzende Leichenspiele, die von den ältern griech. Künstlern mehrfach dargestellt worden sind. Die Katastrophe des P. hatte unter andern Euripides in seiner ersten, uns nicht erhaltenen Tragödie «Peliades» (die Töchter des P.) behandelt.

Pelikan oder Pelekan (Pelecanus), eine Gattung von Schwimmvögeln aus der Familie der Ruderfüßler, bei denen auch die Hinterzehe durch die Schwimmhaut verbunden ist, unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch den langen, geraden, schmalen und plattgedrückten Schnabel mit ritzenförmigen Nasenlöchern und durch die ausnehmend dehnbare und einen weißen Sack darstellende Kehlhaut. Alle P. sind große, dem Ansehen nach schwerfällige Vögel, welche indessen mit vieler Ausdauer und Schnelligkeit fliegen. Sie tauchen, indem sie sich aus bedeutender Höhe herabfallen lassen, tief unter den Wasserspiegel und fangen die Fische in ihrem Kehlsacke ein. Sie halten sich stets an den Ufern großer Gewässer auf, machen zwischen dem Meere und dem Süßwasser oft gar keinen Unterschied, kehren aber am Abend stets auf das Land zurück, um auf Bäumen oder höhern Felsspitzen des Ufers zu schlafen. Die Färbung ist meist ganz einfach und selten durch Abzeichnungen lebhafterer Art gehoben. Die Nahrung besteht in Fischen, die durch Tauchen gefangen und, wenn sie zur Ernährung der Jungen bestimmt sind, im Kehlsacke nach dem aus Holzstücken, Rohr und Schilfblättern kunstlos gebauten Neste getragen werden. Von dieser weitverbreiteten Gattung kennt man etwa elf in warmen Gegenden beider Welten wohnende Arten. Der gemeine P. oder die Kropfgans (P. Onocrotalus) ist von der Größe eines Schwans, weiß mit schwarzen Schwungfedern und auf Brust und Rücken rosenroth angeflogen und hat rothe Füße. Er bewohnt vorzugsweise das südl. Europa und auch Asien, lebt an Meeren und Seen, verhält sich, außer beim Fischfange, träge und schläfrig und schreit fast so laut wie ein Esel. Er bildet mit andern kleine Gesellschaften, legt 2—3 weiße, mit einer besondern abreibbaren Kalkkruste bedeckte Eier und hat durch die Art, wie er aus dem Kehlsacke seine Jungen füttert, indem er dabei den Schnabel auf die Brust stemmt, um die Fische bequemer auswürgen zu können, zu der uralten Fabel Veranlassung gegeben, daß er sich die Brust aufreiße und mit seinem Blute die Jungen nähre. Deshalb gilt er als Symbol der sich selbst aufopfernden Mutterliebe. In Ostindien wird er, wie die Cormorans, zum Fischfange abgerichtet. Aus seinem Kehlsacke werden Tabacksbeutel verfertigt. Noch größer ist der in Dalmatien häufig vorkommende krausköpfige P. (P. crispus). — P. ist auch der Name eines schon seit mehrern Jahrhunderten gebrauchten Instruments zum Ausziehen der Zähne, welches jetzt noch, obgleich viele andere Instrumente zu diesem Behufe erfunden worden, in manchen Fällen seine Zweckmäßigkeit behauptet.

Pelion (jetzt Plessidi genannt), ein langgestreckter, noch jetzt reichbewaldeter Gebirgszug der thessalischen Halbinsel Magnesia, der im Norden durch eine niedrigere Hügelreihe (jetzt Mavrobuni, «das schwarze Gebirge», genannt) mit dem Ossa (s. d.) zusammenhängt. Auf dem höchsten Gipfel des P., der eine Höhe von fast 5000 F. über der Meeresfläche erreicht und durch eine Einsattelung mit einem zweiten, nicht viel niedrigern Gipfel verbunden ist, erhob sich im Alterthum ein Tempel des Zeus Akräos, zu dem alljährlich beim Beginn der Hundstage eine Procession aus der am westl. Fuße des Gebirgs gelegenen Stadt Demetrias (früher, vor Gründung dieser Stadt, aus dem nahe dabei gelegenen Jolkos) emporstieg, um den Gott um Milderung der drückenden Hitze anzuflehen. In der Nähe des Tempels zeigte man die Grotte des Centauren Cheiron, dem die Sage wol hauptsächlich wegen des Reichthums des P. an Heilkräutern seinen Sitz auf diesem Gebirge angewiesen hat; die jetzt durch einen Felsblock geschlossene Oeffnung dieser Grotte ist noch heutzutage an der Südwestseite des Gipfels erkennbar. An den Abhängen des Gebirgs, die im Alterthum ganz mit dichtem Wald bedeckt gewesen zu sein scheinen, liegen jetzt, von Fruchtbäumen umgeben, zahlreiche griech. Dörfer (die sog. 24 Dörfer), die vor der griech. Revolution infolge der Ausnahmestellung, der sie sich unter der türk. Regierung, als Eigenthum der ältesten Schwester des jedesmaligen Sultans, erfreuten, zu großem Wohlstande gelangt waren, der freilich durch ihre eifrige, aber vergebliche Theilnahme am griech. Befreiungskampfe sehr beeinträchtigt worden ist. Vgl. Mézières, «Mémoire sur le P. et l'Ossa» (Par. 1853).

Pélissier (Jean Jacques Aimable), Herzog von Malakow, franz. Marschall, geb. 6. Nov. 1794 zu Maromme im Depart. der untern Seine, wurde im Lyceum zu Brüssel erzogen und trat 1814 in die Artillerieschule von La Flèche, 1815 als Lieutenant in die franz. Armee. Nach der Restauration zur Gardeartillerie versetzt, machte er als Adjutant den Feldzug 1823 in Spanien mit und in gleicher Stellung die Expedition nach Morea 1828, wo er sich auszeichnete und Kapitän wurde. Unter Bourmont war er 1830 bei der Eroberung von Algier,

gelangte als Stabsoffizier in den Generalstab und diente hierauf von 1831—39 in Frankreich als Adjutant, auch im Kriegsministerium. Sodann kehrte er, zum Oberstlieutenant befördert, nach Algier zurück. Hier wohnte er allen Feldzügen bei, wurde 1842 zum Unterchef des Generalstabs der Armee von Algerien ernannt und nahm unter Bugeaud (s. d.) an der Schlacht von Isly theil. 1846 vernichtete er eine große Zahl von Arabern, die sich in die Dahara-grotten geflüchtet hatten und trotzig die Unterwerfung verweigerten, durch Rauch, welches Verfahren in der europ. Presse eine große Entrüstung erregte. P. wurde bald darauf Maréchal-de-Camp, 1850 Divisionsgeneral und Generalinspector der Infanterie, was er bis 1854 blieb. Dreimal verwaltete er auch interimistisch Algerien als Generalgouverneur. 1853 unterdrückte er durch die Einnahme von Laguat eine gefährliche Empörung. Als der Orientkrieg (s. d.) zur Belagerung von Sewastopol (s. d.) geführt hatte und die franz. Armee im Jan. 1855 eine neue Organisation erhielt, wurde P. aus Algier als Commandant des 1. Armeecorps nach der Krim berufen, wo er, da Canrobert im Mai den Oberbefehl niederlegte, auf dessen Vorschlag 18. Mai zum Höchstcommandirenden ernannt wurde. Der erste Sturm auf den Malakow, den er 18. Juni anordnete, schlug zwar fehl, aber 8. Sept. wurde der Thurm unter schweren Verlusten erstürmt und P. dafür zum Marschall und Herzog von Malakow erhoben. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich im Sommer 1856 erhielt er 1858 an Persigny's Stelle den Gesandtschaftsposten in London und 1860 das Generalgouvernement in Algier. Er starb in dieser Stellung 22. Mai 1864.

Pella, Stadt in der macedon. Landschaft Bottiäa an dem vom Flusse Lydias durchflossenen Sumpfsee Borboros, von Philipp II. zur Haupt- und Residenzstadt erhoben, war Geburtsort Alexander's d. Gr., in der röm. Zeit aber nur noch als Stationsort an der ganz Illyrien und Macedonien durchschneidenden Egnatischen Militärstraße (via Egnatia) von Wichtigkeit. — Denselben Namen trug eine Stadt Palästinas in der Landschaft Dekapolis, östlich vom Jordan.

Pellagra oder Mailändische Rose, der lombard. Aussatz (pellagra, lepra Lombardica oder Mediolanensis, auch Italica), ist eine in ihrem Wesen noch unerforschte endemische Krankheit, welche sich hauptsächlich in Oberitalien, außerdem in Südfrankreich und anderwärts, namentlich in Gegenden, wo Reisbau getrieben wird, findet und fast nur bei Erwachsenen in mittlerm Alter, die im Freien viel anstrengende Arbeiten verrichten und sich dabei den Sonnenstrahlen aussetzen, ohne Unterschied des Geschlechts vorkommt. Die Hauptzufälle sind allerlei Störungen in der Verdauung mit Nervenleiden, Schwäche und geistiger Niedergeschlagenheit, zu denen sich eine eigenthümliche rosenartige Hautkrankheit an den der Einwirkung der Sonne ausgesetzten Hautstellen gesellt. Das Uebel erscheint anfänglich nur mit dem Frühjahre, verschwindet während des Winters wieder gänzlich, kehrt jedoch mit dem nächsten Jahre (in manchen Fällen auch erst einige Jahre nachher) zurück, worauf die im Winter wiederkehrende Gesundheit nur kürzere Zeit andauert, und bleibt endlich anhaltend, bis, selten vor dem dritten und fast stets vor dem siebenten Jahre, unter Verstärkung aller Symptome und sehr oft unter Hinzutritt von Melancholie, Wahnsinn und Blödsinn der Tod eintritt. Wenig Aufschluß über die eigenthümliche Natur der Krankheit geben die Leichenöffnungen. Auch die Behandlung hat bisjetzt nur insoweit zu einem sichern Resultate geführt, daß, wenn ein Kranker zu Anfang der Krankheit in eine von dem Uebel freie Gegend gebracht wird, dieses an und für sich schon ein hinreichendes Heilmittel ist.

Pellico (Silvio), ein berühmter ital. Dichter, wurde 24. Juni 1788 zu Saluzzo in Piemont von bürgerlichen Aeltern geboren und in Pignerol erzogen, wo sein Vater, Onarato P., der ebenfalls als lyrischer Dichter sich bekannt gemacht hat, eine Seidenspinnerei besaß. In seinem 16. J. folgte er einem nahen Verwandten nach Lyon und hatte Italien beinahe vergessen, als Foscolo's Gedicht «I sepolcri» die Liebe zum Vaterlande mit solcher Macht in ihm erweckte, daß er sofort nach Italien zurückkehrte. In Mailand von Ugo Foscolo und Vincenzo Monti freundlich aufgenommen, schloß er sich dem letztern bald ganz an. Später wurde er Erzieher der Söhne des Grafen Luigi Porro Lambertenghi, dessen Haus der Sammelplatz der vorzüglichsten Männer Mailands und der ausgezeichnetsten Fremden war. Durch die Trauerspiele «Laodamia» und «Francesca da Rimini» erwarb er sich einen Ehrenplatz unter den ital. Dichtern. Auch lieferte er eine gute Uebersetzung von Byron's «Manfred». Er lebte in freundschaftlicher Verbindung mit mehrern patriotischen Gelehrten und andern freisinnigen Schriftstellern, welche seinen Plan, durch Beförderung wissenschaftlicher Bildung zu Italiens Wiedergeburt mitzuwirken, eifrig unterstützten. So entstand die Zeitschrift «Il conciliatore», in welcher unter anderm Manzoni's «Conte di Carmagnola» und P.'s «Eufemio di Messina» zuerst abgedruckt wurden. Wegen des freimüthigen Geistes, der sich in diesen Mittheilungen regte,

wurde, gleich mehrern seiner Freunde, auch P. 1820 auf den später erwiesenen irrthümlichen Verdacht hin, dem Carbonaribunde anzugehören, verhaftet und nach Sta.-Margherita gebracht, wo sein Freund, der Dichter Maroncelli, ebenfalls gefangen saß. Zu Anfange des folgenden Jahres nach Venedig in die Bleikammern versetzt und peinlicher Untersuchung unterworfen, wurde er im Jan. 1822 nach dem Gefängnisse auf der Insel San-Michele bei Venedig abgeführt, wohin schon vorher auch Maroncelli gebracht worden war. Oeffentlich auf dem Schaffot zu Venedig verkündeten den beiden Freunden die Richter das Todesurtheil, das aber der Kaiser für Maroncelli in 20jähriges, für P. in 15jähriges Gefängniß auf dem Spielberge verwandelt hatte. Im März 1822 dahin abgeführt, wurden beide getrennt in unterirdischen Kerkern untergebracht. Schon erschöpft von einer fast zweijährigen Gefangenschaft, ward P. bei schlechter, kärglich zugemessener Nahrung, die im ersten Jahre in weiter nichts als Brot und Wasser bestand, auf einem Lager ohne alle Unterlage, von Tag zu Tag schwächer und verfiel, obschon man ihm einige Erleichterungen gewährte, im Jan. 1823 in eine gefährliche Krankheit, sodaß er spitalmäßig verpflegt werden mußte. Unter der theilnehmenden Pflege des Kerkermeisters genas er nach einiger Zeit, und als er wieder erkrankte, wurde Maroncelli sein Kerkergenosse und Wärter. Seit 1824 aber wurde die Haft immer strenger. Keine Feder und kein Buch, was früher geschehen war, wurde den Gefangenen mehr verabreicht. Auch Maroncelli erkrankte endlich an einer Kniegeschwulst, die so gefährlich ward, daß nach neunmonatlichen Leiden das Bein abgenommen werden mußte. Endlich 1. Aug. 1830 erhielten beide Freunde ihre Freiheit zurück. Die Geschichte seiner zehnjährigen Leiden hat P. in der Schrift «Le mie prigioni» (Par. 1833; deutsch, Lpz. 1833) anziehend erzählt. P. verfiel während der Gefangenschaft in Mysticismus, keineswegs aber, wie man behauptet, in Bigoterie. Seine von Jugend an schwache Gesundheit war gänzlich untergraben worden. Die Marquise von Barolo in Turin bot ihm in ihrem Hause einen Zufluchtsort, den er als Secretär dieser Dame annahm. Er starb zu Turin 31. Jan. 1854. P.'s «Francesca da Rimini» (Mail. 1818; deutsch von Schädelin, Zür. 1835) ist einer der glücklichsten Versuche, vaterländische Stoffe für das Drama zu benutzen. Seine «Opere» erschienen in Padua (2 Bde., 1831) und in Einem Bande in Leipzig (1834). In den «Tre nuove tragedie» (Tur. 1832) sind «Gismonda da Mendrisio», «Leoniero da Dertona» und «Erodiade» enthalten. 1833 erschien in Turin P.'s Trauerspiel «Tommaso Moro» und 1837 ebendaselbst eine Sammlung seiner «Opere inedite» (2 Bde.). Außerdem verfaßte er in neuerer Zeit eine Art moralischen Katechismus von den Pflichten des Mannes: «Dei doveri degli uomini». Eine Ausgabe von P.'s nachgelassenen Werken, Memoiren und Briefen wurde 1855 zu Turin begonnen. Vgl. Chiala, «Vita di Silvio P.» (Tur. 1852).

Pellisson-Fontanier (Paul), der Historiograph Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde 30. Oct. 1624 zu Béziers von prot. Aeltern geboren. Er studirte die Rechte, ließ sich zu Castres als Advocat nieder und schrieb in Briefform die «Histoire de l'Académie française jusqu'en 1652» (Par. 1653), wobei er sich als mittelmäßiger Schriftsteller und unverschämter Schmeichler zeigte. Der Akademie gefiel seine Lobrede so außerordentlich, daß sie ihm sogleich die Ehrenmitgliedschaft nebst dem Anrecht auf den zunächst erledigten Platz ertheilte. P. trat bald in die Akademie und verlegte seinen Wohnsitz nach Paris. Nach einiger Zeit kaufte er sich das Amt eines Secretärs des Königs und machte die Bekanntschaft des Finanzintendanten Fouquet, der ihn zum Vertrauten und ersten Commis erhob und ihm 1660 sogar den Titel eines Staatsraths verschaffte. Als Fouquet in Ungnade fiel, kam auch P. ins Gefängniß. Hier verfaßte er für seinen Gönner drei Vertheidigungsschriften und benachrichtigte denselben bei einer Confrontation durch List von der Vernichtung gewisser Papiere, was ihm noch engern Gewahrsam zuzog. Nach fünf Jahren endlich gelang es ihm, durch die Fürsprache angesehener Freunde die Freiheit und auch die Gunst Ludwig's XIV. wiederzuerhalten. Er mußte den König auf dem kurzen Feldzuge in der Franche-Comté begleiten, um die Ereignisse der Expedition aufzuzeichnen, und entledigte sich dieses Auftrags so geschickt, daß ihn Ludwig XIV. zum Geschichtschreiber seiner Regierungsepoche ernannte. Als P. vollends zum Katholicismus übertrat, überhäufte ihn der König mit Pfründen und Gnaden. Er erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie St.-Orens und wurde Oekonom des Klerus von St.-Germain und St.-Denis. In dieser Eigenschaft verwaltete er auch die Fonds, welche der Hof zur Bekehrung der Protestanten angelegt hatte, und der Eifer, womit der Convertit die Werke der Propaganda unterstützte, zog ihm die besondere Gunst des Hofs, aber auch den Haß seiner frühern Glaubensgenossen zu. 1670 hielt P. bei Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Akademie die bekannte Lobrede auf Ludwig XIV. und wurde dafür zum Maître des requêtes erhoben. Er trieb nun seine Schmei-

chelei so weit, daß er mit andern Akademikern alle zwei Jahre einen Preis von 300 Livres für den aussetzte, der die Thaten des Königs am besten loben würde. Als Geschichtschreiber begleitete er Ludwig XIV. auch auf den Feldzügen in den Niederlanden; doch sah er sich plötzlich durch die Montespan, der er einen Proceß verloren, von seinem Posten verdrängt, den Boileau und Racine erhielten. P. starb 7. Febr. 1693. Seine «Lettres historiques et opuscules» (3 Bde., Par. 1729) enthalten unter anderm Notizen über die Reisen des Königs von 1670 und 1688. Lemacrier veröffentlichte P.'s Hauptwerk, «Histoire de Louis XIV» (3 Bde., Par. 1749), die vom Pyrenäischen Frieden bis 1672 reicht; das zehnte Buch, welches die Ereignisse bis zum Frieden von Nimwegen erzählt, wird Racine zugeschrieben. Außerdem veröffentlichte P. viele andere Schriften, die sich sämmtlich durch Leichtigkeit des Stils auszeichnen, aber ohne Bedeutung sind.

Pelopidas, einer der ausgezeichnetsten thebanischen Feldherren, Freund und Zeitgenosse des Epaminondas (s. d.), rettete sein Vaterland theils von den Mishandlungen einer tyrannischen Partei, theils von dem Drucke der Spartaner. Mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben, hatte er sich nämlich nach Athen gewendet, kehrte aber mit einigen Verschworenen heimlich wieder nach Theben zurück, ermordete die daselbst bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen und gab das Zeichen zur Vertreibung der Spartaner, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu Theben bemächtigt hatten. Hierauf trug er, zugleich mit Epaminondas, viel zu dem entscheidenden Siege über die Spartaner bei Leuktra (s. d.), 371 v. Chr., durch die von ihm befehligte Heilige Schar bei, fiel bald nachher in den Peloponnes ein und vereinigte sich mit den Arkadiern, Argivern und Eleern zu einem Angriff auf Sparta, mußte aber infolge unerwarteter Hindernisse wieder zurückkehren. Als gleich nach dieser Unternehmung die Thebaner zu einem dreimaligen Zuge gegen den grausamen Tyrannen Alexander von Pherä (s. d.) sich veranlaßt sahen, gerieth P. auf dem ersten Zuge in die Gefangenschaft des Tyrannen, wurde auf dem zweiten Zuge durch Epaminondas wieder befreit und fiel beim dritten Zuge 364 v. Chr. siegend in der Schlacht bei Kynoskephalä.

Pelopium wurde früher für ein besonderes metallisches Element gehalten, das sich, mit Sauerstoff verbunden, als Pelopsäure neben Niobium (s. d.) und Tantal in dem Minerale Tantalit finden sollte. In neuerer Zeit stellte sich jedoch heraus, daß die Pelopsäure ebenfalls nur eine Oxydationsstufe des Niobium sei und zwar eine höhere als die gewöhnliche Niobsäure.

Peloponnes, griech. Peloponnesos, d. i. die Insel des Pelops (s. d.), jetzt Morea (s. d.), ist der der Homerischen Poesie noch unbekannte, zuerst, soviel wir wissen, in dem um 690 v. Chr. gedichteten Kyprischen Gedicht erscheinende Name der gegen 400 Q.-M. umfassenden, wesentlich gebirgigen Halbinsel, welche, durch den korinth. Isthmus mit Mittelgriechenland verknüpft, den südlichern Theil des griech. Festlandes und nach den Hauptzügen ihrer geogr. Gestaltung, der reichen Küstenentwickelung und der Mannichfaltigkeit der innern Gliederung, den vollkommensten Abschluß der großen illyrischen oder Balkan-Halbinsel bildet. (S. Griechenland.) Der Kern und Mittelpunkt des P. ist das fast überall von hohen Randgebirgen umschlossene Alpenland Arkadien, zu welchem sich die übrigen Landschaften theils als Vor- oder Stufenländer, theils als peninsulare Abzweigungen mit selbständigem Gebirgssystem verhalten. Die mächtigsten jener Randgebirge sind die im Norden Arkadiens: Erymanthos, Aroania und Kyllene, deren nördl. Verzweigungen, von den Alten mit den Sondernamen Chelydorea und Panachaikon bezeichnet, nebst einem ganz schmalen Küstensaume die Landschaft Achaja (vor der Einwanderung der Dorier in die P. Aegialeia, d. i. Gestadeland, genannt) bilden. In ähnlicher Weise erscheint der nördlichere Theil der Landschaft Elis als das Stufenland des Pholoëgebirgs, der südl. Fortsetzung des Erymanthos, nur mit ungleich breiterm flachem Küstensaum als Achaja, und der südlichere Theil von Elis, die sog. Triphylia, wird bis auf den schmalen, großentheils von Lagunen erfüllten Küstensaum ganz von den westl. Fortsetzungen des Lykäon, des Hauptgebirgs im südwestl. Arkadien, eingenommen. Eine südl. Fortsetzung eben dieses Lykäon, der Aegaleos, ist der Grundstock der Messenischen Halbinsel. Mit der vielfach gewundenen Höhenlinie, welche als Wasserscheide zwischen den Flüssen Alpheios und Eurotas den Südrand Arkadiens bildet, berühren sich die Wurzeln des Taygetos, der längsten und höchsten Gebirgskette des P., die, im Cap Tänaron endend, die westlichere von den beiden Halbinseln Lakoniens bildet, während die östlichere ganz von der im Cap Malea endenden Kette des Parnon, einer selbständigen Fortsetzung der östl. Randgebirge Arkadiens, des Artemision und Parthenion, eingenommen wird. An eben jene östl. Randgebirge endlich lehnt sich die von zahlreichen Gebirgen durchzogene östlichste Halbinsel Argolis (s. d.) an. Unter den Flüssen des P. sind die bedeutendsten die beiden

schon erwähnten, welche nahe beieinander am Südrande Arkadiens entspringen; der arkadisch-eleiische Alpheios mit dem den größten Theil Arkadiens in der Richtung von Norden nach Süden durchströmenden Nebenflusse Ladon, und der lakonische Eurotas mit dem Nebenflusse Oenus. Außer diesen sind nur noch der messenische Panisos, der Peneios im nördlichern Elis und der Asopos im nordwestl. Argolis (bei Sikyon) zu nennen; alle übrigen sind bloße Gebirgsbäche, die während der heißen Sommermonate ganz oder doch zum größten Theil austrocknen. Im östl. Arkadien finden sich mehrere Binnenseen in geschlossenen Kesselthälern, aus welchen die Gewässer keinen Abfluß über dem Erdboden haben. Die fruchtbarsten Strecken des P. sind die große Messenische Ebene, das mittlere Eurotasthal (Ebene von Sparta), die Mündungsebene dieses Flusses (Ebene von Helos) und die Strandebene zwischen Korinth und Sikyon, Gegenden, in welchen besonders Getreide und Südfrüchte gebaut werden. Wein wird überall, mit Ausnahme der höhern Bergregionen, gebaut. Arkadien ist das classische Land für Viehzucht, liefert aber auch in seinen Thälern und Hochebenen ziemlich viel Getreide und Tabak; letzterer wird besonders auch in der Argivischen Ebene cultivirt. Das Taygeton enthält mächtige Lager verschiedener bunter Marmorarten; im Parnon finden sich Ablagerungen von Eisenglanz und Eisenocher. Ueber die Geschichte der Halbinsel s. Griechenland. Die beste historisch-geogr. Beschreibung der Halbinsel gibt E. Curtius («Peloponnesos», 2 Bde., Gotha 1851—52); von neuern Arbeiten sind zu nennen: Vischer, «Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland» (Bas. 1857); Beulé, «Etudes sur le Peloponnèse» (Par. 1855); Clark, «Peloponnesus. Notes of study and travel» (Lond. 1858).

Pelops, der Enkel des Zeus und Sohn des Tantalos und der Dione, der Tochter des Atlas, oder der Euryanassa oder der Klytia, wurde von seinem Vater, als bei diesem einst die Götter einkehrten, geschlachtet und den Göttern vorgesetzt, um ihre Allwissenheit zu prüfen. Die Götter ließen sich aber nicht täuschen; nur Demeter, in Trauer um ihre verlorene Tochter versunken, verzehrte die eine Schulter. Sie befahlen, die zerstückten Glieder in einen Kessel zu werfen, aus dem dann Klotho den Knaben neubelebt hervorzog; die fehlende Schulter aber wurde durch eine elfenbeinerne ergänzt. Nach Pindar entführte Poseidon den schönen P., damit er wie Ganymedes die Göttertafel bediene. Nach der gewöhnlichen Sage war P. ein Phrygier und wurde durch Ilos von Sipylos vertrieben, worauf er mit großen Schätzen nach der Halbinsel wanderte, welche nach ihm Peloponnesus genannt wurde. Hier wurde er Gemahl der Hippodamia (s. d.), bekam das Reich ihres Vaters und zeugte mit ihr mehrere Söhne, unter denen Atreus (s. d.) und Thyestes (s. d.) am bekanntesten sind. Berühmt ist P. außerdem noch als Erneuerer und Erweiterer der Olympischen Spiele. Auch wurde er zu Olympia vor allen übrigen Heroen verehrt und hatte im Haine Altis ein Heiligthum. Sein Grabmal befand sich am Alpheus in der Nähe des Tempels der Artemis bei Pisa; an demselben geißelten sich jährlich die Epheben.

Pelöton (franz., d. i. Knäuel, Haufen) wurde im 17. Jahrh. gebräuchlich für Bezeichnung der taktischen Unterabtheilung einer Compagnie, dann eines Bataillons, in deutschen Heeren jetzt Zug genannt. Pelotonfeuer, die gleichzeitig abgegebene Salve eines P., von Gustav Adolf von Schweden eingeführt und zuerst bei Breitenfeld 1631 angewendet, war zur Zeit der Lineartaktik, namentlich in der preuß. Armee, die vorherrschende Chargirung, und zwar von den Flügeln abwechselnd nach der Mitte, sodaß nach der Reihe das 1., 8., 2., 7. u. s. w. Peloton schoß. Hiernach gab es keine Feuerpausen im Bataillon, und ein Theil desselben war immer schußfertig. Jetzt wird dafür das Rottenfeuer und bei den Hinterladungsgewehren das mörderische Schnellfeuer gebraucht, bei welchem jeder Mann ladet und schießt, wie er kann.

Pelplin, ein Pfarrdorf im westpreuß. Regierungsbezirk Danzig, 1½ M. im OSO. von der Kreisstadt Stargard, am Weichselzufluß Ferse gelegen, ist der Sitz des Bischofs von Kulm, eines Domkapitels, Generalvicariats, Consistoriums und bischöfl. Seminars. Der Ort hat 415 E., zwei kath. Kirchen, ein Priesterseminar mit Bibliothek und ein ehemaliges sehr reiches Cistercienserstift, das 1274 gestiftet wurde.

Pelusium, eine altägypt. Stadt, am nordöstlichsten Endpunkte des Delta gelegen, wo jetzt der arab. Ort Tineh liegt. Von ihr hat die östlichste Nilmündung den Namen der Pelusischen. Die Lage der Stadt gab ihr von jeher eine besondere Wichtigkeit, weil sie für Palästina und die hinter demselben liegenden Länder der Schlüssel Aegyptens war. Sie trat an die Stelle des alten, früh verschollenen Auaris. So wird von Manethôs die Stadt genannt, welche von den eingedrungenen Hyksos um das J. 2000 v. Chr. zu ihrem eigenen Schutze gegen die nachdrängenden nördl. Völker angelegt, befestigt und durch eine große Besatzung gesichert wurde. Ebendahin warfen sich diese semit. Eroberer, als sie im 16. Jahrh. von den Aegyptern wieder

vertrieben wurden. Sie hieß deshalb in den heil. Schriften eine Typhonische Stadt. Ihre wenig südlich von P. gelegenen ausgedehnten, aber sandverwehten Ruinen wurden im Frühjahr 1866 von Lepsius wieder aufgefunden. Der Heros-Eponymos von P. wird bei Plutarch Pelusios oder Paläſtinos genannt, woraus ersichtlich ist, daß die griech. Ableitung von πηλός, als Lutetia, die Schmutzstadt, unrichtig ist. Auch alle spätern Eroberer Aegyptens mußten ihren Weg stets über P. nehmen.

Pelzwerk, Rauchwerk oder Rauchwaaren (eigentlich Rauhwaaren) nennt man alle diejenigen Felle von wilden und Hausthieren, welche mit den Haaren gar gemacht sind, und deren man sich zu Anfertigung von Bekleidungsstücken, z. B. Mützen, Stiefeln, Handschuhen, Müffen u. s. w., oder zu Unterfutter von Kleidern oder Gebrämen, Besätzen u. s. w. bedient. Auch Schlittendecken und Satteldecken bereitet man daraus, und zur Uniform mancher Truppen gehören Pelzüberwürfe oder Pelzmützen. Die Bereitung des P. ist der Erwerbszweig des Kürschners, welcher auch den Verkauf desselben im kleinen besorgt; diese Bereitung besteht hauptsächlich darin, daß die Felle auf der Innenseite von den Unreinigkeiten befreit und dann mit einer Kochsalzlösung bestrichen werden, worauf man nach dem Trocknen die Haare mit Fett einreibt, welches man endlich durch Sägespäne, Kleien, Gips u. s. w. wieder entfernt. Der Großhandel mit P. erfolgt theils auf den deutschen Messen, vornehmlich in Leipzig, ferner in Hamburg, Danzig und Lübeck, theils in London und Amsterdam, wohin das nordamerikanische und anderes P. in großen Quantitäten zu Schiffe gebracht und dann in Auctionen verkauft wird. Den Großhandel erster Hand mit den schönsten und kostbarsten Rauchwaaren betreiben diejenigen Länder, welche diese selbst erzeugen, nämlich Rußland (sibir. Pelze) und das brit. Nordamerika. Der größte Handel mit sibirischem P. war bisher in den Händen der Russisch-Amerikanischen Compagnie; derjenige mit nordamerikanischem P. in den Händen der Hudsonsbai-Compagnie (Hudsonsbai-Länder). Man unterscheidet das P. zuerst nach der Jahreszeit in Sommer- oder Winterpelz, und letzterer wird vorgezogen, weil die meisten Thiere im Winter mehr und längere Haare haben als im Sommer. Der Werth des Pelzes hängt außer von seiner Schönheit, Leichtigkeit und Güte hauptsächlich von örtlichen Verhältnissen und dem Vorkommen des Pelzthieres ab; daher ist manches P. in einer oder der andern Gegend, wo es selten, sehr geschätzt und hoch im Preise, während es anderer Orten kaum gekauft wird. Der Pelzhandel erfordert viel Sachkenntniß und Erfahrung. Zu den seltenen oder werthvollen Pelzen rechnet man in Deutschland Zobel, Hermelin, blauen Fuchs, Fischotter, Biber, Baummarder, Chinchilla u. s. w.; zu den Pelzwerken zweiten Ranges die Fuchs- und Wolfsbälge, die Bären-, Tiger- und Pantherfelle, von denen letztere jedoch selten in den Handel kommen, dann Steinmarder-, Luchs-, wilde Katzen-, schwarze und graue Lammfelle und das sog. Grauwerk, Baranken, Krimmer u. dgl.; zur dritten Klasse die Dachs-, Schaf-, Kaninchen-, Hamster-, Hasen-, Eichhörnchen-, Ziegen-, Schaf- und rauchgaren Kalbfelle, Seehundsfelle u. s. w. Ein besonderer Zweig der Pelzwaarenbereitung ist das Färben des Pelzes, welches, nachdem das Haar durch besondere Beizen vorbereitet worden, in einem mehrmaligen Anstrich des P. mit einer echten Farbe besteht, deren Grundlage ein Galläpfelabsud ist, und die oft bis auf die Wurzel (durchgefärbt), bisweilen aber nur bis über die Spitze reicht (geblendet). Eine vorzügliche Fürsorge erheischt das Aufbewahren des P., da letzteres viele Feinde unter den Insekten hat, die namentlich im Sommer demselben nachstellen und es zerstören. Man pflegt für diese Zeit das P., womöglich in Leinwand eingeschlagen, fest zusammenzupacken, es an kühlen und luftigen Stellen aufzubewahren, während des Sommers mehrmals zu lüften und auszuklopfen und starkriechende Substanzen, z. B. pers. Insektenpulver, fetten Kien, Papier, welches mit Terpentinöl oder Zimmtöl angefeuchtet ist, Papierchen mit Kampher und klarem Pfeffer u. dgl., dazwischen zu legen. Vgl. Lomer, «Der Rauchwaarenhandel» (Lpz. 1864).

Pembroke, die südwestlichste Grafschaft des engl. Fürstenthums Wales, östlich von Cardigan und Caermarthen begrenzt und zwischen dem St.-Georgs- und Bristolkanal zu einer vielfach eingebuchteten Halbinsel abgezweigt, zählt auf $29\frac{1}{2}$ Q.-M. (1861) 96278 E. Die Grafschaft hat wegen der hier abschließenden und in einer Menge von Landspitzen auslaufenden Gebirge von Wales eine theils wellenförmige, theils von Hügelketten durchzogene Oberfläche; am bedeutendsten ist die Percellykette mit dem 1649 F. hohen Percelly-Top. An der Küste liegen mehrere felsige Inseln, darunter Ramsey, und im Norden von dieser bei Cap St.-Davids-Head die Gruppe des «Bischofs und seiner sieben Schreiber» (Clerks). Die wichtigsten Flüsse sind der Tivy oder Teifi, Nevern, Dwgleddy oder Westcleddy und der Ostcleddy. Auch gibt es mehrere Heilquellen. Eine besondere Naturmerkwürdigkeit ist das Bosherstonmere, ein großer,

angeblich unergründlich tiefer Sumpf. Der Ackerbau wird vernachlässigt, die Viehzucht, verbunden mit Milchwirthschaft, Viehmästung und Geflügelzucht, mit Fleiß betrieben. Auch die Küstenfischerei ernährt viele Bewohner. Die Ausbeutung von Metallen (Blei und Silber) ist gering, und auch die Kohlengruben sind nur wenig ausgiebig. Die Grafschaft ist von zwei röm. Straßen durchschnitten und reich an Druidendenkmälern und Burgruinen. Wie die Industrie wird auch der Handel wenig schwunghaft betrieben, obgleich eine Menge von Häfen und Buchten vorhanden. Unter den letztern ist namentlich der Milfordhaven als einer der schönsten und größten Großbritanniens hervorzuheben. Die Grafschaft P. wird wegen der hier ganz vorherrschenden engl. Sprache Little England beyond Wales genannt. Sie schickt ein Mitglied in das Parlament, zwei andere ihre zwei Boroughs. — Der Hauptort Haverfordwest, Municipalstadt und Parlamentsborough, am Westeleddy gelegen, der gegen Süden in den Milfordhaven fließt und mit der Flut für Schiffe von 100 Tons fahrbar ist, erhebt sich terrassenförmig am Abhange eines Hügels. Der Ort zählt 7019 E., hat enge, steile Straßen, aber viele schöne Häuser, eine Markthalle, ein Rathhaus, neun Kirchen und Kapellen, ein literarisches Institut und den Danjon eines alten Schlosses, der als Gefängniß benutzt wird. Etwa $1\frac{1}{2}$ M. im SSW. liegt die erst 1790 gegründete, aber schnell emporgewachsene Marktstadt Milford an der nach ihr benannten Hafenbai, mit 3007 E., einem Handwerkerinstitut, besuchten Seebädern und Schiffswerften. Die Stadt hat 152 Schiffe von 11716 Tons Gehalt und beträchtlichen Seeverkehr. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 1860 im auswärtigen Handel 47388, im Küstenhandel 406914 Tons. Von dem 3 engl. M. entfernt gelegenen New-Milford gehen die Postdampfer nach Waterford in Irland. Nur $\frac{3}{4}$ M. im SO. von Milford liegt an einer südl. Bucht der Bai, auf einer fast abgeschnittenen Landenge, am Fuße eines Bergs die Stadt P., ehemals Hauptstadt von ganz Wales, jetzt Municipalstadt und Parlamentsborough, mit 15071 E. und einem der größten Seearsenale Großbritanniens in der Vorstadt Pater, welches mit den Werften 88 Acres bedeckt und von großartigen Festungswerken vertheidigt wird. Wellenbrecher und fünf Forts decken die Einfahrt zum Hafen, sieben Forts den Fahrweg, und eine Reihe von Festungswerken nach deutschem System umgeben im Umfang von 12 engl. M. die Stadt. Die Werke sind mit 313 Geschützen bewaffnet und erfordern eine Kriegsbesatzung von 8000 Mann. Die Stadt hat eine große Markthalle, ein literarisches Institut, zwei alte Kirchen, ein großes Arbeitshaus und als histor. Merkwürdigkeit die Ruinen eines alten Bergschlosses, eines der größten Bauwerke dieser Art in ganz Wales und England. Etwas über 2 M. östlich von Pembroke liegt malerisch die Municipal- und Hafenstadt Tenby, früher stark befestigt und von Vlämen besiedelt, mit einer großen Kirche, den Resten eines Schlosses, einer merkwürdigen Felsenhöhle (Calherme's Cave), einem Theater, einer Bibliothek und sehr beliebten Seebädern. Der Ort zählt 2989 E., die Kohlenhandel und Fischerei treiben. Die drei genannten Städte sind nebst New-Milford durch Eisenbahnen verbunden. Etwas über 3 M. im NW. von Haverfordwest, nördlich von der St.-Bridesbai, liegt Saint-Davids, als Bischofssitz eine City und die geistliche Hauptstadt von ganz Südwales, in Wirklichkeit ein großes schmuziges Dorf, das nur durch seine zum Theil verfallene Kathedrale, die Trümmer des bischöfl. Palastes u. s. w. an seine Vergangenheit erinnert. Der Bischof wohnt in Abergwilli bei Caermarthen.

Pembroke, ein engl. Grafentitel, welchen verschiedene Geschlechter führten, und der dem Schlosse und Flecken gleiches Namens an der Küste von Südwales entlehnt ist. Arnulf, aus dem normann. Hause Montgomery, baute das Schloß Pembroke gegen Ende des 11. Jahrh. Sein Erbe, Gilbert von Clare, erhielt 1138 vom Könige Stephan die Würde eines Grafen von P. Dessen Sohn, Richard, genannt Strongbow, heirathete die Tochter Dermot MacMurrough's, Königs von Leinster, und unternahm 1170 die Expedition nach Irland, die zur Eroberung dieser Insel durch die Engländer führte. Er starb 1176. Seine Tochter brachte die Güter an William von Hampstead, Reichsmarschall von England, der 1202 auch zum Grafen von P. erhoben wurde. In der letzten Zeit König Johann's befehligte er gegen die von der misvergnügten Adelspartei herbeigerufenen Franzosen und ließ nach dem Tode des Königs, 19. Oct. 1216, sogleich dessen neunjährigen Sohn, Heinrich III., krönen, um einer Thronusurpation des franz. Prinzen Ludwig zuvorzukommen. Nachdem P. auf einer Versammlung der treugebliebenen Großen die Vormundschaft mit der Protectorwürde erhalten, erneuerte er die Magna Charta, nahm jedoch den Geistlichen die Wahlfreiheit und den Ständen das unbedingte Steuerverwilligungsrecht. Hierauf wendete er sich gegen die Franzosen, schlug dieselben 20. Mai 1217 bei Lincoln, während 24. Aug. Philipp von Albiney eine mächtige franz. Flotte an der Küste von

Kent zerstörte, und schloß 11. Sept. mit dem Prinzen Ludwig den Frieden zu Lambeth, vermöge dessen die Franzosen England räumten. Durch Klugheit und Mäßigung suchte er nun auch die Abtrünnigen unter den Baronen mit der Krone auszusöhnen. P. starb zum Unglück für das Reich 16. Mai 1219. Seine männlichen Nachkommen, denen der König das Gute, welches ihm der Vater gethan, mit Bösem vergalt, erloschen 1245. — Heinrich III. erhob nun seinen Halbbruder, William von Valence, aus dem Hause Lusignan, zum Grafen von P. — Der Sohn und Erbe desselben, Almerich, schlug 1306 den König Robert Bruce von Schottland bei Methwen, wurde dafür zum Hüter der schott. Grenze ernannt, erlitt aber schon im folgenden Jahre von Bruce die Niederlage bei Londonhill. In der Schlacht bei Bannockburn, die König Eduard II. 25. Aug. 1314 gegen Bruce verlor, kämpfte er mit verzweifelter Tapferkeit und rettete dem Könige Leben und Freiheit. Auf einer Wallfahrt, die er 1316 nach Rom unternahm, griff ihn der Kaiser auf und erpreßte von ihm ein starkes Lösegeld. P. starb 27. Juni 1323 durch Mord; mit ihm erlosch das Geschlecht, und die Familiengüter fielen durch Heirath den Hastings zu. — König Eduard III. erneuerte 1339 dem Laurence von Hastings die Würde eines Grafen von P. Dessen Sohn und Erbe, John, verheerte 1369 auf Befehl des Schwarzen Prinzen Poitou, erhielt hierauf die Statthalterschaft von Guyenne, wurde aber 23. Juni 1372 an der Spitze der engl. Flotte vor Larochelle, das er entsetzen wollte, von der vereinigten franz.-castil. Seemacht geschlagen. Er starb 1375 und hinterließ Güter und Würde seinem aus der Ehe mit Margarethe von England geborenen Sohne John, der 1389 auf einem Turnier zu Woodstock umkam und keine Nachkommen hatte. — König Heinrich VI. verlieh die Güter und Titel der Grafen von P. nacheinander seinen Oheimen, den Herzogen von Bedford und von Gloucester. Nach der Ermordung des letztern (s. Plantagenet) riß der Günstling der Königin Margarethe, der zum Herzog von Suffolk (s. d.) emporgestiegene William de la Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an sich. Nachdem derselbe aber 1450 umgebracht worden, gab Heinrich VI. die Besitzthümer und die Würde eines Grafen von P. seinem Halbbruder von mütterlicher Seite, dem Jasper Tudor, einem der Söhne von Owen Tudor (s. d.) und der Königin Katharine. Derselbe vertrat im Kriege der beiden Rosen das Interesse des Hauses Lancaster, wurde deshalb, als mit Eduard IV. das Haus York den Thron bestieg, geächtet und rettete sich nach Schottland. Als jedoch sein Neffe, der Tudor Heinrich VII., dem Könige Richard III. die Krone entrissen, erhielt er den Titel eines Herzogs von Bedford nebst der Marschallswürde und ging als Vicekönig nach Irland. 1492 schickte ihn der König mit einem Heere nach Frankreich, wo er im October die Belagerung von Boulogne begann und schon nach einigen Wochen den Frieden von Estaples schloß. Er starb kinderlos 1495. — König Eduard IV. hatte mit der Aechtung Jasper Tudor's das Erbe und den Titel der Grafen von P. an William Herbert, den Abkömmling eines Bastards von Heinrich I., verliehen, der aber 1469 an der Spitze der wälischen Soldtruppen bei Banbury von dem aufgestandenen Grafen von Warwick gefangen genommen und hingerichtet wurde. Dessen Sohn William mußte den Titel mit dem eines Grafen von Huntingdon vertauschen und starb ohne männliche Erben. — König Heinrich VIII. legte 1532 seiner Geliebten, Anna Boleyn, den Titel einer Marquise von P. bei, die ihn bis zu ihrer Vermählung führte. — William Herbert hatte jedoch einen natürlichen Sohn, Richard, hinterlassen, dessen Sohn William von Eduard VI. 1551 die Würden eines Lord Herbert und Grafen von P. erhielt, und dessen Nachkommen noch gegenwärtig im Besitz des Titels sind. Derselbe hatte Anna Parr, die Schwester von Katharine Parr, der letzten Gemahlin Heinrich's VIII., zur Frau, erlangte bei Hofe großes Ansehen und wurde sogar zu einem der Vormünder Eduard's VI. ernannt. Unter des letztern Regierung half er als Anhänger des Herzogs von Northumberland (s. d.) den Protector Somerset aufs Schaffot bringen und erklärte sich auch nach des Königs Tode für die Thronerhebung der Lady Grey. In einer Versammlung des Staatsraths lenkte er jedoch bei Zeiten ein, erkannte das Recht der Prinzessin Maria an und erfreute sich darum, nachdem dieselbe den Thron bestiegen, einer besondern Gunst. Er erhielt bei Eröffnung des Kriegs mit Frankreich 1557 den Befehl über die engl. Streitmacht, eroberte im Verein mit den Spaniern St.-Quentin, vermochte aber den Verlust von Calais nicht zu verhindern. Auch das Vertrauen der Königin Elisabeth wußte er sich zu erwerben. Weil er aber für die gefangene Maria Stuart sprach, mußte er 1569 nach Frankreich auswandern, wo er bald starb. Sein jüngerer Sohn stiftete das Haus der Grafen von Powis. — Sein älterer Sohn, Henry, Graf von P., beerbte außerdem die Familie Parr von Kendal und hinterließ aus der Ehe mit der schönen und geistreichen Maria Sidney den Sohn und Erben William, dritten Grafen von P. Derselbe colonisirte die Bermudasinseln und war ein

Günstling Jakob's I. sowie nach dem Tode Buckingham's auch Karl's I. Er starb 1630 kinderlos. — Sein Bruder, **Philipp**, Graf von Montgomery, überkam nun die Güter und die Grafenwürde des Hauses P. Obschon ebenfalls ein Günstling Jakob's und Karl's, verließ er letztern beim Ausbruche der Unruhen, trat in das sog. lange Parlament und stürzte sich in den Strudel der Revolution. Er starb 1650. — **Thomas**, achter **Graf von P.**, des vorigen Enkel, half unter Jakob II. die Empörung des Herzogs von Monmouth dämpfen und wurde nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. 1691 Siegelbewahrer und einer der vornehmsten Rathgeber des Königs. Unter der Königin Anna, die ihn bei der Krönung zum Großadmiral erhob und zum Präsidenten des Geh. Raths wählte, stieg sein Ansehen noch mehr. 1707 ging er als Lord-Lieutenant nach Irland, kehrte aber bald zurück und starb 1733 zu London. — Dessen Urenkel, **George Augustus**, **Graf von P.**, war General in der brit. Armee und starb 26. Oct. 1827. Der Sohn desselben erster Ehe, **Robert Henry**, zwölfter **Graf von P.**, geb. 19. Sept. 1791, heirathete ohne Vorwissen des Vaters 1814 eine schöne Sicilierin, die Prinzessin Spinelli-Rubari, trennte sich aber noch am Hochzeitstage von seiner Gemahlin, die er nie wiedersah, und lebte seitdem ununterbrochen im Auslande, meist in Frankreich, wo er 25. April 1862 zu Paris starb. Ihm folgte als dreizehnter Graf von P. und zehnter Graf von Montgomery der Sohn seines Stiefbruders Lord Herbert (s. d.), **George Robert Charles**, geb. 6. Juli 1850.

Pemmikan, s. Bison.

Penāten (Penates) heißen bei den Römern die Gottheiten, welche den häuslichen Vorrath (penus) und die Vorrathskammer (cella penaria), überhaupt das ganze Haus schützten. Ihre Bilder standen am Herd, auf welchem ihnen, besonders feierlich im Januar, geopfert wurde. Da sie über die Ernährung der Familie walteten, in der sie mit dem Penus selbst forterbten, wurden sie ebenso wie die Laren (s. d.), welche über die Erhaltung der Familie durch Fortpflanzung wachten, als Götter der Familie betrachtet, häufig mit jenen verbunden, in späterer Zeit, wo man sich des ursprünglichen Unterschieds nicht mehr klar bewußt war, auch verwechselt und ihr Name ebenso wie der der Laren unendlich oft zur Bezeichnung des Hauses gebraucht. Da der Staat selbst als aus dem Familienverbande erwachsen, als eine erweiterte Familie aufgefaßt wurde, so gab es, ebenso wie bei den Laren, neben jenen Penates privati oder familiares auch P. des Staats (Penates publici), welche als zwei sitzende, mit Lanzen bewaffnete Jünglinge dargestellt wurden. Für Rom galten auch die altlatinischen P., die in Lavinium, dem Heiligthum des alten lat. Bundes, zugleich mit der Vesta verehrt wurden, und von denen man, da der Glaube an trojan. Abstammung der Lateiner feststand, glaubte, daß Aeneas sie von Troja dahin gebracht habe. Die Consuln brachten ihnen und der Vesta beim Antritt und bei Niederlegung ihres Amts feierliche Opfer. Wie es scheint, war ihre Darstellung eine symbolische, Heroldsstäbe oder Lanzen und thönerne Gefäße. Auch bei andern altital. Völkern verehrte man P.; bei den Etruskern als solche die Fortuna, Ceres, den Genius und Pales. Vgl. Klausen, «Aeneas und die P.» (2 Bde., Hamb. 1839—40); Preller, «Röm. Mythologie» (Berl. 1858).

Pencz (Georg), Maler und Kupferstecher, geb. um 1500 zu Nürnberg, war A. Dürer's bedeutendster Schüler und bildete sich weiter aus in der Nähe Rafael's, ohne jedoch die Kraft und Tiefe des erstern und den idealen Schwung des letztern zu erreichen. Marc Anton Raimondi scheint sein Lehrer in der Kupferstechkunst gewesen zu sein. Die Zeit seines Aufenthalts in Italien ist nicht bekannt; doch unterscheiden sich die Werke aus und nach dieser Periode wesentlich von den frühern. Von seinen Lebensumständen weiß man weiter nur, daß er 1521 das Rathhaus zu Nürnberg mit Wandmalereien versah und 1550 zu Breslau an einem Tage mit seinem Sohne Egidius starb. Eine Kreuzigung Christi mit kleinen Figuren, im Belvedere zu Wien, zeigt die nürnberger Manier in der seinem Charakter eigenthümlichen Mäßigung. Die lebensgroße Halbfigur eines heil. Hieronymus in der Moritzkapelle zu Nürnberg erinnert in der genreartigen Auffassung an die Niederländer. Die ital. Kunstweise zeigen eine Judith und Venus und Amor in der Pinakothek zu München. Sein vorzüglichstes Werk ist ohne Zweifel die Gruppe der Stadtmusikanten, eine große Wandmalerei über der Thür des Rathhaussaales zu Nürnberg, mit durchaus ital. Farbengebung. Bedeutend war P. vor allem als Porträtmaler, obwol auch die Arbeiten aus diesem Bereiche sich nach seinen Epochen unterscheiden. Der frühern Zeit angehörig und hart in Zeichnung und Färbung ist ein Doppelbild: Hans Straub und seine Gattin, im Germanischen Museum. Auf der Höhe seiner Kunst steht das Bildniß des Feldhauptmanns Sebald Schirmer im Rathhause zu Nürnberg. Seine Kupferstiche, von welchen man bisjetzt 126 Blätter kennt, sind meistens gering an Umfang, vortrefflich in Zeichnung und Auffassung, wo er nach eigener Erfindung sticht, nicht ohne Manier, wo er nach

fremder Zeichnung arbeitete. Die ganze Liebenswürdigkeit seines Talents offenbart er in einer Folge von sieben Blättern, die Geschichte des Tobias darstellend.

Pendel. Wenn man sich an dem untern Ende einer geraden Linie, welche um ihren obern Endpunkt als Drehpunkt beweglich ist, einen einzigen schweren Punkt befestigt denkt, so stellt diese Vorrichtung ein sog. einfaches aber mathematisches P. vor, und die Länge der Linie oder die Entfernung des schweren Punktes vom Drehpunkte heißt die Länge des P. Ein solches einfaches P. läßt sich in aller Strenge nicht construiren; man kann sich aber demselben nähern, wenn man eine kleine Metallkugel an einem Faden oder an einem sehr feinen Drahte aufhängt. Wenn ein solches P. aus der verticalen Lage, in welcher es unter dem Einflusse der Schwere allein in Ruhe sein kann, zur Seite herausgehoben wird, so fällt es infolge der Schwere wieder zurück, bleibt aber nicht etwa in der verticalen Lage stehen, sondern geht über diese verticale Lage hinaus und wird, wenn keine Hindernisse vorhanden sind, auf der andern Seite bis zu derselben Höhe steigen, von welcher es auf der ersten Seite herabgefallen ist. Hat es diese erreicht, so fällt es wieder zurück, steigt auf der ersten Seite auf dieselbe Höhe u. s. w. Die Bewegung des P. von dem höchsten Punkte auf der einen Seite bis zum höchsten Punkte auf der andern heißt eine Schwingung oder Oscillation; der zwischen diesen beiden Punkten liegende, von dem untern Ende des P. beschriebene Bogen heißt Schwingungsbogen oder Amplitude; der Winkel, welchen das P., wenn es sich auf der einen oder der andern Seite in dem höchsten Punkte befindet, mit der Verticalen macht, heißt Ausschlagswinkel oder Elongation; die Zeit, welche das P. gebraucht, um seinen Schwingungsbogen einmal zu durchlaufen, die es also gebraucht, um von dem höchsten Punkte auf der einen Seite zu dem höchsten Punkte der andern Seite zu kommen, heißt Schwingungsdauer. Wenn man ein P. nur in sehr kleinen Bogen schwingen läßt, sodaß der Ausschlagswinkel z. B. nicht über 1° beträgt, so erfolgen alle Schwingungen in fast genau derselben Zeit; wird der Schwingungsbogen groß, so bedarf das P. zu einer Schwingung eine etwas längere Zeit. Wenn von Schwingungsdauer schlechthin die Rede ist, so ist damit stets die Dauer einer Schwingung bei sehr kleinem Bogen verstanden. Die Schwingungsdauer eines einfachen P. hängt nun von seiner Länge und von der Größe der Schwere (Anziehung der Erde ab). Es verhalten sich nämlich die Schwingungsdauern zweier P. wie die Quadratwurzeln aus ihren Längen und umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus der Schwere. Gesetzt, man habe ein P. von solcher Länge, daß es gerade eine Secunde zu einer Schwingung gebrauchte (Secundenpendel genannt, dessen Länge z. B. für Berlin von Bessel zu 440,739 par. Linien bestimmt worden), so müßte ein P., dessen Schwingungsdauer an demselben Orte, wo also die Schwere dieselbe, zwei Secunden betragen sollte, viermal so lang sein als das erste. Wenn man ein und dasselbe P. vom Meeresufer auf hohe Berge, oder von den Polen nach dem Aequator trägt, so wird seine Schwingungsdauer etwas länger, weil auf hohen Bergen und an dem Aequator die Schwerkraft etwas geringer ist als an dem Ufer des Meeres und an dem Pole. Nimmt man als P. einen Stab mit einer schweren Linse, so hat man kein einfaches P. mehr, sondern ein zusammengesetztes P. Nämlich nicht blos die Linse, sondern auch der Stab besteht aus unzählig vielen schweren Punkten, von welchen jeder ein einfaches P., dessen Länge seine Entfernung vom Drehpunkte ist, darstellt. Nun sind die obern Punkte näher an dem Drehpunkte als die untern, stellen also kürzere P. dar als letztere und wollen daher auch schneller schwingen als die untern. Da aber alle Punkte ein festes System bilden, so können die obern Punkte nicht voreilen, sondern nur die Bewegung der untern in einem gewissen Verhältnisse beschleunigen. Ein solches zusammengesetztes P. wird daher nicht eine Schwingungsdauer haben wie ein einfaches P., dessen Länge gleich ist der Entfernung des von dem Drehpunkte bis zu dem untersten Punkte des zusammengesetzten, sondern wie ein etwas kürzeres P. Der Punkt in dem zusammengesetzten P., welcher um die Länge eines einfachen P., das mit ihm gleiche Schwingungsdauer hat, von dem Drehpunkte absteht, heißt der Schwingungsmittelpunkt. Dieser hat die merkwürdige Eigenschaft, daß, wenn man in ihm eine Achse anbringt und das P. um diese schwingen läßt, dann der frühere Drehpunkt zum Schwingungsmittelpunkt wird; die Schwingungsdauer ist daher genau dieselbe wie zuvor. Ein P., welches mit zwei Drehachsen, von denen jede den Schwingungsmittelpunkt für die andere bildet, versehen ist, heißt ein Reversionspendel. Man kann dasselbe benutzen, um die Länge des einfachen Secundenpendels zu bestimmen, indem man an einem P. zwei Achsen in solcher Entfernung anbringt, daß auf jeder schwingend die Schwingungsdauer genau eine Secunde beträgt; dann ist die Entfernung der beiden Achsen die Länge des einfachen P., das ebenfalls Secunden schlägt. Die genaue Kenntniß der Länge des einfachen Secundenpendels ist deshalb so wichtig, weil sie ein Maß für

die Schwere an den verschiedenen Orten der Erde ist. — Die wichtigsten Gesetze der Pendelbewegung entdeckte schon Galilei auf experimentalem Wege; Huyghens leitete dieselben aus den Principien der Mechanik ab und wandte das P. zugleich zur Regulirung der Uhren an. Da die Wärme alle Körper ausdehnt, also auch die Pendelstangen verlängert, so wird ein und dasselbe P. im Sommer eine längere Schwingungsdauer haben als im Winter und die mit ihm verbundene Uhr im Sommer langsamer gehen als im Winter. Um bei astron. Uhren eine Aenderung in ihrem Gange durch die Temperaturänderungen zu vermeiden, benutzt man die verschiedene Ausdehnung der Metalle durch die Wärme zur Construction sog. **Compensationspendel**, bei welchen, während einige ihrer Theile infolge der Ausdehnung durch die Wärme sich von der Drehachse entfernen, andere in solcher Anzahl und Weite derselben wieder genähert werden, daß der Gang der Uhr genau derselbe bleibt. Die Compensationspendel sind entweder aus mehrern Stangen verschiedener Metalle (Rostpendel) oder aus einer Stange und einem Quecksilbergefäß zusammengesetzt.

Pendschâb (d. i. persisch: Fünfwasser, Fünfstromland), englisch Punjâb oder Punjaub geschrieben, bei den alten Indiern Pantschanâda (d. i. Fünfstrom) genannt, heißt der Hauptbestandtheil des frühern Staats der Sikhs (s. d.) oder von Lahore (s. d.), sowie der nach deren Besiegung dem indobrit. Reiche 1849 einverleibten Provinz dieses Namens im nordwestl. Hindostan, zu welcher indessen verschiedene, theils früher, theils später annectirte Gebiete, wie die sog. Cissetledsch-Provinzen und Bergstaaten (Hill States) diesseit des Setledsch und neuerdings auch Delhi, geschlagen worden sind, sodaß gegenwärtig im Osten die Himalajalandschaft Garwal und Tibet, und im Tieflande die Dschamna, im Süden Radschastan mit der Wüste Thurr und die Provinz Sindh, im Westen, jenseit des Indus, die Suleimanberge des indo-afghanischen Scheidegebirgs, im Norden der Hindukuh und Kaschmir die Grenze bilden. Dies so begrenzte Gebiet, das seit 1849 unmittelbar vom Generalstatthalter von Britisch-Indien verwaltet wurde, seit 1. Jan. 1859 aber unter einem besondern Vicestatthalter (Lieutenant-Governor) des Vicekönigs steht, hat ein Areal von 4722,61 Q.-M. und zählt 14,794611 E. Die Bevölkerung besteht aus verschiedenen Stämmen, aus Dschats, welche die Mehrzahl bilden, aus Radschputen, Gadschar (engl. Gujurs), Patanen oder Afghanen, Dogar, Chattri und verschiedenen Mischstämmen. 1855 zählten die fünf Divisionen Lahore, Cis- und Transsetledsch, Dschelam und Multan 10,765478 E., dazu kam die Bevölkerung der im Westen des Indus gelegenen Divisionen Peschawer und Ledscha (Leja) mit bezüglich $^1/_2$ und $^1/_5$ Mill., sodaß die Gesammtbevölkerung in runder Summe $11^1/_2$ Mill. Seelen betrug. Nach einer fast gleichzeitigen (auch von Thornton mitgetheilten) Zählung betrug die Gesammtbevölkerung des der brit. Regierung unmittelbar untergebenen Landes, also mit Ausschluß der Vasallenfürstenthümer diesseit und jenseit des Setledsch 10,435710 Seelen. Darunter waren 5,787041 Ackerbauer, nach dem Bekenntniß 6,614393 Mohammedaner und 3,821317 Hindu, unter letztern etwa die Hälfte Sikhs. Seinen Namen Fünfstromland (Pentapotamien) hat das Land von den fünf Flüssen, welche sämmtlich in dem Himalaja entspringen und zuletzt, zu einem Strome vereinigt, ihre Wassermasse in den Indus oder Sindhû ergießen. Es sind von Westen gegen Osten folgende: der Dschelam oder Behat, auch Bedscha genannt (Hydaspes bei den Alten), welcher aus Kaschmir kommt, der Tschinab (Acesines), der Rawi oder Iravati oder vulgär Iroti (Hyarotis oder Hydraotes), der Bjasa oder Bejas (Hyphasis, Bibasis oder Hypasis) und der Setledsch oder Ghara (Hesidrus oder Zadadres). Der letztere gibt jetzt gewöhnlich der Vereinigung aller fünf Ströme seinen Namen, welche jedoch auch Pandschnad (Punjnad) heißt und als ein mächtiger schiffbarer Strom bei Mitankot oder Mithun-Kota in der Provinz Multan in den Indus mündet, nachdem die drei erstern sich zu einem Flusse unter dem Namen Tschinab vereinigt und der Bjasa sich rechts in den Setledsch ergossen hat. Das Land wird durch diese Flüsse in vier größere Abschnitte, Doabs oder Duabs (Zweistromländer), getheilt, nämlich Duab-i-Sindhu-Sagara zwischen Indus und Dschelam, Duab-i-Dschetsch zwischen Dschelam und Tschinab, Duab-i-Ritschna zwischen Tschinab und Rawi und Duab-i-Bari zwischen Rawi und Setledsch, letzteres mit der Hauptstadt Lahore (s. d.) und den Städten Amritsir (s. d.) und Multan (s. d.). Das fünfte oder Duab-i-Dschalandhar zwischen Bjasa und Setledsch ist schon 1846 in den Besitz der Briten gekommen, wie das darüberliegende Gebirgsland 1851. Der nördl. Theil des P. besteht aus fruchtbaren, sorgsam angebauten Terrassen und Thälern am Fuße des vom Himalaja gebildeten Berglandes oder Kohistan, welches reich an Waldungen, besonders an Cypressen und Fichten ist. In der Ebene zeigt es sich, soweit die periodischen Ueberschwemmungen und die Bewässerung durch Kanäle reichen, sehr ergiebig,

an andern Stellen ist es Weideland, strichweise sogar dürre Sand- und Steinwüste. Kaum hat dort die Regenzeit ein frisches Grün ausgebreitet, so verbrennt die Sonnenglut alles wieder. Das erstgenannte Duab wird in nordwestl. Richtung von einer vom Dschelam und Indus durchbrochenen Kette von Salzbergen (Salt Range) durchzogen, die bis zu 2000 F. Höhe aufsteigen und den Südrand eines etwa 800 F. hohen Tafellandes bilden. In der Nähe der Stadt Pind-Dadun-Khan befinden sich hier die Hauptsteinsalzgruben; dort und in andern unerschöpflichen Gruben werden gewaltige Steinsalzblöcke gebrochen und zu Schiffe weiter verladen. Das Steinsalz, ein Monopol der britischen, wie früher der Sikhsregierung, ist in ganz Indien hochgeschätzt. Im allgemeinen hat das P. aber auch Ueberfluß an Korn, Wein, Oel und vielen andern Ausfuhrproducten. Man gewinnt Steinkohlen, Eisen, Goldsand im Tschinab und Indus, Alaun und Schwefel in den Salzbergen, Salpeter in den Ebenen, Rohrzucker und Indigo. Auch Thee wird jetzt mit Erfolg cultivirt sowie der Seidenwurm, der eine ausgezeichnete Seide liefert. Dagegen geräth die Baumwollstaude nicht sonderlich. Von Thieren finden sich Leoparden, Panther, Tiger, Bären, Wölfe, Füchse, Hirsche, Rehe im Nordlande; in dem südl. Theile kommen noch einige indische Thierarten hinzu. Nirgends aber ist der Elefant einheimisch. Während am obern Setledsch die Sikhs ausschließlich Ackerbau treiben, beschäftigen sie sich im ganzen doch lieber mit Viehzucht. Das Dunnipferd zwischen dem Indus und Dschelam ist von der besten Rasse und diente der Reiterei der Sikhs. Die Maulthiere am Dschelam sind sehr stark und tragen große Lasten, ebenso die Kamele im Süden des Landes. Rindviehheerden sind zahlreich, Schafheerden fehlen. Die Wollwaaren gehören zu den vollendetsten Manufacten des Landes. Handel mit diesen und mit Salz sowie der Transit zwischen Indien und Afghanistan beschäftigt einen großen Theil der Bevölkerung. Die neuerdings belebte Indusschiffahrt wird auch auf das P. einen wohlthätigen Einfluß äußern.

Zum Reiche der Sikhs gehörten außer dem P. noch Kaschmir, Multan, Peschawer (s. d.). Mit diesen Provinzen hatte ihr Reich einen Umfang von 7—8000 Q.-M. Nach dem Kriege mit Dhulip-Singh wurde 1849 das P., mit Ausnahme von Kaschmir (s. d.) und Dschamu, dem indobrit. Reiche einverleibt. Dasselbe gewann hiermit seine natürlichen Grenzen durch den unübersteiglichen Hindukuh und den Indus, der nur an wenigen, leicht zu vertheidigenden Stellen einen Durchgang darbietet und zugleich als große Handelsstraße des nördl. und westl. Indien vom P. aus beherrscht wird. Seit den Tagen Alexander's d. Gr., unter welchem das P. die Oberindische Satrapie bildete, war das Fünfstromland allezeit die erste Beute der von Westen kommenden Eroberer Indiens. Gegenwärtig bildet es für die Engländer eine vortreffliche Position für den Angriff, zumal da Peschawer damit vereinigt ist, von wo aus die nächste und bequemste Straße nach dem Hochlande von Afghanistan führt. Seit der energischen Administration des Oberstatthalters Dalhousie (1848—56) haben die Engländer innerhalb weniger Jahre in allen Verhältnissen des Landes, die freilich unter der Herrschaft der Sikhs die traurigsten waren, eine großartige Umgestaltung erwirkt. Schon 1854 gehörte das P. zu den ruhigsten und glücklichsten Ländern Ostasiens. Die Sikhs hatten sich ohne Widerstand entwaffnen lassen und griffen, gleichwie einst ihre Ahnen, zum Pfluge. Massenweise ließen sie sich auch anwerben und fochten unter der früher so verhaßten brit. Fahne, der sie selbst während des Sipahiaufstandes 1857—58 treu blieben. Die großen Lehen, die einst Rundschit-Singh seinen Getreuen und dem schwelgerischen Hofgesinde verliehen, wurden eingezogen, der unzufriedene Adel und alle höhern Klassen geschwächt, wo nicht vernichtet, die frühern Schenkungen an die Gotteshäuser den Geistlichen nur auf Lebenszeit belassen. Ein bürgerliches Gesetzbuch für das P. ordnete die richterlichen Verhältnisse. Dieser Pendschab-Codex hat sich überhaupt so bewährt, daß er auch in Oude eingeführt wurde und jetzt das Gesetz für nahezu 23 Mill. Hindu und Muselmanen bildet. Die Kanalisirung des Bari-Duab zur Berieselung des Landes ist ein so großes Werk, daß es nur vom Gangeskanal übertroffen wird. Der Indus wird von den Dampfern der 28. Aug. 1857 gebildeten Indus-Steam-Flotilla-Company bis unsern Kalabagh an der Salzkette und nach Ausführung einiger Flußcorrectionen bis nach Attok befahren, sowie der Setledsch bis Firospur. Die große Hauptstraße, welche von Kalkutta nach Delhi zieht, wurde seit Einziehung des P. über Amritsir, Lahore, Westrabad, Ravil-Pindi und Attok nach Peschawer weiter geführt. Für die Schiffbrücken über den Rawi, Tschinab, Dschelam und Indus sind 325 Boote bestimmt; die hängende Indusbrücke bei Attok hat 750 F. Spannung. Diese Heerstraße, wozu jetzt noch die 69,41 M. lange Pendschab-Delhibahn kommt, ist nicht blos in polit. und militär. Beziehung, sondern auch für den innern Verkehr mit Mittelasien von großer Wichtigkeit. Die

Karawanen von Turkmanien und Tibet, von Afghanistan und Kaschmir können auf diesem Wege ihre Rohprodukte zu Markte bringen und dafür Fabrikate in die Heimat mitnehmen. Auch durch die Anlegung der Himalajastraße über Simla hat man den Handelsverkehr mit Tibet und dem östl. Mittelasien angebahnt.

Penelope, die ebenso tugendhafte als schöne Gemahlin des Odysseus (s. d.), war die Tochter des Ikarios und der Periböa und Mutter des Telemachos, den sie noch an der Brust trug, als ihr Gemahl gegen Troja zog. Da nach Eroberung Trojas derselbe lange Zeit umherirrte und infolge dessen für todt gehalten wurde, wurde sie von vielen Freiern umlagert. Allein sie wußte dieselben mit dem Vorwande, sie müsse erst für den Laërtes ein Leichengewand fertigen, hinzuhalten. Damit wurde sie aber nie fertig, da sie des Nachts das am Tage Gearbeitete stets wieder auftrennte. Als jedoch diese List endlich verrathen und sie nun von den Freiern immer mehr bedrängt wurde, kehrte Odysseus zurück und befreite sie aus ihrer Bedrängniß.

Penetrabilität, richtiger Permeabilität, ist die Eigenschaft aller Körper, von andern Stoffen mehr oder weniger durchdrungen werden zu können. Der Grund dieser Eigenschaft sind die Poren (s. d.).

Peneus (griech. Peneios) ist der Name zweier Flüsse Griechenlands. Der bedeutendere derselben, jetzt Salambria genannt, entspringt am nordöstl. Abhang des Lakmongebirgs auf der Grenze von Epirus und Thessalien, fließt zunächst in engem Thale durch das Gebiet der Tymphäer und Aethiker, tritt dann in die große thessal. Ebene ein, die er in nordöstl. Richtung durchfließt, und strömt endlich durch die berühmte Schlucht Tempe (s. d.) seiner Mündungsebene an der Südwestseite des Thermäischen Meerbusens (des Golfs von Salonichi) zu. Er nimmt während seines Laufes die sämmtlichen Gewässer Thessaliens im engern Sinne auf und steht auch mit den beiden Seen im östl. Theile der Thessalischen Ebene durch Kanäle in Verbindung. (S. Thessalien.) — Der andere P., in seinem obern Laufe jetzt Fluß von Verbini, im untern Fluß von Gastuni genannt, entspringt auf der Grenze von Arkadien und Elis am Erymanthosgebirge, durchfließt in westl. Richtung die letztere Landschaft, bei der Stadt Elis vorüber und mündet jetzt südöstlich von dem breiten Vorgebirge Chlemutzi (dem alten Chelonatas) in das Sicilische Meer, während er im Alterthum nordöstlich von diesem Vorgebirge in den Kyllenischen Meerbusen sich ergoß.

Peninische Alpen, s. Alpen.

Penn (William), ein als Gründer und Gesetzgeber der Colonie Pennsylvanien berühmter Quäker, wurde 14. Oct. 1644 zu London geboren. Sein Vater war der ausgezeichnete engl. Admiral Sir William P., der 1670 starb. Schon als Knabe verrieth der junge P. Hang zum religiösen Separatismus. Als er später auf die Universität zu Oxford kam, vereinigte er sich mit andern Studirenden zu besondern Andachtsübungen, hörte die Predigten des Quäkers Thomas Loe und mußte darum, besonders aber, weil er den vom Hofe anbefohlenen geistlichen Rock nicht tragen wollte, die Anstalt meiden. Um ihn zu zerstreuen, schickte ihn sein Vater 1661 nach Paris und den Niederlanden, was aber nicht half. Er ging sodann zur Bewirthschaftung der väterlichen Güter nach Irland, wo er mit Loe wieder zusammentraf und sich nun ganz für die Sekte der Quäker (s. d.) entschied. Unbefugten Predigens halber wurde er jedoch ins Gefängniß geworfen, dann aus Irland getrieben, sodaß er 1666 nach London zurückkehren mußte. Aber auch sein Vater wollte nichts mehr von ihm wissen, als er hörte, daß er Quäker geworden. In den Straßen von London trat P. nun als Prediger auf und erwarb sich durch seinen Wandel und seine Beredsamkeit die größte Achtung unter den Quäkern. Wiewol von Ueberspannung selbst nicht frei, mäßigte er die trübsinnigen Schwärmereien Fox' (s. d.), des Stifters der Sekte, und erhob in der Gemeinde die christl. Duldung zu einer Hauptlehre. 1668 wurde er wegen seiner Schrift «The sandy foundation shaken» in den Tower gesetzt. Hier schrieb er das berühmte Buch «No cross, no crown» («Kein Kreuz, keine Krone») und die Rechtfertigungsschrift «Innocency with her open face», die ihm zur Freiheit verhalf. Mit Fox und Rob. Barclay unternahm er nun zur Ausbreitung der Lehre eine Reise nach Holland und Deutschland. Besonders zu Amsterdam predigte er sowie seine Genossen mit großem Erfolg; weniger gelang ihm dies in Deutschland, obschon ihn die Pfalzgräfin Elisabeth, die Enkelin Jakob's I., sehr begünstigte. Unterdeß hatte sich P. mit seinem sterbenden Vater versöhnt, der ihm ein jährliches Einkommen von 1500 und eine Schuldforderung an die Regierung von 16000 Pfd. St. hinterließ. Er heirathete hierauf ein schönes Mädchen, nahm aber deshalb in seinen Sitten und seiner ziemlich pedantischen Lebensweise keine Veränderungen vor. Die Strenge, welche das Parlament gegen eine Sekte anwenden zu müssen glaubte, die Glaubens- und Gewissensfreiheit selbst für die Katholiken

forderte und die sich bestehenden Verhältnissen und Sitten widersetzte, zog P. im Laufe von 10 J. mehrfache Untersuchungen, Verfolgung und Gefangenschaft zu. Von allen Seiten bedroht, faßte P. den Entschluß, einen Staat in Amerika nach den Grundsätzen christl. Duldung und Bruderliebe zu gründen. Zu diesem Zwecke überließ ihm die Regierung gegen die Schuldforderung seines Vaters einen großen Landstrich am Delaware als Privateigenthum, mit dem Rechte, daselbst unter brit. Oberhoheit eine beliebige öffentliche Ordnung einzuführen. Auf seinen Ruf strömten nicht nur Quäker, sondern die Verfolgten aller Länder und Religionen in die Colonie, die nach ihm den Namen Pennsylvanien (s. d.) erhielt. Nachdem ihm zwei Schiffe mit Ansiedlern und Geräthschaften vorangegangen, reiste er mit Zurücklassung seiner Familie 1682 selbst nach Amerika. Mit seiner Ankunft rief er die Colonisten im März 1683 zu einer Generalversammlung, in welcher er dem jungen Staate eine Verfassung in 24 Artikeln verlieh, die 1776 bei Constituirung der Vereinigten Staaten zu Grunde gelegt wurde. Außerdem trat er mit den Indianern in Verbindung, kaufte denselben große Landstriche ab, ohne sie daraus zu vertreiben, und gründete die Stadt Philadelphia. Bald wuchs aus den verschiedenartigsten Elementen unter seiner Leitung eine kräftige, freie Gemeinschaft zusammen, in der selbst die Quäker ihre frömmelnden Grillen vergaßen und einen freiern Sinn annahmen. Unter der Regierung Jakob's II. kehrte P. nach England zurück, um für seine vom Parlamente hart verfolgten Glaubensgenossen zu wirken, die aber erst nach dem Sturze der Stuarts durch die allen Nonconformisten Duldung gewährende Acte von 1689 zur Ruhe gelangten. Seine Feinde beschuldigten ihn nach Wilhelm's III. Thronbesteigung eines hochverrätherischen Einverständnisses mit den Stuarts, sodaß ihm die Regierung eine hohe Caution absorderte und die Colonie wegnahm, weil er die Summe nicht erlegen konnte. Dreimal wurde er verhaftet und vor Gericht gestellt und ebenso oft freigesprochen. Nachdem er endlich 1694 seine Eigenthumsrechte wiedererhalten, reiste er mit seiner Familie nach Pennsylvanien, um seiner Schöpfung, die unter den königl. Statthaltern gelitten hatte, die Vollendung zu geben. Neue Verwickelungen und die Sorge für die Quäker in Holland und Deutschland führten ihn indeß schon nach einigen Jahren nach England zurück. Hier heirathete er, da seine erste Frau gestorben, zum zweiten mal und schrieb sein letztes Werk «Fruits of solitude» (deutsch, Tüb. 1795). Seine Vermögensverhältnisse waren in der letzten Zeit so ungünstig geworden, daß er 1712 sein Eigenthumsrecht an Pennsylvanien für 280000 Pfd. St. der Krone abtrat. Er starb 30. Mai 1718 auf seinem Landgute Rushamb in der Grafschaft Buckingham. Selbst die Zeitgenossen, welche nicht seine Freunde sind, lassen der Gediegenheit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren, obschon sie ihn nicht frei von Eigendünkel finden. Seine gesammelten Schriften erschienen mit einer Biographie zu London 1726 und dann 1782 (4 Bde.). Vgl. die Biographien P.'s von Marsillac (2 Bde., Par. 1791; deutsch von Friedrich, Strasb. 1793), Clarkson (2 Bde., Lond. 1813) und Dixon (3. Aufl., Lond. 1856).

Pennalismus nannte man die Unbilden, welche ehedem die ältern Studenten (Schoristen) gegen die neu angekommenen (Pennale, von penna, d. i. Feder, später Füchse) sich erlaubten, und die von diesen geduldig ertragen werden mußten. Man hat das pennalistische Wesen wol aus der Derbheit des norddeutschen Schlages zu erklären, die schon zu den Zeiten der Hansa neu anlangende Handlungsgehülfen in den auswärtigen Factoreien der plumpsten Behandlung durch die ältern Diener, um sie zu witzigen, unterwarf (daher hänseln), wie sich denn auch der in Frankreich, Italien und selbst auf den kath. Universitäten Deutschlands völlig unbekannte P. im Anfange des 17. Jahrh. vorzugsweise auf den prot. Hochschulen entwickelte. Die Schoristen betrachteten die Pennale förmlich wie ihre Diener, und ihre Herrschaft erstreckte sich nicht blos über ihr Eigenthum, sondern auch über ihre Person. Alles, was die Pennale hatten, mußten sie an die Schoristen geben, die sie dafür zu den niedrigsten Diensten gebrauchten, auf alle Weise verhöhnten und, wo sie nur konnten, körperlich mishandelten. Der Pennalcursus dauerte ein Jahr. Erst nach Ablauf desselben folgte die Deposition, die schon vor der Reformation Sitte war, und bei der das Pennal einer grob symbolischen Behandlung, wie dem Abschlagen von ihm aufgesetzten Hörnern, dem Auskämmen seines verwirrten Haars mit Rechen, unterworfen wurde, um damit auf die nun sich vollendende Reinigung von allen Schlacken und den Uebergang zu einem verständigen Leben hinzudeuten. Die ersten Versuche, dem Unwesen ein Ziel zu setzen, waren vergeblich, da die Pennale selbst den P. nicht abgeschafft wissen wollten und sich gemeinschaftlich mit den Schoristen allen Anordnungen der Behörden widersetzten, indem ihnen sonst die Hoffnung entgangen wäre, einst als Schoristen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schon 1613 erschien auf der Universität zu Jena ein Edict gegen den P., und ähnliche erließen

Frankfurt, Rostock, Wittenberg u. s. w. Doch erst später vereinigte man sich zu strengern Maßregeln dagegen, so in Gießen 1656, in Leipzig 1660, in Jena 1661 und 1663. Dessenungeachtet erhielten sich noch lange die Spuren des P. Von den Studenten nahmen auch andere Stände, namentlich die Buchdrucker, das Pennalwesen an, bei denen die Deposition noch länger als bei den Studirenden in Brauch blieb. Vgl. Schöttgen, «Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlichen Pennalwesens» (Dresd. 1747).

Pennisetum, Federborstengras, Name einer zu den Gramineen gehörenden Gattung von in den Tropengegenden einheimischen Gräsern, welche sich dadurch auszeichnen, daß ihre zweiblütigen, in eine einfache walzige Aehre, selten in eine Rispe oder Rispenähre gestellten Aehrchen von mit federigen oder rauhen Borsten bekleideten Hüllblättern umringt sind. Von den sehr zahlreichen Arten sind neuerdings mehrere Arten als Zier- oder Decorationspflanzen der Gärten beliebt geworden, namentlich P. cenchroides Roch., in Afrika und Ostindien heimisch, welches ins freie Land gesäet werden kann, und P. longistylum Hochst. aus Abyssinien, welche Art zunächst in Töpfe gesäet und dann verpflanzt werden muß. Zu dieser Gattung gehört nach einigen auch der Negerhirse (P. typhoideum Pers.), eine einjährige ostind. Grasart mit eiförmig-walziger, gedrungener Rispenähre, welche im ganzen tropischen Afrika und auch in der Provinz La-Mancha in Spanien als Getreideart angebaut wird.

Pennsylvanien, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, mit einem Flächenraum von 2171 Q.-M., grenzt im N. an Neuyork und an den Eriesee, im O. an den Fluß Delaware, der es von Neujersey trennt, im S. an Delaware, Maryland und Westvirginien und im W. an dieses und den Staat Ohio. Der die Vereinigten Staaten durchziehende Höhenzug der Apalachischen Gebirge weicht in P. von der gewöhnlichen, von SW. nach NO. gehenden Richtung ab und läuft hier in wechselnden Richtungen östlich und westlich. Vom Flusse Susquehannah erheben sich die Blauen Berge (Kittatinny); die große Alleghanykette aber gibt dem ganzen den Staat durchziehenden Gebirge den Namen. Ungefähr ein Siebentel des ganzen Flächenraums ist gebirgig, doch erreichen die Höhen nirgends die Schneelinie und sind fast durchaus bewaldet. Der übrige Theil des Staats ist theils eben, theils eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Thälern. Die bedeutendsten Ströme sind der Delaware, der Susquehannah, der Schuylkill, der Alleghany und Monongahela, die, bei Pittsburgh sich vereinigend, den Ohio bilden. Ueberhaupt ist kaum ein anderer Theil der Vereinigten Staaten so gut bewässert als P. In den Gebirgen ist das Klima beständig, der Winter kalt. Der ostwärts von den Gebirgen liegende Theil des Staats hat plötzliche Abwechselungen des Wetters und einen äußerst hohen, aber nicht lange anhaltenden Grad von Hitze und Kälte. Auf der Westseite steigt und fällt die Temperatur nicht so sehr und so plötzlich, und die Luft ist überhaupt milder. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und zum Theil vortrefflich, besonders westlich von den Gebirgen. Die Haupterzeugnisse des Ackerbaues sind Weizen (der beste in Nordamerika), Mais, Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Flachs und Hanf. Obst wird in Ueberfluß gebaut. In einigen Gegenden hat man mit Vortheil ausländische Reben angepflanzt. Der Zuckerahorn wird in den westl. und nördl. Theilen des Staats häufig angebaut und liefert fast den gesammten einheimischen Zuckerbedarf. Mehrere Theile des Staats haben reiche Eisengruben, die vorzügliche Erze liefern, und zwar die Hälfte für den Gesammtverbrauch der Vereinigten Staaten. Auch gibt es Kupfer und Blei. Unerschöpflich ist der Reichthum des Staats an Anthracit und bituminösen Kohlen; die Lager des erstern nehmen 46, die der letztern über 991 Q.-M. ein. Sie lieferten 1860 für 14,704433 Dollars Kohlen. Kalkstein findet sich fast überall sehr reichlich und in den südöstl. Gegenden auch Marmor. Auch der Viehstand ist beträchtlich und hat einen Werth von nahezu 70 Mill. Dollars; namentlich liefert P. vortreffliche Zugpferde. Die ersten Ansiedler waren Schweden, die 1638 einwanderten. Später siedelten sich auch Holländer an. Der eigentliche Begründer der Colonie wurde William Penn (s. d.), dem sie auch den Namen verdankt. Der Staat, welcher 13. Dec. 1787 die Constitution der Union annahm, ist in 55 Grafschaften getheilt. Der Sitz der Regierung wurde 1790 von Philadelphia nach Lancaster und 1812 nach Harrisburg verlegt, einer Stadt am Susquehannah, mit 13405 E., welche auch als Knotenpunkt von Eisenbahn- und Kanallinien sowie als Fabrik- und Handelsort von Wichtigkeit ist. Die bedeutendsten Städte aber sind Philadelphia (s. d.) und Pittsburg (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth Lancaster (s. d.) mit 17603 E., Reading mit 23163, Easton am Delaware mit 8944 und Erie an dem gleichnamigen See, ein guter Handelshafen, mit 11113 E. Die Volksmenge, die 1782 nur 300000 Seelen betrug, war 1840 auf 1,724033 und 1860 auf 2,906115 gestiegen. Darunter befanden sich im letztgenannten Jahre 2,849266 Weiße, 56849 freie Farbige, aber keine Sklaven

mehr. Die Weißen sind der Mehrzahl nach Abkömmlinge von Engländern, Schotten, Irländern und Deutschen. Die Zahl der Deutschredenden oder vielmehr ein süddeutsch-engl. Patois Redenden beträgt etwa eine halbe Million. Das deutsche Element hat sich dem Staate vorzugsweise im vorigen Jahrhundert und im Anfange des gegenwärtigen zugewandt. Es ist aber ganz stabil geblieben und hat stets nur einen höchst untergeordneten Einfluß ausgeübt. Der Staat ist, wie seiner Lage nach, so auch moralisch und politisch der Vermittler zwischen dem Norden und Süden und heißt deshalb auch Keystone state, der Schlußsteinstaat, der das Ganze zusammenhält. Die umfassendsten Religionssekten bilden die Presbyterianer mit Einschluß der Verbündeten Reformirten (Associate reformed), die Baptisten, Methodisten, Deutschreformirten, Episkopalen und Quäker. Die Anstalten für die Bildung des Volks sind zahlreich. Es gibt eine Universität in Philadelphia, die vorzüglich für das Studium der Arzneiwissenschaft mit trefflichen Lehrmitteln versehen ist, und im Ganzen 20 Collegien: Carlisle, Canonsburg, Washington, Pittsburg, Meadville u. s. w. Die deutschen Ansiedler haben vier Seminarien, und die Brüdergemeine erhält blühende Schulen in Bethlehem, dem Hauptorte der Gemeine, Nazareth und Litiz. Auch besitzt der Staat eine Taubstummenanstalt und eine große Lehranstalt für Waisenkinder in Penn-Township, unweit Philadelphia. P. zeichnet sich vor den übrigen Staaten durch die Mannichfaltigkeit und den Umfang seiner Manufacturen aus. Bedeutender als in einem andern Staate der Union sind die Eisenwerke und die Fabriken, welche Eisenwaaren verschiedener Art und von vorzüglicher Güte liefern. Wollene und baumwollene Zeuge produciren zahlreiche Manufacturen. Die Stapelwaaren des Staats sind, außer Weizen, Eisen in Stangen und Gußwaaren, vorzügliches Stabholz, Leinsamen und Schießpulver. Der Handel erstreckt sich bis Rußland, China und in das Mittelländische Meer und wird nicht blos mit eigenen, sondern auch mit vielen Erzeugnissen der übrigen amerik. Staaten und Westindiens getrieben. Der Hauptsitz desselben ist Philadelphia. Banken zählte 1860 der Staat 89 mit einem Kapital von 25,808558 Dollars, einem Metallvorrath von 7,818769 und einem Notenumlauf von 15,830033 Dollars. Die Ausfuhr belief sich 1860 auf 5,628327, die Einfuhr auf 14,634279 Dollars. Der Staat hat treffliche Straßen und (1860) 1068 engl. M. Kanäle und 2549½ M. Eisenbahnen, unter welchen die Pennsylvania-Central von Philadelphia nach Pittsburg die bedeutendste. Die erste Kunststraße der Vereinigten Staaten wurde in P. gebaut; jetzt hat der Staat deren 2480 M. Die gesetzgebende Gewalt des Staats besteht aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten. Dieses darf nach der neuen Verfassung von 1838 nicht über 100 jährlich gewählte Abgeordnete enthalten; die Mitglieder des Senats aber, welche ein Drittel der Zahl der Abgeordneten des Unterhauses nicht übersteigen dürfen, werden auf drei Jahre gewählt, und jährlich tritt ein Drittel von ihnen aus. Der Gouverneur, der die vollziehende Gewalt hat und 4000 Dollars Gehalt bezieht, wird auf drei Jahre vom Volk gewählt und kann in einem Zeitraume von neun Jahren sein Amt nur sechs Jahre nacheinander behalten. Alle Wahlen geschehen durch das Volk mittels Stimmzettel. Zum Congreß sendet P. 24 Repräsentanten. Nach dem Verfassungsamendement vom 8. Oct. 1850 werden alle Richter von dem Volke gewählt. Das Staatseigenthum betrug 1860: 12,827546 Dollars, das besteuerte Privateigenthum 719 Mill., das wirkliche gegen 1415 Mill. Dollars. 1863 betrug die Staatseinnahme 4,289452 Dollars und deckte fast die Ausgabe; die Schuld belief sich auf fast 39½ Mill. Dollars, bedeutend mehr als in jedem andern der Unionsstaaten. Dieselbe ist hauptsächlich durch die Kanal- und Eisenbahnbauten veranlaßt.

Pennsylvanisches System, s. Gefängnißwesen.

Penny, d. h. Pfennig, in der Mehrheit Pence, ehemals eine Silber-, jetzt eine kupferne Scheidemünze, ist eine Rechnungsmünze in Großbritannien. Von derselben gehen 12 auf 1 Schilling und 240 auf 1 Pfd. St. 1832 wurde von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in London die Herausgabe einer populären Zeitschrift veranstaltet, welche den Namen «Penny Magazine» führte, weil die Nummer für den niedrigen Preis von einem P. verkauft wurde. Auch in Deutschland tauchte unter dem Namen «Pfennig-Magazin» (Lpz. 1833—53) ein ähnliches Unternehmen auf, das lange großen Beifall fand. Kurz vor Gründung des «Penny Magazine» hatte Chambers in Edinburgh sein ebenso werthvolles als billiges «Edinburgh Journal» begonnen, und beide zusammen legten den Grund zu einer höchst umfangreichen Pennyliteratur, welche viel dazu beigetragen hat, allgemeine Bildung bis in die untersten Sphären hinab zu verbreiten und die grobe Unwissenheit zu verscheuchen, die bei dem mangelhaften Unterrichtssystem noch in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in England herrschte. In neuester Zeit sind die Pennyausgaben einigermaßen vor den Railway-, Standard-

und andern Libraries in den Hintergrund getreten, welche ganze Werke zum Preise von Einem Schilling an enthalten. Dagegen ist seit Aufhebung der Papiersteuer 1861 eine große Zahl von Pennyzeitungen und polit.-literarischen Zeitschriften ins Leben getreten, die zum Theil rasch wieder verschwanden, von denen aber viele sich erhalten und eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben. So hatte der «Daily Telegraph» es bereits 1863 zu einer Auflage von 160000 Exemplaren gebracht, und von dem wöchentlich erscheinenden «London Journal», welches 16 enggedruckte Seiten mit 3 Holzschnitten für Einen Penny liefert, sollen 800000 Exemplare abgezogen werden. Es gibt sogar Halfpennyblätter, die für die untersten Schichten des Volks bestimmt sind und gleichfalls einen enormen Absatz haben. — Pennybanken wurden seit 1850 in London errichtet, um auch den ärmsten Volksklassen Gelegenheit zu verschaffen, ihre Ersparnisse anzulegen und so eine Lücke auszufüllen, welche in dem so nützlichen Sparbankensystem geblieben war. — Ferner hat man in London Penny-Lesecabinete, wo man für einen P. Eintritt die renommirtesten engl. Tageblätter, Wochenschriften, Reviews durchlesen und in besondern Räumen nach schreiben, Geschäfte abmachen, rauchen und die meisten Bequemlichkeiten haben kann, welche sonst in den Clubs dargeboten werden.

Pensa, ein Gouvernement im östl. Rußland, einst zum Zarthum Kasan gehörig, im N. von Nishnij-Nowgorod, im O. von Simbirsk, im S. von Saratow, im W. von Tambow begrenzt, zählte 1863 auf 688,84 Q.-M. 1,179080 E. (1711 auf 1 Q.-M.). Es ist eine von dem rechten Wolgazufluß Sura und der in die Oka gehenden Mokscha durchflossene, von zahlreichen Bächen bewässerte, von leichten Hügeln durchzogene Ebene, die ganz im Gebiete der fruchtbaren Schwarzerde liegt und überall das Gepräge großer Ergiebigkeit des Bodens trägt. Die Hälfte des Areals ist Culturland, ein Drittel Wald, namentlich ausgezeichnete Eichenwaldung, ein Siebentel Wiesenfläche mit schönem Graswuchs. Die Bevölkerung besteht aus Russen, Kosacken, Mordwinen (10—11000), Tataren (35000) und Kalmücken. Der Ackerbau ist die vorherrschende Beschäftigung und wird ohne Dung betrieben. Das Land hat zahlreiche, zum Theil schön angelegte und parkumgebene adeliche Güter und Landhäuser sowie, besonders auf den Besitzungen der Familien Scheremetjew und Uwarow, große und wohlhabende Dörfer mit ganzen Straßen guter und schöner Häuser, die mit Säulen und Balkonen verziert sind. Doch fehlt es auch nicht an ärmlichen Tatarendörfern mit Moscheen. Das Gouvernement zerfällt in zehn Kreise. Die Hauptstadt P., reizend auf einer Anhöhe an der Mündung der Pensa in die Sura gelegen und 1666 gegründet, besteht aus der altruss. Stadt mit Blockhäusern an breiten, geraden Straßen und der Neustadt mit geputzten Kirchen auf großen Plätzen, mit modernen Palästen und Häusern. Eine Zierde beider Theile sind die vielen Gärten. P. zählt (1863) 37263 E., ist der Sitz eines Civilgouverneurs, eines Bischofs, einer Medicinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Manufacturencomité und hat 19 Kirchen (darunter eine Kathedrale), zwei Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit einer adelichen Pension, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen, drei Wohlthätigkeitsanstalten und ein Theater. Es bestehen viele Fabriken in Leder, Seife, Lichten und Leinwand und ein berühmter Jahrmarkt vom 25. Juni bis 4. Juli. Vorzüglich ist hier die Ananascultur und die Cultur von Zwergkirschbäumen. Vor der Stadt liegt ein großer Park mit schönen Fruchtgärten und einer Gartenbauschule. Nächst P. ist die bedeutendste Stadt Saransk, an der Insara und Saranka, mit 12738 E., 17 Kirchen, einer Kreis- und einer Pfarrschule, verschiedenen Fabriken und lebhaftem Handel. Ein bedeutender Jahrmarkt wird 10. Aug. abgehalten. Im Kreise Saransk werden viel Holzgeräthe, Eimer, Fässer, Zuber, Räder zu Bauerwagen und Tausende von Bauerschlitten verfertigt.

Pensacola, die bedeutendste Stadt (City) und der Haupthafen des nordamerik. Staats Florida, Hauptort der Grafschaft Escambia, unweit der Westgrenze gegen Alabama, 2$^1/_5$ M. vom Mexicanischen Meerbusen, westlich an dessen bester Hafenbai, der Bai von P., gelegen und auf einer 40—50 F. über der Wasserfläche erhobenen Sandebene regelmäßig angelegt, besitzt eine Gerichtshalle, ein Zollhaus der Vereinigten Staaten, mehrere Kirchen und eine Akademie. Der Ort ist mit vortrefflichem Quellwasser versehen, hat sehr gesundes Klima und zählt (1860) gegen 4000 E. Die Hafenbai von P. dringt in nordöstl. Richtung 5—6 M. ins Land, ist 1—2 M. breit und läßt Schiffe von 20 F. Tiefgang zu. In der Mitte ihrer Erstreckung gabelt sie sich in zwei Arme, in die West- oder Escambiabai und die Ost- oder Bai von Sta.-Maria de Galvez, auch Blackwater genannt. Erstere nimmt den Escambia-, letztere den Almirante-River auf. Der Eingang zwischen dem Festlande im Westen und der sehr schmalen, 9 M. lang gegen Osten gestreckten Insel Sta.-Rosa ist $^1/_4$ M. breit und wird auf ersterm durch Fort Pickens, auf letzterer durch Fort Mac-Rea vertheidigt. Etwa 1$^1/_2$ M. unterhalb der Stadt

befinden sich das Fort San-Carlos de Barrancas, der Leuchtthurm, das Marinehospital, die Barrancaskaserne; unweit davon ausgedehnte Schiffswerfte und Arsenale der Vereinigten Staaten mit einem Dry-Dock für die größten Schiffe. Unter der span. und engl. Herrschaft hatte die Stadt eine größere commerzielle und polit. Bedeutung als später. Doch erhob sie sich wieder, seitdem sie durch die Alabama-Floridabahn mit Montgomery verbunden ist, und dürfte mit der Zeit einer der bedeutendsten continentalen Hafenplätze am mexic. Golf werden. P. wurde wahrscheinlich 1696 von franz. Ansiedlern gegründet, und 1699 ließen sich 300 span. Ansiedler aus Veracruz daselbst nieder, 1719 wurde es von den Franzosen unter Bienville eingenommen, 1723 an Spanien wieder abgetreten; dann kam der Ort 1763 mit Florida an England. 1781 eroberte ihn der span. General Galvez, und 1783 gelangte er mit Florida an Spanien. Im Nov. 1814 wurden die brit. Truppen, die sich mit Erlaubniß der Spanier hier festgesetzt, durch den amerik. General Jackson, der die Stadt und die Forts erstürmte, vertrieben. Im Mai 1818 zwang Jackson das Fort Barrancas, wohin sich die Spanier zurückgezogen, zur Capitulation. Durch den Tractat vom 24. Oct. 1820 kam P. mit Florida an die Vereinigten Staaten.

Pension (franz., vom lat. pensio, Abwägung) bezeichnete bei den Römern die Abtragung der Steuern, der Interessen, der Miethzinse u. s. w. Gegenwärtig versteht man darunter die Jahrgehalte, welche nach dem Eintritt der Dienstunfähigkeit durch Alter oder durch unverschuldete Zufälle Dienstherren und Gesellschaften ihren Angestellten, Krone und Staat ihren Beamten und Militärs und deren Witwen und Kindern zahlen. In der Regel werden P. nur bei Anstellung auf Lebensdauer, in gewissen Fällen aber auch bei Anstellung auf gewisse Jahre zugesetzt. Die meisten Staaten Europas gewähren auf Grund von Gesetzen und Pensions-Reglements ihren Beamten und Militärs und deren Witwen P.; eine Ausnahme davon macht die Schweiz. Gnadengehalte, welche sich auf freiwillige Gewährung stützen und nicht gefordert werden können, gehören nicht zu den P. Die Höhe der P. bestimmt sich in der Regel nach dem Gehalte der Beamten und Militärs und nach deren bis zur Pensionirung zurückgelegten Dienstzeit, erreicht aber nur in höchst seltenen Fällen den vollen Betrag des Dienstgehalts. Gewöhnlich müssen diejenigen, welchen eine P. für sich und ihre Witwen zugesagt wird, zu der Kasse, welche die P. zahlt, festgesetzte Beiträge im Wege von Gehaltsabzügen leisten, die sich nach der Höhe der zugesicherten P. richten. Es findet mithin eine Art von Pensionsversicherung statt, nur sind die Prämien niedriger gestellt als die Verhältnisse an sich bedingen, da der Staat einen Zuschuß zur Pensionskasse leistet. Die Frage, ob das Pensionswesen in der Gestalt, welche es jetzt besitzt, sich rechtfertigt, ist oft erörtert worden, weil diese Leistungen alle Staaten schwer belasten und namentlich überall die P. der Militärs außerordentlich angewachsen sind. Ersatz für die jetzt gewöhnliche Pensionirung bietet ein ausgebildetes Versicherungswesen, das den gehörig besoldeten Beamten ebenso gut wie Privatleuten die Gelegenheit gibt, für ihre eigene Zukunft und die ihrer Angehörigen ohne Hülfe des Staats Fürsorge zu treffen. — P. nennt man auch das Kostgeld, welches für jemand erlegt wird, und Pensionen, Pensionsanstalten sind hiernach Kostschulen, Erziehungsanstalten, in denen die Schüler neben Unterricht und Erziehung zugleich Wohnung und Kost empfangen. Die neuerdings gebräuchlich gewordenen P. in Gasthöfen gewähren den Fremden, welche sich an einem Orte einige Zeit (Wochen und Monate) aufhalten, gegen eine bestimmte, tagweise festgestellte Zahlung Wohnung, Bedienung und Kost.

Pensionär hieß sonst in den großen und stimmberechtigten Städten Hollands der Syndikus, mit analoger Machtvollkommenheit für jede dieser Städte, wie der Groß- oder Rathspensionär, der Staatssecretär der Stände oder Staaten der Provinz Holland war und vormals, noch zur Zeit Oldenbarneveldt's (s. d.), Generaladvocat der Provinz Holland genannt wurde. Der Rathspensionär hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, verhandelte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten sowie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegium der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirter bei den Generalstaaten der Vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieser ersten Magistratsperson war in Holland und dadurch in den ganzen Niederlanden höchst wichtig, sodaß man ihn als den Premierminister der Generalstaaten betrachten konnte. Sein Amt währte fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meisten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue fünf Jahre bestätigt wurde. Die Revolution machte diesen Stellen 1795 ein Ende. Napoleon erneuerte den Titel derselben für kurze

Zeit, indem er 1805 Schimmelpenninck (s. d.) als Rathspensionär an die Spitze der Batavischen Republik stellte.

Pentagramm, s. Drudenfuß und Fünf (Zahl).

Pentamĕter, eigentlich ein aus fünf Gliedern zusammengesetzter Vers, gehört zur daktylischen Gattung und besteht aus zwei Hälften oder Hemistichien, die durch eine unveränderliche Incision geschieden werden. Jede Hälfte bietet einen archilochischen Vers (—◡◡ —◡◡ —), nur mit dem Unterschiede, daß in der ersten statt der Daktylen auch Spondeen eintreten können und im letzten Fuß der zweiten Hälfte auch eine Kürze zulässig ist. Der Name P. ist daher ungenau, da er wegen der beiden Pausen in der Mitte und am Ende dieselbe rhythmische Länge hat als der Hexameter (s. d.), wie folgendes Schema und Beispiel zeigt:

Nacht um - dunkelt die Flur, Schweigen er - füllet den Hain.

Da der P., allein gebraucht, wegen seiner Eintönigkeit und geringern Abwechselung bald ermüden würde, so hat man ihn stets nur mit dem Hexameter, dessen majestätischem Gange er eine gewisse Milde gibt, in Verbindung gesetzt und je zwei solcher Verse ein Distichon (s. d.), das ganze Versmaß aber das elegische genannt.

Pentarchie (griech.), d. i. Fünfherrschaft, dient zur Bezeichnung für die fünf Großmächte England, Frankreich, Oesterreich, Preußen, Rußland rücksichtlich ihres thatsächlichen Uebergewichts über alle andern europ. Staaten. Das Wort kam zuerst auf durch eine Schrift, welche 1839 von dem russ. Hofrath Dr. von Goldmann (geb. 1798 in Sachsen, gest. Anfang 1863 in Berlin) anonym im russ. Interesse herausgegeben («Die europäische P.», Lpz. 1839) und worin der Plan einer Vertheilung sämmtlicher kleinern Staaten Europas unter die Oberherrlichkeit jener fünf großen entwickelt wurde. Preußen sollte die nördl. Staatenassociation oder die skandinav. Reiche, Oesterreich die westlichen, Spanien und Portugal, England die südlichen oder Italien, Frankreich die östlichen, nämlich Griechenland und die Türkei sammt den Donaufürstenthümern und Serbien, Rußland aber die Centralassociation oder Deutschland sammt Holland und Belgien als Schutzmacht überkommen. Goldmann ist auch Verfasser der Schrift: «Europas Cabinete und Allianzen. Vom Verfasser der Pentarchie» (Lpz. 1862).

Pentăteuch bezeichnet ursprünglich einen aus fünf Büchern bestehenden Band, dann vorzugsweise die im Kanon des Alten Testaments befindlichen, dem Moses (s. d.) beigelegten fünf Bücher, welche die Namen Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium führen und bei den spätern Juden unter dem Namen des «Gesetzes» (Thorah) zusammengefaßt wurden. Seine gegenwärtige Gestalt hat der P. übrigens sehr allmählich erhalten. Die ersten vier Bücher bildeten den relativ ältern (s. Genesis), das fünfte (s. Deuteronomium) den jüngsten Bestandtheil. Letzterer rührt erst aus der Zeit des Königs Josia her, wo das neue Gesetzbuch feierlich eingeführt wurde (ungefähr 622 nach gewöhnlicher Zeitrechnung). Doch mag auch noch in späterer Zeit einzelnes überarbeitet oder neu hinzugefügt worden sein.

Pentelikon nannte man gewöhnlich das eigentlich Brilettos genannte Gebirge in Attika (s. d.), das noch jetzt wie im Alterthum den trefflichen pentelischen Marmor liefert, nach einer am südl. Fuße gelegenen Ortschaft Pentele, zu deren Gemarkung die an der Südseite des Gebirgs befindlichen Marmorbrüche gehörten. Dieser pentelische Marmor, feinkörniger als der parische und mit gelblichem Stich, der durch die Einflüsse der Witterung an den Außenflächen im Laufe der Jahrhunderte sich zu einer goldgelblichen Färbung erhöht, wurde nicht nur in Attika selbst zu Bau- und Bildwerken benutzt, sondern bildete auch einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Heutzutage wird derselbe fast nur zu architektonischen Zwecken verwandt, da man selten ganz tadellose Blöcke von einem zu einer lebensgroßen Statue ausreichenden Umfange findet.

Penthesilēa, die Tochter des Ares und der Otrera, Königin der Amazonen (s. d.), kam im Trojanischen Kriege den Trojanern zu Hülfe, wurde aber endlich von Achilles erlegt. Homer erwähnt sie nicht.

Pentheus, der Sohn des Echion und der Agaue, der Tochter des Kadmos, und als König von Theben des letztern Nachfolger, hatte wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die Einführung des Dionysosdienstes das Schicksal, auf dem Kithäron von seiner eigenen Mutter, die ihn in ihrer bacchantischen Wuth für ein wildes Thier hielt, und andern Mänaden, namentlich den Schwestern seiner Mutter, zerrissen zu werden.

Penthièvre, eine uralte bretagn. Grafschaft, die gegenwärtig das franz. Depart. Morbihan bildet, gehörte in früherer Zeit mehrern Verwandten des Hauses Bretagne. Später kam sie an die Häuser Brosse und Luxembourg und wurde zu deren Gunsten von Karl IX. 1569 in ein

Pairieherzogthum verwandelt, das aber in der Folge an die Krone fiel. Ludwig XIV. stellte das Herzogthum 1697 her und gab es einem seiner mit der Montespan erzeugten Bastarde, dem Grafen von Toulouse, der 1737 starb. — Der einzige Sohn und Erbe desselben aus der Ehe mit Marie de Noailles war Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von P., geb. 16. Nov. 1725 und bekannt wegen seiner Sittenreinheit und großen Rechtschaffenheit. Er erbte auch von seinem Vater die Würde als Großadmiral, das Gouvernement von Bretagne und zwei Regimenter, die seinen Namen führten und an deren Spitze er in den Schlachten von Dettingen und Fontenoi tapfer kämpfte. Nach dem Oesterreichischen Erbfolgekriege zog er sich auf sein Schloß Sceaux zurück und lebte hier ganz wohlthätigen Werken. Der Tod seiner Gemahlin, Marie Therese von Modena, die 1754 starb, versenkte ihn in tiefe Melancholie. Auch verlor er 1768 seinen noch jungen Sohn, den Prinzen von Lamballe, der sich durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hatte. Während der Revolution flößte seine Unbescholtenheit selbst den Schreckensmännern Achtung ein, die ihn gänzlich in Ruhe ließen. Doch wurde er hart betroffen von der Ermordung seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe (s. d.). Als dem letzten Sprößling der legitimirten Söhne Ludwig's XIV. war ihm auch die reiche Erbschaft seines Vetters, des Grafen von Eu (s. Maine), zugefallen. Der Herzog starb zu Vernon 4. März 1793, einen Monat vor dem Conventsdecrete, welches die Verhaftung aller Bourbons befahl. Er hinterließ eine Tochter, Marie Luise Adélaide de Bourbon, die den als «Bürger Egalité» bekannten Herzog Louis Philipp Joseph von Orléans geheirathet hatte und hierdurch die Mutter des spätern Königs der Franzosen, Ludwig Philipp (s. d.), wurde. Diese Verbindung brachte die Güter des Hauses P. an die Familie Orléans.

Pepe ist der Name dreier in der neuesten Geschichte ihres Vaterlandes berühmt gewordener Neapolitaner. Gabriele P., geb. 1781 zu Bojano in der Provinz Molise, studirte die Rechte. Mit Errichtung der Parthenopeischen Republik (s. d.) 1799 trat er in das franz.-neapolit. Heer und mußte deshalb bei der Restauration nach Frankreich flüchten, wo er sich der ital. Legion zugesellte. Infolge des Friedens von Florenz kehrte er 1801 nach Neapel zurück und nahm 1806 in der Armee unter König Joseph Bonaparte Dienste. Für dessen Interesse kämpfte er seit 1808 in Spanien. Später trat er in das neapolit. Heer unter Murat zurück und wohnte den Ereignissen von 1814 und 1815 bei. Nach Ferdinand's I. Rückkehr erhielt er als Oberst ein Regiment, das zu Syrakus lag. Als 1820 in Neapel die Revolution ausbrach, wirkte er eifrig für dieselbe und wurde im Oct. Mitglied des Nationalparlaments. Mit vielen andern Patrioten wurde er nach der Restauration des absoluten Throns den Oesterreichern übergeben, die ihn in die Kerker von Olmütz warfen. Nach zwei Jahren erhielt er jedoch die Freiheit wieder und ging nun nach Florenz, wo er fortan den Wissenschaften lebte. Er starb im Aug. 1849. — Florestano P., Vetter des vorigen, wurde 1780 zu Squillace in Calabrien geboren. Als die Franzosen 1799 in Neapel einrückten, war er bereits Lieutenant. Er trat unter die Fahne der Parthenopeischen Republik, flüchtete bei der Restauration nach Frankreich und diente bis zum Frieden von 1801 in der ital. Legion, worauf er nach Neapel zurückkehrte. 1806 nahm er unter Joseph Bonaparte Dienste, ging mit demselben nach Spanien und erwarb sich als Chef des Generalstabs der neapolit. Division in den Feldzügen von 1810 und 1811 den Grad eines Brigadegenerals. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er eine neapolit. Division und deckte an der Spitze der neapolit. Reiterei den Rückzug der Franzosen von Oszmiana nach Wilna; dann schloß er sich, krank und verwundet, mit dem Reste seiner Truppen in Danzig ein und fiel in die Hände der Russen. Beim Friedensschluß kehrte er nach Neapel zurück. 1815 kämpfte er in Oberitalien, erhielt noch von Murat den Grad eines Generallieutenants und übernahm nach dessen Flucht das Gouvernement in Neapel bis zum Einrücken der Oesterreicher. Nach der Rückkehr Ferdinand's I. behielt er seine Stelle in der Armee. Er blieb den Vorbereitungen sowie den ersten Ereignissen der neapolit. Revolution von 1820 völlig fremd. Als auf Sicilien der Aufstand losbrach, ward er mit 4000 Mann dahin geschickt, und es gelang ihm, nachdem er Palermo 25. und 26. Sept. 1820 unterworfen, die Insel zu beruhigen. Doch die von ihm abgeschlossene Capitulation, welche den Sicilianern Aussicht auf polit. Selbständigkeit gewährte, wurde von der Regierung wie vom Nationalparlament für nichtig erklärt. Er mußte sein Commando niederlegen, trat aber bei Annäherung der Oesterreicher nach dem Wunsche des Parlaments an die Spitze des Generalstabs. Ungeachtet er schon vor der Entscheidung zur Unterwerfung gerathen, verlor er nach der Restauration des Absolutismus doch seinen Rang und lebte fortan als Privatmann. An der ital. Erhebung von 1848 und 1849 wollte P. keinen Theil nehmen und lehnte die Ernennung zum Reichspair und zum General im activen Dienste ab. Er

starb im April 1851 zu Neapel. Vgl. Carrana, «Vita del generale Florestano P.» (Genua 1851). — Guglielmo P., des vorigen Bruder, geb. zu Squillace 15. Febr. 1783, trat 1799 ebenfalls in das republikanische Heer, wurde nach der Einnahme von Neapel verhaftet und nach sechsmonatlichem Gefängniß verbannt. Er trat in die ital. Legion, kehrte aber nach dem Frieden von Florenz zurück und versuchte in Calabrien einen Aufstand, der ihm Verurtheilung zu lebenslänglicher Gefangenschaft brachte. Nach mehrern Jahren gelang es ihm, seinem scheußlichen Kerker auf einer der Aegadischen Inseln zu entrinnen. 1806 trat er als Major in die Dienste des Königs Joseph Bonaparte, wurde aber bei Maida von den Truppen Ferdinand's gefangen und zum Tode verurtheilt. Durch Bestechung in Freiheit gesetzt, diente er unter den franz. Truppen auf den Ionischen Inseln. Nachdem ihn Murat 1809 zu seinem Ordonnanzoffizier ernannt, befehligte er 1810 in Catalonien unter Suchet ein neapolit. Regiment und erwarb sich den Grad eines Brigadegenerals. 1815 befehligte er gegen die Oesterreicher und erhielt von Murat den Grad eines Generallieutenants, den er auch nach der Rückkehr Ferdinand's I. behielt. Als die Carbonaria zu Anfange des Juli 1820 die Fahne des Aufstandes erhob, gab die Regierung, der er durch seine Freisinnigkeit verhaßt geworden, den Befehl zu seiner Verhaftung. P. entzog sich jedoch der Verfolgung und führte am Abend des 6. Juli die zwei von ihm befehligten Regimenter der Hauptstadt zu den Insurgenten nach Avellino, wo ihm Lorenzo de Concilii den Oberbefehl über die insurgirten Truppen übergab. Der Sieg der Revolution war hiermit entschieden. Am 9. Juli hielt P. an der Spitze von 20000 Mann regulärer Truppen seinen Einzug in Neapel und wurde an Nugent's Stelle zum Oberbefehlshaber und Generalkapitän des Reichs ernannt. Sein unvorsichtiges Betragen, namentlich die Begünstigung der Soldaten, welche den Aufstand begonnen, trug viel zur Veruneinigung der Parteien bei. Mit der Eröffnung des Parlaments und der feierlichen Annahme der Constitution von seiten des Königs legte P. seinem Versprechen gemäß 1. Oct. den Oberbefehl nieder. Nach der Abreise Ferdinand's auf den Congreß zu Laibach trat er in den Staatsrath, welcher den Prinzregenten unterstützen sollte; auch bewerkstelligte er die Organisation der Nationalgarden. Bei Annäherung der Oesterreicher (20. Febr. 1821) erhielt er den Befehl über das 2. Armeecorps, welches die Abruzzen vertheidigen sollte. Indeß zählte P.'s Macht kaum 14000 Mann, darunter schlecht disciplinirte Milizen, die auf die Kunde von der Annäherung des Feindes haufenweise davonliefen. Er eilte deshalb, die Oesterreicher 7. März bei Rieti unweit Civita-Ducale anzugreifen, wurde aber vollständig geschlagen. Nachdem alles verloren, entfloh er auf einem span. Schiffe nach Barcelona, ging dann nach Lissabon und von da nach London und Madrid, wo er vergeblich die Errichtung eines Corps von Ausländern versuchte. In Neapel wurde er in contumaciam zum Tode verurtheilt. Die Tage seines Exils verlebte er in London, wo er sich mit einer engl. Dame verheirathete, und später in Paris, bis die Ereignisse von 1848 und die Amnestie König Ferdinand's II. ihn nach Neapel zurückriefen, wo er vom Hofe und vom Volke mit Auszeichnung empfangen wurde. Der König ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des Armeecorps, welches an der Seite des sardin. Heeres für die nationale Unabhängigkeit kämpfen sollte. Kaum war P. bis zum Po vorgedrungen, als der König (infolge des sicilian. Revolutionsausbruchs) sowol die nach dem Adriatischen Meere gesandte Flotte als die Landarmee zurückrief. Vergeblich suchte P. seine Soldaten zurückzuhalten. Nur 2000 Mann folgten P. nach Venedig, wo er den Oberbefehl während der ganzen Dauer der Belagerung führte. In dieser Stellung zeichnete er sich durch große Umsicht, Muth und unermüdliche Thätigkeit aus. Von seinen Waffenthaten ist am bemerkenswerthesten der von ihm persönlich geleitete Ausfall aus der Festung Malghera gegen Mestre (Oct. 1849). Als Venedig endlich zur Uebergabe gezwungen wurde, schiffte sich P. auf dem franz. Kriegsdampfer Pluton nach Korfu ein. Nach kürzerm Aufenthalte in Paris lebte er erst in Nizza, dann in Turin, wo er 9. Aug. 1855 starb. Früher veröffentlichte er: «Relation des évènements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821» und «Mémoires historiques, politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples» (Lond. 1823), später «Memorie» (2 Bde., Par. 1847) und «Histoire des révolutions et des guerres d'Italie en 1847, 1848 et 1849» (4 Bde., Par. 1850).

Peperino nennt man jetzt den von den Römern als lapis Albanus bezeichneten vulkanischen Tuffstein von aschgrauer oder grünlichgrauer Farbe, aus welchem ein großer Theil der Berge und Hügel von Latium besteht. Derselbe war besonders in der ältern einfachern Zeit bei den Römern ein beliebtes Baumaterial, mußte aber dann dem härtern Kalktuff von Tibur (lapis Tiburtinus, jetzt Travertino genannt) und endlich dem Marmor weichen.

Pépinièren (franz., Pflanzschulen) nennt man ärztliche Schulen, in welchen junge Leute

ohne vollständige Universitätsbildung insbesondere für Militär- oder Landpraxis unterrichtet wurden. Die berühmteste P. war die in Berlin, in welcher junge Leute auf Staatskosten so weit ausgebildet wurden, daß sie nach vollendetem Lehrcursus als Compagniechirurgen in das Heer einzutreten befähigt waren, wo sie eine gewisse Anzahl Jahre dienen mußten. Die Anstalt wurde 1795 besonders durch die Bemühungen des preuß. Generalchirurgen Görcke gestiftet und führt seit 1818 den Namen Medicinisch-chirurgisches Friedrich-Wilhelms-Institut.

Peplos heißt das große übergeworfene Gewand, welches den feierlichen und vollständigen Anzug der griech. Weiber bezeichnet. Der P. erscheint bei Homer im allgemeinen Gebrauche der vornehmen Frauen, gehörte aber in histor. Zeit wesentlich den ionischen Griechen und Athen an. Er erscheint auf Vasengemälden oft und am schönsten behandelt auf dem Friese des Parthenon in der feierlichen Panathenäenprocession. Seinem Wesen als Feierkleid gemäß tragen ihn in der bildenden Kunst namentlich die ältern und ernstern Göttinnen, Juno, Ceres, Minerva.

Pepoli (Gioachino, Marchese), ital. Staatsmann, aus alter bologneser Familie, durch seine Mutter Enkel Joachim Murat's, wurde zu Bologna 6. Nov. 1825 geboren. Kaum 16 J. alt, begann er für die Bühne zu schreiben, und es kam auch eins seiner Stücke, «Elisabetta Sirani», mit Erfolg in Rom und Florenz zur Aufführung. 1844 vermählte er sich mit der Prinzessin Friederike von Hohenzollern-Sigmaringen. Seine polit. Laufbahn begann 1846 mit der durch den Tod Gregor's XVI. hervorgerufenen Bewegung. P. war damals einer der Urheber der Petition, worin das Conclave um Reformen angegangen wurde. Doch traute er weniger als seine polit. Freunde dem Liberalismus des neuen Papstes Pius IX. Als im Aug. 1848 die Oesterreicher unter Welden Bologna angriffen, stellte er sich an die Spitze der Nationalgarde, welche den Feind siegreich zurücktrieb. Im Mai 1849 war er Mitglied der Commission, die mit General Wimpffen über die Capitulation der Stadt verhandelte, und er trug dazu bei, für die in Bologna befindlichen lombard. Deserteure günstigere Bedingungen zu erwirken. Nach dem Einmarsch der Oesterreicher verließ P. seine Vaterstadt und wandte sich nach Toscana. 1852 kehrte er jedoch nach Bologna zurück und machte sein Haus zu einem Mittelpunkte der liberalen Bewegung. Damals veröffentlichte er auch mehrere Aufsätze über die Italienische und speciell über die Römische Frage, über die päpstl. Finanzen u. s. w. Nach der Räumung Bolognas durch die Oesterreicher im Juni 1859 trat er an die Spitze der Provisorischen Regierung und übernahm dann unter der Dictatur Cipriani's die Ministerien der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Auch in die Regierung der Emilia, welche sich Ende 1859 unter Farini constituirte, trat er als Finanzminister ein. Bald darauf von drei Wahlbezirken ins Parlament gewählt, nahm er für Bologna an, verzichtete aber auf seinen Posten, da ihn Cavour zum Generalcommissar für Umbrien ernannte. Seine Verwaltung Umbriens erfuhr verschiedene Beurtheilung. Er hatte einen löblichen Antheil daran, daß die Stadt Orvieto nicht im Interesse des Papstes von den Franzosen besetzt wurde, trug aber auch durch unvorsichtige Abschaffung der in Umbrien bestehenden Mahlsteuer gleich den provisorischen Regierungen der andern Provinzen zur finanziellen Zerrüttung Italiens bei. Nach der Annexion Umbriens vertrat P. aufs neue Bologna im ital. Parlament, wo er sich der durch Rattazzi geleiteten Fraction des linken Centrums, der sog. Dritten Partei, anschloß. Als Rattazzi im März 1862 mit Bildung des Ministeriums beauftragt wurde, übernahm P. das Portefeuille des Ackerbaues und Handels. Dieses Cabinet Rattazzi mußte sich aber schon im Dec. desselben Jahres zurückziehen, und P. übernahm nun von dem neuen Ministerium den Posten eines ital. Gesandten am russ. Hofe. In dieser Stellung bemühte er sich vergebens für die Verwirklichung des Napoleonischen Vorschlags eines europ. Congresses. Als man im Frühjahre 1864 die Verhandlungen zwischen Italien und Frankreich über die Römische Angelegenheit wieder aufnahm, wurde P., in Rücksicht auf seine nahen Beziehungen zum Tuilerienhofe, als diplomatischer Unterhändler nach Paris geschickt, wo er Napoleon III. als eine Garantie der Haltung Italiens im Falle der Räumung Roms durch die franz. Truppen die Verlegung der Hauptstadt von Turin nach Florenz vorschlug. Dies führte zu der Convention vom 15. Sept. 1864, die er und Nigra unterzeichneten. P. trat sodann aufs neue ins Parlament ein und vertheidigte daselbst jene Convention. Obschon mehrmals wiedergewählt, nahm er doch an den Verhandlungen der Kammer keinen hervorragenden Antheil mehr.

Pepsin ist eine im Magensafte, der von der Magenschleimhaut abgesonderten Flüssigkeit, enthaltene eiweißähnliche Substanz, welche die Eigenschaft besitzt, bei gleichzeitiger Gegenwart von Säure (Salzsäure, Milchsäure) Eiweißkörper (der Nahrung) zu verdauen, d. h. in den löslichen und filtrirbaren Zustand überzuführen, welcher sie allein zur Aufnahme in den Säfte-

strom des Körpers befähigt. Das P. wirkt also ähnlich wie gewisse lösliche Gärungserreger (Diastasen). Die solchergestalt verdauten Eiweißsubstanzen heißen **Peptone**.

Perceptibilität bezeichnet im engern Sinne die Fähigkeit eines Naturwesens, **Perceptionen** als bewußte Wahrnehmungen von Gegenständen zu erzeugen durch eine Verknüpfung von Sensationen oder Empfindungen; im weitern Sinne hingegen auch schon die bloße Sensibilität (s. d.) als das Princip, welches in den sensibeln Nervenfäden als solchen seinen Sitz hat. Der sensible Nervenfaden kann manchmal durch Reize zu einfachen Empfindungen angeregt werden, welche Bewegungen in entsprechenden Bewegungsnerven veranlassen, ohne daß dieser Vorgang zu einer Wahrnehmung des veranlassenden Gegenstandes sich steigert. Von dieser Art sind die Bewegungen der Schlafenden, ihr Umherwälzen vor Hitze, ihr abwehrendes Hingreifen an die Stellen, wo man sie incommodirt, ihr Schlingen, Athmen u. s. w. Es muß daher, damit eine Perception im engern Sinne entstehe, zur einfachen Empfindung noch ein eigenthümlicher innerer Vorgang hinzukommen, welcher von den ältern Psychologen als Apperception, von den neuern als Bewußtsein (s. d.) bezeichnet wird, und dessen Natur man am deutlichsten in der Aufmerksamkeit beobachten kann, welche die Sensationen durch Verknüpfung derselben unter Mitwirkung der Phantasie (s. d.) zum Range von Wahrnehmungen erhebt. Die verschiedenen Grade der Perception bilden eine Stufenleiter zwischen der bloßen Sensation und der Apperception (s. d.) als dem höchsten Grade des Wahrnehmens. Beim niedrigsten Grade mischen sich die Sensationen auf unbestimmte und verworrene Art; beim höhern Grade treten sie in klare Unterschiede und Verhältnisse auseinander; beim höchsten Grade articuliren sie sich zu deutlichen Begriffen. Je aufmerksamer wir sind, desto mehr und deutlicher percipiren wir; je weniger aufmerksam, desto mehr sinken unsere Perceptionen zum Range bloßer Empfindungen herab. Ueber das Wesen der percipirenden Aufmerksamkeit ist die Psychologie erst seit Leibniz zu wirklichen Beobachtungen fortgeschritten, während bei den frühern Psychologen ebenso, wie im ganzen Alterthum, die Verwechselung zwischen Perception und Sensation herrschte, wie sie auch noch heute im gemeinen Sprachgebrauche fortbesteht. Ein Versuch, die Vorgänge des Percipirens unserer Empfindungen durch das Experiment einer exacten Messung zu unterwerfen, ist von Fechner in den «Elementen der Psychophysik» (2 Thle., Lpz. 1860) gemacht worden.

Perceval (Spencer), brit. Staatsminister, geb. 1. Nov. 1762, war der zweite Sohn des irländ. Grafen von Egmont, der in England außerdem die Titel eines Baron Lovell und Holland führte. P. studirte die Rechte zu Cambridge und ließ sich mit großem Erfolg als Sachwalter zu London nieder. Vorzüglich begründete er seinen Ruf in dem Libellprocesse Thom. Paine's (s. d.), dessen Vertheidigung er führte. Durch eine während des Processes gegen Warren Hastings (s. d.) veröffentlichte Schrift erregte er die Aufmerksamkeit des Ministers Pitt, der den Verfasser an sich zog und zu seinem Schüler machte. Im Unterhause vertheidigte nun P. mit Eifer und Beredsamkeit die ministerielle Politik und legte besonders in den Finanzfragen gründliche Kenntnisse an den Tag. Addington, der 1801 Pitt im Amte folgte, ernannte den gewandten Advocaten erst zum Solicitor, dann zum Attorney-General. Als nach Pitt's Tode 1806 ein freisinnigeres Ministerium ans Ruder kam, übernahm P. im Unterhause die Leitung der Toryopposition. Mit der Veränderung aber, die das Ministerium alsbald durch Fox' Tod erlitt, trat er ins Cabinet, indem man ihm das Schatzkanzleramt anvertraute. Bei seinen Fähigkeiten und Kenntnissen wußte er als Vertreter der Aristokratie und der Hochkirche und heftiger Feind Frankreichs in kurzer Zeit großen Einfluß zu gewinnen. 1808 legte er dem Parlamente einen kühnen Finanzplan vor, nach welchem die 3procentigen Renten derjenigen Inhaber, die wenigstens das 35. Lebensjahr erreicht, in Annuitäten verwandelt werden sollten. Als gegen Ende des J. 1809 der altersschwache Portland zurücktrat, übernahm endlich P. mit dem Titel als erster Lord des Schatzes das Amt eines Premierministers, das er in der That schon längst ausübte. Die Whigs hatten gehofft, daß mit der Erhebung des Prinzen von Wales (s. **Georg IV.**) zum Regenten gemäßigtere Minister an die Verwaltung treten würden; allein die Tories behielten die Portefeuilles. P. indeß genoß diesen Triumph nur kurze Zeit. Er wurde 11. Mai 1812 beim Eintritt in das Parlamentshaus von einem Wechselagenten Namens Bellingham, der sich über die Minister beklagen zu müssen glaubte, erschossen. Seiner Familie, der er nur geringes Vermögen hinterließ, setzte das Parlament eine Summe von 50000 Pfd. St. aus, der Witwe ein Jahrgeld von 2000, dem ältesten Sohne eins von 3000 Pfd. St. In der Westminster-Abtei ist ihm ein Denkmal errichtet.

Perche (Le) hieß ehemals eine Landschaft und Grafschaft (Comitatus Perticus) im Innern Nordfrankreichs, die zur Hauptstadt Mortagne hatte, im N. von der Normandie, im W. von

Maine, im S. von Vendomois und Dunois, im O. von Chartrain begrenzt wurde, und deren westl. Theil jetzt zum Depart. Orne, der östliche zum Depart. Eure-Loir gehört, mit Ausnahme eines kleinen Stücks im Norden, das zum Depart. Eure geschlagen worden ist. Die Bestandtheile des Landes waren: 1) Le-Grand-Perche oder Haut-(Ober-)Perche, welches später den nordöstl. Theil des Gouvernements Maine-Perche bildete, in Corbonnois oder das Territorium von Mortagne und in Bellesmois mit dem Hauptort Bellesme zerfiel und von Nogent-le-Retrou ressortirte; 2) Le-Perche-Gouet oder Bas-(Nieder-)Perche, das zum Gouvernement Orléannais gehörte und Montmirail zum Hauptort hatte; 3) Les-Terres-Françaises mit dem Hauptort La-Tour-Grise de Verneuil; 4) Les-Terres-Démembrées mit dem Hauptort Châteauneuf-en-Thimerais, welche beide letztere Gebiete zur Provinz Isle-de-France gerechnet wurden. Das Land P., das seinen Namen von einem ausgedehnten, in der Geschichte oft genannten Walde (Perticus Saltus) hat, gehörte seit dem 10. Jahrh. dem Hause Bellesme, aus welchem Rotrau II., der Stifter der berühmten Abtei La-Trappe (s. d.), zuerst den Grafentitel von P. annahm. Als 1226 dies Haus mit dem Bischof Wilhelm von Châlons im Mannsstamme ausstarb und Jakob von Château-Gontier mit Blanca von Champagne um die Erbschaft stritt, zog König Ludwig VIII. das Land als eröffnetes Lehn ein und vereinigte es mit der Krone, mußte aber doch nachmals die eine Hälfte an den Grafen Theobald von Champagne als den nächsten Erben überlassen. Dies gab Veranlassung zu weiterer Vertheilung des Landes, welches nachmals, soweit die Wiedervereinigung möglich war, dem Gebiete der Grafen und Herzoge von Alençon und dem königl. Hause zugetheilt wurde. Durch den Tod des Herzogs Franz von Anjou und Alençon 1584 fiel das Land definitiv an die Krone. Eine in P. einheimische Pferderasse führt den Namen Percheron. Der «kleine» Percheron ist mittlerer Größe, hat leichte Bewegung und eignet sich ebenso wol zum Reit- wie zum Wagenpferd, wird daher in Frankreich ganz gewöhnlich zum Postdienst benutzt; der «große» Percheron, nicht von reiner Rasse, wie der kleine, ist höher (5 F. 8 Zoll) und hat mehr Masse sowie stärkere Gliedmaßen. Dieses Pferd hält die schwerste Arbeit aus, verlangt wenig Pflege, ist wenig Krankheiten unterworfen und eignet sich nur zum schweren, langsamen Zuge.

Percussion nennt man in physik. Hinsicht im allgemeinen die Entzündung eines Knallpräparats durch schnelle Verdichtung mittels eines Stoßes oder Schlags. Dergleichen Präparate waren schon in frühern Zeiten bekannt; ihre Anwendung zur Entzündung der Ladung der Feuerröhre ist aber erst seit Anfang dieses Jahrhunderts in Anregung gekommen. 1807 bekam Forsythe ein Patent auf ein Percussionsschloß. Später hat diese Einrichtung den mannichfachsten Abänderungen unterlegen. Das Knallpräparat, in einer kleinen kupfernen Kapsel (dem Zündhütchen) befindlich, wird auf den sog. Piston gesetzt, dessen Kanal mit der Ladung in Verbindung steht, und durch den dazu besonders eingerichteten Hahn des Gewehrs mittels eines Schlags entzündet. Nächstdem hat man auch die Zündung dadurch hervorgebracht, daß ein in der Richtung der Seelenachse des Rohrs durch eine Feder beweglicher Stift (die Zündnadel) gegen eine Zündpille stößt, welche an der Patrone angebracht ist.

Percussion, eigentlich das Anschlagen oder Anklopfen, nennt man in der Medicin diejenige Untersuchungsmethode, mittels welcher man aus den durch leichtes Anschlagen auf die Oberfläche einer der Höhlen des Körpers hervorgebrachten Tönen den Zustand des unter dem Anschlagungspunkt gelegenen Organs genauer zu bestimmen sucht. Sie ist neben der Auscultation ein Haupttheil der neuern physik. Diagnostik. (S. Diagnose.) Aus der Anatomie ist bekannt, wie die in den Körperhöhlen eingeschlossenen Organe regelmäßig beschaffen sind, ob fest oder locker in ihrem Gewebe, ob mit Luft gefüllt oder luftleer, ob angespannt oder schlaff u. s. w., und je nach dieser Verschiedenheit muß auch ein leichter Schlag einen verschiedenen Ton geben, der sich außerhalb des Körpers durch physik. Experimente nachahmen läßt. Indem man nun die Töne, welche auf diese Art hervorgebracht werden, mit den Ergebnissen der Physiologie in Hinsicht auf die Lage und Beschaffenheit der betreffenden Organe und der pathol. Anatomie in Bezug auf die Structurveränderungen derselben vergleicht und daraus Schlüsse zieht, so erhält man ein mehr oder weniger deutliches Bild von dem vorhandenen Zustande derselben, also auch von der Ausdehnung und der Beschaffenheit der innern krankhaften Processe. Vom technischen Standpunkte aus betrachtet ist die P. entweder unmittelbar oder mittelbar. Bei ersterer (Percussio immediata) klopft man mit den bloßen Fingerspitzen auf die gar nicht oder nur leicht bedeckte Stelle des Körpers, die man untersuchen will; bei letzterer (P. mediata) legt man einen Zwischenkörper, meist ein Plättchen Elfenbein (Plessimeter, daher die Kunst Plessimetrie genannt wird), fest auf die zu untersuchende Stelle und klopft mit den Fingerspitzen oder dem Winterich'schen Per-

cussionshammer auf dieses. Die zweite Art ist die vorzüglichere, die erstere jetzt fast außer Gebrauch. Bei beiden aber kommt viel darauf an, in welcher Art man klopft, weil die Stärke und Elasticität, mit welcher man percutirt, die Richtung, in der man die Finger auffallen läßt u. s. w., auch stets auf den Ton Einfluß haben. Am häufigsten wendet man die P. bei der Brusthöhle an, wie sie denn auch bei Krankheiten der Brustorgane bisjetzt das meiste geleistet hat, weniger an den Höhlen des Unterleibs, des Kopfs u. s. w. Zuerst machte Auenbrugger in einer Schrift (Wien 1761) auf diese von ihm gemachte Entdeckung aufmerksam. Ihm folgten, während in Deutschland wenig darauf Rücksicht genommen wurde, in Frankreich Rozière de la Chassagne, Corvisart und Laennec, durch deren immer dringendere Empfehlungen die P. auch endlich in England und Deutschland allgemeinern Eingang und weitere Ausbildung gefunden hat. Piorry erfand die mittelbare P. Skoda mit seinen Schülern hat sie aufs höchste ausgebildet.

Percy (engl. Geschlecht), s. Northumberland.

Percy (Thomas), ein um die engl. Literatur hochverdienter Mann, war der Sohn eines Krämers zu Bridgeworth in Shropshire, wo er 13. April 1728 geboren wurde. Zum Geistlichen bestimmt, absolvirte er seine Studien in Oxford und erhielt 1756 das Pfarramt zu Wilby in Northamptonshire. Ein Freund der Dichtkunst, aber von dem damals herrschenden kalten und nüchternen Stil der engl. Poesie wenig angezogen, versuchte er sich zuerst in Uebersetzungen isländ. Runenverse (1763) und einer Bearbeitung des Hohenliedes Salomonis (1764), bis er auf die Schätze aufmerksam wurde, die in den altengl. Volksliedern und Balladen verborgen lagen. Durch die Sammlung und Herausgabe der «Reliques of English poetry» (1765) leitete er eine neue Aera in der engl. Dichtkunst ein, deren Einfluß sich auch auf die Literaturen des übrigen Europa erstreckt und bis in die neueste Zeit fühlbar gemacht hat. Sein eigenes poetisches Talent bewies P. durch die von ihm im Geiste des alten Volksliedes gedichteten Balladen, als «The hermit of Wackworth», und namentlich durch den «Friar of Orders Grey», in welchem er ein bis auf wenige Fragmente verloren gegangenes Gedicht reproducirte. Die Verdienste P.'s fanden allgemeine Anerkennung; sie erwarben ihm nicht allein die Freundschaft Johnson's, Gray's und anderer Berühmtheiten jener Zeit, sondern eröffneten ihm auch den Weg zu den höchsten kirchlichen Würden. Der Herzog von Northumberland, das Haupt der Familie Percy, ernannte ihn 1766 zu seinem Kaplan; 1769 ward er Hofkaplan des Königs, 1778 Dechant von Carlisle und 1782 Bischof von Dromore in Irland, wo er den Rest seines Lebens verbrachte und 30. Sept. 1811 starb. Seine «Reliques» sind in zahlreichen Auflagen erschienen (am besten, 3 Bde., Lpz. 1866).

Perdikkas ist der Name mehrerer macedon. Könige, von denen der älteste, der Sage nach der Begründer der macedon. Dynastie, ein Heraklide und Nachkomme des Temenos, etwa in der Zeit von 707—660 v. Chr. regierte. **P. II.**, Sohn Alexander's I., Vater des Archelaus, regierte 454—413 v. Chr. und schwankte während des Peloponnesischen Kriegs je nach seinem augenblicklichen Vortheile zwischen dem Bündniß mit Sparta und dem mit Athen. **P. III.** (364—359), Bruder Philipp's II., fiel im Kampfe gegen die Illyrier. Noch bekannter ist P., der vertraute Freund und Feldherr Alexander's d. Gr., dem dieser in der letzten Stunde seines Lebens seinen Siegelring als Symbol der königl. Gewalt übergeben haben soll. P. benutzte die ihm übertragene Reichsverweserwürde sehr bald dazu, die nächsten Thronerben zu verdrängen und die Herrschaft sich selbst anzumaßen, verfolgte aber diesen Plan mit zu großer Hitze und Uebereilung, veranlaßte dadurch ein Bündniß des Antipater, Krateros und Ptolemäus gegen sich und wurde, als er sein Ansehen durch Waffengewalt geltend machen wollte, auf einem Zuge in Aegypten von seinen eigenen Truppen 321 v. Chr. erschlagen.

Perduellio hieß im ältern röm. Rechte ein schweres Verbrechen, dessen Urheber dadurch eine Feindseligkeit oder Verachtung gegen die höchste Staatsordnung an den Tag legte, wie bei Mord vor versammeltem Volke, Aufruhr, Streben nach Oberherrschaft. Weiterhin brachte man die P. mit dem Hochverrath (s. d.) und Majestätsverbrechen (s. d.) in ausschließende Verbindung.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., wurde zu Parium in Mysien von heidnischen Aeltern geboren. Nach vielem Unfuge, den er verübt, mußte er, weil man ihn beschuldigte, seinen Vater ermordet zu haben, flüchtig werden. In Palästina, wo er Christ wurde, brachte ihn sein schwärmerischer Eifer eine Zeit lang ins Gefängniß. Später wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, versank er in die niedrigsten Ausschweifungen. Allgemein verabscheut, wollte er wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde, ein Entschluß, den er 168 n. Chr.

vor einer ungeheuern Menschenmenge ausgeführt haben soll. Ein erneutes Interesse erhielt P. durch Wieland's gleichnamigen Roman.

Pereire (Emile und Isaac), zwei franz. Bankiers, von israel. Familie und portug. Herkunft, geb. zu Bordeaux, Emile 3. Dec. 1800, Isaac 25. Nov. 1806, trieben zu Paris lange kleine Mäklergeschäfte und hielten sich 1829—34 sehr eifrig zu den Saint-Simonisten. Emile arbeitete am «Globe» mit Michel Chevalier, nachher am «National» mit Armand Carrel. Die Eisenbahn nach St.-Germain, die beim öffentlichen Ausgebot den beiden Brüdern zugeschlagen wurde, gab die Grundlage ihres Rufs und ihres Glücks. Sie hatten dabei zu Cautionsstellern die großen Bankierhäuser Rothschild, Eichthal und Thurneisen, die sich auch für sie verbürgten, als sie später den wichtigern Bau der franz. Nordbahn unternahmen. 1852 brachten sie die kühnste von allen Finanzschöpfungen der neuesten Zeit zu Stande, nämlich den mit dem Kapital von 60 Mill. gestifteten Crédit mobilier (s. d.), eine Art Commanditbank, welche dem ganzen europ. Handels- und Verkehrswesen einen lebhaften, aber zugleich schwindelnden Aufschwung ertheilte, und deren ursprüngliche Hülfsmittel, ohne Ausgabe von Obligationen und neuen Actien, für die Gründer hinreichten, eine große Anzahl Handelsgesellschaften, Finanzoperationen und Industrieunternehmungen flott zu machen, wie die vereinigten pariser Gas- und Omnibuscompagnien, der Immobiliarverein für große Bauten in Paris, die span. und russ. Eisenbahnen, der Ankauf der österr. Eisenbahnen für 300 Mill., die Anleihen von etwa 1500 Mill. an verschiedene franz. Eisenbahnen, u. s. w. Alles dies geschah in etwa fünf Jahren (1852—57) und bei unaufhörlichem Schwanken aller Valuten. Später indeß nahm das Riesengeschäft, trotz des Speculationsgenies seiner Begründer, seinen Lauf nach abwärts. Die anfangs auf das Vierfache des Nominalwerths gestiegenen Actien sanken mehr und mehr. Man mußte Obligationen ausgeben, das Grundkapital verdoppeln, richtete aber damit nichts Besonderes aus. Emile machte sich, außer seinem Geschäftstalent, auch durch seine Verbindungen mit der Künstler- und Beamtenwelt bekannt und erwies sich als Kunstmäcen und leidenschaftlicher Gemäldeliebhaber. Isaac, der mit seinem ältern Bruder stets Glück wie Arbeit theilte, veröffentlichte die kleine Schrift «Le rôle de la Banque de France et l'organisation du crédit en France» (Par. 1864). Sein Sohn, Eugène P., geb. 1. Oct. 1831 zu Paris, ist bei der Verwaltung des Crédit mobilier angestellt und Verfasser der «Tables sur les intérêts composés et rentes viagères» (3. Aufl., Par. 1864). Alle drei sind Abgeordnete im Gesetzgebenden Körper.

Perekóp, d. h. Isthmusschanze, bei den Tataren Or-Kapu, d. h. Thor der Reiselinie, im Mittelalter Comania, dann Tozla und Sosiati genannt, wenig nordöstlich von dem schon im Alterthum erwähnten Küstenort Taphros oder Taphrä (Graben) entfernt, heißt eine Kreisstadt des russ. Gouvernements Taurien mitten auf dem hier $1^3/_8$ M. breiten Isthmus von Perekop oder der Landenge, welche die Halbinsel Krim mit dem Festlande verbindet und den Siwasch des Asowschen Meeres (s. d.) von dem Golf von Perekop oder dem Todten Meere (russ. Mortwoje-More) oder Karkinitischen Meerbusen scheidet. In öder, ungesunder Gegend ohne Süßwasser gelegen, ist P. ein elender, dorfähnlicher Ort, der aus einer einzigen, sehr langen und breiten Straße besteht und außer den Beamtenwohnungen, drei Kirchen, der Kreisschule, dem Zollhaus und den Salzmagazinen fast nur Hütten von einem Erdgeschoß mit Schilf- oder Breterdach enthält. Die Bevölkerung belief sich 1863 auf 3962 Seelen, Russen, Armenier, Griechen, Tataren und Juden. Als Eingangspforte zur Krim hat P. sowol für die Handels- wie für die Truppenbewegung Wichtigkeit und wird in der guten Jahreszeit durch lange Züge von Kamelen und mit Ochsen bespannten, von Kosacken oder Tataren geleiteten Wagen belebt, welche namentlich Salz führen, das man aus den südlicher gelegenen Salzseen gewinnt, in P. aufstapelt und in die Provinzen im Norden des Schwarzen Meeres verführt. Früher war P. eine starke Festung, an deren Einnahme sich der Besitz der Krim knüpfte. Die Landenge war hier von einem weiten und tiefen, mit Steinen ausgemauerten, aber wasserlosen Graben und auf dessen Südseite von einem hohen Erdwall durchschnitten. Ueber den Graben führte eine Zugbrücke, durch den Wall ein Thor. Schon im Alterthum scheint ein Graben die Schutzwehr der Taurischen Halbinsel gegen die festländischen Scythen gebildet zu haben. Der Graben ist oft verschüttet und wieder erneuert worden; im 10. Jahrh. war nichts von ihm zu sehen, sondern alles überwachsen. Dies war auch noch in der genuesischen Periode der Fall, wo die Landenge den Namen Zuchala führte, bis endlich der Tataren-Khan Hadschi-Gerai oder Mengeli-Gerai im 15. Jahrh. und darauf Sahib-Gerai um 1540 den Graben wieder reinigten und die Stadt Or oder Or-Kapu aufführten. Die russ. Truppen zogen im Türkenkriege 1687 und 1688 gegen P., mußten aber beidemal mit Verlust zurückkehren. 1698 erfochten sie hier

einen Sieg über 40000 Tataren, worauf P. an sie überging. Dann erstürmten sie 1736 unter Münnich und 1771 unter Dolgorukij die «Linien von P.», die aus einem 7 F. tiefen Graben, einer Brustwehr von 70 F. Höhe und sechs steinernen Thürmen bestanden. Vorher mußte man nördlich die schwierigen Passagen Selmaja- und Tschernaja-Dolina (das Grüne und das Schwarze Thal) überwinden. 1774 kam P. durch den Frieden von Kutschuk-Kainardschi an Rußland, wurde aber erst 1783 nebst der ganzen Krim dauernd mit demselben vereinigt.

Peremtorisch (lat., d. i. zerstörend, ohne weiteres, ein für allemal) kommt in der Rechtssprache im Gegensatze von dilatorisch (s. Dilation) vor und wird namentlich von Fristen, Ladungen und Einreden gebraucht. Peremtorische Fristen und Ladungen sind solche, deren Versäumniß den Verlust des innerhalb der offengehaltenen Zeit oder an dem bezeichneten Termintage geltend zu machenden Rechts nach sich zieht. Ueber peremtorische Einreden s. Einrede.

Perennirend oder ausdauernd nennt man diejenigen Pflanzen, welche einen mehrere oder viele Jahre lebendig bleibenden Wurzelstock (Rhizom) oder auch, was seltener vorkommt, eine viele Jahre lang sich lebendig erhaltende wirkliche Wurzel besitzen und daraus in jedem Frühlinge oberirdische, krautige Stengel treiben, die, nachdem sie Blüten und Früchte entwickelt haben, ganz und gar oder wenigstens bis zur Basis (bis auf die untersten, dann überwinternden Blätter) absterben. Es gehören zu den perennirenden Gewächsen die meisten der bei uns wildwachsenden Kräuter und Gräser sowie auch viele Zierpflanzen (z. B. die Päonien, Primeln, Lilien und andere Zwiebel-, Georginen und andere Knollengewächse, der Eisenhut, die Nieswurz u. s. w.). Manche Pflanzen mit an und für sich einjährigen Wurzeln können durch die Cultur in perennirende umgewandelt werden (z. B. die Reseda). Im weitern Sinne versteht man unter perennirenden Pflanzen auch noch die Holzgewächse. Die perennirenden Pflanzen im engern Sinne bezeichnet man in Floren und andern systematischen Werken mit dem Zeichen des Jupiter: ♃.

Perez (Antonio), Minister Philipp's II. von Spanien, war 1539 in Aragonien geboren. Sein Vater, der bei Karl I. und Philipp II. Staatssecretär war, hinterließ ihm kein Vermögen, gab ihm aber eine ausgezeichnete Erziehung, die er durch längere Reisen, namentlich in Italien, vollendete. Nach Spanien zurückgekehrt, ward er durch Ruy Gomez dem Könige bekannt und obwol erst 25 J. alt, zum Staatssecretär erhoben. In dieser Stellung genoß er das volle Vertrauen des Königs, leitete hauptsächlich dessen auswärtige Politik, erweckte sich aber durch Stolz, Geldgier und Verschwendung Feinde und Neider. P. fühlte sich in seiner Macht so sicher, daß er mit der einflußreichen Geliebten des Königs, der Fürstin von Eboli (s. d.), ein Liebesverhältniß anknüpfte, das bald fast niemand als dem Könige ein Geheimniß war. Eine unerwartete Verwickelung wurde Anlaß seines Sturzes. Don Juan d'Austria (s. d.), der Halbbruder Philipp's II., hatte seinen Vertrauten Juan de Escovedo nach Spanien um Hülfe geschickt. Derselbe war jedoch dem König verdächtig geworden, und er beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Antonio P. war es, der den Auftrag im tiefsten Geheimniß erhielt und den Mord 31. März 1578 vollziehen ließ. Die Familie Escovedo's bezeichnete bald P. als den Mörder, und auch die übrigen Gegner benutzten diesen Anlaß, um auf seinen Sturz zu arbeiten. Im Juli 1579 ward P. verhaftet und durch die Folter zum Geständniß gebracht. Doch gelang es ihm zu fliehen. Er begab sich nach Aragonien, um unter dem Schutze der dortigen Landesprivilegien (Fueros) Sicherheit zu finden. In Madrid zum Tode verurtheilt, wurde er in Saragossa von den Gerichten geschützt, bis sich der König der Inquisition bediente, um seine Auslieferung zu fordern. Der Justicia major überantwortete ihn nun (Mai 1591) an die Inquisition; aber ein Aufstand des Volks zwang dieselbe, den Gefangenen wieder herauszugeben. Von jetzt an war die Sache Antonio's mit den von den Aragonesen eifersüchtig verfochtenen Fueros eins geworden. Vergebens hatte der König zum zweiten mal den Justicia major vermocht, P. an die Inquisition auszuliefern; ein wiederholter Aufstand machte ihn frei. Nun brach Philipp II. mit Heeresmacht herein, überwältigte Ende 1591 Aragonien, zerstörte die alten Verfassungsprivilegien und ließ die angesehensten Männer hinrichten. P. aber entrann glücklich und fand in Paris und London eine ehrenvolle Aufnahme, indeß er in Spanien als Ketzer verurtheilt, seine Güter eingezogen und über seine Familie die Infamie ausgesprochen wurde. Jahrelang verweilte er in England, kehrte dann 1595 nach Frankreich zurück und starb 3. Nov. 1611 zu Paris. Er hat sehr interessante Aufzeichnungen («Relaciones», zuerst 1594) hinterlassen, die theils sein eigenes Leben, theils die Politik Philipp's II. beleuchten. Aus ihnen und aus andern Quellen hat Salvador Bermudez de Castro eine gute Biographie von ihm geschöpft (Madr. 1842), die auch von Mignet in seiner Schrift über Antonio P. (1846) viel benutzt worden ist. Gutzkow hat das Schicksal des P. zum Gegenstand eines Dramas («Philipp und P.») gemacht.

Perfectibilität heißt Vervollkommnungsfähigkeit. Sie bildet einen wichtigen Gesichtspunkt in der Moral, insofern ohne unablässige Bestrebungen zur Vervollkommnung der sittlichen Zustände in der Welt alle moralischen Kräfte einschlummern und erlahmen. Daher gehört es zum gesunden moralischen Zustande jedes Menschen, daß er sich fortbildungsfähig oder perfectibel zeige. Dasselbe gilt nicht minder von moralischen Personen im Gemeinwesen des Staats, seien dieselben von gewerbthätiger, wissenschaftlicher, religiöser oder sonstiger Art. Der Zeitpunkt des Erlöschens ihrer Fortbildungsfähigkeit bezeichnet zugleich den Anfang ihres Verfalls. Wer z. B. das Christenthum für nicht perfectibel hält, sieht es für eine im Absterben begriffene Institution an. Unter dem Namen des Perfectibilismus wird der Glaube an ein beständiges Fortschreiten des Menschengeschlechts zum Bessern verstanden.

Perfectum, s. Präteritum.

Perforation nennt man gewöhnlich die chirurg. Operation, bei der man die Wandungen natürlicher oder widernatürlich gebildeter Höhlen und Kanäle im Körper durch Stich- oder Bohrwerkzeuge öffnet, um deren Inhalt zu entleeren oder sie für die Anwendung von Heilmitteln zugänglich oder auch zur Ausübung ihrer Functionen tauglich zu machen. Eigentlich ist zwischen P. und Paracentese kein Unterschied; doch gilt letztere Operation besonders von den Fällen, wo man Flüssigkeiten (hydropisches Wasser, Eiter u. a.) herauslassen will. Unter der geburtshülflichen P. versteht man die künstliche Oeffnung und Entleerung (Enthirnung) des noch im Körper der Mutter befindlichen Kindeskopfs, welche, wenn die Größe desselben den Durchgang durch das mütterliche Becken verhindert, vorgenommen wird. Außerdem nennt man die durch Krankheiten, z. B. Geschwüre, Brand u. s. w., herbeigeführte Durchlöcherung der Wände von Kanälen und Höhlen eine (freiwillige, spontane) P. und spricht daher von perforirenden Geschwüren, welche z. B. den Magen oder eine Darmwand durchlöchern und den Austritt des Inhalts (z. B. des Darmkoths in die Bauchfellhöhle) nach sich ziehen.

Pergament ist ungegerbte, nur gereinigte, mit Kalk gebeizte und geglättete Thierhaut, daher vom Leder wesentlich verschieden. Dasselbe wird meist aus Schaf-, Hammel- und Kalbfellen, oft auch aus Bock- und Ziegenfellen oder aus Esels- und Schweinshäuten verfertigt, zum Schreiben und Malen, zu Büchereinbänden, zum Beziehen der Trommeln und Pauken und zu andern Zwecken gebraucht. Es soll nach der gewöhnlichen Meinung den Namen von der Stadt Pergamum (s. d.) erhalten haben, wo es ungefähr 300 v. Chr. erfunden worden sein soll. Doch schon zu David's Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Ionier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel- oder Ziegenfelle schrieben, von denen blos die Haare abgeschabt waren. Uebrigens ersieht man auch den Gebrauch, welchen die Alten in jener Absicht von allerhand Fellen machten, aus dem Worte membrana, womit sie zunächst überhaupt die Haut, dann die zum Schreiben bereitete Haut oder das P. bezeichneten. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt, und nach der Erzählung des Josephus konnte Ptolemäus Philadelphus die Feinheit des P. nicht genug bewundern, auf welches die Bibel abgeschrieben war, die ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. Dies alles beweist, daß das P. nicht in Pergamum erfunden, sondern dort wahrscheinlich nur durch König Eumenes, den Gründer der berühmten pergamenischen Bibliothek, 200 v. Chr., verbessert worden ist. Indeß wurde es in späterer Zeit daselbst in so großer Menge verfertigt, daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. Anfangs war das P. gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch eine violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem P. alle Farben zu geben und auch ein gefärbtes durchsichtiges P. zu bereiten. Auch wird viel unechtes P. aus Papier verfertigt, indem man dieses mit einer weißen Leimfarbe überzieht und dann mit Leinölfirniß tränkt. — Pergamentpapier, auch vegetabilisches Pergament (Phytopergament) genannt, wurde 1847 von Poumarède und Figuier erfunden, 1858 von Gaine in die Industrie eingeführt. Dasselbe entsteht durch Einwirkung von Schwefelsäure oder einer Lösung von Chlorzink auf ungeleimtes Papier, welches dadurch eine hornartige Beschaffenheit erhält, die es dem thierischen Pergament völlig ähnlich macht. Das Pergamentpapier wird selbst durch Kochen im Wasser nicht angegriffen und ist unverweslich. Man verwendet es schon vielfach zu Urkunden, Documenten, Werthpapieren, Bauzeichnungen, Büchereinbänden, Karten, als Ersatz der Thierblase zum Verschluß von Gefäßen, zur Verbindung der Theile von Destillir- und chem. Apparaten, endlich in der Chirurgie an Stelle von Leinwand, Wachstuch und Guttapercha.

Pergamentdrucke. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst benutzte man das seit so

langer Zeit als Schreibmaterial angewendete Pergament namentlich dazu, um einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken, und man sorgte somit für die Erhaltung derselben schon durch das dauerhaftere Material. Auch später behielt man das Pergament wenigstens insofern bei, als nicht leicht ein nur einigermaßen erhebliches Werk erschien, von welchem man nicht einige Exemplare auf jenem kostbarern Material abgezogen hätte. Von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Anzahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahn der Zeit leichter widerstehen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie z. B. von dem Psalterium von 1457 und von der ersten Fust-Schöffer'schen Bibel, die Exemplare auf Papier zur größern Seltenheit geworden als die auf Pergament. Die Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten, hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, und es bilden dieselben eine eigene Literatur. Vgl. van Praet, «Catalogue des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque du Roi» (6 Bde., Par. 1822—28); derselbe, «Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans les bibliothèques, tant publiques que particulières, pour faire suite au précédent catalogue» (4 Bde., Par. 1824—28).

Pergămum oder Pergamus (griech. Pergamos und Pergamon), eine bedeutende Stadt der mysischen Landschaft Teuthrania in Kleinasien, am Kaikos, wurde berühmt als Hauptstadt und Mittelpunkt des Pergamenischen Reichs, wozu Philetärus, ein Statthalter des Lysimachus, um 280 v. Chr. den Grund legte. Er und sein Nachfolger Eumenes I., welcher 263—241 regierte, behaupteten ihre Unabhängigkeit in der Burg und umliegenden Gegend gegen die Seleuciden, und Attalus I., der 241—197 herrschte, nahm zuerst den königl. Titel an. Unter diesem begann, im Kriege gegen Philipp V. von Macedonien, die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die von seinem Sohne und Nachfolger, Eumenes II., welcher 159 starb, im Kriege der Römer gegen Antiochus III. fortgesetzt wurde. Zur Belohnung erhielt dieser den übrigen Theil von Mysien sowie Phrygien, Lydien, Lykaonien, Pisidien und Pamphylien, und seit dieser Zeit war das Pergamenische Reich unter Attalus II. (159—138) und III. eins der mächtigsten in Kleinasien. Der letztere war ein so treuer Anhänger der Römer, daß er sie bei seinem Tode 133 v. Chr. zu Erben seiner Schätze und seines ganzen Reichs einsetzte, welches die Römer auch nach Vertreibung des Kronprätendenten Aristonikus in Besitz nahmen und 131 v. Chr. unter dem Namen Asia zur Provinz machten. P. besaß ein berühmtes Heiligthum des Asklepios und eine werthvolle Bibliothek, welche durch die Kunstliebe der Attaler gestiftet und bereichert wurde, war der Sitz einer von Krates aus Mallos gestifteten angesehenen grammatischen Schule und vervollkommnete die charta Pergamena. (S. Pergament.)

Pergŏlese (Giovanni Battista), berühmter Componist, geb. 3. Jan. 1710 zu Jesi im Kirchenstaate, kam frühzeitig nach Neapel auf das Conservatorium Dei Poveri di Giesù-Christo und betrieb hier zuerst das Violinspiel unter Domenica Mattëis, dann die Composition unter Gaëtano Greco, Durante, endlich auch unter Fea. Noch vor seinem Austritt aus der Anstalt componirte er (etwa 1729) die religiöse Oper «San Guglielmo d'Aquitania», welche, im Kloster Sant'-Agnello-Maggiore aufgeführt, großen Beifall fand und ihm die Protection verschiedener neapolit. Großen und mit dieser den Zugang zu den Theatern dieser Stadt eintrug. So lieferte er bald die Opern «Sallustia», «Amor fà l'uomo cieco» (Intermezzo) und «Ricimero», von denen aber nur die erste einiges Glück machte. Hierauf componirte er einige Zeit nur für Kammer und Kirche (z. B. Streichtrios und verschiedene acht- und zehnstimmige Messen), und erst Ende 1731 trat er wieder mit einem musikalisch-dramatischen Werke hervor, dem Intermezzo «La serva padrona», welches zu seinen besten Leistungen gehört. Hieran schlossen sich bis ins J. 1734 die Intermezzi «Il maëstro di musica», «Il geloso schernito», «Livietta e Tracolo», «La contadina astuta», dann die Buffaopern «Lo frate inamorato», «Il prigionier superbo» und die ernste «Adriano in Siria», welche Werke sämmtlich keinen großen Erfolg hatten. Nachdem P. 1734 die Kapellmeisterstelle an der Domkirche in Loretta erhalten, schrieb er das Jahr darauf für Neapel die Buffaoper «Il Flaminio» und für Rom die ernste «L'Olimpiade», der er aber die ungleich weniger werthvolle Oper Duni's, «Nerone», vorgezogen sah. Nach seiner Rückkehr nach Loretto componirte er seine vielleicht schönste Kirchencomposition, das Salve Regina für eine Singstimme mit Streichinstrumenten und Orgel. Zugleich nahm er ein anderes, schon früher angefangenes kirchliches Werk wieder auf, das Stabat mater, diejenige seiner Productionen, an die sich sein Nachruhm knüpft, zugleich auch sein Schwanengesang. Um seine durch Ausschweifungen zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, ging er 1735 nach Puzzuoli (bei Neapel), wo er aber 16. März 1736 starb, kurz nachdem er das Stabat mater zu Ende gebracht. Seine Ueberreste wurden in der Kirche von Puzzuoli beigesetzt,

wo man ihm auch später ein Denkmal errichtete. Während man den Lebenden vernachlässigt hatte, pries und erhob man um so mehr den Todten, und in Kirchen und Theatern wollte man eine Zeit lang nur seine Werke hören. In der That hat in P.'s Tonschöpfungen das Sinnige, Weiche und Rührende einen wahrhaft schönen und angemessenen Ausdruck gefunden, wogegen denselben aber Kraft und Nerv weniger zuzusprechen ist.

Perhorrescenz, Ablehnung, heißt die Erklärung einer Partei, daß sie den Richter, welcher der Regel nach ihre Angelegenheit zu entscheiden hätte, nicht für unparteiisch halte und daher die Sache einem andern zu übertragen bitte. Ein solches Gesuch kann aber nicht ohne hinreichende Gründe vorgebracht werden. Dahin gehören nahe Verwandtschaft, enge Freundschaft mit dem Gegner, Feindschaft mit dem Perhorrescirenden und alles, was auch einen Zeugen verdächtig machen würde. Diese Gründe müssen erwiesen werden, auch ist nöthigenfalls der Perhorrescenzeid zu leisten, daß man nicht zum Zwecke des Sachverschleifs oder in sonst chicanöser Absicht mit der Ablehnung verfahre. Von den Geschworenen können der Staatsanwalt und der Angeklagte eine gesetzlich bestimmte Anzahl gleich bei deren Auslosung ohne Angabe von Gründen ablehnen.

Periander, Tyrann oder Herrscher von Korinth, einer der sog. Sieben Weisen Griechenlands, folgte seinem Vater Kypselos 627 v. Chr. in der Regierung und bewies anfangs große Milde und Gerechtigkeit, ließ sich aber von der Zeit an, wo er im Jähzorn seine Gattin ermordet hatte, die härtesten Bedrückungen gegen seine Unterthanen zu Schulden kommen und starb im hohen Alter 584 v. Chr. Ein Abriß seines Lebens nebst Mittheilung seiner vorzüglichsten Aussprüche findet sich bei Diogenes von Laërte.

Periegēsis hieß bei den Griechen ursprünglich das Herumführen eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten der Kunst, und Perieget derjenige, der dies that. Vorzugsweise gebrauchten sie aber diesen Ausdruck im geogr. Sinne von der Erzählung der Merkwürdigkeiten der Städte, Länder und Völker, daher mehrere Schriftsteller, wie Hekatäus, Dionysius, der deshalb den Beinamen Periegetes erhielt, und Pausanias, ihren dahin einschlagenden Werken den Titel «Periegesis» gaben, den dann auch die Römer Avienus und Priscianus in ihren Nachbildungen beibehielten.

Périer (Casimir), franz. Staatsmann, geb. zu Grenoble 21. Oct. 1777, stammte aus einer Familie, die sich auf dem industriellen Gebiet Reichthum und polit. Einfluß erworben hatte. Beim Ausbruche der Revolution befand er sich zu Lyon im Collége der Oratorier, wo auch seine ältern Brüder erzogen worden waren. 1798 trat er in das Geniecorps bei der Armee von Italien und wohnte den beiden folgenden Feldzügen bei. Nach der Rückkehr gründete er mit seinem Bruder Scipion zu Paris ein Bankierhaus, das schon in der Kaiserzeit außerordentlich emporblühte, nach der Restauration aber die großartigsten industriellen Speculationen umfaßte. P. unterwarf 1817 die Finanzpolitik der Minister in einer Flugschrift einer scharfen Beurtheilung und wurde dafür sogleich von der Hauptstadt in die Kammer gewählt. Auf dieser neuen Laufbahn bewies er sich wesentlich constitutionell, bekämpfte die Reaction mit steigender Energie und gebrauchte namentlich sein gewaltiges, unermüdliches Rednertalent gegen die Verwaltung Villèle's. Als aber die Julirevolution 1830 hereinbrach, zeigte er sich schwankend. Er hielt die Deputirten von entschiedenen Schritten ab, rieth zu Unterhandlungen mit dem Hofe und gab sich erst dem Ereignisse vorsichtig hin, als die Niederlage der Truppen entschieden war. Von der 3. Aug. constituirten Kammer zum Präsidenten gewählt, legte er diese Würde bereits bei der Bildung des Ministeriums vom 11. Aug. nieder, in welches er ohne Portefeuille eintrat. Nachdem Laffitte 2. Nov. das Staatsruder übernommen, schied er aus dem Cabinet, dessen Politik ihm zu revolutionär dünkte, und kehrte auf den Präsidentenstuhl zurück. Mit dem Vorsatze, den Abgrund der Umwälzung zu schließen, übernahm er 13. März 1831 aus den Händen Laffitte's das Staatsruder mit dem Portefeuille des Innern. Fortan sollte die Aufgabe der Regierung in der Bewahrung des äußern Friedens und in der Niederdrückung jeder Parteiäußerung und jeder Demonstration des Volkswillens im Innern bestehen. In der That begann mit der Präsidentschaft P.'s die Herrschaft des sog. Juste-Milieu (s. d.). Während man den karlistischen Aufstand in der Vendée und die republikanischen Aprilunruhen mit blutiger Strenge erstickte, wurde die Deputirtenkammer wegen ihres Liberalismus aufgelöst. Allein die neugewählte Kammer war für das Ministerium nicht günstiger gestimmt und entschied sich nach dem heftigsten Kampfe, in dem P. seine ganzen Kräfte aufbot, 18. Oct. mit großer Majorität gegen die beantragte Erblichkeit der Pairswürde. Von dieser Niederlage fühlte sich P. schwer

gebeugt; doch blieb er am Staatsruder und unterdrückte mit der größten Energie die neuen Unruhen, welche auf die Kunde von dem Fall Warschaus ausbrachen, den Aufstand der Seidenarbeiter zu Lyon im Nov. und die Erneuerung der karlistischen Bewegungen im Frühjahre 1832. Sein Erfolge in der äußern Politik, die Aufrechthaltung Belgiens, die Demüthigung Dom Miguel's durch die Absendung der franz. Flotte in den Tajo, die Besetzung Anconas verhallten in dem Tumulte der Parteien. Als im März 1832 die Cholera in Paris ausbrach, traf P. mit rastloser Thätigkeit die umfassendsten Maßregeln. Am 1. April besuchte er mit dem Kronprinzen das Hôtel-Dieu, welches mit Cholerakranken angefüllt war. Mit diesem kühnen Gange unterlag seine durch die polit. Anstrengungen erschöpfte und geschwächte Natur. Auf einem langen Krankenlager bemächtigte sich seiner der Wahnsinn, in welchem er über den Verlust seiner Popularität klagte, und nach einem qualvollen Kampfe erlöste ihn endlich der Tod in der Nacht vom 15. zum 16. Mai 1832. — Unter den Brüdern P.'s hat sich der dritte, Antoine Scipion P., geb. 14. Juni 1776, gest. 2. April 1821, als Industrieller einen Namen erworben. Er war Mitbegründer der Bank von Frankreich, der Aufmunterungsgesellschaft, der ersten franz. Assecuranzcompagnie, der Sparkasse von Paris und vieler anderer gemeinnütziger Institute. Im Besitze eines außerordentlichen Vermögens, das er sich im Verein mit dem spätern Minister erworben, gab er sich keinen Speculationen mehr hin, unterstützte aber die Industriellen durch Geld und Credit und beschäftigte in seinen zahlreichen Anstalten und Fabriken aller Art eine ganze Bevölkerung. Frankreich verdankt ihm unter anderm auch die Einführung der Dampfpumpen in den Kohlengruben.

Perigäum oder Erdnähe heißt derjenige Punkt der Mondbahn, welcher der Erde am nächsten und dem Apogäum (s. d.) oder der Erdferne entgegengesetzt ist.

Perigon nennt man in der Botanik die einfache Blütenhülle, welche ihrer Textur nach entweder zwischen Kelch und Blumenkrone mitteninne steht (z. B. auswendig kelchartig grün, inwendig blumenkronenartig weiß oder bunt, oder auch ganz und gar grünlich gefärbt ist) oder eine ganz blumenkronenartige Beschaffenheit besitzt. Letztere Form des P. findet sich namentlich in der Abtheilung der monokotylen Pflanzen (z. B. bei den Liliengewächsen und Amaryllideen), erstere, meist unscheinbarere häufiger bei dikotylen Gewächsen (z. B. bei Elaeagnus, Thesium, bei den männlichen Blüten der Eichen).

Périgord, eine vormalige Landschaft im südwestl. Frankreich, die zur Provinz Guyenne (s. d.) gehörte und gegenwärtig einen Theil des Depart. Dordogne bildet, zerfiel in Ober- und Nieder- oder in Weiß- und Schwarzpérigord, weil der untere Theil reich an Schwarzwäldern ist. In Oberpérigord war Périgueux die Hauptstadt, von welcher das Land auch den Namen führte, in Niederpérigord Sarlat. Archimbald VI., Graf von P., dessen Vorfahren das Land seit uralter Zeit besaßen, wurde 1399 unter König Karl VI. geächtet, angeblich weil er die Tochter eines Bürgers von Périgueux zu entführen versucht hatte. Besitzthum und Titel erhielt der Feind seines Hauses, der Herzog Ludwig von Orléans, dessen Sohn seine Ansprüche 1437, während der Gefangenschaft zu London, an den Grafen von Penthièvre, Johann von Blois, verkaufte. Die Nichte desselben, Francisca, brachte P. dem Seigneur d'Albret zu, dessen Erdtochter Johanna sich mit Anton von Bourbon vermählte. Heinrich IV., Anton's Sohn, vereinigte P., nachdem er den franz. Thron bestiegen, für immer mit der Krone.

Périgueux (Petragorum), die Hauptstadt des franz. Depart. Dordogne und der alten Landschaft Périgord (s. d.), an dem hier schiffbar werdenden Dordognezufluß Isle gelegen, durch Eisenbahnen mit Bordeaux und Limoges (Orléans), Agen (Toulouse) und Brives (Rodez) verbunden und am Abhange eines Hügels im Halbkreis erbaut, ist ein sehr alter Ort mit engen, krummen und finstern Gassen. Die Stadt nimmt die Stelle von Vesunna ein, der Hauptstadt der Petrocorii in Gallia Aquitania, die unter Augustus den Beinamen Augusta erhielt, und von welcher aus der röm. Zeit noch die 1857 aufgefundenen Reste eines Amphitheaters, Ueberreste von Thermen, die aus der fast 1 M. entfernten Quelle Graudfont gespeist wurden, und ein rundes Gebäude (la tour de Vésone) von 203 F. Umfang und 77 F. Höhe übrig sind. Das alte Quartier (la cité) hat eine aus altem Mauerwerk gebildete, sehr dicke und von halbrunden Thürmen überhöhte Ringmauer, zu deren Bereich auch das zerfallene Schloß Barrière gehört. Der andere Stadttheil heißt Puy-St.-Front. Die jetzige Kathedrale St.-Front, wahrscheinlich gegen Ende des 11. Jahrh. erbaut, eine Copie der Markuskirche von Venedig, aus einem durch fünf Kuppeln gebildeten Kreuz bestehend, an welches jedoch anstatt der Vorhalle nach abendländ. Weise ein Glockenthurm gefügt erscheint, ist besonders merkwürdig als Vorbild von etwa 40 Kirchen im südwestl. Frankreich, die von allen übrigen Bauten des Landes ab-

weichen, indem sie eine byzant. Anlage mit Kuppeln und zum Theil griech. Kreuzform zeigen. Die frühere Kathedrale St.-Stephan besteht aus zwei ganz verschiedenen Theilen aus dem 12. und 17. Jahrh. und hat, wie die übrigen Gebäude der Stadt, nichts architektonisch Merkwürdiges. Von den sieben Plätzen sind die Place du Triangle mit einer Bronzestatue des Marschalls Bugeaud, die Place-Michel-Montaigne mit dem Standbilde Montaigne's, die Promenade der Allées de Tourny mit der Bronzestatue Fénélon's geschmückt. Außer den drei Flußbrücken ist die Eisenbahnbrücke bemerkenswerth. P. ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Bordeaux, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, einer Ackerbaukammer und des Ackerbauvereins des Depart. Dordogne, hat ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Bibliothek, ein reichhaltiges Departementalmuseum, ein Theater, eine monumentale Kaserne und ein Centralgefängniß. Die Stadt zählt 19140 E. (1861) und ist altberühmt durch ihre Trüffeln, Truthühner, Trüffelpasteten, Liqueure und Weine, die nebst Mehl, Eisenwaaren, Salz, Mastochsen, Schweine und Geflügel die wichtigsten Gegenstände des in neuerer Zeit durch den Eisenbahnverkehr bedeutend gesteigerten Handels bilden. Auch unterhält P. Eisenhütten, Kupfer- und Eisenschmelzen, Fabriken für Eisenbahnmaterial, Ackergeräthe, Quincaillerie- und Messerschmiedwaaren, Feilen, Tuch, Flanell und andere Wollstoffe.

Perihelium, s. Aphelium.

Perikles, der bedeutendste Staatsmann, den Athen je gehabt hat, stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Sein Vater, Xanthippos, der Feldherr der Athener in der Schlacht bei Mykale, gehörte dem Geschlecht der Buzygen, seine Mutter Agariste, die Nichte des Kleisthenes, des Begründers der Demokratie in Athen, dem der Alkmäoniden an. Von Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgerüstet, erhielt der junge P. eine sorgfältige Erziehung, besonders auch in den musischen Künsten. Auch arbeitete er in reifern Jahren unausgesetzt an seiner Bildung durch den vertrauten Umgang mit Philosophen wie Anaxagoras (s. d.), mit Künstlern wie Phidias (s. d.) und mit der gebildetsten Frau seiner Zeit, der Aspasia (s. d.). Die polit. Laufbahn betrat er zuerst 468 v. Chr., unmittelbar nach dem Tode des Aristides, und gewann bald durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Kraft seiner Rede so bedeutenden Einfluß, daß er entschieden der Führer der demokratischen Partei und nach der Verbannung des Thucydides, des Sohnes des Melesias (444), der nach Kimon's Tode (449) die Leitung der aristokratischen oder conservativen Partei übernommen hatte, der einzige Leiter der Politik Athens wurde, der, mit Aufrechterhaltung der Formen der Demokratie, der Sache nach als Monarch das Staatsruder mit sicherer Hand lenkte. Auf seine Veranlassung war 460 nach einem von seinem Parteigenossen Ephialtes gestellten Antrage dem Areopag (s. d.) das Oberaufsichtsrecht über die gesammte Staatsverwaltung, das er bis dahin gehabt hatte, entzogen und dadurch der letzte aristokratische Bestandtheil der athenischen Verfassung beseitigt worden. Durch ihn wurde nun die Competenz der Geschworenengerichte (heliastischen Gerichte) bedeutend erweitert und den Geschworenen für ihre Thätigkeit ein mäßiges Tagegeld (1 Obolus) zuerkannt, eine Maßregel, die ebenso wie die bald darauf erfolgte Festsetzung eines gleichen Tagegeldes für die Theilnahme an der Volksversammlung (Ekklesie) aus der Absicht hervorging, allen Bürgern ohne Unterschied des Vermögens eine gleichmäßige Betheiligung am öffentlichen Leben zu ermöglichen. Bedenklicher in ihren Folgen war die Einführung der sog. Theorikengelder, d. h. einer Geldspende an die ärmern Bürger für hohe Festtage, zunächst um ihnen den Besuch des Theaters, der nur gegen Eintrittsgeld gestattet war, zu ermöglichen, für spätere Demagogen, denen der hohe, durchaus uneigennützige Sinn des P. fehlte, die bequemste Handhabe, die Masse des Volks für sich zu gewinnen. P., der das hohe Ziel verfolgte, seine Vaterstadt nicht nur an Macht, sondern auch an Glanz zur ersten Stadt von ganz Hellas zu machen, vollendete nicht nur die von Themistokles begonnene Anlage der Hafenstadt Piräus und der langen Mauern, welche dieselbe mit Athen selbst zu Einem großen Befestigungssystem verbanden, sondern schmückte auch Athen, insbesondere die Akropolis, mit Prachtbauten (Odeon neben dem Dionysischen Theater; Parthenon; Propyläen), zu denen ihm die reichlich fließenden Tribute der Bundesgenossen Athens die Mittel boten. Vor allen erkannte P. klar, daß die Entwickelung der Macht Athens, wie sie besonders seit den Perserkriegen stattgefunden hatte, früher oder später nothwendig zu einem gewaltsamen Zusammenstoße mit Sparta, das seine alten Ansprüche auf die Führerschaft (Hegemonie) von ganz Hellas nicht aufgeben wollte, führen müsse, und er ermunterte die Athener, den offenen Bruch einer schlecht verhüllten Demüthigung vor der polit. Nebenbuhlerin vorzuziehen. Daß der dadurch entbrannte Peloponnesische Krieg, in dessen drittem Jahre (429) P.

zum Unheil Athens durch die furchtbare Pest hinweggerafft wurde, einen für Athen so verderblichen Ausgang nahm, war nicht seine Schuld, sondern die seiner Nachfolger in der Leitung des Staats, denen die Besonnenheit und Maßhaltung fehlte, welche die polit. Thätigkeit des P. vor allen auszeichnete. (S. Griechenland.) Auch als Feldherr (Strategos) hat P. bei mehrern Gelegenheiten seinem Vaterlande bedeutende Dienste geleistet. 454 befehligte er die athenische Flotte, welche im Korinthischen Meerbusen gegen die Küsten von Achaja und von Akarnanien operirte, und 448 die Truppen, welche von Athen den Phokern zur Hülfe gegen das von den Spartanern unterstützte Delphi gesendet wurden. 445 unterwarf er die Insel Euböa, 440 die Insel Samos, welche von dem athenischen Bündnisse abgefallen waren, wieder der athenischen Herrschaft. Ebenso bedeutend wie als Staatsmann und Feldherr war P. auch als Redner. Die Leichenrede, welche ihn Thucydides bei der feierlichen Bestattung der im ersten Jahre des Peloponnesischen Kriegs gefallenen Athener im äußern Kerameikos halten läßt, gibt uns ein wahrheitsgetreues Bild seiner gewaltigen Beredsamkeit, die seine Zeitgenossen mit dem Donnern und Blitzen des olympischen Zeus verglichen. Aus dem Alterthum besitzen wir, außer den trefflichen Schilderungen bei Thucydides, eine ausführliche Lebensbeschreibung des P. von Plutarch. Vgl. Sauppe, «Die Quellen Plutarch's für das Leben des P.» (Gött. 1867). Außer den Werken über griech. Geschichte von Grote und Curtius vgl. Kutzen, «P. als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens» (Grimma 1834); Oncken, «Athen und Hellas» (Thl. 2, «Perikles, Kleon, Thucydides», Lpz. 1866).

Perikopen heißen die biblischen Abschnitte, welche bei dem Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten vorgeschrieben sind. Die Auswahl derselben erstreckte sich im 4. Jahrh. auf die kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments; ursprünglich aber war die Auswahl derselben dem Geistlichen überlassen. Papst Gregor d. Gr. stellte dann ein eigenes Lectionarium auf, aus welchem unsere auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebenen P. aus den Evangelien und Episteln entstanden sind. Im Zeitalter der Scholastik wurden sie oft durch Abschnitte aus der «Ethik» des Aristoteles ersetzt. Luther behielt sie bei, nicht etwa wegen ihrer Vortrefflichkeit, sondern weil viele Prediger neue Texte zu bearbeiten noch nicht verstanden und die Postillen auf sie sich bezogen. Sie mußten in der luth. Kirche stets beibehalten werden und dieser Perikopenzwang blieb hier, bis endlich, nach dem Vorgange von Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutschen Staaten zu Ende des 18. Jahrh., neugewählte Reihenfolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorgeschrieben wurden. Auch dieser Perikopenzwang hat in neuerer Zeit mannichfache Anfechtung erlitten. Im Königreich Sachsen besteht seit 1836 die Einrichtung, daß, nachdem im ersten Jahre über die zum Theil veränderten evangelischen und im zweiten über die epistolischen P. gepredigt worden ist, im dritten Jahre ein neuer historischer und im vierten Jahre ein dreifacher historisch-didaktischer Cyklus vorgeschrieben ist; doch darf in besondern Fällen ein anderer Text gewählt werden. In der kath. Kirche gelten die alten P. als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert; doch hängt die größere oder geringere Freiheit in der Wahl der Predigten von den Bischöfen und ihren Vicarien ab. Die reform. Kirche hat den Perikopenzwang schon seit ihrer Entstehung und Verbreitung beseitigt.

Perim, kleine Insel am Südeingange des Rothen Meeres, s. Bâb-el-Mandeb.

Perimeter, s. Peripherie.

Periode, das griech. Periŏdos, welches eigentlich das Herumgehen, den Umlauf oder Kreislauf bedeutet, bezeichnet in Beziehung auf die Zeit einen umschlossenen Zeitraum, der selbst wieder in kleinere Zeiträume zerfallen kann, die dann ebenfalls P. heißen. Die Chronologie braucht das Wort bald ganz gleichbedeutend mit Cyklus (s. d.), also zur Bezeichnung einer wiederkehrenden Reihe von Jahren, nach denen sich gewisse astron. Erscheinungen und Zeitverhältnisse erneuern, bald so, daß darunter zwei oder mehrere Cyklen zusammengefaßt werden, und sie wendet die P. vornehmlich an, um verschiedene Zeitberechnungsarten untereinander auszugleichen. So glichen schon die Chaldäer die verschiedenen Arten der Monate durch die Annahme einer P. aus, auf deren Entdeckung sie durch die Wahrnehmung kamen, daß nach 223 Mondwechseln die Mondfinsternisse in derselben Ordnung wiederkehren. Diese P., welche 223 synodische Monate umfaßt, die ungefähr 239 anomalistischen und 242 Drachenmonaten gleich sind, heißt die chaldäische P. oder die P. der Finsternisse. Um ihr bürgerliches Jahr von 365 Tagen mit dem festen oder Julianischen von 365¼ Tag, dessen Kenntniß sie früh besaßen, auszugleichen, stellten die Aegypter eine P. von 1461 J. auf, dem Zeitraume, nach welchem der Anfang des beweglichen Jahres, bei ihnen der Frühaufgang des Hundssterns am 1. Thoth, zu demselben

Datum des Julianischen Kalenders, von dem er ausgegangen (dem 20. Juli), zurückkehrt. Diese P. heißt die **Hundssternperiode** oder **Sothische P.** nach der ägypt. Benennung Sothis für den Sirius. Auf die Ausgleichung zwischen Mond- und Sonnenjahren bezieht sich die von dem Athener Meton 432 v. Chr. erfundene, daher **Metonische** genannte 19jährige P. (sie ist die P. unserer sog. Goldenen Zahl) von 6940 Tagen, die auf der Berechnung begründet ist, daß 235 Mondmonate nahe an 19 tropische Jahre geben. (S. **Jahr**.) Sie wurde etwa 100 J. später rectificirt durch die 76jährige P. von 27759 Tagen, die Kalippus aufstellte (die **Kalippische P.**), und in der er die Metanische viermal umfaßte, nur daß er im ganzen einen Tag abschnitt und dadurch die Dauer des Jahres zu 365¼ Tag hineinbrachte. Hipparchus fand durch neue Berechnung der Dauer des tropischen Jahres, daß Kalippus dasselbe um $^1/_{300}$ Tag zu lang angenommen habe, und stellte demnach eine 304jährige, aus vier Kalippischen P. weniger einen Tag, also aus 111035 Tagen oder 3760 Mondmonaten bestehende P., die sog. **Hipparchische**, als eine solche auf, die der Bewegung der Sonne und des Mondes noch genauer entspräche. In der That kammen in dieser P., die fast unbeachtet blieb, auf das tropische Jahr nur 6 Minuten 27 Secunden zu viel, auf den synodischen Monat noch keine Secunde zu wenig. Ueber die 28jährige, auf das Julianische Sonnenjahr von 365¼ Tag begründete P. des **Sonnencirkels**, nach deren Verlauf die Wochentage wieder auf dieselben Monatstage zurückkehren, und über die 15jährige P. der Indictionen, eigentlich eine röm. Steuerperiode, daher auch Römerzinszahl genannt, s. **Indiction**. Um eine Jahresrechnung zu haben, welche die ganze uns bekannte Geschichte in sich schlösse, wie sie bei der Vergleichung der Jahranfänge und Aeren wünschenswerth ist, stellte Jos. Scaliger, da von den vielen Aeren von Erschaffung der Welt keine den Vorzug zu verdienen schien, eine P. von 7980 J. auf, die durch Multiplication der Zahlen des Sonnencirkels, des Mondcirkels und des Indictionencyklus, 28, 19, 15, gebildet und bei den Chronologen in Gebrauch ist. Er nannte sie, weil sie nach Julianischen Jahren zählte, die **Julianische P.** Sie nimmt zugleich mit dem Sonnen-, Mond- und Indictionscyklus ihren Anfang und erneuert sich erst, wenn alle drei Cyklen zugleich abgelaufen sind. Jedes der 7980 J. hat seine eigenen Cykelzahlen, welche die Reste der Division eines jeden Jahres durch 28, 19, 15 zu erkennen geben. So hat das J. 6580 der P. (1867 n. Chr.) zum Sonnencirkel 28, zur Galdenen Zahl 6 und zur Zinszahl 10. Das erste Jahr n. Chr. ist das J. 4714, das erste v. Chr. das J. 4713 der Julianischen P. Um also Jahre der letztern auf die christl. Zeitrechnung zu bringen, muß man sie von 4714 abziehen, wenn sie kleiner, oder 4713 von ihnen, wenn sie größer sind; im erstern Fall erhält man Jahre vor, im letztern Jahre nach Chr. Wenn hingegen Jahre vor oder nach Chr. auf die Julianische P. zurückgeführt werden sollen, so muß man die erstern von 4714 abziehen und zu den letztern 4713 addiren. (S. **Aera**.)

In der **Geschichte** bezeichnen P. Zeiträume, deren Beginn durch Begebenheiten bestimmt wird, welche auf die Eigenthümlichkeit des Zeitraums von entscheidendem Einflusse waren und ihn dadurch van dem vergangenen Zeitraume absandern, sodaß sie den Zeitabschnitt bezeichnen, die Epoche begründen. Natürlich finden Epochen wie P. in jeder Art von Geschichte, die nur überhaupt nicht blos eine einzelne Begebenheit oder That, sondern einen Verlauf von solchen erzählt, in der Universalgeschichte ebenso wie in jeder Art der Specialgeschichte, in der Geschichte der Menschheit wie in der Völkergeschichte oder in der Geschichte einer Stadt, eines Dorfs, oder in der Biographie, in der politischen wie der Culturgeschichte u. s. w. statt. Damit aber die Periodisirung keine blos willkürliche Zeitabtheilung werde, wie eine salche z. B. in der eine Zeit lang üblichen Eintheilung der Weltgeschichte nach Jahrhunderten stattfand, damit sie der organischen Gliederung, die sich in der Entwickelung des vorliegenden Ganzen darstellt, entspreche und die Auffassung dieser Entwickelung erleichtere, ist es von höchster Wichtigkeit, daß diejenigen Momente, welche in Hinsicht auf die Entwickelung des Inhalts der Geschichte und nach dem Standpunkte, von welchem diese durch den Geschichtschreiber betrachtet und geschildert wird, auch wirklich entscheidende und wesentlich epochemachende sind. Die jetzt gewöhnliche, wohlbegründete Periodenfolge in der Universalgeschichte theilt dieselbe in die alte, mittlere, neuere und neueste Geschichte. (S. **Geschichte**.)

Periode im grammatischen Sinne ist ein der Rhetorik der Griechen und Römer entlehnter Ausdruck für einen zusammengesetzten Satz, der aus mehrern Gliedern besteht, die zueinander im Verhältniß von Haupt- und Nebensätzen stehen. Die alte Rhetorik stellt eine Menge von Regeln für die Bildung einer schönen und rhetorisch wirksamen, auf den Hörer den gewünschten Eindruck machenden P. auf. Die P. darf nicht zu verwickelt sein, um als Ganzes verständlich zu bleiben, nicht gar zu lang, um als Ganzes behalten werden zu können. Die einzelnen Theile

dürfen nicht unverhältnißmäßig lang oder kurz sein; die einzelnen Gedanken müssen so gruppirt, die Worte selbst so geordnet sein, daß die Hauptsachen hervortreten u. s. w. Unter den alten Rednern ist der größte Künstler im Periodenbau Demosthenes, nach ihm vielleicht Cicero.

Peripatetische Philosophie heißt zunächst die Philosophie des Aristoteles (s. d.) entweder von seiner Gewohnheit, einen Theil seiner Vorträge im Auf- und Abgehen (περιπατεῖν) zu halten, oder von dem Orte, wo er sie hielt, einem Schattengange des Lyceums; sodann aber die Gesammtheit aller philos. Richtungen, welche sich an die Aristotelische Philosophie (s. d.) anschlossen.

Peripetie (griech. peripeteia) bezeichnet das plötzliche Umschlagen des Lebensganges oder der Glücksumstände eines Menschen, namentlich zum Schlechtern. Nach der Poetik des Aristoteles, und demnach in der Poetik überhaupt, bedeutet das Wort den Wendepunkt eines Dramas, mit welchem das Schicksal der handelnden Personen einen andern Verlauf zu nehmen beginnt. Die P. geht der Katastrophe (s. d.), der Auflösung des vom Dichter geschürzten Knotens, voraus, indem es dieselbe vorbereitet.

Periphērie, d. i. Umfang, wird gewöhnlich nur von dem Umfange des Kreises oder überhaupt einer durch eine krumme Linie begrenzten Fläche gebraucht. Bei Figuren, die durch gerade Linien begrenzt sind, z. B. bei einem Dreieck, Viereck u. s. w., nennt man den Umfang häufiger Perimeter. Die P. des Kreises wird in 360 Theile, die man Grade nennt, eingetheilt, der Grad wieder in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Die Franzosen theilten jedoch die P. eine Zeit lang (nach der Revolution) in 400 Grade, den Grad in 100 Minuten und die Minute in ebenso viel Secunden.

Periphrase (griech. Periphrasis), d. i. Umschreibung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die statt den eigentlichen Begriff zu nennen, denselben durch Angabe seiner Eigenschaften, Verhältnisse, Umgebungen oder Wirkungen veranschaulicht und dadurch, daß sie einem ästhetischen Zwecke dient, sich gänzlich von der Paraphrase (s. d.) unterscheidet, welche letztere nur auf Deutlichkeit berechnet ist. So enthält das Gedicht von Goethe «Kennst du das Land u. s. w.» eine treffliche P. von Italien, und Matthisson's Gedicht «Hain, der von der Götter Frieden u. s. w.» eine schöne Umschreibung des Elysium.

Peristaltisch, wurmförmig, nennt man diejenige Art von Bewegung, welche den unwillkürlichen, die Höhlungen der innern Eingeweide umgebenden Muskelfasern eigenthümlich ist. Diese ziehen sich nämlich eine nach der andern stromabwärts zusammen, verengen also den Kanal, z. B. der Gedärme, Schritt für Schritt in fortkriechender Weise, indem sie auf diese Weise den Inhalt (also z. B. den Speisebrei und Koth im Darme), wie eine um den Darm gelegte Umschnürung, allmählich abwärts schieben. Wenn der betreffende Kanal in Krankheiten verschlossen, daher undurchgängig ist, so tritt leicht eine rückwärtslaufende Bewegung des Inhalts ein, sodaß dieser (namentlich als Kotherbrechen) stromaufwärts entleert werden muß; dies nennt man antiperistaltische Bewegung.

Peris sind nach der pers. Sage zarte Wesen, sowol männlichen wie weiblichen Geschlechts, von wunderbarer Schönheit, unsterblich und in allen Wonnen des Lebens ihre Tage in Dschinnistan oder dem Feenlande zubringend. Sie sind wohlwollend und den Menschen freundlich gesinnt und schützen sie vor der Tücke der Dews oder bösen Geister.

Peristyl heißt in der antiken Baukunst der Säulengang, welcher einen Hof oder Platz von allen Seiten umschließt, nicht aber die Säulenhalle um einen Tempel, welche Pteroma genannt wird. Die neuere Zeit gebraucht das Wort von jeder Art Säulengang oder Halle.

Perlen sind krankhafte Erzeugnisse verschiedener Muscheln, namentlich aber der echten Perlmuschel (Margarita margaritifera), die in den südl. Meeren, und der Flußperlmuschel (Unio margaritifera), welche in Bächen und Flüssen Deutschlands, besonders Baierns und Sachsens vorkommt. Die P. sind Anhäufungen derselben Substanz, welche die innern Schichten der Schale (die Perlmutter) bildet und wegen ihres Bestehens aus feinen Schichten die bekannten Farbenerscheinungen zeigt. Ihre Bildung wird meist durch äußere Zufälligkeiten, Verletzungen des Mantels des Thieres, Eindringen fremder Körper (Sandkörnchen, Eingeweidewürmer u. s. w.), bedingt und kann deshalb auch künstlich hervorgerufen werden. Die Flußperlen erreichen nur sehr selten die Größe und den Werth der orient. oder Meerperlen. Letztere werden besonders in den indischen Meeren, um Ceylon, Java, Sumatra, Japan, im Persischen Meerbusen sowie an den Küsten von Mexico in beiden Oceanen gefischt. Das Geschäft, die Perlenmuschel aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der gefahrvollsten und wird durch Taucher betrieben, die von Jugend auf dazu angeleitet werden. An einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, lassen sich die Taucher bei den Perlenbänken nackt in die Tiefe hinab, wobei ihnen, damit sie desto

schneller hinuntergezogen werden, ein großer Stein an die Füße gebunden wird. Nasenlöcher und Ohren sind mit Baumwolle verstopft, und am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, der dazu dient, um an denselben Athem zu holen. Mit einem Messer werden die Muscheln vom Felsen losgebrochen und in ein Gefäß gesammelt. Ist letzteres angefüllt oder kann der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern, so löst er den Stein von den Füßen, schüttelt das Seil und wird heraufgezogen. Erleichtert wird die Perlenfischerei durch die Taucherglocke (s. d.). Die gefischten Perlenmuscheln schlägt man in Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Doch nicht in allen Muscheln finden sich P.; in denjenigen aber, welche P. enthalten, finden sich deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so läßt man sie durch neun immer feinere Siebe gehen, und so sortirt kommen sie dann in den Handel. Die Schönheit und der Preis der P. ist bedingt durch ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur und ihren hell durchsichtigen Glanz. Aeußerst selten erreichen sie die Größe einer kleinen Walnuß. Die sog. Kirschperlen, von der Größe einer Kirsche, werden zwar häufiger gefunden, sind aber immer noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige und Baroqueperlen, d. i. übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinern Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die P. von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indier und Araber dagegen ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz.

Schon im Alterthume waren die P. Gegenstand des Luxus. Die größte Perle, ungefähr ½ Mill. Thlr. an Werth, soll Kleopatra bei einem Gastmahle in Weinessig aufgelöst und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, La peregrina genannt, die Philipp II. von Spanien überreicht wurde, war oval, hatte die Größe eines Taubeneies und wurde gegen 80000 Dukaten geschätzt. Künstliche P. werden vielfach als Schmuck benutzt und in den verschiedensten Arten besonders in Paris, Wien, Venedig, Florenz und Rom gefertigt. Dieselben sind entweder unechte P. oder Wachsperlen (sog. römische P.) oder Glasperlen. Die unechten P. sollen die echten nachahmen. Sie bestehen aus absichtlich etwas unregelmäßig geblasenen hohlen Kügelchen von weißem Glase, die man innerlich mit der sog. Perlenessenz, d. h. den in Hausenblasenlösung fein zertheilten und mit etwas Ammoniak versetzten Schuppen des Weißfisches, überzieht. Gute unechte P., namentlich die pariser und wiener, sind nie billig. Die sog. römischen oder Wachsperlen bestehen aus Alabaster, der in Wachs getränkt und mit Perlenessenz überzogen wird. Glasperlen sind theils massiv, von allen Farben, rund, glatt, eckig geschliffen u. s. w., theils Hohlperlen, die man durch innerliche Ueberzüge färbt oder innerlich mit spiegelnden Metallbelegen versieht, welche Gold, Silber und Stahl nachahmen. P. aus Metall, meist mit geschliffenen Facetten, kommen in Stahl, versilbertem und vergoldetem Messing vor. Außerdem verarbeitet man wol auch Korallen und künstliche Massen zu Perlenform, wie z. B. die türk. Rosenperlen. Alle P., auch die echten, wenn sie nicht gefaßt werden sollen, versieht man mit einer Durchbohrung, um sie an Schnüre oder behufs der Stickerei u. s. w. an Fäden reihen zu können. Vgl. Möbius, «Die echten P.» (Hamb. 1858).

Perlhuhn (Numida) heißt eine aus etwa sechs Arten bestehende Gattung von afrik. Hühnervögeln, die durch einen kegelförmigen Knochenhelm oder einen Federbusch auf dem Kopfe, zwei Fleischlappen am Unterkiefer, die spornenlose Läufe und den kurzen Schwanz von andern Gattungen sich unterscheidet. Das gemeine P. (N. Meleagris) lebt in Heerden an sumpfigen Orten Mittelafrikas, jetzt auch verwildert in Westindien und Südamerika und schläft auf Bäumen. Es ist von Färbung dunkelgrau mit weißen Perlflecken und auf dem Kopfe mit einem Knochenhelm versehen. Den alten Römern und Griechen war es bereits gut bekannt, welche es Meleagris nannten; denn nach der alten Mythe wurden die Schwestern des Meleager, als sie über den Tod des Bruders untröstlich blieben, in Vögel (Meleagriden) verwandelt, deren Federn wie mit Thränentropfen besprengt aussahen. In Deutschland war dieses Huhn noch um 1550 sehr selten, aber seit dem Anfange des 18. Jahrh. überall auf dem Continente in Hühnerhöfen gewöhnlich. Es legt 12—20 dunkelgelbe, rothbraun punktirte Eier, welche ebenso wie das Fleisch sehr wohlschmeckend sind. Das gehäubte P. (N. cristata) ist etwas kleiner und trägt auf dem Kopfe einen Kamm haarähnlich zerzaserter Federn.

Perlmutter heißt die innere Schicht der Schalen vieler Muscheln, namentlich aber der echten Perlmutter. (S. Perlen.) Die Verarbeitung der P. kann nur in der Herstellung kleinerer Gegenstände bestehen, weil das Material weder Stücke von erheblicher Dicke darbietet, noch auch flache Platten von einiger Größe liefert. Man zersägt die rohen Muscheln in angemessene Theile, sprengt die äußere unbrauchbare Kruste mit einem Meißel ab, formt die Stücke ferner

durch Schleifen, Feilen oder Drechseln, glättet sie durch Abreiben mit Bimssteinpulver oder Glaspapier und gibt ihnen mittels Tripel den Glanz. Viele Gegenstände müssen aus Theilen zusammengefügt werden, welche man mit Hausenblase aneinanderkittet, und Kästchen oder dergleichen macht man aus Holz und bekleidet sie nur mit dünnen Plättchen von P. Die besonders geschätzte schwarze P., die auf dunkelgrauem Grunde ein vorzüglich schönes Farbenspiel zeigt, kann durch Färben mittels einer ammoniakalischen Auflösung von Chlorsilber nachgeahmt werden. Wien steht wegen seiner mannichfaltigen und schönen Perlmutterarbeiten in Ruf. Eine hübsche Anwendung findet die P. zu eingelegter Arbeit und zur Hervorbringung eigenthümlicher Farbeneffecte auf lackirten Gegenständen von Holz oder Metall. Für diese Zwecke benutzt man außer der echten Perlmuschel auch andere farbenspielende, zum Theil noch schönere Muscheln (namentlich das Seeohr, gewöhnlich Irismuschel genannt, und die Silbermuschel), desgleichen Compositionen, deren Bereitung ein Fabrikgeheimniß ist.

Perm, ein Gouvernement des europ. Rußland, von 6050 Q.-M., zu beiden Seiten des mittlern oder erzreichen Ural, ist von den Gouvernements Wologda, Wjätka, Orenburg und Tobolsk begrenzt und durch seine Gold-, Silber- und Erzbergwerke aller Art eine der einträglichsten Provinzen des russ. Reichs. Das Land wird in 12 Kreise eingetheilt, unter denen die Kreise von P., Jekaterinburg und Werchoturje die vorzüglichsten sind. Die Zahl sämmtlicher Bewohner beläuft sich (1864) auf 2,138548. In dieser Bevölkerung sind verschiedene Völkerschaften finn. Abstammung, wie die Wotjäken, Wogulen und Permjäken oder Permier inbegriffen, die vor etwa acht Jahrhunderten auf einer für die damalige Zeit hohen Stufe der Cultur standen und, wie noch viele längs dem Ural vorgefundene Schürfe und Bergwerksgänge beweisen, mit dem Erzbetriebe hinlänglich bekannt waren. Die Hauptstadt P. mit 19240 E., früher der Sitz der Hauptbergregierung, liegt an der Kama und wurde erst 1723 wegen der nahen Kupferbergwerke gegründet. Der Ort bietet den Anblick einer Landstadt mit hölzernen Bohlenwegen. Unter den neun Kirchen zeichnet sich die Kathedrale aus. Ueber P. führt die große Hauptstraße, welche Moskau mit Sibirien verbindet, nach der Bergstadt Jekaterinburg (s. d.). Unter den übrigen Städten des Gouvernements sind noch insbesondere hervorzuheben: der Bergwerksort Nishne-Tagil' (s. d.); das jenseit des Ural liegende Irbit (s. d.) mit seiner sehr bedeutenden Messe; ferner Werchoturje, an der Tura, mit 3626 E. und Goldwäscherei sowie Eisenfabrikation in der Umgebung; Kungur, an der Sylwa, mit 11812 E. und vielen Fabriken, besonders für Leder; Bogoslowsk, mit der Berghauptmannschaft für den benachbarten, ungemein reichen Kupferdistrict; Solikamsk, an der Kolwa, mit 3120 E., in dessen Kreise ergiebige Salzwerke (wie zu Dedjuchin und in den Dörfern Nowoi-Ussol und Lemva) sich befinden. Nach dem Gouvernement P. benannte der engl. Geolog Murchison die hier stark entwickelten Gebilde des Rothliegenden und des Zechsteins als permische Formation. Vgl. Zerrenner, «Erdkunde des Gouvernements P.» (Lpz. 1851—53).

Permutiren, s. Combination.

Pernambuco, eine der östlichsten Küstenprovinzen Brasiliens, von Parahyba und Ceara im N., Piauhy im W., Bahia und Alagoas im S. begrenzt, umfaßt etwa 2500 Q.-M. (nach Engelhard's Berechnung 2908) und ist hinsichtlich der Bevölkerungszahl die dritte Provinz des Reichs (nach Bahia und Minas-Geraes), indem sie 1865 nach amtlicher Schätzung 1,180000 E. zählte, darunter etwa ¼ Mill. Sklaven. Die ziemlich flache Küstenregion erstreckt sich 7—8 M. landeinwärts; dann erheben sich ausgedehnte Hochebenen und Bergzüge. Letztere bilden an der Westgrenze unter dem Namen Serra-Piauhy, dos Irmaos und Vermelha die von Süden gegen Norden streichende Wasserscheide des Parahyba- und San-Franciscogebiets und senden Seitenäste nach Osten, wie die Serra-Borborema an der Nordgrenze und Serra-Cayriris fast in der Mitte des Landes. Im Osten fließen die unbedeutenden Küstenflüsse Una, Ipojuca, Beriberibe und Capiberibe. Im Innern sind sämmtliche Gewässer dem mächtigen San-Francisco tributär, der mit seinen Krümmungen die Grenze gegen Bahia macht. Größtentheils ist das Land trocken, strichweise sehr fruchtbar, besonders ergiebig an Zuckerrohr und der besten Baumwolle Brasiliens. Diese wird sogar auch in dem weiten Landstriche Sertão (Wüste) erzeugt, der sich unter diesem Namen auch von Alagoas und Sergipe aus westwärts zum rechten Ufer des San-Francisco erstreckt und hauptsächlich Weiden für große Heerden bietet. Die ausgedehnten Wälder liefern das nach dieser Provinz benannte Fernambuk- oder Pernambukholz, das übrigens in vorzüglichster Qualität auch in Bahia vorkommt. (S. Brasilienholz.) Auch Gelb-, Guajak- und vortreffliches Bauholz, Kokosnüsse, Balsam, Benzoë, Ipecacuanha und andere Droguen sind wichtige Waldproducte. Man zieht alle Arten Hausthiere, doch arten Schafe und Ziegen

aus; Wildpret, Affen u. s. w. gibt es in großer Menge. Marmor findet sich reichlich, Gold nur wenig. Waldwirthschaft, Viehzucht und besonders Plantagebetrieb bilden die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung. Tabacк wird viel gebaut, Getreide verhältnißmäßig wenig. Stapelproducte sind Baumwolle und Zucker, dann Rum und Häute.

Pernambuco, die Hauptstadt der gleichnamigen brasil. Provinz, der commerzielle Schwerpunkt für ganz Nordbrasilien, bei den Brasilianern eigentlich Cidade do Recife oder schlechthin Recife (Riff) genannt, nach Rio-Janeiro und Bahia die größte Stadt des Kaiserreichs, Sitz des Bischofs von Olinda, eines Appellationstribunals, eines Handelsgerichts und einer Rechtsschule, zählt nach gewöhnlicher Angabe 80000—100000 E., welche letztere Zahl jedoch nach Tschudi fast um die Hälfte zu hoch. Ihre Lage ist eine ganz eigenthümliche. Der Küste parallel, von Südwesten gegen Nordosten erstreckt sich meilenweit schnurgerade ein Riff zwischen der Stadt und der offenen See, welches, nur wenige Klafter breit, nach beiden Seiten steil ins Meer taucht, bei der Ebbe mehrere Fuß aus dem Wasser hervorragt, bei voller Flut aber von den Brechwellen übersprungen wird. Oestlich von diesem Riff liegt der Ankerplatz für größere Schiffe, zwischen dem Riff und der Stadt der Boqueirão oder der innere Hafen für Schiffe von höchstens 16 F. Tiefgang. Die Stadt selbst zerfällt in drei fast parallellaufende Theile. Die östliche oder Altstadt, schlechthin Recife oder auch São-Pedro-Gonçalves genannt, auf der Südspitze einer schmalen, sandigen Halbinsel gelegen, die im Osten vom Meer, im Westen vom Rio-Biberibe begrenzt wird, umspannt mit dem Riff den Binnenhafen und hat hohe Häuser in einem Chaos enger und schmuziger Straßen. Hier liegen die vorzüglichsten Handelscomptoire, das Zollhaus, die Börse, ein Marinearsenal u. s. w. Eine auf steinernen Pfeilern ruhende, 5—600 F. lange Brücke verbindet Recife mit der Inselstadt San-Antonio, dem mittlern und schönsten Stadttheil, welcher breite Straßen, viele hübsche Häuser, den bischöflichen und den Palast des Präsidenten, das ansehnliche Theater, das Militärarsenal, das Spital, einen großen Marktplatz, Spaziergänge und prachtvolle Läden enthält. Von diesem Inselquartier San-Antonio führt eine hölzerne Brücke nach dem Festlande zu dem westlichsten und modernsten Stadttheil Boavista, welcher unregelmäßige Straßen, niedrige, zum Theil geschmackvolle, mit Gärten umgebene Häuser und viele europ. Kaufleute zu Bewohnern hat. P. bietet von mehrern Seiten her prächtige Prospecte und besitzt siebzehn Kirchen und Kapellen, zum Theil Marmorbauten, aber von ungefälligem Baustil, fünf Klöster, sechs Hospitäler, ein Rathhaus, ein Gefängniß, drei Reihen Kasernen, außer der Rechtsschule ein Lyceum, zwei Latein- und sieben Elementarschulen. Die 1855 von einer engl. Gesellschaft begonnene Eisenbahn führt von der Stadt südwestwärts durch die Provinzen P. und Alagoas zum San-Francisco, in dessen Thal sie nach Joazeiro, einem wichtigen Knotenpunkt des Handelsverkehrs und Zielpunkt der Bahiabahn, verlängert werden soll. Von Boavista führt ½ M. weit gegen Norden ein Damm durch die Dschangelniederungen des Berberibe, zu der ganz von P. getrennten und auf einem Hügel gelegenen Stadt Olinda, einst die Meereskönigin, um welche Holland und Portugal blutige Kämpfe geführt, dann Sitz des Katholicismus und später jurist. Gelehrsamkeit. Die kühnen Kirchen, Klöster und Jesuitengebäude sind noch vorhanden, stehen aber leer und verfallen, und die Stadt, die zwei Jahrhunderte lang Hauptstadt war, gleicht jetzt einem Kirchhofe. Die günstige Lage, ein trefflicher Hafen, die eigenthümlichen Strömungs- und Windverhältnisse des Meeres, die elastische und thatkräftige Natur der Einwohner sowie die bedeutende Production des Hinterlandes haben P. zu einer wichtigen Handelsstadt gemacht, deren commerzieller Einfluß selbst den Bahias überragt. P. ist der Hauptpunkt für alle aus dem nördl. Atlantischen Ocean nach Brasilien, um das Cap Hoorn oder das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien, Chile, Californien, China, Japan und Australien gehenden Schiffe, und der erste Hafen, den die große südamerik. Dampfschiffahrtslinie berührt, der letzte, den diese mit ihren heimkehrenden Dampfern anläuft. Zugleich ist es ein Hauptpunkt für die von Rio-Janeiro ausgehende Dampfschiffahrt nach Pará. Auch schickt P. selbst monatlich zweimal ein Dampfboot nach Norden bis Maranhão, nach Süden bis Maceio mit Anlaufung der kleinern Küstenplätze. Der durchschnittliche Export P.s belief sich 1857—61 auf 12,415814, der Import auf 17 Mill. Milreis. Seitdem haben beide zugenommen. Im Handelsjahr vom 1. Oct. 1864 bis 30. Sept. 1865 liefen 1093 Schiffe aus und ein (gegen 835 im J. 1862). Unter den importirenden Ländern steht England mit mehr als der Hälfte obenan, dann folgt Frankreich mit einem Viertel. Der Gesammtimport belief sich 1864—65 auf 24,927837 Milreis (19,175259 preuß. Thlr.), gegen 18,397475 Milreis im Vorjahr. Die Hauptartikel der Einfuhr sind Baumwolle und Wolle, Eisen- und Stahlwaaren, Stockfische, Weizenmehl, Weine, Trockenfleisch, auch Salz

und Fichtenbohlen. Zu den Ausfuhrartikeln gehören hauptsächlich Baumwolle (deren Werth seit Beendigung des nordamerik. Bürgerkriegs um 50 Proc. gefallen), Zucker, Moscovados, Rum, getrocknete und frisch gesalzene Häute, Reis. Der Gesammtwerth dieser Exportartikel betrug 1864—65 20,639931 Milreis (15,876870⅔ preuß. Thlr.).

Pernau, Hafen- und Kreisstadt des russ. Gouvernements Livland, links an der Mündung des 18 M. langen Pernaustroms in den Rigaschen Meerbusen, 31 M. im Norden von Riga, in flacher, sandiger Heidegegend gelegen, durch regelmäßige Bauart vor allen andern livländ. Städten ausgezeichnet, war ehemals Festung mit bedeutendem Kriegshafen. Der Ort hat 6690 E. (1863), zwei luth. und eine griech. Kirche, eine höhere Kreis- und andere Schulen, ein Waisenhaus und andere gemeinnützige Anstalten sowie ein Seebad. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, namentlich mit England. 1866 liefen 124 Schiffe von 9003 Last ein, darunter 44 englische und 24 preußische. Die Einfuhr betrug 87264, die Ausfuhr 4,520084 S.-Rubel, wovon 3,767457½ auf England entfielen. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Salz, Heringen, Steinkohlen und Dachpfannen, die Ausfuhr in Flachs, Hanf, Roggen, Gerste und Leinsaat, Matten, Bretern und Planken.

Pernice (Ludwig Wilh. Anton), namhafter deutscher Jurist, geb. 11. Juni 1799 zu Halle aus einer aus Oberitalien eingewanderten Familie, erhielt seine wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt und widmete sich seit 1817 auf den Universitäten zu Halle, Berlin und Göttingen juristischen, insbesondere rechtsgeschichtlichen und staatsrechtlichen Studien. Nachdem er zu Göttingen die philos. und jurist. Doctorwürde erlangt, habilitirte er sich 1821 zu Halle, wo er Vorlesungen über die Institutionen und über Rechtsgeschichte sowie über Staats- und Völkerrecht hielt. Auch las er schon damals über Lehnrecht, für welches er sein ganzes Leben hindurch mit Vorliebe thätig blieb. Bald erhielt P. eine außerord. und 1825 eine ord. Professur. Seit 1826 begann auch seine publicistische Thätigkeit, vor allem als Vertheidiger der Rechte der seit 1806 mediatisirten Fürsten und Grafen. 1827 ward er Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek, 1830 Censor für jurist., zeitgeschichtliche und philos. Schriften, 1832 Mitglied des akademischen Spruchcollegiums, dessen Viceordinariat er 1833 übernahm. Einen Ruf nach Göttingen 1838, an Albrecht's Stelle, lehnte er ab, ebenso 1840 das Anerbieten des Herzogs Heinrich von Köthen, als Wirkl. Geheimrath und Regierungspräsident in dessen Dienste zu treten. 1844 erfolgte P.'s Ernennung zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Curator der Universität Halle mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths, ein Jahr darauf die zum Director des hallischen Schöppenstuhls. Schon vorher (1832) war ihm das Ordinariat des Spruchsenats übertragen worden. Wegen vermehrter Berufsarbeiten sah sich P. um diese Zeit genöthigt, seiner akademischen Lehrthätigkeit zu entsagen. 1852 begann mit seiner Wahl zum Deputirten für Wittenberg seine parlamentarische Thätigkeit. Seit 1854 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, vertrat er die Tendenzen der Feudalpartei und entwickelte namentlich seine jurist. Befähigung in den Debatten über verschiedene civilistische Fragen. Auch war er in dieser Stellung zu Gunsten der ehemaligen reichsständischen Familien thätig. Daneben setzte er seine publicistischen Arbeiten in großem Umfange fort. Auf Befehl des Königs von Preußen verfaßte er ein Gutachten in der holstein. Erbfolgefrage, schrieb mehrere Gutachten in der altenburg. Domänenangelegenheit, war Rechtsconsulent der anhalt. Landschaft (deren Beschwerdeschrift an den Bundestag von ihm herrührt) u. s. w. P. starb 16. Juli 1861 zu Halle. Seine wissenschaftliche Hauptleistung ist die «Geschichte der Alterthümer und Institutionen des röm. Rechts» (Halle 1821; 2. Aufl. 1823). Von seinen publicistischen Schriften sind die wichtigsten: «Quaestiones de jure publico Germanico» (Halle 1831); «Commentatio, qua de jure quaeritur, quo principes Hohenloënses tanquam comites Gleichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sint» (Halle 1835); «Codex juris municipalis Hallensis» (Halle 1839); «De sancta confoederatione» (Halle 1855). Unter P.'s Rechtsgutachten und sonstigen Staatsschriften ist besonders die Arbeit über «Die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräfl. Hauses Giech» (Halle 1859) von Bedeutung für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des deutschen hohen Adels. Vgl. «P., Savigny, Stahl» (Berl. 1862). — Sein zweiter Sohn, **Victor Anton Herbert P.**, geb. 14. April 1832 in Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Landesschule Pforta und widmete sich seit 1851 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Bonn und Berlin philol. und jurist. Studien. Nachdem er mit seiner Ausgabe der «Frösche» des Aristophanes (Lpz. 1856) und durch drei jurist. Preisschriften von seinen ausgebreiteten Kenntnissen Proben abgelegt und sowol die philos. (1854 zu Leipzig) wie die jurist. Doctorwürde (1855 zu Halle) erlangt, habilitirte er sich 1856 zu Berlin für röm. Recht. Be-

reits gegen Ende 1857 folgte er, auf den besondern Wunsch seines Vaters, einem Rufe nach Göttingen. Hier war er vorzugsweise auf den verschiedenen Gebieten des Staatsrechts thätig, las aber auch über Geschichte und Institutionen des röm. Rechts sowie über Civilproceß. 1862 wurde er zum Mitglied der hannov. Kammer ernannt. Die Ereignisse des J. 1866 boten ihm willkommene Veranlassung, seine Professur aufzugeben. Er trat in die Dienste des Kurfürsten von Hessen, als dessen Bevollmächtigter er 1867 in Berlin beschäftigt war. Von seinen publicistischen Arbeiten, denen er sich besonders seit dem Tode des Vaters widmete, sind hervorzuheben: «Denkschrift über die anhaltische Verfassung» (Dessau 1862) und «Zur Würdigung der von Warnstedt'schen Schrift: Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig-Holstein, u. s. w.» (Halle 1864). Als Vertheidiger der gottorpischen Rechte ist P. Hauptverfasser der «Oldenburger Staatsschrift» (Oldenb. 1864) sowie der «Kritischen Erörterungen zur schlesw.-holstein. Successionsfrage» (Bd. 1—3, Kass. 1865).

Péronne, Hauptstadt eines Arrondissements und Festung zweiten Ranges im franz. Depart. Somme, liegt in morastiger Gegend an der Somme und zählt 4445 E., die einen starken Manufactur- und Handelsbetrieb unterhalten. Die Stadt ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedens- und eines Arbeiterschiedsgerichts und hat ein Collége, fünf Kirchen und eine Mineralquelle. P. ist ein sehr alter Ort und wird schon zur Zeit der Merovinger erwähnt. Früher den Herzogen von Burgund gehörig, bemächtigte sich der Stadt nach Karl's des Kühnen Tode 1477 Ludwig XI., worauf sie im Frieden zu Madrid 1526 von Karl V. förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Die Festung galt früher für sehr fest, wurde aber 1815 von den Engländern beim ersten Sturmangriffe genommen und ist jetzt zum Theil verfallen.

Perowskij (Graf Wassilij Alexejewitsch), ein durch seine Feldzüge in Centralasien bekannter russ. General, wurde 1794 zu Charkow aus einer angesehenen kleinruss. Familie geboren. Nach vollendeten Studien an der moskauer Universität trat er 1811 als Guide in den kaiserl. Generalstab, nahm 1812, zum Fähnrich vorgerückt, an der Schlacht von Borodino theil und gerieth beim Rückzuge nach Moskau in franz. Gefangenschaft, aus der er erst durch die Einnahme von Paris erlöst wurde. Zum Gardekapitän und Adjutanten des Großfürsten Nikolaus ernannt, gehörte er zur nächsten Umgebung desselben und trug durch seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart wesentlich zur Dämpfung des Aufstandes vom 26. Dec. 1825 bei. Im türk. Feldzuge von 1828 war er Stabschef des Fürsten Menschikow, dem er Anapa erobern half, und befehligte dann als Generalmajor bei der Belagerung von Varna, mußte jedoch schwer verwundet den Kampfplatz verlassen. 1833 erhielt er unter Beförderung zum Generallieutenant den für Rußlands Stellung in Asien so wichtigen Posten eines Militärgouverneurs von Orenburg, auf dem er bestimmt war, fast den ganzen Rest seines Lebens in der Verfolgung von Planen zuzubringen, deren Bedeutung man erst in neuester Zeit in ihrem vollen Umfange erkannt hat. Nachdem er die Große Kirgisenhorde, die bis dahin nur dem Namen nach unter russ. Schutzherrschaft gestanden, theils mit Gewalt, theils durch gütliche Mittel vermocht hatte, sich der Botmäßigkeit Rußlands zu unterwerfen, führte er im Winter 1839—40 die bekannte Expedition nach Khiwa, die zwar wegen unüberwindlicher klimatischer Hindernisse scheiterte, aber ihren Zweck insofern erreichte, als sie dem russ. Handel in jenen Gegenden Schutz verschaffte. Mit Vorbereitungen zu neuen Unternehmungen beschäftigt, blieb P. bis 1842 in Orenburg, wo er, von Anstrengungen und Strapazen erschöpft, auf eine Zeit lang nach Petersburg zurückkehrte. 1843 wurde er General der Cavalerie, 1845 Mitglied des Reichsraths, 1847 Mitglied des Admiralitätsconseils, und 1851 ging er von neuem als Generalgouverneur und Oberbefehlshaber nach Orenburg. Hier war unterdessen nach seinen Anordnungen eine Reihe von Forts und Militärposten in der Kirgisensteppe angelegt, der Aralsee erforscht und eine Dampfflotille errichtet worden, welche die Operationen einer Armee am Syr-Darja unterstützen konnte. Unter diesen Umständen hatte eine abermalige Expedition, die 1853 von P. unternommen wurde, den glücklichsten Erfolg. Ohne große Beschwerden durchschritt er jetzt die Steppe, drang den Syr-Darja stromaufwärts vor und erstürmte die zum Khanat Kokan gehörige Festung Akmetschet, deren Werke sofort in Stand gesetzt wurden, und die auf Befehl des Kaisers den Namen Fort P. erhielt. Noch entscheidender für das Schicksal Centralasiens gestalteten sich die Ereignisse des J. 1854. An der Spitze von 17000 Mann drang P. gegen Khiwa vor, dessen Beherrscher seine Annäherung nicht abwartete, sondern Gesandte in sein Lager schickte, die einen für Rußland höchst vortheilhaften Friedens- und Freundschaftsvertrag abschlossen. Zur Belohnung in den Grafenstand erhoben und sowol von Nikolaus als von Alexander II. mit Gnaden und Ehrenbezeigungen überhäuft, mußte P. gänzlich zerrütteter Gesundheit halber 1856

den Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit verlassen. Er begab sich nach der Krim, in deren mildem Klima er Genesung zu finden hoffte, starb aber dort im Dec. 1857. — Graf Lew Alexejewitsch P., älterer Bruder des vorigen, geb. 1792, diente als Offizier in den Feldzügen von 1812—14 und stieg 1818 zum Obersten. 1823 trat er in den Civilstand über, ward 1829 Vicepräsident des Departements der Apanagen und 1841 Minister des Innern, welches Amt er bis 1852 bekleidete. Hierauf folgte er dem Fürsten Wolkonskij als Minister der Apanagen und Dirigent des kaiserl. Cabinets; um diese Zeit erhielt er auch den Grafentitel. Zugleich führte er das Präsidium der zur Erbauung der Isaakskathedrale eingesetzten Commission und hatte die Leitung der Akademie der Künste, des kaiserl. Botanischen Gartens, der moskauer Bauschule und Künstlervereine sowie sämmtlicher archäol. Untersuchungen des Reichs, um die er sich große Verdienste erwarb. Auf seine Veranlassung erschien unter anderm in russ. und franz. Sprache die Beschreibung der im Museum der Eremitage befindlichen Denkmäler des cimmerischen Bosporus (2 Bde., Petersb. 1854—55). Nach der Vereinigung der Verwaltung des ausgedehnten altaischen Bergwerksdistricts mit dem kaiserl. Cabinet (1855) bemühte er sich, den Bergbau in jenen Gegenden neu zu beleben, und ließ auch eine topogr. Karte des ganzen Altaigebiets anfertigen. Mitten in seiner Thätigkeit wurde er 22. Nov. 1856 zu Petersburg vom Tode überrascht. — Ein jüngerer Bruder, der Generallieutenant und kaiserl. Generaladjutant Graf Boris Alexejewitsch P., war Erzieher des jetzigen Großfürsten-Thronfolgers und wurde 1865 zum Curator desselben ernannt.

Perpendikel, Lothrechte, Senkrechte. Eine gerade Linie, welche auf einer andern geraden Linie so steht, daß sie mit ihr zwei gleiche Nebenwinkel (rechte Winkel) bildet, heißt ein P. oder eine perpendiculäre (senkrechte) Linie auf derselben. Der Punkt, in welchem ein P. die andere Linie trifft, heißt der Fußpunkt desselben. Auf einer Ebene steht eine gerade Linie perpendiculär oder senkrecht, wenn sie auf allen durch ihren Fußpunkt in der Ebene gezogenen geraden Linien senkrecht steht, also mit allen rechte Winkel bildet.

Perpetuum-mobile heißt im allgemeinen ein Ding, das sich unaufhörlich bewegt. In Beziehung auf die bewegende Ursache hat man das physische und das mechanische P. zu unterscheiden. Das erstere wird durch eine natürliche oder physische Kraft bewegt, und solche Vorrichtungen gibt es allerdings, z. B. das Barometer, die Magnetnadel, die unaufhörlich in kleinen Bewegungen begriffen sind, u. s. w. In der Regel versteht man aber unter P. eine Vorrichtung, die ihre bewegende Kraft in sich selbst hat, oder wenigstens durch ihre eigene Bewegung stets wieder erneuert, und dies würde ein mechanisches P. sein. Ein solches liegt aber nicht im Gebiete der Möglichkeit, denn es kann nach den ersten Begriffen der Materie nicht die Ursache der Bewegung aus sich selbst nehmen, noch kann die durch irgendeinen äußern Impuls mitgetheilte Bewegung ohne Aufhören fortdauern. Allerdings müßte nach dem Gesetze der Trägheit eine einmal eingeleitete Bewegung ohne Ende fortdauern, wenn keine entgegengesetzten Kräfte oder Hindernisse ihr ein Ende machten; aber diese Hindernisse der Bewegung, die besonders in der Reibung und dem Widerstande der Luft bestehen, lassen sich niemals beseitigen.

Perpignan, die wohlbefestigte Hauptstadt des franz. Depart. Ostpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Roussillon (s. d.), die südlichste Stadt Frankreichs von Bedeutung und Waffenplatz ersten Ranges, auf der Eisenbahn $8\frac{1}{8}$ M. südlich von Narbonne, $2\frac{1}{2}$ M. von der span. Grenze und fast $1\frac{1}{2}$ M. vom Meere, theils auf einem Hügel, theils in der Ebene am rechten Ufer der hier in zwei Arme sich spaltenden Tet und an beiden Ufern der wilden Basse gelegen, ist von hohen, dicken Mauern und Bastionen umgeben und wird durch eine 20000 Mann fassende Citadelle vertheidigt, sowie am Thor nach Narbonne durch das kleine Schloß, Le Castillet (Militärgefängniß), welches, 1319 im maurischen Stil erbaut, von Thürmen flankirt und von einem sechseckigen, in einer Kuppel endenden Minaret überragt wird. Unter den vier Pfarrkirchen ist die Kathedrale St.-Jean bemerkenswerth, die 1528 begonnen, aber unvollendet geblieben und im Innern überreich decorirt ist. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben die Handelsbörse oder Loge (span. Lonja), das Rathhaus aus dem 13. Jahrh., aber 1692 umgebaut, der Justizpalast und die Präfectur, beide in neuerer Zeit errichtet, die 8000 Mann fassende Kaserne am großen Waffenplatz und das Gebäude der 1349 von Peter von Aragonien gestifteten, zur Zeit der Revolution eingegangenen Universität, in welchem sich jetzt das naturhistor. Museum, die Bildergalerie und die Bibliothek der Stadt befinden. Der Felsen, auf welchem die obere Stadt liegt, beherrscht eine herrliche Ebene, die im Westen von dem schneebedeckten Cannigou, im Norden von den Corbières, im Osten vom Meer und im Süden von der über den Col de Pertuis nach Catalonien führenden Pyrenäenstraße

begrenzt wird, und in welcher die Orangen auf freiem Felde wachsen, die Olivenbäume Gärten bilden. P. zählt (1861) 23462 E., ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Albi, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts und einer Ackerbaukammer sowie Hauptort der 11. Militärdivision. Die Stadt besitzt ein Priester-, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, ein Communalcollége, unentgeltliche Curse für Physik, Chemie, Zeichenkunst, Mechanik, Architektur, Musik und Accouchement, mehrere gelehrte Gesellschaften und wohlthätige Anstalten. Man baut gute rothe Tischweine, Oliven, Gemüse und Gartenfrüchte aller Art, zieht Merinos und Seidenwürmer, unterhält Destillationen, Ziegelbrennereien, Färbereien und Lohgerbereien sowie Getreidemühlen. Außerdem besteht Fabrikation in Korkpropfen, Twist, Tuch und andern Wollstoffen, Spielkarten, Chocolade, Hüten, Seife, landwirthschaftlichen Instrumenten u. s. w. Der Handel mit Roussillonweinen, Spirituosen, Oel, Wolle, Seide, Getreide, Honig, Schaffellen, Eisenwaaren und den eigenen Erzeugnissen ist bedeutend.

Perrault (Charles), franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1628 zu Paris, widmete sich, nachdem er seiner Beschäftigung als Advocat entsagt, ausschließend der Literatur. Als Colbert 1664 die franz. Kunstakademie ins Leben rief, zog er P. vielfach zu Rathe, machte ihn sodann zum Bibliothekar bei derselben und beförderte ihn in der Folge zum Generalcontroleur der königl. Bauten. 1671 wurde P. Mitglied der Französischen Akademie. Er starb 16. Mai 1703. Seine epischen Gedichte, wie «St.-Paulin» und «Le siècle de Louis-le-Grand», sind nur noch aus Boileau's Satiren bekannt. Letzteres Gedicht, welches P. 1687 in der Akademie vorlas, erweckte den kritischen Streit über den Vorrang der Alten und Neuern. P. hatte die Alten gegen die Neuern, worunter er die Franzosen verstand, herabgesetzt, und da sich Boileau, Racine, Huet, die gelehrte Frau Dacier zu Vertheidigern der gelehrten Tradition aufwarfen, so suchte er seine Meinung in einem umfassenden prosaischen Werke «Parallèle des anciens et des modernes» (4 Bde., Par. 1688—96) fester zu begründen. Eine tiefere Erfassung des Unterschieds der classischen und modernen Elemente findet sich aber weder bei ihm noch bei seinen Anhängern Houdart de Lamotte, St.-Evremond, Fontenelle u. a. Das Beste, was aus seiner Feder geflossen, sind die «Contes de ma mère l'Oye» (Par. 1697), obgleich in denselben die Volkserzählung durch manche Geschmacklosigkeit getrübt ist. Zu erwähnen sind noch «Éloges des hommes illustres du 17me siècle» (2 Bde., Par. 1696—1700) und seine brauchbaren «Mémoires» (Par. 1759). Eine Auswahl seiner Schriften veranstaltete Collin de Plancy (Par. 1828). P. hatte noch drei Brüder, unter denen Claude P., geb. 1613, der berühmteste ist. Er war erst Arzt und wurde dann Baumeister. Nach seinen Zeichnungen ist die Façade des Louvre und Observatorium erbaut. Er starb 9. Oct. 1688. Von seinen schätzbaren Kenntnissen gab er Beweise in der franz. Uebersetzung des Vitruvius (Par. 1673 und 1684) sowie in den «Essais de physique» (2 Bde.), worin sich die berühmte «Mécanique des animaux» befindet. Auch er war, wie sein Bruder, den Pfeilen der Boileau'schen Satire ausgesetzt. Die beiden andern Brüder hießen Pierre P. (geb. um 1608, gest. 1680) und Nicolas P. (geb. 1611, gest. 1661). Der erstere bekleidete die Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen und hat in seinen «Oeuvres de physique et de mécanique» (Leyd. 1721) einige wissenschaftliche Versuche hinterlassen, während der letztere, der an den ersten dichterischen Leistungen seines Bruders Charles einigen Antheil nahm, zu den 70 Doctoren gehörte, die wegen ihrer Parteinahme für Arnauld von der Sorbonne ausgeschlossen wurden.

Perrüke, ein erst im Laufe des 17. Jahrh. aus dem Französischen ins Deutsche gelangtes Wort (ital. perruca oder parruca, span. peluca, eine derivative Weiterbildung aus dem lat. pilus, Haupthaar), welches in Frankreich in seiner gegenwärtigen Bedeutung (Haarhaube, Haaraufsatz) zuerst von Coquillart (Ende des 15. Jahrh.) gebraucht worden sein soll. Was die Sache betrifft, so war der Gebrauch fremder Haare zur Bedeckung des Kopfs wol schon allen Culturvölkern des Alterthums bekannt, wenn auch nur für den Zweck, einen Mangel der Natur zu verheimlichen. Doch trugen schon die Damen der röm. Kaiserzeit zum Schmuck Aufsätze von mancherlei Gestalt, die aus dem blonden Haar german. Frauen gefertigt waren. Vereinzelt gab es wol auch in jenem entarteten Zeitalter Männer, welche dem Beispiele der Frauen folgten. Auch im Mittelalter ist das falsche Haar bei Vornehmen und Reichen nichts Seltenes; immer aber dient es nur die Blöße zu bedecken oder den von Natur kärglich vorhandenen Schmuck des Hauptes aufzubessern. Schon im 13. Jahrh. fertigte man zu diesem Zwecke vollständige P. Zur Zeit der Reformation scheint namentlich Nürnberg in diesem Artikel sich eines gewissen Rufs erfreut zu haben. Herzog Johann von Sachsen bestellte sich 1518 daselbst «ein hübsch

gemacht Haar», und auch Ulrich von Hutten soll eine «Kolbe» von falschem Haar getragen haben. Die Erfindung der noch jetzt gebräuchlichen, durch Tressiren von Haaren zwischen Seidenfäden hergestellten P. soll im Anfange des 17. Jahrh. von dem Haarkünstler Ervais in Paris gemacht worden sein. Bei der damaligen Mode, welche das Haupthaar in natürlichen oder gebrannten Locken auf die Schultern herabfallen ließ, mußte eine Erfindung, welche einen etwa vorhandenen Mangel der Natur leicht und unmerklich zu ersetzen vermochte, bald eine günstige Aufnahme finden. Als Ludwig XIII. um 1625 sich selbst einer P. zu bedienen begann, war der Uebergang vom Bedürfniß zur Mode bald gemacht. Man bediente sich nun der P. ohne Rücksicht auf die vorhandene Kahlheit oder Haarfülle und trug sie eben wie ein anderes Kleidungsstück. Ludwig XIV. zeigte sich in seiner Jugendzeit der neuen Mode nicht günstig. Als sich aber für ihn selbst das Bedürfniß zu einer künstlichen Haartour herausstellte, wandte er sich mit Entschiedenheit der P. zu. 1655 ernannte er auf einmal 48 Hofperruquiers, und im nächsten Jahre errichtete er eine Zunft von 200 derselben für Paris und Umgegend. Von jetzt an war der P., die sich unter Ludwig XIV. zur Allongeperrüke (s. d.) gestaltete, die unbedingte Herrschaft in der ganzen modischen Welt gesichert. Auch in Deutschland folgten die Fürsten alsbald dem Beispiele ihres franz. Vorbildes, und binnen zwei Jahrzehnten hatte sich die neue Mode hier bis in die bürgerlichen Schichten hinab verbreitet. Nur die Geistlichkeit sträubte sich bis gegen Ende des 17. Jahrh. heftig dagegen, fügte sich aber seitdem und hielt nun an der künstlerischen Haartracht, die allmählich in den Geruch der Altehrwürdigkeit gekommen, starr das ganze 18. Jahrh. hindurch fest, obschon dieselbe bei Adel und Bürgerschaft seit etwa 1720 dem Zopf und Haarbeutel (erst Zopfperrüke, dann meist zopfartig frisirtes Eigenhaar) hatte weichen müssen. Das Zeitalter des Zopfs wird gewöhnlich von 1720—1805 gerechnet; doch schon vorher, seit der Französischen Revolution, war die künstliche Haartour aus der Mode verschwunden. Nur gegen Ende des 18. Jahrh. kamen, allein nur auf sehr kurze Zeit, die Damenperrüken nach dem Muster derer aus der röm. Kaiserzeit in Aufnahme. Gegenwärtig werden P., deren bis zur täuschendsten Natürlichkeit vervollkommnete Herstellung zu einem nicht unbedeutenden Industriezweige in Paris und andern, auch deutschen Großstädten erwachsen ist, nur noch zur Verdeckung der Kahlköpfigkeit getragen. Vgl. Nicolai, «Ueber den Gebrauch der falschen Haare und P.» (Berl. 1801).

Perrückenbaum, s. Rhus.

Perry (Matthew Calbraith), ein durch seine Expedition nach Japan bekannt gewordener amerik. Seemann, geb. 1795 zu South-Kingston im Staate Rhode-Island, trat früh in die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten, focht in dem Kriege von 1812—14 gegen England und stieg 1837 zum Kapitän. Während des mexic. Kriegs befehligte er das amerik. Geschwader im Golf von Mexico, mit welchem er die Häfen blokirte und sämmtliche Küstenfestungen einnahm. Die Energie und Geschicklichkeit, die er bei diesen Operationen an den Tag legte, wurden Veranlassung, daß ihm 1852 die Leitung der Expedition übertragen ward, welche das Inselreich Japan dem Handel Amerikas und der civilisirten Welt öffnen sollte. Die Marine der Republik befand sich damals in nichts weniger als glänzenden Umständen, und als P., der zugleich die Functionen eines Oberbefehlshabers und bevollmächtigten Ministers bekleidete, 7. April 1853 auf seinem Flaggenschiff Mississippi in Hongkong anlangte, sah er sich an der Spitze von nur fünf Fahrzeugen, deren Zustand zum Theil nicht der beste war. Mit so schwachen Kräften mußte P. sich der ihm anvertrauten schwierigen Aufgabe unterziehen. Nachdem er die Lieu-kieu-Inseln besucht, ankerte er 8. Juli in der Bai von Jeddo. Hier überreichte er den japan. Beamten das Schreiben des Präsidenten an den Taikun und stach 17. Juli wieder in See, mit dem Versprechen, die Antwort auf die von seiner Regierung gemachten Vorschläge im Frühjahre einzuholen. Sein festes Auftreten hatte den Insulanern imponirt, und als er mit seinem unterdessen auf 10 Schiffe angewachsenen Geschwader 13. Febr. 1854 abermals vor Jeddo erschien, gelang es ihm nach mehrwöchentlichen, von ihm mit ebenso viel Entschiedenheit als Mäßigung und Umsicht geführten Verhandlungen, 31. März den Vertrag von Kanagawa zu schließen, durch welchen den Amerikanern die Häfen von Simoda und Hakodade geöffnet, ihren Kaufleuten freier Handelsverkehr gestattet und ihnen alle Privilegien und Vortheile eingeräumt wurden, die künftighin andern Nationen bewilligt werden könnten. So war die 200jährige Isolirungspolitik des argwöhnischen Inselvolks durch die Festigkeit und Klugheit P.'s überwunden worden; er hatte zuerst eine Bahn betreten, auf der ihm seitdem die meisten seefahrenden Staaten Europas gefolgt sind. Er starb zu Neuyork 4. März 1858. Der Bericht über seine Expedition ward nach den Aufzeichnungen P.'s auf Kosten der amerik. Regierung herausgegeben (3 Bde., Washington 1856—60).

Persano (Carlo, Graf Pellian di), ital. Admiral, geb. 11. März 1806 zu Vercelli aus alter piemontes. Familie, trat im Alter von 18 J. als Cadet in die sardin. Marine, in der er verhältnißmäßig rasch avancirte. 1841 war er Kapitän und Schiffscommandant. Im folgenden Jahre befehligte er die Brigg Tridana auf einer Expedition im Stillen Meere. Auf der Flotte galt er mehr als leichtfertiger denn als wirklich tüchtiger Seemann. Als er 1851 die nach London für die Ausstellung bestimmten sardin. Erzeugnisse transportirte, verschmähte er für die Einfahrt in die Themse die Annahme eines Lootsen, was ihm, da er sein Schiff nur unnöthigen Gefahren aussetzte, seitens der Sachverständigen Tadel zuzog. Wie wenig seine Kraftstücke seiner Geschicklichkeit entsprachen, bewies er auch auf einer Fahrt des Königs längs der sardin. Küste, wobei er denselben ernstlicher Gefahr aussetzte. Nachdem er während des Kriegs von 1859 das Schiff Karl Albert befehligt, das zu dem unter Tolafana bei der Insel Lussino versammelten Geschwader gehörte, wurde er 7. Oct. desselben Jahres zum Contreadmiral ernannt. Im folgenden Frühjahre kreuzte er, ohne Zweifel mit geheimen Instructionen des Grafen Cavour versehen, im Mittelmeere, um eine Ueberraschung der von Genua nach Sicilien übersetzenden Freischaren seitens der neapolit. Flotte zu hindern. Im Herbste 1860 zum Viceadmiral befördert, befehligte P. die sardin. Flotte vor Ancona und dann vor Gaëta. Bald darauf sandten ihn die Wähler des Kriegshafens La Spezia als ihren Abgeordneten in das erste ital. Parlament. Im März 1862 wurde er in das von Rattazzi gebildete Cabinet berufen und verwaltete das Ministerium der Marine bis zum Falle des Cabinets (8. Dec. 1862), nicht ohne sich selbst nach vor seinem Rücktritte die höchste Stelle, den Rang des Admirals, zu verleihen. Mit dieser Stellung verband er seit 1865 die Würde eines Senators. In Aussicht des früher oder später zu erwartenden Kampfes um den Besitz Venetiens hatte die ital. Regierung unter großen Opfern in wenigen Jahren der Flotte eine solche Entwickelung zu geben gesucht, die, der österreichischen bei weitem überlegen, der Flagge Italiens für immer die Herrschaft im Adriatischen Meere sichern sollte. Die Führung über diese ansehnliche Seemacht schien im Falle des Kriegs natürlich dem obersten Marineoffizier zuzukommen, und so wurde P. im Mai 1866 zum Oberbefehlshaber der in Tarent sich sammelnden Flotte ernannt. Allein die Thaten dieser Kriegsmacht entsprachen nicht den gehegten Erwartungen. P. verzögerte zuerst lange die Fahrt der Flotte von Tarent nach Ancona. Obwol er über 34 Schiffe verfügte, nahm er doch hier, trotz der Begeisterung seiner Mannschaft, die ihm 27. Juni von der aus 13 oder 14 Schiffen bestehenden österr. Flotte angebotene Herausforderung nicht an, sondern blieb bis zum 8. Juli unthätig in Ancona liegen. Erst auf wiederholtes Drängen des Marineministers Depretis verließ er den Hafen, aber nur um fünf Tage lang zwecklos und mit geflissentlicher Vermeidung der österr. Küste und Flotte im Adriatischen Meere zu kreuzen. Auf ausdrücklichen Befehl aus dem ital. Hauptquartier verließ er endlich 16. Juli aufs neue Ancona, um sich der an der dalmat. Küste gelegenen, von den Oesterreichern wohlbefestigten Insel Lissa zu bemächtigen. Das 18. Juli begonnene, 19. fortgesetzte Bombardement der feindlichen Werke hatte keinen Erfolg, und P., obwol rechtzeitig unterrichtet, daß der österr. Admiral Tegetthoff zum Entsatze der Insel herbeieile, befahl einen Landungsversuch. Diese und andere mindestens ungeschickte Maßnahmen hatten keinen andern Erfolg, als daß die ital. Flotte, statt 20. Juli für den Kampf vorbereitet zu sein, vielmehr durch den Feind überrascht wurde. Ueberdies verließ P. angesichts des Feindes aus unbekannten Gründen das Admiralschiff Re d'Italia und bestieg den kurz vorher zur Flotte gestoßenen Monitor Affandatore, wodurch er nicht nur die Bildung der Schlachtlinie verzögerte, sondern auch geradezu eine planmäßige Führung der von seiner Absicht nicht vorher unterrichteten Flotte unmöglich machte. Dabei hinderte er sogar den Affandatore, an der Schlacht thätigen Antheil zu nehmen. Unter solchen Umständen konnte der Ausgang des Kampfes für die Italiener nur unglücklich ausfallen. (S. Lissa.) Trotz ihrer materiellen Ueberlegenheit verlor die ital. Flotte zwei Schiffe, den Re d'Italia und den Palestro, und mußte den Angriff auf Lissa aufgeben. Am Abend ging sie nach Ancona zurück. Dieser Miserfolg zur See, den weder die Regierung noch das Volk erwartet, rief einen Sturm von Anklagen gegen den Admiral hervor, und die Regierung sah sich veranlaßt, über das Verhalten P.'s eine Untersuchung zu verhängen, die dieser auch forderte. Da P. Senator war, so kam die Angelegenheit nicht vor das Kriegsgericht, sondern verfassungsmäßig vor den Senat zur schließlichen Entscheidung. Eine Menge Zeugen mußten abgehört werden, und die Untersuchung zog sich lange hinaus. Erst Ende Jan. 1867 entschied der Senat, als Anklagekammer, mit geringer Majorität, daß die Anklage wegen Feigheit unbegründet, dagegen mit 83 gegen 48

Stimmen, daß ihr wegen Ungehorsams und, mit 116 gegen 15 Stimmen, auch wegen Ungeschicktheit und Fahrlässigkeit Statt zu geben sei. Zugleich wurde P., der bisher in Untersuchungshaft gesessen, auf freien Fuß gesetzt. Die Anklage wegen Hochverraths hatte das öffentliche Ministerium selbst fallen lassen. Am 1. April begannen die öffentlichen Schlußverhandlungen, die 14 Tage dauerten. P. suchte in seiner Vertheidigung, die er zum Theil selbst führte, die Schuld seiner Mißerfolge theils auf die mangelhafte Ausrüstung der Flotte, theils auf das Verhalten seiner Untergebenen zu werfen. Allein der Senat verurtheilte 15. April mit überwiegender Majorität den Angeklagten wegen Fahrlässigkeit, Ungeschicktheit und Ungehorsams zur Amtsentsetzung, zum Verluste des Admiralranges und zur Tragung der Kosten des Processes. Die öffentliche Meinung Italiens, wenn sie auch P. nicht für den einzigen Schuldigen an der Niederlage von Lissa hielt, fand das Urtheil des Senats eher zu milde als zu streng.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis, einst die Hauptstadt des Perserreichs und Nekropole der Könige, lag unweit des Flusses Araxes, unter 30° nördl. Br. und 70¾° östl. L. Wahrscheinlich schon in älterer Zeit unter dem Namen Stakhra bekannt, wurde sie von Darius I. zur Residenz erhoben (gegen 515) und hieß seitdem auch Pârça, welches die Griechen in Persa und P. (Perserstadt) nachbildeten. Darius gründete hier den prachtvollsten Palast des Perserreichs, dem Xerxes und die Artaxerxes Theile hinzufügten. Nach der Schlacht bei Arbela (330) wurde der Palast von Alexander, wie man sagt, auf Antrieb der Buhlerin Thaïs angezündet. Die Stadt nahm seitdem wieder ihren alten Namen Istakhr an, mit dem sie auch in der ganzen mohammed. Zeit erscheint. Die prachtvollen Ruinen des Achämenidenpalastes sind heute unter dem Namen Tschil-minâr (40 Säulen) und Takht-i-Djemschid (Djemschid's Thron) bekannt. Zu P. gehört auch die Nekropole, heute Nakhsch-i-Rustam. Mehrere Meilen nördlich von P. befand sich Pasargada (heute Mûrghab, altpers. Paisiyauvâda) mit dem Grabe des Cyrus. Die Ruinen enthalten dreisprachige Keilinschriften, in altpers., medoscyth. und assyr. Sprache. Die Ruinen von P. finden sich in den Reisewerken von Niebuhr, Ker Porter, Rich u. s. w. beschrieben.

Perseus, der Sohn des Zeus und der Danaë und der Enkel des Akrisios, ein argivischer Heros, kam mit seiner Mutter unter des Zeus Schutz auf die Insel Seriphos, eine der Kykladen, wo Polydektes herrschte. Um den zum Jünglinge gereiften P. zu beseitigen, entsendete ihn Polydektes zu den Gorgonen, um das Haupt der Medusa (s. Gorgo) zu holen, was er angeblich der Hippodameia als Brautgeschenk verehren wollte. P. machte sich auf den Weg unter dem Beistande des Hermes und der Pallas, ging aber zuerst zu den Gräen, den Schwestern der Gorgonen, nahm diesen ihren Zahn und ihr Auge, deren sie sich gemeinschaftlich abwechselnd bedienten, und gab sie ihnen nicht eher zurück, als bis sie ihn zu den Nymphen führten, welche im Besitz der Mittel waren, deren er zu seinem Vorhaben bedurfte. Diese bestanden in geflügelten Sohlen, einem Beutel und des Aïdes unsichtbar machendem Helme; außerdem erhielt er von Hermes oder Hephästos die Harpe oder Sichel und von Athene einen Spiegel. So ausgerüstet kam er zu den Gorgonen, die er schlafend fand. Abwärts gekehrt hieb er der Medusa das Haupt ab, indem er ihr Bild im Spiegel erblickte. Sogleich steckte er das furchtbare Haupt in den Beutel und floh. Auf der Rückreise kam er auch nach Aethiopien, wo er die Andromeda (s. d.) befreite und heirathete. Mit ihr kehrte er nach Seriphos zurück und befreite daselbst seine Mutter von des Polydektes Liebesverfolgungen, indem er ihn und seine Genossen, nach Pindar die ganze Insel in Stein verwandelte. Die Flügelsohlen, den Beutel und den Helm gab er nun dem Hermes, der sie den Nymphen und dem Aïdes wieder zustellte, zurück; das Haupt der Medusa aber erhielt Athene, die es in die Mitte ihres Schildes oder ihres Harnisches setzte. Hierauf begab er sich mit Danaë und Andromeda nach Argos zu Akrisios, dieser aber entfloh nach Thessalien. Die ihm zugefallene Herrschaft über Argos vertauschte er an Megapenthes gegen Tiryns und gründete dann Mideia und Mycenä. Mit Andromeda zeugte er den Perses, den er bei Kepheus in Aethiopien zurückließ, Alkäos, Sthenelos, Heleios, Mestor, Elektryon und die Gorgophone. Nach seinem Tode wurde er an mehrern Orten als Heros verehrt, nach Herodot auch zu Chemmis in Aegypten, und als Gorgotödter unter die Sterne versetzt. Von seiten der Kunst wird er in Körperbildung und Costüm dem Hermes ähnlich dargestellt.

Perseus, der letzte König von Macedonien, ein unehelicher Sohn Philipp's III., folgte 171 v. Chr. seinem Vater in der Regierung und setzte die von demselben bereits begonnenen Rüstungen gegen Rom fort, um die alten Grenzen des Reichs wieder zu gewinnen. Für diesen Zweck suchte er auch Verbindungen mit den Griechen, Thraziern, Illyrern und andern Völkern anzuknüpfen; allein seine Unentschlossenheit, Habsucht und Grausamkeit standen einem raschen

und günstigen Zusammenwirken im Wege. Als der listige König Eumenes von Pergamum den Plan des P. dem röm. Senate verrathen hatte, schickte letzterer ein Heer ihm entgegen. Die ersten drei Feldzüge blieben unentschieden, bis endlich Lucius Aemilius Paulus den Oberbefehl über die röm. Truppen übernahm und durch einen einstündigen Kampf bei Pydna 168 v. Chr. die Unterwerfung Macedoniens vollendete. P. selbst floh gleich bei Beginn der Schlacht nach Samothrake, mußte sich aber bald darauf den Römern ergeben und starb nach einigen Jahren in der Gefangenschaft zu Alba.

Persien, im weitern Sinne, oder Iran (s. d.), begreift das große, einen Flächenraum von 46400 Q.-M. einnehmende Plateau Vorderasiens, das, im N. vom Tiefland von Turan, dem Kaspischen Meer und den Kaukasusländern, im W. von Armenien und den Tigrisländern, im S. vom Persischen Meerbusen und dem Arabischen Meere, im O. aber von Vorderindien begrenzt, eine einzige zusammenhängende Hochfläche bildet, die ringsherum an ihren Rändern von Gebirgen umsäumt wird. Auf der Nordostgrenze derselben bildet der Gebirgsstock des Hindukuh (s. d.) oder Indischen Kaukasus die Markscheide des Plateau von dem damit zusammenhängenden Hochlande Hinterasiens. Das Gebirge ist ein Alpengebirge, das in seinen 14—20000 F. hohen Gipfeln die Grenzen des ewigen Schnees überragt, südlich bis zum Thale des dem Indus zufließenden Kabul, der Hauptpassage von Indien nach P., nördlich aber zum obern Oxus und Alpenlande Turkestan reicht und so in einer Breite von 60 M. die Tiefebenen Hindostans von denen Turans durch rauhe, wilde, unübersteigliche Gebirgswälle gerade auf dem Punkte trennt, wo sie einander am nächsten gerückt sind. Außer diesem Verbindungsgliede zwischen den Plateaux von Hinter- und Vorderasien haben die Gebirge P.s sämmtlich den Charakter von Rand- und Kettengebirgen. So besteht im Westen vom Hindukuh der Nordrand des pers. Plateau aus dem im Vergleich zum Hindukuh niedrigen Paropamisus oder dem kahlen Berglande von Guristan, welches aus drei in südwestl. Hauptrichtung streichenden Gebirgszügen gebildet wird, die, je mehr sie sich nach Westen verlängern, desto niedriger werden, sodaß dieses Randgebirge in Khorasan mehr nur den Charakter eines steilen Abfalls des Plateau zum Tieflande von Turan als den einer eigentlichen Gebirgskette trägt. Weiter nach Westen, an der Südostecke des Kaspischen Meeres, erhebt sich dieses Randgebirge wieder in der wilden, hohen, dichtbewaldeten Bergkette des Albors oder Elburs, welche, längs der Südküste des Kaspischen Meeres sich hinziehend, steil gegen dieses, sanfter aber gegen die innere Hochfläche des pers. Plateau abfällt, eine Menge hoher, kegelförmiger Gipfel trägt, darunter den Vulkan Demavend mit 17325 F. Höhe, und an der Südwestseite des Kaspischen Meeres mit den Gebirgen der Alpenlandschaft Aserbeidschan (s. d.) sich verbindet, die das pers. Plateau nach Nordwesten, wo es in das armenische übergeht, begrenzen und schließen. Der Ostrand des pers. Plateau wird vom ind.-pers. Grenzgebirge gebildet, einem aus mehrern dicht nebeneinanderliegenden Parallelketten bestehenden, im 12800 F. hohen Takt-i-Suleiman oder Salomonsthron culminirenden Gebirgszuge, der sich vom Hindukuh aus südwärts längs des Indus durch Afghanistan (s. d.) und Beludschistan (s. d.) bis zum Meere zieht, ostwärts gegen diesen Fluß ungemein schroff, westwärts dagegen nach der innern Scheitelfläche des Plateau sanfter und mit einer Menge Verzweigungen sich abdacht und in der Hochterrasse von Kelat zu einer Alpenlandschaft von angeblich 6000 F. mittlerer Höhe mit Gipfeln, die bis zu 12000 F. ansteigen, sich erhebt. Ebenso abgeschlossen erscheint die Hochfläche Persiens auf ihrer Südseite; denn der Gebirgsrand, der sie vom Meere trennt, besteht ebenfalls aus mehrern parallelen, terrassenförmig hintereinander aufsteigenden Ketten, denen ein gemeinschaftlicher Name fehlt. Charakteristisch sind die zwischen ihnen ebenso terrassenartig übereinanderliegenden parallelen Längenthäler, die nur mittels beschwerlicher Engpässe zugänglich sind, indem auf der ganzen, 200 M. langen Strecke dieses Südrandes kein einziger Fluß von Bedeutung mündet, kein einziges Querthal diese Gebirgsmauern durchbricht, die gegen das Arabische Meer und den Persischen Meerbusen steil abfallen. Ganz in demselben Charakter bleibt dieses Gebirgssystem, nachdem es am Persischen Meerbusen eine nordwestl. Richtung genommen und als Zagrosgebirge die Tiefebenen der Euphrat- und Tigrisländer von der pers. Hochfläche im Osten scheidend, zuletzt in seiner nordwestlichsten Fortsetzung in das Alpengebirge von Kurdistan (s. d.) übergeht, das hinwiederum mit den obenerwähnten Hochgebirgen von Aserbeidschan ein Ganzes bildet, indem auf diese Weise die Gebirgszüge des Nord- und des Südrandes des pers. Plateau sich verflechten. Der Rücken des letztern innerhalb der genannten Randgebirge besteht aus weiten Hochebenen, die einen flachen Kessel bilden, indem ihr Niveau in der Mitte nur 2—3000 F. hoch ist, während es nach den Rändern zu sich mehr

erhebt. Die Mitte dieser Scheitelfläche P.s besteht aus einer von verschiedenen Oasen unterbrochenen Stein- und Kiesfläche, die eine nur hier und da von Salzpflanzen bekleidete und lediglich von einigen salzigen Lachen und Morästen bewässerte große Salzwüste bildet, die sich von 69° östl. L. bis zum Hamûn- oder Zarehsee um 78° östl. L. erstreckt, hier aber in eine Sandwüste verwandelt, welche sich ostwärts bis in die Nähe von Kandahar, südwärts aber bis zum nördl. Beludschistan ausdehnt. Die wenigen Flüsse oder Flüßchen dieser Scheitelfläche, die in den umgebenden Randgebirgen entspringen, und von denen keiner von Bedeutung ist, endigen in der Wüste in Landseen oder Morästen; so selbst der bedeutendste unter ihnen, der Hilmend in Afghanistan, der in den Hamûnsee fällt. Auch in seinen übrigen Theilen hat das Plateau von Iran keine bedeutenden Flüsse aufzuweisen. Die ansehnlichsten sind noch der Araxes, der auf einer Strecke die Grenze zwischen P. und Rußland bildet und dann in den Kur fällt; ferner der Kisil-Osen, Küsül-Usen oder Sefidrud, der, aus den Gebirgen Kurdistans und Aserbeidschans kommend, unweit Rescht ins Kaspische Meer fließt; dann der Kerkhah oder Strom von Hawisa und der Karun oder Kuran mit dem Disful und Dscherrahi, die, vom Zagrosgebirge kommend, in den Schat-el-Arab sich ergießen; endlich der Kabul, der aus Afghanistan kommt und in den Indus fließt. Von den Landseen sind der salzige Schahi- oder See von Urumia (81,6 Q.-M.) in Aserbeidschan und der erwähnte Hamûnsee (75 Q.-M.) die bedeutendsten.

Hinsichtlich des Klimas sind in P. drei Abstufungen zu unterscheiden: Germasir oder das heiße, dürre Klima des Küstensaums am Persischen Meerbusen und Arabischen Meere; Sirhad oder das kältere, ebenfalls trockene der Scheitelfläche des Plateau, und das zwischen beiden liegende glückliche Klima der Thäler und Terrassen der Randgebirge. Das erstere ist, obwol außerhalb der Wendekreise gelegen und deshalb der Tropenregen entbehrend, seiner Hitze nach ein echt tropisches, das an gewissen Punkten eine Sommerhitze gleich der des Innern Afrikas zeigt, dabei auch durch seine Ungesundheit verrufen ist. Das andere ist merkwürdig durch die unendliche Trockenheit seiner Atmosphäre bei einem stets heitern und reinen, wolkenleeren Himmel, durch die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, die glühende Tages- und Sommerhitze und ebenmäßige Nacht- und Winterkälte; denn wegen ihrer Erhebung ist die Scheitelfläche P.s nicht ohne winterlichen Schneefall, obschon sie im Klimagürtel der Südfrüchte und der immergrünen Bäume liegt. Diese Boden- und klimatische Beschaffenheit bewirkt, daß P. im allgemeinen zu den trockensten und dürrsten Culturländern der Erde gerechnet werden muß. Mit wenigen Ausnahmen sind alle Gebirge wald-, ja fast baumlos und noch vegetationsärmer die Ebenen. Die nächste Folge dieser Trockenheit ist, daß die Bewässerung des Landes höchst dürftig und nur in den Gebirgen und den benachbarten Gegenden wenige Flüsse und Flüßchen gefunden werden. Die andere Folge ist aber die, daß nichts ohne künstliche Bewässerung gedeiht, daß nur diejenigen Theile P.s anbaufähig sind, welche bewässert werden können, während das übrige nur Steppe und Weideland oder gar Wüste ist. Daher die Wichtigkeit der Bewässerungsanlagen für ganz P., die sonst im ausgedehntesten Maßstabe in Ausführung gebracht waren, jetzt aber mit dem politisch-socialen Verfall dieser Länder ebenfalls immer mehr in Verfall gerathen sind. Da sich diese Bewässerungen nur da finden, wo es Bäche und Flüsse gibt, also in den Thälern und Terrassen der Randgebirge sowie zum Theil in dem Landstriche, welcher, die innere Wüste umgebend, den innern Fuß dieser Randgebirge umsäumt, so ist bebautes Land auch nur hier zu suchen. Am meisten ist dies in jenen Terrassen und Thälern der Fall, wo natürliche Bewässerung und Cultur zusammentreffen, und wo deshalb die Vegetation die ganze Pracht des südl. Himmelstrichs entfaltet. Steigt man von den kahlen Hochflächen südwärts hinab, so gelangt man in den sonst kahlen Gebirgen in isolirte fruchtreiche Paradiese, in denen der Weizen noch bei 4000, die Orange noch bei 3000 F. Höhe gedeiht, wo Obsthaine mit Myrtenwaldungen, Weingärten und Gehölzen wechseln, in welchen Rosen und Südfruchtbäume hochstämmig wie Waldbäume emporwachsen. Weniger ist dies schon der Fall in dem erwähnten steppenartigen, die innere Wüste umgebenden Landstrich, der mehr zu Weiden und nur an den Ufern der vom Gebirge herabkommenden Flüsse zum Ackerbau benutzt wird, am wenigsten aber in den der Wüste bei Quellen vorkommenden Oasen. Dieser Natureigenthümlichkeit entspricht auch die Thierwelt des Landes. Das Kamel und das Pferd spielen hier dieselbe wichtige Rolle wie in Arabien. Zu den wilden Thieren, welche dort die Wüste beleben, der Gazelle, dem Löwen, der Hyäne, dem Schakal u. s. w., gesellen sich hier noch der die tropische Hitze meidende Bär und der Büffel, und wandernde Heuschrecken verwandeln auch hier die wenigen Culturgegenden zuweilen in Wüsten. Eine Ausnahme von diesem allgemeinen Charakter der pers. Natur machen die Gebirgsgegenden des Hindukuh im Nordosten und Aserbeidschans und Kurdistans im Nordwesten des Plateau sowie der Landstrich, der sich

längs der Südküste des Kaspischen Meeres zwischen diesem und dem Kamme des Elbursgebirgs hin erstreckt. Jene Gebirge tragen ganz den Charakter alpinen Klimas und alpiner Vegetation; insbesondere haben die Gebirge Aserbeidschans ein sehr europ. Gepräge, mit europ. Waldbäumen und europ. Alpenweiden. Das Land zwischen dem Elburs und dem Kaspischen Meere aber ist ausgezeichnet durch den reichlichen Niederschlag, der infolge der Nähe dieses großen Binnenmeeres das ganze Jahr hindurch fällt. Darum findet man hier auch eine üppige, saftvolle Vegetation, wie sonst nirgends in ganz P. Hier sind die Hänge des Gebirgs mit dichten Waldungen bedeckt, und an ihrem Fuße, in den Thälern, gedeihen überall, wo Ackerbau getrieben wird, die Rebe, der Maulbeerbaum zur Seidenzucht, Südfrüchte u. s. w. neben Feldern von Reis, Mais und Weizen. Am 17325 F. hohen Demavend liegt die Schneegrenze in 13200, die Baumgrenze in 7975, die Getreidegrenze in 6750, der höchste bewohnte Ort in 8500 F. Höhe.

In histor.-polit. Hinsicht zerfällt P. in zwei Haupttheile, in Ostiran oder Herat (s. d.), Afghanistan (s. d.) und Beludschistan (s. d.), und Westiran oder das Persische Reich im engern Sinne. Dieses begreift, mit Ausnahme des dem Imam von Maskat (s. d.) zugehörigen Küstenstrichs am Persischen Meerbusen, den ganzen Theil des Plateau westlich vom Hamûnsee und wird im N. von den transkaukas. Provinzen Rußlands, vom Kaspischen Meere, von dem Tieflande von Turan, im O. von Afghanistan und Beludschistan, im S. vom Persischen Golf und Arabischen Meere und im W. von den türk. Euphrat- und Tigrisländern begrenzt. Es hat einen Flächeninhalt von 26450 Q.-M. und enthält eine Bevölkerung von wahrscheinlich nur 5 Mill. Seelen. Das Reich zerfällt in elf wieder in Ballucks oder Districte eingetheilte Provinzen oder Beglerbegschaften: Irak oder Irak-Adschemi, etwa in der Mitte; Aserbeidschan im Nordwesten; Kurdistan im Westen; Khusistan mit Luristan im Südwesten; Fars oder Farsistan mit Laristan; Kirman im Süden; Kohistan oder Kuhistan und Khorasan im Nordosten; Taberistan, Masenderan und Gilan im Norden um den Kaspisee. Die bedeutendsten Städte P.s sind Teheran (s. d.), jetzt die Residenz des Schahs, Ispahan (s. d.), Tauris (s. d.), richtiger Täbris, Kaswin (s. d.), Balfrusch (s. d.), Meschhed (s. d.) und Jesd (s. d.).

Die Bewohner des Landes theilen sich in zwei Hauptmassen, die Tadschiks und Iljats. Die Tadschiks, die mit verschiedenem fremden Blute vermischten Nachkommen der alten Perser, Meder und Baktrier, bilden, wie in Ostiran und in Turan, die Hauptmasse der seßhaften, Ackerbau, Gewerbe und Künste treibenden Einwohnerschaft und bekennen sich zur schiitischen Glaubensansicht der Mohammedaner. Auch hier, in ihrem Stammlande, finden wir sie, wie in jenen Ländern, als Beherrschte und infolge dieser langen Knechtung, trotz der vielen Talente, die sie auszeichnen, trotz ihrer Klugheit, Lebhaftigkeit und Schönheit, im tiefsten moralischen Verfall, als ein Volk, dessen schmeichlerische Falschheit, Hinterlist, Rachsucht, Treulosigkeit und Feigheit in ganz Vorderasien sprichwörtlich ist. Zu ihnen in stammlicher Beziehung sind auch die feueranbetenden Parsen (s. d.) oder Gebern zu rechnen, die jedoch eine größere stammliche wie sittliche Reinheit bewahrt haben und in den Provinzen Kirman und Farsistan, namentlich aber um Jesd leben; ferner die nomadisirenden Luren in Khusistan und den angrenzenden Gegenden von Kurdistan und Farsistan; endlich die Kurden in Kurdistan, Aserbeidschan und Khorasan. Iljats werden die zahlreichen turkoman. Stämme genannt, welche mit ihren Heerden auf den Gebirgsrändern des Landes, namentlich den nördlichen, umherziehen und am zahlreichsten in Masanderan und Aserbeidschan sind. Nur ausnahmsweise betreiben sie hier und da seßhaft Ackerbau oder Gewerbe. Sie bilden, wenn auch nicht ihrer Anzahl nach, so doch hinsichtlich ihrer Macht das herrschende Volk, das die seßhaften Tadschiks unterworfen und ihnen die jetzige Herrscherdynastie gegeben hat, außerdem als entschiedene Sunniten zu ihnen im confessionellen Gegensatze steht. Wie alle Nomadenvölker, leben die Iljats in großer Unabhängigkeit, und ihre Selbständigkeit und kriegerische Tapferkeit lassen sie nur mit Verachtung auf die geknechteten feigen Tadschiks herabblicken. Die verschiedenen Stammhäuptlinge, unter welchen große Eifersucht herrscht, leben größtentheils in der Residenz. Außer diesen beiden Hauptmassen der Bevölkerung gibt es in P. noch Araber, gegen 200000, die in den südl. Provinzen als Nomaden und Fischer leben; ferner eine ziemliche Anzahl Juden, Armenier, hauptsächlich in den nordwestl. Provinzen, christl. Nestorianer am Urmiasee, Zigeuner u. s. w.

Die Cultur- und Gesittungsverhältnisse des Volks anlangend, so befindet es sich fast durchgängig in demselben Zustande des Verfalls, wie er im allgemeinen in dem ganzen mohammed. Asien herrscht. Von der frühern geistigen Blüte P.s, die im Mittelalter einen neuen Aufschwung genommen hatte, sind kaum noch schwache Spuren übrig; ebenso sind Künste, Gewerbe und Ackerbau aufs äußerste herabgekommen. Die greuelvolle Willkür und die unaufhörlichen

Erpressungen eines Despotismus, der alle Hülfsquellen vernichtet, um sich nur momentan in den Besitz der daraus herfließenden Erzeugnisse zu setzen, hat eine Unsicherheit des Eigenthums herbeigeführt, die jede Verbesserung des Grundeigenthums, insbesondere die so mühsame und kostbare Herstellung der für den Ackerbau des Landes nöthigen Bewässerungsanstalten unmöglich macht. Dazu sind die Verkehrswege vernachlässigt, unsicher und durch die Züge der räuberischen Kriegerscharen verödet. Dessenungeachtet gibt es noch mehrere Nahrungszweige von Bedeutung, so den Seidenbau, den Bau des Reises, des Zuckerrohrs, des Weins, der Rosen zur Rosenölbereitung, der Baumwolle und des Tabacks, des Ricinusöls u. s. w., die Schaf- und Ziegen-, vornehmlich aber die Pferdezucht, einigen Bergbau auf Eisen, Kupfer, Schwefel, Türkisse und Salzbereitung, endlich Shawl-, Teppich- und Seidenweberei sowie Waffenverfertigung. Auch der Handel, obwol gegen früher sehr gesunken, ist vermöge der günstigen Lage des Landes, das die hauptsächlichste Vermittlerin des Karavanenhandels zwischen Europa und dem innern Asien bildet, noch immer von Bedeutung und wird insbesondere in Abuschehr, Schiras, Ispahan, Teheran, Kaswin, vorzüglich aber in Tauris (Täbris) betrieben. Die Einfuhr von europ. Waaren hat einen Werth von mehr als 12 Mill. Thlrn. jährlich. Dieser Vortheil, den P. den europ. Großstaaten durch den Absatz auf seinen Märkten gewährt, und die Lage des Landes auf der Grenzscheide zwischen den brit. und russ. Besitzungen in Asien sind die Umstände, durch welche es für Europa steigende Wichtigkeit gewinnt.

Die Staatsverfassung P.s beruht auf dem gewöhnlichen asiat. patriarchalischen Despotismus und ist eine reine Willkürherrschaft, die ihre Schranken nur in den heimlichen, fortwährend gegen sie im Schwunge befindlichen Ränken oder in der gegen sie aufstehenden offenen Gewalt findet. Die unumschränkte Gewalt ist in den Händen eines Königs oder Schahs von turkoman. Stamme, der in Teheran residirt. Die erste Würde des Reichs, die aber der jetzt regierende Schah abschaffte, ist die des Sadri-Azem, auch Emir-Eddewlet genannt, oder Großveziers; neben ihm stehen der Mutemin-Essultan, auch Imad-Eddewlet genannt, oder Minister des Aeußern, der Emined-Dewlet oder Finanzminister, der Nisameh-Dewlet oder Minister des Innern, der Leschkernuwis, auch Emir-Asker geheißen, oder Kriegsminister. An der Spitze der schiitischen Priesterschaft des Landes steht der Großmudschehid, dessen Amt dem des türk. Großmufti entspricht; unter ihm stehen sowol die Männer des Gesetzes, die Scheikh-ul-Islam, Kâdis und Mollahs, wie die eigentlichen Priester, die Imams. Das Recht wird theils nach dem Koran, theils nach altem Herkommen, letzteres besonders in allen das öffentliche und Strafrecht betreffenden Fällen, gehandhabt. Die Verwaltung der Provinzen wird wie in der Türkei von fast unbeschränkten, ganz nach dem Muster ihres Herrn mit der äußersten Willkür verfahrenden Statthaltern, Beglerbegs, auch Hakims genannt, geführt, die in der Regel Prinzen des regierenden Hauses, welche den Titel Mirza hinter ihrem Namen führen, immer aber Turkomanen sind. Sie bedrücken die armen Tadschiks aufs äußerste, während sie selten Macht und Kraft genug besitzen, die räuberischen Horden der Ihlats, die unter eigenen Khans stehen, zu zügeln. Dazu kommt noch der Einfluß eines besonders unter den Ihlats zahlreichen und mächtigen Adels, der sich durch die Titel Khan, Aga und Mirza (letztern Titel vor dem Namen) kenntlich macht und die Bedrückung des Volks vermehren hilft. Die Versuche, welche in neuester Zeit in P., besonders unter dem vorvorigen Schah von dessen Sohne Abbas-Mirza (s. d.), gemacht wurden, durch Einführung der Erwerbungen europ. Gesittung und mancherlei Verbesserungen das Reich wieder zu heben und in einen gedeihlichen Zustand zu bringen, haben zu keinem dauernden Ergebnisse geführt. Selbst die bedeutenden Anstrengungen, wenigstens einen Theil des Heeres auf europ. Fuß zu organisiren, sind an der durch alle polit. Verhältnisse gehenden moralischen und materiellen Zerrüttung nur theilweise geglückt. Die regulären Truppen, von denen jedoch nur 5000 Mann Artillerie und etliche Schwadronen Cavalerie diesen Namen verdienen, betragen gegen 60000 Mann; die irregulären Truppen dagegen, theils aus der Reiterei, welche die Ihlats, dann aber auch aus der Miliz bestehend, welche die Städte zu stellen haben, sollen auf 200000 Mann gebracht werden können. Der tapferste, wenngleich undisciplinirteste Theil des Heeres ist die irreguläre Reiterei. Die Einkünfte des Reichs werden auf 12—14 Mill. Thlr. angeschlagen.

Geschichte. Im Alterthume unterschied man die ursprüngliche Provinz Persis, welche im O. von Karmanien, im N. von Medien, im W. oon Susiana und im S. vom Persischen Meerbusen begrenzt wurde, von dem spätern eigentlichen Perserreiche, welches schon unter Cyrus vom Mittelmeere bis zum Indus und vom Schwarzen und Kaspischen bis zum Indischen Meere sich erstreckte und auf kurze Zeit auch Aegypten, Thrazien und Macedonien umfaßte. Die ältesten Bewohner bestanden aus mehrern Stämmen, unter denen die Pasargadä die

wichtigsten waren, und aus jener Anzahl von Nomadenhorden, die später vereint mit dem Namen Perser bezeichnet wurden. Die edelste Familie der Pasargaden war die der Achämeniden, welche allein zur königl. Würde gelangen konnte. Die Perser waren gegen die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. von Phraortes, einem medischen Könige, unterworfen worden, und ein Jahrhundert darauf wurden die Meder wieder von Cyrus (s. d.) besiegt, einem Sohne des Achämeniden Kambyses, mit welchem überhaupt erst P.s Geschichte aus dem Dunkel der Vorzeit tritt. Während seiner Regierung, 559—529 v. Chr., wurden die Perser und Meder vereint und das herrschende Volk in Asien; auch besiegte er den Krösus, eroberte Babylon und unterwarf Kleinasien. Sein Sohn und Nachfolger Kambyses (s. d.), 529—521 v. Chr., bezwang Tyrus, Cypern und Aegypten, worauf der nach kurzer Herrschaft des Pseudo-Smerdis gewählte Darius Hystaspis (s. d.), 521—485, das aufrührerische Babylon, Thrazien und Macedonien unterwarf, während seine Feldherren von den Griechen in der Ebene von Marathon geschlagen wurden. Sein Sohn Xerxes I. (s. d.), 485—465, unterlag bei Salamis, Platäa und Mykale mit seinem Angriffe auf Griechenland und mußte sich nun auf einen verderblichen Vertheidigungskrieg beschränken. Unter Artaxerxes I. (s. d.) Longimanus, der bis 424 regierte, zeigten sich weitere Spuren des Verfalls des Reichs. Der Aufruhr in Baktra wurde gedämpft. Das empörte und mit Athen verbündete Aegypten wurde aber erst nach hartem Kampfe (456) bezwungen; und auch Megabazus, der Satrap von Syrien, der viele Griechen in seinem Heere hatte, wurde nach mehrjährigem Kampfe besiegt. Die nächsten Regierungswechsel erfolgten schnell und gewaltsam. Xerxes II. wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian und dieser nach sechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher letztere unter dem Namen Darius II. (Nothos) bis 404 regierte und mit mehrern Empörungen königl. Prinzen und Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perser eigene Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche die Perser sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit vor einem allgemeinen Angriffe der Griechen. Artaxerxes II. (s. d.) oder Mnemon stand ganz unter dem Einflusse seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, der Jüngere genannt, suchte ihm den Thron zu rauben; aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn (401). Artaxerxes III. (s. d.), Mnemon's Sohn, befestigte seinen Thron (362) durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder und unterwarf 350 Aegypten aufs neue. Nachdem er 338 durch Bagoas sammt seinen Söhnen vergiftet worden war, kam das Reich (336) an Darius III. (s. d.) Kodomannus, welcher von Alexander bekriegt, nach drei Niederlagen am Granikus, bei Issus und Gaugamela durch Meuchelmord 331 das Leben verlor, worauf Alexander (s. d.) 329 sich der ganzen pers. Monarchie bemächtigte. Als nach Alexander's Tode 323 das macedon. Reich zerfiel, herrschten über P. die Seleuciden (s. d.). Ihnen folgten gegen 240 die Arsaciden (s. d.), welche das Reich der Parther gründeten, das bis 226 n. Chr. bestand. Damals bemächtigte sich Ardschir-Babekan (Artaxerxes) der Herrschaft über Mittelasien und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden (s. d.), welche 407 J. herrschten. Mit ihnen begann der romantische Charakter des pers. Ritterthums und die Wiederbelebung des Glaubens Zoroasters. Ardschir, Sassan's Sohn, regierte bis 240 n. Chr. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Schapur oder Sapores I., der bis 270 regierte, mit Gordian und Valerian fort, welchen letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mishandlungen in Schapur's Hände gab, und endigten erst durch den Frieden des Königs Narses mit Diocletian 302. Als Schapur II. oder der Große, 362—81, zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich neue Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Wie einst Ardschir, forderte er vom griech. Kaiser alles Land bis zum Strymon zurück. Konstantin d. Gr., Konstantinus II. und Julian widerstanden ihm zwar; doch Jovian mußte den Frieden durch Abtretung der fünf streitigen Provinzen und der Festung Nisibis erkaufen. Auch machte Schapur II. in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach seinem Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II., 381—85, Schapur III., 385—89 und Bahram IV., 389—99, blühte das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nacheinander für und gegen P. auf den Kampfplatz. Jesdedjerd I., 399—420, ein Freund der Christen, eroberte 412 Armenien. Nach ihm kam Bahram V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen Hunnen mit großem Verluste zurück und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte 440—58 Jesdedjerd II., dann Hormisdas III. 461 gelangte Firuz oder Pheroses durch Hülfe der Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 484 gegen sie Schlacht und Leben. Obalas oder Balasch, 484—88, mußte

sogar einen Theil seines Reichs an sie abtreten und ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber erhoben sich die Sassaniden zu neuer Größe und Macht. Kobad, der bis 531 regierte, überwand die Hunnen, und obgleich er durch ihren Beistand 501 den verlorenen Thron wiedererhielt, so führte er doch in der Folge wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indern und Justinian I. glücklich Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger, Chosru-Anuschirwan, 531—79, zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das pers. Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien an die Grenze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken sowie mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Auch unterdrückte er die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes. Die Lazen in Kolchis, der griech. Bedrückung müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere P. verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des Justinian zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anuschirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz oder Hormisdas IV., 579—91, bis auf Chosru II., unter welchem die pers. Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er 616 seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon, auf der andern über Aegypten bis nach Lybien und Aethiopien und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endigte sein Glück durch des Kaisers Heraklius siegreiche Waffen (627). Er verlor alle seine Eroberungen; sein eigener Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn 628. Unter beständigen innern Unruhen ging nun das Land seinem Untergange entgegen. Siroes oder Kobad-Schirujeh wurde noch in demselben Jahre ermordet. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Ardschir oder Artaxerxes III., den 629 sein Feldherr Sarbas oder Sheheriar ermordete, der aber, noch ehe er sich des Throns bemächtigt, wieder von den Großen gestürzt wurde. Nach mehrern Umwälzungen, die schnell aufeinander folgten, bestieg der 16jährige Jezdedjerd III., ein Enkel Chosru's, 632 den Thron. Ihn besiegte 636 der Khalif Omar, und P. wurde nach mehrern Schlachten ein Raub der Araber und Türken.

Mit der Eroberung P.s durch die Khalifen beginnt die Geschichte des neupers. Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. **Khalif**) dauerte bis zum J. 1258, wurde aber sehr bald eine nur nominelle, da theils die Statthalter sich unabhängig machten, theils pers. und türk. Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen und als selbständige Staaten beherrschten. Unter den in P. herrschenden Dynastien sind zu bemerken im nördlichen und nordöstlichen P.: 1) Das Haus der **Thahiriden** in Khorasan, 820—73. 2) Die Dynastie der **Soffariden**, welche jene stürzte und über Khorasan und Fars bis 901 herrschte. 3) Die **Samaniden**, welche sich 874 unter Achmed, einem Enkel Saman's, in der von Khorasan abhängigen Provinz Mavaralnahar erhoben. Ahmed's Sohn, Ismael, stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehen. Sein Geschlecht erhielt sich bis zum J. 998. 4) Die **Ghasnewiden**, die von Sebuk-Tekin, einem türk. Sklaven und Statthalter der Samaniden zu Ghasni, abstammen. Sein Sohn Mahmud eroberte 999 auch Khorasan und trieb die Samaniden nach Buchara, wo sie bald durch die Turkomanen gestürzt wurden. In den folgenden Jahren machte Mahmud große Eroberungen in Indien, wo er sogar den Ganges überschritt und Sumenat an der Küste von Guzerate nahm. In seinen letzten Lebensjahren (1028—30) wendete er seine Waffen gegen die Bujiden im Westen und nahm ihnen einen Theil des pers. Irak sowie Hamadan und Ispahan weg. Aber sein Sohn Masud verlor Irak-Adschemi und Khorasan (1037—41), und durch die Seldschuken und innere Unruhen entkräftet, wurden 1183 die Ghasnewiden unter Khosru-Melik eine Beute der Ghuriden. 5) Die **Sultane von Ghur**, d. h. vom Gebirgslande zwischen Herat und Ghazni, wurden 1150 durch Alaeddin Hosain mächtig, sanken aber theils durch die Befehdungen des Fürsten Khowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit (1203). 6) Die **khowaresmischen Schahs**, 1097—1231, wurden unter Atsiz, dem Statthalter der Seldschuken in Khowaresmien, wo er sich unabhängig machte, mächtig. Takasch zerstörte 1194 das Reich der Seldschuken und entriß den Ghuriden Khorasan. Sein Sohn Mohammed eroberte Mavaralnahar, bezwang die Ghuriden und Ghasni und brachte den größten Theil P.s an sich. Plötzlich aber erlag er 1220 den Angriffen des Mongolen Dschingis-Khan (s. d.). Sein heldenmüthiger Sohn, Dschelal-eddin-Mankberni, machte zwar noch zehn Jahre die äußersten Anstrengungen, sich zu behaupten, mußte aber endlich flüchtig werden und starb 1231 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge. 7) Die **Bujiden**, von Bujeh abstammend, einem Stammhäuptling, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil P.s und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich durch Regententugenden und Liebe für wissenschaftliche Bildung aus und behaup-

teten sich bis 1055, wo Melik-Rahim sich genöthigt sah, den Seldschuken zu weichen. 8) Die Seldschuken, eine türk. Dynastie, erhoben sich zuerst in Khorasan mit den Ghasnewiden zu ansehnlicher Macht. Togrilbeg-Mohammed verdrängte hier 1037 Sultan Mahmud's Sohn, den Ghasnewiden, verbreitete sich über Mavaralnahar, Aserbeidschan, Armenien, Fars, Irak-Adschemi und Irak-Arabi, wo er 1055 der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte und von den Khalifen an ihre Stelle zum Emir-al-Omara eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus. Melik-Schah, der mächtigste unter ihnen, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien. Nach und nach sank aber das Reich, indem es sich in vier Reiche auflöste, die theils durch die khowaresmischen Schahs, theils durch die Atabeken von Aleppo, theils durch die Mongolen zerstört wurden.

Durch Dschingis-Khan wurden seit 1220 die Tataren und Mongolen in P. herrschend, die sich bis 1405 behaupteten. Die durch Dschingis-Khan eroberten Provinzen erhielt 1229 dessen jüngster Sohn Tauli und nach diesem dessen Sohn Hulaku. Hulaku vermehrte diese seine Besitzungen mit Syrien, Natolien und Irak-Arabi, machte sich von der Oberherrschaft des Großkhans unabhängig und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, die der Ilkhane, welche bis auf Busaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingis-Khan's Familie, führten zwar auch den Titel Khane von P., aber ihr Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timur (s. d.) oder Tamerlan und eroberte P., die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Allein mit dem Tode dieses Eroberers (1405) erlosch die Macht der Mongolen in P. und es machten sich nun die Turkomanen zu Oberherren. Diese nomadischen Stämme, welche seit Jahrhunderten P. geplündert hatten, eroberten unter Kara-Jusuf und dessen Nachfolgern den größten Theil P.s von den Timuriden, unterlagen aber 1467 andern turkoman. Stämmen unter Usun-Hasan und vereinigten sich mit ihnen. Auch sie mußten 1507 dem Ismael-Safi weichen, der sich der religiösen Schwärmerei als Werkzeug der Politik zu bedienen wußte, und dessen Dynastie von 1507—1722 herrschte. Ismael-Safi, ein Enkel Usun-Hasan's, nahm den Turkomanen Aserbeidschan (1502—3) und einen Theil Armeniens, erschlug ihre beiden Fürsten und gründete auf den Trümmern ihres Reichs nach der Eroberung von Schirwan, Diarbekr, Georgien, Turkistan und Mavaralnahar ein Reich, das Aserbeidschan, Diarbekr, Irak, Fars, einen Theil von Khorasan und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Schah an und führte die Sekte der Schiiten in den eroberten Ländern ein. Er knüpfte Verbindungen mit Venedig gegen die Osmanen an, wurde aber vom Sulton Selim (1514) geschlagen. Seine Nachfolger, Thamasp, 1523—75, Ismael II., 1576—77, Mohammed, 1578—86, Hamzeh, 1586, und Ismael III., 1587, führten unglückliche Kriege mit Prätendenten aus ihrer eigenen Familie sowie mit den Türken und Usbeken. Erst der große Schah Abbas, 1587—1628, stellte durch seine neue Militärorganisation und seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak-Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Bassra, den Usbeken Khorasan, den Portugiesen Ormus, den Afghanen Kandahar und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte wieder eine feste Herrschaft in P. ein, verlegte seine Residenz nach Ispahan und gab dem Reiche durch Gerechtigkeit, Toleranz und Beförderung des Handels und der Künste seinen Glanz zurück. Die folgenden Regenten, Schah Safi, 1628—41, und Abbas II., 1642—66, führten wieder Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Kandahar, welches 1638 verloren ging, aber 1647 wieder erobert wurde. Unter Schah Suleiman, 1666—94, versank das Reich in Kraftlosigkeit; unter seinem Sohne Husein verfiel es gänzlich. Die Afghanen in Kandahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir-Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs, worauf wilde Anarchie einriß. Der wahnsinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Afschraf gestürzt, dieser aber von Nadir-Kuli-Khan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken für Husein's Sohn, Thamasp (1729) kämpfte. Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kuli-Khan ab und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III., 1732 auf den Thron. Den Russen und Türken entriß Kuli-Khan wieder die abgetretenen Provinzen, und als Abbas III. 1736 starb, bestieg er selbst unter dem Namen Schah Nadir (s. d.) den Thron. Er erhob P. durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem frühern Ansehen, eroberte 1735 Bahrein und 1739 Balkh vom Khan von Bokhara, dann Kandahar, auch fiel er in Hindostan ein und nöthigte den Großmogul Mohammed, ihm nicht nur einige Provinzen am Indus zu überlassen, sondern ihm auch einen bedeutenden Tribut zu zahlen.

Nach Schah Nadir's Tode 1747 trat in P. ein Zwischenreich ein, angefüllt von innern Unruhen, welche das Reich furchtbar zerrütteten und in verschiedene Theile zerfallen ließen. In Ostiran gründete damals Achmed, aus dem Geschlechte der Abdallahis, das Reich der Afghanen (s. Afghanistan), das seitdem für das pers. Reich verloren blieb. Westiran dagegen zerfiel nach seinen verschiedenen Statthaltern, die sich unabhängig machten, in mehrere kleine Königreiche, die sich unablässig bekämpften und in ihrem Innern durch die gewöhnlichen orient. Thronstreitigkeiten mit den sich daranknüpfenden Greueln zerrüttet wurden. Endlich gelang es hier nach langen und blutigen Kämpfen dem Kerim-Khan, einem Kurden, nach andern Berichten einem vornehmen pers. Häuptling, sich der Herrschaft nach Besiegung der einzelnen aufgetauchten Prätendenten zu bemächtigen, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er nannte sich übrigens selbst nie Khan, sondern nur Wekil, d. i. Reichsverweser (eines Safiden), ließ sich 1755 zu Schiras, das er zu seiner Residenz machte, nieder und starb 1779, als seltenes Beispiel, eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen entstanden nach seinem Tode durch die Thronstreitigkeiten in seiner eigenen Familie, und endlich blieb ein Neffe Kerim-Khan's, Ali-Murad, 1781 im Besitz des Throns. Nur in Masanderan hatte sich Aga-Mohammed, ein Turkomane aus dem edelsten Geschlechte vom Stamme der Kadscharen, unabhängig gemacht. Ali-Murad, der gegen ihn zog, starb (1785) infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Die Regierung seines Nachfolgers Dschafar war ein immerwährender Kampf mit Aga-Mohammed, der ihn mehrmals schlug und mittels einer Verschwörung ermorden ließ (1789). Vergebens suchte Dschafar's Sohn, Lutf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen; Aga-Mohammed blieb Sieger und unterwarf sich nach und nach fast ganz Westiran; nur Khorasan und Georgien behaupteten factisch ihre Unabhängigkeit. Zu seinem Nachfolger ernannte er Baba-Khan, seinen Neffen, ebenfalls aus dem Stamme der Kadscharen, der, 1768 geboren, 1797 nach Aga-Mohammed's Ermordung unter dem Namen Feth-Ali den Thron bestieg und, wie schon seine Vorgänger, in Teheran (s. d.) residirte. Durch eine Reihe von Feldzügen befestigte er im Innern seine Macht und eroberte sogar Khorasan. Dagegen kam er in eine gefährliche Lage durch die rivalisirenden Bestrebungen Rußlands, Englands und Frankreichs im Orient, die ihn mit Rußland, das an sich schon nach der Eroberung der pers. Grenzprovinzen trachtete, in viele Conflicte brachten. So verlor er an Rußland im Frieden von 1797 Derbend und einen Theil des Landes am Kur; 1802 wurde Georgien, das sich schon längst Rußland in die Arme geworfen, zur russ. Provinz erklärt. Im Frieden von Gulistan vom 12. Oct. 1813, der dem unglücklichen Kriege folgte, welchen er unter Frankreichs Einfluß 1811 den Russen erklärt hatte, verlor Feth-Ali alle seine übrigen Besitzungen am Kaukasus, nördlich von Armenien, und mußte die russ. Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere gestatten. Auch der 1822 gegen die Pforte geführte Krieg hatte für P. keinen günstigen Erfolg. 1826 ließ sich Feth-Ali durch den Kronprinzen Abbas-Mirza (s. d.) und seinen Günstling Husein-Kuli-Khan, welche Rußland im Innern beunruhigt glaubten, zum Kriege gegen dasselbe bewegen. Die Perser fielen ohne Kriegserklärung in das russ. Gebiet ein, reizten einen Theil der Mohammedaner zum Aufstande und drangen bis Elisawetpol vor. Bald aber wurden sie von den russ. Generalen Jermolow und Paskewitsch in mehrern Gefechten geschlagen und verloren mehrere feste Plätze, darunter Eriwan, worauf die Russen 16. Oct. 1827 über den Araxes gingen und 31. Oct. Tauris besetzten. In dem darauf 22. Febr. 1828 zu Stande gekommenen Frieden mußte P. seinen ganzen Antheil an Armenien mit Eriwan und dem Kloster Etschmiadzin abtreten, 80 Mill. Rubel Kriegskosten zahlen und den Russen große Handelsvortheile einräumen. Hierüber war das Volk, außerdem durch Erpressungen aufs Aeußerste gebracht, erbittert, und als der russ. Gesandte Gribajedow in Teheran einige georgische Frauen, die russ. Unterthanen waren, der pers. Sklaverei entzog, brach 12. Febr. 1829 die Wuth des Volks los, das den russ. Gesandten nebst seiner Gemahlin und dem größten Theil seines Gefolgs ermordete. Nur durch die größten Demüthigungen sowie durch strenge Bestrafung der Theilnehmer am Aufstande, von denen z. B. 1500 Personen Nase, Ohren oder Zunge abgeschnitten wurden, vermochte der Schah Maßregeln der Wiedervergeltung von seiten Rußlands abzuwenden.

Einen großen Verlust erlitt P. 1833 durch den Tod des präsumtiven Thronfolgers Abbas-Mirza, des einzigen Mannes, dem es ernstlich um die Hebung seines verwahrlosten Vaterlandes zu thun und der die Haupttriebfeder aller reformatorischen Bestrebungen, die damals in P. sich geltend machten, insbesondere einer bessern Organisation des Militärs war. Bald darauf starb 20. Oct. 1834 der Schah Feth-Ali. Ein innerer Krieg brachte infolge der Thronansprüche, die

sich unter seinen Nachkommen erhoben, auszubrechen; allein die Uebereinstimmung Englands mit Rußland, die dem Sohne Abbas-Mirza's, Mohammed, den Thron garantirten, bewirkte, daß dieser Schah wirklich den Thron besteigen konnte. Doch vermochte er die Umtriebe seiner übrigen Verwandten nicht zu unterdrücken, und bald empörte sich der eine, bald der andere. Unter diesen Verhältnissen mußte das Reich seinem Ruine mehr und mehr entgegengehen. Dazu kam die wachsende Eifersucht Rußlands und Englands, welche P. für ihre Zwecke zu gewinnen suchten und die Regierung demoralisirten. In diesen diplomatischen Kämpfen trug Rußland endlich den Sieg davon, den es auch mit geringen Wechselfällen behauptete. So gelang es ihm, P. zu einem zweimaligen, wiewol erfolglosen Zuge gegen Herat (s. d.) zu vermögen, um dieses Bollwerk auf der Straße von Vorderasien nach Indien dem russ. Einflusse zu gewinnen. Zwar bewirkte der siegreiche Zug der Engländer nach Afghanistan sowie die zeitweilige Besetzung des Hafens von Abuschehr (s. d.) durch dieselben, daß die engl. Politik um 1840 in P. wieder das Uebergewicht bekam. Allein dies dauerte nur kurze Zeit; denn die drohende Nähe, in der die Russen fortwährend standen, und die Schwäche des körperlich und geistig zerrütteten Schahs, der sich ganz in den Händen seines von den Russen gewonnenen Großveziers befand, gaben der russ. Politik bald wieder ihren vorwaltenden Einfluß. Derselbe äußerte sich dann auch in der nach fünfjährigen Verhandlungen zu Erzerum durch den Vertrag vom 7. Juni 1847 zu Stande gekommenen Beilegung der drohenden Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und P., besonders aber in dem Zustandekommen eines Vertrags, den der Fürst Woronzow als russ. Bevollmächtigter 1846 in Tiflis mit P. abschloß. Nach den Bestimmungen desselben erhielt Rußland die pers. Häfen Rescht und Asterabad am Kaspischen Meere als Stationshäfen für seine Kriegsschiffe zur Benutzung; ferner das Recht, Bergwerke, besonders auf Kohlen, in P. anzulegen und zu ihrer Ausbeutung von jenen beiden Häfen aus befestigte Etapen zu errichten. Auch mußten fortan die Perser alle russ. Ueberläufer ausliefern. So wurde P. immer abhängiger von Rußland und konnte sich um so weniger aus dieser Abhängigkeit befreien, je mehr das Land unter der schwachen Regierung des Schah herabkam.

Nachdem der erste Minister des Schah, Hadschi-Mirza-Aghasi, der die innere Verwaltung mit unumschränkter Gewalt geleitet, 1847 und der Schah selbst Oct. 1848 gestorben war, trat der Sohn des letztern, Nasir-Eddin (geb. 1830), die Regierung an, der schon bei seines Vaters Thronbesteigung zum Nachfolger bestimmt war und jetzt durch die energisch ausgesprochene Anerkennung von seiten Englands und Rußlands vor den Herrschergelüsten zahlreicher Prätendenten geschützt wurde. Der junge Regent ernannte Mirza-Taghi-Khan, den Sohn eines Kochs, zum Vezier und seinen zweijährigen Sohn, Mehmed-Mirza, zum Nachfolger. Die neue Regierung stellte anfangs durchgreifende Reformen, Erleichterung des Steuerdrucks, Befriedigung der Staatsgläubiger, Entschädigung der früher ihres Besitzes Beraubten u. s. w. in Aussicht. Allein man blieb bei leeren Verheißungen stehen. Durch Vermittelung der Diplomatie wurden die auswärtigen Gläubiger befriedigt, nur die französischen nicht, weshalb der franz. Gesandte, Graf Sartiges, der seit 1845 in Teheran accreditirt war und 24. Juli 1847 zwar einen Handelsvertrag zwischen P. und Frankreich zu Stande gebracht, den franz. Einfluß aber zu keiner Bedeutung hatte erheben können, jetzt, durch die Vorgänge in seiner Heimat vollends um alles Ansehen gebracht, seine Pässe nahm. Die inländischen Gläubiger gingen ebenfalls leer aus. Die Erhöhung der Abgaben, die Vernachlässigung der Straßen, Brücken, Wasserbehälter, Karavanserais und anderer öffentlicher Anstalten, die Verschwendung der Einkünfte in Prachtbauten, der Luxus und Nepotismus des Ministers, die Verfolgung, Bestrafung, ja Hinrichtung solcher, die Klage führten: alles dies hatte mehrfache Empörungen in den Provinzen, in Schiras, Ispahan, Masanderan, Kerman, Khorasan, zur Folge, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Selbst in Teheran kam es im Jan. 1850 zu einer Volksbewegung, welche die Entfernung des allgewaltigen Ministers verlangte, ihren Zweck aber nicht erreichte und die Verhaftung mehrerer compromittirter Großen nach sich zog. Mirza-Taghi-Khan, der dadurch, daß er in Verdacht kam, die Zerstörung eines russ. Depots bei Asterabad durch die Turkomanen von Masanderan veranlaßt und sogar das Volk von Teheran zur Erstürmung des russ. Gesandtschaftshotels aufgereizt zu haben, dem guten Einvernehmen P.s mit Rußland einen Stoß versetzt hatte, wußte zwar durch Nachgiebigkeit gegen Rußland, welches die Versetzung des Statthalters von Masanderan als Genugthuung verlangte, das Vertrauen der russ. Regierung wieder zu gewinnen, zumal da er die Kriegslust des Schahs gegen Herat nährte; allein durch den Einfluß der Mutter des Schahs, deren Ausschweifungen er demselben enthüllt hatte, und durch die Mitwirkung so vieler unzufriedener Großen wurde er doch endlich gestürzt, im Nov. 1851 gefesselt

nach einem Schlosse in der Nähe von Kaschan abgeführt und später ermordet. An seine Stelle trat der 70jährige Mirza-Agha-Khan. Kurz nach Taghi-Khan's Tode trafen österr. Gelehrte (darunter der Montanist Czernota) und Offiziere ein, denen ihr Kaiser, auf das Ersuchen der pers. Regierung, die Reise nach Teheran gestattet hatte, um dort wissenschaftliche Anstalten zu gründen und das pers. Heer auf österr. Fuß zu organisiren. Doch die Offiziere sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht; ihr Vertrag blieb unerfüllt, ihr Sold rückständig und für die Armee geschah so viel wie nichts. Dagegen gelang es Czernota, zu Teheran eine Montanistenanstalt zu errichten, die Mitte 1852 bereits 134 Schüler zählte.

Unter allen Provinzen war seit dem Regierungsantritte Nasir-Eddin's Khorasan die unruhigste. Dort war die rein pers. Partei, welche den Gehorsam gegen die Kadscharendynastie aus religiösen Gründen geradezu für unerlaubt hielt, am stärksten vertreten und wurde sogar vom Statthalter der Provinz, Assaf-ed-Daulah, unterstützt. Auf die deshalb erfolgte Absetzung desselben brach ein Aufstand aus, und die Khorasaner rissen sich von P. los. Der Befehlshaber der Hauptstadt Meschhed floh zu Yar-Mohammed, dem Beherrscher von Herat. Dieser rückte, um die Provinz für sich zu gewinnen, mit einem Heere vor, wurde aber von den Khorasanern zurückgeschlagen. Der Zug veranlaßte nun eine pers. Expedition gegen Herat. Als Yar-Mohammed 1851 starb und hierauf Dost-Mohammed, der Khan von Kandahar, und dessen Halbbruder, Kuhendil-Khan, sich um Herat stritten, rückten die Perser im März 1852 ein und nahmen die Stadt weg, worauf das Sultanat Herat dem pers. Reiche im Mai einverleibt wurde. Doch suchte jetzt England die Freigebung und Selbständigkeit Herats durchzusetzen, weshalb 30. Sept. 1852 eine engl. Flotte bei Abuschehr am Persischen Meerbusen landete und 2. Oct. 9000 Mann ausschiffte. Ein Mordanfall auf den Schah, der 15. Aug. 1852 von drei Männern aus einer 1838 von Babi gestifteten und durch die Hinrichtung ihres Stifters fanatisirten religiösen Sekte (den Babis) ausging, wurde mit zahlreichen Hinrichtungen unter unmenschlichen Martern bestraft. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei im Herbst 1853 neigte sich die pers. Regierung auf die Seite Rußlands, erregte aber dadurch den Unwillen der Bevölkerung in so bedenklicher Weise, daß man es rathsam fand, nichts gegen die Türken zu unternehmen. 1855 eroberten die Perser abermals Herat, aber im folgenden Jahre landeten die Engländer wieder auf der Rhede von Abuschehr (s. d.) und bemächtigten sich dieser befestigten Stadt. Der Schah sandte Truppen gegen den Feind, die aber von den aus Abuschehr ausfallenden Engländern zurückgeschlagen wurden. Auch ein anderes pers. Corps, das vor Muhammereh lag, wurde von der engl. Flotte hart mitgenommen, sodaß der Schah unter franz. Vermittelung 1858 Frieden schloß. In den folgenden Jahren kämpften die Perser, jedoch ohne großen Erfolg, gegen die Turkomanen, deren Einfälle immer mehr überhand nahmen. Serachs wurde zwar 1860 erobert, mußte aber bald wieder aufgegeben werden. Vgl. Malcolm, «History of Persia» (2 Bde., neue Aufl., Lond. 1829, mit Kupfern und Karten; deutsch von Becker, 2 Bde., Lpz. 1830); Herford Jones Bridges, «The dynasty of the Kajars» (Lond. 1833); die Reisewerke von Chardin, Niebuhr, Olivier, Kinneir, Morier, Ouseley, Ker Porter, Will. Price, J. B. Fraser, G. Keppel, Drouville, Buckingham, Stocqueler u. a.; Struve, «Résultats géographiques du voyage en Perse» (Petersb. 1851); Wagner, «Reise nach P. und dem Lande der Kurden» (2 Bde., Lpz. 1852); Flandin, «Voyage en Perse» (Par. 1851); Brugsch, «Reise der preuß. Gesandtschaft nach P.» (2 Bde., Lpz. 1862); Petermann, «Reisen in den Orient» (2 Bde., Lpz. 1861); Blau, «Commerzielle Zustände P.s» (Berl. 1858); Barbier de Meynaud, «Dictionnaire géographique, historique et littéraire de la Perse» (Par. 1861); Polak, «Persien» (2 Bde., Lpz. 1865); Khanikoff, «Ethnographie de la Perse» (Par. 1866); Watson, «A history of Persia from the beginning of the 19. century» (Lond. 1866).

Persischer Meerbusen, schon bei den Alten als ein Theil des Erythräischen Meeres so genannt, ein Theil des Indischen Ocean, dringt in nordwestl. Richtung zwischen Arabien und Persien in den Continent von Asien zwischen 24° und 30° nördl. Br. ein, in einer Länge von 135 M. und einer Breite von 5—45 M. Der Busen hat einen Küstenumfang von 420 M. und nimmt einen Flächenraum von 4340 Q.-M. ein. Dazu kommen 75 Q.-M. auf die zahlreichen Inseln, unter denen Hormûs oder Ormûs (s. d.), nach welcher der Eingang des Golfs Straße von Ormûs genannt wird, die ihr benachbarte Insel Kischm (30³/₅ Q.-M.), ferner Kerak (s. d.) und die durch Perlenfischerei sehr wichtigen Bahreininseln (s. d.) die berühmtesten sind. Die Inseln bestehen theils aus eisenhaltigem Gestein, theils aus Kalkstein und zeigen häufige Spuren vulkanischer Eruptionen; die meisten sind öde, ohne Quellen und voll steiler Pics. Die Küsten, größtentheils der Kalkformation angehörend, sind auf der arab. Seite, wo sie vom Cap

oder Ras Mussendom bis Khor-Abdilla eine Länge von 227½ M. haben, niedrig und sandig, an einzelnen Stellen von vulkanischen Bergen unterbrochen. Auf der pers. Seite, wo ihre Länge vom Ras Koli bis Deribana 167½ M. beträgt, läßt das viel näher an das Meer herantretende Hochland oft nicht einmal einem schmalen Küstensaume Raum. Außer dem Schat-el-Arab (Araberstrom), d. i. dem vereinigten Euphrat und Tigris, dessen Mündungsarme eine Länge von 25 M. einnehmen, ergießen sich nur sehr unbedeutende Flüsse in den Golf. Die Schiffahrt ist an der pers. Küste wegen der bis dicht an das Festland sich erstreckenden Tiefe des Meeres am sichersten. Im allgemeinen findet man an der Küste überall Ankerplätze, entweder in den verschiedenen Buchten oder unter dem Schutze der Inseln. Die Ordnung der periodischen Strömungen des Golfs ist die umgekehrte des Rothen Meeres: vom Mai bis Oct. tritt eine Strömung ein, vom Oct. bis Mai heraus. Orient. Geographen haben den Golf das Grüne Meer genannt, und es gibt wirklich der arab. Küste gegenüber einen bestimmt abgegrenzten Streifen grünen Wassers. Bekannt wurde der Golf erst durch Nearch's, des Admirals Alexander's d. Gr., Rückfahrt aus Indien nach Babylon am Euphrat; bestimmtere Angaben finden sich erst von Eratosthenes im 3. Jahrh. v. Chr. (bei Strabo). Genauer untersucht wurde der Meerbusen erst seit 1809. In diesem Jahre veranstaltete die Ostindische Compagnie wegen zunehmender Unsicherheit der Beschiffung durch arab. Seeräuber von Bombay aus eine Expedition zu deren Unterdrückung. Dabei wurden zugleich mehrere Strecken der arab. Küste und die ihr vorliegenden Inseln durchforscht. Gleichen Erfolg auch in wissenschaftlicher Hinsicht hatte eine neue Expedition 1819 gegen die inzwischen wieder erstarkten Piraten. Aber noch wichtiger wurde die auf Befehl der Ostindischen Compagnie unternommene rein wissenschaftliche Expedition, welche 1821—25 die ganze arab. Küstenlinie von Cap Mussendom bis zur Mündung des Schat-el-Arab nebst den Inseln trigonometrisch vermaß. Beherrscher des Golfs waren vorübergehend die Portugiesen und Holländer, niemals aber die Perser, die sich von jeher als eine meerscheue, seeuntüchtige Nation zeigten. In der That ist er, wie in alter Zeit, so noch gegenwärtig, ein echt arab. Meer. Ein großer Theil selbst der pers. Küste mit den Häfen Bender-Abbasi (s. d.) und Lundsche oder Lindscha, den Inseln Ormus, Kischm u. a. steht unter der Herrschaft des arab. Imam von Oman oder Maskât (s. d.), und auch die übrige pers. Küste ist überall von Arabern bewohnt, unter denen die wenigen, nur in den größern Ortschaften, wie Abuschehr (s. d.), angesiedelten Perser als fremde Eindringlinge erscheinen. Persien mischt sich nicht in die Angelegenheiten und die Verwaltung der einzelnen Scheikhs. Die pers. Regierung ist zufrieden, wenn ihr nur der sehr unregelmäßig vertheilte Tribut jährlich gezahlt wird. Seit der Unterdrückung der Seeräuberei traten im Persischen Golf überhaupt friedliche Zustände ein, und der einheimische Handel blühte von neuem auf. Doch ist der Golf eine der stillsten Gegenden der Erde. Nur die Engländer durchfurchen rastlos mit ihren Dampfern die Fluten des Golfs. Der Imam von Maskât ist nur ein indobrit. Vasall von Bombay, und auch in den übrigen Theilen des Meeres wurde der engl. Einfluß allgewaltig zum Gewinn der Civilisation. Bereits wurde Fao unterhalb Basra durch das 314½ M. lange indische Telegraphenkabel mit Karatschi (s. d.) und so mit Bombay und Kalkutta verbunden und eine Eisenbahn durch Mesopotamien zu dem Gestade des Golfs projectirt.

Persische Sprache und Literatur. Die uns näher bekannten ältern und neuern Sprachen Persiens, die man unter dem Namen der Iranischen oder Westarischen Sprachen zusammenzufassen pflegt, gehören insgesammt zu dem großen Stamme der Indogermanischen Sprachen (s. d.) und sind, was die ältern betrifft, etwa folgende: 1) Das Zend oder das Altbaktrische, die Sprache, in welcher die Religionsbücher Zoroaster's abgefaßt sind. Dieselbe war wahrscheinlich im nordöstl. Persien herrschend, wird mit einem Alphabete semit. Ursprungs von der Rechten zur Linken geschrieben und steht dem ältesten Sanskrit der Vedas sehr nahe. Der Begründer des wissenschaftlichen Studiums dieser Sprache wurde E. Burnouf. Eine Grammatik gab Spiegel (Lpz. 1866), ein Wörterbuch Justi (Lpz. 1864) heraus. In ihr sind uns zahlreiche Fragmente der alten Religionsbücher des Zoroaster'schen Cultus erhalten. (S. Zendavesta.) 2) Das Pehlewi, auch Huzvaresch genannt, oder die alte Sprache des westl. Persien, ist eine Mischung von pers. und semit. Wörtern, mit vorherrschend pers. Grammatik. Grammatik, Chrestomathie und Wörterbuch hat ebenfalls Spiegel bearbeitet (2 Bde., Lpz. 1856). Die in ihr erhaltenen Denkmäler beziehen sich ebenfalls ausschließend auf die Religion des Zoroaster. Die wichtigsten sind a) die unter der Herrschaft der Sassaniden verfaßten Uebersetzungen und Paraphrasen der alten Zendbücher, auf welchen allein das traditionelle Verständniß dieser Bücher bei den jetzigen Parsen beruht (die Uebersetzung des Vendidad und Yaçna, herausg.

durch Spiegel, Lpz. 1853); b) das Bundehesch (herausg. von Westergaard, Kopenh. 1851; deutsch von Windischmann in seinen «Zoroastrischen Studien, Berl. 1863), eine Art dogmatischen Handbuchs über die Religion Zoroaster's, eine ziemlich späte Compilation. Andere Bücher dieser Art sind das Ardai-Wiraf-nameh u. s. w. Außerdem hat man noch einige wenige Inschriften und zahlreiche Münzlegenden auf den Münzen der Sassaniden (am vollständigsten zusammengestellt von Mordtmann, Lpz. 1854). 3) Das Altpersische, die alte Sprache Persiens, wie sie zur Zeit der Achämeniden geredet wurde. Die einzigen Ueberreste dieser Sprache, die von den beiden genannten bedeutend abweicht, finden sich in den Keilschriften (s. d.). Aus dieser ältern Sprache entwickelte sich: 4) Das Pârsi oder Neupersische, ursprünglich die Sprache des südwestl. Persien. Es hat einen modernen Charakter, indem es die vielen Flexionsendungen jener ältern pers. Mundarten einbüßt; doch ist der Stil zu großer Anmuth und Geschmeidigkeit gebildet. Am reinsten und öfters mit dem ältern Alphabete der Zendsprache geschrieben findet man es in den religiösen Abhandlungen der Parsen (vgl. «Grammatik der Pârsisprache» von Spiegel, Lpz. 1851) sowie im «Schâhnâmeh» des Firdusi (s. d.). Seit der Herrschaft der Araber in Persien und der Verbreitung des Islam daselbst nahm das Neupersische viele arab. Wörter in sich auf; auch ward es von da an mit arab. Schriftzeichen geschrieben. Durch die mongol. Herrschaft wurde es im nördl. Indien sehr verbreitet und bildete daselbst bis auf die neueste Zeit die Sprache der Diplomatie, des höhern geselligen Lebens und der Gerichtshöfe. Die vorzüglichsten Sprachlehren sind die von Lumsden (2 Bde., Kalkutta 1810), Jones (9. Aufl., Lond. 1828), Vullers (Gießen 1840), Chodzko (Par. 1852) u. a.; die besten Originalwörterbücher: das Burhâni-kati (Kalk. 1818), Ferhengi-Schuuri (2 Bde., Konstant. 1746) und Heftkulzum (7 Bde., Lucknow 1822) sowie Meninski's «Lexicon Turc.-Arab.-Persicum» (neue Ausg. 4 Bde., Wien 1780—1802), Richardson's «Dictionary Persian, Arabic and English» (4. Aufl. von Johnson, Lond. 1852) und Vullers' «Lexicon Persico-Latinum» (2 Bde., Bonn 1853—59). Uebrigens hat die neupers. Sprache viele Dialekte, wie das Kurdische an der westl. Grenze Persiens, das Masanderani u. a. m., die erst in neuester Zeit bekannt geworden sind.

Die neupersische Literatur entwickelte sich seit der Zeit, wo der Islam in Persien Eingang fand, und die Schriftsteller in derselben sind insgesammt Mohammedaner. Die ersten neupers. Schriften, theils poetischen, theils histor. Inhalts, stammen aus der Zeit der samanidischen Fürsten im 9. und 10. Jahrh. Von dieser Zeit an wurde die pers. Literatur in Persien selbst sowie in Indien, namentlich die Poesie und Geschichte, ununterbrochen gepflegt, so viele gewaltsame polit. Stürme auch das Land verheerten. Der Reichthum der pers. Literatur ist ungemein groß; eine Uebersicht gewährt Hâdschi-Khalfa (s. d.).

Die Poesie umfaßt eine Menge kleinerer lyrischer Gedichte, in sog. Diwâns oder Sammlungen vereinigt, auch größere histor., romantische und allegorische Gedichte und viele Märchen und Erzählungen in Prosa, mit Versen untermischt. Der älteste bekannte Dichter ist Rudegi, um 952, welcher auf Befehl des samanidischen Fürsten Nasr-ben-Achmed die Fabeln des Bidpai in das Persische übersetzte. Aus der Zeit der Ghasnewiden ist zu erwähnen Firdusi (s. d.), an dessen großartiges Nationalepos sich viele verwandte Dichtungen anlehnen, wie z. B. das «Barsunameh», das «Sam-nameh» u. a. m.; Anwari, ein gelehrter Panegyriker und Odendichter, um 1150; Nisâmi (s. d.), der Begründer der romantischen Epik und Verfasser einer Chamsse, d. h. einer Sammlung von fünf größern romantischen Gedichten; Chakâni, um 1200, einer der gelehrtesten Odendichter; Ferîd-ed-dîn-Attâr, um 1270, der Verfasser mehrerer religiöser und ascetischer Gedichte, z. B. des «Mantiket-ettaïr» oder des Vogelgesprächs, worin er die theosophische Beschauung Gottes schildert (persisch und französisch von Garcin de Tassy, Par. 1857), und des «Pendnâmeh» oder des Buchs des guten Raths (mit franz. Uebersetzung herausg. von Sacy, Par. 1819); Dschelâl-ed-dîn-Rûmi, ein Zeitgenosse des vorigen, der als der größte mystische Dichter gilt; Saadi (s. d.); Emîr-Chosru, ein Zeitgenosse des Saadi, der wie Nisâmi eine Chamsse dichtete; Hâfis (s. d.), der berühmteste Odendichter, um 1300; Dschâmî (s. d.), einer der fruchtbarsten und anmuthigsten pers. Dichter, um 1400; Hâtifi, gleichfalls Verfasser einer Chamsse; Feisi, am Hofe des Großmoguls Akbar, um 1540, der auch die altind. Erzählung von Nala und Damayanti in einem kunstvollen Epos (Kalk. 1831) bearbeitete. Die neuesten größern Gedichte der Perser sind das «Schehinschâh-nâmeh», das Buch der Könige, welches die neueste Geschichte Persiens in Versen erzählt, und das «George-nâmeh», von Firosben-Kaus (3 Bde., Bombay 1839), das die Eroberung Indiens durch die Engländer schildert. Die eigentliche Volksliteratur, kleine Lieder über die einfachsten Verhältnisse des Lebens, Balladen und Cyklen histor. Gesänge, gibt A. Chodzko in seinen «Specimens of the popular poetry of

Persia» (Lond. 1842); ein Fragment daraus: «Die Abenteuer und Gesänge Köruglu's», übersetzte Wolff ins Deutsche (Jena 1843). Die Perser sind das einzige mohammed. Volk, welches auch die dramatische Poesie angebaut hat; die Stücke sind ganz den Mystères der ältern franz. Literatur zu vergleichen und reich an natürlicher, ergreifender Lyrik. Vgl. Chodzko, «Sur la littérature dramatique des Persans» (Par. 1844), und Proben derselben im Texte (Par. 1852). Die Geschichte der pers. Dichter haben beschrieben Dauletschah in dem Werke «Teskeret essehoara», d. i. Lebensbeschreibungen der Dichter, und Lutf-Ali-Beg, dessen Werk «Ateschkedah», d. i. Feuertempel, die Geschichte der pers. Dichter bis in die neuesten Zeiten fortsetzt. Vgl. Hammer, «Geschichte der schönen Redekünste Persiens» (Wien 1818). Von den zahlreichen Sammlungen von Novellen, Märchen, Erzählungen sind nur folgende zu erwähnen: «Anwâri-soheili», d. i. Kanopische Lichter, eine vortreffliche, mit allem Zauber der pers. Sprache geschmückte Bearbeitung der Fabeln des Bidpai; «Behâri-dânisch», d. i. Frühling der Weisheit, verfaßt von Inâjet-Allah in Indien, übersetzt von Scott unter dem Titel «Garden of knowledge» (3 Bde., 1799); «Tûtinâmeh», d. i. Papagaienbuch, persisch und englisch von Hadley herausgegeben, deutsch von Iken und Kosegarten (Stuttg. 1822), und «Bakhtijar-nâmeh», d. i. Geschichte des Prinzen Bakhtijâr, von Ouseley herausgegeben und übersetzt unter dem Titel «Tales of Bakhtyar and the ten veziers» (Lond. 1801; Par. 1839). Durch Persien ist auch der große Reichthum der indischen Literatur an Fabeln und Märchen vermittelt worden. (S. Tausend und Eine Nacht.)

Der histor. Theil der neupers. Literatur ist ebenso reichhaltig als wichtig. Die pers. Geschichtschreiber behandeln theils die allgemeine Geschichte der mohammed. Staaten, theils insbesondere die der zahlreichen arab., pers., türk. und mongol. Dynastien, welche in Persien und Indien ihren Sitz aufschlugen. Nur weniges davon ist bisjetzt gedruckt. Wir erwähnen: das «Tarichi Tabari», oder die pers. Bearbeitung der großen arab. Chronik des Tabari, verfaßt von El-Balami 974 (franz. von Dubeux, Bd. 1, Lond. 1835); «Dschâmi ettewârich», d. i. Sammlung der Chroniken, eine Geschichte der Mongolen, vom Vezier Raschid-Eddîn, um 1320 (herausg. und übersetzt von Quatremère, Bd. 1, Par. 1836); die Chronik des Wassâf, um 1333, welche die Geschichte der Nachkommen Dschingis-Khan's enthält und in einem überaus künstreichen Stile geschrieben ist (pers. und deutsch von Hammer, Bd. 1, Wien 1856; der pers. Text allein, Bombay 1853); «Lubb ettewârich», oder Mark der Chroniken, von Kaswîni, um 1370; die Geschichte Timur's, von Scherif-eddîn-Jesdi, um 1460 (franz. von Petit de Lacroix, Par. 1724); «Rauset essafa», d. i. Flur der Lauterkeit, von Mirchond, um 1520, eine große Universalgeschichte, aus welcher mehrere Abschnitte herausgegeben worden sind (z. B. «Geschichte der Samaniden, herausg. von Wilken, Gött. 1810, und von Defrémery, Par. 1845; «Geschichte der Ghasnewiden», Berl. 1832, und «Geschichte der Bujiden», beide herausg. von Wilken, Berl. 1835; «Geschichte der Sassaniden», herausg. von Defrémery, Par. 1844; franz. von Sacy, Par. 1793; «Geschichte der Ismaeliten, von Jourdain, Par. 1812; «Geschichte der Seldschukiden», pers. und deutsch von Vullers, Gießen 1837; «Geschichte des Dschingis-Khan, von Jaubert, Par. 1841; «Geschichte der Sultane von Kharesm», von Defrémery, Par. 1842, u. s. w.; vollständig, 2 Bde., Bombay 1849); die «Geschichte Indiens» von Ferischta, um 1640 (2 Bde., Bombay 1831; engl. von Briggs, 4 Bde., Lond. 1829); die «Tusukâti Timûr», oder Einrichtungen Timur's (pers. und engl. von White, Orf. 1783); die «Wakiâti Bâburi» oder Begebenheiten des Großmoguls Babur, von ihm selbst aufgezeichnet (engl. von Erskine, Edinb. 1826; deutsch von Kaiser, Lpz. 1828); die «Wakiâti Dschihângiri» oder Begebenheiten des Großmoguls Dschihângir (engl. von Price, Lond. 1829); das «Ajini Akbari» oder die Ordnung Akbar's, eine statist. Schilderung des Mogulreichs in Indien unter Akbar (engl. von Gladwin, 2 Bde., Kalk. 1783); «Die Geschichte des Nadir-Schah», von Mahdi-Khan (Teheran 1842; franz. von Jones, Lond. 1770); «Die Geschichte der Afghanen», von Neamet-ullah (engl. von Dorn, 2 Bde., Lond. 1829); «Das Leben des Scheikh Ali-Hasin» (pers. und engl. von Belfour, 2 Bde., Lond. 1830) und «Siyar Mutakherin», enthaltend die Geschichte Indiens von 1705—82, von Gholam-Husain-Khan (2 Bde., Kalk. 1832; engl., 3 Bde., Kalk. 1789). Eins der neuesten histor. Werke, «Measiri sultanijje», gibt die Geschichte der jetzt regierenden Dynastie (Teheran 1825; engl. von Brydges, Lond. 1833).

In Betreff anderer Fächer der neupers. Literatur erwähnen wir aus der Ethik: das «Kâbusnâmeh», von einem dilamitischen Prinzen verfaßt um 1080 (deutsch von Diez, Berl. 1811); die «Achlâki nâsseri», von Nassir-eddîn-Tûssi, um 1270; die «Achlâki Muhsini» von

Hossein-Wâïs-Kâschifi, um 1480 (Kalk. 1809), und «Achlâki Jelâli» (Kalk. 1811; engl. von Thompson, Lond. 1839); aus der Religionsgeschichte: das Buch «Ulemâi islâm», welches Nachrichten über die altpers. Religion liefert (pers. von Olshausen, Par. 1829; deutsch von Bullers, Bonn 1832), sowie den «Dâbistân», eine Darstellung aller Religionen Asiens (Kalk. 1809; engl. von Troyer, 3 Bde., Lond. 1843); aus der Rhetorik: «Hadâik ul-belâghet», d. i. die Lauben der Beredsamkeit, von Schems-Eddîn (Kalk. 1814); «Nahr ul-fasâhet», d. i. der Strom der Beredsamkeit, von Mirza-katil (Kalk. 1820); aus der Geographie: «Heft iklîm» oder die sieben Klimate, von Amîn-Achmed-Râsi, und «Adschâïb el-buldân» oder die Wunder der Länder, von Berdschendi; aus der Medicin: das «Tochfet el-mûmenîn», von Mohammed-Mumin-Husseini, um 1700; aus der Philologie: die obenerwähnten großen neupers. Wörterbücher. Außerdem haben die Perser viele Werke der altind. Literatur übersetzt, z. B. die epischen Gedichte «Ramayana» und «Mahabharata», die theol. Abhandlungen der Vedas u. s. w. Das vollständigste Verzeichniß der in Europa sowie im Orient selbst gedruckten pers. Bücher gibt Zenker in der «Bibliotheca orientalis» (2 Bde., Lpz. 1846—59).

Persigny (Jean Gilbert Victor Fialin, Herzog von), franz. Staatsmann, geb. 1. Jan. 1808 zu St.-Germain-Lespinasse (Depart. Loire), wurde nach Beendigung seiner Gymnasialstudien im 17. J. Soldat und nachher in die Cavalerieschule zu Saumur aufgenommen, die er 1828 als Wachtmeister beim 4. Husarenregiment verließ. Damals Royalist, änderte er seine polit. Ansichten unter dem Einflusse des Hauptmanns seiner Compagnie, des Republikaners Kersansic, und betheiligte sich 1830 an einer militärischen Bewegung zu Gunsten der Julirevolution auf eine Art, die von seinen Obern als Insubordination angesehen wurde und seine Verabschiedung zur Folge hatte. Ohne Geschäftsberuf und Vermögen ging P. 1831 nach Paris, um eine neue Stellung zu gewinnen. Hier fiel er durch das Lesen des «Mémorial de Ste.-Hélène» der napoleonischen Sache zu und bemühte sich sofort, derselben einen Vereinigungspunkt zu schaffen, indem er die Revue «L'occident français» (1834) gründete, von der er aber aus Mangel an pecuniären Mitteln nur die erste Nummer erscheinen lassen konnte. Doch verschaffte ihm das Unternehmen die Erkenntlichkeit des Exkönigs Joseph und ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen Louis Bonaparte, der damals zu Arenenberg in der Schweiz lebte und ihn an seine Person fesselte. Eifriger Vorarbeiter und Theilnehmer des Militäraufstandes in Strasburg (1836), konnte er sich indeß der Untersuchungshaft entziehen und nach England flüchten. 1840 wurde er als Theilnehmer der Expedition nach Boulogne ergriffen und vom Pairshofe zu 20jähriger Gefangenschaft verurtheilt. Anfangs sperrte man ihn in Doullens ein, versetzte ihn aber Krankheit halber nach dem Militärspital in Versailles, wo seine Haft nur noch Stadtarrest war, als die Februarrevolution ausbrach. Sein heller Blick ließ ihn sofort die populäre Uebermacht des großen Kaisernamens gegen die Republik erkennen. Er eilte nach Paris, bewog die Napoleoniden zur Ausgleichung ihrer Ansprüche, sammelte ihre Anhänger, beförderte die Herausgabe mehrerer Volksblätter, bereiste das Innere von Frankreich und half, was er konnte, zur siegreichen Wahl des 10. Dec. Zur Belohnung erhielt P. die Adjutantenstelle bei dem neuen Präsidenten Ludwig Napoleon, der ihn auch bei dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zu allererst ins Geheimniß zog und ihm auftrug, an der Spitze eines Linienregiments von dem Local der Nationalversammlung Besitz zu nehmen. Nachdem das Werk gelungen, war er einer der einflußreichsten Stützen und Vertreter der neuen Macht. An Morny's Stelle übernahm er das Ministerium des Innern, unterzeichnete die auf die Orléans'schen Familiengüter bezüglichen Decrete und leitete die ersten Wahlen des Gesetzgebenden Körpers, legte aber 1854 aus Gesundheitsrücksichten sein Portefeuille nieder. 1855 ging er als franz. Gesandter nach London, von wo er zurückkehrte, um nach den Decreten vom 24. Nov. 1860 wieder die Leitung des Ministeriums der innern Angelegenheiten zu übernehmen. In dieser Stellung suchte er in officiellen Reden und Berichten seiner Amtsführung eine liberale Farbe zu bewahren. Als jedoch bei den Wahlen von 1863 sämmtliche Candidaten der Opposition in Paris den Sieg davontrugen, legte er sein Portefeuille abermals nieder. P. vermählte sich 1852 mit der einzigen Tochter des Fürsten von der Moskwa und erhielt bei dieser Gelegenheit vom Kaiser den Grafentitel. 1863 wurde er zur Würde eines Herzogs erhoben.

Persius (Aulus) Flaccus, einer der vorzüglichsten röm. Satiriker, geb. 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien aus einer angesehenen Familie, erhielt eine gute Bildung durch den Grammatiker Rhemnius Palämon und durch den Stoiker Cornutus, an den er sich anschloß, und lebte, wegen seiner Bescheidenheit von allen geschätzt, mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Roms im freundschaftlichsten Verkehr, starb aber schon 62 n. Chr. Die noch erhaltenen sechs

Satiren, in denen er uns ein durchaus abstractes Bild der herrschenden Sittenverderbniß seiner Zeit im Gegensatze zu dem Ideale des stoischen Weisen und altröm. Zucht gibt, empfehlen sich durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit, leiden aber an großer Dunkelheit, die theils in manchen für uns unverständlichen Anspielungen, theils in der abgerissenen Schreibart und übertriebenen Kürze ihren Grund hat. Wegen ihres moralischen Inhalts sind sie noch im Mittelalter häufig gelesen worden und daher in zahlreichen Handschriften erhalten. Die besten Ausgaben sind die beiden von O. Jahn (mit Commentar und den alten Scholien, Lpz. 1843; kleinere Ausg., ebendaselbst 1851). Deutsche Uebersetzungen lieferten Donner (Stuttg. 1822), Weber (Bonn 1834) und Teuffel (Stuttg. 1858).

Person bezeichnet jedes Wesen, welches die Anlage zum freien und vernünftigen Wollen und Handeln besitzt, im Gegensatze zur Sache, worunter der willenlose Gegenstand verstanden wird. Die Fähigkeit der P., Rechte zu erwerben und Verbindlichkeiten zu übernehmen, macht ihren juristischen, die Fähigkeit, ihre übernommenen Pflichten zu erfüllen oder zu übertreten, ihren moralischen Charakter aus. Im Begriffe der Persönlichkeit liegt es, daß die P. den Werth und Zweck ihres Daseins in sich selbst, ihrer eigenen Vervollkommnung und der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft hat, wogegen der Werth der Sache niemals den eines bloßen Mittels zu persönlichen Zwecken übersteigen kann. Die Persönlichkeit selbst und ihr angeborenes Recht bringt der Mensch mit auf die Welt, und kann es weder verlieren noch freiwillig aufgeben. Es ist das Recht, als ein Wesen von moralischer Bestimmung anerkannt und behandelt zu werden. Dieses angeborenen Rechtes wegen ist die Sklaverei etwas Widerrechtliches, da sie den Menschen gleich einer Sache nur als Object, nicht auch als Subject von Rechten behandelt. Das ursprüngliche Recht der Persönlichkeit ist der Quell, aus welchem manche andere abgeleitete Rechte und Pflichten fließen, wie das Recht des Kindes auf Erziehung durch seine Aeltern, mit der Pflicht des Gehorsams gegen dieselben, das Recht jedermanns, seine Kräfte und Anlagen frei zu entwickeln und zu gebrauchen zur Erwerbung von Eigenthum, Gründung einer Familie u. s. w. Sofern mehrere Personen durch ein moralisches Band unter sich zu einem vereinten Handeln zu gemeinsamen Zwecken verbunden sind, heißen sie eine moralische P. Von dieser Art sind Familien, Gemeinden, Corporationen, Kirchen, Universitäten u. s. w. Das Recht der Persönlichkeit haftet an der Erscheinung als Mensch, an der menschlichen Gestalt und nach röm. Rechte besonders an der Bildung des Kopfs. Es beginnt mit den ersten Spuren des Daseins im Leibe der Mutter und dauert fort, auch wenn das Bewußtsein der Vernunft nie erwacht oder wieder unterdrückt wird, im Blödsinnigen und Irren. Der Grund davon ist der, daß auch in den Zuständen, wo die Bethätigung der vernünftigen Anlage verhindert ist (wie im Schlaf oder Irresein), doch dieselbe noch immer als Fähigkeit oder Vermögen vorhanden angenommen werden muß.

Personalsteuern waren früher sehr willkürlicher Natur, haben sich aber allmählich in den besser eingerichteten Staaten zu dem richtigen Begriffe herausgebildet, daß sie auf directem Wege von demjenigen Einkommen erhoben werden, welches weder aus Grundbesitz noch aus eigentlichen Gewerben, sondern aus persönlichen Dienstleistungen höherer und niederer Art oder sonstigen Quellen fließt, die man nicht näher erforschen kann oder mag. Es vereinigen sich in der Personalsteuer hauptsächlich die directen Abgaben der Beamten aller Art, der Gelehrten und Künstler, der Rentiers, wo keine besondere Kapitaliensteuer besteht, aber auch der zahlreichen bloßen Handarbeiter und des Gesindes. Sie werden theils nach dem bekannten Einkommen, theils nach allgemeiner, auf Stellung und Aufwand begründeten Annahme angelegt. Indeß kommen P. nur selten noch als eigene Steuern vor; in der Regel schließen sie sich an Klassen- und Einkommensteuern an und sind in denselben mitenthalten.

Personenrecht (Jus personarum) bezeichnet den Inbegriff der Bestimmungen über die allgemeine Rechtsfähigkeit (status) und deren Modificationen nach dem Geschlecht, Alter und Gesundheitszustand, den bürgerlichen, religiösen und Familienbeziehungen der einzelnen. Im engern Sinne ist P. auch gleichbedeutend mit Familienrecht oder der Lehre von der Ehe, väterlichen Gewalt und Vormundschaft. Wohl zu unterscheiden vom P. sind die persönlichen Vermögensrechte, worunter man die Forderungsrechte versteht, die blos gegen eine bestimmte Person geltend gemacht werden können, im Gegensatz zu den dinglichen Rechten. (S. Eigenthum.)

Personification, bei den Griechen Prosopopöie, heißt in der Rhetorik und Poetik die Einkleidung abstracter Begriffe oder lebloser Dinge in lebende Wesen, um die Lebhaftigkeit und Veranschaulichung der Rede zu fördern. Die Einkleidung geschieht dadurch, daß man den Gegenstand anredet oder selbst redend einführt, oder ihm gewisse Lebensäußerungen beilegt u. s. w.

Perspective heißt der Inbegriff der mathematisch begründeten Regeln, durch welche körperliche Gegenstände nach ihrer Gestalt und Farbe durch Zeichnung und Malerei so auf eine Fläche übertragen werden, daß sie dem Auge als Körper erscheinen. Das perspectivische Zeichnen unterscheidet sich demnach wesentlich von der geometrischen Projection, welche die Angabe der wirklichen Abmessungen zum Zwecke hat. Weiter unterscheidet sich der Theil der P., der die Gestalt der Gegenstände betrifft, von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt, und es gibt daher eine mathematische oder Linearperspective und eine Farben- oder Luftperspective. Die Linearperspective hat die Aufgabe zu lösen, wie jeder Punkt in der Natur in die perspectivische Proportion zu bringen sei, und ist als Kunst die Kunst der richtigen Verkürzung der geraden Linien. Der Grundriß von einem Gegenstande, perspectivisch dargestellt, heißt ein ichnographischer Riß, eine seiner Seiten, genau von vorn genommen, gibt sein Profil oder den orthographischen Riß, wird er aber halb von der Seite (ühereck) augesehen, so erzeugt dies die malerische Ansicht. Wird bei dieser letztern Darstellung die Lage der Seitenansichten festgehalten, ihnen aber dabei überall das wahre, nicht das dem Auge scheinbare Maß angegeben, so hat man die Cavalierperspective, die wegen ihrer frühern Anwendung auf die Darstellung von Festungswerken auch Militärperspective genannt worden ist. Die Linearperspective wurde vorzüglich durch Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer rationell durch besondere Lehrbücher ausgebildet. Von Wichtigkeit für die perspectivische Darstellung ist der Gesichtspunkt, von welchem aus der dargestellte Gegenstand betrachtet wird. Namentlich ist derselbe bei Darstellungen von Gegenständen im Raume neben- oder hintereinander wohl zu beobachten, da sonst die Wahrheit und die Schönheit leiden. Bei Gemälden liegt der Gesichtspunkt gewöhnlich in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meisten hervorragen. Nicht minder wichtig, besonders für die Haltung eines Gemäldes, ist die Luftperspective, die den Grad des Lichts beurtheilen lehrt, welchen die Gegenstände nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zugleich zeigt, wie diese Gegenstände im Farbenton nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die dieselben vom Auge des Beschauers sondert, sich abstufen. Namentlich ist die Luftperspective bei der Landschaftsmalerei nothwendig. In der nordischen Malerei sind die van Eyck's als Gründer der P. zu betrachten, in Italien gilt dafür Paolo Uccello in Florenz, zu Anfang des 15. Jahrh. Diejenige Gattung von Malerei, in welcher vorzugsweise die P. hervortritt, pflegt man wol Perspectivmalerei zu nennen, oder man braucht bei Architekturstücken, namentlich wo das Innere großer Gebäude vorgestellt wird, geradezu den Ausdruck Perspectiven. Vgl. die Lehrbücher der P. von Eitelwein (Berl. 1810), Jacobi (Lpz. 1821), Streckfuß (Berl. 1858), Stövesandt (Berl. 1859) und Gennerich (Lpz. 1865).

Perth, eine der schönsten und größten Grafschaften des schott. Hochlandes, die alles umfaßt, was für Schottland charakteristisch ist. Während im Norden sich hohe, zum Systeme der Grampians gehörende Berge bis zu 3500 F. erheben, zeigt die Mitte ein hügeliges Gelände und der Süden fruchtbare Ebenen. Viele durch ihre romantische Schönheit ausgezeichnete Binnenseen, wie der Loch-Tay, Loch-Rannoch und Loch-Tummel, das liebliche Thal des lachsreichen Tayflusses, die Wasserfälle von Bruar, Tummel und Moneß machen P. zu einer der besuchtesten Grafschaften Schottlands. Durch Shakespeare ist der sagenreiche, 1580 F. hohe Birnamhügel, welcher jetzt ganz kahl dasteht, berühmt geworden. Auf dem 800 F. hohen Dunsinan stand einst Macbeth's Schloß, und bei dem Dorfe Dull erinnern alte Steinkreuze an die frühe Einführung des Christenthums in Schottland. Die bedeutenden, meist dem Herzog von Atholl gehörigen Wälder bergen den größten Wildstand Schottlands. Auf $124\frac{1}{2}$ Q.-M. zählte P. 1861 133500 E., die, im Norden und Nordwesten dem gaelischen, im Süden und Südosten dem angelsächsischen Stamme angehörend, Ackerbau, Viehzucht und die Fabrikation von Tuch, Leinwand und Wollwaaren betreiben. Bedeutend ist auch die Lachsfischerei im Tay, an dessen Ufern Stormontfield, die größte Anstalt für künstliche Fischzucht in Schottland, liegt. Die Hauptstadt P. liegt an der Mündung des Tay in den Firth of Tay und zählt 25250 E. Bei Flut können Seeschiffe bis hierher gelangen, und die Stadt betreibt deshalb einen schwunghaften überseeischen Handel. Außerdem beschäftigt sich die Bevölkerung mit Leinen- und Baumwollweberei und Twistspinnerei. Die Stadt P. war einst ein vorgeschobener Posten der Römer in Britannien, wovon noch die zahlreich hier aufgefundenen röm. Münzen, Grabsteine, Waffen und der stolze Name «Rom des Nordens» Zeugniß ablegen. Bis 1437 galt P. als Hauptstadt Schottlands und war die Residenz der Könige, Sitz des Parlaments und der Gerichtshöfe. Gegenwärtig zeigt die Stadt ein ganz modernes Gepräge. Bemerkenswerth sind die alte St.-Johnskirche, eine Statue Walter Scott's, ein 1866 eingeweihtes Stand-

bild des Prinzen Albert und eine Akademie für philos., mathem. und physik. Studien. Auf einer Wiese bei P. wurde 1396 zwischen den feindlichen Clans Kay und Chattan auf ähnliche Weise eine Fehde ausgeglichen, wie einst zwischen Horatiern und Curiatiern. Nördlich von der Stadt liegt das Schloß des Grafen Mansfield an der Stelle des alten Krönungspalastes Scone, wo einst der nun in Westminsterabtei aufbewahrte Lia fail, der heilige Krönungsstein Schottlands, stand. Dicht dabei wird noch der Mathill gezeigt, auf dem Schottlands Könige Recht sprachen.

Perthes (Friedr. Christoph), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 21. April 1772 zu Rudolstadt, kam, frühzeitig des Vaters beraubt, ohne gehörige Vorbildung 1787 als Lehrling in die Böhme'sche Buchhandlung nach Leipzig, wo er jedoch wenig Gelegenheit fand, das Fehlende nachzuholen, und ging 1793 als Gehülfe in die Buchhandlung von B. G. Hoffmann nach Hamburg. Obgleich völlig mittellos und ohne Familienverbindungen, eröffnete er hier 1796 eine Sortimentsbuchhandlung unter eigenem Namen und gab sich, von der Bedeutung seines Berufs für die deutsche Literatur und das deutsche Nationalleben erfüllt, dem Geschäfte mit innerm Ernste hin. Thätigkeit und Arbeitskraft, Umsicht und Gewissenhaftigkeit, Geschick in Benutzung der Umstände und scharfen Blick für die geistigen Bedürfnisse der einzelnen besaß er in hohem Grade. Als sodann sein Schwager Johann Heinrich Besser (geb. 1. Nov. 1775 zu Quedlinburg, wo sein Vater Geistlicher war), ausgerüstet mit wissenschaftlicher Bildung, umfassender Literaturkenntniß und gewinnender Persönlichkeit, 1798 in die Handlung eingetreten, entwickelte sich das Geschäft durch die gemeinsame Thätigkeit beider bald zu einem der ersten und geachtetsten Deutschlands. Nach seiner Verheirathung (1797) mit Karoline, der ältesten Tochter von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, trat P. in nahen persönlichen Verkehr mit dem damaligen geistvollen prot. Kreise Holsteins (F. H. Jacobi, die Grafen Reventlow, Reinhold, Schönborn, Graf Bernstorff, Graf Christian Stolberg), zugleich aber auch mit dem nicht minder bedeutenden kath. Kreise, der sich im Münsterlande um die Gräfin Galyzin gesammelt hatte (von Fürstenberg, von Droste, Kistemaker, Overberg, Graf Friedr. Leop. Stolberg). Seine entschiedene deutsche Gesinnung zur Zeit der franz. Herrschaft, welche ihn zur Herausgabe des «Deutschen Museum» (1810—11) trieb, und sein Muth, welcher ihn 1813 und 1814 unter den Führern der Bewegung zur Befreiung Hamburgs und Norddeutschlands auftreten ließ, brachte ihn mit vielen politisch hervorragenden Männern jener Zeit (Joh. Müller, Gentz, Adam Müller, Görres, Arndt, Niebuhr, Stein, Savigny, Nicalovius, Steffens, Gebrüder Schlegel, Rehberg u. a.) in dauernde Verbindung. Sein christl. Sinn und sein theol. Interesse erwarben ihm Freunde verwandter Richtung in allen Theilen Deutschlands. Als er 1814 nach Hamburg zurückkehrte, war die Buchhandlung so gut wie vernichtet, sodaß sich P. in die Nothwendigkeit versetzt sah, mit Besser von neuem anzufangen. Die geschäftlichen Schwierigkeiten, die sich unter solchen Verhältnissen gehäuft, löste er auf eine höchst ehrenhafte Weise, ohne von den ihm zahlreich zukommenden Unterstützungsanerbietungen Gebrauch zu machen. Nach dem Tode seiner ersten Gattin siedelte er 1821 nach Gotha über, indem er die blühende Sortimentshandlung, die schon 1815 die Firma «Perthes und Besser» angenommen, seinem Schwager Besser überließ, der sie seit 1821 mit seinem Schwiegersohne Johann Heinrich Wilhelm Mauke (geb. in Schleiz 24. Sept. 1790, gest. 20. Aug. 1859 zu Hamburg) fortführte. Nach Besser's Tode (3. Dec. 1826), führte letzterer das Geschäft unter der Firma «Perthes und Besser» allein und seit Ostern 1836 gemeinschaftlich mit Besser's Sohne Otto Rudolf Wilh. Besser weiter, worauf es 1. Jan. 1837 die Firma «Perthes-Besser und Mauke» annahm. P. selbst gründete 1822 zu Gotha ein Verlagsgeschäft, das er bald auf eine bedeutende Höhe brachte. Durch seine umfassenden Verlagsunternehmungen, darunter die «Geschichte der europ. Staaten» unter Heeren's und Ukert's Leitung und die «Theol. Studien und Kritiken», griff er in nicht geringem Grade in den Gang der histor. und theol. Literatur ein. Auch gab die Achtung, welche er unter den Buchhändlern genoß, seiner Stimme in den Angelegenheiten des Nachdrucks, der Preßgesetzgebung und der Errichtung der Deutschen Buchhändlerbörse zu Leipzig besonderes Gewicht. P. starb zu Gotha 18. Mai 1843. Die Universität Kiel hatte ihn zum Doctor der Philosophie ernannt, «weil er Lebensweisheit erworben und geübt». P. hinterließ drei Söhne. Der älteste derselben, Friedrich Matthias P., geb. 16. Jan. 1800 zu Hamburg, seit 1842 Pastor zu Moorburg bei Hamburg, gest. 28. Aug. 1859, hat sich als Verfasser der Schriften «Die alte und neue Lehre über Gesellschaft, Staat und Kirche» (1. und 2. Aufl., Hamb. 1849, 3. Aufl. 1850) und «Leben des Bischofs Chrysostomus» (Hamb. und Gotha 1853) literarisch bekannt gemacht. Der zweite Sohn, Clemens Theodor P., geb. zu Hamburg 2. März 1809, ist

Professor der Rechte zu Bonn und veröffentlichte außer einigen kleinern staats- und völkerrechtlichen Schriften die tüchtige Arbeit: «Das deutsche Staatsleben vor der Revolution» (Hamb. und Gotha 1845), die anziehende, mehrfach übersetzte Biographie seines Vaters: «Friedrich P.' Leben» (3 Bde., Gotha 1848—51; 5. Aufl. 1861), und das sich dieser anschließende Werk «Polit. Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der franz. Herrschaft» (Gotha 1862). Der dritte Sohn, Andreas Hansa Traugott P., geb. 16. Dec. 1813 zu Kiel, setzt seit dem Tode Friedr. P.' dessen Verlagsgeschäft unter der Firma «Friedrich Andreas Perthes» in Gotha mit bestem Erfolge fort. Mit demselben verband er 1. April 1864 auch eine Buchdruckerei. — Johann Georg Justus P., Oheim von Friedr. Christoph P., ebenfalls aus Rudolstadt gebürtig, war erst Kaufmann, trat aber auf Veranlassung besonderer Umstände in die Ettinger'sche Buchhandlung zu Gotha und begründete daselbst später, 1785, ein eigenes Verlagsgeschäft, das er bald erweiterte. In Unternehmungen wie Schlichtegroll's «Nekrolog», das Hecker'sche «Medic. Journal», die Lossius'schen Jugendschriften u. s. w. zeigte er seine rühmliche Thätigkeit. Nachdem er selbst durch die Jahre des Kriegs und der Fremdherrschaft sein Geschäft ehrenhaft durchgeführt, starb er 2. Mai 1816. Die Verlagshandlung übernahm sein Sohn Wilhelm P. Letzterer war 18. Juni 1793 zu Gotha geboren, erlernte 1811—12 zu Hamburg bei Friedr. P. den Buchhandel, machte 1813 und 1814 als Lieutenant in der Hanseatischen Legion den Feldzug in Mecklenburg und Holstein mit und kehrte darauf im Aug. 1814 nach Gotha zurück. Bald nach Uebernahme des väterlichen Geschäfts legte er schon 1816 mit Adolf Stieler durch die Unterhandlungen zur gemeinschaftlichen Herausgabe des «Handatlas» den Grund zu dem bedeutenden geogr. Geschäft, das durch die Verbindung mit den ersten Geographen und Kartenzeichnern Deutschlands bald zu Ruf und Ansehen gelangte. Auch erwarb sich P. durch den Verlag des «Gothaischen genealog. Taschenbuch», das 1816 aus dem Ettinger'schen in seinen Verlag überging, und dem er seit 1827 das Taschenbuch der gräflichen, seit 1848 auch der freiherrlichen Häuser hinzufügte, um Genealogie und Statistik anerkennenswerthe Verdienste. Er starb 10. Sept. 1853 und hinterließ das Geschäft unter der Firma «Justus Perthes» seinem Sohne Bernhard Wilhelm P., geb. 3. Juli 1821, der sich in Berlin und Hamburg zum Buchhändler gebildet hatte und bereits 1. Jan. 1845 als Theilhaber eingetreten war. Doch starb Bernh. Wilh. P. schon 27. Oct. 1857. Während der kurzen Zeit seines Wirkens legte er den Grund zu einem ganz neuen Aufschwunge des Geschäfts. Er begründete 1854 ein Geographisches Institut, das sich seitdem unter der wissenschaftlichen Leitung von Aug. Petermann (s. d.) rasch zu einem Mittelpunkte für Kartographie und Erdkunde emporgeschwungen hat und gegenwärtig in Europa als einzig in seiner Art dasteht. Außer der beständigen Erneuerung der ältern Verlagsunternehmungen, unter denen die Kartenwerke von Stieler, Heinrich Berghaus, Spruner, Sydow, Menke sich eines Weltrufs erfreuen, gingen seitdem aus der Anstalt hervor: die von Petermann geleiteten «Mittheilungen aus Justus P.' Geographischem Institut» (seit 1855), ohne Zweifel die inhaltreichste und verbreitetste aller geogr. Zeitschriften; die Reisewerke von Barth, Kotschy, Heuglin u. a.; die statist. Werke von Block, Ficker, von Buschen u. s. w.; die trefflichen kartographischen Arbeiten von Petermann, Herm. Berghaus, Hassenstein, Mayr, Grundemann («Allgemeiner Missionsatlas», 1867 fg.) u. a. m. Anfang 1867 beschäftigte die Firma Justus P. regelmäßig in und um Gotha: 2 Geschäftsdirigenten, 6 Comptoirgehülfen, 120 Coloristinnen, 80 Arbeiter jeder Art (innerhalb des Etablissements), außerdem mehrere hundert Gelehrte, Kartographen, Zeichner, Kupferstecher, Lithographen, Galvanoplastiker, Buchbinder u. s. w. Seit dem Tode Bernh. Wilh. P.' wird das Geschäft von Rudolf Besser (seit 1. Jan. 1858 Associé) für Rechnung der Witwe Minna P., geb. Mauke (vertreten durch A. Müller), fortgeführt.

Pertinax (Publius Helvius), ein Römer, war Präfect der Stadt, als Kaiser Commodus (s. d.) 31. Dec. 192 n. Chr. ermordet wurde. Hierauf in seinem 68. J. zum Kaiser ernannt, erregte er durch den strengen Ernst und die Einfachheit seiner Sitten die Unzufriedenheit der Prätorianer, die ihn in einem Aufstande 28. März 193 ermordeten.

Pertinenzien (res pertinentes), Zubehörungen, nennt man alle Nebensachen, welche zum fortdauernden Gebrauche bei einer Hauptsache bestimmt und unter ihrer wirthschaftlichen Ausstattung mit begriffen sind; so bei Häusern alles, was auf eine dauernde Weise daran befestigt (wand-, band-, niet-, nagel-, mauer- und schraubenfest) ist, ingleichen der Hofraum, ferner die zu Fabrikgebäuden gehörigen Apparate und Maschinen, bei Landgütern das zur Fortführung der Wirthschaft nöthige lebendige und todte Inventarium (s. d.). Veräußerungen und Vermächtnisse beziehen sich muthmaßlich auch mit auf die Zubehörungen. Ungeachtet des wirth-

schaftlichen Zusammenhangs können P. eine andere rechtliche Eigenschaft als die Hauptsache haben, z. B. Allodialqualität (s. Allodium), während das Gut selbst ein Lehn (s. d.) ist. In Successionsfällen muß dann, wenn zu beiden Vermögenstheilen verschiedene Rechtsnachfolger vorhanden sind, z. B. zu dem Mannlehn entfernte Geschlechtsvettern, zu dem Allodialvermögen die Töchter des verstorbenen Vasallen, das Pertinenz- und Erbsonderungsverfahren (separatio feudi ab allodio) eingeleitet werden.

Perturbationen oder Störungen. In unserm Sonnensystem bewegen sich, wenn man sich die Sonne als ruhend denkt, die Planeten um die Sonne, die Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten (diese dann als ruhend gedacht) in Ellipsen und die Kometen um die Sonne in Ellipse, Parabel oder Hyperbel. Durch die gegenseitigen Anziehungen der Planeten und Nebenplaneten aufeinander und auf die Kometen sowie der Sonne auf die Nebenplaneten entstehen in den einfachen Bewegungen Unregelmäßigkeiten, welche P. oder Störungen genannt werden. Das Problem der Störungen, auch, weil wenigstens drei Körper dazu nöthig sind, das Problem der drei Körper genannt, ist eins der schwierigsten der physischen Astronomie und in seiner völligen Strenge noch immer nicht gelöst. Man unterscheidet, je nachdem man die Störungen in ihrer Allgemeinheit entwickelt oder nur den Betrag der Störungen von einer Epoche zu einer andern berechnet, allgemeine und specielle Störungen. Bei den allgemeinen Störungen nennt man periodisch den Theil, wodurch bald nach der einen, bald nach der andern Seite vom Normalzustande Abweichungen stattfinden, die sich innerhalb gewisser Perioden ausgleichen; säculare Störungen jedoch den Theil, der durch beständige Anhäufung im Laufe der Zeit beträchtliche Aenderungen hervorbringt. Aenderungen der erstern Art betreffen hauptsächlich die Oerter der Planeten, solche der letztern Art aber die Gestalt und Lage ihrer Bahnen.

Perty (Joseph Anton Maximilian), verdienter Naturforscher, geb. 1804 im Städtchen Ohrnbau im Ansbachischen, fühlte sich schon von früher Jugend an zur Natur hingezogen und widmete sich auf den Universitäten zu Landshut und München dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften. Für diese habilitirte er sich auch an der Universität zu München. Insbesondere der Zoologie zugewandt, ordnete er einen Theil der zoolog. Sammlungen der Akademie und beschrieb die Insekten, welche Spix und und Martius in Brasilien gesammelt hatten. Zu München trat P. namentlich zu Schrenk, Döllinger, von Schubert, Martius, Oken, Schelling, Wagler, Zuccarini und andern Koryphäen der Wissenschaft in nähere Beziehungen. 1833 erhielt er einen Ruf als Professor an die damalige Akademie zu Bern, die im folgenden Jahre in eine Universität umgewandelt wurde, an der er 1837 und 1856 das Rectorat bekleidete. An P.'s zoolog. und mikroskopische Arbeiten schlossen sich später anthropologische und psychologische an. Ganz besonders wandte er seine Aufmerksamkeit dem dunklen Gebiet des sog. magischen Lebens der Seele zu, dessen Ergründung ihm zur tiefern Einsicht in die menschliche Natur als nothwendig erscheint. Von seinen Schriften aus früherer Zeit sind hervorzuheben: «Allgemeine Naturgeschichte als philos. und Humanitätswissenschaft» (4 Bde., Bern 1838—45), «Zur Kenntniß kleinster Lebensformen» (Bern 1852), «Vorschule der Naturwissenschaft» (Stuttg. 1853) und «Lehrbuch der Zoologie» (Stuttg. 1857). Die Ergebnisse seiner anthropolog. und psychol. Forschungen legte er nieder in: «Grundzüge der Ethnographie» (Lpz. 1859); «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (Lpz. 1861); «Die Realität der magischen Kräfte» (Lpz. 1862); «Ueber das Seelenleben der Thiere» (Lpz. 1865), u. s. w.

Pertz (Georg Heinrich), einer der ausgezeichnetsten deutschen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geb. 28. März 1795 zu Hannover, studirte seit 1813 Philologie und Geschichte zu Göttingen, wo er sich 1816 auch die philos. Doctorwürde erwarb. Durch seine «Geschichte der merovingischen Hausmeier» (Hannov. 1819) erregte er die Aufmerksamkeit des Ministers Freiherrn vom Stein, der damals den Plan hegte, die Geschichtschreiber des Mittelalters gesammelt herauszugeben. P. wurde bei Stiftung der zu diesem Zwecke errichteten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu deren Mitglied ernannt, übernahm die Bearbeitung der merovingischen und karolingischen Geschichtschreiber und trat Ostern 1820 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien an, von der er erst 1823 nach Hannover zurückkehrte, wo er inzwischen zum Secretär am königl. Archive ernannt worden war. Hierauf übertrug ihm der Minister vom Stein die ganze Leitung des von ihm gestifteten Unternehmens, welches nun auf alle wichtigen Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters, die Geschichtschreiber, Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe und kleinern Denkmäler verschiedenen Inhalts ausgedehnt und zur Ausführung vorbereitet wurde. Nachdem er noch im Winter 1823—24 und 1825 mehrere der bedeutendsten Bibliotheken und Archive Deutschlands besucht hatte, begann

er 1826 die Herausgabe der «Monumenta Germaniae historica» (Bd. 1—20, Hannov. 1826—67), die unstreitig als das großartigste Denkmal echt deutschen Forscherfleißes gelten müssen. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes unternahm er eine Reise an den Rhein, durch Belgien, nach Paris und hierauf nach England. Der König Georg IV. ernannte ihn damals zum königl. Bibliothekar und Archivrath in Hannover; später wurde er Mitglied des neuerrichteten Oberschulcollegiums daselbst sowie Historiograph des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg. 1832—37 redigirte er die von ihm begründete «Hannoversche Zeitung». Auch war er Vertreter der Stadt Hameln in der Zweiten Kammer der Ständeversammlung von 1832. Zur Ausführung seines großen vaterländischen Unternehmens, an welchem besonders Böhmer (s. d.) in Frankfurt theilnahm, bereiste er 1833 die bair. Bibliotheken und Archive, besuchte im Sommer 1835 Holland, 1837 und 1841 die Schweiz, Elsaß und Savoyen, dazwischen 1839 abermals Paris. 1842 folgte er einem Rufe als Oberbibliothekar der königl. Bibliothek und Geh. Regierungsrath nach Berlin, in welcher Stellung er seitdem eine höchst erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat. Für seine wissenschaftlichen Zwecke unternahm er noch mehrere andere Reisen, wie 1843 nach Prag, Salzburg und Wien, 1844, 1853 und öfter nach England, 1859 und 1863 nach Paris. Bei den Versammlungen der deutschen Geschichts-, Rechts- und Sprachforscher zu Frankfurt (1846) und Lübeck (1847) fungirte P. als Präsident der Section für Geschichte. Außer der rüstigen Fortführung der «Monumenta», aus denen er eine Auswahl der vorzüglichsten Quellenschriftsteller unter dem Titel «Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum» besonders abdrucken ließ, gab P. auch das «Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» (Bd. 5—11, Hannov. 1824—58), in welchem er namentlich über seine Reisen ausführlich berichtete, sowie Leibniz' «Gesammelte Werke» (Erste Folge: «Geschichte», Bd. 1—4, Hannov. 1843—47; Zweite Folge: «Philosophie», besorgt von Grotefend, Bd. 1, 1846; Dritte Folge: «Mathematik», besorgt von Gerhardt, Bd. 1—7, 1849—62) heraus. Von einer Sammlung von Uebersetzungen der wichtigsten gleichzeitigen Quellen der deutschen Geschichte unter dem Titel «Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit», die er 1846 begann, waren bis Anfang 1867 bereits 48 Theile erschienen. Zu diesen umfangreichen Arbeiten für ältere deutsche Geschichte traten in neuerer Zeit noch zwei größere Werke: das «Leben des Ministers Freiherrn vom Stein» (6 Bde., Berl. 1849—55; Auszug: «Aus Stein's Leben», 2 Bde., Berl. 1856), welchem eine Ausgabe der «Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche, insbesondere preuß. Verfassung» (Berl. 1848) vorausgegangen, und das «Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau» (Bd. 1—3, Berl. 1864—67). Beide Werke sind gleich ausgezeichnet durch Reichthum des Inhalts, Fleiß und Sauberkeit der Ausführung und Freimuth der Darstellung, und zählen zu den hervorragendsten Erscheinungen der neuern deutschen histor. Literatur. Von P.' in den Denkschriften der berliner Akademie niedergelegten Abhandlungen sind mehrere, wie die über «Die Bruchstücke des 98. Buchs des Livius», über «Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth», «Die polit. Bedeutung des J. 1810», «Der älteste Versuch der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien im J. 1291», «Die ältesten berliner und vaticanischen Blätter des Virgil» u. s. w., auch in besondern Abdrücken erschienen. 1853 gab P. den ersten Band der «Handschriftenverzeichnisse» der königl. Bibliothek zu Berlin heraus, über deren Bereicherung und Verwaltung er in besondern Schriften (zuletzt zusammenfassend in «Die königl. Bibliothek zu Berlin in den J. 1842—67», Berl. 1867) Bericht erstattet hat. — P.' Sohn, Karl August Friedrich P., geb. 1828, hat sich literarisch durch eine schätzbare Untersuchung über die «Cosmographia» des Aethicus (Berl. 1853), die Entzifferung der von seinem Vater im Britischen Museum entdeckten Fragmente des röm. Historikers Granius Licinianus (Berl. 1857) und bedeutende histor. und archivalische Arbeiten für die «Monumenta» verdient gemacht.

Peru (span. El Perú), eine der südamerik. Republiken, zum Unterschied des angrenzenden, die südl. Hälfte des alten Inkareichs umfassenden Staats Bolivia auch Niederperu genannt, grenzt im W. an die Südsee, im N. an Ecuador, im O. an Brasilien und Bolivia und im S. ebenfalls an Bolivia. Der Name ist erst mit der Entdeckung durch die Spanier entstanden und räthselhaften Ursprungs. Die Bewohner des alten Reichs der Inkas nannten das Land Tavantinsuyu oder Tahuantinsuyu, d. h. die vier Quartiere der Welt. Aus dem ungeheuern Ländergebiet dieses Reichs bildete man ein span. Vicekönigreich, von dem erst 1710 Quito oder das jetzige Ecuador, 1780 Hochperu oder das jetzige Bolivia getrennt wurde. Die gegenwärtige Republik P. umfaßt gegen 24000 Q.-M. mit etwa $2^1/_2$ Mill. E. Zwischen $3^1/_2$ und $21^1/_2°$ südl. Br. gelegen, hat der Staat eine nordsüdl. Erstreckung von 270, aber eine Küstenentwicke-

lung von 375 M., in seinem südlichsten Theile eine Breite von nur 16—25 M., meist aber 80—90, unter 10° südl. Br. an 150 und an der Nordgrenze gegen 165 M. Die lange Küste ist sehr unvollkommen gegliedert, hat verhältnißmäßig nur wenig gute Häfen (die besten Payta und Callao) und bietet auch nur wenige Inseln dar, die sämmtlich klein und unbewohnt, zum Theil aber, wie die Lobos- und die Chincha-Inseln (s. d.), wegen ihres Guanoreichthums von großer Bedeutung sind. Die verticale Gliederung ist durch die Anden oder Cordilleras (s. d.) bedingt. In einer durchschnittlichen Entfernung von 16 M. von der Südseeküste und dieser parallel ist das ganze Land von den Anden durchzogen, die sich abwechselnd in zwei oder drei Ketten theilen, dann wieder in gewaltigen Gebirgsknoten zusammentreten und zwischen je zwei Ketten eine Reihe von Hochebenen und Hochthälern einschließen, welche im Durchschnitt 12000 F. über dem Meere liegen und theilweise von großer Ausdehnung sind. In dem südlichsten Theile des Staats läuft die Landesgrenze über den Kamm der Westcordillera von Bolivia (s. d.) hin, sodaß der 20604 F. hohe Guallatieri, der 18520 (nach Oubarza 21458) F. hohe Volcan de Chipicani oder Nevado de Tacora im Nordosten von Arica und zahlreiche andere, 16—19000 F. hohe Schneegipfel auf peruan. Gebiet liegen. Die schmale Region im Westen der Küstencordillera ist theils Ebene, theils niedriges Bergland (la Cuesta), gebildet von wenig gehobenen Querzitgen der Cordillera, die immer mehr sich senkend an der Küste auslaufen. Dieselben stehen zum Theil in Verbindung mit einem der Küste parallellaufenden Höhenzuge, der wie eine Vorstufe der Andes erscheint. Der größte Theil dieses unmittelbaren Küstenstrichs und dieser Vorstufe besteht aus wüsten Sandflächen, die nur hier und da, wo natürliche oder künstliche Bewässerung stattfindet, fruchtbare, oasenartige Striche aufzuweisen haben. Auf diese sterile Sandregion folgt die Küstencordillera selbst, die vielfach bis in die Schneeregion emporragt, und über welche nur beschwerliche Pässe auf die innere Hochebene führen. Die Region zwischen den Küsten- und den Binnencordilleren, bestehend aus mehr oder weniger hohen, durch Berg- und Felsenketten voneinander getrennten Plateaux, wird im Lande mit dem Namen der Sierra bezeichnet; die Hochplateaux von 12000 F. und darüber heißen Páramos oder Punas (d. i. unbewohnt) in der Quichuasprache. Diese Gebirgsthäler, die Sierra im engern Sinne, bilden zum Theil durch herrliches Klima und große Fruchtbarkeit den stärksten Gegensatz zu den nahe gelegenen eisigen Punas. Gegen Osten fällt das Andengebirge durchgängig sehr steil ab in die Region der Montaña, d. i. der mit Urwäldern (bosques) bedeckten Ebene. Es ist dies ein fast ganz unbekanntes, nur von wilden Indianern dünn bevölkertes Land, das von vielen, meist schmalen Ausläufern der Ostcordillera durchzogen wird. Vulkane kommen nur im schmalen südl. Theile des Landes vor, wo sie in der Küstenkette die beiden Gruppen von Arequipa und Tacora (Sahama) bilden und mit denen von Bolivia in Zusammenhang stehen. Auch Solfataren, Fumarolen und heiße Quellen zeigen sich in dieser vulkanischen Region. Erdbeben sind auf dem Gebirge selten und wenig heftig, in den östl. Landstrichen fast unbekannt, dagegen sehr häufig auf dem Küstenstriche. Hier sind auch vielfach abwechselnde Hebungen und Senkungen des Litorales nachgewiesen. Durch Erdbeben wurden Lima und Pisco 1687, Callao 1746, Truxillo 1725—1816 dreimal und Arequipa 1582—1845 viermal zerstört. P. ist durch seinen Reichthum an Metallen, besonders an edeln, berühmt. Das Silber findet sich auf den hohen Gebirgen und den eisigen Punas; Gold hauptsächlich in den heißen Thälern am Ostabhange der Binnencordillera und in Seitenzweigen als Waschgold, aber auch reichlich in den Quarzgängen des Uebergangsgebirgs. Quecksilber ist viel verbreitet, Kupfererz in beiden Cordilleren, Blei und Eisen in erstaunlicher Menge, Steinsalz am Rio-Huallaga, Steinkohlen an verschiedenen Stellen, Salpeter in ausgedehnten Lagern um Tarma und noch mehr in der südlichsten Küstenregion, Borax in großer Menge in der Pampa von Tamarugal. Die Bewässerung P.s zeigt sich sehr ungleich. Das mit fließenden Gewässern überaus dürftig ausgestattete Küstengebiet zählt zwar 61 Flüsse, die aber sämmtlich unbedeutend, kurzen Laufes und theilweise in der trockenen Zeit ohne Wasser sind. Großartig dagegen ist die Bewässerung der Ostabdachung und der ihr vorliegenden Ebene sowie zum Theil auch im Hochlande selbst. Mit Ausnahme der dem Titicacasee zugehenden Flüßchen laufen alle Wasser im Osten der Hauptwasserscheide (der Küstencordillera) dem riesigen Amazonenstrome (s. d.) zu, der im Lande seinen Ursprung nimmt. Derselbe empfängt aus P., nachdem er in seine Richtung nach Osten übergegangen, namentlich drei große Ströme, welche seinem obern Laufe (Tunguragua) parallel fließen und wasserreicher sind als er selbst. Diese Hauptzuflüsse sind der Huallaga, der aus dem Apurimac und Urubamba oder Vilcanoto entstehende Ucayali und der Purus. Der erstere ist der kleinste, aber nächst dem Amazonas der größte Fluß im civilisirten Theile P.s, während die beiden an-

dern ihren Lauf durch ein größtentheils völlig unbekanntes, nur von wilden Indianern bevölkertes Land nehmen. Außer dem nur theilweise hierhergehörigen Titicacasee hat P. noch eine Menge Seen (lagunas), besonders auf den Gebirgen, wie den Lauricocha, aus dem der Amazonas entspringt, den Chinchaicocha bei Junin, den Urcossee bei Cuzco, den Quiluacocha südwestlich von Cerro de Pasco.

Die klimatischen und die von diesen abhängigen Verhältnisse der organischen Welt sind in einem orographisch so wechselvollen Tropenlande natürlich sehr verschieden. Schon die Küstenregion bietet zwei scharfbegrenzte Unterabtheilungen dar. Der endlose Sandstreifen bis zur Höhe von 14—1500 F. kennt keinen Regen; nur vom Mai bis Oct. wird der Boden durch rieselnde Nebel (garua) erfrischt. In wenigen Tagen sproßt dann wie auf Zauberschlag ein üppiges Grün, und vier Monate lang finden Rinder-, Pferde- und Schafheerden reichliche Nahrung. Zwischen 1500 und 4000 F. Höhe, im Bereich der nach Westen gerichteten Cordillerasthäler, treten an Stelle der Nebel die heftigsten Platzregen; aber trotz der höhern Lage ist das Klima hier heißer als in der Küstenebene, wo Seebusen zur Milderung der Hitze beitragen. Die mittlere Temperatur an der Küste ist in der heißen Jahreszeit 21,6° R., in der kalten 15°, dagegen in den obern Gegenden bezüglich 23,4 und 18,2° R. Weder hier noch dort ist die wilde Flora sehr üppig, die cultivirte aber in beiden Regionen ganz außerordentlich. Die 4000—11500 F. aufsteigende westl. Sierraregion hat trockene Luft, im Sommer sehr kühle Nächte, im Febr. oft Nachtfröste. Die mittlere Temperatur des Sommers beträgt hier mittags 17°, nachts nur 8°, die des Winters am Mittag 15,2°. Die Sierraregion ist fruchtbar, ohne üppig zu sein, und für die Erzeugung aller europ. Gemüse-, Frucht- und Getreidearten geeignet. Die Waldvegetation fehlt auch hier, und das Bauholz wird durch eine Species von Agaven ersetzt, die mit Cacteen und Daturen vorherrscht. Die Fauna bietet wenig Eigenthümliches. Die westl. Cordilleraregion, welche die höchsten Theile des Gebirgs am Westabhange von 11000 F., am Ostabhange von 14000 F. umfaßt, ist als wildes Gebirgsland mit Steilabfällen, kleinen Ebenen, nach oben erweiterten Thälern, zahlreichen Seen, ewigem Schnee oder Gletschern und kahlen Felsen charakterisirt. Ein eiskalter Ost- oder Südostwind herrscht hier beständig. Die Vegetation erhebt sich bis zur Höhe von 15000 F. und besteht vorzüglich aus niedern Cacteen, Cruciferen und Dryadeen. Die Fauna hat einige interessante Formen mit der folgenden Region gemein. Die sehr ausgebreitete Punaregion nimmt das große, durchschnittlich 12000 F. hohe, centrale Plateau ein mit seinen spärlich bewachsenen Flächen, kleinen Querketten, zahlreichen Seen, krystallhellen Bächen und großen Sümpfen. Hier wehen das ganze Jahr kalte West- und Südwestwinde, besonders stark im Sept. und Mai. Furchtbare Gewitter entladen sich beinahe täglich, vorzüglich vom Nov. bis April, denen gewöhnlich Schneegestöber, dann bei der dünnen, durchsichtigen Luft brennendheißer Sonnenschein folgt. Von Mai bis Oct. ist der Himmel heiter, Gewitter seltener, die Nächte sehr kalt. Der Wechsel der Temperatur in dieser unwirthbaren Region, in welcher gleichwol eine der größern Städte P.s, Cerro de Pasco, liegt, beträgt innerhalb 24 St. oft 18—20° R. Die Vegetation der Puna ist arm. Braungelbe Gräser haben die Oberhand, und unter diesen herrscht die stachelige, binsenartige Yechu oder Ichu vor, welche die Llamas, Vicuñas und Schafe nährt, getrocknet zur Dachbedeckung der Häuser dient und in manchen Bergwerken das einzige Material für die Schmelzöfen abgibt, da auch die Puna waldlos. Von Gemüse kommt nur Maca vor, ein wie die Kartoffel gebautes und benutztes Knollengewächs, das noch in 12200 F. Höhe vollkommen reift. Es ist hier das eigentliche Vaterland der Auchenien, des Llama, Huanaco, Alpaco und der Vicuña. Außer diesen sind charakteristisch der gehörnte Punahirsch, das Reh, die Viscachas und Chinchillas (s. d.). Ein charakteristischer Raubvogel ist der riesige Condor (s. d.), der aber auch bis zur Küste hinabgeht. Die östl. Sierraregion besteht aus den sanft nach Osten geneigten Thälern zwischen 8000 und 11000 F. Höhe, die von der Punaregion meist durch schroff nach Osten einfallende Felsrücken getrennt werden, und in denen sich die in jener entstehenden Bäche zu Flüssen vereinigen. Die mittlere Temperatur ist in der Winter- oder Regenzeit am Tage 11,3°, nachts 4°, im Sommer bezüglich + 13,7 und ÷ 3,4° R. Der Winter beginnt auch hier im Oct., und der Regen dauert dann oft wochenlang. Gewitter sind häufig, sehr oft von Hagel und Schnee begleitet. Im Mai beginnt der Sommer und mit ihm nächtlicher Frost, der oft der Ernte schadet. Der Charakter der Vegetation ist im allgemeinen derselbe wie in der westl. Sierraregion. Auch hier fehlt noch Waldung, aber die Cultur der europ. Früchte reicht hier höher hinauf. Orangenbäume und die köstliche Chirimoya finden sich in großer Vollkommenheit, zum Theil im Thal von Huanuco. Die Fauna ist in ihrem Charakter durch die in diese Region am meisten zusammengedrängte

Bevölkerung schon sehr verändert und bietet wenig Eigenthümliches. Die Waldregion, durch die östl. Abdachung der Binnencordillera des mittlern und südlichen P., das Längenthal des Huallaga zwischen der mittlern und östl. Cordillera und die Westabdachung der letztern im nördlichen P. gebildet, zerfällt selbst wieder in zwei Stufen, in die obere Wald- oder Cejaregion, zwischen 8000 und 5500 F. Höhe, und die eigentliche Waldregion, unterhalb derselben. Die erstere, aus schroffen Thälern und schmalen, zerklüfteten Gebirgsrücken bestehend, hat in ihrem obern Theil ein sehr rauhes, naßkaltes Klima. Die untere oder eigentliche Waldregion beginnt in der flachen Ausbreitung der ostwärts streichenden Querthäler, den untern Abfällen der Andes und ihrer Zweige und dehnt sich von hier in die große Ebene des centralen Südamerika aus. Unermeßliche tropische Urwälder hochstämmiger Baumarten, auch der Palmen, große Grasfluren und ausgedehnte Sümpfe wechseln miteinander ab. Die Cultur ist in diese Region, welche sich für den Anbau aller tropischen Früchte vorzüglich eignet, fast noch nicht vorgedrungen. In Beziehung auf die Salubrität ist das Klima P.s im allgemeinen ein gutes. An der Küste sind Wechselfieber nicht selten, doch nicht so gefährlich wie in Ecuador. Nur einzelne Punkte gelten für ungesund, wie z. B. der Hafen von Arica. Eigenthümlich ist den hohen Gegenden die Soroche- oder Punakrankheit, welche die nicht an den niedrigen Luftdruck auf den Punas Gewöhnten bei dem Eintritt in deren Region, gewöhnlich in 12600 F. Höhe, mehr oder weniger heftig ergreift.

Die einzige genauere Zählung von 1793, jedoch mit Ausschluß der damaligen Provinz Chota, ergab 1,076997 E., die des Majors Miller 1825 dagegen 1,736923, der wenig zuverlässige Census von 1850 aber 1,887840, und 1862 Soldan's auf willkürlicher Schätzung beruhende Berechnung 2,355000. Da bei diesen Zählungen die wilden Indianer des Ostens (etwa 400000) nicht mit eingerechnet, so dürfte die Gesammtbevölkerung etwa $2^1/_2$ Mill. Seelen betragen. Nach Miller's Berechnung kommen von den 1,736923 E. auf die Indianer 57, auf die Mestizen 22, auf die Weißen 14, auf die Neger und ihre Mischlinge 7 Proc. Neuere Angaben über die Rassenverhältnisse liegen nicht vor. Die über das ganze Land verbreiteten Indianer überwiegen unter der Bevölkerung der Sierra und der Puna. Die peruan. Indianer gehören, mit Ausnahme der östl. Wilden, der andoperuan. Völkerfamilie an, und zwar dem peruan. Zweige derselben, der das ganze westl. Südamerika vom Aequator bis über die Nordgrenze von Chile bewohnt. In P. selbst zerfällt dieser Zweig in zwei Hauptvölkerschaften, die Quichua südwärts bis in die Departements Cuzco, Puno und Arequipa, und die Aymarás, in dem südlichsten, Bolivia benachbarten Staatsgebiet. Aus dem Stamme der Aymarás, der einst das ausgedehnte peru-bolivian. Plateau des Titicacasees beherrschte, ging die Dynastie der Inkas (s. d.) hervor, die im Verlauf weniger Jahrhunderte alle übrigen Stämme unter ihr Joch brachte. Die wilden Indianer im Osten der Andes sind im ganzen wenig bekannt. Die Mestizen oder Cholos leben ebenfalls über alle Regionen P.s verbreitet. Die Weißen, vorzugsweise in den größern Städten, namentlich auf der Küste lebend, sind theils Nachkommen der Spanier (Creolen), theils Europäer, deren Zahl verhältnißmäßig groß, darunter viele Italiener und Franzosen. Die mehrfach versuchte Ansiedelung deutscher Colonisten ist misglückt.

Die Bodencultur steht in P. auf niedriger Stufe. Es gedeihen alle Culturgewächse der tropischen und gemäßigten Zone, angebaut aber werden sie, außer dem Zucker, kaum bis zum Betrage des eigenen Bedarfs. Am bedeutendsten ist der Landbau auf der Sierra, die zum großen Theil die Bevölkerung ernähren muß. Von Nahrungspflanzen werden besonders Mais, Weizen, Bohnen, Quinoa und Knollengewächse, besonders Kartoffeln von vorzüglicher Güte gebaut, welche die Hauptnahrung der Indianer und Mestizen abgibt. Außerdem cultivirt man in der Sierra Kaffee, Taback, in den heißern Theilen etwas Zuckerrohr. In viel größerer Menge wird Zuckerrohr in der Küstenregion angebaut. In den Thälern von Pisco und Ica baut man neuerdings ausgedehnter die Weinrebe an, die eine gute, dem Xeres ähnliche Weinsorte liefert. Ferner zieht man ziemlich viel Baumwolle, Oliven, etwas Cochenille; nur steht einer schwunghaften Cultur der Arbeitermangel entgegen. In der warmen Region östlich von den Andes ist nur die Cultur der Coca (s. d.) von Bedeutung. Unter den dortigen Waldproducten steht die Cascarilla oder Fieberrinde obenan. Die Viehzucht des Landes ist ansehnlich, wenngleich nicht in Rindern und Pferden. Von Wichtigkeit ist die Schafzucht, noch mehr die Zucht des Llamas und Alpacas; nicht gezähmt sind das Huanaco und die Vicuña. Die eigentliche Industrie des Landes ist ohne Bedeutung. Selbst die ehemals bedeutende Hausindustrie der Indianer, die in Weberei geschickt, ist sehr gesunken, da jetzt der größte Theil der wollenen und baumwollenen Kleiderstoffe für die Indianer aus England und Nordamerika eingeführt wird. Auch der einst so blühende Bergbau hat seit der Losreißung des Landes von Spanien sehr abgenommen. Am

bedeutendsten ist noch immer der Silberbergbau von Cerro de Pasco (s. d.). Von 1630—1803 wurden in P. Metalle im Werthe von 1698 Mill. Thlrn. gewonnen, von 1826—30 in sämmtlichen Callanas 1,144677 Mark Silber geschmolzen. 1846 berechnete man die gesammte Silberproduction auf 5,002900 Thlr., 1863 aber auf nur 4,000000 Dollars. Die Gewinnung anderer Metalle ist sehr unbedeutend. Das Gebiet der Quellflüsse des Purus im Osten der Andes ist zwar sehr reich an Gold, angeblich so reich wie Californien, aber die Ausbeutung viel schwieriger. Die ehemals berühmten Quecksilberbergwerke von Huancavelica (im Nordwesten von Ayacucho) geben jährlich kaum noch 2000 Quintal aus. Die reichen Salzlager am Huallaga liefern den Hauptartikel für den Handel am obern Amazonas. Sehr wichtig ist für P. in neuerer Zeit die Ausbeutung der Salpeterlager in der Südprovinz Tarapacá geworden, welche die ganze Welt auf Jahrhunderte mit dem im Handel als Chilesalpeter bekannten Producte versehen können. Dazu kommt daselbst noch die reichliche Gewinnung von Borax (Monopol der Regierung).

Noch mehr als der Bergbau leidet der Handel durch den Mangel und die schlechte Beschaffenheit der Straßen. Doch sind neuerdings im Küstengebiete mehrere Eisenbahnen von Hafenplätzen aus ins Innere theils ausgeführt, theils projectirt. Die erste ward im April 1851 von Callao nach Lima eröffnet ($8\frac{1}{2}$ engl. M.) und bringt dem Unternehmer fabelhaften Gewinn. Ebenfalls sehr rentabel ist die Bahn von Lima nach dem Vergnügungsorte Chorillas (9 engl. M.). Eine dritte Bahn, 1851—54 ausgeführt, läuft zwischen Arica und Tacna (39 engl. M.). Im Bau begriffen war 1867 die Bahn von Pisco nach Ica (9 Leguas), projectirt die von Iquique nach La-Noria in die Salpeterlager (39—40 engl. M.), die von Islay nach Arequipa (120 engl. M. und sehr schwierig) und die von Lima nach Jauja. Infolge der Verträge mit Brasilien ist der Amazonenstrom für den Handel erschlossen worden und verspricht als Wasserstraße wichtig zu werden. Außerdem sorgte die peruan. Regierung für Verbesserung des Seeverkehrs durch Hafenbauten zu Callao und Cerro-Azul u. s. w. und ermunterte Privatunternehmer zur Anlegung von Hafendämmen und Pferdebahnen bei Huacho und bei Huaman (nach Truxillo). Die Handelsmarine zählte 1859 110 Seeschiffe von 24234 Tonnen, fast sämmtlich zur Küstenfahrt benutzt. 1865 liefen 1436 Schiffe von 936977 Tonnen ein und 1316 Schiffe von 884471 Tonnen aus, ungerechnet die Kriegsschiffe und die zwischen Panama und Chile fahrenden Boote der engl. Postdampfschiffahrts-Compagnie. Die Einfuhr belief sich auf etwa 35 Mill., die Ausfuhr auf 40,290048 Dollars.

Die intellectuelle Bildung der Peruaner steht etwas höher als die der Bevölkerungen von Venezuela, Neugranada, Ecuador und Bolivia, in moralischer Beziehung jedoch tiefer. Es hängt dies ohne Zweifel mit der Eroberungs- und Colonisationsweise des Landes zusammen. Der Ruf der überschwenglichen Gold- und Silberschätze zog vorzugsweise Abenteurer ins Land, die nur auf rasche Bereicherung ausgingen. Der Landbau wurde vernachlässigt, die einheimische Bevölkerung durch gezwungene Arbeit in den Minen demoralisirt und aufgerieben. P. erhielt unter allen span. Colonien in Amerika am entschiedensten den Charakter einer Bergwerkscolonie, und die gesammte Bevölkerung entwickelte damit alle die Untugenden, welche eine solche von den Ackerbaucolonien unterscheiden. In kirchlicher Beziehung zerfällt die Republik, in welcher nach der Verfassung nur die Ausübung der röm.-kath. Religion geduldet ist, in das 1541 gegründete Erzbisthum von Lima und die fünf Bisthümer von Chachapoyos (in Amazonas), Truxillo, Ayacucho, Cuzco und Arequipa. Von den einst sehr zahlreichen Klöstern bestehen nur noch etwa 30. Der Klerus ist wenig gebildet, zum Theil sehr schlecht gestellt. An der Spitze des öffentlichen Unterrichts befindet sich seit 1855 eine Generalstudiendirection, der Departements-, Provinzial- und Communalcommissionen unterstehen. Der Staat soll jährlich über 2 Mill. Pesos auf den Unterricht verwenden, der trotzdem sehr darniederliegt. Das Land besitzt fünf Universitäten, zu Lima, Truxillo, Ayacucho, Cuzco und Puno, die eigentlich blos noch nominell bestehen, indem sich die Professoren nur vereinigen, um akademische Grade zu ertheilen. Der höhere Unterricht wird gegenwärtig auf Fachschulen (colegios) ertheilt, deren es 1860 30 öffentliche (3 für Mädchen) und 38 private (14 für Mädchen) gab, zusammen mit 2868 Schülern und 1712 Schülerinnen. Zur Bildung der Geistlichen bestehen Seminare, in denen außer der Theologie auch Mathematik und Jurisprudenz gelehrt wird. Elementarschulen zählte man 1860 nur 790, darunter 502 öffentliche und 288 private, zusammen mit 29687 Schülern und 4639 Schülerinnen. An größern Instituten für Kunst und Wissenschaft ist das Land sehr arm. Nur die öffentliche Bibliothek zu Lima und die daselbst 1864 von Franzosen mit großen Kosten für die Regierung eröffnete Lehranstalt für Künste und Gewerbe (zwei Directoren und vier Professoren) sind erwähnenswerth.

Die Staatsverfassung datirt von 1860, wo die Constitution von 1856 in conservativer Richtung reformirt wurde. Nach derselben ist die Regierung «republikanisch, demokratisch, repräsentativ, in der Einheit gegründet», mit vollständiger Trennung der legislativen, executiven und richterlichen Gewalt. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Congresse ausgeübt, der aus dem Senat und der Kammer der Volksvertreter besteht und alle zwei Jahre 28. Juli zusammentritt. Die Deputirten werden (je einer auf 30000 E.) durch allgemeine Wahlen, die Senatoren aus den Grundeigenthümern der verschiedenen Departements gewählt. Beide Kammern erneuern sich alle zwei Jahre durch ein Drittel ihrer Mitglieder. An der Spitze der Executivgewalt steht der Präsident der Republik, der vom Volke durch Majorität der Stimmen auf vier Jahre gewählt und vom Congreß proclamirt wird. Der Präsident ernennt und entläßt die Staatsminister, deren Zahl und Departement durch Gesetz bestimmt ist. Die Justiz wird durch einen höchsten Gerichtshof zu Lima, durch Obergerichte in den vom Congresse bestimmten Departements, durch Richter erster Instanz in den Provinzen und Friedensrichter in den Gemeinden (poblaciones) verwaltet. Der Staatshaushalt P.s hat sich seit der Ausbeutung des Guano, die ein Monopol der Regierung, total geändert. Das Budget ist seitdem um mehr als das Doppelte gestiegen, und der Staatshaushalt beruht hauptsächlich auf dem Einkommen aus diesem Vogelmist. Für die J. 1861 und 1862 betrugen nach den Voranschlägen die Einnahmen 19,300000 Pesos (der Peso zu etwa $1\frac{1}{3}$ Thlr.), wovon 14,850000 auf den Guano und 3,400000 auf die Zölle entfielen, für jedes der J. 1863 und 1864 aber 18,512000 Pesos, wovon 14 Mill. auf den Guano und $3\frac{1}{2}$ Mill. auf die Zölle kamen, also für die erste zweijährige Finanzperiode zusammen 38,660000, für die zweite 37,024000 Pesos. Zu der letztern Summe kamen noch 9,082664 Pesos als Product der in London abgeschlossenen Anleihe, sodaß die Gesammteinnahme für das Biennium 1863—64 sich auf 46,106664 Pesos belief. Die Ausgaben für das ganze Biennium 1861 und 1862 betrugen 39,644110, für das Biennium 1863 und 1864 aber 43,035098 Pesos. Trotz des großen Einkommens aus dem Guano pflegt das Budget mit einem Deficit zu schließen. Die Staatsschuld belief sich 31. Dec. 1863 auf 34,288243 Dollars, und zwar die äußere auf 28,762699, die innere consolidirte Schuld auf 5,525544 Dollars. Am 31. Dec. 1864 betrug die Gesammtschuld 32,399939 Dollars. Der öffentliche Credit P.s hat sich in neuerer Zeit außerordentlich gehoben. Die öffentliche Macht besteht aus Nationalgarde, Heer und Flotte. Die Nationalgarde, gesetzmäßig 100000 Mann, zählt in Wirklichkeit kaum 5000 Mann. Das Heer zerfällt in die Linie und die Gensdarmerie. 1864 umfaßte die Linie 10600 Mann, nämlich 12 Bataillone Infanterie, 4 Regimenter Cavalerie, 2 Regimenter Artillerie. Der Stab zählte dagegen 1860 5 Großmarschälle, 4 Divisions- und 21 Brigadegenerale, 140 Obersten u. s. w. Die Gensdarmerie bestand 1864 aus 4380 Mann zu Fuß und 1028 Mann zu Pferde. Die Flotte sollte 1866 11 Schiffe mit 92 Kanonen umfassen, darunter 7 Dampfschiffe mit 70, 3 Panzerschiffe mit 18 und 1 Thurmschiff mit 4 Kanonen. Nach der polit. Eintheilung zerfällt die Republik in 13 Departamentos mit 76 Provinzen und in 3 Provincias-litorales. Die Departements und Litoralprovinzen werden von Präfecten verwaltet, die Provinzen von Subpräfecten, die Districte der letztern durch Gouverneure. Die Hauptstadt des Landes ist Lima (s. d.), der Haupthafen Callao (s. d.).

Die ältere Geschichte P.s, beinahe ganz mythisch, ist hauptsächlich nur durch die Schriften des Garcilaso de la Vega bekannt. Die Gründung des Reichs der Inkas fällt etwa ins 12. Jahrh. n. Chr. und geschah, nach der Sage, durch ein himmlisches Geschwister- und Ehepaar, den Manco Capac und Mama Oello Huaco, die von der Gottheit, der Sonne, ausgesendet, in der Gegend des Titicacasees erschienen und die rohen Urmenschen zu civilisiren begannen. Ihre Nachfolger, die Inkas, führten den Sonnendienst ein und erbauten auf streng theokratischer Grundlage einen mächtigen Staat, in welchem nur ein Glaube, ein Gesetz und eine Sprache herrschten, und der im 16. Jahrh. von den Andes von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman reichte. Francisco Pizarro (s. d.) hatte durch Pascual de Andagoya, der 1522 von der Miguelsbucht, einem Seitenbassin des Golfs von Panama, ostwärts bis zum Flüßchen Biru oder Piru vorgedrungen war, die erste unklare Kunde von einem im Süden liegenden reichen und mächtigen Staate erlangt. Er verband sich infolge dessen mit dem Abenteurer Diego de Almagro und dem Weltpriester Hernando de Luque in Panama zu der berühmten Biruanischen Handelsgesellschaft sowie zur Ausrüstung einer Expedition, die 1524 von Panama abging und nach vielen Hindernissen und Verlusten 1526 die Bai San-Mateo in Quito erreichte. Hier erlangte man Nachrichten über P. und kehrte sodann wieder zurück. Die zweite von Pizarro geführte Expedition, die aus 185 Mann bestand, landete im Jan. 1531,

drang langsam nach Süden vor und nahm im Aug. 1532 Besitz von Caxamarca. Das ebenso kühne als rechtlose Unternehmen wurde durch den damals herrschenden Krieg zwischen Atahualpa und Huascar, den Söhnen des zwölften Inka, Huayna Capac, nicht wenig unterstützt. Atahualpa wurde 16. Nov. 1532 von den Eindringlingen gefangen und hingerichtet und das Reich bis Cuzco erobert. Inzwischen brach unter den Conquistadoren (s. d.) selbst ein Kampf aus, und die siegende Partei erklärte sich von Spanien unabhängig. Es folgte nun ein Bürgerkrieg, und erst 1547 gelang es dem Mutterlande, die abtrünnige Colonie wieder zu unterjochen. Ein neuer Aufstand der Eroberer in den Südprovinzen, der nach 13monatlichem Kampfe 1554 unterdrückt wurde, beschloß den ersten Zeitraum der blutigen Geschichte P.s, die nunmehr von jener Zeit bis 1810 kein bedeutendes Interesse mehr bietet. Die zuerst gegen Spanien aufgestandenen Republikaner der Plataſtaaten unternahmen 1810 auch einen Zug zur Vertreibung der Spanier aus P. Es folgte ein langer, mit wechselndem Glück in Oberperu und Tucuman geführter Krieg, in welchem sich von span. Seite die Generale Goyeneche und vorzüglich Pezuela, von argentinischer Belgrano besonders auszeichneten. Obgleich siegreich, mußten die Spanier 1820 Oberperu aufgeben, um den von Chile aus unternommenen Angriffen des Lords Cochrane und des Generals San-Martin zu begegnen und die auch in den Nordprovinzen ausbrechenden Aufstände zu unterdrücken. Uneinigkeit und Verrätherei unter den Spaniern selbst erleichterten dem Feinde die Unternehmung. Am 9. Juli 1821 hielt San-Martin seinen Einzug in Lima, und mit großem Pompe wurde 28. Juli die Unabhängigkeit P.s verkündet und beschworen. Das in das Innere vorgerückte span. Heer schlug zwar 19. Jan. 1823 die Patrioten bei Moquehua, vernichtete ihre Streitkräfte fast vollständig und nahm unter General Canterac 18. Juni ohne Schwertstreich von Lima wieder Besitz, gab es aber bald wieder auf, um dem von Bolivar geführten columbischen Heere entgegenzutreten. Die span. Armee zählte 1824 an 18000 Mann gute Truppen, aber die Uneinigkeit ihrer Führer und die Absetzung des Vicekönigs la Serna lähmten ihre Wirksamkeit. So gelang es dem columbischen General Sucre, die Nordarmee der Spanier auf der Hochebene von Junin 6. Aug. 1824 zu schlagen, sie zuletzt 9. Dec. bei Ayacucho gefangen zu nehmen und hierdurch der span. Herrschaft ein Ende zu machen. Nur Callao hielt sich unter Rodil noch bis zum 22. Jan. 1826. Seit jener Zeit bietet die Geschichte P.s nur das Bild von Umwälzungen und Bürgerkriegen, welche die Entwickelung des Landes hinderten. Erst mit dem Regierungsantritte des Präsidenten General Don Ramon Castilla 19. April 1845 trat zum ersten mal eine dauernde Ruhe und die Regeneration des Staats in allen Zweigen der Verwaltung ein. Als 1851 die Amtsdauer Castilla's ablief, geschah es seit dem Bestehen der Republik zum ersten mal, daß die Gewalt an den gesetzlich erwählten Nachfolger, den General Don José Rufino Echénique, überging. Ein gegen Ende 1851 von Vivanco und San-Ramon erregter Aufstand wurde rasch unterdrückt. Weniger friedliebend als Castilla, unterstützte jedoch Echénique die Bestrebungen des Generals Flores, des Expräsidenten von Ecuador, aber diese Politik fand im Lande keinen Beifall. Die 1852 eingetretene Differenz mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika über das Anrecht auf die an Guano reichen Lobosinseln wurde durch die Vermittelung Englands und Frankreichs beigelegt. Die Lobosinseln wurden der Republik förmlich einverleibt, die willkürlichen Guanoladungen als Raub erklärt. Mit Brasilien kam ein 18. März 1852 ratificirter Handels- und Freundschaftsvertrag zu Stande, wonach unter anderm die Schiffahrt auf dem Amazonas für die Angehörigen beider Staaten frei sein und die Dampfschiffahrt auf diesem Strome von beiden Regierungen bis zur peruan. Grenze unterstützt werden sollte.

Finanzmaßregeln der Regierung, welche Erleichterung des Staats durch Herabsetzung des Zinsfußes bezweckten, gaben 1853 Anlaß zu einem Aufstande unter dem reichen Geschäftsmann Domingo Elias und den Generalen Ramon Castilla, Vivanco und San-Ramon, welcher in Verbindung mit dem Kriege gegen Bolivia den Bestand der Regierung gefährdete. Da sich der Congreß für die Regierung erklärte, so trat vorderhand wieder Ruhe ein. Im Dec. jedoch, nach einer vorübergehenden Invasion der Bolivianer unter Belzu, erhob sich der Aufstand aufs neue, an dessen Spitze sich im Jan. 1854 der General Ramon Castilla stellte. Echénique versprach, um sich zu retten, allen Sklaven die Freiheit, die ins Regierungsheer eintreten würden, während Castilla 9. Dec. 1854 die völlige Emancipation der Sklaven und Aufhebung der Kopfsteuer der Indianer proclamirte. Das »peruan. Volk« erklärte nun die Regierung Echénique's sowie die Constitution von 1839 für aufgehoben, und nachdem 5. Jan. 1855 Castilla in der Nähe von Lima einen entscheidenden Sieg gewonnen, zog er in die Hauptstadt ein und ließ sich hier zum provisorischen Präsidenten mit dictatorischer Gewalt ernennen. Die 14. Juli

1855 zusammentretende Nationalversammlung sprach die Fortdauer seiner Präsidentschaft aus und erließ 26. Juli das provisorische Statut, welches als Grundgesetz bis zum 18. Oct. 1856 galt, wo Castilla eine neue, 13. Oct. vom Congreß sanctionirte Constitution promulgirte. Inzwischen brachen an verschiedenen Punkten Aufstände aus, namentlich auch unter den Truppen und auf der Flotte, und im Süden stellte sich General Vivanco an die Spitze der Bewegung. Es gelang jedoch Castillo, seine Feinde zu bewältigen, und nachdem er 6. März 1858 Arequipa mit Sturm genommen, entfloh Vivanco nach Bolivia. Hierauf ließ sich Castilla im Aug. vom Volk zum ordentlichen Präsidenten erwählen. Auch trat im Oct. ein Congreß zur Feststellung der Verfassung zusammen, der aber nichts zu Wege brachte und im Juli 1860 einem neugewählten Platz machen mußte, dessen Verfassungswerk 25. Nov. 1860 als gültig promulgirt wurde. Die Rückkehr der dominicanischen Republik unter die span. Oberhoheit und die europ. Einmischung in Mexico versetzte namentlich die peruan. Regierung in große Besorgniß, weil Spanien die Republik P. noch nicht förmlich anerkannt hatte. Castilla protestirte deshalb in einem Circular vom 26. Aug. 1861 gegen die span. Wiederbesetzung von Domingo und forderte sämmtliche amerik. Regierungen zu einer Allianz gegen europ. Einmischungen in die Angelegenheiten Amerikas auf. Der Schritt blieb indeß ohne weitere Folgen. Schon 1858 hatte Castilla, angeblich wegen Grenzstreitigkeiten, im Grunde aber, um seinen Einfluß auf die Nachbarstaaten zu begründen, Krieg mit Ecuador begonnen und dessen Häfen blokiren lassen, auch Anfang 1860 mit dem aufständischen General Franco einen Vertrag abgeschlossen, wonach P. die streitigen Territorien von Quijos und Canelos zufallen sollten. Da die Regierung Ecuadors diesen Vertrag nicht anerkannte, so drohte Castilla aufs neue mit Krieg, der sich jedoch durch die Einmischung der europ. Diplomatie verzögerte, bis Castilla im Oct. 1862 gesetzmäßig die Präsidentenwürde an den Marschall Don Miguel San-Ramon abtreten mußte.

Der neue Präsident verfolgte nicht die Plane seines Vorgängers, starb aber schon 3. April 1863. Ihm folgte in der Präsidentschaft General Don Juan Antonio Pezet y Rodriguez, der ein neues Ministerium bildete und zum Vicepräsidenten den bisherigen zweiten Vicepräsidenten General Don Pedro Diaz Canseco ernannte. Bald sollte nach diesen Veränderungen der Friede der Republik von außen wieder gestört werden. Eine aus emigrirten Basken bestehende Colonie war zu Talambo unter erschwerenden Umständen gewaltthätig angegriffen und gemishandelt worden, und die peruan. Regierung hatte die dagegen erhobene Beschwerde unbeachtet gelassen. Da erschien 20. März 1864 der span. «außerordentliche Specialcommissarius» Eusebio de Salazar y Mazerrado in Lima mit dem Auftrage, die wegen der Ereignisse zu Talambo von span. Unterthanen gegen die peruan. Regierung erhobenen Reclamationen zu vertreten. Letztere weigerte sich, mit diesem Agenten unter jenem Titel zu unterhandeln, worauf sich derselbe 12. April nach Pisco an Bord des dort befindlichen span. Geschwaders unter dem Befehle des Contreadmirals Pinzon begab und 14. April von den Chinchainseln Besitz ergriff unter der Erklärung, die Inseln so lange als Pfand behalten zu wollen, bis die peruan. Regierung den von Spanien geltend gemachten Forderungen Genüge geleistet. Die Verwickelung mit Spanien rief in P. eine nationale Bewegung hervor, und da der Congreß dem Ministerium außerordentliche Befugnisse zur Bekämpfung der Krisis verweigerte, so gab dasselbe 11. Oct. seine Entlassung. Mitte Nov. 1864 trat zu Lima eine von Bevollmächtigten der Republiken P., Chile, Bolivia, Argentina, Ecuador, Columbia (Neugranada), Venezuela, Guatemala und San-Salvador gebildete Versammlung unter dem Namen «Amerikanischer Congreß» zusammen, der gemeinsame Maßregeln gegen monarchische Eingriffe Europas in die Rechte dieser Freistaaten berathen sollte und bis zum 13. März 1865 tagte. Am 25. Nov. 1864 forderte der peruan. Congreß den Präsidenten Pezet auf, die span. Flotille anzugreifen oder sein Amt niederzulegen. Pezet ließ drei Tage darauf dem Amerikanischen Congresse die Erklärung des peruan. Marine-Offiziercorps vorlegen, die peruan. Flotte sei see- und gefechtsuntüchtig. Infolge dessen erklärte dieser Congreß, daß P. auf eine Unterstützung der durch den Congreß vertretenen amerik. Republiken nicht zu rechnen habe, wenn es die Spanier angreife. Der peruan. Congreß löste sich hierauf auf. Nach Abbruch der bei den Chinchainseln gepflogenen Friedensunterhandlungen erschien 25. Jan. 1865 der Viceadmiral Pareja mit dem span. Geschwader vor Callao und übergab ein Ultimatum mit 48stündiger Bedenkzeit. Infolge dessen wurde 27. Jan. durch General Manuel Juan de Vivanco mit Pareja ein (23. April zu Madrid ratificirter) Friedenstractat abgeschlossen, wonach P. die span. Schuldforderungen anerkannte und sich zur Zahlung der Zinsen und zu einer Kriegsentschädigung von 60 Mill. Realen verpflichtete, dafür aber die Chinchainseln zurückerhielt, welche Pareja 3. Febr. den peruan. Behörden übergab. Diese Nach-

giebigkeit Pezet's erregte in P. große Erbitterung. Bei der Landung span. Offiziere und Schiffsmannschaften brachen 5. Febr. Volksunruhen aus, wobei man die Gelandeten mishandelte. Am 28. Febr. erhob sich sodann gegen den Präsidenten Pezet eine förmliche Revolution im südlichen P., wo der Präfect von Arequipa, Oberst Mariano Ignacio Prado, erklärte, Pezet habe sich durch den Abschluß des Friedens mit Spanien unwürdig gemacht, ferner das Haupt der Republik zu sein. In kurzer Zeit schlossen sich alle Orte der Departements Arequipa, Moquegua, Puno und Cuzco der Bewegung an. In Lima beschuldigte man den Vicepräsidenten, General Canseco, als den eigentlichen Urheber der Revolution, der sich unter den Schutz der nordamerik. Gesandtschaft stellte. Die Bewegung verbreitete sich auch im Norden, und 4. April erklärte eine Volksversammlung zu Caxamarca den Präsidenten zum Vaterlandsverräther und forderte den Vicepräsidenten Canseco auf, an die Stelle Pezet's zu treten, während man den Oberst Antonio Roya zum Befehlshaber der revolutionären Streitkräfte des Nordens erwählte. Inzwischen erfolgte zu Lima 11. April die Bildung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze als Kriegs- und Marineminister der General Vivanco trat. Nachdem die Regierungstruppen 8. Mai die Aufständischen aus den Befestigungen bei Arica vertrieben, entsetzte Pezet durch eine Proclamation den General Canseco aller seiner Würden und erklärte 8. Juni die Häfen von Arica, Islay und die Bai von Quiloa in Blokadezustand. An Bord des vor Arica zur Blokirung des Hafens liegenden Regierungsdampfers Amazonas brach 24. Juni ein Aufstand aus, infolge dessen der Commandant und der Contreadmiral Janizo ermordet, das Schiff aber den Insurgenten unter Montero ausgeliefert wurde, die sich mit dessen Hülfe noch anderer Fahrzeuge der Flotte und 10. Aug. sogar der Chinchainseln bemächtigten. Im Oct. erklärte sich die Revolutionspartei unter Canseco in dem span.-chilenischen Streite für Chile und sandte sieben Kriegsschiffe gegen das span. Geschwader. Der Sturz Pezet's erfolgte bereits 6. Nov. 1865, indem die revolutionären Truppen unter Prado Lima eroberten und Canseco provisorisch die Regierungsgewalt übernahm, der nun den Expräsidenten sowie dessen Minister und Beamte für Landesverräther erklärte. Am 26. Nov. proclamirte eine Volksversammlung Prado zum Dictator, der sonach 28. Nov. das Amt eines «provisorischen obersten Chefs der Republik» übernahm. Hierauf kam es 5. Dec. zu Lima zum Abschluß eines Allianzvertrags gegen Spanien zwischen P. und Chile, dem im Jan. 1866 Ecuador und 28. Febr. auch Bolivia beitraten. Am 14. Jan. 1866 erfolgte die Kriegserklärung der Verbündeten gegen Spanien. Nachdem sich die span. Flotille im Febr. vergeblich bemüht, das chilen.-peruan. Geschwader in der Ancudbai unschädlich zu machen, beschoß sie 31. März Valparaiso, hob aber schon 14. April die Blokade der Küste von Chile auf und erschien unter Admiral Nuñez 25. April vor dem wohlbefestigten Callao, das 2. Mai 1866 vier Stunden hindurch beschossen wurde. Die Stadt litt wenig, während die Spanier ihre starkbeschädigten Schiffe zurückziehen mußten. Bereits 10. Mai verließ die span. Flotille die peruan. Gewässer. Thatsächlich war hiermit der Krieg zu Ende. Im Juni erfolgte wie in Chile so auch in P. die Ausweisung aller Spanier. Die span. Regierung hatte keinen Vortheil errungen, sich aber an der ganzen Westküste Südamerikas äußerst verhaßt gemacht. Vgl. außer den ältern Schriften von Ulloa, Helm, Breckenridge, Mathison, Hall, Stevenson, Smith, Meyen, Pöppig: Tschudi, «Peru» (2 Thle., St.-Gallen 1845—46) und dessen «Reisen in Südamerika» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1866); Hill, «Travels in P. and Mexico» (2 Bde., Lond. 1860); Grandidier, «Voyage dans l'Amérique du Sud, Pérou et Bolivie» (Par. 1861); Soldan, «Geografia del Perú» (2 Bde., Par. 1862; franz., Par. 1863); Menendez, «Manual de geografia y statistica del Perú» (Par. 1861); Fuentes, «Lima, esquisses historiques, statistiques, administratives, commerciales» (Par. 1866); Desjardins, «Le Pérou avant la conquête espagnole» (Par. 1858); Prescott, «History of the conquest of P.» (3 Bde., Boston 1847; neue Ausg., 2 Bde., Neuyork 1855; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Pruvonena, «Memorias y documentos para la historia de la independencia del Perú» (2 Bde., Par. 1858); Odriozola, «Documentos historicos del Perú» (Bd. 1 und 2, Lima 1863—64); Tschudi und Rivera, «Antiguedades Peruanas» (Wien 1851, mit Atlas).

Perugia, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Italien (auch Umbrien genannt, 174,9 Q.-M. und 513019 E. am 31. Dec. 1861), am Fuße der Apenninen und an der Tiber, hat mit Einschluß der weitläufigen Vorstädte 44130, ohne diese aber nur 14885 E., die bedeutende Seidenwebereien unterhalten. Sie ist der Sitz eines Bischofs, des Provinzpräfecten, eines Appellhofs und eines Tribunals erster Instanz, einer kleinen Universität, die 1307 gestiftet wurde, eines Lyceums, eines Gymnasiums, einer technischen Schule, einer höhern Lehr- und Erziehungsanstalt (Collegio della Sapienza), einer Akademie der schönen Künste und

einer ökonomisch-agrarischen Gesellschaft. Sie hat 45 Kirchen, viele Klöster, eine Bibliothek von 30000 Bänden (mit seltenen Handschriften), ein großes Waisenhaus und mehrere prachtvolle Gebäude sowie herrliche öffentliche Plätze. Ein ganz besonderes Interesse für P. gewähren die zahlreichen herrlichen Gemälde Pietro Vanucci's, der hier geboren, deshalb gewöhnlich Il Perugino (s. d.) genannt wird, sowie die Werke anderer Meister, z. B. von Rafael, Barocci u. a. Die schönsten öffentlichen Gebäude sind die Kirchen von San-Lorenzo aus dem 13. Jahrh., San-Agostino, San-Pietro, San-Domenico mit dem Grabmale Benedict's XI., San-Bernardino und der Regierungspalast. P. war unter dem Namen Perusia eine der zwölf alten etrur. Republiken, die sich sehr lange gegen die Römer behauptete und in den Bürgerkriegen des Antonius und Octavius ihren Untergang fand. Noch jetzt finden sich daselbst zahlreiche Reste von Bauwerken aus röm. Zeit. In der frühesten Zeit des Mittelalters machte sie sich unabhängig und zur Herrin eines großen Theils von Umbrien. Ihre glänzendste Periode hatte sie im 15. Jahrh., wo sehr häufig die Päpste daselbst residirten. Später wurde sie eine Zeit lang durch die Baglioni beherrscht und von Papst Paul III. dem Kirchenstaate einverleibt. 1860 wurde sie dem Königreich Italien einverleibt.

Perugino (Pietro), mit seinem wirklichen Namen Vannucci, der Hauptmaler der umbrischen Schule und Lehrer Rafael's, war zu Citta della Pieve 1446 geboren. Seine Bildungsgeschichte ist dunkel. Man nennt als seine Lehrer Benedetto Bonfigli, Pietro della Francesca u. a.; auch scheint er mit Niccolo Alunno in Verbindung gestanden zu haben. Sicher ist, daß er um 1470 sich nach Florenz begab und bei Andrea Verocchio lernte. Später lebte er in Rom und seit dem Ende des 15. Jahrh. als Haupt einer bedeutenden Schule zu Perugia, wo er das Bürgerrecht erhielt und im Besitze eines beträchtlichen Vermögens 1524 starb. Sein Stil deutet auf verschiedene Einwirkungen hin. Unter dem Einflusse des florentin. Naturalismus sind z. B. die wenigen noch erhaltenen Fresken P.'s in der Sixtinischen Kapelle (1480) und die Anbetung der Könige in Sta.-Maria nuova zu Perugia gemalt. Später wendete er sich wieder ganz dem umbrischen Stile zu und wurde der Hauptrepräsentant der zarten Anmuth und des schwärmerisch-sehnsüchtigen Ausdrucks, welche diese Schule auszeichnen. Seine Gemälde aus der besten Zeit sind groß und einfach componirt, die Stellungen voll Anmuth, der Ausdruck rein und holdselig, die Farbe oft tief und glühend. Heftig bewegte Scenen malte P. nicht; Kraft und Leidenschaft waren nicht seine Sache. Unter seinen Staffeleigemälden ist vorzüglich die große Kreuzabnahme vom J. 1495 in der Galerie Pitti berühmt; unter seinen Fresken das Crucifix mit den Heiligen (im Kloster Sta.-Maria Maddalena in Florenz); die Scenen aus dem Alten Testamente und der alten Geschichte nebst Allegorien und mytholog. Gestalten, womit er um 1500 die Halle des Wechselgerichts (Cambio) in Perugia schmückte; die Geburt Christi (in San-Francesco del Monte bei Perugia) und andere. In seinen spätern Jahren arbeitete er auf Speculation und verfiel in einförmige und leere Manier. Unter seinen zahlreichen Schülern ist Rafael (s. d.), den er vier Jahre überlebte, der bedeutendste; Pinturicchio scheint eher Zeitgenosse und Gehülfe P.'s als sein Schüler gewesen zu sein.

Peruvianischer Balsam, Perubalsam oder indischer Balsam heißt ein dickflüssiger, sehr angenehm vanillen- oder benzoëartig riechender Balsam, der von dem peruan. Balsamholze (Myroxylon peruiferum, s. Balsambaum) und wahrscheinlich auch von dem getüpfelten (M. punctatum), dem flaumigen (M. pubescens) und dem Tolubalsamholze (M. toluiferum) sowie auch von andern balsamhaltigen Bäumen gewonnen wird. Je nach der Farbe unterscheidet man zwei Arten dieses Balsams. Der schwarze peruvianische Balsam, welcher zu uns aus Peru in irdenen Krügen kommt, wird durch eine abwärts gehende Destillation, eine Art des Theerschwelens, erhalten, ist sirupartig, dunkelbraun und enthält Zimmtsäure, ein eigenthümliches Fett (Cinnameïn oder Perubalsamöl), ein ätherisches Oel (Peruvin), einen krystallisirbaren Stoff (Metacinnameïn) und Harz. Er dient als Arzneimittel bei verschiedenen Krankheiten, wird auch zu Salben und Pflastern verwendet und bei geringen Chocoladensorten statt der Vanille zugesetzt. Der weiße Perubalsam wird nicht, wie man früher annahm, durch Einschnitte in die Rinde der Myroxylonstämme, sondern durch Einschnitte in den Stamm von Liquidambar styraciflua L. gewonnen. Derselbe ist gelblichweiß und bleibt nur in Glasflaschen, von der Luft ganz abgesperrt, flüssig. Da er einen sehr feinen vanillenartigen Geruch besitzt, so wird er in Amerika vorzüglich als Räucherungsmittel benutzt. In Kürbisschalen oder Bastgeflechten der Luft ausgesetzt, trocknet er zu einem festen, meist röthlichgelben Harze ein, welches unter dem Namen trockener indischer Balsam oder trockener Opobalsam im Handel häufig vorkommt. Er wird zu Räucheressenzen, Räucherpulver u. s. w. gebraucht.

Ein anderer weißer Perubalsam ist neuerdings von San-Salvador aus in kugeligen, von Mattengeflecht umgebenen Krügen in den Handel gebracht worden. Derselbe wird durch Auspressen der Früchte von Myroxylon Sonsonatense Klotsch erhalten, gleicht dem Terpentin, riecht etwas nach Melilaten und sondert sich in der Ruhe in eine obere flüssige und eine untere krystallinisch-harzige Schicht, welche Krystalle eines indifferenten Harzes (Myroxocarpin) absetzt.

Peruzzi (Balthasar), ein berühmter Maler und Baumeister der sienesischen Schule, geb. zu Siena 1481, bildete sich in Rom hauptsächlich nach Rafael und schmückte mehrere Gebäude, die dieser malte, wie z. B. die Farnesina, architektonisch aus. Papst Leo X. übertrug ihm den Bau der Peterskirche, doch auch sein Plan kam nicht zur Ausführung. Sein letztes Werk und zugleich sein Meisterstück war der Palast Massimi in Rom. Er starb 1536 an Gift, welches der Neid ihm beigebracht. Auch sein Sohn Giovanni Sallustio P. ist als Architekt bekannt.

Peruzzi (Ubaldino), ital. Staatsmann, geb. zu Florenz 2. April 1822, aus altem florent. Geschlechte, erhielt seine Vorbildung in Prato und Siena und hörte dann philos. und jurist. Collegien auf der Universität letztgenannter Stadt. 1840 erwarb er den jurist. Doctorgrad, wandte sich aber hierauf technischen und mathem. Studien zu und besuchte zu diesem Zwecke auch die bergmännischen Schulen zu Paris und Freiberg. Nachdem er 1843 die Ingenieurprüfung an der École des Mines in Paris bestanden, bereiste er von 1844—48 zu metallurgischen Forschungen die Alpen, Frankreich, Deutschland und Polen. In der bewegten Zeit von 1848 betrat er die polit. Laufbahn, indem er als Commissar der toscan. Regierung nach Wien ging, um die Freigebung der kriegsgefangenen Toscaner zu betreiben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn das Ministerium Guerazzi-Montanelli zum Gonfaloniere (Bürgermeister) von Florenz. Als solcher protestirte er 1850 gegen die Verletzung der toscan. Verfassung und wurde deshalb von der großherzogl. Regierung abgesetzt, gewann aber dadurch im ganzen Lande große Popularität und galt fortan als eins der Häupter der gemäßigt liberalen Partei. Er betheiligte sich an der Veröffentlichung der «Biblioteca civile dell' Italiano» (1857—59) und zumal an der Herausgabe der Schrift «Austria e Toscana» (im Frühjahre 1859), welche zur raschen Entwickelung der toscan. Bewegung und des Sturzes der Dynastie wesentlich beitrug. Als Mitglied der Provisorischen Regierung vom 27. April 1859 übernahm er die Leitung der Geschäfte und wirkte dann als Vicepräsident der toscan. Consulta. Nach dem Frieden von Villafranca ging er als toscan. Gesandter nach Paris, um bei dem Tuileriencabinete gegen die Restauration der habsburgischen Dynastie zu wirken. Nach der Vereinigung Toscanas mit Sardinien 1860 schickte ihn seine Vaterstadt als Abgeordneten in das subalpinische Parlament. Zu Anfang 1861 trat er jedoch als Minister der öffentlichen Arbeiten in das Cabinet Cavour, und nach dem Tode Cavour's führte er dasselbe Portefeuille in dem Cabinete Ricasoli bis zu dessen Sturz im März 1862. Als Ende desselben Jahres Farini das neue Cabinet bildete, nahm P. das Portefeuille des Innern an, welches er auch in dem nach Farini's Austritt von Minghetti geleiteten Ministerium behielt. Die blutigen Vorgänge in Turin, die sich an die mit Frankreich abgeschlossene Convention, namentlich an die Clausel über die Verlegung des Regierungssitzes nach Florenz knüpften, führten im Sept. 1864 den Sturz des Cabinets Minghetti-P. herbei. Während das übrige Italien das Werk der Minister beifällig aufnahm, fanden sich dieselben vom piemontes. Municipalismus aufs heftigste angegriffen, besonders aber P., den man wegen einer bereits 1862 gemachten Aeußerung, Turin sei nicht zum Sitze der Regierung geeignet, als den eigentlichen Urheber der Convention betrachtete. P. beschränkte seitdem seine öffentliche Wirksamkeit auf das Parlament, in welchem er unausgesetzt Florenz vertrat. Doch betheiligte er sich wenig mehr an den Verhandlungen, und zwar zum Nachtheile der gemäßigten Partei, zu deren besten Rednern und begabtesten Führern er zählt.

Pervigilium nannten die Alten die gottesdienstliche Nachtfeier, die man zu Ehren einiger Gottheiten beging. Da diese Pervigilien, namentlich bei gewissen Mysterien und fanatischen Frauenvereinen sowie bei den Bacchanalien, vielfache Veranlassung zur Unsittlichkeit gaben, so wurden sie, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona Dea, durch strenge Gesetze in Rom verboten und höchstens bei außerordentlichen Gelübden und Säcularfeiern nachgelassen. Wir besitzen noch einen aus fast hundert Versen bestehenden lat. Hymnus an die Venus unter dem Namen «Pervigilium Veneris», der zum Absingen am Vorabende des Festes dieser Göttin bestimmt war. Dieser Hymnus, den man früher mit Unrecht dem Catullus zuschrieb, scheint aus dem 3. Jahrh. n. Chr. zu stammen und findet sich am correctesten in der Ausgabe der «Fabulae» des Phädrus von Orelli (Zür. 1831), auch in Lindemann's «Selecta carmina e poetis Latinis» (Lpz. 1823) und in du Méril's «Poeseos popularis ante saeculum XII. Latinae

decantatae reliquiae» (Par. 1843) abgedruckt. Eine besondere Bearbeitung lieferte Schulze (Gött. 1812), eine treffliche deutsche Nachbildung Bürger in seiner «Nachtfeier der Venus».

Pesāro, das alte Pisaurum, die Hauptstadt der ital. Provinz Urbino-Pesaro ($53^4/_5$ Q.-M. und 202568 E. am 31. Dec. 1861), an der Mündung des Foglia in das Adriatische Meer, der Sitz eines Bischofs, des Präfecten, eines Tribunals erster Instanz und einer Handelskammer, ist eine sehr freundlich gelegene und gutgebaute Stadt, mit prächtigen Kirchen, Palästen und andern Gebäuden, einem Gymnasium und einer technischen Schule. In mehrern Kirchen und Klöstern finden sich berühmte Gemälde. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 10740 (31. Dec. 1861), die sich zum Theil mit Verfertigung von Fayence-, Krystall- und Seidenwaaren, zum Theil mit Productenhandel beschäftigen. Der Hafen ist nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Die in der Umgegend wachsenden Feigen, die einen Hauptgegenstand des Handels der Einwohner bilden, werden für die wohlschmeckendsten in Italien gehalten. Auch die Oliven und Trüffeln von P. sind berühmt.

Pesāro (Simone da) oder Il Pesarese, s. Cantarini.

Pescara (Fernando Francesco Avalos, Marchese de), berühmter General Kaiser Karl's V., geb. 1489 aus der ursprünglich span., dann in Neapel einheimischen Familie Avalos, trat 1512 in kaiserl. Kriegsdienste und wurde 1512 bei Ravenna von den Franzosen gefangen. Er verfaßte im Gefängniß verschiedene Poesien, die er seiner als Dichterin berühmten Gemahlin Vittoria Colonna (s. d.) widmete. Nachdem er die Freiheit erlangt, trug er an der Spitze der Avantgarde 7. Oct. 1513 viel zum Siege bei Vicenza bei, 19. Nov. 1521 zur Einnahme von Mailand, dann von Como, das er plündern ließ. Wiewol nur Unterbefehlshaber, erwarb er sich noch größern Ruhm im Feldzuge gegen die Franzosen von 1522, wo er den Sieg bei Bicoca erfocht, die Capitulation von Cremona u. s. w. unterstützte und Genua nahm, das er wiederum plündern ließ. Sodann half er 24. Febr. 1525 den großen Sieg bei Pavia, wo König Franz I. von Frankreich gefangen ward, erringen. Er ward hierauf Obergeneral der kaiserl. Armee in Italien und erregte durch die große Macht, die er übte, den Neid und den Haß der Italiener. Man bot ihm das Königreich Neapel und anderes an, wenn er sich gegen den Kaiser wenden und die Spanier und Deutschen aus Italien treiben wollte. P. ließ sich in diese Anschläge einweihen und verrieth sie endlich Karl V., was ihn namentlich den Mailändern nur um so verhaßter machte. Er starb indessen in der Blüte männlicher Kraft 4. Nov. 1525 ohne Nachkommen. — Sein Nachfolger als Generalkapitän war sein Neffe und Erbe **Alfonso Avalos**, Marchese de Guasto, der 1532 die Oesterreicher gegen die Türken befehligte, Karl V. auf dem Zuge gegen Tunis begleitete und 1543 den Herzog von Enghien zur Aufhebung der Belagerung von Nizza nöthigte. Derselbe schlug ihn aber dafür 1544 furchtbar bei Cerisoles, sodaß er beim Kaiser in Ungnade fiel. Indessen raffte er die Reste seiner Armee zusammen und deckte Mailand, wo er Ende März 1546 unter dem Hasse und den Anklagen der Mailänder starb.

Peschawer oder Peschaur, Pischawar, Pischauer, ein seit 1849 nebst dem Pendschab dem indobrit. Reiche einverleibter District des ehemaligen Reichs der Sikhs (s. d.), der in geogr. wie früher auch in polit. Hinsicht einen Theil von Afghanistan bildet, umfaßt eine bergumschlossene Hochebene zu beiden Seiten des untern Kabul, von dessen Mündung in den Indus auf- und westwärts bis zu den berühmten Kheiberpässen und der afghanischen Grenze. Das Land hat mit den Gebirgen ein Areal von 109,3 Q.-M., zählt etwa $^1/_2$ Mill. E. (1853 bereits 450100, darunter 45565 Hindu und 403535 Mohammedaner) und zerfällt in die Unterdistricte Jusufsai, Haschtnagar, Doaba im Norden und das eigentliche P. im Süden. Die Thalebene von P., in der westöstl. Richtung 13 M. lang, $6^1/_2$—$8^2/_3$ M. breit, ist im Westen nur durch die Kheiberpässe zugänglich, im Osten aber durch den Engpaß Giden-Gulli dem Ufer des Indus geöffnet. Mit Ausnahme dürrer Strecken am Ost- und Westende ist sie reichlich bewässert vom Kabul, dessen Zuflüssen und unzähligen Kanälen, gut bebaut und außerordentlich fruchtbar. Die Bewohner dieser Fruchtebene, ein Mischlingsstamm ohne polit. Bedeutung, zeigen sich als betriebsame, friedfertige Menschen, während dagegen die Bergbewohner, namentlich die Jusufsai, äußerst reizbar, kriegerisch, plünderungslustig und schwer in Schranken zu halten sind. Die Engländer haben deshalb seit Erwerbung P.s hier immer eine ansehnliche Militärmacht zur Sicherung des wichtigen Landes erhalten, das den äußersten nordwestl. Vorposten ihres indischen Reichs bildet, die Vermittelungsstufe zwischen Ost- und Westasien und das Passageland zwischen Hindostan und Iran. — Die Hauptstadt P., $1^3/_4$ M. südlich vom Kabul (s. d.), $3^4/_5$ M. östlich vom Großen Kheiberpaß, auf der von Attok am Indus gerade

herführenden Straße 9 M. von diesem Strome entfernt, liegt 1172 F. über dem Meere am Abhange einer isolirten Anhöhe inmitten grüner Wiesen, Fruchtfelder und Obstgärten. Die Stadt wurde im 16. Jahrh. vom Delhikaiser Akbar erbaut, kam dann mit dem Umlande an die Afghanen und war lange die Winterresidenz der Monarchen von Kabul. Nach dem Sturze der Duranidynastie (s. Afghanistan) ward sie 1809 eine Beute der Barakfibrüder. Nachdem sich 1823 Rundschit-Singh, der Maharadscha der Sikhs, die Stadt zinsbar gemacht, wurde sie 1829 dessen Reiche ganz einverleibt, mit dem sie 1849 an die Engländer kam. Zur Zeit der Afghanenherrschaft war P. eine durch Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß sehr blühende Stadt von 100000 E., mit einem Residenzpalaste Bala-Hissar, einem großartigen Hauptbazar, vielen dreistöckigen, massiven Häusern, zahlreichen Moscheen und andern schönen Gebäuden sowie einer berühmten mohammed. Akademie. Aber 1823 wurde sie nebst ihrer Umgebung von den Sikhs verheert und gerieth in argen Verfall, aus dem sie sich erst unter der brit. Herrschaft wieder erhob. 1853 zählte sie 53295 (darunter 7706 Hindu und 45589 Mohammedaner), 1865 aber bereits wieder an 100000 E. Außer dem Fort, dem verfallenden Bala-Hissar und einigen Häusern der Großen hat sie kein bedeutendes Gebäude mehr. Auch die einst großartigen Lustgärten liegen verödet, die Wasserwerke verfallen. Die Straßen der Stadt sind eng und steil, zum Theil von Bächen durchflossen. Sie besitzt mehrere offene Plätze, ein Hospital, seit kurzem ein von freiwilligen Beiträgen aufgeführtes Missionsschulhaus und eine dazugehörige Kapelle. In den Erdgeschossen der Häuser befinden sich Läden für die Producte Indiens, die Pelze Rußlands, die Baumwollzeuge, Tücher und Stahlwaaren Europas, für Porzellan und Thee Chinas u. s. w. Der Gewerbebetrieb ist ziemlich rege. Namentlich zahlreich sind die Färber, Goldschmiede, Seidenweber, Gold-, Silber- und Seidensticker, Sattler, Schuhmacher und Schneider. Vor der Stadt der Eingeborenen liegt die brit. Lagerstadt. Dabei besteht ein eigener Bazar für die Europäer, in welchem hauptsächlich Parsis ihre Läden unterhalten. An der Westgrenze des Districts, an der Ausmündung des Kheiderpasses, steht das engl. Fort Dschamrud (Jamrud) mit ziemlich starker Besatzung zur Ueberwachung des Passes und Aufrechterhaltung des Zollwesens.

Pescherähs, s. Feuerland.

Peschiera, Flecken und Festung mit 1800 E. in der ital. Provinz Mantua, hat wegen seiner Lage an der Mailand-Veroneser Eisenbahn und dem südl. Ufer des Gardasees (da, wo der Mincio ausfließt und an der Straße, die von Tirol herabkommt und sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet) militärische Wichtigkeit und bildet gewissermaßen ein freilich etwas entferntes detachirtes Fort von Mantua. Es gehörte früher zur Republik Venedig, die aber 1796 beim Ausbruche des Kriegs den Ort den Oesterreichern einräumte, was Napoleon als Verletzung der Neutralität ansah. Der österr. General Beaulieu, statt diesen Platz um jeden Preis zu behaupten, überließ ihn nach der Schlacht bei Lodi Bonaparte, der denselben durch den General Chasseloup in tüchtigen Vertheidigungsstand setzen ließ und auf diese Weise der Festung Mantua, als er diese hierauf belagerte, die Zufuhr von Tirol und dem Gardasee her abschnitt. Ein wesentliches Hinderniß wurde der Verlust dieses Stützpunkts für Beaulieu's Nachfolger, Wurmser, als er wieder zum Angriff überging, und noch mehr, als er sich über den Mincio zurückziehen mußte. Neuerdings ist P., das die nordwestl. Spitze des sog. Festungsvierecks bildet, bekannt geworden durch die Blokade und Beschießung der Piemontesen unter Manno seit dem 10. April sowie durch die Capitulation der Oesterreicher vom 31. Mai 1848, denen es jedoch schon 14. Aug. 1848 wieder übergeben werden mußte. Mit Mantua und den venet. Provinzen fiel P. 1866 an das Königreich Italien.

Peschito, s. Bibelübersetzungen.

Peso (aus lat. pensum, das Gewogene, im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen: Gewicht, Last, Stück) heißt in Spanien die größte Silbermünze, welche gegenwärtig meist Duro (abgekürzt für Peso duro, d. i. hartes Münzstück), im Auslande aber gewöhnlich Piaster (s. d.) genannt wird. Der spanische P. hat nach dem Münzgesetze vom 15. April 1848 einen Nennwerth von 20 Realen, von welchen letztern (zu 900 Tausendtheilen Feinheit ausgeprägt) 422,62 auf das Zollpfund fein gehen. Der P. entspricht somit einem Werthe von 1 Thlr. $12\frac{1}{2}$ Sgr., während der frühere P. oder Piaster, von denen aus dem Zollpfund Silber 20,462 geprägt wurden, den Werth von 1 Thlr. 13 Sgr. 11,8 Pf. preuß. repräsentirte. Das halbe Pesostück heißt in Spanien auch Escudo. Außerdem ist der P. auch die Münzeinheit in allen Freistaaten des ehemaligen span. Amerika, hat aber hier nicht überall denselben Werth. In Mexico wird der P. oder Dollar in 8 Realen zu 4 Cuartillos oder 12 Granos getheilt, und es sollen gesetzmäßig 20,462 Stück aus dem Zollpfund Silber gemünzt werden. Demnach würde

der mexic. P. einen Werth von 1 Thlr. 14 Sgr. besitzen, aber in Wirklichkeit ist er geringer, sodaß er im Mittel auf etwa 1 Thlr. $13^1/_2$ Sgr. angesetzt werden kann. Der Viertelpiaster heißt in Mexico auch Pesado. In Chile, der Conföderation von Neugranada (seit 1853) und Ecuador (seit 1866) entspricht der P. genau dem franz. Fünffrankenstück; es gehen somit 22,22 Stück zu einem Werthe von 1 Thlr. $10^1/_2$ Sgr. auf das Zollpfund fein Silber. In Venezuela prägt man aus dem Zollpfund 27,58 Stück zu einem Werthe von 1 Thlr. 2 Sgr. $7^4/_7$ Pf. preuß. In Bolivia schwankt der Werth des P. je nach den verschiedenen Ausprägungen zwischen 1 Thlr. 13 Sgr. $4^3/_5$ Pf. und 1 Thlr. 13 Sgr. $6^1/_8$ Pf. In Peru münzt man (nach dem Gesetz vom 2. Oct. 1857) 23,428 P. (à 1 Thlr. 8 Sgr. 5 Pf. preuß.) aus dem Zollpfund fein Silber, während in Uruguay der Werth des P. corriente (26,088 auf das Zollpfund) zu 1 Thlr. 4 Sgr. 6,46 Pf. festgestellt ist. Doch kommen zu Montevideo keine Pesostücke, sondern nur solche von 5, $2^1/_2$ und $1^1/_4$ Realen in Silber zur Prägung.

Pessimismus, s. Optimismus.

Pest oder Pestilenz (vom lat. pestis, pestilentia) heißt in der Volkssprache eine jede bösartige, weitausgebreitete Seuche, Epidemie (s. d.), und in diesem Sinne wird das Wort auch von den alten Schriftstellern gebraucht, in deren Werken zahlreiche Nachrichten, jedoch keine deutlichen Beschreibungen derartiger Krankheiten vorhanden sind. Dahin gehören die Epidemien, welche die alttestamentlichen Schriften, Thucydides, Josephus u. a. beschreiben, und noch viele andere im Alterthum genannte, die bald diesen, bald jenen Theil der damaligen civilisirten Welt heimsuchten. Die erste Weltseuche, die sichern Nachrichten zufolge der im heutigen und engern Sinne so genannten P. gleich war, ist die, welche von 542 n. Chr. an, vom Oriente ausgehend, ein halbes Jahrhundert lang Europa entvölkerte. Von dieser Zeit an scheinen die Schriftsteller die P. nach ihrem festgestellten Charakter von andern Epidemien genau unterschieden und unter diesem Namen diejenige Krankheit verstanden zu haben, welche wir noch jetzt so oder Drüsenpest, Beulen- oder Bubonenpest, orientalische P. (pestis orientalis, inguinalis) nennen. Diese P. ist eine Infectionskrankheit (s. Krankheit), die unter ähnlichen Allgemeinerscheinungen (Fieber, Hinfälligkeit u. s. w.) verläuft wie andere Infectionskrankheiten, aber sich auszeichnet durch das Auftreten von brandigen Beulen (Carbunkel) in der Haut und brandiger Entzündung der Lymphdrüsen (Bubonen), namentlich der Leistenwand, seltener der Achselhöhle und der Unterkiefergegend. Die Krankheit pflanzt sich durch Ansteckung fort (durch Betten, Wäsche, durch Impfung u. s. w.), und zwei bis fünf Tage nach der Ansteckung bricht sie aus. Das Bild der Krankheit ist ein höchst mannichfaltiges. Nachdem sich die Kranken ein bis drei Tage äußerst matt gefühlt, tritt heftiges Fieber auf, und wenn dies nach wenig Tagen den höchsten Grad erreicht hat, bilden sich die Beulen. In günstigen Fällen heilen diese, und die Genesung tritt nach sechs bis acht Tagen ein, in ungünstigen Fällen stellt sich unter Steigerung der Allgemeinerscheinungen nach drei bis vier Tagen der Tod ein. Die Epidemien, welche blos einige Wochen, aber auch ein Jahr und länger anhalten können, sind äußerst mörderisch. Die Zahl der Erkrankungen war meist sehr groß, und von den Befallenen starben selten weniger als zwei Drittel, sodaß ganze Städte und Gegenden verödeten. Die Heimat der P. ist der Orient, namentlich Unterägypten, doch zeigt sie sich jetzt auch dort fast ganz erloschen, namentlich seitdem mehr und mehr die Sümpfe und Unrathstätten in Alexandrien beseitigt worden. Europa ist wiederholt von dieser Seuche in empfindlichster Weise heimgesucht worden. Die Quarantänen gewährten nur einen ungenügenden Schutz gegen das Einschleppen der Krankheit. Schilderungen der Pestepidemien sind schon aus alter Zeit vorhanden. Die von Thucydides beschriebene P. von Athen herrschte im 5. Jahrh. v. Chr.; auch aus dem 6. Jahrh. n. Chr., sowie später aus dem 16. (P. von Florenz, Boccaccio) hat man interessante Darstellungen. Die erste genauere medic. Beschreibung lieferte Diemerbroeck (1665), die beste Sydenham (1749). Die berühmte Epidemie von Marseille (1720) haben Bertrand mehr historisch, Chicoyneau, Verny, Soullier und Deidier gemeinschaftlich und streng wissenschaftlich beschrieben. Die 1771 in Moskau herrschende P. ist namentlich von Mertens dargestellt worden, und die P. während des franz. Feldzugs in Aegypten (1798) hat in Larrey, Degenette, Assalini, Savaresi, Louis Frank ihre Beschreiber gefunden. Zu den bessern spätern Abhandlungen gehören die von Kloth-Bey, Aubert, Gosse, Prus.

Pestalozzi (Joh. Heinr.), als Menschenfreund und Erzieher einer der edelsten Männer der neuern Zeit, geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich, wurde nach dem Tode seines Vaters, welcher Arzt war, von Verwandten einfach erzogen. Religiosität, Rechtsgefühl, Mitleid gegen Arme und Liebe

zu Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Er studirte Sprachen und Theologie, wandte sich aber nach einem fehlgeschlagenen Predigtversuche dem Studium der Rechte zu. Veranlaßt durch Rousseau's «Émile» und eine schwere Krankheit, die er sich durch zu anhaltendes Studiren zugezogen, verbrannte er nach seiner Genesung seine literarischen Sammlungen, entsagte allem Umgange mit Büchern, wurde ein Landmann, kaufte im Herbste 1768 ein Grundstück, das er Neuhof nannte, und bewirthschaftete dasselbe. Ein Jahr später (30. Sept. 1769) verheirathete er sich mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich. In seinen ländlichen Verhältnissen lernte er das sittliche Elend des Volks kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in sein Haus, deren er bald mehr als 50 um sich sah. Er wurde ihr Vater, Lehrer und Versorger. Da er aber bei der Bewirthschaftung seines Gutes und in allen seinen Unternehmungen wenig praktischen Takt übte, gerieth er ungeachtet der Aufopferung seiner edeln Frau in Schulden, und nach fünfjährigem Bestehen seiner Armenerziehungsanstalt mußte der Versuch (1780) als gescheitert angesehen werden. P. kämpfte nun mit Mangel und Elend, wurde von seinen Freunden gemieden, von andern verspottet. In dieser Lage kamen bei ihm die Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschläge zur Rettung der vernachlässigten Menschenklasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksromane «Lienhardt und Gertrud» (4 Bde., Bas. 1781—89 u. öfter) mit ungewöhnlicher Kraft und Innigkeit dargelegt hat. Zur Erläuterung dieses Volksbuchs schrieb er «Christoph und Else» (Zitr. 1782); außerdem «Abendstunden eines Einsiedlers» in Iselin's «Ephemeriden», «Das Schweizerblatt für das Volk» (1782—83), eine Abhandlung «Ueber Gesetzgebung und Kindermord» (Zür. 1783) und die gedankenreichen «Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts» (Zür. 1797). Mit Unterstützung des schweizer Directoriums legte P. 1798 ein Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz an. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahres zerstörten der Krieg und die Ränke einer ihm feindlichen Partei auch diese Anstalt, und mit Undank belohnt ging er nach Burgdorf und wurde daselbst Schulmeister. Nach und nach bildete sich hier eine Erziehungsanstalt anderer Art um ihn. Begeisterte Männer schlossen sich ihm an, und seine methodischen Schriften «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» (Bern und Zür. 1801), «Buch der Mütter» (Bern und Zür. 1803), «Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse» (Bern und Zür. 1804) fanden schon an vielen Orten empfängliche Leser. Durch seine Theilnahme an den polit. Händeln, seine demokratischen Gesinnungen, seine «Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat» (Bern 1802) verdarb er es jedoch mit den Vornehmen, während das Volk ihn 1802 als seinen Anwalt zum Ersten Consul nach Paris sendete. Seine sich immer mehr entwickelnde Erziehungsanstalt verlegte er 1804 nach München-Buchsee bei Hofwyl, um mit Fellenberg (s. d.) in Verbindung zu treten, noch in demselben Jahre aber von da nach Yverdon (s. d.), wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß bezog. Sein Erziehungsinstitut erregte in ganz Europa Aufmerksamkeit und wurde von vielen jungen Männern besucht, die sich hier durch Anschauung und Uebung zu Lehrern ausbilden wollten. Bald aber traten innere Zwistigkeiten unter den Mitarbeitern und zwischen einigen von ihnen und P. selbst ein, die nach und nach die Grundlagen der Anstalt unterwühlten und den Lebensabend P.'s trübten. Nach den deutschen Befreiungskriegen hatte das Institut äußerlich seine größte Blüte erreicht. Von da an sank es rasch. Es traten namentlich Geldverlegenheiten ein, die nicht einmal durch die vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke P.'s (15 Bde., Stuttg. und Tüb. 1819—26) beseitigt werden konnten, obgleich diese wol 12000 Thlr. reinen Gewinn eintrug. 1825 sah P. sich genöthigt, seine Erziehungsanstalt aufzulösen. Er zog sich zu seinem Enkel auf dem Neuhofe zurück, schrieb seinen «Schwanengesang» (1826) und «Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsanstalten in Burgdorf und Iferten» (Lpz. 1826), und starb zu Brugg im Aargau 17. Febr. 1827. Seine Persönlichkeit war schlicht wie sein Inneres. Bei einer nicht großen, vom Alter schon gedrückten Figur, stets in nachlässiger, schwarzer Kleidung, kündigte sein gerades, derbes Betragen, seine fast bäuerische züricher Mundart den einfachen Schweizer an, der über seiner Idee alles andere in der Welt vergessen hatte. Seine Erziehungsideen und seine Methode sind fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Gegenstand einer großen Menge von Schriften für und wider gewesen. Sein Ziel war Verbesserung der häuslichen Erziehung, Hebung der ärmern Volksklasse durch Erziehung und Unterricht, Begründung einer einfachen, der Entwickelung des jugendlichen Geistes angemessenen Unterrichtsmethode, welche durch

Sprache, Zahl und Form mittels der Anschauung und lückenlos fortschreitender Reihenfolgen auf naturgemäße Weise die Kraft des Kindes üben und es zu geistiger Selbstthätigkeit bilden sollte. Von Sachkenntnissen hielt er wenig. Das Princip seiner Erziehung war aber die Liebe. Groß steht P. da durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Ideen, durch Kraft und Fülle des Geistes, durch Liebe zum Volke und zur Jugend. Die zum Lehrer und Schulvorsteher erforderlichen Eigenschaften besaß er indeß im geringern Grade. Sein größtes Verdienst besteht auch weniger in seiner Methode, die keine durchaus haltbare Grundlage hat, als vielmehr in seinen anregenden Ideen und in der Macht seiner persönlichen Einwirkung, wodurch er zahlreiche Schüler begeisterte, die später fast in allen Ländern Europas für die Verbesserung der Schulen, namentlich des Elementarunterrichts, ausgezeichnet thätig waren. Durch P. und seine Schule hat besonders das Volksschulwesen große Fortschritte gemacht. In Anerkennung dieser Verdienste wurde auch der 12. Jan. 1846 an vielen Orten Deutschlands und der Schweiz festlich begangen, und zu seiner Erinnerung wurden vielfach wohlthätige Erziehungsanstalten gestiftet und nach ihm benannt. Vgl. Biber, «Beitrag zur Biographie Heinr. P.'s» (St.-Gallen 1827); Blochmann, «Heinr. P., Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens» (Lpz. 1846); Christoffel, «P.'s Leben und Ansichten, in einem wortgetreuen Auszuge aus sämmtlichen von P. herrührenden Schriften» (Zür. 1846); Schmidt, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 4, Köthen 1862); Morf, «Zur Biographie P.'s» (Heft 1—3, Winterth. 1864—66).

Pesth oder Pest (Pestum oder Pestinum), ungar. Pest, die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns, liegt am linken Ufer der Donau, Ofen (s. d.) gegenüber (mit Ofen zusammen ungar. Buda-Pest genannt), auf einer sandigen Fläche und hat etwa 3 St. im Umfange. Schon die Römer hatten in dieser Gegend eine Colonie (Transacincum); der Name P. erscheint zuerst 1148 in einer Schenkungsurkunde Geysa's II. Als die Mongolen 1241 nach Bela's IV. Niederlage am Sajo Ungarn überschwemmten, war P. eine ansehnliche, von Deutschen bewohnte Stadt und wurde ein Raub jener Weltstürmer. Doch erhob es sich bald nach deren Abzug und theilte nun alle Schicksale, welche nach dem Erlöschen des Arpad'schen Mannsstammes 1307 das Reich durch die ausländischen Kronprätendenten, durch die Streifzüge der Hussiten und später durch das Kreuzheer des Georg Dósa heimsuchten. Dabei gewann aber die Stadt an Flor durch die inzwischen gegenüber sich erhebende nachmalige Residenz Ofen, durch die Erstarkung des ganzen Reichs unter den großen Königen Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus, besonders durch die Reichsversammlungen, welche auf der nahen Ebene des Rákos (s. d.) gehalten wurden und oft Heerlager von 80—100000 Mann herbeizogen. Nach der Niederlage bei Mohács 1526 sank die Stadt unter der harten Herrschaft der Türken sowie infolge der vielen Belagerungen der Festung Ofen zum Schutthaufen herab. Erst nach Vertreibung der Türken 1686 hob sich die Stadt bald wieder durch neue Ansiedler, meist Deutsche und Raizen, ihre günstige mercantile Lage, durch den Verkehr infolge der Türkenkriege sowie durch die Erneuerung des Privilegiums einer königl. Frei- und Tavernicalstadt. 1723 wurde sie der Sitz der höchsten Justizbehörden des Reichs. Ihre Blüte nahm zu unter Karl VI., der daselbst 1727 die prächtige Invalidenkaserne erbaute, und mehr noch unter Maria Theresia, die hier 1751 große Heerschau hielt und nach Aufhebung der Jesuiten die Universität zu Tyrnau 1777 nach Ofen verlegte. Den größten Aufschwung aber nahm die Stadt unter Joseph II., der P. zum Centralpunkt Ungarns machte. Derselbe verlegte 1784 die Universität von Ofen nach P., baute daselbst das Generalseminarium, das große Lagerspital, das ungeheuere Neugebäude und eröffnete der Stadt durch den letzten Türkenkrieg eine so reiche Nahrungsquelle, daß sie bereits 1790 gegen 2500 Häuser zählte. Wiederholt den Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt, hatte die Stadt eine der furchtbarsten 1838 zu ertragen, wobei 2280 Häuser einstürzten. Im Frühjahr 1867 zählte P. über 5600 Häuser und 136000 E. Die Zählung von 1857 ergab (ohne die Garnison) 131705 E. (1780: 16746, 1820: 47932, 1830: 62734, 1851: 106379), darunter 14000 Juden. Die Stadt zerfällt in fünf Haupttheile: 1) die innere Stadt, 2) die Leopoldstadt, 3) die Theresienstadt, 4) die Josephstadt und 5) die Franzstadt. Die schönsten und größten Privatgebäude enthält die Leopoldstadt, zumal am Donauufer. In den drei letztgenannten Stadttheilen dagegen ist die Bauart eine weitschichtige, häufig aufs Erdgeschoß beschränkte, und die großen Hofräume und Gärten in denselben erinnern an ihre Jugend. Die ansehnlichsten öffentlichen Gebäude sind: die Invalidenkaserne mit einer Fronte von 47 Fenstern, vier geräumigen Höfen und einer Kirche; das Josephinische oder Neugebäude, aus vier Quarrés bestehend, dessen Bau Kaiser Joseph begann, als Artilleriekaserne, Haupt-Geschütz- und Munitionsdepot sowie als Gefängniß für polit. Verbrecher benutzt; das Ludovicenm, vom Adel des Landes zur

Militärakademie bestimmt, dann als Militärspital dienend; das Nationalmuseum, begründet 1802 durch die Schenkung des Grafen Franz Széchényi (Vater des Stephan Széchényi), mit großer Bibliothek, einem vollständigen ungar. Münzcabinet, herrlichen Sammlungen für Landeskunde und einem Naturaliencabinet; das Nationaltheater, als Landesinstitut gegründet und erhalten; das Rathhaus; der Palast der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der 1865 vollendet wurde; die große kath. Kirche in der Leopoldstadt u. s. w. Eine Kettenbrücke, ein Meisterwerk engl. Baukunst, verbindet seit 1848 P. mit Ofen, und ein prächtiger Quai ziert ober- und unterhalb der Brücke das pesther Donauufer.

Die reich fundirte Universität hat ein jährliches Einkommen von 70—80000 Fl. und wird von der Regierung mit mehr als 100000 Fl. dotirt. Sie hat 16 philos., 8 theol., 11 jurid., 15 medic. Professoren und über 1600 Studirende. Ihre Bibliothek enthält 101770 Bände und 1590 Manuscripte. Das Naturalien-, Münz- und physik. Cabinet sind kärglich ausgestattet, nicht besser das Klinikum. Die Sternwarte mußte der Festung auf dem Blocksberge weichen, und es ist dafür noch keine andere errichtet. Der Botanische Garten entspricht ziemlich seinem Zwecke. Die Thierarzneischule dagegen ist als Institut ungenügend, wenn man das Bedürfniß des Ackerbau und Viehzucht treibenden großen Landes berücksichtigt. Sonst bestehen zu P. von höhern Unterrichtsanstalten: zwei kath., ein evang., ein reform. Gymnasium; eine Oberrealschule, eine Handelsakademie mit 13 Professoren und 2 Lehrern; ferner eine Präparandie, ein Seminar, eine Fecht- und Reitschule. Die Stadt hat 16 Kirchen, unter denen die größte die oben erwähnte in der Leopoldstadt. Es bestehen je ein Serviten-, Franciscaner-, Piaristenkloster, ein Kloster der Englischen Fräulein und eins der Grauen Schwestern. Die zahlreichen und wohlhabenden Israeliten besitzen einen prächtigen Tempel, der zu den Zierden der Stadt gehört. P. ist der Sitz des großen Pesther Comitats, des obersten Gerichtshofs (königl. Curia, bestehend aus der Septemviral- und Königlichen Tafel) und anderer Oberbehörden, die im Frühjahr 1867 in Reorganisation begriffen waren, nachdem das ungar. Ministerium seit 10. März 1867 die Regierung des Landes übernommen. (S. **Ungarn.**) Nach dem Gesetze von 1848 ist P. der Sitz des ungar. Reichstags, zu dem die Stadt 5 Repräsentanten wählt. Als städtische Behörden wirken der Magistrat und Gemeinderath. Das städtische Budget für 1866 wies 1,379310 Fl. österr. Währung an Ausgaben auf.

P. ist der Mittelpunkt des wissenschaftlichen und literarischen Lebens in Ungarn. Es bestehen daselbst 16 Buchdruckereien und 18 lithographische Anstalten. Unter den Instituten für Wissenschaft steht die Ungarische Akademie der Wissenschaften obenan. Neben ihr wirken ein Naturforscherverein, der Verein der Aerzte u. s. w. Im Palaste der Akademie wurde 1865 die berühmte Esterházy'sche Gemäldegalerie untergebracht, die sich bis dahin in Wien befand. Der Pflege der Künste widmen sich zwei Kunstvereine, ein Musikverein mit einem Conservatorium, eine Schauspielerschule. Wirthschaftlichen Zwecken dienen die Pesther Lloyd-Gesellschaft zur Förderung des Handels und der Industrie (die seit 1854 eine weitverbreitete Zeitung, den «Pesther Lloyd», herausgibt) und der Landwirthschaftliche Verein. Von den Geldinstituten sind hervorzuheben: das Bodencreditinstitut (seit 1863), die Pesther Industriebank (seit 1864), die Pesther Commerzialbank (seit 1841); ferner die Erste ungar. Assecuranz; die Gegenseitige Versicherungsgesellschaft Pannonia, die Pesther Assecuranz, die Pesther Sparkasse. In der gewerblichen Thätigkeit P.s steht die Mühlenindustrie (fünf große Dampfmühlen und viele Schiffsmühlen auf der Donau) obenan. Die Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen machen Fortschritte. Die Gans'sche Eisengußfabrik, welche ihre Waggonräder weithin versendet, genießt eines bedeutenden Rufs. Dem Handel hat P. sein Aufblühen überhaupt zu verdanken; die Stadt besitzt jedenfalls den bedeutendsten Getreidehandel in der ganzen österr. Monarchie. Die aus einheimischen und eingewanderten Deutschen, aus Magyaren und Slowaken, Griechen und Raizen bestehende Einwohnerschaft ist weit weniger als an andern Orten im Reiche durch Religion und Nationaleigenheiten geschieden, und die so mannichfachen Sprachen und Sitten walten in friedlicher Mischung. Doch herrscht im amtlichen Verkehr, in literarischen und adelichen Kreisen die magyarische, im Mittelstande zum Theil die deutsche Sprache vor. Zu den Vergnügungsorten gehören die vom Grafen Stephan Széchényi gegründete Promenade in der Nähe des Neugebäudes; der zum Park umgewandelte Elisabethplatz; das Stadtwäldchen, vom verstorbenen Primas und Cardinal Batthyányi angelegt und eine Viertelstunde von der Theresienstadt entfernt; die Margaretheninsel, am nördl. Ende P.s inmitten der Donau gelegen, durch den Palatin Erzherzog Joseph zu einem reizenden Garten umgeschaffen; der Englische Garten des Baron Orczy, eine Viertelstunde südöstlich von der Stadt; die an schönen Partien reichen ofener Gebirge; der Steinbruch, zugleich auch wichtig

durch seine vortreffliche Weincultur. An Bädern besitzt die Stadt ein Donaubad, gegenüber der Kettenbrücke; ein Eisen- und Dampfbad in der Königsgasse; eine Kaltwasserheilanstalt im Stadtwäldchen. Vgl. Palugyay, «Statistik von Ungarn» (Bd. 1, Pesth 1852); J. Hunfalvy, «P. und Ofen» (Darmst. 1858); «Zuverlässiger Wegweiser durch Buda-Pest u. s. w.» (Pesth 1867).

Pestilentiarius ist der hier und da noch vorkommende Titel von Geistlichen, welcher auf deren Function in den Zeiten der Pest hindeutet.

Pestwurz, s. Petasites.

Petarde (franz. petard, von peter, einen Wind hörbar abgehen lassen) heißt ein mit Pulver gefülltes, kegel- oder mörserförmiges Metallgefäß, das in frühern Kriegen häufig zum Sprengen von Thoren, Mauern, Fallgattern, Palissaden, Hasenketten u. s. w. gebraucht wurde. Man schraubte die P. an ein Bret, das Madrillbret genannt, hing dieses an den zu sprengenden Gegenstand und zündete den Sprengsatz durch das am Boden befindliche Zündloch, in welches eine kupferne Zündröhre eingelassen war. Gegenwärtig ist die P. fast ganz außer Gebrauch gekommen, weil jene Sperrungen leichter eingeschossen werden können.

Petasites nannte Tournefort diejenigen Arten von Huflattich (s. d.), welche nicht einen einzigen Blütenkorb am Ende des Stengels tragen, wie der gemeine oder echte Huflattich (Tussilago Farfara L.), sondern eine Traube kleinerer Blütenkörbchen, und deren Randblüten fadenförmig und wenig länger als die Scheibenblüten sind und deshalb keinen wirklichen Strahl bilden. Die bekannteste unter den in Deutschland einheimischen Arten dieser Gattung ist die sog. Pestwurz oder Pestilenzwurz (P. officinalis Mönch), auch Großer Huflattich genannt, deren fleischiger Wurzelstock ehedem gegen die Pest angewendet wurde. Diese im April blühende Pflanze wächst an Fluß- und Bachufern und an quelligen Wiesenstellen und treibt im Frühling zunächst blattlose, mit häutigen Schuppen besetzte, fleischig-saftige Blütenstengel, welche unter zwei verschiedenen Formen auftreten. Bei der einen enthalten die Blütenkörbchen Zwitterblüten, bei der andern weibliche. Die zwitterblütige Form hat eine eiförmige Traube und größere Körbchen mit röthlichen Blüten, die weibliche Form eine längliche Traube und kleinere Körbchen mit weißlichen Blüten in länglicher Traube. Nach der Blütezeit verlängern sich die Stengel der weiblichen Form sehr bedeutend. Auch erscheinen dann bei beiden Formen die grundständigen Blätter, welche denjenigen des echten Huflattichs an Form ähnlich sind, sie aber an Größe bedeutend übertreffen. Beim Volk steht die Pflanze noch jetzt als heilkräftig in Ansehen.

Petavius, eigentlich Petau (Denis), ein um die wissenschaftliche Behandlung der Chronologie sehr verdienter franz. Gelehrter, geb. 21. Aug. 1583 zu Orleans, erhielt bald nach Vollendung seiner Studien eine Professur der Philosophie zu Bourges, trat bald nachher in den Jesuitenorden und lehrte öffentlich in verschiedenen Städten, zuletzt in Paris, wo er 11. Dec. 1652 starb. Mit größerer Vorsicht, als Jos. Scaliger (s. d.) kurz vor ihm gethan hatte, suchte er die verschiedenen Zeitrechnungen der Alten durch Ermittelung der Cyklen und Anwendung der mathem. Elemente unter sich auszugleichen und den ungeordneten Stoff in ein systematisches Ganzes zu verarbeiten. Die gewonnenen Resultate legte er in seinem Hauptwerke «Opus de doctrina temporum» (2 Bde., Par. 1627) nieder, wozu noch das «Uranologium» (Par. 1630) kam, welche beiden Werke später auch vereint erschienen (3 Bde., Amsterd. 1703 und Verona 1734). Seine oft gedruckten «Tabulae chronologicae» (Par. 1628) und das mehr compendiöse «Rationarium temporum» (Par. 1630; zuletzt 2 Bde., Leyd. 1745) dienten viele Jahre hindurch als Lehrbücher beim histor. Unterrichte in den Schulen.

Petechien (pestichiae, petechiae oder lenticulae) nennt man kleine flohstichähnliche Blutaustretungen unter der Haut, die aber auch auf innern, serösen und Schleimhäuten vorkommen. Sie bilden rundliche oder eckige, beim Fingerdrucke nicht verschwindende, dunkelroth gefärbte Flecke vom Umfang eines Nadelkopfs bis zu der einer Linse, ohne Schwellung der Haut und ohne Schmerzen oder Abschuppung. Blutungen in die Haut heißen im allgemeinen Purpura. Dergleichen Blutergüsse in die Haut entstehen infolge äußerer Verletzung (Stoß u. s. w.), bei übermäßig starker Füllung der Haargefäße (z. B. im Gesicht nach heftigem Husten) und am häufigsten bei Ernährungsstörungen der Gefäßwände, wie z. B. beim Altersmarasmus (Purpura senilis), im Verlauf schwerer Allgemeinerkrankungen (Typhus, namentlich den exanthematischen, Pocken, Masern, Skorbut) und endlich bei der durch die Purpura besonders charakterisirten Blutfleckenkrankheit (s. d.). Bei der Purpura (Peliosis) rheumatica treten die Blutergüsse nur an den untern Extremitäten auf. Eine besondere Behandlung erheischen die P. nicht.

Peter der Grausame, König von Castilien und Leon, 1350—69, geb. zu Burgos 30. Aug. 1334, war durch körperliche und geistige Anlagen ausgezeichnet, wurde aber durch

seine Mutter Maria, eine Tochter des Königs Alfons IV. von Portugal, in der Erziehung vernachlässigt und, von Günstlingen geleitet, ein Sklave heftiger Leidenschaften und dadurch in blutige Familienkriege verwickelt. Die Liebe zu einer schönen und klugen Frau, der Donna Maria Padilla, war die erste Triebfeder seiner Willkür und Rachsucht. Mit ihr soll er sich sogar heimlich vermählt haben, obschon er 1353, auf Zureden seiner Mutter, auch mit Blanca, der Tochter Peter's von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, sich vermählte. Durch die willkürliche Erhebung der Brüder und Verwandten der Padilla zu den höchsten Aemtern verfeindete er sich selbst mit seinem ersten Günstlinge, dem Don Juan de Albuquerque, der, da er für sein Leben zu fürchten hatte, nach Portugal flüchtete. Jetzt folgte P. nun ganz seiner Willkür. Er ließ seine Gemahlin Blanca einsperren, durch eine Versammlung von Bischöfen seine Scheidung von ihr aussprechen und vermählte sich mit der schönen Donna Johanna Fernandez, der Witwe des Don Diego de Hara und Schwester Don Ferdinand's de Castro, die er indeß nach einigen Monaten wieder verstieß. Aus Haß gegen die Padilla verbanden sich nun seine verfolgten Verwandten und beleidigten Günstlinge zu einem Aufstande gegen ihn, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara, einer der unehelichen Söhne von P.'s Vater mit Leanore von Guzman, sich stellte, während zugleich der Papst den König in den Bann that und Castilien mit dem Interdicte belegte. Allein P. wüthete mit Gift und Mord unter seinen Gegnern, und Heinrich sah sich endlich zur Flucht nach Frankreich genöthigt. Ein Krieg mit Peter dem Grausamen von Aragonien endete 1361 ohne besondere Folgen. Seine verstoßene Gemahlin Blanca starb 1361 an Gift; auch seine geliebte Maria Padilla verlor er durch den Tod. Darauf erklärte er vor den Ständen in Sevilla seine Verbindung mit Maria Padilla für eine rechtmäßige Ehe und ließ die mit ihr erzeugten Kinder, den Infanten Alfonso, der aber bald nachher starb, und drei Töchter als thronerbfähig anerkennen. Jetzt verbanden sich Aragonien, Navarra und der Graf von Trastamara, welcher letztere vom Papste und vom Könige Karl V. von Frankreich unterstützt wurde, zum Kampfe gegen P., der ohne Vertrauen zu seinem Heere bei dem Nahen des feindlichen Heeres nach Galicien flüchtete und in Caruña nach Bayonne sich einschiffte, während Heinrich von Trastamara in Castilien mit Jubel aufgenommen und in Burgos als Heinrich II. 1366 gekrönt wurde. Doch P. wußte den Prinzen Eduard (s. d.) von Wales, den sog. Schwarzen Prinzen, so für sich zu gewinnen, daß dieser ein Heer ausrüstete, um ihn in sein Land zurückzuführen. Heinrich II. wagte, im Vertrauen auf die größere Zahl seines Heeres, eine Schlacht in der Ebene bei Najera in der Provinz Burgos, wurde aber, als er zu rasch über einen Fluß setzte, gänzlich geschlagen und sein Heer zerstreut. Wieder in dem Besitze des Throns, ließ nun P. auch seine Rachsucht von neuem entbrennen. Alle, auch die entferntesten Anhänger Heinrich's II. wurden am Leben und mit der Einziehung ihres Vermögens bestraft, selbst viele der vornehmsten castil. Frauen hingerichtet. Inzwischen hatte Heinrich II. bei dem Papste Urban V. in Avignon Beistand gefunden; mit einem kleinen, aber tapfern Heere ging er über die Pyrenäen nach Castilien, wo dasselbe bei dem allgemeinen Hasse gegen P. schnell anwuchs. In der Ebene von Montiel in der Provinz La Mancha entschied sich 1369 der Kampf der Brüder um die Krone zu Gunsten Heinrich's II., der P. 14. März 1369 mit eigener Hand den Dolch ins Herz stieß. Vgl. Nuñez de Cunha, «Vida de Dom P.» (Lissab. 1666); Dillon, «History of the reign of P. the cruel» (2 Bde., Lond. 1788).

Peter I. oder der Große, Alexejewitsch, Zar von Rußland, 1682—1725, der Schöpfer von Rußlands Größe und eine der gewaltigsten Herrschernaturen aller Zeiten, wurde 9. Juni (30. Mai alten Stils) 1672 bei Moskau geboren. Er war das älteste Kind aus Zar Alexei's zweiter Ehe mit Natalia Kirillowna, der Tochter des Bojaren Naryschkin. Als sein älterer Bruder Fedor III. (1676—82) früh gestorben, sollte P., unter den Söhnen Alexei's der einzige körperlich und geistig gesunde, den Thron besteigen, seine Mutter die Regentschaft übernehmen und der ältere Halbbruder P.'s, Iwan, ein kränklicher und geistesschwacher Prinz, übergangen werden. Allein P.'s Halbschwester aus erster Ehe, die geist- und charaktervolle, aber intriguante Sophia, wußte dies zu vereiteln. Ein Aufstand, bei dem sie sich zum ersten mal der Strelitzen bediente, brachte es dahin, daß Iwan und P. zugleich als Zaren ausgerufen wurden und der Haupteinfluß der Regierung an Sophia fiel. Während Sophia es unverhohlen darauf anlegte, beide Brüder von der Herrschaft zu verdrängen und allmählich sich die Macht wie die äußern Attribute der Krone anzueignen, bildete sich der junge Zar zu seinem großen Berufe aus. Von Natur mit einer seltenen Wißbegierde und einer außerordentlichen Empfänglichkeit begabt, lernte er zwar nicht planmäßig, aber er übte seinen Geist, stählte sich zu der unermüdeten Thätigkeit, die sein Leben ausfüllte, und ward trotz aller barbarischer Sitten und Gewöhnungen der Cultur

zugänglich, die damals Rußland noch fast völlig verschlossen war. Geschickte Fremde, wie der Artillerieoffizier Franz Timmermann aus Strasburg und der Genfer Franz Lefort, wurden zunächst seine praktischen Lehrer in Mathematik und Kriegswesen. Seine Soldatenspiele in Preobrashensk und Semenowsk wurden für ihn die Vorübung zu Größerm. Er lernte die Menschen kennen und behandeln, schuf sich eine Umgebung und einen Anhang, auf den er sich verlassen konnte. Seine Schwester, die Regentin, fuhr indessen fort, die Leitung der Geschäfte in ihrer Weise zu führen. Ihr Günstling Galizyn erwarb sich freilich in den beiden Feldzügen in der Krim keine Lorbern; aber sie zweifelte nicht, daß es ihr gelingen werde, den aufstrebenden Bruder von der Gewalt fern zu halten. Allein P. hatte durch seine Vermählung mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin (6. Febr. 1689), eine Heirath, die seine kluge Mutter vermittelt, auch unter den großen Familien des Reichs einen bedeutenden Anhang erlangt und trat nun offen den Anmaßungen seiner Schwester entgegen. Er wies ihren aus der Krim heimkehrenden Günstling ungnädig zurück und forderte von ihr selbst Rechenschaft über ihre Verwaltung. Nun gewann Sophia einen Theil der Strelitzen unter Schaklowitoi, die den jungen Zaren in Preobrashensk überfallen und ermorden sollten. Kaum gelang es P. noch, nach dem Kloster in Troizk zu entrinnen, wohin ihm auf seinen Ruf bald seine Freunde, ein großer Theil des Adels und selbst die meisten Strelitzen folgten. Die Mitschuldigen der Verschwörung wurden nun bestraft, Sophia selbst in ein Kloster verbannt. Im Sept. 1689 hielt P. in Moskau seinen Einzug als Alleinherrscher, obwol er der Form nach die Mitregentschaft seines Bruders Iwan bis zu dessen Tode (1696) beibehielt und auch mit dem schwächlichen Jüngling stets in gutem Einvernehmen blieb.

Vor allem schuf er jetzt ein Heer, wie es dem damaligen Standpunkte europ. Cultur und Kriegskunst entsprach. Aus Fremden vorerst ergänzt, von Leuten wie Lefort und dem Schotten Gordon geschult und mit seinen jugendlichen Waffengefährten verschmolzen, entstand bald eine Armee, mit welcher er zunächst im Innern gegen das Altrussenthum und die Strelitzen eine gesicherte Stellung gewann. Dann legte er den Grund zu einer Flotte, suchte den Handelsverkehr nach der Ostsee und dem Schwarzen Meere zu eröffnen und war auch seit 1695 bemüht, die Festung Asow den Türken abzunehmen. Offiziere und Ingenieure aus Oesterreich, Brandenburg und Holland wurden herbeigerufen, um das Kriegswesen tüchtig zu organisiren. Bald war eine kleine Flotte gebaut, die türk. Seemacht geschlagen und (28. Juli 1696) durch die von Gordon geleitete Belagerung Asow zur Uebergabe gezwungen. Dies alles, die unausgesetzte Thätigkeit, die Begünstigung der Ausländer, der Kampf gegen die hergebrachte Barbarei erbitterten im stillen das träge und bornirte Altrussenthum, und nur durch seine persönliche Kaltblütigkeit entging (Febr. 1697) P. einer Verschwörung gegen sein Leben. Im April 1697 trat er dann, nicht als Zar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, seine berühmte Reise ins Ausland an, auf der er die Ostseeprovinzen und Deutschland besuchte und in dem holländ. Orte Saardam sich unter dem Namen Peter Michailow als Arbeiter niederließ, um die Schiffsbaukunst aus dem Grunde zu erlernen. Auch England zog ihn seines Seewesens wegen an, und er äußerte oft, wenn er nicht Zar von Rußland wäre, möchte er wol engl. Admiral sein. Er war im Begriff, seine Reise noch nach Italien auszudehnen, als ihn die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen heim rief. Als er (4. Sept. 1698) in Moskau eintraf, hatte zwar Gordon den Aufstand bereits gestillt; aber der Zar versagte es sich nicht, das Gericht zu halten. Jeden Tag des Octobers floß das Blut der Schuldigen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so ließ er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 Verschworene daran henken. Die Begnadigten wurden nach Sibirien verbannt, das Corps der Strelitzen aufgehoben. Auch seine Gemahlin Eudoxia, die für eine Anhängerin des Altrussenthums galt, ward (vielleicht nur, weil er sie nicht liebte) in ein Kloster gebracht. Es begann nun eine Epoche der durchgreifendsten und rücksichtslosesten Reformen. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die Nationalkleidung beschränkt, die langen Bärte beseitigt, das Reisen ins Ausland befördert, Straßen und Kanäle angelegt, Buchdruckereien und Schulen gestiftet und dem hergebrachten Aberglauben entgegengewirkt. Um die Macht des Klerus zu beschränken, ließ der Zar nach dem Tode des Patriarchen Adrian zu Moskau diese Würde unbesetzt und vereinigte so in sich die höchste geistliche und weltliche Macht.

Um seinen Lieblingsplan, die Gründung einer Hafen- und Handelsstadt, zu erreichen, bekriegte P. Karl XII. von Schweden. Er wurde zwar bei Narwa (30. Nov. 1700) von Karl aufs Haupt geschlagen, aber die Niederlage ward, wie er selbst sagte, für ihn und die Russen das Mittel, siegen zu lernen. Nachdem es ihm gelungen, den Schweden Vortheile abzugewinnen, erreichte er auch die Erfüllung seines Wunsches, indem er 27. Mai 1703 den Grund zur

Festung Petersburg (s. d.) legte, die er bald zur bleibenden Residenz erkor. Karl's XII. Abenteuerlichkeit erleichterte dem zähen Gegner den Krieg. Erst dessen Verweilen in Polen und Sachsen, dann der unglückliche Zug nach Rußland selbst gaben dem Zaren Gelegenheit, den Vorsprung zu gewinnen und in der Schlacht bei Poltawa (8. Juli 1709) die schwed. Macht unschädlich zu machen. Darauf eröffnete er, nachdem er zuvor seinen Triumph in Moskau gefeiert, den Feldzug in Livland und Karelien. Wiburg, Riga, Pernau, Reval und Kexholm wurden 1710 erobert und mit diesen Plätzen ganz Livland und Karelien. Hierauf feierte P. in seinem geliebten Petersburg 4. Nov. 1710 die Vermählung seiner Nichte Anna, Iwan's zweiter Tochter, mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland. Eine schlimme Wendung für P. nahm im folgenden Jahre der türk. Krieg, den Karl XII. anzustiften gewußt hatte. P. verlor hier beinahe Thron und Leben und mußte froh sein, im Huscher Frieden, der 23. Juli 1711 zu Stande kam, gegen die Aufopferung Asows und anderer Orte seine, des Heeres und des Reichs Rettung erkaufen zu können. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er hierauf noch im Herbste 1711 nach Karlsbad und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er dem Philosophen Leibniz das Versprechen gab, in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen. Seine Vermählung mit Katharina (s. d.), die bei der Einnahme von Marienburg mit weggeführt worden und deren Treue er schon im türk. Kriege erkannt hatte, feierte er 1. März 1712 öffentlich in Moskau, nachdem er ihr schon seit 1707 heimlich angetraut worden. Nach seiner Rückkehr von Karlsbad, welches er im selben Jahre noch einmal besucht und hierbei die nöthigen Besprechungen mit den fremden Höfen, besonders mit Dänemark und Preußen, abgehalten hatte, leitete er sofort die Eroberung des schwed. Finland ein, die ihm auch schnell gelang. Bereits 1713 drangen die Russen über Åbo nach Tawasthus vor und bewerkstelligten die Einnahme der Festung Nyslot, womit die Eroberung von Finland als vollendet anzusehen war. Erst nach dem Tode Karl's XII. gelang es jedoch P., den Krieg mit Schweden zu beendigen und im Nystader Frieden die Abtretung Livlands, Estlands, Ingermanlands und der beiden Läne Wiborg und Kexholm zu erlangen. Im Innern fuhr er inzwischen fort zu reformiren, verfuhr ohne Schonung gegen säumige und gewissenlose Beamte, ja er nahm seinen eigenen Sohn Alexei (s. d.) Petrowitsch nicht aus, sondern unterzeichnete gegen ihn das Todesurtheil. Die ganze Regierungsgewalt vereinigte er in seiner Hand, unterwarf sich die Macht des Adels und griff nach allen Seiten hin mit seinem unerbittlichen, aber für alle gleichmäßigen Despotismus durch. Nach dem Frieden nahm er (1. Nov. 1721) den Titel eines Kaisers aller Reußen an. Wenige Monate später erklärte er seine Tochter Elisabeth für volljährig und bestimmte zugleich (16. Febr. 1722), daß es dem Herrscher freistehen solle, zur Thronfolge zu berufen, wen er wolle: eine Aenderung der Erbfolge, die Rußland viele Erschütterungen bereitet hat. Ein Krieg mit Persien 1722—23 erwarb ihm die Städte Derbent und Baku und die Provinzen Ghilan, Masanderan und Asterabad. Die Verhütung der Ueberschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladogakanals, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften (8. Febr. 1724), an welcher Leibniz' Rathschläge großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzescommission, die Stiftung der zwölf Reichscollegien und des heil. Synods, die Verbesserung des Mönchswesens, die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Raskolniken (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, die Verbannung der Kapuziner aus Rußland und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden beschäftigten P. in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Am 5. Dec. 1724 verlobte er seine Tochter Anna mit dem Herzoge Karl Friedrich Ulrich von Holstein. Seine Anstrengungen wie seine sinnlichen Excesse hatten seinen kräftigen Körper vor der Zeit untergraben. Schon lange leidend, zog er sich bei der Rettung eines gestrandeten Schiffs eine Erkältung zu, die nach schmerzhafter Krankheit (der Strangurie) 8. Febr. 1725 seinen Tod herbeiführte. Ihm folgte seiner Anordnung gemäß seine Gemahlin als Katharina I. (s. d.).

P.'s Schöpfungen sind seine beste Lobrede. Er hob mit einem gewaltsamen Ruck die Russen aus ihrer Trägheit und Barbarei heraus und legte den Grund zu der Entwickelung russ. Macht im letzten Jahrhundert. Allerdings trugen seine oft übereilten Neuerungen nicht immer zur Erhöhung des Volkswohls bei, und mit der Ausrottung des Veralteten wurden auch manche gute Keime erstickt oder verkümmert. Am Säcularfeste der Thronbesteigung P.'s ward sein Denkmal von Falconet, P. zu Pferde einen Granitfels hinaufspringend, mit ausgestreckter Rechte und mit der Inschrift: «Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII», aufgedeckt, an welchem

der Residenz zur höchsten Zierde gereichenden Kunstwerke der Bildner zwölf Jahre ununterbrochen gearbeitet hatte. Noch sechs andere, zum Theil ebenfalls sehr werthvolle Denkmäler des großen Kaisers befinden sich zu Petersburg, Kronstadt, Poltawa, Woronesch, Ladeinoje-Pole und Lipezk. Vgl. Halem, «Biographie P.'s d. Gr.» (3 Bde., Münst. und Lpz. 1803—5); Bergmann, «P. d. Gr. als Mensch und Regent» (6 Bde., Riga und Mitau 1823—30); Ségur, «Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand» (2. Aufl., Par. 1829); Usträlow, «Istoria zarstwowania Petra Welikawo» (Bd. 1—6, Petersb. 1858—63), sowie die Biographien von Gordon, Voltaire, Bauer, Reiche u. a. Wichtig sind auch das «Tagebuch P.'s d. Gr. bis zum Nystader Frieden» (2 Bde., Petersb. 1770—72; deutsch, Berl. 1773) und die von Golikow herausgegebene «Dejania Petra Welikawo» (30 Bde., Mosk. 1788—97).

Peter II., Alexejewitsch, Kaiser von Rußland, 1727—30, Peter's d. Gr. Enkel, der Sohn Alexei's (s. d.), geb. 23. Oct. 1715, bestieg 1727 nach dem Tode Katharina's I. im 13. J. seines Alters den russ. Thron kraft eines Testaments Katharina's I., welches besonders durch Menschikow veranlaßt worden war und worin dieser ehrgeizige Mann, der unter dem jungen Fürsten seinen Einfluß gesicherter hielt, als wenn das Scepter an Katharina's Tochter, die Herzogin Anna von Holstein, überging, die Clausel einzuschalten gewußt hatte, daß P. Menschikow's jüngste Tochter Maria zur Gemahlin nehmen sollte, während er andererseits für seinen Sohn die Schwester des Kaisers, Natalie, zur Gemahlin begehrte. Der Einfluß der mächtigen Dolgorukij wußte die Ausführung dieses Projects, welches dem Kaiser selbst widerstrebte, zu verhindern. Menschikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und schon stand der junge Kaiser im Begriff, sich mit einer Prinzessin aus der Familie der Dolgorukij zu verbinden, als er 9. Febr. 1730 an den Blattern starb, worauf Anna Iwanowna (s. d.), Herzogin von Kurland, den Thron bestieg, Menschikow's Familie zurückberief und die Dolgorukij theils hinrichten ließ, theils in die Verbannung schickte. Während P.'s kurzer und thatenloser Regierung wurde die frühere Kaiserin Eudoxia, Peter's d. Gr. erste, von ihm verbannte Gemahlin, aus ihrem Gefängnisse befreit, der von Katharina I. geschlossene Allianzvertrag mit Preußen erneuert und ein Grenzvergleich mit China zu Stande gebracht, während die von Peter d. Gr. eroberten Provinzen Asterabad, Ghilan und Masanderan den Persern zurückgegeben wurden.

Peter III., Feodorowitsch, Kaiser von Rußland 1762, als Herzog von Holstein-Gottorp Karl Peter Ulrich genannt, geb. zu Kiel 21. Febr. 1728, war der Enkel Peter's d. Gr., entsprossen aus der Ehe seiner Tochter Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein, und wurde, da schon mit Peter II. der Romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, durch seine Tante, die Kaiserin Elisabeth, kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters 26. Nov. 1742 zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland ernannt. Er vermählte sich 1. Sept. 1745 mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, die bei ihrem Uebergange zur griech. Kirche den Namen Katharina Alexiewna annahm, und bestieg, als Elisabeth 5. Jan. 1762 starb, unter dem Namen Peter III. den Thron. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß er mit Friedrich II. von Preußen, den er bewunderte, einen Frieden, nach welchem er das von den Russen eroberte Königreich Preußen zurückgab und den General Tschernyschew mit 15000 Mann zu Friedrich's II. Heere stoßen ließ. Als er sich gerade gegen Dänemark rüstete, um die Ansprüche des Hauses Holstein-Gottorp auf Schleswig geltend zu machen, und während er schon im Begriff stand, in Person das Commando seiner Armee zu übernehmen, erhielt er die Nachricht von dem soeben erfolgten Ausbruch einer Verschwörung in Petersburg, an deren Spitze des Kaisers eigene Gemahlin, welche die mit seinen Neuerungen unzufriedenen Großen für sich gewonnen hatte, stand. Umsonst rieth ihm Münnich (s. d.), den er eben aus Sibirien zurückgerufen, sogleich mit seinen Truppen von Oranienbaum, wo er sich befand, gegen die Empörer zu Felde zu ziehen; schwankend und unentschlossen, versäumte P. dazu den günstigen Augenblick. Die Empörung griff rasch um sich; schon war Katharina in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 zur Kaiserin ausgerufen und P. des Throns für verlustig erklärt. Da blieb dem unglücklichen P. nichts anderes mehr übrig als Unterwerfung, die ihm indeß nicht mehr das Leben rettete, da sein Tod zu Katharina's eigener Sicherheit nothwendig schien. Dieser erfolgte bereits 17. Juli (6. Juli alten Stils) 1762 zu Ropscha, wo Orlow (s. d.) den Kaiser mit eigener Hand erdrosselt haben soll. Vgl. Lavaux, «Histoire de Pierre III» (3 Bde., Par. 1799); «Biographie P.'s III.» (2 Bde., Tüb. 1809).

Peter (Nikolaus Friedrich), Großherzog von Oldenburg, Sohn des Großherzogs August (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Ida (gest. 31. März 1828) von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, ward 8. Juli 1827 geboren. Unter Anleitung seines Vaters erhielt er

eine sehr sorgfältige Erziehung und besuchte vom Frühjahr 1846—48 die Universität zu Leipzig. An der Bewegung des J. 1848 nahm er als Erbgroßherzog um so lebhaftern Antheil, als Familientraditionen und Erbrechte ihm die wärmsten Sympathien für die Herzogthümer Schleswig-Holstein einflößten, gegen deren beabsichtigte Einverleibung in Dänemark bereits sein Vater nach Erlaß des Offenen Briefs 1846 Protest erhoben hatte. 1850 ward der Erbgroßherzog P. von den Großmächten als dän. Throncandidat in Aussicht genommen. Da er sich aber gegen die Gesammtmonarchie aussprach und die Rechte der Herzogthümer auf eine selbständige Verfassung, für welche er bis zuletzt durch diplomatische Verhandlungen und Bundesanträge zu wirken bemüht war, anerkannt wissen wollte, ließ man den Plan fallen. Nach einer Reise nach Italien, Griechenland (zu seiner Schwester, der Königin) und Konstantinopel vermählte sich der Erbgroßherzog 10. Febr. 1852 mit der Prinzessin Elisabeth (geb. 26. März 1826) von Sachsen-Altenburg, aus welcher Ehe zwei Söhne entsprossen: Erbgroßherzog August, geb. 16. Nov. 1852, und Prinz Georg, geb. 27. Juni 1855. Am 27. Febr. 1853, nach dem Tode seines Vaters August, folgte der Erbgroßherzog diesem in der Regierung. Pflichttreue, Wahrheit und humane Gesinnung haben die Achtung und Liebe, welche der Vater in hohem Maße besaß, auch dem Sohne gewonnen. (S. Oldenburg.) Ein hervorragendes Interesse widmet der Großherzog vorzugsweise der bildenden Kunst; seine Gemäldegalerie wird infolge dessen jährlich durch Ankäufe neuerer Meisterwerke vermehrt. Nachdem die Herzogthümer Schleswig-Holstein 1864 von Dänemark getrennt worden waren, cedirte der Kaiser von Rußland die gottorpischen Erbansprüche an P. Vergeblich bemühte sich dieser, dieselben beim Deutschen Bunde sowie in Wien und Berlin geltend zu machen, und trat, den preuß. Erfolgen von 1866 gegenüber, seine Ansprüche endlich durch Vertrag vom 27. Sept. 1866 gegen eine Gebietsentschädigung (Amt Arensböck) in Holstein und 1 Mill. Thlr. an Preußen ab. Außer ausgedehnten Besitzungen in Holstein hat der Großherzog auch in Schlesien einige Güter.

Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, war in der Diöcese von Amiens geboren. Er hatte früher als Soldat gedient, sich verheirathet und war nach dem Tode seiner Frau Einsiedler geworden. Auf einer Wallfahrt nach Jerusalem hatte er den traurigen Zustand der dortigen christl. Bewohner unter sarazen. Joche kennen gelernt und, dadurch tief ergriffen, nach seiner Rückkehr den Papst ermuntert, einen Heereszug zur Befreiung des Heiligen Landes zu Stande zu bringen. Eine Aufforderung des Papstes an die zur Kirchenversammlung zu Piacenza 1096 herbeigeströmte Menge reichte hin, ein bedeutendes Heer zu sammeln, welches entschlossen war, unter P.'s Anführung auszuziehen. Doch schon in Ungarn erlitt dasselbe nach mehrern Kämpfen eine solche Niederlage, daß sich P. mit dem Reste zur Rückkehr genöthigt sah. Hierauf schloß er sich dem Heere unter Gottfried von Bouillon's Anführung an, welches 1099 Jerusalem eroberte. Er wurde daselbst Statthalter, kehrte aber sehr bald nach seiner Heimat zurück und starb 1115 in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy.

Peterborough, Parlamentsborough und als Bischofssitz City in der engl. Grafschaft und 8,7 M. im NO. von Northampton, am schiffbaren Nene und am Knotenpunkte des Eisenbahnnetzes zwischen London und den nördl. Grafschaften, in flacher Gegend gelegen, ist regelmäßig gebaut und hat eine große, 1117—40 errichtete normänn. Kathedrale, den Rest einer uralten Abtei, ferner ein Stadthaus, eine Markthalle, eine Kornbörse, eine Lateinschule, eine Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, ein Theater. Der Ort schickt zwei Mitglieder in das Parlament und zählt 11735 E., die lebhaften Handel mit Korn, Steinkohlen, Holz, Kalk, Ziegeln und Bausteinen treiben. In der Umgegend sind Dampfkornmühlen. P., unter den Angelsachsen nach einem Strudel Medeswelhamstede oder Medeshamstede genannt, verdankt seinen Aufschwung der berühmten Abtei, welche 855 vom Könige Peada von Mercia gegründet, 870 von den Dänen verbrannt, dann wiederhergestellt wurde und zur Zeit ihrer Aufhebung unter Heinrich VIII. eine der prächtigsten des Königreichs war. Auch wegen der von den Mönchen verfaßten Chronik hat diese Abtei Ruf erlangt. Noch finden sich in der Kathedrale die Gräber eines Abts und von 84 Mönchen, welche 870 von den Dänen ermordet wurden, sowie das der Königin Katharina von Aragonien, der ersten Gemahlin Heinrich's VIII., und der Maria Stuart, deren Gebeine jedoch 1612 auf Befehl ihres Sohnes Jakob I. nach der Westminsterabtei in London versetzt wurden. In der Nachbarschaft der Stadt liegen Milton-Park, mit dem Landsitze des Grafen Fitzwilliam, und das Dorf Fotheringhay mit Resten des Schlosses Fotheringhay-Castle, in welchem Richard von York, der Protector, 1460 starb, dessen Sohn König Richard III. geboren und Maria Stuart 8. Febr. 1587 hingerichtet ward. Der letztern Sohn, König Jakob I., ließ das Schloß zerstören.

Peterhof, eins der schönsten kaiserl. russ. Lustschlösser, liegt 7 St. von Petersburg am Fin-

nischen Meerbusen, Kronstadt gegenüber. Mit der Eisenbahn gelangt man in 1 St. und zu Dampfboot in 1 1/4 St. dahin. Das Schloß wurde unter Peter d. Gr. angelegt, unter der Kaiserin Elisabeth erweitert und verschönert und unter Katharina II. vollendet. Auch die Kaiser Paul I., Alexander I. und Nikolaus I. trugen nach vieles zu seiner Verschönerung und Ausschmückung bei. Man nennt P. der Pracht, des Glanzes, der herrlichen Wasserkünste und malerischen Umgebungen halber das Versailles der russ. Kaiser. Das Innere des Schlosses ist überreich an Silber- und Goldverzierungen, und alle Räume sind wahre Prunkgemächer. Von dem Schlosse zum Meere hin sind die bekannten Cascaden, Springbrunnen und Wasserkünste jeder Art. Von denselben ist besonders hervorzuheben die Terrasse, von der eine große rauschende Cascade über sechs vergoldete Stufen in ein großes Bassin fällt, in dem ein aus vergoldetem Erze gefertigter Simson steht, dem Löwen die Kinnbacken aufreißend, aus dessen Rachen ein reicher Wasserstrahl hoch emporsteigt. Bemerkenswerth ist auch das herrliche Gartenschloß **Babigon**, mit schöner Fernsicht, von Kaiser Nikolaus seiner Gemahlin erbaut. Die nahe **Kreisstadt** P. zählt (1864) 7055 E.

Petermann (August), ausgezeichneter deutscher Geograph, geb. 18. April 1822 zu Bleicherode am Harz, besuchte das Gymnasium zu Nordhausen und trat 1839 in die Geographische Kunstschule des Professors Berghaus in Potsdam. Einem sechsjährigen Aufenthalte daselbst verdankt er insbesondere, daß er neben der Wissenschaft der Geographie zugleich die Meisterschaft in der Kartographie sich aneignete, die nur wenigen andern Geographen zu Gebote steht. P. arbeitete in jener Anstalt hauptsächlich an dem berühmten «Physik. Atlas» von Berghaus, zeichnete unter anderm aber auch die Karte zu Alex. von Humboldt's «Asie centrale». 1845 wurde er nach Edinburgh berufen, um seine Kräfte der von A. K. Johnston unternommenen engl. Bearbeitung des «Physik. Atlas» zu widmen; viele Karten dieses Atlas sowie der zugehörige Text sind sein Werk. 1847 ließ er sich in London als Kartograph nieder, gab unter vielen andern Kartenwerken einen «Atlas of physical geography» zusammen mit Th. Milner heraus, lieferte nebenbei für das «Athenaeum» und die «Encyclopedia Britannica» geogr. Artikel und beschäftigte sich schon damals eifrig mit der Geographie der arktischen Zone («On the distribution of arctic animal life», «Sir John Franklin, the Sea of Spitzbergen, and whale-fisheries in the arctic regions» im «Journal of the Royal Geographical Society of London», Bd. 22 und 23). Sehr bald wurde sein Name auch in weitern Kreisen bekannt durch seine Beziehungen zu den afrik. Expeditionen, welche Richardson, Barth und Overweg 1849 und Vogel 1853 unternahmen. Auf P.'s Anregung und durch Vermittelung des preuß. Gesandten von Bunsen fand die Betheiligung der deutschen Forscher an jener Expedition statt, und er war es auch, der die Nachrichten über den Verlauf sowie einen Theil der Resultate dieser bedeutendsten aller neuern Afrikareisen bekannt machte (im «Athenaeum», im «Journal of the Royal Geographical Society of London» u. s. w., sowie «Account of the expedition to Central Africa», Lond. 1855). Außerdem sind von ihm die Karten zu Barth's Reisewerk. 1854 wurde P. nach Gotha an die Geographische Anstalt von J. Perthes berufen, wo er die seit 1855 unter seiner Leitung erscheinenden «Mittheilungen aus J. Perthes' Geographischer Anstalt» begründete, eine in allen Welttheilen verbreitete, allgemein anerkannte geogr. Monatsschrift, die viel zur Belebung der geogr. Forschungen beigetragen hat. Von größern Kartenwerken, die ihn neuerdings beschäftigen, sind zu nennen: eine Specialkarte von Australien, in 9 Blättern (1867 noch nicht publicirt), und eine neue (Jubel-) Ausgabe des Stieler'schen Handatlas (1866—67), die 32 Blätter von ihm enthält. Seine Thätigkeit beschränkt sich aber nicht auf die Verarbeitung geogr. Materials in Karte und Schrift, sondern ein Hauptverdienst P.'s besteht in der Anregung und Förderung wissenschaftlicher Reisen. So rief er die deutsche Expedition nach Innerafrika unter Ph. von Heuglin (s. d.) ins Leben, veranlaßte die von Beurmann'sche Reise nach Bornu, brachte Geldmittel für eine Reihe anderer Entdeckungsreisenden zusammen und war seit 1865 eifrig bemüht, eine Expedition nach dem Nordpol zu Stande zu bringen. 1866 regte er auch die Bildung einer allgemeinen Geographischen Gesellschaft an. Der Herzog von Koburg-Gotha ernannte ihn 1854 zum Professor, die Universität Göttingen verlieh ihm 1855 die Doctorwürde, der König von Italien das Ritterkreuz des Moritz- und Lazarusordens. Die ehrendste äußere Anerkennung wurde ihm aber in der Benennung verschiedener Inseln, Buchten und Bergen mit seinem Namen zutheil. P. gilt bei allen Culturvölkern als eine der ersten geogr. Autoritäten der Gegenwart.

Peters (Wilh. Karl Hartwig), verdienter Reisender und Naturforscher, geb. 22. April 1815 zu Coldenbüttel in Eiderstedt, widmete sich seit 1834 erst zu Kopenhagen, dann zu Berlin medic. und naturwissenschaftlichen Studien. Nach Beendigung derselben unternahm er auf Anregung Joh. Müller's, zu dem er von Anfang an in nähere Beziehung getreten, eine 18monat-

liche Reise nach dem südl. Frankreich und Italien, namentlich um die Fauna des Mittelmeers zu erforschen. Ende 1840 kehrte er nach Berlin zurück und wurde Gehülfe am anatom. Institute der Universität. Den ihm 1841 gemachten Antrag, die Expedition des Santos als Arzt und Naturforscher zu begleiten, lehnte er zwar ab, allein als diese in Angola ihr Ende gefunden, entwarf er den Plan zu einer selbständigen Durchforschung der noch unbekannten Gegenden von Mozambique, dessen Ausführung auch auf Verwendung Humboldt's, Müller's, Ritter's, Ehrenberg's, Lichtenstein's u. a. von König Friedrich Wilhelm IV. beschlossen ward. Anfang Sept. 1842 ging P. ohne alle Begleitung über Frankfurt a. M., Leyden und London zunächst nach Lissabon, wo er sich im Dec. nach den portug. Besitzungen des transäquatorialen Afrika einschiffte. In Mozambique hielt er sich bis zum Herbst 1847 auf, indem er allein zwei Jahre im Innern des Landes zubrachte, dann auch Zanzibar, die Comoren und Madagaskar besuchte und 1844 einen Abstecher nach dem Caplande machte, um seine durch die klimatischen Fieber untergrabene Gesundheit wieder zu stärken. Im Sept. 1847 besuchte er mehrere Küstenplätze Indiens und kehrte dann von Bombay über Aegypten, Frankreich, Spanien und Portugal wieder nach Deutschland zurück. P. wurde hierauf 1848 zunächst Prosector an dem anatom. Institut zu Berlin, einige Jahre darauf außerord. Professor der Medicin und 1857 nach Lichtenstein's Tode ord. Professor der Zoologie und Director sämmtlicher zoolog. Sammlungen. Seit 1851 ist er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften. P. hat durch seine Sammlungen und Forschungen die Kunde der Thierwelt nach verschiedenen Seiten hin wesentlich gefördert. Sein Hauptwerk ist die «Naturwissenschaftliche Reise nach Mossambique» (Bd. 1—3, Berl. 1852—64), die mit Unterstützung der Regierung erscheint, und für die er die von ihm gesammelten Gegenstände, mit Ausnahme der eigentlichen Insekten und der Pflanzen, selbst bearbeitet hat. Hierzu kommt eine Reihe von Abhandlungen in Müller's «Archiv für Anatomie und Physiologie» sowie in den Schriften der Berliner Akademie zoologischen (hauptsächlich über Säugethiere, Amphibien und Fische) und zootomischen Inhalts. Einen Theil seiner sprachlichen Sammlungen hat Bleek in «The languages of Mozambique» (Lond. 1856) bearbeitet. — Ein Bruder von P., **Christian Heinrich Friedrich P.**, geb. 19. Sept. 1813 zu Coldenbüttel, widmete sich der Astronomie, war erst bei den topogr. Arbeiten in Neapel, dann bei der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten betheiligt, wo er die Direction der Sternwarte zu Clinton im Staate Neuyork erhielt. Er hat sich besonders durch seine Beobachtungen und Arbeiten über die Kometen einen geachteten Namen erworben.

Peters (Christian Aug. Friedr.), namhafter deutscher Astronom, geb. 7. Sept. 1806 zu Hamburg, betheiligte sich 1826—32 unter Schumacher's Leitung an den Arbeiten der altonaer Sternwarte, der holstein. Gradmessung und der Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels auf Güldenstein. Nachdem er 1833 zu Königsberg promovirt, ward er im Dec. 1833 Assistent in der Direction der hamburger Sternwarte. 1839 trat er in die gleiche Stellung zu Pulkowa bei Petersburg, wo er 1842 zum Adjuncten der Akademie und 1847 zum außerordentlichen Akademiker erwählt ward. Seit 1849 wirkte P. als ord. Professor der Astronomie an der Universität zu Königsberg, bis er im Oct. 1854 die Direction der Sternwarte zu Altona übernahm. Als er 1849 die Stelle eines wirklichen Akademikers in Petersburg niederlegte, wurde er zum correspondirenden Mitgliede der Russischen Akademie ernannt. Außerdem ist er ordentliches, Ehren- oder correspondirendes Mitglied der Akademien zu Göttingen, Boston, München, Paris, Kopenhagen, Berlin, Stockholm u. s. w. Seine eigenen Beobachtungen und Forschungen hat P. meist in Schumacher's «Astronom. Nachrichten», den «Mémoires» und «Bulletins» der petersburger Akademie, der von ihm herausgegebenen «Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus dem Gebiete der Astronomie und verwandten Wissenschaften» sowie in andern Fachjournalen mitgetheilt. Dieselben betreffen vorzugsweise die Theorie der Pendelschwingungen, die eigene Bewegung und Entfernung der Fixsterne, die Parallaxe, die Bestimmung der Kometenbahnen, die Theorie der astron. Instrumente, die Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen Altona und Schwerin (1858 durch galvanische Signale ausgeführt) u. s. w.

Petersberg, in früherer Zeit auch Lauterberg (Mons serenus) genannt (so noch 1497 in Documenten), eine isolirte Porphyrkuppe, liegt 1¾ M. nordöstlich von Halle in einer Ebene und hat eine Höhe von 1125 F. über dem Meeresspiegel, 640 F. über dem Spiegel der Saale bei Wettin. Auf demselben befand sich, nachdem bereits seit sehr alter Zeit auf dem Gipfel eine kleine, jetzt nur noch in Ruinen vorhandene Kirche gestanden hatte, vormals ein dem heil. Petrus gewidmetes Kloster der regulirten Chorherren des Augustinerordens, das vom Grafen Dedo von Wettin, einem ältern Bruder des Markgrafen Konrad von Meißen, 1127 gestiftet, gegen

1151 eingeweiht, 1540 aber säcularisirt wurde. Die Gebäude nebst der Kirche im byzant. Stil, in welcher mehrere Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin begraben liegen, wurden 1565 durch einen Blitz entzündet und bis auf die Mauern verheert, worauf man 1567 eine Kirche innerhalb der niedergebrannten erbaute. Die Wiederherstellung der Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt hat König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführt (seit 1853), die Einweihung des überaus stattlichen Bauwerks fand im Sept. 1857 statt. Eine Quelle für die Geschichte des Klosters wie überhaupt für den darin abgehandelten Zeitraum bietet das «Chronicon Montis sereni», das von 1124—1225 reicht und einen Presbyter des Klosters, Konrad, zum Verfasser haben soll. Nach der ersten Ausgabe von Mader (Helmst. 1665) wurde es in Mencken's «Scriptores rerum Germanicarum» (Bd. 2) abgedruckt und zuletzt von Eckstein (Halle 1844 fg.) herausgegeben. Vgl. Puttrich, «Denkmale der Baukunst in Sachsen und Thüringen» (Abth. 2, Bd. 2, Lpz. 1845).

Petersburg, bei den Russen Sanct-Peterburg, die zweite Hauptstadt und erste Residenz des russ. Reichs, im gleichnamigen Gouvernement, liegt (97 M. von Moskau und 215 M. von Berlin entfernt) an der Mündung der selbst für größere Fahrzeuge schiffbaren Newa in den Finnischen Golf. Diese theilt sich hier in die nördlich abgehende Newka, welche später wieder einen Arm, die kleine Newka, südwestlich entsendet, und die Große und Kleine Newa, welche beide die Insel Wassilij-Ostrow (Basiliusinsel) umschließen. Durch diese Spaltungen des Stroms, verschiedene Nebenarme und Kanäle entsteht eine Anzahl größerer und kleinerer Inseln, von denen gegenwärtig elf mehr oder minder bebaut sind. Die große Admiralitätseite, die Wiborger Seite und der Ochtasche Stadttheil liegen auf dem Festlande. Der Umfang der ganzen Stadt wird auf 4 M., der Durchmesser auf $1^3/_4$ M., das Areal auf 8630 Desjätinen (über $1^2/_5$ Q.-M.) angegeben. Bei der Einfahrt in die Newamündung gewährt der Strom mit seinen großartigen Umgebungen (Palästen und Quais), besonders an schönen Sommertagen, einen wahrhaft prächtigen und imposanten Anblick. Vom Haupteingange der Admiralität aus strahlen fächerförmig die drei Hauptstraßen (Perspectiven) P.s aus: der berühmte Newskij-Prospect, die längste, schönste und belebteste Straße der Stadt, die sich bei einer Breite von 120 F. fast $1^1/_2$ M. weit erstreckt und von kolossalen Palästen und andern Prachtbauten eingefaßt ist, die etwas schmälere, aber ebenfalls sehr belebte Erbsenstraße und die Wosnesenskische Perspective. Ueberhaupt ist die Stadt sehr regelmäßig gebaut; die Straßen sind meist lang und breit, die öffentlichen Plätze geräumig. Unter den 8538 Häusern (1864) befinden sich viele Gebäude von riesigem Umfang. 180 zum Theil prächtige Brücken führen über die verschiedenen Stromarme und Kanäle. In administrativer Beziehung zerfällt P. in 13 Stadttheile. Den Mittelpunkt bilden die ehemaligen Admiralitätstheile zwischen der Newa, dem Kanale Fontanka und dem Nikolaikanale, die belebtesten und bedeutendsten Theile der Residenz. Die übrigen Stadttheile sind: der Kasansche, der Spaßkische, der Kolomna- und der Narwasche Stadttheil (zwischen Newa, Fontanka, dem Obwodnykanal); ferner der Moskowsche Stadttheil (zwischen Fontanka, Obwodny- und Ligowkanal), der Alexander-Newskij-Stadttheil (zwischen Newa, Obwodny- und Ligowkanal), der Liteinoitheil (zwischen Newa, Fontanka und Ligowkanal), der Roschdestwenskysche Stadttheil (zwischen dem vorigen, der Newa und dem Ligowkanal), Wassilij-Ostrow (in neuerer Zeit ein Haupttheil geworden), die Petersburger Seite, die Wiborger Seite und der Ochtasche Stadttheil. Der älteste Theil der Stadt ist die seit 1703 von Peter d. Gr. auf einer kleinen Insel erbaute Festung, in welcher sich der Münzhof, die Kathedrale des heil. Peter und Paul sowie ein Park befinden.

Als Mittelpunkt P.s gilt die Admiralität, die in ihrer jetzigen Gestalt zu Anfang der Regierung Alexander's I. hergestellt wurde. Dieselbe umfaßt ein großes Oblongum, von dem die beiden größern Seiten die eine der Newa, die andere dem großen Admiralitätsplatze mit seinen vielen Prachtgebäuden zugekehrt ist, die Ostseite steht dem Winterpalais (getrennt durch einen großen und breiten Paradeplatz) und die Westseite dem Dirigirenden Senate und dem Gebäude des Heiligen Synod gegenüber. Letztere beide vereinigt eine große Bogenpforte, unter welcher die Galeerenstraße geht. Auf der Pforte sitzt mit der Wage die Göttin der Gerechtigkeit. Um die drei Seiten der Admiralität zieht sich ein schöner, breiter Boulevard von Lindenbäumen mit schattigen Spaziergängen. Gegenüber der Admiralität liegt östlich der grandiose Generalstab; ihm folgen nach Westen zu die Gouvernementsregierungsgebäude. Von der Ecke der Erbsenstraße bis zur Ecke des Wosnesenskischen Prospectes erheben sich entsprechende Privatgebäude, dann folgt das große Kriegsministerium, die Isaak-Kathedrale und die Kasernen der Garde zu Pferde mit ihrem schönen Boulevard. Andere große Plätze sind noch das Marsfeld, auf dem 60000

Mann jeder Waffe manövriren können, mit dem kolossalen Standbild Suworow's und begrenzt von der einen Seite vom Sommergarten, von der andern vom Park des Michailow'schen Palais, auf der dritten von großen Privathäusern, den Pawlow'schen Kasernen, dem Marmorpalais und dem des Prinzen von Oldenburg; die Plätze vor der Kasan'schen Kathedrale, vor dem Alexandertheater, vor dem Michailow'schen Palais, beide letztere mit runden Squares, eingefaßt von schönen Eisenzäunen; die großen Exercirplätze bei den Kasernen der hier garnisonirenden Garderegimenter; auf Wassilij-Ostrow der frühere Rumjänzow'sche Platz am Newaufer zwischen den Gebäuden der Akademie der Künste, dem Pawlow'schen Militärgymnasium und den großen eleganten Wohnhäusern des Kaufmanns Solowjew. Der Obelisk, als Monument des Grafen Rumjänzow, steht jetzt in einem herrlichen, großen, parkartigen, von einem eleganten eisernen Gitter umgebenen Garten, der zur allgemeinen Benutzung von dem genannten Solowjew auf dessen Kosten angelegt ward. Von gottesdienstlichen Gebäuden besitzt P. 139 öffentliche Kirchen und über 100 Hauskapellen, außerdem noch 51 Kapellen für den griech. Ritus, 16 Kirchen für Reformirte und Lutheraner, 6 für röm. Katholiken, 2 für Armenier, einige Bethäuser für Sektirer und 3 Synagogen. An der Spitze der griech.-russ. Kirchen steht als die größte und prachtvollste die Isaak-Kathedrale obenan. An der Stelle derselben hatte Peter d. Gr. eine hölzerne Kirche errichtet; den Grund zu dem gegenwärtigen großartigen Bau, der nach den Plänen des Architekten Monferrand aufgeführt und erst 1859 vollendet wurde, hat Katharina II. gelegt. Derselbe ist ganz aus Granitquadern aufgeführt. Auf 48 polirten dorischen Säulen (Monolithen) von 56 F. Höhe ruhen die vier großen Giebelfelder mit bronzenen Basreliefs. Das Ganze krönt eine bis 340 F. aufsteigende vergoldete Kuppel mit einem von 24 Granitsäulen getragenen vergoldeten Thürmchen, auf dem das goldene Kreuz steht. Von der um das Thürmchen führenden Galerie genießt man eines prächtigen Ueberblicks über P. und seine Umgebungen. An den Eingangspforten sind Scenen aus der Kirchengeschichte angebracht. Das Innere der Kirche entspricht an Pracht dem Aeußern. Namentlich sucht der Ikonostas (Bilderschrank) seinesgleichen an Pracht, Glanz und Großartigkeit. Derselbe steht auf weißem, mit Gold verziertem Marmor und wird von 8 polirten Malachitsäulen von 43 F. Höhe mit reichvergoldeten Capitälen getragen. An jeder Seite des Haupteingangs zum Allerheiligsten stehen zwei Säulen aus Lapis-Lazuli. Unter den übrigen Kirchen P.s verdienen noch besondere Erwähnung: die Kathedrale der Muttergottes von Kasan, im Newskij-Prospect, von 1800—8 in Form eines Kreuzes erbaut, vorn mit einer halbkreisförmigen Colonnade von 132 korinth. Säulen von 18 F. Höhe versehen, im Innern mit 56 polirten, 54 F. hohen Granitsäulen, dem kostbar bekleideten Bilde der Schutzheiligen und einem Ikonostas von gediegenem Silber; die bereits erwähnte Festungskirche St.-Peter und Paul, 1703 von Holz, 1712—32 von Stein aufgeführt, mit einem sehr hohen vergoldeten Thurme, vielen Trophäen und den Sarkophagen der russ. Kaiser (mit Ausnahme Peter's II.). Ferner das Alexander-Newskij-Kloster, dessen Hauptkirche (1776—90 erbaut) die Reliquien des heil. Alexander Newskij umschließt und als Begräbnißstätte für berühmte Russen dient. Das Kloster ist der Wohnsitz sämmtlicher hoher nichtweltlicher Geistlichen; auch befindet sich in ihm eine geistliche Akademie und ein Seminarium. Die 1732 begonnene, aber erst unter Nikolaus vollendete Kirche des Smolnaklosters (ein adeliches und neuerdings auch ein bürgerliches Fräuleinstift umschließend) wird durch eine hohe blaue Kuppel mit goldenen Sternen abgeschlossen und besitzt mehrere gute Gemälde. Um die Preobraschenskische Kirche auf der Liteinoi läuft ein Geländer aus eroberten Kanonenläufen. Die Nikolaikirche wurde unter der Kaiserin Elisabeth, die Troitzkische im Wosnesenskischen Prospect unter Nikolaus, die Wladimirkirche (mit vergoldeter Kuppel) unter Katharina II., die Blagoweschtschenskische Kirche und die des heil. Andreas (auf Wassilij-Ostrow) ebenfalls unter Nikolaus erbaut. Unter den Kirchen der übrigen Confessionen sind zu nennen: die luth. Peter-Paulkirche im Newskij-Prospect (mit schönem Altarblatt von Brülow), die kath. Katharinenkirche in derselben Straße und die deutsch-reform. Kirche (unweit der Post), die zu den Zierden P.s gehört. Von den kaiserl. Palästen verdienen eine besondere Hervorhebung: der Winterpalast, auf dem linken Ufer der Newa, welcher 450 F. lang, 350 F. breit und 70 F. hoch ist, 1754 von Rastrelli erbaut und nach dem furchtbaren Brande vom 29. Dec. 1837 nach dem ursprünglichen Plane, aber im Innern noch prächtiger als vorher, wieder aufgeführt wurde. Durch Bogengänge mit demselben verbunden sind die Große und Kleine Eremitage, 1840—50 im griech. Stile von Klenze erbaut, ein mit staunenswerther Pracht ausgestattetes achteckiges Gebäude von 515 F. Länge und 375 F. Breite, mit einer berühmten Gemäldegalerie, Sammlungen von Alterthümern, Münzen, Sculpturen, Vasen, Cameen u. s. w. sowie einer sehr bedeutenden

Bibliothek. Das Anitschkowpalais, an der Fontanka und dem Newskij-Prospect, 1748 von der Kaiserin Elisabeth erbaut, mit einem kleinen Park und einer Waffensammlung, dient in der Regel dem jedesmaligen Thronfolger nach seiner Vermählung zum Aufenthalt. Das Marmorpalais, 1770 im Bau begonnen und 1783 vollendet, war längere Zeit vom Kaiser Paul bewohnt und gehört jetzt dem Großfürsten Konstantin. Das neue Michailow'sche Palais, im Besitz der Großfürstin Helene, 1825 vollendet und von einem schönen Park umgeben, gehört zu den geschmackvollsten Palästen P.s. Letzteres gilt auch von dem Palais der Großfürstin Maria, Herzogin von Leuchtenberg, hinter der Isaak-Kathedrale, von Kaiser Nikolaus 1838 erbaut. Das Palais des Großfürsten Nikolaus des Aeltern, am Boulevard der Garde zu Pferd und der Galeerenstraße, wurde 1862, das des Großfürsten Michael 1863 vollendet. Das alte Michailow'sche Palais (1800 vollendet) dient jetzt der Ingenieurakademie. Das Taurische Palais, 1784 von der Kaiserin Katharina erbaut, mit dem Riesensaal, dem sog. Wintergarten (jetzt ein Sculpturmuseum) und einem großen Park, wird von der kaiserl. Familie nicht mehr bewohnt. Sehr groß ist die Zahl der sog. Krongebäude. Dahin gehören, außer den kolossalen Gebäuden verschiedener Erziehungs- und Pfleganstalten, der Ministerien sowie der Kasernen und Exercirhäuser: das prächtige Admiralitätsgebäude, der Sitz des Marineministeriums, mit Bibliothek, einer Sammlung von Schiffsmodellen u. s. w.; der Generalstab, gegenüber der Eremitage, mit einer Façade von 100 Fenstern, die von einem Triumphbogen durchbrochen und mit einem Siegeswagen gekrönt ist; das alte und das neue Arsenal, die Börse u. s. w. Hieran reihen sich mehrere Theater, wie namentlich das Große Theater (1784 erbaut, 1802 erneuert, seit 1832 in seiner gegenwärtigen Gestalt), welches 4000 Menschen faßt und zur Aufführung von Opern und Balleten dient; das Marientheater, nach dem Brande 1859 schön und zweckmäßig hergestellt, für russ. (bisweilen auch deutsche) Vorstellungen; ferner das Alexandertheater, in dem Newskij-Prospect, 1832 für 2000 Zuschauer erbaut; das Michaeltheater, neben dem neuen Michailow'schen Palais, für deutsches und franz. Schauspiel. Von Privatpalästen sind zu nennen: der des Prinzen Peter von Oldenburg, des Fürsten Beloselskoi, des Grafen Stroganow am Newskij-Prospect, des Grafen Kuschelew-Besborodko an der Newa im Liteinoi-Stadttheil, des Grafen Scheremetjew an der Fontanka, des Fürsten Demidow in der Morskoi, des Baron Stieglitz am Englischen Quai, des Ehrenbürgers Utin u. s. w. Unter den Brücken zeichnen sich aus: die Nikolaibrücke, die erste stehende steinerne Brücke über die Newa mit ihren kolossalen Eisbrechern und herrlichem Eisengeländer, und die Anitschkowbrücke bei dem Palais gleiches Namens über die Fontanka, geziert mit vier Reiterstatuen von Klodt. Ueber die Newa führen noch die folgenden Schiffbrücken: die Schloßbrücke vom Winterpalais auf Wassilij-Ostrow zur Börse, die Troitzkische vom Marsfelde auf die Petersburger Seite und die Liteinoibrücke von der Liteinoistraße auf die Wiborger Seite. Unter den Denkmälern nimmt die Reiterstatue Peter's d. Gr. auf dem Admiralitätsplatze, von der Kaiserin Katharina II. errichtet, den ersten Rang ein. Außerdem sind noch die Alexandersäule vor dem Winterpalais, der erwähnte Obelisk zu Ehren des Feldmarschalls Grafen Rumjänzow im Solowjew'schen Garten, die Reiterstatue Nikolaus' I. zwischen dem Palais der Großfürstin Maria und der Isaakskirche, die Standbilder Suworow's am Marsfelde, Kutusow's und Barclay de Tolly's vor der Kasanschen Kathedrale, eine zweite Reiterstatue Peter's d. Gr. vor der Ingenieurakademie und das Monument des Fabeldichters Krylow im Sommergarten hervorzuheben. Den Eingang der Chausseen nach Moskau und nach Narwa zieren Triumphpforten.

Unter den reichen Sammlungen und Instituten für Wissenschaft und Kunst sind außer den bereits genannten der Eremitage noch besonders hervorzuheben: die kaiserl. öffentliche Bibliothek, im Newskij-Prospect, mit 802717 Bänden, 28536 Handschriften und 63503 Kupferstichen; die Akademie der Wissenschaften, bereits 1728 von Peter d. Gr. gegründet, in einem großartigen Gebäude auf Wassilij-Ostrow, mit einer Bibliothek von über 200000 Bänden und vielen Handschriften, dem asiat. und ethnogr. Museum, der naturhistor. Sammlung (wol der reichsten der Erde) u. s. w.; die 1754 gestiftete Akademie der Künste, deren Palast 376 F. im Quadrat mißt, ein wahrhaft großartiges Institut, mit reichen Kunstschätzen; das Rumjänzow'sche Museum, enthaltend Mineralien, Alterthümer, Münzen und eine slaw. Bibliothek u. s. w. An der Spitze der eigentlichen Unterrichtsanstalten steht die Universität (1819 gegründet) in dem großen Gebäude der 12 Reichscollegien, mit 4 Facultäten (philosophische, medicinische, juristische und seit 1854 auch orientalische), 57 Professoren, 672 Studirenden (Ende 1866), einer Bibliothek von 30000 Bänden u. s. w. Sonst sind noch zu nennen: die Bergakademie in

einem imposanten Palaste auf Wassilij-Ostrow, von Peter d. Gr. begründet, mit 300 Zöglingen, einem Mineraliencabinet von staunenswerthem Reichthum und verschiedenen technischen Sammlungen; das 1829 errichtete technische Institut, mit 200 Zöglingen, das Alexandrow'sche Lyceum, die Rechtsschule, die Medicinische Akademie und Veterinärschule, die militärische Nikolaiakademie, die Ingenieurakademie, die Schule der Ingenieure der Wege- und Wassercommunication, der Architekten und Civilingenieure, des Forstcorps, des Pagencorps, des Seecorps und die Militärgymnasien. Außerdem befinden sich zu P. sieben Gelehrtengymnasien (mit 3607 Schülern), drei Realgymnasien bei den evang. Kirchen und verschiedene Privatanstalten für höhern Unterricht. Der Bildung des weiblichen Geschlechts sind gewidmet außer dem bereits erwähnten Smolnakloster: das Katharinen-, Patriotische, Pawlow'sche und Elisabethinstitut, viele weibliche öffentliche Gymnasien und Privatinstitute. Die Elementar- und Volksschulen sind noch sehr mangelhaft und reichen für die starke Bevölkerung bei weitem nicht aus. Unter den gelehrten Gesellschaften und Vereinen entwickeln außer der Akademie besonders die kaiserl. freie Oekonomische Gesellschaft (seit 1765), die Mineralogische (seit 1817), die Geographische (seit 1845) Gesellschaft, die Gesellschaft der Techniker (seit 1866), ferner die Entomologische und Archäologische Gesellschaft sowie die Vereine für Landwirthschaft und für Gartenbau eine umfassende und einflußreiche Thätigkeit. Mit Wohlthätigkeitsanstalten ist P. ebenfalls gut bedacht. Darunter steht obenan das große Findelhaus, zu dem auch früher die jetzige Nikolajew'sche Erziehungsanstalt (zu P. und in Gatschina) wie auch das Taubstummeninstitut gehörten. Man zählt 62 allgemeine und 20 Militärhospitäler mit gegen 400 Aerzten. Erwähnungswerth sind: das Obuchow'sche Hospital im Moskowschen Stadttheile, 1784 errichtet, mit 500 Betten; das Marien-Hospital auf der Liteinoi, 1803 gegründet, mit 410 Betten; das Kalinkin-Hospital, seit 1779, mit 250 Betten; das Maria-Magdalenen-Hospital auf Wassilij-Ostrow, mit 160 Betten; das Peter-Pauls-Hospital auf der Petersburger Seite, mit 252 Betten; das Maximilianow'sche Krankenhaus mit ambulanten Aerzten, im Wosnesensky-Prospect, mit Abtheilungen auch in andern Stadttheilen; das erste und zweite Hospital für Landtruppen, ersteres beim Smolnakloster und letzteres auf der Wiburger Seite bei der Medicinischen Akademie. Außerdem bestehen zu P. eine Augenheilanstalt, ein Kinderkrankenhaus und die Irrenanstalt auf dem Peterhofer Wege. Eine besondere Bestimmung haben das Stadtarmenhaus, das Witwen- und Armenhaus der luth. St.-Annengemeinde sowie ein anderes der Kaufmannschaft; das Versorgungshaus für arme adeliche Fräulein beim Smolnakloster; das Versorgungshaus der Fürstin Barjatinsky für mittellose Frauen mit einem Kinderasyl und andere Anstalten ähnlicher Art.

Nach der Zählung Ende 1863 hatte P. 539475 E.; Ende 1866 mochte sich diese Ziffer auf 560000 erhöht haben. 1863 entfielen von der Gesammtsumme 462411 auf die Bekenner der orthodoxen Kirche, 55892 auf die Evangelischen, 17046 auf die Katholiken, 2701 auf die Juden, 1425 auf die Mohammedaner. Die Bewohner P.s sind zur überwiegenden Mehrheit Russen; von andern Nationalitäten finden sich etwa 60000 Deutsche, 10—15000 Franzosen und 4000 Engländer und Amerikaner. Nach den Ständen zählte man 1863: 71578 Edelleute, 4781 Geistliche, 124316 Bürger, 160856 Bauern, 63670 Soldaten, 14897 Ausländer, 69374 Personen unbestimmten Standes. Die Sterblichkeit ist sehr bedeutend, besonders im Frühjahre (Mai), weniger im Herbst. Das männliche Geschlecht steht zum weiblichen in dem abnormen Verhältniß von 3:2. P. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte des russ. Reichs. 1863 bestanden insgesammt 376 Etablissements, welche für 48 Mill. Rubel producirten. Die bedeutendsten Privatfabriken sind Baumwollspinnereien und Baumwollwebereien; die großartigen Kronfabriken liefern Gobelins, Spiegel, Bronzewaaren, Locomotiven, Spielkarten, geschliffene Edelsteine, Krystallglas und Porzellan. Außerdem sind zu nennen die großartige Gasfabrik, die Lederfabriken der Vorstadt Tscheknschi, die kolossale herzogl. Leuchtenbergische Fabrik für Metallverarbeitung; ferner die kaiserl. mechanische Flachsspinnerei zu Alexandrowsk (am Wege nach Schlüsselburg), die Samsonjew'sche Manufactur (Kammwolle), die Stearin- und Seifenfabrik auf der Kutujew'schen Insel. Der Handel ist ebenfalls von großer Bedeutung. Im Winter ruht zwar die Schiffahrt, dafür belebt sich aber, durch die Schlittenbahn begünstigt, der Verkehr mit dem Binnenlande außerordentlich. Durch Eisenbahnen steht P. mit Moskau, Warschau, Zarskoje-Selo und Peterhof in directer Verbindung. In der letzten Zeit wurde der Hafen jährlich von etwa 1900 Schiffen besucht. 1865 belief sich der Werth der Einfuhr auf $59\frac{1}{2}$ Mill., der der Ausfuhr auf $47\frac{1}{2}$ Mill. Rubel. In der Stadt selbst concentrirt sich der Handelsverkehr zumeist in den Kaufhöfen Gostinoi-, Tschukin- und Apraxin-Dwor, im Newskij-Prospect und der Gartenstraße, dem Krugloi-Markt an dem Moika-Kanal, dem Pustoi-Markt auf der Liteinoi,

dem Nikol'schen bei der Nikolaikirche und dem Andreas'schen Markte auf Wassilij-Ostrow. Das städtische Budget betrug 1866 an Einnahmen $2^3/_4$ Mill., an Ausgaben über $2^1/_2$ Mill. Rubel. In der Umgebung der Stadt liegen viele, zum Theil großartige und prächtige Landhäuser, wie namentlich auf Kamennoi-Ostrow, auf Petrowsky, Krostowsky, Katharinenhof, der Apothekerinsel und Karpowla. Auch die umliegenden Dörfer werden stark als Sommeraufenthalt benutzt. Etwas weiter entfernt liegen Zarskoje-Selo, Pawlowsk, Strelna, Peterhof, Oranienbaum mit ihren kaiserl. Schlössern und Parks, das Dorf Pulkowa mit der 1838 errichteten Nikolai-Sternwarte, seewärts im Finnischen Golf Kronstadt mit seiner Feste und dem ersten Kriegshafen des Reichs.

P., die jüngste unter den großen Residenzen Europas, wurde erst 1703 von Peter d. Gr. gegründet, und zwar auf einem Gebiete, das kurz zuvor den Schweden entrissen worden. Anfänglich lag es nicht im Plane des Zaren, an den Ufern der Newa eine Residenz zu gründen; vielmehr wollte er hier nur eine Festung zum Schirm und Schutz gegen die Schweden erbauen und bei der günstigen Wasserlage auch einige kaufmännische Niederlassungen anlegen. Da jedoch viele bei dem Bau der Festung beschäftigte Arbeiter und Handwerker sich in der Nähe ansiedelten und auch einige Große des Reichs auf Wassilij-Ostrow sowie auf dem Festlande sich niederließen, faßte Peter d. Gr. den Entschluß, neben der Festung auch eine große Stadt anzulegen, die er nach einiger Zeit sogar zu seiner Residenz erwählte. Das einfache Haus, das sich der Zar gleich anfänglich in der Nähe der Festung auf der Petersburger Seite erbauen ließ, wird noch jetzt sorgfältig vor dem Verfall bewahrt. Demselben gegenüber wurde 1714 ein ebenfalls noch vorhandenes Sommerpalais (der jetzige Sommergarten) aufgeführt. 1717 verließ das erste russ. Schiff den Hafen von P.; 1727 kamen bereits 230 Schiffe daselbst an. 1750 zählte die Stadt schon 80000 E. Diese Zahl wuchs unter der Kaiserin Katharina, die sich die Verschönerung und den Ausbau der Stadt besonders angelegen sein ließ, zu 110000 und bis zum Schlusse des 18. Jahrh. auf 220000. Der Kaiser Paul ließ die ersten Kasernen bauen. Alexander I. sorgte für Austrocknung der Sümpfe und Moräste in den Umgebungen der Stadt, verband alle Inseln durch bequeme Brücken, legte schöne Parks an und erbaute Kirchen und Paläste. Unter seiner Regierung wuchs die Bevölkerung P.s um 200000 Köpfe. Unter Nikolaus I. wurden ebenfalls großartige Bauten ausgeführt und die ersten Eisenbahnverbindungen mit dem Innern des Reichs hergestellt. — Das russ. Gouvernement P. begreift die frühere Landschaft Ingermanland (s. d.) und zählte 1864 auf einem Areal von 812,03 Q.-M. (einschließlich des Ladogasees) 1,174174 E. Das Gouvernement zerfällt in die acht Kreise P., Gdow, Jamburg, Luga, Narwa, Oranienbaum, Schlüsselburg und Sofia. Vgl. Kohl, «P. in Bildern und Skizzen» (3 Bde., 2. Aufl., Dresd. und Lpz. 1845—46); Bastin, «Guide du voyageur à St.-Petersbourg» (Petersb. 1866); Hasserberg, «P. in seiner Vergangenheit und Gegenwart» (Petersb. 1866).

Petersen (Frederik Christian), namhafter dän. Philolog und Alterthumsforscher, geb. 9. Dec. 1786 auf Antvorskow in Seeland, erhielt seine Vorbildung auf der Bürgerschule zu Kopenhagen und studirte seit 1803 auf der Universität daselbst erst Theologie und Philosophie, dann Philologie. Nachdem er 1814 mit der Schrift «De Aeschyli vita et fabulis commentatio» promovirt, hielt er zunächst philol., von 1819—21 auch theol. Vorlesungen. 1826 wurde er Mitglied der dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1842 ord. Professor der Philologie und später Conferenzrath. Er starb 20. Oct. 1859. Außer zahlreichen Programmen philol. und archäol. Inhalts, einer Reihe von Abhandlungen für die dän. Gesellschaft der Wissenschaften und vielen Aufsätzen sowol in den beiden, zum Theil von ihm selbst redigirten Zeitschriften, der «Monatsschrift für Literatur» (Bd. 1—20, Kopenh. 1829—38) und der «Zeitschrift für Literatur und Kritik» (Bd. 1—7, Kopenh. 1839—42), als auch in andern wissenschaftlichen Journalen, hat sich P. namentlich durch seine «Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie» (Kopenh. 1825; deutsch von Friedrichsen, Lpz. 1829) und das «Handbuch der griech. Literaturgeschichte» (Thl. 1, Kopenh. 1826; neue Ausgabe und Fortsetzung 1830; deutsch, Hamb. 1834) einen geachteten Namen erworben.

Petersen (Niels Matthias), einer der verdientesten dän. Sprach- und Geschichtsforscher, geb. 24. Oct. 1791 zu Sanderum auf Fünen, besuchte die Kathedralschule zu Odense, wo er mit Rask (s. d.) einen Freundschaftsbund schloß. Unter Leitung des letztern begann er seine altnordischen und vaterländisch-geschichtlichen Studien, denen er sich nachher, besonders seitdem er 1815 eine Lehrerstelle am Schullehrerseminar zu Brahetrolleberg auf Fünen erhalten, fast ausschließlich widmete. Durch eine Reihe specieller Untersuchungen betheiligte er sich an dem von

Rask 1825 angeregten Streite über die Principien der dän. Rechtschreibung, auch schrieb er eine «Dän. Grammatik», von der jedoch nur die «Wortbildungslehre», die nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung dargestellt ist, 1826 erschien. Nach der Aufhebung des Seminars 1826 privatisirte er in Kopenhagen, bis er 1829 eine Anstellung an der Universitätsbibliothek fand. 1830 ward er Registrator am königl. Geheimen Archiv, und 1841 erhielt er den Titel Professor. 1845 übernahm er die Professur der altnordischen Sprache an der Universität. Seit 1855 Etatsrath, starb er 11. Mai 1862 zu Kopenhagen. P.'s «Geschichte der dän., norweg. und schwed. Sprache und ihrer Entwickelung aus der Stammsprache» (2 Bde., Kopenh. 1829—30) enthält die Resultate tiefer und allseitiger Forschungen. Auch seine dän. Uebersetzung der Depping'schen Schrift über die Seezüge der Normannen (1830) ist mit vortrefflichen eigenen Untersuchungen ausgestattet. Eine sehr interessante Lebensskizze Rask's lieferte er in den «Gesammten Abhandlungen Rask's» (Bd. 1, 1834). Als Mitglied der nordischen Gesellschaft für Alterthumskunde übersetzte er den 4. bis 10. Theil der «Fornmanna-Sögur» und die bedeutendsten isländ. Sagas (4 Bde., Kopenh. 1839—44) in das Dänische. Von seinem «Handbuch der altnordischen Geographie» erschien nur ein Theil (1834). Seine «Geschichte Dänemarks in der ältesten Zeit» (3 Bde., 1834) zeichnet sich ebenso durch Quellenforschung wie durch ansprechende, einfache Darstellung aus. Namentlich gilt dies von den Untersuchungen im dritten Bande über den polit., religiösen und häuslichen Zustand des dän. Volks in der ältesten Zeit. In seiner ausführlichen Darstellung der «Nordischen Mythologie» (Kopenh. 1849) läßt P. auch die deutschen Forschungen auf diesem Gebiete nicht ganz unberücksichtigt. Von seinen vielfachen Beiträgen zum «Danske Magazin» sowie zu den «Annaler for nordisk Oldkyndighed» wurde der «Bidrag til den oldnordiske Literaturs-Historie» nach seinem Tode (Kopenh. 1866) besonders abgedruckt. Ein gediegenes Werk über die Geschichte der dän. Literatur («Bidrag til den danske Litteraturens Historie», 6 Bde., Kopenh. 1853—64) wurde ebenfalls erst nach seinem Tode im Druck vollendet.

Petersgroschen oder Peterspfennig hieß die Abgabe, die England seit dem 8. Jahrh. an den Papst entrichtete. Der angelsächs. König Ina von Wessex soll sie 725 dem Papste zuerst zu dem Zwecke zugestanden haben, daß davon in Rom eine Pflanzschule für engl. Geistliche errichtet und die Kirchen und Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht und überstieg im 13. Jahrh. das Geldeinkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. Schon König Eduard III. machte 1365 den Versuch, den P. abzuschaffen, doch erst Heinrich VIII. gelang es, durch die Acte von 1532 denselben aufzuheben. Die Versuche der Königin Maria, ihn wiederherzustellen, waren fruchtlos. Seit dem ital. Kriege von 1859 ist der Peterspfennig in kath. Ländern als freiwillige Gabe zur Unterstützung des Papstes wieder aufgekommen und hat in den ersten Jahren beträchtliche Summen eingebracht.

Petersilie (Petroselinum Hoffm.) ist der Name einer zu den Doldengewächsen gehörenden Pflanzengattung, die sich durch rundliche, an der Spitze in ein eingeschlagenes Läppchen verschmälerte Blumenblätter, eirunde, etwas zweiknopfige Früchte, einen zweitheiligen Fruchthalter und ein gewölbtes Griffelpolster von den verwandten Gattungen unterscheidet. Die hierhergehörigen Pflanzen sind ein- und zweijährige, ästige, kahle Kräuter mit mehrfach-gefiederten Blättern und keilförmigen, am obern Theile des Stengels oft lanzettigen und linealischen Blättchen. Von den Arten dieser Gattung wird die gemeine oder Gartenpetersilie (P. sativum), welche im südl. Europa einheimisch ist und sich durch grüngelbliche Blüten auszeichnet, überall zum ökonomischen Gebrauche ihres Krautes und ihrer Wurzel halber häufig cultivirt. Man hat drei Spielarten von ihr, nämlich die gemeine, mit flachen Blättchen und dünner Wurzel; die krause, deren untere Blättchen breiter und kraus sind, und die großwurzelige, mit dicker, fleischiger Wurzel und breitern, flachen Blättchen. Die süßlich und gewürzhaft schmeckende Wurzel (Petersilienwurzel) der letzten Abart wird als Gemüse und Gewürz an andern Speisen verwendet, auch dient sie als Hausmittel bei Wassersuchten. Berühmt sind die erfurter und die lange bardewieker Petersilienwurzel. Das frische Kraut der ersten und zweiten Abart, welches angenehm aromatisch riecht und etwas reizend-scharf und bitterlich schmeckt, wird zum Gewürz an Speisen und als Gemüse benutzt, zerquetscht aber als Umschlag bei Milchknoten und bei Harnverhaltungen kleiner Kinder aufgelegt. Die stark gewürzhaften Petersiliensamen, welche für manche Vögel ein tödliches Gift sind, enthalten ein gelbliches ätherisches Oel und geben gepulvert ein Volksmittel gegen Kopfungeziefer ab. Neuerdings hat man dieselben gegen Wechselfieber angewendet. Da die Blätter der gemeinen P. den Blättern der giftigen Garten-

gleiße (auch Hundspetersilie und Gartenschierling genannt) ziemlich ähnlich sind, so ist es, um gefährliche Verwechselungen zu verhüten, gerathen, die krause P. zu ziehen, deren Blätter leicht zu unterscheiden sind. Die P. gedeiht in allerhand Boden, jedoch am besten in einem nahrhaften humosen Sandboden. Man säet die Samen zweckmäßig in Reihen von 6 Zoll Abstand. Nach dem Aufgehen müssen die Pflanzenreihen öfters behackt werden.

Peterwardein, Stadt und Militärcommunität im serbisch-banatischen Verwaltungsgebiete der österr. Militärgrenze, eine der stärksten Festungen der österr. Monarchie, liegt am rechten Ufer der Donau, in sumpfiger, ungesunder Gegend. Sie ist der Sitz eines Festungscommandos, zählt, abgesehen von der starken Besatzung, mit den beiden Vorstädten 3695 E. (nach der Zählung von 1857) und hat vier Kirchen, eine Hauptschule, ein Militärspital und ein mit Merkwürdigkeiten aus den Türkenkriegen reichlich versehenes Zeughaus. Eine Schiffbrücke verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden Neusatz. Die Festung besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Festungen. Die obere Festung, auf einem ziemlich hohen, von drei Seiten isolirten Serpentinfelsen, die mit einem Hornwerke in Verbindung steht, ist ein alter, schon Jahrhunderten trotzender Bau. Sie enthält eine Kaserne, das Zeughaus, einen Brunnen, der bis unter den Wasserspiegel der Donau geht, und ist blos von Militär bewohnt. Am Fuße des Berges liegt die untere Festung, die eigentliche Stadt. Beide Festungen zusammen können gegen 10000 Mann aufnehmen. P. steht an der Stelle des röm. Acumincum und soll seinen Namen von Peter dem Einsiedler erhalten haben. 1688 wurden die Festungswerke von den Kaiserlichen gesprengt und bald nachher die Stadt durch die Türken niedergebrannt. Im Frieden zu Passarowitz vom 21. Juni 1718 verblieb sie dem Kaiser. Insbesondere ward P. oft genannt durch den bedeutenden Sieg, welchen daselbst Prinz Eugen 5. Aug. 1716 über den Großvezier Ali erfocht. In dem Revolutionskriege von 1848 und 1849 von den ungar. Insurgenten besetzt, ergab sich die Festung 6. Sept. 1849 an das kaiserl. Cernirungscorps.

Pétion de Villeneuve (Jérôme), bekannt durch seine Theilnahme an der Französischen Revolution, geb. 1753 zu Chartres, ließ sich, nachdem er die Rechte studirt, in seiner Vaterstadt als Advocat nieder und trat 1789 als Abgeordneter des Dritten Standes in die Reichsstände. Bald bildete er in der Nationalversammlung, Mirabeau gegenüber, mit Buzot und Robespierre den Mittelpunkt der republikanischen Partei und genoß darum im Jakobinerclub und beim Volke große Popularität. Im Juni 1791 wurde er zum Präsidenten des Criminalgerichts zu Paris ernannt. In dieser Eigenschaft erhielt er mit Barnave und Latour-Maubourg den Auftrag, die entflohene königl. Familie von Varennes zurückzuführen, wobei er sich sehr schonungslos benahm. In Verbindung mit der Partei des Herzogs von Orléans trug er auf Absetzung des Königs und die Errichtung einer Regentschaft durch Volkswahlen an. Hiermit stieg er auf den Gipfel der Popularität. Nach dem Schlusse der Sitzung reiste er im Oct. 1791 nach England, um dort im Interesse der Revolution zu wirken. Nach seiner Rückkehr wurde er an Bailly's Stelle 18. Nov. 1791 zum Maire von Paris gewählt. Als Haupt der Gemeinde unterstützte P. nun die Demonstrationen der niedern Klassen und die Bewaffnung des Pöbels. Als die Haufen 20. Juni 1792 in die Tuilerien drangen, überließ er Ludwig XVI. lange seinem Schicksal. Erst gegen 4 Uhr nachmittags erschien er im Schlosse und bewog das Volk durch Schmeichelworte zum Rückzuge. Das Directorium der Departementalverwaltung verfügte deshalb seine und Manuel's Suspension; allein die Nationalversammlung hob diesen Beschluß durch Decret vom 13. Juli wieder auf. Während Lafayette die Bestrafung der Empörer vom 20. Juni forderte, beantragte P. im Namen der Gemeinde bei der Nationalversammlung die Absetzung des Königs. Als die marseiller Banden zum Umsturze des Thrones in die Hauptstadt einzogen, empfing er dieselben als Brüder. Unter den Vorbereitungen der Katastrophe erwachte er jedoch aus seinem Revolutionstaumel. Er machte Chabot für die Folgen der Insurrection verantwortlich und gab dem Commandanten der pariser Garde den Befehl, bei einem Angriffe Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ehe der Sturm losbrach, verfügte er sich auf des Königs Wunsch 10. Aug. sogar ins Schloß, um die Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen. Indessen besaß P. zu wenig Festigkeit, als daß diese Schritte hätten Erfolg haben können. Während des Angriffs hielt man ihn in der Mairie als Gefangenen zurück und machte so sein amtliches Einschreiten unmöglich. Ebenso wenig konnte er die dem Thronumsturze folgenden Septembergreuel verhindern. Mit dem Siege der Schreckensmänner sah P. seine Popularität schwinden. Er trat als Abgeordneter des Depart. Eure-Loir in den Convent und verstärkte die Reihen der Girondisten. Im Processe des Königs stimmte er zwar für den Tod, aber mit Aufschub des Urtheils und der Appellation ans Volk. Man verdächtigte ihn deshalb als Royalisten.

Bei dem Sturze der Gironde wurde auch P. 2. Juni 1793 verhaftet; allein es gelang ihm, zu entfliehen und sich mit seinen Schicksalsgenossen zu Caen zu vereinigen. Nach der Niederlage der föderalistischen Armee, welche die Girondisten dem Convente entgegensetzten, flüchtete er im Juli 1793 in die Bretagne und gelangte mit Buzot in die Gegend von Bordeaux. Hier fand man die Leichname P.'s und Buzot's in einem Getreidefelde bei St.-Emilion, halb verwest und von Wölfen angefressen. Wahrscheinlich hatten sich beide den Tod mit eigener Hand gegeben. Die «Oeuvres de P.» (4 Bde., Par. 1793) enthalten seine polit. Reden und Flugschriften. P.'s «Mémoires inédits» gab neuerdings Dauban (Par. 1866) heraus.

Petitio principii heißt der Fehler im Beweise, wenn man etwas aus einem Grunde beweist, der selbst erst des Beweises bedarf. Wenn man z. B. die Eingebung der Heiligen Schrift durch Gott aus dieser selbst beweisen will, wobei schon die Eingebung derselben vorausgesetzt wird, so trifft hier die Petitio principii mit dem Cirkelbeweis zusammen. Die Petitio principii kann sowol im Obersatz als im Untersatz liegen. (S. Beweis.)

Petition, Petitionsrecht, d. i. Bitte, Recht der Bitte. In jenen Zeiten, wo die Regenten durch ihre eigene Unnahbarkeit und durch die Politik ihrer Rathgeber nicht selten sogar den Bitten und Klagen ihrer Unterthanen entzogen wurden, erschien es schon als ein wichtiger Fortschritt, wenn das Recht jedes einzelnen, dem Monarchen bittend zu nahen, in gewissen Formen festgestellt wurde. Daher findet sich denn auch dieses Recht schon unter den frühesten Bewilligungen, welche z. B. engl. Könige auf Andrängen des Parlaments ihrem Volke machten. Noch wichtiger wurde das gleiche Recht, sofern es von gesetzlich constituirten Körperschaften (Parlamenten, Ständetagen u. dgl.) ausgeübt wird, zumal wenn, wie dies in England und auch mehrfach in Deutschland vorkam, solche Petitionen oder Bitten mit Geldbewilligungen in Verbindung gesetzt und letztere von der Erfüllung der erstern abhängig gemacht wurden. In den modernen Verfassungen ist fast immer das ständische Petitionsrecht ausdrücklich garantirt, gewöhnlich mit dem Zusatze, daß die Regierung auf jede solche Petition wenigstens einen motivirten Bescheid geben müsse. Außerdem ist in der Regel auch den Unterthanen das Recht der Petition an die Landesvertretung zugesprochen, hauptsächlich zu dem Zwecke, um letztere von dem Stande der öffentlichen Meinung in Bezug auf eine ihr vorliegende Frage des öffentlichen Lebens zu unterrichten, dadurch einen freilich blos moralischen Einfluß auf sie und mittelbar auf die Regierung zu üben. Von diesem Rechte wird der großartigste Gebrauch in England gemacht, wo in manchen Fällen Petitionen mit Hunderttausenden, ja mehr als einer Million von Unterschriften dem Parlamente überreicht worden sind. Der Brauch erheischt dort, daß jede solche Petition durch ein Mitglied des Parlaments eingeführt werde. Solche von vielen unterzeichnete Petitionen nennt man Collectivpetitionen. Gegen dieselben ist im allgemeinen nichts einzuwenden; im Gegentheil sind sie ein ganz natürlicher Ausfluß des in compacten Parteien sich organisirenden polit. Geistes der Nationen. Hier und da ist die Unterzeichnung mit einem Collectivnamen, z. B. dem eines Vereins, einer Partei, eines Clubs, untersagt, und es dürfen Petitionen nur von Individuen unterzeichnet werden.

Petition of Rights, d. i. Bittschrift um Herstellung der Rechte und Freiheiten, nannte man die Beschwerdeschrift, welche das engl. Parlament 1628 König Karl I. (s. d.) überreichte. Dieselbe bezog sich im einzelnen auf die Rechtsverletzungen, deren sich der König fortgesetzt schuldig machte, und forderte eigentlich nur das, was in der Magna Charta (s. d.) und andern Statuten schon verbürgt war. Das Parlament verlangte in der Acte, daß niemand mehr gezwungen werden sollte, dem Könige Abgaben, Darlehne oder Geschenke ohne Bewilligung des Parlaments zu erlegen; daß niemand willkürlich, ohne erklärte Ursache und mit Uebertretung der gesetzlichen Formen verhaftet und gerichtet werden sollte; daß niemand fortan durch Einquartierung von Soldaten oder Matrosen willkürlich exequirt und belästigt werden sollte; daß die kriegsrechtlichen Commissionen aufgehoben und niemals wieder in Anwendung gebracht werden sollten. Das Oberhaus suchte die Bittschrift anfangs zu hintertreiben, trat aber später auch bei. Der König weigerte sich lange, die Forderungen zu erfüllen, erschien jedoch, als er sah, daß sich der Unwille des Parlaments drohend gegen seinen Günstling, den Herzog von Buckingham, richtete, 7. Juni 1628 persönlich im Oberhause und gewährte die Anerkennung sämmtlicher Punkte. Wiewol der König das Versprechen sogleich wieder umging, galten doch diese klaren Bestimmungen über Eigenthum und persönliche Sicherheit fortan als die Grundpfeiler der brit. Nationalfreiheit und wurden in der Folge durch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) und die Declaration of Right (s. d.) bekräftigt und vervollständigt.

Petitorienklagen oder Petitorische Rechtsmittel (petitorium) heißen solche, mit denen

das Recht selbst, namentlich das Eigenthum an einer Sache, eine Servitut, in Anspruch genommen wird, während es sich bei den **possessorischen Rechtsmitteln** nur um den bisherigen Besitzstand und dessen einstweilige Aufrechthaltung oder Wiederherstellung handelt.

Petöfi (Alexander), der gefeiertste ungar. Dichter, geb. im Dec. 1822 zu Kun-Szent-Miklos in Kleinkumanien (getauft 1. Jan. 1823 zu Kiskörös), erhielt von seinen armen Aeltern nur eine dürftige Erziehung und verbrachte eine sehr wechselvolle und stürmische Jugend theils als gemeiner Soldat, theils als untergeordnetes Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe. Bereits 1843 machte er sich durch zahlreiche Gedichte in Zeitschriften bekannt, von denen der Nationalgesellschafts-Verein 1844 eine Sammlung veranstaltete. Bald darauf erschienen von ihm in rascher Folge das komische Heldengedicht «A' helység kalapácsa» («Der Hammer des Dorfes», 1844), das Nationalepos «János vitéz» («Der Held János», 1845) und mehrere Hefte anderer, meist lyrischer Dichtungen (1845), wodurch er seinen Ruf begründete. Seit 1844 bei der Redaction der «Divatlap» beschäftigt, übernahm er im Juli 1847 mit M. Jókai die Redaction der «Életképek», welche er mit seinen Gedichten und auch mit einigen sehr gelungenen Dorfnovellen bereicherte. Minder glücklich zeigte er sich im Roman, und namentlich war sein «A' hóhér' kötele» (Pesth 1846; deutsch: «Der Strick des Henkers», Halle 1852) entschieden verfehlt. Im Drama versuchte er sich mit dem Stücke «Tiger und Hyäne» (Pesth 1846); auch veröffentlichte er eine gelungene Uebersetzung von Shakspeare's «Coriolan» (1848). Im März 1848 trat P. an die Spitze der pesther Jugend, welche durch die bekannten 12 Nationalforderungen den Sieg der Revolution in Pesth herbeiführte. P.'s geniales Gedicht «Most vagy soha» («Jetzt oder nie») bestimmte die Richtung dieser Bewegung und war das erste censurfreie gedruckte Manuscript in Ungarn. Nachdem er sich in Kleinkumanien vergeblich um einen Sitz in der pesther Nationalversammlung beworben, vertauschte er beim Beginn des Revolutionskampfes die Feder mit dem Schwerte und kämpfte später an Bem's Seite, der ihn zu seinem Adjutanten ernannte. Infolge eines Zerwürfnisses mit Mészáros, der ihm seine Unfügsamkeit in die Militärdisciplin nicht nachsehen wollte, verließ er im Mai 1849 den Dienst, um wieder ausschließlich der Poesie zu leben. Beim Herannahen der Russen trat er abermals als Adjutant Bem's in den Dienst. Als solcher fiel er 31. Juli 1849 in dem Treffen bei Szegesvár. P. hatte auch während des Revolutionskampfes seine dichterische Thätigkeit fortgesetzt, und eine große Zahl seiner glutvollen Schlachtenlieder aus jener Zeit ist in «Hangok a multbol» (Lpz. 1851; deutsch unter dem Titel: «Nationallieder der Magyaren», übersetzt von Vasfi und Benkö, Braunschw. 1852) gesammelt worden. Seine frühern Gedichte erschienen in einer ausgewählten Sammlung (2 Bde., Pesth 1847). Nachdem ein Theil derselben schon früher von Dux (Wien 1846) ins Deutsche übertragen worden war, bemühte sich namentlich Kertbeny (Benkert), den genialen Nationaldichter der Ungarn auch den Deutschen bekannt zu machen («Held János», Stuttg. 1851; «160 lyrische Dichtungen», 4. Aufl., Elberf. 1866; «Dichtungen», Lpz. 1858; «16 erzählende Dichtungen», 3. Aufl., Prag 1866). Außerdem haben Szarvady und Hartmann eine Auswahl (Stuttg. 1853) und Opitz eine Uebertragung der «Lyrischen Gedichte» (2 Bde., Pesth 1864) geliefert. Ins Englische wurde ein Theil der Dichtungen P.'s von Bowring (Lond. 1866) übertragen.

Petra, die alte, jetzt in Ruinen liegende Hauptstadt der Nabatäer (s. d.), mitten in dem wüsten Peträischen Arabien, 15—16 M. im Nordnordosten vom Aelanitischen oder Golf von Akabah (s. d.) und 10 M. im Südsüdosten vom Todten Meer, östlich von der Bodensenkung El-Arabah, in einem von den steilen, klippigen Felsmassen des Gebirges Seïr (jetzt Dschebel-Schera) umschlossenen Kessel gelegen, war lange als Knotenpunkt des Karavanenhandels zwischen Syrien und Arabien ein commerziell und politisch sehr bedeutender Ort und wurde unter Trajan 105 von A. Cornelius Palma eingenommen. Noch bis in das 6. Jahrh. ist derselbe als Bischofssitz erwähnt, verschwand aber seit der Eroberung durch die Araber aus der Geschichte und blieb vergessen, bis er von Burckhardt wieder entdeckt, von Irby und Mangles, Banks und Leigh, vom Grafen Léon de Laborde, Linant, Hamilton, Robinson, Stephens u. a. besucht und seitdem vielfach beschrieben wurde. Die großartige Trümmerstätte der merkwürdigen Stadt, nach einem sie durchsetzenden Bache jetzt **Wadi**- oder **Ued-Musa** (Mosesthal) genannt, weist außer einer ungeheuern Menge zerfallener und zerstreuter Reste von Mauerwerk, Ziegel-, Bruch- und Quadersteinen, Fragmenten von Bildhauerarbeiten, auch noch ziemlich erhaltene Prachtbauten auf, die mit denen von Baalbek und Palmyra wetteifern und das Eigenthümliche haben, daß sie sich, mit Ausnahme eines Tempels, sämmtlich an Felsmassen anlehnen. Die Felswände ringsum sind von unten bis oben zu Grabstätten ausgearbeitet, die sich in kolossalen Stockwerken in

den verschiedensten Umrissen übereinander erheben. An der Ostseite zeigt sich ein ganz in den Fels gehauenes Theater mit 33 Sitzreihen und über den obersten der Sitze noch ein Stockwerk Felskammern mit Eingängen wie in andere Todtengrüfte. Soweit man die vom Kessel auslaufenden Schluchten besuchen konnte, finden sich allenthalben die Wände zu Grabstätten ausgearbeitet. Den bequemsten Eingang zu der Felsenstadt bildet das Schluchtenthal, durch welches der Wadi-Musa von Osten her in den Kessel eintritt. Es ist, von senkrechten Sandsteinwänden eingeschlossen, nie über 40—50 F. breit, verengt sich nach unten bis zu 12 F. und ist hier durch eine offenbar künstlich gesprengte Felsbrücke überwölbt, zu beiden Seiten mit Pfeilern verziert, zwischen denen Nischen in die Felswand eingehauen. Von dieser Brücke oder diesem Triumphbogen aus zeigt der enge Felsspalt 40 Minuten weit in ununterbrochener Reihenfolge Nischen, behauene Steintafeln mit verwitterten Inschriften, Grabstätten, zerstörten Sculpturen, Pflasterreste von Kunstwegen, Züge von Wasser- und Röhrenleitungen. An dem Zusammenstoß dieser mit einer andern Kluft tritt das stattlichste Prachtgebäude hervor, Khasne-Fara'un (Schatzhaus des Pharao) genannt, fast noch ganz vollendet erhalten, vom Boden bis zum Gipfel und im Innern bis zur hintersten Kammer aus der Felswand herausgearbeitet. Vier 35 F. hohe korinth. Säulen tragen das reichverzierte Frontispiz des offenbar zugleich den Eingang zu einer Grabkammer bildenden untern Stockwerks. Darüber steht ein zweites Stockwerk, eine Attika, welche ebenfalls eine Säulenstellung mit seltsam abgeschnittenen Halbgiebeln und kuppelförmigem Mittelbau trägt. Die Höhe des Ganzen erreicht fast 120 F. Der innere Raum enthält ein Felsengemach von 32 F. im Geviert, bei einer Höhe von 25 F., mit mehrern Nebenkammern, sämmtlich mit glatten, ungeschmückten Wänden. Andere hochgethürmte Grabfaçaden, nach orient. Sitte zum bedeutsamen Schmuck einer Grabkammer bestimmt und wie die beschriebenen ebenfalls den Stil des orient. Felsengrabs mit spätröm. Decoration verbindend, zeigen völlig barbarisirte Details. Vgl. das Prachtwerk von Léon de Laborde, «Voyage dans l'Arabie Pétrée» (Par. 1830—33) und dessen «Voyage en Orient» (Par. 1837—64).

Petrarca (Francesco) ist zwar im allgemeinen jetzt nur als der größte lyrische Dichter Italiens bekannt, während er von seinen Zeitgenossen mit gutem Grunde vielmehr als der größte Gelehrte, Geschichtsforscher, Philosoph und lat. Dichter bewundert wurde, sowie er auch selbst seinen Ruhm mehr auf seine lat. Schriften gründete, durch welche er die röm. Literatur zu erneuern oder fortzusetzen bestrebt war, als auf seine ital. Gedichte. P. ward seinen Aeltern, welche aus Florenz verbannt waren, zu Arezzo in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1304 geboren und verbrachte die ersten Jahre seines Lebens zu Ancisa bei Florenz und zu Pisa, später seine Jugend zu Avignon und Carpentras. Auf den Wunsch des Vaters mußte er wider Willen sieben Jahre zu Montpellier und Bologna den Rechtsstudien obliegen, wandte sich aber nach dem Tode des Vaters (1326) ganz den classischen Studien zu. Selbst das Griechische suchte er, wenngleich nach damaligen Umständen mit geringem Erfolge, in den spätern Jahren sich anzueignen. P. gilt mit Recht als der erste und bedeutendste unter den Wiedererweckern der classischen Studien, als Vorkämpfer und Träger des Humanismus. Er ist «nicht allein für Italien, sondern für das ganze Abendland und die Entwickelung der menschlichen Cultur eine histor. Größe». Sein ganzes Leben hindurch studirte er die Alten, sammelte lat. Manuscripte («Libris satiari nequeo», bekennt er einmal selbst) und schrieb mehrere eigenhändig ab. Er entdeckte die erste Handschrift der Briefe Cicero's ad familiares und verschaffte sich auch ein erstes, aber unvollständiges Manuscript des Quinctilian. Seine lat. Werke sind die ersten in der neuern Zeit, worin man wieder röm. Sprache findet. Als die wichtigsten sind zu nennen: das große Werk «De vitis virorum illustrium», von Romulus bis auf J. Cäsar (herausg. von Schneider); «Rerum memorandarum libri IV»; «De remediis utriusque fortunae»; «De contemtu mundi» oder «Secretum suum» und sehr viele kleinere Schriften. Hierzu kamen noch eine außerordentlich große Zahl von Briefen aller Art: «Ad familiares», «Ad veteres illustres», «Sine titulo», «Ad posteritatem», «Seniles» und viele noch ungedruckte. Am meisten indeß hoben und beförderten seinen Ruhm seine lat. Gedichte, Eklogen, Episteln und vor allem die «Africa», ein Epos in neun Gesängen über den zweiten Punischen Krieg, welches ihm vornehmlich die feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol zu Rom am Osterfeste 1341 erwarb. Mit unglaublichem Fleiße schrieb P. alle diese Werke bei einem äußerlich sehr bewegten Leben. Die meisten sind in Vaucluse bei Avignon, wo er ein kleines Landgut besaß und viele Jahre, doch nicht ohne Unterbrechungen durch Reisen nach Paris, Flandern, Deutschland und Italien, zugebracht hat, entworfen oder vollendet worden. Später, 1353, verließ er Frankreich für immer und lebte fortan in Italien, theils in Mailand, wo er nahe an 10 J. sich aufhielt, theils in Parma, Mantua,

Padua, Verona, Venedig und Rom, zuletzt in Arquà, einem Dorfe bei Padua, wo er sich 1370 ankaufte und am Morgen des 18. Juli 1374, auf seine Bücher niedergesunken, entschlafen gefunden wurde. Ein Denkmal ziert seine Ruhestätte. Seine Bibliothek, wovon er einen bedeutenden Theil der Republik Venedig geschenkt hatte, scheint durch Vernachlässigung verschollen zu sein.

P. war nicht blos an Gelehrsamkeit und seinem Bildungssinn seiner Zeit überlegen, sondern hatte sich auch über die Vorurtheile und den Aberglauben derselben erhoben und durchbrach siegreich, mitten in dunkler wilder Zeit, die Schranken der Scholastik. Er zeigte die Nichtigkeit der Astrologie, deckte die Lächerlichkeiten der damaligen Aerzte auf, bekämpfte aber auch die Averroisten und vertheidigte die christl. Religion. Die Verweltlichung der Kirche dagegen und die Entsittlichung des Papstthums trieb seinen freien Geist zu herben und schneidenden Ausfällen, sowol in Briefen als in Gedichten. Mehr ruhmsüchtig als ehrgeizig, begnügte er sich, da er in den geistlichen Stand getreten war, mit wenigen nicht sehr bedeutenden Pfründen und hielt sich fern von hohen Aemtern, die ihm angetragen wurden. Dagegen aber liebte er den Umgang mit den Großen, wie er denn namentlich mit der Familie Colonna in Rom eng befreundet war und viele Jahre in der Nähe mehrerer ital. Fürsten, vorzüglich der Visconti zu Mailand, gelebt hat. Vom König Robert von Neapel ward er hoch geehrt, von mehrern Päpsten zu Geschäften gebraucht und von Kaiser Karl IV. mit Auszeichnung empfangen. Viele hervorragende Männer seiner Zeit, namentlich Boccaccio, gehörten zu seinen nächsten Freunden. Mehreremal wurden ihm Gesandtschaften übertragen, welche ihn zu Reisen nach Neapel, nach Frankreich, nach Basel, nach Prag, nach Venedig, nach Rom veranlaßten; überall wurde er persönlich ausgezeichnet, ohne daß man sagen könnte, daß er in seinen diplomatischen Geschäften glücklich gewesen wäre. Die Beschäftigung mit den alten Römern, mit denen P. wie kein anderer vertraut war, wirkte auch auf seine polit. Ansichten: das hohe Bild des republikanischen Rom trat ihm neben der Idee des röm. Imperiums vor die Seele. Daher seine begeisterte Hingabe an Cola Rienzi, den Tribunen, und dessen verfehltes Unternehmen. P.'s edeln Freimuth und reine Liebe zum Vaterlande bezeugen seine ernsten und oft bittern Ermahnungen an mehrere Päpste, um sie von Avignon nach Rom zurückzuführen, und an Kaiser Karl IV., von welchem er die endliche Beruhigung Italiens, aber vergeblich, erwartete. Florenz suchte ziemlich spät, 1351, ihn für die dort 1348 errichtete Universität zu gewinnen und bot ihm die Rückgabe des väterlichen, einst eingezogenen Erbes an. Er lehnte den Ruf ab, und so unterblieb auch die Rückgabe der übrigens unbedeutenden Güter. Unendlich mehr als alle seine lat. Schriften haben P.'s ital. Gedichte seinen Namen unsterblich gemacht. Die Sammlung seiner «Rime», der sog. «Canzoniere», besteht aus Sonetten, Canzonen, Balladen, Madrigalen u. s. w., worin er auch zuerst seine ideale, wo nicht gar erdichtete Liebe zu einer provenzalischen Dame Laura (s. d.) und später seinen Schmerz über ihren 1348 erfolgten Tod ausspricht. Ueber 40 J. lang hat er an diesen Gedichten gearbeitet, da er noch 1369 mit dem Ausfeilen derselben beschäftigt, seine Bekanntschaft mit Laura aber 1327 entstanden war. Die spät gedichteten «Trionfi» haben weniger poetischen Werth. Seine «Rime» sind unendlich oft gedruckt; die erste Ausgabe erschien zu Venedig 1470; die correcteste ist die von Marsand (2 Bde., Padua 1819). Der großen Zahl von ältern Commentatoren reihen sich in neuerer Zeit Tassoni, Muratori und Leopardi als die bedeutendsten an. P.'s Poesien sind in viele Sprachen übersetzt; ins Deutsche vollständig von Förster (3. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1851), von Kekule und Biegeleben (2 Bde., Stuttg. 1844) und zuletzt sehr gelungen von Krigar (2. Aufl., Hannov. 1866). Auch die sämmtlichen Werke P.'s sind mehrmals gedruckt (Bas. 1495, 1496; Vened. 1501 fg.). Die Briefe P.'s («De rebus familiaribus et variae») hat Jos. Fracassetti (3 Bde., Flor. 1859—63) kritisch gesichtet neu herausgegeben. Das Leben P.'s ist außer in bekannten Literaturgeschichten mehrfach beschrieben worden. Tomasini («Petrarca redivivus»), La Bastie, Jacques de Sade («Mémoires pour la vie de Pétrarque»), Baldelli, Levati («Viaggi di F. P. in Francia»), Ugo Foscolo, Thomas Campbell («Life and times of Petrarch», 2 Bde., 2. Aufl. 1843) bieten den meisten Anhalt. Eine gute Würdigung P.'s enthält G. Voigt's «Wiederbelebung des classischen Alterthums» (Berl. 1859). Eine Bereicherung der P.-Literatur und Anstoß zu erneutem Forschen gab die Veröffentlichung bisher unbekannter Sonette in den «Monumenta saecularia» der münchener Akademie, 1859. Dieselben, 114 an der Zahl, finden sich in einer jetzt münchener, früher augsburger Handschrift, welche wahrscheinlich vom gelehrten Markus Welser aus Rom mitgebracht worden war. Daß diese theils politischen, theils Liebes- oder Laurasonette P. zum Urheber haben, hat der Herausgeber, G. M. Thomas, sowol in einem besondern Vortrag «Ueber neuaufgefundene Dichtungen Francesco P.'s» (Münch. 1858) als in den «Prolegomena» des Prachtdrucks zu erhärten

gesucht. Beachtenswerthe «Beiträge zum Verständnisse neuaufgefundener Sonette P.'s» hat Macht veröffentlicht (Hof 1859).

Petrefacten oder Versteinerungen nennt man die ganz oder auch nur theilweise in Steinmasse verwandelten Ueberreste früherer Organismen, welche sich in den verschiedenen Schichten der Erdrinde vorfinden. Die Umwandlung, welche dieselben mit der Zeit erlitten haben, bedingt folgende Hauptunterschiede der P. Sie sind entweder ganz unveränderte Einschlüsse, durch die Umhüllung von Bernstein, Kalktuff, Kieselsinter u. dgl. erhalten (Incrustationen), oder es ist, wie z. B. bei kalkigen Theilen (Schalen, Knochen und Korallen), nur die thierische Substanz zerstört und der kalkige Theil unverändert geblieben (Calcinate), oder an die Stelle der früher vorhandenen Pflanze oder des Thieres ist mit mehr oder minder vollkommener Beibehaltung der äußern oder innern Form eine Steinmasse, z. B. kohlensaurer Kalk, Kiesel, Schwerspat, Flußspat, Eisenstein u. s. w. getreten (eigentliche P.); oder endlich die organischen Körper selbst sind verschwunden, haben aber in dem umgebenden oder ausfüllenden Gestein ein Abbild ihrer Form zurückgelassen (Abdrücke und Steinkerne). Die wissenschaftliche Eintheilung der P. kann keine andere sein als die naturhistorische, nur daß viele Abtheilungen der lebenden Natur keinen Repräsentanten unter den P. haben und in andern Fällen das Umgekehrte stattfindet. Zu genauer Erkenntniß und Bestimmung der P. gehört eine um so vollständigere Vertrautheit mit dem betreffenden Zweige der Naturgeschichte, als von größern und höher entwickelten Pflanzen und Thieren fast nie vollständige Exemplare, sondern nur einzelne Theile außer allem Zusammenhange, z. B. Blätter, Zapfen, Stammstücken, Zähne, Fischschuppen, einzelne Knochen, Glieder von Gliederthieren u. s. w., gefunden werden und überdem natürlich alle Bestimmung nur nach der äußern, oft bis zur Unkenntlichkeit abgestumpften Form geschehen muß. Die neuere Zeit hat in dieser Beziehung außerordentlich viel gethan. Die Petrefactenkunde oder Paläontologie ist aber wichtig, einmal als nothwendige Vervollständigung des Materials zu einer Geschichte der Organismen und in dieser Rücksicht besonders durchgeführt in Bronn's «Geschichte der Natur», dann aber als Hülfsmittel der Geologie (s. d.) für Altersbestimmung der Gesteinsschichten. Die aus der Lagerung erkannte Altersreihe der fossilen Organismen läßt eine stete Zunahme und dabei einen steten Wechsel der Arten erkennen. Die höher organisirten Pflanzen und Thiere sind erst nach und nach im Laufe großer Perioden zu den niedriger organisirten und von den jetzt existirenden am meisten abweichenden hinzugekommen. Die besten Handbücher der Petrefactenkunde sind die von Bronn («Lethaea geognostica», 3 Bde., Stuttg. 1856) und Quenstedt (2. Aufl., Stuttg. 1865 fg.).

Petrikau, poln. Piotrkow, eine Kreisstadt in der ehemaligen Wojwodschaft und dem 1866 errichteten Gouvernement Kalisch des Königreichs Polen, 19½ M. im Südwesten von Warschau, mit 11810 E. (1865), einem schönen Rathhaus, mehrern Kirchen und Klöstern, einer Realkreisschule und andern Unterrichtsanstalten sowie einem verödeten Schloß. Der Ort ist eine der ältesten poln. Städte und dadurch denkwürdig, daß hier im 15. und 16. Jahrh. poln. Reichstage gehalten und die Könige gewählt wurden. Nach Stephan Bathori's Bestimmung trat hier von 1578 an auch der oberste Gerichtshof des Reichs, das sog. Tribunal, aus dem Adel und der Geistlichkeit jährlich für Großpolen zusammen, wodurch die Stadt großen Ruf erlangte. 1562 fand in P. eine Disputation zwischen Katholiken und Socinianern statt. 1702 wurde die Stadt von den Schweden gebrandschatzt, diese aber von den Polen überfallen und ihrer Beute beraubt. 1769 wurden die Conföderirten von Bar von den Russen hier geschlagen.

Petrographie oder Gesteinslehre heißt derjenige Theil der Geognosie, welcher sich mit der Beschreibung der Gesteinsarten beschäftigt; petrographische Karten sind daher solche, welche die Vertheilung der Gesteine auf der Erdoberfläche darstellen.

Petroleum (neulat.), deutsch Steinöl, Erdöl, Bergöl, ist der Name für diejenigen Arten des Bitumen (s. d.), welche in dünnflüssiger, ölartiger Consistenz erscheinen. Das P. ist demnach stets ein Naturproduct, und durch Kunst auf dem Wege chem. Processe dargestellte Oele gehören nicht zum P., selbst wenn sie dessen wesentliche Eigenschaften besitzen, wie das Hydrocarbür (s. d.). Das schon den Alten bekannte Erdöl findet sich in seltenen Fällen fast farblos (wo es den Namen Naphtha führt), gewöhnlich ist es gelb, bräunlich oder grünlichblau; es hat einen eigenthümlichen und unangenehmen Geruch. Die Orte seines Vorkommens sind zahlreich: die Gegend von Baku am Kaspischen Meere im russ. Transkaukasien, Persien, Hinterindien, Java; die Karpathen in Galizien, Kroatien, die Walachei, Oberitalien (Parma, Piacenza, Modena), Neufchâtel in der Schweiz, Bechelbronn im Elsaß, Languedoc, Gascogne, Colebrookdale in England. In Deutschland kommt es vor zu Kleinschöppenstädt im Braunschweigischen, an

mehrern Orten unweit Hannover, bei Tegernsee in Baiern. Aber alle bisher genannten Vorkommnisse stehen weit zurück gegen das Auftreten des P. in Nordamerika, besonders in Pennsylvanien und Canada, wo seit etwa 1858 eine so schwungvolle Ausbeutung sich entwickelt hat, daß aus jenen Gegenden ungeheuere Massen des Oeles versandt werden, welches gegenwärtig eins der gebräuchlichsten Brennmateriale für Lampen geworden ist. Die Gewinnung geschieht durch Anlage von Brunnen, aus welchen man das Oel durch Pumpen zu Tage hebt. Die Gesammtlieferung Pennsylvaniens betrug 1861 schon über 5 Mill. Liter und war 1864 auf ungefähr 180 Mill. Liter gestiegen. Das P. im allgemeinen ist ein natürliches Gemisch verschiedener flüssiger Kohlenwasserstoffe, welche in ungleichem und theilweise hohem Grade flüchtig sind. Am merkwürdigsten verhält sich in dieser Beziehung das pennsylvanische P., welches roh in solchem Grade leicht entzündlich ist, daß es schon durch die bloße Annäherung einer Flamme in Brand geräth. Die davon herrührende außerordentlich große Feuergefährlichkeit, welche schon furchtbare Unglücksfälle hervorgerufen hat, verhindert den directen Verbrauch und nöthigt zu dem sog. Raffiniren, welches hauptsächlich in einer Destillation zur Abscheidung der allerflüchtigsten und entzündlichsten Theile besteht. Letztere, welche man mit dem Namen **Petroleumspiritus** oder **Petroleumäther** bezeichnet, scheinen noch keine erhebliche Verwendung gefunden zu haben, obschon es an Versuchen und Vorschlägen hierzu nicht gefehlt hat. Das gereinigte, für den Gebrauch in Lampen bestimmte P. soll wenig oder gar nicht gefärbt sein, nicht besonders stark riechen, ein specifisches Gewicht nicht geringer als 0,820 haben und sich bei gewöhnlicher Zimmerwärme selbst durch die Berührung mit der Flamme eines brennenden Zündholzes oder Papierstreifens nicht entzünden lassen.

Petronell, Marktflecken im Bezirke Hainburg (Kreis Unter-Wiener-Wald) des österr. Kronlandes Oesterreich unter der Ens, mit 1200 E., hat eine sehr alte Pfarrkirche zur heil. Petronilla und drei Kapellen, worunter die sehenswerthe Johanniskapelle von runder Form mit der gräfl. Traun'schen Familiengruft. Von P. bis Deutsch-Altenburg (s. d.) erstreckt sich die Stätte der alten Stadt **Carnuntum**. Unter den zahlreichen Alterthümern aller Art, die hier fortwährend aufgefunden werden, befindet sich auch das sog. Heidenthor, die eine Viertelstunde südlich des Fleckens mitten auf dem Felde befindliche Ruine eines Triumphbogens, den Augustus dem Tiberius nach der Eroberung Pannoniens errichten ließ. Von P. bis in die Gegend des vormaligen Neusiedlersees, 5 St. weit, ziehen sich Ueberreste einer merkwürdigen Verschanzung unbekannten Ursprungs, die 1683 von den Oesterreichern gegen die Türken noch gebraucht werden konnte.

Petronius, Arbiter, der Verfasser eines nur in bedeutenden Bruchstücken (aus dem 15. und 16. Buche des Originalwerks) auf uns gekommenen lat. Romans, der in Mischung von Prosa und Poesie, von Bücher- und Vulgärsprache das Leben und Treiben in einer Provinzialstadt während der frühern röm. Kaiserzeit mit stark auftragenden Farben, namentlich mit entschiedener Vorliebe für das Obscöne, schildert. Derselbe ist höchst wahrscheinlich der besonders aus Tacitus (Annalen, Buch 16) bekannte Cajus (oder Titus) P., welcher, nachdem er die hohen Staatsämter eines Proconsuls von Bithynien und eines Consuls bekleidet hatte, als Meister in der Kunst des raffinirtesten Sinnengenusses eine Zeit lang eine bedeutende Rolle als Maître de Plaisir an dem Hofe des Kaisers Nero spielte und deshalb den Beinamen «Arbiter», Hofrath (der Liederlichkeit und Ueppigkeit) erhielt, im J. 67 aber, durch die Intriguen seines Nebenbuhlers Tigellinus gestürzt, seinem Leben durch Oeffnung der Adern ein Ende machte. Die Ansicht einiger Gelehrten, daß der Roman, dessen bedeutendstes Bruchstück, «Das Gastmahl des Trimalchio», erst um 1650 in Trau in Dalmatien in einer jetzt in der pariser Bibliothek befindlichen Handschrift entdeckt wurde, erst dem 3. Jahrh. n. Chr. angehöre, ist irrig. Die von Fr. Nodot (Par. 1693) angeblich aus einem belgrader Codex veröffentlichten Supplemente sind das Erzeugniß eines groben literarischen Betrugs. Die beste Ausgabe des Romans ist die von Bücheler (Berl. 1862); deutsche Uebersetzungen desselben lieferten W. Heinse (2 Bde., Schwabach, angeblich Rom, 1773 und wiederholt 1783, beidemal ohne Namen des Uebersetzers), Gröninger (Berl. 1796, wiederholt, ohne den Namen des Uebersetzers, Blankenb. 1798 und Lpz. 1804) und ein Ungenannter («Schilderung eines röm. Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero»; Berl. 1843).

'**Petropawlowsk** oder **Peterpaulshafen**, der befestigte Hauptort des gleichnamigen, die Halbinsel Kamtschatka umfassenden Bezirks des ostsibir. Küstengebiets, liegt am nördl. Theil der Awatschabai, einer Bucht des Kamtschatkischen Meeres, und ist der Sitz einer Commandantur und der Bezirksbehörden, bildet aber, seitdem der Ort (1856) der Oberbehörde zu Nikolajewsk (s. d.) am Amur unterstellt worden und dadurch viel an Bedeutung verloren hat, nur noch eine kleine Ansiedelung von Blockhäusern mit 538 E. (1862). Der Hafen ist sicher und geräumig.

Der Ort ist nach den beiden Fahrzeugen (Peter und Paul) des Seefahrers Behring benannt, dem auch im Garten des Commandanten ein Denkmal errichtet. Ein anderes Denkmal, auf einer Erhöhung der Landzunge, welche den Hafen bildet, ist Lapeyrouse gewidmet. Von Petersburg ist P. beinahe 1900 M., von der russ.-preuß. Grenze, von Tauroggen bei Tilsit, fast 2000 M. entfernt, überhaupt die größte Entfernung zweier Orte im russ. Reiche. In der Nähe von P. erhebt sich der Vulkan Awatscha, aus dem 8. Aug. 1827 ein so bedeutender Aschen- und Staubauswurf stattfand, daß die Stadt P., wie einst Pompeji, auf mehrere Stunden des Tags in völlige Nacht gehüllt war, und die 14000 F. hohe Streloschnaja-Sopka. Am 31. Aug. und 1. Sept. 1854 wurde P. von franz. und engl. Schiffen ohne Erfolg angegriffen. Nachdem es einige Zeit darauf von den Russen freiwillig geräumt worden, besetzten den Platz 15. Mai 1855 franz. und engl. Truppen, welche die Befestigungswerke zum Theil schleiften. — P. heißt auch eine Stadt im sibir. Gouvernement Tobolsk, im Kreise und am Flusse Ischim, 48 M. südlich von Tobolsk an der großen Heerstraße durch das Land der Mittlern Kirgisenhorde nach Turkestan (Taschkend) gelegen. Der Ort zählt 9090 E. (1862) und ist die Hauptfestung der Ischimschen Linie gegen die Kirgisensteppe und die bedeutendste Zollstätte sowol für den Verkehr mit den Kirgisen als auch für den Handel mit den Nachbarstaaten Mittelasiens. Während 1842 die Einfuhr nur einen Werth von 825481, die Ausfuhr von 715926 Silberrubeln repräsentirte, war 1862 der der erstern auf 2,740943, der der letztern auf 1,787691 Silberrubel gestiegen.

Petropolis, Stadt und deutsche Colonie in der brasilian. Provinz Rio-Janeiro, im Norden der Hauptstadt gelegen und von dieser aus mit dem Dampfschiffe auf der Bai und mit der Eisenbahn in 4 St. erreichbar, ist der Sommersitz des Kaisers und vieler vornehmer Familien der Hauptstadt. Die Colonie liegt in einer kesselartigen Einsenkung innerhalb der Serra d'Estrella, die Stadt mit dem kaiserl. Palast, zahlreichen eleganten Villen und großen Hotels in 3227 F. Meereshöhe. Die Eisenbahn von P., $2^5/_8$ Legoas lang, die älteste in Brasilien, wurde 30. April 1854 dem Verkehr eröffnet. Das Klima ist angenehm, vorzüglich während des Winters, und noch für das Gedeihen des Kaffeebaums und der Banane warm genug. Die Colonie wurde 1845 unter Leitung des Ingenieurs Major Köhler gegründet. Derselbe hatte der Regierung vorgeschlagen, 300 deutsche Straßenarbeiter anzunehmen für den Bau der Kunststraße über die Serra d'Estrella, durch welche der wichtige Handelsweg nach der Provinz Minas-Geraes verbessert werden sollte. Statt jener Zahl schickten aber Köhler's Agenten, Delrue und Comp. in Dünkirchen, 2300 Auswanderer, welche, unter den üblichen Verlockungen, hauptsächlich aus den Rheingegenden zusammengebracht waren. Nachdem dieselben schon auf der Reise durch Hunger, Durst und Mishandlung viel gelitten, fanden sie bei ihrer Ankunft nicht die geringste Vorsorge getroffen und sich dem tiefsten Elende preisgegeben. Der Kaiser Dom Pedro siedelte endlich die Unglücklichen auf seiner Fazenda Corrego-seco, dem jetzigen P., an und beschloß zugleich die Erbauung eines Sommerpalastes daselbst. Erst nach längerer Zeit gelangten die Colonisten unter großen Mühen in einigermaßen erträgliche Verhältnisse, besonders da der Boden ihrer Landlose von schlechtester Beschaffenheit war. Nach Herstellung der Serrastraße und der Eisenbahn nebst der Dampfbootverbindung nach Rio-Janeiro nahm der Flecken P. selbst einigen Aufschwung und wurde alsbald zur Cidade erhoben. 1856 belief sich die Zahl der deutschen Colonisten auf 2808, von denen sich die Handwerker in der Stadt niedergelassen. Seitdem aber die Einwohnerzahl von P. auf 7—8000 gestiegen, ist das german. Element ein ganz secundäres geworden. Die junge Generation hat schon größtentheils brasilian. Sitte und Sprache angenommen, namentlich der weibliche Theil.

Petrus, eigentlich Simon, einer der angesehensten unter den Aposteln Jesu, geboren zu Bethsaida in Galiläa, war der Sohn eines Fischers Namens Jona und betrieb, wie sein Bruder Andreas (s. d.), vor seiner Berufung das Gewerbe seines Vaters. Den Beinamen P. (aramäisch Kephas, d. h. Fels), den er als Apostel führte, läßt die evang. Erzählung bei Matthäus (16, 18), die auch im vierten Evangelium (Joh. 1, 43) noch nachklingt, ihm bei Gelegenheit seines Bekenntnisses zu Jesu als dem Messias durch Jesus selbst beigelegt werden, der auf «diesem Felsen» seine «Kirche» habe bauen wollen. Indeß ist diese Erzählung wahrscheinlich spätern Ursprungs. Unter den Jüngern Jesu nahm er von Anfang an eine hervorragende Stellung ein und gehörte mit seinem Bruder Andreas und den beiden Söhnen des Zebedäus, Jakobus und Johannes, zu dem engern Jüngerkreise. Die Evangelien lassen ihn gewöhnlich im Namen der übrigen Jünger das Wort führen und schildern ihn als rasch und feurig in Wort und That. Neben Erzählungen wie die ebenerwähnte von seinem freudigen Bekenntnisse zu Jesu stehen freilich andere, in denen er als vorwitzig und schnell wieder kleinmüthig und verzagt geschildert wird. Noch

bei der Gefangennahme Jesu, mit dem er eben noch alle Gefahren zu theilen sich entschlossen zeigte und den er kurz nachher im Vorhofe des hohenpriesterlichen Palastes verleugnete, zeigt sich dieses sein sanguinisches Temperament, das ihn freilich eben nicht als «Felsenmann» erscheinen läßt. Nach Jesu Tode genoß er in der Urgemeinde mit Jakobus und Johannes das höchste Ansehen, blieb bei wichtigen Gelegenheiten der Wortführer der Apostel und galt noch lange nachher als das Haupt der ältesten Nazarener. Letztere Stellung mußte er freilich mit Jakobus, dem Bruder Jesu, theilen, der bei der strengern judenchristl. Partei wegen der Festigkeit seiner Grundsätze noch höher angesehen war und gelegentlich auch auf Petrus seinen Einfluß geltend machte, wenn dieser gegen die freiere paulinische Richtung sich zu nachgiebig zeigte. Ueber die Stellung, welche P. in den Kämpfen zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum einnahm, sind wir leider nur sehr unzureichend unterrichtet. Die Apostelgeschichte, die in ihrem ersten Theile sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt, führt die erste Heidenbekehrung (die Taufe eines röm. Hauptmanns Cornelius) auf ihn zurück, läßt ihn den Einwendungen der streng judenchristl. Richtung gegenüber das Princip der gesetzesfreien Heidenmission zu wiederholten malen siegreich verfechten und überhaupt ganz für die paulinischen Anschauungen eintreten, während sie gegentheilige Daten consequent verschweigt. Aus den Briefen des Paulus wissen wir aber, daß P. auch bei der Vereinbarung der ältern Apostel mit Paulus auf dem sog. Apostelconvent dabei blieb, das Evangelium nur den Juden zu predigen, und bald nachher bei einem Besuche in Antiochien die Gemeinschaft mit den dortigen Heidenchristen auf Veranlassung einiger Abgesandten des Jakobus wieder aufgab, eine Wankelmüthigkeit, um derentwillen ihn Paulus mit scharfen Worten zu Rede stellte. Die Meinung, daß P. dem Paulus sofort wieder nachgegeben habe, ist durch nichts begründet. Vielmehr datirt von jenem Streite zu Antiochien die förmliche Trennung des Paulus von seinem bisherigen Missionsgehülfen (s. **Barnabas**), und später konnten nicht blos die judenchristl. Sendlinge in Galatien sich ohne weiteres auf die Autorität der ältern Apostel berufen, sondern auch die judaistischen Gegner des Paulus in Korinth den Namen des P. auf ihre Fahne schreiben. Ja noch ein volles Jahrhundert später trug das strenge Judenchristenthum dem Paulus ein herbes über P. bei jenem Auftritte zu Antiochia gesprochenes Wort nach, und in derselben judenchristl. Ueberlieferung erscheint Simon P. als der echte Heidenapostel, der dem falschen Apostel Simon, unter dessen Maske kein anderer als Paulus verborgen ist, von Land zu Land nachzieht, um ihn zu bestreiten, und zuletzt in Rom ihm ein schmähliches Ende bereitet. Gegenüber dieser antipaulinischen Sage kam in der altkath. Kirche die entgegengesetzte Erzählung auf, daß beide Apostel friedlich vereint die Gemeinden zu Antiochia, Korinth und Rom gestiftet und gemeinsam zuletzt den Märtyrertod unter Nero erlitten hätten. Eine weitere Ausbildung der letztern Sage macht den P. zum ersten Bischofe von Rom und läßt ihn dieses Amt 25 J. hindurch verwalten. Letzteres ist schon chronologisch eine Unmöglichkeit; von dem ganzen Sagengewirre ist aber nicht einmal so viel geschichtlich erweislich, daß P. jemals nach Rom gekommen ist, daher auch sein angeblicher Märtyrertod zu Rom, den er «in Nachbildung des Todes Jesu am Kreuze» (nur mit den Füßen nach oben gerichtet) erlitten haben soll, auf unverbürgter Ueberlieferung beruht. Abweichend von dieser Ueberlieferung weisen vielmehr die unter seinem Namen im neutestamentlichen Kanon enthaltenen Briefe auf Babylon als seinen spätern Aufenthalt hin. Auch zum Heidenapostel hat ihn das Judenchristenthum erst zu einer Zeit gestempelt, in welcher es rathsam schien, den nicht mehr rückgängig zu machenden massenhaften Eintritt der Heiden in die Messiasgemeinde auf das Haupt der Judenapostel zurückzuführen und dadurch dem verhaßten Paulus auch diesen Ruhm zu entreißen. Immerhin bleibt es aber bei dem ganzen Wesen des P. wahrscheinlich, daß er nicht jener schroffe Parteimann war, als den man ihn später erscheinen ließ. Leicht erregbar und von wechselnden Eindrücken bestimmt, daher auch ohne die zähe Consequenz der strengern Judenchristen, mag er vielleicht auch später jener mildern Meinung sich zugeneigt haben, welche, ohne den Heidenchristen das Gesetz aufzulegen, ihre Zulassung zur Messiasgemeinde mit dem beschränkten Rechte der Proselyten des Thores gestattete und nur für die geborenen Israeliten die volle Gesetzesbeobachtung verlangt.

Von den unter des P. Namen auf uns gekommenen **Briefen** ist der zweite ausgemacht unecht und eins der allerspätesten Erzeugnisse der neutestamentlichen Literatur. Derselbe kennt bereits eine Sammlung paulinischer Briefe, deren Rechtgläubigkeit er durch die Autorität des Judenapostels beglaubigen soll. Aber auch der erste Brief, dessen sichtliche Abhängigkeit von den paulinischen vergeblich geleugnet worden ist, verräth nach Stil und Gedankengehalt seine Herkunft aus paulinischen Kreisen und wurde zu einer Zeit verfaßt, in welcher die Christen um ihres **Namens** willen bereits gerichtlichen Verfolgungen durch die heidnische Obrigkeit ausgesetzt waren, d. h.

schwerlich vor Domitian, vielleicht aber erst unter Trajan. Die Gemeinden, an die er gerichtet sein will, gehörten zum Missionsgebiete des Paulus, mit welchem P. auch nach diesem Briefe im besten Einvernehmen gestanden hätte. Uebrigens ist der Brief reich an tiefen und schönen Gedanken und verfolgt namentlich den Zweck, die Christen im Hinblicke auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi zur Standhaftigkeit im Glauben, zur Heiligkeit des Wandels und zu fröhlicher Hoffnung zu ermuntern. Dagegen gehört der spätere, aber dem ersten vielfach nachgebildete zweite Brief bereits einer Zeit an, in welcher die Hoffnung auf die Wiederkunft Christi im Erlöschen ist, weil die Väter entschlafen sind und doch alles so blieb, wie es war. Außer diesen Briefen sind dem P. noch mehrere andere Schriften beigelegt worden, unter denen das dem Hebräer-Evangelium verwandte «Petrus-Evangelium» und die «Apokalypse des P.» in der ältern Zeit ebenfalls in kirchlichem Gebrauche waren. Letztere wurde noch zu Ende des 2. Jahrh. mehrfach zu dem neutestamentlichen Kanon gerechnet. Dagegen war die sog. «Predigt des P.» eine judaistische Tendenzschrift, welche die Grundlage der sog. Clementinischen Homilien (s. Clemens Romanus) gebildet zu haben scheint. Vgl. Mayerhoff, «Einleitung in die Petrinischen Schriften (Hamb. 1835); Weiß, «Der petrinische Lehrbegriff» (Berl. 1855); Baur, «Paulus» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1866), und derselbe «Der erste petrinische Brief» (in seinen «Theol. Jahrbüchern», 1856). Die röm. Kirche verehrte schon seit dem 2. Jahrh. in dem «Apostelfürsten» P. ihren Stifter und ersten Bischof, dessen Amtsdauer sie auf die Jahre 42—67 bestimmt. Mit Berufung auf Matth. 16, 18 betrachtet sie ihn als das Oberhaupt der Christenheit, welche Würde er auf seine Nachfolger auf dem röm. Bischofsstuhle vererbt habe. Bereits zu Ende des 2. Jahrh. zeigte man in Rom die Todesstätten der beiden Apostel P. und Paulus, jene in den Neronischen Gärten auf dem Vatican, diese an der Straße nach Ostia. Bischof Lucius von Rom ließ die (vermeintlichen) Gebeine des P. und Paulus am 29. Juni 258 aus den Katakomben ausheben und an den Stätten beisetzen, an welchen die Apostelfürsten geblutet haben sollten. Seit jener Zeit wird der Peter-Paulstag jährlich 29. Juni gefeiert und zwar, wie man schon im 4. Jahrh. meinte, als Todestag der beiden großen Apostel. Ueber dem Grabmal des P. wölbt sich jetzt die stolze Kuppel von San-Pietro in Vaticano, die berühmte Schöpfung Leo's X. Außer dem Todestage des P. feiert die röm. Kirche seit dem 5. Jahrh. am 18. Jan. die Errichtung des röm., 22. Febr. die des antiochienischen Bischofsstuhls durch P. (Petri Stuhlfeier). Das jüngste der Petersfeste ist Petri Kettenfeier. Der Tradition nach soll die Kaiserin Eudoxia, Gemahlin von Theodosius dem Jüngern, die Ketten zum Geschenk erhalten haben, welche der Apostel im Gefängnisse zu Jerusalem getragen hatte. Diese Ketten, heißt es, wären an den Papst gekommen, der sie in einer dem P. geweihten Kirche aufbewahrt habe. Darauf seien auch noch die Ketten hinzugekommen, welche der Apostel im Gefängnisse zu Rom getragen. Diesen beiden Ketten und dem P. zu Ehren sei darauf die Kettenfeier Petri (festum Petri ad vincula) als kirchliches Fest 1. Aug. angeordnet worden.

Petrus Lombardus, s. Lombardus.

Petrus de Vineïs, eigentlich Pietro delle Vigne, ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des 13. Jahrh., war aus Capua gebürtig und von geringer Herkunft. Von Gönnern unterstützt, wurde es ihm möglich, zu Bologna die Rechte zu studiren. Auf Kaiser Friedrich II., der ihn zufällig kennen lernte, machte er einen so guten Eindruck, daß dieser ihn sofort in seinen Diensten anstellte und sehr schnell nacheinander zum Protonotarius, Rath und Kanzler ernannte. In letzterer Stellung erwarb sich P. das volle Vertrauen des Kaisers, der ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. Er widerlegte die Schmähschriften Gregor's IX. gegen Friedrich II. mit Gründlichkeit und Witz und trug dadurch viel bei, daß der wider den Kaiser ausgesprochene Bannfluch ohne Wirkung blieb. Auch als Innocenz IV. 1245 den Kaiser vor das Concil zu Lyon forderte, vertheidigte P. als Gesandter des Kaisers seinen abwesenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieser Verdienste wußte man ihn doch beim Kaiser zu verdächtigen, als habe er ihm durch seinen Arzt Gift beizubringen gesucht. Friedrich II., durch erlittene Unfälle und wiederholte Versuche gegen sein Leben mismuthig und argwöhnisch gemacht, glaubte der Anklage, ließ P. die Augen ausstechen und ihn zu Pisa ins Gefängniß setzen, wo der Unglückliche 1249 sein Leben endete, indem er sich aus Verzweiflung den Kopf an einem Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. Von seinen noch vorhandenen Schriften sind anzuführen seine «Epistolarum libri VI» (neueste Ausgabe von Iselin, 2 Bde., Bas. 1740), im Namen des Kaisers und in schlechtem Latein geschrieben, aber eine Quelle für die Geschichte Friedrich's II., und seine Abhandlung «De potestate imperiali». Vgl. Huillard-Bréholles, «Vie et correspondance de P.» (Par. 1864).

Petschenegen, ein wildes Nomadenvolk türk. Stammes, das sich selbst Kangli oder Kan-

gar nannte, bei den Russen Petschenegi, bei den Deutschen Pecinaci oder Pizenaci, bei den Griechen Pissent genannt, wohnten ursprünglich zwischen der Wolga und dem Jaik und wurden durch die Wolga von den Chazaren geschieden, während sie im Süden und Südosten die Uzen zu Nachbarn hatten. Vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrh. spielen sie eine wichtige Rolle in der Geschichte Europas, indem durch sie gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wiederholt wurden. Zuerst traten sie 839 auf, wo sie einen Einfall in das Chazarenreich machten und sodann 867 die Slawen in Kiew, die kurz zuvor noch den Chazaren zinsbar gewesen waren, bekriegten. Da sich aber die Chazaren, Uzen und Slawen gegen den gemeinsamen Feind verbanden, so wurden die P. aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, die nun die Uzen in Besitz nahmen. Nach längerm Umherirren fielen sodann die P. über die Ungarn zwischen dem Don und Dnjestr her und vertrieben diese, die bisher den Chazaren unterworfen gewesen waren, 883, trotz alles Widerstandes und trotz der Hülfe der Chazaren aus ihren Sitzen. Bald herrschten sie nunmehr wieder vom Don bis an die Aluta. Um diese Zeit, wo sie den Höhepunkt erreicht, zerfielen sie in acht Stämme, von denen vier auf der Ostseite des Dnjepr, an den Grenzen der Uzen, Chazaren und Alanen, und vier auf der Westseite des Dnjepr, in Galizien, Siebenbürgen, am Bug, in der Moldau und einem Theile der Walachei ansässig waren. In späterer Zeit war besonders das Byzantinische Reich den Angriffen der P. ausgesetzt. 970 zogen sie vereint mit den Russen gegen Konstantinopel. Zwischen 997 und 1038, zur Zeit Stephan's des Heiligen, bauten sie sich an der Grenze von Mähren an. 1010 fielen sie in Bulgarien und Thrazien ein, kamen 1028 auf einem Streifzuge bis nach Thessalonich, eroberten 1048 einen großen Theil Bulgariens und zogen 1049 über die Donau, wo sie um Triadiza und Nissa ihre Sitze aufschlugen. Zur Zeit der Kreuzzüge, wo wir sie besonders in Serbien, Bulgarien, Dardanien und Kleinscythien finden, machten sie den Kreuzfahrern ihre Züge durch jene Länder oft sehr beschwerlich und brachten ihnen mehr als eine Niederlage bei. Später wurden sie von den Griechen und Ungarn häufig geschlagen, obwol sie erstern in Verbindung mit den Walachen auch in der Folge noch manche Verluste beibrachten. Im 12. Jahr. besaßen sie noch einen kleinen Theil von Siebenbürgen, waren indeß schon größtentheils den Magyaren steuerpflichtig, mit denen sie sich dann ganz und gar verschmolzen, sodaß sie schon im 13. Jahrh. aus der Geschichte verschwinden.

Petschōra, ein auf der Westseite des nördl. Ural entspringender Fluß von etwas über 150 M. Länge und einem Flußgebiete von mehr als 3000 Q.-M., durchströmt die drei russ. Gouvernements Perm, Wologda und Archangelsk. Der Fluß hat ein sehr geringes Gefälle und wird daher nicht weit von seinem Ursprunge schon schiffbar, ist aber den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt und die Schiffahrt deshalb auf ihm nur unbedeutend. Auch hat er im Gouvernement Archangelsk jene große berüchtigte Moorfläche, die man die samojedische Tundra nennt, zu durchfließen, wo von Handel und Verkehr kaum die Rede ist. Zwischen 67 und 68° nördl. Br. ergießt sich die P., nachdem sie sich zuvor in viele Arme getheilt hat, zwischen welchen viele wüste, nur von Seehunden bewohnte Inseln liegen, an der Küste von Malaja-Semlja, in das nördl. Eismeer. Ihr größter Nebenfluß ist die im Samojedenland entspringende Ussa, die sich bei dem Flecken gleiches Namens mit ihr vereinigt. Die Bevölkerung an diesem traurigen Flusse besteht aus nomadisirenden Samojeden, Syrjänen und einigen Russen, die sich in dem kleinen Orte Pustosersk nahe der Mündung niedergelassen haben. Von hier aus wird ein schwunghafter Handel mit Lachsen, an denen die P. überreich ist, getrieben.

Pettenkofer (Max von), einer der namhaftesten deutschen Forscher, geb. 3. Dec. 1818 auf der Einöde Lichtenheim bei Neuburg an der Donau, erhielt seinen ersten Unterricht in der Dorfschule zu Lichtenau, bis er nach München in das Haus seines Oheims, des als Chemiker bekannten Leib- und Hofapothekers Franz Xaver P. (geb. 3. Dec. 1783 zu Pobenhausen, gest. 12. März 1850 zu München) kam, der seine Erziehung und Ausbildung in väterlicher Weise übernahm. Nachdem er zu München die Lateinschule und das Gymnasium besucht, widmete er sich auf der Universität daselbst pharmac. und medic. Studien und erwarb sich 1843 die Doctorwürde der Medicin. Ohne Neigung für die Laufbahn des praktischen Arztes, wandte er sich, besonders auf Anregung des Mineralogen und Chemikers von Fuchs, mehr und mehr der Chemie zu und arbeitete zu seiner weitern Ausbildung in den Laboratorien der Professoren Kaiser in München, Scherer in Würzburg und Liebig in Gießen. Nach seiner Rückkehr nach München war P. zunächst seit 1845 als Assistent an der Münze praktisch thätig, bis er 1847 als außerord. Professor in die medic. Facultät der Universität berufen ward. 1850 erhielt er die Leitung der königl. Leib- und Hofapotheke und 1853 eine ordentliche Professur. 1846 ward er zum außerordentlichen, 1856 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt.

In allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt P. das Bestreben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen für die Bedingungen und Bedürfnisse des menschlichen Lebens praktisch zu verwerthen. Dies bekunden unter anderm schon seine frühern Arbeiten über Affinirung des Goldes und über die große Verbreitung des Platins, über die Unterschiede zwischen den engl. und deutschen hydraulischen Kalken u. s. w., über Ofenheizung und Luftheizung, sowie die erfolgreiche Erfindung, aus Holz ein hell leuchtendes Gas zu erzeugen. In den weitesten Kreisen bekannt wurde P.'s Name besonders durch seine Arbeiten über den Luftwechsel in den Wohngebäuden (Ventilation), durch seine Untersuchungen über Respiration (für welche er erst einen neuen Apparat erfinden mußte), vor allem aber durch seine Forschungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera in ihren Beziehungen zu Bodenbeschaffenheit und Grundwasser, welche er in den «Untersuchungen und Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera» (Münch. 1855) und in dem Hauptberichte über die Cholera 1854 in Baiern veröffentlichte und bei dem abermaligen Auftreten der Epidemie (seit 1865) in ausgedehntem Maße weiter führte. Außerdem erfand P. ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Verfahren, welches die Erhaltung der Originalität der Oelgemälde sichert und das bisher übliche Restaurationsverfahren bald ganz beseitigen dürfte. Seit an den bair. Landesuniversitäten auf P.'s Antrieb eigene Lehrstühle für Hygiène errichtet worden sind und 1865 das Fach in München ihm selbst übertragen wurde, hat sich seine Thätigkeit ausschließlich Gegenständen der öffentlichen Gesundheitspflege zugewendet. Die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen veröffentlichte P. meist nur in Zeitschriften, wie in Liebig's und Wöhler's «Annalen der Chemie», in Buchner's «Repertorium», Dingler's «Polytechnischem Journal», in den «Denkschriften» der münchener Akademie und in jüngster Zeit namentlich in der «Zeitschrift für Biologie», welche er seit 1865 mit den Professoren Buhl, Radlkofer und Voit in München herausgibt. Als Autorität in Fragen über chem.-technische Anlagen und sanitätspolizeiliche Gegenstände verfaßte er auch vielfache, zum Theil durch den Druck veröffentlichte Gutachten von großem Interesse.

Petter (Anton), deutscher Maler, geb. zu Wien 12. April 1783, war eigentlich niemals Schüler irgendeines lebenden Malers. Von Jugend auf arbeitete er innig verbunden mit dem nachmaligen Custos der kaiserl. Galerie im Belvedere, Karl Ruß. 1808 reiste er nach Rom. Bei der Akademie in Wien gewann P. nacheinander in verschiedenen Fächern sechs Preise. Sein Aufnahmestück als Mitglied der Akademie 1814 war der von der Mutter gemordete Meleager im Schose seiner Gattin. P. wurde 1820 Professor der Akademie und 1828 Director derselben. Nachdem er einen großen Theil der griech. und röm. Welt gemalt, führte ihn Hormayr der vaterländischen Historienmalerei zu. Seine Hauptwerke in dieser Beziehung sind Maximilian's Zusammentreffen mit seiner Braut, Maria von Burgund, und dessen Zusammentreffen mit seiner den kleinen Philipp auf den Armen haltenden Gemahlin nach dem Siege bei Guinegate, jenes im Johanneum zu Gratz, dieses im Belvedere zu Wien; ferner Rudolf von Habsburg auf dem Wahlplatze der Marchfeldschlacht; die Königin Johanna von Aragonien am Sarge ihres Gemahls Philipp; Karl's V. Krankenbesuch bei seinem Gefangenen, dem Könige Franz I. Doch auch später vergaß er nicht ganz das classische Alterthum, wie dies sein Prometheus, der die Pandora zurückweist (1834), bekundet. Für die olmützer Domkirche malte er 1844 den Tod des heil. Wenzeslaus, 1845 die Verurtheilung des heil. Nepomuk durch König Wenzel. P. starb zu Wien 1858.

Pettrich (Franz), deutscher Bildhauer, wurde 28. Aug. 1770 zu Trebnitz in Böhmen, wo sein Vater Tischlermeister war, geboren und lernte in Dresden die Zeichenkunst. Hier wurde er schon 1795 Hofbildhauer, 1800 Mitglied und später Professor an der Akademie und starb 23. Jan. 1844. Er lieferte zahlreiche Büsten, Statuen, Basreliefs und Monumente, die in Böhmen, Schlesien und Sachsen zerstreut sind. Besonders sind zu erwähnen sein großes Relief am Reithause zu Dresden (ein Wettrennen mit Zweigespann) und das Grabdenkmal des Generals Christiani daselbst. Seine Gestalten sind von gewählten Formen und vielem Ausdruck. — Sein Sohn, Ferdinand P., ebenfalls Bildhauer, geb. in Dresden 1798, wurde theils auf der Akademie seiner Vaterstadt, theils in Rom unter Thorwaldsen gebildet. Seine Werke zeichnen sich aus durch Anmuth und Entschiedenheit des Stils, so z. B. sein Mädchen mit der Angelruthe, seine Reliefs Tag und Nacht (1823), Belisar, Christus u. s. w. An Martin Wagner's großem Friese für die Walhalla hatte er nebst Schöpf bedeutenden Antheil. Auch sind die drei Künstler miteinander vereinigt in der Scene, wo ein Apostel einer schmausenden Jagdgesellschaft entgegentritt. 1835 ging P. als Director einer neueinzurichtenden Kunstakademie nach Pennsylvanien und später nach Brasilien, wo er bedeutende Aufträge ausführte.

Petunia Juss., Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Solanaceen gehörigen Pflanzengattung, deren Arten, lauter schönblumige Kräuter, in Südamerika zu Hause sind. Sie haben abwechselnd gestellte ganze Blätter, einzelne, in den Blattachseln stehende Blüten, spatelförmige, ungleiche Kelchabschnitte, eine große trichter- oder präsentirtellerförmige Blumenkrone mit gefaltetem, fünflappigem etwas ungleichem Saume, ungleich-lange Staubgefäße und einen fadenförmigen Griffel mit zweilappiger Narbe, und sind über und über mit klebrigen Drüsenhaaren bedeckt. Die Frucht ist eine vielsamige, mit Klappen aufspringende Kapsel. Zwei Arten, P. violacea Hook., mit trichterförmiger, und P. nyctaginiflora Juss., mit langröhriger, präsentirtellerförmiger Blumenkrone, sind sehr beliebte und allgemein verbreitete Garten- und Zimmerzierpflanzen geworden. Von beiden Arten gibt es eine Menge durch Größe und Färbung der Blumen unterschiedene Varietäten. Sie sind ausdauernd, lassen sich aber als einjährige Pflanzen (Sommergewächse) verwenden, da sie schon im ersten Sommer nach der Aussaat (im Frühling) blühen. Man säet den Samen in Töpfe oder Frühbeete in leichte Erde und verpflanzt die Pflänzlinge dann ins freie Land oder in Töpfe. Will man sie als ausdauernde Gewächse behandeln, so muß man die Stöcke im Herbste ausheben und im Kalthaus überwintern. Man vermehrt sie auch durch Stecklinge, welche man überwintert.

Petzholdt (Julius), einer der verdientesten deutschen Bibliographen, geb. 25. Nov. 1812 zu Dresden, erhielt seine Gymnasialbildung erst auf der Kreuzschule daselbst, dann zu Freiberg und bezog 1833 die Universität zu Leipzig, wo er sich bis 1838, besonders unter G. Hermann's Leitung, philol. Studien widmete. Nachdem er promovirt, kehrte er nach Dresden zurück, theils um die von ihm unternommene Ausgabe der «Progymnasmata» des Aphthonius (Lpz. 1839) zu vollenden, theils auch um eine Stellung im höhern Lehrfach zu suchen. Günstige Umstände fügten es jedoch, daß P. vom Prinzen (nachmaligen König) Johann zum Gehülfen bei dessen Dante-Arbeiten sowie zum Bibliothekar für die prinzliche Secundogenitur-Bibliothek erwählt wurde, worauf Ende 1839 seine definitive Anstellung zum Bibliothekar des Prinzen erfolgte. P. widmete sich seitdem vorzugsweise bibliothekarischen und bibliogr. Arbeiten, zumal sein Wirkungskreis 1842 durch Uebernahme der Aufsicht über die Bibliothek der Gemahlin des Prinzen (der nachmaligen Königin) und 1853 durch seine Ernennung zum Bibliothekar des Kronprinzen Albert eine beträchtliche Erweiterung erhielt. 1859 ward er vom Könige Johann zum Hofrath ernannt. P.'s literarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf den von ihm 1840 begonnenen und seitdem, wenn auch unter einigen Veränderungen des Titels, ununterbrochen fortgesetzten «Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft», das «Handbuch deutscher Bibliotheken» (Halle 1853), welches als eine neue Bearbeitung des von ihm 1844—48 in drei Auflagen veröffentlichten «Adreßbuchs deutscher Bibliotheken» gelten kann, und die «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1866). Letzteres Werk stellt sich den besten bibliogr. Arbeiten der neuern Zeit würdig zur Seite. Außer zahlreichen bibliothekwissenschaftlichen und bibliogr. Beiträgen zu seinem «Anzeiger» hat P. auch noch eine Reihe selbständiger kleiner Schriften veröffentlicht, wie z. B. «Literatur der sächs. Bibliotheken» (Dresd. und Lpz. 1840), «Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächs. Bibliotheken» (Dresd. 1855), «Catalogi bibliothecae secundi generis Principalis Dresdensis specimina» (Lpz. und Dresd. 1839—65) u. s. w. Hierzu kommen ein «Katechismus der Bibliothekenlehre» (Lpz. 1856) und der vorzüglich gearbeitete «Katalog der von König Friedrich August nachgelassenen Kartensammlung» (Dresd. 1860).

Peucedănum Dec., Name einer zu den Doldengewächsen gehörenden Pflanzengattung, deren in Europa (namentlich Südeuropa) und Asien (besonders Sibirien) einheimische Arten sich durch vom Rücken her zusammengedrückte (breitgedrückte), länglich-linsenförmige, mit einem geflügelten Rande versehene, schwachgerippte, einen bis drei deutliche Oelstreifen in den Zwischenräumen der gleichweit entfernten Rippen zeigende Früchte, einen fünfzähnigen Kelch und herzförmige Blumenblätter mit einwärts geschlagenem Zipfel auszeichnen und große, vielstrahlige Dolden mit vielblätterigen Hüllen der Döldchen besitzen. Alle Arten sind ansehnliche Kräuter mit ausdauerndem Wurzelstock und fiederförmig zertheilten Blättern. Die in Deutschland wild vorkommenden Arten sind zugleich officinelle Pflanzen: P. officinale L., der auf Waldwiesen wachsende Haarstrang, mit sehr fein in lineale Zipfel zerschnittenen Blättern, gelblichen Blüten und bis 2 F. langer und 2 Zoll starker fleischiger Wurzel; P. Cervaria Lap., die Hirschwurz, eine in Bergwäldern vorkommende Pflanze mit dreifach-fiedertheiligen Blättern, deren Abschnitte eiförmig, dornig gesägt und blaugrün sind; P. Oreoselinum Mönch, die Bergpetersilie, eine an Waldrändern und auf grasigen Anhöhen sich findende Pflanze mit ebenfalls dreifach fieder-

theiligen Blättern, deren auf rechtwinkelig abstehenden Stielen befindliche Abschnitte eiförmig, eingeschnitten, gezähnt und glänzend-dunkelgrün sind. Die beiden letzten Arten blühen weiß. In der Heilkunde werden von allen Arten die Wurzeln, von der letzten auch die Blätter benutzt, doch selten und zwar zu ähnlichen Zwecken wie die Meisterwurz (s. d.) verwendet.

Peucer (Kaspar), ein durch seine Schriften wie durch seine Schicksale bekannter Gelehrter des 16. Jahrh., Melanchthon's Schwiegersohn, geb. 6. Jan. 1525 zu Bautzen, studirte zu Wittenberg, wurde daselbst 1554 ord. Professor der Mathematik und rückte 1559 in die medic. Facultät ein. Nach Melanchthon's Tode war er der vorzüglichste Vertreter der Richtung seines Schwiegervaters in Wittenberg und wußte sich dabei in das Vertrauen des Kurfürsten August so einzuschleichen, daß er zum Leibarzte erhoben und die erledigten Lehrstühle an der Universität nach seinem Wunsche besetzt wurden. 1571 erschien der neue Wittenbergische Katechismus, von dem man glaubte, daß er nur calvinistisch sei und Luther's Katechismus verdrängen sollte. P. sorgte eifrig für die Verbreitung des Buchs, schrieb dazu die «Exegesis perspicua controversiae de coena Domini» 1572 im calvinistischen Sinne, machte sich dadurch des Kryptocalvinismus verdächtig und mußte von 1574—86 in Dresden, Leipzig und Rochlitz harte Gefängnißstrafe erdulden. Erst auf Bitten der Gemahlin des Kurfürsten, Agnes, und des Vaters derselben, Joachim Ernst, wurde er aus der Haft entlassen, worauf er als fürstl. Leibarzt nach Zerbst ging und 25. Sept. 1602 zu Dessau starb. Außer mehrern astron. Abhandlungen, z. B. «De dimensione terrae» und «De nova stella», standen ehemals besonders in Ansehen sein «Commentarius de praecipuis divinationum generibus» (Wittenb. 1553; 2. Ausg. 1572) und seine «Elementa doctrinae sphaericae» (Wittenb. 1551). Vgl. Leupold, «Leben Kaspar P.'s» (Bautzen 1745); Henke, «Kaspar P. und Nikol. Krell» (Marb. 1865); Calinich, «Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen» (Lpz. 1866).

Peucker (Eduard von), preuß. General der Infanterie und Generalinspecteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, geb. 19. Jan. 1791 zu Schmiedeberg in Schlesien, trat 1809 in die Artillerie und wurde im Nov. 1811 zum Offizier befördert. Er nahm bei dem preuß. Hülfscorps an dem Feldzuge von 1812 in Rußland theil und wurde am Schlusse desselben zum Adjutanten bei dem Commando der Artillerie dieses Corps ernannt. In gleicher Stellung beim Yorck'schen Corps wohnte er den folgenden Feldzügen gegen Napoleon bei und zeichnete sich so rühmlich aus, daß ein Erlaß des Prinzen August, Chefs der Artillerie, ihn zum Muster für junge Offiziere aufstellte. Sein vielseitiges Wissen bewirkte, daß er nach dem Frieden im Kriegsministerium verwendet wurde, wo er sich um die Vervollkommnung der Artillerie, überhaupt der Schußwaffen der Armee große Verdienste erwarb. 1822 zum Major ernannt, leitete er später die Versuche mit dem Zündnadelgewehr als Vorstand der Artillerieabtheilung, wurde für die Erfolge dieser Versuche 1834 außer der Tour zum Oberstlieutenant befördert und wirkte demnächst auf die Einführung dieser Waffe entscheidend ein. Schon 1842 wurde er Generalmajor und trat 1848 als preuß. Militärcommissar in die Bundesmilitärcommission zu Frankfurt a. M. Hier wählte ihn im Juli 1848 der Erzherzog-Reichsverweser zum Reichskriegsminister, welches Amt er 5. Aug. wieder niederlegte, als der Reichsverweser die Huldigung aller deutschen Armeen forderte. In den Septembertagen leitete er jedoch mit Festigkeit und Umsicht die Niederschlagung des Aufstandes zu Frankfurt a. M., worauf er auf den Wunsch des Königs das ihm neuangetragene Kriegsministerium bei der Centralgewalt wieder übernahm und bis zum 10. Mai 1849 führte. Nachdem er seine Entlassung genommen, erhielt er den Befehl über das gegen Baden bestimmte Operationscorps der Bundestruppen, das den linken Flügel der gesammten Streitkräfte bildete. Er führte dasselbe über das Gebirge und hielt zuletzt den Raum von Donaueschingen bis an den Bodensee besetzt. Bereits im Mai 1849 war er zum Generallieutenant avancirt. Im März 1850 trat er an Stelle des Generals von Radowitz in die Bundescentralcommission und wurde im Dec. desselben Jahres als preuß. Commissar nach Kassel zur Schlichtung der dortigen Verhältnisse gesandt. P. blieb in jener Comission bis zu deren Auflösung und der bald darauf folgenden Reactivirung des Bundestags und war dann ohne dienstliche Function zur Disposition bis zum Febr. 1854, wo er nach dem Tode des Generals von Radowitz zum Generalinspecteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens ernannt wurde. Im Nov. 1858 zum General der Infanterie befördert, erhielt er 1860 von der Universität zu Berlin bei deren Jubelfeier das Doctordiplom für sein auf die gründlichsten Forschungen gestütztes ausgezeichnetes Werk: «Das deutsche Kriegswesen der Urzeit in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben» (3 Thle., Berl. 1860—64). In seinem Wirkungskreise als Leiter des Militärerziehungs- und Bildungs-

wesens ist die Organisation der preuß. Kriegsschulen sein höchstes und bleibendstes Verdienst um die preuß. Armee. Die gute militärwissenschaftliche und praktische Berufsbildung, welche die jungen Offiziere auf diesen Anstalten gewannen haben, ist vam wesentlichsten Einfluß auf die treffliche Gefechtsführung im Kriege van 1866 gewesen.

Peutinger (Kanrad), ein berühmter Sammler und Forscher van Alterthümern, geb. 14. Oct. 1465 zu Augsburg, aus einer patricischen Familie, erhielt, nachdem er zu Padua und auf andern Universitäten Italiens seine Studien vallendet hatte, nach seiner Rückkehr (um 1486) um 1493 die wichtige Stelle eines Stadtschreibers in seiner Vaterstadt und wirkte van dieser Zeit an als Abgeardneter bei mehrern Reichstagen, die unter Maximilian gehalten wurden, und bei andern wichtigen Sendungen unausgesetzt für das Beste derselben, wie er ihr denn auch die Münzgerechtigkeit verschaffte. Nach seinem Tode, 24. Dec. 1547, kam seine zahlreiche und werthvalle Bibliathek zunächst an seine Familie, später an die Jesuiten in Augsburg. Er machte sich durch mehrere antiquarische Arbeiten verdient, z. B. durch die «Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus» (Augsb. 1506), welche Zapf später mit einigen andern, bis dahin ungedruckten Schriften herausgab (Augsb. 1789), und war der erste, der in dem Werke «Romanae vetustatis fragmenta in Augustana Vindelicorum» (Augsb. 1505) röm. Steininschriften veröffentlichte. Ein bleibendes Andenken erwarb er sich aber durch die Erhaltung der nach ihm benannten Tabula Peutingeriana, einer Karte, welche die Militärstraßen durch den größten Theil des weström. Reichs angibt, und wabei gewiß ein Itinerarium des 4. Jahrh. aus dem Zeitalter des Kaisers Theodosius zu Grunde liegt. P. bekam sie van Konrad Celtes, der sie in dem Benedictinerkloster zu Tegernsee aufgefunden und geliehen hatte, zur Herausgabe, und da dies unterblieben war, erfalgte später durch Marcus Welser die erste Bekanntmachung einzelner Bruchstücke unter dem Titel «Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca» (Vened. 1591). Von jetzt an schien die ganze Karte verschwunden zu sein, bis man sie 1714 unter P.'s Handschriften wieder auffand. Der letzte dieses Geschlechts hatte sie bei einem Buchhändler versetzt, van dem sie Prinz Eugen kaufte, und sa kam sie als Geschenk van diesem zuletzt an die kaiserl. Bibliothek in Wien, wo sie noch gegenwärtig sich befindet. Vollständig wurde sie zuerst mit Erläuterungen van Franz Christaph van Scheyb (Wien 1753) herausgegeben. Eine neue, van jenen unabhängige Ausgabe besorgte Mannert unter dem Titel «Tabula itineraria Peutingeriana» (12 Blätter, Lpz. 1824), der zugleich in einer Einleitung die verschiedenen Schicksale dieser Karte genau auseinandergesetzt hat. Seitdem hat man noch ein Blatt auf der Bibliathek in Wien aufgefunden.

Peyron (Amadeo), einer der verdientesten ital. Orientalisten und Alterthumsfarscher, geb. 2. Oct. 1785 zu Turin, widmete sich unter Leitung des Abbé Valperga di Calusa dem Studium der orient. Sprachen und wurde bereits 1805 dessen Suppleant an der Universität seiner Vaterstadt. Nach dem Tode seines Lehrers erhielt er 1815 dessen Prafessur, auch wurde er alsbald in die turiner Akademie aufgenommen. P. begründete seinen eurap. Ruf besonders durch Arbeiten über die kopt. Sprache. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, die Frucht eines langjährigen Fleißes, ist das «Lexicon linguae Copticae» (Turin 1835), welchem eine «Grammatica linguae Copticae» mit Nachträgen zu dem Wörterbuch (Tur. 1841) falgte. Seine Arbeiten über die griech. Papyrusrallen in den ägypt. Museen zu Turin und Wien finden sich in den «Memorie» der turiner Akademie. Mit bedeutendem Erfalge durchfarschte er die Palimpsesten der Bibliothek der turiner Universität. Als Früchte seiner Bemühungen veröffentlichte er unter anderm «Fragmente der Reden des Cicera für den Scaurus, für den Tullius und gegen Clodius» (Stuttg. 1824) sawie «Leges ineditae codicis Theodosiani», welche letztere in den «Memorie» der Akademie erschienen. Schan varher hatte er «Fragmenta inedita» des Empedakles und Parmenides (Lpz. 1810) herausgegeben. 1848 wurde P. vam König Karl Albert zum Mitglied des Senats ernannt.

Peyronnet (Charles Ignace, Graf), franz. Staatsmann, geb. 9. Oct. 1778 zu Bardeaux van bürgerlichen Aeltern, verlor seinen Vater in der Revalution unter der Guillatine, und dies machte ihn van Jugend auf zum entschiedensten Rayalisten. Nachdem er die Rechte studirt, ließ er sich zu Bordeaux als Advocat nieder und zeichnete sich durch natürliche, aber heftige Beredsamkeit aus. Als 1814 die brit.-span. Truppen ins südl. Frankreich eindrangen, erklärte er sich für die Baurbans, und nach der Rückkehr Napolean's war er der Herzagin von Angaulême zur Flucht nach England behülflich. Für diesen Dienst beförderte man ihn nach der zweiten Restauration zum Präsidenten des Tribunals erster Instanz zu Bardeaux, dann zum Generalprocuratar am

Gerichtshofe zu Bourges. In dieser Eigenschaft mußte er 1821 in dem Processe gegen die bei einem Militärcomplot vom Aug. 1820 Betheiligten vor der Pairskammer das Wort führen. Hierauf trat er für das Depart. Cher in die Kammer. Schon im Dec. 1821 erhielt er bei der Bildung des Ministeriums Villèle das Portefeuille der Justiz und im Aug. 1822 die erbliche Grafenwürde. Seine ersten Schritte als Minister richteten sich gegen die Presse. Ebenso drang er im Cabinet ganz besonders auf das militärische Einschreiten in Spanien. Bei der Cabinetsveränderung nach der Thronbesteigung Karl's X. blieb er durch Villèle's Einfluß in seinem Amte. 1825 legte er den Kammern ein Sacrilegiengesetz vor, das Kirchenraub als Vatermord und die Entwürdigung des Kirchengeräths mit lebenslänglicher Zwangsarbeit strafte. Mit einigen Milderungen wurde dieses strenge Gesetz auch angenommen. Weniger glücklich war er 1827 mit dem Gesetzentwurfe, nach welchem auch die nicht periodischen Druckschriften zur Censur eingesendet und außerdem die Flugblätter mit einem Stempel der Behörde versehen sein sollten. Dieses Gesetz der «Gerechtigkeit und Liebe», wie die Minister es nannten, scheiterte an dem Widerstande der Pairskammer. Mit dem Sturze Villèle's im Jan. 1828 mußte auch P. das Ministerium niederlegen. Als einem energischen und fähigen Charakter übergab ihm der Hof beim Zusammentritt des verhängnißvollen Ministeriums Polignac (s. d.) 20. Mai 1830 das Portefeuille des Innern. Doch weigerte sich P. als Rechtskenner seine Zustimmung zu den Ordonnanzen vom 25. Juli zu geben und unterzeichnete dieselben nur aus Gefälligkeit gegen den König. Nach der Katastrophe suchte er verkleidet zu entkommen, wurde aber gegen Ende Aug. 1830 zu Tours verhaftet und mit seinen Collegen auf Anklage des Hochverraths vor das Pairsgericht gestellt. Er vertheidigte sich geschickt, bezeichnete sich als Opfer einer höhern Autorität und vergoß sogar Thränen über das während des Julikampfs geflossene Blut. Dennoch wurde er mit Polignac, Chantelauze und Guernon-Ranville 21. Dec. zu lebenslänglichem Gefängniß und zum bürgerlichen Tode verurtheilt und nach der Festung Ham gebracht. Nach sechsjähriger Gefangenschaft erhielt er durch eine Ordonnanz vom 17. Oct. 1836 die Freiheit zurück. Er lebte hierauf meist auf seinem Schlosse Montferrand (Gironde), wo er auch 2. Jan. 1854 starb. P. schrieb «Pensées d'un prisonnier» (2 Bde., Par. 1834; deutsch, Lpz. 1834), «Histoire des Francs» (2 Bde., Par. 1835; 2. Aufl., 4 Bde., 1846) und «Satires» (2. Aufl., Par. 1854).

Pfäfers, minder richtig **Pfeffers**, ein kath. Pfarrdorf und altberühmter, besonders in neuester Zeit vieldesuchter Badeort im schweiz. Canton St.-Gallen, 1¼ M. im SSO. von der Bezirksstadt Sargans, zwischen dem Rhein und der großartigen Thalschlucht der ihm bei Ragatz zufließenden wilden Tamina, 2120 F. über dem Meere gelegen, hat 1355 E. Es befindet sich hier die Cantonal-Irrenheilanstalt Pirminsberg in dem Gebäude der einst sehr reichen Benedictinerabtei P. (Fabaria), welche 720 vom heil. Pirmin unter Karl Martell gestiftet, 1196 gefürstet und 1838 aufgehoben wurde. Nur ¼ M. im SSW. von dem Dorfe liegt in der Tiefe der Taminaschlucht das **Bad P.**, dessen 30° R. warme Heilquellen bereits 1038 entdeckt und 1242 vom Abte Hugo mit der ersten Badeeinrichtung versehen worden. Die jetzigen Gebäude, erst 1704—16 errichtet, enthalten 140 Zimmer für etwa 300 Kurgäste und 28 Badelocale, von denen 4 für gemeinschaftliche Bäder eingerichtet sind. Die hohe Trinkhalle in einem dem Canton St.-Gallen als Domäne gehörigen Gebäude ist für jedermann offen. Zu den ältern Quellen wurde 1860 mittels Stollengrabens bis auf 100 F. Tiefe noch eine neue, und zwar die reichhaltigste entdeckt. Je nach der Jahreszeit und der Trockenheit der Jahrgänge ändern die Quellen ihre Wassermenge. Mit Abnahme der Tage fällt auch die Ergiebigkeit der Quellen, und im Jan. und Febr. geben sie gar kein Wasser, während sie im Hochsommer reichlich fließen. Sie treten aus einer tiefen Felsenspalte in einer nur 60—100 F. breiten Schlucht zu Tage, die zu den unheimlichsten und abenteuerlichsten Scenerien der Alpen gehört. Der Weg dahin in dämmeriger Felsenspalte, über der tobenden Tamina, ist sicher und bequem, ein festgezimmerter, wohlverwahrter Langsteg. Das Quellwasser ist ohne Geschmack und Geruch, krystallhell, setzt nie einen Bodensatz ab und wird schon seit Jahrhunderten gegen skrofulöse, rheumatische und nervöse Uebel, Hämorrhoidal- und Magenleiden, alte Wunden und Luxationen sowie gegen weibliche Krankheiten mit großem Erfolg gebraucht. Vgl. Theophrastus Paracelsus, «Tugenden, Ursprung und Herkommen von dem Bade P.» (Strasb. 1535), und Kaiser, «Die Heilquellen zu P.» (Chur 1822). Nur ½ M. im Norden vom Dorfe P. und 10 Minuten von der Eisenbahn liegt an der Tamina, unweit deren Mündung in den Rhein, in hochromantischer Umgebung der Flecken **Ragatz**, einer der beliebtesten und im Sommer belebtesten Curorte der Schweiz, dessen Thermalwasser mittels einer 12506 F. langen Röhrenleitung aus den Quellen von P. herbeigeführt wird, wobei das Wasser nur 2° Wärme verliert. Der Ort hat 1601 E.,

eine kath. Pfarrkirche, zahlreiche Gasthöfe und Hotels, unter denen der «Hof Ragatz», früher Statthaltereigebäude der Abtei P., jetzt Staatseigenthum des Cantons St.-Gallen, 125 Logir- und 25 Badezimmer enthält. Auf dem Kirchhofe liegt der Philosoph Schelling beerdigt, dem König Max II. von Baiern ein Denkmal aus weißem Marmor errichten ließ. Sonst bietet Ragatz selbst nichts Sehenswerthes, desto reicher aber ist die Umgegend. Die großartigste Partie und zugleich eine der imposantesten der ganzen Schweiz ist die durch die vertical gespaltene Felsenschlucht des Taminathals auf Bad P. Dieselbe öffnet sich unmittelbar hinter Ragatz, wo die Tamina in einer breiten Cascade aus ihr hervorstürzt. Der sich windende, ebene und bequeme Fahrweg bietet von Moment zu Moment neue Bilder, stets die über schwarze Nummulitenfelsen brausende Tamina zur Seite. Das Thal ist so eng, daß im hohen Sommer die Sonne nur von 10 bis 4 Uhr die Sohle bescheint, worauf alles im Schatten ruht. Historisch merkwürdig geworden ist Ragatz, das schon 998 urkundlich erwähnt wird, durch einen Sieg, den die Schweizer 1446 hier über die Oesterreicher davontrugen, und durch mehrere Gefechte in den Kriegsjahren 1799 und 1800. Vgl. Vogt, «Bad Ragatz» (Bern 1857).

Pfaff (Christ. Heinr.), verdienter deutscher Physiker und Chemiker, geb. 2. März 1772 zu Stuttgart, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium daselbst und in der Karlsakademie, wo sich bereits seine Neigung für die Naturwissenschaften entwickelte und er mit Cuvier bekannt wurde. Sein Interesse an der Elektricitätslehre wurde zuerst durch den berühmten Experimentator Graß geweckt. Den ersten Grund zu seinem literarischen Rufe legte er durch die Inauguraldissertation «De electricitate sic dicta animali». Im Herbste 1793 ging er nach Göttingen, wo er die Resultate seiner galvanischen Forschungen in dem Werke «Ueber thierische Elektricität und Reizbarkeit» (Lpz. 1795) veröffentlichte. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Kopenhagen auf, begleitete 1795 als Arzt eine gräfl. Familie nach Italien und prakticirte dann in Heidenheim, bis er 1797 dem Rufe als außerord. Professor nach Kiel folgte. Mit Unterstützung der dän. Regierung machte er 1801 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Lehrstuhl der Chemie und rückte als ord. Professor in die medic. Facultät ein, was ihm Veranlassung gab, besonders dem Studium der pharmaceutischen Chemie sich zu widmen. So entstand sein bedeutendstes Werk, das «System der materia medica nach chem. Principien» (7 Bde., Lpz. 1808—24). In Kiel richtete P. ein Laboratorium ein und sammelte einen reichen physik. Apparat, den später die Regierung ankaufte. Wie sehr er unausgesetzt an allen wichtigen Ereignissen auf dem Gebiete der Physik und Chemie Antheil nahm, beweisen seine vielen Abhandlungen in den Fachzeitschriften sowie viele größere und kleinere Schriften. Unter diesen sind hervorzuheben: «Handbuch der analytischen Chemie» (2 Bde., 2. Aufl., Altona 1824—25); «Ueber die strengen Winter des 18. Jahrh.» (2 Abth., Kiel 1809—10); «Ueber und gegen den thierischen Magnetismus» (Hamb. 1817); «Der Elektromagnetismus» (Hamb. 1824); «Pharmacopoea Slesvico-Holsatica» (Kiel 1831); «Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus» (Altona 1837); «Parallele der chem. Theorie und der Voltaischen Contacttheorie der galvanischen Kette» (Kiel 1845). P. starb 24. April 1852 zu Kiel. — Sein älterer Bruder, Johann Friedrich P., geb. 22. Dec. 1765 zu Stuttgart, seit 1788 Professor der Mathematik zu Helmstedt, seit 1810 zu Halle, gestorben daselbst 20/21. April 1825, hat sich besonders durch seine analytischen Arbeiten einen geachteten Namen erworben. — Ein dritter Bruder, Johann Wilhelm Andreas P., geb. 5. Dec. 1774 zu Stuttgart, nacheinander Professor der Mathematik zu Dorpat, am Realinstitut zu Nürnberg, zu Würzburg und seit 1818 zu Erlangen, gestorben daselbst 26. Juni 1835, erwarb sich ebenfalls als Mathematiker, Physiker und Astronom vielfache Verdienste. Von seinen beiden Söhnen, Hans Heinrich Ulrich Vitalis P., geb. 29. April 1824 zu Erlangen, und Alexius Burkhard Immanuel Friedrich P., geb. 17. Juli 1825 ebendaselbst, beide außerord. Professoren zu Erlangen, hat sich der erstere als Mathematiker und Physiker, der andere als Mineralog und Geolog bekannt gemacht.

Pfaffe, entstanden aus dem griech. papas, d. i. Vater, war ursprünglich in der kath. Kirche der Ehrenname eines jeden Geistlichen; gegenwärtig aber bezeichnet man damit einen Geistlichen, der in der Verwaltung seines Amts vorzugsweise eigennützige Zwecke verfolgt. Man will die Entstehung des Wortes Pfaff auch erklären aus den Anfangsbuchstaben von Pastor fidelis animarum fidelium (treuer Hirte treuer Seelen).

Pfaffenhofen, kleine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Verwaltungsdistricts (12,2 Q.-M. mit 28287 E. im J. 1861) im bair. Kreise Oberbaiern, 6 M. im Norden von München, am Donauzufluß Ilm gelegen, ist der Sitz eines Landgerichts, eines Bezirks- und eines Rentamts, hat eine hübsche Pfarrkirche, ein Spital, ein Armen- und ein Arbeitshaus und zählt

(1864) 2295 E. Historisch merkwürdig ist der Ort durch den im Oesterreichischen Erbfolgekriege 15. April 1745 von den Oesterreichern unter dem General Batthyányi über die vereinigten Franzosen und Baiern gewonnenen Sieg, noch mehr aber durch das 19. April 1809 zwischen den Oesterreichern und den Franzosen unter Oudinot hier vorgefallene Gefecht, in welchem der letztere Sieger blieb. — Außer dieser Stadt gibt es in Baiern noch 11 Ortschaften desselben Namens, ferner ein Pfarrdorf im Oberamte Brackenheim des würtemb. Neckarkreises, ein Dorf bei Innsbruck in Tirol und einen Flecken P. oder Pfaffenhoffen im franz. Depart. Niederrhein (Elsaß), an der Moder, $1^1/_2$ M. oberhalb und nordwestlich von Hagenau, mit 1437 E., einer luth. Consistorialkirche und beträchtlicher Industrie, namentlich Strumpfwirkerei, Fabriken von Tuch, Leinwand und Oel, Töpfereien und Ziegeleien, 7 Gerbereien und 14 Anstalten für Krapptrocknung.

Pfaffenhütchenstrauch, s. Evonymus.

Pfahlbauten. Im J. 1854 wurde bei ungewöhnlich tiefem Wasserstande des Züricherses in der Nähe von Meilen bei Nachgrabungen eine $2^1/_2$ F. dicke Moderschicht unter dem Schlamme gefunden, in welcher Steinbeile und verschiedene rohe Geräthe aus Thon, Horn und Holz lagen und dicke Pfähle eingerammt waren, die Reihen bildeten. Dr. Ferdinand Keller von Zürich erkannte in dieser Culturschicht die Ueberreste von uralten menschlichen Wohnungen, die er P. nannte. Seit jener Zeit wurden zuerst in den Seen und Torfmooren der ebenen Schweiz, dann in Italien, Frankreich, Deutschland (Baiern und Mecklenburg), England und Irland, Oesterreich und Ungarn ähnliche P. nachgewiesen und damit der Beweis geliefert, daß diese eigenthümliche Weise, Wohnungen und Magazine auf dem Wasser zu bauen, in grauer Urzeit fast überall in Europa gebräuchlich war. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß die ersten P. einer Culturperiode angehören, in welcher man noch kein Metall kannte, dagegen selbst die härtesten Steine zu schleifen und zu bohren verstand, während man zugleich rohe Töpfergeschirre aus ungeschlämmtem Thon und sehr mannichfaltige Geräthe aus Horn, besonders Hirschhorn, Knochen, Zähnen und Holz verfertigte, Hausthiere besaß, Ackerbau und Viehzucht trieb und sogar so weit fortgeschritten war, daß man auf hölzernen Webstühlen eigene Gewebe aus Flachs verfertigte. Alle diese Charaktere sowie die Lagerung beweisen, daß die ältesten P. der jüngsten Steinzeit angehören und zu einer Zeit angelegt wurden, wo die Torfbildung in den Seen und Sümpfen noch nicht begonnen hatte. Die stets länglich-viereckigen Hütten (27 F. lang, 12 F. breit) wurden, wie die aufgefundenen Vorräthe und Misthaufen beweisen, das ganze Jahr hindurch von Menschen und Vieh bewohnt. Diese Hütten ruhten meistens auf eigentlichen Pfahlwerken, wo die über den Wasserspiegel hervorragenden, sehr dicht nebeneinander eingerammten Pfähle durch eingezapfte Roste verbunden waren, oder in seltenen Fällen (Niederwyl und Wauwyl in der Schweiz, die sog. Crannoghes in Irland) auf sog. Packwerken, wo zwischen den Pfählen mittels Faschinen, Lehm und Steinen der Boden allmählich erhöht und eine künstliche Insel hervorgebracht wurde. Die Hütten bestanden aus leichtern Pfählen, mit Flechtwerk von Aesten, deren Zwischenräume mit Lehm und Moos festgemacht wurden; sie hatten wahrscheinlich Strohdächer und jedenfalls Galerien umher, welche durch eine schmale und zuweilen sehr lange Brücke mit dem Lande verbunden waren. In der Mitte der Hütten findet sich gewöhnlich ein platter Herdstein und in der Ecke Spuren des Lagers. Außerdem mögen wol noch Wohnungen am Lande existirt haben, und jedenfalls wurden die Todten nicht in den P., sondern am Lande begraben. Die Nutzpflanzen sind nach den Untersuchungen von Professor Heer durchaus dieselben wie diejenigen der alten Aegypter, und auch einige Hausthiere weisen auf einen Zusammenhang mit dem Mittelmeere und namentlich mit Nordafrika hin, während jede Beziehung zu Asien durchaus fehlt. Man baute verschiedene Arten von Weizen, Gerste, Hirse; machte aus diesen durch Zerreiben zwischen Steinen Mehl und buk Brot, und nährte sich außerdem von allen wilden Früchten des Waldes und der Felder, von Jagd und Fischfang, von Fleisch und Mark der sämmtlichen wilden und Hausthiere, den Hund inbegriffen. Als Hausthiere hatte man den Hund, zwei Schweine- und mehrere Rindviehrassen, Schafe und Ziegen. Zahmes Geflügel fehlte. Die Knochen der Thiere wurden zerschlagen und das Mark sorgfältig herausgenommen. Die P. der Steinzeit wurden zum Theil freiwillig verlassen, wahrscheinlich infolge der Ueberwucherung des Torfes, meistens aber durch Feuersbrünste zerstört; im letztern Falle finden sich Vorräthe und Instrumente in großer Zahl und häufig in solcher Weise aufgestapelt, daß man nicht umhin kann, an Magazine zu denken. Die Gründe, weshalb diese Bauten mit unsäglicher Anstrengung (manche enthalten mehrere Hunderttausende von Pfählen) im Wasser aufgeführt wurden, mögen verschiedener Art sein: Schutz, weniger vor reißenden Thieren, denn Bär, Luchs und Wolf, die damals häufig

waren, greifen den Menschen nur selten und nur vereinzelt, nicht aber in seinen Wohnungen an, als vielmehr vor den Nachbarn, indem wahrscheinlich, wie jetzt noch bei den Wilden auf ähnlicher Civilisationsstufe, steter Krieg aller gegen alle wüthete; dann die Erleichterung des Fischfangs, von dem man zum großen Theil lebte, und der Communicationen, die man mittels großer, zu Piroguen ausgehöhlter Baumstämme (sog. Einbäume) bewerkstelligte, und zwar leichter als auf dem Lande. Das Alter dieser ältesten P. aus der Steinzeit läßt sich nur schwierig bestimmen, da ein genaueres Zeitmaß abgeht und das aus dem Wachsthum des Torfs abgeleitete zu vielen Schwankungen unterworfen ist. Doch führen die Berechnungen jedenfalls auf 6—4000 J. zurück, zu welcher Zeit also in Europa eine Cultur herrschte, die etwa derjenigen der Wilden in Australien und Polynesien vor der Entdeckung durch die Europäer entsprach. Die Bewohnung der ältern P., die nicht aus den oben angegebenen Gründen verlassen worden waren, sowie die Errichtung neuer dauerte indessen während der ganzen Bronzeperiode fort, während welcher durch die Kenntniß des Metalls der Culturzustand sich hob und verschiedene Thatsachen, wie z. B. der Fund von Bernstein, auf schwunghaften Tauschhandel mit dem Norden und mit andern Gegenden hindeuten. Während dieser Zeit scheinen die P. mehr und mehr als Magazine und Zufluchtsstätten bei drohender Gefahr, denn als permanente Wohnungen gedient zu haben. Die Bronzeinstrumente wurden, wie dies die aufgefundenen Gußformen beweisen, an Ort und Stelle gefertigt und die Bearbeitung derselben zu einem hohen Grade künstlerischer Vollendung geführt. Die Formen und Verzierungen der Geräthe, Waffen und Schmucksachen beweisen indessen, daß die Kenntniß der Bronze sowie die Geräthe selbst nicht, wie man noch neuerdings vielfach behauptet hat, von den Phöniziern eingeführt wurde. Endlich gibt es einige Stationen, welche noch in der Eisenzeit fortbestanden, so in einer, La Tène am Neuenburgersee, hat man nur Eisengeräthe gefunden, deren Form auf die älteste gallische Zeit hindeutet und mit den Waffen identisch ist, welche die Gallier in ihren Kämpfen gegen die Römer benutzten. Es zieht sich also die Geschichte der P. von der vorhistor. Zeit bis zum Beginn der histor. Periode Mitteleuropas fort. Die wesentlichsten Fundquellen sind die Torfmoore und Seen der angeführten Länder. Unter den Sammlungen sind besonders die von Oberst Schwab in Biel, J. Messikommer in Stegen-Wetzikon (der rühmlich bekannte Erforscher des Torfmoores von Bobenhausen), Dr. Clément in St.-Aubin und Professor Desor in Neuenburg sowie diejenigen der Museen von Zürich und Lausanne zu nennen. Aus der bereits sehr zahlreichen Literatur sind als Hauptarbeiten hervorzuheben: die Berichte über die P. von Dr. Ferd. Keller in den «Verhandlungen der antiquarischen Gesellschaft» zu Zürich (Zür. 1855 fg.) und Desor, «Die P. des Neuenburgersees» (Frankf. 1867).

Pfahlbürger waren im Mittelalter diejenigen Bewohner des platten Landes, welche das Bürgerrecht in einer Stadt erworben hatten. Den Namen leitet man daher, daß sie außerhalb der Grenzpfähle und Grenzsteine der Stadt (extra palum civitatis) wohnten. Adel und Fürsten betrachteten es als eine Anmaßung, daß die Städte kleinern Freibauern auf diese Weise gegen die Verkürzungen durch mächtige Nachbarn Schutz zusagten, und seit dem 13. Jahrh. verboten eigene Reichsgesetze die Aufnahme von Aus- oder Pfahlbürgern. Zuweilen werden auch die Vorstädter P. genannt. — Pfahlgerichte oder Zaun- und Pfahlgerichte nannte man die auf den Umfang der Mauern und Zäune eines Guts beschränkte Gerichtsbarkeit.

Pfalz (ebenso wie das Wort Palast, mittelhochdeutsch palas, aus dem lat. palatium gebildet) nannte man die im ganzen Deutschen Reiche zerstreut umherliegenden kaiserl. Schlösser, in welchen sich die Kaiser abwechselnd aufhielten, um so durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit in allen Provinzen möglichst gleichmäßig zu handhaben. — Pfalzgraf (Comes palatinus) war der Titel der Richter und obersten Beamten der fränk. und deutschen Könige in ihren Pfalzen. Den höchsten Rang unter ihnen behauptete der Graf der P. zu Aachen (dem Archisolium totius regni), welcher als Reichsoberrichter den Vorsitz im Reichslehngericht sowie bei Klagen gegen den Kaiser in dem deshalb zu berufenden Fürstenrechte führte. Aus der Länderdotation desselben entstand die Pfalzgrafschaft am Rhein. Jedes der alten deutschen Herzogthümer hatte auch wieder seine Pfalzgrafschaft, welche in Sachsen und Baiern mit dem Herzogthume vereinigt wurde, in Franken und Schwaben erlosch. (S. auch Graf.) Nachdem sich die alte Pfalzgrafschaft zur erblichen Fürstenwürde gestaltet hatte, ernannten die Kaiser in den neuern Hofpfalzgrafen (Comites sacri palatii) wieder eigentliche Beamte, die jedoch seit der Gründung des Reichskammergerichts und Reichshofraths nicht mehr die Rechtspflege versahen, sondern nur gewisse kaiserl. Reservatrechte ausübten, z. B. uneheliche Kinder ehrlich machten, akademische Würden und das Notariat verliehen, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ertheilten, Dichter

krönten. (S. Poëta laureatus.) Diese Comitive konnte, solange das Deutsche Reich bestand, auch an Körperschaften, wie Universitäten, Stadträthe, ertheilt und zuletzt sogar von hinreichend befähigten Personen, namentlich von Gelehrten, für ihre Person erkauft werden.

Pfalz hießen vormals zwei deutsche Staaten, die bis 1620 zusammengehörten. Zur Unterscheidung wurde der eine die Oberpfalz, der andere die Unterpfalz oder die Pfalzgrafschaft am oder bei Rhein genannt. Die Oberpfalz oder Bairische P. galt als Herzogthum, war von Baireuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnberg. Gebiete begrenzt, gehörte zum Nordgau und bair. Kreise, umfaßte ein Gebiet von 130 Q.-M., zählte 1807 mit Cham und Sulzbach ungefähr 283800 E. in 17 Städten, 40 Marktflecken, 1619 Dörfern und Weilern, 18 Klöstern und hatte Amberg, wo sich der Sitz der Regierung befand, zur Hauptstadt. Die Unterpfalz oder P. am Rhein gehörte zum kurrhein. Kreise, lag auf beiden Seiten des Rhein, begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Würtemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und Trier, umfaßte, abgesehen von den mitten in ihr eingestreuten Bisthümern Worms und Speier, den Reichsstädten Worms und Speier, den Grafschaften Leiningen, Rappoltstein, Solms, Saarbrück und andern nassauischen, hessischen und isenburgischen u. s. w. Besitzungen, einen Flächenraum von 145—150 Q.-M. und zerfiel in a) die eigentliche oder Kurpfalz, eins der fruchtbarsten Länder Deutschlands, größtentheils auf dem rechten Rheinufer gelegen, 75 Q.-M. groß und (1786) 305000 E. zählend, b) das Fürstenthum Simmern, c) das Herzogthum Zweibrücken, d) die Hälfte der Grafschaft Sponheim, e) die Fürstenthümer Veldenz und Lautern.

Die Pfalzgrafen am Rhein, die ihren Sitz ursprünglich in Aachen hatten, waren schon im 11. Jahrh. in dem erblichen Besitz der Pfalzgrafschaft und der damit verbundenen Länder und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann III. ohne Erben gestorben, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder 1156 seinem Stiefbruder Konrad von Schwaben. Nach dem Tode Konrad's kam dessen Schwiegersohn, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der älteste Sohn Heinrich's des Löwen, 1196 in den Besitz dieser Länder. Weil es aber Heinrich in dem Streite um die deutsche Krone mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn letzterer 1215 in die Acht und belehnte den Herzog Ludwig von Baiern mit der P., der jedoch nie zum völligen Besitz derselben gelangte. Sein Sohn Otto II. heirathete Heinrich's Erbtochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze P. an das bair. Haus. Otto's Söhne, Ludwig II. oder der Strenge und Heinrich, regierten nach des Vaters Tode, 1253, anfangs gemeinschaftlich. 1256 aber machten sie die Theilung so, daß Ludwig II. die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich Niederbaiern bekam. Jener starb 1294 und hinterließ zwei Söhne, Rudolph I. und Ludwig, von denen ersterer die Kurwürde und die P. erhielt. Der letztere bekam Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte später auch Niederbaiern. Weil sein Bruder Rudolf es mit seinem Gegner, dem Herzoge Friedrich dem Schönen von Oesterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälz. Lande nebst einem Stück Baierns, das nachher die Oberpfalz genannt wurde. Rudolf's drei Söhne, Adolf, gest. 1327, Rudolf II. und Ruprecht I., folgten aufeinander in der Regierung; Rudolf II., gest. 1353, brachte Neuburg und Sulzbach, die sog. junge P., an die Rheinpfalz und stiftete die Universität zu Heidelberg. Mit dem Kaiser Ludwig dem Baier schloß er 1329 zu Pavia den Vertrag, zufolge dessen die Kurstimme wechselsweise von Baiern und der P. geführt werden sollte. Ruprecht I., gest. 1390, verkaufte einen Theil der Oberpfalz an Kaiser Karl IV., der ihm dagegen die Kurwürde allein überließ. Des letztern Nachfolger wurde Ruprecht II., gest. 1399, Adolf's Sohn. Ruprecht's II. Sohn und Nachfolger, Ruprecht III., gest. 1410, wurde 1400 deutscher Kaiser. Seine vier Söhne theilten sich in die väterlichen Lande also, daß der älteste, Ludwig III. oder der Bärtige, die Kur und die Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald aus. Auch Ludwig's III. Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, der sich der Reformation anschloß. Seine Lande und die Kur fielen an Friedrich III. von der simmernschen Linie, der sich für die calvinische Lehre entschied. Ihm folgten 1576 Ludwig VI., 1583 Friedrich IV. und 1610 Friedrich V. (s. d.), der sich 1619 verleiten ließ, die von den Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Kurwürde verlor, die von Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurden. Sein Sohn, Karl Ludwig, gest. 1680, bekam zwar durch den Westfälischen Frieden die Unterpfalz wieder, auch gab man ihm eine neue, die achte Kurstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals P. im kurfürstl. Collegium gehabt, und das Erztruchseßamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß,

wenn der bair. Mannsstamm erlöschen würde, P. wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Karl Ludwig's Sohn, Karl, beschloß 1685 die simmernsche Linie. Die Kur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an dessen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das pfalzgräfl. Haus Neuburg stammte von des obgedachten Stephan, Pfalzgrafen in Simmern, zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab. Ludwig's Sohn, Alexander, gest. 1514, hinterließ zwei Söhne, Ludwig, gest. 1532, und Ruprecht, gest. 1544. Letzterer wurde der Stammvater der veldenzischen Linie, die 1694 ausstarb; seines ältern Bruders Ludwig Sohn, Wolfgang, gest. 1569, wurde der Stammvater aller übrigen pfalzgräfl. Linien. Von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, gest. 1614, Johann, gest. 1604, und Karl, gest. 1600, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrückische. Der älteste, der die Linie Neuburg fortpflanzte, hatte drei Söhne, Wolfgang Wilhelm, gest. 1653, August, gest. 1632, und Johann Friedrich zu Hilpoltstein, gest. 1644. Ersterer wurde der Stammvater der Linie Neuburg, der andere der Linie Sulzbach; letzterer starb kinderlos. Wolfgang Wilhelm's Sohn war Philipp Wilhelm, der den letzten Kurfürsten simmernscher Linie, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte und 1690 starb. Ihm folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, der nach Ableben des letzten Pfalzgrafen, Leopold Ludwig von Veldenz, 1694 dessen Land bekam, auch im Spanischen Erbfolgekriege, da der Kurfürst Maximilian II. (s. d.) von Baiern geächtet war, 1706 die Oberpfalz und die alten Kurrechte des pfälz. Hauses wiedererhielt, aber 1714 infolge des Friedens zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. alles, was der Kurfürst von Baiern verloren hatte, an denselben wieder zurückgeben mußte. Dem kinderlosen Kurfürsten Johann Wilhelm folgte 1716 sein Bruder Karl Philipp, welcher 1742 ebenfalls ohne männliche Erben starb, woranf die Kur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Karl Theodor (s. d.) nun alle kurpfälz., jülichschen und bergischen Lande übergingen. Als 1777 mit Kurfürst Maximilian III. Joseph (s. d.) auch der bair. Mannsstamm erlosch, wurden die bair. Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Kurpfalz trat, wie im Westfälischen Frieden bestimmt worden war, wieder in seine alte Kurstelle, die fünfte im kurfürstl. Collegium, und in sein altes Erztruchseßamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Kurbraunschweig abtrat. Dem kinderlos verstorbenen Karl Theodor folgte 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph (s. d.), der infolge des Luneviller Friedens 1801 die Rheinpfalz zu Gunsten anderer Fürsten abtreten mußte. Bis zu diesem Frieden bestand die P. aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Manheim, Heidelberg und Frankenthal. Die auf der linken Seite des Rhein liegenden Theile wurden an Frankreich abgetreten; auf der rechten Seite dieses Flusses erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg nebst Manheim; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Utz- oder Otzberg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Boxberg und Mosbach; Nassau das Amt Kaub. Die Pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 brachten auch die jenseit des Rhein gelegenen pfälz. Lande wieder an Deutschland zurück; den größten Theil davon erhielt Baiern, das übrige Hessen-Darmstadt und Preußen. Der bad. Antheil an der Unterpfalz, wozu auch die mediatisirten leiningisch-pfälz. Oberämter gehören, ist dem Unterrheinkreise (seit 1865 in die Kreise Manheim, Heidelberg und Mosbach zerlegt) zugewiesen; der darmstädt. Theil bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und Rheinhessen; der bair. Antheil gehört zur Pfalz (auch wol Rheinpfalz oder Rheinbaiern genannt), dem frühern Rheinkreise, und der preuß. Antheil ist zu der Rheinprovinz geschlagen. Der bair. Kreis Oberpfalz mit Regensburg umfaßt 175,46 Q.-M. mit 490292 E. Vgl. Häusser, «Geschichte der rheinischen P.» (2 Bde., Heidelb. 1845).

Pfälzer Weine, auch Hardt- oder Rheinbairische Weine genannt, wachsen auf den üppigen Vorhöhen des Hardtgebirges im bair. Regierungsbezirk Pfalz und bilden die größte Masse Wein, welche in irgendeiner Gegend am Rhein gezogen wird. Die Weinberge nahmen 1854 ein Areal von 30230 Tagwerken (à 1,3345 preuß. Morgen) oder 1,25 Q.-M. ein. Sie produciren im Durchschnitt 585595 Eimer (à 0,93 preuß. Eimer). Selbst bei den geringsten Jahrgängen zeigen sich diese Weine doch stets genießbar, und in günstigen Jahren bieten sie die reichste Auswahl von ganz geringen bis zu ganz guten Sorten. Man baut mehr Traminer (hellröthliche Beeren, die früh reifen und einen süßen, starken Wein ohne lieblichen Geruch liefern) als Riesling (kleine Beeren, die nur in guten Lagen und in warmen Sommern ihre völlige Reife erreichen, dann aber auch den edelsten und gewürzreichsten aller Weine liefern) und noch viel geringe Trauben. Die Pfälzer Weine sind hochfarbig, weichsüß und voll, selten rein von Erdgeschmack und nie von der Feinheit der Rheingauer Weine. Vor dem Zollverbande waren sie

allzu sehr im Unwerthe, seitdem werden sie überschätzt. Man unterscheidet die zwischen Herxheim und Neustadt wachsenden und die Oberländer Weine zwischen Neustadt und Landau. Von den erstern liefern die Gewächse ersten Ranges Deidesheim, Ruppertsberg und Forst (Forster-Traminer), Gewächse zweiten Ranges dagegen Ungstein, Dürkheim, Wachenheim, Königsbach, nebst einer Menge geringer Sorten, ferner guten rothen Wein Gimmeldingen und Kallstadt. Die Oberländer Weine von Hambach, Mußbach, Maykamm, Edenkoben und vielen andern Orten haben den meisten Erdgeschmack und gelten als die geringsten.

Pfalzgraf, s. Pfalz und Graf.

Pfand (pignus). Creditsuchende begegnen dem Zweifel an ihrer dereinstigen Zahlungsfähigkeit einfach dadurch, daß sie dem Gläubiger ein dingliches Recht an Gegenständen ihres Vermögens einräumen. Solche Pfänder werden dem Gläubiger bis zur Tilgung der Verbindlichkeit zum Besitz gegeben, damit er »den Glauben in die Hand bekommt« (Faustpfand, Unterpfand, pignus in specie), oder durch Bestellung einer Hypothek (s. d.) wenigstens in der Weise zu Hülfsobjecten gemacht, daß sie der Gläubiger zur Verfallzeit der Schuld bei jedem Besitzer abfordern und daraus vor andern Forderungsberechtigten seine Befriedigung suchen kann. Neben dem freiwilligen Pfandrechte, welches der Schuldner durch seine Willenserklärung mittels Pfandvertrags oder Testaments einräumt, kann aber auch ein nothwendiges begründet werden, und zwar durch gerichtliche Vollstreckung eines rechtskräftig verurtheilenden Erkenntnisses im Wege der Auspfändung (pignus judiciale), oder durch gerichtliche Beschlagerklärung (pignus praetorium) besonders bei Gefahr im Verzuge zur Sicherung von nur wahrscheinlich gemachten Ansprüchen, oder indem das Gesetz gewisse Forderungsberechtigte ohne weiteres als Pfandgläubiger hinsichtlich bestimmter Sachen oder des gesammten Vermögens des Schuldners (specielles und allgemeines Unterpfandrecht) anerkennt (pignus legale). Ein gesetzliches Pfandrecht, das in keinen besondern Rechtsarten seinen Ursprung hat und deshalb auch stillschweigendes Pfandrecht heißt, wird vom gemeinen Rechte z. B. dem Fiscus an dem Vermögen der Abgabenrestanten und seiner Kassenbeamten, den Gemeinden und milden Stiftungen an dem Gute ihrer Vorstände und Verwalter, den Ehefrauen, Hauskindern und Bevormundeten an allen Gütern der Ehemänner, Väter und Vormünder wegen der Ansprüche aus untreuer Verwaltung der Mitgift, des Peculiums und des Vermögens solcher unselbständiger Personen, verliehen. Kraft seines dinglichen Rechts kann der Gläubiger das Faustpfand mit allem Zubehör bis zur völligen Befriedigung innebehalten, diesen Besitz mit allen dem Eigenthümer zustehenden Rechtsmitteln gegen jede Störung vertheidigen, die Sache, dafern nicht besondere Verabredung entgegensteht, für seine eigenen Schulden weiterverpfänden (Afterpfand, subpignus) und schließlich dieselbe, wenn der Schuldner nach eingetretenem Verzug innerhalb einer dafür zu setzenden Frist nicht einlöst, zum höchstmöglichen Preise veräußern, um sich aus dem Erlöse wegen der Haupt- und Nebenforderungen zu befriedigen. Den Mehrertrag des Verkaufs (hyperocha) muß der Gläubiger herausgeben, bei Unzulänglichkeit des Erlöses bleibt ihm aber wegen des Restes nur eine persönliche Forderung an den Schuldner oder die etwaigen Bürgen vorbehalten. Haben mehrere Pfandgläubiger an derselben Sache Anspruch, so gehen bei einem solchen Concurs (s. d.) der Pfandgläubiger diejenigen, deren Pfandrecht älter ist, den spätern vor, wenn letztere nicht durch eigene Privilegien über jene hinaufgerückt werden. Die neuere Gesetzgebung hat jedoch derartige Privilegien und die stillschweigenden Pfandrechte als den Credit untergrabende Einrichtungen meistens beseitigt. Wenn sich zu der verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann sie der Gläubiger an Zahlungsstatt annehmen; doch bleibt hier dem Schuldner noch einige Zeit das Wiedereinlösungsrecht vorbehalten. Den Rechten des Gläubigers wird wieder durch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache die Wage gehalten. Er muß sie sorgfältig bewahren, nach Tilgung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben und den vorsätzlich oder aus Unvorsichtigkeit verursachten Schaden ersetzen. Dem Schuldner steht deshalb gegen ihn eine besondere Pfandklage zu. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks statt der Zinsen für das dargeliehene Kapital überlassen (Antichretischer Vertrag), oder die Betheiligten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger im Falle des nicht rechtzeitigen Eingangs der Zahlung das P. für einen durch Schätzung festzustellenden Preis selbst erwerben und der Schuldner des Wiedereinlösungsrechts verlustig gehen solle (Commissorischer Vertrag). Das gemeine Recht verbietet jedoch hier die Verabredung, daß der Gläubiger das P. an Zahlungsstatt behalten dürfe, weil solchenfalls, wenn die Sache einen bedeutend höhern Werth hat und jener nichts herauszuzahlen braucht, sich ein wucherischer Vortheil herausstellt.

Pfandbriefe heißen im allgemeinen die einem Pfandgläubiger von seinem Schuldner übergebenen Schuldscheine, in der Regel aber versteht man darunter die von Grundbesitzer-Creditvereinen ausgegebenen Schuldbriefe, für welche Immobiliarbesitz verpfändet ist. Die P. haben den Zweck, auch kleinern Kapitalisten die Möglichkeit zur ganz sichern Ausleihung ihres Kapitals auf Grundbesitz zu gewähren, und sollen zugleich den Grundbesitzer gegen die Gefahr der Kündigung seiner Hypothekenschulden sicherstellen. Dieselben lauten in Deutschland deshalb in der Regel auf Beträge von höchstens 1000 Thalern oder Gulden, sind auf den Inhaber ausgestellt, der das Recht der Kündigung nicht besitzt, und stehen in den Hypotheken- und Pfandbüchern der betreffenden Grundstücke innerhalb der ersten Hälfte des ermittelten Werths eingetragen, sind mithin so sicher, daß sie an der Börse leicht verkauft werden können, ohne daß sich der Käufer vor dem Ankaufe von der Sicherheit der Schuld Ueberzeugung zu beschaffen braucht. Aehnlich den P. sind die Handvesten (s. d.). Während jedoch bei den P. das Pfandbriefinstitut, der Creditverein, die Sicherheit der Schuld garantirt, ist dies bei den Handvesten, für welche einzelne Grundstücke ausschließlich haften, nicht der Fall. Bei ihrem Ankauf ist daher die Prüfung der Sicherheit nicht zu vermeiden. Handvesten kennt man namentlich in Bremen.

Pfandhaus, s. Lombard.

Pfändung heißt die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand und andere Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgendeine Art erfahrenen Schadens zu verschaffen. Während in der Vorzeit statt zur Klage um Schuld fast in allen Fällen gleich zur P. vorgeschritten werden konnte, hat sich seit dem Verbote der Selbsthülfe im ewigen Landfrieden von 1495 dieses Rechtsmittel hauptsächlich noch zu dem Zwecke erhalten, um einer Störung des Besitzes von Immobilien sofort entgegenzutreten, desgleichen um die Thatsache, daß solches geschehen, gleichsam körperhaft vor Gericht zu bringen und sich ein Hülfsobject wegen des Schädenanspruchs zu sichern. So werden Sachen desjenigen, welcher sich unerlaubterweise auf fremdem Grund und Boden betreten läßt, oder Vieh, das daselbst weidet oder sonst Schaden anrichtet, in Beschlag genommen. Die P. muß noch auf dem beschädigten Grundstücke ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden; auch darf man nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schaden ungefähr beträgt. Der Pfänder hat, wenn der Eigenthümer der weggenommenen Sache zu keiner Genugthuung in Güte zu vermögen ist, die P. dem ordentlichen Richter anzuzeigen, und ihm, je nachdem es die besondern Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf derselbe sie verkauft und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten das übrige dem Eigenthümer zustellt. Im Falle das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Eigenthums des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Verpfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten P. unerlaubte Selbsthülfe.

Pfanne (acetabulum) nennt man in der Anatomie die an der äußern seitlichen Wand des Beckens (s. d.) befindliche Gelenkgrube, welche den Kopf des Oberschenkelknochens aufnimmt. Dieselbe ist genau halbkugelförmig, und ein rings um ihren Rand gehender Knorpelring (Knorpellippe) umfaßt noch einen weitern Theil des Gelenkkopfs. Ein sehr starkes rundes Band, welches in einer Aushöhlung auf dem Boden der P. Platz findet, hält den Schenkelkopf in der P. fest, und endlich ist das ganze Gelenk in eine sackförmige Kapsel eingeschlossen. Der Oberschenkelkopf paßt ganz genau in die P. und haftet fest in ihr. Das von beiden Knochen gebildete Gelenk ist ein Kugelgelenk, welches eine allseitige freie Bewegung gestattet. Tritt der Gelenkkopf aus der P., so zerreißt in der Regel die Gelenkkapsel und der Gelenkkopf steigt am Becken in die Höhe; das Bein zeigt sich dadurch verkürzt. Wird der Kopf nicht zurückgebracht, so schleift sich oft an der Stelle des Beckens eine seichte Grube aus, welche die Stelle der eigentlichen P. vertritt. Die häufigste, namentlich bei jugendlichen Individuen auftretende Erkrankung der P. ist die Entzündung und Eiterung in der Höhle derselben (Coxalgie, freiwilliges Hinken), die den Gebrauch des Beins, auch oft nach der Heilung, sehr beschränkt; oft tritt dabei der Gelenkkopf aus der P. Bei alten Leuten wird die P. oft flacher, und es bilden sich Knochenauswüchse am Rande derselben, welche die Beweglichkeit des Oberschenkels gleichfalls beeinträchtigen.

Pfarrer, wahrscheinlich vom Worte parochus hergeleitet, bezeichnete schon in der ältern Kirche den Geistlichen, welcher den Gottesdienst in einer Parochie (s. d.) oder Kirchengemeinde

zu verwalten und die Seelsorge derselben zu führen hat. Die Einkünfte bezieht er theils aus dem Vermögen einer Kirche, theils aus milden Stiftungen, theils von Zehnten, theils von Grundstücken und Zinsen, die ihm überwiesen sind, theils von den Stolgebühren. Zu seinem Amte muß er berufen (vocirt) und ordinirt sein. In der kath. Kirche pflegte man den evang. Pfarrer nur «Prediger» oder «Pastor» (s. d.) zu nennen. Die Dienstwohnung des P. wie die demselben anvertraute Gemeinde heißt **Pfarre** oder **Pfarrei**; sind mehrere P. in einem Orte, so heißt der erste von ihnen gewöhnlich **Oberpfarrer**.

Pfau (Pavo), eine Gattung der Hühnervögel, welche hauptsächlich durch das mit Augenflecken versehene Gefieder, die sehr verlängerten und eigenthümlich gebildeten Bürzelfedern, welche bei dem Männchen einen radförmig ausbreitbaren Schweif ausmachen, durch den befiederten Kopf und einen Sporn von den verwandten Gattungen sich unterscheidet, wird nur im tropischen Asien, jedoch in mehrern Arten, wild angetroffen. Die P. sind Waldvögel, halten gemeiniglich in Flügen von 40—50 Stück zusammen, zeigen sich im Fluge langsam und ungeschickt, wenigstens bevor sie eine bedeutende Höhe erreicht haben, und werden daher im hohen Grase nicht leicht zum Auffliegen gebracht, zumal da sie schnell genug laufen. Der **gemeine P.** (P. cristatus), welcher zum größten Theile goldgrün, an Kopf, Hals und Brust bei den Hähnen blau, goldgrün und violett und unterseits schwarz mit Metallglanz ist, auf dem Kopfe einen Federbusch von dünnschäftigen, nur an der Spitze ästigen Federn trägt, übertrifft alle übrigen Vögel durch die Pracht seines Schweifes, in welchen nach der Mythe Juno die Augen des Argus einsetzte, und den nur das Männchen besitzt. Nach Europa muß er bereits in früher Zeit gekommen sein, denn zu den Zeiten der röm. Republik erschien er bereits bei Festgelagen auf der Tafel, und der Kaiser Heliogabalus setzte den Gästen gewaltige Schüsseln vor, die nur aus Zungen und Hirn der P. und den theuersten Gewürzen Indiens bestanden. Bereits im 14. Jahrh. scheint er in Deutschland auf den Höfen Vornehmer existirt zu haben, und jetzt ist er fast über die ganze Erde verbreitet. Er vermehrt sich bei guter Pflege ohne Schwierigkeit, wird 25 J. alt, muß aber vor Winterkälte geschützt werden. Das Weibchen legt im Mai zehn strohfarbene, dunkelgefleckte Eier, brütet aber nicht selten so unordentlich, daß man gewöhnlich vorzieht, die Eier durch Hennen ausbrüten zu lassen. Er dient übrigens nur zum Luxus, indem sein Fleisch ungenießbar, seine Stimme widerwärtig und seine Intelligenz sehr beschränkt ist. In der Gefangenschaft haben sich mancherlei Spielarten ausgebildet, z. B. weiße und mit bronzefarbenen oder braunen Flecken gezeichnete; ferner weiße mit dunkelblauem Halse und gewöhnlichen Flügeln; dann völlig weiße, bei denen nur die langen Bürzelfedern Andeutungen der Augenflecke zeigen. Von dieser Gattung hat man diejenigen Arten, welche zwei bis drei Sporen besitzen, und bei denen die eigentlichen Schwanzfedern verlängert sind, als besondere Gattung unter dem Namen **Spiegelpfau** (Polyplectron) abgesondert. Die Arten dieser Gattung sind gleichfalls sehr schöne Vögel mit Augenflecken des Gefieders, wie der **kammtragende Spiegelpfau** (P. emphanum), welcher die Sundainseln und Molukken bewohnt, und der **tibetanische Spiegelpfau** (P. Thibetanum), der von den Chinesen als Zierde der Landhäuser gehalten wird.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), deutscher Dichter, geb. zu Kolmar im Elsaß 28. Juni 1736, studirte 1751—53 in Halle die Rechte, wurde aber daselbst von einem Augenleiden befallen, welches ihn nöthigte, in die Heimat zurückzukehren. 1758 verlor er sein Gesicht gänzlich. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborene Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgezeichneten Wirkungskreis zu schaffen. Er errichtete 1773 mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für Protestanten in Kolmar, dem die Revolution ein Ende machte. In seinen letzten Lebensjahren war er Präsident der Unterrichtscommission, Ueberſetzer an der Präfectur und Mitglied des evang. Consistoriums. Er starb in Kolmar 1. Mai 1809. P. hat zahlreiche Fabeln und poetische Erzählungen verfaßt, die sich durch Empfindung, naiven, oft epigrammatischen Witz, heitere Laune und echte Lebensweisheit sowie durch gewandte Sprache und leichte Versification auszeichnen. Geringeres Verdienst haben seine sonstigen Gedichte und seine prosaischen Schriften. Als Mensch war er sehr achtungswerth und liebenswürdig. Seine «Poetischen Versuche» (4. Ausg., Stuttg. und Tüb. 1803—10) füllen zehn Bändchen, ebenso seine «Prosaischen Versuche» (ebenda 1810—13). Ein Supplementband (Tüb. 1820) enthält seine Biographie von Rieder. Eine Auswahl seiner «Fabeln und poetischen Erzählungen» in zwei Bänden hat H. Hauff (Stuttg. und Tüb. 1840) herausgegeben.

Pfeffer (Piper), eine Pflanzengattung der heißen Zone, welche eine große Menge sowol

strauchiger und selbst baumartiger als auch sehr niedriger krautiger Arten umfaßt, deren Stämme und Aeste bald aufrecht wachsen, bald klettern, gestielte, einfache, ganznetzaderige, abwechselnde, gegen- oder quirlständige Blätter, unansehnliche grüne, auf dünnen Kolben stehende, zwitterige oder zweihäusige Blüten und einsamige Beeren tragen. Der scharfe Geschmack der letztern rührt von einem eigenthümlichen Weichharz her. Außerdem enthalten die Pfefferbeeren ein ätherisches Oel und einen alkalisch reagirenden Stoff, das Piperin, welches völlig geschmack- und geruchlos ist und die farblosen vierseitigen Prismen zu krystallisiren vermag. Das scharfe Weichharz, welches durch Alkohol ausgezogen werden kann, macht die Beeren mehrerer Pfefferarten zu einem angenehmen Gewürz, ist aber im reinen und concentrirten Zustande ein wirksames Gift. Allgemein als Gewürz bekannt und gebräuchlich sind die Beeren des schwarzen P. (P. nigrum L.), welcher in Ostindien und auf den dortigen Inseln wild wächst und daselbst wie auch noch in andern Welttheilen, im großen cultivirt wird. Dieses Gewächs ist ein kletternder und kriechender Strauch mit hin- und hergebogenen Zweigen, abwechselnden und zweizeilig gestellten, eiförmiglänglichen und zugespitzten Blättern, endständigen Kolben und erbsengroßen, anfangs grünen, dann rothen, zuletzt schwarzen Beeren. Man unterscheidet schwarzen P., welcher aus den unreif abgenommenen und durchs Trocknen runzelig und schwarz gewordenen Beeren besteht, und weißen P., welches die reifen und von der Beerenschale befreiten Samen sind. Der erstere ist weit schärfer als der letztere und war bereits den alten Griechen bekannt. Die Menge des in Europa verbrauchten P. ist erstaunlich groß, obgleich die Anwendung desselben in der Medicin und Technik kaum in Betracht kommt. Noch größer ist die Pfefferproduction. Auf Sumatra allein werden jährlich 28 Mill. Pfd. gewonnen. Im Mittelalter hielt man den P. für eins der kostbarsten Gewürze Indiens, und im 13. Jahrh. galten einige Pfund P. für ein fürstl. Geschenk. Auch die Beeren anderer Pfefferarten werden in ihrer Heimat auf gleiche Weise verwendet; so die Früchte des dreihäusigen P. (P. trioicum Roxb.), des Chabapfeffers (P. Chaba Hunt.) in Ostindien, des langblätterigen P. (P. longifolium R. Pav.) und des safrangelben P. (P. crocatum R. Pav.) in Peru u. s. w. Die Beeren des Cubebenpfeffers (P. Cubeba L.) sind unter dem Namen Cubeben (s. d.) officinell. Von dem langen P. (P. longum L.) sind die unreifen Fruchtähren, welche aus unter sich verwachsenen Beeren bestehen, als langer P. gebräuchlich; diese schmecken noch schärfer und brennender als der schwarze P. Die aromatisch-brennend und bitter schmeckenden Blätter des Betelpfeffers (P. Belle L.) sind im frischen Zustande in Verbindung mit zusammenziehenden Substanzen (Catechu) und etwas Muschelkalk ein in ganz Ostindien und auf den indischen Inseln so allgemein gewordenes Kaumittel, daß dort das Betelkauen (s. Betel) zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gezählt wird. Auf den Societäts-, Freundschafts- und Sandwichinseln wird der Avapfeffer (P. methysticum Forst.) sorgfältig angebaut, aus dessen zerstoßener oder meistens gekauter Wurzel mit Kokosmilch oder Wasser ein scharfes, ekelhaftes, grünliches Getränk bereitet wird, das wegen seiner berauschenden und schlafmachenden Eigenschaften bei den Eingeborenen dort ungemein beliebt ist, einem Europäer aber und selbst dem vollendetsten Säufer höchst widrig schmeckt. Spanischen P. oder Cayennepfeffer nennt man die getrockneten und pulverisirten Früchte der Beißbeere. (S. Capsicum.)

Pfefferkraut, s. Satureja.

Pfefferkuchen, auch Lebkuchen oder Honigkuchen heißen die tafelförmigen, aus Mehl, Honig, Sirup mit Zusatz von Mandeln und Gewürzen gebackenen Kuchen, die als Leckerei genossen, außerdem auch in der Küche gebraucht werden. Meist werden dieselben in besondern Leb- und Honigkuchenbäckereien verfertigt. Die besten P. liefert Nürnberg, nächstdem Erlangen, Basel (Leckerli), Offenbach, Ulm, Braunschweig, Breslau, Thorn und Danzig. Der sog. dicke P., von braunem Ansehen, enthält in der Regel gar keine Gewürze und wird fast nur zu Brühen verwendet. Die sog. Pfeffernüsse, kleine runde Kuchen, werden besonders gut in Braunschweig und in Offenbach bereitet.

Pfefferküste, s. Malabar.

Pfeffermünze (Mentha piperita L.) ist der Name einer zur Gattung Mentha (s. d.) gehörenden Pflanzenart, welche in England und dem südlichern Deutschland an feuchten Stellen wild wächst. Sie ist ausdauernd und hat länglich-walzige Aehren und gestielte, längliche oder ei-längliche, scharfgesägte Blätter, welche namentlich auf der untern Seite mit kleinen eingesenkten, gelblichen, ein ätherisches, stark und angenehm aromatisch riechendes Oel aussondernden Drüsen bedeckt sind. Deshalb besitzt die ganze Pflanze einen aromatischen Geruch. Es gibt eine behaarte, eine kahle und eine krausblätterige Varietät. Die zweite Varietät, welche einen anfangs feurig-aromatischen und nachher auffallend kühlenden Geschmack besitzt, wird unter

dem Namen P. in Menge cultivirt. Man braucht sie als Thee besonders bei krampfhaftem und geschwächtem Zustande der Unterleibsorgane, auch wird das aus ihr destillirte ätherische Oel, Pfefferminzöl, als Heilmittel angewendet und in der Apotheke noch ein destillirtes Pfefferminzwasser bereitet. In den Conditoreien wird das Pfefferminzöl zur Herstellung der Pfefferminzkügelchen gebraucht. Die krausblätterige Varietät wird unter dem Namen Krauseminze (s. d.) häufig gezogen.

Pfeifenstrauch, s. Aristolochia und Philadelphus.

Pfeifer (vom lat. pipare, pipire, pipiare, dem Laute junger Hühner und Raubvögel) wurden eigentlich diejenigen Spielleute, welche Blasinstrumente aller Art spielten, doch zeitweilig, besonders im 14. Jahrh., auch die Spielleute überhaupt genannt. Als das Innungswesen in den Städten überhand nahm, folgten auch sie dem allgemeinen Zuge der Zeit, und dies Zusammenschließen muß zur Verbesserung ihrer bürgerlichen Stellung wesentlich beigetragen haben, während kurz vorher, im 13. Jahrh., wenigstens diejenigen, welche zur varenden diet gehörten, d. h. ein Wanderleben führten, im allgemeinen verachtet und von verschiedenen Hauptrechten der freien Männer ausgeschlossen waren. In Paris mag, nach einem rückwärts weisenden Statute von 1331 zu schließen, bereits im 13. Jahrh. eine solche Verbindung der Menestreux et jongleurs zusammengetreten sein. Ihr Vorsteher, Roi des menestriers, später, als die Geige zu besonderm Ansehen gekommen war, Roi des violons genannt, verlangte endlich sogar, daß nicht nur die Instrumentisten und Sänger, sondern auch die Organisten, Componisten und Tanzmeister unter seiner Gerichtsbarkeit stehen sollten, woraus sich ein langwieriger Rechtshandel entspann, der 1773 zur Aufhebung dieses Königthums führte. Auch in den Niederlanden finden sich schon im 14. Jahrh. solche Musikergesellschaften, nach ihren Hauptinstrumenten Pipers, Trumpeners u. s. w. genannt, großentheils ansässig und im Dienste von Städten und Fürsten. Den ältesten bekannten, aber ebenfalls schon auf altes Herkommen sich berufenden engl. Freibrief für einen König der Minstrels stellte 1381 der Herzog von Lancaster aus; vollständig aber begründete das Innungswesen der Musiker ein Erlaß König Eduard's IV. (1469). Auch in Deutschland ordneten sich diese Verhältnisse im 14. Jahrh. Die Kaiser errichteten zunächst für Oesterreich ein Oberspielgrafenamt, dessen Vorsteher seinen Sitz in Wien hatte und andere ihm untergeordnete Vorsteher über die einzelnen Bezirke setzte. Die erste Urkunde, worin dieses Amtes Erwähnung geschieht, ist vom J. 1431 und besagt, daß alle varunde spilleut zum Kammergute gehören und niemand über sie zu richten hat als der Spielgraf. Ferner beliehen die Kaiser mehrere Reichsstände mit der Gerichtsbarkeit über die Musiker bestimmter Gebiete, und diese übertrugen solche dann weiter sog. Pfeiferkönigen. Am besten unterrichtet sind wir über die Ausbildung dieser Einrichtungen im Elsaß, wo die Grafen von Rappoltstein und später die Pfalzgrafen von Zweibrücken die Schutzherrlichkeit besaßen und auch noch ein Bestallungsbrief für einen Künic der varenden liute aus dem J. 1400 erhalten ist. Danach war die öffentliche Ausübung der Musik und der Unterricht in derselben nur allein den Mitgliedern der Innung gestattet, welche ihre feste Gliederung hatte, ihre Angelegenheiten selbständig verwaltete und an bestimmten Tagen und Orten (zu Alten-Thann, Rappoltsweiler, Bischweiler u. s. w.) mit Aufzügen und Gepränge jährliche feierliche Gerichtssitzungen (Pfeifertage) hielt, von denen Berufung nur an den Schutzherrn galt. Nach dem Beispiele dieser großen Landesinnungen bildeten sich bald, besonders im 15. Jahrh., auch die kleinern der Stadtpfeifer, zuerst in den Reichsstädten, dann auch in den übrigen, bis zu den kleinsten herab, in der Regel so, daß die Stadtobrigkeit einen Musiker in Pflicht nahm, der dann ganz nach Art der Handwerksmeister Lehrlinge anlernte und Gesellen hielt und mit diesen seinen Leuten für bestimmte Vergütung an Geld und Naturalien zu gewissen Dienstleistungen verbunden war, als zu Kirchenmusiken, zum Spielen gewisser Musikstücke vom Thurme oder Rathhausbalkone herab u. dgl., ferner die ausschließliche Berechtigung und Verpflichtung besaß zum Aufwarten oder zum Musiciren für Geld bei Hochzeiten, Kindtaufen, Tänzen und ähnlichen Gelegenheiten. Diese Einrichtung, welche einen nicht gering anzuschlagenden Einfluß auf die Hebung der Instrumentalmusik gehabt hat, erhielt sich unter verschiedenen Formen, Abstufungen und Namen (Stadtpfeifer, Kunstpfeifer, Stadtpinkenist, Thürmer, Hausmann u. s. w.) bis zum Untergange des Zunftwesens und fand eine freie und veredelte Fortsetzung in den jetzt an vielen Orten bestehenden Stadtmusikchören. Die große elsassische Pfeiferinnung ging unter 1789 mit der Revolution, das wiener Oberspielgrafenamt ward bereits 1782 aufgehoben. Vgl. Bacher in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie (Bd. 35).

Pfeifergericht hieß eine Gerichtssitzung des Schöffenraths zu Frankfurt a. M., welche ehe-

mals nach altem Herkommen jährlich zur Zeit der Herbstmesse am letzten Gerichtstage vor Mariä Geburt im großen Rathhaussaale öffentlich abgehalten wurde. Es erschienen während derselben, zwischen der Publication ergangener Urtheile, in feierlichem Aufzuge, mit rothen Mänteln angethan und begleitet von Pfeifern (Musikanten) in blauen Mänteln, die auf einer Schalmei, einem Baß und einem Pommer oder Hoboe eine bestimmte alte Musik spielten, Abgeordnete der Städte Nürnberg, Worms und Alt-Bamberg, überreichten einen zierlich geschnitzten hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, ein Paar weiße lederne Handschuhe nebst einem daraufliegenden Räderalbus, ein weißes Stäbchen und einen alten weißen Biberhut (welchen letztern Worms jedesmal mit einem Goldgulden wieder einlöste), erbaten Bestätigung ihrer Meßprivilegien, namentlich der Zollfreiheit, und erhielten sie durch protokollarischen Act auf ein Jahr zugesichert. Noch 1801 ließ sich Worms seine Zollfreiheit in Frankfurt unter dieser Form bestätigen. Vgl. Fries, «Vom sogenannten P. in Frankfurt a. M.» (Frankf. 1752).

Pfeiffer (Burchard Wilh.), deutscher Publicist, geb. 7. Mai 1777 zu Kassel, widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde 1799 Archivar bei der Regierung zu Kassel, 1803 Staatsanwalt und 1808 erster Substitut des Generalprocurators bei dem Appellationsgericht zu Kassel. Schon früher hatte er sich durch «Vermischte Aufsätze über Gegenstände des röm. und deutschen Rechts» (Marb. 1802) und die Schrift «Ueber die Grenzen der Civil-Patrimonialjurisdiction» (Gött. 1806) bekannt gemacht. Nach Einführung der franz. Gesetzgebung in Hessen gab er mit seinem jüngern Bruder «Napoleon's Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht» (2 Bde., Gött. 1808) heraus. Seine «Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuche Napoleon's» (2 Bde., Hannov. 1811—13) und «Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Proceßordnung Westfalens» (Bd. 1, Hannov. 1812) waren von großem praktischem Werthe. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen wurde P. 1814 Regierungsrath und 1817 Appellationsgerichtsrath zu Kassel. In der Zeit der neuen Gestaltung Deutschlands schrieb er «Ideen zu einer neuen Gesetzgebung für deutsche Staaten» (Gött. 1816). Das Schriftchen «Inwiefern sind die Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich?» (Hannov. 1819) brachte ihn der kurfürstl. Regierung gegenüber in misliche Verhältnisse, welche ihn veranlaßten, 1820 die Stelle eines Mitglieds des Appellationsgerichts zu Lübeck anzunehmen. Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. wurde er jedoch 1821 in seine Stellung zurückberufen. In diese Zeit fallen die Schriften «Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Appellationsgerichts zu Kassel» (4 Bde., Hannov. 1818—20), «Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft» (8 Bde., Hannov. 1825—44), «Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien» (Hannov. 1824), «Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzogl. Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere» (2 Bde., Hannov. 1826). Zum Abgeordneten für den Landtag und von diesem zum Präsidenten erwählt, wurde die Wahl wegen eines geringen Formfehlers verworfen. Doch erfolgte seine Wiedererwählung, und er widmete sich nun mit Eifer den Ausschußarbeiten und gewann bald großen Einfluß. Nach der Auflösung der Stände 1832 wurde er Mitglied und Vorstand des bleibenden Ausschusses und stimmte für die von diesem erhobene erste Anklage gegen den Minister Hassenpflug, der ihm jedoch den Eintritt in den nächsten Landtag verweigerte und die Präsidentenstelle im Oberappellationsgericht, die P. schon lange provisorisch versehen, einem seiner jüngern Collegen übertrug. Seinen Eifer für die Aufrechthaltung der verfassungsmäßigen Freiheiten bethätigte P. auch durch die «Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen» (Kassel 1834). Seitdem widmete er sich ausschließend seinem Amte, bis er 1843 in Ruhestand trat. Nach Berufung des Märzministeriums von 1848 arbeitete P. ohne Unterlaß für Verwirklichung einer constitutionell-monarchischen Staatsverfassung und schrieb für diesen Zweck vieles für Zeitungen. Nach Einführung des Ministeriums Hassenpflug im Febr. 1850 bekämpfte er dieses aufs lebhafteste und versuchte die Rechtmäßigkeit der constitutionellen Sache Kurhessens sowie des von der aufgelösten Ständeversammlung geleisteten Widerstandes darzulegen in den Schriften «Der alte und der neue Bundestag» (Kass. 1851) und «Die Selbständigkeit des Richteramts» (Kass. 1851). Schon seit Jahren hinfällig, starb P. 4. Oct. 1852.

Pfeiffer (Louis Georg Karl), deutscher Naturforscher, geb. 4. Juli 1805 zu Kassel, zweiter Sohn des vorigen, studirte 1821—25 zu Göttingen und Marburg Medicin, wo er promovirte, und widmete sich, nachdem er noch ein Jahr zu Paris und Berlin verbracht, seit Herbst 1826 in seiner Vaterstadt der ärztlichen Praxis. Nebenbei beschäftigte ihn theils die Uebersetzung gediegener medic. Werke von Pinel, Johnson, Wetterhead, theils die Ausarbeitung selbständiger

Schriften, wie des «Universalrepertorium der deutschen medic., chirurg. und obstetricischen Journalistik» (2 Bde., Kass. 1833) und «Versuch über die Phlegmasia alba dolens» (Lpz. 1837). 1831 ging P. nach Polen, wo er als Stabsarzt erst zu Lazienki und zu Powonsk, dann im großen Alexanderhospitale zu Warschau wirkte. Nach seiner Rückkehr nahm er in Kassel die ärztliche Praxis wieder auf, beschäftigte sich aber auch daneben viel mit naturhistor. Studien. Mehrfache Reisen setzten ihn in den Stand, eine «Enumeratio diagnostica cactearum hucusque cognitarum» (Berl. 1837) sowie die mehr populär gehaltene «Beschreibung und Synonymik der in deutschen Gärten lebenden Cacteen» (Berl. 1837) und hierauf, anfangs in Verbindung mit Otto in Berlin, «Abbildungen und Beschreibungen blühender Cacteen» (2 Bde., Kass. 1843—50) zu veröffentlichen. Den Winter 1838—39 verbrachte er mit E. Otto und J. Gundlach mit der Durchforschung eines Theils der Insel Cuba, wo seine Thätigkeit namentlich auf die Mollusken gerichtet wurde. Als Frucht dieser Reise gab er unter anderm die spätere monographische Arbeiten vorbereitenden «Symbolae ad historiam Heliceorum» (3 Thle., Kass. 1841—46) heraus, zu denen er auch auf mehrern Reisen in Europa Beiträge sammelte. Hierauf erschien P.'s Hauptwerk, die treffliche «Monographia Heliceorum viventium» (2 Bde., Lpz. 1847—48; Supplemente, Bd. 1 und 2, 1853—59), während er gleichzeitig mehrere Gattungen der Heliceen für die neue Ausgabe des Martini-Chemnitz'schen Conchylienwerks und auch die die Landschnecken betreffenden Abtheilungen von Philippi's «Abbildungen und Beschreibungen neuer oder wenig gekannter Conchylien» (3 Bde., Kass. 1845—51) bearbeitete. Diesen Arbeiten folgten die «Monographia Pneumonopomorum viventium» (3 Bde., Kass. 1852—65); die «Monographia auriculaceorum viventium» (Kass. 1856) und das Kupferwerk «Novitates conchologicae» (2 Bde., Kass. 1854—66). Neben diesen bedeutenden conchyliologischen Leistungen beschäftigten ihn auch eingehende botan. Studien, und namentlich machte er sich durch die «Uebersicht der kurhess. Flora» (mit Cassebeer, Kass. 1844) und die «Flora von Niederhessen und Münden» (2 Bde., Kass. 1847—54) um die Erforschung der Flora seines engern Vaterlandes verdient. Einen ausführlichen botan. Nomenclator bereitete P. seit langen Jahren vor. Beiträge von ihm enthält die von ihm mit Menke seit 1846 herausgegebene «Zeitschrift für Malakozoologie», die seit 1854 unter dem Titel «Malakozoologische Blätter» fortgesetzt ward.

Pfeiffer (Franz), einer der verdientesten Forscher auf dem Gebiete der ältern deutschen Sprache und Literatur, geb. 27. Febr. 1815 zu Solothurn, studirte 1834—40 zu München unter Maßmann und Schmeller deutsche Philologie. Nachdem er von 1842 einige Jahre zu Stuttgart privatisirt, wirkte er seit 1846 als Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek daselbst, bis er 1857 einem Rufe als Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Wien Folge leistete. 1860 wurde er zum wirklichen Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ernannt. P. zählt zu den einflußreichsten Vertretern der deutschen Philologie und Alterthumswissenschaft und ist als das Haupt einer eigenen Schule zu betrachten, welche der von Lachmann (s. d.) begründeten vielfach entgegengetreten ist. Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten sind die Ausgaben der «Deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1845—57) der «Deutschordenschronik» des Nik. von Jeroschin (Stuttg. 1854), des «Buch der Natur» von Konrad von Megenberg und der «Predigten» des Berthold von Regensburg (Bd. 1, Wien 1862). Hieran reihen sich noch die Ausgaben der Weingartner und Heidelberger Liederhandschrift (2 Bde., Stuttg. 1843—44), des «Edelstein» von Ulrich Boner, des «Barlaam und Josaphat» von Rudolf von Ems, des «Wigalois» von Wirnt von Grafenberg, der Dichtung «Mai und Beaflor», der «Livländischen Reimchronik» (Stuttg. 1844), der «Marienlegenden» (Stuttg. 1846; neue Ausg., Wien 1863), des österr.-habsburgischen Urbarbuchs (Stuttg. 1850), der «Theologia deutsch» (2. Aufl., Stuttg. 1855), des Heinzelein von Konstanz (Lpz. 1852) und anderer Denkmäler der ältern deutschen Literatur. Ganz neue Gesichtspunkte für wichtige sprach- und literaturgeschichtliche Fragen eröffnete P. in den kleinen Schriften: «Zur deutschen Literaturgeschichte» (Stuttg. 1855), «Ueber Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit» (Wien 1861), «Der Dichter des Nibelungenliedes» (Wien 1862), «Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums» (Wien 1863 fg.), u. s. w. In dem «Altdeutschen Uebungsbuch» (Wien 1866) gab er ein sehr brauchbares Hülfsmittel für den Unterricht in der altdeutschen Sprache. Für die von ihm in Verbindung mit der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig begründete und unter seiner Leitung erscheinende Sammlung: «Deutsche Classiker des Mittelalters», die mit allseitigem Beifall begrüßt worden ist, besorgte er die Ausgabe des «Walther von der Vogelweide» (Lpz. 1865; 2. Aufl. 1867). Zahlreiche Beiträge P.'s enthält auch die von ihm 1856 begründete «Germania. Vierteljahrsschrift für

deutsche Alterthumskunde» (Stutg. und Wien), die als Hauptorgan und Mittelpunkt der altdeutschen Studien betrachtet werden kann. P.'s sämmtliche Arbeiten zeichnen sich durch frische, klare Darstellung, energischen Ausdruck und einen allem Schulzwang und Autoritätsglauben abholden Sinn aus, welche Eigenschaften auch die unter dem Titel «Freie Forschung» (Wien 1867) erschienene Sammlung seiner kleinen Schriften zur deutschen Sprache und Literatur bekundet.

Pfeiffer (Ida), eine durch ihre ausgedehnten Reisen bekannte Frau, geb. 15. Oct. 1797 zu Wien, aus einer nicht unbemittelten Familie, Namens Reyer, zeigte schon in ihrer Jugend ziemlich männliche Eigenschaften und Neigungen. 1820 verehelichte sie sich mit dem Advocaten P. in Wien, trennte sich aber, da die Ehe keine glückliche war, förmlich von diesem und lebte nun zu Wien der Erziehung ihrer Kinder. Als sie ihre Pflichten als Mutter erfüllt und sich frei fühlte, folgte sie endlich ihrem Reisetriebe, trotz ihrer bereits vorgerückten Jahre. Nachdem sie 1842 ganz allein und mit geringen Mitteln Kleinasien, Syrien, Palästina und Aegypten besucht und ihre Wanderungen in der sehr beifällig aufgenommenen «Reise einer Wienerin in das Heilige Land» (2 Bde., Wien 1843; 4. Aufl. 1856) geschildert hatte, wandte sie sich 1845 dem europ. Norden zu. Sie besuchte von Kopenhagen aus Island, dann Norwegen und Schweden und berichtete über das Gesehene und Erlebte in der «Reise nach dem skandinav. Norden und Island» (2 Bde., Pesth 1846), die ebenfalls mit Beifall aufgenommen wurde. Ihre neuen Reisepläne gingen seitdem ins Große. Im Mai 1846 trat sie eine Reise um die Welt an, auf der sie besonders Brasilien, Chile, die Gesellschaftsinseln, China, Vorderindien, Persien und Kleinasien und Griechenland berührte. Nach ihrer Rückkehr nach Wien (4. Nov. 1848) veröffentlichte sie ihre Reisetagebücher in dem Werke «Eine Frauenfahrt um die Welt» (3 Bde., Wien 1850), welches den Ruf der ebenso kühnen als urtheilsfähigen Frau auch außerhalb Deutschland begründete. Durch den Verkauf der von ihr mitgebrachten Naturalien, das Honorar für ihr Reisewerk und einen Zuschuß der österr. Regierung wieder mit einigen Mitteln ausgestattet, trat sie im März 1851 eine abermalige Weltfahrt an. Nachdem sie das Cap besucht, wandte sie sich nach dem Sunda-Archipel, dem sie anderthalb Jahre widmete, und segelte dann über Australien und Polynesien nach Amerika, wo sie nacheinander Californien, Oregon, Peru, Ecuador, Neugranada, die Mississippigebiete und die Binnenseen Nordamerikas besuchte. Nach ihrer Rückkehr (Mai 1855) gab sie ihre «Zweite Weltreise» (4 Bde., Wien 1856) heraus. Ihre letzte Reise, seit 1856, war Madagaskar gewidmet. Anfangs wurde sie von der Königin der Insel gut aufgenommen, nach einiger Zeit aber, zusammen mit ihrem Reisegenossen, dem Franzosen Lambert, ins Gefängniß geworfen und brutal behandelt, weil man sie für eine polit. Intriguantin hielt. Endlich in Freiheit gesetzt, kehrte sie bereits krank nach Wien zurück, wo sie bald nachher, 28. Oct. 1858, starb. Der Bericht über die «Reise nach Madagaskar» (mit einer Biographie, 2 Bde., Wien 1861) gelangte erst nach ihrem Tode zur Veröffentlichung. Wenn die Berichte der Ida P. auch für die geogr. Wissenschaft gerade keine neuen Materialien bieten, so gewähren sie doch über verschiedene Partien der Länder- und Völkerkunde schätzenswerthe Aufschlüsse. Alex. von Humboldt und Ritter interessirten sich für die unternehmende Frau, auf deren Antrag sie auch zum Ehrenmitglied der berliner Geographischen Gesellschaft ernannt worden war. Vgl. «Die Reisende Ida P.» in «Unsere Zeit» (Bd. 2, Lpz. 1858).

Pfeil (vom lat. pilum, wodurch das echte deutsche Wort diu strâle allmählich zurückgedrängt wurde, bis es im 16. Jahrh. gänzlich verschwand) war den Deutschen, wie fast allen Völkern, die vornehmste oder vielmehr einzige Schießwaffe vor Erfindung des Feuergewehrs, bestehend aus einem leichten dünnen Schafte von Rohr oder Holz, an dessen oberes Ende eine beinerne, steinerne oder metallene, gewöhnlich mit zwei Widerhaken versehene Spitze, an das untere reihenweise einige starke Federn befestigt wurden. Vergiftete P. scheinen die Deutschen nicht angewendet zu haben. Im Norden ward durch Umsendung eines zerschnittenen Heer- oder Kriegspfeils (her-ör) das Volk aufgeboten zur Vertheidigung gegen einen plötzlichen feindlichen Einfall oder zur Verfolgung eines schweren Verbrechers, der durch Raub, Mord, Entführung u. dgl. den Gemeindefrieden gebrochen hatte. Die Longobarden gebrauchten unter Hersagung einer bestimmten Formel den P. als Symbol bei der Freilassung von Knechten.

Pfeil (Wilh.), ausgezeichneter deutscher Forstmann, geb. 28. März 1783 zu Rammelburg am Harze, erhielt seine erste Bildung auf der Stadtschule in Eisleben und auf dem Gymnasium zu Halberstadt. 1801 trat er bei dem Oberförster Kersten zu Königshoff am Harze in die forstliche Lehre und bildete sich auf dem Reviere zu Thale fort. Nach dem Tode seines Vaters vermittelte seiner Mutter Bruder, Göcking, ihm eine Anstellung auf den Gütern der Prinzessin von

Kurland in Schlesien, wo er 1804 als Forstassistent eintrat. Er war bis zum Oberförster vorgerückt, als er, zum Landwehrhauptmann erwählt, den Feldzügen von 1813 und 1814 beiwohnte. Nach dem Frieden trat er 1816 als Forstmeister in fürstl. Carolath'sche Dienste und wurde sodann 1821 auf Hartig's Vorschlag an die Forstakademie nach Berlin berufen, wo er zugleich als Professor an der Universität eintrat. Als der Finanzminister Maaßen in der Absicht, dem forstlichen Unterrichte eine mehr praktische Richtung zu geben, die Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde errichtete, nahm P. an der Organisation derselben Antheil und widmete sich mit Erfolg der weitern Entwickelung der Anstalt. Er starb als Director derselben und Oberforstrath 4. Sept. 1859 zu Warmbrunn. Unter P.'s zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schützung der Forsten» (2 Bde., Züllich. 1816), welche umgearbeitet als «Neue vollständige Anleitung u. s. w.» (5 Abth., 4. Aufl., Berl. 1854—58) erschien; «Grundsätze der Forstwissenschaft» (2 Bde., Züllich. 1822—23); «Die Befreiung der Wälder von Servituten» (Züllich. 1822); «Forstgeschichte Preußens bis zum J. 1806» (Lpz. 1839); «Anleitung zur Ablösung der Waldservituten u. s. w.» (2. Aufl., Berl. 1844); «Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht» (5. Aufl., Lpz. 1857). Nach seinem Tode erschien «Die deutsche Holzzucht» (Lpz. 1860). P. erwarb sich als Lehrer wie als Schriftsteller große Verdienste und trug durch Wort und Schrift viel zur Beseitigung veralteter Vorurtheile und Irrthümer in Bezug auf das Forstwesen bei. In seinen «Kritischen Blättern für Forst- und Jagdwissenschaft» (Lpz. 1820 fg.) bearbeitete er fast alle Gegenstände des Fachs. Durch seine Schriften wurde er jedoch in mannichfache Streitigkeiten mit Hundeshagen, Hoßfeld, Krutzsch, Wedekind, Hartig u. a. verwickelt.

Pfeiler nennt man alle freistehenden Stützen von Stein oder Mauerwerk, welche, ohne Säulen zu sein, zur Unterstützung von Gebälken, Bogen und Gewölben dienen. Der P. ist gewöhnlich viereckig, auch wol rund oder polygon, unten mit einem niedrigen Sockel, oben mit einem Gesimse versehen. Die Säule dagegen besteht aus Basis, Schaft und Capitäl, ist nie viereckig, gewöhnlich rund oder polygon. Diejenigen P., welche, am Aeußern von Gebäuden angebracht, dem Gegendruck der Gewölbe zu widerstreben haben, wie namentlich an goth. Kirchen, heißen Strebepfeiler. Ungenau nennt man im gewöhnlichen Leben wol vorspringende Mauertheile P., die richtiger Pilaster (s. d.) heißen.

Pfeilgift. Diejenigen Indianer des tropischen Südamerika, welche noch keine Feuerwaffen besitzen, desgleichen die Eingeborenen im Innern von Borneo, Celebes und andern Inseln Ostindiens sowie Südafrikas und andere wilde Völkerschaften bedienen sich theils zu ihrer Vertheidigung, theils zur Erlegung der Thiere, deren Fleisch sie genießen, vergifteter Pfeile. Sie bestreichen nämlich die Spitzen ihrer Pfeile mit einem Pflanzengift, welches die Eigenschaft hat, tödlich zu wirken, sobald es auch nur in der geringsten Menge in das Blut gelangt. Es genügt daher ein Hautritz, um bei einem getroffenen Menschen oder Thier den Tod herbeizuführen. Jedenfalls wird der Tod durch urplötzliche Zersetzung des Blutes bewirkt. Innerlich genommen äußert das P. nur dann eine Wirkung, wenn große Quantitäten verschluckt werden. Die durch vergiftete Pfeile getödteten Thiere können daher ohne Bedenken genossen werden; auch scheint das Gift bei der Zersetzung des Blutes sich selbst zu zersetzen. Die Abstammung, Bereitung und Zusammensetzung des P. ist noch wenig bekannt. Am besten kennt man das den Namen Curare (s. d.) führende Gift.

Pfeilkraut, s. Sagittaria.

Pfennig, richtiger Pfenning (gebildet wie Silberling, Schilling, Helbling; in ältester Form phantinc und mithin von phant, Pfand, abzuleiten), bedeutete in der ältern Sprache sowol gemünztes Metall oder Geld überhaupt (wie selbst uns noch in Beichtpfennig, Nothpfennig, Zehrpfennig) als diejenige Münze, nach welcher gewöhnlich gerechnet und bezahlt wurde. Daher noch jetzt die Provinzialausdrücke: der Pfennwert, d. i. die (preiswürdige) Waare (ähnlich dem franz. denrée, aus denariata), pfenningguet, pfenningvergeltlich, d. i. fein Geld, feinen Einkaufspreis werth. Die übliche Münze oder vielmehr das einzige geprägte Silbergeld war aber durch Jahrhunderte der Silberpfennig oder denarius, von denen in fränk. Zeit 12 auf einen Schilling (solidus) und 240 auf ein Pfund (libra) gingen; denn letztere, Schilling und Pfund, waren nur Rechnungsmünzen. Bis gegen das 11. Jahrh. ward nur der P. oder Denar von mäßiger Größe und Dicke zweiseitig ausgeprägt. Seit dieser Zeit aber begann man, wahrscheinlich infolge der durch die Kreuzzüge herbeigeführten Bekanntschaft mit den größern Münzen der byzant. Kaiser, den Münzplatten einen größern Durchmesser zu geben und mußte folglich, weil man den Münzfuß nicht ändern konnte, das, was man ihnen an Umfang zusetzte, von

der Dicke abnehmen. Ein so dünn gewordenes Blech vertrug aber nun nicht mehr zwei Stempel, und so entstanden in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. (wahrscheinlich in Thüringen) die P. mit einseitigem Gepräge, die Hohlpfennige oder Bracteaten (s. d.). Der Silbergehalt dieser Hohlpfennige sank jedoch so rasch (in den sog. Schwarzen P., s. Mark), daß z. B. in Erfurt aus der Mark um 1150 gegen 270, um 1200 gegen 330, um 1250 gegen 440, um 1300 gegen 700 und zuletzt noch mehr P. geschlagen wurden. Diese Entwerthung wie der Uebelstand der geringen Dicke führten König Wenzeslaw II. von Böhmen um 1300 zu einer neuen, bald auch von den meißnischen Markgrafen angenommenen Münzrechnung, welche die Mark Silber zu 60 zweiseitigen Geldstücken ausprägte, die, zum Unterschiede von den Hohlpfennigen, Dickpfennige, grossi denarii, Groschen (s. d.) genannt wurden. Von jetzt ab bildeten 60 solche Groschen oder das Schock Groschen die Rechnungsnorm, und die P. sanken zur Scheidemünze herab. Eine Zeit lang prägte man sie noch aus geringem Silber, seit dem 16. Jahrh. aber gewann die Ausprägung in Kupfer das Uebergewicht und ward durch Reichstagsbeschluß von 1738 allgemein angenommen. Gegenwärtig wird in Deutschland der (Silber- oder Neu-) Groschen theils zu 10, theils zu 12 (Kupfer-) Pfennigen ausgeprägt.

Pferch oder Hordenschlag nennt man diejenige Düngungsmethode, bei der die Weideschafe während der Nacht in einem mit Horden, d. i. tragbaren, aus Latten, Geflechten, Netzwerk gefertigten Umzäunungen, umgebenen Raume eingeschlossen werden, um durch ihre flüssigen und festen Excremente den Boden zu düngen. Die Vortheile des Hordenschlags bestehen darin, daß die Kosten der Bereitung und Ausfuhr des Düngers erspart werden, daß kein Unkrautgesäme in den Boden kommt, daß man die Auswürfe der Thiere, welche beim Nachhausetreiben auf dem Wege verloren gehen, erhält, daß Streumaterial erspart wird und daß lockerer Boden an Zusammenhang gewinnt. Als Nachtheile dieses Verfahrens machen sich jedoch außer anderm geltend, daß die Schafe dabei oft erkranken und die Wolle verschlechtert wird, sodaß man wenigstens für die rationell geleiteten hochfeinen Schäfereien den P. fast überall aufgegeben hat, und ihn höchstens noch für Landschafe und Mastthiere beibehält.

Pferd. Das P., eins der edelsten und nützlichsten Thiere, wurde schon früh, wenn auch später als die Kuh und der Hund, von dem Menschen gezähmt. Wilde P. (Tarpan oder Tarpani der Mongolen) finden sich um den Aralsee, am Tanflusse, im südl. Sibirien, in den großen mongol. Wüsten und in der Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl und dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie halten in Heerden von mehrern Hunderten zusammen, die wieder in kleine, von einem besonders muthigen Hengste geführte Gesellschaften zerfallen, und scheuen den Menschen ungemein, weshalb sie jederzeit Wächter ausstellen, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen sehr gut beizukommen. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in der Ukraine, in Mexico, in Südamerika u. s. w. Von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörig, hat sich das P. dennoch den verschiedensten Klimaten anbequemt, indeß auch sehr viele Abänderungen erfahren. Es sind theils durch diese Einflüsse, theils durch menschliches Zuthun die Rassen entstanden, die, je nachdem man die Grenzen des Begriffs feststellt, mehr oder weniger zahlreich erscheinen. Unter denselben ist die berühmteste die arabische, die durch seinen, aber sehnigen und elastischen Bau, zierliche, aber kräftige Glieder, kleinen, etwas viereckigen Kopf, große feurige Augen sich auszeichnet, dünne Mähne und schlanken Hals hat, $13\frac{1}{2}$—14 Hände hoch ist und in Arabien selbst in vielen Unterrassen vorkommt, jedoch mit großer Sorgfalt gezogen wird. Ihr nahe verwandt sind die turkomanischen und persischen, aus ihr hervorgegangen ist die engl. Vollblutrasse. Nach ihr pflegt man die neapolitanischen und spanischen P. zu setzen. Von den übrigen europäischen P. sind die aus der Ukraine, die Polacken, die hannoverschen, ostpreußischen, dänischen, holsteinischen, mecklenburgischen und die französischen der Camargue und Perche die vorzüglichsten. Die Tragezeit der Mütter dauert ungefähr elf Monate; die Fohlen werden (in Europa) gewöhnlich im April oder Mai geboren und bringen einige Backenzähne mit auf die Welt. Wachsthum und Wechsel der Zähne gehen nach so festen Gesetzen, daß bei hinreichender Kenntniß dieser Umänderungen das Alter des P. mit ziemlicher Sicherheit abzuschätzen ist; nach dem neunten bis zehnten Jahre treten jedoch Veränderungen nicht mehr ein, die auch durch allerlei Betrug der Roßkämme nachgemacht werden können, daher ist die Altersbestimmung des P. von da an sehr unsicher. Seine Lebensdauer scheint 30—40 J. zu betragen; doch wird das höchste Alter selten

erreicht, indem zeitige und schwere Arbeiten die meisten vor dem 20. J. so erschöpfen, daß sie nur noch zu den gemeinsten Diensten verwendbar bleiben und solchen bald erliegen. Fast alle Theile des todten P. sind zu benutzen, und die Verwendung der Reste wird in großen Abdeckereien nach wissenschaftlichen Regeln und mit vielem Vortheil fabrikmäßig getrieben. Die Lehre von der Natur, der Zucht und Behandlung des P. nennt man **Hippologie**. (S. **Pferdezucht**.) Außer den Abbildungen der Pferderassen in engl. Prachtwerken, z. B. R. Hill, «Etchings of deers, horses etc.» (Lond. 1820, mit 780 Kupfertafeln), bieten auch die deutschen Werke von Ridinger und außerdem d'Alton, «Naturgeschichte des P. und seiner Rassen» (2 Bde., Weim. 1810—16), solche dar. Einzelne vortreffliche Blätter lieferten Pfarr, Heß, Klein, Adam, Landseer u. a. Ausgezeichnete Photographien von berühmten P. und Rassetypen bringen die Werke von Schneebeli (Berl. 1863—67). Vgl. Löffler, «Geschichte des P.» (2 Bde., Berl. 1863); Gräfe, «Die hippolog. Literatur von 1848—57» (Lpz. 1863).

Pferdekraft ist ein in der Mechanik und Maschinenlehre eingeführtes allgemeines Maß für größere Kräfte. Kleinere Kräfte mißt man so, daß man durch directen Versuch und Berechnung ermittelt, wie viel Pfund die betreffende Kraft in einer Minute einen Fuß hoch (in Frankreich, wie viel Kilogramm ein Meter hoch) zu heben im Stande sein würde; man nennt diese Zahl dann Fußpfunde (Kilogramme-mètre). Für große Kräfte werden die Zahlen unbequem groß und man muß eine größere Einheit wählen. Nun hatte Watt in England nach Versuchen angegeben, die mittlere Leistung eines Pferdes sei = 33000 Fußpfd. in der Minute (550 in der Secunde), und seitdem rechnen die brit. und mit ihnen die deutschen Maschinenbauer meist nach Watt'scher P., deren Zahl also einfach angibt, wie viel mal 33000 Fußpfd. in der Minute eine Maschine leistet. Da aber Smeaton und andere nachgewiesen haben, daß man im Durchschnitt auf ein Pferd nur 22000 Fußpfd. rechnen könne, so wurde eine Festsetzung des Werthes der Maschinenpferdekraft nöthig, die denn auch ziemlich übereinstimmend in verschiedenen Ländern stattgefunden hat, aber freilich etwas wesentlich anderes (namentlich viel größer) ist als die Leistung eines gewöhnlichen lebendigen Pferdes. In England hat man die Watt'sche Bestimmung beibehalten; in Preußen wurde (im J. 1858) 480 Fußpfd. für die Secunde festgesetzt; in Frankreich rechnet man 75 Meter-Kilogrammen für die Secunde.

Pferdezucht begreift sowol die Erzeugung und Aufziehung als die Behandlung und Benutzung des Pferdes in sich. Die Nothwendigkeit und der Nutzen des Pferdes für den Kriegsdienst, für die Landwirthschaft und den täglichen Verkehr ist hinlänglich erwiesen; seine Leistungen werden weder durch andere Thiere ersetzt, noch durch Dampfschiffahrt und Eisenbahnen entbehrlich, erhalten vielmehr dadurch noch weitere Bedeutung. In der Unentbehrlichkeit des Pferdes für den Menschen liegt die Aufforderung zur P., welche daher auch in den meisten Staaten unter die Fürsorge der Regierungen gestellt ist. Wie sich durch die Verhältnisse besondere Bedürfnisse herausstellen, so erwachsen auch für den Betrieb der P. in den verschiedenen Gegenden besondere Anforderungen, daher jedes Land seine eigene, den Bedürfnissen entsprechende P. hat. Die Aufzucht der Pferde geschieht entweder gestütsmäßig (s. **Gestüte**) aber in Hauszucht. Die Gestütspferdezucht eignet sich nur für den Staat und für größere, wohlhabende Landwirthe, da ihr Betrieb Kenntnisse und Kapitalien erfordert, bei hohem Bodenwerth starkbevölkerter Gegenden nicht genügend rentirt und nicht die erforderliche Anzahl an Gebrauchspferden liefert. Die gewöhnlichste P. ist daher, wo der Landwirth von den zum Ackerbau dienenden Pferden jährlich einige Fohlen nachzieht. Diese P. wird vielfach dadurch begünstigt, daß der Staat Beschäler hält und sie zur Deckung der Stuten der Landwirthe auf besondern Beschälstationen aufstellt. Auf die größere oder geringere Ausbildung der P. hat die Beschaffenheit des Landes großen Einfluß. Wo Weideflächen und Wiesen in großer Ausdehnung vorkommen, wie z. B. in Mecklenburg, Hannover, Ostpreußen, da wird die P. sehr begünstigt, während sie dagegen in bevölkerten Staaten, wo Grund und Boden ängstlich benutzt, nur im kleinen betrieben wird. Bei der P. gilt Vererbung der Eigenschaften der Zuchtpferde auf ihre Nachzucht als Hauptsache. Sie ist treu, wenn sich die Eigenschaften der Zuchtpferde in gleicher Vollkommenheit wieder bei den Fohlen zeigen; beständig, wenn sie auch wieder von diesen Fohlen auf die weitere Nachzucht vererbt werden; zufällig, wenn sich in einer Zucht auf einmal bessere Eigenschaften finden als bei den Aeltern, sich aber in der Nachzucht wieder verlieren. Man hat daher nur solche Pferde zur Zucht auszuwählen, welche von Zuchten abstammen, die diese Eigenschaften schon lange als Familienzug besitzen und dieselben immer constant auf ihre Nachkommen vererbt haben. Je nach den Erfordernissen eines Landes wird bald die Züchtung eines Pferdeschlags für den Ackerbau und das Frachtfuhrwesen nützlicher und räthlicher, bald die Züchtung eines edlern Pferdes für den Reit-

dienst und für den Luxus. Die möglichste Entwickelung und Ausbildung der für den bestimmten Dienst nöthigen Eigenschaften muß zur hauptsächlichen Aufgabe werden. Auch bei dem Pferdeschlag für die gewöhnlichen Dienste soll fortschreitende Verbesserung der Zucht zur Richtschnur dienen, um den angezüchteten Schlag vielleicht nach und nach zu andern Diensten zu befähigen und mehrere Nutzungszwecke in ihm zu vereinigen. Man unterscheidet bei einem bestimmten Schlag Vollblut, Halbblut, Landblut. Vollblut entsteht durch Reinzucht in Paarung der besten und vollkommensten Zuchtpferde gleich vorzüglicher Abstammung. Halbblut erhält man, wenn Hengste des Vollblutstammes mit Stuten geringerer Abstammung und minder vollkommenen Eigenschaften gepaart werden. Wenn man ferner Stuten des Halbblutstammes wieder mit Hengsten des Vollblutstammes paart, so wird hierdurch das Dreiviertelblut u. s. w. gebildet. Landblut heißt der zu veredelnde einheimische Schlag, gewissermaßen der Wildling für das Pfropfreis.

Bei der Auswahl der Zuchtthiere hat man darauf zu sehen, daß der Hengst von reiner Abstammung ist, einen regelmäßigen Körperbau, gute Stellung und Haltung, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, vollkommen entwickelte und gesunde Zeugungstheile, angemessene Größe, eine feiner Abstammung entsprechende Farbe hat und munter und lebenslustig ist. Die Stute soll in Größe und Gestalt dem Hengste ähnlich sein, einen zarten weiblichen Charakter, gutgestelltes Vordertheil, eine gewisse Weite im Hintertheile, ungetrübte Gesundheit, Kraft und Milchergiebigkeit zeigen. Der Hengst ist erst mit seinem fünften, die Stute mit ihrem vierten Lebensjahre zur Zucht zuzulassen. Das Beschälen geschieht entweder im Freien oder an der Hand. Vierzig Stuten kann man einem ausgewachsenen kräftigen Hengste zum Beschälen zutheilen. Die Beschälzeit fällt gewöhnlich in die Monate März bis Juni. In Gestüten werden über die Paarung besondere Register geführt, worin Name und Abstammung des Hengstes und der Stute, Tag des Beschälens, Tag der Geburt, Geschlecht des Fohlens u. s. w. angemerkt werden; in England gibt das Stud-Book diese Nachweise für die gesammte Vollblutzucht. Gewöhnlich geht eine Stute 49—50 Wochen trächtig. Drei Wochen nach der Geburt kann man sie schon wieder zu leichter Arbeit anhalten; doch darf im Anfange die Trennung von dem Fohlen nicht zu lange dauern. Schon einige Wochen nach der Geburt ist dem Fohlen ein wenig Hafer zu reichen; auch kaut es dann schon an feinem Heu. Wie eine gute Fütterung, trägt auch eine gute Pflege zur Erstarkung der Fohlen sehr viel bei; es ist durchaus irrig, wenn man behauptet, das Fohlen dürfe nicht geputzt werden. In Gestüten läßt man die Fohlen so lange saugen, bis man sie mit Sicherheit absetzen kann. Bei der Hauspferdezucht währt die Saugzeit gewöhnlich drei bis vier Monate. Das Entwöhnen darf nur nach und nach geschehen, damit das Fohlen nicht zu sehr im Wachsthum zurückkommt. Das abgesetzte Fohlen soll wenigstens im ersten Jahre ungebunden gehalten werden. Nach der Entwöhnung erhält es nur Hafer, Heu, reines Wasser und Grünfutter. Da junge Pferde am besten im Freien gedeihen, so ist es räthlich, sie täglich einige Zeit auf einen besondern, eingehegten, ebenen Platz (Fohlentummelplatz) zum Herumtummeln zu bringen, wobei jedoch die Geschlechter geschieden werden müssen. Zwischen dem ersten und zweiten Jahre gewöhnen sich die Fohlen gewöhnlich durch Neckerei und übel angebrachte Scherze manche Untugenden an, welche später als wirkliche Fehler hervortreten, weshalb die Pflege gleich von Anbeginn dagegen arbeiten muß. Im dritten Lebensjahre kann das Fohlen schon an seinen künftigen Dienst gewöhnt werden. Das zurückgelegte dritte Jahr ist der richtige Zeitpunkt, wo das junge Pferd, unbeschadet seiner körperlichen Entwickelung und Ausbildung, zu Dienstleistungen aufgestellt werden darf, obschon Pferde, welche erst mit dem vierten oder fünften Jahre zum Dienste verwendet werden, große Vorzüge vor den früher zum Dienste angehaltenen Pferden behaupten. Gegen den Herbst des vierten Jahres muß das Thier geschont werden, weil es dann die Mittelzähne wechselt. Nie soll ein junges Pferd mehrere Tage hindurch ruhig im Stalle stehen. Um kräftige Arbeitspferde zu erhalten, werden die nicht zur Zucht zu verwendenden Hengste in ihrem vierten Lebensjahre castrirt, indem die erst in diesem Alter wallachten Pferde weit mehr Kraft, Temperament und Ausdauer besitzen als die früher castrirten. Die beste Zeit zum Wallachen ist der Febr. und März oder der Oct. und Nov. Zu der Zeit, wo der Wechsel der Eckschneidezähne, gewöhnlich im Herbste zwischen dem vierten und fünften Jahre, eintritt, sind die Pferde zu keinerlei anstrengenden Arbeiten zu verwenden. Vgl. außer den Schriften von Ammon, Hering, Reska, Baumeister, Schönberg, Dieterichs und Stewart: Jacoby, «Katechismus der P.» (Stolp 1853); Morris, «Exterieur des Pferdes» (deutsch von Gräfe, Berl. 1860); Hamm, «Zucht der Pferde» (2. Aufl., Hamm i. W. 1863); Villeroy und Müller, «Der Pferdezüchter» (Mainz 1858), u. s. w.

Pfingsten, abgeleitet vom griech. Pentekoste, d. h. funfzig, ist der Name des auf den

50. Tag nach Ostern fallenden und daher beweglichen jüd. Erntedankfestes. Weil das Pfingstfest sieben volle Wochen nach dem Passah gefeiert wurde, hieß es das Fest der Wochen. Bei den Rabbinen galt es zugleich als Fest der Gesetzgebung vom Sinai. Die heutigen Juden feiern es mit Bekränzung der Häuser und Synagogen, in denen sie gewöhnlich die Geschichte Ruth's lesen. Im Christenthume ist P. das dritte hohe Fest, geweiht der Erinnerung an die Apostelgeschichte Kap. 2 erzählte Ausgießung des Heiligen Geistes und die Stiftung der ersten christl. Kirche. Die schon früher aufgekommene Feier dieses Festes in der christl. Kirche wurde in Spanien 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira festgesetzt; doch feierte man anfangs und selbst noch im 5. Jahrh. nicht blos den 50. Tag als P., sondern die ganzen 50 Tage vom Osterfeste an durch tägliche Communion und Gebete. Späterhin und selbst bis an das 11. Jahrh. hinauf beschränkte man aber die Feier nur auf einen Tag, bis endlich Urban II. die dreitägige Feier einführte (1094), die in neuerer Zeit auch in der kath. Kirche auf zwei Tage beschränkt worden ist. Der jetzt noch in Deutschland auf Dörfern oft vorkommende Gebrauch, am Pfingstfeste frische Birkenreiser (Pfingstmaien), auch wol geschälte, mit Bändern und Geschenken behängte Tannen aufzustellen, die dann von den jungen Burschen erklettert werden, hängt mit der Feier des altgerman. Frühlingsfestes zusammen.

Pfingstrose, s. Päonie.

Pfirsich, auch Pfirsing oder Pfirsche heißt die Frucht des Pfirsichbaums (Amygdalus Persica L.), der, in Persien einheimisch, jetzt überall im gemäßigten Klima in vielen Spielarten gezogen wird und zur Gattung des Mandelbaums gehört, von dem er sich durch die saftigfleischige, genießbare Außenhülle der Steinfrucht, den stark grubig-runzeligen Steinkern und den sehr kurzen Blattstiel unterscheidet. Der Pfirsichbaum tritt je nach der Wärme des Klimas bald als mittelgroßer Baum, bald nur als Strauch auf. Seine Zweige sind braun, seine Blätter lanzettförmig, lang, spitz, scharf gesägt, seine vor dem Laubausbruch zur Entwickelung gelangenden Blüten schön hellrosa, seine Früchte kugelig oder länglich-eiförmig, sehr wohlriechend. Man zieht bei uns den Pfirsichbaum vorzüglich an sonnigen Wänden als Spalierobstbaum und ist dann ein richtiger Schnitt die Hauptsache. Während des Winters müssen diese Spalierbäume zugedeckt werden, was gewöhnlich mit einer Bastmatte geschieht. Die P. sind an Größe, Saftigkeit, Geschmack und Färbung verschieden, haben aber fast stets eine dünne, sammtartig anzufühlende Schale; doch gibt es auch eine Varietät mit glatter, kahler Schale. Unter den zahlreichen Ab- und Spielarten sind die Rosenpfirsiche, welche nur als Ziergehölz wegen ihrer prächtigen gefüllten Blumen gezogen werden, jedoch auch sehr wohlschmeckende, wiewol kleinere, strohgelbe Früchte liefern, die Blutpfirsiche, mit rothem Fleische und ganz rother Schale, die Bellegarde, mit großen, sehr wohlschmeckenden, purpurn angehauchten Früchten, die rothe und weiße Magdalene besonders hervorzuheben. Auch unterscheidet man Früh- und Spätpfirsiche. Sie sind ein sehr schmackhaftes und erfrischendes Obst, bewirken jedoch, in größerer Menge genossen, leicht Abführen. Die Blätter, Blüten und Samen sind im arzneilichen Gebrauche. Die erstern riechen und schmecken frisch nach bittern Mandeln, sind aber auch etwas scharf und wirken vorzugsweise auf den Darmkanal und die Nieren. Die Samen kommen fast ganz mit den bittern Mandeln überein und werden, wie auch die Blüte, zur Bereitung von Persica verwendet.

Pfister (Albrecht). Um dieselbe Zeit, als in Mainz die Kunst mit beweglichen Typen zu drucken durch Gutenberg erfunden wurde, lebte in Bamberg ein Mann, dessen große Verdienste um jene Kunst erst in neuerer Zeit die verdiente Würdigung gefunden haben. Es war dies Albrecht P., geb. um 1420, gest. um 1470. Mag man ihn nun, wie öfters geschehen, für einen Briefdrucker, der selbständig in Bamberg den Druck mit beweglichen Buchstaben erfand, oder für einen ehemaligen Gehülfen Gutenberg's halten, jedenfalls ist er eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den Buchdruckern des 15. Jahrh. Obgleich ihm vor 1462, außer Gutenberg, Fust und Schöffer, kein anderer Buchdrucker mit Gewißheit an die Seite zu stellen ist, so hat von seinen Zeitgenossen doch nur ein jüd. Convertit, Dr. Paul von Prag, seiner gedacht und um das J. 1459 auf der letzten Seite eines auf der krakauer Universitätsbibliothek befindlichen handschriftlichen lat. Glossars eine Notiz des Inhalts gegeben: «Der Büchermacher ist ein Künstler, der Bilder und Schriftzeichen in Tafeln eingräbt, mit Farbe überstreicht und auf Papier einen Abdruck liefert. Zu meiner Zeit ist in Bamberg ein Mann gewesen, der die ganze Bibel auf Platten geschnitten und in vier Wochen auf feinem Pergament abgedruckt hat.» Diese dürftige Hinweisung auf die P.'sche «Biblia pauperum» ist alles, was die Mitzeit über den verdienten Mann sagt, und nur seine bedeutenden Werke, unter denen eine Bibelausgabe, legen Zeugniß von seiner Thätigkeit ab. Seine Typen haben einige Aehnlichkeit mit den Gutenberg'schen, was

Schaab zu der Ansicht veranlaßte, er habe, nachdem er in Gutenberg's Druckerei als Arbeiter gestanden, sich bei ihrer Trennung am Ende des J. 1455 mit einem Vorrathe kleiner Missaltypen nach Bamberg begeben, womit er dann in den J. 1456—59 die lat. (36zeilige) Bibel gedruckt, die im letztern Jahre erschien. Neuerdings angestellte Forschungen über seine Lebensumstände haben zu keinem Resultate geführt. In Bamberg begann er mit dem Drucke von Schul- und Gebetbüchern, und Donatfragmente haben sich aus seiner Officin bis auf unsere Zeiten erhalten. Wir haben xylographische Ablaßbriefe von ihm aus den J. 1454 und 1455, eine «Manung der cristenheit widder die Durken» aus derselben Zeit, einen Kalender von 1457, eine «Biblia pauperum» und das Buch der vier Historien (beides von 1462) u. s. w. Vor allem aber ist die schon erwähnte lat. 36zeilige Bibel, in Folio (881 Blätter), hervorzuheben. Von seiner Ausgabe des Boner'schen «Edelstein» kannte man bisher nur ein einziges Exemplar in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, welches schon Lessing in seinen «Beiträgen zur Geschichte und Literatur» (Bd. 1, Berl. 1793) besprach. Ein Exemplar einer andern Ausgabe desselben Buchs, das schon als das erste deutsche Druckwerk mit vollständiger Angabe des Orts und Druckjahrs merkwürdig ist, wurde vom König von Preußen vom Antiquar Stöger für 1000 Thlr. gekauft und der öffentlichen Bibliothek in Berlin geschenkt. Eine Beschreibung desselben gab Sotzmann im «Serapeum» (1845). Das Vermögen P.'s scheint sich durch die Herausgabe seiner schönen Druckwerke erschöpft zu haben, und die Thätigkeit der Familie erlosch mit der Ausgabe von Otto's von Passau «Goldenem Thron», die Sebastian P., Albrecht's Sohn, besorgte, wenn es anders als gewiß anzunehmen ist, daß dieses Werk von Sebastian P. herrührt. Vgl. Jäck, «Albrecht P. und dessen Nachfolger zu Bamberg 1450—1835» in dessen «Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg» (1835).

Pfister (Joh. Christian von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 11. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach in Würtemberg von bürgerlichen Aeltern, besuchte nach vollendeten Gymnasialstudien 1790—95 das Theologische Stift zu Tübingen, wo er den anregenden Umgang Schelling's genoß und mit diesem einen bleibenden Freundschaftsbund knüpfte. Spittler's «Geschichte Würtembergs» brachte ihn auf den Gedanken, eine Geschichte Schwabens zu schreiben. Er hatte bereits den ersten Band entworfen, als er Müller's «Schweizergeschichte» kennen lernte, die ihm von nun an Muster für seine histor. Compositionen wurde. Nachdem er vier Jahre Hauslehrer gewesen, kehrte er 1800 als Repetent am Theologischen Stifte nach Tübingen zurück und ging hierauf nach Wien. Von Johannes Müller mit besonderm Wohlwollen aufgenommen, benutzte er hier im Winter 1804—5 die Schätze der kaiserl. Bibliothek. Nach Müller's Rathe sollte er sich nun der Laufbahn eines akademischen Docenten der Geschichte widmen, allein der vorherrschenden Neigung zum geistlichen Stande getreu, zog er es vor, die Stelle eines Vicars an den Kirchen zu Stuttgart anzunehmen. Durch die ihm hier verstattete Muße war es ihm möglich, unter Benutzung der hiesigen Archive seine schwäb. Geschichte fortzusetzen. Zugleich bot ihm für diesen Zweck der Prälat von Schmid in Ulm seine reichhaltigen Sammlungen an, die er vielfach vermehrte, als er infolge königl. Auftrags die Archive der vormaligen Reichsstädte und Abteien in Oberschwaben besuchte. Er war 1810 Diakonus in Vaihingen an der Enz geworden; um ihn mit dem königl. Archive in nähere Verbindung zu bringen, erfolgte 1813 seine Versetzung auf die Pfarrei Untertürkheim bei Stuttgart. 1832 wurde er zur Belohnung seines ausgezeichneten literarischen Verdienstes zum Prälaten und Generalsuperintendenten in Stuttgart ernannt. Von Amts wegen Mitglied der Ständeversammlung, stimmte er fortwährend mit der ministeriellen Majorität. Er starb zu Stuttgart 30. Sept. 1835. Aus seiner «Geschichte von Schwaben» (5 Bde., Heilbr., nachher Stuttg. 1803—27), die bis Maximilian I. reicht und das verdienstlichste seiner literarischen Erzeugnisse ist, sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: «Histor. Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg» (Heilbr. 1816); «Denkwürdigkeiten der würtemb. und schwäb. Reformationsgeschichte» (2 Hefte, Tüb. 1817); «Herzog Christoph von Würtemberg» (2 Bde., Tüb. 1819); «Herzog Eberhard im Bart» (Tüb. 1822). Werthvoll durch Quellenforschung wie durch die Darstellung ist auch seine «Geschichte der Deutschen» (5 Bde., Hamb. 1829—35), die zu der von Heeren und Ukert herausgegebenen «Geschichte der europ. Staaten» gehört.

Pfizer (Gustav), lyrischer Dichter und Kritiker, geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart, wo sein Vater, Karl von P., ein durch gründliche Schriften bekannter Rechtsgelehrter, damals Amtsschreiber, später Director des Obertribunals war, besuchte das Gymnasium daselbst und das Seminar von Blaubeuren und studirte von 1825—30 in dem Stifte zu Tübingen, wo er auch längere Zeit als Repetent thätig war. Von 1835 an lebte er, mit literarischen Arbeiten be-

schäftigt, in Stuttgart, bis er 1846 als Professor am dortigen Gymnasium angestellt wurde. Aufsehen erregte er zuerst durch die Herausgabe seiner «Gedichte» (Stuttg. 1831), denen er, nachdem er Italien besucht, eine zweite Sammlung «Gedichte» (Stuttg. 1835) folgen ließ. Sodann schrieb er «Martin Luther's Leben» (Stuttg. 1836), dem sich ein größeres Gedicht «Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg. Historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrh.» (Stuttg. 1844) sowie die «Geschichte Alexander's d. Gr.» (Stuttg. 1846) und «Geschichte der Griechen» (Stuttg. 1847), zwei treffliche Schriften für die reifere Jugend, anschlossen. Zugleich nahm P. thätigen Antheil an den in Stuttgart erscheinenden Uebersetzungen von Bulwer's und Byron's Werken. Auch übernahm er 1836 die Leitung der als Beiblatt zum «Ausland» erscheinenden «Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes» und 1838 die Redaction des zum «Morgenblatt» gehörigen lyrischen Bestandtheils. Neue Gedichte, namentlich das größere Gedicht «Die Tatarenschlacht», gab er in seinen «Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung» (Stuttg. 1840). Als Kritiker führte er sich ein durch seine Schrift «Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch» (Stuttg. 1837) und durch seine Beurtheilung von Heine's Schriften und Tendenz in der «Deutschen Vierteljahrsschrift». Einige polit. Flugschriften schrieb P. 1849 im Sinne der sog. Gothaischen Partei und wurde vom Amtsbezirk Stuttgart in die Dec. 1849 zusammentretende Landesversammlung gewählt, die aber schon nach drei Wochen wieder aufgelöst ward. Als Mitglied derselben sprach er sich, fast allein, für den Anschluß an das Dreikönigsbündniß (preuß. Union) aus. Obgleich der schwäb.-lyrischen Schule zugezählt, unterscheidet sich P. doch wesentlich von den übrigen Vertretern dieser Richtung durch den vorwaltend reflectirenden und der Antike zugeneigten Charakter seiner Poesien, die durch Ton und Haltung an Schiller erinnern, und dadurch, daß er, wie namentlich in dem Gedichte «Der Welsche und der Deutsche», die geschichtliche Entwickelung des Völkerlebens in freier und kräftiger Auffassung dichterisch darstellt. Seine Kritik der Heine'schen Dichtungen veranlaßte Heine zu dem berüchtigten «Schwabenspiegel», worin derselbe mit unbegründeten Anschuldigungen gegen die gesammte schwäb. Richtung in der Poesie zu Felde zog, ohne seinen Gegner widerlegen zu können.

Pfizer (Paul Achatius), polit. Charakter und Publicist, der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, besuchte das dortige Gymnasium und studirte hierauf zu Tübingen, wo er eine Zeit lang fast ausschließlich der Philosophie sich widmete und erst im letzten Universitätsjahre sich mit voller Kraft seinem jurist. Berufsstudium zuwendete. Nachdem er als Secretär beim Justizministerium gearbeitet, ward er 1827 zum Oberjustizassessor bei dem Gerichtshofe zu Tübingen ernannt. Angeregt durch die zur Zeit der franz. Julirevolution gegen die polit. Reaction neu sich erhebenden Bestrebungen, trat er mit dem nach Form und Gehalt ausgezeichneten «Briefwechsel zweier Deutschen» (Stuttg. 1831; 2. Aufl. 1832) hervor. Wegen der Tendenz dieser große Aufmerksamkeit erregenden Schrift zur Rede gestellt, bot P. um seine Entlassung aus dem Staatsdienste und erhielt dieselbe im Frühjahr 1831. Dagegen sah er sich im Dec. 1831 von der Stadt Tübingen beinahe einstimmig in die würtemb. Zweite Kammer gewählt. Dort wirkte er sieben Jahre lang als der hervorragendste Charakter der liberalen Opposition und zeigte sich hauptsächlich bemüht, die Mängel der Bundesverfassung und die Misgriffe der bundestäglichen Reaction zur Erörterung zu bringen. Die Erfolglosigkeit dieser seiner Thätigkeit und die fortdauernde Beengung des öffentlichen Wirkens in der Presse bewog ihn indessen, gleich den andern Abgeordneten der Opposition (1838) auf eine Wiederwählung zu verzichten. Seine öffentliche Wirksamkeit beschränkte sich nun jahrelang auf communale Angelegenheiten. Um so eifriger verwandte er die Zeit seiner Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, in denen ihn auch das J. 1848 traf. P. trat in das liberale Märzministerium als Cultusminister ein, wurde auch als Abgeordneter in die deutsche Nationalversammlung gewählt. Körperliche Leiden verhinderten ihn jedoch in diesen beiden Stellungen persönlich thätig zu sein und veranlaßten ihn auch im Aug. 1848 sein Mandat als deutscher Abgeordneter aufzugeben. Erst nach dem Siege der alten Politik erhob er seine Stimme von neuem und schilderte in der Schrift «Deutschlands Aussichten im J. 1851» (Stuttg. 1851) das Ungenügende und Gefahrvolle der Zustände. Diese Schrift ward von der Polizei verfolgt, ohne darum ihren Eindruck zu verfehlen. Im Herbst 1851 kehrte P. in sein früheres Amt als Oberjustizrath in Tübingen zurück, trat aber 1858 wegen abermaliger Erkrankung in den Ruhestand. In der kleinen Schrift «Zur deutschen Verfassungsfrage» (Stuttg. 1862) sprach er unter anderm den Wunsch aus, daß sich Preußen an die Spitze der deutschen Bewegung stellen möge. Im Sommer 1866 trat er in den öffentlichen Blättern dem in Süddeutschland, besonders in Würtemberg herrschenden Par-

ticularismus scharf entgegen. Von P.'s übrigen trefflichen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Gedanken über das Ziel und die Aufgaben des deutschen Liberalismus» (Tüb. 1832); «Ueber das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum Deutschen Bunde» (Straßb. 1832); «Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes» (Stuttg. 1835), eine scharfe Kritik der Verfassung und der Bestrebungen des Deutschen Bundes, die P. in einen Criminalproceß verwickelte; «Das Recht der Steuerverwilligung» (Stuttg. 1836); «Gedanken über Recht, Staat und Kirche» (2 Bde., Stuttg. 1842).

Pflanzen sind lebende, organisirte und aus organischen Verbindungen zusammengesetzte Geschöpfe, welche keine Empfindung, in der Regel auch keine freie Bewegung besitzen und flüssige Nahrung durch geschlossene Membranen hindurch aufnehmen. Die kurze Definition Linné's, nach welcher die P. lebende Wesen ohne Empfindung und Bewegung, die Thiere dagegen lebende Wesen mit Empfindung und Bewegung sein sollten, hat sich infolge der gründlichern Durchforschung des Thier- und Pflanzenreichs als unhaltbar herausgestellt. Hält man blos die vollkommenen Thiere und P. im Auge, so reichen die Linné'schen Definitionen vollkommen aus, um beide Reiche der organischen Schöpfung scharf zu trennen. Steigt man dagegen in die niedrigsten Regionen des Thier- und Pflanzenreichs hinab, so erweist sich sogar auch jene erstere Definition der P. als kaum genügend. Noch gibt es ganze Gruppen von Organismen, bezüglich welcher die Naturforscher sich bisjetzt noch nicht haben einigen können, ob dieselben zu den P. oder zu den Thieren zu rechnen seien; z. B. die Myxogasteres (s. d.) oder Myxomyceten (Schleimpilze), welche de Bary zu den Thieren zu zählen geneigt ist und sie deshalb Mycetozoën, Pilzthiere, nennt, während sie andere noch zu den wirklichen Pilzen stellen; ferner die Volvocinen, welche von den einen zu den Infusorien, von den andern zu den Algen gerechnet werden. Allerdings kommt, jener ersten Definition gemäß, bei keiner echten Pflanze ein wirkliches Empfindungsvermögen vor, weil die Organe der Empfindung, die Nerven, den P. fehlen. Die vermeintlichen Empfindungserscheinungen, welche man bei gewissen höhern P., namentlich den Mimosen (s. d.), wahrnimmt, beruhen auf einer eigenthümlichen, allerdings noch unerklärten Turgescenz bestimmter Zellgewebspartien und sind richtiger als Erscheinungen der Reizbarkeit (Irritabilität) zu bezeichnen. Dagegen gibt es sehr viele niedere Gewächse, welche eine sehr lebhafte und wenigstens scheinbar willkürliche Bewegung erkennen lassen, die nicht, wie die langsam erfolgenden Bewegungen, welche die Laub- und Blumenblätter vieler höherer P. zu verschiedenen Tageszeiten machen, und worauf der sog. Schlaf (s. d.) der Blätter und Blumen beruht, durch äußere Reize bewirkt werden. Dahin gehören z. B. die frei im Wasser schwimmenden, mikroskopisch-kleinen Diatomeen oder Schiffchenalgen, welche lange Zeit als Infusorien betrachtet worden sind. Diese besitzen eine starre (aus Kieselerde bestehende) Hülle. Die ebenfalls im Wasser sich lebhaft bewegenden Schwärmsporen der Algen und gewisser Pilze haben dagegen eine contractile Haut, gleich den Infusorien, sind sogar, wie diese, mit schwingenden Wimpern und Fäden, die ihnen als Ruderorgane dienen, begabt und wurden daher früher ebenfalls für Infusorien gehalten; z. B. von Unger, welcher hierüber sein berühmt gewordenes Buch «Die P. im Moment der Thierwerdung» (Wien 1843) schrieb. Früher hatte man die Contractilität der Membran als ein sicheres Kriterium der Thiernatur aufgestellt, aber die Entdeckung der mit contractiler Haut versehenen Schwärmsporen machte auch diese Ansicht zunichte. Selbst die Aufnahme flüssiger Nahrung durch geschlossene Membranen hindurch, oder, was dasselbe ist, der gänzliche Mangel einer Mundöffnung, dürfte die P. nicht scharf von den Thieren scheiden, denn es gibt genug Thiere ohne Mund, welche flüssige Nahrung an ihrer ganzen Körperoberfläche aufsaugen (z. B. die Bandwürmer). Es geht daraus hervor, daß es unmöglich ist, das Thier- und Pflanzenreich scharf zu trennen, und man muß eingestehen, daß beide Reiche an ihren untersten Grenzen ineinander übergehen oder wenigstens sich berühren.

Alle P. bestehen aus Zellen, entweder aus einer einzigen (z. B. die Diatomeen und andere einzellige Algen) oder aus mehrern (z. B. einer Reihe von Zellen, wie die meisten Fadenalgen und Pilzmycelien), oder, am häufigsten, aus einer sehr großen Anzahl, ja aus vielen Millionen und Milliarden von Zellen. Bei der Mehrzahl der vielzelligen P. sind die Zellen nach den drei Richtungen des Raums zusammengruppirt, die P. also und deren Theile Zellenkörper, bei der Minderzahl nur nach zwei oder nach einer Richtung hin (Zellenhäute oder Zellenschichten, z. B. die Blätter vieler Moose, und Zellenreihen, z. B. viele Algen sowie viele Haare höherer P.). Die Zellen werden deshalb gewöhnlich als die Elementarorgane der P. bezeichnet. Sie sind aber eigentlich gar keine Organe, sondern pflanzliche Individuen. Bei den einzelligen Algen springt es in die Augen, daß die Zelle als Individuum auftritt. Aber selbst bei den höchst organisirten

Samenpflanzen zeigt jede Zelle ein individuelles Leben, weshalb man jene P. als aus zahllosen Individuen zusammengesetzt ansehen kann, eine Anschauungsweise, welche auch deshalb viel für sich hat, weil alle Samenpflanzen bei ihrer ersten Entstehung (d. h. bei der Bildung des Keims im Samen) aus einer einzigen Zelle hervorgehen, indem eine einzige Zelle die erste Grundlage des Keims ist. Die Pflanzenzelle ist ein hohler Organismus mit meist völlig geschlossener Hülle (Zellenmembran, Zellenhaut, Zellenwand) und flüssigem oder theils flüssigem, theils festem Inhalt. Die Zellwand besteht in den einzelnen Abtheilungen des Pflanzenreichs sowie auch je nach dem Alter und der Bestimmung der Zellen aus sehr verschiedenen Stoffen, doch ist sie bei der großen Mehrheit der Gewächse (bei allen sog. Gefäßpflanzen sowie bei den Moosen und vielen Algen) wenigstens in der Jugend in der Hauptsache aus sog. Cellulose (s. d.), d. i. vegetabilischem Zell- oder Faserstoff, zusammengesetzt. Freilich ist auch dieser Stoff keine constante chem. Verbindung, sondern, wie die neuesten Forschungen ergeben haben, von schwankender Zusammensetzung. Doch besteht die Cellulose stets, wie die große Mehrzahl aller pflanzlicher Substanzen, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und spielt der Kohlenstoff die Hauptrolle. Je jünger die Zelle ist, desto reiner pflegt die Cellulose zu sein; je älter, desto mehr ist diese durch in die Zellwand aufgenommene und darin abgelagerte anderweite Stoffe verunreinigt. Die Zellwand wächst nämlich in der Weise, daß sich aus dem Zelleninhalte fortwährend oder periodisch neue Molecule von Zellwandstoff zwischen die bereits in der Zellwand vorhandenen, diese zusammensetzenden Molecule einschieben (einlagern). Man nennt diese Art und Weise zu wachsen das Wachsen durch Intussusception. Bei dem lebhaften Stoffwechsel, welcher zwischen dem Inhalte benachbarter (aneinanderliegender) Zellen oder auch mit der Außenwelt stattfindet, und welcher, da die Zellwand in der Regel keine Oeffnungen hat, nur durch die Membranen der Zellen hindurch auf dem Wege der Diffusion (s. d.) geschehen kann, werden auch Molecule von Stoffen in der Zellwand abgelagert, die mit der Cellulose nichts gemein haben, z. B. Mineralstoffe (namentlich Kalk und Kieselerde), Proteïnstoffe, Pigmente. Namentlich wird aber durch die in sehr vielen Zellen im höhern Alter eintretende Verholzung oder Verkorkung der Zellwand deren chem. und auch physik. Beschaffenheit sehr abgeändert, indem dann der größte Theil der Cellulose sich in Holzstoff (Lignin) oder Korkstoff (Suberin) umwandelt. Zellen, deren Wandung aus purer oder ziemlich reiner Cellulose bestehen, werden durch verdünnte Schwefelsäure und Jodlösung oder (noch schneller und sicherer) durch Chlorzinkjodlösung lebhaft blau bis purpurroth gefärbt; bei verholzten und verkorkten Zellwänden tritt eine solche Färbung nicht mehr ein. Verholzte Zellen werden steif, ja sie können eine steinartige Härte bekommen. So bestehen z. B. die sog. Steinkerne der Pfirsichen, Pflaumen, Kirschen u. s. w., die überaus harten Kokosnußschalen und andere Frucht- oder Samenschalen aus starkverholzten Zellen. Auf verschiedenen Graden der Verholzung der Zellwände beruht zum Theil die große Verschiedenheit in der Härte und Festigkeit des Holzes. Verkorkte Zellwände pflegen elastisch zu sein. Daher erklärt sich die bedeutende Elasticität des Korkes.

Die jugendliche, eben fertig gewordene Zelle aller Cellulosepflanzen ist ein sehr zartes, aus reiner Cellulose bestehendes, mit gebogenen Flächen ausgebildetes Bläschen, welches eine schleimige, feinkörnige Masse enthält: das Protoplasma. Dieses ist ein Gemenge von Proteïnverbindungen, folglich stets stickstoff- und schwefelhaltig. (S. Proteïn.) Durch Verdichtung der äußersten, an die Cellulosemembran grenzenden Schicht des Protoplasma entsteht eine gallertartige, die Zelle inwendig auskleidende Schicht, welche bei Einwirkung von Alkohol, Jod u. a. als dünne Membran von der Zellwand sich loslöst und einen den ganzen Zelleninhalt einschließenden Beutel bildet. Mohl hat diese Schicht verdichteten Protoplasmas den Primordialschlauch genannt, weil bei der Entstehung neuer Zellen (Tochterzellen) im Innern bereits vorhandener Zellen (Mutterzellen) sich zunächst ein Klümpchen Protoplasma bildet, welches an seiner Oberfläche sich verdichtet und sich folglich mit einer scheinbaren Membran umgibt. Die eigentliche starre Cellulosemembran bildet sich erst später, wie man früher annahm, durch die Thätigkeit des sog. Primordialschlauchs, welcher Cellulose aussondern und daher ein Secretionsorgan sein sollte, was sich nicht bestätigt hat. In der jugendlichen Zelle beginnt nun sehr bald eine in verschiedener Weise erfolgende Bewegung des Protoplasma, die sog. Strömung des Protoplasma, einzutreten, deren Dauer verschieden und deren Zweck noch nicht bekannt ist, die aber jedenfalls mit dem Diffusionsproceß zusammenhängt. Durch letztern mag auch die sehr verschiedenartige Verdickung der Zellwand in der Hauptsache hervorgebracht werden. Auf die zuerst gebildete (primäre) Zellenmembran lagern sich nämlich von innen her, wie es scheint, periodisch neue Schichten von Cellulose (Secundär- oder Verdickungsschichten) ab, welche theils von Löchern,

theils von Spalten durchsetzt und daher bald als siebartig oder leiterförmig durchlöcherte Membranen, bald als schraubenförmig gewundene oder zu einem Netzwerk verbundene Bänder und Fasern erscheinen. Auf diese Weise entstehen die sog. getüpfelten (punktirten, porösen), treppen- oder leiterförmigen Spiral- und Netzfaserzellen. Bei sehr starker Verdickung der Zellwand getüpfelter Zellen (und dieselbe kann bis fast zum Verschwinden des Lumens der Zelle erfolgen, z. B. in vielen Bastzellen) bilden die Löcher und Spalten, welche die Verdickungsmasse durchsetzen, Kanäle, die eine sehr verschiedene Gestalt haben können: Tüpfelkanäle. Liegen viele dergleichen Zellen nebeneinander, so pflegen die Tüpfelkanäle der einen Zellwand mit denjenigen der benachbarten zu correspondiren (es laufen die Tüpfelkanäle aufeinander zu). Durch diese Einrichtung ist selbst zwischen Zellen mit sehr stark verdickten und vielleicht völlig verholzten Wandungen noch ein Stoffwechsel möglich, denn nach außen werden ja die Tüpfelkanäle von der primären, niemals verholzenden und daher für Flüssigkeiten und Gase leicht durchdringbaren Zellenmembran geschlossen. Infolge des regen Stoffwechsels zwischen den Zellen verändert sich nun auch deren Inhalt mannichfach. Durch die Thätigkeit des Protoplasma kann eine Menge von Stoffen aus demselben gebildet werden, von denen als die wichtigsten für das Leben der Pflanze bezeichnet werden dürften: Chlorophyll, Stärke, fette und ätherische Oele, Gummi, Wachs, Zucker, Kleber- und Gerbstoff. Diese Stoffe kommen theils in fester (körniger), theils in flüssiger Form in der Zelle vor und sind im letztern Falle dem wässerigen Zellsafte, welcher in der Regel die älter gewordene Zelle größtentheils anfüllt, beigemengt.

Durch das Wachsthum der Zelle, welches als ein durch Intussusception ermöglichter, nach allen oder blos nach bestimmten Richtungen erfolgender Ausdehnungsproceß der Zellwand bezeichnet werden kann, wird die Form der Zelle wesentlich und sehr verschiedenartig abgeändert. So kann aus der ursprünglichen Kugel- oder Ellipsoidform der Zelle die Cylinder-, Faden-, Scheiden-, Sternform (regelmäßige und unregelmäßige) oder eine ganz unregelmäßige verzweigte Form hervorgehen. Bei der Bildung der sog. geschlossenen Zellgewebe, woraus die meisten P. und Pflanzentheile bestehen, welche stets durch die Entwickelung von Tochterzellen in Mutterzellen geschieht, müssen die sich ausdehnenden Zellen aus Mangel an Raum einen gegenseitigen Druck aufeinander ausüben und daher Zellen mit abgeplatteten Flächen und mit Kanten entstehen. Je nach den Richtungen, in welchen die Ausdehnung der Zellwände erfolgt, werden polyëdrische oder rhombendodekaëdrische, langgestreckte, prismatische u. s. w. Zellen entstehen müssen. Bei reihenweise angeordneten gestreckten Zellen in Geweben von bestimmter physiol. Bedeutung tritt häufig eine vollständige oder unvollständige Resorption der die einzelnen Zellen (Glieder der Zellenreihe) trennenden Scheidewände ein, sodaß sich eine solche Zellenreihe in eine Röhre verwandelt, welche bald gar keine Spuren der resorbirten Querwände wahrnehmen läßt, bald mit durchlöcherten horizontalen oder schiefen Querwänden versehen ist. Solche aus Zellenreihen hervorgegangene Röhren werden Gefäße genannt und je nach dem Baue der Verdickungsschicht ihrer Zellen getüpfelte oder poröse Gefäße, Treppen-, Netz- und Spiralgefäße unterschieden. Man hat sie früher für eine eigene Art von Elementarorganen der P. gehalten und sie mit den Blutgefäßen der Thiere verglichen, denen sie aber in keiner Weise ähneln. Die Gefäße finden sich bekanntlich bei allen Samen- und auch bei den höhern Sporenpflanzen, welche zusammen man deshalb Gefäßpflanzen, im Gegensatze zu den übrigen gefäßlosen Sporenpflanzen, den sog. Zellenpflanzen (Moosen, Flechten, Algen, Pilzen), genannt hat. Mit ihnen dürfen nicht die sog. Milchsaftgefäße verwechselt werden, worunter man röhrenförmige, oft sehr lange und vielfach verzweigte dünnhäutige Zellen versteht, welche mit einem gefärbten (am häufigsten milchweißen) Safte angefüllt sind, der sich in ihnen in strömender Bewegung befindet. Diese Milchsaftgefäße kommen zwar in vielen, aber lange nicht in allen P. vor, woraus schon hervorgeht, daß der Milchsaft nicht als der eigentliche, die Pflanze ernährende Saft (wofür ihn Schultz-Schultzenstein hielt, der ihn Lebenssaft nannte und mit dem Blute der Thiere verglich) betrachtet werden kann.

Mit Ausnahme der einzelligen Algen und Pilze sowie der isolirten, als Sporen und Pollenkörner auftretenden Zellen kommen letztere nie vereinzelt, sondern mit andern Zellen zu sog. Zellgewebe verbunden vor, welches als eine Zellenreihe, Zellenschicht oder als ein Zellenkörper ausgebildet sein kann. In allen Zellgeweben sind die einzelnen Zellen untereinander durch die sog. Intercellularsubstanz verkittet. Wäre dies nicht der Fall, so würden die Gewebe in ihre einzelnen Zellen zerfallen, wie das wirklich geschieht, wenn man Zellgewebe mit chlorsaurem Kali und Salpetersäure kocht, indem dann der die Zellen verbindende Kitt aufgelöst wird. Letzterer soll aus der Substanz der nach der Bildung der Tochterzellen zerfließenden Wandungen

der Mutterzellen hervorgehen. Meist befinden sich zwischen den zu einem Gewebe verbundenen Zellen enge, längst deren Kanten verlaufende und daher untereinander communicirende Kanälchen, welche man Intercellulargänge nennt. Bei allen chlorophyllhaltigen und daher grüngefärbten Gefäßpflanzen münden diese Gänge durch die sog. Spaltöffnungen der Oberhaut nach außen. Außerdem kommen häufig größere, bald mit Luft (Gasen), bald mit eigenen Säften (Milchsaft, ätherisches Oel, Gummi, Harz) gefüllte Zwischenräume im Zellgewebe vor: Intercellularräume, in welche oft auch eine Menge Intercellulargänge münden. Beide zusammen bilden das Intercellularsystem der Pflanze, dessen Hauptbestimmung ist, die Gase der Atmosphäre durch die Pflanze zu verbreiten und ebenso gasförmige Körper aus der Pflanze (durch die Spaltöffnungen) hinauszuschaffen.

Das Zellgewebe läßt je nach seinem Alter und namentlich je nach seiner Lage im Pflanzenkörper sowie je nach seiner physiol. Bestimmung eine sehr verschiedenartige Gestaltung und Organisation erkennen. Jeder junge, noch unentwickelte Pflanzentheil (z. B. der sog. Vegetationskegel in der noch nicht aufgebrochenen Blattknospe, welcher die noch unentwickelten, ganz kleinen Blattanlagen trägt) besteht aus kleinen rundlich-eckigen, dünnwandigen, von Protoplasma strotzenden Zellen. Ein solches Zellgewebe nennt man Urparenchym. Aus demselben entwickelt sich an der Oberfläche des betreffenden Pflanzentheils zunächst durch einfache Ausdehnung der äußersten Zellen die Oberhaut, welche meist aus tafelförmig abgeplatteten Zellen besteht und je nach ihrer Ausbildung als Epithelium (zartwandige, blasig nach außen vorragende Zellen ohne Intercellulargänge), Epiblema (dickwandige, platte Zellen ohne Intercellulargänge) oder Epidermis (abgeplattete, sehr verschieden geformte Zellen mit Intercellulargängen) ausgebildet erscheint. Erstere Form bildet die zarte Haut der Blumenblätter, kleidet die Fächer der Fruchtknotenhöhle und andere Hohlräume aus. Die zweite Form tritt an von Erde oder Wasser bedeckten Pflanzentheilen auf (z. B. bei allen Wurzeln), während die dritte sich nur an in Berührung mit der atmosphärischen Luft befindlichen, aus chlorophyllhaltigem Gewebe bestehenden (grüngefärbten) Pflanzentheilen zu bilden vermag und daher z. B. alle Blätter umkleidet. Die zwischen den Zellen der Epidermis befindlichen Gänge werden nach außen gewöhnlich von zwei halbkugeligen, contractilen Zellen begrenzt, durch welche ihre Mündung geschlossen und geöffnet werden kann. Man nennt diesen ganzen Apparat eine Spaltöffnung. Unter jeder Spaltöffnung pflegt ein kleiner Intercellularraum zu liegen, in welchen die benachbarten Intercellulargänge des unter der Epidermis befindlichen Zellgewebes münden. Dieser Raum heißt die Athmungshöhle. Die Außenfläche der Epidermis ist mit der Cuticula, einer Absonderungsschicht der Oberhautzellen, überzogen, welche eine continuirliche structurlose Membran bildet und bestimmt ist, die Verdindung durch die Zellenwände hindurch zu beschränken. Gleichzeitig oder fast gleichzeitig mit der Bildung des Oberhautgewebes verwandelt sich im Innern des jugendlichen Pflanzentheils das Urparenchym in Parenchym und Cambium. Ersteres, welches aus sehr verschieden geformten Zellen zusammengesetzt sein kann, ist dazu bestimmt, kohlenstoffreiche Substanzen (z. B. Stärkemehl) zu bilden; es dient vorzugsweise dem Ernährungsprocesse. Das aus zartwandigen, gestreckten, mit Protoplasma gefüllten Zellen zusammengesetzte Cambium dagegen ist vorzüglich dazu bestimmt, neue Zellen zu erzeugen, folglich ein Bildungsgewebe. Dasselbe erzeugt sowol diejenigen Zellen, aus denen das Holz- und Bastgewebe zusammengesetzt ist, als auch die Gefäße, letztere dadurch, daß ganze Reihen von Cambiumzellen sich in Gefäße verwandeln. Die Gefäße bilden sich aber in der Regel nicht vereinzelt, sondern gleich mehrere oder viele auf einmal. Auf diese Weise entstehen sog. Gefäßbündel. Auch sind diese gewöhnlich nicht blos aus Gefäßen, sondern zum Theil auch aus Bastzellen und noch unveränderten Cambiumzellen zusammengesetzt. (Ueber die Zusammensetzung des Bast- und Holzgewebes s. Bast und Holz.) Noch ist das Korkgewebe zu erwähnen. Dieses besteht aus Zellen mit verkorkten Wandungen, welche theils in den Zellen der Oberhaut, theils in denjenigen des unter der Oberhaut gelegenen Parenchyms (in der Rinde), theils anderwärts sich bilden und niemals von Intercellulargängen durchsetzt ist. Dasselbe dient theils dazu, die Verdunstung zu verhüten, theils, wo es im Innern von Pflanzentheilen auftritt, die Saftcirculation zu unterbrechen und den Stoffwechsel aufzuheben (z. B. bei Krankheitsprocessen, welche durch Korkgewebe localisirt werden), theils oberflächliche Wunden zu schließen (zum Vernarben). Aus diesen verschiedenen Gewebarten sind die einzelnen Theile aller Gefäßpflanzen zusammengesetzt, während z. B. die Pilze (s. d.) nur aus sog. Fasergewebe (aus fadenförmigen Zellen) bestehen.

Sieht man von den Sporengewächsen ab, so ist der Pflanzenkörper aus Wurzel, Stamm oder Stengel (mit seinen Aesten und Zweigen) und Blättern zusammengesetzt. Die Blüten und

die Früchte, welche durch erstere producirt werden, sind, insofern sie aus Achsen- (Stamm-) und Blattorganen zusammengesetzt, abgeleitete Organe, Stamm (mit Wurzel) und Blatt daher als die Grundorgane der Pflanze zu betrachten. (Ueber die Entwickelungsgeschichte und die äußere Gestaltung aller dieser Theile des Pflanzenkörpers s. **Blatt, Blüte, Frucht, Knospe, Same, Stamm, Stengel, Wurzel.**) Jede echte Wurzel ist an ihrer Spitze mit einer aus dickwandigen Parenchymzellen bestehenden Hülle, einer sog. Wurzelhaube versehen, welche die Bestimmung hat, die zarte Wurzelspitze beim Eindringen in den Boden vor Verletzung zu schützen. Unter dieser Haube befindet sich nämlich stets der jüngste Theil der Wurzel, welcher aus Zellen besteht, die fortwährend oder periodisch Tochterzellen hervorbringen. Die Wurzel verlängert sich also nach unten durch Wachsen oberhalb ihrer äußersten Spitze, der Wurzelhaube. Der jüngste Theil der Wurzel ist mit einfachen kurzen Haaren (Wurzelhaaren) bedeckt, oft so dicht, daß er wie mit einem Filz bekleidet erscheint. Diese Wurzelhaare sind einfache kegelförmige Verlängerungen einzelner Epiblemazellen und dazu bestimmt, die tropfbar-flüssige Nahrung aus dem Boden (bei Wasserpflanzen aus dem Wasser) aufzusaugen. Bezüglich des innern Baues stimmen die Wurzeln im allgemeinen mit dem Stamme oder Stengel überein. Dieser läßt eine wesentlich verschiedene Structur erkennen, je nachdem die betreffende Pflanze zu den Gefäßkryptogamen, Gymnospermen, Monokotyledonen oder Dikotyledonen gehört. Der monokotyle Stamm zeigt auf dem Querschnitt gewöhnlich viele, aber kleine, regellos zerstreute Gefäßbündel, welche durch Parenchym getrennt sind. Eine deutliche Sonderung des Gewebes in Rinde, Holz und Mark lassen auch die Baumstämme (z. B. die Stämme der Palmen) nicht erkennen. Auf dem Längsschnitt bemerkt man, daß die Gefäßbündel, welche hier als Fasern oder Fäden (höchstens von der Dicke eines Bindfadens) erscheinen, entweder parallel unter sich und geradlinig emporsteigen (z. B. im Halme der Gräser, im Lilienstengel, im Stamm der Rotangpalmen oder des span. Rohrs), oder sich kreuzen, indem ein jedes unter der Rinde entspringt und einen mit der Convexität nach dem Centrum gerichteten Bogen beschreibt (im Stamme der meisten Palmen). Im erstern Falle spaltet sich jedes Gefäßbündel in den Knoten, d. h. da, wo äußerlich ein Blatt oder Blattwirtel an der Achse sitzt, in zwei Stränge, von denen der eine weiter geradlinig emporsteigt, während der andere sich nach außen biegt, um in das Blatt einzutreten. Außerdem geben die durch den Knoten hindurchgehenden Gefäßbündel eine Menge Zweige ab, welche sich gegenseitig miteinander verbinden. Jeder Knoten enthält daher ein Geflecht von Gefäßbündeln, welches oft eine bedeutende Festigkeit besitzt, wie z. B. in den Knoten des Grashalms. Im Palmenstamme verzweigen sich die bogig aufsteigenden Gefäßbündel ebenfalls, und zwar namentlich in der Peripherie des Stammes, wo sie entspringen, weshalb das Holz der Palmen unter der Rinde am dichtesten und härtesten, im Centrum dagegen locker und oft krautartig weich ist. Jedes einzelne monokotyle Gefäßbündel ist von fest zusammenschließenden Bastzellen umgeben, welche rasch verholzen und es dann unmöglich machen, daß sich das Bündel fernerhin verdicken kann. Das im Innern eingeschlossene Cambium kann dann keine neuen Gefäße, Holz- und Bastzellen mehr bilden und dient blos noch der Leitung des aufwärts steigenden Saftes. Man nennt deshalb die Gefäßbündel der Monokotyledonen geschlossen. Auch vermag sich der Stamm nach der Verholzung der Gefäßbündel nicht mehr zu verdicken. Da nun die Verholzung in der Richtung von unten nach oben fortschreitet, so behält der Stamm entweder eine und dieselbe Stärke (erscheint als ein Cylinder ausgebildet) oder er wird, wenn der Baum, je höher er wächst, desto lebhafter vegetirt, nach oben zu dicker (umgekehrt kegel- oder auch spindelförmig). Der dikotyle Stamm läßt auf dem Querschnitt in der Regel eine deutliche Sonderung in Rinde, Holz- oder Gefäßbündelkörper und Mark erkennen. Der Holzkörper wird durch radiale Streifen von Parenchym durchsetzt, welche das ebenfalls aus Parenchym bestehende Mark mit der aus Parenchym und Bastgewebe zusammengesetzten Rinde verbinden und Markstrahlen genannt werden. Zwischen dem Holzkörper und der Rinde befindet sich ein schmaler Kreis von Cambiumgewebe, welcher sich durch alle in einen einzigen Kreis gestellte, durch die Markstrahlen voneinander getrennte Gefäßbündel hindurch erstreckt. Dadurch wird es den Gefäßbündeln möglich, sich fort und fort zu verdicken, solange als der Stamm lebt, dem sie angehören. Bei allen dikotylen Holzgewächsen, ebenso in den ausdauernden Wurzeln und Wurzelstöcken wird alljährlich durch die Thätigkeit des Cambiumringes nach innen zu neues Holz, d. h. neue Holzzellen und Gefäße, nach außen zu neue Rinde, d. h. neues Rindenparenchym und Bastgewebe, gebildet. Jedes Gefäßbündel verdickt sich also alljährlich in radialer Richtung von innen nach außen und muß daher allmählich auf dem Querschnitt eine keilförmige Gestalt erhalten. In allen Zonen, wo die Thätigkeit des Cambiumringes, sei es durch Kälte (im Winter) oder durch Trockenheit und Hitze

(im Sommer) mehrere Monate lang unterbrochen wird, wo also die Thätigkeit des Cambiumringes eine periodische ist, bilden sich im Holzkörper sog. Jahrringe aus. Auf dem Längsschnitt betrachtet, zeigen die Gefäßbündel entweder einen geradlinigen und parallelen Lauf (z. B. in den Stengeln der meisten dikotylen Kräuter), in welchem Falle die Markstrahlen continuirliche senkrechte Parenchymschichten darstellen, oder die Gefäßbündel steigen schlangenförmig hin und her gebogen empor, Spalten zwischen sich lassend, durch welche die Markstrahlen als wirkliche radiale Streifen hindurchtreten, sich rechtwinkelig mit den Gefäßbündeln kreuzend (bei allen Holzgewächsen). In beiden Fällen legen sich die Gefäßbündel in den Knoten aneinander, Schlingen bildend, von deren Umfang diejenigen Gefäßbündel entspringen, welche in die am Knoten sitzenden Blätter sowie in die Achselknospen eintreten. Einen ganz ähnlichen Bau besitzt der Stamm der Gymnospermen (z. B. der Nadelhölzer). Nur werden hier die zwischen den Markstrahlen befindlichen Portionen des Holzkörpers, mit Ausnahme des innersten Jahrringes (der Markscheide), welcher wirkliche Gefäße enthält, blos aus langgestreckten, mit behöften Tüpfeln versehenen Holzzellen gebildet. Auch legen sich die Holzbündel da, wo außen Blätter ansitzen, nicht zu Schlingen aneinander, sondern es treten Zweige derselben durch die Markstrahlspalten direct in die Blätter über, woselbst sie sich in Gefäßbündel verwandeln. Die Blätter sind nach ihrer Gestalt und Lebensdauer sowie auch in den einzelnen Abtheilungen des Gewächsreiches sehr verschiedenartig gebaut. Bei allen Gefäßpflanzen stimmen sie jedoch darin überein, daß sie eine Epidermis als äußere Umhüllung und im Innern Gefäßbündel enthalten, welche in einem von vielen Intercellulargängen durchzogenen Parenchym liegen. Die Blätter der Nadelhölzer, wenigstens die schmalen oder eigentlichen Nadeln, enthalten blos ein einziges und unverzweigtes Gefäßbündel, während in die Blätter aller übrigen Gefäßpflanzen mehrere Gefäßbündel eintreten, welche sich verzweigen, oft so vielfältig, daß dadurch ein förmliches Netzwerk (ein sog. Adernetz) gebildet wird.

Durch diesen Bau der Ernährungsorgane wird die Pflanze zur Unterhaltung aller derjenigen Processe befähigt, welche man zusammen als das Leben der Pflanze bezeichnet. Dasselbe äußert sich in den Erscheinungen der Ernährung, des Wachsthums, der Erzeugung der Fortpflanzungsorgane (Samen, Sporen) und im Keimungsproceß des keimfähigen Fortpflanzungsorgans. Der reife Same enthält alle Stoffe, welche zur Entwickelung einer neuen Pflanze aus dem schlummernden Keime (s. d.) erforderlich sind. Es bedarf nur des Hinzutritts eines für jede Pflanzenart bestimmten Quantums von Luft, Wasser, Wärme und Licht, um den Keimungsproceß einzuleiten. Durch das in den Samen eindringende Wasser werden zunächst die Zellen ausgedehnt, mit neuer Flüssigkeit gefüllt und ihre Wandungen für den Stoffwechsel auf dem Wege der Diffusion geschickt gemacht. Zugleich löst das Wasser die im Samen stets vorhandenen Proteïnverbindungen auf, der mit der Luft in den Samen gelangte Sauerstoff wirkt hierauf zersetzend auf die gelösten Proteïnverbindungen ein, infolge dessen Kohlensäure entsteht, welche theils entweicht, theils von dem in den Zellen befindlichen Wasser absorbirt wird. Das kohlensaure Wasser wirkt, unterstützt durch die bei der Bildung der Kohlensäure entstandene Wärme (keimende Samen entwickeln stets Wärme, z. B. Gerstenmalz), auflösend und in Verbindung mit dem freigewordenen Schwefel der gelösten Proteïnverbindungen umbildend auf das sehr häufig in den Samen (dem Eiweißkörper oder den Kotyledonen) aufgespeicherte Stärkemehl oder fette Oel ein. So entstehen eine Reihe organischer Stoffe (Dextrin, Zucker, Gummi u. a.), kurz eine Masse, aus welcher erfahrungsmäßig die Cellulose hervorgeht, und es ist dann folglich die Möglichkeit zur Neubildung von Zellen geboten. Zunächst wird aber die Vergrößerung des Keimes, dessen Umgestaltung zu einer Keimpflanze durch einfache Ausdehnung der Urparenchymzellen bewirkt, woraus jeder Keim in der Hauptsache besteht. Die Ausdehnung der Zellen würde aber ohne eine fortwährende reichliche Ernährung nicht möglich sein. Diese spenden die Kotyledonen oder der Eiweißkörper, woselbst stets außer sog. Klebermehl (Proteïnverbindungen in fester Form), Stärke oder fettes Oel während des Reifens der Samen aufgespeichert wird. Solange diese Nährstoffe reichen und bis die junge Pflanze ihr Wurzelsystem und die ersten wirklichen Blätter vollständig entwickelt hat, bedarf die Keimpflanze keiner andern Nahrung, nimmt daher auch keine solche weder aus dem Boden noch aus der Luft auf. Sie kann sich überhaupt noch nicht selbst ernähren, sondern muß durch die Kotyledonen, die gewissermaßen die Rolle der Amme spielen, ernährt werden, weil sie noch nicht zu assimiliren, d. h. noch nicht aus anorganischen Verbindungen organische zu bilden vermag. Dies wird allein der beblätterten Pflanze möglich. Die Ernährung der selbständig gewordenen, beblätterten Pflanze geschieht im allgemeinen folgendermaßen. Mit dem im Boden befindlichen, tropfbar-flüssigen Wasser saugen die Wurzeln alle in Wasser lös-

lichen anorganischen Stoffe auf, welche den P. als Nahrungsmittel dienen. Die wichtigsten dieser Nahrungsmittel sind Ammoniakverbindungen, kohlen-, kiesel-, schwefel- und phosphorsaure Salze von Alkalien und Metallen (namentlich Eisen und Mangan). Gleichzeitig nehmen die Blätter und alle grüngefärbten und daher mit einer Epidermis versehenen Pflanzentheile Sauerstoff und Kohlensäure aus der Luft auf, geben aber auch diese Gasarten wieder an die Luft ab. Am Tage wird, namentlich im Sonnenlicht, Kohlensäure aufgenommen und Sauerstoff ausgeschieden, in der Nacht und überhaupt im Dunkeln dagegen Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure ausgeschieden. Man nennt diesen doppelten Vorgang den Athmungs- oder Respirationsproceß der Pflanze. Daß derselbe für die Pflanze unentbehrlich ist und das Ein- und Ausathmen der genannten Gase durch die Spaltöffnungen geschieht, beweist unter anderm die Thatsache, daß P., deren Blätter mit Oel bestrichen wurden, welches natürlich die Spaltöffnungen verklebt, eingehen. Der Respirationsproceß beruht auf der Zersetzung der in das Parenchym der Blätter gelangten Luft und der ebenfalls bis dahin emporgeführten kohlensauren Verbindungen durch die chem. Thätigkeit des in den Zellen des Blattparenchyms stets befindlichen Chlorophylls, welches als das eigentliche Organ der Assimilation betrachtet werden muß. Die mit dem von den Wurzeln aufgesogenen Wasser gemengten anorganischen Nährstoffe des Bodens oder der sog. rohe Nahrungssaft wird nämlich mittels der Gefäßbündel durch den Stamm oder Stengel und dessen Aeste und Zweige bis in die Blätter geleitet, woselbst er mit den zu den Spaltöffnungen eingedrungenen Gasen der Atmosphäre in Berührung kommt. Durch die Thätigkeit des Chlorophylls werden nun die gelösten Nährstoffe des Bodens wie auch die Kohlensäure der Luft in ihre Elemente zerlegt und unter Abscheidung des Uebermaßes von Sauerstoff und Kohlensäure neue organische Verbindungen gebildet, welchen Vorgang man den Assimilationsproceß nennt. Es bilden die Chlorophyllkörner zunächst Stärke, welche in ihrem Innern während des Tages erzeugt und während der Nacht wieder aufgelöst und in flüssiger Form an die sog. Leitzellen der Gefäßbündel abgegeben wird, die hierauf diese flüssige Stärke sowie andere in den Blättern gebildete organische Substanzen (Dextrin, Zucker, Proteïnverbindungen) in das Bastgewebe der Rinde überführen. Hier bewegt sich dieser aus assimilirten Substanzen bestehende Saft langsam abwärts (eigentlicher Nahrungssaft) und verbreitet sich zugleich durch die Markstrahlen (bei den Dikotyledonen und Gymnospermen) oder durch das angrenzende Parenchym (bei den Monokotyledonen) seitlich bis in das Mark und in alle Theile des Holzes und der Rinde. Auf diesem Wege werden in den Zellen, welche der abwärts sich bewegende Saft passirt, die verschiedenartigsten Pflanzenstoffe, welche sich aus diesem Saft bilden, in fester oder flüssiger Form niedergelegt, vorzüglich aber Stärkemehlkörner (namentlich in Rinde und Mark, auch im Samen), Klebermehl und fettes Oel (beide vorzüglich in den Samen). Die genannten Stoffe sind dazu bestimmt, in einer spätern Vegetationsperiode (z. B. bei allen Holzgewächsen und perennirenden P. im nächsten Frühlinge nach dem Winter) durch das von den Wurzeln aufgenommene kohlensaure Wasser aufgelöst und in ernährenden Saft umgewandelt zu werden. Dadurch wird es möglich, daß die Winterknospen der Holzgewächse und perennirenden P. zu einer Zeit, wo noch keine Blätter vorhanden sind, wo also jene P. noch nicht assimiliren können, auszutreiben und sich in beblätterte Triebe zu verwandeln vermögen, denn die Auflösung jener aufgespeicherten Nährstoffe, die man in diesem Zustande Reservestoffe nennt, erfolgt stets im ersten Frühlinge vor dem Laubausbruch. Durch den abwärts steigenden Nahrungssaft werden auch neue Zellen gebildet überall, wo es nothwendig erscheint. Das Emporsteigen des rohen Nahrungssaftes wird, abgesehen von uns unbekannten Kräften, welche in der den P. wie den Thieren innewohnenden, unerklärbaren Vitalität oder Lebensthätigkeit ruhen, durch physik. Kräfte bewirkt, nämlich theils durch die endosmotischen Kräfte des Diffusionsprocesses, theils durch die Verdunstung des Wassers an der Oberfläche des Pflanzenkörpers und besonders der Blätter, welche ein Nachströmen des Wassers aus den damit noch angefüllten Zellen in die durch die Verdunstung entleerten Zellen bedingt. Die Vorgänge der Verdunstung, auf welche die Temperatur der Luft von sehr bedeutendem Einfluß ist, werden der Transspirationsproceß der P. genannt. Die Menge des Wassers, welches durch die P. verdunstet wird, ist eine ganz ungeheuere. So hat man berechnet, daß ein mit Hopfen bepflanzter Morgen Ackerland von 40000 Quadratfuß Flächenraum in 120 Tagen (während der Vegetationsperiode des Hopfens) 4,250000 Pfd. Wasser verdunstet. P. mit zarten, dünnen Blättern verdunsten mehr Wasser als solche mit lederartigen, harten Blättern. Deshalb ist die Luft in Laubwäldern feuchter und frischer als in Nadelwäldern. Das Ergebniß des Ernährungsprocesses ist das Wachsthum der P., welches theils in der Erzeugung neuer Zellen, theils in der Ausdehnung der Zellen beruht. Dieser

Proceß ist während der Vegetationsperiode jeder Pflanze am Tage lebhafter als in der Nacht, im Frühling und Vorsommer gesteigerter als im hohen Sommer und Herbst. Ueber die Fortpflanzung der Gewächse s. Befruchtung, Keim, Same. Die wichtigsten neuern Handbücher über die Anatomie und Physiologie der P. sind: Schacht, „Lehrbuch der Anatomie und Physiologie der Gewächse“ (2 Bde., Berl. 1856—59), und Hofmeister, „Handbuch der physiol. Botanik“ (Bd. 1—4, Lpz. 1865 fg.). Mit den Vorgängen des Ernährungsprocesses stehen im innigsten Zusammenhange die Pflanzenkrankheiten; diese sind ihrem Wesen nach nichts anderes als abnorme Veränderungen der chemisch-physiol. Thätigkeit der Zellen, welche durch sehr verschiedene Ursachen veranlaßt werden können. Viele solcher Krankheiten entstehen z. B. durch das Eindringen von Schmarotzerpilzen. (S. Parasiten.) Ueber die wichtigsten Krankheiten unserer Culturgewächse, z. B. über den Brand und Rost, das Mutterkorn, den Mehlthau, die Kartoffelkrankheit, die Traubenfäule u. a., siehe die besondern Artikel. Gleich den Krankheiten der Thiere theilt man diejenigen der P. in allgemeine und örtliche, in sporadische und epidemische ein.

Die Uebersicht über das Pflanzenreich gewährt die wissenschaftliche Anordnung der Pflanzenarten (species) oder das Pflanzensystem. Die Alten theilten die P. nach ihrem äußern Ansehen in Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser u. s. w. ein. Eine solche Eintheilung oder Gruppirung der Pflanzenarten war keine wissenschaftliche. Später entstanden sog. künstliche Pflanzensysteme, d. h. Anordnungen der Pflanzengattungen und Arten nach äußern, leicht erkennbaren, oft sehr zufälligen Merkmalen. Unter den künstlichen Systemen hat das Linné'sche oder Sexualsystem die größte Berühmtheit erlangt und die meisten Anhänger gefunden. In diesem Systeme, welches noch immer beim Unterricht in der systematischen Botanik zu Grunde gelegt zu werden pflegt, sind die Zahlen-, Stellungs- und Verwachsungsverhältnisse der Staubgefäße und Stempel, das Vorkommen von Zwitter- und eingeschlechtigen Blüten u. s. w. als Eintheilungsprincipien benutzt. Das System gliedert sich hiernach in folgender Weise: I. P. mit deutlichen Geschlechtsorganen: Phanerogamen. A. Alle Blüten sind Zwitterblüten; a. Staubgefäße frei, d. h. nicht unter sich oder mit dem Stempel verwachsen. Hierunter die ersten funfzehn Klassen: 1) ein Staubgefäß: Monandria, Einmännigkeit; 2) zwei Staubgefäße: Diandria, Zweimännigkeit; 3) drei Staubgefäße: Triandria, Dreimännigkeit; 4) vier Staubgefäße: Tetrandria, Viermännigkeit; 5) fünf Staubgefäße: Pentandria, Fünfmännigkeit; 6) sechs Staubgefäße: Hexandria, Sechsmännigkeit; 7) sieben Staubgefäße: Heptandria, Siebenmännigkeit; 8) acht Staubgefäße: Octandria, Achtmännigkeit; 9) neun Staubgefäße: Enneandria, Neunmännigkeit; 10) zehn Staubgefäße: Decandria, Zehnmännigkeit; 11) zwölf Staubgefäße: Dodecandria, Zwölfmännigkeit; 12) zwanzig und mehr Staubgefäße, welche auf dem Kelch eingefügt sind: Icosandria, Zwanzigmännigkeit; 13) zwanzig und mehr Staubgefäße, welche auf dem Blütenboden stehen: Polyandria, Vielmännigkeit; 14) zwei lange und zwei kurze Staubfäden: Didynamia, Zweimächtigkeit; 15) vier lange und zwei kurze Staubfäden: Tetradynamia, Viermächtigkeit. b. Die Staubfäden verwachsen, die Staubbeutel frei. Hierunter drei Klassen: 16) Staubfäden in eine Röhre verwachsen: Monadelphia, Einbrüdrigkeit; 17) Staubfäden in zwei Bündel verwachsen: Diadelphia, Zweibrüdrigkeit; 18) Staubfäden in drei oder mehr Bündel verwachsen: Polyadelphia, Vielbrüdrigkeit. c. Die Staubbeutel in eine Röhre verwachsen, die Staubfäden frei. Hierunter eine Klasse: 19) Syngenesia. d. Staubgefäße mit dem Stempel verwachsen. Hierunter eine Klasse: 20) Gynandria, Mannweibigkeit. B. Blüten eingeschlechtig, oder eingeschlechtige mit Zwitterblüten vermengt. Hierunter drei Klassen: 21) blos eingeschlechtige Blüten, männliche und weibliche auf einer Pflanze: Monoecia, Einhäusigkeit; 22) blos eingeschlechtige Blüten, männliche und weibliche auf zwei Pflanzen: Dioecia, Zweihäusigkeit; 23) eingeschlechtige und Zwitterblüten auf einem, zwei oder drei Pflanzenindividuen: Polygamia, Vielehe. II. P. mit verborgenen (undeutlichen) Geschlechtsorganen: Kryptogamen. Hierunter eine Klasse: 24) Cryptogamia.

Den künstlichen Systemen steht das natürliche System entgegen, bei welchem die P. nach ihrer durch übereinstimmende Gestaltung wichtiger Organe bedingten Verwandtschaft in Klassen, Ordnungen und Familien eingetheilt werden. Der Urheber des natürlichen Systems (auch natürliche Methode genannt) war Bernard de Jussieu (s. d.). Nach seinem System zerfallen sämmtliche P. zunächst in Akotyledonen und Kotyledonenpflanzen, letztere wieder in Monokotyledonen (s. d.) und Dikotyledonen (s. d.). Der ältere Decandolle theilte die Gewächse zunächst in Gefäß- und Zellenpflanzen ein, erstere hierauf in exogene oder dikotyle und in endogene oder monokotyle, letztere in beblätterte und blattlose. Endlicher und Unger schieden die P. in Lagerpflanzen (Thallophyta) und Stammpflanzen (Cormophyta). Erstere zerfallen in Urgewächse

(Protophyta), nämlich die Algen und Flechten, und in später erzeugte P. (Hysterophyta), die Pilze. Die Stammpflanzen werden in Endsprosser (Acrobrya, wozu die Moose, Farrn und andere Gefäßkryptogamen sowie einige Schmarotzerpflanzen gehören), Umsprosser (Amphibrya, identisch mit Jussieu's Monokotyledonen) und Endumsprosser (Acramphibrya) eingetheilt, letztere, welche den Dikotyledonen entsprechen, wieder in Gymnospermen (s. d.), Apetalen (ohne Blumenkrone), Gamopetalen (mit ganzblätteriger Blumenkrone) und Dialypetalen (mit getrenntblätteriger Blumenkrone). Willkomm theilt sämmtliche Gewächse in Sporenpflanzen (Sporophyta) und Samenpflanzen (Spermatophyta) ein, letztere in nacktsamige (Gymnospermen) und bedecktsamige (Angiospermen). Diese zerfallen wieder in Monokotyledonen und Dikotyledonen. Alle diese Formen des natürlichen Systems stimmen in ihren Hauptabtheilungen mit dem Jussieu'schen überein. Ausführliche Darstellungen aller dieser und vieler anderer Systeme finden sich in Willkomm's «Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1854) sowie auch in Seubert's «Pflanzenkunde in populärer Darstellung» (4. Aufl., Lpz. und Heidelb. 1866), welches Werk zum Selbststudium der Botanik besonders empfehlenswerth ist.

Pflanzengeographie oder Phytogeographie heißt die Lehre von dem Vorkommen, der Vertheilung und Gestaltung der gegenwärtig die Erdoberfläche bedeckenden Vegetation. Diese Lehre zerfällt in vier Abtheilungen oder Disciplinen: allgemeine P., Topographie, Statistik und Physiognomik der Pflanzen. Die allgemeine P. hat die Ursachen und Gesetze zu erforschen, welche der Verschiedenartigkeit in dem Vorkommen und der Verbreitung der Pflanzenarten und Pflanzenindividuen und in der Vertheilung der aus denselben zusammengesetzten Vegetation zu Grunde liegen. Dieser Theil der P. steht mit der physik. Geographie, mit der Geognosie und Bodenkunde, mit der Meteorologie, folglich mit Chemie und Physik im innigsten Zusammenhange. Die Topographie hat die verschiedenen Verhältnisse des Vorkommens und der Verbreitung der Pflanzen zu untersuchen und dieselben auf bestimmte Gesetze zurückzuführen, die Statistik die Vertheilung der Vegetation auf der Erdoberfläche und ihre Zusammensetzung in den verschiedenen Gegenden der Erde zu ermitteln und danach die Erdoberfläche in bestimmte Bezirke (pflanzengeogr. Reiche und Provinzen, Zonen und Regionen) einzutheilen, die Physiognomik die gesellig wachsenden oder durch auffällige Formen ausgezeichneten Pflanzen hinsichtlich ihres äußern Aussehens miteinander zu vergleichen und auf diese Weise die eigenthümliche Physiognomie derselben hervorzuheben sowie das Ansehen (den Charakter) der Vegetation in verschiedenen Gegenden der Erde zu beschreiben. Die P. ist ein überaus wichtiger Theil der Botanik, namentlich in Beziehung auf das praktische Leben, weil sie die Bedingungen kennen lehrt, unter welchen die Pflanzen, folglich auch die Culturgewächse, allein gut zu gedeihen vermögen. Es mangelt aber dieser Wissenschaft noch eine genügende Ausführung, da ein großer Theil der Erdoberfläche in dieser wie in jeder andern Beziehung noch nicht durchforscht ist. Es sind bisjetzt etwa gegen 150000 Gewächse beschrieben; nach vergleichender Berechnung dürfte aber ihre Zahl sich noch verdreifachen. Eigentlich kosmopolitische Pflanzen gibt es, außer den vom Menschen zumal mit den Cerealien verschleppten sog. Unkräutern, nur wenige; vielmehr hat die Pflanzenwelt jedes Welttheils ihre eigenthümlichen und vorherrschenden Formen und verleiht dadurch dem Lande seine natürliche Physiognomie. In manchen getrennt liegenden großen Ländern erreicht diese Eigenthümlichkeit der Vegetation die äußersten Grenzen. Neuholland ernährt unter 5000 sehr charakteristisch gebildeten Arten nur 400 auch in andern Ländern vorkommende; die Flora von Südafrika ist ebenso besonders. Selbst innerhalb engerer Umgrenzungen wiederholt sich, wenngleich in geringerm Maße, derselbe Fall, z. B. in Südfrankreich, verglichen mit Norddeutschland. Die thermometrischen Verhältnisse erklären zwar hier vieles, aber nicht alles. Jedermann sieht wol ein, warum an der Südküste Englands, in der Nähe des wärmern Meeres, Pflanzen im Freien gedeihen, welche auf gleicher Breite dem Continentalklima Deutschlands erliegen, und warum manche Alpenpflanzen der Schweiz in Norwegen tief unten in der Ebene vorkommen; allein noch bleiben viele unerklärbare Erscheinungen übrig. Bei ganz gleichem thermischen Klima gedeihen viele nordasiat. Pflanzen nicht in Deutschland und deutsche nicht in Nordamerika oder auf den Falklandsinseln. Eine andere Bedingung der Verbreitung der Pflanzen liegt in der Bodenbeschaffenheit. Urgebirge und Diluvialschichten, Kalk-, Sand-, Salz- und Moorboden haben ihre besondern Floren. Hier bleibt der Schlußfolgerung noch ein weites Feld offen. An aufgehäuften Beobachtungen ist allerdings ein reicher Schatz vorhanden, seit der eigentliche Begründer der P., Alex. von Humboldt, in seinen «Ideen zu einer Geographie der Pflanzen» (Tüb. 1805) die einfachern Gesetze und ein großes Musterbild der Art hinstellte, wie solche Forschungen zu betreiben

sind. Ihm sind sehr viele Reisende gefolgt, welche, mit dem Barometer in der Hand, die Höhe der Pflanzenzonen bestimmten, geognostisch den Boden prüften, und kaum gibt es noch ein irgend zugängliches Land, über welches solche Nachweise ganz fehlten. Unger sucht in seinem Werke «Ueber den Einfluß des Bodens» (Wien 1836) zu beweisen, daß hauptsächlich die chem. Qualität des Bodens einen besondern Einfluß auf die Vertheilung der Pflanzen ausübe. Vgl. auch Schouw, «Pflanzengeographie» (Berl. 1820) und Decandolle, «Géographie botanique raisonnée» (2 Bde., Genf und Par. 1855).

Pflanzenkunde, s. Botanik.

Pflanzenthiere, s. Zoophyten.

Pflaster (Emplastrum) ist ein zur äußern Anwendung bestimmtes Arzneimittel, welches sich von den übrigen äußern Mitteln dadurch unterscheidet, daß es die größte Consistenz besitzt. Die Grundmasse des P. bilden gewöhnlich Harz, Wachs oder Heftpflaster, welch letzteres aus Bleiseife (ölsaures Bleioxyd) besteht. Es wird die Masse dünn auf Leinwand, Leder u. dgl. gestrichen und die betreffende Hautstelle damit bedeckt. Man bedient sich der P. entweder zur Vereinigung getrennter Theile, so des gemeinen Heftpflasters, des sog. englischen P. (auf Taffet gestrichene Hausenblasenlösung), oder man bezweckt eine Einwirkung auf die Haut oder darunter liegender Theile. Bei den meisten P. kommen aber nicht die ihnen zugesetzten Stoffe zur Geltung, sondern sie wirken nur durch die Bedeckung der Haut, durch das Warmhalten derselben und durch den Reiz, welchen die harzigen Bestandtheile der Pflastermasse (Terpentin) ausüben. Von besonderer Wirkung ist jedoch das Blasenpflaster (Emplastrum cantharidum, vesicatorium), welches Kanthariden enthält. Das sog. Drouot'sche P. ist eine Abart desselben, zu deren Bereitung ein ätherischer Kantharidenauszug verwendet wird.

Pflasterung ist ein für große Städte sehr wichtiger Theil der Baukunst. Man unterscheidet rauhe und platte P. Zu jener verwendet man größere oder kleinere, am zweckmäßigsten gleichgroße, feste und dauerhafte Steine, die bei der lütticher P. ziemlich quadratisch bearbeitet werden. Zu dieser nimmt man meist Platten von Sandstein oder Granit oder Ziegelsteine. Anstatt der Steine hat man dazu in neuerer Zeit auch Holzklötzchen, Asphalt, Eisen und Kautschuk in Anwendung gebracht. Vorzugsweise dient die platte P. zu Trottoirs und zum Pflastern von Brücken, Thoren, Einfahrten und Höfen. Die ersten Trottoirs wurden in London 1762 von Portlandsteinen angelegt. Ganze Straßen mit Holzpflasterung gibt es in London, Petersburg und Paris. Dieselbe hat das Gute, daß das Rasseln der Wagen vermieden wird. Sie ist auch dauerhaft; doch fallen auf ihr sehr leicht die Pferde, auch wird sie gefährlich bei entstehendem Feuer. Die schnellste Verbreitung haben, namentlich in steinarmen Gegenden, die Trottoirs aus Asphalt gefunden, obschon sie, zumal wenn schlechtgebrannte Ziegel zur Unterlage verwendet werden, von nicht allzu langer Haltbarkeit sind. Eiserne Trottoirs sind zwar höchst dauerhaft, aber auch sehr kostspielig und, namentlich im Winter, sehr gefährlich zu begehen. Kautschuktrottoirs, die das angenehmste und dauerhafteste Pflaster abgeben sollen, hat man in London versucht, jedoch ohne weitere Folge. Rom hatte schon unter Appius Claudius gepflasterte Straßen. Cordova in Spanien wurde unter maurischer Herrschaft im 9. Jahrh. gepflastert. Paris soll unter König Philipp II. August im 13. Jahrh. gepflastert worden sein. London erhielt bereits im Anfange des 15. Jahrh. Pflaster.

Pflaumen oder Zwetschen sind die Früchte des Zwetschen-Pflaumenbaums (Prunus domestica L.), welcher kahle Zweige, feinflaumige Blütenstiele, grünlich-weiße Blumenblätter und längliche Steinfrüchte besitzt und zugleich den Typus einer Gruppe von Arten der Gattung Prunus (s. d.) bildet, die sich durch einzeln oder paarweise an den Seiten der Zweige gestellte, kurzgestielte Blüten und ungenabelte Früchte mit länglichem, zusammengedrücktem, auf beiden Flächen netzgrubigem oder flachgefurchtem Steinkern auszeichnet. Der Pflaumenbaum, ein Baum von selten mehr als 20 F. Höhe, mit sehr brüchigen Aesten, dornenlosen Zweigen und schön braunrothem Kernholz, scheint im Oriente und Südeuropa einheimisch zu sein, ist aber jetzt über den ganzen Erdtheil, mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden und der höhern Gebirge, verbreitet. Die P. sind bereift, violett und hellblau, in Gärten aber auch roth, gelb und grün, und kommen in einer großen Anzahl Spielarten vor, die sich durch Größe, Farbe und Geschmack unterscheiden, wie die Schwertpflaume, ungar. Pflaume, türk. Zwetsche, grüne Zwetsche, gelbe Eierpflaume, Marunke u. a. Sie geben roh ein beliebtes Obst und werden auch auf verschiedene Art zubereitet gegessen, getrocknet und zu Pflaumenmus gekocht. Durch Gärung und Destillation gewinnt man aus den P. einen starken Branntwein, der besonders in Kroatien und Slawonien bereitet und dort Sliwowitz genannt wird. Die runden P. oder

Spillinge kommen von dem Kriechen-Pflaumenbaume (P. insititia L.), welcher sich durch sammtartig-flaumige Zweige, flaumige Blütenstiele, schneeweiße, rundliche Blumenblätter und kugelige oder fast kugelige Früchte unterscheidet. Auch sie werden in zahlreichen Spielarten cultivirt und kommen schwarzviolett und hellblau, aber auch roth, gelb und grün und von verschiedener Größe vor. Zu ihnen gehört die Damascenerpflaume, der blaue Spilling, die Reineclaude, Mirabelle, rothe Eierpflaume u. s. w. Sie haben ein weiches Fleisch und sind als Obst ebenfalls sehr beliebt. Bemerkenswerth ist, daß man in Süddeutschland nur die Früchte dieser Art P. nennt, diejenigen des gemeinen Pflaumenbaums dagegen Zwetschen. Der Schlehen-Pflaumenbaum liefert die Schlehen (s. d.). Ihm sehr ähnlich ist der Kirsch-Pflaumenbaum (P. cerasifera Ehrh.), welcher kahle, grüne Zweige, kahle Blütenstiele und hängende, kugelige, rothe Früchte trägt. Er ist in Nordamerika einheimisch, wird aber bei uns oft in Gärten cultivirt, und seine Früchte sind unter dem Namen Kirschpflaumen bekannt. Die Pflaumencultur ist für manche Gegenden und Länder ein sehr bedeutender Erwerbszweig, z. B. für Böhmen, welches unter allen Ländern Deutschlands die meisten P liefert, welche getrocknet in großen Massen in den Handel kommen. Auch Ungarn und die südslaw. Länder zeichnen sich durch den Pflaumenbau aus. Sonst wird in Deutschland derselbe in der Gegend von Halle, Eisleben, Quedlinburg, Halberstadt, auch am Rhein in großem Maßstabe betrieben. Reichliche und schöne Erträge hängen auch hier, abgesehen von einem passenden Klima und Boden, namentlich von einem gutausgebildeten Wurzelsystem, einer sorgfältigen Veredlung und einem zweckmäßigen Schnitt ab. In der Heilkunst dienen die getrockneten (gebackenen) Früchte als gelind eröffnendes und abführendes Mittel.

Pflicht ist der Ausdruck für eine Verbindlichkeit zu einem Wollen und Handeln. Von P. kann nur bei bewußtvoll wollenden Wesen die Rede sein, daher Thieren keine Verpflichtung oder Pflichtverletzung zugeschrieben wird. Denn sie setzt einen Maßstab der Beurtheilung dessen voraus, was gut oder verwerflich ist; in der Vergleichung des wirklichen Wollens mit diesem Maßstab entsteht eben die Forderung, das Gebot oder Verbot, die man durch den Begriff der P. oder des Sollens bezeichnet. Die sittlichen Ideen erscheinen daher für ein Vernunftwesen als Sittengesetze, als schlechthin gebietende oder verbietende, als kategorische Imperative (s. Kategorisch), und ein solches Vernunftwesen ist sich selbst verpflichtet, wenn in ihm selbst ein Bewußtsein der Idee und eine Vergleichung des eigenen Wollens und Handelns mit jener vorhanden und lebendig ist. P. bedeutet dabei bald die allgemeine Verbindlichkeit, den sittlichen Ideen Folge zu leisten, bald ein bestimmtes, sittlich gefordertes Wollen und Handeln. Im ersten Sinne gibt es für das Vernunftwesen nur eine einzige P., nämlich die, sein Wollen und Handeln mit seiner Ueberzeugung in Uebereinstimmung zu setzen. Im letzten Sinne gibt es hingegen P. von verschiedener Art und verschiedenem Ursprung, wie z. B. Pflichten, welche uns von Natur obliegen, im Gegensatz zu solchen, welche erst aus gegebenem Versprechen hervorgehen; objective oder sociale P., aus Forderungen, welche andere an uns zu machen berechtigt sind, im Gegensatz zu subjectiven oder Gewissenspflichten, als solchen, welche wir uns selbst zu unserer höhern moralischen Vervollkommnung freiwillig auferlegen; P. gegen uns selbst, im Gegensatz zu P. gegen den Nächsten, gegen Familie und Staat u. s. f. Die verschiedenen Grade des Umfangs, des Ursprungs und der Dringlichkeit der verschieden gearteten P. gegen einander zu begrenzen und abzuwägen, ist die Aufgabe der Ethik (s. d.).

Pflichttheil (Legitima, nämlich portio hereditatis). Im allgemeinen kann jeder, dem Vererbung durch Testament erlaubt ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch haben fast alle Gesetzgebungen die Rücksicht auf nahe Verwandte zur Pflicht gemacht und das willkürliche Testiren zum Wohle der Familie des Erblassers beschränkt. Das röm. Recht, welches die Richtschnur der meisten neuern Rechte geworden ist, verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der P. genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche den P. fordern können und daher auch nothwendige Erben oder Notherben heißen, sind nach dem röm. Rechte: 1) Alle Descendenten oder Verwandte absteigender Linie, ohne Unterschied des Grads und Geschlechts, selbst die noch ungeborenen. Jedoch hat der Grad der Descendenten insofern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Forderung des P. zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2) die Ascendenten oder Verwandten aufsteigender Linie, ohne

Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind (Aeltern, Großältern); doch ist auch hier die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab; und 3) die Geschwister des Testators, welche aber den letztern nachstehen und nur dann auf den P. Anspruch machen können, wenn ihnen eine anrüchige Person vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind und wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Neuere Gesetze zählen jedoch die Geschwister meistens nicht mehr zu den Notherben, setzen aber dafür den überlebenden Ehegatten einen verschieden bestimmten P. aus. Als solchen gewährt das gemeine Recht, wenn von den unter 1) und 2) genannten Personen vier oder weniger vorhanden sind, den dritten Theil, sind mehr als vier vorhanden, die Hälfte der Intestatportion, d. h. dessen, was ohne Testament auf jeden dieser Verwandten kommen würde. Nach dem Code-Napoléon beträgt die Portion indisponible, falls der Testator nur ein rechtmäßiges Kind hinterläßt, die Hälfte, für zwei zwei Drittel, für drei und mehr Kinder drei Viertel des Vermögens, desgleichen die Hälfte, wenn wenigstens väterliche und mütterliche Ascendenten, oder ein Viertel, wenn nur Ascendenten der einen Seite den Testator überleben. Erben Kinder mit Enkeln, so treten nach gemeinem Recht letztere in die Stelle ihrer Aeltern, sodaß diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für eine Person gerechnet werden. Wenn blos Enkel und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie von einem oder von verschiedenen Aelternpaaren herrühren; im ersten Falle wird ihr Antheil nach Köpfen bestimmt, im zweiten Falle werden sie allemal nur als Stellvertreter ihres eigenen Ascendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Ascendenten über die Größe des P. Bei Ausmittelung des P. ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen und der Betrag sämmtlicher Schulden vorher abzuziehen. Der P. darf durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung ist nichtig. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchen der P. gegeben werden soll. Der P. fällt weg, wenn Personen rechtmäßigerweise, d. h. unter den im Gesetze vorgeschriebenen Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt sind. Ist aber keine rechtmäßige Ursache dazu vorhanden, so kann das Testament von denen, die den P. zu fordern haben, umgestoßen oder doch wenigstens Gewährung oder Ergänzung des P. gefordert werden.

Pflug, für den Landwirth das nothwendigste Ackergeräth zur Bearbeitung des Bodens. Von einem guten P. verlangt man, daß er leicht zum Seicht- und Tiefpflügen und zur Abnahme eines schmälern oder breitern Erdstreifens gestellt werden könne, daß er den Erdstreifen senkrecht und wagerecht rein abschneide, um eine reine Furche zu hinterlassen, daß er den Erdstreifen gut wende oder zerkrümele, daß er dauerhaft und leicht zu führen sei. Die Haupttheile des P. sind das Schar, das Sech oder Pflugmesser, das Streichbret, die Sohle, der Grindel, die Griessäule, die Handhaben oder Sterzen und das Vordergestell. Die Pflüge sind verschiedener Gattung: 1) Räderpflüge, die ein Vordergestell mit Achse und Rädern haben. 2) Schwingpflüge, ohne Vordergestell, nur wenig Zugkraft brauchend, überall anwendbar; die vorzüglichsten Schwingpflüge sind die englischen und schottischen, die man in Deutschland schon vielfach eingeführt hat. 3) Stelzpflüge, bei denen in dem Grindel ein Fuß mit einem Rädchen oder einer Schleife eingesetzt ist, um einen festern Gang und weniger Reibung zu vermitteln als bei den vorgenannten Pflügen; die bekanntesten Stelzpflüge sind die belgischen, ihnen nachgebaut ist der Hohenheimer P. 4) Wendepflüge, mit versetzbarem Streichbret und zungenförmigem Schar; sie werden besonders auf abhängigen Feldern angewendet, um sämmtliche Erdstreifen auf eine Seite hin zu legen. 5) Beetpflüge, welche blos nach einer Seite hin wenden, wie alle guten Pflüge. 6) Hakenpflüge, die kein Streichbret haben, sondern statt dessen am Hintertheil der Sohle nur zwei Streichhölzer, welche die abgeschnittenen Erdstreifen nicht sowol wenden als vielmehr auf die Seite drücken. Zu den für besondere Zwecke bestimmten Pflügen gehören der Reißpflug zum Aufbrechen von Waldboden, Weiden, Wiesen u. s. w.; der Untergrundpflug, der den Untergrund nur bricht und 12—20 Zoll tief lockert, ohne ihn auf die Oberfläche zu bringen; der Häufelpflug mit zwei beweglichen Streichbretern, zur Behäufelung der in Reihen angebauten Früchte dienend; der Hackpflug oder Cultivator; der Schälpflug; der Grubber. Eigenthümlich ist, daß bis heute sich der P. noch nicht von seiner vor Jahrtausenden ursprünglichen Form des gekrümmten Baumasts wesentlich entfernt hat. Die Anwendung von Dampfkraft zur Bewegung der Pflüge beim Beackern des Landes ist seit Anfang des 19. Jahrh. in England (der Heimat des ganzen landwirthschaftlichen Maschinenwesens) vielfach und auf sehr verschiedene Weise versucht worden, bis sie erst neuerlich zu entschiedener praktischer Geltung kam und seitdem allmählich auch in andern Ländern sich einigermaßen verbreitete, was durch

den relativen Mangel an Menschenhänden und die steigenden Preise der Handarbeit wesentlich begünstigt wurde. Unter den bisjetzt zum Vorschein gekommenen, ziemlich zahlreichen Systemen des Dampfpflugs haben sich nur zwei, nämlich jene von Fowler und von Howard, bewährt. Beide beruhen darauf, daß am Rande des zu pflügenden Landstücks eine fahrbare und nach Maßgabe der fortschreitenden Arbeit schrittweise weiter zu rückende Dampfmaschine (Locomobile) aufgestellt ist, welche mittels zweckmäßig angeordneter Seile oder Ketten den (zum gleichzeitigen Ziehen mehrerer Furchen eingerichteten) P. über das Land wechselweise hin- und herbewegt, wobei von zwei in entgegengesetzter Richtung stehenden Abtheilungen von Pflugscharen beim Hingange die eine und beim Rückgange die andere in den Boden eingesenkt ist. In England sollen durch das Dampfpflügen 40 Proc. der sonst nöthigen Arbeitskosten erspart werden. Vgl. Rau, «Geschichte des P.» (Heidelb. 1845); Kleyle, «Der P.» (Wien 1851); Segnitz, «Mechan. Theorie des P.» (Greifsw. 1857); Richter, «Der P. im allgemeinen» (Lpz. 1842).

Pfordten (Ludwig Karl Heinrich von der), bair. Staatsmann, geb. 11. Sept. 1811 zu Ried im Innviertel, erhielt seine Gymnasialbildung zu Nürnberg und studirte seit 1827 zu Erlangen, zuletzt 1830 zu Heidelberg die Rechte. Nachdem er an letzterer Universität die jurist. Doctorwürde erlangt, suchte er vergeblich in München die Zulassung als Privatdocent. Er trat dafür im Frühjahr 1833 als Functionär in das Ministerium des Innern ein, aber schon im Herbst 1833 erfolgte seine Ernennung als Privatdocent an der Universität Würzburg. Hier wurde er im Dec. 1834 außerord., 1836 ord. Professor des röm. Rechts und entwickelte eine sehr angestrengte Lehrthätigkeit, sodaß ihm zu schriftstellerischen Arbeiten wenig Zeit blieb. Indessen lieferte er vielfache Beiträge in jurist. Zeitschriften und gab einen Band «Abhandlungen aus dem Pandektenrechte» (Erl. 1840) heraus. 1841 erfolgte seine Versetzung als Appellationsgerichtsrath nach Aschaffenburg, welche Stellung er 1843 verließ, um einem Rufe nach Leipzig als Professor des Pandektenrechts, an Puchta's Stelle, zu folgen. Als im März 1848 in Sachsen der Rücktritt des alten Ministeriums erfolgte, übernahm P., der den Ruf eines freisinnigen Charakters genoß, das Cultusministerium in der neuen Verwaltung, deren Programm eine Reihe von weitgehenden liberalen Concessionen verkündete. Wiewol die Haltung P.'s den Kammern gegenüber diesen Anfängen entsprach, vermochte er doch der Zeitströmung in der deutschen Frage insofern nicht zu folgen, als er der Einheitsrichtung des deutschen Parlaments gegenüber eine mehr particularistische Auffassung geltend machte, die namentlich seit dem Ende des J. 1848 schärfer hervortrat. Die Schwierigkeit, mit den neuen, überwiegend demokratischen Kammern im Einklang zu bleiben, bewog das Ministerium, im Jan. 1849 seine Entlassung einzugeben, die aber vom Könige nicht angenommen ward. Indessen verwickelte sowol die innere Lage als das Verhältniß zum deutschen Parlament mit jedem Tage die Stellung der Regierung mehr, und die Minister sahen sich genöthigt, auf ihrem Rücktritt zu bestehen, der denn auch Ende Februar vom Könige genehmigt wurde. Im April desselben Jahres kehrte P. auf den Ruf des Königs Max, mit welchem er seit 1840 in wissenschaftlicher Verbindung gestanden, nach Baiern zurück und übernahm hier in dem neu berufenen Ministerium des Portefeuille das königl. Hauses und des Auswärtigen, im Dec. 1849 aber zugleich den Vorsitz im Gesammtministerium. In dieser Stellung übte P. einen unverkennbaren Einfluß auf den Gang der deutschen Dinge. Er nahm eine entschiedene Haltung gegen die Erhebung Preußens an die Spitze Deutschlands, schloß sich, nachdem der Versuch, Preußen zu Modificationen des Bündnisses und des Verfassungsentwurfs vom 26. und 28. Mai zu bewegen, mislungen, um so enger an Oesterreich an, betheiligte sich an dessen Schritten gegen die preuß. Union und das Erfurter Parlament und hatte wesentlichen Antheil an dem von Oesterreich protegirten Verfassungsentwurfe vom Febr. 1850. Nach der Aussöhnung Oesterreichs und Preußens begab sich P. zu den Dresdener Conferenzen, sah jedoch dort seine Bemühungen, eine Veränderung der Bundesverfassung herzustellen, die auch Baiern einen Antheil an der Executive gewährte, nicht mit Erfolg gekrönt. Dagegen war er glücklicher, als er infolge der Krisis, die seit dem Septembervertrage im Zollverein eintrat, das österr. Begehren einer Zolleinigung unterstützte. Es gelang ihm, im Frühjahre 1852, zu Darmstadt eine Anzahl süd- und mitteldeutscher Regierungen zu der sog. Coalition zu vereinigen und mit diesen sowol an den Wiener Zollconferenzen theilzunehmen, als in den Verhandlungen zu Berlin eine geschlossene Opposition gegen Preußen zu bilden. Der Vertrag, den Preußen schließlich mit Oesterreich einging, war wenigstens zum Theil eine Frucht dieser Thätigkeit. In der innern Politik schlug P. eine Richtung ein, die mit den Erklärungen von 1848 nicht immer im Einklang stand, was ihm namentlich von liberaler Seite heftige Angriffe zuzog. Es entwickelten sich daher steigende Zerwürfnisse mit der Landesvertretung und infolge davon, nach

mehrmaliger Kammerauflösung, Entlassung des unpopulären Ministers und seiner beiden gleichgesinnten Collegen, von Ringelmann und Graf Reigersberg, im April 1859, welche Maßregel der König in einem Handschreiben an den neuen Minister von Neumayr mit dem bekannten Worte: «Ich will Frieden haben mit meinem Volke» motivirte. Zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, entfaltete hier P. erst 1863 in der schlesw.-holstein. Frage eine eingreifendere Thätigkeit. Er war Referent des bezüglichen Ausschusses und die Seele der gegen die Politik der beiden deutschen Großmächte gerichteten mittelstaatlichen Bestrebungen. Die Niederlage der Mittelstaaten in dieser wie in der Frage des Französischen Handelsvertrags machten indessen in Baiern das Bedürfniß nach einer energischern Leitung der auswärtigen Angelegenheiten fühlbar, und P. übernahm deshalb Anfang Dec. 1864 an des Freiherrn von Schrenk Stelle wieder den Vorsitz im Ministerrathe. Es gelang ihm, eine gewisse formelle Einigung der Mittelstaaten zu Stande zu bringen, sodaß dieselben die Abstimmungen in der Bundesversammlung beherrschten. Der Höhepunkt dieser «Action» unter P.'s Führung war der im April 1865 erfolgte Ausspruch des «Vertrauens» der Bundesversammlung, es werde den beiden Großmächten gefallen, das Herzogthum Holstein dem Erbprinzen von Augustenburg zu übertragen und dem Bundestage hierüber Anzeige zu erstatten. Oesterreich und Preußen ließen sich dadurch freilich nicht beirren, sondern theilten Aug. 1865 durch die Gasteiner Convention provisorisch die Herzogthümer unter sich. Damals war es, wo Graf Bismarck dem bair. Minister eine Zweitheilung der Führerschaft in Deutschland zwischen Preußen und Baiern mit Ausschluß Oesterreichs vorschlug, worauf P. nicht einging. Doch setzte er im Herbst dieses Jahres zum großen Aerger der ultramontanen Partei die Anerkennung des Königreichs Italien durch, wodurch auch die übrigen deutschen Secundärstaaten zur Nachfolge und zum Abschluß des Handelsvertrags mit Italien veranlaßt wurden. Als im Frühjahr 1866 die Verwickelung sich ernster gestaltete, bemühte sich P., den Frieden zu erhalten, und nahm für die polit. Stellung Baierns lediglich die bundesrechtliche Theorie vom «Friedensbrecher» zur Grundlage. Erst mit dem Vorgehen Preußens gegen Sachsen und Hannover suchte er den bair. Landtag zur Bewilligung der Kriegsmittel zu bestimmen. Die eminente Beredsamkeit, die er damals entwickelte, belohnte der König (Juni 1866) mit Verleihung des Hubertusordens, der höchsten Auszeichnung. Ohne hinlängliche Vorbereitung begann Baiern den Krieg an Oesterreichs Seite, das durch Devolution der Herzogthümerfrage an den Bund wieder «bundestreu» geworden, gegen den «Friedensbrecher» Preußen. Nach der Schlacht von Königgrätz bot Preußen der bair. Regierung wiederholt Bundesgenossenschaft an, die P. ablehnte, theils wegen des mit Oesterreich eingegangenen Specialvertrags, theils weil er von der österreichischerseits angerufenen franz. Vermittelung einen Umschwung der polit. Lage erwartete. Diese Hoffnung war jedoch irrig, und Baiern wurde zu einem Frieden gezwungen, der noch nachtheiliger ausgefallen wäre, wenn nicht P.'s Gewandtheit bei den Verhandlungen, unterstützt von dem franz. Fürwort, welches er erbeten und erhalten hatte, das Schlimmste abgewendet hätte. Die Kammern genehmigten einstimmig und ohne einen Vorwurf gegen den Minister den Friedensvertrag. P.'s Stellung aber war durch den Verlauf der Ereignisse um so mehr erschüttert, als er durch seine wenig volksthümliche Richtung im Innern keinen Ersatz bot für die Niederlagen seiner äußern Politik. Er erhielt 29. Dec. 1866 seine Entlassung.

Pforr (Joh. Georg), Thiermaler, geb. 4. Jan. 1745 in Niedersachsen, erregte als Zögling in der Bergbauakademie zu Reichelsdorf durch seine ungemeine Lust zum Zeichnen die Aufmerksamkeit des hess. Ministers von Weitz, der ihn als Maler in der Porzellanfabrik zu Kassel anstellte. Doch diese Art Arbeit gefiel P. so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Kassel eröffnet wurde, ließ er sich, 32 J. alt, als Schüler aufnehmen, erhielt bei der Ausstellung von 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem Galerieinspector Tischbein fand er einen Freund. Nachdem er 1781 zu Frankfurt a. M. seinen Aufenthalt genommen, vermählte er sich 1784 mit der Schwester desselben. Er starb zu Frankfurt 9. Juni 1798. P.'s Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und Natur. Er ist der deutsche Wouverman (s. d.) und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte und dann gleich ausführte, sind in warmer, lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und höchster Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, die er gern in bunten Tuschen ausführte, und die er mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen verstand. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Einzelheiten, ohne daß dadurch der Weichheit und Wärme Eintrag geschehen wäre. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu

Hünersdorf's «Anleitung, Campagnepferde abzurichten». Zu einer Folge von zwölf Blättern der vorzüglichsten Pferderassen hatte er bei seinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es mehrere einzelne Blätter von ihm. — Sein Sohn, Franz P., der sich ebenfalls als Maler und Zeichner schnell einen Ruf erwarb, war zu Frankfurt 1788 geboren und bildete sich in Kassel unter Tischbein, in Wien, wo er 1806—10 lebte, und sodann in Rom, wo er 1812 starb. Seine Compositionen und Zeichnungen gab der Kunstverein zu Frankfurt a. M. heraus (3 Hefte nebst einem Supplement, Frankf. 1832—35).

Pforta, gewöhnlich Schulpforte genannt, 1 St. westlich von Naumburg in dem anmuthigen und fruchtbaren Saalthale gelegen, die größte und berühmteste der drei altsächsischen sog. Landes- oder Fürstenschulen (s. d.), 1136 als Cistercienserabtei unter dem Namen Monasterium S. Mariae de Porta gegründet, ward, nachdem 1540 das Kloster vom Herzoge Heinrich von Sachsen aufgehoben und sequestrirt worden, von dem damaligen Herzoge, spätern Kurfürsten Moritz mittels Patents vom 21. Mai 1543, nebst ihren beiden Schwesteranstalten zu Merseburg (seit 1550 nach Grimma verlegt) und Meißen, mit Beibehaltung ihrer sämmtlichen Güter und Einkünfte, zu einer fürstl. Landesschule umgewandelt. Der erste Alumnus wurde 1. Nov. 1543 aufgenommen, weshalb man diesen Tag fälschlich als den Stiftungstag der Schule angesehen hat. Anfangs war die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt; aber schon Kurfürst August, Moritz' Nachfolger, fügte noch 50 hinzu und ließ 1568 das Schulhaus vergrößern. Dabei war die Einrichtung getroffen, daß eine gewisse Anzahl kursächs. Städte eine bestimmte Zahl von Freistellen zu besetzen hatte, die sie in Ermangelung eigener Angehörigen auch an Bürgersöhne anderer sächs. Städte vergeben konnten. Dasselbe Vorrecht erhielt das Domstift zu Naumburg und einige adeliche Familien. Die Grundlage des Unterrichts war die altclassische Philologie, deren Studium durch zweckmäßige Vertheilung der öffentlichen Lehrstunden und der dem Privatfleiße gewidmeten Studirstunden, durch strenge Zucht und vielfache Belebung eines edeln Wetteifers wesentlich gefördert wurde. Wichtige Verbesserungen des innern Zustandes der Anstalt begannen unter dem Rector Geisler (1779—87), die unter des Oberhofpredigers Reinhard Einflusse von den Rectoren Barth (1787—95) und besonders dem verdienstvollen Ilgen (1802—31) mit besonnenem Eifer im Geiste gründlicher Wissenschaftlichkeit fortgesetzt wurden. Zugleich wurde in dieser Zeit (1799—1806) ein völliger Umbau des Schulhauses vorgenommen. Weit durchgreifender und umfassender waren die Veränderungen, welche die Schule, die 1815 an Preußen kam, durch die preuß. Regierung besonders seit 1819 erfuhr. Nicht nur wurde die Zahl der Lehrer vermehrt und die Lehrmittel sehr erheblich erweitert (physik. Apparat, Musikalien- und Zeichnungensammlung, Abgüsse antiker Kunstwerke, naturhistor. Sammlungen, bedeutende Vermehrung der Fonds der Bibliothek, die jetzt etwa 15000 Bände zählt), sondern auch der Lehrplan wurde wesentlich umgestaltet und mit den Forderungen der Gegenwart mehr in Einklang gebracht, ohne die classische Grundlage des Unterrichts und das Princip der freien Selbstthätigkeit der Schüler zu gefährden. Auch die disciplinarischen Verhältnisse wurden auf den alten, bewährten Grundlagen vielfach reformirt. Außerdem wurden die äußern Verhältnisse der Anstalt, deren Einkünfte jetzt jährlich über 50000 Thlr. betragen, geregelt, in mehrfacher Hinsicht günstiger gestellt und von manchen frühern Lasten befreit. Seit 1843 sind verschiedene, zum Theil prachtvolle Bauten ausgeführt worden. Es wurde das schöne Portal der Kirche wiederhergestellt, die Kirche selbst im Innern von allen Emporen und Zwischenbauten befreit, ein stattlicher Turnsaal erbaut, statt des alten finstern Eingangsthores nach Stüler's Plan im goth. Stile ein ansehnliches Geschäftshaus (nebst Räumen für Bibliothek und Kunstsammlung) aufgeführt, im Innern eine zweckmäßige Waschanstalt errichtet u. s. w. Die Schule zählt gegenwärtig 69 städtische (für 41 Städte), 5 Stifts- und 5 Geschlechtsfreistellen, 100 königl. Stellen, unter denen 20 neue Koststellen, die übrigen theils Kost- und Gnadenstellen, theils völlige Freistellen sind, außerdem noch etwa 20 Extranerstellen. Von 1543—1866 haben in P. weit über 10000 Zöglinge Aufnahme und Unterricht gefunden, worunter viele nachmals hochberühmt gewordene Männer. Vgl. Wolff, «Chronik des Klosters P.» (Lpz. 1843); Schmidt und Kraft, «Die Landesschule P.» (Lpz. 1844); Kirchner, «Die Landesschule P. in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit Anfang des 19. Jahrh.» (Naumb. 1843); Bittcher, «Pförtner-Album» (Lpz. 1843); Puttrich, «Schulpforta, seine Kirche und sonstigen Alterthümer» (Lpz. 1838); Corssen, «Die Landesschule P.» (Lpz. 1867, mit Kupfern).

Pfortader (Vena portae oder portarum) heißt die Ader, welche das vom Magen, den Gedärmen und der Milz kommende Blut sammelt und sich, nachdem sie einen kurzen Stamm gebildet, in die Leber ergießt, in welcher sie sich wieder zu feinen Zweigen auflöst. (S. Leber

und Kreislauf.) Das Pfortaderblut nimmt somit einen Theil der Verdauungsproducte sowie Stoffwechselproducte aus der Milz auf und liefert das Material zur Gallenbereitung. Bei Störungen im allgemeinen Kreislauf (durch Lungenkrankheiten, Herzfehler) sowie Behinderung der Blutwogungen in der Leber (Säuferleber) kann es zu Stauungen des Bluts im Gebiete der P. (Pfortadersystem) kommen, die sich als Magen- und Darmkatarrhe, Hämorrhoiden geltend machen. Einen eigenthümlichen Verlauf besitzt die Entzündung der P. (Pylephlebitis). Dieselbe hemmt den Abfluß des Bluts aus der P. oder hebt ihn ganz auf, führt zu Leberabscessen und endet mit dem Tode.

Pforte, Hohe oder Osmanische Pforte wird die türk. Regierung genannt. Der älteste Ursprung dieser Benennung ist in der orient. Gewohnheit zu suchen, die Thore der Städte und Königspaläste zu Versammlungsplätzen und zu Gerichtshöfen zu benutzen. Dies geschah besonders im alten Persien und im Byzantinischen Reiche, wo die Herrscher am Hauptthor ihres Palastes, umgeben von den Großen des Reichs, Recht sprachen. Der Ausdruck «Hohe Pforte» war daher schon im Byzantinischen Reich gewöhnlich, sowol in der eigentlichen Bedeutung für das kaiserl. Hauptthor als auch in der figürlichen, in welcher es die höchste Staatsgewalt bezeichnet. Wie die meisten Hof- und Staatsformen, so wurde auch diese Benennung von den Osmanen bei der Organisation ihres Reichs von den Byzantinern herübergenommen. Sultan Orchan war der erste, der nach byzant. Muster das Thor seines Palastes in Brusa Hohe P. nannte.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt des Großherzogthums Baden, im Kreise Karlsruhe, liegt am nördl. Fuße des Schwarzwaldes an dem Zusammenflusse der Nagold mit der flößbaren Enz, ist Sitz eines Bezirksamts und Amtsgerichts und hat einschließlich der drei Vorstädte 16320 E. (1864, gegen 13854 im J. 1861). Unter den Bauwerken sind hervorzuheben die Ueberreste eines alten Schlosses, welches vormals die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach war, die Schloßkirche (im 12., 13. und 16. Jahrh. aufgeführt), unter welcher sich die ältere fürstl. Familiengruft befindet, und das stattliche Rathhaus. Auf dem geräumigen Marktplatz steht ein Denkmal des Markgrafen Ernst, des Stifters der vormaligen Baden-Durlach-Ernestinischen Linie. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt P. ein Pädagogium, eine Gewerbschule und eine höhere Töchterschule. Hauptindustrie des Orts ist die Fabrikation von Bijouteriewaaren, welche an 7000 Menschen beschäftigt und für den Welthandel arbeitet. Außerdem bestehen vier chem. und drei Maschinen-Fabriken, eine Ultramarinfabrik, mehrere Etablissements für Silberwaaren, ferner Eisenhämmer und Gerbereien. In der Nähe der Stadt befinden sich ein Kupferhammer, zwei Papierfabriken, eine große Leinwandbleiche, Oel- und Schneidemühlen. Von Wichtigkeit ist der Holzhandel, der mittels Enz und Neckar bis nach Holland geht. Auch der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel ist nicht unbeträchtlich. Nebenbei wird auch viel Landbau betrieben. Durch die Karlsruhe-Stuttgarter Verbindungsbahn und die (1867 im Bau begriffene) Enzbahn (nach Wildbad) sind Gewerbebetrieb und Handel erheblich gefördert worden. P. war von 1527—65 die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach. Seine Bürgerschaft machte sich berühmt durch eine Großthat im Dreißigjährigen Kriege. Unter Anführung des Bürgermeisters Deimling folgten 400 Bürger ihrem tapfern Markgrafen, Georg Friedrich, als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derselbe 6. Mai 1622 mit 20000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiserlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl gesiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zersprangen und Tod und Verwirrung unter sie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entschloß sich dazu auf dringendes Bitten der Seinigen. Diese Rettung wurde aber nur dadurch möglich, daß jene 400 Getreuen, um den Feind aufzuhalten, in einem Engpasse sich dem Tod weihten. Eine herrliche «Gedächtnißrede auf die Gefallenen» lieferte Posselt. Ein Denkmal ließ ihnen der Großherzog Leopold in der Schloßkirche errichten. P. ist der Geburtsort Reuchlin's (s. d.). Vgl. Pflüger, «Geschichte der Stadt P.» (Pforzh. 1861).

Pfriemen, s. Sarothamnus.

Pfriemengras, s. Stipa.

Pfropfen besteht in der künstlichen Veredlung der Bäume durch aufgesetzte Zweige mit Knospen (Pfropfreiser), welche auf dem Wildlinge so an- und eingesetzt werden, daß sie mit ihm verwachsen können, wobei besonders darauf zu sehen ist, daß ihre Rinde (manchmal auch nur der Splint) mit der des Wildlings in die genaueste Berührung gebracht wird. Zu Pfropfreisern nimmt man gewöhnlich von jungen Trieben der nächst vorhergehenden Saftperiode etwa 6—8 Zoll lange Stücke, welche gehörig verholzt sind, mit 1—6 Knospen; doch können auch Stücke von zweijährigen Trieben dazu verwendet werden. Das am Grunde keilförmig zu-

gespitzte Pfropfreis wird dem entgipfelten Wildlinge an dessen Schnittfläche eingesetzt und die Pfropfstelle gegen die Einwirkung der Luft durch einen Verband geschützt, der z. B. aus Löschpapier, auf welches Heftpflaster gestrichen ist, bestehen kann. Die Zeit zum P. ist im Frühlinge, sobald sich der Saft zu zeigen anfängt. Von den vielen Arten des P. sind folgende die gewöhnlichsten: das P. in den Spalt, das P. in die Rinde und das P. mit dem Sattel. Bei der ersten Art wird der Stamm des Wildlings gespalten und am Rande in den Spalt das Propfreis mit seinem von außen nach innen keilförmig geschnittenen Grunde eingesetzt. Macht man zwei in der Mitte der Schnittfläche sich rechtwinkelig kreuzende Spalte und setzt im Umfange jedes der vier Enden der Spalten ein Pfropfreis ein, so nennt man dies Verfahren das P. in die Krone, weil der Baum dadurch eine neue Krone erhält. Auf diese Art kann man auch Bäumen eine ganz monströse Krone aufpfropfen, wie es z. B. bei den sog. Kugelakazien der Fall ist. Bei dem P. in die Rinde schiebt man das schnabelförmig zugeschnittene Ende des Pfropfreises zwischen das Holz und die Rinde des entgipfelten Stamms, wobei entweder die Rinde ungespalten bleibt oder, was vorzuziehen ist, der Länge nach gespalten wird. Auch hier kann man mehrere Pfropfreiser im Umfange einsetzen. Bei dem P. mit dem Sattel wird das Ende des Wildstamms keilförmig zugespitzt und darauf das Pfropfreis mit dem entsprechend ausgeschnittenen oder etwas gespaltenen Grunde aufgesetzt. Wenn das Pfropfreis auf einem über der Wurzel abgeschnittenen jungen Wildling, dessen Schnittfläche sattelförmig gestaltet ist, aufsitzt, so wird diese Pfropfmethode das P. in die Wurzel genannt. Sind in diesem Falle Wildlinge und Edelreis von gleicher Stärke, so ist es richtiger, hier von Copulation (s. d.) zu sprechen. In allen Fällen muß das Pfropfreis in seiner Entwickelung hinter dem Wildling zurück sein. Deshalb zieht man es in der Regel vor, nur solche Pfropfreiser zu verwenden, welche man in Erde oder Sand eingeschlagen (im Freien oder in Kellern oder Kästen) längere Zeit aufbewahrt hat. Auch hat man auf schöne, kräftige, gut eingewurzelte Wildlinge zu sehen. Bei Obstbäumen erzieht man sich die Wildlinge am besten aus Samen. Die Edelreiser müssen nach dem P. durch Umhüllen mit Papierdüten gegen Luft, Nässe, Sonne und Insekten geschützt werden. Das P. ist die älteste Veredlungsart, die schon zu den Zeiten des Plinius und Cicero gewöhnlich war; doch steht sie der Copulation und dem Oculiren (s. d.) nach, da die Pfropfstelle immer unförmlich bleibt und leicht vom Krebs ergriffen wird. Man kann indessen das P. in vielen Fällen nicht entbehren, namentlich wenn die Stämme zu alt, zu dick oder krumm sind. Wo es sich aber thun läßt, ist das Copuliren zur Veredlung vorzuziehen, indem man durch diese Pfropfmethode die schönsten Stämme erhält.

Pfründe (entstanden aus dem lat. praebenda) oder Präbende heißt besonders in der kath. Kirche der Inbegriff von gewissen Kirchengütern, deren Ertrag und Genuß bestimmten geistlichen Personen (Pfründnern, Präbendarien) zukommt. Ursprünglich waren alle P. mit der Verwaltung eines Kirchenamts verbunden. Später entfremdete jedoch das Eindringen des Nepotismus und des Commendenwesens (s. Commende) viele solcher Stiftungen ihrer eigentlichen Bestimmung, sodaß sie zur Vermehrung des Einkommens geistlicher Würdenträger oder zur Pensionirung von nur zum Zweck dieses Bezugs ordinirten Günstlingen verwendet und in den Domkapiteln (s. d.) oft ganz verweltlicht wurden. Die Kirchenrechtslehrer unterscheiden mehrere Arten von P. So spricht man von Präbenden in einem engern Sinne als Ertragsantheilen an gemeinschaftlichen Einkünften von geistlichen Gütern, ferner von Kanonikaten, die als solche Stiftspfründen für die wirklichen Domherren sind, von Vicareipfründen, welche mit der Verwaltung von geistlichen Filialämtern verbunden sind, endlich von Kaplaneipfründen, deren Erträge feststehend mit der unter bischöfl. Autorität stattfindenden Amtsverwaltung bei einer Kapelle verknüpft werden. Sonst pflegt man Präbende auch eine jede jährliche Leibrente zu nennen.

Pfuel (Ernst von), preuß. General und Kriegsminister, geb. 1780 zu Berlin, besuchte seit 1793 die Ecole-Militaire, trat 1797 in die Armee und machte den Feldzug von 1806, dem Generalstabe zugetheilt, mit, in welchem er mit Blücher bei Rottkau gefangen wurde. Nach dem Frieden von Tilsit inactiv geworden, ging er 1809 in österr. Dienste, wo er nach dem Frieden ebenfalls in den Generalstab versetzt wurde. Beim Ausbruche des russ. Kriegs trat er, jede Gelegenheit benutzend, gegen Napoleon zu kämpfen, in russ. Dienste, war 1813 und 1814 Chef des Generalstabs bei Tettenbarn und ging 1815 in das preuß. Heer zurück, wo er sich das eiserne Kreuz erkämpfte und nach der Capitulation von Paris daselbst Commandant war. Nach dem Frieden blieb er mehrere Jahre als Oberst im Generalstabe zu Berlin und errichtete hier die erste Militärschwimmanstalt, welche noch, wie die von ihm erfundene Schwimmethode, seinen Namen trägt und zum Muster für andere wurde. 1821 zum Chef des Generalstabs des

8. Armeecorps ernannt, stieg er 1826 zum Generalmajor und Brigadecommandeur, 1831 zum Commandeur der 16. Division. Bei den Unruhen in Neuenburg 1831 wurde er als königl. Bevollmächtigter dahin gesandt und nach Herstellung der Ordnung Gouverneur von Neufchâtel, 1832 Generallieutenant, 1837 commandirender General des 7. Armeecorps, 1843 General der Infanterie, sodann im Herbst 1847 Gouverneur von Berlin. Als solcher fungirte er beim Ausbruche der Märzereignisse 1848, zeigte sich jedoch seiner Stellung nicht gewachsen und wurde daher durch General von Prittwitz ersetzt, während er in vertraulicher Sendung nach Paris ging. Im Mai 1848 wurde er, nachdem General von Willisen seine Mission in der Provinz Posen verfehlt, mit unumschränkter Vollmacht dahin geschickt, um die Insurrection mit Waffengewalt zu unterdrücken, was auch gelang. Nach der Entlassung des Auerswald'schen Ministeriums erhielt P. den Auftrag, ein neues Cabinet zu bilden, in welchem er selbst 17. Sept. 1848 zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister ernannt wurde. Die Schwierigkeiten zu besiegen, unter denen er diese Function übernahm, gelang ihm nicht. Ein Erlaß infolge des Stein'schen Antrags machte seine Stellung in der Armee unhaltbar, und infolge der tumultuarischen Excesse vom 31. Oct. bat er um seine Entlassung. Seitdem lebte er vom öffentlichen Leben zurückgezogen, aber geistig frisch und den Zeitereignissen mit größtem Antheile folgend. Nach der Rückkehr von einer Reise starb er unerwartet 3. Dec. 1866. Aus P.'s Nachlaß gab Förster «Der Rückzug der Franzosen aus Rußland» (Berl. 1867) heraus.

Pfund (entstanden aus lat. pondus, ital. und span. libbra, franz. livre), bezeichnet durch ℔, heißt in den meisten Ländern die Gewichtseinheit, war aber früher von sehr verschiedener Schwere. In Deutschland ist jedoch seit einiger Zeit wenigstens insofern eine Einigung erzielt worden, daß man in den meisten Staaten das Zollpfund, den 100. Theil des Zollcentners, als Einheit angenommen hat. Dasselbe entspricht 500 franz. Grammen oder ½ Kilogramm. Die Eintheilung des P. ist aber nicht allerwärts dieselbe. Während in Preußen, Sachsen, den thüring. Staaten, Mecklenburg das P. in 30 Loth zu je 10 Quent (zu 10 Cent, zu 10 Korn) zerfällt, theilt es sich in Baiern, Frankfurt a. M., Nassau, den beiden Hessen in 32 Loth. In andern Staaten folgte man der reinen Decimaltheilung, wenn auch die Unterabtheilungen verschiedene Namen erhielten. So zerfällt das P. in Hannover, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Oldenburg, den beiden Lippe in 10 Neuloth, zu 10 Quent, zu 10 Halbgrammen, in Baden hingegen in 10 Zehnlinge zu 10 Cent. In Oesterreich, wo das P. 560,012 franz. Grammen entspricht, theilt man dasselbe in 32 Loth, zu 4 Quentchen, zu 4 Sechzehntel oder Pfennige. In der Schweiz ist die Schwere des P. der des deutschen Zollpfundes gleich und zerfällt in 32 Loth. Das schwedische P. (= 425,010 franz. Grammen) wird in 32 Lod zu 4 Qvintin, das dänische (= 500 Grammen) in 32 Lod zu 4 Qvintin, zu 4 Ord, zu 16 Es, zu 8 Gran, zerlegt. In Rußland hat das P. 409,512 Grammen.

Pfyffer, eine angesehene, seit Ende des 15. Jahrh. in der Stadt Luzern eingebürgerte Familie, von der mehrere Mitglieder im öffentlichen Leben sich auszeichneten. — Ludwig P., geb. 1523, war 1566 schweiz. Abgesandter in Regensburg, trat in franz. Kriegsdienst, rettete 1567 den König Karl IX. und dessen Mutter, Katharina von Medici, aus den Händen der Hugenotten und ward dafür geadelt. Später diente er in der Schweiz als General und starb 1594. — Franz Ludwig P., geb. 1715, franz. Generallieutenant, verfertigte ein als Kunstwerk ausgezeichnetes Hautrelief der innern Schweiz; er starb 1802. — Kasimir P. wurde 10. Oct. 1794 zu Rom geboren, wo sein Vater Hauptmann der Schweizergarde war. Nach dem Einzug der Franzosen (1798) wandte sich der Vater nach Luzern, wo nun der Sohn bis 1813 Gymnasium und Lyceum besuchte. Von 1813—14 studirte Kasimir P. in Tübingen Rechtswissenschaft, wurde dann Advocat in Luzern und erhielt eine ausgedehnte Praxis. Doch bezog er noch einmal die Universität Heidelberg und promovirte in Tübingen. Von 1821—24 bekleidete er eine Professur des Rechts in seiner Vaterstadt, gab aber diese auf, als sein älterer Bruder Eduard P. (gest. 1834), der sich an der Spitze des Erziehungswesens große Verdienste erworben hatte, durch die ultramontane Partei verdrängt worden war. Er trat wieder in den Stand eines Advocaten zurück und arbeitete den Entwurf eines Strafgesetzbuchs und einer bürgerlichen Gerichtsordnung aus. 1826 ward er Mitglied des Großen Raths, in welcher Stellung er mit hervorragender Rednergabe die Tagsatzungsbeschlüsse gegen die Presse und über Fremdenpolizei bekämpfte, die Gebrechen der innern Verwaltung aufdeckte und hauptsächlich dazu beitrug, daß schon 1829 eine Verfassungsrevision durchgesetzt wurde. Nach den Ereignissen von 1830 war er als Mitglied des Verfassungsraths thätig. Sodann trat er 1831—41 als Präsident des Appellationsgerichts an die Spitze des Justizwesens, vollendete das bürgerliche Gesetzbuch und

machte sich um Verbesserung der Strafanstalten verdient. Auch kämpfte er schon 1831 und später als Mitglied der Tagsatzung für Revision der Bundesverfassung sowie gegen die Anmaßungen auswärtiger Mächte, besonders auch 1838, als die franz. Regierung die Ausweisung Ludwig Napoleon's betrieb. Nach dem Siege der jesuitischen Partei (1841) stand P. unerschütterlich an der Spitze einer kleinen Minorität, ohne sich jedoch irgendwie vom Boden des Rechts zu entfernen. Diese strenge Rechtlichkeit reizte seine Gegner nur um so mehr, ihn planmäßig und unter den nichtigsten Vorwänden in den Proceß wegen der Ermordung Leu's (1845) zu verwickeln. Nach drei Wochen Haft ward jedoch P. gegen Caution entlassen. Vergebens warnte er gegen den Abschluß des Sonderbunds. Er folgte dem Rufe der Tagsatzung als Großrichter in eidgenössischen Dienst, ward nach Auflösung des Sonderbunds unter der neuen Bundesverfassung Nationalrath, dann Vicepräsident und 1851 Präsident des eidgenössischen Bundesgerichts. Auch für die drei folgenden Triennien, 1851—60, war P. Mitglied des Bundesgerichts und während dieser Zeit 1853 zum zweiten mal Präsident desselben. Außer vielen kleinern jurist. und polit. Abhandlungen, Arbeiten in schweiz. und deutsche Zeitschriften schrieb er das gediegene Werk: «Geschichte des Cantons Luzern» (2 Bde., Zür. 1850—52); ferner «Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuchs des Cantons Luzern» (3 Bde., Luz. 1832—39); «Der Sempacher Krieg» (Luz. 1844); «Dr. J. R. Steiger und dessen Staatsproceß» (Luz. 1845); «Meine Betheiligung an der Leu'schen Mordgeschichte» (Zür. 1846; «Nachtrag» 1848).

Phäaken ist der mythische Name einer Völkerschaft, die nach Homer ursprünglich in Hyperia auf Sicilien, nahe bei den Cyklopen, ihre Wohnsitze hatte, später aber unter ihrem Fürsten Nausithoos nach Scheria oder Kercyra, dem heutigen Korfu, auswanderte, wo sie, mit Schifffahrt beschäftigt, bei den Freuden der Tafel und des Gesangs ein überaus glückliches und frohes Leben führte. Odysseus wurde auf seiner Rückkehr von Troja hierher verschlagen und von dem König Alkinoos und dessen Tochter Nausikaa gastfreundlich aufgenommen. Einige neuere Geographen, wie Mannert und Ukert, finden darin eine dunkle Sage von den Tyrrhenern, andere wollen damit überhaupt ein Schlaraffenland bezeichnet wissen, noch andere deuten das Wort etymologisch als Dunkelmänner und verstehen darunter Fahrmänner des Todes nach einer aus einer ausländischen Religion entlehnten Vorstellung.

Phädon, aus Elis, ein unmittelbarer Schüler des Sokrates, der seine Befreiung aus der Sklaverei, in die er bei Eroberung seiner Vaterstadt gerathen war, vermittelte, ist durch den mit seinem Namen bezeichneten Dialog des Plato berühmt geworden, worin des Sokrates letzte Unterredungen mit seinen Schülern, besonders über die Unsterblichkeit der Seele, mitgetheilt werden. Denselben Titel hat auch Moses Mendelssohn seinem Gespräche über denselben Gegenstand gegeben. Uebrigens hat P. selbst weder durch seine eigenthümliche Richtung im Philosophiren sich ausgezeichnet, obwol man ihm die Stiftung der Elischen Schule zuschreibt, noch etwas Schriftliches hinterlassen, da seine von den Alten geschätzten Dialogen nicht mehr vorhanden sind.

Phädra, die Gemahlin des Theseus (s. d.), war die Tochter des kretischen Königs Minos und der Pasiphaë und die Schwester der Ariadne. Als sie einst zufällig ihren Stiefsohn Hippolytos, den sie noch nicht gesehen und den sie nicht als des Theseus Sohn erkannte, fand, verliebte sie sich heftig in den schönen Jüngling. Dieser erwiderte ihre Leidenschaft nicht, weshalb sie aus Rache ihn bei ihrem Gatten eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre beschuldigte. Theseus sprach über den Sohn den Fluch aus, den Neptun dadurch erfüllte, daß er aus dem Meere, an welchem der flüchtig gewordene Hippolytos hinfuhr, ein Ungeheuer aufsteigen ließ, sodaß diesen die scheu gewordenen Pferde todtschleiften. Als sein Tod in Athen bekannt wurde, bekannte P. ihre Schuld und erhängte sich. Nach andern wurde sie von Theseus ermordet. Die tragische Kunst der Griechen hat sie in ihren Werken ebenso wie die bildende gefeiert, den Gegensatz zwischen des Hippolytos Ruhe und ihrer Leidenschaft hervorhebend. Sowol Sophokles wie Euripides wählten sie als die Hauptperson verloren gegangener Tragödien. Dasselbe that Racine, dessen «Phädra» Schiller übersetzte.

Phädrus, der Verfasser einer Sammlung lat. Fabeln in sechsfüßigen Jamben (Senaren), war ein Sklave aus Thrazien oder Macedonien, der von Kaiser Augustus freigelassen, unter der Regierung des Tiberius wegen einiger Stellen seiner Fabeln, die man persönlich gedeutet hatte, mehrfache Verfolgungen zu erleiden hatte. Seine Fabeln sind theils Thierfabeln nach dem Muster der griechischen sog. Aesopischen, theils eigene Erfindungen, manche von fast anekdotenhaftem Charakter. Der Stil derselben ist nicht ohne Anmuth, wenn auch nicht durchaus correct, die Nutzanwendungen aber sind oft ungeschickt und schief. Während des Mittelalters sind die Fabeln mehrfach in Prosa aufgelöst worden. Zu den fünf Büchern der Fabeln, die schon durch

das Alter der Handschriften, in denen sie überliefert sind, sich als echtes Product des röm. Alterthums ausweisen, ist durch eine erst neuerdings wieder aufgefundene, von Nic. Perotti (geb. zu Sassoferrato 1430, gest. als Erzbischof von Siponto 1480) veranstaltete Sammlung ein sechstes hinzugekommen, dessen Echtheit indeß nicht ganz zweifellos ist. Die besten kritischen Ausgaben der Fabeln sind die von Bentley (hinter seinem Terenz, Cambridge 1726), Orelli (Zür. 1832) und Dreßler (Bautzen 1838); als Schulausgaben empfehlen sich die von Raschig (Lpz. 1853 u. öfter) und von Siebelis (Lpz. 1851 u. öfter). Von den zahlreichen deutschen Uebersetzungen sind die von Kerler (2 Bdchn., Stuttg. 1838) und von Siebelis (Stuttg. 1857) hervorzuheben.

Phaëthon, d. h. der Leuchtende, ist bei Homer und Hesiod ein häufiges Beiwort des Sonnengottes, bei Spätern der eigene Name desselben. Auch heißt P. eins der beiden lichtbringenden Rosse der Eos. — P., der Sohn des Helios und der Klymene, der Gemahlin des Merops, ist berühmt durch seine unglückliche Lenkung des Sonnenwagens. Da ihm nämlich sein Vater versprochen hatte, jeden Wunsch zu erfüllen, so bat P., einen Tag über einmal den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Kaum aber hatte er die Zügel ergriffen, als die Sonnenrosse ihn, der die Zügel zu führen zu schwach war, verachteten, aus dem Gleise brachen und alles auf der Erde, wo sie sich ihr zu weit genähert, in Brand steckten. Die Erde flehte in ihrer Bedrängniß Zeus um Hülfe an, worauf dieser den P. durch einen Blitzstrahl in den Eridanus (Po) schleuderte. Seine Schwestern, die Heliaden, welche die Sonnenrosse angeschirrt hatten, wurden in Erlen oder Pappeln, ihre Thränen in Bernstein verwandelt. Das Schicksal des P. hat Euripides in der nach ihm benannten Tragödie, von der nur noch Fragmente vorhanden sind, dramatisch bearbeitet. — P., in franz. Schreibart Phaéton, nennt man auch einen leichten, eleganten Wagen zu Spazierfahrten.

Phalanx wurde von den Griechen, wie schon von Homer, jede geschlossene Schlachtreihe genannt. Vorzugsweise aber bezeichneten sie damit eine in einem länglichen Viereck aufgestellte Schlachtordnung, welche von den Hopliten oder Schwerbewaffneten in mehrern, gewöhnlich acht, Gliedern gebildet wurde. Jeder Streiter hatte zur Waffenführung einige Fuß Spielraum. Zum Angriffe ging die P., Schild an Schild, die gefällten Speere des ersten Gliedes vor der Front gekreuzt, unaufhaltsam gegen den Feind, und dadurch, daß die hintern Reihen mit ganzer Schwere auf die Vorderglieder drückten, wurde die Heftigkeit des Stoßes furchtbar. Am größten war bei ihrer Schwerfälligkeit ihre Wirkung in der Ebene, wobei auf den Flügeln die Leichtbewaffneten, namentlich die Peltasten, eine Mittelklasse, mit runden Schilden (Pelten) und Wurfspießen ausgerüstet, kämpften. Zur Vertheidigung bildete die P. eine dichtgedrängte Masse, Synaspismos. Die P. war zusammengestellt aus Grundabtheilungen, welche bald Lochoi, bald Phylen oder Taxen (nach den Stämmen verschieden) genannt wurden, im allgemeinen Sinne Syntagmen. Im schwierigen Terrain mußten diese Abtheilungen sich trennen, dadurch wurde die P. beweglicher. Auf dem Rückzuge des Xenophon war das besonders der Fall. Durch Epaminondas, welcher die Abtheilungen staffelweise vorgehen ließ (schiefe Schlachtordnung), erreichte die P. die taktische Vollkommenheit, deren sie fähig war. Die Macedonier nahmen dieselbe Schlachtordnung an, nur waren ihre Phalangen stärker, auch tiefer gestellt. Im Zusammenstoß mit den Römern erlag zuletzt die P.

Phalaris, ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Tyrann von Akragas (Agrigent) auf Sicilien, der mit Hülfe ausländischer Söldner und durch die Hinrichtung der angesehensten Männer 16 J. lang (von 565 bis 549 v. Chr.) die Herrschaft behauptete, bis er bei einem Aufstande ein Opfer der Volkswuth wurde. Als das schreiendste Beispiel seiner Grausamkeit wird die von ihm eingeführte Strafe mittels eines ehernen Stiers, der glühend gemacht und in den das Opfer eingeschlossen ward, von den Alten erwähnt. Der Verfertiger dieses Marterwerkzeugs, Perillus (oder Perilaos), soll zur Probe zuerst darin geröstet worden sein. Unter P.' Namen besitzen wir noch 148 Briefe (herausg. von Lennep und Valckenaer, Gröning. 1777, 2 Bde., neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), deren Unechtheit von Bentley in seinen berühmten «Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, Themistokles, Sokrates, Euripides und über die Fabeln des Aesop» (deutsch von Ribbeck, Lpz. 1857) schlagend nachgewiesen worden ist.

Phalaris, Name einer Gräsergattung aus der 3. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Gramineen, welche sich durch zusammengedrückte biconvexe Aehrchen, durch unter sich gleiche, am Rücken gekielte Kelchspelzen, welche länger sind als die einzige unbegrannte Zwitterblüte, sowie dadurch auszeichnet, daß die Frucht von den verhärteten Kelchspelzen innig umschlossen wird. Ihre theils einjährigen, theils perennirenden Arten wachsen der Mehrzahl nach in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres. Sie zerfallen in solche, deren

Aehrchen in eine längliche Aehre gruppirt und deren Kelchspelzen am Kiel geflügelt sind, und in solche, wo die Aehren büschelweise angeordnet und in eine lappige Rispe gestellt und die Kelchspelzen am Kiel nicht geflügelt sind. Zu erstern gehört das Canariengras (s. Canariensamen), zu letzteren das Glanzgras (P. arundinacea L.). Dieses bei uns an Flußufern, Gräben, an feuchten Wiesenstellen u. s. w. häufig vorkommende Gras hat breite, schneidendscharfe, schilfähnliche Blätter und an der Spitze des 2—4 F. hohen Halmes eine schöne, meist rothbunt gefärbte Rispe. Trotz der Steifheit der Blätter frißt das Rindvieh dieses Gras gern, verwundet sich aber leicht an den scharfen Blatträndern nicht allein das Maul, sondern auch die Magen- und Darmwände, und wird infolge davon krank. Eine Varietät dieses gemeinen Grases ist das bekannte Bandgras unserer Gärten, welches selten blüht.

Phallus hieß bei den Griechen das männliche Glied, das als Sinnbild der Zeugungskraft in der Natur, wie das indische Lingam, in allen Naturreligionen des Orients, mit Ausnahme des Parsismus, eine große Rolle spielte und als Gegenstand des Cultus bei öffentlichen Festen und Processionen umhergetragen wurde. Bisweilen wurde dieses Symbol der activen Zeugungskraft auch mit einer symbolischen Andeutung des weiblichen Gliedes verbunden. Eine bedeutende Rolle spielte der Phallusdienst in der altägypt. Religion, wo er sich vorzüglich an die Mythen von Isis und Osiris knüpfte; aber auch in den Religionen Phöniziens, des übrigen Syrien, Babyloniens und Kleinasiens war er von großer Bedeutung, so unter anderm in den Culten des Adonis und des Attys. Bei den Griechen war es namentlich der Cultus des Dionysos, in welchem der P. als volksthümliches Cultsymbol gebraucht wurde. Die Begleiter des Gottes, die Satyrn, wurden häufig, ebenso wie der Gott Priapus (s. d.) mit mächtigen Gliedern dargestellt (eine Sitte, wovon sich noch ein Nachklang in der Tracht der Schauspieler in der alten attischen Komödie erhielt), und bei gewissen Festen des Gottes wurde ein großer hölzerner P. in Procession einhergetragen.

Phallus, Name einer zu den Bauchpilzen gehörenden Gattung ansehnlicher Fleischpilze, deren hutförmiger Sporenträger, dessen äußere, mit Schleim überzogene Fläche die Sporen enthält, anfangs von zwei durch Gallertmasse getrennten Häuten (dem Peridium) umhüllt ist. Hierher gehört der seit dem Alterthum seiner Gestalt und seiner angeblichen Kräfte halber berühmte Eichelpilz oder Gichtschwamm (P. impudicus L.), welcher in Wäldern und Gärten unter Hecken wächst. Anfangs, so lange der Sporenträger in das weißgefärbte Peridium eingeschlossen ist, gleicht der Pilz einem Ei. Später zerreißt die Hülle an der Spitze, und es tritt ein dicker, hohler, weißlicher Stiel hervor, welcher an der Spitze den glockigen Hut trägt, dessen mit grünlichem Schleim bedeckte Außenfläche zellige Vertiefungen zeigt. Der Pilz verbreitet, namentlich später, wenn er zerfließt, einen entsetzlichen Leichengeruch. Er wird für giftig gehalten und galt früher als ein Mittel gegen die Gicht und als Aphrodisiacum. Eine zweite, seltenere Art, P. caninus Huds., welcher sich an faulen Stämmen, besonders unter Haselgesträuch findet, hat einen mit dem Stiel fest verwachsenen, oberseits platten Hut und ist geruchlos.

Phanerogamen, d. h. sichtbar zeugende Pflanzen, nannte Linné alle Gewächse, welche mit einem Keim (d. h. mit der Anlage zu einer zukünftigen Pflanze) versehene Fortpflanzungsorgane (Samen) haben, die sich infolge der Befruchtung eines oder mehrerer, in einen Fruchtknoten eingeschlossener oder auch nackter Samenknospen (Eier) durch den Pollen (Blütenstaub) von Staubgefäßen erzeugen. Da die Mehrzahl dieser Gewächse, zu welchen alle sog. «höhern» Pflanzen gehören, Blüten im gewöhnlichen Sinne dieses Worts entwickelt, d. h. bestimmt geformte Gruppirungen von Hüllblättern (Kelch, Blumenkrone, Perigon) und Geschlechtsorganen (Staubgefäßen und Stempeln), so hat man die P. auch Blütenpflanzen im Gegensatze zu den vermeintlich blütenlosen Gewächsen (den Kryptogamen) genannt, welche Benennung weder richtig ist, noch der Bedeutung des Linné'schen, der griech. Sprache entlehnten Namens entspricht. Richtiger ist es, anstatt P. die darunter verstandenen Pflanzen als samen- oder keimbildende Pflanzen zu bezeichnen. Dieselben zerfallen naturgemäß in die drei Abtheilungen der Gymnospermen (s. d.), Monokotyledonen (s. d.) und Dikotyledonen (s. d.).

Phänomen (griech.) heißt jede der innern oder äußern Wahrnehmung sich darbietende Erscheinung, insofern ihre Auffassung von dem Gedanken begleitet ist, daß die wahre Beschaffenheit des Aufgefaßten von der Art, wie es erscheint, verschieden sein kann. Jedes P. wartet auf seine Erklärung, daher man auch das Wort vorzüglich anwendet bei auffallenden, unverhofften, seltenen Erscheinungen oder solchen, welche schwer erklärbar sind. An der Hand der Phänomene gelangt die Wissenschaft zur Entdeckung der ihnen als Ursachen zum Grunde liegenden Kräfte und Gesetze. In diesem Sinne spricht man von physik., chem., psychol. Phänomenen. Für die meta-

physische Forschung verwandelt sich alles Gegebene in eine Reihe von Phänomenen, und daher hat die Philosophie seit Plato vielfach die Phänomene den Dingen an sich gegenübergestellt. Kant nannte die letztern nach dem Vorgange der Alten Noumena, weil sie im Denken vorausgesetzt werden. Phänomenologie heißt demgemäß eine Lehre von den Erscheinungen. In einem engern Sinne bezeichnete Hegel mit diesem Worte die Darstellung der verschiedenen Erscheinungsformen und Entwickelungsstufen des Bewußtseins, insofern von ihnen die Art abhängt, in welcher das Bewußtsein die Welt und sich selbst auffaßt.

Phantasie (griech.) oder Einbildungskraft bezeichnet die Thätigkeit, wodurch sich Bilder von Gegenständen in der Seele erzeugen. Diese Erzeugung geschieht zunächst auf unmittelbare Weise bei der Sinnerkenntniß. Dies ist die P. im metaphysischen Sinne. Es sind dabei besonders die sog. Anschauungen a priori (Raum und Zeit) als Erzeugnisse der unmittelbaren P. zu nennen, welche die allgemeinen Bedingungen und Voraussetzungen bilden, unter denen überhaupt erst Empfindungen sich zu Wahrnehmungen umgestalten können. Diese mitwirkende Thätigkeit der P. im Wahrnehmungsproceß nachgewiesen zu haben, gehört zu Kant's (s. d.) unsterblichen Verdiensten. Eine zweite Thätigkeit der P. ist die Wiedererzeugung der Bilder vergangener Wahrnehmungen. Dies ist die sog. reproductive P. Sie fällt zusammen mit der Erinnerungsthätigkeit, insofern darunter ein neues Bewußtwerden der in der Seele auf unbewußte Art aufbewahrten Gedächtnißspuren verstanden wird. Die reproductive P. ist eine vollkommene, wenn die wiederzuerweckenden Bilder sich mit Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Treue einstellen. Erzeugen sich hingegen aus den durch das Gedächtniß aufbewahrten Spuren neue Bilder und Bildgruppen, so heißt diese Thätigkeit P. im engern Sinne, schöpferische oder productive P. Es tritt hierbei zur Wiedererzeugung vergangener Wahrnehmungsbilder eine Combinationsthätigkeit (Imagination) ein, durch welche entweder die Ordnung unter den Theilen eines Bildes verändert, oder Theile aus verschiedenen Bildern in ein Bild zusammengefaßt und ihre Eigenschaften und Merkmale miteinander vertauscht werden. Hierzu kommt die Fähigkeit, die Bilder beliebig zu vergrößern oder zu verkleinern, sie auf wiederholte oder vervielfachte Weise vorzustellen. Immer jedoch bekommt die schöpferische P. zuletzt ihre Empfindungsstoffe theils durch den äußern, theils durch den innern Sinn geliefert. Der geborene Blinde hat keine Farben, der geborene Taube keine Töne in seiner P., und will der Bildhauer Götter bilden, so hat er keine Form für sie als die menschliche, obgleich er das Unpaßliche derselben selbst am besten empfindet. Dieses bunte und oberflächliche Verwandlungsspiel der productiven P., welches nach Associationsgesetzen erfolgt (s. Ideenassociation), und von welchem uns unsere Träume die lebhafteste Anschauung geben, wird ganz vorzüglich durch die allgemeinen Gefühle und Stimmungen der Seele beherrscht, welche je nach ihrem verschiedenen Charakter gewisse Gruppen und Reihen von Bildern vor andern begünstigen und hervorheben. Anderntheils empfängt es durch die Thätigkeit des Denkens als eines innern Beobachtens und willkürlichen Veränderns der Vorstellungen innerhalb gewisser Grenzen wesentliche Einflüsse. Die Einwirkung des Denkens auf die Bilder wird besonders in den geometr. Figuren (Dreieck, Kreis u. s. w.) als Zeichnungen der P. nach Verstandesregeln erkannt, ferner in der erfindenden Thätigkeit, bei der Bildung von Idealen und in den schönen Künsten. Bei der erfindenden Thätigkeit wird das Spiel der Vorstellungen den Zwecken des Gedankens streng und mit Willkür untergeordnet, während in der dichtenden P. der Gedanke in den unwillkürlichen Proceß des Bildes nur partiell eingreift. Bei moralischen und polit. Idealen ist die gedachte Idee der Vollkommenheit ein Erzeugniß der Vernunft, welches durch die P. Anschaulichkeit bekommt. In allen diesen Fällen bildet eine Grundidee als Zweck den Mittelpunkt, um welchen nach den Gesetzen der Association das Material aus der Erinnerung sich ordnet. Weil dieser Proceß Zeit gebraucht, so tragen sich Erfinder und Künstler gewöhnlich lange mit ihren Ideen, bevor dieselben zur Reife gelangen. Ihr Höchstes, was sie hervorbringen kann, leistet die P. in den Künsten. (S. Kunst.) In den bildenden Künsten schließt sie sich am engsten an die sinnliche Anschauung, aus welcher sie ihre Stoffe entlehnt. In der Musik tritt das die bildnerische P. in Aufregung und Thätigkeit versetzende Gemüth und Gefühl vorherrschend hervor. In der Dichtkunst halten beide Elemente einander das Gleichgewicht, wobei der Ideen erzeugende Gedanke als Herrscher und Ordner über beiden seine Gewalt aufs höchste steigert. Die fortwährende Verschmelzung der Bilder und Gefühle in der Poesie kündigt sich an durch die Rede in Gleichnissen, welche entspringen, wenn der Gedanke, um dem Bilde, durch das er seinen Ausdruck findet, eine größere Lebendigkeit zu geben, solche Bilder anknüpft, welche mit dem ersten durch eine Gefühlsverkettung zusammenhängen, z. B. «Stachel der Reue», um das Gefühl der Pein lebendig zu machen, welches die Reue mit einem eindringenden Stachel theilt. Eine P., deren Bilder

besonders stark von Gefühlen und Affecten durchdrungen sind, pflegt man eine glühende P. zu nennen, im Unterschiede von einer blühenden und reichen, in welcher das bunte Spiel und die Mannichfaltigkeit der Gestalten ihre Gefühlstiefe überwiegt.

Phantasie heißt in der Musik das durch Töne ausgedrückte Spiel der sich ganz überlassenen Einbildungskraft des Tonkünstlers. Auch versteht man unter dieser Bezeichnung eine solche aufgezeichnete Composition, in welcher der Tonsetzer weder auf eine bestimmte Form noch auf eine ganz genau zusammenhängende Ordnung der Gedankenfolge Rücksicht nimmt. Bindet er sich weder an ein gewisses Thema noch an Takt und Rhythmus, so nennt man die P. frei; gebunden hingegen, wenn eine bestimmte Gedanken- und eine bestimmte Taktart zu Grunde liegen und in allen Theilen eine gewisse Einheit beobachtet wird, wie Mozart in seiner C-moll-Fantasia ein classisches Vorbild entwarf. Unter Phantasiren begreift man auch, über ein beliebiges Thema seine Empfindungen auf einem Instrumente, wie die Einbildungskraft sie augenblicklich eingibt, ohne Rücksicht auf besondere Form der Ausführung vorzutragen. Außer einer feurigen Erfindungskraft ist gründliche Ausbildung in allen Theilen der Harmonielehre und vollkommen ausgebildetes Spiel unentbehrlich. Ausgezeichnet waren in der Kunst des freien Phantasirens Mozart, Hummel, Beethoven, Cramer und Kalkbrenner.

Phantasiren ist die von den Laien gebrauchte Bezeichnung für das, was die Aerzte Deliriren nennen. (S. Delirium.)

Phantasmagorie (griech.) nennt man die Darstellung von Scheinbildern, z. B. menschlichen Gestalten, durch optische Mittel.

Phantastisch heißen solche Kunstwerke, deren Phantasiegestalten sich sehr weit von der Wirklichkeit entfernen, wie z. B. in der Märchendichtung. Häufig wird auch, vorzüglich in der Musik, ein Product, bei welchem der Ausdruck des Gefühls einen möglichst ungebundenen Gang nimmt, eine Phantasie (s. d.) genannt. Phantast heißt, wer auf die Wirklichkeit leicht Bilder der Phantasie überträgt, dadurch das Erlebte gern entweder vergrößert oder ausschmückt und die Wirklichkeit nach seinen Einbildungen behandelt.

Phantäsus war in der Mythologie der Griechen und Römer ein Sohn des Schlafs, der die Traumbilder der Menschen durch seine Verwandlungen bewirkte. Unter dem Titel «Phantasus» vereinigte Tieck die gehaltreichsten seiner Erzählungen und dramatischen Spiele aus den «Volksmärchen» zu einem kunstreichen Ganzen.

Phantom (griech., Scheinbild) heißen in der Medicin zu Lehrzwecken künstlich nachgebildete Körpertheile, an welchen Operationen eingeübt werden, zu deren Einübung nicht Leichname benutzt werden können. In der Geburtshülfe dient zu solchem Zwecke eine Nachbildung der Unterbauchgegend vom Weibe und eine Puppe, welche die Leibesfrucht darstellt. In der Augenheilkunde befestigt man ein Thierauge (Kalbsauge) in einer Gesichtsmaske und übt an diesem Augenoperationen ein.

Pharäo werden im Alten Testament die Könige der Aegypter genannt. Ohne Punctation lautet der Name Pra oder Phra und ist von dem ägypt. p-rā, die Sonne, oder p-uro, der König, herzuleiten. Später wurde namentlich der König, unter dem die Israeliten auszogen, vorzugsweise P. genannt. Daher ist es gekommen, daß derselbe Name in der Form Pherôs durch semit. Vermittelung selbst in den griech. Bericht des Herodot übergegangen ist; denn Pherôs, Sohn des Sesostris, d. i. Menephthes, Sohn Ramses' II., war der König des Auszugs. — P. oder Faro heißt auch eins der gewöhnlichsten Hazardspiele, welches schon in sehr früher Zeit bekannt war. Das Spiel hat den Namen von dem Könige P. erhalten, der sonst auf einem der Kartenblätter abgebildet war und in diesem Spiele für ein sehr glückliches Blatt galt. Das P. wird mit der vollen franz. Karte gespielt, und auch alle dabei vorkommenden technischen Ausdrücke sind aus dem Französischen entlehnt, jedoch meist so verstümmelt, daß sich ihre eigentliche Bedeutung gar nicht erkennen läßt, z. B. Paroli, Lappé, Six et le va, Sept et le va u. s. w.

Pharaonsratte, s. Ichneumon.

Pharisäer, d. h. Abgesonderte, ist der Name einer religiös-polit. Partei unter den Juden, die unter der Makkabäerherrschaft aus den ältern Gesetzesfrommen (Chasidim) der nachexilischen Zeit hervorgegangen war. Sie bildeten eine Opposition gegen die ältere Tempelaristokratie (die Sadducäer) und erwarben sich durch strengste, ja peinliche Beobachtung aller Gesetzesbestimmungen sowie durch ihren Eifer für die nationale Ehre und Unabhängigkeit ein stetig steigendes Ansehen bei der Masse des Volks. Unter den letzten Makkabäerfürsten, welche vergeblich versucht hatten, sie durch blutige Gewalt zu unterdrücken, gelangten sie zu polit. Herrschaft, und die vornehmen Sadducäerfamilien sahen sich genöthigt, den Platz im Hohenrathe

mit ihnen zu theilen. Mit dem Gegensatze von P. und Sadducäern hängt auch der andere Gegensatz zwischen Schriftgelehrtenthum und Priesterthum zusammen. Die Schriftgelehrten, deren Ansehen in der nachexilischen Periode, dem ganzen Geiste dieser Zeit gemäß, das Priesterthum immer mehr in den Schatten stellte, waren meist P.; die Leitung des Synagogendienstes und der Synagogengenossenschaften brachte sie in fortwährende unmittelbare Berührung mit dem Volke, und seit sie auch im Hohenrathe vertreten waren, mußten die Sadducäer sich oft genug ihnen accommodiren. Die geistige Herrschaft der P. überdauerte den jüd. Staat und war zur Zeit Jesu so festgewurzelt, daß das Volk sich völlig ihrer Leitung hingab. Nach der Zerstörung des Tempels ging die geistliche Macht völlig an die pharisäischen Gesetzeslehrer über. Die theol. Unterschiede der P. von den Sadducäern betreffen fast nur rituelle Kleinigkeiten ohne religiösen Werth; von praktischer Bedeutung sind fast nur die vielfach mildern Grundsätze, welche die P. bei der Rechtspflege geltend machten. Durch unsere Evangelien sind die P. in den Ruf scheinheiliger Heuchler gekommen, welche statt auf Herzensfrömmigkeit nur auf äußere Werkheiligkeit gesehen hätten. Wirklich mußte ihre kleinliche und peinliche Gesetzlichkeit und die dem ganzen nachexilischen Judenthum eigene Veräußerlichung der Religion leicht genug zu heuchlerischem Wesen verführen; aber der unerbittliche Kampf, den Jesus im Namen einer innerlichen und geistigen Gottesverehrung gegen sie eröffnete, begreift sich vollkommen in seinem sittlich-religiösen Recht, auch ohne daß man darum Ursache hat, P. und Heuchler ohne weiteres als gleichbedeutende Begriffe zu nehmen. Unstreitig gab es auch viele edlere Naturen unter ihnen, die, wie Paulus vor seiner Bekehrung, im ernsten Eifer sich abmühten, dem Gotte ihrer Väter in aller Gesetzesstrenge zu dienen. Das ganze rabbinische Judenthum der nachchristl. Zeit ist übrigens aus dem Pharisäismus hervorgegangen, der, seit mit dem Tempelcultus die Macht der sadducäischen Hierarchen gebrochen war, von selbst aufhören mußte, eine abgesonderte Partei zu bilden.

Pharmacie, s. Apothekerkunst.

Pharmakologie (Arzneimittellehre), s. Arzneimittel.

Pharmakopöe (griech.), auch Dispensatarium (lat.), heißt die Zusammenstellung von Anweisungen für die Apotheker oder Pharmaceuten zur Bereitung der Arzneimittel. Da das Apothekergewerbe in den meisten Ländern unter der sanitätspolizeilichen Oberaufsicht des Staats steht, so sind auch die, oft sehr umfängliche Werke bildenden P. officiell von den Sanitätsbehörden der verschiedenen Staaten erlassen, und der Pharmaceut ist streng verpflichtet, sich nach deren Vorschriften zu richten. Die P. der verschiedenen Staaten (man hat eine Pharmacopoea borussica, saxonica u. s. w. u. s. w.) stimmen in vielen ihrer Vorschriften überein; doch finden sich auch wesentliche Abweichungen. Dies und noch mehr der Umstand, daß viele dieser Vorschriften sich auf veraltete Bereitungsweisen, ja auf eine Unzahl veralteter, nicht mehr gebräuchlicher Arzneimittel beziehen, lassen es wünschen, daß die verschiedenen P. durch eine gründlich revidirte, allgemeine P. ersetzt werden.

Pharnabäzus, ein pers. Satrap von Bithynien, der mehrfach in die Kämpfe Spartas mit Athen verwickelt wurde, trat zuerst unter Darius Nothus um 411 v. Chr. als Verbündeter der Spartaner auf den Kriegsschauplatz, wurde aber von Alcibiades geschlagen, den er später auf Lysander's Betrieb in Phrygien überfallen und tödten ließ. Bald aber zeigte er sich ebenso hinterlistig gegen Lysander selbst, blieb jedoch seinem neuen Könige, Artaxerxes Mnemon, gegen dessen aufrührerischen Bruder, Cyrus, treu und gewann, als Sparta sich gegen Artaxerxes rüstete, den athen. Flüchtling Konon für die Uebernahme des Oberbefehls über die pers. Flotte, mit welcher dieser bei Knidos einen glänzenden Sieg erfocht. Mit Wiederherstellung der Ruhe nach dem Frieden des Antalkidas (387 v. Chr.) sank sein Ansehen und Einfluß.

Pharnäces I., König von Pontus, der Großvater Mithridates' d. Gr., eroberte um 180 v. Chr. die mächtige und reiche griech. Stadt Sinope und machte sie zum Sitze des Reichs. An einer weitern Ausdehnung desselben hinderten ihn die Römer, deren Gebot ihn nöthigte, das schon eingenommene Paphlagonien und Galatien herauszugeben und mit den Königen Eumenes II. von Pergamus, Ariarathes V. von Kappadocien und Prusias von Bithynien Frieden zu schließen. — **P. II.**, der Sohn Mithridates' d. Gr. (s. d.), brachte 63 v. Chr. seinen Vater durch Empörung zum Selbstmord und erhielt dafür durch Pompejus den Besitz des Bosporanischen Reichs. (S. Bosporus.) Nach der Niederlage des Pompejus bei Pharsalus 48, als Cäsar durch den Alexandrinischen Krieg beschäftigt war, glaubte er sich des Reichs seines Vaters wieder bemächtigen zu können. Er nahm Kappadocien und Armenien ein, schlug Cäsar's Legaten, Domitius Calvinus, und den Dejotarus (s. d.) bei Nikopolis, eroberte hierauf Pontus und wüthete grausam gegen die Landeseinwohner und Römer. Als aber Cäsar gegen ihn zog und er

dessen Vergleichsvorschläge verwarf, wurde in der einen Schlacht bei Zela 2. Aug. 47 seine Macht vernichtet. Er selbst floh in das Bosporanische Reich, wurde aber gleich nach seiner Ankunft von einem seiner Diener, Asander, ermordet.

Pharsālus, jetzt Fersalo, im Alterthum eine Stadt in Thessalien, südlich von Larissa, am Fluß Enipeus, wurde historisch denkwürdig durch den Sieg der Römer über Philipp von Macedonien, noch mehr aber durch die 9. Aug. 48 v. Chr. durch Cäsar (s. d.) und Pompejus (s. d.) hier gelieferte Schlacht. Pompejus hatte etwa 45000 Legionssoldaten, 7000 Reiter und eine große Anzahl leichte Hülfstruppen. Er befehligte den linken Flügel, wo die meiste Reiterei stand, auf die er sein Vertrauen setzte; Quintus Metellus Scipio die Mitte, Lucius Lentulus Crus den rechten Flügel, der sich an den Fluß lehnte. Cäsar hatte 22000 Legionarier und 1000 german. und gallische Reiter; er befehligte den rechten Flügel, wo die bewährte zehnte Legion und die Reiterei standen, Cnejus Domitius Calvinus die Mitte, Marcus Antonius den linken Flügel. Beide Heere waren in drei Treffen aufgestellt. Das Feldgeschrei Cäsar's war: «Venus victrix», des Pompejus: «Hercules invictus». Die Cäsarianer eröffneten den Angriff, Cajus Crastinus, Centurio der zehnten Legion, dem Cäsar nachher auf dem Schlachtfelde ein Grab widmete, brach zuerst in die feindlichen Reihen; seine Reiterei wurde von der des Pompejus, diese aber wieder von sechs Cohorten, die Cäsar vor das dritte Treffen gestellt hatte, und darauf der linke Flügel des Pompejus geworfen. Dieser selbst floh ins Lager, und nun zerstreute sich sein Heer; die Cäsarianer erstürmten um Mittag das Lager, das sieben Cohorten tapfer vertheidigten, und das Pompejus, aus dumpfer Betäubung erwachend, verließ, um gen Larissa zu fliehen, wohin Cäsar ihm am nächsten Tage nacheilte. Der letztere hatte nach seinen eigenen Angaben 30 Centurionen und 200 Soldaten, nach andern 1200 verloren; von den Pompejanern waren etwa 6000 Legionarier gefallen, mehr als 24000 wurden auf der Flucht gefangen, von Cäsar begnadigt und unter seine Truppen vertheilt. P. aber wurde von dem Sieger für eine freie Stadt erklärt.

Pharus hieß im Alterthum eine kleine Insel vor Rakotis, dem spätern Alexandrien, durch deren Verbindung mit dem Lande erst durch eine Brücke, dann durch einen Damm (das Heptastadium) der Doppelhafen von Alexandrien gebildet wurde. Sie wird bereits von Homer genannt, der sie eine Tagereise von Aegyptus, das heißt nicht vom Festlande, wie dies gewöhnlich verstanden wird, sondern vom Ausflusse des Nil, der auch Aegyptus genannt wurde, entfernt sein läßt. Auf der östl. Spitze dieses Eilandes ließ Ptolemäus Philadelphus durch Sostratos aus Knidos den berühmten Leuchtthurm errichten, der unter die Wunderwerke der Welt gezählt und nach der Insel auch P. genannt wurde. In den roman. Sprachen (franz. phare, ital. faro) und schon im Lateinischen wurde dieser Name dann für jeden Leuchtthurm gebraucht.

Phasen oder Lichtgestalten nennt man in der Astronomie die verschiedenen Erscheinungen des Mondes und der Planeten, welche von ihrer Stellung gegen die Sonne herrühren. Je nachdem wir nämlich die der Sonne zugewendete und von ihr erleuchtete Hälfte dieser Himmelskörper ganz oder nur zum Theil oder gar nicht sehen können, erscheinen uns dieselben rund oder voll erleuchtet, halbkreisförmig, mehr oder weniger sichelförmig, oder sind uns auch, wie der Mond im Neumonde, ganz unsichtbar. Am auffallendsten sind die Mondphasen. (S. Mond.) Von den Planeten zeigen nur Mercur, Venus und Mars P., die freilich nur mit Fernröhren wahrzunehmen sind. Die der Venus sind schon durch schwache Fernröhre gut zu sehen und wurden bereits von Galilei wahrgenommen. Venus und Mercur glänzen übrigens am hellsten, wenn sie sichelförmig erscheinen, weil die Helligkeit mit von ihrer Entfernung von der Erde abhängt. Mars erscheint seiner größern Entfernung von der Sonne wegen niemals sichelförmig, und der kleinste Durchmesser der erleuchteten Scheibe erscheint nie kleiner als $^7/_8$ des darauf senkrechten Durchmessers.

Phasis oder Rhion, ein reißender Gebirgsstrom in Kolchis (s. d.), jetzt Rion oder Rioni, auch wol Fachs und von den Mingreliern Poti, von den Türken Foti genannt, entsteht bei dem Flecken Oni (2580 F. hoch) aus den Quellbächen an der Südseite des Kaukasus im Bereich des zwischen dem Elburs und Kasbek sich erhebenden Bergriesen Paßmta, fließt zunächst in vielen Stürzen durch ein Längenthal gegen Westen, dann durch ein Querthal gegen Süden über Kutais und erreicht so die dem Gebirge vorliegende Ebene. In dieser nimmt der Fluß links von Osten her den Kwirila auf, wendet sich, nachdem er schiffbar geworden, wieder westwärts, empfängt rechts den Tschate oder Tzenis-Tschali (d. h. Pferdefluß, den Hippios der Alten), dann den Techur oder Tscheschuri (vielleicht den Glaukos der Alten) und mündet nach

einer Gesammtlänge von etwa 30 M. bei Poti in Mingrelien in das Schwarze Meer. 16 M. von der Küste und in 624 F. Seehöhe liegt an ihm Kutais (s. d.), das alte Kytäa oder Kutatisium, die Hauptstadt von Kolchis, wo er im Sommer 120—200 F., sonst aber 900 F. breit ist und nach der Schneeschmelze oft um 17 F. ansteigt. Links an der Mündung, zwischen ihr und dem See Paleostom, in der Gegend des jetzigen Poti, stand im Alterthum die Stadt P., ein von den Milesiern gegründeter und starkbefestigter Handelsplatz, mit einem Tempel der Phasianischen Göttin oder Cybele. Der P. erlangte eine besondere Berühmtheit durch die Sage der Argonautenfahrt (s. Argonauten), indem Jason (s. d.) an der Mündung des Flusses landete und mit Hülfe der Medea von hier aus das Goldene Vlies holte. Auch hat sich der Name des Flusses in dem der Vögelgattung der Fasanen, der Aves Phasianae bei den Alten, erhalten. Gegenwärtig ist der Rion die Hauptwasserstraße in diesem Landstrich zwischen dem Kaukasus und Kleinasien, mittels welcher sich der Verkehr über Kutais nach Tiflis, von dort zu der Küste des Kaspischen Sees sowie nach Persien bewegt. Dadurch hat auch Poti seine Bedeutung erhalten, wo 1863 die aus Transkaukasien stammenden Exportartikel Seide, Wolle, Baumwolle, Kukuruz, Insektenpulver u. s. w. einen Werth von 3,710836, die Importe von 699543 S.-Rubel aufwiesen.

Phenol (Phenylalkohol, Carbolsäure) ist eine organische, von Runge und Laurent aus dem Steinkohlentheer dargestellte Säure, welche lange mit dem von Reichenbach aus dem Buchenholztheer dargestellten Kreosot (s. d.) verwechselt wurde und jetzt noch häufig unter diesem Namen in den Handel kommt. Das P. besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, krystallisirt in langen, farblosen Nadeln, riecht eigenthümlich (nach Bibergeil) und schmeckt stark brennend und ätzend. Das ganz wasserfreie P. schmilzt bei 34° und siedet bei 188°, brennt angezündet mit starkrußender Flamme und ist geschmolzen nur wenig schwerer als Wasser. In Wasser ist es wenig, in Alkohol, Aether und Essigsäure leicht löslich. Auf der Haut erzeugt es braune und weiße Flecken und wirkt selbst in kleinen Dosen giftig. Man erkennt das P. leicht daran, daß ein erst in wässerige Phenollösung und dann in verdünnte Salzsäure getauchter Fichtenspan im Sonnenlicht nach einiger Zeit blau wird.

Pherä, eine einst mächtige Stadt Thessaliens, nahe am Pelion, mit einer Akropolis und der im Alterthume berühmten Heilquelle Hyperia, war der Sage nach der uralte Königssitz des Admetus und der Alcestis und erlangte später eine besondere polit. Bedeutsamkeit durch eine selbständige Tyrannenherrschaft, die auf die innern Angelegenheiten Griechenlands längere Zeit ihren Einfluß geltend zu machen und zu wiederholten malen sich ganz Thessaliens zu bemächtigen suchte. Unter diesen Tyrannen wird außer Lykophron, der zu Ende des Peloponnesischen Kriegs, und dessen Sohn Jason, der um 378 v. Chr. den Thron behauptete, namentlich der Schwiegersohn Jason's, ein gewisser Alexander, wegen seiner beispiellosen Grausamkeit erwähnt, indem er außer andern unerhörten Greuelthaten viele Unschuldige theils lebendig begraben, theils in Thierhäute einnähen ließ, um zum Vergnügen Jagdhunde darauf zu hetzen, bis er nach 13jähriger blutiger Regierung von seiner Gattin und deren Brüdern 357 v. Chr. ermordet wurde. Bedeutende Ueberreste von P. finden sich bei dem heutigen Velestino.

Pherekrätes aus Athen, einer der vorzüglichsten Dichter der ältern attischen Komödie, um 430 v. Chr., ein Zeitgenosse des Eupolis und Aristophanes, war anfangs Schauspieler, wendete sich aber später mit vielem Glücke der dramatischen Poesie zu und verfertigte eine Reihe von Lustspielen, in denen er nicht die Politik, Tagesgeschichte oder öffentlichen Charaktere zum Gegenstande seines Spottes nahm, sondern den Stoff aus der Mythologie sich schuf, obgleich hin und wieder bittere Anspielungen auf einzelne Personen, wie auf Alcibiades und namentlich auf die Tonkünstler seiner Zeit, vorkommen. Auch verdankt ihm die Metrik eine besondere, aus sieben Silben bestehende trochäisch-daktylische Versart (— ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑), welche nach ihm der Pherekratische Vers genannt wird. Von den ihm beigelegten 18 Stücken, deren einige schon die Alten als unecht bezeichneten, sind die noch erhaltenen Bruchstücke von Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 und 2, Berl. 1839) gesammelt worden.

Pherekydes, einer der ältesten griech. Weisen, im 6. Jahrh. v. Chr., von der Insel Syros gebürtig, ein Zeitgenosse und Schüler des Thales, vielleicht auch des Pittakus, schrieb die erste Kosmo- und Theogonie in Prosa, die sich freilich noch sehr der Poesie nähert. In diesem Werke, welches den räthselhaften Titel «Heptamychos» führte, suchte er aus den drei ewigen Principien, der Zeit oder dem Kronos, der Erde, als der formlosen und leidenden Masse, und dem Aether oder Zeus, als dem bildenden Principe, das Entstehen aller Dinge auf eine mehr dichterische als philos. Weise zu entwickeln. Auch soll er zuerst, wenigstens schriftlich, die Behaup-

tung von der Fortdauer der menschlichen Seele aufgestellt haben, wobei es jedoch unentschieden bleibt, ob er bereits an die von seinem Schüler Pythagoras (s. d.) dann weiter ausgeführte Lehre von der Seelenwanderung gedacht habe. Die vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt und erläutert von Sturz (Gera 1798; 2. Aufl., Lpz. 1824). — Nicht zu verwechseln mit ihm ist ein anderer P., ein Logograph im 5. Jahrh. v. Chr., Zeitgenosse des Herodot, welcher von der Insel Leros stammte, dann in Athen sich aufhielt und die auf die Geschichte Athens und anderer Städte und Staaten bezüglichen Sagen in einem mythisch-geschichtlichen Werke von zehn Büchern zusammenstellte. Unterschieden davon war vielleicht die von den Alten unter seinem Namen angeführte «Archaeologia Attica». Die Fragmente sind unter andern gesammelt von Müller in «Historicorum Graecorum fragmenta» (Par. 1840).

Phidias, Charmides' Sohn, von Athen, der erhabenste Meister unter den griech. Bildhauern, wurde um das J. 500 v. Chr. geboren und starb um 432 v. Chr. Von seinen äußern Lebensumständen ist nicht viel bekannt. Den ersten Unterricht in der Bildhauerkunst erhielt er, nachdem er sich zuerst in der Malerei versucht hatte, von dem heimischen Meister Hegias, wandte sich aber später nach Argos, wo er bei dem berühmten Ageladas lernte, bei dem der ältere Myron von Eleutherä und der etwas jüngere Polyklet von Sikyon seine Mitschüler waren. Den Beginn seiner eigenen Thätigkeit kann man in die Zeit bald nach der Schlacht bei Platää (479 v. Chr.) setzen und als seine frühesten Werke eine von den Athenern aus der pers. Beute nach Delphi geweihte Gruppe von Erzstatuen und ein Tempelbild der Athene aus Gold und Elfenbein, das er für die Bewohner von Pellene in Achaja arbeitete, betrachten. Diese Zeit, unmittelbar nach den Perserkriegen und bis auf den Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs, ist die der höchsten und reichsten Entwickelung des äußerlich und innerlich frei gewordenen Hellas. Die Größe und Erhabenheit der Zeit suchte aber, wie in der Poesie (der Tragödie des Aeschylos, Sophokles, Euripides), so namentlich in der bildenden Kunst einen bleibenden Ausdruck und fand ihn nirgends vollständiger als in den Werken, die P. schuf und leitete. Sowie einerseits die großen Ideen und der nationale Schwung, der Griechenland, Athen voran, ergriffen hatte, sich in den Gegenständen spiegelt, deren Darstellung P. zu seiner Hauptaufgabe gemacht, dem panhellenischen Zeus (dem Jupiter aller Griechen) zu Olympia und der Pallas, der Göttin der weisen Kriegsführung, welcher so augenscheinlich Griechenland seinen Sieg zu danken hatte, so wurde des großen Meisters Kunst andererseits durch äußerliche Umstände entschieden begünstigt. Schon mit Kimon's Verwaltung beginnt das Streben, bei der Wiederherstellung der von den Persern zerstörten Stadt Athen in Bau- und Bildwerken die glorreichen Ereignisse der letzten Vergangenheit zu verewigen und in diesen Monumenten Pracht und Glanz zu entwickeln, und schon damals finden wir P. mit größern öffentlichen Werken betraut, von denen namentlich das kolossale Erzbild der Pallas Promachos (der Vorkämpferin), das auf der Burg von Athen stand und dessen Helmbusch und Lanzenspitze man schon, wenn man vom Cap Sunion nach dem Peiräeus segelte, sah, in diese frühere Periode des Künstlers gehört. Auf Kimon's Verwaltung folgte die noch viel glänzendere des Perikles, unter der die Kunst bei einem wunderbar regen Leben sich zu ihrer höchsten Vollkommenheit ausbildete. Zahlreiche Bauwerke aller Art entstanden und wurden mit plastischem Schmuck im Aeußern und im Innern ausgestattet. P., damals auf der Höhe seines Ruhms, gebot als oberster Leiter dem ganzen Heer von Künstlern und Handwerkern, welche dies rege Kunsttreiben in Bewegung setzte, und er selbst schuf mehrere der reifsten und vollendetsten seiner Werke, unter denen die Pallas Parthenos (die Jungfrau) im neuerbauten Parthenon (s. d.) das berühmteste ist. Sie war von Elfenbein und Gold gebildet, 39 F. hoch, reich bekleidet, mit Helm, Aegis, Schild und Lanze bewehrt und trug ein 6 F. hohes Goldbild der Nike auf der ausgestreckten Rechten; das Gewicht des zu dem Bildwerk verwandten Goldes betrug 44 Talente (über 22 Ctr.). Außerdem aber darf man dem großen Meister in dieser Periode seiner Wirksamkeit, wenn auch nicht die Ausführung, so doch gewiß die Zeichnung, seiner Werkstatt die Modelle jener uns großentheils erhaltenen Tempelsculpturen aus den Giebeln und Metopen und vom Friese des Parthenon zuschreiben, welche, als der Gegenstand der höchsten Bewunderung aller Kenner, lauter als alle Nachrichten der Alten den Ruhm des Meisters verkündigen und uns den Charakter, den das Alterthum des P. Kunst beilegt: eine Verbindung hochidealischer Erfindung und vollendeter Ausführung, und außerdem eine Kühnheit und Mannichfaltigkeit in figurenreichen Compositionen zeigen, die vielleicht in gleichem Grade nie und nirgends wiederzufinden sind. Eine dritte Periode in dem Leben des P. wird durch seine Thätigkeit in Olympia bezeichnet, wo er, durch einen von den polit. Gegnern des

Perikles im J. 438 gegen ihn anhängig gemachten Proceß aus Athen vertrieben, das goldelfenbeinerne Kolossalbild des Zeus schuf, das als die höchste Leistung der Kunst im ganzen Alterthume galt. Der Gott thronte mit dem Scepter in der einen, der Siegesgöttin auf der andern Hand als der olympische Siegverleiher und der huldvolle König der Menschen und Götter. Die Statue war etwas über 40 F. hoch, machte aber einen weit größern Eindruck, sodaß die Tempelhalle für das Bild zu niedrig erschien. P. selbst soll die in den bekannten Homerischen Versen (Ilias 1, 529):

Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höh'n des Olympos,

ausgedrückte Erhabenheit des eine Bitte gewährenden Gottes als sein Vorbild für die Schöpfung dieses Meisterwerks angegeben haben. Von den sonstigen Werken des Künstlers sind besonders das von den Bewohnern der Insel Lemnos auf der athenischen Akropolis geweihte Erzbild der Athene (A. Lemnia) und die Erzstatue einer auf den Speer gestützten Amazone in Ephesus hervorzuheben. Ueber den Tod des P. haben wir zwei verschiedene Berichte aus dem Alterthum. Nach dem einen wäre er in Elis gleich nach Vollendung des Zeusbildes gestorben (oder von den Eleern hingerichtet worden); nach dem andern soll er nach Athen zurückgekehrt und hier zuerst des Goldunterschleifs bei der Arbeit der Pallas, dann, als er sich hiergegen durch Nachwägen des abnehmbar gearbeiteten Gewandes der Göttin vertheidigt hatte, der Gotteslästerung angeklagt (weil er sein und des Perikles Bild auf dem Schilde der Göttin angebracht habe) und in den Kerker geworfen worden sein, wo er entweder einer Krankheit erlegen oder vergiftet worden sei. Von der Literatur über P. sind besonders zu nennen: O. Müller, «Commentationes de Phidiae vita et operibus» (Gött. 1827); Preller's Artikel «Phidias» in Ersch und Gruber's «Encyklopädie» (3. Sect., Bd. 22); Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 1, Braunschw. 1853); Overbeck, «Geschichte der griech. Plastik» (Bd. 1, Lpz. 1857).

Philä, Insel im Nil, an der Südseite der ersten Nilkataràkte, bildete lange Zeit hindurch die Südgrenze von Aegypten. Ihr hieroglyphischer Name war, wie später der koptische, Pilak (die Grenzinsel), und Bilak wird sie auch noch von arab. Schriftstellern genannt. In griech. Zeit, scheint es, wurden mehrere Inseln so genannt, daher der Plural. Ihre Berühmtheit erhielt sie in verhältnißmäßig später Zeit. Die ältesten Monumente, die jetzt noch Spuren daselbst zurückgelassen haben, sind aus der Zeit des Königs Nectanebus, des letzten einheimischen Pharaonen. Der berühmte Isistempel wurde erst unter Ptolemäus Philadelphus begonnen. Weit ältere Denkmäler befinden sich auf den benachbarten Inseln Bigeh und namentlich auf dem kleinen nackten Felseneilande Konosso, dem von den Alten öfters genannten Abaton, auf welchem Osiris begraben sein sollte. Dieses war nur den Priestern zugänglich und scheint später seine Heiligkeit zum Theil auf P. übertragen zu haben. In röm. Zeit lag in P. eine Garnison, deren Ziegelhäuser noch große Ruinenhügel zwischen den Tempelgebäuden zurückgelassen haben. Jetzt wird sie von Nubiern bewohnt und heißt arabisch Gezîret-el-birbe, die Tempelinsel.

Philadelphen hießen die Mitglieder eines geheimen Bundes in der franz. Armee, der den Sturz Napoleon's und die Herstellung der Republik bezweckte und den Brigadegeneral Oudet zum Haupte gehabt haben soll. Letzterer wurde, wie man erzählt, nach der Schlacht bei Wagram mit 35 seiner mitverschworenen und von ihm angestellten Offiziere in einen Hinterhalt gelockt und dort erschossen. Als eine Aeußerung dieses Bundes wird die Verschwörung Mallet's (s. d.) 1812 angesehen. Ueber das Nähere der Sache herrscht indessen Dunkel.

Philadelphia, die bedeutendste Stadt Pennsylvaniens, nach Neuyork die größte und in Hinsicht der Regelmäßigkeit und Schönheit ihrer Bauart die erste Stadt der Vereinigten Staaten, gegründet 1682 von Will. Penn (s. d.), ist geschichtlich berühmt als der Ort, wo 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der amerik. Colonien feierlich erklärt wurde, und war bis 1800 der Sitz der Regierung des Staats Pennsylvanien (s. d.). Die Stadt liegt etwa 22 M. vom Atlantischen Ocean auf der Landzunge zwischen den Flüssen Delaware und Schuylkill, die sich einige engl. Meilen unterhalb der Stadt vereinigen und in die Delawarebai ausmünden. Durch diese Lage hat sie die Vortheile eines Seeplatzes und eines sichern, noch dazu doppelten Flußhafens. Mit Trinkwasser wird sie durch eine prächtige Wasserleitung (Fairmont waterworks) aus dem Schuylkill versorgt, über den in der Stadt eine Brücke führt, die aus einem einzigen Bogen von 340 F. Weite besteht. Die regelmäßigen, geraden, breiten, gutgepflasterten Straßen haben sehr bequeme Seitenwege. Namentlich zeichnen sich die Chestnut-, Walnut-, Broad- und Marktstraße aus, welche letztere zu beiden Seiten sehr elegante Kaufhallen hat. Die beiden schönen und regelmäßigen öffentlichen Plätze, der Washington- und der Franklinplatz,

sind neuerdings mit Statuen geziert worden. Die Zahl der Einwohner betrug 1790 nur 42520, war von 1820—30 von 108116 auf 167188, bis 1840 auf 258037 gestiegen und belief sich 1860 bereits auf 562529, worunter sich 121699 Fremde (etwa 60000 Deutsche, eine beträchtliche Anzahl Franzosen und freie Farbige) befanden. Für Künste und Wissenschaften ist in P. in großartiger Weise gesorgt. Es befinden sich hier die Pennsylvania-Universität, die 1755 gestiftet wurde und deren medic. Abtheilung allein 520 Studenten zählt; außerdem noch drei andere Medicinalcollegien mit zusammen 800—1200 Studenten, ein theol. Seminar und über 100 Mittel- und 388 Volks- oder Freischulen. Ferner eine Akademie der Naturwissenschaften (seit 1812), eine Akademie der schönen Künste (seit 1805), eine Sternwarte, ein Botanischer Garten, eine amerikanische philosoph. Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse. Außerdem bestehen noch eine medic., eine chem., eine mechan. und eine deutsche Gesellschaft; eine Gesellschaft für den Landbau, gestiftet 1785, mit Sammlungen von Mineralien und Modellen; ein Athenäum, gestiftet 1814, mit Sammlungen, einer reichen Bibliothek gemeinnütziger Werke und einem Journal-Lesezimmer; Peale's Museum, welches die reichste Naturaliensammlung in Nordamerika besitzt; ein Seminar für Missionare zur Bekehrung der Neger in Afrika (seit 1818); eine Taubstummenanstalt; zwei Kunstvereine, ein schönes Opernhaus, vier Theater u. s. w. Eine allgemeine philadelphische Bibliothek wurde 1731 von Franklin angelegt, deren 1790 errichtetes Gebäude, mit der Statue Franklin's von weißem Marmor, eins der geschmackvollsten der Stadt ist. Es enthält, außer der Bibliothek von mehr als 55000 Bänden, auch noch ein Museum und einen physik. Apparat. Unter den übrigen Bibliotheken sind die Sammlungen der Akademie der Naturwissenschaften und der amerikanischen philos. und der histor. Gesellschaft die bedeutendsten. Die Stadt hat 360 Kirchen und Bethäuser für die zahlreichen Religionsparteien, unter welchen die Presbyterianer und Englisch-Bischöflichen, nach ihnen aber die Methodisten und Katholiken die Mehrzahl ausmachen. Die Juden haben eine Synagoge. P. ist der Hauptsitz der Quäker, welche hier, im Genusse besonderer Vorrechte, unter anderm ein Hospital, ein Arbeitshaus und mehre andere wohlthätige Anstalten gegründet haben, die musterhaft eingerichtet sind. Eine der großartigsten Stiftungen ist das von dem Bankier Stephan Girard mit einem Fonds von 2 Mill. Dollars ausgestattete Waisenhaus, für welches in der Stiftungsurkunde die Bestimmung getroffen, daß nie ein Geistlicher die Schwelle der Anstalt überschreiten darf. Eine ebenfalls sehr wohlthätige Anstalt ist das öffentliche Armen- und Krankenhaus, das aus vielen Gebäuden besteht, und zu dem ein anatom. Museum, ein Klinikum und eine Bibliothek gehören. Sehr heilsam hat auf die Verbesserung des sittlichen Zustandes das 1826 gestiftete Zufluchtshaus (House of refuge) eingewirkt. Ferner hat P. ein Arbeitshaus mit einer Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt und ein Irrenhaus. Neben Fabriken aller Art und Zuckersiedereien hat die Stadt auch an 100 Buchdruckereien, bedeutenden Buchhandel u. s. w. Ferner bestanden 1865 daselbst 29 Nationalbanken mit einem Kapital von 15 Mill. Dollars, eine große Anzahl Assecuranzgesellschaften, ein Handelscollegium und andere Anstalten für den auswärtigen und den Binnenhandel. Auch ist in P. seit 1791 die Münzstätte für die ganze Union. Außerhalb der Stadt liegen die große Strafanstalt, in der das Zellensystem eingeführt ist, und das schöne Marinehospital. Der Delaware trägt selbst vor der Stadt noch Seeschiffe. Der Hafen ist sehr geräumig, und die Schiffswerfte der Union sind von großer Wichtigkeit. Der Handel P.s nach ausländischen Häfen ist sehr beträchtlich, aber nicht so bedeutend als der von Neuyork, Boston und Neuorleans. Im J. 1865 betrug die Ausfuhr 11,278603, die Einfuhr 7,164744 Dollars. Die erstere besteht hauptsächlich in Mehl, Weizen, Baumwolle, Taback, Butter, Fleisch, Eisenwaaren u. s. w. Sehr bedeutend ist auch die Küstenschiffahrt, wodurch die Kohlen und die andern Fabrikate Pennsylvaniens nach andern Theilen der Union verführt und gegen deren Producte eingetauscht werden. Auch gehört P. nächst Neuyork und Baltimore zu den Hauptlandungshäfen der deutschen Einwanderer. Durch Eisenbahnen steht P. mit den wichtigsten Städten der Union und durch Dampfschiffe mit deren größten Hafenstädten in Verbindung. Der directe Verkehr mit Europa rentirte jedoch nicht und wurde deshalb bald wieder aufgegeben. Bedeutender jedoch ist P. durch seine Fabriken, die an Ausdehnung und Kapital alle andern Fabrikplätze in den Vereinigten Staaten übertreffen. 1860 gab es hier 111 Baumwollfabriken mit einem Kapital von fast 5 Mill., 31 Woll- und Tuchfabriken, 715 Schuh- und Stiefelfabriken, 50 Wagen- und 84 Teppichfabriken. Der Gesammtbetrag des in Fabriken angelegten Kapitals belief sich auf 73,318885 Dollars, die Zahl der Arbeiter auf 98983 und der Werth der Fabrikation auf 135,979777 Dollars.

Philadelphia (Jakob), ein berühmter Escamoteur und Abenteurer des vorigen Jahr-

hunderts, wurde von jüd. Aeltern im nordamerik. Philadelphia im ersten Viertel des 18. Jahrh. geboren, erhielt bei der Beschneidung den Namen Jakob und nahm, als er Christ wurde, den seiner Vaterstadt an. Mathematik und Physik zogen ihn früh an, und auf die geschickte Anwendung dieser Wissenschaften gründete er seine spätere Lebensbahn. Nach dem Tode des Herzogs von Cumberland, Heinrich Friedrich, bei welchem er eine Zeit lang gelebt hatte, hielt er von 1757 an in England als «Künstler der Mathematik», wie er sich selbst nannte, seine mathem.-physik. Vorstellungen, und bereits seit 1758 lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. Von jetzt an durchreiste er Portugal und nach und nach fast alle Länder Europas oder, wie er sagte, alle vier Welttheile. Der russ. Fürst Orlow ließ ihn auf Befehl der Kaiserin Katharina II., welche er zwar durch eins seiner Kunststücke in Schrecken gesetzt haben soll, die ihn aber doch ihrer goldenen Huld würdigte, 1772 zum Congreß nach Fokschani in der Walachei kommen und sendete ihn von da nach Konstantinopel zum Sultan Mustapha III., welcher ihn so lieb gewann, daß er, wie Lichtenberg in seiner Satire bemerkt, von da ab für die Vormittagsstunden von 11—12 für die genannte Stadt engagirt wurde. Am 18. und 24. Aug. 1773 gab P. zwei Vorstellungen am kaiserl. Hofe zu Wien, die ihm mit 300 Thlrn. bezahlt wurden; bald darauf ließ er sich in Potsdam und Berlin sehen. Seinen Göttingen 1777 zugedachten Besuch vereitelte Lichtenberg. 1778 beschenkte ihn der Magistrat zu Schwäbisch-Hall mit einer Ehrenmedaille, und 1779 befand er sich in Strasburg und beabsichtigte von da aus nach der Schweiz zu gehen. Wo er sich von da an hingewendet habe, weiß man nicht; doch besuchte er noch zwischen 1794 und 1795 die Schule zu Pforta. Der eigentlichen Taschenspielerkunst wollte P. fremd sein, und Kunststücke, die mit ihr in Verbindung standen, betrachtete er als Nebensachen. Uebrigens ließ er sich seine Vorstellungen ziemlich theuer bezahlen. Er lebte sehr anständig und schickte noch 1797 an einen gewissen Oetzel in Köthen, wo er sich aufhielt, sobald er sich nicht auf Reisen befand, von Kehl aus eine Summe Geldes, um damit mehreres für ihn zu berichtigen. Wo, wie und wann er gestorben, ist unbekannt.

Philadelphus, Name einer zur 12. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Sträuchergattung, welche den Typus einer kleinen, mit den Saxifrageen verwandten, dikotylen Pflanzenfamilie, der Philadelpheen, bildet. Ihre bei uns unter dem Namen Pfeifenstrauch und unechter Jasmin oder kurzweg Jasmin bekannte und als Ziersträucher beliebte Arten haben schlanke, ruthenförmige, mit weißem Mark erfüllte Stock- und Wurzellohden, welche zu Tabackspfeifenröhren verwendet werden können, gestielte, gegenständige, ganze, meist dreinervige Blätter und in einfache oder zusammengesetzte Trugdolden (Sträuße) gestellte Blüten mit unterständigem, kreiselförmigem Fruchtknoten, vier bis fünf Kelchzipfeln und stets weißen Blumenblättern, vielen Staubgefäßen und vier bis fünf kurzen Griffeln. Die Staubgefäße und Blumenblätter sind auf einem im Kelchsaum befindlichen Ringe eingefügt, die Frucht ist eine mehrsamige, vier- bis fünfklappige Kapsel. Am häufigsten werden der in Südeuropa einheimische P. coronarius L., dessen Blüten unter dem Namen Flores Jasmini albi ehedem als belebendes und erregendes Mittel officinell waren, und der aus Nordamerika stammende P. grandiflorus Willd. als Ziersträucher cultivirt. Beide besitzen süß, aber sehr stark, fast betäubend duftende Blüten und gedeihen auf allerhand Boden ohne besondere Pflege.

Philalethen, d. i. Wahrheitsfreunde, nannten sich wiederholt Gesellschaften oder Parteien, die in Religionssachen eine aufklärende Richtung verfolgten, in neuerer Zeit aber die ungenannten Verfasser des «Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten» (Kiel 1830), worin die Idee zur Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft aufgestellt ward, die an keine, weder positive noch nationale Dogmen gebunden, sondern nur durch das allgemeine Element der Religiosität zu gemeinsamen Symbolen und Gebräuchen vereinigt sein sollte. Obschon ohne directen Zusammenhang, kann man die P. als Vorläufer der Protestantischen Freunde und der spätern Freien Gemeinden betrachten.

Philäni ist der Name eines durch seltene Vaterlandsliebe berühmten karthag. Brüderpaars. Als nämlich Karthago und Cyrene einst in Grenzstreitigkeiten verwickelt wurden, kamen beide Nationen zur gütlichen Beilegung derselben darin überein, daß eine jede derselben an einem und demselben Tage und zu derselben Stunde zwei Abgesandte von ihren bis dahin anerkannten Grenzen abschicken wolle, und daß dann der Ort, wo beide Parteien zusammentreffen würden, die Grenze ausmachen solle. Die karthag. Brüder hatten aber durch größere Schnelligkeit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, daher die Cyrener bei dem gegenseitigen Begegnen sich weigerten, die getroffene Bestimmung anzunehmen, es sei denn, daß die beiden Karthager an dieser Stelle sich lebendig begraben ließen. Dies geschah, und zur Erinnerung an diese von den Alten

vielfach erzählte Begebenheit errichtete man unter dem Namen Arae Philaenorum, d. i. Altäre der P., auf dem südl. Punkte der Großen Syrte ein Denkmal, das bereits zu Strabo's Zeit verschwunden war, obgleich die Gegend selbst den Namen fortbehielt.

Philanthropie ist das griech. Wort für Menschenliebe. Philanthropen, d. i. Menschenfreunde, nannte sich eine Anzahl von Männern, denen das Erziehungswesen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine vorzüglichsten Fortschritte verdankt, und an deren Spitze Basedow (s. d.) stand. Basedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung bei seinen Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Uebelstände, gegen die er und nächst ihm Wolke, Iselin, Campe, Trapp und Salzmann mit reformatorischer Begeisterung und Zuversicht wirkten und so eine neue Epoche in der Erziehungskunst begründeten. Die Grundsätze dieser Männer sind folgende. Die Natur muß die Regel und P. die Triebfeder aller Erziehung sein. Darum muß man die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und besonders an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) sich üben lassen, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte in den classischen Autoren, Religionslehren u. s. w. zu verstehen, und seine Erziehung so leiten, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, womöglich in allen Zweigen des Wissens orientirten, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche nach seinen Grundsätzen Weltbürger erziehen sollten, entworfen und sie unter dem Namen Philanthropin als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt. Die dazu gesammelten Gelder reichten aber nur zur Stiftung einer Erziehungsanstalt hin, die unter jenem Namen 1774, unter dem Schutze des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Dessau, eröffnet wurde. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge körperlich stärkte, aber auch geistig zerstreute und sich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters und wegen des schnellen Wechsels ihrer Vorsteher 1793 wieder auflöste, entstanden mehrere Philanthropine, von denen aber nur die Salzmann'sche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.) das 19. Jahrh. erlebt und sich erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist theils dem heftigen Widerspruche der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen, theils den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst sowie dem Misverhältniß zuzuschreiben, in welchem die Ankündigungen der Philanthropisten mit ihren Leistungen standen. Denn wie sehr auch das Zeitalter Friedrich's II., von dem die praktische, fast nur ökonomisch-mercantilische Richtung der Weltleute und die Verstandescultur ausgingen, sich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des Lebens gefallen mochte, so wurden doch die erfahrenen Pädagogen und Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß der Grundsatz, der Jugend alles so leicht und angenehm als möglich zu machen, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei beförderte. Durch die weitverbreiteten Schriften der Tonangeber sowie durch die als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., wo der Philanthropinismus in der Mode war und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, hat derselbe daher auch manche Verirrungen veranlaßt; doch ist ihm im ganzen viel Rühmliches nachzusagen. Hierher gehört sein Einfluß auf Verbesserung der Landschulen, Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in den Volksunterricht, und vor allem seine rastlose Sorgfalt für das höchst vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend. Vgl. Schmidt, «Geschichte der Pädagogik» (Bd. 4, Köthen 1862).

Philaret, Metropolit von Moskau, hieß früher Wassilji Drosdow und ist der Sohn eines Küsters in Kolomna, wo er 1782 geboren wurde. Da er früh ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte, so ließ man ihn studiren, und nachdem er die Weihe empfangen, ward er erst Professor, 1812 aber Rector der Alexander-Newskij-Akademie zu Petersburg. Durch seine Kanzelreden, die mit glänzender Beredsamkeit einen correcten Stil und geläuterten Geschmack verbanden, zog er die Aufmerksamkeit Kaiser Alexander's auf sich, der ihn 1817 zum Bischof von Reval, 1819 zum Erzbischof von Twer und 1821 zum Erzbischof von Moskau erhob. Indem er sich mit Eifer der Pflege seines geistlichen Amts widmete, griff P. von nun an auch in die polit. Begebenheiten seiner Zeit ein, namentlich wo sie die Interessen der orthodoxen Kirche berührten. Während des Orientkriegs und der poln. Revolution suchte er das Volk durch Manifeste und Hirtenbriefe zu entflammen, und noch in hohem Alter benutzte er die Anwesenheit des Prinzen

von Wales in Moskau, Nov. 1866, um die Sympathien Englands für seine christl. Glaubensbrüder im Orient anzurufen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde von ihm mit aller Macht seiner Autorität unterstützt; ebenso entschieden trat er jedoch gegen die irreligiösen Tendenzen des Zeitalters auf und bewies in der Verwaltung seiner Eparchie große Strenge. Ohne Zweifel ist P. seit Nikon der begabteste und einflußreichste Kirchenfürst Rußlands. Von seinen Schriften sind die «Gespräche über die Rechtgläubigkeit der griech.-russ. Kirche» (Petersb. 1815), das «Compendium der biblischen Geschichte» (Petersb. 1816; neue Aufl., Mosk. 1852) und der «Commentar zum Buche Genesis» (Petersb. 1819) zu erwähnen. Seine Predigten erschienen in zweiter Auflage 1848 in zwei Bänden zu Moskau, denen 1861 ein dritter folgte. Viele von seinen Reden sind in den russ. geistlichen Journalen zerstreut. — Nicht mit ihm zu verwechseln sind P., Metropolit von Kiew, geb. 1778, gest. 2. Jan. 1858, und P., Erzbischof von Charkow, geb. 1805, gest. 1866, wovon ersterer sich unter anderm durch seine «Geschichte des russ. Kirchengesangs» (Petersb. 1860) und «Leben der russ. Heiligen» (Tschernigow 1861), letzterer durch eine «Geschichte der russ. Kirche» (5 Bde., Mosk. 1857—59), eine «Uebersicht der russ. geistlichen Literatur von 862—1858» (2 Bde., Petersb. 1860—61) und «Beschreibung der Eparchie Charkow» (5 Bde., Charkow 1857) bekannt gemacht hat.

Philemon, einer der vorzüglichsten griech. Dichter, der Begründer der sog. neuen griech. Komödie, um 320 v. Chr., aus Soli in Cilicien, war ein Zeitgenosse des Menander (s. d.), mit dem er um den Vorrang stritt, den ihm auch einige von den Alten ertheilten. Die von seinen 97 Lustspielen noch übrigen Bruchstücke sind zugleich mit denen des Menander am besten von Meineke in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1839) und von W. Dindorf in der Ausgabe des Aristophanes (Par. 1838) bearbeitet worden. — Denselben Namen führten auch mehrere griech. Grammatiker, unter denen besonders der Lexikograph P. hervorzuheben ist, welcher in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., nach andern erst im 10. Jahrh., lebte und ein «Lexicon technologicum» verfaßte, herausgegeben von Burney (Lond. 1812) und Osann (Berl. 1821).

Philemon und Baucis waren ein wegen ihrer noch im hohen Alter treuen Liebe im Alterthume berühmtes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Mercur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte sie niemand beherbergen; blos jene schon betagten Ehegatten nahmen sie auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Bei ihrem Weggange nahmen die Götter das Paar mit sich auf einen benachbarten Berg. Nach ihrem Dorfe zurückschauend sahen die beiden alten Leute dasselbe überschwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Jupiter erlaubte ihnen, irgendeine Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten blos um die Begünstigung, als Diener seines Tempels zu gleicher Zeit zu sterben. Im hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen, wurde Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt. Erst allmählich bemerkten sie ihre Verwandlung und nahmen, solange sie sich sehen konnten, den zärtlichsten Abschied voneinander.

Philetas, ein elegischer griech. Dichter und Freund des Hermesianax (s. d.), war aus Kos gebürtig, lebte aber seit 306 v. Chr. zu Alexandria am Hofe des Ptolemäus Lagi, der ihm den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder, besonders des Thronfolgers Ptolemäus Philadelphus, anvertraute. Durch seinen Vater, einen Grammatiker, veranlaßt, widmete er sich mit vielem Eifer dem Studium der Homerischen Kritik und verband damit, ganz im Geiste jener Zeit, in der man auch in den dichterischen Werken große Gelehrsamkeit zur Schau trug, die Poesie. Dennoch ist der Verlust seiner Elegien sehr zu beklagen, da sie die alten Kunstrichter gleich nach denen des Kallimachus setzten und Propertius (s. d.) sie als Vorbild wählte. Uebrigens war er der Sage nach von so dünner und leichter Gestalt, daß er Blei in den Sohlen tragen mußte, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden, und fand seinen Tod infolge zu scharfen Nachdenkens über eine Art verfänglicher Schlüsse. Die erhaltenen Fragmente wurden von Schneidewin im «Delectus poeseos Graecae» (Gött. 1838) gesammelt und von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) übersetzt.

Philhellenen, d. i. Griechenfreunde, wurden alle diejenigen genannt, welche die Griechen bei ihrem Freiheitskampfe entweder durch persönliche Kriegsdienste oder durch Geld und auf andere Weise unterstützten. Einer der thätigsten P. war Eynard (s. d.) in Genf.

Philidor (François André Danican, genannt), franz. Componist und ausgezeichneter Schachspieler, geb. 7. Sept. 1726 zu Dreux aus einer Musikerfamilie, kam frühzeitig als Sängerknabe in die königl. Kapelle und versuchte sich bereits in seinem 12. Lebensjahre in der Com-

position von Motetten, von denen eine vor dem Könige selbst zur Aufführung kam. Nachdem er 1740 die Kapelle verlassen, ertheilte er Musikunterricht, that sich aber daneben auch schon als Schachspieler hervor. 1745 unternahm P. mit mehrern andern Musikern eine Kunstreise nach Holland. Hier wurde er infolge seiner Meisterschaft im Schachspiele mit engl. Offizieren bekannt und dadurch veranlaßt, auf einige Zeit nach London zu gehen, wo er als Schachspieler glänzende Erfolge erzielte, unter andern auch den damals hochberühmten Syrer Philipp Stamma in einem Wettkampfe besiegte. 1747 wandte sich P. wieder nach Holland, dann nach Deutschland, wo er längere Zeit, mit ernsten musikalischen Studien beschäftigt, besonders zu Berlin lebte. Nachdem er 1754 nach Frankreich zurückgekehrt, schloß er sich hier auf musikalischem Gebiete der sog. Reformpartei an und erlangte mit einigen komischen Opern beträchtliche Erfolge. Später wandte er sich jedoch der ernsten Oper zu. Seiner ersten tragischen Oper «Ernelinde», die großen Beifall fand, ließ er noch eine lange Reihe ähnlicher Werke folgen, die sein Compositionstalent und seine Originalität bekunden. Die Meisterschaft im Schachspiel gewährte P. einen ansehnlichen Nebenverdienst, indem er seit 1774 fast alljährlich nach London ging, wo er von dem dortigen Schachclub beträchtliche Subscriptionsgelder namentlich für seine Productionen im Blindlingsspiel erhielt. Er starb 29. Aug. 1795 während eines Aufenthalts in England. Als Operncomponist nimmt P. in der Geschichte der franz. Musik einen ehrenvollen Rang ein. Weit glänzender ist jedoch sein Ruf als Schachspieler. Solange er lebte, blieb er auf dem Schachbrete unübertroffen, und noch lange Zeit nach seinem Tode galt seine praktische Spielstärke als unerreichbar. Sein Lehrbuch des Schachspiels («L'analyse du jeu des échecs», Lond. 1777 u. öfter), welches auf dem System des sog. Bauernspiels («Die Bauern sind die Seele des Schach») beruht, wurde bis auf neuere Zeit herab im ganzen Norden Europas als mustergültig anerkannt. Vgl. Allen, «The life of P.» (Philadelphia 1864).

Philipp (griech. Philippos) ist der Name von fünf macedon. Königen, von denen namentlich der zweite eine hohe polit. Bedeutsamkeit hat. — **P. I.**, ein Sohn des Argäos, regierte als der dritte König aus dem Hause der Temeniden etwa 644—640 v. Chr. Ein anderer **P.**, ein Sohn Alexander's I., empörte sich um 440 v. Chr. gegen seinen Bruder, Perdikkas II., den rechtmäßigen König von Macedonien, konnte aber den Thron gegen diesen nicht behaupten, obgleich er von Athen aus Unterstützung erhielt, und wird daher in der Reihe der macedon. Könige nicht gezählt. — Mit **P. II.** (geb. 382 v. Chr.), einem Sohne des Königs Amyntas II. und Vater Alexander's d. Gr., beginnt die eigentliche Glanzperiode Macedoniens (s. d.). Er wurde von den Thebanern, als sie die damaligen Thronstreitigkeiten Macedoniens durch die Theilung des Reichs unter zwei Prätendenten schlichteten, als Geisel für die Erhaltung jener Theilung mit nach Theben geführt, wo er während eines mehrjährigen Aufenthalts im Hause des Epaminondas griech. Bildung und Taktik, zugleich aber auch die große Spannung und Uneinigkeit der griech. Staaten kennen lernte. Als nun jene Theilung des macedon. Reichs durch Ermordung des einen Prätendenten aufgehört hatte, entwich P. nach Macedonien, übernahm die Vormundschaft über seinen noch unmündigen Neffen Amyntas III. und benutzte diese, als er das Reich von innern und äußern Feinden bedroht sah, sich selbst 359 v. Chr. des Throns zu bemächtigen. Von Anfang an war die Erweiterung der Grenzen seines Reichs und die Erlangung der Hegemonie (Führerschaft) über ganz Griechenland das Ziel seiner Bestrebungen. Zu diesem Zwecke verbesserte er zunächst durch Einführung der Phalanx (s. d.) das Kriegswesen, unterwarf die Päonier und Illyrier und eroberte, um sich eine Seemacht zu gründen, die griech. Städte Amphipolis und Potidäa an der Küste Thraziens und die athen. Besitzungen Pydna und Methone an der Küste des südl. Macedonien, wodurch er zuerst mit Athen in Conflict gerieth. Eine Veranlassung, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen, fand er in der von den Thessaliern an ihn ergangenen Aufforderung zur Hülfe gegen die Bedrückungen des Tyrannen Lykophron von Pherä, der er bereitwillig folgte. Obgleich zuerst zweimal von den mit dem Tyrannen verbündeten Phokern geschlagen, blieb er doch endlich Sieger und behandelte nach dem Sturze des Tyrannen Thessalien völlig als eine macedon. Provinz (352). Dann wandte er sich gegen Olynthos, die mächtigste unter den griech. Küstenstädten in Thrazien, mit der er früher ein Bündniß geschlossen hatte; diese, von den Athenern, trotz der feurigen Reden des Demosthenes (s. d.), nur lau unterstützt, fiel im J. 348 v. Chr. durch Verrath in seine Hände und wurde nebst vielen andern zerstört, während P. die Athener durch den bestechlichen Aeschines (s. d.) mit Friedensunterhandlungen hinhielt. Nachdem der Friede mit Athen geschlossen (346), drang er, von den Thebanern zur Hülfe gerufen, in Phokis ein, das er unterwarf und als Vollstrecker des Urtheilsspruches der delphischen Amphiktyonie, zu deren Mitglied er nun selbst an

der Stelle der Phoker aufgenommen wurde, verwüstete. Darauf befestigte er seine Herrschaft in Thessalien, nöthigte die Spartaner, auf die Wiedererlangung Messeniens zu verzichten, und setzte seine Eroberungen an der thraz. Küste fort, belagerte aber Perinthus und Byzanz vergebens gegen Phocion (s. d.). Um wieder in Griechenland selbst mit einem Heere erscheinen zu können, brachte er es mit Hülfe des Aeschines dahin, daß die Amphiktyonen den Lokrern von Amphissa wegen Benutzung eines zum Tempelbereich von Delphi gehörigen Grundstücks eine Strafe auferlegten und daß man ihm die Vollziehung dieses Beschlusses übertrug. Mit einem zahlreichen Heere kam er jetzt nach Griechenland (339), beendete schnell den Krieg gegen Amphissa und verrieth sehr bald noch ganz andere Absichten, indem er Elatea, den Schlüssel Böotiens, besetzte. In dieser allgemeinen Bestürzung Griechenlands hatte nur Demosthenes den Muth, zu einer tapfern Gegenwehr alle griech. Staaten aufzufordern, was ihm auch durch seine Beredsamkeit gelang; aber das Heer der Verbündeten wurde nach zwei glücklichen Gefechten von P. bei Chäronea (s. d.) 338 v. Chr. gänzlich geschlagen. Theben ergab sich sofort, durch diesen Schlag erschüttert; Athen erhielt, als es Gegenrüstungen machte, einen leidlichen Frieden, und die übrigen Staaten bewarben sich wetteifernd um die Gunst des großen Siegers, sodaß P. auf einer Nationalversammlung der Griechen zu Korinth 337 zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser feierlich erwählt wurde. Kaum aber hatte er die Zurüstungen zu diesem Kriege gegen die Perser begonnen, als er zu Aegä beim Ausgange aus dem Theater von einem Hauptmann seiner Leibwache, Pausanias, dessen Beschwerde wegen Mishandlung durch einen Verwandten des Königs er zurückgewiesen hatte, ermordet wurde (336 v. Chr.). Ein dunkles Gerücht bezeichnete seine Gattin Olympias als Anstifterin und seinen Sohn Alexander als Mitwisser dieses Frevels. P. gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der alten Geschichte. Mit allen Krümmungen der Staatskunst vertraut, zeigte er sich gegen mächtigere Staaten, wie Athen, herablassend und einschmeichelnd und suchte da, wo er Gewalt für gefährlich hielt, durch Güte, List und namentlich auch durch Bestechungen seine tiefangelegten Plane zu erreichen, wie er denn überhaupt noch größer in der Politik als in der Taktik war. Sein moralischer Charakter war sehr zweideutig, da er mit manchen Tugenden, namentlich einer außerordentlichen Besonnenheit im Glücke, auch große Laster vereinigte. Die Griechen behandelte er im ganzen mild und weise, aber gegen die Macedonier übte er eine unumschränkte Gewalt aus. Vgl. Olivier, «Histoire de Philippe, roi de Macédoine» (2 Bde., Par. 1740—60); Leland, «History of the life and reign of Philipp» (2 Bde., Lond. 1761); Brückner, «König P., Sohn des Amyntas von Macedonien, und die hellen. Staaten» (Gött. 1837). — **P. III.** Aridäos (Arrhidäus), ein Sohn Philipp's II. von der Tänzerin Philinna, wurde nach Alexander's d. Gr. Tode (323) zum Könige von Macedonien unter Vormundschaft des Krateros ernannt, als er aber nach Macedonien kam, eingekerkert und auf Geheiß der Olympias getödtet (317 v. Chr.). Da er nicht faktisch regiert hat, so wird er, wie auch **P. IV.**, der ältere Sohn des Kassandros, der nach dem Tode seines Vaters (296) einige Monate den Thron innehatte, von einigen Historikern in der Reihenfolge der macedon. Könige nicht mitgezählt. — **P. V.**, ein Sohn Demetrius' II., bestieg 220 v. Chr. den Thron Macedoniens, das damals nach langem Frieden kräftig dastand und im fortdauernden Bündnisse mit den Achäern eine lange Dauer seiner Selbständigkeit gegen auswärtige Eroberer zu versprechen schien. Allein die durch P.'s eigene Schuld herbeigeführten Verwickelungen mit Rom wurden für die Macht und endlich sogar für die Existenz Macedoniens verderblich. P. hatte nämlich trotz des Vertrags mit den Römern das unter röm. Schutz stehende Illyrien beunruhigt und mit den Karthagern ein Bündniß geschlossen, wodurch der erste macedon. Krieg, dessen Schauplatz hauptsächlich Illyrien war (215—206), veranlaßt wurde. Als dann im J. 200 die mit Rom befreundeten Athener sich über einen Einfall der mit P. verbündeten Akarnaner in ihr Gebiet beklagten und zugleich der König Attalus von Pergamus und die Republik Rhodus bei den Römern gegen die feindseligen Absichten P.'s Hülfe suchten, wurde der zweite macedon. Krieg begonnen. Mit Erfolg wurde derselbe jedoch erst geführt, als Titus Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhielt, worauf bald ganz Epirus und der Achäische Bund den Römern beitrat und endlich P. selbst bei Kynoskephalä (s. d.) 197 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde, der Hegemonie über Griechenland entsagen und alle griech. Landschaften und Städte, die er bis dahin besetzt gehalten hatte, räumen mußte. Nach dieser Demüthigung lieh P., wie er überhaupt argwöhnisch und grausam war, jetzt mehr als je Schmeichlern und Verleumdern sein Ohr. Auf Betrieb seines natürlichen Sohnes Perseus ließ er seinen einzigen rechtmäßigen Sohn Demetrius durch Gift umbringen und starb endlich, zumal da Perseus von dieser Zeit an ein trotziges Benehmen gegen ihn zeigte, 179 v. Chr. aus Reue und Gram. (S. Macedonien.)

Philipp II., König von Spanien, der Sohn Kaiser Karl's V. und Isabella's von Portugal, war zu Valladolid 1527 geboren. Das ernste und starre Naturell des Prinzen erhielt durch die von Geistlichen geleitete Erziehung früh das Gepräge jener engherzigen Unbeugsamkeit und Bigoterie, die P.'s späteres Leben beherrschten. Schon im 16. J. mit Maria von Portugal, dann 1554 mit der gleichgesinnten Maria I. (s. d.) Tudor von England vermählt, war P. von seinem Vater bestimmt, den gewichtigsten Theil der burgund.-habsburg. Macht mit der spanischen zu vereinigen. Indessen mislang es, die Kaiserwahl P.'s in Deutschland durchzusetzen, und auch der Einfluß auf England ging schon mit dem Tode Maria's verloren (1558). Die Macht aber, welche Karl's V. Abdankung im Herbst 1555 dem jungen König in die Hand legte, war immerhin groß genug, um das Uebergewicht in Europa zu behaupten. Die schönsten und reichsten Länder (Spanien mit seinen ungeheuern Colonien, die niederländ.-burgund. Provinzen, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien), die geübtesten Heere, die besten Feldherren jener Zeit standen P. zu Gebote. Ein weiser und schöpferischer Geist hätte mit diesen Mitteln Außerordentliches leisten müssen. P.'s monotone und mechan. Despotie, die unverständige Starrheit, womit er den engen Gedankenkreis, der ihn beherrschte, der Welt aufdringen wollte, sein Haß gegen jede freie Regsamkeit, wo sie sich auch zeigen mochte, brachten es aber binnen 40 J. dahin, daß Spanien verarmte, die Niederlande abfielen und die ganze Macht seiner Krone in unaufhaltsamen Verfall gerieth. Nachdem der erste Krieg mit Frankreich 1556—59, den er noch von seinem Vater geerbt, durch den Frieden von Château-Cambrésis mit der Herstellung des Status-quo beendet war, entwickelte sich P.'s System zunächst gegenüber den Niederlanden (s. d.). Diesen durch hergebrachte Verfassungen und locale Verhältnisse sehr mannichfaltig beschaffenen Landen sollte die Einheit der span. Cabinetsregierung, die kirchliche und polit. Inquisition aufgedrungen werden. Vergebens suchte seine Halbschwester, die Herzogin Margaretha (s. d.) von Parma, der die Statthalterschaft übertragen, ihn zu gemäßigtern Ansichten zu bestimmen. Die Opposition, die erst von der Aristokratie des Landes ausging, allmählich aber die ganze Bevölkerung ergriff, und einzelne wilde Ausbrüche gaben dem Könige den erwünschten Vorwand zu Gewaltmaßregeln. Die Sendung Alba's (1567), die Herstellung des berüchtigten Blutraths, dann die grenzenlose finanzielle Aussaugung der Provinzen riefen jenen Aufstand hervor, den Alba selbst so wenig beendigen konnte als der mildere Requesens und dessen Nachfolger, Don Juan d'Austria und Alexander von Parma. Seit der Utrechter Union (1579) war der Abfall der nördl. Provinzen entschieden, und selbst der Meuchelmord, den P. durch Balthasar Gerard an seinem gefährlichsten Gegner, Prinz Wilhelm (s. d.) von Oranien (1584) vollführen ließ, führte die Länder nicht unter seine Herrschaft zurück. Glücklicher war P. in seinen Kämpfen gegen die Türken, die von seinem Halbbruder Don Juan d'Austria (s. Johann von Oesterreich) bei Lepanto (1571) völlig geschlagen wurden. Auch gelang es ihm beim Tode des Königs Sebastian von Portugal seine Erbansprüche dort geltend zu machen und (1581) Portugal mit seiner Krone zu vereinigen. Je schärfer sein System hervortrat, je unduldsamer es jede andere bürgerliche und religiöse Richtung zu vertilgen strebte, desto lebendiger erwachte auch der Widerstand seiner natürlichen Gegner. Am verhaßtesten unter denselben erschien ihm Elisabeth von England, gegen die er 1588 eine gewaltige Flotte (s. Armada) ausrüstete. Aber diese ungeheuere Seemacht ward das Opfer schrecklicher Stürme, und die Engländer rächten sich durch Angriffe auf den Seehandel und die überseeischen Colonialbesitzungen Spaniens. Nicht glücklicher waren P.'s Bemühungen, in Frankreich die Erhebung Heinrich's IV. zu hindern und im Bunde mit den Guisen und der kath. Ligue allenfalls der eigenen Dynastie den Weg zu bahnen. Heinrich behauptete sich, und der Krieg, den er mit Spanien führte, gab P.'s Macht die letzten Stöße, während die sieben niederländ. Provinzen die Unabhängigkeit vollends erfochten. Unterdeß siechte P. an einer ekelhaften Krankheit (der Läusesucht) hin, bis er 13. Sept. 1598 starb. Er hinterließ die Finanzen zerrüttet, Handel, Schiffahrt und Gewerbfleiß zerstört, während Kirche und Geistlichkeit allein bereichert waren; insbesondere hatte der Prachtbau des Escurial (s. d.) ungeheuere Summen verschlungen. P. war viermal vermählt. Aus der ersten Ehe stammte der Infant Don Carlos (s. d.), der mit dem Vater entzweit 1568 auf eine räthselhafte Weise starb. Die Ehe mit Maria von England blieb kinderlos. Zum dritten mal (1560) vermählte sich der König mit Elisabeth, der Tochter Heinrich's II. von Frankreich, welche ihm die Infantin Clara Eugenia gebar, aber schon 1568 starb. In der vierten Ehe (1570) mit Anna, der Tochter Kaiser Maximilian's II., erzeugte er Philipp III., seinen Nachfolger, 1598—1621, welcher durch die Austreibung der schon längst hartbedrückten Morisken aus Granada 1609 dem Wohlstande Spaniens die unheilbarste Wunde schlug. Sowol P. III. wie auch dessen Sohn und Nachfolger Philipp IV., 1621—65, ließen

sich ganz und gar von wenig begabten Günstlingen beherrschen, und so sanken Macht und Ansehen des span. Reichs immer tiefer. Portugal riß sich 1640 wieder los, und durch langwierige Kriege gegen die Niederlande und Frankreich wurden die span. Finanzen vollständig erschöpft. Mit dem ganz unfähigen Sohne P.'s IV., König Karl II., 1665—1700, erlosch die span. Linie des Hauses Habsburg. Vgl. Prescott, «History of the reign of Philip II., king of Spain» (Bd. 1—3, Boston 1856—58; deutsch von J. Scherr, Lpz. 1856 fg.); Gayarre, «Philip II. of Spain» (Neuyork 1867).

Philipp V., König von Spanien, 1701—46, früher Herzog von Anjou, geb. 19. Dec. 1683, war der zweite Sohn des 1711 verstorbenen Dauphins und der Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich. Das Testament des letzten span. Habsburgers, Karl II., berief ihn auf den span. Thron, der freilich erst in dem sog. Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) erkämpft werden mußte. Im April 1701 zog P. in Madrid ein und ward als König anerkannt. Zwar fand sein österr. Gegenkönig Karl (später als deutscher Kaiser Karl VI., s. d.) in Aragonien eifrigen Anhang, und P. mußte zweimal aus Madrid entfliehen, 1705 und 1709, aber die Castilianer hielten treu zu ihm, und so behauptete er mit franz. Hülfe die Krone von Spanien und Indien. Im Frieden von Utrecht und Rastadt 1713—14 gingen jedoch die span. Niederlande und die ital. Besitzungen (Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien) verloren; auch behielten die Engländer das 1704 eroberte Gibraltar. Als König ließ sich P., ebenso wie seine drei letzten habsburgischen Vorgänger, vollständig durch Günstlinge leiten. Insbesondere übte die Gräfin Orsini, die als Oberhofmeisterin der Gemahlin P.'s, Louise Marie Gabriele von Savoyen fungirte, den größten Einfluß. Nach der zweiten Vermählung P.'s (1714) mit Elisabeth Farnese von Parma ward die Gräfin Orsini sofort aus Spanien entfernt. Die Königin Elisabeth (geb. 1692, gest. 1766) war eine geistvolle, rührige, wenn auch intriguante Frau, die sich der Herrschaft über P. vollkommen versicherte und gewandte und erfindungsreiche Männer, wie Alberoni, oder geschickte Abenteurer, wie Ripperda, zu ihren Rathgebern machte. Sie rüttelte die Monarchie aus ihrem Schlummer auf, half Heer und Flotte neu schaffen und brachte in die überlieferte Stagnation span. Wesens zuerst wieder eine wohlthätige Gärung. Ihr Zweck war, die vormaligen span. Besitzungen in Italien wiederzuerobern, um damit ihre eigenen Kinder auszustatten, was in der That später zum Theil gelang. P. selbst blieb diesen Dingen fremd. Von Natur trägen Geistes, außerdem zur Melancholie geneigt, entschloß er sich 1724 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Ludwig niederzulegen. Der junge 17jährige König starb aber schon nach acht Monaten, und so bewog der Klerus und der Einfluß Elisabeth's den König, von neuem die Regierung zu übernehmen, d. h. zu der Gewalt, die Elisabeth und Ripperda übten, den Namen herzugeben. Die trübe Gemüthsstimmung des König artete allmählich in völlige Geisteskrankheit aus. Er wollte das Bett nicht mehr verlassen und noch weniger an den Geschäften sich betheiligen. Nur der Gesang des berühmten Castraten Farinelli war das Zaubermittel, durch welchen man seinen Geistesschlummer zu brechen und ihn wenigstens zu einer scheinbaren Thätigkeit anzuregen vermochte. Er starb 9. Juli 1746. Von seinen Söhnen erster Ehe folgte ihm Ferdinand VI., 1746—59, auf dem Thron. Von den Kindern zweiter Ehe erlangte der ältere, Karl III., erst das Herzogthum Parma 1731—35, dann das Königreich Neapel und Sicilien 1735—59 und succedirte endlich in Spanien 1759—88. Der jüngere Philipp erhielt im Frieden zu Aachen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, 1748—65.

Philipp II. August, König von Frankreich, 1180—1223, der Sohn und Nachfolger Ludwig's VII., wurde 25. Aug. 1165 geboren. Bereits 1179 nahm ihn sein Vater, wie es bisher unter den Capetingern Sitte gewesen, zum Mitregenten an und ließ ihn zu Rheims krönen. Zugleich verheirathete sich P. mit Isabelle von Hennegau, dem letzten directen Sprößling der Karolinger. Bald darauf bestieg er den Thron, als sein Vater 18. Sept. 1180 starb. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er durch drei Edicte, die im Geiste seiner Zeit beurtheilt werden müssen. Das erste verurtheilte alle Ketzer zum Feuertode; das andere verordnete die Austreibung aller Gaukler, Schauspieler und Possenreißer; das dritte befahl, daß alle Lästerer und Schwörer bei Gottes Haaren oder Zähnen, wenn dieselben niedern Standes, ersäuft, wenn von vornehmem Stande, aber mit Geld bestraft werden sollten. Im April 1182 wurden die zahlreichen Juden ihrer Güter beraubt und aus dem Lande getrieben. Außerdem ließ P. die Räuberbanden, die sich aus den abgedankten Söldnerhaufen gebildet, verfolgen und auf einmal 7000 dieser sog. Cotereaux vertilgen. Auch die aufsässigen Vasallen, die Grafen von Challon und Berri, der Herzog von Burgund, selbst der Graf von Flandern fühlten den Arm des jungen Königs. Nachdem die Händel mit Heinrich II. von England, der auch in Frankreich ausgedehnte Besitzungen hatte

beigelegt, vereinigten sich beide zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Doch erst unter Heinrich's Nachfolger, Richard I. (s. d.) Löwenherz, kam dieser Kreuzzug zu Stande. P. erhob zu diesem Zwecke im ganzen Reiche den Zehnten des Einkommens, den sog. Saladinpfennig. Beide Könige setzten 1190 mit ihren Heeren, P. von Genua, Richard von Marseille aus nach Sicilien über. Schon hier erweckte die Heftigkeit und kriegerische Ueberlegenheit Richard's den bittersten Streit. P. verließ zuerst die Insel und verstärkte mit seiner Macht das Kreuzheer vor Ptolemais (Acca), das aber erst nach Richard's Ankunft (13. Juli 1191) erobert wurde. Neuer Hader mit Richard und eine heftige Krankheit bewogen P., alsbald nach Frankreich zurückzukehren. Um Richard zu beruhigen, schwor er, die engl. Staaten in dessen Abwesenheit nicht anzugreifen. Trotzdem reizte er, als Richard vom Herzog Leopold von Oesterreich gefangen genommen worden, Richard's Bruder, Johann ohne Land (s. d.), sich des engl. Throns zu bemächtigen, und fiel selbst in die Normandie ein. Als Richard 1194 zurückkehrte, eröffnete derselbe sogleich gegen P. einen Krieg, der Frankreich furchtbar verheerte. Nachdem Richard 1199 bei Limoges gefallen und Johann ohne Land den Thron von England bestiegen, unterstützte P. die Thronansprüche des jungen Herzogs von Bretagne, der jedoch 1202 von Johann eigenhändig ermordet wurde. P. benutzte diese Gelegenheit, indem er Johann als seinen Vasallen vor den Pairshof fordern und ihn, da derselbe nicht erschien, aller Lehnsbesitzungen in Frankreich verlustig erklären ließ. Als Vollstrecker des Urtheils eroberte er nun bis 1204 die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, sodaß von den großen engl. Besitzungen wenig mehr als Guyenne übrigblieb. Als endlich Innocenz III. den König Johann 1213 sogar der Krone verlustig erklärte, erhielt P. den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken. Obschon sich Johann dem Papste unterwarf und letzterer darauf jedes Einschreiten von seiten Frankreichs untersagte, setzte P. seine Rüstungen zur Eroberung Englands fort und eröffnete die Feindseligkeiten. Eine engl. Flotte vernichtete jedoch die franz. Seemacht an der franz. Küste, und im Frühjahre 1214 drangen der Kaiser Otto IV., der Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, Flandern und Boulogne als Bundesgenossen Johann's in das franz. Gebiet ein. Während P. seinen Sohn Ludwig den Engländern nach Poitou entgegenschickte, stellte er sich selbst mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen und errang über dieselben 27. Juli 1214 bei Bovines unweit Tournay einen blutigen Sieg. Indessen gerieth Johann abermals mit seinen Großen in Streit, sodaß diese dem Könige P. die engl. Krone für seinen Kronprinzen Ludwig förmlich antrugen. Er schickte darauf im Mai 1216 den Prinzen mit einem starken Heere nach England, das sich auch der Hauptstadt und eines großen Theils des Landes bemächtigte. Der schnelle Tod Johann's und das Erwachen des engl. Nationalgefühls setzten jedoch den Aussichten P.'s und dessen Sohnes sehr bald Grenzen, und schon im Mai 1217 mußten die Franzosen England für immer verlassen. P. beschäftigte sich fortan, seine erworbene Macht im Innern zu befestigen; er hatte das Krongebiet von 1184—1215 fast um das Doppelte durch Einziehung und Eroberung vergrößert. Gleichzeitig ward die Macht der großen Barone im südl. Frankreich durch den langwierigen Krieg gegen die Albigenser (s. d.), in den P. sich wenig einmischte, tief erschüttert. Abgesehen von der Treulosigkeit seiner Politik, war P. vielleicht der gebildetste und unterrichtetste Mann seiner Zeit. Nachdem seine erste Gemahlin gestorben, heirathete er die dän. Prinzessin Ingeborg, Schwester König Knud's VI. (1193), die er jedoch bald wieder verstieß, um sich mit der schönen Tochter des Herzogs Barthold von Meran, Agnes, zu vermählen (1196). Aber die letztere Ehe ward von der Kirche nicht anerkannt, und Papst Innocenz verhängte das Interdict über Frankreich, sodaß sich P. 1200 wieder von Agnes trennen mußte. Doch erst 1213 nahm er die Ingeborg, welche bis dahin zu Estampes gefangen saß, wieder als Gemahlin zu sich. P. starb zu Mantes 14. Juli 1223. Sein Sohn Ludwig VIII. (s. Capetinger) folgte ihm auf dem Throne. Vgl. Baudot de Juilly, «Histoire de Philippe» (2 Bde., Par. 1702); Capefigue, «Histoire de Philippe» (4 Bde., Par. 1829), und das Sittengemälde Margarethens von Lussan: «Anecdotes de la cour de Philippe» (6 Bde., Par. 1733—38).

Philipp IV. oder der Schöne, König von Frankreich, 1285—1314, folgte seinem Vater, Philipp III., als Jüngling von 17 J. auf dem Throne. Weil er sich das Jahr vorher mit der jungen Königin Johanna von Navarra vermählt hatte, die ihm zugleich Champagne und Brie zubrachte, nahm er auch den Titel eines Königs von Navarra an. 1294 entriß er seinem größten Vasallen, dem Könige Eduard I. (s. d.) von England, die Landschaft Guyenne. Auch Eduard's Bundesgenossen, den Grafen Guido von Flandern, nahm P. bei einer Unterredung zu Corbeil gefangen, zwang ihn, dem engl. Bündnisse zu entsagen, und behielt dessen Tochter als Geisel in engem Gewahrsam. Guido erneuerte den Bund mit England und rüstete sich mit mehrern an-

dern franz. Vasallen zum Kriege. P. kam ihm jedoch zuvor, rückte 1297 in Flandern ein und würde die Provinz erobert haben, hätte nicht das Erscheinen Eduard's seinem Siegeslauf ein Ziel gesetzt. Durch die Vermittelung des Papstes kam 1299 zwischen beiden Königen ein Friede zu Stande, in welchem Eduard Guyenne zurückerhielt und dagegen den Grafen Guido preisgab Nun schickte P. seinen Bruder, Karl von Valois, nach Flandern, der so große Fortschritte machte, daß sich Guido unterwarf und 1300 in Begleitung seiner Söhne als Bittender zu Paris erschien. Gegen sein gegebenes Wort ließ der König den Vater und die Söhne ins Gefängniß bringen und vereinigte Flandern förmlich mit der Krone. Die Härte aber, womit sein Statthalter die Flamländer behandelte, brachte dieselben 1302, unter Anführung eines Webers, Peter König (Pieter de Koning) aus Brügge, zum allgemeinen Aufstande. P. schickte seinen besten Feldherrn, Robert von Artois, nach Flandern, der jedoch 11. Juli 1302 die furchtbare Niederlage bei Courtray (s. d.) erlitt. Nur mit Mühe brachte P. ein neues Heer zusammen, richtete aber im ganzen so wenig aus, daß er endlich im Juni 1305 Frieden schließen mußte. Der älteste Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen erhielt das ganze jenseit der Lys gelegene Flandern als Lehn zurück. Dieser Krieg, die stehenden Söldnerhaufen und der Aufwand, den der König machte, stürzten ihn in Geldverlegenheiten. Vergebens suchte er sich durch außerordentliche Steuern, Confiscationen und Erpressungen, Prägung schlechter Münzen und Einziehung der guten u. s. w. zu helfen. Weil er auch den reichen Klerus fortgesetzt zur Mitleidenheit zog, erließ der Papst Bonifaz bereits 1296 die Bulle «Clericis laicos», in welcher der gesammten Geistlichkeit die Entrichtung von Abgaben ohne päpstl. Erlaubniß bei Strafe des Banns untersagt wurde. P. dagegen verbot aufs strengste die Ausfuhr von Geld und Kostbarkeiten, was den Papst so gefügig stimmte, daß er sich sogar zur Heiligsprechung Ludwig's IX., des Großvaters des Königs, herbeiließ. Bei den überspannten Ansichten beider von ihrer Gewalt war dieser Friede nur von kurzer Dauer. Schon gegen Ende des J. 1300 setzte der Papst seine Bulle, der König sein Ausfuhrverbot wieder in Kraft. Bonifaz schickte hierauf den Bischof von Pamiers, Bernardo Saisetti, als päpstl. Nuntius an den Hof, der den König zu einem Kreuzzuge auffordern mußte. Als sich P. mit dem flandr. Kriege entschuldigte, erklärte ihm der Nuntius, daß sein unwürdiges Betragen die unausbleibliche Züchtigung nach sich ziehen würde. Der König ließ nunmehr Saisetti gefangen setzen und berief eine Versammlung der Reichsstände (états généraux), April 1302, auf welcher zum ersten mal auch die Abgeordneten der Städte erschienen. Der Adel und der Dritte Stand richteten heftige Schreiben an das Cardinalcollegium, in welchen sie die päpstl. Anmaßungen zurückwiesen. Dagegen berief Bonifaz ein Concil nach Rom, das sich gegen den König erklärte, und erließ endlich die Bulle «Unam sanctam», worin er die weltliche Macht als Ausfluß der geistlichen bezeichnete. P. ließ die Bulle verbrennen. Zugleich rief er im Dec. 1302 die Generalstaaten wieder zusammen, unter deren Zustimmung das Verbot der Geldausfuhr erneuert und die Confiscation der weltlichen Güter der Prälaten, welche gegen des Königs Befehl das Concil besucht hatten, ausgesprochen wurde. Der Papst that hierauf den König förmlich in Bann (April 1303), was jedoch nicht im geringsten fruchtete. P. eröffnete, auf einen Ausspruch der Universität von Paris gestützt, gegen den Papst eine Art gerichtliches Verfahren, dessen Resultat die Berufung auf ein allgemeines Concil war. Jetzt ging P.'s Kanzler, Wilhelm Nogaret, nach Italien und versuchte mit Hülfe des Sciarra Colonna sich der Person des Papstes zu bemächtigen; sie überfielen Bonifaz in seinem Palaste zu Anagni und hielten ihn drei Tage in Gefangenschaft, aus der ihn ein Aufruhr der Einwohner befreite. Bonifaz starb bald darauf (1303), und P. suchte sich nun mit dessen Nachfolger, Benedict XI., in gutes Vernehmen zu setzen, der aber ebenfalls (1304) starb. Durch Geld und Intriguen gelang es dem Könige, den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand, als Clemens V. (s. d.) auf den päpstl. Stuhl zu setzen. Dieser nahm seinen Sitz zu Avignon und verpflichtete sich, seine Hand zur Zerstörung des Ordens der Tempelherren (s. d.) zu bieten. P. begann die Ausführung dieses Anschlags 1307 und ließ Hunderte von Templern als Ketzer verbrennen, während er sich, soweit er konnte, der Schätze des Ordens bemächtigte. Nachdem er noch 18. März 1314 den Großmeister Jakob Molay hatte den Scheiterhaufen besteigen lassen, starb er selbst 29. Nov. desselben Jahres. Unter seiner tyrannischen Regierung wurde die Macht der Vasallen gebrochen, die Kirche gänzlich gedemüthigt, das Krongebiet bedeutend consolidirt und die Grundlage zum absoluten Throne gelegt. Die nächsten Folgen dieser Politik waren die Einführung der Reichsstände (Generalstaaten), die Ausbildung des Parlaments (s. d.) und die Entwickelung des röm. Rechts in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, unter dessen Schutze das bisher von der Adelswirthschaft niedergedrückte Bürgerthum erstarken konnte. P. hinterließ drei Söhne, Philipp V.,

Ludwig X. und Karl IV., die ihm nacheinander auf dem Throne folgten. Mit letzterm erlosch 1328 der männliche Stamm der Capetinger (s. d.). Vgl. Boutaric, «La France sous Philippe le Bel» (Par. 1861).

Philipp VI., König von Frankreich, 1328—50, der erste aus dem Hause Valois (s. d.), wurde 1293 geboren. Er war der Sohn Karl's von Valois, des Bruders Philipp's IV. von Frankreich. Als der nächste männliche Seitenverwandte machte er nach dem Tode Karl's IV. seine Thronansprüche geltend und ward 29. März 1328 zu Rheims gekrönt. Schon elf Jahre vorher, nach dem Tode Ludwig's X., hatte das Parlament kraft des Salischen Gesetzes (s. d.) die nachgelassene Tochter des Königs ausgeschlossen und dessen Bruder die Krone zugesprochen. Dessenungeachtet trat jetzt auch König Eduard III. (s. d.) von England als Kronprätendent auf und behauptete, daß er als des letzten Königs Schwestersohn dem entferntern Hause Valois vorangehen müsse, weil das Salische Gesetz zwar die Prinzessinnen, keineswegs aber deren Söhne vom Throne ausschließe. Die beiden Vorgänger P.'s hatten der Tochter Ludwig's X., Johanna, ungerechterweise ihr großmütterliches Erbtheil, Navarra, Brie und Champagne, vorenthalten; P. einigte sich und gab Navarra zurück, incorporirte aber die beiden Grafschaften der Krone. Gleich nach der Krönung zog er an der Spitze des Adels gegen die Flamländer, die ihren Grafen Ludwig mit vielen Großen vertrieben hatten, und brachte dieselben (1328) zur Unterwerfung. Dieses Glück gab ihm die Zuversicht, seinen Nebenbuhler und Vasallen, Eduard von England, der weder bei der Krönung erschienen, noch die Huldigung wegen Guyenne geleistet, vorzuladen. Eduard erschien 1329 zu Amiens und schwor den Huldigungseid, warf aber einen tödlichen Haß auf seinen übermüthigen Gegner. Auch P. verbarg seine feindlichen Absichten wenig. Er nahm 1333 den aus Schottland vertriebenen König David Bruce auf, unterstützte denselben erst insgeheim, dann offen und unternahm endlich unter dem Vorwande eines Kreuzzugs große Rüstungen. Der Papst Benedict XII. leitete zwar 1336 zwischen den beiden Königen eine Friedensverhandlung ein; aber P. brach unterdessen in Guyenne ein. Eduard verband sich deshalb im Juli 1337 mit seinem Schwager, dem Kaiser Ludwig von Baiern, den Grafen von Holland und Hennegau, den Herren von Brabant, Namur, Geldern, Jülich und dem Erzbischofe von Köln. Auf P.'s Seite standen Oesterreich, Böhmen, Lothringen, Lüttich, Bretagne, Navarra und in der Folge Castilien. Wiewol der Papst den Kaiser vom engl. Bündnisse abwendig machte, erhielt Eduard doch eine bedeutende Verstärkung durch die Flamländer, die das Joch ihrer Grafen wieder abschüttelten. Um die, welche den gebrochenen Eid fürchteten, zu beschwichtigen, bewog das Haupt der flandr. Insurrection, Jakob von Artevelde (s. d.), den König von England, sich kraft seiner Geburtsrechte den Titel und das Wappen des Königs von Frankreich beizulegen. Eduard eröffnete endlich 1339 den Krieg, der Frankreich länger als ein Jahrhundert verwüstete und England unermeßliche Opfer kostete. Er fiel in die Picardie ein, konnte aber seinen Gegner zu keiner Schlacht bewegen, sodaß er nach Flandern zurückgehen und die Truppen entlassen mußte. Um die Ueberfahrt der Engländer zu hindern, schickte P. im folgenden Jahre eine starke Flotte in den Kanal, die Eduard (23. Juni) auf der Höhe von Sluys zerstörte. Obschon im Herbst ein mehrmals verlängerter Waffenstillstand zu Stande kam, dauerten die Feindseligkeiten fort, indem beide Theile in dem bretagn. Erbfolgestreite Partei ergriffen. P. wollte nämlich das Herzogthum Bretagne seinem Neffen, Karl von Blois, der mit einer bretagn. Prinzessin vermählt war, zuwenden, während deren Oheim, Johann von Montfort, von Eduard III. unterstützt wurde. 1345 ließ P. zehn vornehme bretagn. Edelleute, die es mit England hielten, ohne Urtheil und Recht enthaupten, welche Gewaltthat Eduard als Friedensbruch ansah, sodaß er den Krieg wieder begann. Am 26. Aug. 1346 kam es zur Schlacht bei Crecy (s. d.), wo die Franzosen eine furchtbare Niederlage erlitten. Im folgenden Jahre 1347 mußte die Stadt Calais nach elfmonatlicher Belagerung sich den Engländern ergeben. Nunmehr schlossen P. und Eduard, unter päpstl. Vermittelung, einen wiederholt verlängerten Stillstand, zumal eine Pest, der sog. Schwarze Tod, auch Frankreich furchtbar entvölkerte. Der Krieg, die Pest und das üppige Leben bei Hofe stürzten P. in die bitterste Finanznoth, aus welcher er sich durch Erpressungen aller Art zu retten suchte. Seit 1338 war auf der Reichsversammlung zum Gesetz erhoben worden, daß die Steuern nur mit Bewilligung der Stände ausgeschrieben werden durften. P. half sich nun mehr als je durch Münzverschlechterung; auch bewilligten die Stände 1345 eine Trank- und Salzsteuer (gabelle). 1349 brachte P. die Dauphiné (s. d.) an sich; auch kaufte er von dem unglücklichen König Jakob von Majorca, der sich an seinem Hofe befand, die Herrschaft Montpellier und vereinigte mit der Krone Anjou und Maine, das Erbe von seiner Mutter. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Johanna

von Burgund, vermählte er sich noch 1349 mit Blanca von Navarra. Er starb 22. Aug 1350, von den Großen verachtet, vom Volke als Bedrücker gehaßt. Von seiner ersten Gemahlin hinterließ er zwei Söhne, von denen ihm der älteste, Johann, mit dem Beinamen der Gute (gest. 1364), auf dem Throne folgte.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, 1363—1404, der Stifter des Hauses Burgund (s. Valois), war der vierte Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich und wurde 15. Jan. 1342 geboren. Er suchte als 14jähriger Jüngling in der Schlacht von Poitiers 1356 das Leben seines Vaters mit eigener Aufopferung zu schützen und entfaltete dabei so glänzende Tapferkeit, daß er den Namen des Kühnen (le Hardi) erhielt. In dieser Schlacht fiel er zugleich mit seinem Vater in die Hände der Engländer und mußte die Gefangenschaft desselben zu London theilen, bis beide 1360 durch den Frieden von Bretigny in Freiheit gesetzt wurden. Johann verlieh nach der Rückkehr dem Sohne die zum Herzogthum erhobene Grafschaft Touraine. Drei Jahre später gab er ihm auch das 1361 mit der Krone vereinigte Herzogthum Burgund (s. d.) und erhob ihn zum ersten Pair von Frankreich. Als P.'s ältester Bruder, Karl V. (s. d.), 1364 den Thron bestieg, mußte ersterer zwar Touraine herausgeben, erhielt jedoch die Bestätigung von Burgund. 1369 heirathete P. Margaretha, die Erbtochter des Grafen Ludwig III. von Flandern. Nachdem sein Schwiegervater 1384 gestorben, konnte er das Erbe Margaretha's, die Grafschaften Burgund, Flandern, Artois, Rethel, Nevers, mit dem Herzogthume Burgund vereinigen. Doch wurden diese Länder im Namen seiner Gemahlin bis zu deren Tode verwaltet. Mit Weisheit verfuhr er in der innern Verwaltung seiner Länder. Er setzte in seiner Residenz Dijon sowie zu Lille Oberrechnungskammern ein und begünstigte aus allen Kräften das Emporblühen der Manufacturen, des Handels, der Künste und Gewerbe. Zum Nachtheil seiner Länder ließ er sich jedoch in die Partei- und Familienkriege Frankreichs verwickeln. Schon 1380, beim Tode Karl's V., gerieth er in heftigen Streit mit seinem ältesten Bruder, dem Herzog von Anjou, welcher sich die Regentschaft während der Minderjährigkeit Karl's VI. (s. d.) anmaßte, und 1382, nach Anjou's Entfernung nach Neapel, gelang es ihm, sich der Gewalt zu bemächtigen. Nachdem aber der König 1388 seinen Regierungsantritt erklärt, mußte P. seinem Neffen, dem Herzoge von Orléans, weichen. Als Karl VI. 1392 in Wahnsinn verfiel, ergriff P. unter dem heftigsten Widerstande des Herzogs von Orléans abermals das Staatsruder und schloß 1396 im Interesse seiner eigenen Staaten, deren Handelsverbindungen durch den Krieg litten, einen Waffenstillstand mit England. Indessen benutzte der Herzog von Orléans im April 1402 eine kurze Entfernung P.'s vom Hofe, um die Regentschaft an sich zu reißen, mußte dieselbe aber P. alsbald wieder überlassen. P. starb am 27. April 1404 unweit Brüssel. — Sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene, 1404—19, geb. 28. Mai 1371, folgte ihm in den burgund. Ländern, der sogleich mit dem Herzog von Orleans in Kampf um die Regentschaft in Frankreich gerieth. Erst nachdem er 1407 seinen Nebenbuhler zu Paris auf offener Straße hatte ermorden lassen, gelang es ihm, der Königin Isabella das Staatsruder aus den Händen zu winden. Während beide Parteien, die orleanische (s. Armagnacs) und die burgundische, sich bekämpften, brach Heinrich V. (s. d.) von England in Frankreich ein. Johann verband sich im Oct. 1416 mit demselben förmlich zur Eroberung und Theilung der franz. Länder, und im Aug. 1417 überwältigte er Paris. Um sich jetzt des Bündnisses mit Heinrich V. zu entledigen, söhnte er sich mit dem Dauphin, dem spätern Karl VII. (s. d.), aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft 10. Sept. 1419 auf der Brücke von Montereau von dessen Begleitern ermordet. — Sein einziger Sohn und Nachfolger aus der Ehe mit Margaretha von Baiern, Philipp der Gütige, 1419—67, geb. zu Dijon 1396, beschloß den Tod des Vaters zu rächen. Zuvörderst bemächtigte er sich mit Hülfe der Königin Isabella, die ihren Sohn, den Dauphin (Karl VII.), unnatürlich haßte, der Regierungsgewalt in Frankreich. Gegen große Verheißungen schloß er den Vertrag von Troyes (21. Mai 1420), durch welchen Frankreich an die Dynastie Heinrich's V. von England gelangen sollte. Er erkannte nach dessen und des wahnsinnigen Karl VI. Tode den jungen Heinrich VI. von England als König von Frankreich an und setzte im Verein mit den Engländern den Kampf gegen den rechtmäßigen König Karl VII. fort. Der Ehehandel seiner Cousine, der schönen Jacobäa (s. d.) von Holland, klärte ihn indessen seit 1424 über sein wahres Interesse auf. Kam die Vereinigung der Kronen Frankreich und England wirklich zu Stande, so mußte er selbst zu einem kleinen, abhängigen Fürsten herabsinken, und er trat darum als Vermittler auf. Am 6. Aug. 1435 eröffnete er zu Arras eine Friedensverhandlung zwischen den Engländern und Karl VII., in welcher er letzterm die Krone von Frankreich, erstern aber die Normandie nebst einigen andern

Provinzen zusprach. Weil die Engländer diese Bedingungen verwarfen, schloß er 21. Sept. 1435 mit Karl VII. einen Separatfrieden, durch den er mehrere Gebietsabtretungen erlangte. Einige Jahre vorher hatte er durch Beraubung seiner Cousine, Jacobäa, Hennegau und Holland an sich gebracht; außerdem erwarb er noch mehrere andere Provinzen. (S. Burgund.) Unter P.'s Regierung blühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den burgund. Ländern empor und machten dieselben zum Mittelpunkte der Cultur und Civilisation des Jahrhunderts. Aber die mächtigen Städte Gent und Brügge bereiteten dem Herzog P. durch ihre Widerspenstigkeit auch öfters große Verlegenheiten. Nach der Einnahme von Konstantinopel faßte P. den Plan zu einem großen Kreuzzuge gegen die Türken und suchte sich darüber mit den deutschen Reichsfürsten zu einigen; Besorgnisse indeß vor den eifersüchtigen Absichten Karl's VII., dessen Erbprinzen, Ludwig XI. (s. d.), er in seinen Staaten aufnahm, vereitelten das Unternehmen. Sein Lebensabend wurde durch die Streitigkeiten mit seinem eigenen Sohne und die Anmaßungen des undankbaren Ludwig XI. getrübt. Er starb 15. Juli 1467 zu Brügge. Nachdem P.'s zwei erste Ehen kinderlos geblieben waren, vermählte er sich mit der Prinzessin Isabella von Portugal, welche ihm den Sohn und Nachfolger, Karl den Kühnen (s. d.), gebar. Zur Feier dieser Vermählung stiftete P. 10. Jan. 1430 den Orden des Goldenen Vließes (s. d.). Ueberhaupt war P.'s Hof der glänzendste seiner Zeit. Vgl. Barante, «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (10 Bde., Par. 1824).

Philipp I., der Großmüthige, Landgraf von Hessen, geb. 13. Nov. 1504, folgte seinem Vater, dem Landgrafen Wilhelm II., 11. Juli 1509 unter der Vormundschaft seiner Mutter Anna, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg. Mit seinem 14. J. für mündig erklärt, trat er 1518 die Regierung über ganz Hessen an. 1523 vermählte er sich mit Christine, der Tochter des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen. Während seiner Minderjährigkeit waren in Hessen Unruhen ausgebrochen. Der fehdelustige Ritter Franz von Sickingen (s. d.) hatte sich darein gemischt und den Kurfürsten von Trier befehdet. P. verband sich daher 1522 mit Trier und der Pfalz und zwang den Ritter, sich und seine Feste Landstuhl 30. April 1523 zu übergeben. 1525 zog er gegen die aufrührerischen Bauern in Thüringen zu Felde. (S. Bauernkrieg.) Schon 1524 hatte er sich für die Reformation erklärt; 1526 führte er die evang. Lehre in Hessen ein. Gleichzeitig schloß er mit dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen das Torgauer Schutzbündniß, und 1527 gründete er aus den eingezogenen Klostergütern die erste evang. Universität zu Marburg (s. d.). Als die wittenberger und schweizer Reformatoren in ihren Lehren sich trennten, war der Landgraf eifrigst bemüht, sie zu vereinigen. Er leitete deshalb selbst das Colloquium zu Marburg (1. bis 3. Oct. 1529), doch ohne seinen Zweck zu erreichen. Was er auf den Reichstagen in Speier 1529 und in Augsburg 1530 männlich bekannt hatte, das war er auch entschlossen, tapfer und mit Gewalt zu vertheidigen. Darum schloß er im Nov. 1530 mit den Strasburgern, Bernern und Zürichern ein Vertheidigungsbündniß. Von wichtigern Folgen jedoch war seine Verabredung mit dem König Franz I. von Frankreich wegen Wiedereinsetzung seines Schützlings, des Herzogs Ulrich (s. d.), in Würtemberg. 1536 brachte P. in Kassel und Wittenberg eine sog. Concordienformel zu Stande. Mit Johann Friedrich dem Großmüthigen stand er seit 1535 an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes (s. d.). Siegreich bekämpfte er 1542 den Herzog Heinrich den Jüngern (s. d.) von Braunschweig. Nach der Schlacht bei Mühlberg unterwarf er sich, vertrauend den Zusicherungen seines Schwiegersohns, des Herzogs Moritz von Sachsen, dem Kaiser Karl V., der ihn gegen den Sinn der Capitulation als Gefangenen behielt. Auch mußte er sein Geschütz ausliefern und 150000 Fl. Strafgelder zahlen. Endlich nöthigte Kurfürst Moritz (s. d.) den Kaiser durch den Passauer Vertrag von 1552, den Landgrafen 3. Sept. freizugeben. Nach der Rückkehr in seine Erbstaaten sendete er den franz. Hugenotten Hülfsvölker zur Unterstützung. Er befleißigte sich fortan einer löblichen Regierung, theilte sein Land unter seine vier Söhne und starb 31. März 1567. Mit Genehmigung seiner Gemahlin Christine, die erst 1549 starb, und nachdem er Luther's und Melanchthon's Zustimmung erlangt, hatte er sich 1540 Margaretha von Saale (gewöhnlich die Linke Landgräfin genannt) antrauen lassen und mit ihr sechs Söhne und eine Tochter erzeugt. Seine Tochter Agnes vermählte er 1544 mit Herzog Moritz von Sachsen. P. war ein großherziger, tapferer, aber zu rasch und feurig handelnder, minder staatskluger als kenntnißreicher und thätiger Fürst, der sich um die Reformation, um den allgemeinen Landfrieden, wie insbesondere um Hessen große Verdienste erwarb. Vgl. Rommel, «P. der Großmüthige, Landgraf von Hessen, nebst einem Urkundenbuche» (3 Bde., Gieß.

1830); Hoffmeister, „Das Leben P.'s des Großmüthigen" (Kass. 1846); Rinck, „Erinnerungen an P. den Großmüthigen" (Darmst. 1852).

Philipp (August Friedrich), Landgraf von Hessen-Homburg und ausgezeichneter österr. General, geb. 11. März 1779 zu Homburg vor der Höhe, trat 1794 als Hauptmann in holl. Dienste, kam aber in franz. Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Freilassung 1795 machte er den Feldzug in Baiern und am Oberrhein als Freiwilliger in der österr. Armee mit. 1797 trat er als Hauptmann in die österr. Armee, wohnte fast allen Feldzügen derselben bei und wurde 1813 zum Feldmarschallieutenant ernannt, in welcher Eigenschaft er sich an den Schlachten bei Dresden, Kulm, Leipzig und am Gefecht bei Hochheim betheiligte. Im Feldzuge von 1814 führte er das Commando des 6. Armeecorps der Verbündeten, mit dem er bis Lyon kam. Nach der Rückkehr Napoleon's war er 1815 als Divisionär thätig bei dem Rheinübergange bei Germersheim und in den Gefechten bei Strasburg. Von 1815—20 befand er sich als Divisionär in Wien, erhielt aber mehrere wichtige Sendungen, so 1818 nach Rußland, 1820 nach England. Die polit. Ereignisse in Neapel führten ihn 1821 an der Spitze eines österr. Armeecorps dorthin, wo er bis 1825 Gouverneur war. In diesem Jahre erfolgte seine Ernennung zum commandirenden General in Illyrien, Innerösterreich und Tirol, mit dem Wohnsitze zu Gratz, und 1827 seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Galizien, mit dem Wohnsitze in Lemberg, wo er bis Ende 1829 blieb. Hierauf kehrte er in derselben Dienststellung wieder nach Gratz zurück. 1826 vollzog er eine Sendung nach Rußland, zur Krönung des Kaisers Nikolaus, und die Zeit von 1828—29, während des russ.-türk. Feldzugs, brachte er in Aufträgen seines Hofs im russ. Hauptquartier zu. Eine weitere Sendung führte ihn 1829 und 1830 nach Warschau. 1832 wurde er Generalfeldzeugmeister. Noch befand er sich in Gratz, als ihm durch den 19. Jan. 1839 erfolgten Tod seines Bruders Ludwig Wilhelm Friedrich die Regierung der Landgrafschaft Hessen-Homburg (s. d.) zufiel, die er auch persönlich im Juli 1839 antrat. Der Gouvernementswechsel der Bundesfestung Mainz von Preußen an Oesterreich für die nächsten fünf Jahre veranlaßte im Aug. 1839 seine Ernennung zum Gouverneur jener Festung, welches Amt er 29. Oct. 1839 übernahm. Er starb 15. Dec. 1846. Vermählt war der Landgraf P. seit 1838 in morganatischer Ehe mit Antonie, verwitweten Freifrau von Schimmelpfennig, einer Bürgerlichen, welche vom Könige von Preußen zur Gräfin von Naumburg erhoben wurde und 22. Febr. 1845 starb.

Philipp von Neri, s. Oratorium.

Philippeville, Flecken und ehemalige Festung in der belg. Provinz und $5^2/_5$ M. im Südwesten von Namur, $1^1/_2$ M. von der franz. Grenze, inmitten einer weiten Ebene der Ardennen auf einem Berge an der Eisenbahn gelegen und regelmäßig gebaut, hat 1521 E., die Brauereien und sechs Jahrmärkte unterhalten. Der Ort hieß früher Corbigny, bis 1555 Kaiser Karl V. an dessen Stelle eine feste Stadt erbauen ließ, die er nach seinem Sohne, Philipp II., benannte. Die Festung wurde 19. Mai 1578 von Don Juan d'Austria den Holländern entrissen, 1659 im Pyrenäischen Frieden von Spanien an Frankreich abgetreten und blieb auch 1814 bei letzterm. Am 8. Aug. 1815 fiel aber der Platz nach sechswöchentlicher Blokade durch Capitulation an die Preußen und wurde im Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 zu den Niederlanden geschlagen, ebenso wie das $1^1/_2$ M. südlicher gelegene Marienburg (s. d.). Nach der Schlacht bei Belle-Alliance hatte sich Napoleon in die Festung geflüchtet, deren Thore er den nachdrängenden Flüchtlingen verschließen ließ. Dieselbe bestand aus einem unregelmäßigen Pentagon mit fünf Bastionen und einem Graben und bildete einen Kriegsplatz dritter Klasse in Belgien, ist aber als solcher schon seit längerer Zeit aufgegeben.

Philippeville oder Philippeville-Stora, von den Arabern Skikda genannt, die befestigte Hauptstadt eines Arrondissements und Militärbezirks in der Provinz Konstantine der franz. Regentschaft Algerien, $^1/_2$ M. im Ostsüdosten ihres Hafenplatzes Stora, an der Mündung des Ued-Saffaf zu beiden Seiten einer 1000 Schritt langen und 200 Schritt breiten, nordwärts zum Meere auslaufenden Schlucht gelegen, wurde 7. Oct. 1838 vom Marschall Vallée gegründet, nach dem König Louis Philipp benannt und 1848 zum Hauptort eines Arrondissements erhoben. Die Stadt, in monotoner Regelmäßigkeit erbaut, zählt 9358 E., darunter 8039 Europäer, und ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, einer Handelskammer, eines Arabischen Bureau und mehrerer Consulate. Es befindet sich hier eine Citadelle, eine kath. Kirche, ein prot. Tempel, eine Moschee, ein Communalcollége, ein Museum, eine Militärbibliothek, ein Theater, ein Civil- und ein Militärhospital, eine Kaserne und eine Baumschule. P. wurde gegründet, um Konstantine durch eine nähere Position als Bona

mit dem Meere in Verbindung zu setzen. Es ist mit dem 660 E. zählenden Flecken Stora, wo ein guter Ankerplatz vorhanden, der Handels- und Militärhafen von Konstantine und ein wichtiges Entrepôt und Centrum des Transithandels zwischen Europa, dem östl. Algerien und der östl. Sahara, durch Dampfschiffahrt mit Marseille und Algier verbunden. Die von mehrern Bächen reichlich bewässerte und sehr fruchtbare Umgegend liefert Kork, Cerealien, Baumwolle, Tabak, Wein, Oliven, Lein, Wachs und Honig, Orangen, Citronen und Bildhauermarmor. P. nimmt nach den neuesten Forschungen die Stelle der phöniz. Colonie und röm. Station Thuscada oder Uscada ein. Stora entspricht der Hafenstadt Rusicada, die schon 255 als Bischofssitz erwähnt und im Mittelalter Ostura genannt wird. Noch sieht man bei Stora aus dem Alterthum die Reste eines Quai, eines Amphitheaters, schöner Cisternen und großer unterirdischer Gewölbe. Die zahlreichen dort aufgefundenen Inschriftstafeln sind nach Paris geschafft worden. Die röm. Cisternen von P. wurden wiederhergestellt. Auf der Ostseite der Stadt, 250 Schritt vom Meere, lagen auf einem steilen Hügel die Umfangsmauern eines röm. Castells, die zur Citadelle benutzt wurden. Etwa 1100 Schritt östlich davon liegt die Redoute Skikda (arab. Corrumpirung aus Uscada).

Philippi, eine Stadt in Macedonien, früher zu Thrazien gehörig, nordwestlich von Amphipolis, erhielt diesen Namen von ihrem Eroberer, dem Könige Philipp II., der sie wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke beträchtlich erweiterte, und wurde später besonders denkwürdig durch die beiden Schlachten, in denen Antonius und Octavianus 42 v. Chr. die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Auch gründete hier 53 n. Chr. der Apostel Paulus eine christl. Gemeinde, und an diese ist der Brief an die Philipper gerichtet. Noch jetzt heißen die Trümmer P. oder Felibe.

Philippiken wurden ursprünglich die drei Reden des Demosthenes gegen den König Philipp von Macedonien und später nach dem Beispiele derselben die 14 Reden des Cicero genannt, welche gegen die ehrgeizigen und staatsgefährlichen Plane des Marcus Antonius gerichtet sind. Danach bezeichnet man mit Philippika in neuerer Zeit jede andere heftige oder strafende Rede.

Philippinen heißt die durch Magelhaens und Pigafetta im März 1521 entdeckte nordöstlichste Inselgruppe des ostasiat. Archipelagus, die seit 1570 unter span. Herrschaft steht. Das Ganze umfaßt mehr als 1000 Inseln und Inselchen, welche sich zwischen dem 5° und 21° nördl. Br. ausdehnen und im O. durch den nordpacifischen Ocean, im W. durch das Chinesische Meer begrenzt sind, während sie im N. 80 M. von der Insel Formosa, im S. 45 M. von Borneo entfernt liegen. Das Areal sämmtlicher Inseln zusammen beträgt 5321 Q.-M.; die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 6 Mill., wovon auf das span. Gebiet 4,319269 (1857) entfallen. Nur zwei der Inseln sind von größerm Umfange, nämlich Luzon (2015 Q.-M.) und Mindanao (1539 Q.-M.). Es folgen dann Mindoro (175 Q.-M.), Palavan (252 Q.-M.) Dumaran mit Cuyos (221 Q.-M.), Samar (221 Q.-M.), die Visayas, Leyte, Bojol, Cebu, Negros, Panay und verschiedene kleinere Inseln (zusammen 793 Q.-M.), Batanes und Babuyanes (11 Q.-M.), die kleinen Inseln bei Luzon (169 Q.-M.), die kleinen Eilande bei Mindanao (53 Q.-M.) und Basilian (26 Q.-M.). Die P. sind, als Fortsetzung der großen, die Ostküste Asiens umgebenden Vulkanreihe, vulkanischer Natur und haben noch viele thätige Vulkane. Obschon die größern auch ausgedehnte Ebenen aufzuweisen haben, sind sie doch sämmtlich von gebirgiger Beschaffenheit und zu den hohen Inseln zu rechnen. Dazu sind ihre Küsten von einer Menge Baien durchschnitten, welche vortreffliche Ankergründe bieten. Die größte Insel, Luzon oder Manila, mit 2,390583 E. (1857), ist in zwei Halbinseln, eine nördliche mehr gebirgige, und eine schmälere südliche (Camarines) getrennt. Wie an Flüssen, unter denen der Pasig der bedeutendste, ist Luzon auch reich an schiffbaren, fischreichen Binnenseen. Der größte davon ist der Lagoa de Bay; dann folgen der Taal-, Canaren- und Cagayansee. Außer diesen beständigen Wasserbecken entstehen in der Regenzeit periodische Seen, welche das Land mit fruchtbarem Schlamm überfluten. Das Klima der nördlichen P. wird wesentlich durch die Monsuns (s. d.) bedingt. Insbesondere sind die furchtbaren Wirbelstürme oder Taifune in jenen Gewässern nicht selten, während die südl. Inseln, z. B. Mindanao, davon verschont bleiben. Der Regenfall schwankt an der Westküste Luzons zwischen 84 und 114 Zoll. Die Vegetation ist im allgemeinen jener der Sundainseln ähnlich. Sowol die Fruchtbarkeit des Bodens als auch die Mannichfaltigkeit der Vegetationsformen sind außerordentlich. Fast alle Gewächse und Nahrungspflanzen der tropischen und subtropischen Zone gedeihen hier in größter Ueppigkeit. Zucker, von dem man 7—800000 Pikul (à 140 Pfd.) ausführt, ist eins der werthvollsten Erzeugnisse. Der Tabak

der P. wird in ganz Ostasien fast ausschließlich geraucht. Jährlich kommen 100000 Ctr. Rohtaback sowie 900—1000 Mill. Stück Cigarren auf den Markt, welche letztere in drei Fabriken auf Luzon von 17000 Arbeiterinnen verfertigt werden. Ein wichtiger Exportartikel ist ferner Manila- oder Abacahanf (s. d.); wovon man jährlich 450000 Pikul ausführt. Dieser Hanf wird meist in Nordamerika zu Schiffstauwerk verwandt. Von dem Sapanfarbeholz, dessen beste Sorte auf Mindanao vorkommt, werden 60—70000 Pikul gewonnen. Andere Ausfuhrartikel, wie Indigo, Kaffee, Kokosnußöl, Mastix, Rohr oder Bambus, Baumwolle, Strohhüte, Schildpatt, Perlmutter, Büffelhäute, sind gegenwärtig von geringerer Bedeutung. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Kupfer und Waschgold.

Die P. sind von zwei verschiedenen Menschenrassen bewohnt. Als Ureinwohner (etwa 25000 Seelen) müssen die allmählich von den Malaien verdrängten Negritos oder Negrillos (s. Melanesier) angesehen werden. Sie hausen nur noch im Centralgebirge Luzons, an der Nordwestküste dieser Insel und auf den Eilanden Negros, Panay, Mindoro und Mindanao. In kleinen, unabhängigen Horden nomadisiren sie umher und leben von Jagd und Fischfang. Die Malaien, welche einwanderten, zählen etwa 5 Mill., bilden demnach den Hauptstamm der Bevölkerung und kommen auf den P. unter dem Namen Tagalen, Ilocos, Pampangans, Pangasinans, Cagayas und Bicols vor. Sie sind gesellschaftlich in zwei Klassen, in die civilisirten Küsten- und rohen Bergbewohner, geschieden, welche 15 verschiedene Idiome sprechen. Die Zahl der Spanier und andern Europäer wird auf 2000, die der Creolen auf 5000, die der Mestizen auf 25000 und die der eingewanderten, fleißigen und unternehmenden Chinesen auf 65000 angegeben. Da die Chinesen keine Frauen mitbrachten, vermischten sie sich mit den Weibern der Tagalen, wodurch ein eigenthümliches Mischlingsgeschlecht entstanden ist. Der span. Antheil der P. wird in 46 Provinzen eingetheilt, wovon 22 auf die Insel Luzon, 6 auf Mindanao und 3 auf Panay kommen. Die Regierungsgewalt über den ganzen Archipel einschließlich der Marianneninseln ruht in den Händen des span. Gouverneurs (General Capitan), welcher die ganze Civil- und Militärmacht in seiner Person vereinigt. Ein Erzbischof, mehrere Bischöfe, der Intendant der Armee und Finanzen, der Staatsanwalt und der Präsident der Rechnungskammer sind die übrigen hohen geistlichen und weltlichen Beamten. Die Staatseinnahmen werden gewonnen aus der Kopfsteuer der Eingeborenen, dem Tabaksmonopol, den Ein- und Ausfuhrzöllen, der Fronarbeit, aus einer Abgabe für den Verkauf von Palmenwein, aus der Erlaubniß zum Abhalten öffentlicher Hahnenkämpfe, denen die Eingeborenen leidenschaftlich zugethan sind. 1862 betrugen die Einnahmen 10,156867, die Ausgaben 12,099066 Pesos, sodaß die Verwaltung dieser überreichen Besitzungen ein Deficit von fast 2 Mill. Pesos aufwies. Der Schiffahrtsverkehr, welcher sich fast ganz auf die Hauptstadt Manila (s. d.) beschränkt, wird hauptsächlich von fremden Schiffen (1857: 193 mit 101790 Tonnen) besorgt, während die Spanier (1857: 28 Schiffe mit 22815 Tonnen) sehr zurückstehen. Der ganze Handel mit dem Auslande war bis 1858 gesetzlich nur auf Manila beschränkt; seitdem sind jedoch noch die Häfen von Iloilo auf der Insel Panay mit 7500 E., Sual an der Westküste von Luzon mit 3500 E. und Zamboango auf Mindanao mit 10000 E. der Schiffahrt geöffnet. Der Gesammtwerth der eingeführten Waaren betrug 1857: 5,336600, jener der Ausfuhr 6,511600 Pesos, wovon nur für etwa 500000 Pesos unter span. Flagge ausgeführt wurden. Die Stagnation in Handel und Verkehr ist ausschließlich in der span. Handelspolitik zu suchen, welche mit zähem Widerstande gegen die Principien einer aufgeklärten Oekonomie ankämpft. Der Handel ist fast ausschließlich in den Händen der wenigen angesessenen engl., amerik. und deutschen Häuser. Die regelmäßige Dampferverbindung der P. mit Europa und Asien ist noch sehr beschränkt, die genauere Kenntniß vieler der kleinen Inseln noch sehr mangelhaft. Auf dem ganzen Archipel erscheint ein einziges, unter dem Schutze der Regierung herausgegebenes Journal. Es gibt kein Land, in welchem die Geistlichkeit eine unbeschränktere Macht besäße als auf den P. Das Vermögen der Kirche ist enorm, zahlreich sind die Klöster, und Jesuiten und Franciscaner üben einen größern Einfluß als die königl. Behörden. Der Druck der Mönchsherrschaft und der despotischen weltlichen Regierung tritt sowol im socialen und polit. Leben als auch in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen zu Tage. Auf einem Theile der Insel Mindanao oder Magindanao, dann einigen benachbarten südl. Eilanden und zum Theil auf Palavan herrschen noch unabhängige Sultane und kleine Häuptlinge über mohammed. Völkerschaften, die ein Hauptcontingent zu den berüchtigten ostasiat. Seeräubern stellen.

Philipponen, eine russ. Sekte, die nach ihrem Anführer Philipp Pustoswiät, unter dessen Leitung sie gegen Ende des 17. Jahrh. aus Rußland flüchteten, benannt ist, sind ein Zweig der

Raskolniken (s. d.), die sich selbst Starowerzy oder Altgläubige nennen, weil sie sehr streng auf die nach ihrer Meinung unverfälschte alte Bibelübersetzung und die alten Gesang- und Gebetbücher der russ.-griech. Kirche halten, welche durch die Revision des Patriarchen Nikon zu Moskau in der Mitte des 17. Jahrh. erst verderbt worden seien. Wegen der Verfolgungen, denen sie in Rußland ausgesetzt waren, verließ um das J. 1700 eine Raskolnikenschar ihren Stammsitz, das Kloster Pomor am Wyg im Gouvernement Olonez, und wanderte unter der Anführung des erwähnten Phil. Pustoswiät, eines schlichten Landmanns, in das poln. Litauen, ein Theil derselben aber in das spätere Neu-Ostpreußen, von wo sie, namentlich aus der Gegend von Seyni, seit längerer Zeit schon sich nach dem sensburger Kreise des preuß. Regierungsbezirks Gumbinnen gewendet haben. Es gibt in diesem Kreise zehn Philipponencolonien, zusammen (1858) mit 1200 Seelen; die größten dieser Ansiedelungen sind Eckartowo und Ladnepole, an welchen Orten sie auch eigene Kirchen besitzen. Als fleißige Ackerbauer und reinliche, nüchterne, ordnungsliebende Leute werden sie von der Regierung und den Gutsherren gern geduldet, und die meisten von ihnen leben im Wohlstande. Es sind ihnen bei ihrer Aufnahme in die preuß. Staaten mannichfache Zugeständnisse gemacht worden.

Philippopel, türk. Filibé, Hauptstadt des gleichnamigen Liva (Provinz) im türk. Ejalet Adrianopel (im alten Thrazien), ein bedeutender Handelsplatz, dessen Verbindungen bis nach Oesterreich und in den Orient reichen, liegt, 16 M. von Adrianopel, in einer weiten Ebene, die sich vom Fuße des Rhodopegebirges bis zum Balkan hinzieht, auf einem Hügel an der Maritza. Die Stadt ist Sitz eines Kaimakams, eines griech. Erzbischofs und zählt etwa 60000 E., davon drei Fünftel Christen (theils Bulgaren, theils Zingaren, Griechen und Armenier), ein Funfzehntel Juden und Zigeuner, der Rest Moslems sind. P. hat acht griech. Kirchen, eine armen. und eine kath. Kapelle, eine Synagoge sowie viele Moscheen. Es bestehen vier griech. Schulen, unter welchen die Centralschule die älteste und berühmteste, außerdem eine griech. Mädchenschule und eine bulgar. Schule. Die Evangelisch-nordamerikanische Missionsgesellschaft gründete hier eine Station, welche jedoch wenig Proselyten aufzuweisen hat. Die Industrie erstreckt sich auf Seiden-, Baumwoll- und Ledermanufacturen. Der untere Theil der Stadt ist mit wohlversehenen Bazars bedeckt. In der sehr fruchtbaren und anmuthigen Ebene ringsum wird der berühmteste Reis der Türkei gebaut. Auf der Maritza findet bedeutende Flößerei statt, und auch der ansehnliche Kornhandel wird auf dieser Wasserstraße vermittelt. In der Umgebung der Stadt liegen eine Menge Dörfer und die Besitzungen und Landhäuser reicher Kaufleute. P. ist eine alte Stadt, die zur Zeit der Römer den Namen Trimontium führte. Nordwestlich von P. liegt die Stadt Basardschik (s. d.).

Philippsburg, Stadt im Amte Bruchsal des Kreises Karlsruhe im Großherzogthum Baden, am Einflusse des Salzbach in den Rhein, $3^1/_4$ M. im Norden von Karlsruhe gelegen, mit 2317 meist kath. E., war bis zum 9. Jan. 1864 der Hauptort eines Bezirksamts im Unterrheinkreise und früher eine berühmte Reichsfestung, die bis 1803 zum Hochstifte Speier gehörte. Der Bischof Philipp von Speier wählte den ursprünglich Udenheim genannten Flecken zu seiner Residenz, nannte ihn, dem Apostel Philippus zu Ehren, P. und befestigte ihn 1618 und 1623. Im Dreißigjährigen Kriege fiel P. nacheinander den Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und wieder den Franzosen in die Hände, welchen letztern im Westfälischen Frieden das Besatzungsrecht bestätigt wurde. In den Kriegen zwischen Ludwig XIV. und Deutschland wurde die Stadt 1676 von den Deutschen unter Herzog Karl von Lothringen erobert und im Nimwegener Frieden 1679 ihnen zugesprochen, 1688 zwar abermals 29. Oct. von den Franzosen unter Vauban genommen, im Ryswijker Frieden von 1697 aber wieder an Deutschland zurückgegeben. Dasselbe Spiel wiederholte sich 1734, wo die Franzosen 18. Juli die indeß sehr verfallene Festung mit leichter Mühe, freilich mit dem Verluste des Marschalls Berwick (12. Juni), eroberten, sie aber 1735 wieder räumten. Im franz. Revolutionskriege wurde sie 1799 bombardirt, genommen und 1800 gänzlich geschleift. 1803 kam sie zu Baden. Am 21. Juni 1849 wurde bei P. ein Theil der bad. Revolutionsarmee unter dem Polen Mniewski von den Preußen geschlagen, worauf die Stadt besetzt und die Insurgenten bis Wiesenthal, einem Dorfe $^3/_4$ M. im Ostsüdosten, verfolgt wurden.

Philippus, ein Apostel und Schüler Jesu, stammte aus Bethsaida in Galiläa, war früher wahrscheinlich ein Fischer und trat gleich nach Petrus und Andreas zu Jesu. Die kleinasiat. Ueberlieferung läßt ihn nach Jesu Tode nach Phrygien übersiedeln und in Hierapolis den Märtyrertod sterben, doch beruht dies wol auf Verwechselung mit dem gleichnamigen Diakonus P. (Apostelg. 6, 5), der zuerst in Samaria das Christenthum predigte. Diesen P. sammt seinen

«weissagenden Töchtern» traf Paulus bei seiner letzten Reise nach Jerusalem in Cäsarea am Meere an. Ihm oder auch dem Apostel P. wird auch ein Evangelium zugeschrieben, das aber unecht ist und nur bei den Gnostikern im Gebrauche war. Dem Apostel P. hat die röm. Kirche, zugleich mit Jakobus dem Jüngern, den 1. Mai geweiht; die griech. Kirche aber feiert für ihn den 14. Nov. und hat jenem Jakobus den 23. Oct. als Festtag bestimmt. Außerdem kennt das Neue Testament noch einen P. als Bruder des Herodes Antipas.

Philister oder **Philistäer**, ein kriegerischer Volksstamm, wahrscheinlich von semit. Abkunft, wohnten in den südwestl. Ebenen Palästinas, das nach ihnen benannt wurde, an der Seeküste. Die über sie erhaltenen Nachrichten lassen sie als ein rühriges, gewerbfleißiges und gebildetes Volk erscheinen, das manche Verwandtschaft mit den Phöniziern zeigt. Sie bewohnten die festen Städte Gaza, Asdod, Askalon, Gath und Ebron, die, von eigenen Fürsten regiert, untereinander durch eine gemeinsame Bundesverfassung verbunden waren. Ihre Religion war der semit. Naturdienst, den sie vorwiegend von der heitern Seite auffaßten. Ihre Hauptgottheiten, Dagon und Derkato (Atergatis), deren Bilder eine Zusammensetzung von Fisch- und Menschengestalt darstellten, waren Symbole der zeugenden Naturkraft. Vgl. Roskoff, «Die Simsonsage» (Lpz. 1860). Ihre kriegerische Tüchtigkeit erwiesen sie besonders in ihren ununterbrochenen Kämpfen mit den Hebräern, aus denen sie namentlich in den frühern Zeiten sehr häufig als Sieger hervorgingen. Unter Samuel durch die Niederlage bei Mizpa zeitweilig geschwächt, erhoben sie noch zu Saul's und David's Zeiten mächtig ihr Haupt und wurden erst von dem letztern niedergeworfen. Nach der Theilung des israel. Reichs beginnen die Kämpfe von neuem. Späterhin leisteten ihre Städte den assyr. und ägypt. Feldherren oft jahrelangen Widerstand. Zur Zeit der Makkabäer waren sie syr. Unterthanen. — In der burschikosen Sprache heißt P. in engerer Bedeutung ein spießbürgerlich gesinnter Mensch, im allgemeinen aber jeder, der nicht Student ist.

Phillips (Georg), namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 6. Jan. 1804 zu Königsberg in Preußen, von prot. Aeltern, deren Vorfahren aus England stammten, studirte zu Göttingen, habilitirte sich hierauf 1825 zu Berlin und folgte 1833 einem Rufe als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Schon 1825 gab er den «Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächs. Rechts» (Götting.) heraus, dem, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in London, die «Engl. Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen» (Bd. 1 und 2, Berl. 1827—28) folgte. Bald nachdem er sich in Berlin habilitirt, kam auch sein Freund und Landsmann Jarcke (s. d.) nach Berlin, und besonders scheint es dem Einflusse dieses Mannes zugeschrieben werden zu müssen, wenn P. mit ihm zur kath. Confession übertrat. Noch in Berlin hatte er seine «Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts» (2 Bde., Berl. 1820; 3. Aufl. 1846) herausgegeben, worin er von der Ansicht ausgeht, daß das gesammte deutsche Recht in seiner ursprünglichen Gestalt sich in allen seinen Institutionen auf das Princip der Wehrhaftigkeit zurückführen lasse und sich auf dreifache Weise, als Vertheidigung der Person (Freiheit), als Vertheidigung anderer Personen (Vormundschaft) und als Vertheidigung von Sachen (Gewere) äußere. In seiner «Deutschen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung» (Bd. 1 und 2, Berl. 1832—34) übertraf er in der Verehrung des deutschen Mittelalters und in der Vertheidigung aller Anmaßungen der Kirche die meisten seiner Vorgänger. In München erhielt seine schriftstellerische Wirksamkeit eine mehr praktische, auf das Leben der Gegenwart gerichtete Anwendung. Auf Veranlassung der Kölner Wirren begann er 1838 mit Görres (s. d.) die «Histor.-polit. Blätter für das kath. Deutschland», eine Zeitschrift, die sich zum letzten Endzweck stellte, die Obergewalt der Kirche über den als eine bloße Polizeianstalt betrachteten Staat historisch zu begründen. Auch sonst entwickelte P. bei den religiösen Wirren der Folgezeit in Verbindung mit Görres (Vater und Sohn), mit Döllinger, Windischmann, Moy und Ringseis eine vielfache Thätigkeit im Interesse des kath. Princips und dessen erneuter Verwirklichung im staatsbürgerlichen Leben. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel 1847 wurde P. von seinem Lehrstuhle entfernt und zum Rath bei der königl. Regierung in Landshut ernannt. Doch trat er diese Stelle nicht an und lebte in ruhiger Muße seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Erst 1849 folgte er einem Rufe als ord. Professor des gemeinen Kirchenrechts und der Rechtsgeschichte an die Universität zu Innsbruck, von wo er 1851 als Professor der Rechtsgeschichte nach Wien übersiedelte. P.'s Hauptwerk ist das «Kirchenrecht» (Bd. 1—6, Regensb. 1845—64), an welches sich ein «Lehrbuch des Kirchenrechts» (2 Bde., Regensb. 1861—62) anschließt. Sonst sind noch besonders hervorzuheben: «Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte» (2 Thle., Münch. 1845—50;

4. Aufl. 1859) und «Vermischte Schriften» (3 Bde., Wien 1856—60) sowie unter seinen kleinern Arbeiten: «Die Diöcesansynode» (2. Aufl., Freib. 1850), «Ueber den Ursprung der Katzenmusiken» (Freib. 1849), «Die große Synode von Tribur» (Wien 1865), «Samson von Tottington» (Wien 1864) u. s. w.

Philo, ein gelehrter jüd. Schriftsteller, wurde einige Jahre vor Christo zu Alexandria geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten seine Glaubensgenossen unter dem Einflusse griech. Bildung gestanden; damit waren Platonische, Aristotelische, und Pythagoräische Lehrsätze zu ihnen gekommen, welche sie unter den Bildern und Erzählungen ihrer heiligen Schriften als verborgenen Sinn wiederfanden. So fand auch P. vornehmlich Platonische Sätze in den allegorisch gedeuteten mosaischen Schriften. Als gleich ewige Principien sah er Gott und die Materie an. Den Verkehr des überweltlichen, rein geistigen Gottes mit der sichtbaren Welt denkt er sich durch eine Vielheit göttlicher Kräfte vermittelt, deren Einheitsband die göttliche Vernunft oder der göttliche Logos (s. d.) ist. Letzterer wurde daher als das Princip aller göttlichen Offenbarung in der Welt dargestellt, eine Lehre, die im alexandrinischen Judenthum, wie es scheint, sehr weit verbreitet, seit der Mitte des 2. Jahrh. auch auf die christl. Theologie einen sehr weitreichenden Einfluß gewann. Uebrigens ist der Reichthum der Philonischen Gedanken im Vergleich mit der Masse der von ihm hinterlassenen Schriften und der Weitschweifigkeit seiner Darstellung eben nicht groß. Unter seinen Landsleuten in Alexandrien nahm er eine sehr geachtete Stellung ein. Im J. 42 wurde er von ihnen an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt, um die Juden gegen feindselige Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ aber die Gesandtschaft nicht vor sich, und P. kam sogar in Lebensgefahr. Er faßte nun eine von großer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zeugende Rechtfertigungsschrift der Juden ab, die nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Spätere Erdichtungen sind die Angaben, daß P. unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christl. Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen wieder entsagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften P.'s wurden von Morel (Genf 1613), Mangey (2 Bde., Lond. 1742), Pfeifer (5 Bde., Erl. 1785—92), Richter in der «Bibliotheca sacra» (8 Bde., Lpz. 1828—30) und in der Tauchnitz'schen Sammlung (8 Bde., Lpz. 1851—54) herausgegeben. Ueber P.'s Philosophie, Theologie und deren Verhältniß zum Christenthum verbreiten sich, außer Grosmann (s. d.): Gfrörer, «P. und die alexandrinische Theosophie» (Stuttg. 1835), und Dähne, «Geschichtliche Darstellung der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie» (2 Thle., Halle 1834—35).

Philo aus Byblos in Phönizien, ein Grammatiker, der zu Ende des 1. Jahrh. n. Chr. lebte, verfertigte außer einigen andern histor. Schriften eine griech. Uebersetzung der «Phönizischen Geschichte» des Sanchuniathon in neun Büchern, von der sich jedoch nur das erste Buch und auch dieses in einem sehr verderbten Zustande in der «Praeparatio evangelica» des Eusebius (s. d.) erhalten hat. Zwar machte 1835 ein gewisser Wagenfeld in Bremen bekannt, daß er eine vollständige Handschrift dieser Uebersetzung aus dem Kloster Sta.-Maria de Merinhao in der portug. Provinz Entre Duero e Minho durch den Obersten Pereira erlangt habe, die er darauf theils zugleich mit einer lat. Uebersetzung (Brem. 1837), theils in einer deutschen Uebertragung (Lüb. 1837) herausgab; allein es ist bis zur Evidenz erwiesen, daß das Ganze auf einem literarischen Betruge beruht. (S. Sanchuniathon.) — P., ein Philosoph aus Larissa, der Zeitgenosse Cicero's, lebte in Rom und gehörte der neuern Akademie an. Häufig wird er auch der Stifter der dritten Akademie genannt. — P., aus Byzanz, lebte um 150 v. Chr. und schrieb außer einigen Werken über Mechanik namentlich eine Schrift «Ueber die sieben Wunderwerke der Alten Welt», welche am besten von Orelli (Lpz. 1816) herausgegeben worden ist.

Philodemus, aus Gadara in Syrien, ein epikuräischer Philosoph, Zeitgenosse des Cicero und Atticus, die ihn wegen seines Dichtertalents schätzten, schrieb in griech. Sprache, außer mehrern kleinern Gedichten, die sich in der Anthologie (s. d.) befinden, eine Reihe von größern Werken, von denen in neuerer Zeit einige in Herculanum und Pompeji aufgefunden worden sind. Dahin gehören zunächst die Schriften «Ueber Rhetorik», zuerst bekannt gemacht in den «Antiquitates Herculanenses» (Bd. 5) und in den «Volumina Herculanensia» (Bd. 2, Orf. 1825), zuletzt bearbeitet von Gros unter dem Titel «Philodemi rhetorica» (Par. 1840), und «Ueber die Musik», welche aus Rosini's «Volumina Herculanensia» (Bd. 1, Neapel 1793) von Murr (Strasb. 1804) und von demselben in deutscher Uebersetzung (Berl. 1806) herausgegeben wurde; ferner die Abhandlungen «De pietate», von Cicero in der Schrift «De natura deorum» benutzt, und «De ira», beide zuerst in der «Collectio altera Herculanensium volu-

minum» (Bd. 1 und 2, Neapel 1861—63) veröffentlicht, dann einzeln von Gomperz (die erstere, Lpz. 1864, die letztere, Lpz. 1866) herausgegeben.

Philoktētes, der Sohn des Pöas und der Demonassa, ein trefflicher Bogenschütze, führte die Bewohner von Methone, Thaumakia, Meliböa und Olizon gegen Ilios. Jedoch ließ ihn das Heer unterwegs auf Lemnos zurück, weil er an einer durch Schlangenbiß erhaltenen Wunde krank daniederlag. Bald aber war dasselbe seiner benöthigt. Er selbst kehrte zuletzt glücklich in seine Heimat zurück. Nur so viel erzählt Homer von ihm. Spätere Dichter haben dieses mannichfach erweitert und verändert. Auf dem Zuge gegen Ilios, heißt es, wurde er auf der kleinen Insel Chryse unweit Lemnos von einer tempelhütenden Schlange in den Fuß gebissen. Die Wunde eiterte heftig und verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß ihn die Griechen auf des Odysseus Rath an der Küste von Lemnos aussetzten. Hier verlebte er unter großen Drangsalen neun Jahre; im zehnten endlich erschienen Odysseus und Diomedes oder Neoptolemos (nach Sophokles) als Gesandte bei ihm, um ihn abzuholen, weil ohne ihn Ilios nicht erobert werden könne. P. nämlich war im Besitz des Bogens und der Pfeile des Herakles, welche nach dem Ausspruche des Sehers Helenos zur Eroberung von Ilios durchaus nöthig waren. Endlich entschloß er sich, jenen zu folgen. Nach seiner Ankunft bei dem Heere der Griechen versank er durch Apollo in tiefen Schlaf; während desselben schnitt Machaon die Wunde aus und heilte sie. Nun erlegte P. den Paris, und Ilios wurde erobert. Auf seiner Heimkehr, nach Spätern, nach Italien verschlagen, baute er Petelia in Lucanien und Krimissa bei Kroton. In einem Kampfe gegen die frühern Einwohner fiel er. Die Geschichte des P., namentlich seine Leiden, hat Sophokles in dem nach P. benannten und noch vorhandenen Trauerspiele dargestellt. Von dem gleichnamigen Stück des Euripides sind nur Fragmente vorhanden.

Philolāus war einer der vorzüglichsten Schüler des Pythagoras. Seine für uns verlorenen Werke über die Naturlehre standen bei den Alten in so hohem Rufe, daß Plato ein Manuscript desselben für 100 Minen kaufte. Seine Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne wurde von seinen ersten Nachfolgern angenommen, aber wahrscheinlich, weil sie nur als Meinung ohne Beweise aufgestellt war, später wieder vergessen. Nicetas von Syrakus verband damit die Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Achse, wie Cicero in seinen «Academicae quaestiones» erzählt, und namentlich diese Stelle soll den Kopernicus auf die Entdeckung des wahren Weltsystems geleitet haben.

Philologie. Der Name dieser Wissenschaft ist schon bei den Griechen vorhanden gewesen und bezeichnete seinem Ursprunge gemäß zuerst nur Liebe zu Reden, Redseligkeit und Gefallen an Unterhaltung; wenn sich aber Sokrates beim Plato einen Philologen nennt, so sind in engerm Sinne die wissenschaftlichen Unterhaltungen verstanden, in welchen sich noch ohne schulmäßige Abgeschlossenheit die Philosophie des Sokrates dialektisch bewegte. Als später mit Aristoteles die Systematik der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt fixirt, damit aber auch die bis dahin noch in frischer Productivität vorgeschrittene Kraft des griech. Geistes erschöpft war, trat an die Stelle der Production die Reproduction; das geistige Leben nährte sich an den Schätzen der Vergangenheit, die man sammelte, bewahrte, erläuterte, oder die man nach den aus ihnen abstrahirten Kunsttheorien und nach wechselnden Liebhabereien in geänderten Formen und Verbindungen modernisirte, um den Mangel eigener gründlicher Schöpferkraft hinter prunkender Künstelei und Originalität im kleinen zu verbergen. Aber Kenntniß zu nehmen von den vorhandenen Werken der Literatur und Kunst wurde eine Forderung, die man an Gebildete machte, und diese Bildung wurde nicht mehr als ein Gemeingut aller vom Leben getragen und gefördert, sondern sie zog sich in die Schule zurück und wurde zu einem Vorzug derer, welche die Mittel zu ihrer Erwerbung besaßen, während die Masse des Volks in Armuth und Unbildung versank, alle aber, der polit. Freiheit beraubt, kein öffentliches Leben und damit auch keine Antriebe zu großen Anstrengungen und Leistungen mehr hatten. Diese allgemeine Bildung nun von wesentlich reproducirendem Charakter, beruhend auf histor. Gelehrsamkeit, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Fach, hieß in den letzten Zeiten des Alterthums bei den Griechen P., und in demselben Sinne kam das Wort zu den Römern. Wenn universelle Gelehrsamkeit bei einzelnen in besonders hohem Grade vorhanden war, so wurde für solche Männer die Benennung «Philologen» ein lobendes Prädicat oder auch ein Beiname, wie dieser zuerst dem gelehrten Griechen Eratosthenes, später dem röm. Grammatiker Attejus gegeben wurde. Encyklopädische oder vermischte, auf vielerlei Fächer bezügliche Schriften wurden philologische genannt, und vorzugsweise waren es Grammatiker, welche durch ihr ursprüngliches Hauptgeschäft, die Erklärung der Dichter, auf eine solche Mannichfaltigkeit des Wissens geführt wurden. Hierbei konnte selbst die

Philosophie einbegriffen sein, sofern sie nur Gegenstand des histor. Wissens war; aber wenn sie als freie Speculation betrachtet wurde, bildete sie den natürlichsten Gegensatz gegen die P. Als die Römer mit ihrem praktischen Sinne, wie namentlich Varro, die gesammte P. in eine abgegrenzte, geordnete Encyklopädie derjenigen Disciplinen zusammenfaßten, welche den Inhalt des allgemeinen höhern Unterrichts ausmachen sollten, bildete sich der Inbegriff der sog. sieben freien Künste, welche das Mittelalter in zwei Stufen zerlegte, das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie; gerade diese Fächer hatte Marcianus Capella (s. d.) mit dem Namen P. bezeichnet, der im 3. oder 4. Jahrh. das Werk verfaßte, welches im Abendlande während des Mittelalters das gewöhnlichste Lehrbuch dieser Encyklopädie gewesen ist.

War auch der Name der P. im Mittelalter nicht gebräuchlich, so blieb doch jene Begrenzung und Gliederung des Unterrichts stets dieselbe, und auch die nach andern Gesichtspunkten geordneten Encyklopädien änderten daran nichts, sondern zeigten nur, daß die Gelehrsamkeit, wie im Alterthume, sich oft extensiv und intensiv weit über die dem Unterrichte gesetzten Grenzen ausdehnte. Aber die antike P. war nun in einen ihr ganz fremden Boden verpflanzt. Es gehört zu den wunderbarsten Fügungen der Weltgeschichte, wie die heidnische Cultur des Alterthums nach dem Untergange der Völker und Sprachen, in welchen sie ursprünglich gelebt hatte, fremde Barbaren nöthigte, ihre Träger und Pfleger zu werden und sich dazu durch mühsame Studien zu befähigen; die Verschiedenheit der Nationalität und der ganzen geistigen Atmosphäre, der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Christenthum und Heidenthum, die Mangelhaftigkeit des Unterrichts und aller Mittel des geistigen und literarischen Verkehrs und so manche andere Schwierigkeiten würden menschlicher Einsicht hierbei als schlechthin unübersteigliche Hindernisse erschienen sein. Wie die Griechen die Cultur des Orients in sich aufnahmen, wie die stolzen und mächtigen Römer sich dem griech. Geiste beugen mußten, so war es die unausweichliche Bestimmung der german. Völker, die Erbschaft der classischen Bildung anzutreten, wie unmöglich es auch der nationalen oder religiösen Beschränktheit sein möge, die Nothwendigkeit und Heilsamkeit dieser Weltordnung zu begreifen. Das german.-christl. Mittelalter hat nun zwar die Schätze der classischen Cultur gerettet und sie zur Grundlage seiner eigenen gemacht; aber die Mischung so überaus verschiedener Elemente konnte zunächst nur eine unklare Gärung zur Folge haben, aus der erst nach langem, vergeblichem Arbeiten eine gereinigte Erkenntniß des überkommenen fremdartigen Schatzes hervorging. Der durchgängige Grundzug des Mittelalters ist neben dem unbedingten, speculativ und praktisch befestigten religiösen und wissenschaftlichen Autoritätsglauben der davon unzertrennliche völlige Mangel an histor. Sinne und histor. Kritik; Sage und Geschichte, Dichtung und Wahrheit mischten sich unbewußt unaufhörlich, selbst in den einheimischen und fast gleichzeitigen Dingen; noch viel mehr erschien das Alterthum in nebelhafter, wunderbar verdrehter Gestalt. Eine klare Einsicht von den religiösen Vorstellungen der Alten, von ihren polit. und sittlichen Zuständen, von ihrer Geschichte und Cultur blieb dem Mittelalter allezeit fremd; nähere Bekanntschaft mit der Wissenschaft des Alterthums erschien als etwas Geheimnißvolles, Magisches, Verderbliches; von der griech. Sprache war in der Regel nur eine unsichere, verfälschte und beschränkte Vocabelkenntniß vorhanden; Grammatik und Literatur fehlten; die lat. Sprache wurde, nach dem zweifellosen Recht einer lebenden, durch den Gebrauch umgestaltet und hauptsächlich nur in dem etymologischen Theil ohne Verderbniß bewahrt, im übrigen aber dem kirchlichen und wissenschaftlichen Bedürfniß angepaßt, dann auch durch eine zwar scharfsinnige, aber abstracte Sprachphilosophie willkürlich regulirt, ohne daran zu denken, daß die Norm für ihre Correctheit und Schönheit in der alten Literatur liege. Nach alledem war auch das Verständniß der Werke des Alterthums nur ein sehr mangelhaftes, mehr noch in sachlicher als in sprachlicher Beziehung; wo nicht ohnehin durch die Verfälschung der Texte die richtige Auffassung erschwert oder unmöglich geworden war, wurde allgemein die allegorische Auslegung angewendet und dadurch der Inhalt antiker Werke gewaltsam in den mittelalterlichen Ideenkreis hineingezogen; griech. Schriften, vor allen die des zu unbegrenzter Autorität gelangten Aristoteles, wurden nur in lateinischen, vielfach verfälschten, zum Theil aus dem Arabischen gezogenen Uebersetzungen gelesen. Kurz, die Verbindung des Mittelalters mit dem classischen Alterthum war nur eine mittelbare, getrübt durch Unrichtigkeiten und Mängel aller Art, die sich gleichwol als das Normale befestigt hatten. Wenn also von einer P. des Mittelalters die Rede sein kann, so ist diese nicht als ein sich unmittelbar auf das Alterthum beziehendes, sondern als ein vor allen Dingen der kirchlichen Lehre und der scholastischen Wissenschaft dienstbares Studium zu betrachten. Indeß waren allmählich die Antriebe immer kräftiger

geworden, um über diesen Zustand hinauszugelangen. Das in Italien niemals außer Gebrauch gekommene röm. Recht in Verbindung mit dem Aufschwung des städtischen Lebens und des Handels führte auf das Studium der altröm. Rechtsquellen zurück; die Kreuzzüge, der gesteigerte Verkehr mit dem Byzantinischen Reich, die Verhandlungen über die Vereinigung der röm. und griech. Kirche brachten manche Kenntniß aus Griechenland nach Italien und erweckten das Streben nach der griech. Literatur, aus welcher namentlich die Schriften der Aerzte sofort für den praktischen Gebrauch nutzbar gemacht wurden; die aus diesen Anregungen hervorgehende Gründung der Universitäten in Italien zunächst für Jurisprudenz und Medicin schuf dann Sammelplätze für immer ausgedehntere wissenschaftliche Studien und erweckte das Bewußtsein, daß auch die altröm. Literatur nur eine abgeleitete sei, und daß die griechische einen noch weit größern Schatz von Kenntnissen aller Art berge, welche der immer unfruchtbarer gewordene Scholasticismus des Abendlandes zu gewähren oder zu ersetzen nicht im Stande sei.

Das Byzantinische Reich hatte nun gerade bis auf diesen Punkt sein kümmerliches Dasein gefristet, wo das Abendland reif geworden war, die dort noch vorhandenen Reste altgriech. Bildung in sich aufzunehmen und diese weiter zu pflegen und zu einer neuen und fruchtbaren Wirksamkeit zu führen; diese erneuerte Uebertragung war größtentheils bereits vollendet, als die Türken dem Byzantinischen Reiche ein Ende machten. So war denn der Kern in dem großen Umschwung abendländ. Cultur, welchen man als die Wiedergeburt der Wissenschaften bezeichnet, nichts anderes als die wiedergeborene P., welche nicht mehr mittelbar und im Dienste anderer Potenzen, sondern direct und unmittelbar auf das Alterthum hinführte und die Schätze classischer Wissenschaft und Kunst aus langer Vergessenheit wieder erweckte, sie von allen Verunstaltungen reinigte, histor. Sinn erzeugte und Kritik zu üben lernte und lehrte. Der Umfang ihres Stoffs war unbestimmt und grenzenlos wie im Alterthume; indem sie sich mit frischem Eifer auf die ganze Masse der classischen Productionen warf, umfaßte und beherrschte sie alle Wissenschaften, sodaß, wer auch nur einer von ihnen sich vorzugsweise widmen wollte, dazu doch zuvörderst Philolog sein mußte, und umgekehrt unter den namhaften Gelehrten jener Zeit kaum einer zu finden ist, der nur Philolog gewesen und nicht zugleich eine andere Wissenschaft bevorzugt hätte. Da nun überdies das Schema der sieben freien Künste verdrängt wurde, so war es zunächst unmöglich, für die P. nach der Natur ihres Stoffs oder nach den Studien und der praktischen Thätigkeit der Philologen irgendeine feste Grenze zu bestimmen. Ihre nächste Aufgabe erforderte auch eine solche nicht; denn sie mußte zuerst die mittelalterliche Wissenschaft und Lehrweise auf allen Gebieten bekämpfen und die herkömmlichen Lehrbücher durch neue ersetzen; überall begann aber der lebhafte Kampf hierüber damit, das Lateinische, die allein herrschende Muttersprache der Kirche, des Rechts und aller Wissenschaften, zu reinigen und es nach den Mustern der classischen Literatur zu lehren und zu gebrauchen. An correcter und scholastischer Latinität unterschieden sich schon äußerlich die feindlichen Parteien. Die Vorkämpfer der neuen Richtung wurden spottweise Poeten genannt, indem man es damit als einen Hauptvorwurf bezeichnen wollte, daß sie sich nicht mit ernsten Studien, sondern mit einer blos ergötzlichen, leichtfertigen und unsittlichen Literatur beschäftigten. Indeß solche Beschuldigungen vermochten nicht, die scholastische Bildung zu schützen, die, allmählich auf allen Punkten durch die Ueberlegenheit der neuen Erkenntniß und Kunstbildung besiegt und mit Witz und Satire verfolgt, so gänzlich, ja so unbillig verworfen und ausgerottet wurde, daß auch das Brauchbare daran, weil es scholastische Form hatte, unbenutzt in Vergessenheit gerieth. Als diejenigen Philologen, welche sich zunächst um die Sprachreinigung Verdienste erwarben, sind in Italien nach Petrarca und Boccaccio vorzüglich zu nennen Laurentius Valla, dann Lancilot, Mancinelli, Sulpicius, Aldus Manutius u. a., in Spanien Aelius Antonius Nebrissensis, in Frankreich Tardivus, Despauterius, Budäus, in Deutschland Jak. Wympfeling, H. Bebelius, Konr. Celtes, Joh. Brassicanus, Jak. Henrichmann, Herm. Busch, Lange u. s. w. Ohne Erfolg war die Vermittelung, welche die Schüler des Alex. Hegius, Herm. Torrentinus und Kempo versuchten, indem sie den in den Schulen festgewurzelten Grammatiker Alexander de Villa Dei durch Ueberarbeitung und berichtigende Commentare retten wollten. Von den überwiegend grammatischen und stilistischen Bestrebungen ging es aus, daß während Angelus Politianus ein ganzes System aller Wissenschaften in seinem «Panepistemon» aufstellte, doch die studia humanitatis, wie man häufig die P. nannte, überwiegend auf die formale Seite der classischen Studien bezogen und darunter mehr eine Kunst, die Beredsamkeit, verstanden wurde; indem man diese aber nach Cicero's Definition auf die umfassendste Kenntniß alles des Stoffs gründen wollte, der mit Beredsamkeit behandelt werden kann, ihr mithin ihre Thätigkeit in allen Wissenschaften und den damit zusammenhängenden praktischen Berufsarten anwies, konnte zwar das Studium der Form

als eine geschlossene Theorie in Grammatik, Rhetorik und Poetik begriffen werden, aber das Studium des Stoffs führte wiederum in das grenzenlose Gebiet aller Wissenschaften.

Obwol nun diese Auffassung der P. mit mehr oder weniger Bestimmtheit von den Humanisten des 15. und 16. Jahrh. unzählig oft geltend gemacht und zur Empfehlung ihrer Studien für die verschiedensten Berufskreise benutzt wurde, wie viele Reden, die merkwürdige an den König Franz I. von Guil. Budäus gerichtete Schrift «De philologia», das «Vallum humanitatis» von Herm. Busch und andere Werke darthun, so war doch dieser Standpunkt auf die Länge nicht haltbar. Die Philologen roman. Stammes, namentlich die Italiener, begnügten sich bald mit der formalen P. allein. Mit ihrer leichten Erregbarkeit ohne nachhaltige Tiefe hatten sie zwar die humanistischen Studien lebhaft und begeistert ergriffen, aber ihre Gewandtheit, sich die antiken Formen der Prosa und Poesie anzueignen und sie zu handhaben, gewährte ihnen eine ausreichende Befriedigung; die tiefern Folgen des neuen Umschwungs der Bildung blieben ihnen im ganzen fern, zumal da Conflicte mit der Kirche und der kirchlichen Wissenschaft ein fruchtloses Märtyrerthum in Aussicht stellten; häufiger begnügte man sich daher mit dem blos negativen Verhalten, daß man für sich den geforderten Glauben verleugnete, ja auch verspottete, sich aber nicht darauf einließ, ihm eine positive Ueberzeugung auf alle Gefahr hin entgegenzustellen. Demnach ist in Italien die P. im ganzen überwiegend die formale und stilistische lateinische geblieben, an die sich neben geringerer Thätigkeit für das Griechische die unverfängliche Beschäftigung mit den mannichfaltigen Resten der antiken Künste und Handwerke anschloß, welche das Land selbst in großer Zahl darbot.

In Deutschland, in England und zum Theil auch in Frankreich hatte die Wiedergeburt der Wissenschaften viel tiefer eingreifende Wirkungen; sie wurde sofort auf den Mittelpunkt aller Wissenschaft und Lebensanschauung, auf die Kirchenlehre und die Philosophie bezogen, hatte daher auch die kirchliche Reformation zur Folge, unter deren Schutz allmählich alle Wissenschaften einen freien Aufschwung nahmen. Insbesondere aber wurden die humanistischen Studien in der prot. Kirche mit großem Fleiße gepflegt, da man in ihnen nicht nur ein unschädliches, sondern ein der Kirche selbst unentbehrliches Bildungsmittel sah, dem man dankbar die Erweckung der Fähigkeit, das im Mittelalter fixirte Glaubenssystem kritisch zu prüfen und den gereinigten Glauben zu vertheidigen, zuschrieb. Jedoch blieb auch hier die P. in der Unbestimmtheit ihres Begriffs wie zuvor; wie hoch man sie auch schätzen mochte, so geschah dies doch nur um der Dienste willen, welche sie der Theologie und andern Wissenschaften geleistet hatte und ferner zu leisten im Stande war; ein eigenes Gebiet, das sie selbständig zu bearbeiten hätte, wurde ihr weder zugestanden, noch von ihr selbst beansprucht. Sie verharrte demnach in der Dienstbarkeit gegen andere Wissenschaften, führte diesen die formale philol. Bildung zu, soweit sie deren bedurften, und wenn sie hierüber hinausging, umfaßte sie immer wieder eine mehr oder weniger umfassende Encyklopädie verschiedener Wissenschaften, wie dies noch im vorigen Jahrhundert Joh. Matth. Gesner that in seinen «Primae lineae isagoges in eruditionem universalem», seinen Vorlesungen darüber und in seinen «Institutiones rei scholasticae», und zuletzt J. Aug. Ernesti in seinen vielgebrauchten «Initia doctrinae solidioris». Diese Polymathie aber und Polyhistorie führte die Philologen allmählich immer weiter ab von ihrer ursprünglichen Aufgabe, welche sich nur insofern auf alle Wissenschaften erstreckt hatte, als diese in der griech. und röm. Literatur behandelt waren. Je mehr aber die Wissenschaften fortschritten, desto mehr wurden die modernen Elemente darin ausgedehnt und überwiegend; der Philolog wurde demnach, weit über die Literatur des Alterthums hinaus, in eine unabsehbare Masse von Forschungen hineingezogen, die nicht als Ein Fach betrachtet werden konnten. Diesem Uebelstande half man dann in doppelter Weise ab; zunächst erklärte man die P. blos für einen Theil der Polymathie, den man als Kenntniß der Sprachen und des gesammten Alterthums oder der Geschichte faßte, sodaß also die formalen und materiellen Bestandtheile darin verknüpft wurden, wenn man auch ein haltbares Princip dieser Verbindung nicht anzugeben wußte. Joh. Woweriuß, Is. Casaubonus, Joh. Gerh. Vossius u. a. haben diese Ansicht vertreten, ohne sie rechtfertigen zu können; denn da einerseits die Sprachkenntniß sich nicht auf das Griechische und Lateinische beschränkte, sondern mindestens noch das Hebräische umfaßte, ohne andere Sprachen auszuschließen, so fehlte es hier an einer bestimmten Grenze; denn an eine allgemeine, alle Sprachen umfassende und vergleichende Sprachwissenschaft wurde nicht gedacht; andererseits wurde der materielle Theil zu sehr auf Antiquitäten und Geschichte beschränkt, aber auch in diesen Fächern wieder über das classische Alterthum ausgedehnt, sodaß auch dieser Theil theils zu wenig, theils zu viel enthielt. Aus beiden Theilen konnte unmöglich ein wohlgegliedertes Ganzes entstehen; denn eine Einheit war weder

vorhanden, noch wurde sie gesucht, da man die ganze Wissenschaft doch nur als eine Hülfswissenschaft ansah, die ihren höchsten Zweck nicht in sich, sondern in denjenigen Wissenschaften hatte, welchen sie dienen sollte; sie löste sich daher in eine Reihe unzusammenhängender Notizen auf, wie sie den Theologen, Juristen u. s. w. nutzbar sein konnten.

Scheinbar consequenter war die Ansicht, nach welcher die P. blos Sprachwissenschaft sein sollte; ihre Haupttheile wurden danach Grammatik, Kritik und Hermeneutik. So hatte sie freilich eine Einheit in der Sprache und Darstellungsform; aber diese Einheit ist vielmehr eine Halbheit oder Einseitigkeit, welche am wenigsten in Bezug auf das Alterthum gebilligt werden kann, da es an diesem gerade vorzugsweise charakteristisch ist, daß Form und Inhalt sich in vollendeter Harmonie befinden, also die Form weder richtig verstanden noch gerecht gewürdigt werden kann ohne gleichmäßige Ergründung des Inhalts. Als Sprachwissenschaft litt diese P. an denselben schon bemerkten Mängeln, daß weder die Beschränkung auf die zwei classischen Sprachen zulässig ist, noch eine weitere Ausdehnung zu einer allgemeinen Sprachwissenschaft bezweckt wurde; höchstens war und blieb sie ein unklares Postulat, wie bei Augustin Grischow. Die sog. Realien wurden nur in untergeordneter Weise mitgenommen als Hülfsmittel für Hermeneutik und Kritik; sie fanden daher keine gründliche Pflege und zerfielen in eine Menge von zerstreuten Einzelheiten, die weniger ein geschichtliches als ein lexikalisches Interesse hatten. Es ist einleuchtend, daß diese Art, die P. aufzufassen, nur herrühren konnte von ihrer Dienstbarkeit gegen andere Wissenschaften, die im Formalen die Hülfe der P. bedurften; im Materialen aber beanspruchte jede von ihnen, den ihr zufallenden Theil der classischen Literatur am besten erklären und beurtheilen zu können, was gerade dieser Zerstückelung wegen sich doch oft als unausführbar erwies. Ungeachtet solcher sehr augenscheinlicher Mängel ist doch die Auffassung der P. als einer blos oder vorzugsweise formalen Wissenschaft oder Fertigkeit eine sehr allgemeine gewesen. Sie war schon vorbereitet dadurch, daß man ehemals die P. als Beredsamkeit hatte verstehen wollen; sie verbreitete sich besonders im 17. und 18. Jahrh. neben den beiden andern erwähnten Richtungen und stützte sich auf unrichtige wörtliche Erklärung des Namens der P. Ihr letzter großer Vertreter war Gottfr. Hermann; ihr System hat zuletzt vollständig und eben darum in seiner ganzen Schwäche Aug. Matthiä dargelegt, und andere haben es mehr oder weniger gründlich, meist nur gelegentlich verfochten, wie Jahn öfters in seinen «Jahrbüchern für P. und Pädagogik», F. W. Fritzsche, Kirchner, C. E. Chr. Schneider u. s. w.

Noch einseitiger war der Standpunkt, den Hemsterhusius und seine Schule einnahmen; nach ihm war der Philolog nichts anderes als Kritiker; zur Ausübung dieser einen Thätigkeit aber sollte er im weitesten Umfange sprachliche und sachliche Gelehrsamkeit zur Hand haben, welche mithin nur einen secundären Werth als Hülfsmittel besaß und darum in dieser Schule auch nicht zu einer selbständigen Organisation gelangen konnte; die Kenntniß des ganzen Alterthums wurde danach nicht ihrer selbst wegen gesucht, sondern lediglich, um gelegentlich verdorbene Textstellen zu verbessern. Mit demselben oder mit noch größerm Rechte hätte man auch die Hermeneutik zum Mittelpunkt und Ziel der P. machen und sie demnach identificiren können mit der Aufgabe, welche sich die Grammatiker des Alterthums gestellt hatten. Die Natur des kritischen Virtuosenthums aber brachte es nothwendig mit sich, daß individuelle Neigungen, Fertigkeiten und Methoden in einzelnen Schulhäuptern stark hervortraten und den Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben sich durch hervorragende Leistungen berechtigt erachteten; so Peerlkamp und Cobet.

Diese sprachliche, kritische und formale P., deren Verdienste übrigens nicht nach der Mangelhaftigkeit ihres Systems zu ermessen sind, hat sich zwar bis in die neuesten Zeiten in einzelnen Vertretern erhalten; jedoch sind längst bedeutungsvolle Umstände eingetreten, welche eine andere, gründlichere Auffassung des Wesens der P. zu einer Nothwendigkeit gemacht haben. Das Streben der ältesten Humanisten, die antike Beredsamkeit und Poesie durch sorgsame Nachahmung wiederherzustellen, mußte in seiner eigenen Unnatur sein Ende finden, sobald nur Sprache und Literatur der modernen Völker hinlänglich herangereift waren, um gebieterisch zu verlangen, daß begabte Redner und Dichter sich nicht mehr einer todten, dem größten Theile des Volks unzugänglichen Sprache bedienen sollten. Die roman. Völker haben zuerst diese Forderung geltend gemacht, und ihre Volksliteratur ist daher am frühesten aufgeblüht, vor allen die der Italiener; ihnen folgten die Spanier und Franzosen, die letztern namentlich mit großer Eingenommenheit für die Vorzüge ihrer modernen Literatur gegenüber der altclassischen; seit Ludwig XIV. begann die letztere bei ihnen verachtet oder wenigstens versäumt zu werden, und die P. wurde und wird nur kümmerlich und nicht selten durch fremde Kräfte gepflegt. Die Neigung der roman. Völker, sich mit der Form genügen zu lassen, ihre Selbstgefälligkeit, überdies eine der freien Wissenschaft widerstrebende

Kirche und so manche andere histor. Verhältnisse wirkten bei ihnen dahin, daß vorzugsweise nur die unmittelbar praktischen Wissenschaften erhebliche Förderung fanden. Ganz anders in Deutschland. Die Reformation und besonders Luther's Bibel und Kirchenlieder hatten die Gründung einer deutschen Schriftsprache zur Folge, der sich auch die Katholiken nicht entziehen konnten. Ihr Aufblühen wurde zwar durch die Religionskriege und dogmatischen Controversen aufgehalten, aber nicht gehemmt, und nachdem zuerst die bereits früher cultivirten Literaturen der roman. Völker, insbesondere der Italiener und Franzosen, als Muster gebient hatten, wandte man sich von dieser Nachahmung der Nachahmer zu dem gemeinsamen Vorbilde aller, zu den Meisterwerken des Alterthums zurück, und zwar ohne die lateinischen vor den griechischen zu bevorzugen; es war das gleichsam eine neue Wiedergeburt der Wissenschaften im 18. Jahrh., wie im 15. und 16., jedoch so, daß jetzt die Wissenschaften in deutscher Sprache wiedergeboren wurden. Man begann streng wissenschaftliche Werke deutsch zu schreiben, akademische Vorlesungen deutsch zu halten; die Kunst der Darstellung wurde, wie die Kunst überhaupt, durch die neugeschaffene Aesthetik auf theoretische Regeln zurückgeführt, die am besten von den Werken des Alterthums abgezogen werden konnten, wie das auch bereits im Alterthum selbst geschehen war. Auf diesem gleichsam theoretischen Wege erblühte die classische deutsche Literatur des vorigen Jahrhunderts, die aber keineswegs die Folge hatte, daß man sich nun, wie in Frankreich, hiermit befriedigt gefühlt und sich vom Alterthume abgewandt hätte; im Gegentheil, man erkannte in ihm die unerreichten Muster aller Kunst; Winckelmann schuf das Organ zum Verständniß der bildenden Kunst, Lessing leistete fast dasselbe für die redende; es bildete sich der Enthusiasmus für das antike Schöne aus, und zwar nicht nur das in der Kunst, sondern auch das im Leben, und so wurde endlich, zunächst infolge des theoretisch und praktisch lebendig gewordenen Kunstsinns, das Studium des Alterthums auch um seiner selbst willen getrieben, nicht mehr blos um andern Wissenschaften damit dienstbar zu werden. Die Philologen blieben hinter dieser Bewegung, die mit dem im Volke lebhaft erregten Interesse für die schöne Literatur in enger Verbindung stand, nicht zurück; Christ, Klotz, Ernesti, Saxe, Heyne u. a. zogen die Archäologie und die künstlerische Seite der Literatur mit Fleiß in den Kreis ihrer Studien, und Heyne ging darin so weit, daß er, indem er diese Seite als die bedeutungsvollste ansah, die P. mit der Aesthetik verbinden und aus beiden eine eigene Facultät bilden wollte. Freilich war auch diese Auffassung eine einseitige; man erkannte bald, daß die Kunst nicht als eine isolirte Erscheinung in dem Leben der Alten genommen werden kann, daß sie vielmehr, wenigstens bei den Griechen, das ganze Leben durchdringt, aber auch von ihm durchdrungen wird, daß sie in Glauben, Sitte, Verfassung und Geschichte ihre Antriebe und Zielpunkte findet, daß sie also nicht ohne dieses Ganze richtig verstanden werden kann; darum wendete sich auch das Interesse und selbst der Enthusiasmus, den man für die Kunst hatte, jenem gesammten antiken Leben zu, welches die Keime dieser Kunst in sich gepflegt hatte und durch ihre Blüte verschönert und veredelt war. So war denn in der P. gleichsam ein neuer Schatz entdeckt, für den man bis dahin kein offenes Auge gehabt hatte; sie gewann dadurch ein nicht geringes Selbstgefühl, das sich z. B. darin ausdrückte, daß Goethe einst es als Ziel seiner Wünsche ansah, Heyne's Nachfolger in Göttingen zu werden, und daß F. A. Wolf, als er in Göttingen Student wurde, darauf bestand, als studiosus philologiae inscribirt zu werden, ganz wider das Herkommen, das nur Studenten der theol., jurist. und medic. Facultät kannte, weil alles, was die Professoren der philos. Facultät lehrten, insbesondere auch die P., nur als Hülfsdisciplin für jene galt.

Aber die Betrachtung des Alterthums von seiten der Kunst, wie wichtig und fruchtbar sie auch war, vermochte doch nicht als eine das ganze Studium durchdringende Einheit zu wirken; sie hatte namentlich einige Gleichgültigkeit, ja selbst Nachlässigkeit gegen die formalen Theile, Grammatik und Kritik, zur Folge; sie bedurfte überdies der Ergänzung durch die Antiquitäten des praktischen Lebens, welche nur eine ungeordnete Masse von Notizen im Dienste der Hermeneutik darboten; ebenso mußte neben der Kunst nicht nur der religiöse Glaube und die Sittlichkeit, sondern auch die Wissenschaft geschichtlich verfolgt werden, um den innern Zusammenhang des gesammten Lebens zu begreifen. Diesen Schritt that F. A. Wolf, der damit die Emancipation der P., deren Anerkennung er bereits als Jüngling gefordert hatte, wissenschaftlich vollendete, wenn es ihm auch nicht gelang, die P. zu einem wohlgegliederten Ganzen zu organisiren; er begnügte sich, dies Ganze in einer langen Reihe von 24 coordinirten Disciplinen zu umfassen, deren genauere Anordnung er wol darum unterließ, weil er bei einzelnen Theilen, namentlich bei den formalen, nicht zu voller Klarheit über ihr Verhältniß zu den übrigen gelangt war. Er wußte, daß ein Unterschied zwischen Sprach- und Sachkenntnissen grundlos sei; aber dennoch

faßte er in der Ausführung seines Systems die erstern nur als Werkzeug für die letztern; auch das Verhältniß der Philosophie zur P. blieb schwankend. Immer aber ist ihm ein großes Verdienst in dreifacher Beziehung zuzuerkennen: er machte das gesammte Alterthum zum selbständigen Gegenstande der P. und erhob sie dadurch über ihre frühere Dienstbarkeit; zum Zeichen dessen nannte er sie Alterthumswissenschaft, um die einseitigen Auffassungen, welche sich mit dem Namen P. verbunden hatten, zu beseitigen. Ferner bearbeitete er in einer Reihe von bedeutenden Werken verschiedene Theile dieser Wissenschaft und bahnte dadurch neue Wege, besonders in der Literaturgeschichte, Hermeneutik, Kritik und in den Antiquitäten. Endlich verschaffte er der P. auch eine selbständige praktische Lebensstellung, indem besonders durch seine Einwirkung der propädeutische Unterricht für alle höhern Wissenschaften, den bis dahin hauptsächlich die Theologen besorgt hatten, Männern überwiesen wurde, welche diesen Unterricht recht eigentlich als ihren Lebensberuf, nicht aber als Anhang des geistlichen Amts oder als unvermeidlichen Durchgangspunkt zu diesem betrachteten; und sofern der Unterricht in den classischen Sprachen nach wie vor als der wesentlichste Bestandtheil der Gymnasialbildung angesehen wurde, machten die Philologen den größten Theil und den Kern dieses neuen Standes von Schulmännern aus. Demgemäß wurde seitdem auf den Universitäten eine philos. Facultät, die nur unter den Professoren existirt hatte, auch unter den Studirenden als Berufsfacultät anerkannt.

Es hat freilich nach Wolf an Anfechtungen seiner Richtung und seiner Leistungen nicht gefehlt. Die sprachliche P. war durch ihn nicht zu ihrem Rechte gekommen, und sie trat daher mit erneuertem Widerstande auf, indem sie zwar die durch Wolf errungene äußere Stellung der P. gern acceptirte, sie aber am besten in ihrer Weise auszufüllen meinte, indem sie alles, was die P. Bildendes und Veredelndes hat, lediglich oder hauptsächlich in den formalen Elementen suchte. Andererseits hat die moderne Philosophie, namentlich die Schelling'sche und Hegel'sche, Veranlassung gegeben, daß der Stoff der Alterthumswissenschaft mehr philosophisch construirt als geschichtlich treu dargestellt, eben darum aber ihr histor. Charakter nur desto sicherer anerkannt wurde; danach mußte denn auch die Forderung der Wissenschaftlichkeit aufgefaßt werden, der manche freilich nur so genügen zu können glaubten, daß sie der P. selbst den Charakter als Wissenschaft absprachen und sie wieder zur Magd anderer Wissenschaften herabsetzten oder sie mit einigen Theilen der Philosophie zu schmücken suchten, obgleich diese Verbindung in einer histor. Disciplin augenscheinlich unzulässig ist. Am entschiedensten und wirksamsten hat A. Böckh den histor. Charakter der P. zur Anerkennung gebracht. Nach ihm soll ihre Aufgabe sein das Erkennen des Erkannten oder das Reproduciren des Producirten, was sich auf jede Zeit und jedes Volk anwenden läßt; in der That hat sich denn auch nach dem Muster der classischen P. eine orientalische, eine deutsche, slawische u. s. w. zu gestalten begonnen. Das System Böckh's hat mit dem Wolf'schen nahe Verwandtschaft und zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß es mit größerer Consequenz den Unterschied zwischen Sprach- und Sachkenntniß aufhebt; jedoch leidet es darum an einigen Mängeln, weil es nicht aus der natürlichen und geschichtlichen Entfaltung des Stoffs selbst hervorgeht, sondern ihn zum Theil auf eine künstliche und unnatürliche Weise in das Schema einzwängt; die bedeutenden Arbeiten Böckh's und seiner Schule richteten sich überwiegend auf die histor. Realien nebst der Metrik und den lange versäumten griech. Inschriften; die Sprache dagegen trat etwas zurück und fand keine dem Wesen der Schule entsprechende grammatische Behandlung. Auch O. Müller stand im wesentlichen auf dem Wolf'schen Standpunkte, hat jedoch seine systematische Ansicht nicht speciell ausgeführt; ebenso F. Thiersch, Fr. Passow u. a., während Ast und Creuzer mit Wärme die für alle Zeit mustergültige (exemplarische) Wirksamkeit der P. hervorheben, sie aber durch besondere cultur- und religionsgeschichtliche Ansichten in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang einfügten, dessen Erkenntniß ein Ueberschreiten der Grenzen des classischen Alterthums nach allen Seiten nöthig machte. G. Bernhardy lieferte eine im einzelnen sehr verdienstliche Encyklopädie der P., gleichfalls vom Wolf'schen Standpunkte, jedoch mislang ihm der Versuch einer neuen Anordnung der einzelnen Theile gänzlich; die Frage über die Stellung der Grammatik blieb wie bei Wolf unentschieden, die antike Kunst aber, welche den Anstoß zur Emancipation und Organisirung der P. gegeben hatte, setzte er so unbillig herab, daß er sie unter die Beiwerke der P. verwies. Auch F. Ritschl, obschon hervorgegangen aus der Hermann'schen Schule, stellte ein solches Schema der P. auf, daß er ihr dadurch im wesentlichen denselben Umfang gab wie Wolf und Böckh; und so hat sich denn die von Wolf ausgegangene Richtung als die wahrhaft fruchtbare und fortwirkende bewährt, in welche die bedeutendsten Philologen, wenn auch mit manchen Differenzen der Systematisirung oder der Studienrichtung, eingetreten sind, während die frühern Einseitigkeiten keine hervorragenden Vertreter für ihr wissen-

schaftliches System im ganzen gefunden haben. Abgesehen von manchen unerheblichen Versuchen, ist die bisjetzt consequenteste und vollständigste Systematisirung von F. Haase ausgegangen; sie beabsichtigt, in dem Schema selbst die geschichtliche Entwickelung des Alterthums ohne Künstlichkeit und Zwang in der Anordnung sich darstellen zu lassen. Als Mittelpunkt des Ganzen wird bezeichnet der Geist des classischen Alterthums, der in den beiden classischen Völkern, Griechen und Römern, gelebt und gewirkt hat, und dessen große weltgeschichtliche Bedeutung und Wirksamkeit von jeher eine besondere Wissenschaft zu seiner Erkenntniß nothwendig gemacht hat; er ist die Grundlage aller spätern Geistescultur, deren bedeutendste Epochen gerade durch eine tiefere und wichtigere Erkenntniß desselben bezeichnet sind; er ist zunächst in jugendlicher, poetischer Frische und gesündester Normalität und Natürlichkeit producirt durch die Griechen, hat sich dann die Römer unterworfen und sich in ihnen nach Maßgabe ihrer besondern Kräfte und entsprechend der Stufe des vorgerückten, berechnenden, prosaischen, die Natur und das Leben mit Verstand beherrschenden Alters nach den Seiten entfaltet, welche den Griechen unzugänglich waren; er hat sodann die christl. Kirche genöthigt, ihn zu hegen und zu pflegen und ihn den modernen Völkern als Grundlage und Bedingung höherer Geistesbildung zuzuführen; er hat im 15. und 16. Jahrh. die Wiedergeburt der Wissenschaften, er hat das Entstehen der künstlerisch gebildeten modernen Literaturen und im 18. Jahrh. die Blüte der deutschen Literatur herbeigeführt. Der Zusammenhang mit ihm ist das Merkmal weltgeschichtlicher Cultur, und höhere Bildung besteht wesentlich darin, nicht blos eine gewisse Summe von Kenntnissen und Ideen zu besitzen, welche innerhalb des beschränkten Gesichtskreises der Gegenwart und des einzelnen Berufs liegen, sondern die Verbindung dieser Gegenwart bis auf das classische Alterthum zurück verfolgen zu können und sich so in dem Zusammenhange aller weltgeschichtlichen Cultur und in lebendiger Gemeinschaft mit den darin epochemachenden großen Geistern zu wissen. Darum wird die P., welche diesen Zusammenhang vermittelt, unentbehrlich sein für alle Zeiten und Völker, welche sich nicht in ihrer Gegenwart borniren; sie wird sich aber auch selbst in jeder Zeit verjüngen, weil die Fortschritte der Zeit zugleich Fortschritte in der tiefern Erkenntniß des antiken Geistes und seines Verhältnisses zur Gegenwart sind. Nicht jede Zeit hat das Organ und den Trieb, diesen unerschöpflichen Geist allseitig zu erfassen; es ist zuerst seine Offenbarung in der Wissenschaft, dann die in der Kunst stufenweise erkannt worden. Unsere Zeit drängt darauf hin, seine Offenbarung im Leben zu erkennen als eine rein natürliche, harmonische; und wie er der modernen Wissenschaft und Kunst den wesentlichsten Nutzen gebracht hat, so ist auch zu hoffen, daß er das Leben von seiner Unnatur und Zerrissenheit zu heilen helfen wird. Er ist gleichsam ein Evangelium, das den Menschen durch eine nicht minder wunderbare Fügung gerettet ist, wie das des Glaubens; in beiden wohnt der göttliche Geist, und die Gegensätze beider durchzukämpfen ist die Bestimmung der Menschheit. Darum erscheint der religiöse Fanatismus, der die P. als angebliche Pflegerin des Heidenthums und der Unsittlichkeit zerstören möchte, ebenso als ein ohnmächtiges und bornirtes Ankämpfen gegen eine höhere Weltordnung wie der polit. Fanatismus, welcher die Geister der Menschen vor den Lehren der Geschichte verschließen und unhaltbare Zustände verewigen oder aus beschränktem Egoismus entsprungene und mit blinder Leidenschaft gepflegte Ideale verwirklichen möchte; vielmehr kann die gesunde, in natürlicher Stufenfolge vor sich gehende harmonische Entwickelung unserer Zustände die beste Belehrung, die erhebendste und edelste Anregung im Alterthum finden, das darum auch, indem es auf richtige Weise begriffen und dargestellt wird, das beste Mittel ist, eine noch reine, poetische, für das wahrhaft Schöne, Ideale und Natürliche zugängliche Jugend zu bilden, nur daß jene Belehrung und Anregung nur in der Analogie liegen kann. Denn das Ringen der Menschheit durch zwei Jahrtausende kann nicht den Zweck gehabt haben, auf die Zustände des Alterthums ohne weiteres zurückzuführen, die ohne freies Bewußtsein, ohne Christenthum und auf Grundlage der Sklaverei erwachsen waren; unsere Bestimmung kann nur sein, mit klarem Wissen und Willen in christl. Gesinnung und Liebe ohne Sklaverei die edle Humanität, die Harmonie und Natürlichkeit des Lebens zu erreichen, welche freien Männern des Alterthums in sittlich unverdorbener Zeit gegeben war.

Aber wie man auch immer die Aufgabe der P. fassen möge, jedenfalls muß sie das ganze Wesen des Alterthums, die Offenbarung des in ihm waltenden Geistes nach allen Seiten und in seiner Entwickelung von den ersten Anfängen an bis zu dem Untergange seiner Träger vollständig darlegen. In dem System Haase's werden instrumentale Disciplinen von den Hauptdisciplinen unterschieden; beiden gehen zwei einleitende Disciplinen voraus: die Geschichte der P., welche genetisch oder geschichtlich, und die Encyklopädie der P., welche systematisch den Begriff der ganzen Wissenschaft zu entwickeln hat. Die instrumentalen Disciplinen sind I. Reper-

torien des Stoffs: A. für die Literatur die Literaturgeschichte und Epigraphik; B. für die Producte der Künste und Handwerke die Museographie und Numismatik; C. für neuere Hülfsmittel (Handschriften und Bücher) die Bibliographie. II. Die ersten Mittel zu dem zunächst nur populären aber praktischen Verständniß der Documente, das der Schulunterricht zu erstreben hat: A. Lexikographie; B. praktische und populäre Grammatik; C. Realencyklopädien oder Reallexika. III. Anweisung, das von den unter II. genannten Disciplinen gewährte Verständniß anzuwenden auf den Stoff, den die unter I. genannten Disciplinen vorlegen, zu dem Zwecke, die wissenschaftliche Aufgabe der P., wie sie in den Hauptdisciplinen gegliedert ist, zu lösen: A. die diplomatische oder niedere Kritik mit der Paläographie; B. die Hermeneutik; C. die höhere Kritik. Die Hauptdisciplinen sollen direct den Geist des Alterthums in den verschiedenen Zuständen und Lebensbedingungen darstellen, in denen und unter deren Einfluß er sich offenbart hat. Hier werden unterschieden: I. Außergeschichtliche Lebensbedingungen, die Natur des Landes und Klimas, unter dessen Einfluß die Zustände der Völker sich ursprünglich gestalten: die alte Geographie. II. Vorgeschichtliche Lebensbedingungen, Abstammung, Urzustände: Einleitung zur geschichtlichen Zeit; Mythologie und Cultus, worin die älteste Zeit ihre ganze Weltanschauung und Erkenntniß niederlegt, ohne darin schon, wie später, Religion, Wissenschaft und Geschichte zu unterscheiden. Auf diesem schwierigen Gebiete ist die classische P. darauf angewiesen, zu dem, was sie aus eigenen Mitteln zu leisten vermag, die Hülfe der vergleichenden Sprach- und Mythenforschung zu entlehnen, obwol es für die bedeutungsvollen Ergebnisse dieser Wissenschaften der neuesten Zeit noch an einem sichern Maß zur Sonderung des Sichern und Unsichern fehlt. III. Geschichtliche Lebensbedingungen; diesen dient zur Einleitung außer I. und II. die Geschichte; sie zerlegen sich in drei Gebiete: 1) das Gebiet der Sittlichkeit, das praktische Leben: Antiquitäten des öffentlichen und Privatlebens. 2) Das Gebiet der Kunst: A. die redende Kunst: a) Grammatik, d. h. Theorie und Geschichte der Kunst des Sprechens nebst der Prosodie; α) Etymologie, β) Bedeutungslehre, γ) Satzlehre; b) Poetik, Geschichte der Kunst des Dichtens nebst der Metrik; α) epischer, β) lyrischer, γ) dramatischer Stil mit Uebergängen und Mittelgattungen; c) Rhetorik, Geschichte der Kunst des Redens nebst der Lehre vom Numerus; α) historischer, β) wissenschaftlicher, γ) oratorischer Stil. B. Die nachahmende Kunst: a) Gymnastik; b) Musik; c) Mimik. C) Die bildende Kunst: a) Architektonik; b) Plastik; c) Malerei. 3) Das Gebiet der Wissenschaft: allgemeine Culturgeschichte, Geschichte der einzelnen Wissenschaften.

Vergleicht man dieses Schema mit dem, was bisher auf dem Gebiete der P. geleistet worden, so ergibt sich, daß bedeutende Partien und gerade auch solche, welche immer bevorzugt sind, nach neuer und gründlicher Bearbeitung bedürfen nach den fruchtbaren Principien, welche die neuere Zeit entwickelt hat, und daß mithin die P. keineswegs erschöpft ist, sondern daß ihr noch eine reiche Fülle von Arbeiten vorliegt, welche Resultate von großer Bedeutung und allgemein menschlichem Interesse versprechen. Die P. kann daher ruhig die vielfältigen Angriffe aufnehmen, die in heutiger Zeit auf sie gemacht werden, in der gegründeten Ueberzeugung, daß sie einen unerschöpflichen Schatz geistigen Lebens hütet. Sie darf nicht irre werden durch den Einspruch der, wenn auch oft wohlmeinenden, doch beschränkten Männer der Praxis und der Nützlichkeit, deren Gesichtskreis zu keiner Zeit über die engste Gegenwart hinausgeht, und deren Forderungen sich vorzüglich auf die Organisation des Schulwesens richten; sie braucht nicht die Verdächtigungen der extremen Polit. Parteien zu fürchten, deren Leidenschaft niemals das ruhige Maßhalten der überlegenen Einsicht vertragen kann, der sie zuletzt immer unterliegt, wenn es ihr auch gelingt, zeitweilig Wissenschaft und Schule mit Zwang zu beherrschen; sie darf endlich auch nicht dem Hasse des religiösen Zelatismus weichen, wie oft dieser auch seine Anklagen wiederholen möge. Da dieser Zelatismus außer Stande ist, die P. wieder in den vorigen Stand der Erniedrigung zurückzuführen, wo sie eine Sklavin der Theologie war, möchte er wenigstens die Philologen zu einer solchen Verfälschung der geschichtlichen Wahrheit verführen, welche er selbst erdacht hat. Am ausführlichsten und naivsten hat letztere Tendenz vom kath. Standpunkte Lutterbeck in der Schrift «Ueber die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt der P. zu deren wissenschaftlicher Vollendung» (Mainz 1847) verrathen; doch fehlt es auch nicht an entsprechenden Bestrebungen in der evang. Kirche, und verschiedene Anlässe in Deutschland, Frankreich, Italien und zuletzt auch in England haben eine ausgedehnte polemische Literatur über den Gegensatz zwischen P. und Christenthum hervorgetrieben, voll von Eifer, aber ohne erheblichen Gewinn für die Wissenschaft. Die wohlgemeinte apologetische Bemühung, im Heidenthum vielfache Uebereinstimmung mit christl. Religion und Sittlichkeit nachzuweisen (z. B. bei Siebelis) entgeht nicht leicht der Gefahr, wesentliche Grundverschiedenheiten zu verwischen und den geschichtlichen Entwickelungsgang

des religiösen Lebens im Alterthum zu übersehen. Gegenüber den gehäuften Angriffen erscheint es als eine dringende Pflicht der Philologen, zwar ihren althergebrachten Ruhm scrupulöser Genauigkeit im Einzelnen und Kleinen zu wahren, aber neben dem, was zu ihrem eigenen innern Hausrath gehört, nicht die große Mission zu vergessen, die ihnen ihre Wissenschaft auflegt: mit unverbrüchlicher Treue die in ihr ruhenden allgemeinern Wahrheiten zu ergründen und zu verkündigen. In der That aber haben sie, einer allgemeinen Zeitströmung folgend, in den letzten Jahrzehnten sich mit fast allzu einseitiger Energie den Specialitäten und Detailstudien hingegeben; die Systematik der ganzen Wissenschaft wurde in dieser Zeit so gut wie gar nicht angerührt. Die Ermahnung (Herbst, «Das classische Alterthum in der Gegenwart», Lpz. 1852), sich nicht zu sehr zu isoliren, sondern frisch und tapfer mittels des reichen Vorraths an belebenden und erhebenden Elementen der P. in das Leben der Gegenwart auch außer der Schule einzugreifen, hat keinen bedeutenden Erfolg gehabt. Eine Menge fruchtbaren, in einzelnen Fächern aufgesammelten Stoffs ist über den Kreis der Fachgenossen hinaus wenig ausgenutzt worden; nur einzelne haben in gelegentlichen Vorträgen die Stellung und Aufgabe der P. besprochen (wie O. Jahn, G. Curtius) oder manche Fragen von allgemeinerm Interesse aus dem Leben der Alten in populärer Form behandelt (wie E. Curtius in einer Reihe von akademischen Vorträgen). Andere Arbeiten zeigen ein leicht irreführendes Streben, antike Verhältnisse auf moderne zu reduciren oder wohlbegründete überlieferte Urtheile über den sittlichen und polit. Werth hervorragender Persönlichkeiten durch eine mehr dreiste als scharfe Kritik in ihr Gegentheil zu verwandeln. Dagegen ist sehr anzuerkennen die zusammenfassende Schrift von Carriere: «Hellas und Rom in Religion und Weisheit Dichtung und Kunst» (Lpz. 1866; zweiter Band des Werks: «Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit).

Philomēle, die Tochter Pandion's, Königs von Athen, war die Schwester der Prokne, die mit dem thraz. Fürsten Tereus vermählt war, dem sie den Itys gebar. Als letzterer herangewachsen war und Tereus nach Athen reiste, bat ihn Prokne, ihre Schwester P. von dort mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er sie und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. P. aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund, worauf beide aus Rache den Itys schlachteten und dem Vater auftischten. Dieser, die Ueberbleibsel seines Sohnes erkennend, verfolgte die Schwestern, die von den Göttern verwandelt wurden. Prokne wurde zur Nachtigall, P. zur Schwalbe und jene mit beständiger, diese mit halber Schlaflosigkeit bestraft. Erst eine spätere Verwechselung machte die P. zur Nachtigall und die Prokne zur Schwalbe.

Philopömen, «der letzte der Hellenen», wie er von alten Schriftstellern genannt wird, Sohn des Kraugis aus Megalopolis in Arkadien, geb. um 253 v. Chr., erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und nahm schon als Jüngling an dem Kampfe gegen den Spartanerkönig Kleomenes III. theil, in welchem er die bei Nacht überfallenen Bewohner von Megalopolis mit der äußersten Lebensgefahr nach Messene brachte. Nachdem er hierauf eine Zeit lang unter dem macedon. Könige Antigonus gedient und sich in der für Kleomenes verhängnißvollen Schlacht bei Sellasia (221 v. Chr.) ausgezeichnet hatte, erhielt er von den Achäern infolge seiner schon damals anerkannten Tüchtigkeit den Befehl über die Reiterei und wurde einige Jahre nach dem Tode des Aratus 207 v. Chr. als Oberfeldherr (Strategos) an die Spitze des Achäischen Bundes gestellt. (S. Achäer.) Von jetzt an entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit in der Verbesserung des Kriegswesens der Achäer, und die erste Frucht seiner Anstrengungen war, daß er bei Mantinea 207 v. Chr. mit seiner Phalanx die Spartaner vollständig schlug und den Tyrannen Machanides mit eigener Hand tödtete. Als Sparta später von den Aetoliern erobert und der Tyrann Nabis gestürzt worden war, benutzte P. diesen günstigen Augenblick, die Spartaner 192 v. Chr. zur Vereinigung mit dem Achäischen Bunde zu bewegen. Nur mit Widerwillen nahm Sparta sowie Messenien, das ebenfalls zum Beitritt gezwungen worden war, die Verfassung der achäischen Demokratie an. Nicht ohne Mitwissen der Römer, welche das mächtige Achaja zu demüthigen suchten, fielen daher die von Parteien aufgewiegelten Messener 183 v. Chr. vom Bunde ab. Sofort sammelte P. seine Söldnertruppen und eine aus dem Kerne des Volks gebildete Reiterschar, wurde aber in einem Thale bei Korone von den Messenern überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr überwältigt. Er selbst, von einer langen Krankheit kaum genesen, stürzte mit seinem Pferde und erhielt eine Wunde am Kopfe. In diesem Zustand brachte man ihn nach Messene und überschickte ihm am andern Morgen den Giftbecher, den er unerschrocken leerte. Die Achäer eroberten bald darauf Messene, bestraften die Urheber des Mordes und bestatteten die Asche des gefeierten Helden in seiner Vaterstadt unter großer

Feierlichkeit, wobei der junge Polybius die Urne trug. Viele Städte Griechenlands errichteten ihm Bildsäulen. Sein Leben hat Plutarch ziemlich ausführlich beschrieben.

Philosophie. Der Wortbedeutung nach heißt P. Liebe zur Weisheit, Streben nach wahrer Erkenntniß, und Pythagoras soll der erste gewesen sein, welcher statt des Namens eines Weisen sich den bescheidenern eines Freundes der Weisheit beigelegt hat. Schon bei den Griechen erhielt das Wort Bürgerrecht im wissenschaftlichen Verkehr und wanderte von ihnen zu den Römern und den abendländ. Völkern. Das Eigenthümliche der P. liegt in der Art der Untersuchung irgendwelcher Gegenstände. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat längst darüber entschieden, daß philosophiren einen Gegenstand denkend untersuchen heißt, und alle P. macht darauf Anspruch, denkende Erkenntniß desjenigen Objects zu sein, welches gewisse Begriffe und Begriffsreihen bezeichnen. Philos. Versuche werden daher überall beginnen, wo in den durch die innere oder äußere Erfahrung dargebotenen Begriffen und Vorstellungsweisen das Bedürfniß einer ordnenden, berichtigenden, ergänzenden, erweiternden Gedankenbewegung sich aufdringt; P. selbst ist die Erkenntniß in Begriffen und durch Begriffe. Alle Wissenschaften, die sich nicht blos damit begnügen, den bunten und ungeordneten Erfahrungsstoff roh und unverarbeitet, wie er sich aufdringt, aufzufassen, werden daher mehr oder weniger philos. Elemente voraussetzen und in sich aufnehmen, und da alles Wissen in Begriffen besteht, so hat das, was die Untersuchung irgendeines Objects zur eigentlich wissenschaftlichen macht, immer einen mehr oder weniger ausgebildeten philos. Charakter. In diesem Sinne ist die P. allgemeine Wissenschaft gemäß der alten Definition, daß sie die Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge sei. Sowie sich keine Wissenschaft dem Einflusse der P. entziehen kann, vielmehr alle zur P. hinstreben und Erkenntnisse, die einer philos. Behandlung unzugänglich wären, kaum noch auf den Namen der Wissenschaft Anspruch machen könnten, so erhält auch die P. umgekehrt ihren Nahrungsstoff aus allen übrigen Gebieten des Wissens. Die Veranlassung, daß trotz diesen innigen Zusammenhangs sich die P. als eine besondere Wissenschaft von den übrigen ausgesondert hat, kann also nur darin liegen, daß aus der Masse der übrigen Begriffe eine Anzahl von Begriffen sich hervorheben als herrschende Mittelpunkte aller einzelnen Gedankenkreise, oder als die feststehenden Achsen, um welche sich alle wissenschaftliche Reflexion bewegt, und welche darum niemals innerhalb der einzelnen, durch sie beherrschten Wissenschaftskreise völlig verdeutlicht werden können, weil ihre vollkommene Verdeutlichung nur allein durch die Einsicht in die tiefsten und letzten Zusammenhänge möglich ist, durch welche sie als wechselwirkende Glieder eines allumfassenden und untheilbaren Ganzen untereinander verbunden sind. Die P. erscheint somit als eine Wissenschaft, welche über den übrigen Wissenschaften steht, indem sie ihnen die obersten Gründe der Entscheidung, die höchsten Beziehungspunkte, die letzten Grundlagen darbietet; daher man sie auch als die Wissenschaft der Principien bezeichnen kann. So setzen die Naturwissenschaften die Begriffe des Seins und des Werdens, des Dinges und seiner Eigenschaften, der Ursache und Wirkung, der Materie und der Kraft voraus, um die Gesetze zu bestimmen, nach welchen die vorausgesetzten Kräfte an den materiellen Dingen mannichfaltige und unveränderliche Eigenschaften hervorrufen. Die Mathematik betrachtet Raum und Zahl als gegeben, um, ohne Frage danach, was der Raum und die Zahl sein mögen, die Verhältnisse der Raum- und Zahlgrößen zu bestimmen. Ebenso bedienen sich die Theologie, die Jurisprudenz u. s. w. fortwährend einer Anzahl von Grundbestimmungen, ohne als blos histor. und empirische Disciplinen ihre Berechtigung genauer in Frage zu ziehen; ja selbst im gewöhnlichen Leben leiten uns fortwährend gewisse Unterscheidungen zwischen wahr und falsch, und die Motive des menschlichen Handelns stützen sich stillschweigend auf die Begriffe des Nützlichen, Angenehmen, Ehrenvollen, Erlaubten, Guten u. s. w., ohne daß darum alle diese Unterscheidungen einer tiefern Begründung und genauern Abgrenzung unterworfen würden. Insofern als in der Discussion dieser Principien vorzüglich auch die höchsten Ideen des Menschengeistes, die Ideen des Guten, Wahren und Schönen, zur Erläuterung gelangen, ist die P. als eine Wissenschaft der Ideen bezeichnet worden; insofern als sie zu den letzten Gründen alles Erkennbaren hinabsteigt, als eine Wissenschaft von den letzten Gründen aller Dinge, oder auch von dem an sich Seienden oder Absoluten; insofern als der einzig sichere Weg hierzu eine Untersuchung über den Umfang und die Beschaffenheit unserer Erkenntnisse ist, als eine Wissenschaftslehre oder Wissenschaft von der Möglichkeit und den Grenzen des Wissens. Das Alterthum verband mit dem Begriffe der P. überdies noch gewöhnlich die Nebenbedeutung der Lebensweisheit als einer Einrichtung des ganzen Lebens und Handelns nach den Begriffen, welche aus der Untersuchung der letzten Principien entspringen, und auch jetzt klingt dieser Begriff noch insofern nach, als man unter einem Philosophen im praktischen Sinne einen Menschen denkt, welcher sein Leben lieber nach selbstdurch-

dachten Maximen der Vernunft einrichtet, als den allgemein geltenden Sitten und Meinungen des Tages blindlings auf guten Glauben folgt. In den ersten Anfängen der wissenschaftlichen Cultur fand noch keine Sonderung der P. von den übrigen Wissenschaften statt, und die frühesten philos. Versuche flossen mit den Anfängen der Naturerkenntniß einerseits, andererseits mit religiösen Lehren und Vorschriften zusammen. Aber eine je größere Höhe irgendein einzelner Zweig des Wissens in sich erreichte, desto mehr wurde das Bedürfniß empfunden, ihn abgesondert für sich zu behandeln und so nach und nach die auf empirischer Grundlage entweder der Natur oder der Menschheitsgeschichte ruhenden Wissenschaften von den speculativen oder philos. Forschungen abzulösen. Vergleicht man daher die Entstehung des Organismus der Wissenschaften mit der Entstehung thierischer Organismen, so vertritt die P. zu Anfang die Stelle der allgemeinen Keimflüssigkeit, aus welcher sämmtliche Organe allmählich anschießen, später die Stelle des Blutes, aus welchem sich alle fortwährend ernähren und erfrischen.

Die P. gliedert sich in eine Mehrheit philos. Wissenschaften. Die Erinnerung an die Namen Logik, Metaphysik, Psychologie, Naturphilosophie, Religionsphilosophie, Aesthetik, Ethik, Rechtsphilosophie (vgl. diese Artikel) genügt, um die Zerlegung der P. in eine Mehrheit specieller Untersuchungen erkennen zu lassen, und ein Blick auf die Aufgaben der Politik, der Pädagogik, der P. der Geschichte, der Sprache u. s. w. zeigt Untersuchungen, deren Principien von jenen philos. Disciplinen erwartet werden. Ein bequemes Hülfsmittel einer allgemeinen Orientirung bietet die schon bei den Griechen seit Plato ganz ungesucht hervorgetretene Unterscheidung der Dialektik, Physik und Ethik dar, eine Unterscheidung, welcher im wesentlichen die Unterscheidung der Neuern zwischen Logik, theoretischer und praktischer P. entspricht. Aristoteles unterschied Physik und Ethik nach den Zwecken, welche der Philosophirende verfolgt, je nachdem diese im Gebiete der bloßen Erkenntniß oder des handelnden Lebens liegen; andere, namentlich Kant, führten diesen Unterschied auf die Verschiedenheit der Seelenvermögen zurück. Einfacher ist es, den Grund in der Verschiedenheit der Begriffe selbst zu suchen. Die eine Hauptklasse der Begriffe ist nämlich die der Erkenntnißbegriffe, und aus ihrer Untersuchung geht die Physik im Sinne der Alten, die Metaphysik in dem der Neuern mit ihren Verzweigungen in das Detail der Erscheinungswelt hervor. Die Begriffe der andern Hauptklasse enthalten gewisse Entscheidungen über den Werth oder Unwerth dessen, was durch sie gedacht wird. Hierher gehören die Begriffe des Schönen und Guten sammt ihren Gegentheilen. Praktisch werden diese Begriffe als Gründe des Vorziehens und Verwerfens und als Motive des Thuns und Lassens. Beide Reihen der Untersuchung haben das miteinander gemein, daß sie sich auf Begriffe beziehen, von Begriffen zu Begriffen fortschreiten und ihre Resultate nur in Begriffen aussprechen können. Sie führen daher gemeinschaftlich auf die Frage, ob es für das Verfahren mit Begriffen überhaupt eine Gesetzmäßigkeit gebe, deren Beobachtung eine innere Bürgschaft für die Richtigkeit einer Untersuchung, deren Verletzung hinreichend sichere Merkmale ihrer Verwerflichkeit darbiete, und die Beantwortung dieser Frage führt zur Dialektik oder Logik, welche somit als eine allgemeine Methodik alles wissenschaftlichen Verfahrens überhaupt betrachtet werden kann. Außerdem finden sich innerhalb der P. noch eine Anzahl anderer principieller Gegensätze, die man gewöhnlich durch die Ausdrücke Empirismus, Rationalismus, Idealismus, Realismus, Materialismus, Sensualismus, Spiritualismus, Kriticismus, Skepticismus, Pantheismus, Theismus u. s. w. (vgl. die betreffenden Artikel) nur sehr ungenügend bezeichnet, da die Bedeutung dieser Worte durch den speciellen Charakter der einzelnen Systeme vielfach modificirt wird.

Will man sich über den Entwickelungsgang der P. und ihre verschiedenen Richtungen orientiren, so dient dazu das Studium der **Geschichte der P.** Die ersten fragmentarischen Anfänge derselben lassen sich fast überall nur schwer von mythischen Traditionen über den Ursprung der Welt und dem gnomischen und poetischen Ausdruck alterthümlicher Lebensweisheit unterscheiden, und viele Völker sind nie dazu gelangt, aus dieser Hülle des Mythus und der Dichtung sich an das Licht des Gedankens hervorzuarbeiten. So namentlich die Orientalen. Wie wichtig auch für die allgemeine Culturgeschichte die ältesten Philosopheme der Indier, der Chinesen, Perser und Aegypter sind, so zeigen sie doch zum größten Theile ein entschiedenes Uebergewicht phantastischer Anschauungen über das reflectirende Denken. Das Volk, bei welchem zuerst das begriffsmäßige Denken als das einzige und wesentliche Instrument des wissenschaftlichen Verfahrens mit Klarheit erkannt und geübt wurde, sind die Griechen, deren philos. Versuche sich auf die drei Hauptgebiete der Dialektik, Physik und Ethik gleichmäßig erstreckten. Die griechische P. bewegt sich ihrem Endziele, der Entwickelung des aus der Schule des Sokrates entsprossenen

Systems, von sehr entgegengesetzten Anfängen aus zu. Die Schule der ionischen Denker versucht zuvor die Erklärung aller Dinge aus physischen Grundstoffen, die Schule der Pythagoräer aus mathem. Grundformen und die der Eleaten aus dialektischer Begriffsentwickelung, bis die P. in der ethischen Speculation des Sokrates ihren Schwerpunkt findet, auf welchem sie von da an ruhen bleibt, wenngleich mit einer Ausbildung der entschiedensten Gegensätze innerhalb des neugewonnenen Standpunkts. (S. Griechische Philosophie.) Für das Verhältniß der griechischen P. zur neuern ist es charakteristisch, daß jene von einem unbefangenen Vertrauen zu der Kraft und Macht des Denkens ausging, die Dinge zu erkennen, wie sie sind, und daher bis auf Aristoteles herab eine durchaus objective Richtung hat. Die Frage nach den Kennzeichen (Kriterien) wahrer Erkenntniß tritt erst nach Aristoteles in der jüngern Akademie hervor, und die Streitigkeiten dieser mit der Stoa sind eine Art Vorspiel der Untersuchungen über die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt, welche der neuern P. von Cartesius bis Kant eine vorherrschend subjective Richtung gaben. Für das Alterthum waren diese Streitigkeiten nur das Symptom eines beginnenden Verfalls, der zuletzt zu dem Skepticismus einerseits, zur Schwärmerei andererseits führte. Die Römer, welche infolge äußerer Berührungen seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. von griechischer P. Notiz zu nehmen anfingen, waren, trotz der Bemühungen des Cicero, das Verständniß griech. Systeme seinen Landsleuten zu eröffnen, wenig geeignet, der Speculation einen neuen Schwung zu geben. Aus praktischem Interesse neigten sie sich vorzugsweise den Lehren des Epikur und der Stoa zu, und was der Dichter Lucretius, Seneca, der Kaiser Marcus Aurelius (Antoninus) u. a. für die P. leisteten, ist entweder Reproduction früherer Systeme oder Ausdruck eines, wenn auch achtungswerthen, doch nur individuellen ethischen Bedürfnisses. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. war die P. schon zum größten Theile Sache der bloßen Gelehrsamkeit geworden oder einem principlosen Eklekticismus anheimgefallen, der sich einer unklaren Vermischung Pythagoräischer und Platonischer Lehren hingab und an einer allegorisch spielenden Mystik Gefallen fand. Unterdeß war das Christenthum in die Welt getreten und drohte dem in sich selbst zerfallenden Heidenthum den Untergang; zwar konnte es sich weder gegen das Eindringen orient. Gnosis (s. d.) noch gegen griech. Cultur und Wissenschaft abschließen; aber sein Stützpunkt, der Begriff einer göttlichen Offenbarung, erlaubte ihm nicht, menschliche Weisheit und Wissenschaft für ebenbürtig zu erklären. Nur als Vorbereitung für die geoffenbarte Religion konnte und wollte es im günstigsten Falle die alte P. gelten lassen. Der großartigste, obwol fruchtlose Reactionsversuch des Heidenthums gegen das Christenthum war der alexandrinische Neoplatonismus. (S. Neuplatoniker.) Orient. Anschauungen mit Platonischen und Aristotelischen Lehren in Eins verschmelzend, setzte er der christl. Offenbarung eine speculative Intuition entgegen; aber er verlor sich bald in ein phantastisches Spiel, in eine Apologie des Aberglaubens, und nachdem er mit der Anerkennung der christl. Kirche durch den Staat seine polit. Stütze verloren hatte, sank er zugleich mit dem Heidenthume. Für die P. hatte die Erhebung des Christenthums zunächst die Folge, daß von den christl. Lehrern alle philos. Probleme lediglich von seiten ihres Verhältnisses zum christl. Glauben aufgefaßt wurden, und da sich das Christenthum schon längst sehr bestimmt als ein System von Dogmen auszubilden angefangen hatte, so mußte unter seiner Herrschaft die alte Unbefangenheit, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung verkümmern. Dieser Geist der Kirche, die sich bald als Hierarchie ausbildete, wirkte mit dem Umsturze des röm. Reichs und der Ueberschwemmung des Occidents durch naturkräftige, aber rohe Völker zusammen, um die alte Cultur und mit ihr die P. vergessen zu machen. Christl. Kirchenväter, wie Tertullian, Päpste, wie Gregor d. Gr., verwarfen alle Wissenschaft und Kunst als Weltweisheit (scientia saecularis), und eine tiefe Nacht der Unwissenheit wurde von den dürftigen Ueberlieferungen einer frühern Cultur nur kümmerlich erhellt und von Namen wie z. B. Alcuinus im 8., Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrh. nur spärlich unterbrochen. Indeß hatten Regenten wie Karl d. Gr. und Alfred d. Gr. für die Wiedereinführung eines regelmäßigen Unterrichts in Schulen, die mit Klöstern und Bischofsitzen verbunden waren, gesorgt, und so entstand allmählich im 10. und 11. Jahrh. die sog. Scholastik (s. d.), d. h. die P. des Mittelalters, welche die nach und nach entstehenden Universitäten beherrschte und sich von der Kirche beherrschen ließ. Der Gedankenkreis der Scholastik wurde aber nicht blos erweitert, sondern allmählich auch erschüttert, als seit dem 12. Jahrh. durch den Verkehr mit Konstantinopel und durch Vermittelung der Araber, die von dem 9. bis 13. Jahrh. die reichsten Depositare der Gelehrsamkeit waren, die vollständigen Schriften des Aristoteles bekannter zu werden anfingen. Jetzt traten im 13. Jahrh. die Heroen der Scholastik, Albert d. Gr. (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.), Duns Scotus (s. d.), auf. Bald darauf erhob aber auch

der Nominalismus (s. d.) sein Haupt, und die für die Autorität der Kirche gefährliche Lehre, es könne etwas philosophisch wahr, aber theologisch falsch sein und umgekehrt, machte die Fundamente des unbedingten Glaubens wankend. Das 15. und 16. Jahrh. brachte nach der Eroberung von Konstantinopel die Wiedererweckung des Studiums des classischen Alterthums. Die kirchliche Reformation zerbrach zudem die engen Kreise der hergebrachten Anschauungsweise, und von allen Seiten erfolgten bittere und heftige Angriffe auf die Scholastik. Der Drang, statt unfruchtbaren Wortstreits über göttliche Mysterien die gesetzmäßige Ordnung der Natur zu erkennen, führte durch manche wunderliche Umwege magischer und mystischer Träumereien endlich zu den lichten Gedanken eines Kopernicus und Galilei.

So beginnt mit dem 16. und 17. Jahrh. die neuere P., bedingt durch die Emancipation von hergebrachten Autoritäten, auf der einen Seite in Baco von Verulam (s. d.) auf die Naturforschung hinweisend, auf der andern in Descartes (s. d.) die allgemeinen Bedingungen der Erkenntniß erforschend. Es war von großem Einflusse auf die Richtung der neuern P., daß Descartes das Selbstbewußtsein als den einzig sichern Stützpunkt alles Wissens geltend machte. Die einfache Bemerkung, daß alles Wissen nur in dem Wissenden und für ihn vorhanden ist, lenkte die Aufmerksamkeit der Denker von den Objecten der Erkenntniß auf den Ursprung und die Grenzen derselben hin. Daher nicht, wie bei den Griechen, der Gegensatz von Form und Stoff der Dinge, sondern der vom empirischen oder angeborenen Ursprunge unserer Erkenntniß den Ausgangspunkt des modernen Philosophirens bildete, welches, wie die antike P. in der Sokratik, ähnlich im Kriticismus Kant's (s. d.) sein entscheidendes Ziel erreichte. Der angeborene Ursprung der Grundwahrheiten wurde mit dem größten Nachdruck durch Spinoza (s. d.) und Leibniz (s. d.) festgehalten und dagegen der empirische Ursprung derselben besonders durch Locke (s. d.) verfochten. Die endgültige Entscheidung dieses Streits durch Kant führte zuerst zu einem verdeckten (transscendentalen) Idealismus, welcher aber sehr bald in den offenen Idealismus umschlug, in dessen Kreisen sich der größte Theil der durch Kant in Deutschland angeregten Systeme, namentlich die Systeme Fichte's (s. d.) und Hegel's (s. d.) bewegen. (S. Deutsche Philosophie.) Im allgemeinen sind, außer den ältern Werken von Brucker und Buhle, zu vergleichen Tennemann, «Geschichte der P.» (11 Bde., Lpz. 1798—1819); Degérando, «Histoire comparée des systèmes de la philosophie» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1822; deutsch von Tennemann, Marb. 1806); Tiedemann, «Geist der speculativen P.» (7 Bde., Marb. 1791—97); Reinhold, «Handbuch der allgemeinen Geschichte der P.» (2 Thle. in 3 Bdn., Gotha 1828—30); derselbe, «Lehrbuch der Geschichte der P.» (3. Aufl., Jena 1849); Ritter, «Geschichte der P.» (12 Bde., Hamb. 1829—53); Hegel, «Vorlesungen über die Geschichte der P.» (3 Bde., 1833; 2. Aufl. 1844); Ueberweg, «Grundriß der Geschichte der P.» (2. Aufl., 3 Thle., Berl. 1863—66); Erdmann, «Grundriß der Geschichte der P.» (2 Bde., Berl. 1866).

Philostrătus (Flavius), der Aeltere, aus Lemnos, ein bekannter griech. Sophist und Rhetor, lebte zu Ende des 2. bis in die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. als Lehrer der Beredsamkeit in Athen, später in Rom und verfaßte mehrere Schriften, die trotz der Geziertheit und Künstelei der Darstellung ihres Inhalts wegen nicht ohne Werth sind. Es sind dies die auf Verlangen der Kaiserin Julia, Gemahlin des Septimius Severus, verfaßte Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana («Vita Apollonii»), ferner die «Heroica», eine mytholog. Geschichte der Helden des Trojanischen Kriegs, in dialogischer Form; die «Eikones» («Imagines»), welche die Beschreibung einer (angeblichen) Gemäldesammlung zu Neapel enthalten; die «Vitae sophistarum» oder Biographien mehrerer Sophisten; eine Anzahl von Briefen; endlich die erst neuerdings wieder aufgefundene Schrift über die Gymnastik («De arte gymnastica libellus»). Unter den Ausgaben sämmtlicher Werke ist die von Kayser (Zür. 1844) hervorzuheben; unter den Ausgaben einzelner Schriften die der «Heroica» von Boissonade (Par. 1806), die der «Imagines» (zugleich mit des Kallistratus «Statuae», von Jacobs und Welcker, Lpz. 1825) und die des «Libellus de arte gymnastica» von Volckmar (Aurich 1862); die beste deutsche Uebersetzung der Gesammtwerke ist die von Jacobs und Lindau (Stuttg. 1828—33, 10 Bdchn.). — Der jüngere P., ein Schwestersohn des vorigen, ebenfalls Lehrer der Beredsamkeit, gest. 264 n. Chr., fügte zu den Gemäldebeschreibungen seines Oheims unter dem gleichen Titel «Imagines» 18 neue hinzu, die zugleich mit den Erklärungen der «Statuae» von Kallistratus, einem Rhetor aus unbekannter Zeit, in den vorher angeführten Ausgaben enthalten sind. Vgl. über die Gemäldebeschreibungen beider Philostrate Friederichs, «Die Philostratischen Bilder» (Erl. 1860), und Brunn, «Die Philostratischen Gemälde gegen K. Friederichs vertheidigt» (Lpz. 1861).

Philoxĕnus, ein mehr durch sein Schicksal als durch seine Leistungen bekannter griech. Di-

thyrambendichter im 4. Jahrh. v. Chr., von der Insel Kythera gebürtig, war seiner überaus heitern Laune wegen am Hofe des ältern Dionysius (s. d.) zu Syrakus sehr beliebt, wurde aber von diesem eiteln Tyrannen, der als erster Dichter zu glänzen wünschte, zu den Steinbrüchen verdammt, weil er ein ihm zur Einsicht übergebenes Trauerspiel desselben für ein elendes Machwerk erklärt hatte. Später erhielt er seine Freiheit wieder und erschien hierauf vor Dionysius, als dieser gerade neue Gedichte von sich vorlas und alle Anwesenden schmeichelnd ihm Beifall zollten. Da sprang P. allein auf und rief: «Schicke mich in die Steinbrüche zurück, denn weit lieber will ich dort mein Leben zubringen, als hier so schlechte Gedichte anhören.» Uebrigens war er im Alterthum wegen seiner großen Gefräßigkeit übel berüchtigt, die ihm auch den Tod zuzog. Er starb nämlich an dem übermäßigen Genusse eines sog. Meerpolypen von ungeheuerer Größe, dessen übriggebliebenen Kopf er, als er schon sein Ende fühlte, mit den Worten verlangte: «Nun, so laßt mich auch diesen noch verzehren, da ich einmal sterben muß.» Die Bruchstücke des P. sind gesammelt von Bippart (Lpz. 1843) und Schmidt («Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias», Berl. 1845).

Philtron, s. Liebestrank.

Phineus, der Sohn des phöniz. Königs Agenor, König zu Salmydessos in Thrazien, ein berühmter, aber blinder Seher, wurde von den Harpyien (s. d.) auf Befehl der Götter schrecklich gepeinigt, weil er seine Söhne aus erster Ehe auf Anstiften seiner zweiten Gattin, der Idäa, der Tochter des Dardanos, die jene der Unkeuschheit gegen sich beschuldigte, geblendet hatte. So oft P. nämlich speisen wollte, kamen die Harpyien herbeigeflogen, raubten den größten Theil der Speisen und besudelten dann den Rest. Also trafen die Argonauten den P. Diesen versprach er unter der Bedingung, daß sie ihn von seinen Peinigerinnen befreiten, sie über ihre weitere Fahrt zu belehren. Sogleich wurden die Harpyien, die sich gerade einfanden, von den Argonauten Zetes und Kalais, die auch beflügelt waren, angegriffen und verfolgt und P. von ihnen befreit.

Phiöle (aus griech. und lat. phiala, Schale, Urne) ist in ältern chem. und alchemist. Schriften der jetzt außer Gebrauch gekommene Name für ein gläsernes Gefäß mit langem, engem Halse und Mundloch, aber weitem, rundem Bauche.

Phlegĕthon (griech., d. i. der Flammende), ein mythischer Strom der Unterwelt, war ein Sohn des Kokytos, gewöhnlich Pyriphlegethon genannt, und bestand nicht aus Wasser, sondern aus Feuer.

Phlegma (griech.) heißt in der Sprache der ältern Chemiker die beim Destilliren geistiger Flüssigkeiten nach Verdampfung des Spiritus zurückbleibende wässerige Feuchtigkeit, bei den alten Medicinern aber der Schleim. Weil sie in einer schleimigen Beschaffenheit des Bluts und der übrigen Säfte die Anlage zu einer trägen und indolenten Gemüthsart erblickten, so wurde das Wort P. der Ausdruck für Liebe zur Ruhe und Mangel an Lebhaftigkeit. (S. Temperamente).

Phlegon, aus Tralles in Lydien, daher gewöhnlich Trallianus genannt, ein späterer griech. Schriftsteller, lebte als Freigelassener des Hadrianus in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. und verfaßte außer einigen andern Schriften «Wunderbare Geschichten», welche die große Leichtgläubigkeit des Erzählers selbst beweisen, und eine Abhandlung «De macrobiis», oder über solche Leute, die ein sehr hohes Alter erreicht haben. Gute Ausgaben besorgten Franz (Halle 1775; 2. Aufl. 1822) und Westermann in den «Paradoxographi» (Braunschw. 1839).

Phleum L., Name einer zu der Familie der Gramineen gehörenden Gräsergattung, deren Arten sich durch eine gedrungene, walzenförmige oder längliche Rispenähre und durch einblütige Aehrchen mit zusammengedrückten, am Rücken gekielten und gewimperten, stachelspitzigen, gleichgroßen Kelchspelzen auszeichnen. Die wichtigste Art dieser Gattung ist das Wiesenlieschgras, gemeine Lieschgras oder Timotheusgras (P. pratense L.), welches sich in Deutschland überall an trockenen Rainen, Ackerrändern und Wegen, selten auf Wiesen findet und, da es ein vorzügliches Futter für das Vieh liefert, auch häufig auf Feldern angebaut wird, doch selten in reinem Bestande, gewöhnlich mit Klee vermengt. Es gehört zu den perennirenden Gräsern, wird je nach der Güte des Bodens 1—4 F. hoch, trägt eine lange, vollkommen walzenförmige Aehre, die im blühenden Zustande wegen der zwischen den Spelzen hervortretenden Staubbeutel hellviolett erscheint, und gedeiht namentlich gut auf einem kräftigen lehmigen Sandboden. Es bestockt sich rasch und gibt daher schon im zweiten Jahre nach der Aussaat einen reichlichen Ertrag an Futter oder Heu. Der Name Timotheus- oder Timotheegras rührt von dem Deutschen Timotheus Hansen her, der den Anbau dieses Grases in Deutschland zuerst eingeführt hat. Auf trockenen, sonnigen Hügeln findet man häufig eine Abart dieses Grases mit niedrigem Halm und zwiebelig-verdicktem Stocke. Von den übrigen Arten ist blos das auf fruchtbaren, frischen

und feuchten Bergwiesen höherer Gebirge wachsende **Alpenlieschgras** (P. alpinum L.), vom vorigen durch die kurze, längliche und schwärzliche Aehre unterschieden, als eine gute Futterpflanze zu bezeichnen. Auf losem, trockenem Sande namentlich der Dünen an den Ost- und Nordseeküsten wächst häufig das **Sandlieschgras** (P. arenarium L.), eine einjährige, vielhalmige Art mit starren, bläulichgrünen Halmen und Blättern und länglicher Rispenähre, welche zwar ein schlechtes Futtergras ist, aber dadurch nützlich wird, daß es mit seiner Zaserwurzel zur Festlegung des Flugsandes beiträgt.

Phlius, eine uralte Stadt in der Landschaft Argolis im Peloponnes, zwischen Sikyon und Argos in einem fruchtbaren, vom Asopos bewässerten, rings von Bergen umschlossenen Thale gelegen, bildete mit ihrem Gebiete (**Phliasia**) einen kleinen unabhängigen Staat, der meist treu zu Sparta hielt, und schloß sich zuletzt dem erneuerten Achäischen Bunde an. (S. **Achäer**.) Die Ueberreste der alten Stadt, die sich in der Nähe des Dorfes St.-Georgios finden, sind von Leake, Roß und Curtius («Peloponnesos», Bd. 2, Gotha 1852) beschrieben worden.

Phlogiston hieß bei den Chemikern der Stahl'schen Schule der hypothetische Stoff, von dem man annahm, daß er bei der Verbrennung entweiche. Die Metalle waren Verbindungen der Kalke, Erden oder Säuren mit P., während jetzt umgekehrt das Oxyd Verbindung des Metalls mit Sauerstoff ist. Diese letztere, von Lavoisier zuerst aufgestellte Ansicht gab der neuern Schule den Namen der **antiphlogistischen**. Die ältere Theorie ist die Umkehrung der neuern, enthält aber schon viele wesentliche Theile derselben und hat trotz ihrer Irrthümer viel zur Erweiterung chem. Kenntnisse beigetragen.

Phlox, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Polemoniaceen gehörenden Pflanzengattung, deren Arten, theils perennirende, theils ein- und zweijährige Kräuter, einen glockig-pyramidalen Kelch mit fünfspaltigem Saume, eine präsentirtellerförmige Blumenkrone mit langer Röhre und in fünf gleichgroße, rundliche Lappen gespaltenen Saum, eingeschlossene Staubgefäße und einen fadenförmigen Griffel besitzen und alle in Nordamerika zu Hause sind. Wegen ihrer meist schön (vorherrschend roth, von rosen- und lilaroth bis scharlach- und purpurroth, selten weiß) gefärbten Blumen eignen sich fast alle Arten zu Zierpflanzen, um so mehr, als bei den meisten die ziemlich ansehnlichen Blüten in dichte Doldentrauben oder Sträuße am Ende des Stengels oder der Aeste gestellt sind. Alle haben ganze und ganzrandige Blätter, von denen die untern gegenständig, die obern abwechselnd gestellt sind, und tragen einförmige, mit zwei bis drei Klappen aufspringende mehrsamige Kapseln. Die beliebtesten und verbreitetsten Zierpflanzen sind P. paniculata L., eine fast in jedem Blumengarten zu findende perennirende Art, welche mit lilarothen und weißen Blumen vorkommt, ohne Pflege gedeiht, unsere Winter gut aushält und durch Zertheilung der Stöcke leicht vermehrt werden kann, und P. Drummondii Hook., eine einjährige, drüsig-behaarte Pflanze mit purpur-, scharlach-, rosenrothen oder weißen Blumen, welche sowol im freien Lande als auch in Töpfen cultivirt wird.

Phöbe, die Tochter des Uranos und der Gäa, durch Köos Mutter der Asteria und Latona, war nach der Themis und vor Apollo Vorsteherin des delphischen Orakels. — **P.** hieß auch die Tochter des Tyndareus und der Leda, Schwester der Klytämnestra. — Als später Apollo Phöbus zum Sonnengott wurde, nannte man **P.** die Artemis als Mondgöttin.

Phöbos, s. **Apollo**.

Phocion (griech. Phokion), einer der bedeutendsten athenischen Feldherren, ein Mann von erprobter Tapferkeit und einer bei den Griechen ungewöhnlichen Redlichkeit und Unbestechlichkeit, aber freilich ohne die staatsmännische Einsicht seines großen Landsmannes Demosthenes, mit dem er, ein entschiedener Gegner der Demokratie, oft in polit. Gegensatze stand, war um 402 v. Chr. aus einer Familie des niedern athenischen Bürgerstandes geboren. Nachdem er unter Chabrias seine kriegerische Laufbahn eröffnet und 376 v. Chr. wesentlich zum Seesiege bei Naxos beigetragen hatte, erfocht er 349 bei Tamynä in Euböa einen glänzenden Sieg über den von Philipp von Macedonien unterstützten Tyrannen Plutarchos von Eretria und kämpfte auch später in Megara, auf Euböa, bei Byzantion glücklich gegen die Truppen Philipp's. Trotz dieser Erfolge rieth er, mit richtiger Berechnung der Kräfte Griechenlands und dessen damaligen Zustandes, dennoch stets zum Frieden und suchte ein besseres Verhältniß zwischen Athen und Macedonien herzustellen. Dadurch gewann er auch Alexander's Hochachtung, und es glückte ihm sogar, den Zorn desselben nach der Zerstörung Thebens (335) zu mildern und die Auslieferung mehrerer Patrioten zu verhindern. Als die Athener nach Alexander's Tode im Verein mit andern Griechen von neuem den Kampf für ihre Unabhängigkeit begannen, mahnte er dringend ab, aber vergeblich. Nachdem nach kurzem Glück die verbündeten Griechen bei Krannon geschlagen wor-

den waren (322) und Antipater (s. d.) selbst gegen Athen heranrückte, war P. wieder einer der Friedensunterhändler, und sein alleiniges Bestreben ging dahin, einen Frieden unter wenigstens leidlichen Bedingungen zu erlangen. Zum Theil gelang ihm dies auch, und er verwendete nun sein ganzes Ansehen dazu, den schwerlastenden Druck seines Vaterlandes zu erleichtern. Allein statt des Dankes erntete er Haß und Verfolgung; man beschuldigte ihn des Verraths, und er sah sich endlich genöthigt, zu Polysperchon nach Phocis zu flüchten. Dieser lieferte ihn den Atheneru aus, worauf er zum Schierlingstranke verurtheilt wurde, den er, ohne sich vertheidigen zu lassen, mit der größten Ruhe zu sich nahm (318 v. Chr.). Noch kurz vor seinem Ende sprach er zu einem Freunde, der ihn an seinen abwesenden Sohn erinnerte, die herrlichen Worte: «Sage meinem Sohne, daß er das von den Atheuern mir angethane Unrecht vergessen solle.» Sein Leichnam wurde über die Grenze gebracht und von einem Sklaven heimlich verbrannt. Bald aber bereuten die Athener, was sie an dem Manne, der 45mal das Amt eines Strategen (Heerführers) verwaltet hatte, gethan. Sie veranstalteten P. ein feierliches Leichenbegängniß, errichteten ihm eine eherne Bildsäule und verurtheilten die Anstifter seiner Hinrichtung zum Tode. P.'s Leben haben unter den Alten Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Phocis (griech. Phokis), eine Landschaft im mittlern Griechenland von ungefähr 36 D.-M., westlich von den Ozolischen Lokrern und von Doris, im N. durch die Epiknemidischen und Opuntischen Lokrer, im O. von Böotien, im S. durch den Meerbusen von Korinth begrenzt, wird größtentheils von Gebirgen durchzogen, deren beträchtlichstes der Parnaß (s. d.) ist. Der Hauptfluß ist der Kephissus, dessen Thal den fruchtbarsten Theil der Landschaft ausmacht. Die ältesten Bewohner waren Leleger, untermischt mit Pelasgern und Thraziern, aus denen allmählich die Phoker erwuchsen, welche der Sage nach von einem von Korinth her eingewanderten Aeoler Phokos, der das Land beherrschte, den Namen erhielten. In der histor. Zeit finden wir die einzelnen Städte der Landschaft, 22—23 an Zahl, zu einem Bunde vereinigt, zu dessen Gliedern ursprünglich auch Delphi (s. d.) gehörte. Unter dem macedon. Könige Philippus II. (s. d.) wurden sie, weil sie sich den Beschlüssen der Amphiktyonen widersetzten, die ihnen wegen Benutzung eines zum Tempelgebiet von Delphi gehörigen Landstrichs auferlegte Geldbuße zu bezahlen, in einen mehr als zehnjährigen Krieg (den sog. Phokischen oder dritten Heiligen Krieg, 357—346 v. Chr.) verwickelt, der mit der Zerstörung aller Städte des Landes, mit Ausnahme von Abä, das sich an dem Angriffe auf das delphische Heiligthum nicht betheiligt hatte, und mit dem Ausschlusse der Phoker aus dem Amphiktyonenbunde endete. Doch wurden die meisten Städte bald mit Hülfe der Athener und Thebaner wiederhergestellt, und die Phoker nahmen noch an den letzten Kämpfen der Griechen für ihre Freiheit, an der Schlacht bei Chäroneia (338), an dem Lamischen Kriege (323) und an dem Kampfe gegen die Gallischen Horden (279), rühmlichen Antheil. Die Römer lösten anfangs den Phokischen Bund auf (146), gaben aber später den Städten ihre alte Bundesverfassung zurück. Im jetzigen Königreich Hellas ist P. mit Lokris und Phthiotis zu einem Kreise (Nomos) vereinigt, dessen Hauptstadt Lamia ist.

Phocylides, ein griech. Gnomendichter im 6. Jahrh. v. Chr., aus Milet oder Chios gebürtig, wurde früher gewöhnlich für den Verfasser eines Sittengedichts gehalten, welches aber der Sprache und dem Inhalte nach der spätern christl. Zeit, vielleicht dem 4. Jahrh. angehört. Correcte Abdrücke davon finden sich in den Sammlungen der «Poetae Graeci gnomici» und in Gaisford's «Poetae Graeci minores» (neue Ausg., Lpz. 1823). Eine besondere Bearbeitung mit deutscher metrischer Uebersetzung lieferte Stickel (Mainz 1831).

Phonetisch, von dem griech. Worte phone, Laut, Klang, wird in der neuern sprachwissenschaftlichen Kunstsprache meist nur mit Bezug auf Laut und Töne der menschlichen Sprache gebraucht. Besonders spricht man von einer phonetischen Schrift als einer solchen, durch welche die einzelnen Laute der Sprache auch durch einzelne Buchstaben bezeichnet werden (wie z. B. in den Alphabeten des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen u. s. w.), im Gegensatz zu einer Wortschrift, wie der chinesischen. In der hieroglyphischen Schrift unterscheidet man daher die phonetischen und die ideographischen Zeichen, aus denen sie zusammengesetzt ist. Man spricht jetzt auch von phonetischen Schreibsystemen, als solchen, welche es sich zur Aufgabe machen, die gesprochenen Laute genau und einfach wiederzugeben, im Gegensatz zu den von der Aussprache abweichenden Orthographien (s. d.) der neuern Sprachen, wie in dem für das Englische von Pitman und Ellis aufgestellten «Phonographischen Systeme».

Phönix wird von den Griechen der auf den ägyp. Monumenten in Gestalt eines Reihers dargestellte und mit dem Namen Bennu bezeichnete Wundervogel genannt, welcher nach der von Herodot in Heliopolis (der Sonnenstadt, ägypt. Pa-Râ, in der Bibel On) vernommenen

Sage alle 500 Jahre den Körper seines gestorbenen Vaters, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, von Arabien aus dorthin in den Tempel des Sonnengottes bringen und daselbst begraben sollte. Herodot schildert ihn als dem Adler an Größe und Gestalt ähnlich, mit theils goldenem, theils rothem Gefieder. Andere Berichte fügen hinzu, daß der alte P., wenn er das Herannahen des Todes fühle, sich in seiner Heimat ein Nest baue, dem er seine Zeugungskraft mittheile, und aus welchem dann ein junger P. hervorgehe. Noch andere geben Indien als seine Heimat an und lassen ihn im hohen Alter sich selbst in seinem Neste verbrennen und aus der Asche einen jungen P. hervorgehen. Der Sinn der Sage ist ein astronomischer. Die Lebensdauer eines P. (nach der gewöhnlichen Ueberlieferung 500, nach andern Angaben 540 oder auch 1461 J.) bezeichnet eine bestimmte astron. Periode des Sonnenlaufs. Schon im spätern Alterthum wie auch in der neuern Zeit ist der P. vielfach als Symbol der Unsterblichkeit, der immer sich erneuenden Verjüngung theils einzelner Individuen, theils ganzer Völker und Reiche gebraucht worden.

Phönizien hieß bei den Griechen und Römern der gegen 30 M. lange und 1—2 M. breite Küstenstrich des heutigen Syrien mit den längs desselben liegenden Inseln vom Flusse Eleutherus bei der Stadt Aradus bis über Tyrus herab in die Nähe des Vorgebirgs Karmel, obwol zu zeiten sowol im Süden als im Norden mehr dazu gerechnet wurde. Das ganze Ländchen ist ein hügeliger Küstenabfall des Libanon nach dem Mittelländischen Meere zu, hier und da sandig, doch fruchtbar und im Alterthum dicht bevölkert, mit vielen und bedeutenden Städten. Zwar eignet es sich wenig zum Ackerbau, aber der Mangel an Getreide wurde durch Schiffahrt, Handel und Gewerbfleiß in dem Grade ersetzt, daß die Entwickelung dieser Erwerbszweige die Phönizier zum berühmtesten Handels- und Fabrikvolke der Alten Welt erhob. Die Phönizier nannten selbst ihr Land Kanaan und gehörten zu den kanaanitischen Stämmen, welche ihrer Sprache nach zu den semit. Völkern zählen. Unter den Griechen war die Meinung gangbar, daß sie vom Erythräischen Meere her eingewandert seien, und man hat diese Annahme durch die Aehnlichkeit einiger im Persischen Meerbusen vorkommenden Namen mit phöniz. Ortsnamen zu stützen gesucht. Allein jene Meinung ist wenig begründet und diese Namensähnlichkeit vielleicht nur zufällig oder von dort gegründeten phöniz. Colonien abhängig. Das Land zerfiel in mehrere kleine Staaten, die von Königen oder Fürsten regiert wurden, doch so, daß öfters der eine oder der andere die Suprematie über die übrigen hatte, wie in der ältern Zeit namentlich Sidon und später Tyrus (s. d.). Neben Sidon und Tyrus waren die bedeutendsten Städte, welche mit ihrem Gebiete besondere kleine Staaten ausmachten: Aradus, jetzt Ruwâd, dem heutigen Tartûs (Tortosa, Antaradus) gegenüber, auf einer kleinen, jetzt verlassenen Felseninsel; Gebal (Byblus, heute Dschubeil), dessen Bewohner nebst denen der Stadt Berytus (jetzt Beirut) unter dem Namen Gibliter von den kanaanitischen Stämmen unterschieden werden; Tripolis, das heutige Tarabulus, u. s. w.

Mythische Sagen deuten darauf hin, daß die Städte Byblus und Berytus in ältester Zeit gegründet wurden. Zur Zeit Josua's war aber Sidon bereits seit lange bedeutend und mächtig, was auch Homer bezeugt. Eine der ältesten sidonischen Colonien war Lais in Nordpalästina. Auf Münzen werden als solche noch bezeichnet: Kakkabe oder Kambe (d. i. Karthago), Hippo in Afrika, Kition auf Cypern, und Tyrus. Gegen 1100 v. Chr. beginnt aber schon die Machtperiode von Tyrus, welche um die Zeit David's und Salomo's ihren höchsten Gipfel erreicht. Sie wurde hauptsächlich herbeigeführt durch die Einwanderung der angesehensten sidonischen Geschlechter und durch die Reichthümer, welche aus den span. Colonien Gades (Cadiz) und Tartessus herbeiflossen. Aus dem 10. Jahrh. ist besonders König Hirom, der Freund Salomo's, bekannt, und aus dem Anfange des 9. Jahrh. Ethbaal, der Vater der Isebel, des Weibes Ahab's. Seine Großenkelin Elissa (Dido) war es, welche, von der Volkspartei gedrängt, mit mehrern vornehmen Familien flüchtig wurde und das tyrische Karthago gründete oder eigentlich nur erweiterte. Die Macht der Tyrier und der Handel der Phönizier überhaupt sowie ihre Herrschaft in den Colonien wurde durch die Kriegszüge der Assyrer nach Vorderasien und Aegypten während der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. gebrochen, im Laufe des 7. Jahrh. durch die Chaldäer noch mehr heruntergebracht und endlich zu Anfang des 6. Jahrh. durch den Pharao Hophra (Apries) gänzlich entkräftet. Die Colonien machten sich unabhängig oder fielen an fremde Herrscher, viele kamen an Karthago, welches jetzt zu neuer Macht und Blüte aufstieg. Weiterhin wurde die phöniz. Küste von den Persern, dann von Alexander d. Gr. erobert und unter der röm. Herrschaft, wie noch heute, zu Syrien gerechnet. Unter all diesem Wechsel der Oberherrschaft behielten die Phönizier, wenigstens bis zur pers. Periode herab, ihre Staatsverfassung bei, welche auf denselben drei Elementen wie der Staat der Karthager beruhte, dem Volke, den aristo-

kratischen Geschlechtern, aus welchen ein weiterer und ein engerer Senat hervorging, und dem erblichen Königthum, welchem letztern das Priesterthum zur Seite stand. Jede der fünf größern Städte hatte ihren eigenen König mit Senat und Volksversammlung; Sidon, Tyrus und Aradus standen an der Spitze. Eine von diesen dreien war Vorort, in der ältesten Zeit Sidon, seit dem 11. Jahrh. v. Chr. Tyrus, nach dessen Demüthigung im 6. Jahrh. wieder Sidon. Von keinem Volke der Alten Welt sind so zahlreiche Colonien ausgegangen wie von den Phöniziern. Sie hatten nicht selten eine polit. oder sociale Veranlassung, noch öfter waren es Handelsniederlassungen, vorzüglich auf den Inseln und an den Küsten des Mittelländischen Meeres, z. B. in Syrien und Palästina (Lais, Hamath, Laodicea, Dor, Joppe); auf Cypern (Kitian, Amathus, Paphos u. s. w.); auf Thera, Melos, Oliaros, Kythere, Thasos, auf Sicilien (Heraklea, Panormus, Motye); auf Malta, Kassura, Sardinien und den Balearen; im südl. Spanien (Tarsis, oder Tartessus, Gades); an der afrik. Küste (Karthago, Utica, Hippo und viele andere Orte). In der That trafen alle günstigen Bedingungen zusammen, um die Phönizier zum ersten Handelsvolke der Alten Welt zu machen. Die Lage des fruchtbaren Ländchens an der Meeresküste mit vielen durch Vorgebirge und natürliche Hafendämme geschützten Buchten, zwischen den blühenden und früh cultivirten Staaten in den Euphratländern und am Nil machte es zum natürlichen Stapelplatze der Waaren beider Gebiete und zum Centralpunkte des Handels für den Osten und Westen. Das Volk aber hatte Begabung und Betriebsamkeit genug, um diese günstigen Verhältnisse für sich und seine Interessen auszubeuten. Ueberall hin drang zu Wasser und zu Lande der phöniz. Kleinhändler vor, sodaß ein Phönizier oder Kanaanit mit einem Handelsmann gleichbedeutend wurde, und in der Heimat wie in den Colonien gestaltete sich dieses Treiben zu bedeutendem Großhandel. In Memphis hatten die Tyrier ein besonderes Stadtquartier inne. In großen Handelsstädten gab es phöniz. Handlungshäuser und kaufmännische Innungen. In den Ruinen Ninives hat man Gewichte gefunden mit assyr. und zugleich mit phöniz. Bezeichnung. Von Aegypten und den Häfen des Rothen Meeres aus führten sie ihre Handelswege nach Nubien (zu Ipsambol hat sich eine phöniz. Inschrift gefunden), nach Arabien und Indien. Eine Hauptstation dieses Handels war in alter Zeit Ezjongeber bei Elath, von wo sie in Verbindung mit König Salomo eine Handelsflotte bis nach dem Goldlande Ophir (wahrscheinlich Abhira an den Mündungen des Indus) entsandten. Andere Straßen führten sie nach den Euphratländern und bis zum Persischen Meerbusen. Sie hatten Verkehr mit mehrern Gegenden am Schwarzen Meere und im Innern Kleinasiens, vorzüglich aber nach Westen hin mit Griechenland, Italien und fast allen Inseln und Küsten des Mittelmeeres, über die Nord- und Westküste Afrikas hin bis zur Insel Kerne und im Westen Europas bis zu den brit. Inseln. Die Gegenstände ihres Handels waren überaus mannichfaltig, wie z. B. die Beschreibung des Handelsverkehrs von Tyrus beim Propheten Ezechiel Kap. 27 und die überall in den genannten Gegenden vorkommenden phöniz. Ortsnamen, auch phöniz. Benennungen von Handelsgegenständen, Maßen und Gewichten in der griech. und andern Sprachen bezeugen. Aus Spanien holten sie Silber, aus Indien und Afrika Gold, aus Arabien Arome und Spezereien. Für einheimische Industrieproducte galten besonders Purpurfärbereien, die sie jedoch auch aus Babylonien brachten, Webereien, Metallarbeiten, Glaswaaren (auch in Aegypten uralt), Geräthe, Bildwerke und Ornamente aus Metall, Elfenbein, Ebenholz und Bernstein. Sie mögen mehr Verbreiter als geschickte Verfertiger solcher Waaren gewesen sein, wie auch die Buchstabenschrift durch sie wol verbreitet, kaum erfunden sein mag, und wie ihre Cultur überhaupt, so alt sie ist, vorzugsweise durch ihren Weltverkehr bedingt war. Seit der Gründung von Alexandrien sank der phöniz. Handel rasch bis zu gänzlichem Verfall, denn in jener Stadt gewann der Welthandel einen Mittelpunkt.

Die Religion der Phönizier war wesentlich Naturdienst, und zwar erkennt sie eine männliche und eine weibliche Naturkraft an, welche in verschiedenen Formen und Modificationen theils als allgemeine, theils als particulare und locale Gottheiten erscheinen. Die bedeutendsten sind Baal (s. d.) als höchster Gott des Himmels (Baalsamim, von den Griechen mit Zeus oder Kronos verglichen) und als Stadtgott von Tyrus (Melkarth, Herakles); Astarte (s. d.) und zwar die jungfräuliche sidonische Astarte, aber zugleich die karthagische (Tanith) und die Astarte mit unzüchtigem Cultus, d. i. Aphrodite; die Baaltis von Byblus; ferner Adonis (s. d.) und die acht Kabiren (s. d.). Außerdem gab es noch eine große Menge von Gottheiten, und auch die Sonne, der Mond, die Planeten, Flüsse, Quellen, das Feuer und andere Naturmächte wurden göttlich verehrt. Die phöniz. Sprache gehört zu dem semit. Stamme; sie steht der hebräischen sehr nahe. Wir kennen sie aus Inschriften (gegen 200), deren größte die 1854 bei Sidon gefundene, aus 22 langen Zeilen bestehende, am Sarkophag des Königs Esmunazar eingegrabene

Inschrift, und der 1845 in Marseille ausgegrabene Stein, enthaltend einen Opfertarif in 21 beschädigten Zeilen, ferner aus Münzlegenden und aus den bei alten Schriftstellern vorkommenden phöniz. und punischen Eigennamen, Glossen und Texten (z. B. im «Poenulus» des Plautus). Auch Literaturwerke hatten die Phönizier; es sind davon aber nur noch Bruchstücke und diese noch dazu nur in griech. Uebersetzung und Ueberarbeitung vorhanden. Unter den von den Alten erwähnten Schriftstellern ist Sanchuniathon (s. d.) der bekannteste. Auch Karthago hatte Schriftsteller. Die gründlichsten Forschungen über die Phönizier hat Movers (s. d.) angestellt. Um Veröffentlichung und Erklärung der Inschriften, Münzlegenden und übrigen Sprachreste haben sich, außer Movers, seit Gesenius besonders Judas, Munk, Rödiger, Dietrich, Hitzig, Bourgade, der Herzog de Luynes, Ewald, Blau, Levy, Davis, de Vogüé u. a. verdient gemacht.

Phonölith, Klingstein, früher auch Porphyrschiefer genannt, ist ein dichtes, dunkelgrünlich-graues, etwas schieferiges Gestein, welches oft sehr schöne freistehende Kegelberge bildet, wie z. B. den Milekshauer in Böhmen oder den Hohentwiel im Högau. In seiner dichten Grundmasse erkennt man in der Regel glasglänzende Krystalle einer Sanidin genannten Feldspatspecies, welche aber, da sie durchscheinend sind, sich nicht durch ihre besondere Färbung auszeichnen. Außerdem kommen darin zuweilen auch Krystalle von Nephelin, dunkeln Glimmer, Nosean, Hornblende oder Augit vor. Die dichte Grundmasse besteht nach den neuesten Untersuchungen aus einem innigen Gemenge von Feldspat- und Nephelinsubstanz, enthält aber zuweilen auch etwas Zeolithsubstanz, die vielleicht erst durch Umwandlung entstanden ist. In kleinen Drusen- oder Blasenräumen des Gesteins kommen sehr oft verschiedene Zeolithe und insbesondere der dazugehörige Natrolith vor. Das sind aber jedenfalls spätere Bildungen als das Gestein. Die Phonolithfelsen zeigen sehr häufig etwas säulenförmige Absonderung, die Säulen aber sind wieder in Platten zerspalten, welche, wenn man mit dem Hammer daraufschlägt, einen hellen Klang geben, daher der Name. Von allen Klüften aus ist die Masse des P. gewöhnlich eine oder mehrere Linien dick, in eine weiße, kaolinartige Substanz umgewandelt, und diese scharf abgegrenzte weiße Verwitterungsrinde ist ebenfalls sehr charakteristisch für das Gestein. Da der P. in der Regel freistehende Kegelberge bildet oder Spalten in andern Gesteinen ausfüllt und mit Basalt oder Trachyt zusammen vorzukommen pflegt, so hält man ihn, wie diese, für ein eruptives und zwar vulkanisches Gestein.

Phormium oder Flachslilie heißt eine zur Familie der Liliaceen gehörende Pflanzengattung, welche sich durch ein sechstheiliges, blumenkronartiges, glockenförmiges Perigon, dessen drei innere Zipfel länger sind, sechs Staubgefäße und eine dreiseitige, gedrehte Kapsel auszeichnet. Die zähe Flachslilie (Phormium tenax L.), welche auf Neuseeland und Norfolk wächst und gelbe Blüten trägt, ist unter dem Namen Neuseeländischer Flachs bekannt. Ihre wurzelständigen, 2—5 F. langen, lineal-lanzettlichen, zweireihig angeordneten Blätter, welche große fächerförmige Rosen bilden, enthalten feine und dabei äußerst feste Fasern, welche an Festigkeit alle andern Pflanzenfasern übertreffen, weshalb die Pflanze auch an mehrern Orten der subtropischen und warmen gemäßigten Zone angebaut wird. Die Neuseeländer brauchen die Blätter zum Verfertigen von Decken, Matten, Kleidern u. s. w. Bei uns wird die Pflanze in Gärten öfters als Zierpflanze gezogen, muß aber im Hause überwintert werden.

Phosphor, ein einfacher, von Brand in Hamburg 1669 zufällig im Harn entdeckter, von Kunkel 1674 ebenfalls aus demselben dargestellter Stoff, wurde erst vollständiger bekannt und untersucht, seit Jahn und Scheele gezeigt hatten, daß man ihn in großer Menge aus Knochen gewinnen kann. In beiden ist er als Phosphorsäure, und zwar in den Knochen in Verbindung mit Kalk enthalten. Man stellt ihn daher dar, indem man aus den weißgebrannten Knochen durch Schwefelsäure den Kalk abscheidet und die Phosphorsäure, mit Kohle vermischt, erhitzt, den überdestillirenden P. aber, dessen Dämpfe sich an der Luft entzünden würden, unter Wasser auffängt, dann umschmilzt und in gläserne Röhren gießt, in denen er zu Stäbchen erstarrt. Diese werden mit Wasser in Blechbüchsen gebracht und kommen so in den Handel. Man gewinnt jetzt auch P., indem man ungebrannte Knochen mit verdünnter Salzsäure behandelt, wobei Knorpelsubstanz zurückbleibt, die zur Leimbereitung benutzt wird. Die salzsaure Lösung wird stark eingedampft und der ausgeschiedene Krystallbrei des sauren phosphorsauren Kalks mit Kohle in irdenen Cylindern destillirt. Der P. ist ein weißer, wachsartiger, leicht schmelzbarer und äußerst leicht, selbst schon durch Reiben entzündlicher Körper, der in Auflösungen im Dunkeln mit weißlichem Lichte leuchtet, woher er seinen Namen Phosphoros, d. i. Lichtträger, hat. An der Luft und im Wasser überzieht er sich mit weißen und rothen Ueberzügen. Durch langsame Oxydation an der Luft verwandelt er sich in eine sirupartige Säure (phosphorige

Säure), welche die Eigenschaft hat, edle Metalle aus ihren Auflösungen zu reduciren, und daher benutzt wird, um nichtmetallische Gegenstände, die man galvanoplastisch copiren will, mit einem feinen Silberhäutchen zu überziehen, indem man sie erst mit phosphoriger Säure und dann mit Silberlösung oder umgekehrt behandelt. Mit der Luft in Berührung, raucht der P. stark, indem er sich verflüchtigt und begierig Sauerstoff aufnimmt. Durch die hierbei entstehende Wärmeentwickelung kann sich die Temperatur bis zu seiner Entzündung (75°) steigern, und dann verbrennt er mit starkem Lichte zu weißen Dämpfen von Phosphorsäure. Es ist dies eine wegen ihrer Sättigungsverhältnisse interessante Säure, die sich auch aus den natürlich vorkommenden phosphorsauren Salzen (phosphorsaurem Kalk in den Knochen und dem Apatit, phosphorsaurem Eisen als Wiesenerz und Vivianit, phosphorsaurem Blei als Grünbleierz u. s. w.) darstellen läßt und gewöhnlich wasserhaltig als durchsichtige, farblose, dem Eise ähnliche, sehr saure Masse gewonnen wird. Dieselbe wird in der Medicin gebraucht und auch in der chem. Analyse. Beim Faulen phosphorhaltiger thierischer Stoffe, z. B. der im Gehirn und in der Nervensubstanz enthaltenen Fette, des Eiweißes u. s. w., und bei Zersetzung der Verbindungen des P. mit Metallen in Wasser entwickelt sich ein Gas, **Phosphorwasserstoffgas**, welches unter gewissen Umständen die Eigenschaft hat, sich von selbst zu entzünden, sowie es an die Luft kommt, und dem die Erscheinung der im Volksaberglauben lebenden Irrlichter (s. d.) fälschlich zugeschrieben wird. Der P. ist in allen Oelen, Aether und Alkohol auflöslich, aber nicht in Wasser. Wenn man P. längere Zeit bei 240—260° in einer sauerstofffreien Atmosphäre erhitzt, so verwandelt er sich in ein karmoisinrothes Pulver, in amorphen P., der sich nicht wie der gewöhnliche P. verhält, namentlich sich nicht so leicht entzündet. Der P. ist in hohem Grade giftig und bewirkt schon in kleinen Gaben den Tod. Der rothe amorphe P. scheint nicht giftig zu sein. Die **Phosphorvergiftungen** haben jetzt, wie statistisch nachgewiesen ist, die früher häufigen Arsenikvergiftungen fast gänzlich verdrängt. Schon der Phosphordampf zieht denen, welche ihn öfters einathmen, gefährliche Krankheiten zu, schlimme Affectionen der Zähne und Unterkieferknochen, die sog. **Phosphornekrose**, woran insbesondere die Arbeiter in den Zündholzfabriken leiden. In den Fällen, wo P. in Substanz die Ursache tödlicher Vergiftung war, erkennt man denselben, falls er noch nicht völlig oxydirt ist, durch das Leuchten seines Dampfes im Dunkeln, wenn die mit verdünnter Schwefelsäure übersättigte Eingeweidemasse in einem Glaskolben der Destillation unterworfen wird. Die Verwandtschaft des P. zum Schwefel kann von den Chemikern ebenfalls zur Auffindung des P. in Vergiftungsfällen benutzt werden. Ausgebreiteten Gebrauch findet der P. zur Darstellung der Reibzündhölzer. Diese Anwendung beruht auf der leichten Entzündlichkeit des gewöhnlichen P., sodaß schon durch das Reiben des mit arab. Gummi vermengten P. an einer rauhen Fläche die Entzündung stattfindet. Wegen der Giftigkeit des gewöhnlichen P. hat man denselben durch den rothen zu ersetzen versucht, aber nicht mit besonderm Erfolg. Denn die Schwerentzündlichkeit des letztern gestattet nur die Anwendung desselben im Gemenge mit leicht Sauerstoff abgebenden Substanzen, und diese Gemenge entzünden sich meist unter stärkerer oder geringerer Detonation. Die Verwendung des P. als Gift gegen schädliche Thiere geschieht in der Gestalt eines aus Mehl, Zucker und gebräunter Butter bereiteten Breies, dem etwas geschmolzenes P. unter Rühren einverleibt wird. Außerdem gebraucht man den P. als Arzneimittel und zur Darstellung der officinellen Phosphorsäure und deren Verbindungen. In Bezug hierauf ist zu bemerken, daß der P. nicht selten Arsenik enthält, da zu seiner Darstellung oft arsenhaltige Schwefelsäure benutzt wird.

Phosphorescenz nennt man das bisjetzt noch nicht vollständig erklärte Vermögen gewisser Körper, ähnlich wie der Phosphor im Dunkeln ohne auffallende Temperaturerhöhung und ohne Flamme zu leuchten. Es gehört weder zu der allen Körpern gemeinschaftlichen Erscheinung des Glühens noch zu der Verbrennung. Alle drei Naturreiche bieten Beispiele von P. dar. Von den mineralischen Körpern haben sowol mehrere in der Natur vorkommende Körper wie auch mehrere Kunstproducte die Eigenschaft, zu phosphoresciren; so mehrere Arten von Diamanten, viele Flußspate, der sog. bologneser Leuchtstein (mit Tragantschleim zur Paste geformtes und geglühtes Schwerspatpulver), der Canton'sche Phosphor (Austerschalen mit Schwefel geglüht), der Wach'sche Phosphor (Austerschalen mit Schwefelspießglanz geglüht) und der Balduin'sche Phosphor (wasserfreier salpetersaurer Kalk). Doch haben alle die genannten Gegenstände nur P. durch Insolation, d. h. sie müssen, um im Dunkeln zu leuchten, zuvor dem Sonnenlichte ausgesetzt gewesen sein. Andere Mineralkörper phosphoresciren durch mechan. Gewalt, wenn man sie entzweibricht oder daraufschlägt, so z. B. Flußspat, Topas, Apalith. Einige Mineralien, wie Flußspat (als Chlorophan, und zwar am besten in einem Gläschen unter Oel erhitzt),

Phosphorit, Apalith u. s. w., haben endlich die Eigenschaft, durch Erhöhung der Temperatur P. zu zeigen. Auch durch den darüber geleiteten Entladungsschlag einer elektrischen Batterie werden manche Stoffe phosphorescirend. So zeigt der Chlorophan an der getroffenen Stelle einen smaragdgrünen, leuchtenden Streifen. Unter den Pflanzen zeigen diese Eigenschaft einige Schwämme schon im lebenden Zustande, mehrere andere Vegetabilien erst im abgestorbenen, so namentlich das faule Holz, und es scheint beim Holze die P. weder auf eine bestimmte Art noch auf einen einzelnen Theil des Baums eingeschränkt zu sein; denn man hat Holz von den verschiedensten Baumarten und die verschiedensten Theile der Bäume leuchtend gesehen. Vorzüglich scheinen jedoch Erlen und Weiden, Tannen und Fichten dazu befähigt. Im Thierreiche hat man P. lebender Thiere nur bei niedern Klassen, namentlich bei Würmern und Insekten beobachtet. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist das sog. Johanniswürmchen. (S. Glühwurm.) Auch das Leuchten des Meeres wird in den meisten Fällen durch eine Unzahl theils größerer, theils mikroskopisch kleiner Meeresgeschöpfe bedingt. Im abgestorbenen Zustande beobachtet man die P. am häufigsten bei Seefischen, denen sie ohne Unterschied zuzukommen scheint, während sie bei Fischen des süßen Wassers nur selten, noch seltener bei Leichnamen von Vögeln, Amphibien und Säugethieren beobachtet worden ist.

Phosphorit besteht wesentlich aus phosphorsaurem Kalk mit etwas Chlorcalcium. Die krystallinischen Varietäten desselben nennt man Apatit, eine grünliche ist Spargelstein, und eine blauliche Moroxit genannt worden. Wo der P. in größern Massen vorkommt, da wird er als vortreffliches Düngemittel benutzt, auch wol erst in Superphosphor umgewandelt. Zuerst wurde zu diesem Zweck ein mächtiger Gang bei Kargeröe in Norwegen ausgebeutet. Neuerlich hat man Lager und Knollen dieses Minerals an vielen andern Orten (z. B. im Nassauischen) aufgefunden und zur Benutzung gezogen.

Photius, ein durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneter Patriarch von Konstantinopel, wurde anfangs Hauptmann der Garden, dann unter Kaiser Michael III. Staatssecretär und gelangte, nachdem er als Laie alle priesterlichen Würden in wenigen Tagen durchlaufen hatte, 857 an die Stelle des vertriebenen Patriarchen Ignatius. Der röm. Bischof Nikolaus I. aber sprach 862 seine Absetzung und die Zurückberufung des Ignatius feierlich aus. Zwar berief nun P., um sich zu rächen, eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel, auf der er den Nikolaus excommunicirte und zugleich die röm. Kirche der Ketzerei beschuldigte; nichtsdestoweniger mußte er 867 nach Ermordung des Kaisers Michael in ein Kloster wandern und den Kirchenbann erdulden. Auch dieser Wechsel war nicht von langer Dauer, denn Ignatius gerieth wegen der Gerichtsbarkeit der neubekehrten Bulgaren mit dem röm. Hofe in einen heftigen Streit, und mit Benutzung dieses Umstandes kehrte nun P. schnell nach Konstantinopel zurück, wo er sich die Gunst des neuen Kaisers Basilius zu verschaffen wußte. Durch den Tod des Ignatius begünstigt, nahm er 877 mit kraftvoller Hand seine Würde zurück. Als sich aber der röm. Bischof auch jetzt in seiner Absicht, Bulgarien für den röm. Sitz zu gewinnen, getäuscht sah, wiederholte er das früher über P. verhängte Anathema. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Leo wurde P. 886 von neuem abgesetzt und in ein armen. Kloster verwiesen, wo er 892 sein Leben beschloß. Seiner gelehrten Thätigkeit verdankt die Literatur zwei höchst wichtige Werke, nämlich das «Myriobiblion», auch «Bibliotheca» betitelt, worin uns Urtheile und Auszüge von fast 300 verschiedenen griech. Prosaikern, deren vollständige Schriften zum großen Theil verloren gegangen sind, mitgetheilt werden, und ein griech. «Lexicon». Unter den Ausgaben der «Bibliotheca» ist die von I. Bekker (2 Bde., Berl. 1824), unter denen des «Lexicon» die von G. Hermann (Lpz. 1808) und Porson (Lond. 1822; vermehrter Abdruck, 2 Bde., Lpz. 1823) hervorzuheben. Außerdem erwähnen wir seinen «Nomokanon», eine für die Kirchengeschichte nicht unwichtige Sammlung kaiserl. Gesetze und gottesdienstlicher Bestimmungen, herausgegeben von Justellus (Par. 1615) und in Voellus' «Bibliotheca juris canonici veteris» (Bd. 2, Par. 1661), seine sehr zahlreichen «Briefe» (Lond. 1651) und seine Schrift «De consolatione», herausgegeben von Rittershusius (Nürnb. 1601). Einige andere Abhandlungen und Bruchstücke hat A. Mai in der «Scriptorum veterum nova collectio e Vaticani codicibus edita» (Bd. 1 und 2, Rom 1825—27) bekannt gemacht. Vgl. Lämmer, «Papst Nikolaus I. und die byzant. Staatskirche seiner Zeit» (Berl. 1857).

Photogen, s. Hydrocarbür.

Photographie (vom griech. phos, Licht und graphein, schreiben, zeichnen) heißt die Kunst, mit Hülfe der chem. Wirkungen des Lichts ein bleibendes Bild eines Objects auf einer chemisch präparirten Fläche herzustellen. Viele Stoffe besitzen die Eigenschaft, unter dem Einflusse des

Lichts eine Veränderung zu erleiden, sei es in Bezug auf ihre chem. Zusammensetzung, ihre physik. Eigenschaften, ihre Farbe oder ihr Verhalten zu andern Stoffen. Die wichtigste Klasse von Körpern, welche diese Eigenschaft besitzt, ist die der Silbersalze. Auf der Kenntniß und Benutzung derselben beruhen die meisten der jetzt in allgemeinere Anwendung gekommenen photographischen Verfahren. Bereits vor Jahrhunderten war den Alchemisten die Eigenschaft des Chlorsilbers oder, wie sie es nannten, des Hornsilbers bekannt, sich im Lichte zu schwärzen. Dennoch ist die photographische Kunst eine verhältnißmäßig neue Erfindung. Die erste Untersuchung über die zersetzende Einwirkung des Lichts auf silberhaltige Stoffe wurde 1777 durch Scheele vorgenommen. Erst 1802 geschah ein erster Schritt, der zur jetzigen Anwendung dieser Eigenschaft der Silbersalze leitete, indem Davy, veranlaßt durch Wedgwood, ein Verfahren angab, um Bilder auf Papier zu copiren. Ein Blatt weißen Papiers wurde mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber getränkt und hierauf der Gegenstand gelegt, den man copiren wollte, z. B. Spitzen, Blätter, ein Kupferstich u. dgl. Dem Lichte ausgesetzt, blieb der durch den Gegenstand beschattete Theil des Papiers, die Figur, weiß, während sich das übrige unter dem Einflusse der Lichtstrahlen nach und nach dunkler färbte. Hierbei blieb die Erfindung längere Zeit stehen, indem sich der Fixirung der Bilder große Schwierigkeiten entgegensetzten und das Papier sich in kurzer Zeit am Lichte ganz schwärzte. 12 J. später (1814) gelang es Niepce (s. d.) zu Châlons, Bilder in der Camera-obscura (s. d.) herzustellen. Freilich war der geringen Lichtempfindlichkeit seiner präparirten Platten wegen noch eine Belichtungszeit von einigen Stunden erforderlich, um ein Bild zu erzielen. Sein von dem Davy'schen ganz abweichendes Verfahren, welches er Heliographie nannte, bestand darin, daß er Metallplatten, mit einer Asphaltschicht überzogen, in einer Camera-obscura dem von einem Objecte ausgehenden Lichte aussetzte. Asphalt wird durch längere Lichteinwirkung in Lavendelöl unlöslich. Daher kam durch Behandeln seiner belichteten Platten mit Lavendelöl ein Bild zum Vorschein, indem sich die Asphaltschicht an den stärker belichteten Stellen nicht auflöste, wohl aber an den beschattet gebliebenen. Etwas später machte Daguerre (s. d.) zu Paris ähnliche Versuche, und zwar von 1829 an in Verbindung mit Niepce, auf Silberplatten. Die lichtempfindlichen Platten wurden dadurch präparirt, daß eine versilberte Kupferplatte der Wirkung von Joddämpfen ausgesetzt und dadurch oberflächlich mit Jodsilber überzogen wurde. Durch eine kurze Exposition in der Camera-obscura entstand eine gewisse Veränderung an der belichteten Stelle, die nur vorübergehend durch Anhauchen, aber dauernd durch Einwirkung von Quecksilberdämpfen sichtbar gemacht werden konnte. Erst nach Niepce's Tode, 1839, theilte Daguerre der Französischen Akademie seine Verfahrungsart, nach ihm Daguerreotypie genannt, mit. Nachdem das Daguerre'sche Verfahren auf diese Weise zum Eigenthum aller geworden, war dem Fortschritte die Bahn geöffnet, und bald folgten Verbesserungen der optischen Apparate, der chem. Producte und der Manipulationen. In demselben Jahre noch machte Talbot in England eine Methode auf Chlorsilberpapier bekannt. Gleichzeitig fand Herschel die auflösende Wirkung des unterschwefligsauren Natrons auf im Licht noch nicht veränderte Silbersalze, wodurch das Mittel gegeben war, die photographischen Bilder (Lichtbilder oder Photographien) vor der weitern Lichtwirkung zu schützen, sie zu «fixiren». Später wendete Talbot Papier an, welches er (ähnlich wie die Daguerre'schen Platten) mit Jodsilber überzog, indem er es erst in Jodkaliumlösung, dann in Silbernitrat tauchte und hierauf einige Secunden oder Minuten, je nach der Lichtstärke, in der Camera-obscura exponirte. Das Bild, welches nach der Belichtung noch unsichtbar ist, entwickelte er, statt wie Daguerre durch Quecksilberdämpfe, durch Benetzen mit Gallussäurelösung. Die Operation, das verborgene Bild sichtbar zu machen, nennt man die «Hervorrufung» oder «Entwickelung». Solche Bilder auf Jodsilberpapier sind, mit ihrem Originale verglichen, in Bezug auf Licht und Schatten gerade verkehrt; man nennt sie «negativ». Sie können aber dazu dienen, durch Auflegen auf Chlorsilberpapier nach und nach eine beliebige, ganz unbeschränkte Anzahl dem Originale wirklich entsprechender, sog. positiver Bilder zu erzeugen, welche letztere Operation man das «Drucken» oder «Copiren» nennt. Noch jetzt zerfallen die photographischen Manipulationen wesentlich in die Herstellung des Negativs und das Copiren des Positivs. Der größte Uebelstand bei den Talbot'schen negativen Papierbildern war die rauhe und wenig durchsichtige Structur des Papiers, welche, wenn auch durch Tränken mit Wachs verbessert, der feinen, glatten Oberfläche einer polirten Silberplatte nie gleichkommen kann. Um dem abzuhelfen, kam 1847 Niepce de Saint-Victor, Neffe des ältern Niepce, auf die Idee, das Jodsilber mit einem Eiweißüberzuge auf Glasplatten zu befestigen. Dies Verfahren liefert sehr feine, kräftige Bilder und wird jetzt vorzugsweise zu Stereoskopen angewendet. Endlich 1851 wurde de

Grundstein zu der vorzüglichsten aller Verfahrungsweisen gelegt, indem Legray in Paris und Archer in England das Collodium (s. d.) als Mittel anwendeten, um die lichtempfindliche Silbersalzschicht auf Glasplatten zu befestigen. Das Collodium ist dem Eiweiß bei weitem vorzuziehen, weil es sehr schnell auf der Platte zu einer hinreichend consistenten Schicht erstarrt. Man kann übrigens die Collodiumschicht verwenden, sowol solange sie noch feucht ist, als auch vollständig getrocknet und längere Zeit im Vorrath aufbewahrt, und unterscheidet demnach sog. «feuchte» und «trockene» Collodiumverfahren. Eine bedeutende Verbesserung des Collodiumverfahrens durch Anwendung von überschüssigem Alkohol zur Lösung der Schießbaumwolle hat man Sutton in Jersey 1858 zu danken, und eins der besten trockenen Verfahren unter Anwendung von Tannin zur Präservirung der Collodiumschicht veröffentlichte 1861 Major Russell. Durch die Bemühungen vieler Praktiker und Gelehrten ist das Collodiumverfahren jetzt nicht nur das am leichtesten zu erlernende, sondern es gibt auch die schönsten Resultate bei Anfertigung der negativen Bilder. Für die Anfertigung der positiven Abzüge ist das Talbot'sche Verfahren auf Chlorsilberpapier, wenn auch wesentlich verbessert, immer noch das gebräuchlichste; doch scheint sich auch das schon 1838 von Ponton angegebene, von Poitevin und Swan wesentlich verbesserte Kohle- oder Tuschverfahren immer mehr Bahn brechen zu wollen. Es beruht diese Methode auf der Eigenschaft einer mit doppeltchromsaurem Kali versetzten Leimschicht, durch Lichtwirkung in heißem Wasser unlöslich zu werden, sodaß eine solche, zugleich durch Ruß oder Tusche schwarz gefärbte, auf Papier oder eine sonstige Unterlage ausgebreitete Leimschicht nach dem Belichten unter einem passenden Negativ nur da in heißem Wasser sich löst und weißes Papier hervortreten läßt, wo sie durch die dunklen Stellen des Negativs vor dem Licht geschützt war. Befestigt man eine so präparirte Leimschicht auf einer Porzellanfläche, so kann man, wenn der dem Leim beigemischte Farbestoff unverbrennlich ist (Uranoxyd u. dgl.), das Bild auf dem Porzellan in der Müffel einbrennen, und man erhält sog. **Emailphotographien.** Erzeugt man ein positives Bild in gleicher Weise auf einem lithographischen Steine oder einer Metallplatte, so kann man dadurch die Platte zum gewöhnlichen Drucke vorbereiten; es ist dies das Verfahren der **Photolithographie, Photozinkographie** u. s. w. Das Wesen der in neuerer Zeit oft besprochenen **Photosculptur** besteht darin, daß man ein Object, z. B. eine Person, von sehr viel verschiedenen Seiten zugleich aufnimmt und durch starkes Licht die Schatten dieser Bilder von ebenso viel verschiedenen Seiten her auf einen Thonblock wirft, sodaß der Bildhauer dadurch in den Stand gesetzt ist, die Statue der Person, freilich nur sehr im Groben und in den ersten Umrissen, zu modelliren. Auch hiervon abgesehen, ist die P. in kunstgeübter Hand ein unübertreffliches graphisches Darstellungsmittel, ja selbst eine Kunst, und hat sowol für die Wissenschaft wie für das praktische Leben den größten Werth.

Photometer heißt das Instrument, welches zur Abmessung der Intensitäten des Lichts leuchtender Körper dient. Unter den verschiedenen Arten ist das sog. Rumford'sche P., das eigentlich schon Lambert (1760) angegeben hatte, das einfachste. Dasselbe besteht im wesentlichen aus einer vertical stehenden weißen, mit Papier überzogenen Fläche, vor welcher in der Entfernung von einigen Zollen ein etwa ½ Zoll dicker cylindrischer Stab aufgestellt ist. Will man die Helligkeit zweier Lichter miteinander vergleichen, so stellt man sie so hinter den Stab, daß derselbe zwei Schatten auf die weiße Fläche wirft, von denen jeder nur von dem einen Lichte beleuchtet wird, und entfernt dann die eine oder die andere Lichtquelle so weit vom Stabe, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. In diesem Falle verhalten sich die Lichtstärken wie die Quadrate der Abstände der leuchtenden Körper von der Fläche. Bouguer und Ritchie bestimmten die Lichtstärke zweier leuchtender Körper durch die Stärke der Beleuchtung, die dadurch einer weißen Fläche zutheil wird. Wollaston schlug vor, das Sonnenlicht von einer kleinen spiegelnden Glaskugel zurückwerfen zu lassen und dieses mit dem bloßen Auge oder mit dem Fernrohre beobachtete Bild mit dem Bilde einer Lichtflamme zu vergleichen, ein Verfahren, das zur Vergleichung der Sonne mit einem Sterne diente. Lampadius maß die Lichtstärke nach der Dicke der Körper, z. B. Hornscheiben, die das zu prüfende Licht nicht mehr in einer vom Auge bemerkbaren Quantität durchlassen, Leslie nach seiner erwärmenden Kraft, Saussure und Landriani endlich nach seinen chem. Wirkungen. Leslie's P. ist eigentlich ein Differentialthermometer, das Ritchie verbesserte. In allgemeinen Gebrauch ist neben dem schon erwähnten Rumford'schen nur das von Bunsen angegebene P. gekommen, bei welchem die Vorder- und Hinterseite eines und desselben Papierschirms von den zu vergleichenden Flammen beleuchtet werden und man die gleichstarke Beleuchtung dadurch erkennt, daß alsdann ein in dem Papier befindlicher kleiner Fettfleck für das Auge verschwindet.

Phraseologie (griech.) heißt theils die Lehre von den Redensarten oder Phrasen einer Sprache, theils eine Sammlung solcher Redensarten. Sowie nämlich jede Sprache in gewissen Wortfügungen, Wendungen u. s. w. einen eigenthümlichen Charakter zeigt, so besitzt sie auch gewisse Redensarten oder Arten des Ausdrucks, die ihr ausschließend angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden können. Schon in frühern Zeiten hat man daher besonders von der griech. und lat. Sprache, als man diese in den Schulen zu lehren anfing, solche Sammlungen unter dem Titel «Phraseologia Graeca» oder «Phraseologia Latina» veranstaltet. Uebrigens bezeichnet man mit dem Ausdruck Phrase sehr häufig im verächtlichen Sinne eine hohle oder nichtssagende, obwol schönklingende Redensart.

Phrenesie oder Phrenitis (griech.) nennt man in der ältern Medicin bald allgemeiner jede hitzige, mit heftigem Irrereden, beziehentlich Toben verbundene Gehirnaffection, bald im engern Sinne die Gehirnentzündung. Am häufigsten treten mit solchen phrenitischen Symptomen die Entzündungen der Hirnhäute (meningitis), besonders an dem obern, convexen Theile der Hirnoberfläche auf (meningitis convexitatis), außerdem aber auch Typhus, Säuferwahnsinn, acute Tuberculose und andere hitzige Krankheiten. Man bezeichnet auch manchmal mit P. die Geisteskrankheit, wofür jedoch Phrenopathie richtiger und gebräuchlicher ist.

Phrenologie (vom griech. phren, Zwerchfell, dann Geist, Sinn) ist der neuere Name für die von Gall (s. d.) in die Wissenschaft eingeführte Vergleichung der geistigen Kräfte der Thiere und Menschen mit deren Schädelformen (daher Schädellehre, Kranioskopie oder Kraniologie). Dieselbe bezweckt eine wissenschaftliche und diagnostische Feststellung der Verrichtungen des Gehirns, gegründet einerseits auf genaues Studium der Anthropologie, Beobachtung der Menschen und Thiere in ihren verschiedenen Situationen, mit Berücksichtigung der Neigungen des Thieres, der pathol. Beobachtungen an Gehirn- und Geisteskranken u. s. w., andererseits auf genaues und vielfaches Studium der Hirn- und Schädelformen, auf tüchtige anatom.-physiol. Untersuchungen des Gehirns von Thieren und Menschen, Gesunden und Kranken. Von Spurzheim weiter ausgebildet, stellte diese Gehirnlehre der Hauptsache nach folgende Grundsätze auf. Das Organ des Geistes, ohne welches eine Aeußerung geistiger Thätigkeit nicht stattfinden kann, ist das Gehirn. Das Gehirn erzeugt jedoch die Aeußerungen geistiger Thätigkeit nicht als ein einziges, mit allen seinen Theilen allemal vereint wirkendes Organ, sondern als eine nur zu einem Organe verbundene Mehrheit von Organen, welche verschiedenen geistigen Fähigkeiten als Substrat dienen. Die geistigen Fähigkeiten treten hervor, nehmen zu oder werden geringer, je nachdem die sie vertretenden Hirntheile sich entwickeln, vergrößern oder verkleinern. Die P. behauptet hiernach, daß die Energie eines Seelenvermögens (z. B. der Kindesliebe, des Eigenthums- oder des Bekämpfungstriebes) in gleichem Verhältnisse zu der räumlichen Entwickelung der betreffenden Hirnpartie stehe, daß die letztern (die sog. Organe) durch ihre Größe auf die äußere Form der Schädelknochen wirken, und daß man insbesondere an gewissen Erhabenheiten (Hervorragungen, Buckeln) oder Vertiefungen der Schädeldecke das Vorhandensein oder Mangeln gewisser Seelenvermögen (gewisser geistiger Anlagen oder Grundkräfte des Geistes) unterscheiden könne. Solcher Grundkräfte nebst dazugehörigen Hirn- oder Schädelpartien unterscheidet die P. einige 30, wobei sie die Möglichkeit gestattet, daß noch mehrere existiren, und daß in den der äußern Beobachtung entzogenen (innern und untern) Partien des Gehirns noch zu mehrern «Organen» Platz sei. Ein unbefangener Blick auf diese Lehren zeigt, wie in diesen Sätzen einiges Wahre und Wahrscheinliche mit viel Willkürlichem und gewaltigen Sprüngen der Schlußfolgerung vermischt ist. Der Grundgedanke, die Localisation der einzelnen Hirnfähigkeiten zu suchen, ist in keinem Falle zu verwerfen und entspricht vollkommen den Bestrebungen, ja zum Theil den Ergebnissen der exactesten Physiologie. Bisjetzt ist indessen nur der Nachweis einer einzigen Localisirung gelungen, nämlich die der articulirten Sprache, welche nach den Untersuchungen von Broca und andern in der untern Augenwindung des Stirnlappens auf der linken Seite, also in der linken Schläfengegend ihren Sitz hat. Alle übrigen Localisationen der P. sind reine Phantasmagorien, welche nicht auf begründeten Thatsachen beruhen. Am wenigsten fest steht begreiflicherweise der Satz, daß gewisse Schädelerhöhungen bestimmten geistigen Anlagen entsprechen, schon um deswillen nicht, weil die äußern Schädelcontouren den innern Hirncontouren durchaus nicht entsprechen. Die P. hat heutzutage, trotz mancher begeisterter Apostel, wozu in neuerer Zeit namentlich Scheve gehörte, nur wenig Anhänger mehr. Früher wurde sie in Deutschland lebhafter betrieben, namentlich durch den in Deutschland eingebürgerten Engländer Noël, durch den Anatomen Seiler, durch Hirschfeld, Struve u. a. m. Vgl. die Schriften von Gall, Spurzheim, Combe, Chenevix, Broussais, Dimont, Noël u. s. w.

Phrygien, eine Landschaft Kleinasiens, deren Umfang in verschiedenen Zeiten des Alterthums verschieden war. Die **Phrygier** nämlich, welche wahrscheinlich von den alten thraz. und macedon. Brygen abstammen, ließen sich in verschiedenen Abtheilungen ursprünglich in der Gegend von Nicäa am Flusse Sangarius nieder und breiteten sich von da allmählich weiter nach Süden aus, sodaß zur Zeit der Perser nördlich Paphlagonien, östlich der Fluß Halys, Kappadocien und Lykaonien, südlich das Taurusgebirge die Grenze ihrer Wohnsitze bildeten und der ganze Landstrich den Namen **Großphrygien** erhielt. Ein anderer Theil dehnte sich aber ebenfalls schon frühzeitig gegen Westen bis an den Hellespont und an die Südküste der Propontis aus, wurde von jenem durch die Landschaft Mysien getrennt und P. am **Hellespont**, später, auf das Gebiet von Troas beschränkt, **Kleinphrygien** genannt. Was die Geschichte dieser Nation anlangt, so hatte sie anfangs eigene Könige, bei denen die Namen Gordius und Midas (s. d.) fortwährend wechseln. Sie litt seit der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. durch wiederholte Einfälle der Kimmerier, wurde hierauf von Krösus, dann von dem ältern Cyrus erobert und theilte zuletzt die Schicksale der aus Alexander's großer Monarchie entstandenen kleinern Reiche. Der größte Theil des Landes wurde 130 v. Chr. als röm. Provinz zu Asia propria geschlagen. Von der alten nationalen Cultur der Phrygier legen jetzt nur noch die Grabmäler der Könige (darunter einige mit Inschriften in einem eigenthümlichen, dem griechischen nahe verwandten Alphabet) Zeugniß ab. Wie bedeutend diese Cultur war, beweist namentlich der Umstand, daß die Griechen in alten Zeiten auf religiösem wie auf künstlerischem Gebiete gar manches von ihnen entlehnt haben: so die orgiastischen Culte der Kybele und des Dionysos und die Flötenmusik. In späterer Zeit, wo P. namentlich viele Sklaven lieferte, standen die Phrygier bei Griechen und Römern im Rufe der Trägheit und Dummheit. Spätere Dichter gebrauchen «Phrygisch» sehr häufig für «Trojanisch». Die phrygische Tonart war von enthusiastischem, kriegerischem Charakter, während man jetzt darunter mehr eine weiche, klagende Tonart versteht. Die **Phrygische Mütze**, auf Kunstdenkmälern eine nach vorn herabfallende Kopfbedeckung, galt in der Französischen Revolution als Symbol des Jacobinerthums. Vgl. Haase's Artikel «Phrygien» in Ersch's und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie» (Sect. 3, Bd. 24).

Phryne, eine der berühmtesten griech. Hetären, deren wahrer Name Mnesarete gewesen sein soll, war aus Thespiä in Böotien gebürtig, wo sie sich durch einen Handel mit Kapern dürftig nährte. Schon in der ersten Blüte ihrer Jugend kam sie nach Athen, wo sie die Entfaltung ihrer Reize zu einem einträglichen Gewerbe benutzte. Bald wurden der Bildhauer Praxiteles und der Redner Hyperides ihre Verehrer, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verherrlichte, dieser durch die kühne Enthüllung ihrer Reize den Richtern, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus beschuldigt hatte, ein günstiges Urtheil abzugewinnen wußte. Dieses Ereigniß entschied für ihren Ruhm. Von jetzt an verhüllte sie ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen nur um einen hohen Preis. Wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um ihren Reizen eine neue Wendung zu geben. Sie hatte es für unmöglich gehalten, daß ein Sterblicher die freiwillige Anerbietung ihrer Reize verschmähen könne. Doch fand sie einen solchen in dem durch seine strenge Tugend bekannten Philosophen Xenokrates (s. d.), an dessen Standhaftigkeit alle Versuche der Verführung, die sie infolge einer Wette machte, scheiterten, sodaß sie bei ihrer Rückkehr von ihm die Aeußerung that, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst noch im Alter sah sie einen Kreis von Anbetern um sich, die den eiteln Ruhm, ihre Gunst genossen zu haben, mit schweren Summen bezahlten.

Phrynichus aus Athen, der Schüler und Nachfolger des Thespis (s. d.), einer der ersten Begründer der tragischen Kunst bei den Griechen, gewann bereits 511 v. Chr. zum ersten mal den Siegespreis im Trauerspiele. Noch einmal erscheint er 476 v. Chr. als Sieger auf der Bühne. Er starb im hohen Alter, vielleicht zu Syrakus am Hofe des Hiero. Den scenischen Apparat vervollkommnete er durch Einführung von Frauenmasken, und seine Chorlieder, über die sich selbst Aristophanes lobend ausspricht, wurden noch lange Zeit im Munde des Volks gehört, als seine Trauerspiele durch das Auftreten des Aeschylus und Sophokles in Vergessenheit gekommen waren. Unter den einzelnen Stücken, die sämmtlich verloren gegangen sind, erwähnen die Alten «Die Phönissen» besonders und die «Einnahme von Milet», bei deren Aufführung kein Zuschauer sich der Thränen enthalten konnte, obgleich der Dichter selbst deshalb hart bestraft wurde, weil er einheimisches Unglück dargestellt hatte. — Außer diesem gab es auch einen Lustspieldichter gleiches Namens, einen Zeitgenossen und Nebenbuhler des Aristophanes, und

einen treulosen atheniſchen Feldherrn, Gegner des Alcibiades, der die Schreckensherrſchaft der Vierhundert herbeiführte und endlich unter den Dolchen der Demokraten fiel. — Bekannter iſt der ſpätere griech. Grammatiker und Sophiſt P., mit dem Beinamen Arabius, der aus Bithynien gebürtig war und um 180 n. Chr. ein großes rhetoriſches Werk in 37 Büchern, woraus Bekker in den «Anecdota Graeca» (Bd. 1, Berl. 1814) einiges mitgetheilt, und die «Eclogae nominum et verborum Atticorum» verfaßte, die Lobeck (Lpz. 1820) herausgegeben hat.

Phtha, hieroglyphiſch Ptah, ein ägypt. Gott, der von den Griechen mit ihrem Hephäſtos verglichen wurde. Er war urſprünglich der Localgott von Memphis, der Reſidenz der ägypt. Könige während des größten Theils des Alten Reichs und neben Theben auch im Neuen Reiche. Daher wurde ſein Cultus früh über ganz Aegypten verbreitet und ſein Name in der unterägypt. Mythologie an die Spitze der ſieben großen Götter der erſten Götterdynaſtie geſtellt. Sein von Menes, dem erſten hiſtor. Könige Aegyptens, zu Memphis zugleich mit der Stadt gegründeter Tempel war der größte und prächtigſte des ganzen Landes, den des Ammon von Theben vielleicht nicht ausgenommen. Die Begleiterinnen des P. auf den Denkmälern ſind vornehmlich die Neith (Athene), die Localgöttin von Saïs, und die löwenköpfige Pacht, welche mit der Artemis verglichen wurde. Sohn von ihm heißt der Gott Imhotep, griech. Imuthis genannt. P. pflegt mit einer anliegenden Kappe und als Mumie eingewickelt dargeſtellt zu werden; doch erſcheint er auch in andern Formen.

Phthiſis (griech.), Schwindſucht, Auszehrung, iſt der Zuſtand, bei welchem unter Fieber und Ausſcheidung eiteriger Subſtanzen raſche Abmagerung ſtatthat, bedeutet alſo ſo viel wie Hektik und wird ſehr häufig gleichbedeutend mit Tuberculoſe oder Lungenſchwindſucht (ſ. d.) gebraucht, bei welcher dieſer Zuſtand ſehr ſtark auftritt. Die ſchnelle Abmagerung ohne Ausſcheidung eiteriger Maſſen nennt man auch Darrſucht, Tabes. Manche nennen auch die eiterige Zerſtörung der Organe (Auge, Niere, Gehirn) P., im Gegenſatz zum einfachen Schwunde (Atrophie) derſelben.

Phull (Karl Ludwig, Baron von), ruſſ. General, Sohn des wirtemb. Generals und Oberbefehlshabers der ſchwäb. Kreistruppen, Auguſt von P., wurde in der Karlsſchule zu Stuttgart erzogen und trat bald aus wirtemb. in preuß. Dienſte über. 1805 war er der älteſte Lieutenant im neuorganiſirten Generalſtabe. Dann kam er, dem Herzoge von Braunſchweig misliebig, in die Suite des Königs, ging aber ſchon 1806 in ruſſ. Dienſte, wo ihn Kaiſer Alexander, durch den ihm vorangegangenen Ruf bewogen, zu ſeinem Lehrer in der Kriegskunſt wählte und ſeinen Rath über die gegen Napoleon zu ergreifenden Operationen hörte. So hatte P. ſchon 1811 Conferenzen darüber mit dem Miniſter des Auswärtigen, Romanzow, und dem Kriegsminiſter Araktſchejew, 1812 wiederum eine andere, welcher der preuß. General von Kneſebeck (ſ. d.) beiwohnte. P.'s Kriegsplan, der ſich auf das verſchanzte Lager von Driſſa ſtützte, was von falſchen Vorausſetzungen, beſonders über Napoleon's Charakter und Kriegführung ausging, ſtimmte im weſentlichen mit dem von Kneſebeck entworfenen: Zeit und Raum, die Tiefe des Reichs und das Klima zur Defenſive zu benutzen, vollkommen überein. Der Kaiſer hörte jedoch beide nur an. Aus Toll's «Denkwürdigkeiten» geht vielmehr hervor, daß kein vorbedachter Kriegsplan, ſondern die Gewalt der Ereigniſſe die ruſſ. Operationen von 1812 geleitet hat, obgleich ein erſt 1852 veröffentlichtes Schreiben Kaiſer Alexander's an P. vom Herbſt 1813 dieſem die Ehre, wol aus alter Anhänglichkeit, gibt. Die Ruſſen legten aber P. alle erſten Unfälle zur Laſt, und er ward bald ſo verhaßt, daß der Kaiſer, ſchwankend geworden in ſeinem Vertrauen, ihn nicht mehr zu befragen wagte, obgleich P. im kaiſerl. Hauptquartier blieb. Erſt als man P. immer lauter Verrath ſchuld gab, wurde er nach Petersburg zurückgerufen, von wo er heimlich nach England ging. Nach dem Frieden ernannte ihn Kaiſer Alexander zum Geſandten im Haag, wo er einige Jahre blieb. 1820 nahm er aber ſeinen Abſchied und lebte erſt in Berlin, dann in Stuttgart, wo er 25. April 1826 ſtarb. Er war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und durchdringendem Verſtande, aber abſtoßend, heftig und reizbar und wenig praktiſch. Sein bedeutender ſchriftlicher Nachlaß wurde gleich nach ſeinem Tode auf Reclamation des ruſſ. Geſandten verſiegelt und dieſem ausgehändigt, daher wenige von ſeinen Schriften veröffentlicht worden ſind. Erſt ſpäter gab Oberſt von Batz, Adjutant des Königs von Wirtemberg, ein ihm bald nach P.'s Tode geſchenktes werthvolles Manuſcript erſt deutſch (Stuttg. 1852), dann in der franz. Urſchrift unter dem Titel «Essai d'un système, pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, etc.» (Lpz. 1853) heraus.

Phyle, d. i. Stamm, Zunft, hieß bei den Griechen eine durch Gemeinſamkeit der Abſtammung zuſammengehaltene Abtheilung der bürgerlichen Bevölkerung eines Landes (lat. Tribus).

Solcher P. finden sich seit den ältesten Zeiten in den dorischen Staaten, wie Sparta, drei: Hylleer, Dymanen und Pamphyler, in den ionischen, wie Attila, vier: Geleonten, Hopleten, Ergadeer und Aegiloreer. Diese letztern sind, da sie offenbar nach der Beschäftigung und bürgerlichen Stellung ihrer Mitglieder benannt (Geleontes: Adeliche; Hopletes: Krieger; Ergadeis: Bauern; Aegiloreis: Hirten), als eine Art Kasten, wenn auch ohne die strenge Sonderung, wie wir sie in Aegypten und Indien finden, aufzufassen. In Athen wurden diese vier alten ionischen P. 510 v. Chr. durch Kleisthenes abgeschafft und dafür zehn nach altattischen Heroen (den sog. Eponymen) benannte eingeführt: Erechtheis, Aegeïs, Pandionis, Leontis, Akamantis, Oineïs, Kekropis, Hippothoontis, Aeantis, Antiochis. Jeder dieser P. wurde eine bestimmte Anzahl Gemeinden (Demen) zugewiesen. An der Spitze jeder P. stand ursprünglich ein Phylarchos, dem aber später nur das Commando über das von jeder P. zu stellende Reitergeschwader blieb; für die Civilgeschäfte erscheint statt seiner ein Epimeletes, der die Versammlungen der Phyleten (Mitglieder einer P.) zu veranstalten und zu leiten und besonders für die Ausstattung und Einübung der Chöre, welche je von einer P. zu den musikalischen und dramatischen Aufführungen an den Götterfesten gestellt wurden, Sorge zu tragen hatte. 307 v. Chr. wurden zu den zehn Kleisthenischen zwei neue P. hinzugefügt und zu Ehren des Demetrios Poliorketes und seines Vaters Antigonos Antigonis und Demetrias genannt, später zu Ehren der Könige Ptolemäos Philadelphos von Aegypten und Attalos I. von Pergamon in Ptolemaïs und Attalis umgetauft. Unter Kaiser Hadrian kam endlich noch eine dreizehnte P., Hadrianis, hinzu. Jede P. stellte 50 Mitglieder in den Rath (Bule), der daher zur Zeit der zehn P. aus 500, zur Zeit der zwölf P. aus 600 Mitgliedern bestand; bei der Einführung der dreizehnten P. wurde er wieder auf 500 (wol genauer 520, 40 aus jeder P.) beschränkt. Vgl. Kutorga, «Essai sur l'organisation de la tribu dans l'antiquité» (Par. 1839); Haase, «Die athenische Stammverfassung» (Bresl. 1857).

Physharmonica heißt ein Tasteninstrument, dessen Töne durch Metallzungen, welche mittels eines Luftstromes in Schwingung gesetzt werden, entstehen, und das angeblich erfunden (um 1826) oder wenigstens in Umlauf gesetzt worden ist durch Anton Häckel in Wien. Der Umfang der Klaviatur beträgt vier Octaven oder etwas darüber, von C 8 Fuß an; mittels verschiedener Register kommen aber bei größern Instrumenten noch eine 16- und 4-Fußoctave hinzu, wobei die tiefen Töne durch Beschwerung der Zungen mit Bleigewichten herausgebracht werden. Die Blasbälge, deren zwei vorhanden, werden vom Spieler selbst mit den Füßen regiert, und der stärkere Druck des Fußes erzeugt natürlich ein Crescendo des Tones. Die Fülle des orgelartigen Klanges ist im Verhältniß zur Kleinheit des Instruments sehr bedeutend, doch trägt der Ton weniger in die Ferne, und die Stimmung ist sehr wandelbar. Um die Intonation der Zungen präciser und rascher zu machen, verbindet man mit dem Windmechanismus häufig noch ein Hammerwerk. Vermöge dessen schlägt beim Niederdruck der Taste der Hammer sanft an die Zunge, diese schon etwas in Schwingung setzend und dem Winde die Arbeit erleichternd. Im ganzen eignet sich die P. mehr zum mäßig bewegten, gebundenen Vortrag als zu schnellen Sätzen.

Physik bezeichnet in weiterer Bedeutung denjenigen Theil der Naturwissenschaft, welcher sich mit der Auffindung der Gesetze beschäftigt, nach welchen die verschiedenen Körper sich bilden und in ihren Formen und Zusammensetzungen sowie in ihren Beziehungen gegen andere, nähere oder entferntere, verändern. In diesem Sinne umfaßt die P. die Physiologie (s. d.), die Chemie (s. d.) und die P. im engern Sinne. Diese letztere, die hier allein in Betracht kommt, behandelt alle diejenigen Veränderungen in den Formen und den Beziehungen der unorganischen Körper, welche ohne einen Wechsel der stofflichen Zusammensetzung eintreten, und sucht die Gesetze für dieselben aufzustellen. Zur Erreichung dieses Zieles schlägt die P. einen zweifachen Weg ein, den der bloßen Beobachtung und den des Versuchs oder des Experiments. Während bei der bloßen Beobachtung der Physiker den einzelnen Erscheinungen, wie sie ihm gerade die Natur in einer gewissen Reihenfolge vorführt, mit Aufmerksamkeit folgt und ihren Zusammenhang zu erkennen sucht, greift er beim Versuch selbständig in den natürlichen Verlauf der Vorgänge ein und läßt, um die Wirkungsweise der einzelnen Kräfte deutlicher darzulegen, die Körper unter Zuständen und Verhältnissen aufeinander wirken, unter welchen sie die Natur im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu jener Zeit nicht, ja selbst wol niemals zusammengeführt haben würde. Mit Hülfe der Mathematik lassen sich dann aus den an künstlichen Vorrichtungen wahrgenommenen Erscheinungen die Gesetze der Wirkungsweise der zu Grunde liegenden Kräfte herleiten.

Wenn auch die Bestrebungen zu einem Anfange der P. bis auf die alten ionischen Philosophen (Thales, Anaximenes u. s. w.) zurückgehen, so ist doch der Gewinn, den das Alterthum

dieser Wissenschaft gebracht hat, ein sehr geringer gewesen. Die alten Philosophen glaubten im allgemeinen, entgegengesetzt der Methode der heutigen Naturforschung, schneller ans Ziel zu gelangen, wenn sie, von einem allgemeinen Principe ausgehend, das Wesen der Dinge zu erkennen versuchten. Das Experiment, als Prüfstein des richtigen Vorschreitens, blieb ihnen um so mehr fremd, als ihre Ideen zum großen Theil sehr unbestimmt waren und eben deshalb eine Anwendung auf die Wirklichkeit nicht gestatteten. Sobald klare Ideen mit dem Experiment sich verbanden, wie bei den Untersuchungen des Archimedes über den Hebel und das Verhalten der in Wasser eingetauchten Körper, mußte man sofort zur Auffindung der wahren Gesetze gelangen. Außer jenen erwähnten Arbeiten des Archimedes sind aus dem Alterthum nur noch die Optik des Euklid, die auf Flüssigkeiten sich beziehende Schrift des Hero von Alexandrien sowie die, namentlich von seiten der pythagorischen Schule ausgeführten Untersuchungen über die Tonverhältnisse erwähnenswerth. Aber auch das Mittelalter hat die Entwickelung der P. nicht gefördert. Zu dem Mangel an mathem. Kenntnissen trat damals in der christl. Welt noch die alle Kreise umfassende Herrschaft der Kirche und der in ihrem Dienste stehenden scholastischen Philosophie, während andererseits die Araber, so sorgfältig sie auch die Lehren des Alterthums bewahrt haben, doch nicht hinreichende geistige Freiheit und Kraft zu einer selbständigen Entwickelung der Wissenschaft besaßen. Der von den Arabern herrührende Gewinn beschränkt sich auf einige wenige Sätze der Optik, die mit der von ihnen vorzugsweise gepflegten Astronomie im Zusammenhange standen. Erst mit dem allgemeinen Wiedererwachen der Wissenschaften beginnt auch für die P. nach und nach der Tag anzubrechen. Als erster siegreicher Kampf gegen die Autorität der frühern Lehre erscheint die Aufstellung des neuen Sonnensystems durch Kopernicus. Vor allem aber war es Galilei, der zuerst in strenger Weise den Weg des Versuchs einschlug und dessen Bedeutung für eine erfolgreiche Erforschung der Natur durch seine eigenen glänzenden Entdeckungen in der Lehre von der Bewegung der Körper und vom Lichte nachwies. Fast gleichzeitig unternahm Gilbert in England eine experimentelle Untersuchung der magnetischen Kraft, bei welcher er auch die Anfänge der Elektricitätslehre schuf, und entdeckte Kepler die Gesetze der Bewegung der Planeten in ihrem Laufe um die Sonne. War bis dahin die Forschung vorzugsweise auf die Aufstellung der Gesetze, denen die Erscheinungen in der Natur folgen, gerichtet, so begann man bald auch nach den Gründen zu fragen, welche jene Erscheinungen bedingen. Indeß traten Mangel an Ausbildung der Mathematik, namentlich der Mechanik, besonders aber auch der damals noch sehr beschränkte Kreis genau beobachteter Erscheinungen als wesentliche Hindernisse einer erfolgreichen Entwickelung der P. nach dieser Seite hin entgegen, wie dies der von Descartes in seinen «Principia philosophiae» gemachte Versuch einer Erklärung der Naturerscheinungen beweist. Unterdeß schritt aber die Kenntniß der Thatsachen ohne Unterbrechung vorwärts. Descartes gab das wahre Gesetz für die Brechung des Lichts. Otto von Guericke berichtigte und erweiterte durch die Erfindung der Luftpumpe die Kenntniß der Eigenschaften der Gase und zeigte die wichtigsten Eigenschaften der elektrischen Kraft, die jedoch von seinen Zeitgenossen nicht verstanden wurden. Huyghens führte die von Galilei begonnenen Untersuchungen über das Pendel weiter und benutzte dieses zur Regulirung der Uhren, lehrte auch die Gesetze der Centrifugalkraft und des Stoßes kennen. Für die Optik schuf derselbe die Grundlage der gegenwärtig geltenden Theorie, wonach das Licht in Schwingungen der leuchtenden Theilchen besteht, die durch entsprechende Bewegungen eines sehr feinen Mediums (des Aethers) fortgepflanzt werden, und machte davon eine glückliche Anwendung zur Erklärung der Doppelbrechung des Lichts.

Eine neue Epoche begann für die P. mit der Aufstellung des Gravitationsgesetzes durch Newton. Aus dem Satze, daß alle materiellen Körper sich proportional ihren Massen, aber umgekehrt proportional den Quadraten ihres Abstandes anziehen, leitete Newton die von Kepler den Beobachtungen entlehnten Gesetze der Planetenbewegung her und zeigte in jener Anziehung den Grund der sog. Störungen in dem Laufe der Planeten und ihrer Satelliten. Ferner benutzte er diese zur Erklärung der Gestalt unserer Erde und der Ungleichheit der Schwerkraft an den verschiedenen Punkten ihrer Oberfläche sowie zur Erklärung der Präcession der Nachtgleichen, der Regression des Saturnusringes und der Entstehung von Ebbe und Flut auf unserer Erde. Die Optik förderte Newton durch genaue Beobachtungen über die verschiedene Brechbarkeit der Strahlen und die Farben dünner Blättchen, mußte aber, weil er die von Huyghens gegebenen Grundlagen der Vibrationstheorie nicht annahm (obwol gerade ein Theil seiner eigenen Untersuchungen darauf hinwies), sondern der sog. Emanationstheorie den Vorzug gab, die wesentliche Erweiterung der Lichttheorie spätern Physikern überlassen. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die Elektricitätslehre rasch vorzuschreiten. Nachdem Grey 1729 den Unter-

schied zwischen den verschiedenen Substanzen als Leiter und Nichtleiter (Isolatoren) entdeckt hatte, wies 1733 Dufay das Vorhandensein zweier verschiedener Modificationen der elektrischen Kraft, der sog. positiven und negativen Elektricität, nach, deren Auftreten Franklin durch eine größere oder geringere Anhäufung des elektrischen Fluidums glaubte erklären zu können. Nach dieser Auffassung bildete Franklin sich eine wenigstens nicht unangemessene Theorie über elektrische Ladung und Entladung, die ihn, wenn auch nicht auf strengem Wege, zu der Erklärung des Blitzes als eines elektrischen Funkens führte. Die speciellen Gesetze über die Anziehungen und Abstoßungen elektrischer und magnetischer Massen gab in dem vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Coulomb. In der Wärmelehre wurde die Ausdehnung der Körper, besonders der Gase und Flüssigkeiten, seit dem Ende des 17. Jahrh. zur Messung der Temperatur benutzt; doch dauerte es noch sehr lange, ehe das Thermometer ein wahres Maßinstrument wurde. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkannte man, daß zum Erhitzen gleichgroßer Massen chemisch differenter Substanzen verschiedene Wärmemengen (specifische Wärme) erforderlich sind, sowie daß beim Uebergange des festen Zustandes in den flüssigen und ebenso des flüssigen in den gasförmigen eine gewisse Wärmemenge gebunden (Black's latente Wärme) und bei dem Rückwärtsgehen aus dem gasförmigen in den flüssigen und festen Zustand dieselbe Wärmemenge wieder frei wird. Auch die Ansichten über die Dampfbildung klärten sich immer mehr, sodaß Dalton zu Anfange des laufenden Jahrhunderts eine richtige Darstellung ihres Verhaltens zu geben vermochte. Ein ganz neues Feld eröffnete sich der Elektricität durch die unerwartete Entdeckung (1791) Galvani's (der Erregung von Zuckungen in frischgetödteten Fröschen durch Belegungen aus zwei verschiedenen Metallen), die Volta mittels des von ihm construirten Condensators zur Entdeckung der Contactelektricität sowie zur Construction der nach ihm genannten Säule führten. Nicholson und Carlisle zeigten sehr bald die zersetzende Eigenschaft des Stroms dieser Säule, der für Humphry Davy 1807 das Mittel zur Darstellung der Metalle der Alkalien und Erden wurde. Die magnetischen Eigenschaften eines von einem elektrischen Strome durchflossenen Drahtes fand 1820 Oersted (Elektromagnetismus). Unmittelbar darauf beobachtete Ampère die Einwirkung zweier solcher elektrischer Leitungsdrähte aufeinander (Elektrodynamik), und lehrte Arago durch den elektrischen Strom weiches Eisen magnetisch machen. Dann folgte 1822 die Entdeckung des sog. Thermomagnetismus (der Erzeugung elektrischer Ströme durch Erwärmung einer Verbindungsstelle zweier heterogener Metalle) durch Seebeck. Hieran schloß sich 1832 die Entdeckung der sog. elektrischen Induction durch Faraday, wonach in einem geschlossenen Leiterkreise ein elektrischer Strom entsteht, wenn ihm ein elektrischer Leiter oder ein Magnet genähert oder von ihm entfernt wird, oder wenn in seiner Nähe ein elektrischer Strom oder Magnetismus entsteht oder verschwindet. 1845 zeigte ebenfalls Faraday, daß alle Körper, auch die sog. nichtmagnetischen, eine Einwirkung des Magnetismus, und zwar eine abstoßende (Diamagnetismus) erfahren. Die Kenntniß des Magnetismus unserer Erde war im Laufe dieses Jahrhunderts besonders durch Humboldt, Hansteen, Gauß und W. Weber gefördert worden. Während auf Newton's Autorität gestützt im vorigen Jahrhundert die sog. Emanationstheorie des Lichts die Herrschaft behauptete, mußte sie im Anfange dieses Jahrhunderts dieselbe nach und nach an die bereits von Huyghens in ihren Grundzügen aufgestellte Undulationstheorie abtreten, indem Th. Young und Fresnel durch glänzende Untersuchungen die Unvereinbarkeit der Emanationstheorie mit den Erscheinungen der sog. Interferenz (Farben dünner Blättchen, Beugung u. s. w.) und der von Malus entdeckten Polarisation nebst den zahlreichen dadurch erzeugten, von Arago, Biot und Brewster beobachteten Phänomenen nachwiesen, während die Undulationstheorie diese Erscheinungen ebenso wie die schon länger bekannten optischen Vorgänge mit zum Theil unerwarteter Leichtigkeit erklärte. Der von Seebeck entdeckte Thermomagnetismus gewährte Melloni ein Mittel zur genauern Untersuchung der Erscheinungen der strahlenden Wärme, die sich in allen Beziehungen den Lichtstrahlen analog zeigte; was die Auffassung sämmtlicher Wärmevorgänge als Schwingungserscheinungen der Molecule wahrscheinlich machte. Die Vorstellung von einem innern Zusammenhange der verschiedenen Kräfte führte in den letzten Jahrzehnten zu dem Nachweise, daß eine gewisse Arbeitsleistung einer gewissen Wärmemenge äquivalent ist, sodaß für jede verschwundene Wärmemenge eine gewisse Arbeit geleistet und, umgekehrt, durch jede aufgewandte Arbeit eine entsprechende Wärmemenge erzeugt werden kann (mechan. Wärmetheorie).

Aus den ältern und neuern Lehrbüchern, Sammelwerken und Zeitschriften über die Fortschritte der P. sind hervorzuheben: Biot, «Traité de physique expérimentale et mathématique» (4 Bde., Par. 1816); derselbe, «Lehrbuch der Experimentalphysik» (bearbeitet von

Fechner, 5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1829); Baumgartner, «Naturlehre» (8. Aufl., Wien 1844—45); Pouillet, «Lehrbuch der P. und Meteorologie», deutsch bearbeitet von Müller (2 Bde., Braunschw. 1842; 6. Aufl. 1863—65); Wüllner, «Lehrbuch der Experimentalphysik» (Bd. 1 und 2, Lpz. 1862—65); Gehler's «Wörterbuch der P.» (neue Aufl., 11 Bde., Lpz. 1825—45). Zeitschriften, welche die P. behandeln, sind: Poggendorff's «Annalen der P. und Chemie»; «Annales de chimie et de physique»; «The London philosophical Magazine and Journal of science»; Fechner's «Repertorium der P.» (3 Bde., Lpz. 1832); Dove's «Repertorium der P.» (8 Bde., Berl. 1837 fg.); ferner Berzelius' «Jahresbericht», seit 1847 von Liebig und Kopp fortgesetzt, und «Fortschritte der P.» (herausg. von der physik. Gesellschaft in Berlin seit 1845).

Physikotheologie wurde früher überhaupt die natürliche Theologie im Gegensatze zur geoffenbarten und positiven genannt. Im engern Sinne wird darunter jetzt fast ausschließend der Versuch verstanden, durch die Ordnung, Schönheit und Zweckmäßigkeit der vorliegenden Natur den Glauben an einen weisen, nach Zwecken wirkenden Urheber derselben zu begründen; daher der Name physikotheologischer Beweis für das Dasein Gottes. (S. Teleologie.) Das Ansehen, in welchem dieser Beweis in frühern Zeiten stand, wo ihn namentlich die Engländer und unter den Deutschen Reimarus (s. d.) ausgebildet hatten, wurde zuerst durch Kant erschüttert, indem dieser bemerkte, daß er nicht auf einen Weltschöpfer, sondern höchstens auf einen Weltbaumeister führe. Ueberdies gab er durch die Art, wie er den Begriff des Naturzwecks auffaßte, Veranlassung zu der Annahme einer nicht von einer zwecksetzenden Intelligenz von außen her in die Dinge hineingelegten, sondern nicht beabsichtigten, nur zum Zwecke treffenden, den Dingen einwohnenden (immanenten) Zweckmäßigkeit, welche Auffassung später durch Schelling und Hegel weitergebildet wurde. Dem ältern physikotheol. Beweise war damit der Boden entzogen.

Physiognomie nennt man im weitern Sinne den ganzen Complex der äußern Erscheinung eines beseelten Wesens, welcher einen Schluß auf das Innere desselben gestattet (Gestalt, Geberden, Gang u. s. w.); im engern die eigenthümliche Form und Bewegung des Gesichts. Hierher gehören die Gesichtsbildung, die sich am schärfsten im Profil darstellt, die Gesichtszüge, endlich das Mienenspiel, mag es nun nur vorübergehend oder habituell geworden sein. Die Kunst, aus der Gesichtsbildung und den Bewegungen der Gesichtszüge einen Schluß auf die Gemüthsart und den Charakter zu machen, nennt man daher Physiognomik. Ihr liegt die allgemeine Voraussetzung zu Grunde, daß das Geistige in dem Leiblichen seinen nicht verkennbaren Ausdruck finde. Schon die Formen des Thierreichs tragen verschiedene, dem aufmerksamen Beobachter verständliche Charaktere an sich. Die Kopfbildungen des Wolfs, des Fuchses, des Löwen drücken jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei. Hierauf beruhen die Untersuchungen über die menschliche P., die der Neapolitaner Bapt. della Porta (gest. 1615) anstellte, welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Dieselbe Idee wurde später von W. Tischbein weiter ausgeführt und in neuerer Zeit namentlich von den Franzosen zu höchst ergötzlichen satirischen Darstellungen benutzt. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten ist das menschliche Gesicht. Da jedoch die Naturgesetze, nach welchen sich bestimmte Denkweisen, Gefühle, Begehrungen, Neigungen, Affecte und Charaktereigenschaften in dem menschlichen Antlitz entweder vorübergehend ausprägen, oder ihm oft tiefe, unauslöschliche Züge eingraben, zur Zeit noch unbekannt sind, und alle Schlüsse, welche man in dieser Beziehung von dem Aeußern auf das Innere macht, nur auf ziemlich unvollständigen Inductionen beruhen, so ist der Physiognom immer in Gefahr, in dem einzelnen Falle sich zu irren. Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß es kluge und dumme, verschmitzte und offene Gesichter gibt, wenn es auch nicht immer sicher ist, von einem dummen Gesichte in dem einzelnen Falle auf Dummheit, von einem verschmitzten auf Verschmitztheit u. s. w. zu schließen. Nachdem die physiognomischen Versuche des Thomas Campanella ziemlich in Vergessenheit gerathen waren, erregte Lavater (s. d.) ein großes, aber bald vorübergehendes Interesse für die Physiognomik. Vgl. Camper, «Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge» (aus dem Holländischen von Sömmerring, Berl. 1792); Maaß, «Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie» (Lpz. 1791); Croff, «An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles» (Glasg. 1817); Sihler, «Symbolik des Antlitzes» (Berl. 1829). Karl Gustav Carus gab eine allgemeine «Symbolik der menschlichen Gestalt» (Lpz. 1853; 2. Aufl. 1857) heraus. Die Anhänger der Phrenologie (s. d.) haben häufig versucht, die Physiognomik mit der Kranioskopie in Verbindung zu setzen.

Physiokratisches System, auch Oekonomisches System, nennt man das zweite der drei volkswirthschaftlichen Systeme, welche im Laufe der letzten drei Jahrhunderte aufgestellt und zur

Geltung gebracht worden sind. Nachdem das sog. Mercantilsystem (s. d.) seit Sully's Tode, der auf freierm Standpunkte stand, allgemein angenommen und namentlich durch Colbert in Frankreich consequent zum Nutzen und im Sinne und Geiste der absoluten Monarchie durchgeführt worden war, tauchten hier und da Gegner desselben auf, welche seine Hohlheit und Unrichtigkeit bewiesen und damit François Quesnay (s. d.), dem Begründer des Physiokratischen Systems, den Weg bahnten. Quesnay wies um die Mitte des 18. Jahrh. nach, wie der Reichthum eines Volks keineswegs in der Masse edler Metalle bestehe, welche es bei sich angehäuft habe. Vielmehr fand er, daß die einzige Quelle aller Güter, also auch des Nationalreichthums, der Boden sei, dessen Ertrag die auf den Boden verwendete Arbeit hervorrufe. Neue Güter, behauptete er, bringe nur der Boden hervor. Die Gewerbthätigkeit, der Handel steigern zwar den Werth der vorhandenen, dem Boden entnommenen Producte, aber diese Werthsteigerung findet nur statt infolge und mit Hülfe des Verbrauchs von Bodenerzeugnissen von der Werthsteigerung gleichem Werth. Die eigentliche Erzeugerin aller Güter sei mithin die Natur. Mit Rücksicht auf diesen Satz erhielt das System den Namen des physiokratischen, den Namen ökonomisches aber in Hinblick auf die hohe Bedeutung, welche es der Landwirthschaft beilegte. Gleich Quesnay gab es in Frankreich noch viele intelligente und tüchtige Männer, welche den Ruin des Staats infolge der schlechten herrschenden politischen und volkswirthschaftlichen Systeme hereinbrechen sahen, und sie schlossen sich ihm, der eine einflußreiche Stellung am Hofe als Leibarzt Ludwig's XV. innehatte, an und führten seine Ideen weiter aus. Zu diesen sog. Physiokraten gehörten vorzugsweise Mirabeau (Vater), der schon vor Quesnay das Mercantilsystem scharf angriff und die physiokratische Lehre einleitete, de Gournay, Mercier, Dupont de Nemours, Baudeau Letrosne und namentlich Turgot in Frankreich, Iselin, Mauvillon, Schlettwein, Markgraf Karl Friedrich von Baden in Deutschland, später Garnier, Schmalz, Galyzin, Krug u. s. w. Aus dem Hauptgrundsatze des Systems zog man folgende wichtigere Folgerungen: Da alle gewerblichen und handeltreibenden Arbeiter den Werth der Güter, welche Bodenerzeugnisse sind, nur unter Consumtion einer entsprechenden Masse von Bodenerzeugnissen vermehren können, so gibt es drei Klassen von Staatsbürgern, nämlich 1) productive, solche, welche sich mit der Bodenarbeit beschäftigen und mehr erzeugen als sie brauchen, die Landbauer, 2) die Grundeigenthümer, welche im Besitz des Grund und Bodens sind, und denen eine Entschädigung für die Hergebung des Grundes und Bodens und die Aufwendung von Kosten auf den Boden behufs dessen Urbarmachung und Melioration gebührt, und 3) die unproductive, sterile Klasse aller übrigen Bürger, namentlich der Händler und Industriellen, welche zwar nothwendig und nützlich ist und nicht entbehrt werden kann, aber doch nichts zu produciren vermag. Will man die Vermehrung des Volksreichthums einer Nation während eines Jahres berechnen, so muß man von der Gesammtproduction des Bodens die bei der Bodenarbeit aufzuwendenden einmaligen Kosten sowie die Zinsen und Bestandauslagen der benutzten Gebäude, Ackergeräthschaften, Arbeitsthiere abrechnen. Das, was übrigbleibt, ist nach Abzug desjenigen, was die Grundeigenthümer consumiren, die Summe des neuhinzugekommenen Nationalvermögens. Der Rohertrag eines Grundstücks nach Abzug der Culturkosten ergibt den Reinertrag, den wirklichen Ertrag des Grund und Bodens, welcher dem Bodeneigenthümer gebührt, und der wesentlich mit der Bodenrente (s. d.) zusammenfällt. Damit der Landbau einschließlich der verwandten Gewerbe sich so entwickeln kann, daß er das Nationalvermögen in größtmöglichster Weise zu vermehren im Stande ist, so müssen alle Schranken, welche ihn einengen, beseitigt werden; jede Hemmung ist ihm und dem Staatsganzen nachtheilig. Aber auch Handel und Industrie müssen von allen Einschränkungen befreit sein, damit sie dem productiven Gewerbe, dem sie zu dienen haben, sich recht nützlich machen können. Handel und Industrie können Steuern nicht übernehmen, da sie nicht productiv sind. Die einzige gerechte und ökonomisch mögliche Steuer ist vielmehr eine solche, welche von dem Reinertrage des Grund und Bodens, den producirten neuen Gütern, als Grundsteuer (s. d.) erhoben wird. Unzweifelhaft ist das Physiokratische System unhaltbar, weil unrichtig. Kapital und gewerbliche Arbeit produciren ebenso gut als Grund und Boden und die auf beide verwendete Arbeit. Dennoch hat das Auftreten dieses Systems außerordentlichen Nutzen gebracht. Die Anhänger desselben stürzten das Mercantilsystem, gaben sich ernstlich eingehenden, tüchtigen wissenschaftlichen Studien hin, erkannten die Misstände der Staatsverwaltung und suchten ihnen Abhülfe zu verschaffen. Ferner strebten sie, Ackerbau, Handel und Industrie nicht nur von den ihnen auferlegten schädlichen Lasten, sondern auch von der Bevormundung des Staats zu befreien und bahnten den weitern Fortschritt auf volkswirthschaftlichem Felde derart an, daß dieser schon binnen wenigen Jahren hervorzutreten vermochte. Die Mängel des

Physiokratischen Systems ergeben sich freilich bald, wenn der Grundirrthum, aus dem sie hervorgehen, erkannt ist, nämlich: daß der Grund und Boden allein mit Hülfe der auf ihn verwendeten Arbeit Güter producirt. Quesnay und seine Schüler verkennen damit die Bedeutung der Arbeit, die alles, was zu den Gütern zählt, erst dazu macht. Sie übersehen infolge dessen namentlich auch die hohe Bedeutung der Industrie, von der sie übrigens ganz unrichtig behaupten, daß ihre Arbeiter den Werth der Güter nur um so viel erhöhen, als sie an Lebensbedürfnissen consumiren. Ebenso berücksichtigen sie nicht die Wichtigkeit des die Production ermöglichenden und fruchtbar machenden Kapitals. Ihr Standpunkt ist demnach ein einseitiger, der sich zwar erklärt, aber nicht aufrecht erhalten werden konnte und deshalb auch bald verlassen werden mußte. Vgl. Kellner, «Zur Geschichte des Physiokratismus» (Gött. 1847).

Physiologie (griech.), ursprünglich gleichbedeutend mit Physik, Naturlehre, bezeichnet die Lehre von den Lebenserscheinungen, und man unterscheidet daher eine P. der Pflanzen und eine der Thiere. Die P. führt die Vorgänge, welche man an lebenden organisirten Wesen beobachtet, auf bekannte physik. und chem. Gesetze zurück, während die Anatomie und Geweblehre den Bau der Organismen, die Entwickelungsgeschichte, die Erzeugung und das Wachsthum nach seiner formellen Seite darstellt. Den Kern der Lebenserscheinungen bilden die chem. Processe (Verdauung, Athmung, Stoffumsatz in den Geweben). Die physikalische P. erforscht entweder den Mechanismus jener Erscheinungen (Blut- und Säftebewegung, Stoffaufnahme in Pflanzen und Thieren) oder beschäftigt sich mit der Darlegung der Thätigkeit der Sinnesorgane. Bei den Thieren kommt ferner noch als mechan. Theil die Erörterung der Vorrichtungen zur Ortsveränderung und die geistige Thätigkeit in Betracht, welche letztere von den Philosophen zum Gegenstande specieller Forschung gemacht worden ist. Die P., jetzt eine ebenbürtige Schwester der übrigen Naturwissenschaften, hat sich erst kräftig entwickeln können, nachdem von der Physik und Chemie die erforderlichen Vorarbeiten gethan worden waren. Die Thierphysiologie datirt etwa von Haller, verdankt ihre wichtigsten Fortschritte in den vorigen Jahrzehnten namentlich Männern wie Joh. Müller und Magendie und findet ihre ausgezeichnetsten Vertreter in den der physik. Seite angehörigen Forschern: Ludwig in Leipzig, Helmholtz in Heidelberg, Claude Bernard in Paris, Matteucci in Florenz, Dubois-Reymond in Berlin, Donders in Leyden u. a. Unter den physiol. Chemikern haben sich früher einen guten Namen gemacht: Simon in Berlin und C. G. Lehmann (gest. 1865 in Jena). In neuester Zeit vertreten diese Disciplin mit gutem Erfolge: Voit und Pettenkofer in München, Hoppe und Seyler in Tübingen und einige Jüngere; doch hat sie ihre größten Fortschritte den Chemikern Liebig und Wöhler, Scherer, Strecker, Städeler, Bayer u. a. zu verdanken. Neben den ältern Lehrbüchern der P. von Joh. Müller und Valentin sind zu nennen die von Ludwig, Hermann, Wundt, Vierordt, Budge. In Bezug auf Pflanzenchemie sind namentlich die Forschungen von W. Knop in Leipzig hervorzuheben. Auch dieser Zweig der Naturwissenschaft verdankt dem Genie Liebig's eine höchst förderliche Anregung.

Phytographie und **Phytonomie**, s. Botanik und Pflanzen.

Piacenza, das alte Placentia (franz. Plaisance), früher ein mit dem Herzogthum Parma (s. d.) vereinigtes Herzogthum, jetzt eine Provinz des Königreichs Italien mit $45^4/_{10}$ Q.-M. und (31. Dec. 1861) 218569 E. Die Hauptstadt P. am Po und an der Eisenbahn von Mailand nach Parma, mit 39318 E., ist befestigt und mit einer starken Citadelle versehen. Sie ist der Sitz eines Bischofs, des Präfecten und eines Tribunals erster Instanz, gut gebaut, reich an Kirchen, unter denen besonders die Kathedrale mit gemalter Kuppel sich auszeichnet, und hat breite, gerade Straßen und schöne öffentliche Plätze, von denen die Piazza-Grande mit dem imposanten Palazzo della Comune und den kolossalen Reiterstatuen Aless. Farnese's und seines Sohnes Ranuccio geziert ist, ein technisches Institut, ein Lyceum, ein Gymnasium und eine technische Schule, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 40000 Bänden und mehrere Hospitäler. Die Stadt wurde insbesondere als Vormauer gegen Hannibal, 218 v. Chr., von den Römern erbaut, dann von den Galliern fast ganz zerstört, von den Römern aber wieder aufgebaut und befestigt. Im Mittelalter, wo hier 1095 und 1132 Kirchenversammlungen gehalten wurden, ward P. abwechselnd von verschiedenen Adelsgeschlechtern beherrscht und kam dann an die Visconti, zuletzt an das Haus Farnese, worauf sie das Schicksal Parmas theilte.

Piacenza (Herzog von), s. Lebrun (Charles François).

Piano (ital.) heißt in der Musik (im Gegensatze von Forte, d. h. stark) schwach oder mit schwachem, und Pianissimo: mit noch schwächerm Tone. Bei dem Wechsel des P. und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erforderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte oder **Fortepiano**, auch Hammerklavier genannt, heißt das bekannte und vielverbreitete Tasten-(Klaviatur-)Saiteninstrument, bei welchem die Erregung der Saitenschwingungen durch Hämmer erfolgt, welche mittels Hebel, deren vordere Enden die Tasten sind, gegen die Saiten geschnellt werden und nach vollzogenem Anschlage sogleich wieder zurückfallen; der Klang der Saite wird außerdem durch einen Dämpfungsmechanismus unterdrückt, sobald der Finger von der Taste genommen ist. Den Namen P. oder Fortepiano führt diese Gattung von Instrumenten, weil ihr Hammerwerk beliebig starkes und schwaches Anschlagen der Saiten gestattet, was bei dem ältern bekielten Klavier (Clavecin) nicht der Fall war; Hammerklavier deswegen, weil der Klang ihrer Saiten durch ein Hammerwerk (nicht durch Tangenten oder Zungen) erregt wird. Alle gegenwärtig gebräuchlichen Klaviatur-Saiteninstrumente, der Flügel, das Quer- oder Tafelpiano und das Pianino, sind Arten des P.; die wesentlichen mechan. Theile wiederholen sich bei allen dreien und sind nur durch manche Bedingungen verschiedenen Modificationen unterworfen. Diese, theils Erregung der Saitenschwingungen und des Klanges, theils Verstärkung und Regulirung des letztern sowie Aufnahme des ganzen Mechanismus bezweckenden Theile sind: Saiten (heutzutage nur von Stahl); Stimmstock mit Zubehör; Anhängeplatte und Rahmen; Resonanzboden mit dem Stege; Mechanik (Hammerwerk, Dämpfung, Tastatur); Kasten. In Hinsicht der Mechanik gibt es zwei Hauptgattungen: die deutsche oder wiener, ohne wesentlich verschiedene Abarten, und die englische, mit zahlreichen Abarten. Bei der deutschen Mechanik befindet sich der Hammer auf dem Tastenhebel selbst, mittels einer seinen Stiel nahe dem Ende durchkreuzenden Achse, in einer auf dem Hebelende der Taste stehenden Messinggabel (Kapsel) sich bewegend. In das schnabelförmige Ende des Hammerstiels greift ein knieartig ausgeschnittenes federndes Hölzchen, der Auslöser. Wird die Taste niedergedrückt, so hebt sich das Hebelende mit dem Hammer, der Schnabel desselben drückt gegen das Knie des Auslösers und der Hammerkopf schnellt gegen die Taste; unmittelbar nach dem Anschlage aber weicht der Auslöser zurück, und der Hammer bleibt nicht an der Saite stehen, sondern fällt wieder in seine Ruhelage. Mit dem Hammer zugleich wird die Dämpfung, ein auf den Saiten eines jeden Tones liegendes Polster, gehoben; verläßt der Finger die Taste, so senkt sich die Dämpfung augenblicklich wieder auf die Saite nieder. Außerdem kann die ganze Dämpfung von allen Saiten zugleich durch ein Pedal (Fortezug) beliebig gehoben und wieder niedergelassen werden. Die engl. Mechanik hat vor der deutschen den Vorzug, daß der Hammer nicht auf dem Tastenhebel sich befindet, sondern von ihm unabhängig an einer besondern Leiste (Hammerstuhl) in einer Achse sich bewegt; auf dem Ende des Tastenhebels befindet sich eine Stoßzunge, welche zugleich Auslöser ist, durch die der Hammer in die Höhe geschnellt wird. Zufolge seiner Unabhängigkeit von der Taste verändert er seinen Anschlagepunkt nicht, sondern trifft die Seite immer genau an derselben Stelle, gleichviel, ob stark oder schwach gespielt wird, während bei der deutschen Mechanik der Hammer bei starkem Anschlage sich etwas nach vorne schiebt, wodurch zwar beim Flügel, dessen Hämmer parallel mit den Saiten gehen, kein Nachtheil entsteht, für das Tafelpiano hingegen die deutsche Mechanik fast unbrauchbar wird, indem beim Staccato der Hammer häufig noch eine Saite des nächsthöhern Tones mitberührt, wodurch natürlich ein sehr häßlicher Misklang entsteht. Pianinos haben nur engl. Mechanik. Erard (s. d.) in Paris ließ der engl. Mechanik eine wesentliche Vervollkommnung zutheil werden; seine sog. Repetitionsmechanik hat den Vortheil, daß der Hammer, nachdem Anschlag und Auslösung geschehen, nicht ganz herabfällt, sondern von einer zweiten Stoßzunge aufgefangen wird, daher aufs neue zum Anschlag gelangen kann, wenn der Finger auch nur ein wenig die Taste in die Höhe gehen läßt und dann wieder niederdrückt. Im Vergleich zur deutschen hat die engl. Mechanik im allgemeinen Vorzüge für den Concertspieler, indem die präcisere Auslösung die Ausführung schwieriger Passagen begünstigt und auch nicht leicht plötzliche Störungen vorkommen können. Bei der deutschen Mechanik treten solche eher ein, und es kann z. B. ein übermäßiger Kraftaufwand des Spielers leicht einen Hammer aus der Kapsel schnellen. Den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit und einer weit leichter und viel weniger kostspielig herzustellenden Reparatur hat übrigens die deutsche Mechanik vor der englischen. Eine eigene Mechanik mit Hammeranschlag von oben statt von unten, wobei also das Hammerwerk nicht unter, sondern über den Saiten liegt, hat man beim Flügel versucht; sie hat aber keine Verbreitung gefunden. Von großer Wichtigkeit für den Klang und die Dauerhaftigkeit desselben ist die Belederung oder Garnitur der Hammerköpfe. Wenn die Belederung zu dick und weich ist, so wird der Klang matt und dumpf, wenn zu hart, spitz und scharf. Neben dem, daß also hierin ein richtiges Verhältniß getroffen werden muß, ist zu beachten, daß alle Hammerköpfe gleiche Elasticität haben, weil sonst eine gleich-

mäßige Scala durchaus unmöglich ist. Ueber den Scheitel des Holzes, welches den Kern des Hammerkopfs bildet, werden zuerst eine oder mehrere Lagen weichen und wohlzubereiteten Leders gezogen, darüber ein ganz dicker und weicher, aus Baum- und Schafwolle gemischt verfertigter Filz, und über diesen Filz mitunter noch amerik. Hirschleder. Pedale (Fußtritte zur Regierung der Dämpfung) sind am Flügel und Pianino meist zwei, für die Dämpfung (Fortezug) und Verschiebung; am Tafelpiano nur eins, für die Dämpfung. Die Verschiebung, wobei die Klaviatur etwas zur Seite gerückt wird (in der Notirung mit una corda angezeigt), sodaß die Hämmer nur an zwei, statt an drei Saiten anschlagen (denn zur Erregung einer größern Schallmasse sind am Flügel und Pianino für jeden Ton meist drei, beim Tafelpiano zwei gleichgestimmte Saiten aufgezogen), läßt sich beim Tafelpiano, seiner schrägliegenden Saiten wegen, nicht anbringen, und andere versuchte Mittel, die Verschiebung zu ersetzen (als Wollenläppchen, welche zwischen den Hammer und die Saiten treten und den Anschlag dämpfen), sind unzulänglich. Der Flügel wird in mehrern Größen gebaut, als Concertflügel mit 3 Ellen Saitenlänge, und als Stutzflügel von etwa auf $3^1/_4$ Ellen verkürzter äußerer Gestalt; namentlich bei deutschem Mechanismus wird auch noch eine Mittelgröße angewendet. Der Concertflügel ist die vollkommenste Art aller Klavier-Saiteninstrumente hinsichts der Stärke und Fülle des Klanges sowie des Gesangreichthums, soweit von letzterm beim P. überhaupt die Rede sein kann; beim Stutzflügel wird die Mensur der Contra- und Kleinoctavsaiten sehr verkürzt, deshalb lassen vollkommene Bässe sich schwer herausbringen. Ursprünglich stellte man in England den ganzen Flügel, den Stimmstock nach oben gewendet, geradeauf (Cabinetflügel, Giraffe). Da derselbe aber für die niedrigen Zimmer der engl. Landhäuser zu hoch erschien, so stutzte man ihn ab, woraus die Cottages, Cottage-Pianos entstanden. Aus der noch weitern Verkürzung des Corpus und der Saiten ging das Pianino (Semi-Cottage, Piccolo) hervor.

Als Grundlage des P. und aller Klavier-Saiteninstrumente überhaupt muß man das Monochord betrachten, welches schon bei den Griechen und später im Abendlande zur Bestimmung der Tonverhältnisse diente. Anfänglich war es nur mit einer Saite bezogen (daher eben Monochord, Einsaiter), welche, durch zwei feste Stege begrenzt, über einen Resonanzkasten hinlief; ein dritter, aber beweglicher Steg diente zur Bestimmung der gewünschten Tonhöhen, indem er über einem auf dem Sangboden verzeichneten Gradmesser hin- und hergeschoben werden konnte und die betreffenden klingenden Theile der Saite abgrenzte. Nach und nach brachte man zur Vermeidung der mühseligen Verschiebung des Steges eine Art Klaviatur mit Stiften an, welche durch Niederdruck von Tasten sich erhoben und die Saite an Stelle des Steges an gewissen Punkten theilten. Hieraus entwickelte sich nach und nach das im ersten Viertel des 16. Jahrh. schon ziemlich vollkommene Klavichord. Das System des Anschlagens und Schnellens der Saiten mit Rabenkielen (beim alten Flügel) scheint vor Mitte des 16. Jahrh. erfunden zu sein; Zarlino verbesserte bereits 1558 die Temperatur des Kielenflügels. Das um 1690 erfundene Pantaleon, dessen Saiten, nach Art des Cymbals oder Hackebrets, mittels frei mit der Hand geführter Hämmer, demnach beliebig stark und schwach angeschlagen werden konnten, mag die erste Anregung gegeben haben, Hämmer statt Tangenten mit einer Klaviatur zu verbinden. Der Paduaner Bartolomeo Cristofali war der erste, durch den ein sinnreicher Hammermechanismus hergestellt wurde, der die Grundlage aller noch heutzutage gebräuchlichen Klaviermechanismen geblieben ist. Dieser Hammermechanismus hatte bereits doppelte Hebel, Auslösung und für jeden Ton einen freien Dämpfer. Fünf Jahre später, um 1716, soll ein Franzose Marius vor der Akademie der Wissenschaften in Paris mit drei Modellen von Hammerklavieren aufgetreten sein, und erst sechs Jahre nach Cristofali faßte der Organist Schröter zu Nordhausen die erste Idee zu einem Hammerklavier und legte 1721 dem dresdener Hofe zwei noch sehr unvollkommene Modelle von Klavichorden vor, deren Saiten durch Hämmer angeschlagen wurden. Erst nach ungefähr 25 J., nachdem Hammerklaviere von bereits bedeutender Vollkommenheit in Italien gebräuchlich waren, wurde das von nun an Fortepiano genannte Instrument in Deutschland durch Silbermann einigermaßen brauchbar gemacht (ungefähr 1730). Doch vermochte auch das Silbermann'sche Fortepiano, ungeachtet der vorgenommenen Verbesserungen, den alten Flügel noch nicht zu verdrängen, bis ein Schüler Silbermann's, Joh. Andreas Stein zu Augsburg, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts dem Instrumente einen Grad von Vollkommenheit verlieh, welcher wenig mehr zu wünschen übrigließ. Die ersten P. in Deutschland wurden in Tafelform gebaut; die Flügelform kam erst später in Anwendung.

Piaristen oder Arme der Mutter Gottes zu den frommen Schulen, auch Väter der frommen Schulen (scholarum piarum), in Polen Piaren genannt, heißen die Glieder

eines geistlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend widmet. Dieser Orden wurde 1607 von dem span. Edelmanne Jos. Casalanza (gest. 1648 zu Rom) gestiftet, 1621 von Gregor XV. bestätigt und zu einer Congregation regulirter Kleriker erhoben, von Innocenz XII. aber, zur Anerkennung der dem päpstl. Stuhle und der Kirche geleisteten Dienste, mit der Verleihung der wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die P. haben, wie die Jesuiten, den Zweck, zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, kleiden sich auch wie die Jesuiten, tragen aber einen kürzern Mantel als diese und schließen den Rock auf der Brust mit drei ledernen Knöpfen. Sie verbreiteten sich bald, besonders in den österr. Staaten, haben eine der jesuitischen ähnliche Ordensverfassung, ohne sich den Vorwurf der Einmischung in polit. Händel zuzuziehen, und verdanken ihren gemeinnützigen Bemühungen um das Schulwesen die Fortdauer und Blüte ihres Ordens. Noch gegenwärtig stehen viele Gymnasien und Volksschulen in Ungarn und Polen unter ihrer Leitung; auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich haben sie ansehnliche Collegien. Doch ist ihre Ordensverfassung, soweit sie in das öffentliche Schulwesen eingreift, den Zwecken des Staats angepaßt worden.

Piast, der Stammvater der ältesten poln. Herrscherfamilie, wurde der Sage nach um die Mitte des 9. Jahrh. aus niedrigem Stande in Kruszwice am Goplosee zum Herzoge von Polen erhoben. Unter seinen Nachfolgern, den Piasten, welche Polen über fünf Jahrhunderte beherrschten, sind die berühmtesten Mieczyslaw I., Boleslaw Chrobry, Wladislaw IV. und Kasimir III. Dadurch, daß die piastischen Herzoge ihr Land vielfach unter ihre Söhne theilten, entstanden mehrere Linien der Piasten. Auf dem poln. Throne starb die männliche Linie mit Kasimir III. aus, die weibliche mit Hedwig. In Masovien regierten die Piasten als souveräne Herzoge noch bis 1528. Am längsten erhielt sich der piastische Stamm in Schlesien, mehrfach verzweigt, doch durch Verwandtschaft mit deutschen Familien fast ganz germanisirt, in den Herzogen von Schweidnitz, Oels, Glogau, Oppeln, Teschen und Liegnitz, welche der Reihe nach ausstarben. Mit George Wilhelm, Herzog von Liegnitz, erlosch 1675 der piastische Stamm gänzlich.

Piaster (ital. piastra, mittellat. plastra, d. i. Metallplatte) ist der ursprünglich ital. Name für eine größere span. Silbermünze, welche seit der Mitte des 16. Jahrh. allgemeine Verbreitung erhielt und vielfache Nachahmung fand. In Spanien selbst heißt die Münze Peso duro oder Peso fuerte (d. i. hartes Stück), gewöhnlich abgekürzt Duro. Der spanische P. galt 8 Realen und hieß daher auch Stück von Achten; jetzt gilt er 20 Kupferrealen (Reales de vellon). Nach der frühern Prägung betrugen durchschnittlich $9^3/_4$ spanische (und alle mexicanischen) P. eine köln. Mark fein Silber, sodaß sein Werth 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Fl. $30^3/_4$ Kr. im $24^1/_2$-Guldenfuße. Seine Feinheit war 14 Loth 6 Gran (gesetzlich 14 Loth 8 Gran). Die ältern Prägungen waren noch etwas besser. Seit 1848 ist der P. gesetzlich $^9/_{10}$ fein (= 14 Loth $7^1/_5$ Gran), und 21,13 betragen 1 Zollpfd. fein Silber, sodaß nun sein Werth 1 Thlr. 12 Sgr. 6 Pf. preuß. = 2 Fl. $28^3/_4$ Kr. im $24^1/_2$-Guldenfuße. In der Levante führt der spanische P. den Namen Colonnato oder Säulenpiaster, weil die ältern, für das span. Amerika geschlagenen Stücke zwei Säulen im Gepräge zeigen. Der P. hat fast über die ganze Erde Curs und ist daher eine wahre Weltmünze. In den Staaten, die aus dem ehemaligen span. Amerika hervorgegangen sind, heißt derselbe gewöhnlich Peso (s. d.) oder auch Dollar. Der italienische P. oder Scudo ist eine Nachahmung des spanischen P. und galt bis zur Einführung des franz. Münzsystems 10 Paoli, der halbe 5 Paoli, und der Viertelpiaster, auch Piastrino genannt, namentlich in Toscana, $2^1/_2$ Paoli. (S. Scudo.) Der türkische P. ist keine Nachahmung des spanischen, sondern eine selbständige Silbermünze, die bis 1753 durchschnittlich $1^1/_6$ Thlr. preuß. werth war, allmählich aber sehr verschlechtert worden ist, sodaß ihr Werth (seit 1845 nach der gesetzlichen Ausmünzung) jetzt nur 1 Sgr. $9^3/_9$ Pf. preuß. = $6^2/_7$ Kreuzer im $24^1/_2$-Guldenfuße beträgt, indem auf das Zollpfund fein Silber 234,44 Stücke gehen. Der einheimische Name ist Gersch (in der Mehrzahl Gurusch, Grusch), und man hat gegenwärtig in Silber auch Stücke zu 2, 5, 10, 20, sowie zu $^1/_2$ P., in Gold zu 50 und 100 P. Der türkische P. wird in 40 Para zu 3 Asper getheilt; allein es werden nur Stücke zu 5 und zu 1 Para geprägt.

Piauhy, eine der nördl. Provinzen Brasiliens, die bis 1718 einen Theil von Maranhão bildete, grenzt mit einer nur 10 M. langen Küstenstrecke an den Atlantischen Ocean, im O. an Ceara und Pernambuco, im S. an Bahia und Goyaz, im W. an Maranhão, gegen welches die lange Stromrinne des Paranahyba die Grenze bildet. Die Provinz umfaßt 4597 Q.-M.,

zählte aber 1865 nur 175000 E. Die Ost- und Südostgrenze bilden niedrige Bergketten, die sich nach dem Innern verflachen. Auch gegen Süden steigt das Land an bis zur Grenzkette Gorgueha. Im ganzen aber ist das Land nur wellig und von baumlosen Weideebenen eingenommen. Alle seine Gewässer sammeln sich in dem 90 M. weit schiffbaren Haupt- und Grenzstrome Paranahyba, der an der Grenze von Goyaz entspringt, eine Stromentwickelung von etwa 186 M., ein Gebiet von 7200 Q.-M. hat und 3 M. unterhalb der Stadt Paranahyba mit fünf Armen in das Meer mündet. Die meisten Nebenflüsse fallen ihm von der rechten Seite aus P. zu, wie der Urussuhy, der 84 M. lange Gorgueha, der bald nach seinem Ursprung den See von Paranagua durchströmt, der 75 M. lange Rio-Piauhy, der am Grenzpunkte der Provinzen P., Pernambuco und Bahia entspringt und von Osten her den 40 M. langen Caninde aufnimmt, ferner der Sambite und Longa. Links dagegen nimmt der Paranahyba auf aus Maranhão den bedeutendern Balsas, der durch seinen Wasserzufluß den Hauptstrom schiffbar macht. Der Boden der Provinz eignet sich sehr zum Anbau von Baumwolle, Manioc, Taback, Reis, Zuckerrohr, die man über den Bedarf gewinnt. Während das Land in der trockenen Jahreszeit wie eine Wüste erscheint, bildet es nach dem Regen herrliche Triften, die sich mit großen Heerden bedecken. Auch fehlt es nicht an Waldproducten, Droguen und Wildpret, an Eisen, Kupfer, Alaun und Salpeter. Doch Ackerbau und Viehzucht, besonders Pferde- und Rindviehzucht, bilden die Haupterwerbszweige der Bevölkerung. Unter allen Küstenprovinzen Brasiliens ist P. am meisten verwahrlost. Man zählt 13 Kirchspiele, aber nur 6 sind regelmäßig mit Vicaren versehen. Elementarschulen sind eingerichtet, aber es fehlt an brauchbaren Lehrern. Den Südwesten des Landes bewohnen völlig unabhängige Indianerstämme. Die Hauptstadt Oeiros oder Oeyras, 65 M. vom Meere entfernt, an einem Zuflusse des Caninde gelegen und 1718 unter dem Namen Villa de Mocha gegründet, zählt 6000 E. Der einzige Hafenplatz ist die Stadt Parnahyba oder São-Luiz do Parnahyba, an dem östlichsten Mündungsarme des gleichnamigen Stromes, 3 M. vom Meere, in einer von Fiebern heimgesuchten Gegend gelegen, ohne bemerkenswerthe Gebäude und Institute, aber mit ihren 15000 E. als Hauptdepot der Landesproducte und als Ausfuhrhafen von Wichtigkeit.

Piave, ein Küstenfluß des Adriatischen Meeres in Oberitalien, entspringt auf den Tiroler Alpen, berührt die Orte Pieve di Cadore, Belluno und das Gebiet von Feltre und Treviso, wird von Noventa an schiffbar, nimmt den Cordevole und Piavessakanal auf und theilt sich in zwei Arme, von denen der Hauptarm bei Porto di Cortelazzo, der andere mehr südwestlich ins Adriatische Meer sich ergießt. An der P. fand 8. Mai 1809 ein Gefecht zwischen Franzosen und Italienern unter Vicekönig Eugen und den Oesterreichern unter Erzherzog Johann statt, das trotz der tapfern Gegenwehr der Oesterreicher mit deren Rückzuge endigte.

Piazzi (Giuseppe), Astronom, geb. zu Ponte im Veltlin 16. Juli 1746, trat 1764 zu Mailand in den Orden der Theatiner, studirte zu Mailand, Turin, Rom, Genua und wurde 1770 Professor der Mathematik an der neuerrichteten Universität zu Malta. Nach der Aufhebung derselben ging er nach Rom, dann nach Ravenna, wurde darauf Prediger in Cremona und endlich Professor der Dogmatik an der Anstalt San-Andrea della Valle zu Rom, wo er den Pater Chiaramonti (nachher Papst Pius VII.) zum Collegen hatte. 1781 nahm er die Professur der Astronomie und höhern Mathematik zu Palermo an, wo er den Vicekönig, Fürsten Caramanico, für die Anlegung einer Sternwarte gewann, die seit 1789 unter seiner Leitung erbaut und deren erster Director er wurde, nachdem er vorher behufs des Ankaufs astron. Instrumente nach England und Frankreich gereist war. Die ersten Resultate seiner Beobachtungen seit 1791 machte er 1792 bekannt; bald darauf begann er sein Sternverzeichniß. Am 1. Jan. 1801 entdeckte er den Planeten Ceres. Einen Ruf nach Bologna als Director der dasigen Sternwarte lehnte er ab und gab 1803 als Resultat seiner zehnjährigen Fixsternbeobachtungen sein erstes Sternverzeichniß heraus, das, 6784 Sterne enthaltend, alle bisherigen an Ausdehnung und Genauigkeit weit übertraf. 1814 vollendete er sein zweites, 7646 Sterne enthaltendes Sternverzeichniß. Außerdem beschäftigte er sich noch mit Verbesserung des Maß- und Gewichtssystems. 1817 berief ihn der König nach Neapel, um den Plan des neuen, daselbst zu errichtenden Observatoriums zu prüfen, und ernannte ihn zum Generaldirector der Sternwarten von Neapel und Palermo. In den letzten Jahren überließ er die unmittelbare Führung seines eigentlichen astron. Geschäfts seinem Zögling Cacciatore und widmete seine Muße den Arbeiten einer Commission zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts in Sicilien. Er starb zu Neapel 22. Juli 1826. Unter P.'s Werken sind nächst dem Sternkatalog, als dem wichtigsten, die »Lezioni elementari di astronomia« (2 Bde., Palermo 1817; deutsch, Berl. 1822) zu erwähnen.

Pic (span. Pico, engl. Peak) bezeichnet einen hohen, spitzen Berg, gleich den Ausdrücken Horn, Dent (Zahn) u. dgl. Der Name kommt besonders in den Pyrenäen und den franz. Alpen häufig vor, aber auch auf den Canarischen Inseln, wo der P. de Teyde auf Teneriffa bekannt ist. So gibt es auch den Adamspic auf der Insel Ceylon, die verschiedenen P. in den nordamerik. Felsengebirgen sowie in den Gebirgen von Oregon. In den deutschen Alpen heißen viele Berge Spitz, z. B. Dreiherrnspitz, Wildspitz. In den im Bereich der ital. und roman. Sprache liegenden Alpen kommt häufig Pizzo und Piz vor, z. B. Piz-Linard, Piz-Bernina, Piz-Languard.

Picard (Louis Benoît), franz. Lustspieldichter, geb. 29. Juli 1769 zu Paris, sollte Jurist oder Arzt werden, wurde aber durch eine unwiderstehliche Neigung und seine Verbindung mit Fiévée zum Theater hingezogen. Sein erstes Lustspiel, «Le badinage dangereux» (1789), fand Aufmunterung und Beifall, obgleich er es ebenso wenig wie «Le masque» (1790) des Drucks für würdig gehalten hatte. Seinen literarischen Ruf begründete er durch seine Komödie «Encore des Ménechmes» (1791) und die komische Oper «Les visitandines» (1792), welche letztere 1825 unter dem Titel «Pensionat des jeunes demoiselles» dem Publikum wieder vorgeführt wurde. Zu den reifsten Erzeugnissen seiner Feder gehören «Médiocre et Rampant, ou le moyen de parvenir» (1797) und «Les marionettes» (1807). Im allgemeinen haben seine Stücke, von denen er viele mit andern Schriftstellern, wie Duval, Barré, Waflard, Mazères u. a., gemeinschaftlich gearbeitet, ihrer frischen und natürlichen Lustigkeit wegen nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland, wo Iffland, Theodor Hell u. a. mehrere übersetzten, gefallen. Man hat indeß nur den lebendigen Dialog und die Bühnengewandtheit des Verfassers zu loben, während sich der Dichter, was seine Lebensanschauung betrifft, nirgends über die Sphäre des Gewöhnlichen erhebt. 1797 betrat P. selbst die Bühne und blieb dem Schauspielerstande bis 1807 treu, indem er von 1801 an die Direction des Theaters Louvois (später Odéon genannt) übernahm. Nachdem er 1807 Mitglied des Instituts geworden, übertrug ihm Napoleon die Administration der Großen Oper, die er 1816 an seinen Freund und Mitarbeiter Chéron abtrat. Als 1818 das Odéon, das er nach seinem Rücktritt von der Oper wieder übernommen hatte, abbrannte, wurde ihm das Theater Favart überlassen, dem er im Wetteifer mit dem Théâtre-Français zu einem bedeutenden Aufschwung verhalf. Außer dramatischen Leistungen schrieb P. auch eine Reihe Romane: «Aventures d'Eugène de Senneville et de Guillaume Delorme» (4 Bde., Par. 1813); «L'exulté, ou l'histoire de Gabr. Désodry sous l'ancien régime, pendant la révolution et sous l'empire» (4 Bde., Par. 1824); «Le Gilblas de la révolution» (5 Bde., Par. 1824) und endlich die mit Droz gemeinschaftlich herausgegebenen «Mémoires de Fauvel» (4 Bde., Par. 1822). Einen Theil seiner Werke hat er zuerst in seinem «Théâtre» (5 Bde., Par. 1812) und dann in den «Oeuvres» (10 Bde., Par. 1821—22) zusammengestellt Die Zahl der dramatischen Stücke beläuft sich auf etwa 80. P. starb 31. Dec. 1828.

Picarden, s. Adamiten.

Picardie, eine der ehemaligen 32 großen Provinzen Frankreichs, im nordöstl. Theile desselben, begrenzt von der Champagne, den Niederlanden, der Normandie, Isle-de-France und dem Meere, ist gegenwärtig unter die Depart. Pas-de-Calais, Somme, Oise und Aisne vertheilt. Sie hat größtentheils ebenen Boden und wird von der Somme, Oise, Canche, Authie, Lys, Aa, Deule und Scarpe durchflossen, trägt Getreide und andere Feldfrüchte, etwas Wein und hat auch an manchen Stellen Steinkohle. Die Hauptstadt war Amiens. Dazu gehörte auch die Grafschaft Ponthieu mit der Hauptstadt Abbeville. Sie kam frühzeitig unter die Herrschaft der Franken, deren Könige zuerst in Amiens residirten. Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, erhielt die Grafschaft P. mit seiner Gemahlin Elisabeth zum Brautschatze; doch nach seinem und seiner Verwandten Tode fiel sie an Frankreich zurück, mit welchem sie fortan vereinigt blieb.

Picart (Bernard), Zeichner und Kupferstecher, geb. 11. Juni 1673 in Paris, war der Sohn des unter dem Namen le Romain, d. i. der Römer, in denselben Branchen berühmten Etienne P., der 1631 in Paris geboren wurde und 12. Nov. 1721 starb. Er studirte unter Seb. Leclerc Perspective und Architektur, in der Composition aber war van Schuppen sein Vorbild. Vorzüglich groß war seine Gewandtheit in der Nachahmung der Manier anderer Meister, und seine Rembrandt, Guido Reni u. a. nachgebildeten Arbeiten täuschten oft die gründlichsten Kenner. Ein eifriger Protestant, verließ er 1710, wo er sich bereits einen großen Ruf als Künstler erworben hatte, mit seinem Vater sein gegen seine Glaubensverwandten unduldsames Vaterland und begab sich nach Amsterdam, wo er reichliche Beschäftigung durch die dortigen Buchhändler erhielt, die sein Talent zur Verzierung ihrer Verlagswerke in Anspruch nahmen. Hierdurch litten jedoch die fleißige Ausführung seiner Arbeiten und sein Künstlerberuf schon bei seinem Leben dermaßen,

daß bereits damals Kenner nur seine ältern Arbeiten schätzten. Zu dem Besten, was er lieferte, gehören die Bildnisse seines Vaters, des Roger de Piles und des Prinzen Eugen; ferner sein Kindermord und die von Poussin und Lesueur nachgestochene Darstellung der Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt. Am bekanntesten wurde er aber durch die trefflich gearbeiteten Kupfer zu dem «Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations» (11 Bde., Amsterd. 1725—43). Im ganzen sind P.'s Figuren sauber und elegant und meist mit viel Geist gezeichnet; dem Ausdruck der Köpfe schadete er aber oft durch zu viele Punkte, und seine Gewänder sind zuweilen steif. Er starb zu Amsterdam 8. Mai 1733.

Piccini (Nicolo) oder **Piccinni**, ein berühmter ital. Componist der sog. Neapolitanischen Schule, geb. 1728 zu Bari, kam mit 14 J. auf das Conservatorium di Sto.-Onofrio zu Neapel und hatte zuerst Leo und dann Durante zum Lehrer in der höhern Composition. 1754 verließ er die Anstalt und brachte noch in demselben Jahre seine erste Oper, «Le donne dispettose», zu Neapel auf die Bühne, die Glück machte, ebenso wie die 1755 folgenden «Le gelosie» und «Il curioso del proprio danno». Hierdurch mächtig angeregt, producirte P. seitdem eine ganze Reihe Opern, theils ernsten, theils komischen Genres, welche seinen Ruf über ganz Italien verbreiteten. Beispiellosen Enthusiasmus erregte besonders 1760 die für Rom componirte «Cecchina ossia la buona figliuola», welche seinen Ruhm auch ins Ausland trug. Diese Oper ist außerdem noch dadurch bemerkenswerth, daß in ihr zum erstenmal längere Finales mit Wechsel der Ton- und Bewegungsarten angebracht sind. Von nun an war P. der Liebling der Italiener, und namentlich in Neapel und Rom konnte kein anderer Componist neben ihm aufkommen. Diese Herrschaft über die Bühnen und die Gemüther hielt an bis ins J. 1773, wo er die erste Niederlage erfahren sollte, indem es in Rom einer Coterie von Feinden und Neidern gelang, eine Oper P.'s durchfallen zu machen und den Anfossi statt seiner aufs Schild zu heben. Der Schlag wirkte so heftig auf P., daß er in eine Krankheit verfiel, von der er erst nach Monaten genaß. P. wirkte nun mehrere Jahre zu Neapel unter mannichfachen Erfolgen, besonders durch die Opern «Alessandro nell' Indie» und «I viaggiatori felici». Schon früher waren ihm Anträge für Paris gemacht worden, aber erst im Dec. 1776 ging er nach der franz. Hauptstadt, wo nun ein neuer Abschnitt seiner Thätigkeit begann. Nachdem er unter des Dichters Marmontel Anleitung sich mühsam die franz. Sprache angeeignet, begann er die Composition seiner ersten franz. Oper, den nach Quinault's ursprünglichem Libretto von Marmontel in drei Acte zusammengezogenen «Roland», mit dessen Einstudiren bereits jener berühmte Streit der Gluckisten und Piccinisten begann. (S. Gluck.) Unter fortwährendem Parteigezänk ging «Roland» etwa ein Jahr nach P.'s Ankunft in Paris in Scene und hatte, trotz aller Gegenbefürchtungen, den vollständigsten Erfolg. Kurz darauf wurde auch vor dem Hofe bei dessen Anwesenheit in Choisy eine zweite neue Oper P.'s, «Phaon», aufgeführt, die sehr gefiel, in Paris aber nicht auf die Bühne kam. 1780 lieferte er «Atys», eine seiner besten franz. Productionen. Schon vor Inscenirung dieser Oper hatte die Administration der Académie de Musique (Große Oper in Paris) dem Streite der Gluckisten und Piccinisten neue Nahrung gegeben, indem sie den deutschen und den ital. Meister mit der Composition ein und desselben Sujets, der «Iphigénie en Tauride», beauftragte. Gluck's Oper wurde 1779 mit großem Erfolg gegeben. Unter solchen Umständen hätte P. die Lösung seiner Aufgabe einstellen sollen, aber unkluge Freunde trieben ihn zur Vollendung der Partitur, obgleich auch das Libretto dem von Gluck bearbeiteten bei weitem nachstand. Die «Iphigénie» P.'s wurde 1781 aufgeführt, konnte sich aber, ungeachtet großer Schönheiten, neben dem Gluck'schen Meisterwerke nicht behaupten. Noch in demselben Jahre ließ P. «Adèle de Ponthieu» aufführen, eine wirklich schwache Production, die nicht gefiel. Desto mehr Erfolg hatte er 1783 mit der Oper «Didon», die man als das Meisterwerk aus seiner franz. Zeit betrachtet, und mit welcher er den ihm wiederum als Rivalen entgegentretenden Sacchini vollständig besiegte. Auch die komischen Opern «Le dormeur éveillé» und «Le faux lord» (1783) gefielen. Mit seiner Ernennung zum Professor des Gesangs an der École royale de chant et de déclamation 1784 wich das Glück in Paris von ihm, Neid und Misgunst erhoben sich wider ihn, und mehrere seiner neuen Opern fielen durch, andere gelangten gar nicht zur Aufführung. Zuletzt verlor er noch den größten Theil seines ersparten Vermögens. So entschloß er sich 1791 zur Rückkehr nach Neapel, wo er bei Hof und Publikum die alte Gunst wiederfand und einige neue Compositionen von ihm, die biblische Oper «Jonathas» und die komische «La serva onorata», den größten Beifall erhielten. Mit der Verheirathung einer seiner Töchter mit einem Franzosen gerieth er jedoch Ende 1792 in den Verdacht revolutionärer Gesinnungen. Er mußte, als Jakobiner verschrien, mannichfache Ver-

folgungen erdulden, und das aufgehetzte Publikum pfiff seine Oper «Ercole al Termodonte» aus. Dagegen brachte er während einer neunmonatlichen Anwesenheit in Venedig die Opern «Griselda» und «Il servo padrone» mit größtem Erfolg in Scene. Nach seiner Rückkehr nach Neapel versetzte ihn der Minister Acton mit seiner Familie in eine Art von Gefangenschaft, die erst endete, als Garat, der Gesandte der franz. Republik, in Neapel anlangte. P. ging nun nach Rom, dann Ende 1798 nach Paris, wo er mit seiner Familie bald in große Noth gerieth. Ehe er eine ihm zugedachte Inspectorenstelle am Conservatorium annehmen konnte, starb er zu Passy 7. Mai 1800. Die Fruchtbarkeit P.'s als Componist war ganz außerordentlich. In der Zeit von 1754—75 soll er nicht weniger als 133 Opern geschrieben haben. Dazu kommen noch die während seines ersten Aufenthalts in Paris componirten, 15 an der Zahl, und die aus seiner letzten Zeit in Italien. Außerdem schrieb er noch zahlreiche Kirchenstücke, Canzonetten und Romanzen. Großer Reichthum der Erfindung und Reiz derselben, Angemessenheit des musikalischen Ausdrucks und Reinheit des Stils überhaupt sind die auszeichnenden Eigenschaften seiner Werke. — Luigi P., sein zweiter Sohn, geb. 1766 zu Neapel, ein Schüler des Vaters, brachte zuerst in Paris und darauf in Italien verschiedene Opern auf die Bühne. In den J. 1796—1801 war er Hofkapellmeister in Stockholm. Sodann lebte er wieder in Paris, wo er eine Reihe von Opern lieferte, ohne damit Glück zu machen. Zuletzt ertheilte er Gesangunterricht. Er starb plötzlich 31. Juli 1827.

Piccoloflöte, s. Flöte.

Piccolomini, ein altes, heute noch in Italien in zwei Linien blühendes sienesisches Geschlecht. Aeneas Sylvius P., als Papst Pius II. (s. d.), gab den Kindern seiner Schwester Laudomia Todeschini seinen Familiennamen, und diese bildeten die Linien der P. d'Aragona, Herzoge von Amalfi (s. d.), der Herzoge von Montemarciano, Fürsten von Valle u. s. w. Zu diesen Todeschini-P. gehörte Papst Pius III., Pius' II. Schwestersohn, geb. 1439, gest. 1503 nach nur 26tägigem Pontificat. — Octavio P., in dritter Generation von Caterina, Schwester Pius' II., stammend, geb. 1599, trat jung in Mailand in span. Kriegsdienst und kam mit einem Regimente, das der Großherzog von Toscana dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment befehligt haben, durch welches Gustav Adolf seinen Tod fand. 1634 wurde er von Wallenstein zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburg. Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und mit der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. Dessenungeachtet ward er das Hauptwerkzeug zum Sturze des Herzogs von Friedland (s. Wallenstein) und erhielt nach dessen Ermordung mit Gallas zur Belohnung einen Theil der Wallenstein'schen Güter. Nach der Schlacht bei Nördlingen, 7. Sept. 1634, in welcher die Schweden sehr geschwächt worden waren, drang P. mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. Im folgenden Jahre wurde er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt und befreite die Niederlande von den Franzosen. Weniger glücklich kämpfte er gegen die Holländer. Seine fernern gelungenen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Höxter 1640 und der Entsatz des von den Schweden belagerten Freiberg in Sachsen 1643, bewogen den König Philipp IV. von Spanien, sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Auch als span. General war P. gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden glücklich. Als 1648 die Schweden siegreich vordrangen, wurde er vom Kaiser zurückberufen und zum Feldmarschall ernannt. Der noch in demselben Jahre abgeschlossene Westfälische Friede setzte jedoch seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen wurde er 1649 als kaiserl. Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf in den Reichsfürstenstand erhoben. Schon vorher hatte der König von Spanien das Herzogthum Amalfi ihm wieder in Lehn gegeben. Er starb zu Wien 1656. Seinen Feldherrnruhm verdunkelt sein grausamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Sein Sohn Max in Schiller's «Wallenstein» ist eine poetische Fiction. Da er kinderlos war, so erbten seine Güter, darunter Nachod in Böhmen, die Nachkommen seines Bruders.

Picenum, eine Landschaft des alten Mittelitalien, der südwestlichste Theil des jetzigen Kirchenstaats und der nordöstlichste des Königreichs Neapel, zwischen dem Apennin und dem Adriatischen Meere gelegen, an welches es von der Mündung des Flusses Aesinus (jetzt Esino) bis zu der des Flusses Aternus (jetzt Alterno oder Pescara) reichte, gegen Norden und Westen durch Umbrien, gegen Süden, wo das Land den Namen des Gebiets der Prätutier (das jetzige Abruzzo ulteriore primo) führte, durch Sabiner, Vestiner und Marruciner begrenzt. Umbrer bewohnten

es in ältester Zeit. Diese wurden von Sabinern überwunden, deren Schar der Sage nach der dem Mars geheiligte Specht (picus) voranflog, daher der Name des Landes und des Volks, Picentes. Mit den Senonen und darauf mit Pyrrhus hatten auch die Picenter gegen Rom gekämpft. 268 v. Chr. wurden sie durch den röm. Consul Publius Sempronius überwunden und traten in das Verhältniß der Bundesgenossen. Ein großer Theil von ihnen wurde aber in das südlichste Campanien an den Salernitanischen Meerbusen verpflanzt, wo die Stadt Picentia der Hauptort dieser Picentiner war. In der Hauptstadt der eigentlichen Picenter, Asculum, kam 91 v. Chr. durch Ermordung des röm. Proconsuls Quintus Servilius und seiner Römer der Bundesgenossenkrieg zum Ausbruch.

Pichegru (Charles), General der franz. Republik, geb. 16. Febr. 1761 zu Arbois in der Franche-Comté, erhielt seinen ersten Unterricht im dortigen Franciscanerkloster und machte so bedeutende Fortschritte, namentlich in der Mathematik, daß er als Repetent an das große klerikale Collége nach Brienne kam. Hier gab er auch an der Militärschule Unterricht und wurde so einer der Lehrer des jungen Napoleon. P. verließ aber sein Amt und trat in ein Artillerieregiment, in welchem er mit in Amerika kämpfte. Beim Ausbruch der Revolution noch Unteroffizier, gab er sich dieser mit Leidenschaft hin und übernahm sogar die Leitung des demokratischen Clubs zu Besançon. 1792 wurde er zum Commandanten eines Bataillons Nationalgarde gewählt und führte dasselbe der Rheinarmee zu. Hier stieg er 1793 zum Divisionsgeneral. Unter Hoche (s. d.) half er im Dec. 1793 Landau entsetzen. Er schmeichelte der Jakobinerpartei und erhielt nach Hoche's Entfernung im Febr. 1794 den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee. Seine Operationen in den Niederlanden waren zuletzt mit Erfolg gekrönt, worauf er Befehl erhielt, Holland zu erobern. Anfang Sept. rückte er gegen die Engländer vor und drängte diese über die Maas, die er 19. Sept. überschritt, später bis nach Nimwegen zurück, das 8. Nov. in seine Gewalt fiel. Nach kurzer Ruhe setzte er, vom Wohlfahrtsausschusse gedrängt, den Siegeslauf fort, indem er bei starker Kälte 28. Dec. seine Artillerie über die gefrorene Maas schaffte und den Holländern die Insel Bommel und zugleich Breda und Grave entriß. Nachdem auch die Waal zugefroren, wagte P. seit 8. Jan. 1795 auf verschiedenen Punkten den Uebergang und nahm die holländ. Festungen fast ohne Widerstand, auch Amsterdam. Mit diesem Feldzuge war die ruhmvolle Laufbahn P.'s geschlossen. Er erhielt zwar den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, aber in Paris, wo ihm der bedrängte Convent die Unterdrückung des Aufstandes der Jakobiner 2. April 1795 übertrug, erkannte er die allgemeine Anarchie und die Ohnmacht der Regierung und ließ sich daher, nachdem er beim Heere am Rhein angekommen, in Unterhandlungen ein, welche der Prinz Condé durch Fauche-Borel, einen Agenten der Bourbons, mit ihm anknüpfte. Gegen große Versprechungen erklärte sich P. geneigt, die Bourbons auf den franz. Thron zurückzuführen. Noch kam es zu keinem Einverständniß über die Maßregeln, doch führte P. den Krieg so auffallend nachlässig, daß der schlechte Ausgang des Feldzugs ihm das Vertrauen der Armee raubte und das Directorium, welches auch Kenntniß von seiner Correspondenz mit Condé erhalten hatte, ihm zu Anfang 1796 das Commando nahm. Zu schwach, ihn zur Verantwortung zu ziehen, trug man ihm den Gesandtschaftsposten in Schweden an, den er jedoch ausschlug. P. zog sich auf ein erkauftes Gut zurück und trat im März 1797 als Abgeordneter in den Rath der Fünfhundert, in dem er die Präsidentschaft erhielt und sich zum Mittelpunkte der Plane machte, welche eine Revolution zu Gunsten der Bourbons bezweckten. Das Directorium kam indeß den Verschwörern zuvor. P. wurde verhaftet, mit vielen seiner Genossen zur Deportation verurtheilt und nach Cayenne in Guiana geschafft. Nach acht Monaten gelang es ihm, auf einem kleinen Fahrzeuge nach Paramaribo, dem Hauptorte der holländ. Niederlassung in Surinam, und von hier nach England zu entkommen, wo er nun offen die Sache der Bourbons ergriff und 1799 den Auftrag erhielt, sich zur russ.-österr. Armee zu begeben. Nach der Niederlage Korsakow's bei Zürich kehrte er jedoch nach England zurück und verband sich hier 1803 mit George Cadoudal (s. d.) und andern Franzosen, den Bourbons den Weg zum Throne durch die Beseitigung des Ersten Consuls Bonaparte zu bahnen. Er kam nach Paris, wo er im Jan. 1804 auch Moreau, aber wol vergebens, Anträge machte. Bald gerieth die Polizei den Verschwörern auf die Spur, und P. sah sich genöthigt, in dem Hause eines Freundes, des Kaufmanns Leblanc, Zuflucht zu suchen, der ihn aber für 300000 Frs. verrieth. In der Nacht vom 28. Febr. wurde er verhaftet und in den Temple gesetzt. Bei der Untersuchung bekannte er offen seine verbrecherische Absicht, leugnete aber durchaus, Moreau über den Mordplan selbst Mittheilungen gemacht zu haben. Noch ehe das Urtheil gesprochen, fand man P. am Morgen des 6. April 1804 erdrosselt auf seinem Bett im Gefängnisse liegen.

Wahrscheinlich hatte er sich selbst mit einem Halstuche erwürgt. Die Royalisten beschuldigten Bonaparte, daß er P. habe ermorden lassen. Da jedoch P. schon das Leben verwirkt hatte, war die Verdächtigung sicherlich grundlos. Nach dem 18. Fructidor veröffentlichte das Directorium die Papiere sowie den spätern Briefwechsel P.'s mit Condé, der in Moreau's Hände gefallen, von demselben aber längere Zeit zurückbehalten worden war. Vgl. Montgaillard, «Mémoire concernant la trahison de P. dans les années III, IV et V» (Par. 1804).

Pichler (Joh. Ant.), der berühmteste Steinschneider des 18. Jahrh., geb. 12. April 1697 zu Brixen in Tirol, war ursprünglich dem Handelsstande bestimmt, ging aber dann als Graveur nach Neapel, wo er sich auf das Graviren in Stein beschränkte. Seit 1750 lebte er in Rom, wo er 1779 starb. Mehrere seiner Arbeiten reihen sich an die schönsten Muster dieses Fachs aus dem Alterthume. — Johann von P., Sohn des vorigen, geb. zu Neapel 1734, bildete sich unter Leitung des Vaters durch das Studium der Antiken. Als er bei der Anwesenheit Joseph's II. in Rom 1769 dessen Bild über Tische in einen Siegelring geschnitten hatte, suchte ihn dieser für Wien zu gewinnen und ernannte ihn, da P. nicht darauf einging, zu seinem Hofgraveur und erhob ihn in den Adelstand. Auf gleiche Weise lehnte P. die ihm von England aus gemachten Anträge ab. Er starb zu Rom 1791, und seine Büste wurde im Pantheon aufgestellt. Nächst der Kunst des Steinschneidens zeichnete sich P. als Pastellmaler aus. Auch die von ihm gearbeitete Sammlung von Kupferstichen nach den besten Gemälden Rafael's im Vatican und seine Auswahl geschnittener Steine und Cameen erwarben ihm den Beifall der Kenner. Zwei seiner Stiefbrüder, Anton und Johann Joseph P., von denen der eine in Rom, der andere in Wien sich niederließ, erwarben sich ebenfalls Ruf als Steinschneider. — Johann Peter P., dessen Kupferstiche sich den besten englischen zur Seite stellen lassen, wurde zu Botzen 1765 geboren und bildete sich hier durch den Unterricht des Malers Joh. Ant. Cusset zum guten Zeichner. Hierauf besuchte er die Akademie der bildenden Künste zu Wien. Später widmete er sich der Kupferstechkunst und bald ausschließend der Schabkunst. Nach Jakobe's, seines Schwiegervaters, Tode versah er dessen Stelle als Professor der Schabkunst, starb aber schon 1806 infolge seines unordentlichen Lebens und seines Hangs zum Trunke. Er hat eine sehr bedeutende Anzahl Blätter gestochen, die in guten Abdrücken in bedeutendem Preise stehen.

Pichler (Karoline), eine der bedeutendsten unter den deutschen Schriftstellerinnen, geb. zu Wien 7. Sept. 1769, die Tochter des Hofraths und Geh. Referendars Franz von Greiner und der Karoline von Hieronymus, erhielt in dem Hause ihrer Aeltern eine sorgfältige Erziehung. In dem Kreise junger gebildeter Männer, der sich um ihren Bruder gesammelt hatte, lernte sie auch den nachmaligen Regierungsrath Andr. Pichler kennen, der sich mit ihr 1796 vermählte. Die Ehe war sehr glücklich. Karolinens Mutter hatte über dem Bestreben, die Tochter geistig auszubilden, nicht verabsäumt, sie zugleich mit Ernst zur Häuslichkeit anzuhalten. Von früher Jugend mit den vorzüglichsten Erscheinungen der schönen Literatur vertraut, versuchte sie sich bereits vor ihrer Verheirathung als Dichterin; doch war es ihr, einige kleine Gedichte in Almanachen abgerechnet, nicht in den Sinn gekommen, öffentlich als solche aufzutreten. Erst durch ihren Gatten ließ sie sich bewegen, die unter ihren Papieren vorgefundenen «Gleichnisse» im Druck erscheinen zu lassen (Wien 1800). Von mehrern Seiten und zum Theil von den ausgezeichnetsten Männern ihres Talents wegen belobt, schrieb sie den Roman «Olivier», der zuerst anonym im «Oesterreichischen Taschenkalender» aufs J. 1802 erschien (neue Aufl., 2 Bde., Wien 1812). Ihm folgten «Idyllen» (Wien 1803), meist Jugendarbeiten, der Roman «Lenore» (2 Bde., Wien 1804) und «Ruth, ein biblisches Gemälde in drei Idyllen» (Wien 1805). Hormayr war es, der sie in das Gebiet der Geschichte ihres Vaterlandes einführte. Gibbon's schneidende Urtheile in seiner «Geschichte des Verfalls des röm. Reichs» über die christl. Religion gaben ihr Veranlassung zu dem vorzüglichsten ihrer Werke, dem «Agathokles» (3 Bde., Wien 1808), worin sie den wohlthätigen und beglückenden Einfluß des Christenthums auf die Veredlung der Menschheit darzustellen versuchte. Die durch Hormayr anempfohlene Richtung, durch vorzugsweise Anwendung der Poesie und der bildenden Künste auf vaterländische Gegenstände die Geschichte zu popularisiren, verfolgte sie in den «Grafen von Hohenberg» (2 Bde., Lpz. 1811), auch in mehrern ihrer sonst schwachen dramatischen Arbeiten, unter anderm in dem histor. Schauspiele «Ferdinand II.» (Wien 1816). Dieselbe Richtung haben ihre Romane: «Die Belagerung Wiens von 1683» (3 Bde., Wien 1824), «Die Schweden in Prag» (Wien 1827) und «Die Wiedereroberung von Ofen» (2 Bde., Wien 1829) sowie «Henriette von England» (Wien 1832) und «Friedrich der Streitbare» (4 Bde., Wien 1831), in denen das

histor. Material mit vielem Kunstgeschick verarbeitet ist. Auch «Frauenwürde» (4 Bde., Wien 1808) und «Die Nebenbuhler» (2 Bde., Wien 1821) fanden vielen und verdienten Beifall. Ihre letzte Schrift waren die «Zeitbilder» (2 Bde., Wien 1840). Die Ausgabe ihrer «Sämmtlichen Werke» (Wien 1820—45) umfaßt 60 Bände; eine Ergänzung derselben bilden die nach dem Tode der Verfasserin erschienenen «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» (4 Bde., Wien 1844), welche zwar viel Interessantes enthalten, zum Theil aber auch an Breite leiden, wie denn auch ihre Romane bei allen, besonders sittlichen Vorzügen von diesem Fehler und mancher Flachheit nicht frei sind. Sie starb in Wien 9. Juli 1843.

Pickelhaube hieß eine helmartige Kopfbedeckung von Leder mit Metallbeschlägen, auch von Eisen oder Stahl, gewöhnlich oben mit einer Spitze und einem breiten Nackenschirm versehen. Die Helme der preuß. Infanterie sind den P. früherer Zeit in der Form ähnlich.

Pico (Giovanni), einer der gelehrtesten Männer zur Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften in Italien, geb. 24. Febr. 1463 aus dem Geschlecht der Grafen und Fürsten von Mirandola und Concordia, stammte mütterlicherseits aus dem edeln Geschlechte Bojardo. Als Kind schon zeigte er außerordentliche Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von 14 J. nach Bologna, um das kanonische Recht zu studiren. Nach zwei Jahren indeß zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, wo er die berühmtesten Schulen besuchte. Nach sieben Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte 1486 nicht ohne Ruhmsucht 900 Thesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er öffentlich zu vertheidigen sich erbot. Allein niemand wagte zu erscheinen. Dagegen suchte man die Rechtgläubigkeit dieser Thesen verdächtig zu machen. P. schlug zwar diese Angriffe durch seine «Apologia» zurück, ein Werk voll gründlicher Gelehrsamkeit, entschloß sich jedoch, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließend mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Infolge dieses Entschlusses warf er fünf Bücher ital. Liebesgedichte ins Feuer. Er ließ sich in Florenz nieder und wurde eins der angesehensten Mitglieder jenes Kreises geistreicher und gelehrter Männer, die sich um Lorenzo de' Medici scharten und die Platonische Akademie bildeten. P.'s Werke, darunter der «Heptaplus», eine mystische Auslegung der Schöpfungsgeschichte, in welcher er auch Plato's Lehre auf Moses zurückführte, und «De Ente et Uno», bleiben übrigens sehr hinter seinem glänzenden Rufe zurück. Bis an seinen Tod arbeitete er an dem Unternehmen, die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen. P. starb 17. Nov. 1494 zu Florenz. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner «Opera» (Vened. 1498). Von seinen Zeitgenossen wird P. als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen; gewöhnlich nannte man ihn nur den Phönix. Noch mehr als er wendete sich sein Neffe, Johann Franz P. von Mirandola, der Anhänger Savonarola's, gest. 1533, dem Mysticismus zu. Beider Werke erschienen zusammengedruckt zu Basel 1573 und 1601.

Picten (lat. Picti) heißen seit dem 3. Jahrh. n. Chr. die celt. Bewohner des nordöstl. Schottland (Caledonia), die sich in Verbindung mit den aus Irland eingewanderten Scoten (in den südwestl. Theilen Schottlands) durch ihre Einfälle in das röm. Britannien furchtbar machten und, nachdem die Römer das Land aufgegeben, die Herbeirufung der Sachsen durch die Briten (die celt. Bewohner Englands) veranlaßten. Die P. zerfielen in zwei Abtheilungen, die südlichen und die nördlichen, die durch das Grampiangebirge geschieden waren und zeitweise auch besondere Staaten bildeten. Die südlichen P. erhielten bereits im Anfange des 5. Jahrh. durch St.-Ninian und dessen Schüler, die nördlichen durch den berühmten Columba (gest. 597) das Christenthum. Der erste christl. König der P. war Brude (gest. 586). Unter Nectan, der 710 den Thron bestieg und ein Freund der Wissenschaften war, erfuhren die kirchlichen Verhältnisse wichtige Umgestaltungen. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichten die P. unter der Regierung des Hungus, des Sohnes des Urgust (730—60), der ununterbrochen mit den Scoten, Briten und Angelsachsen zu kämpfen hatte, aber meist siegreich war. 843 kam der Thron an Kennet (Sohn des Alpin), den König der Scoten, unter dessen Nachfolgern scot. Stammes allmählich der Name P. sich in den der Scoten (Schotten) verlor. Die Residenz der Pictenkönige war Forteviot in Stratherne. Der Name der P. hat mit dem lat. pictus (gemalt) nichts zu schaffen; er ist, wie der der Pictones oder Pictavii, der altgall. Bewohner des heutigen, nach ihnen benannten Poitou, ein ursprünglich celtischer.

Pictet (Markus August), Naturforscher, geb. zu Genf 23. Juli 1752, einer alten und vornehmen Familie angehörend, war Schüler, Freund und Reisebegleiter des berühmten Saussure,

dem er auch 1786 als Professor und später als Präsident der Akademie zu Genf nachfolgte. An den polit. Unruhen seiner Vaterstadt nahm er nur indirect theil, unterhandelte aber 1798 im Auftrage derselben wegen des Anschlusses an Frankreich und wurde dann Mitglied des Raths der Funfzehn. 1802 trat er in das Tribunat, als dessen Secretär er seit 1803 für größere Handelsfreiheit, Anlegung von Kunststraßen und Kanälen wirkte. Er stimmte für Napoleon's lebenslängliches Consulat, wurde von diesem 1807 zu einem der 15 Generalinspectoren des öffentlichen Unterrichts erhoben und stiftete in dieser Stellung viel Gutes. Er starb zu Genf 18. April 1825. P. war ein ebenso einsichtsvoller und redlicher Staatsdiener als tüchtiger Gelehrter. Er hat Vieles und Wichtiges im Gebiete der Physik, zumal der Alpen, der Mathematik und Oekonomie geleistet und ist Begründer der seit 1816 als «Bibliothèque universelle» bestehenden Zeitschrift, die er seit 1796 in Verbindung mit seinem Bruder unter dem Titel «Bibliothèque britannique» herausgab. Seine Werke bestehen zum großen Theil in Abhandlungen, die in Gesellschaftsschriften zerstreut sind. — P. de Rochemont (Charles), bekannt als Agronom und Diplomat, des vorigen Bruder, wurde 21. Sept. 1755 zu Genf geboren, trat in ein franz. Schweizerregiment, kehrte aber 1785 zurück und heirathete eine vornehme Genferin, deren Namen Rochemont er fortan führte. Seit 1789 bekleidete P. mehrere öffentliche Aemter, blieb jedoch während der franz. Herrschaft ohne Anstellung. Seit 1813 war er Abgeordneter von Genf bei den verbündeten Monarchen, und in dieser Eigenschaft wohnte er auch 1814 dem Congresse zu Wien bei. In den folgenden Jahren wirkte er als Bevollmächtigter von Genf in Paris und Turin, half hierauf als Staatsrath die Organisation des Cantons vollenden und zog sich dann auf sein Gut Lanzy zurück, wo er mit Eifer der Fortbildung der Landwirthschaft lebte und mit Fellenberg für die Errichtung von Armenschulen und andern gemeinnützigen Anstalten thätig war. Er starb 29. Dec. 1824. Von seinen Schriften ist zu nennen: «La Suisse dans l'intérêt de l'Europe» (deutsch, Tüb. 1821), die viel Aufsehen erregte und anfangs dem General Jomini zugeschrieben ward. — François Jules P., derselben Familie angehörend, geb. um 1800, erwarb sich als Professor der Zoologie und Anatomie in seiner Vaterstadt Genf durch eine Reihe geschätzter zoolog. und paläontolog. Arbeiten einen geachteten Namen. Seine Hauptwerke sind: «Histoire naturelle des insectes Névroptères» (2 Bde., Genf 1841—43); «Traité élémentaire de Paléontologie» (4 Bde., Genf 1844—46; 2. Aufl., Par. 1853—55, mit Atlas); «Description des mollusques fossiles dans les environs de Genève» (2 Bde., Genf 1849—51); «Les Poissons fossiles du Libanon» (Genf 1850); «Mélanges paléontologiques» (Genf 1863) u. s. w. — Adolphe P., ein Vetter des vorigen, Artillerieoffizier zu Genf, hat sich besonders durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung verdient gemacht. Die wichtigsten unter denselben sind: «De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit» (Par. 1837) und «Les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs» (Bd. 1 und 2, Par. 1859—63).

Piedestal heißt jeder einfache oder verzierte Untersatz, mittels dessen man Säulen, Statuen, Trophäen, Vasen u. s. w. eine etwas erhöhte Stellung gibt. Das P. ist ein kurzer vierseitiger, oft auch runder oder vielseitiger Pfeiler mit einem Fußgesims und einer gegliederten Deckplatte. In den ersten Zeiten der Kunst setzte man die Säulen stumpf oder mit einem Fußgesims versehen auf den Boden des Tempels oder Gebäudes, welcher indessen gegen das umgebende Erdreich stets mittels einer oder mehrerer Stufen erhoben war, später, als man höhere Säulen brauchte und doch deren Dicke nicht vermehren wollte, erfand man das P., welches aber stets der Säule ein mageres und gebrechliches Ansehen gibt, sobald nicht eine Wand dahinter liegt, wie z. B. bei Bogenstellungen zwischen Säulen. Sehr anwendbar sind indessen die P., sobald mehrere Ordnungen übereinanderstehen, für die obern, indem dadurch der Fuß der Säule, welche sich außerdem bei der Ansicht hinter dem vorragenden Kranzgesims verstecken würde, hervorgehoben und sichtbar wird. (S. Säule.)

Piemont, franz. Piémont, engl. Piedmont, ital. Piemonte, lat. Pedimontium (d. h. am Fuß der Berge liegendes Land), der Hauptbestandtheil des frühern Königreichs Sardinien, umfaßte das eigentliche Fürstenthum P. mit Turin, Carignano, Savigliano, Coni, Mondovi und die Landschaft Pignerolo oder die Piemontesischen Thäler, auch schlechtweg «die Thäler» genannt, die Marquisate Saluzzo und Susa, die Grafschaft Nizza und das Fürstenthum Oneglia, die Grafschaften Asti und Canavese (Ivrea), das Herzogthum Aosta und die Herrschaft Vercelli. Dazu kamen 1708 das 50 Q.-M. große Herzogthum Monferrat (s. d.) mit Casale und Acqui sowie durch die Verträge von Turin 1703, Wien 1735 und Worms 1743 folgende

an den sardin. Staat gefallenen Antheile des Herzogthums Mailand (zusammen 150 Q.-M.): die Borromeischen Inseln im Lago-Maggiore, die Landschaft Val di Sesia (Borgo), Ober-Novarese oder Graffschaft Anghiera (Domo d'Ossola), Unter-Novarese (Novara), Vigevanasco (Vigevano), Lomellina, Alessandria und Valenza, Tortonese (Tortona), die Gebiete von Novi und Bobbio sowie ein Theil von Pavese (Voghera). Aus diesem Ländercomplex, der im weitern Sinne P. genannt ward, wurden während der franz. Herrschaft (1797—1814), mit Ausnahme von Novara, Vigevano und andern ehemals mailänd. Gebieten, die zusammen als Departement Agogna zur ital. Republik, dann zum Napoleonischen Königreiche Italien geschlagen wurden, die sechs mit Frankreich vereinigten Departements gebildet: Po (Turin), Sesia (Vercelli), Marengo (Alessandria), Stura (Coni), Tanaro (Asti), Montenotte (Savona) und Seealpen (Nizza). Nach Wiederherstellung der sardin. Dynastie kehrten 1814 auch die alten Namen wieder zurück und verblieben als Eintheilung für die Verwaltung bis 1819, wo die Provinzen Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta und Nizza gebildet wurden. Seitdem hat sich die Eintheilung des Landes in «Divisionen» wiederholentlich geändert. 1856, also vor dem Frieden von Villafranca, zerfiel das Land, abgesehen von Nizza (s. d.), in die Divisionen Turin, Alessandria, Coni, Novara und Vercelli, die zusammen auf 551,92 Q.-M. 2,736548 E. zählten. Nach Herstellung des Königreichs Italien (nach Abtretung von Nizza, Einverleibung der Lombardei u. s. w.) wurden bedeutende Veränderungen in der Eintheilung vorgenommen, und gegenwärtig versteht man unter Piemonte nur die Provinzen Turin, Alessandria, Novara, Coni (Cuneo), welche, in ganz anderer Begrenzung und Gebietsgröße als früher, 1861 auf 526,74 Q.-M. 2,764263, dagegen Ende 1863 bereits 2,806081 E. zählten. Das Land ist im N. von der Schweiz (Wallis), im W. von Frankreich (Savoyen, Dauphiné, Provence), im S. vom franz. Nizza und von Ligurien (Porto-Maurizio und Genua), im O. von der Lombardei begrenzt. Auf der Nord- und Westseite ist es von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Gegen Wallis sind die Penninischen Alpen und gegen Savoyen und Frankreich die Grajischen und Cottischen; gegen Süden an der Grenze von Nizza und Genua ziehen sich die Meeralpen hin. Der Hauptfluß ist der Po, der alle andern Flüsse des Landes aufnimmt. In der Mitte des Landes, die er durchfließt, und wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obstbau blühen und Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Mais, Reis, Hanf, Kastanien, Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern Lande so stark und so gut betrieben als in P., wo man jährlich für 22 Mill. Lire Seide gewinnt, welche meist roh aus dem Lande geht. Holz wird dem mittlern holzärmern Lande aus den waldreichen Gebirgen und Hügeln an den nördl., westl. und südl. Grenzen zugeflößt. Die Einwohner sind fleißig und erwerbsam und bekennen sich zur kath. Kirche bis auf etwa 27000 Waldenser, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen (Lucerna, Perosa, Clusone und San-Martino) bewohnen und sich durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau beschäftigen sich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele Tausende ziehen auch im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler, herum und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. (S. Sardinien.)

Pierce (Franklin), der 14. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 23. Nov. 1804 zu Hillsborough im Staate Neuhampshire, erhielt in den Schulen seines Geburtsorts, später auf dem Bowdoin-College in Brunswick in Maine eine gute Erziehung und ließ sich 1827 in Hillsborough als Advocat nieder. Doch wurde er bald von der Politik der jurist. Laufbahn entrissen, nachdem sein Vater Benjamin P. zum Gouverneur von Neuhampshire gewählt worden war. Ein eifriger Anhänger der demokratischen Partei, unterstützte er aus allen Kräften die Wahl des Generals Jackson zum Präsidenten, während er selbst 1829 einen Sitz in der Legislatur von Neuhampshire erhielt, in welcher er 1832 zum Sprecher gewählt wurde. Schon 1833 trat er als Abgeordneter in den Congreß und war erst Mitglied des Repräsentantenhauses, dann seit 1837 des Senats. 1842 legte er jedoch sein Mandat nieder und nahm in Concord, in seinem Heimatsstaat, die jurist. Praxis wieder auf. P. sprach nie oder selten, zeichnete sich aber durch Fleiß in den Ausschüssen aus und gewann sich durch sein gefälliges Wesen und die unbedingte Vertretung der südl. Interessen eine große persönliche Beliebtheit bei der Majorität des Congresses. Als Präsident Polk ihn 1846 zum Generalanwalt der Vereinigten Staaten ernennen wollte, lehnte er das Amt ab als unverträglich mit den Rücksichten für seine Familie. Dagegen ließ er sich beim Ausbruche des mexic. Kriegs als einer der ersten Freiwilligen von

Concord einschreiben. Doch wurde er sofort zum Obersten eines Milizregiments und bald darauf vom Präsidenten zum Brigadegeneral ernannt, als welcher er sich 3. März 1847 von Newport aus nach dem Kriegsschauplatze einschiffte. Er langte Ende Juni in Veracruz an und machte den ganzen Feldzug unter General Scott mit, that sich auch bei verschiedenen Gelegenheiten, wie in den Schlachten von Contreras, Molino del Rey und Chapultepec, rühmlichst hervor. Nach Beendigung des Kriegs kehrte er zu seiner Praxis in Concord zurück. 1850 wurde er Präsident des Convents, welcher berufen war, um die Verfassung des Staats Neuhampshire zu revidiren. Nachdem ihn im Juni 1852 der in Baltimore versammelte Convent der demokratischen Partei auf Antrag der virginischen Delegaten zum Candidaten für die Präsidentenwürde der Union vorgeschlagen, entschied sich bei der Wahl im Nov. 1852 das Volk mit großer Majorität für ihn, infolge dessen er 4. März 1853 den Präsidentenstuhl bestieg. Alle Staaten, mit Ausnahme von Vermont, Massachusetts, Kentucky und Tennessee, stimmten für ihn; sein Gegencandidat war General Scott. Die Verwaltung P.'s (1853—57) entsprach indessen den Erwartungen durchaus nicht. Er bewies sich als das Werkzeug des Südens, dessen Zwecke er direct und indirect mit größter Gewissenlosigkeit förderte. In seiner auswärtigen Politik discreditirte er die Union durch seine Freundschaft gegen Centralamerika und Spanien und seine Absichten auf Cuba, um der Sklaverei ein größeres Gebiet zu erwerben. In der innern Politik half er aus denselben Beweggründen durch Unterstützung der Nebraska-Bill (s. Nebraska) den später (1861) ausbrechenden Bürgerkrieg vorbereiten, zu welchem überhaupt unter seiner Verwaltung die Grundlagen gelegt wurden. Jefferson Davis, der nachmalige Präsident des Südens, war unter P. Kriegsminister und dessen einflußreichster Rathgeber. Selbst die energische Haltung, welche sein erfahrener und umsichtiger Staatssecretär Marcy in der Koßta-Frage und den Pariser Conferenzen gegenüber (1856) in den dort verhandelten Seerechtsfragen (Rechte der Neutralen u. s. w.) einnahm, konnte über den freiheitsfeindlichen Charakter der P.'schen Politik nicht täuschen. Nach seinem Rücktritt vom Amte bereiste P. Europa und kehrte dann nach Concord zurück, wo er seitdem lebte. Seine offene Parteinahme für den Süden während des Bürgerkriegs entfremdete ihm die Gemüther seiner Landsleute gänzlich.

Pierer (Joh. Friedr.), Begründer der Pierer'schen Verlagsbuchhandlung in Altenburg, geb. zu Altenburg 22. Jan. 1767, bezog 1783 die Akademie zu Jena, um die Rechte zu studiren, wendete sich aber im folgenden Jahre dem Studium der Medicin zu, das er später in Erlangen fortsetzte. Nachdem er 1788 in Jena die medic. Doctorwürde erlangt, besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Berlin, Wien, Strasburg und Göttingen und ließ sich 1790 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Er erhielt daselbst 1792 das Landphysikat und erlangte bald eine verbreitete Praxis, die er jedoch seit 1794 größtentheils wieder aufgab. 1798 begann er die Herausgabe der «Medic. Nationalzeitung», an die sich 1800 die «Allgemeinen medic. Annalen des 19. Jahrh.» als Fortsetzung anschlossen, die er seit 1821 mit Choulant unter dem Titel «Annalen der Medicin» bis zu seinem Tode fortsetzte, worauf sie Pabst übernahm. Nachdem er 1799 die Richter'sche Druckerei angekauft, begründete er 1801 ein buchhändlerisches Etablissement unter der Firma «Literarisches Comptoir.» 1806 begann er eine «Bibliotheca iatriaca», enthaltend die Werke des Hippokrates (3 Bde.), erscheinen zu lassen, doch die Zeitumstände nöthigten ihn, diese Idee aufzugeben. Ebenso scheiterte an der Ungunst der Zeit ein 1816 von ihm entworfener Plan eines allgemeinen Vereins deutscher Aerzte. 1814 erhielt er statt des Landphysikats das Stadt- und Amtsphysikat und das Prädicat als Hofrath. Das Literarische Comptoir trat er 1816 an F. A. Brockhaus ab, übernahm es aber 1823 wieder als Literatur-Comptoir und überließ nachher die Leitung seinem Sohne. Als Vorstand einer für den Zweck einer Regulirung des Medicinalwesens errichteten Commission arbeitete er 1823 und 1824 die umfassende Medicinalordnung für das Herzogthum Altenburg. 1826 wurde er zum Obermedicinalrath ernannt und consultirender Leibarzt des Herzogs. Sein Hauptwerk ist das von ihm im Verein mit mehrern andern Mitarbeitern herausgegebene «Anatom.-physiol. Realwörterbuch» (8 Bde., Altenb. 1816—29). In der letzten Zeit seines Lebens nahm er vielen Antheil an dem von seinem Sohne redigirten «Encyklopäd. Wörterbuch». P. starb zu Altenburg 21. Dec. 1832. — **Heinrich August P.**, geb. 1794 zu Altenburg, studirte seit 1811 zu Jena Medicin, als 1813 der Aufruf zum Kampfe für Deutschlands Freiheit auch ihn veranlaßte, in das Lützow'sche Corps einzutreten. Nach der Rückkehr stand er mit dem 19. preuß. Regiment erst zu Magdeburg, dann zu Posen, wo er Unterricht an der Divisionsschule gab, und wurde hierauf 1821 Hauptmann bei den altenburg. freiwilligen Jägern. 1831 nahm er als Major seinen Abschied. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch das von ihm mit

großer Umsicht und Fleiß redigirte «Encyklopäd. Wörterbuch» (26 Bde., Altenb. 1824—36), welches in der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage (34 Bde., Altenb. 1840—46) den Titel «Universal-Lexikon» erhielt. P. starb 12. Mai 1850. Seitdem wurde die Buchhandlung, die er zugleich mit der Hofbuchdruckerei 6. Mai 1835 unter eigener Firma übernommen hatte, von seinen Erben, zunächst von seinen beiden ältern Söhnen Eugen P. (geb. 16. Dec. 1824) und Victor P. (geb. 28. Aug. 1826) fortgeführt, welche die dritte Ausgabe des «Universal-Lexikon» (34 Bde., Altenburg. 1851—54) veranstalteten und bei dieser Gelegenheit «Supplemente» (6 Bde., Altenb. 1851—54) zur zweiten Auflage erscheinen ließen. Letztern folgten «Neueste Ergänzungen» zu allen Auflagen des Werks (2 Bde., Altenb. 1855—56). Nach dem 20. Dec. 1855 erfolgten Tode Victor P.'s trat der jüngste Bruder, Alfred P., geb. 12. Febr. 1836, mit in das Geschäft und übernahm dasselbe 1. Juli 1859 mit Eugen P. für eigene Rechnung. Beide Brüder unternahmen eine vierte völlig umgearbeitete Auflage des «Universal-Lexikon» (19 Bde., Altenb. 1857—64), welcher sich ein Ergänzungswerk unter dem Titel «P.'s Jahrbücher» (2 Bde., Altenb. 1865—67) anschloß. Auch wurde von ihnen durch Ankauf hervorragender pädagog. Schriften das Geschäft wesentlich erweitert.

Pieriden, s. Musen.

Pierrot, eine komische Maske auf dem franz. Theater, die Verschmelzung des Harlekin (s. d.) und Pulcinella (s. d.), ist wie dieser gekleidet und wie jener launig und witzig. Bei den Italienern ist der P. der einfältige Diener.

Pietà (ital., so viel als Frömmigkeit, Mitleid, Liebe zu seinen Verwandten) nennt man in der bildenden Kunst die Darstellung der Mutter Maria, die den Leichnam ihres Sohnes im Schose hält. Es ist der Gegensatz zur Madonna mit dem Christkinde auf dem Arme. So wie dieser Gegenstand den Künstlern Gelegenheit gab, den Ausdruck der reinsten Freude und höchsten Mutterliebe zur Anschauung zu bringen, so ist eine P. der Stoff für die Darstellung des tiefsten Schmerzes und Grams. Nicht blos die Malerei hat sich vielfach daran versucht, sondern auch die Plastik. So arbeitete Michel-Angelo in seinem 25. J. eine P., die sich in der Peterskirche zu Rom befindet. Die Gruppe gleicht in der Anordnung und in einzelnen Motiven durchaus einem neuerlich aufgefundenen Bilde, welches dem Lucas Signorelli zugeschrieben wird. Unter den neuern Künstlern hat keiner diesen schönen und vielfach behandelten Stoff herrlicher, tiefer und ausdrucksvoller zur Erscheinung gebracht als Ernst Rietschel in Dresden. Sein unübertreffliches Werk ist aber Modell geblieben.

Pietisten nannte man zuerst am Ende des 17. Jahrh. Philipp Jakob Spener (s. d.) und dessen Anhänger wegen ihres Drängens auf lebendige Herzensfrömmigkeit und werkthätiges Christenthum gegenüber der damals in der luth. Kirche herrschenden bloßen Lehr- und Bekenntnißgerechtigkeit. Der Name P. wurde anfangs in Leipzig von den Orthodoxen als Schimpfname im Sinne von «Frömmler» für einige junge, durch Spener angeregte leipziger Magister gebraucht, welche seit 1689 erbauliche Vorlesungen über das Neue Testament (collegia pietatis) zu halten begonnen hatten; diese aber nahmen ihn bald als Ehrennamen an. Der Ursprung des Spener'schen Pietismus hängt mit den Bestrebungen eines Joh. Arnd, Joh. Valentin Andreä, Matthäus Meyfarth, Quistorp u. a. zusammen, die schon längere Zeit vor Spener gemahnt hatten, über der Reinheit der Lehre die Reinheit des Lebens und die Frömmigkeit des Herzens nicht zu vergessen. Das Neue bei Spener war nur einerseits die Forderung eines gründlichen und vor allem nicht sowol gelehrten als erbaulichen Bibelstudiums gegenüber der Gewohnheit der damaligen Orthodoxie, allen Eifer ausschließlich an theol. «Controversen» zu wenden, ferner die Betonung der «Wiedergeburt» oder «Erweckung» als Merkmals lebendigen Christenglaubens, mit Zurückstellung der von den Orthodoxen überschätzten Dogmatik, die Verkündigung des «allgemeinen Priesterthums» gegenüber der Alleinherrschaft der Theologen und Pastoren in der prot. Kirche, vor allem aber die energische Thätigkeit, mit welcher Spener die Reform des Kirchenwesens selbst praktisch in die Hand nahm und auf die Laien, namentlich auch auf die höhern Klassen einzuwirken verstand. Als Prediger in Frankfurt a. M. begann er seit 1670 neben dem öffentlichen Gottesdienste erbauliche Hausversammlungen zu halten, bei denen die Bibel praktisch erklärt wurde. Der Zulauf zu diesen Bibelstunden war ein außerordentlicher, und bald ahmte man sie anderwärts nach. Die Schrift «Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evang. Kirche», die zuerst als Vorrede zu Arnd's «Postille» (1675) erschien, und in welcher Spener seine Reformvorschläge öffentlich darlegte, wurde auch von nachmaligen Gegnern mit Beifall begrüßt. Ein tiefer Zug nach lebendiger Frömmigkeit, der freilich bei vielen in religiöse Schwärmerei und eine düstere Lebensauffassung ausartete, ging damals

durch das des theol. Gezänks überdrüßige prot. Volk. Spener und seine Freunde wußten dieses Gemüthsbedürfniß zu befriedigen, ohne das kirchliche Dogma antasten zu wollen, ernteten aber von den Orthodoxen dafür Haß und Verfolgung, wozu freilich allerlei Zeichen religiöser Ueberspannung, die namentlich bei erweckten Laien vorkamen, viel beitrugen. Dennoch konnte Spener als Oberhofprediger zu Dresden (seit 1686) mit der ihm eigenen Mäßigung unangefochten für seine Grundsätze wirken. Erst der leipziger Streit, der mit einem förmlichen Processe gegen die pietistischen Docenten A. H. Francke (s. d.) und Anton, ihrer Ausweisung aus Leipzig und dem Verbote der Bibelstunden als ordnungswidriger Conventikel endete, verleidete auch Spener seine Stellung, und er war froh, 1691 einem Rufe nach Berlin folgen zu können. Die Häupter der luth. Orthodoxie traten jetzt gegen den Pietismus und seine Ketzereien in die Schranken, theilweise, wie ein Mayer, Schelwig und Fecht, mit der ungehörigsten Polemik. Dagegen wurde unter Spener's und des Philosophen Thomasius' (s. d.) Mitwirkung die Universität Halle (1695) eröffnet und die hervorragendsten theol. Anhänger Spener's als Lehrer an dieselbe berufen. Der erste von ihnen war der aus Leipzig und Erfurt vertriebene Francke, der Stifter des hallischen Waisenhauses. Bis über die Mitte des 18. Jahrh. blieb Halle die eigentliche Pflanzschule des Pietismus, wogegen in dem benachbarten Kursachsen nach dem rohen Carpzov der edle und gelehrte Valentin Ernst Löscher (gest. als Superintendent zu Dresden 1749) in maßvollerer, aber um so erfolgreicherer Weise den Pietismus bekämpfte. In der That machten sich die Schwächen der Richtung schon bei Francke, mehr noch bei den hallischen Lehrern der zweiten Generation stark geltend. An die Stelle der dogmatischen Formel war die Herrschaft der frommen Phrase getreten, und die Aeußerlichkeit der orthodoxen Lehr- und Bekenntnißgerechtigkeit wurde durch die womöglich noch größere Aeußerlichkeit gottseliger Manieren und Geberden verdrängt. Die «Wiedergeborenen» begannen sich von den Weltkindern sehr bald durch Haarschnitt, Kleidertracht und Kopfhaltung zu unterscheiden und alle Vergnügungen, wie Tanz, Schauspiel, Kartenspiel u. s. w., als sündig zu meiden. Hielten die Orthodoxen um der «reinen Lehre» willen sich für wohlgefällig vor Gott, so rühmten die P. sich ihres geistlichen Wandels und ihres heil. Herzens.

Der Geist der neuen Zeit kündigt sich in dem Pietismus bereits an durch das Gewichtlegen auf das Recht des religiösen Subjects und die innerliche Frömmigkeit gegenüber der alleinseligmachenden Dogmatik. Auch die Gefühlsschwelgerei ist den P. nicht eigenthümlich gewesen; diese trat z. B. im Herrnhuterthum in noch weit süßlicherer und weichlicherer Weise hervor. Allein die besonders durch Francke ausgebildete, dem Methodismus (s. d.) verwandte Theorie vom «Bußkampf» und vom «Durchbruch der Gnade», die Verdrängung der objectiven Versöhnung durch die individuelle «Erweckung», das ewige Jammern der Wiedergeborenen über die gottlose Welt und ihr zudringlicher Bekehrungseifer gegenüber den Weltkindern mußte kräftigere Naturen mit gründlichem Widerwillen gegen diese neue Art von Frömmigkeit erfüllen. Hierzu kam, daß der geistliche Hochmuth der P. in denselben Grade zunahm, als alle ernstern Studien von ihnen vernachlässigt und eine gründliche theol. Wissenschaft als profanes Treiben verachtet wurde. Aus der Theologie zurückgedrängt, flüchtete sich der Pietismus gegen Ende des 18. Jahrh. immer mehr in einzelne religiös angeregte Laienkreise, die sich der Richtung des Zeitalters auf einseitige Verstandesbildung entzogen, und drang namentlich in Würtemberg und den Rheinlanden tief in die mittlern und niedern Volksschichten ein, während er anderwärts in hocharistokratischen Kreisen als eine Art Modesache gepflegt und von «schönen Seelen» auch ästhetisch schmackhaft befunden wurde. Während der Herrschaft des Rationalismus hatten sich die Reste der ältern Orthodoxie unter den Schutz des Pietismus geflüchtet, der wenigstens auf den übernatürlichen Ursprung und Inhalt der Bibel ebenso wie die Dogmen vom erbsündlichen Verderben und von der reinigenden Macht des Opferbluts Christi das größte Gewicht legte, und die theol. Restauration, deren Vorkämpfer gegen Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrh. Hengstenberg (s. d.) in Berlin wurde, trat zuerst im pietistischen Gewande auf. Die ernstere evang. Frömmigkeit, welche namentlich seit den Freiheitskriegen von neuem im deutschen Volke sich regte, kam unter dem fördernden Einflusse der allgemeinen Reaction besonders dem Pietismus zugute, unter dessen Hülle auch die moderne Orthodoxie allmählich erstarkte. Besonders unter den höhern Schichten der Gesellschaft nahmen die Conventikel und frommen Theegesellschaften, die pietistischen Vereine für Verbreitung frommer Tractätchen und propagandistische Bearbeitung des Volks von neuem überhand. Reactionäre Regierungen besetzten um der «Solidarität der conservativen Interessen» willen die Consistorien und die theol. Lehrstühle am liebsten mit pietistischen, wenn auch wissenschaftlich noch so unbedeutenden Männern, unter deren Einflusse ein neues Geschlecht von «gläubigen» Geistlichen heranwuchs. So konnte auf die lichtfreundlichen

Bewegungen der J. 1844—48 in den Reactionsjahren seit 1849 ein um so stärkerer pietistischer Rückschlag folgen. Auf den sog. Kirchentagen (seit 1848), in den vielverzweigten Vereinen und Anstalten für Innere Mission (s. d.), durch Pastoralconferenzen, Gebetsversammlungen, Tractate und öffentliche Vorträge für Gebildete suchte der Pietismus, unter dessen Fahne auch ein großer Theil der Vermittelungstheologie einherschritt, für seine Tendenzen Propaganda zu machen und die kirchlichen Angelegenheiten überall in seinem Sinne zu leiten. Aber die inzwischen erstarkte confessionelle Richtung begann um dieselbe Zeit sich immer entschiedener vom Pietismus zu sondern, dem sie Subjectivismus, dogmatische Unbestimmtheit und Hinneigung zur Union der beiden evang. Kirchen zum Vorwurf machte. Die Betheiligung der pietistischen Partei an der sog. «Evangelischen Allianz», welche eine Verbrüderung der «Kinder Gottes» in allen prot. Denominationen bezweckte und unter dem Schutze Friedrich Wilhelm's IV. im Sept. 1857 in Berlin tagte, gab das Signal zur Trennung, die auf dem neunten Kirchentage zu Stuttgart (1857), auf welchem die Confessionellen unter Stahl (s. d.) ausschieden, zum scharfen Ausdrucke kam. Die durch den gemeinsamen Kampf gegen die freisinnigen kirchlichen und theol. Bestrebungen der neuesten Zeit, insbesondere gegen Renan, Strauß, Schenkel und den deutschen Protestantenverein herbeigeführte Annäherung beider Parteien hat, seit die Vergrößerung des preuß. Staatsgebiets durch «rein lutherische» Länder den Unionsstreit von neuem anfachte (1866), einem abermals verschärften Gegensatze zwischen P. und Orthodoxen Platz gemacht.

Pigafetta (Antonio), der Gefährte Magellan's auf dessen Entdeckungsreise, stammte aus einer angesehenen Familie in Toscana und wurde um 1491 zu Vicenza geboren. Von Jugend auf von dem Gedanken beseelt, einst auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, widmete er sich mit großem Fleiße den mathem. Wissenschaften und der Seefahrtskunde. Als infolge der von Alexander VI. gezogenen Demarcationslinie wegen der Molukken zwischen den Höfen von Lissabon und Madrid eine Differenz eintrat und Karl V. eine Expedition unter Magellan (s. d.) auszusenden beabsichtigte, um einen westl. Weg nach jenen Inseln suchen zu lassen, erbat sich P., den der span. Botschafter in Rom mit nach Spanien genommen hatte, bei Karl V. die Erlaubniß, der Expedition folgen zu dürfen. Der Kaiser bewilligte das Gesuch und P. schiffte sich 20. Sept. 1519 mit der Expedition in San-Lucar ein. Seine gesunde Leibesconstitution und ordentliche Lebensweise bewahrten ihn vor den Krankheiten, denen viele von der Expedition unterlagen; und als Magellan nebst 55 der Seinen in dem unglücklichen Treffen bei Zahu auf den Philippinen das Leben verlor, stand P. ihm treu zur Seite und ward schwer verwundet. Nach manchen Fährlichkeiten langte er 8. Sept. 1522 mit 17 Begleitern in Sevilla wieder an. Nachdem er in Valladolid dem Kaiser mündlich Bericht über den Verlauf der Reise abgestattet, ging er nach Frankreich, wo ihn Franz I., und hierauf nach Italien, wo ihn Clemens VII. mit vieler Güte aufnahm. Auf des letztern und des Großmeisters der Hospitaliter, Philipp's von Viller, Ersuchen verfaßte er, wahrscheinlich um 1524, eine Reisebeschreibung, die auf das dem Kaiser übergebene Tagebuch begründet, in Abschriften an den Papst und die Königin von Frankreich, Luise von Savoyen, geschickt wurde. Die erste Abschrift verbrannte 1527 bei der großen Feuersbrunst in Rom, die zweite wurde von Fabre und später von Ramusio, jedoch nur auszugsweise, herausgegeben. Amoretti entdeckte in neuerer Zeit in der Ambrosianischen Bibliothek eine vollständige, in verdorbenem Italienisch verfaßte Abschrift, die er in reines Italienisch und auch in das Französische übersetzt herausgab, indem er zugleich Copien eigenhändiger Seekarten P.'s und ein später richtig befundenes, von P. gesammeltes Wörterbuch der auf den Philippinen und Molukken herrschenden Sprachen hinzufügte. Wie alle Reisen jener Zeit enthält auch P.'s Reisebeschreibung neben dem Wahren viel sonderbare Fabeln und Irrthümer; doch hat sie für die Geschichte der Entdeckungen einen großen, neuerdings von Humboldt sehr hervorgehobenen Werth. P. war 1524 Ritter des Johanniterordens auf Rhodus und später Ordenscommandeur zu Novisa. Er starb nach 1534, wahrscheinlich zu Vicenza.

Pigalle (Jean Baptiste), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 26. Jan. 1714, der Sohn eines bei Hofe angestellten Zimmermanns, zeigte früh große Neigung zum Modelliren. Nachdem er den Unterricht Lemoine's genossen, wurde er von einigen Freunden in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Nach seiner Rückkehr hielt er sich einige Zeit in Lyon auf, wo er das Modell zur Statue des Mercur vollendete. Doch wollte es ihm anfangs nicht gelingen, die Aufmerksamkeit des Ministers und der Madame Pompadour auf sich zu ziehen. 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie. Nachdem er seinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt und stehen jetzt in Sanssouci. Bei mancherlei manieristischen

Mängeln gehören sie doch zu den besten Arbeiten des 18. Jahrh. 1756 erhielt er den Auftrag, das Grabmal des Marschalls von Sachsen auszuführen, welches die Thomaskirche in Straßburg schmückt. Es ist eine unleugbar große und poetische Conception. In der Ausführung ist besonders vortrefflich die Gestalt des Marschalls selbst, der, von dem Tode herabgerufen in den Sarg, mit großartiger Haltung die Stufen niedersteigt. Dieses Werk stellte ihn unter die ersten Meister, auch gab es Veranlassung, daß ihm das Denkmal übertragen wurde, welches Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Es erfolgte nun seine Ernennung zum königl. Bildhauer. Seine letzte, allgemein bewunderte und durch Schönheit und Zartheit sich auszeichnende Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Er starb 20. Aug. 1785 als Rector und Kanzler der Akademie.

Pigault-Lebrun (Charles Antoine Guillaume P. de l'Epinoy, genannt), franz. Romanschriftsteller, geb. 8. April 1753 zu Calais, fand, eigentlich für die jurist. Laufbahn bestimmt, nach seiner Verheirathung mit der Schwester des Schauspielers Michot bei der Verwaltung der Steuern ein Unterkommen. Als ihm die Revolution diese Stellung raubte, sah er sich auf den Erwerb seiner Feder angewiesen, bis er unter Napoleon wieder einen Posten in der Mauthverwaltung erhielt, dessen er während der Restauration wieder verlustig ging, angeblich weil er sich in seinen zahlreichen Romanen vielfacher Verletzung der Moral schuldig gemacht. P. starb zu Laselle, in der Nähe von St.-Germain-en-Laye, 24. Juli 1835. So groß der Beifall war, welchen seine Darstellungen bei der großen Menge fanden, geriethen sie doch bald in Vergessenheit, indem sie im ganzen nur frivolen Richtungen der Zeit huldigten. Leichtigkeit und Gefälligkeit der Composition kann P. indeß nicht abgesprochen werden. Die bekanntesten seiner Romandichtungen sind: «L'enfant du carneval» (1792); «Les barons de Feldheim» (1798); «Mononcle Thomas» (1799); «La folie espagnole» (1799); «L'homme à projets» (1807); «L'égoisme, ou nous le sommes tous» (1819); «Angélique et Jeanneton» (1799) und «Mr. Botte» (1802), von denen die drei letzten Werke in literarischer Beziehung wol noch am höchsten stehen. Seine Bühnenstücke, unter denen «Les rivaux d'eux-mêmes» wol zu erwähnen, sind ebenfalls vergessen. In seiner «Histoire de la France» (8 Bde., Par. 1823—30), welche bis auf Heinrich IV. sich erstreckt, hat er gewöhnliches Material nicht ungeschickt verarbeitet. Einen Theil seiner Werke hat er selbst ins Spanische übersetzt und das, was ihm bedeutend schien, in seinen «Oeuvres» (20 Bde., Par. 1821—24) zusammengestellt. Mit seinem Schwiegersohne, Victor Augier, gab er eine «Voyage dans le midi de la France» (Par. 1826) heraus. Auch arbeitete er für verschiedene Zeitschriften. Vgl. «Vie et aventures de P.» (Par. 1836).

Pigmente oder Farbestoffe nennt man alle Körper, welche an sich gefärbt und fähig sind, andern eine Farbe zu ertheilen. Man kann sie in verschiedene Abtheilungen bringen, je nach dem verschiedenen Gesichtspunkte, aus dem man sie betrachtet. Nach der Farbe, die sie geben, fällt ihre Bezeichnung mit der der Farbe (s. d.) zusammen. Nach ihren optischen Eigenschaften, von denen zum Theil ihre technische Anwendbarkeit abhängt, sind sie durchsichtige (Lasurfarben) und undurchsichtige (Deckfarben), glänzende und matte. Nach ihrem chem. Verhalten, welches ebenfalls die technische Verwendung bedingt, hat man feuerfeste Farben, welche je nach dem Grade ihrer Feuerbeständigkeit und ihrer Fähigkeit, sich mit Kieselerde zu verbinden, für Porzellanmalerei über und unter der Glasur, Glasmalerei u. s. w. passen; Lack- und Applicationsfarben, welche nur als Ueberzüge mechanisch auf der Unterlage haften, ohne mit ihr in Wechselwirkung zu treten, und dann, je nachdem sie mit Wasser und Gummi, oder Leim, oder Oelen, oder Wachs und Harzen als Bindemittel verbunden werden, Aquarell- oder Wasser-, Tusch-, Leim-, Oel-, enkaustische Farben genannt werden können; ferner chemische P., welche durch chem. Verwandtschaft sich mit der Unterlage verbinden, wie die in der echten Färberei und dem Zeugdruck verwendeten Farbestoffe; auch die für Frescomalerei geschickten, d. h. des Auftragens mit frischem Kalk oder mit Wasserglas (s. Stereochromie) fähigen P. sind zu erwähnen. Echt sind die Faben, wenn sie den Einwirkungen von Licht, Luft, Seife, schwachen Säuren und Alkalien widerstehen, unecht in dem Grade, als sie durch diese Einwirkungen verbleichen oder zerstört werden. Nach dem Ursprunge sind alle Farbestoffe 1) mineralische, 2) animalische, wie der Purpur der Alten, Cochenille, Kermes und Sepia, sämmtlich leicht zerstörbar und unecht, höchstens in Verbindung mit chem. Beizen stabiler, wie die Cochenille, 3) vegetabilische Farbstoffe. In Bezug auf die letztern sind zu unterscheiden die allgemein verbreiteten Farben der Blätter und Blüten, deren Grundtypen das wachsähnliche Blattgrün, die rothen und blauen, vergänglichen, durch Säuren roth, durch Alkalien grün werdenden Farben der Blumenblätter, Beeren, Krautblätter u. s. w. bilden; ferner die sog. extractiven, meist gelben Farben

vieler Wurzeln und Pflanzensäfte, z. B. des Rhabarbers, der Berberis u. s. w., in Wasser löslich, saurer Natur und von keinem großen Bestande; die stabilern, meist rothen und gelben Farbestoffe mancher Hölzer, Wurzeln und Beeren, wie z. B. Krapp, Quercitron, Avignonbeeren, Saflor, Orlean, Gelbholz, Fustikholz, Curcume, Wau u. s. w., die braunen gerbstoffhaltigen Farben des Katechu, des Kino u. s. w., die durch eigenthümliche chem. Veränderlichkeit charakterisirten Farben des Campeche- und Brasilienholzes, die unter Einwirkung von Luft und Ammoniakdämpfen mittels eines Zersetzungsprocesses aus an sich wenig gefärbten Flechten entstehenden rothen und blauen Farben der Orseille und des Lackmus und endlich der in seinem chem. Verhalten so eigenthümliche und charakteristische Indigo. Von allen diesen Pflanzen- und Thierfarben benutzt man die in Wasser löslichen oder mit Hülfe von Gummi und Leim zertheilbaren als Saft-, Aquarell- und Tuschfarben, die aber sämmtlich nicht decken. Diejenigen, welche der Verbindung mit Thonerde fähig sind, fällt man aus ihrer Auflösung durch Alaun, wodurch man gefärbte, unauflösliche, meist deckende, zum Theil aber auch äußerst feiner Zertheilung fähige Lackfarben erhält, wie den echten Karmin, die Krapplacke, den Kugellack u. s. w., welche in allen Arten der Wasser-, Oel- und Zimmermalerei vielfach angewendet sind. Was die Mineralfarben betrifft, so gibt es deren ohne Zahl. Alle Porzellan- und Glasfarben gehören hierher, die aber meist erst durch den Proceß der Verglasung zu der gewünschten Farbe werden und vorher ganz anders aussehen. In der Zeugdruckerei und der Färberei wendet man vorzüglich solche Farben an, welche sich aus ihren Bestandtheilen auf dem Zeuge selbst hervorbringen und aus Lösungen niederschlagen lassen, so Berlinerblau, Chromgelb, die verschiedenen Eisen- und Manganfarben. Als bloße Applicationsdruckfarbe und in der Wasser- und Oelmalerei ist jede Mineralfarbe anwendbar, die bei entsprechend billigem Preise und für den Zweck unschädlicher Beschaffenheit die gehörige Schönheit des Tons an der Luft beibehält, durch die gewöhnlichen Gasarten nicht leidet, sich in Wasser, Oel, Firniß u. s. w. gut vertheilen läßt. Es ist dabei zu bemerken, daß diese Farben um so weniger decken, je krystallinischer sie sind. Es gehören hierher Bleiweiß, Kreide, Tusche, Ruß, brauner, gelber und rother Ocher, Pariserroth, Berlinerblau, Bergblau, Mineralblau, blauer Karmin, Berggrün, Schweinfurtergrün, Chromgelb u. s. w., auch die künstlichen Bronzen, Gold- und Silberfarben sind hierher zu rechnen. Besonders in Bezug auf Mineralienfarben (s. Arsenik) ist es polizeilich wichtig, darauf zu sehen, daß zu Conditoreiwaaren, Papieren, Spielwaaren u. s. w. keine schädlichen Farben gewählt werden, wobei jedoch zu bemerken, daß eine in Verbindung mit Leim schädliche Farbe durch Verbindung mit Oelfirniß so unlöslich werden kann, daß sie unschädlich wird. Eine besondere Klasse von Farben, die man recht eigentlich weder zu den vegetabilischen noch zu den mineralischen Farben rechnen kann, bilden die in neuerer Zeit in großem Maßstabe erzeugten und verwendeten, doch meist nicht sehr echten Anilinfarben. (S. Anilin.)

Die in der organisirten Natur, also in den Pflanzen und Thieren vorkommenden farbigen Körper sind in ihren chem. Eigenthümlichkeiten nur erst sehr wenig erforscht, doch weiß man etwas mehr von ihrer Bedeutung für die Lebensvorgänge. Ihre chem. Eigenschaften sind deshalb so wenig bekannt, weil sie auch in starkgefärbten pflanzlichen und thierischen Geweben oft nur in sehr geringer Menge vorkommen, und weil sie gegen zersetzende chem. Einflüsse sich so empfindlich zeigen, daß sie bei den Versuchen, sie darzustellen, meist nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit erhalten werden. Merkwürdig ist, daß zwei dieser farbigen Körper, das Blattgrün oder Chlorophyll (s. Blatt) und der Blutfarbestoff (s. Hämatin), die Vermittler der Respiration sind, insofern als nur grüne Pflanzentheile die Kohlensäure zu zersetzen im Stande sind und der Blutfarbestoff derjenige Körper ist, welcher den Sauerstoff bindet. Das Wesen der Respiration besteht aber für die Pflanzen in der Zersetzung der Kohlensäure, für die Thiere in der Aufnahme des Sauerstoffs. Ausgezeichnet sind die P. ferner durch ihre Empfindlichkeit gegen Licht. Manche P. verblassen im Licht (das Gallenpigment), andere werden im Lichte dunkler (die Negerkinder werden mit blasser, fast weißer Haut geboren), andere (das Blattgrün) entfalten ihre Thätigkeit nur im Lichte. Hinsichtlich des Ursprungs der P., so entstehen sie im Thier- und Pflanzenreiche größtentheils aus den den Eiweißkörpern nahestehenden sog. Chromogenen, farblose Körper, die bei ihrer Zersetzung Farbestoffe liefern (z. B. der Indigo aus dem Indican), oder aus andern Farbestoffen. So läßt sich das Blattgrün in einen blauen und einen gelben Körper zerlegen; die Farbestoffe der Galle und des Harns entstehen vielleicht zum Theil aus dem Blutfarbestoff. Die P. kommen entweder in Lösungen vor, wie gewisse rothe, gelbe P. der Pflanzen, das Pigment des Bluts, der Galle, des Harns, oder in fester Form, wie das Blattgrün, das Pigment der Haut, der Haare u. s. w., und sind in letzterm Falle in Zellen

eingeschlossen. Bei den Thieren können sich auch pathologische P. anhäufen, in innern Organen sowol als in äußern. Bei alten Leuten und bei Kohlenarbeitern findet man häufig die Lungen ganz oder fast ganz schwarz, bei den Kohlenarbeitern durch Ablagerung von Kohlenstaub in denselben. Pigmentanhäufungen in der Haut (sog. Pigmentmale) sind meist angeboren. Bei der Gelbsucht häuft sich das Gallenpigment, wegen Verhinderung des Abflusses der Galle in den Darm, im Blute an und färbt Haut und Harn gelb oder grün. Bei der sog. Addison'schen Krankheit, die vielleicht ein Leiden der Nebennieren darstellt, ist die Haut bronzefarben gefärbt. Farbenveränderungen, welche manche Organe zeigen, beruhen auf einer Zersetzung der ursprünglich vorhandenen P., auf einer Verdrängung derselben, oder auf dem Auftreten neuer. So kommt die Verfärbung der Blätter im Herbste durch eine Zersetzung des Blattgrüns zu Stande, das Ergrauen der Haare durch Auftreten von Luft in den Haaren, wie denn überhaupt die weiße Farbe organischer Körper nicht durch ein besonderes Pigment, sondern durch Luft (oder selten durch farblose Flüssigkeit) hervorgebracht wird.

Pignerol oder **Pinerolo**, ein Kreis der Provinz Turin im Königreiche Italien, mit 26⅗ Q.-M. und (31. Dec. 1861) 132168 E., grenzt an Frankreich, zieht sich längs der Cottischen Alpen hin, deren romantische Thäler zum Theile von Waldensern bewohnt sind, ist fruchtbar an Wein, Kastanien, Obst und Getreide und hat bei den trefflichen Alpenweiden vortreffliche Viehzucht. Die Hauptstadt P., in herrlicher Lage am Ausgang der Alpen, von der Limara durchflossen, durch eine Eisenbahn mit Turin verbunden, ist der Sitz eines Bischofs, einer Unterpräfectur und eines Tribunals erster Instanz, hat eine schöne Kathedrale, fünf andere Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, Manufacturen in Seide, Baumwolle, Wolle, Leder, Papier und Branntwein, treibt lebhaften Handel mit Manufacten, Wein, Getreide und Käse und zählt 10687 (im ganzen Gemeindegebiete 15832) E. Die Stadt war früher eine wichtige Festung und wurde 1536 von den Franzosen erobert, 1574 aber wieder an Savoyen abgetreten. Die Franzosen erhielten sie indeß 1631 durch einen Tractat wieder und befestigten sie als Schlüssel von Italien sehr stark. 1696 kam sie abermals an Savoyen.

Pike (span. pica) hieß der Spieß des Fußvolks, der von einem Theile desselben, den Pikenieren, noch lange nach Einführung der Feuerwaffen getragen wurde. Er bestand aus einem hölzernen Schaft mit eiserner Spitze und war kürzer als der alte Spieß der Schweizer und Landsknechte. Die Pikeniere trugen eiserne Rüstungen und bildeten im Gefechte den geschlossenen Kern der Schlachthaufen. Ihre Zahl verringerte sich mit der Ausbreitung der Feuerwaffen; im Dreißigjährigen Kriege betrug sie aber noch die Hälfte der Compagnien. Gustav Adolf von Schweden setzte sie auf ein Drittheil herab, welches Verhältniß etwa bis zum Schlusse des 17. Jahrh. bestand. Dann wurden sie bei den Kaiserlichen zuerst und im Anfange des 18. Jahrh. in allen Heeren ganz abgeschafft.

Pikrinsäure (vom griech. pikros, bitter), auch Pikrinsalpetersäure, Trinitrophenolsäure, Trinitrocarbolsäure u. s. w. genannt, ist eine aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff zusammengesetzte, schon 1788 von Hausmann entdeckte organische Verbindung, deren genaue Zusammensetzung aber erst 1827 von Liebig und 1834 von Dumas festgesetzt wurde. Dieselbe entsteht durch Einwirkung von Salpetersäure auf Phenol (s. d.), Indigo, Aloë und andere Harze, Seide und die Verbindungen der Salicylgruppe (s. d.) und ist überhaupt ein sehr gewöhnliches Oxydationsproduct organischer Stoffe, bei deren Behandlung mit Salpetersäure. Man stellt die P. zu technischen Zwecken im großen dadurch dar, daß man einen passenden Stoff, etwa Indigo, so lange mit starker Salpetersäure kocht, als noch eine Einwirkung stattfindet, dann die Flüssigkeit abdunstet, die dabei sich bildenden gelben Krystalle in Ammoniak löst, das unreine pikrinsaure Ammoniak aus heißem Weingeist umkrystallisirt und dann mit Salpetersäure die P. daraus ausscheidet. Sie krystallisirt in hellgelben, glänzenden Blättern, schmeckt sehr bitter, färbt Zeuge gelb, weshalb man sie in der Woll- und Seidenfärberei benutzt, schmilzt beim Erhitzen und verflüchtigt sich unzersetzt, verpufft aber bei zu raschem Erhitzen. Die P. löst sich schwer in kaltem, besser in warmem Wasser, leicht in Weingeist, Aether, Salpetersäure und heißer Schwefelsäure, reagirt sauer und bildet mit Basen gelb- oder rothgefärbte, krystallisirende Salze, welche beim Erhitzen und, wie das pikrinsaure Kali, auch durch Schlagen heftig verpuffen. Man kann auch die Bildung der P. durch Salpetersäure als ziemlich empfindliches Reagens auf letztere Säure benutzen, indem die gelben Flecken, welche beim Benetzen von Federn, ungefärbten Woll- oder Seidenzeugen und der menschlichen Oberhaut sich zeigen, durch die Bildung von P. entstehen. Vgl. Erb, «Die P., ihre physiol. und therapeut. Wirkungen» (Würzb. 1866).

Pilaster heißt in der Baukunst der aus einer Wand oder aus der Ecke von zwei Wänden

hervortretende Pfeiler, welcher als Andeutung einer strebenden, tragenden Kraft in der Wand, oft auch blos als Unterbrechung der großen leeren Fläche gebraucht wird. Die Griechen bildeten ihn am consequentesten und gaben ihm ein besonderes, eigenthümlich durchgeführtes Capitäl, während ihn schon die Römer und die meisten Neuern mit demselben nur flach behandelten Capitäl versahen, welches der im übrigen herrschenden Säulenordnung zukam. Besonders oft findet man ihn in Verbindung mit Halbsäulen und Säulen zu rein decorativer Bereicherung des Effects angewendet.

Pilâtre de Rozier (Jean François), franz. Physiker, geb. 30. März 1756 zu Metz, lernte als Apotheker und studirte dann in Paris nebenbei Naturgeschichte, Mathematik und Physik. Er wurde Professor der Chemie in Rheims, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, wo er Aufseher der Naturaliensammlung von Monsieur (Ludwig XVIII.) wurde. Er errichtete 1781 ein Physikalisches Museum, studirte besonders die Wirkungen der Gase und Dämpfe, und als bald darauf die ersten Versuche der Gebrüder Montgolfier (s. d.) in der Luftschifferei bekannt wurden, machte P. ebenfalls öffentlich bekannt, daß er gesonnen sei, mittels eines Luftballons sich in die Luft zu erheben. Obschon deshalb verlacht, stieg er doch 15. Oct. 1783 bei dem Schlosse Muette, unweit Paris, in einer sog. Montgolfière, begleitet von dem Marquis d'Arlande, in die Luft. Nachdem er im folgenden Jahre zu Lyon mit Montgolfier und bald darauf zu Versailles in Gegenwart des Hofs und des Königs Gustav III. von Schweden aufgestiegen war, faßte er den Plan, mit seinem Ballon nach England überzusetzen. Die Regierung wies dazu 40000 Frs. an, und es ist kein Zweifel, daß das Vorhaben, so gut wie Blanchard's, gelungen sein würde, hätte P. nicht die Grille gehabt, die Verfahrungsart Montgolfier's bei Füllung des Ballons mit der von Charles erfundenen vereinen zu wollen. Dies war ein Beginnen, welches, nach Charles' öffentlichem Ausspruche, eine Pulvertonne auf ein Kohlenfeuer setzen hieß. P. ließ sich indeß nicht abbringen und unternahm die Fahrt zu Boulogne 14. Juni 1785 mit dem Physiker Romain. Kaum hatte der Ballon eine Höhe von 2—3000 Toisen erreicht, so entzündete er sich, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Unglücklichen in der Nähe des Thurms von Croy zur Erde. P. war sogleich todt, Romain verschied nach wenigen Minuten. Vgl. Tournon de la Chapelle, «Vie et mémoires de P.» (Par. 1786).

Pilâtus (Pontius), bekannt durch die Leidensgeschichte Christi, war der sechste röm. Procurator in Judäa. Nach der Darstellung unserer Evangelien wäre er von der Unschuld Christi überzeugt gewesen und wäre nur durch die Drohung der Juden eingeschüchtert dazu bewogen worden, das Schuldig über ihn auszusprechen. Die unter seinem Namen sich vorfindenden «Acta et citationes ad Tiberium» sind unecht. Der Sage nach soll er sich in der Verzweiflung über das an Christus begangene Unrecht das Leben selbst genommen haben, nach andern Angaben aber unter Nero enthauptet worden sein. Gewiß ist, daß er 36 n. Chr. wegen seines despotischen Benehmens gegen die Juden abberufen wurde.

Pilatus, Pilatusberg, der nördlichste Theil der Vierwaldstätter Alpen in der Schweiz, erhebt sich auf der Grenze der Cantone Luzern und Unterwalden, südlich von Luzern und westlich vom Vierwaldstättersee, aus der untern Wiesen-, Weide- und Waldregion als eine imposante breite Bergmasse, deren obere Felsenkrone, von tief ausgefressenen Schluchten in zwölf jähe, kahle und verwitterte Zacken zerspalten, lebhaft an das Stockhorn der Berner Alpen erinnert. Der höchste dieser wetterprophezeienden Zackengipfel, das Tomlishorn, erreicht 6565 F., der am meisten in die Augen fallende «Esel» 6532 F. Erst in neuester Zeit hat ein Privatmann, der Bauherr Kaspar Blättler aus Rozbach bei Stans in Unterwalden, mit einem Kostenaufwand von 25000 Frs. einen bequemen Weg bis unter die oberste Felsenkrone angelegt und den sonst nur selten und mit Gefahr erklommenen Berg zu einem Nebenbuhler des Rigi gemacht. Der Weg führt von Hergiswyl am Vierwaldstättersee aufwärts durch eine jener Schluchten und erreicht nach anderthalbstündigem Steigen das untere Berghaus, das neuerbaute Hotel Blättler auf dem Klimsenhornegg, 5900 F. über dem Meere. Von hier werden Ausflüge auf die Spitze des nahen, 6150 F. hohen Klimsenhorn, nach dem Tomlishorn und dem Pilatussee gemacht, einer umfangreichen, aus dem zusammengeronnenen Schneewasser entstehenden und in warmen Sommern ganz austrocknenden Pfütze. Die weitere Wanderung führt durch eine einsame, mit Geröll und Geschieben angefüllte Gegend. Plötzlich scheint der Ausgang durch gigantische Kalkmassen gesperrt, aber die Natur selbst hat eine Art Tunnel, das Christiloch, geschaffen, eine schwarze, kaminartige, schief eingesenkte Höhle, welche auf Leitern durchklettert wird. Droben beim Heraussteigen hat man einen der überraschendsten Prachtpunkte der Schweiz, indem man das ganze berner Oberland mit seinen Schneekolossen frei erschlossen

vor sich sieht. Längs eines zerfressenen Grates mit schönen Kalkspaten und unnahbaren Felsenschluchten gelangt man in einer Viertelstunde zum obern Berghause, dem Hotel Bellevue (ein Actienunternehmen), wo der von Alpnach heraufführende Weg einmündet, und von wo man in 5 Min. die mit einem Pavillon gekrönte Spitze des «Esel» erreicht. Die Aussicht auf diesem, den Rigi um 1000 F. überragenden und den Berner Alpen um 4 St. näher gerückten Gipfelpunkt ist bei hellem Wetter eine imposante und wird von vielen Touristen der vom Rigi vorgezogen. Der P., der sagenreichste Berg der Schweiz, an dessen Klüfte als Wohnstätten von Drachen und Bergmännchen sich in der Volkssage grausige Spukgeschichten knüpfen, hat angeblich seinen Namen von dem Landpfleger Pilatus, der, von seiner Blutschuld gejagt, sich von diesem Berge in den Hochsee gestürzt habe und bei Stürmen und bösen Wettern noch heute umgehe. Weil die höchsten Zacken oft mit einem Nebelhut verdeckt sind, wird der Name P. gewöhnlich vom lat. Mons pileatus (Hutberg) abgeleitet. Mons pilatus heißt Pfeilerberg (von pila, Pfeiler), wofür auch das häufige Vorkommen ähnlicher Bergnamen spricht.

Pilau ist der Name des im Oriente am weitesten verbreiteten Gerichts. Dasselbe besteht aus Reis, der in Wasser oder Fleischbrühe gekocht wird, aber so, daß die einzelnen Körner ganz und etwas hart bleiben; darüber gießt man zerlassene Butter. Jede Provinz fast hat übrigens ihre eigene Art der Zubereitung des P.

Pilger oder Pilgrim vom lat. peregrinus, d. i. Fremder, nennt man vorzugsweise die aus Andacht nach fernen heil. Orten Wallfahrtenden. Besonders wird das Wort in der christl. Kirche von den nach Jerusalem oder überhaupt Palästina Wallfahrtenden gebraucht. Das Pilgerkleid bestand in einem braunen odergrauen Gewande; der Pilgerhut war mit Meeresmuscheln geziert und hatte einen sehr breiten Rand; der Pilgerstab bestand aus einem langen, oben mit einem Knopfe, unten mit einer Spitze, an der Seite mit einer Kugel versehenen Stabe; die Pilgerflasche war ein ausgehöhlter Kürbis. Bei den Pilgerzügen in der kath. Kirche nach berühmten Wallfahrtsorten ist jene Pilgertracht noch heute gewöhnlich; der Pilgerstab endigt aber oben meist in ein Kreuz.

Pillau, Seestadt, Festung dritten Ranges und Badeort in dem ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, auf der Eisenbahn 5,6 M. im Westen von Königsberg, 1,2 M. im Südwesten von der Kreisstadt Fischhausen, an dem 1800 F. breiten, 12—14 F. tiefen Gatt oder Pillauer Tief, dem Eingange zum Frischen Haff, und zwar an dem Südende einer 1¼ M. langen, der Frischen Nehrung gegenübertretenden Landzunge gelegen, bildet den Vorhafen für die nach Königsberg, Elbing und Braunsberg bestimmten großen Schiffe, die hier gelichtet werden, und ist nach Danzig der bedeutendste Seeplatz der Provinz Preußen. Der freundliche und saubere Ort hat Häuser, die mit dunkeln Oelfarben angestrichen und mit Doppelfenstern versehen sind. Die neben der Stadt stehende starke Festung ist ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck. Dem Hafen gegenüber steht auf der Nehrung der 100 F. hohe Leuchtthurm an einem kolossalen Molo. P. hat ein Hauptzollamt, eine Navigationsschule, eine Prüfungscommission für Schiffsführer und eine andere für See- und Revierlootsen sowie eine höhere Bürgerschule und zählt (1864) mit Einschluß der 830 Mann starken Garnison 3671 E., die sich mit Schiffbau, Segelfabrikation, Rhederei und Seehandel, Caviarbereitung und Fischerei, besonders mit Störfang beschäftigen. Von 1852—62 steigerte sich die Zahl der jährlich ein- und auslaufenden Schiffe von 1632 auf 3931 und deren Tragfähigkeit von 97729 auf 214099 Last. 1860 war die Zahl der Schiffe 4111, die der Lasten 240556 gewesen. Von den 1862 ein- und ausgelaufenen Schiffen, darunter 179 Dampfer (gegen 216 im Vorjahr) gingen 1722 nach Königsberg, 101 nach Elbing, 479 (von 39976 Last) nach Großbritannien und 192 (von 15997 Last) nach Holland. Ausgeführt wurden Weizen 2094 Last, Roggen 2675, Gerste 120 und Hülsenfrüchte 320 Last; außerdem Oelsaat, Flachs und Hanf. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Colonialwaaren, Wein, Steinkohlen, Thran, Heringen, Salz, Eisen und Steinen. Etwa ¼ M. im Nordosten von P. liegt das Pfarrdorf Alt-Pillau mit 660 E. und einem massiven thurmartigen Gebäude, das als Landmarke dient. Die Landzunge, auf welcher P. liegt, heißt wegen der herrlichen Aussicht und eines schönen Buchenwaldes das Paradies. Die jetzige Stadt wurde 1722 vom König Friedrich Wilhelm I. gegründet. Die Erbauung der Festung wird ohne Grund dem Schwedenkönig Gustav Adolf zugeschrieben. Dieselbe war schon vor diesem vorhanden und wurde 1626—35 von den Schweden besetzt gehalten. Zu größerer Bedeutung kam sie erst unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Die von diesem hier ausgerüstete Flotte von sechs Fregatten, welche an der span. Küste kreuzen, der Silberflotte auflauern und an der Küste von Afrika Eroberungen machen sollte, kehrte 1680 mit dem vor Ostende aufgebrachten Schiffe

Carlos II. von 60 Kanonen zurück. P. wurde 1758 von den Russen genommen, 1807 sehr tapfer von Oberst Herrmann gegen die Franzosen (Soult) vertheidigt, welche die Festung 26. Juni bombardirten. Durch einen Vertrag vom 24. Febr. 1812 ward sie für die Dauer des Kriegs mit Rußland Napoleon eingeräumt, aber 6. Febr. 1813 durch Capitulation des franz. Generals Castella den Russen unter Sievers überliefert und von diesem sofort an Preußen zurückgegeben.

Pillen (Pilulae) nennt man erbsengroße Kügelchen, die aus einer knetbaren indifferenten Substanz bestehen, in welche Arzneistoffe eingehüllt sind; größere dergleichen Kugeln heißen Bissen (Globuli). Der Arzneistoff, welchen man auf diese Weise geben will, ist meist ein Pulver, selten eine weiche Substanz. Die Pillenmasse wählt man so, daß sie sich mit dem Arzneikörper leicht in die gewünschte Form bringen läßt, und es dienen dazu unter anderm Pflanzenextracte, Brotkrume, Seife. Um das Zusammenkleben der P. zu verhindern, überzieht man sie mit einer Hülle (von Bärlapp, Blattgold u. s. w.). Man gibt die Arzneien in P., wenn sie sich in anderer Form (z. B. wegen des schlechten Geschmacks) nicht gut nehmen lassen oder wenn man die Wirkung der Arznei auf die Mundhöhle oder ihre Zersetzung daselbst vermeiden will. Ferner wendet man P. an, wenn die Arznei lange Zeit unzersetzt und in bequemer Gestalt aufbewahrt, wenn sie verschickt werden soll. Die P. sind so klein, daß sie nicht gut geschluckt werden können. Man nimmt sie deshalb mit einem Schluck Wasser oder in einem Bissen Brot u. s. w.; gekaut dürfen sie nicht werden. Sehr hart gewordene P. durchwandern oft den Darmkanal, ohne sich aufzulösen.

Pillersdorf (Franz, Freiherr von), österr. Staatsmann, Sohn eines höhern Justizbeamten, wurde 1786 zu Brünn in Mähren geboren, studirte von 1802—5 in Wien die Staats- und Rechtswissenschaften und fand dann in Galizien bei der innern Landesverwaltung eine Anstellung. 1807 ward er dem Staatsrath Baldacci in Wien als Official beigegeben, mit dem er auch 1809 dem Heere folgte. Nach dem Kriege war P. bei der Hofkammer thätig. In den Kriegsjahren 1813—15 folgte er dem Armeeminister Baldacci auf dem Zuge nach Frankreich und unternahm von da aus auch eine Reise nach England. Nach dem Frieden trat P. wieder in seine frühere Stellung bei der Finanzverwaltung ein und wirkte hier viele Jahre namentlich im Zweige des Credit- und Schuldenwesens. Als 1830 ein Wechsel in der Leitung der Finanzen eintrat, erhielt P. als Kanzler der vereinigten Hofkanzlei einen neuen Wirkungskreis in der innern Verwaltung, wo sich jedoch seine Ansichten wenig im Einklange mit dem herrschenden Systeme der bloßen Repressivpolitik befanden. Diesem Umstande zufolge ward er nach Ausbruch der Revolution 20. März 1848 zum Minister des Innern, 4. Mai aber zum Ministerpräsidenten ernannt. Der Aufstand in Italien, die Unruhen in Wien, in Prag, die Entwickelung der Verhältnisse in Deutschland, alles vereinigte sich, um P. an der ruhigen und maßvollen Reorganisation des österr. Staatsorganismus, die er sich vorgesetzt, zu hindern. Im Widerspruche mit der Lage der Dinge und unter den heftigen Demonstrationen der Bürgerwehr und der wiener Studenten, die namentlich gegen die von ihm ausgegangene Verfassung gerichtet waren, sah er sich genöthigt, 8. Juli vom Staatsruder zurückzutreten. Er ward nun in Wien zum Mitgliede des zusammentretenden Reichstags gewählt, vermochte sich aber als gemäßigter und milder Charakter im Kampfe extremer Parteien keinen Einfluß zu verschaffen. Nach der Auflösung des Reichstags verblieb P. im Privatstande, suchte indeß als warmer und aufrichtiger Patriot seine Ansichten über die öffentlichen Zustände in mehrern kleinen Schriften darzulegen. 1849 unterlag seine ministerielle Wirksamkeit sowie seine Haltung während des wiener Septemberaufstandes von 1848 einer Art von Disciplinaruntersuchung, infolge deren ihm das Erscheinen bei Hofe verboten wurde. Er lebte nun in Zurückgezogenheit, bis 1861 seine Wahl in den niederösterr. Landtag erfolgte, der ihn als Abgeordneten in den Reichstag sandte. Doch starb er schon 22. Febr. 1862, nachdem einige Zeit vorher seine Rehabilitirung bei Hofe erfolgt war. Später erschien sein «Handschriftlicher Nachlaß» (Wien 1863).

Pillnitz, ein königl. Lustschloß und Kammergut, der gewöhnliche Sommersitz des sächs. Hofs, liegt ungefähr $2\frac{1}{2}$ St. oberhalb Dresden in einer reizenden Gegend am rechten Elbufer bei dem zum Gerichtsamt Schönfeld gehörigen gleichnamigen Dorfe mit 592 E. (1864). P. war in frühern Zeiten eine alte Burg. 1693 kaufte der Kurfürst Johann Georg IV. das alte Schloß von Heinrich von Bünau und schenkte es seiner Geliebten, der Gräfin von Rochlitz, nach deren Tode es an die Kammer fiel. August II. belehnte damit 1705 die Gräfin Cosel (s. d.). Nachher war es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowski. Bald aber bezog es August II. selbst und erweiterte es durch den Anbau von zwei neuen Flügeln. Seit 1788 erhielt das Ganze eine schönere Gestalt; doch gibt der verschiedenartige Stil der Gebäude demselben ein auffallendes

Ansehen. Das alte Schloß, das den ehemaligen Venustempel enthielt, mit den Bildnissen schöner Frauen aus der Zeit August's II., brannte 1818 ab und wurde durch ein schöneres Gebäude ersetzt, das einen großen Speisesaal umschließt, der mit schönen Frescogemälden von Vogel geziert ist. Hinter dem gleichnamigen Dorfe öffnet sich der Pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Vorsberge führt, welcher sich 933 F. über die Elbe erhebt. Ein Waldpfad führt auf den Schloßberg, wo man 1788 künstliche Burgruinen angelegt hat.

Im Schlosse zu P. wurde vom 25. bis 27. Aug. 1791, zunächst wegen der poln. Angelegenheiten, die denkwürdige Fürstenversammlung gehalten, bei welcher Kaiser Leopold II., Friedrich Wilhelm II. von Preußen und der Graf von Artois sich über die gegen die Französische Revolution zu ergreifenden Maßregeln unterredeten. Außerdem waren noch zugegen der nachmalige Kaiser Franz und der nachherige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der franz. Exminister Calonne und der Marquis Bouillé. Zwar war kein Offensivbündniß gegen Frankreich der Zweck dieser sog. Pillnitzer Convention, doch beschloß man, jedem Angriffe von seiten Frankreichs und der Revolution gemeinschaftlich entgegenzuwirken. Das am 25. Juli in Wien vorläufig geschlossene und zu Berlin 17. Febr. 1792 definitiv abgeschlossene Schutzbündniß zwischen Preußen und Oesterreich wurde in P. nur besprochen. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten von Preußen und Oesterreich unterm 27. Aug. folgende Erklärung: «Daß Oesterreich und Preußen die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Souveräne in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde anerkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß sie demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer den Rechten der Souveräne und dem Besten der franz. Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im gemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seien, sich in Activität zu setzen.» Diese Erklärung, welche die Franzosen als den Grund einer Coalition Europas gegen Frankreich betrachteten, entfesselte zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland.

Pilot oder Lootsenfisch (Naucrates) heißt eine zur Abtheilung der Makrelenfische gehörende Fischgattung, welche einen gestreckten, länglichen Körper, einen abgestutzten Kopf, eine einzige Rückenflosse und vor derselben mehrere freie unverbundene Strahlen hat. Der gemeine P. (N. Ductor), welcher $\frac{1}{2}$—1 F. lang, bläulich-weiß und mit drei breiten, dunkelblauen Querbändern gezeichnet ist und vier freie Rückenstrahlen besitzt, lebt im Mittelmeere und im Atlantischen Ocean, und ist unter den Seeleuten deshalb berühmt, weil er immer als Begleiter größerer Haifische erscheint, für deren Führer er von den Schiffern gehalten wird. Was ihn eben veranlaßt, in so gefährlicher Nähe zu verweilen, ist unbekannt. Nach Meyen's Vermuthung lebt er von dem Auswurfe der Haifische; allein Hasselquist fand in dem Magen des P. Fische. Er ist außerordentlich gefräßig, schnell und nicht leicht zu fangen, liefert aber ein wohlschmeckendes Gericht.

Piloty (Karl), deutscher Historienmaler, geb. zu München 1. Oct. 1826, erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater Ferdinand P. (gest. 8. Jan. 1844), einem trefflichen Zeichner, der im Verein mit Löhle ein lithographisches Institut gründete, welches noch heute zu den ersten in Deutschland gehört. Der Sohn vollendete seine Studien auf der Akademie zu München unter Karl Schorn's, seines Schwagers, besonderer Leitung, und eine Reise nach Paris, Brüssel und London schloß sich an. Der erste größere Auftrag, den er erhielt, ging dahin, in der Reihenfolge histor. Bilder, welche König Max I. für das Maximilianeum ausführen ließ, den Beitritt des Kurfürsten Max I. zur kath. Liga (1609) zu malen. Das 1854 vollendete Bild zeigte ein Talent, das über seltene Mittel gebietet, und dem es Ernst um die Kunst ist. Der Einfluß der farbenmächtigen Belgier war nicht zu verkennen. Den Ruf P.'s aber begründete 1855 das Bild: Seni vor der Leiche Wallenstein's, das König Ludwig in die neue Pinakothek aufnahm. Der Künstler wurde Ehrenmitglied der Akademie und an derselben Professor an Schorn's Stelle. Es folgten nun bald nacheinander: Die Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag und Wallenstein's Ermordung. In die weitesten Kreise verbreitete seinen Ruf das Bild: Nero, der im Histrionenwahnsinn über die Brandtrümmer von Rom schreitet. Mehrere größere Cartons für die Wandgemälde, welche die Außenseite des Maximilianeums schmücken, beschäftigten ihn darauf. Als spätere wichtige Bilder seiner Hand sind noch zu nennen: Galilei im Kerker (1864),

Wallenstein gen Eger reitend. 1867 beschäftigte ihn ein großes Gemälde, welches die Entdeckung von Amerika zum Gegenstande hat und für die Galerie des Freiherrn von Schack bestimmt war. In dem Porträt dieses Kunstfreundes lieferte P. ein Meisterstück der Bildnißmalerei, und überhaupt ist er in diesem Fache sehr gesucht. Ebenso erfreut sich P. als Lehrer großer Beliebtheit, und die Räume der Akademie mußten vergrößert werden, um den zudrängenden Schülern Raum zu schaffen, die von seiner seltenen Lehrbegabung und energisch-freundlichen Persönlichkeit gefesselt werden. P. führt seine Schüler in die volle Farbenfröhlichkeit des Realismus.

Pilsen, eine der ansehnlichsten Städte Böhmens, an den Flüssen Miesa und Radbuza gelegen, ist Sitz der Behörden für den Kreis und den Bezirk P. und zählte 1857 14269 E., welche Ziffer sich aber infolge des bedeutenden Aufschwungs, den der Ort in jüngster Zeit genommen, 1867 bereits auf 22000 erhöht hatte. Die Stadt ist gut gebaut und besitzt mehrere kath. Kirchen (darunter die sehenswerthe Bartholomäuskirche), ein Franciscanerkloster, eine prot. Kirche und einen israel. Tempel. In dem ansehnlichen Rathhaus befindet sich eine Waffensammlung. Auf dem Stephansplatz, an der Nordseite der Stadt, wurde 1861 von der brauberechtigten Bürgerschaft ein ehernes Standbild des 1854 verstorbenen Bürgermeisters Martin Kopecki errichtet. Von höhern Unterrichtsanstalten befinden sich zu P. ein Ober- und Untergymnasium, eine Ober- und Unterrealschule, zwei Hauptschulen sowie eine Brigade-Cadettenschule. Auch bestehen daselbst Turnanstalten, Gesangvereine, Schwimmanstalten, ferner ein allgemeines Krankenhaus, ein Pfründlerhaus, eine Sparkasse, eine Vorschußkasse u. s. w. Die Journalistik ist durch drei Blätter (darunter die «Pilsener Zeitung» das namhafteste) vertreten. Auch besitzt die Stadt ein nettes Schauspielhaus. Handel und Industrie haben seit Eröffnung der böhm. Westbahn (1861), in deren Mittelpunkte (zwischen Prag und Furth) P. liegt, einen raschen Aufschwung genommen, und die Bedeutung des Platzes dürfte sich mit Vollendung der 1867 noch im Bau begriffenen Franz-Josephsbahn, welche Wien mit Norddeutschland auf dem kürzesten Wege verbindet, noch steigern. Von bedeutenden Fabrikanlagen sind zu erwähnen die Kunstmühlen Franz Hyra's, zwei Lederfabriken, zwei Maschinenfabriken, zwei Preßhefenfabriken, eine Gasanstalt, eine Zündrequisitenfabrik, eine Spiritusraffinerie, Fabriken für Thonwaaren, Drahtstifte u. s. w. Das städtische Brauhaus liefert ein berühmtes Bier. Handel und Verkehr werden durch ein Filiale der böhm. Landes-Escompte-Bank sowie durch eine Handels- und Gewerbekammer unterstützt. Die vier Jahrmärkte der Stadt sind die wichtigsten in ganz Böhmen. In der Nähe P.s befinden sich berühmte Steinkohlengruben, Eisenwerke, Glasfabriken und Thonschlemmen. Nur $^1/_4$ St. von der Stadt liegt der anmuthige Belustigungsort Lochotin mit einer Mineralquelle. P. war früher befestigt und hielt in den Hussitenkriegen mehrfache Belagerungen aus. 1618 wurde die Stadt von Mansfeld erstürmt. Auch Wallenstein's Verschwörung spielte zum Theil in P., und 24 Anhänger desselben wurden 1634 auf dem Marktplatze hingerichtet. Im Sommer 1866 war die Stadt einige Wochen von preuß. Truppen besetzt. Der **Kreis** P. umfaßt 89,94 Q.-M. und hatte 1857 358600 E., welche sich auf 18 Bezirke mit 35 Städten, 11 Marktflecken und 1059 Dörfer (zusammen 641 Ortsgemeinden) vertheilten.

Pilze (Fungi) sind, wissenschaftlich betrachtet, chlorophyllfreie, aus Filzgewebe zusammengesetzte Lagerpflanzen, welche sich von organischen Stoffen ernähren. Alle P. stimmen nämlich darin überein, daß 1) ihr Körper nicht aus Stamm und Blättern besteht, sondern wie bei den Flechten (s. d.) und der Mehrzahl der Algen (s. d.) als eine bald ganz unbestimmt, bald in bestimmter Weise geformte Masse (als ein sog. Lager) ausgebildet erscheint, 2) daß derselbe aus mehr oder weniger verschlungenen, bisweilen zu einem dichten Filz vereinigten Schlauch- oder Fadenzellen besteht, 3) daß diese Zellen keine Spur von Chlorophyllkörnern (s. Blatt) enthalten, weshalb auch kein Pilz eine wirklich saftgrüne Farbe besitzt. Durch den Mangel des Chlorophyll unterscheiden sich die P. scharf sowol von den ihnen zunächststehenden, ebenfalls aus Filzgewebe zusammengesetzten Flechten, als auch von der großen Mehrheit aller übrigen Pflanzen, denn der Mangel jenes grüngefärbten Stoffes nöthigt die P., organische Nahrung aufzunehmen, was die chlorophyllhaltigen Gewächse nicht thun. Je nachdem sie nun ihre Nahrung blos aus in Zersetzung begriffener organischer Substanz (z. B. aus abgestorbenen oder absterbenden Pflanzen und Thieren, aus verwesenden und verfaulenden pflanzlichen oder thierischen Substanzen, z. B. Mist, Dünger u. a., aus durch die völlige Zersetzung todter Pflanzen entstandenen organischen Verbindungen, z. B. Humus, aus gärenden und faulenden organischen Flüssigkeiten u. s. w.) oder aus lebenden Pflanzen und Thieren, auf oder in denen sie vegetiren, beziehen, unterscheidet man gegenwärtig *saprophytische* und *parasitische* P. Erstere, zu denen die Mehrzahl der P. gehört, spielen die Rolle von Erregern und Beschleunigern des

Fäulniß- und Verwesungsprocesses und haben deshalb im Haushalte der Natur eine hochwichtige Aufgabe, während die Schmarotzerpilze dazu bestimmt zu sein scheinen, dem Ueberhandnehmen besonders fruchtbarer und gesellig lebender Arten von Pflanzen und Thieren zu steuern. Freilich gibt es unter den parasitischen P. viele, welche, weil sie Culturpflanzen und Culturthiere, ja sogar die Menschen befallen und durch ihre Entwickelung und Ernährungsweise Krankheitszustände herbeiführen, welche bisweilen (bei Pflanzen gewöhnlich) mit dem Tode des ergriffenen Individuums enden, dem Menschen direct oder indirect großen Schaden zufügen können. (S. Parasiten.)

Die P. bilden die umfangreichste Klasse in der Abtheilung der Sporengewächse oder Kryptogamen. Ihre Gestaltung ist ebenso mannichfaltig und verschieden wie ihre Größe. Letztere wechselt von mikroskopischer Kleinheit (die meisten Pilze sind so klein, daß sie sich der Wahrnehmung mit bloßem Auge entweder ganz und gar entziehen oder demselben nur als weiße oder anders gefärbte Punkte, Striche, Flecken, Häufchen, Büschelchen, Röschen erscheinen) bis zu einem ansehnlichen Volumen (z. B. die großen Fleisch- oder Hutpilze). Die Grundlage eines jeden Pilzes ist ein aus den Keimschläuchen seiner Sporen hervorgegangenes, bald höchst einfaches, bald sehr complicirtes, unbestimmt oder bestimmt geformtes Geflecht von Fadenzellen, welches Mycelium (Pilzlager) genannt wird. Bei den Hutpilzen ist dasselbe gewöhnlich sehr klein im Verhältniß zu dem hutförmigen Theil des Pilzes, jedoch deutlich sichtbar, indem es eine zaserwurzelartige Vereinigung fleischiger, verzweigter Fasern am Grunde des Stieles bildet, die (bei auf dem Boden wachsenden Hutpilzen) in der Erde sich befindet. Bei sehr vielen niedriger organisirten P. dagegen (z. B. bei den meisten sog. Schimmeln) besteht der Pilz fast ganz und gar blos aus dem Mycelium und dessen die Sporen erzeugenden Fäden. Die Fortpflanzungs- und Vermehrungsorgane der P., die sog. Sporen, werden nämlich immer durch das Mycelium erzeugt, sei es, daß sie sich unmittelbar in oder an bestimmten oder unbestimmten Fadenzellen des Myceliums entwickeln, sei es, daß aus dem letztern ein die Sporen producirender Apparat hervorwächst, welcher bald als eine die Sporen umschließende Kapsel (Sporenfrucht, Sporangium), bald als ein aus Fadenzellen zusammengesetztes Fruchtlager (Stroma), das sodann sporenerzeugende Organe hervorbringt, bald als ein aus Filzgewebe bestehender, eigenthümlich gestalteter, die Fortpflanzungsorgane in seinem Innern bergender oder an seiner Außenfläche tragender Sporenträger auftreten kann. So ist z. B. bei allen Hutpilzen der gestielte oder ungestielte Hut, den allein der Laie für den eigentlichen Pilz hält, nichts anderes, als ein aus dem Mycelium hervorgewachsener, von diesem producirter Sporenträger. Die Sporen der P. (früher oft Keimkörner genannt) erscheinen ebenfalls höchst verschiedenartig organisirt und geformt. (S. Sporen.) Außer diesen verschiedenartigen Sporen kommen bei vielen P. auch noch andere Vermehrungsorgane, sog. Conidien, vor, nämlich keimfähige Zellen, die sich an beliebigen Stellen des Myceliums (in dessen Fäden) bilden, aus demselben hervortreten und durch Erzeugung eines neuen Myceliums ebenfalls zur Vervielfältigung des Pilzes beitragen. Endlich hat man neuerdings bei vielen P. sehr kleine, sporenähnliche Organe entdeckt, welche gar nicht zu keimen scheinen (Spermatien) und in besondern kapselartigen Behältern (Spermogonien) eingeschlossen sind, die ebenfalls durch das Mycelium hervorgebracht werden. Man ist geneigt, diese noch räthselhaften Gebilde für männliche Geschlechtsapparate zu halten. Uebrigens sind bereits bei mehrern P. wirkliche, aber höchst einfach gebildete und stets mikroskopische Geschlechtsorgane (männliche und weibliche) aufgefunden worden, durch deren Zusammenwirken sodann Dauersporen oder solche enthaltende Sporangien erzeugt werden. Selbst in dieser niedrigsten Klasse des Gewächsreichs kommt folglich bereits eine geschlechtliche Zeugung vor.

Bezüglich der Entstehungsweise der P. hat sich lange Zeit die Annahme (welche noch jetzt von den Unkundigen geglaubt wird) aufrecht erhalten, daß diese Organismen, wenigstens die unvollkommenern, durch sog. Urzeugung (nicht aus bereits vorhandenen Keimen, sondern aus organisirbarem Schleime, z. B. gärenden oder gärungsfähigen Flüssigkeiten) zu entstehen vermöchten, obwol bereits Ehrenberg in seiner Abhandlung «De mycetogenesi» (Berl. 1821) sich gegen diese Ansicht entschieden ausgesprochen und nachzuweisen versucht hat, daß alle P. nur aus ihren eigenen Keimen sich entwickeln können. Die naturwissenschaftlichen Forschungen und Versuche der Neuzeit haben die Richtigkeit dieser letztern Ansicht unwiderleglich dargethan. Selbst die niedrigsten P., als welche jedenfalls diejenigen zu betrachten sind, die sich bei der Gärung entwickeln und die sog. Hefe zusammensetzen, deshalb auch Gärungs- oder Hefepilze genannt worden sind, gehen nur durch Keimung der in der Luft überall in Menge suspendirten Sporen gewisser allgemein verbreiteter Schimmel hervor, wie, außer durch andere zahlreiche

Experimente, dadurch bewiesen wird, daß gärungsfähige Flüssigkeiten niemals in Gärung gerathen, wenn man sie vom Zutritt der atmosphärischen Luft abgesperrt erhält. (S. Gärung und Hefe.) Bei der sog. Keimung, welche nur unter der Einwirkung von Feuchtigkeit und Wärme, wol auch Licht und anderer Agentien erfolgen kann, treten aus der Spore zarte Schläuche hervor (Keimschläuche), welche hierauf sich verzweigend entweder unmittelbar die Bildung eines Mycellums veranlassen, oder an denen sich zunächst Sporen zweiter Ordnung (secundäre Sporen, Sporidien) entwickeln, welche sich loslösen und hierauf selbst in ähnlicher Weise keimend das eigentliche Mycelium erzeugen. Die Schläuche des letztern sind bald ungegliedert, bald gegliedert (septirt). Dieselben enthalten sehr häufig ungefärbte oder gefärbte Tropfen fetten Oels, während sie selbst am häufigsten farblos sind. Auch finden sich in und an ihnen bisweilen mikroskopische Krystalle oder Krystalldrusen (namentlich von oxalsaurem Kalk). Am häufigsten erscheinen sie mit einer äußerst feinkörnigen, in farbloser Flüssigkeit suspendirten Masse, die selbst gefärbt oder farblos ist, angefüllt. Die meisten P. sind vergängliche Organismen, viele jedoch auch von langer Dauer (z. B. die verholzenden Löcherpilze und Wirrblätterpilze, Arten der Gattungen Polyporus und Daedalea). Besonders interessant ist der durch die Forschungen der Neuzeit außer allen Zweifel gestellte Generationswechsel, welcher gewiß bei vielen P. vorkommt. Nicht immer nämlich entwickelt sich aus den keimenden Sporen eines Pilzes dieselbe Pilzart wieder, sondern bisweilen ein Pilz von ganz anderm Ansehen und ganz verschiedener Fructification, aus dessen Sporen dann entweder der erste Pilz, oder eine dritte Form hervorgeht, deren Sporen den ersten Pilz erzeugen. Einen der ausgezeichnetsten Generationswechsel bietet die Mehrzahl der Rostpilze dar. (S. Rost.) Ferner ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß mancher weitverbreitete Pilz je nach der Verschiedenheit des Substrats, auf oder in dem er vegetirt, unter ganz verschiedenen Formen auftreten kann. Wegen dieser Vielgestaltigkeit des Pilzorganismus und seiner Fortpflanzungsorgane ist es keineswegs leicht, die P. in Ordnungen, Gattungen und Arten einzutheilen. Keine andere Gruppe von Gewächsen stellt der Systematik so viele Schwierigkeiten entgegen wie gerade die P., und man kann behaupten, daß, nachdem durch die Forschungen der Neuzeit die Unhaltbarkeit einer großen Anzahl der bisherigen Pilzgattungen und Pilzarten nachgewiesen worden ist, die Systematik der P. sich in einem chaotischen Zustande befindet. Man unterschied bisher 6 Ordnungen von P.: Nackt- oder Staubpilze (Gymnomycetes, Coniomycetes), Faden- oder Schimmelpilze (Hyphomycetes), Bauchpilze (Gasteromycetes), Kernpilze (Pyrenomycetes), Scheibenpilze (Discomycetes) und Hutpilze (Hymenomycetes). Die Ergebnisse der neuern mykologischen Forschungen haben diese Eintheilung als unhaltbar erwiesen, denn mehrere dieser Ordnungen sind weder wissenschaftliche noch natürliche, sondern ähnliche, auf das äußere Ansehen begründete wie unter den Samenpflanzen die Bäume, Sträucher, Kräuter und Gräser. Einer der bedeutendsten Pilzforscher der Gegenwart, De Bary, hat die P. in folgende vier Ordnungen eingetheilt: Algenpilze (Phycomycetes), unter der Haut lebende (Hypodermii), Basidienpilze (Basidiomycetes) und Schlauchpilze (Ascomycetes). Erstere, zu denen viele Schimmelpilze und auch die Hefenpilze gehören, stehen einestheils den Algen, anderntheils den Myxomyceten nahe. Sie sind die niedrigsten von allen P. Die Hypodermii, die frühern Coniomyceten und einen Theil der Hyphomyceten umfassend, haben stets ein unter der Oberfläche (resp. Haut) des Substrats, auf welchem ihre Fortpflanzungsorgane erscheinen, verborgenes Mycelium. Hierher gehört die Mehrzahl der Schmarotzerpilze. Ihr Mycelium wuchert im Innern von Pflanzen und Thieren, während die Fortpflanzungsorgane die Haut der Nährpflanzen und Nährthiere durchbrechen und hierauf an deren Oberfläche in Häufchen, Flecken, Röschen, Strichen u. s. w. zusammengestellt erscheinen (z. B. bei allen Brand- und Rostpilzen). Doch gehören zu dieser Ordnung auch viele saprophytische P. Die Sporen der Hypodermii werden theils an Myceliumfäden durch Abschnürung, theils in sog. Fruchtlagern erzeugt. Die Basidiomyceten sind dadurch ausgezeichnet, daß ihre Sporen an der Spitze von aufrecht nebeneinanderstehenden Stielen (Basidien) eines aus dem Mycelium hervorgegangenen Fruchtlagers oder Sporenträgers durch Abschnürung gebildet werden. Hierher gehören außer einer Anzahl von Faden- oder Schimmelpilzen sämmtliche Hut- und Bauchpilze. Bei den Schlauchpilzen endlich, welche aus den Kern- und Scheibenpilzen gebildet sind, werden die Sporen in Schlauchzellen, die sich später in irgendeiner Weise öffnen und häufig in einen besondern Sporenträger eingeschlossen sind, gebildet. Zu ihnen gehören auch einzelne bisher zu den Schimmelpilzen gerechnete Arten (z. B. die Mehlthaupilze).

Für den Laien sind namentlich die größern, fleischigen, lederartigen oder holzigen P., welche theils als Nahrungsmittel benutzt, theils zu technischen Zwecken verwendet werden können, theils

als giftige oder sonst schädliche Gewächse Beachtung verdienen, von Wichtigkeit. Die meisten derselben, nämlich alle Arten der Gattungen Agaricus, Boletus, Polyporus, Cantharellus u. a., gehören zu den ehemaligen Hymenomyceten oder Hutpilzen, welche meist einen hutförmigen, gestielten oder ungestielten Sporenträger besitzen, der den Sporen erzeugenden Apparat, das Hymenium, entweder an der untern oder obern Fläche trägt, einige, wie die Morcheln (Morchella und Helvella), zu den ehemaligen Discomyceten, noch andere, nämlich die Trüffeln (Tuber), Boviste (Bovista), der Gichtschwamm (Phallus), der Gitterschwamm (Clathrus), der Erdstern (Geaster), zu den ehemaligen Gasteromyceten. Letztere haben einen meist kugeligen Sporenträger mit lederartiger, derber Hülle, Peridium genannt, welche zuletzt aufplatzt und sich dabei oft in zwei besondere Schichten sondert, deren innere bisweilen höchst merkwürdig gestaltet ist (z. B. bei Clathrus gitterförmig durchbrochen). Im Innern des Peridiums befindet sich der die Sporen erzeugende, sehr verschiedenartig gestaltete Apparat, dessen Gewebe zuletzt zerfließt, sodaß die Sporen frei werden und anfangs eine schmierige Masse, zuletzt ein trockenes Pulver bilden, welches aus dem aufplatzenden Peridium hervordringt. Die Discomyceten und ebenso die Pyrenomyceten (zu denen unter andern der Mutterkornpilz und die viele Hunderte von Arten umfassende Gattung Sphaeria gehört) haben die Sporenschläuche, in denen die Sporen meist in eine Längsreihe geordnet liegen, entweder an der Oberfläche eines sehr verschiedenartig geformten, bisweilen becherförmigen Sporenträgers in eine besondere Schicht zusammengestellt (Discomyceten) oder in einen festen, zuletzt an der Spitze mit einem runden Loch sich öffnenden Behälter (Perithecium) eingeschlossen (Pyrenomyceten).

Die P. sind sämmtlich stickstoffhaltig, weshalb die eßbaren eine nährende, freilich etwas schwer verdauliche Speise abgeben. Bei den Fleischpilzen ist der Stickstoff an eine den P. eigenthümliche Substanz gebunden, Fungin genannt. Außerdem enthalten dieselben fettes Oel, Osmazom, Pilzzucker, Pilzsäure, Eiweißverbindungen, endlich viele giftige Stoffe, welche darzustellen noch nicht gelungen ist. Die sichere Unterscheidung der giftigen und giftlosen P. ist schwierig. Denn wenn auch die meisten giftigen P. einen widerwärtigen Geruch haben, so ist dieses Merkmal doch nicht zuverlässig. Selbst die als unschädlich bekannten eßbaren P. können, wenn sie sehr alt geworden, schädliche Wirkungen äußern. Aus den giftigen kann das Gift, welches häufig in einem Milchsafte enthalten ist (doch sind nicht alle milchenden P. giftig), durch Einweichen in kaltem oder kochendem Wasser ausgezogen werden. In manchen Gegenden Rußlands z. B. soll der Fliegenpilz, derartig behandelt, allgemein und ohne Nachtheil gegessen werden. Das Pilzgift wirkt meist erst nach mehrern Stunden entweder Darmentzündung erregend oder betäubend in der Weise der narkotisch-scharfen Gifte. Nach Pilzvergiftungen ist die genossene Pilzmasse zunächst durch Brech- und Abführmittel zu entfernen; sodann gelten als Gegenmittel Essig, Citronensäure, Baumöl mit Kohlenpulver, Aetzammoniak (42 Tropfen in wenig Wasser), Galläpfel-, Eichen- und Chinarindenaufguß. Als Nahrungsmittel werden die eßbaren P. nur in einigen Ländern in großer Masse consumirt (namentlich in Rußland, Oesterreich, Böhmen, Thüringen), während sie in den andern mehr als Gewürz und Zukost Verwendung finden. Um die Pilzkunde (Mykologie) haben sich namentlich Fries in Schweden, Corda, Bonorden, De Bary (Deutsche), Léveillé und die Gebrüder Tulasne (Franzosen) in neuerer und neuester Zeit verdient gemacht, denen wir auch die wichtigsten Werke über die Pilzkunde verdanken. Unter den Kupferwerken über Fleischpilze sind namentlich hervorzuheben: Krombholz, «Naturgetreue Abbildungen und Beschreibungen der eßbaren, schädlichen und verdächtigen Schwämme» (Prag 1831), und Harzer, «Naturgetreue Abbildungen der vorzüglichsten P.» (Dresd. 1842—45).

Piment, s. Eugenia.

Pimeria, s. Sonora.

Pimpernuß (Staphylaea L.), Name einer zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche der Typus einer mit den Celastrineen nahe verwandten dikotylen Familie, der Staphyläaceen, geworden ist und aus Sträuchern besteht, welche gegenständige, unpaarig gefiederte oder dreizählige Blätter, in hängende, zusammengesetzte Trauben geordnete Blüten mit gefärbtem, fünftheiligem Kelch, fünf nebst den Staubgefäßen auf einem innerhalb des Kelchgrundes befindlichen Ringe eingefügten Blumenblättern und einem zwei- bis dreilappigen Fruchtknoten besitzen und blasige, dünnhäutige, zwei- bis dreifächerige, nach innen aufspringende Kapseln (Pimpernüsse) tragen. Die häufigste Art ist die gemeine P. (S. pinnata L.), ein in Süddeutschland wildwachsender, sonst häufig zur Zierde angepflanzter Strauch oder kleiner Baum mit unpaarig gefiederten Blättern, aus dessen großen, sehr hartschaligen

Samen Oel geschlagen werden kann, indem dieselben einen ölreichen Eiweißkörper enthalten. Seltener findet man die aus Nordamerika stammende S. trifolia L., durch blos dreizählige Blätter von der europ. Art unterschieden, in Gärten cultivirt.

Pimpinella L., Bibernell, Name einer zu den Doldengewächsen, Abtheilung der Ammineen gehörenden Pflanzengattung, deren durch Europa, den Orient und die Mittelmeerländer zerstreute Arten, fast alle perennirende Kräuter, fiedertheilige oder fiederschnittige Blätter, vielstrahlige, hüllenlose Dolden, weiße oder rosenrothe Blüten und zweiknopfige, zusammengedrückte Früchte mit fünf fadenförmigen Rippen und zahlreiche Oelstreifen auf jeder Hälfte besitzen. Die verbreitetste Art ist der Wiesenbibernell oder die gemeine Pimpinelle (P. saxifraga L.), eine kleine, höchstens 1 F. hohe, vielgestaltige, auf trockenen Wiesen, Hügeln, an dürren Abhängen und felsigen Orten häufig wachsende Pflanze mit kahlen Früchten und sehr verschieden gestalteten Blattabschnitten (diejenigen der grundständigen Blätter pflegen rundlich und gesägt zu sein), deren spindelförmiger, aromatisch-scharfer, zahlreiche gelbe Balsambehälter enthaltender Wurzelstock unter dem Namen Radix Pimpinellae albae als schweißtreibendes Mittel in der Heilkunde Verwendung findet. Seltener wird zu demselben Zwecke der Wurzelstock des großen Bibernell (P. magna Poll.) benutzt, welche Art in allen Theilen größer und bis an die Dolden mit Blättern versehen ist (bei den vorigen sind die obern Blätter auf bloße Blattscheiden reducirt) und hin und wieder auf fettem Boden vorkommt. Zu dieser Gattung gehört ferner die Anispflanze. (S. Anis.) Bibernell und Pimpinelle werden häufig auch die Arten der Gattungen Poterium und Sanguisorba genannt.

Pinakothek hieß bei den Römern der mit Statuen, Gemälden und andern Kunstsachen geschmückte Ort am Eingange in das Atrium; die neuere Zeit gebraucht es gleichbedeutend mit Gemälde- oder Kunstsammlung. Vorzugsweise berühmt sind unter diesem Namen die vom Könige Ludwig I. von Baiern aufgeführten Prachtgebäude in München (s. d.).

Pincette (volsella) nennt man ein kleines zweiarmiges, zangenartiges Instrument, dessen Arme federnd auseinandergehen und sich durch Druck schließen lassen. Es bedienen sich derselben Aerzte, Botaniker, Mikroskopiker, Chemiker, Künstler u. s. w. zum scharfen Anfassen irgendeines Gegenstandes; die Noppeisen der Tuchmacher sind ganz dasselbe. Je nach den anzufassenden Gegenständen gibt es auch eine Menge nach Material, Größe und Construction verschiedener P. Der Arzt bedient sich dieses Instruments vorzüglich bei Operationen, um kleine und zarte Theile zu fassen und emporzuheben, fremde Körper von geringerm Umfange oder auch andere Gegenstände, z. B. Knochensplitter, auszuziehen, oder bei Verbänden, um Verbandstücke leichter fassen und abnehmen zu können, und bei vielen andern Gelegenheiten, wo die Finger nicht gut angewendet werden können. Die Klemmpincette ist so eingerichtet, daß sie in ruhiger Lage entweder durch das Federn ihrer Arme oder durch einen Schieber (Schieberpincette) geschlossen wird. Dieselbe dient meist zum Verschließen von Blutgefäßen und macht eine Hand (einen Assistenten) entbehrlich.

Pindar (griech. Pindaros), der bedeutendste griech. Lyriker, war 518 (oder 522) v. Chr. in dem kleinen Flecken Kynoskephalä geboren. Nachdem ihn der theban. Flötenspieler Skopelinos in seiner Kunst unterrichtet hatte, begab er sich nach Athen, wo der berühmte Dithyrambendichter Lasos sein Lehrer in Poesie und Musik wurde. Auch die böotische Dichterin Korinna stand dem Jüngling bei seinen ersten dichterischen Versuchen als Rathgeberin zur Seite. Später, als sein Dichterruhm weithin über ganz Hellas erschollen war und seine Gedichte von Königen, Städten und Privatleuten um die Wette gesucht und hoch bezahlt wurden, scheint er zum Theil ein Wanderleben geführt zu haben. So hielt er sich einige Zeit am Hofe des Königs Hiero (s. d.) von Syrakus auf, besuchte öfters die Heiligthümer zu Olympia und Delphi, verweilte in Athen und anderwärts. P. starb in Argos, wahrscheinlich im J. 433, nach einer Sage im Theater in den Armen eines von ihm geliebten Jünglings Theoxenos aus Tenedos. Seine Gedichte, welche fast alle Gattungen der griech. Lyrik repräsentirten (Hymnen und Processionsgesänge verschiedener Art, Dithyramben, Siegeslieder, Preislieder für Lebende und Klagelieder um Verstorbene, Trinklieder u. s. w.), waren von den alten Grammatikern in 17 Bücher getheilt, von denen uns, außer einzelnen Fragmenten, nur die 4 Bücher der Epinikien, d. h. Lieder zur Verherrlichung der Sieger in den großen Nationalspielen, nach den Localen, wo die Siege gewonnen wurden (Olympia, Delphi oder Pytho, Nemea und der korinth. Isthmos), geordnet, erhalten sind. In denselben tritt uns P. entgegen als ein Dichter von hohem Ernst und sittlicher Tiefe der Gedanken, kraftvoller Würde und Erhabenheit des Ausdrucks, dessen Kühnheit aber, namentlich in der Schroffheit der Uebergänge, bisweilen über das Maß hinausgeht und zur Dunkelheit wird, sowie mit vollendeter Kunst der rhythmischen und metrischen Form. Ueber die musikalische Sei-

können wir, da uns die vom Dichter selbst geschaffenen Compositionen seiner Dichtungen nicht erhalten sind, kein Urtheil fällen. Auch die alten Kunstrichter stellen ihn als Muster des erhabenen Stils in der Lyrik auf. Vgl. Rauchenstein, «Zur Einleitung in P.'s Siegeslieder» (Aarau 1843). Unter den sehr zahlreichen Ausgaben sind als die bedeutendsten die von Böckh (2 Bde. in 4 Abth., Lpz. 1811—22), von Dissen (2. Aufl. von Schneidewin und Leutsch, Gotha 1845—65), von Bergk in den «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1866) und von T. Mommsen (Berl. 1864) hervorzuheben. Von deutschen Uebersetzungen sind zu nennen die (freilich ohne den beigefügten griech. Text kaum verständliche) von Thiersch (2 Bde., Lpz. 1820), die von T. Mommsen (Lpz. 1846), die von Ludwig (3 Bdchn., Stuttg. 1856) und die von Schnitzer (Bd. 1, Stuttg. 1861).

Pindemonte (Giovanni, Marchese), ein ital. Dichter, geb. 1751 zu Verona, zog schon auf der Schule zu Modena, namentlich durch seine improvisirten Verse, die Aufmerksamkeit auf sich. Als dramatischer Dichter trat er auf zu der Zeit, wo das ital. Theater auf einen Nachfolger Maffei's wartete. Seine Tragödien erhielten den Beifall der Menge, während Alfieri's (s. d.) Dichtungen gleichgültig aufgenommen wurden. P. besaß eine zügellose Phantasie, arbeitete leicht, aber ohne Geschmack. Er bekleidete im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Amt eines Prätors der Republik Venedig. Genöthigt, Venedig zu verlassen, lebte er einige Zeit in Paris, wo er die Aufmerksamkeit des Ersten Consuls erregte, der ihn zum Mitgliede des Gesetzgebenden Corps für Italien ernannte. Er starb 23. Jan. 1812. Seine «Componimenti teatrali» erschienen 1804 (4 Bde., Mail.). — Ippolito P., Bruder des vorigen, geb. zu Verona 13. Nov. 1753, hatte sich schon als Jüngling eine Stelle unter den bessern Dichtern Italiens erworben. Gebildet durch das Studium röm. und griech. Classiker, durchreiste er Italien, Frankreich und England, und die verschiedentlichen Gemälde, welche der gesellschaftliche Zustand dieser Länder bot, hatten großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Seine demokratische Gesinnung wurde aristokratisch und frömmelnd. Die «Viaggi» und «Abaritte», ein ihm zugeschriebener Roman, enthalten Betrachtungen während seiner Reisen, und in den «Poesie campestri» spricht er mit Entzücken von Englands Landschaften und Sitten. Zu seinen besten Arbeiten gehören seine lyrischen Gedichte, vorzüglich die Episteln und Sermonen, die eine Tiefe der Gedanken und Innigkeit der Gefühle offenbaren, welche an engl. Muster erinnern, mit denen er sehr vertraut war. Abgesehen von seinen Uebersetzungen aus Virgil, Ovid und Catull und der Uebersetzung von Homer's «Odyssee» sind unter seinen zahlreichen Werken hervorzuheben: «La Fata Morgana», «Elogia di Gessner» und «Il colpo di martello». Sein «Arminio» (Verona, auch Pisa 1804) ist ein Trauerspiel mit Chören, die man eine Zeit lang als Stilmuster zu preisen pflegte. Er war Mitglied des Italienischen Instituts, lebte meist in Venedig und starb zu Verona 18. Nov. 1828.

Pindos wurde bei den Alten der südlichere Theil der mächtigen und langen Gebirgskette genannt, welche die Landschaften Epirus und Thessalien scheidet und im Süden sich mit dem Othrys, Tymphrestos und Oeta vereinigt. Einige Geographen dehnten den Namen auch auf die nördlichern Glieder der Kette, das Kerketion- und Lakmongebirge aus, sodaß der P. sich von Macedonien bis nach Aetolien herab erstreckt. Auch eine Stadt in der Landschaft Doris und ein Fluß ebendaselbst führten den Namen P.

Pinel (Philippe), ausgezeichneter franz. Arzt auf dem Gebiete der Seelenheilkunde, wurde 20. April 1745 zu St.-André bei Lavour im Tarn-Departement geboren. Er studirte in Toulouse, wurde hier 1764 Doctor und setzte dann seine Studien in Montpellier fort, wo er, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Unterricht in der Mathematik gab. Nachdem er sich 1778 nach Paris gewendet, wo er sich nun ausschließend der Medicin widmete, wurde er 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt zu Bicêtre und 1794 an der Salpetrière. Durch die grausame Behandlung der Irren, wie sie damals fast überall noch Sitte war, mit Abscheu erfüllt, führte er hier eine menschlichere Behandlung ein. Auch sprach er als der erste die psychische Behandlung der Irren in seinem Werke «Sur l'aliénation mentale» (Par. 1791 u. öfter) mit Bestimmtheit aus und drang auf eine zweckmäßige Aufsicht in den Irrenhäusern. Auf die physische Behandlung der Irren hielt er weniger, namentlich war er gegen das Blutlassen. Seine Pathologie war auf die Condillac'sche Philosophie gebaut und hielt sich daher mehr an die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, als daß sie ein tiefes Eindringen in das Wesen der Krankheiten versuchte; jedoch machte seine «Nosographie philosophique» (Par. 1798; 6. Aufl. 1818), die auch den Preis erhalten hatte, Epoche in der franz. Medicin. Eigentliche Lehrertalente gingen ihm ab; doch zog er in der Salpetrière sowie als Professor der Pathologie an der medic. Schule eine Menge

Schüler, unter die auch sein Nachfolger an der Salpetrière, Esquirol, gehörte. P. redigirte eine Zeit lang die «Gazette de santé», war Mitarbeiter an Fourcroy's «Médecine éclairée par les sciences physiques» und in Verbindung mit seinem Schüler Bricheteau Mitarbeiter an dem großen «Dictionnaire des sciences médicales». Auch als Mensch stand P. in allgemeiner Achtung. Er starb zu Paris 25. Oct. 1826.

Pingré (Alex. Guy), einer der ausgezeichnetsten franz. Astronomen, geb. zu Paris 4. Sept. 1711, trat, nachdem er seine Bildung zu Senlis erhalten, in den Orden der regulirten Chorherren und wurde 1735 Professor der Theologie. Wegen Theilnahme an den Jansenistischen Streitigkeiten verfolgt, mußte er seiner Professur entsagen und sich 1745 mit der untersten Lehrerstelle in Rouen begnügen, bis durch Vermittelung des berühmten Wundarztes Lecat ihm die Stelle als Astronom an der dortigen Akademie der Wissenschaften übertragen wurde. Schon 1750 ernannte ihn wegen seiner ausgezeichneten Beobachtungen die pariser Akademie zum Correspondenten. Jetzt wurden auch seine Ordensbrüder wieder aufmerksam auf ihn, riefen ihn zurück und ließen 1751 eine Sternwarte bauen, auf der er nun 40 J. lang seine Beobachtungen fortsetzte. Von 1754—57 gab er die ersten astron. Schifferkalender heraus, als deren Fortsetzung die besonders unter Lalande berühmt gewordene «Connaissance des temps» zu betrachten ist. Auch wurde er 1756 Mitglied der Akademie, deren Denkschriften er bis 1770 jährlich mit Abhandlungen bereicherte. Seit 1757 mit der Theorie und Berechnung der Kometen beschäftigt, berechnete er allein beinahe ebenso viel Kometenbahnen als die übrigen Astronomen Europas zusammen. Viel genauer als Lacaille bestimmte er für die zweite Ausgabe der «L'art de vérifier les dates» die Sonnen- und Mondfinsternisse auf 2000 J. Sein Hauptwerk ist seine «Cométographie» (2 Bde., Par. 1783); seine «Histoire de l'astronomie du 17me siècle» (Par. 1790) blieb unvollendet. Er starb 1. Mai 1796.

Pinguine oder Fettgänse (Aptenodytes) bilden eine in den polaren Südmeeren lebende Gattung, welche den Alken (s. d.) der Nordmeere entspricht, mit den kurzen Flügeln ohne Schwungfedern nur rudern, nicht fliegen kann und auf den kurzen, nach hinten stehenden Füßen aufrecht steht und schwerfällig watschelt. Die Schwimmfüße sind dreizehig, der Schwanz fehlt; der Schnabel, von messerförmiger Gestalt, ist hakig herabgebogen. Die zahlreichen Arten der Fettgänse leben gesellig in ungeheuern Scharen beisammen und gewähren durch ihren reichen Federpelz wie durch ihren Thrangehalt den Bewohnern der Südseeinseln große Vortheile.

Pinie, s. Kiefer.

Pinneberg ist der Name einer alten Herrschaft und eines Fleckens im Herzogthum Holstein. Bei den Landestheilungen des Schauenburger Grafenhauses von 1294—97 (s. Holstein) erhielt die eine Linie außer der an der Weser belegenen Stammgrafschaft (s. Schaumburg-Lippe) auch ein Gebiet an der Elbe im südwestl. Theil von Holstein, welches nach dem Hauptschloß daselbst als die «Herrschaft P.» bezeichnet ward. Aus diesem Stamm entsproß der Graf Ernst zu Holstein-Schauenburg (1601—22), der 1619 vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben ward. Mit dessen Neffen Otto VIII. erlosch die Dynastie 1640. Nunmehr nahmen die regierenden Herzoge von Schleswig-Holstein, König Christian IV. von Dänemark und Herzog Friedrich III. von Gottorp, die Herrschaft P. als einen «alten Theil und Zubehör» des Herzogthums Holstein sofort in Besitz. Dagegen behauptete die Mutter des Grafen Otto, daß P. ein Allodialbesitz gewesen sei, ließ sich jedoch mit Geld abfinden. Andere Cognaten brachten die Sache an das Reichskammergericht, ohne daß jemals eine Entscheidung erfolgte. Die beiden Erwerber theilten sich in das Gebiet, sodaß Herzog Friedrich III. das Amt Barmstedt erhielt, das 1649 an den Grafen von Rantzau verkauft und zu einer Reichsgrafschaft Rantzau (s. d.) erhoben ward. Auch wurden 1664 die Stadt Altona und 1671 die Herrschaft Herzhorn abgetrennt, sodaß sich seitdem die Herrschaft P. auf eine Ausdehnung von etwa 10 Q.-M. beschränkte. Der oberste Beamte daselbst führte den altherkömmlichen Titel «Landdrost». Das alte, 1472 neu aufgebaute und wohlbefestigte Schloß P. ward im Dreißigjährigen Krieg mehrfach von Kaiserlichen, Schweden und Dänen erstürmt und 1720 abgebrochen, nachmals auch der Schloßberg gänzlich geebnet. Neben dem Schloß entstand der Ort, seit 1826 Flecken P., 2 M. nordwestlich von Altona, an der Pinnau und der Altona-Kieler Eisenbahn belegen, mit zahlreichen Fabriken. Derselbe hob sich namentlich in neuerer Zeit sehr rasch, indem er 1845 nur 1087, dagegen 1864 2661 E. zählte. Dicht an dem Flecken, jenseits der Pinnau, liegt Pinnebergerdorf. P. hat keine Kirche, sondern ist nach dem benachbarten Rellingen eingepfarrt. Außerdem sind in der Herrschaft P. die Dorfschaften Ottensen (s. d.), Nienstädten und Blankenese (s. d.) an der Elbe sowie die Flecken Wedel und Uetersen bemerkenswerth.

Pinte im Französischen, **Pinta** im Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, **Pint** im Englischen (eigentlich: Mal, Zeichen, aus lat. pinctus, gemalt), ist der Name eines Maßes für flüssige, bisweilen auch für trockene Waaren in verschiedenen Ländern. Die alte pariser P. war der achte Theil der Velte und hatte im Kleinhandel einen gesetzlichen Inhalt von 46,95 par. Kubikzoll oder 0,9313 Liter (0,813 preuß. Quart); im Großhandel und als Richtschnur für die Berechnung des Inhalts der Gebinde enthielt dieselbe (nach dem noch in jüngster Zeit befolgten Gebrauche des Entrepot von Paris) 47,959 par. Kubikzoll oder 0,9512 Liter (0,83 preuß. Quart). In England und Nordamerika dient der Pint theils als Getreide-, theils als Flüssigkeitsmaß. In beiden Fällen ist er der achte Theil des Gallon, doch entspricht er im erstern Falle 28,37 par. Kubikzoll, 0,567 Liter oder 0,495 preuß. Quart, im letztern hingegen 28,52 par. Kubikzoll, 0,565 Liter oder 0,496 preuß. Quart. Außerdem war die P. bis auf neuere Zeit in verschiedenen Theilen Italiens (in der Lombardei als Getreidemaß, in Turin, Mailand, Genua, Corsica als Maß für Flüssigkeiten), in einigen Cantonen der Schweiz sowie in Holland in Gebrauch.

Pinturicchio (Bernardino), eigentlich **Betti**, ein berühmter Maler der röm. Schule, war zu Perugia 1454 geboren und der Mitschüler Perugino's bei einem der ältern Maler der umbrischen Schule, später auch dessen Mitarbeiter, indem er Perugino's wie nachher auch Rafael's Compositionen in Farben ausführte. Seine letzten Werke zeigen ihn zu handwerksmäßiger Schnellarbeit herabgesunken. Er starb 1513, wie die Sage erzählt, aus Aerger, daß er einen Schatz im Kloster des heil. Franciscus zu Siena, den die Mönche dadurch entdeckten, daß P. einen alten Kasten aus der Zelle, wo er arbeiten sollte, daraus weggeschafft wissen wollte, nicht selbst gehoben hatte. Vielleicht gab zu dieser Sage die große Vorliebe P.'s für goldene Bordirungen und Fransen, die sich in seinen Gemälden zu erkennen gibt, die Veranlassung. In seinen frühern Arbeiten, z. B. in einem Altargemälde zu Perugia und einigen Fresken zu Rom, offenbart sich aufs schönste die sentimentale Innigkeit der umbrischen Schule; dagegen sind seine Fresken im Dome zu Siena (nach Rafael's Cartons) und im Dome zu Spello schon Zeugnisse abnehmender Tüchtigkeit.

Pinus. Mit diesem altröm. Namen belegte Linné alle einhäusigen Nadelhölzer aus der Abtheilung der Abietineen, die ihm bekannt waren (im ganzen nur 12 Arten). Ungeachtet der großen Verschiedenheit sowol bezüglich der Anordnung und Organisation der Nadeln als der Blüten-, Zapfen- und Samenbildung, welche die von Linné unter jenem Namen vereinigten Nadelholzarten (die Kiefern, Fichten, Tannen, Lärchen, Cedern) und deren später entdeckte zahlreiche Verwandten augenscheinlich aufweisen, haben sich doch manche Botaniker (z. B. alle englischen, unter den deutschen Endlicher) nicht entschließen können, den Linné'schen Collectivnamen aufzugeben. (S. Nadelhölzer.)

Pinzgau heißt im österr. Herzogthume Salzburg das gegen Osten gerichtete obere oder Längenthal der Salzach oder Salza, welche am nördl. Fuße des Dreiherrnspitz entspringt und aus einem steilen, kurzen Querspalt in dieses Thal eintritt. Dasselbe wird im S. von der hohen Tauernkette mit steilen, bewaldeten Felswänden, im N. aber von sanftern, zum Theil bebauten Hängen umgeben, hat außer reichlicher Waldung guten Viehstand, auch Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenminen und zerfällt in Ober-, Mittel- und Unter-P. Der untere Theil, von Taxenbach an, ist ein sehr schmaler Spalt. Bei St.-Johann ändert der Fluß seine östl. Richtung in eine nördliche und tritt hier in das untere Querthal, **Pongau** genannt, welches aus einem kesselförmigen, bis 1200 Schritt breiten Becken und mehrern verbindenden Klüften besteht. Es berührt Werfen, Golling, Hallein und Salzburg. Eine Stunde oberhalb Golling ist der merkwürdige enge Felspaß Lueg, an dessen engster Stelle, in den sog. Oefen, der brausende Strom bis auf 8 F. Breite, zwischen 3—4000 F. hohen Thalwänden eingeengt wird. In der Nähe ist der malerische Wasserfall des Schwarzenbachs.

Piombino, früher ein Fürstenthum unter der Hoheit des Großherzogs von Toscana, jetzt ein Theil der ital. Provinz Pisa (Kreis Volterra), mit der festen Stadt gleiches Namens, welche (31. Dec. 1861) 3283 E. hat, wird durch den Kanal Piombino von der Insel Elba getrennt, die zum größern Theile zu diesem Fürstenthume gehörte. P. war ursprünglich ein Reichslehn und war seit Ende des 14. Jahrh. im Besitze der Familie Appiani. Als diese in männlicher Linie ausgestorben, überließ Kaiser Ferdinand II. dasselbe 1631 dem Könige Philipp IV. von Spanien, der es 1634 an Nicolo Ludovisi, den Gemahl einer Enkelin des letzten Appiani, überließ. Durch Verheirathung der Erbtochter kam nun P. 1681 an Hugo Buoncompagni, Herzog von Sora und Alcara. Da Anton Buoncompagni im Spanischen Erbfolgekriege auf seiten Frankreichs stand, so wurde das Lehn 1708 vom Kaiser eingezogen, nachher aber unter ardin. Hoheit an das Haus Buoncompagni zurückgegeben. Anton's Söhne stifteten die beiden

noch blühenden Linien Buoncompagni-Ludovisi und Buoncompagni-Ludovisi-Ottoboni. 1801 trat der König beider Sicilien, Ferdinand IV., den Stato degli Presidii nebst P., über welches er aber nur die Lehnshoheit besaß, an Frankreich ab. Der Kaiser Napoleon entzog der Familie Buoncompagni ihr ganzes Besitzthum und ertheilte 18. März 1805 das Fürstenthum P. als ein franz. Reichslehn seiner Schwester Elisa Bacciochi. Die Wiener-Congreß-Acte gab dem Hause Buoncompagni-Ludovisi 1815 das Fürstenthum P. nebst dem Antheile an Elba, unter der Lehns- und Landeshoheit des Großherzogs von Toscana, zurück. Seit 1860 bildet P. einen integrirenden Bestandtheil des Königreichs Italien.

Piombo (Fra Sebastiano del), ein berühmter ital. Maler, war zu Venedig 1485 geboren und hieß nach seinem Familiennamen Luciani. Der Musik, welche er anfangs sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Giovanni Bellini und dann unter Giorgione zu widmen. Als er für sich selbst zu malen anfing, war Porträtmalerei der Zweig, den er vorzüglich betrieb, und in welchem er auch später das Vorzüglichste leistete. Sein Ruf veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihm die Verzierungen seines Hauses in Rom zu übertragen. Allgemein bewunderte man hier die Zartheit seines Pinsels, und Michel Angelo, der auf den wachsenden Ruhm Rafael's eifersüchtig zu werden schien, begann nun, sich P.'s bei der Ausführung mehrerer seiner Compositionen zu bedienen, indem er so mit seiner großartigen Erfindung die venet. Farbenschönheit verbunden zu sehen hoffte. Als Rafael seine berühmte Himmelfahrt gemalt hatte, wurde P. von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus jenen womöglich zu überbieten, und dieses Werk, welches ganze Gruppen von Michel Angelo's Erfindung enthält, wird für sein ausgezeichnetstes angesehen. Ebenso kann sein Märtyrertod der heil. Agathe den Werken der ersten Meister zur Seite gestellt werden. Indessen bestand P.'s eigenes Verdienst doch nur in einzelnen Figuren und Porträts. Sein Pietro Aretina und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Von letzterm zum päpstl. Siegelbewahrer ernannt, worauf auch sein Beiname, del P., anspielt, indem das an die päpstl. Bullen gehängte Siegel in Blei (piombo) abgedruckt zu werden pflegte, sah er sich genöthigt, das geistliche Gewand zu nehmen. Seitdem beschäftigte er sich mit Dichtkunst und malte nur noch zuweilen auf besondere Veranlassung ein Porträt, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici und den Papst Paul III. im Verscheiden. Er starb 1547. In der von ihm erfundenen eigenen Art, in Oel auf Stein zu malen, ist in San-Pietro in Montorio noch eine Geiselung vorhanden.

Pionniers bilden einen Theil der Genie- oder technischen Truppen und werden vorzugsweise zu Arbeiten im Terrain für Kriegszwecke verwendet. Ihrem Dienste fällt daher besonders anheim das Aufwerfen der Feldschanzen nebst Ausführung der Ueberschwemmungen, Verhaue, Barrikaden und sonstiger Vertheidigungsmittel, und im Festungskriege die Leitung der Tranchéearbeiten. Ferner das Wegräumen der Verhaue und Barrikaden, das Zerstören der Dämme, welche eine Ueberschwemmung bewirken, das Sprengen oder Verbrennen von Brücken und die Einrichtung der Colonnenwege sowie die Ausbesserung besonders schlechter Stellen auf den gewöhnlichen Straßen und die Herstellung von Brücken. In der preuß. Armee wird die ganze Truppengattung des Ingenieurcorps P. genannt, während man in andern Armeen die P. von den Genietruppen unterscheidet. (S. Genie.)

Pipe oder Pipa (entstanden aus dem niederdeutschen pipe, Pfeife, Röhre, dann ein langes, enges, röhrenartiges Faß), ein in Portugal und Spanien übliches Wein- und Oelmaß, das bei Messung portug. und span. Weine auch in andern Ländern gebraucht wird. Die P. in Spanien und Lissabon hält ungefähr $6^1/_8$ preuß. Eimer, in Porto $7^3/_4$ preuß. Eimer. Für Oel ist die P. in Lissabon = $1^2/_{13}$ Weinpipe. In Portugal ist die P. auch ein Steinkohlenmaß von $58^3/_5$ franz. Hektoliter.

Pipin oder Pippin ist der Name mehrerer in der Geschichte des Fränkischen Reichs (s. d.) berühmter Männer. P. von Landen (unweit der Stadt Tongern an der Maas, in Belgien) war Hausmeier oder Major domus (s. d.) in Austrasien unter dem König Dagobert I. (628—638). Ihm zur Seite stand der Bischof Arnulf von Metz, der am Hofe eine nicht minder einflußreiche Stellung einnahm. Beide stammten aus vornehmen Geschlechtern, welche in der Gegend zwischen Maas, Rhein und Mosel reich begütert waren. Schon bei dem Sturze der Brunehilde (s. d.) hatten sie zusammengewirkt, und die Freundschaft ward durch eine Verschwägerung befestigt, indem Arnulf's Sohn, Ansegisel, die Tochter P.'s, Begga, heirathete. Ihre Nachkommen nennt man nach dem Großvater die Arnulfinger. (S. auch Karolinger.) — P.'s Sohn, Grimwald, folgte dem Vater im Amt als Hausmeier des Königs Sigibert von

Austrasien. Als er aber nach dessen Tode 656 versuchte, seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben, brach ein Aufstand aus, in dem beide umkamen. Doch blieb die Familie reich und mächtig. — Der Sohn Ansegisel's und der Begga, P. von Heristal (an der Maas, zwischen Mastricht und Lüttich), und sein Vetter Martin waren Häupter und Anführer des austrasischen Volks gegen den Majordomus Ebroin von Neustrien und Burgund. Martin fiel im Kampf, und nun hatte P., der den großen Grundbesitz beider Familien in seiner Hand vereinigte, nicht mehr seinesgleichen. Seine Macht war um so unbeschränkter, da der Thron von Austrasien seit 678 leer stand. P. fungirte auch nicht als Hausmeier, sondern als Herzog (dux Francorum). Unterdeß kämpften in Neustrien und Burgund die Großen um die durch Ebroin's Tod (681) erledigte Hausmeierwürde, und P. ward wiederholt von der einen oder andern Partei zur Hülfe gerufen. Am Ende erfocht er 687 einen entscheidenden Sieg bei Testri, nördlich von der Somme, und bemächtigte sich der Person des Königs Theuderich II. von Neustrien und Burgund. Diesen ließ er nunmehr auch in Austrasien als König anerkennen, sodaß das ganze Fränkische Reich wieder vereinigt war. Im Namen Theuderich's und der folgenden Schattenkönige aber regierte P., in Austrasien wie zuvor als Herzog, in Neustrien und Burgund als Hausmeier. Er kämpfte wiederholt gegen die Alemannen, Baiern und Friesen, doch ohne großen Erfolg, und starb 714. Da seine legitimen Söhne vor ihm gestorben waren, so übertrug P. die Nachfolge seinem unmündigen Enkel Theudoald (Theodebald); doch nach dessen baldigem Tode succedirte P.'s natürlicher Sohn, Karl Martell (s. d.). — Bei seinem Tode 741 theilte Karl Martell die Herrschaft unter seine beiden legitimen Söhne, sodaß der ältere, Karlmann, die deutschen Lande Austrasien, Alemannien und Thüringen, der jüngere, P. der Kleine wegen seiner Leibesgestalt genannt, aber Neustrien, Burgund und Provence erhielt. Ein Stiefbruder, Griso, ward von den Brüdern beseitigt. Nachdem der fränk. Thron sieben Jahre lang leer gestanden hatte, setzten Karlmann und P. wieder 743 einen König ein, Childerich III., den letzten aus der Dynastie der Merowinger (s. d.). In dessen Namen führten die beiden Brüder, jeder in seinem Bezirk, die Regierung unter dem alten Titel «Hausmeier» (majores domus) und als «Herzoge und Fürsten der Franken» (duces et principes Francorum), ebenso wie ihr Vater und Großvater. Beide zeigten viel Wohlwollen und Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit. Der Kampf gegen die Sachsen ward fortgesetzt, auch wiederholte Aufstände in Aquitanien, Baiern und Alemannien glücklich unterdrückt. Ueber die aufständischen Alemannen hielt Karlmann ein blutiges Strafgericht zu Canstatt. Nachher soll er deshalb bittere Reue empfunden haben, und so entschloß er sich, der Welt zu entsagen. Er ließ sich in Rom durch den Papst zum Priester weihen und ging (747) in das benachbarte Kloster Monte-Casino. Ihm succedirte sein Sohn Drago; doch ward derselbe bald beseitigt und gleichfalls ins Kloster gesteckt. So vereinigte P. das ganze Reich unter seiner Herrschaft, und that dann den entscheidenden Schritt. Mit Zustimmung der fränk. Großen schickte er eine Gesandtschaft nach Rom. «Sie sollten», wie eine alte Chronik erzählt, «den Papst Zacharias befragen wegen der Könige im Fränkischen Reich, die zu jener Zeit waren, ohne die königl. Gewalt zu haben, ob das gut sei oder nicht. Der Papst Zacharias ließ dem P. erklären: es sei besser, der werde König genannt, welcher die Gewalt habe, als derjenige, welcher ohne königl. Gewalt geblieben sei, und damit die Ordnung nicht gestört werde, befahl er kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, daß P. König werde.» Gleich nach Rückkehr der Gesandtschaft ließ P. sich durch die Großen und das Volk zum König wählen und huldigen und durch die Bischöfe weihen und salben, zu Soissons 751 oder 752. Die Salbung vollzog wahrscheinlich der heil. Bonifacius (s. d.); auch P.'s Gemahlin Bertrada ward gesalbt. Den letzten merovingischen König aber, Childerich III., sperrte man in das Kloster St.-Omer (unweit Calais) und dessen einzigen Sohn, Theuderich, in das Kloster Fontenelle (Normandie) ein, ohne daß im ganzen Fränkischen Reiche eine Regung des Widerstandes sich erhob. Uebrigens erhielt der Dynastenwechsel seine vollständige Sanction erst 754, als Papst Stephan über die Alpen kam, um P.'s Hülfe gegen die Langobarden zu erbitten. Damals salbte der Papst den König P., seine Gemahlin und seine beiden Söhne Karl und Karlmann in der Kirche des heil. Dionysius (St.-Denys) bei Paris. Zugleich bedrohte er alle und jeden mit den Kirchenstrafen, welche in Zukunft von dieser Dynastie abfallen und Könige aus einem andern Geschlecht wählen würden. Auch ernannte er damals P. und seine Söhne zu Patriciern von Rom, und der königl. Titel war seitdem «König der Franken und Patricius der Römer» (rex Francorum et patricius Romanorum). Darauf zog P. über die Alpen und besiegte den König der Langobarden, Aistulf, welcher um Frieden bat (753). Doch kaum waren die Franken wieder abgezogen, so griff Aistulf Rom abermals an.

P. kehrte nach Italien zurück und erzwang einen zweiten Frieden (755), in dem Aistulf sich zu einem Tribut verpflichten und das eroberte byzant. Exarchat herausgeben mußte, welches P. dann dem päpstl. Stuhl schenkte. (S. **Kirchenstaat**.) Außerdem hatte König P. wiederholt die aufständischen Häuptlinge in der Bretagne und in Aquitanien zu bekämpfen. Auch wurden die Araber aus Narbonne vertrieben und Septimanien vollends mit dem Fränkischen Reiche (755) vereinigt. In Deutschland dauerte der Krieg gegen die Sachsen fort, ohne namhaften Erfolg. Wechselvoll war das Verhältniß zu Baiern. Der dortige Herzog Odilo, welcher mit Karl Martell's Tochter Hiltrude vermählt war, hatte nach dem Tode des Schwiegervaters versucht, sich unabhängig zu machen, ward aber 743 von P. und Karlmann wieder unterworfen. Als Odilo starb, schützte P. dessen unmündigen Sohn Thassilo im Besitz des väterlichen Herzogthums. Dagegen mußte dieser, sobald er mündig geworden, dem Könige P. als Vasall huldigen und Treue geloben (zu Compiègne 757). Doch während des langwierigen Kriegs in Aquitanien benutzte Thassilo die Gelegenheit, sich wieder loszusagen. Derselbe verließ das fränk. Heer 763, verweigerte seitdem alle Vasallendienste und behauptete, solange P. lebte, eine thatsächliche Unabhängigkeit. P. starb 24. Sept. 768 bei Paris und ward zu St.-Denys begraben, nachdem er das Reich unter seine beiden Söhne Karl d. Gr. (s. d.) und Karlmann getheilt hatte. — Karl's d. Gr. zweiter Sohn, P., geb. 776, ward 781 und nochmals 800 durch den Papst zum König der Langobarden gesalbt und fungirte zeitweilig als Statthalter in Italien, starb aber schon 810. — Ludwig's des Frommen (s. d.) zweiter Sohn, P., ward von seinem Vater 815 zum König von Aquitanien eingesetzt und spielte in den Bürgerkriegen zwischen seinem Vater und seinen Brüdern eine hervorragende Rolle, bis er im Dec. 838 starb. Nunmehr gab Ludwig der Fromme Aquitanien an seinen Sohn Karl den Kahlen. Doch die Aquitanier riefen P.'s Sohn, P. den Jüngern, zum König aus. Dieser behauptete sich dort viele Jahre mit wechselndem Glück, zum Theil im Bunde mit den heidnischen Normannen. Am Ende ward er durch Verrath 864 an Karl den Kahlen ausgeliefert und starb im Gefängniß.

Pippi, s. **Giulio Romano**.

Pips ist eine Krankheit der Schleimhäute bei Hühnervögeln und besonders den Hühnern selbst. Die davon befallenen Thiere sperren den Schnabel weit auf, um Athem zu holen, und zugleich ist das Athmen mit einem Pfeifen verbunden. Diese Krankheit zeigt sich infolge schnellen Wechsels der Witterung, vielleicht auch nach dem Genusse zu frischen Getreides, warmen Brotes, heißen Futterbreis und eines unreinen, fauligen Getränks oder auch bei Mangel an Getränk überhaupt. Bei den vom P. befallenen Hühnern bildet sich im weitern Verlaufe der Krankheit auf der Zungenspitze eine über dieselbe hervorragende, verhärtete, hornartige, weiße Haut, welche weggeschnitten werden muß, wobei man ein weißes Pfefferkorn in den Kropf zu schieben pflegt. Unter den Hühnern verursacht der P. oft großes Sterben.

Piqué, ein dicker baumwollener Stoff zu Westen und andern Kleidungsstücken, mit Mustern, welche wie abgenähte oder gesteppte aussehen (daher der Name vom franz. piquer, steppen). Der P. besteht aus zwei aufeinanderliegenden glatten (leinwandartigen) Geweben, einem feinern oben und einem gröbern unten, welche nach bestimmten geraden oder krummen Linien in Eins zusammengewebt sind, übrigens aber einen hohlen Raum zwischen sich lassen; die Anordnung der erwähnten Verbindungslinien bildet das Muster.

Piquet heißt eine Truppe in Bereitschaft, namentlich eine Abtheilung, welche bei einbrechender Dunkelheit zur Unterstützung der Vorposten in einer durch die Beschaffenheit des Terrains bestimmten kurzen Entfernung hinter den Feldwachen aufgestellt oder auch nur zum Ausrücken bereit gehalten wird. Sie besteht nach Erfordern aus Infanterie oder aus Cavalerie; Artillerie wird nur in besondern geeigneten Fällen beigegeben. Ihr Zweck ist die momentane Verstärkung eines angegriffenen Punktes, oder auch die Flügeldeckung u. s. w. Sie erhalten sich durch Zwischenposten und Patrouillen (s. d.) in fortdauernder Verbindung mit den Feldwachen und kehren gewöhnlich des Morgens in ihre frühere Stellung zurück. In einigen Armeen heißen die Feldwachen schon P. **Auf P. stellen** bedeutet in Milizheeren, wie in der Schweiz, die Bereithaltung bestimmter Abtheilungen, um sofort nach Befehl ausrücken und operiren zu können.

Piquetspiel oder **Rummelpiquet**, ein Kartenspiel unter zwei Personen, das mit der franz. Karte zu 32 Blättern (wobei die Asse die höchsten und die Sieben die niedrigsten Karten sind), oder auch mit der deutschen Karte gespielt wird. Das As zählt 11, die drei Figuren 10 Augen und die übrigen Blätter je nach ihrer Bezeichnung. Das As sticht den König, dieser die Dame und so fort. Man spielt das P. nach Augen oder nach Partien. Im ersten Falle wird nach jedem Spiele die Differenz in den Augen der Spielenden ermittelt und nach Ueber-

einkommen bezahlt. Beim Spiel nach Partien wird nur bis auf 100 Augen gespielt, und der, welcher diese zuerst hat, ist der Gewinner.

Piranesi, Name mehrerer röm. Künstler des 18. Jahrh. Giambattista P., Zeichner, Architekt und Kupferstecher, geb. 4. Oct. 1720 zu Rom, lernte in Venedig zeichnen und die Anfangsgründe der Baukunst und begab sich sodann nach Rom, wo er sich archäol. Arbeiten ausschließlich hingab. Sein noch immer unentbehrliches Hauptwerk ist das Prachtwerk über die antiken Denkmäler und die Bauwerke Roms (zuletzt 29 Bde., Fol., Par. 1836, mit 2000 Tafeln), welches durch malerische Darstellung, lebendige und treffende Auffassung sich auszeichnet, in seinen antiquarischen Vermuthungen sich dagegen unzuverlässig erweist. P. starb zu Rom 9. Nov. 1778. — Francesco P., der Sohn des vorigen, geb. zu Rom 1748, setzte das vom Vater begonnene Werk in würdiger Weise fort, erweiterte die von jenem gegründete Kunsthandlung bedeutend, wurde aber durch den Ausbruch der Französischen Revolution in seinen Arbeiten gestört und gelangte nach manchen Schicksalen nach Paris, wo er 27. Jan. 1810 starb. Eine von ihm eingerichtete Manufactur von Terracotten hatte keinen Fortgang. — Peter und Laura P., Bruder und Schwester des vorigen, stachen ebenfalls in Kupfer und vereinigten ihre Kräfte mit denen des Bruders.

Pirano, Hafenstadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in der österr. Markgrafschaft Istrien, liegt auf einer Halbinsel am Meerbusen Largone und zählt (1857) 8749 E., deren Erwerbsquellen Handel und Schiffbau sowie Fischerei, Salzbereitung, Oel-, Wein- und Getreidebau sind. Die Stadt hat eine interessante goth. Hauptkirche, ein Rathhaus und ein Minoritenkloster mit sehenswerthen Gemälden und ist der Sitz des Bezirksamts, einer Hafen- und See-Sanitätsdeputation und einer Haupt- und Unterrealschule. Im Innern der Stadt befindet sich ein Kunsthafen (Mandrachio), der zum Aus- und Einladen dient; auf den zwei Schiffswerften werden nur kleinere Fahrzeuge gebaut. In der Nähe von P., im Grunde des bedeutenden Hafens della Rosa (auch Porto-Glorioso), der die größte Flotte aufnehmen könnte, befinden sich merkwürdige Salzschlämmereien (Saline de Pizziole). Unweit P. liegt ferner das Dorf Salvore mit einem Leuchtthurme, dann der durch seine Schwefelbäder bekannte Flecken Isola mit 3797 E. In der Umgegend von P. wird der unter dem Namen Rivola bekannte Wein gebaut.

Piraten, s. Seeraub.

Piräus (Peiräeus), s. Athen.

Pirithoos, der Sohn des Irion oder des Zeus und der Dia, der Tochter des Deioneus, König der Lapithen in Thessalien, war der Gemahl der Hippodameia, mit der er den Polypoites zeugte. Bei seiner Vermählung fand jener berühmte Kampf der Lapithen und Centauren statt, der die Vertreibung der letztern vom Pelion zur Folge hatte. Außerdem ist P. namentlich wegen seines Freundschaftsbundes mit Theseus bekannt. Er stand beim Raube der Helena dem Theseus bei, der dafür mit ihm in die Unterwelt hinabsteigen mußte, um von dort die Persephone zu entführen. Unterwegs ermüdet, setzten sie sich nieder, um auszuruhen, vermochten aber dann nicht wieder aufzustehen. Herakles wollte sie befreien und mit dem Theseus gelang es ihm auch; P. aber mußte in der Unterwelt zurückbleiben. In ihrer sitzenden Stellung malte sie Polygnotos.

Pirkheimer (Wilibald) oder Pirkhaimer, berühmter nürnberger Patrizier und Rathsherr, war 5. Dec. 1470 zu Eichstädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, darauf bedacht, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, hatte ihn bereits mit der Welt bekannt gemacht, als er denselben, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt treten ließ, der als einer der Aufseher des Schwäbischen Bundes unaufhörlich von fehdelustigen Nachbarn angefeindet wurde. Zwei Jahre verlebte nun P. in stetem Kriegsdienste, und gern wäre er dieser Beschäftigung auf einem größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihm seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er hierauf zu Padua und Pisa vorzugsweise die Rechtswissenschaften, zugleich aber alle Gegenstände der neu aufkommenden Humanistik. Nach seiner Rückkehr erhielt er sogleich die Anwartschaft auf eine Senatorstelle und wurde sodann, da er mit gründlicher Kenntniß der Rechte seine Sitten und große Beredsamkeit verband, zu verschiedenen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht. 1499 vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnberger Truppen in dem unglücklichen Reichs-, sog. Schwabenkriege gegen die Schweizer. Sowol Maximilian I. wie Karl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften mehrere Jahre gewirkt und besonders um Verbesserung des Schulwesens und Einführung der Reformation sich verdient gemacht hatte, zog er sich zurück und widmete seine

Muße den Wissenschaften und seinen Freunden, unter die er auch Konr. Celtes und Albr. Dürer zählte. Nur noch von Zeit zu Zeit nahm er an den Staatsangelegenheiten theil. Er starb 22. Dec. 1530. Unter seinen Schriften (herausg. von Goldast, Frankf. 1610), welche hauptsächlich in histor. und polit. Aufsätzen und Gedichten satirischen Inhalts bestehen, sind besonders seine Briefe an Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Seine «Historia belli Suicensis» wurde von Münch übersetzt und mit P.'s Biographie begleitet (Bas. 1826). Vgl. Mayer, «P.'s Aufenthalt zu Neunhof, von ihm selbst geschildert» (Nürnb. 1828); (Campe) «Zum Andenken Wilibald P.'s» (Nürnb. 1828). Ueber Charitas P., die Schwester Wilibald P.'s, Aebtissin zu St.-Clara in Nürnberg, geb. 1464, gest. 1532, schrieb Münch (Nürnb. 1826); ihre «Denkwürdigkeiten» gab Höfler (Bamb. 1853) heraus.

Pirmasens, Stadt in der bair. Rheinpfalz, $2\frac{1}{2}$ M. südöstlich von Zweibrücken in gebirgiger Gegend gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts und zählt 7921 E. (1864, gegen 6380 im J. 1858). Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die evang. Kirche mit dem schönen Monumente des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen aus. Der hervorragendste Industriezweig der gewerbfleißigen Bewohner ist die Schuhfabrikation, deren Erzeugnisse bis nach Amerika gehen. P. (im Mittelalter Sancti Pirminii sedes) gehörte früher zu der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, welche 1736 durch Heirath an Hessen-Darmstadt kam. Das Schloß, auf welchem der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (gest. 1790) residirte, wurde in den franz. Revolutionskriegen zerstört. In neuerer Zeit wurde P. historisch merkwürdig durch den Sieg, den die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig 14. Sept. 1793 über die Franzosen unter Moreau hier erfochten. Die letztern wurden bis an die Saar zurückgeworfen und hierauf sogar die Weissenburger Linien, eine für unüberwindlich gehaltene Verschanzung der Franzosen zwischen Weissenburg und Lauterburg, durch die vereinten Kräfte der Oesterreicher und Preußen 13. Oct. erstürmt.

Pirna, Stadt im Regierungsbezirk Dresden des Königreichs Sachsen, liegt $2\frac{1}{4}$ M. südöstlich von Dresden in reizender Gegend am linken Ufer der Elbe, in die hier die Gottleube mündet, sowie an der Sächsisch-Böhmischen Staatsbahn. Die Stadt ist Sitz eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, einer Amtshauptmannschaft, eines Hauptsteueramts sowie einer Superintendentur und zählt 8186 E. (1864, gegen 7441 im J. 1861). Unter den öffentlichen Gebäuden sind, außer dem Schlosse Sonnenstein (s. d.) mit seiner berühmten Irrenheilanstalt, hervorzuheben: das Rathhaus; die schöne Hauptkirche, 1502—46 erbaut, mit buntgemalten Fensterscheiben; die Kloster- oder Spitalkirche, die zu dem 1301 gestifteten Dominicanerkloster gehörte, 1686 in bessern Stand gesetzt wurde, gegenwärtig aber als Waarenniederlage dient; das neue Hospital mit Betsaal; der Bahnhof. Eine kath. Kapelle war 1867 im Bau begriffen. Von Unterrichtsanstalten bestehen eine Knaben- und eine Mädchenschule, eine Armen- und eine Handelsschule. Auch hat die Stadt ein Waisenhaus, ein Armenversorgungshaus und andere wohlthätige Anstalten. Die industrielle Thätigkeit wie auch Handel und Verkehr sind seit einiger Zeit in raschem Wachsthum begriffen. Es bestehen Fabriken für Siderolithwaaren, Kattun, Strumpfwaaren, Hüte, Töpferwaaren u. s. w.; auch sind der Schiffbau und die Elbschiffahrt sowie der Handel mit Holz, Kalk und besonders mit dem stromabwärts und mittels der Eisenbahn weithin versandten Pirnaischen Sandstein wichtige Erwerbszweige. Unter letzterm Namen kommt jedoch nicht allein der in unmittelbarer Nachbarschaft, sondern auch der am linken und rechten Elbufer bei Liebethal, Cotta, Postelwitz, Schöna, Lohmen u. s. w. gebrochene Sandstein in den Verkehr. P. war in frühester Zeit böhm. Lehn, wurde wiederholt verpfändet und wieder eingelöst, bis es seit 1404 bei Sachsen verblieb. Schon in sehr früher Zeit hatte es Stapelgerechtigkeit erlangt, was dazu beitrug, daß es sich im Mittelalter zu einer der ansehnlichsten Städte Sachsens erhob. Durch Krieg, Pest und Aenderung der Handelsverhältnisse sank die Stadt in der Folge von ihrer Höhe herab. Große Leiden hatte sie im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden unter Banér 1639 zu erdulden. Auch litt sie bedeutend im Siebenjährigen Kriege, wo in der Nähe die sächs. Armee von den Preußen gefangen wurde, sowie im Kriege 1813.

Pirogues oder Piragen (span. pirogua, ein ursprünglich amerik. Wort) heißen die aus einem Baumstamme gearbeiteten großen Ruderkähne der Indianer Südamerikas. Die malaiische Praa ist eine eigenthümliche Gattung der Pirogue. Ihre eine Seite ist nämlich länglichrund und dicht am Bord steht der Mast. Die andere Seite dagegen ist vollkommen gerade und bleibt allemal vom Winde abgekehrt, sodaß man nur durch Umwenden des Segels hin und wieder fährt und Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs wechselt. Sie sind wegen ihrer Schnelle berühmt.

Pirol oder **Goldamsel** (Oriolus) ist der Name einer zur Familie der Rabenvögel gehörigen Vogelgattung, die sich durch einen starken, lang-kegelförmigen Schnabel, dessen Oberkiefer vor der leicht gekrümmten Spitze mit einem seichten Einschnitte versehen ist, durch abgestutzten Schwanz und kurze, starke Füße unterscheidet. Die Arten dieser Gattung gehören der östl. Halbkugel unserer Erde an und zeigen häufig in der Färbung die Gegensätze von Gelb und Schwarz. In Europa kommt nur eine Art, der Kirschpirol (O. galbula), vor, einer unserer schönsten einheimischen Vögel, der in Italien, Südfrankreich und Griechenland zu den gemeinsten Vögeln gehört, bei uns aber als Zugvogel erst im Mai ankommt, weshalb er auch Pfingstvogel genannt wird. Er baut zwischen den äußersten Gabelenden dünner Zweige ein künstliches Nest aus Halmen, schmalen Blättern, Pflanzenfasern u. s. w. mit großem Fleiße, ist lebhaft, sehr scheu und mistrauisch und daher schwer zu schießen und zu fangen. Er frißt Insekten und deren Larven, aber vorzüglich gern Kirschen, Weinbeeren und Feigen, denen er zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zufügt. Gegen Kälte ist er sehr empfindlich und verläßt unsere Gegenden bereits im August. Im Sommer wird er sehr fett und gilt dann in Südeuropa für sehr schmackhaft. Die Männchen sind am ganzen Körper und an der Schwanzspitze hochgelb, nur die Flügel, der Schwanz und ein Fleck über dem Auge tief schwarz; das Weibchen ist gelblich-grünlich, unterseits weißlich und schwarz gestrichelt. Die erstern zeichnen sich durch einen starken, hellen, flötenden Gesang aus und können als Zimmervögel gehalten werden.

Piron (Alexis), franz. Dichter, geb. zu Dijon 9. Juli 1689, war der Sohn des Apothekers Aimé P. (geb. 1. Oct. 1640, gest. 9. Dec. 1727), dessen Dichtungen im burgund. Dialekte oft mit den trefflichen «Noëls bourguignons» von Lamonnoye genannt werden. Vergebens bemühte sich sein Vater, dem Sohne eine solide Bildung zu geben, den sein lebhafter Geist von einem tollen Streiche zum andern trieb. Nur in seiner entschiedenen Liebe für die Poesie zeigte er von früh an Beharrlichkeit. Ein höchst unanständiges Gedicht, das er im Taumel einer Orgie auf das Papier geworfen hatte, nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen. Er ging nach Paris und lebte dort die ersten neun Jahre in Dürftigkeit, indem er sich durch seine schöne Handschrift zu ernähren suchte. Allmählich machten ihn seine treffenden Epigramme bekannt und er wurde nun ein Glied der guten Gesellschaft, in der er durch Geist und Heiterkeit glänzte. So gehörte er mit Crébillon, Collé, Gallet und Gresset zu den beliebtesten Mitgliedern der Zusammenkünfte des Caveau, von wo aus seine humoristischen Episteln, seine zum Theil an das Schlüpfrige streifenden Erzählungen und andere poetische Kleinigkeiten seiner Feder in das größere Publikum gelangten. Als Bühnendichter begann er mit Arbeiten für kleine Theater, und lange Zeit arbeitete er für Francisque, den Unternehmer der komischen Oper, der nur Monodramen spielen durfte, weil alle andern Privilegien vergeben waren. P.'s größere Stücke, z. B. «L'école des pères» (1828; zuerst unter dem Titel «Les fils ingrats») und «Gustave Vasa» (1733) fanden nur mäßigen Beifall, und sein «Calisthène» (1730) wurde so entschieden mißfällig aufgenommen, daß er sich für diese Ungunst durch seine Satire «La calotte du public» schadlos zu halten suchte. Erst seine «Métromanie» (1738) wurde als ein wahres Meisterwerk begrüßt. In der That ist diese Dichtung, in welcher P. seine dichterische Leidenschaft selbst zum Gegenstande der Darstellung macht, allein im Stande, ihm einen unvergänglichen Namen zu sichern. Dessenungeachtet wies ihn die Akademie zurück, als er sich 1753 um eine erledigte Stelle bewarb. Aus Rache wählte er nun die Akademie und die Akademiker, die er «les invalides du bel-esprit» nannte, zum Gegenstande seiner Satire. Er starb 21. Jan. 1773. Seine «Oeuvres» (7 Bde., Par. 1776) wurden von Rigaley de Juvigny, seine «Oeuvres inédites» neuerdings von Vanhomme (Par. 1859) herausgegeben.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreisel, heißt in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße und in der Reitkunst das schnelle, sehr enge Herumwerfen des Pferdes, sodaß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war; daher pirouettiren, im Kreise drehen.

Pisa, eine der ältesten und schönsten Städte Italiens, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz ($55\frac{1}{2}$ Q.-M. mit 243028 E.), liegt in einer reizenden, fruchtbaren Ebene, 1 M. vom Meere, am Arno, über welchen drei Brücken führen, und ist der Sitz eines Erzbischofs, einer Präfectur, eines Tribunals erster Instanz und anderer Behörden. Die Stadt hat breite, gerade und gutgepflasterte Straßen und schöne große Plätze. Unter den 80 kirchlichen Gebäuden zeichnet sich der im 11. Jahrh. von einem griech. Architekten erbaute Dom durch sein von 74 Säulen getragenes Gewölbe, durch herrliche Gemälde und schöne bunte Fenster aus. Neben ihm steht der berühmte, im 12. Jahrh. von einem Deutschen, Namens Wilhelm, erbaute schiefe Thurm

(il Campanile), dessen höchster Punkt, wenn man ein Beiloth herabläßt, an der Grundmauer eine Abweichung von etwas mehr als 12 F. ergibt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht bei einer Höhe von 142 F. aus sieben Stockwerken und ist oben platt und mit einer Galerie umgeben. Ob der Thurm absichtlich schräg gebaut sei oder ob er sich gesenkt habe, ist streitig. Vom dritten Stockwerke an dürfte er wol absichtlich schief erbaut worden sein, und für die ursprüngliche schiefe Richtung des untern Baues scheinen die benachbarten ältern Gebäude, an denen sich, trotz aller sonstigen Genauigkeit, schiefe Linien geltend machen, zu sprechen. Dem Dome gegenüber liegt das 1153 von Diotisalvi erbaute Battisterio oder die Kirche des heil. Johannes, eine runde, von herrlichen Säulen getragene Kuppel mit ungemein starkem vielfältigem Echo und einer Kanzel, die eins der größten Meisterwerke Nicola Pisano's ist. Zwischen beiden breitet sich das Campo-santo aus, ein alter, seit früher Zeit zum Begräbnisse großer und verdienter Bürger der Republik bestimmter Kirchhof, dessen Erde die Pisaner 1228 auf Schiffen aus Jerusalem holten. Er ist von goth. Hallen eingefaßt, die der Baumeister Giovanni Pisano um 1283 vollendete, und deren Wände mit Frescogemälden von Giotto, Buffalmaco, Laurati, Antonio Vencziano, Spinello, Memmi, Orgagna u. a. geschmückt sind, die aber alle durch die unübertrefflichen Schildereien Benozzo Gozzoli's verdunkelt werden. Ihr Anblick entzündete den Funken des Kunstgenies Leonardo's, Rafael's und Michel-Angelo's. Vgl. Carlo Lasinio, «Pitture al fresco del Campo santo» (Pisa 1812); Paolo Lasinio, «Pitture al fresco del Campo santo» (Flor. 1832). Von den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus die in zierlich goth. Geschmack gebaute Kirche Sta.-Maria della Spina, der Palast des einst hier residirenden Ritterordens des heil. Stephan mit der Kirche, deren Orgel eine der größten in Italien ist, der königl. Palast und der Palast Lanfranchi, wo Lord Byron eine Zeit lang wohnte. Auch zeigt man den Hungerthurm, in welchem Ugolino Gherardesca 1288 mit seinen Kindern umkam; indeß ist der ursprüngliche gewiß nicht mehr vorhanden. Die Universität zu P., angeblich 1339 gestiftet, wurde durch Cosmo I. von Medici erneuert und stand in frühern Zeiten in hohem Rufe. Sie begreift fünf Facultäten mit (1864/65) 62 Docenten und 347 Studirenden und hat eine Bibliothek von 60000 Bänden, einen Botanischen Garten und verschiedene Sammlungen. Von andern Lehranstalten befinden sich in P. ein Gymnasiallyceum, eine technische Schule, eine Akademie der schönen Künste u. s. w. Nahe bei der Stadt befindet sich die landwirthschaftliche Anstalt San-Rossore mit großer Stuterei und Kamelzucht. Die Stadt ist gegen früher sehr verödet und statt der 150000 E., die sie im 13. Jahrh. gezählt haben soll, hat sie nach dem letzten Census (31. Dec. 1861) 33676 (in ihrem Gemeindebezirk aber 51057) E. 4 Miglien von P. entfernt, am Fuße des Berges San-Giuliano, liegen die schon zu Plinius' Zeit bekannten Pisanischen Bäder, 36 Quellen, die reich an kohlensaurem Gas und vitriol- wie auch salzsaurem Natrum, besonders in rheumatischen und gichtischen Krankheiten und gegen Leberleiden und Nervenschwäche innerlich und äußerlich angewendet werden. In der weitern Umgegend von P. ist das große Kloster Certosa di Calci sehenswerth. Handel und Gewerbe der Pisaner, obwol jetzt durch Eisenbahnen, die nach Florenz, Lucca, Livorno und Spezia führen, unterstützt, sind noch immer unbedeutend. Doch ist die Umgegend von P. gut angebaut, ergiebig an gutem Oel und reich an schönem Marmor. Vgl. Morrona, «P. illustrata nelle arti del disegno» (3 Bde., Livorno 1712); Nistri, «Guida di P.» (Pisa 1845); Rohault de Fleury, «Les monuments de Pise au moyen âge» (Par. 1866, mit Atlas).

P., im Alterthum Pisae, hatte schon frühzeitig im Mittelalter sich durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist seiner Bürger zu einer mächtigen Republik erhoben, deren Gebiet die ganze damals angebaute, sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis Piombino umfaßte. Im Kampfe mit den Sarazenen eroberte es Sardinien, Corsica und die Balearen; es gründete Colonien in der Levante und behauptete seine Herrschaft auf dem Meere gegen Genua. Als eifrige Ghibellinen dem Kaiser treu ergeben, geriethen die Pisaner mit den guelfisch gesinnten Städten Florenz, Lucca und Siena in blutige Fehden, die sie jedoch lange Zeit siegreich bestanden. Von Genua aber aufs neue angegriffen und in der Seeschlacht bei Molara 1288 völlig besiegt, verlor P., da seine übrigen Feinde mit Genua sich verbanden, in den folgenden Kämpfen alle seine Besitzungen. Es war dem Untergange nahe, als Ugolino Gherardesca (s. d.), das Haupt der Guelfenpartei, die Herrschaft an sich riß. Neue Kräfte gewann P. unter den hiernächst auftretenden ghibellinischen Herrschern, besonders unter Uguccione. Doch von innern Parteiungen und neuen Kriegen, in denen es seine alte Tapferkeit bewährte, erschöpft, trat es endlich unter Mailands Schutz und wurde darauf dem Herzoge Galeazzo Visconti verkauft und von dessen Sohne 1406 den Florentinern, den geschworenen Feinden P.s, abgetreten. Durch Hunger

wurde die Stadt zur Uebergabe gezwungen und durch Gewalt in Gehorsam erhalten. Als aber 1494 Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich auch P. unter Simon Orlandi, nahm den König von Frankreich zum Schutzherrn an und erkämpfte sich mit dessen Hülfe in einem 15jährigen Kriege seine Selbständigkeit und eine neue Verfassung. Doch fortwährend reizte es, als ein wichtiger Stützpunkt der Macht in Italien, die Eifersucht und Herrschbegierde der benachbarten Staaten. Florenz bemächtigte sich des Gebiets von P. und begann 31. Juli 1499 die Stadt zu belagern. Aber die Anstrengungen der Florentiner scheiterten an dem Muthe und der Tapferkeit der Pisan. Männer und Frauen, und ebenso kräftig widerstand die neubefestigte Stadt dem Eroberungsversuche Ludwig's XII. von Frankreich und zwei neuen Belagerungen der Florentiner 1504 und 1505. Erst 8. Juni 1509 gelang es den letztern, durch Hunger, unter der Bedingung völliger Amnestie, sich der Stadt zu bemeistern. Seitdem blieb P. bei Toscana bis zu dessen Einverleibung in das neue Königreich Italien (1860). Vgl. Baltancoli-Montazio, „Annali di P.“ (Lucca 1842—45).

Pisander (griech. Peisandros) ist der Name zweier Helden im heroischen Zeitalter, von denen der eine, ein Trojaner von Geburt und Sohn des Antimachos, von Agamemnon getödtet wurde, der andere ein Anführer der Myrmidonen war. Historisch bekannter aber und zugleich wichtiger ist der Spartaner P., der Schwager des Agesilaus, welcher zu der Zeit, als die eifersüchtigen Perser im Vereine mit vielen griech. Staaten bald nach dem Peloponnesischen Kriege das mächtig gewordene Sparta zu demüthigen suchten, auf dem Kriegsschauplatze auftrat. Von Agesilaus hatte er nämlich den Oberbefehl über die Flotte erhalten, erlitt aber, als es bei Knidos (s. d.) zur Schlacht kam, durch die vereinigte pers.-hellen. Flotte unter Konon und Pharnabazos eine völlige Niederlage und verlor selbst dabei sein Leben.

Pisang, s. Musa.

Pisano (Nicola), Bildhauer und Architekt, geb. um 1200, lebte und wirkte meist in seiner Vaterstadt Pisa und starb nach 1266. Die ital. Kunstgeschichte beginnt mit ihm eine neue Aera, indem nach Jahrhunderten der Roheit und Verarmung in der Sculptur seine Werke eine plötzliche neue Entwickelung zu antiker Freiheit und Schönheit der Form darstellen, die dann im 14. Jahrh. von neuem verloren ging, um erst im 15. mit den großen Florentinern wieder zu erwachen. Das Außerordentliche einer solchen isolirten kunstgeschichtlichen Erscheinung hat von jeher verschiedene Erklärungen hervorgerufen. Von seinen Lehrern, byzant. Bildhauern, wie es heißt, konnte P. seinen neuen Stil nicht erlernen, weil dieselben schon einer völligen Leblosigkeit der Darstellung anheimgefallen waren; um so wahrscheinlicher ist es, daß er nach aufgefundenen Antiken, zumal Sarkophagen, studirt und von denselben seine Darstellungsweise entnommen habe. Neuerdings hat Kugler dargethan, daß P. in seinem frühesten Werke, einem Relief an der Façade des Doms zu Lucca von 1233, viel weniger an die Antike als an den damaligen höchst entwickelten und edeln Stil der deutschen Sculptur erinnere, welcher ihm durch wandernde nordische Künstler bekannt geworden sein mag. Völlig von der Antike eingenommen erscheint er erst in den berühmten Reliefs an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa; hier ist die Form nach antikem Princip um ihrer selbst und ihrer eigenen Schönheit willen behandelt. Aus seiner spätern Zeit ist die Kanzel des Doms zu Siena und der prachtvolle Sarkophag des heil. Dominicus in Bologna; außerdem wird er als Architekt mehrerer Kirchen in Pisa, Pistoja, Volterra u. s. w. genannt. — Sein Sohn und Schüler Giovanni P., geb. um 1240, gest. 1320, wurde als Bildhauer und Architekt einer der wichtigsten Repräsentanten des seit Ende des 13. Jahrh. in Italien überwiegend gewordenen german. Stils. Von ihm wurde das berühmte Campo-santo in Pisa angelegt. Er arbeitete auch die Grabmäler Urban's IV., Martin's IV. und Benedict's XI. in der Kirche zu Perugia, baute die Vorderseite des Doms zu Siena und führte mehrere andere Bauwerke aus in Neapel, Orvieto und Pistoja. Für die bischöfl. Kirche zu Arezzo arbeitete er die mit ausgehauenen Figuren, Laubwerk, Musiv- und Schmelzarbeit gezierte marmorne Tafel des Hochaltars, welche 30000 Goldgulden kostete, für Florenz das Taufgefäß in der Kirche zu St.-Johannes, für die Kirche des heil. Dominicus zu Bologna den Hochaltar und in seiner Vaterstadt die Kanzeln des Doms und der Kirche auf Campo-santo. — Andrea P., geb. 1280, gest. 1345, Bildhauer und Architekt, Giotto's Freund, arbeitete in Florenz die Statuen am Glockenthurm des Doms und die schöne ältere Bronzethür des dortigen Baptisteriums, Werke, worin der german. Stil sich streng und kräftig ausspricht. Minder bedeutend waren dessen Söhne Nino und Tommaso. — Victor P., genannt Pisanello, ein Maler, geb. 1368 zu San-Virgilio sul Lago im Veronesischen, stand am päpstl. Hofe in großem Ansehen und starb 1448. Was sich von seinen Malereien in Rom, Venedig, Verona

und Pistoja erhalten hat, beurkundet ihn als einen erfahrenen Meister. Doch berühmter wurde er dadurch, daß er zuerst oder als einer der ersten Schaumünzen, meist aus Bildnissen mit gut erfundenen und ausgeführten symbolischen Rückseiten bestehend, modellirte, in Formen abdruckte und in Metall goß. Besonders die Köpfe dieser meist zwischen 1429 und 1448 gefertigten Stücke gehören zum Trefflichsten in ihrer Art.

Pisé (franz., vom lat. pinsere, stampfen) oder **Lehmschlag** heißt das Verfahren, Mauern und Gebäude aller Art aus Gartenerde mit Sand vermischt durch Stampfen zwischen Bretwänden oder in Formen aufzuführen. Der gewöhnliche Erd-Pisébau verwendet jene Materialien in Lagen aufeinander, stellt demnach die Bauwerke gleichsam aus einem Stück her. Isnard in Odessa fertigt dagegen gerammte Erdquadern und liefert damit festere Mauern als der Erd-Pisébau ergibt. Außerdem gehört hierher der Kalk-Sand-Pisébau, wobei künstliche Steine aus einem Gemenge von Kalk und Sand hergestellt werden. Dies ist die vorzüglichste und dauerhafteste Art des Pisébaues. Im allgemeinen gewährt der Pisébau die Vortheile der Billigkeit und der Trockenheit, hat aber auch manche Nachtheile. So haften z. B. die Nägel nicht in den Wänden, der Abputz ist schwierig u. s. w. Der Pisébau war schon den Alten bekannt, und Plinius nennt die Athenienser Hyperbius und Euryalus als seine Erfinder. Hannibal führte in dieser Weise Festungswerke in Spanien auf. Viele Gebäude des Alterthums waren blos aus Lehmschlag errichtet. Erneuerte Aufnahme fand der Pisébau gegen Ende des 18. Jahrh. in Südfrankreich, besonders durch den Baumeister Cointeraux. In Deutschland hat der Pisébau nicht recht platzgreifen wollen, weil Feuchtigkeit und Witterungswechsel von zu großem Einfluß auf solche Wände sind, auch das Ungeziefer die Pisémauern durchwühlt. Dennoch ist er für viele Gegenden und Verhältnisse geradezu Bedürfniß, wie die vielen Lehmsteinbauten beweisen. Der treffliche Kalk-Sand-Pisébau, gewöhnlich der Prochnowsche genannt, wurde 1828 von dem Architekten Rydin zu Borås in Schweden erfunden, als eine furchtbare Feuersbrunst diese Stadt in Asche gelegt hatte und es an Material zu raschem Wiederaufbau gänzlich mangelte. Durch die von Körte übersetzte Schrift Rydin's aufmerksam gemacht, verbesserte Gutsbesitzer Prochnow zu Bahn in Hinterpommern das Verfahren. 1846 ward das Verfahren durch Leuchs in Süddeutschland eingeführt; 1854 erfand Bernhardi in Eilenburg dazu eine besondere Presse zur Herstellung von Kalk-Sand-Steinen. Auch den Kalk-Sand-Pisébau scheinen schon die Römer gekannt zu haben, wie aus einer Stelle des Vitruv sowie aus verschiedenen erhaltenen Resten hervorgeht. Dieser Pisébau steht dem Mauerwerk aus gebrannten Steinen sehr nahe, und vermeidet alle Mängel des Erd-Pisébaues. Vgl. Engel, «Der Kalk-Sand-Pisébau und die Kalk-Sand-Ziegelfabrikation» (3. Aufl., Lpz. 1865); Schubert, «Handbuch der landwirthschaftlichen Baukunde» (2. Aufl., Berl. 1864). Eine Art Pisébau ist auch die in Deutschland auf dem Lande vielfach gebräuchliche **Wellerwand** aus Lehm, in Verbindung mit eingeknetetem, zerschnittenem Stroh. Dieselbe wird mit der Hand und, der Festigkeit halber, außerordentlich breit angefertigt. Auf ähnliche Weise wird für ländliche Gebäude aus Holz die **Lehmfachwerkswand** gebildet.

Pisidien, eine Landschaft im südl. Kleinasien, die Gebirgsgegend am nördl. Abhange des Taurus, wurde in frühern Zeiten als ein Theil von Pamphylien (s. d.) betrachtet. Erst seit der neuen Eintheilung des röm. Reichs unter Konstantin bildete es eine besondere Provinz. Der südwestlichste District des Landes führte den Sondernamen Milyas, der nordwestliche den Namen Kabalia. Die Bewohner der Landschaft, die Pisider, waren kühn und tapfer, aber räuberisch und deshalb von ihren Nachbarn gefürchtet, wie auch die jetzige Bevölkerung, die Karamanen, als arge Räuber verrufen sind und das Land daher selten von Reisenden besucht wird.

Pisistrătus (griech. Peisistratos), ein berühmter Machthaber (Tyrann) von Athen, stammte aus dem alten edeln Geschlechte der Philaiden, war mit Solon verwandt und hatte von seinem Vater Hippokrates ein bedeutendes Vermögen ererbt; überdies wurde er in seinen ehrgeizigen Bestrebungen von der Natur durch ungemeine Fassungskraft, durch einen klaren Verstand und rednerisches Talent unterstützt. Bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben suchte er durch Herablassung und Freigebigkeit sowie durch Vorspiegelung bürgerlicher Freiheit und demokratischer Verfassung die niedere Volksklasse für sich zu gewinnen, und als ihm dies gelungen, brachte er seine weitern Plane mittels einer List zur Ausführung. Mit leichten Wunden bedeckt, die er sich selbst zugefügt, erschien er auf dem Marktplatze, rief seine Mitbürger zum Schutz gegen die Verfolgungen vorgeblicher Feinde auf und erschlich sich auf diese Weise eine Leibwache von 50 Keulenträgern. Mit Hülfe dieser besetzte er die Burg von Athen, entwaffnete die Menge und machte sich 560 v. Chr. zum Oberherrn der Stadt. Dabei wußte er jeden Schein der Tyrannei zu vermeiden, erhielt die Gesetze des Solon aufrecht und bewies gegen den Gesetzgeber

selbst die größte Hochachtung, vermochte aber dennoch nicht diesen mit seiner Herrschaft zu versöhnen. Zweimal wurde diese durch Siege der Gegenpartei und Verbannung des P. unterbrochen. Zuerst geschah dies, bald nachdem er zur Herrschaft gelangt war, durch eine Coalition der Parteigänger des Alkmäoniden Megakles und des Lykurgus. Als aber Lykurgus und Megakles sich entzweiten, näherte sich der letztere in seiner Bedrängniß dem P., vermählte ihm seine Tochter und verhalf ihm selbst nach fünf Jahren wieder zur Herrschaft. Allein da P. größere Hinneigung zu seinen schon erwachsenen Söhnen als zu seiner jungen Gattin zeigte, so währte das freundschaftliche Verhältniß mit Megakles nur kurze Zeit, und er mußte Athen abermals verlassen. Er flüchtete nach Eretria auf Euböa und blieb hier über zehn Jahre in Verbannung. Dann zog er Geld und Hülfsvölker von mehrern Seiten, besonders von Theben, Argos und Naxos zusammen, landete mit dieser Macht bei Marathon und schlug die entgegenrückenden Athener in die Flucht. P. befestigte sich von neuem in der Herrschaft von Athen und behauptete dieselbe ohne Störung bis an seinen Tod (527 v. Chr.). Es ist nicht zu verkennen, daß P. seine Gewalt nicht mit despotischem Drucke, sondern mit Milde und Gerechtigkeit übte, daß er die Staatseinkünfte ohne übermäßige Belastung der einzelnen vermehrte und diese größtentheils auf Errichtung prachtvoller öffentlicher Gebäude verwendete, daß er den materiellen Wohlstand besonders durch Anpflanzung von Oelbäumen in den bisher fast ganz kahlen Ebenen Attikas förderte und auch die geistige Bildung der Athener durch Anlegung von Bibliotheken und durch die Sammlung der Homerischen Gesänge zu heben sich bestrebte. So genoß Athen mehr als je unter seiner Herrschaft die Segnungen eines langen Friedens, und er selbst konnte seinen Söhnen Hippias, Hipparchus und Thessalus, die man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen der **Pisistratiden**, d. h. der Nachkommen des P., bezeichnet, den ruhigen Besitz desselben hinterlassen, den sie freilich durch ihre eigene Schuld 510 v. Chr. für immer wieder verloren.

Piso ist der Name einer Familie des röm. plebejischen Geschlechts der Calpurnier (s. **Calpurnius**), die zuerst im zweiten Punischen Kriege hervortritt, wo ein **Cajus P.** 216 v. Chr. bei Cannä gefangen wurde, der dann 211 die Prätur bekleidete. — Sein gleichnamiger Sohn, der 180 Consul war, adoptirte den Lucius Cäsonius, der dann Lucius P. Cäsoninus hieß, 154 als Prätor in Spanien, 148 als Consul in Asien Krieg führte, und von dem fortan dieser Zweig der Familie den Zunamen Cäsoninus trug. — Sein ebenfalls gleichnamiger Sohn war 112 Consul und fiel 107 als Legat des Consuls Lucius Cassius in Gallien mit diesem gegen die Tiguriner. Des letztern Enkel, desselben Namens, bekleidete 61 die Prätur, verheirathete seine Tochter Calpurnia 59 an Julius Cäsar und erhielt durch den Einfluß des letztern mit Aulus Gabinius das Consulat 58, als Clodius (s. d.) Volkstribun war. Den Clodius begünstigte er namentlich in seinem Verfahren gegen Cicero; daher war ihm dieser verfeindet und griff ihn 55 in einer noch erhaltenen Rede im Senat wegen schmählicher Verwaltung der Provinz Macedonien auf das heftigste an. Im J. 49, nachdem er 50 Censor gewesen war, suchte er die aristokratische Partei vergebens zu einem friedlichen Vergleiche mit Cäsar zu stimmen, ebenso vergebens waren seine Bemühungen, nach Cäsar's Ermordung 44 den Frieden zu erhalten. — Sein Sohn **Lucius Calpurnius P. Cäsoninus**, Consul 15 v. Chr., begünstigt von Augustus und Tiberius, der ihm die Präfectur der Stadt übertrug, die er mit vorzüglicher Tüchtigkeit verwaltete, starb 80 J. alt 32 n. Chr. Er ist vermuthlich der P., an den und dessen Söhne Horatius seine «Epistel über die Dichtkunst» richtete. — **Lucius Calpurnius P.**, der wegen seiner Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit den ehrenden Beinamen **Frugi**, d. i. der Brave oder Biedere, erhielt, gab als Volkstribun 149 v. Chr. das erste Gesetz gegen Erpressungen (Lex Calpurnia repetundarum), in deren Folge die erste Quaestio perpetua eingerichtet wurde. Als Consul kämpfte er 133 gegen die Sklaven in Sicilien. Durch seine für uns verlorene Geschichte Roms bis auf seine Zeiten gehört er zu den röm. Annalisten. Sein Enkel Cajus, der erste Gatte der Tochter Cicero's, Tullia, starb, nachdem er die Quästur bekleidet hatte, sehr jung 57. — Durch Adoption gehörte dem Zweige der Frugi (der diesen Beinamen fortführte) an **Lucius Calpurnius P. Frugi Licinianus**, den Galba zu seinem Nachfolger erkor und adoptirte, und der mit ihm durch Otho 69 n. Chr. ermordet wurde. — Zu andern Zweigen der Familie gehörten **Cajus Calpurnius P.**, der 67 v. Chr. als Consul und Führer der aristokratischen Partei sich dem Gesetz, durch welches Gabinius (s. d.) dem Pompejus für den Seeräuberkrieg ungemessene Macht übertrug, vergebens entgegenstellte; **Cnejus Calpurnius P.**, der 65 an der ersten, nicht zum Ausbruch gelangten Verschwörung des Catilina Antheil nahm und im folgenden Jahre als Quästor in Spanien erschlagen wurde;

Cnejus Calpurnius P., der als unbeugsamer Anhänger der Aristokratie bis 46 v. Chr. gegen Cäsar focht, später sich an Brutus und Cassius anschloß, von Augustus begnadigt wurde und 23 v. Chr. das Consulat bekleidete; dessen Sohn Cnejus, der 7 v. Chr. mit Tiberius Consul war, welcher ihm als Kaiser die Verwaltung von Syrien gab. Germanicus (s. d.), der mit der Leitung des Orients beauftragt war, und mit dem er in Streitigkeiten kam, wurde von ihm, vermuthlich auf Antrieb des Tiberius, 19 n. Chr. zu Antiochia vergiftet. Hierauf mußte er dem Cajus Sentius, dem des Germanicus Gefolge die Provinz übertrug, weichen und ging nach Rom. Hier tödtete er sich 20 n. Chr., als er sah, daß Tiberius, dem Ingrimm des Volks, das den Tod des Mörders verlangte, weichend, ihn aufgab und dem Senate die Untersuchung übertrug; auch seine Gemahlin Munatia Plancina, die an dem Verbrechen theilgenommen, tödtete sich, als sie noch 33 auf Tiberius' Befehl wegen desselben angeklagt wurde. — Cajus Calpurnius P. versuchte 65 n. Chr. eine Verschwörung gegen Nero, die aber entdeckt wurde. P. tödtete sich selbst; die zahlreichen Theilnehmer, zu denen auch Fenius Rufus, einer der prätorianischen Präfecten, Seneca, Lucanus u. a. gehörten, wurden von Nero auf das grausamste verfolgt und bestraft. — Mit Unrecht, wie es scheint, wird der Lucius Calpurnius Bestia zu der Familie der Pisonen gerechnet, der 111 als Consul sich von Jugurtha bestechen ließ und deshalb in Rom 110 auf Antrag des Tribunen Manilius belangt und verurtheilt wurde, und 90, als der Tribun Quintus Varius darauf antrug, die Urheber des Bundesgenossenkriegs zu belangen, sich einer zweiten Verurtheilung durch freiwilliges Exil entzog.

Pistacien oder grüne Mandeln heißen die süßen, wohlschmeckenden Samenkerne der echten Pistacie (Pistacia vera L.). Die zu der 22. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Terebinthaceen gehörende Gattung Pistacia L. besteht aus Sträuchern und Bäumen des mittelländischen Gebiets, des Orients, des tropischen Asien und Nordamerikas, welche sich durch schöne immergrüne Belaubung auszeichnen. Ihre abwechselnd gestellten nebenblattlosen Blätter sind unpaarig gefiedert oder dreizählig mit ganzrandigen Blättchen, ihre kleinen Blüten in einfache oder zusammengesetzte, blattwinkelständige Trauben gestellt. Die männlichen Blüten bestehen aus einem gelbgrünen, fünfspaltigen Perigon und fünf Staubgefäßen mit viertantigen Beuteln, die weiblichen aus einem drei- bis vierspaltigen Perigon mit einem oberständigen Fruchtknoten und drei Griffeln. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine trockene, selten fleischige Steinfrucht mit einfächerigem und einsamigem Steinkerne. Pistacia vera ist ein schöner, bis 30 F. hoch werdender, in Syrien, Persien und am Schwarzen Meere einheimischer, übrigens in Südeuropa häufig cultivirter Baum mit unpaarig gefiederten oder (bei den weiblichen Individuen) häufig dreizähligen Blättern, länglichrunden oder eiförmigen zollangen Blättchen und eiförmigen, etwas fleischigen, grünen, roth angehauchten Früchten, welche gegen $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge erreichen. Der in dem Steinkern enthaltene längliche, dreikantige Same ist reich an fettem Oel. Wegen ihrer grünen Farbe bedient man sich der Pistacienkerne in den Apotheken und Zuckerbäckereien, um Morsellen und Confituren, im Haushalte, um Crêmes damit zu zieren. Im Orient und in Südeuropa werden sie auch roh gegessen und wird aus ihnen Oel geschlagen. Sie schmecken ganz ähnlich wie die süßen Mandeln, werden aber leicht ranzig. Im ganzen mittelländischen Gebiet kommen zwei andere Arten häufig wild vor, der Mastixstrauch (s. Mastix) und der Terpentinbaum (P. Terebinthus L.). Die letztere, auf trockenen, sonnigen, bebuschten Hügeln wachsende Art wird zwar bisweilen zu einem kleinen Baum, ist aber in der Regel auch strauchförmig. Ihre Blätter sind denen des Walnußbaums ähnlich, nur beträchtlich kleiner, die erbsengroßen, zuletzt blaugrünen, trockenen Früchte in große, verzweigte, rispige Trauben gestellt. Die Rinde enthält ein feines Terpentinharz (Terebinthium cypris oder de Chio), welches theils freiwillig ausfließt und an der Luft erhärtet, theils durch Einschnitte gewonnen wird. Die Samen wurden früher gegen Blutflüsse und Dysenterie angewendet. Eigenthümlich sind dieser Holzart die großen, bockshornartig gestalteten, dickwandigen, harten, grünrothen und sehr harzreichen Gallen (Gallae pistacinae), welche eine Blattlaus (Aphis Pistaciae) an den Aesten hervorbringt (auch an den Blütenstielen und Blättern, wo aber die Gallen viel kleiner und anders geformt auftreten), und die früher ebenfalls medic. Verwendung fanden.

Pistill, s. Stempel.

Pistója, bei den Römern Pistoria, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Florenz, der Sitz eines Bischofs, einer Präfectur, eines Tribunals erster Instanz, einer Akademie der Wissenschaften und der Künste, eines Lyceums und eines Gymnasiums, liegt überaus freundlich am Fuße der Apenninen am Ombrone und an der Eisenbahn von Florenz nach Bologna und Lucca, hat breite und gerade Straßen, ansehnliche Kirchen und einige schöne Pa-

läste. Sie ist mit Mauern umgeben und hat eine Citadelle. Die sehenswerthesten Gebäude sind der Dom aus dem 12. Jahrh. mit vielen Reliquien und die Kirchen dello Sto.-Spirito mit einer trefflichen Orgel, dell' Umiltà von sehr schöner Bauart, San-Andrea wegen berühmter goth. Kanzel, San-Francesco und San-Bartolommeo wegen werthvoller Gemälde; ferner das bischöfl. Schloß, das Stadthaus und das Bibliothekgebäude Sapienza. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (Ende 1861) auf 12274. Wichtig sind die Eisenmanufacturen, welche namentlich gute Flintenläufe liefern, die Fabriken von Nadeln, landwirthschaftlichen und musikalischen Instrumenten. Auch wird viel Gartenbau getrieben, und namentlich gelten die hiesigen Wassermelonen für besonders wohlschmeckend. In der Umgegend findet man schöne Bergkrystalle, die geschliffen als Diamanti di Pistoja in den Handel kommen. In der Schlacht bei P. fand Catilina den Tod.

Pistōja (Leonardo da), ital. Maler, mit dem Beinamen Malatesta, hieß, wie es scheint, mit seinem Familiennamen Grazia und lebte um 1540. Auf seine eigenthümliche Richtung sollen die Werke des Leonardo da Vinci von Einfluß gewesen sein. In Rom wurde er ein Schüler Francesco Penni's. Ausgezeichnet als Colorist, weniger als Zeichner, lieferte er namentlich viele vortreffliche Porträts, die er sich aber auch sehr theuer bezahlen ließ. Er arbeitete vorzüglich zu Lucca, Rom und Neapel, wo er starb.

Pistole, eine kurze Feuerwaffe, welche aus freier Hand abgeschossen wird. Ob der Name von der toscan. Stadt Pistoja, wo sie Ende des 14. Jahrh. verfertigt sein sollen, oder (nach Napoleon III.) von ihrem der Goldmünze Pistole gleichen Kaliber, oder (nach Palacky) aus der Hussitenzeit vom czech. pistala, Rohr, abzuleiten sei, bleibt ungewiß. Die Landsknechte führten die P. als «kurze, feuerschlagende Büchse» im Gürtel; trefflich wußten sie in den niederländ. und Hugenottenkriegen die sog. Deutschen Reiter zu gebrauchen, welche davon auch Pistoliers genannt wurden. Der Lauf ist glatt, oder gezogen; das Schloß hat alle Stadien des Flinten- und Büchsenschlosses durchgemacht. Neuerdings werden auch mehrere Läufe in eine Waffe vereinigt. (S. Revolvers.) Die früher bedeutende Länge der P. ist gegenwärtig wesentlich vermindert; der Lauf der Terzerole, als der kleinsten Art von P., ist oft nur 2—3 Zoll lang und hat natürlich auch nur ein sehr kleines Kaliber. Die Handlichkeit der Waffe, selbst die leichte Verbergung derselben hat ihr nicht blos bei der Cavalerie, bei den Mineuren, bei der reitenden Artillerie u. s. w., sondern auch im Publikum große Verbreitung gegeben, obgleich sie bei ihrer schwachen Ladung und dem unsichern Schuß aus freier Hand, namentlich vom Pferde, keine große Wirkung hat. Am berühmtesten waren die P. von Lazaro Lazarini und Kuchenreiter.

Pistole, ursprünglich der Name einer im 16. Jahrh. in Spanien in Umlauf gekommenen Goldmünze (Pistola), die anfänglich von unförmlicher Gestalt und blos gepreßt war, 1730 aber die runde Form erhielt und geprägt wurde. Sie stellte den zweifachen Escudo de oro oder Goldthaler vor und wurde daher später Doblon (Doppelter) genannt. Nach ihr wurden in Frankreich zuerst 1640 die sog. Louisdor geprägt und ähnliche Goldstücke späterhin in Portugal, Italien, der Schweiz, Deutschland und Dänemark, die man sämmtlich P. nennt, sodaß der Werth der P. ein abweichender ist. In Deutschland nennt man jedoch gegenwärtig P. vorzugsweise die ursprünglich zu 5 Thlrn. in Gold ausgeprägten Stücke. (S. Louisdor und Friedrichsdor.) Der Ursprung des Namens P. ist unklar.

Pitāval (François Gayot de), ein franz. Rechtsgelehrter, geb. zu Lyon 1673, diente zuerst als Soldat, studirte aber dann die Rechte, wurde 1713 Advocat und starb 1743. Abgesehen von seinen übrigen, jetzt vergessenen Schriften, hat er sich einen bekannten Namen geschaffen durch die Herausgabe seiner «Causes célèbres et intéressantes» (20 Bde., Par. 1734 fg.; auch 4 Bde., Basel 1747—48; deutsch: «Erzählungen sonderbarer Rechtshändel», 9 Bde., Lpz. 1747—68), die eine Sammlung der berühmtesten Rechtsfälle nebst deren Entscheidung enthalten. Eine neue, weiter fortgeführte Bearbeitung desselben Gegenstandes veranstaltete der Parlamentsadvocat François Richer (geb. zu Avranches um 1718, gest. 1790 zu Paris) unter gleichem Titel (22 Bde., Amsterd. 1772—88); eine Abkürzung der Sammlung P.'s bilden die «Faits des causes célèbres et intéressantes» (Amsterd. 1757) von François Alexandre de Garsault (gest. 1778). Die deutsche Uebersetzung des Richer'schen Werks (4 Bde., Jena 1792—95) wurde von Schiller mit einer Vorrede begleitet. Hitzig und Häring haben in neuerer Zeit eine ähnliche Sammlung unter dem Titel «Der Neue P.» herausgegeben (1. bis 3. Folge, 36 Bde., Lpz. 1842—65, von Bd. 31 ab herausg. von Vollert; Neue Folge, 1866 fg.). Eine Auswahl aus letzterm Werke bilden: «Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit», umgearbeitet und herausgegeben von Vollert (Lpz. 1867 fg.).

Pitcairn, die südlichste Insel der Gruppe Paumotu (s. d.) oder der Niedrigen Inseln in der Südsee, ganz von Felsen umgeben und ohne Hafen, wurde von Carteret 1767 entdeckt und benannt. Die Insel, etwa $2^1/_4$ engl. M. lang, 1 M. breit, muß früher bewohnt gewesen sein, da außer Vögeln, Ratten, Kokospalmen und Brotfruchtbäumen die ersten Europäer, welche hier landeten, auch steinerne Götzenbilder, Lanzenspitzen und Menschenschädel vorfanden. P. erhielt Berühmtheit durch ein blutiges Drama, welches hier spielte, aber mit einer Idylle endigte. Unter der Führung des Steuermanns Fletcher Christian empörte sich 1788 in den otaheitischen Gewässern die Mannschaft des engl. Schiffs Bounty gegen ihren Kapitän Bligh (s. d.), setzte diesen in einem Boote aus, und segelte, nachdem ein Niederlassungsversuch auf der Insel Tubuai mislungen war, mit sechs Männern und zwölf Frauen von Otaheiti nach P., wo sie im Jan. 1790 landeten. Nachdem sie sich dort häuslich eingerichtet und einige Jahre alles friedlich verlaufen, entstand zwischen den Engländern und den Männern von Otaheiti eine blutige Fehde, in welcher letztere ausgerottet wurden. Indeß war aus der Verbindung der Engländer mit den otaheitischen Weibern eine neue, durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Generation hervorgegangen, die nun, nach der Vertilgung der otaheitischen Männer, unter der wohlthätigen religiösen und sittlichen Leitung von Alex. Smith, der den Namen John Adams annahm, und von Ed. Young aufs erfreulichste heranwuchs und, nach Young's Tode, 1800, unter Smith eine völlig patriarchalische Gemeinde bildete, in welcher Religiosität, Sittlichkeit und Arbeitsamkeit herrschten. Die Gemeinde wuchs und gedieh, abgeschieden und ungekannt von der ganzen Welt, bis 1808 der amerik. Kapitän Folger die Insel berührte und die ersten Nachrichten von der ungeahnten Ansiedelung gab. Infolge dessen sandte die brit. Admiralität den Kapitän Staines zur Untersuchung des Sachverhaltes dorthin, der 1814 auf P. landete, sodaß seit der Meuterei auf der Bounty ein Vierteljahrhundert verflossen und das Verbrechen nach engl. Gesetzen verjährt war. Seitdem wurde die Insel mehrmals von Seefahrern besucht, unter andern vom engl. Kapitän Beechey 1825. Zu dieser Zeit bestand die Bevölkerung aus 66 Personen, die das Dorf P. bewohnten. Da man besorgte, der geringe Umfang der wenig fruchtbaren Insel möchte bei der wachsenden Bevölkerung nicht ausreichen, auch der Wassermangel immer drückender wurde, so ließ die engl. Regierung, die sich seit Beechey's Bericht der Ansiedler sorglich annahm, diese sämmtlich 1830 nach Otaheiti bringen. Allein die Sittenverderbniß der Otaheitier empörte die unschuldigen Pitcairner so sehr, daß sie nach ihrer Heimatsinsel zurückkehrten. Adams war bereits 1829 gestorben. Nach seinem Tode übernahm ein Irländer Georg Nobbs die Regierung, welche derselbe ganz im Sinne seines Vorgängers fortführte. Alle Seefahrer, welche P. besuchten, waren des Lobes voll über die Sittenreinheit der Einwohner; so auch Admiral Scoresby, der eine Schilderung der Insel aus dem J. 1852 gab. Ein furchtbarer Orkan hatte 1845 P. derart verwüstet, daß die anwachsende Bevölkerung sich nur schwierig von dem Ertrage des Grund und Bodens zu ernähren vermochte. Sie bestand 1856 aus 170 Seelen, an deren Spitze ein selbstgewählter Magistrat stand. Da durch die fortdauernden Regen das fruchtbare Erdreich weggeschwemmt worden und der Nahrungsmangel immer empfindlicher hervortrat, übersiedelte die engl. Regierung die Insulaner 1856 nach der fruchtbaren und durch mildes Klima ausgezeichneten Insel Norfolk zwischen Australien und Neuseeland. Ein Theil derselben soll jedoch wieder die alte Heimat aufgesucht haben. Vgl. Beechey, «Narrative of a voyage to the Pacific» (Lond. 1832).

Pithöus (Peter), eigentlich Pithou, ein für die Beförderung des Studiums der alten Literatur überaus thätiger franz. Jurist, geb. 1. Nov. 1539 zu Troyes, gest. 1. Nov. 1596 zu Nogent-sur-Seine in der Champagne, war eine Zeit lang Generalprocurator von Paris und machte sich um die Erklärung mehrerer lat. Dichter, wie des Persius, besonders aber dadurch verdient, daß er die erste Ausgabe der «Fabeln» des Phädrus (Troyes 1596) aus einer Handschrift besorgte, die sein Bruder, Franz P., gest. 1607, aufgefunden hatte. Hierher gehören auch seine «Adversariorum libri II» (Par. 1565). Außerdem verfaßte er mehrere geschichtliche und jurist. Abhandlungen, die in seinen von Labbe herausgegebenen «Opera sacra, juridica, historica et miscellanea» (Par. 1609) enthalten sind, ferner die für jene Zeiten besonders wichtige Schrift «Les libertés de l'église gallicane» (Par. 1594; mit Commentar von Dupuy, 2 Bde., Par. 1715) und machte die «Annalium et historiae Francorum scriptores coaetanei XII» (Frankf. 1594) und die «Historiae Francorum scriptores veteres XI» (Frankf. 1596) bekannt. Vgl. die Biographien von Boivin de Villeneuve (Par. 1711 u. 1715) und Grosley (2 Bde., Par. 1756).

Pitiscus (Bartholomäus), geb. 24. Aug. 1561 zu Schlauen bei Grünberg in Schlesien, gest. 2. Juli 1613 als Oberhofprediger des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, machte sich

durch seine astron. und mathem. Schriften berühmt. Man besitzt von ihm eine «Trigonometria» (Frankf. 1599 u. öfter), deren Tycho mit vielem Lobe gedenkt. Sein Hauptwerk aber ist der «Thesaurus mathematicus» (Frankf. 1613), in welchem unter anderm die Sinus aller Winkel bis 90° von 2 zu 2 Secunden, und zwar bis auf 15 Decimalstellen berechnet sind. Rhäticus hatte zwar schon früher einen Theil derselben berechnet; P. vollendete die noch übrigen Theile. Aus seinen Schriften erkennt man deutlich, daß er ein Anhänger des Kopernicus war, aber, wahrscheinlich aus Besorgniß für seinen Ruf, sich nicht öffentlich für das neue System erklärte.

Pitt der Aeltere, s. Chatham (William Pitt, Graf von).

Pitt (William), der Jüngere, hervorragender brit. Staatsmann, war der dritte Sohn des berühmten Grafen Chatham (s. d.) und wurde 28. Mai 1759 geboren. Sehr frühzeitig entwickelt und mit großer Sorgfalt erzogen, trat er im Jan. 1781 als Unterhausmitglied ins öffentliche Leben ein. Anfangs mit den whigistischen Freunden seines Vaters verbunden, stellte er sich in Opposition gegen das Ministerium North (s. d.), schloß sich ihren Reformvorschlägen an und trat auch im Juli 1782 als Schatzkanzler in das Ministerium Shelburne ein. Mit diesem Augenblicke begann auch seine staatsmännische Bedeutung. Eine gleichsam angeborene Geschäftskenntniß, große finanzielle Tüchtigkeit und eine klare und nüchterne Beredsamkeit mußten ihm, zumal in Verhältnissen, wie die britischen waren, das Uebergewicht sichern. Mit Fox hatte sich schon damals kein Einverständniß bilden können, und dessen Austritt aus dem Ministerium, in welches P. eintrat, seine Coalition mit Lord North und die weitern Schritte, zu welchen die unwürdige Verbindung den genialen Fox trieb, legten den Grund zu jenem unversöhnlichen Gegensatze, der fast das ganze öffentliche Leben beider Männer ausfüllte. Zwar gelang es der Coalition (Frühjahr 1783), das Ministerium zu sprengen und somit auch P. zum Rücktritt zu bewegen, aber noch im nämlichen Jahre bot sich ein willkommener Anlaß für P., die Macht der Coalition zu brechen. Fox trat mit der Indiabill vor das Parlament, in welcher die allerdings grellen Misbräuche der kaufmännischen Verwaltung Ostindiens zum Vorwand genommen waren, ein System einzuführen, das eine ungeheuere Macht in den Händen des Ministeriums, seines Familienanhangs und seiner Creaturen vereinigte. Ungeachtet P.'s energischen und treffenden Widerspruchs ging das ebenso unconstitutionelle wie antiroyalistische Gesetz im Unterhause durch und ward erst bei der dritten Lesung im Oberhause durch des Königs persönliche Einmischung verworfen. Georg III. ergriff diesen Anlaß, sich des widerwärtigen Coalitionsministeriums zu entledigen und (Dec. 1783) P. unter allerdings sehr schwierigen Umständen mit der Bildung einer neuen Verwaltung zu beauftragen. P. sah sich bald genöthigt, das Parlament aufzulösen, aber es gelang ihm, nach einem heftigen Wahlkampfe die Majorität zu erlangen, die fortan die Grundlage seiner Macht bildete. Er brachte nun eine neue Indiabill ein, deren Bestimmungen bis in unsere Zeit gegolten haben, ordnete die zerrütteten Finanzen sowie das Geld- und Creditwesen. In der auswärtigen Politik suchte er die Verluste, die Großbritannien im nordamerik. Kriege erlitten, wieder gutzumachen, schloß vortheilhafte Handelsverträge, hob die erschütterte See- und Colonialmacht. So stand er auf einer sichere Mehrheit des Parlaments gestützt und am Hofe in hoher Gunst (zumal seit er den Versuch der Opposition, für den geisteskranken König eine Regentschaft einzusetzen, vereitelt hatte), als die Französische Revolution ausbrach. Nicht nur eine ererbte Abneigung gegen Frankreich, sondern noch mehr der Widerwille gegen eine demokratische Bewegung, deren Ansteckung auch nach England herüberzuwirken drohte, machte ihn vom Anfang an zum rührigsten und unbeugsamsten Gegner der Revolution. Im Bunde mit allen aristokratischen Elementen Großbritanniens, vereitelte er das Bemühen der talentvollen Opposition, die von Fox, Sheridan u. a. geleitet ward, ein freundliches Verhältniß zu Frankreich herzustellen. Vielmehr benutzte er die Angst vor Revolution zur Durchsetzung beschränkender Gesetze, wie der Fremdenbill (s. d.) und der Suspension der Habeas-Corpusacte (s. d.), nahm seit 1793 an dem großen Kampfe gegen Frankreich theil und ward bald die Seele und eigentlich bewegende Kraft der contrerevolutionären Coalition. Das Misgeschick der Waffen in dem Kampfe gegen Frankreich, der Abfall seiner Alliirten, Aufstände in Irland und unruhige Bewegungen in Großbritannien selbst, eine finanzielle Krisis, wie die Einstellung der Zahlungen der Bank (1797), deren Folgen er mit einem kühnen und ungewöhnlichen Mittel abzuwenden suchte: dies alles stellte P.'s Ausdauer auf harte Proben; aber er blieb unerschütterlich fest. Seit die Französische Revolution angefangen, ihre militärische Gewalt nach außen zu richten und ihr Uebergewicht auf dem Festlande zu begründen, war der Kampf gegen die Revolution für ihn zugleich ein Kampf für die Größe und Macht Englands geworden. Die Coalition von 1799 war abermals sein Werk. Irland ward (1800)

theils durch Bestechung, theils durch Einschüchterung zur Union mit Großbritannien genöthigt, und auf den Meeren wie in den Colonien zeigte sich das Uebergewicht der brit. Waffen unbestritten. Aber die finanzielle Belastung des Landes und die Staatsschuld wuchsen zugleich auch in einem ungeheuern Maße; das Festland beugte sich unter das Bonaparte'sche Frankreich; die kleinern Seemächte versuchten sich gegen das Uebergewicht und die Gewaltthätigkeit der brit. Seeherrschaft zu erheben; ganz Europa rief nach Frieden, und selbst in Großbritannien hatte diese Meinung ungemeine Fortschritte gemacht. P. täuschte sich wol nicht darüber, daß Bonaparte's System sehr bald eine Umkehr der öffentlichen Meinung hervorrufen würde, und trat (10. Febr. 1801) vom Staatsruder zurück, um es seinen weniger compromittirten Freunden zu überlassen. Das neue Ministerium Addington schloß dann auch den Frieden von Amiens, aber P.'s Voraussicht bewährte sich. Schon 1803 war der neue Krieg unvermeidlich, und das Bonaparte'sche System ließ ihn den Engländern aller Parteien, auch Fox nicht ausgenommen, als eine Nothwendigkeit erscheinen. Im Mai 1804 stellte sich P. unter Zustimmung der großen Mehrzahl der Nation wieder an die Spitze der Verwaltung; die Coalition von 1805 war die Folge. Allein der klägliche Ausgang des Kampfes auf dem Festlande, die Katastrophen von Ulm und Austerlitz, der Friede von Presburg brachen die körperliche Energie des ohnehin schwächlichen und durch Arbeiten und Sorgen aufgeriebenen Mannes. Am 23. Jan. 1806 starb er. Seine Politik überlebte ihn, und schwächere Nachfolger ernteten neun Jahre später die Früchte und den Ruhm. P. war unverheirathet. Sein Vermögen hatte er im Dienste zugesetzt, sodaß das Parlament seine Schulden bezahlte; auch ließ es ihm zu Westminster, wo er bestattet ward, ein Denkmal errichten. Seine Hauptreden erschienen in drei Bänden zu London. Vgl. Gifford, «Life of P.» (3 Bde., Lond. 1814); Tomline, «Life of P.» (6 Bde., Lond. 1815); Lord Stanhope, «Life of P.» (3. Aufl., 4 Bde., Lond. 1867).

Pittăkus, einer der sog. Sieben Weisen Griechenlands, geb. um 648 v. Chr. zu Mitylene auf Lesbos, befreite sein Vaterland von dem Drucke der Tyrannei und traf verschiedene gute Einrichtungen, legte aber die ihm übertragene höchste Gewalt um 589 v. Chr. freiwillig wieder nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Als Beweis seiner Genügsamkeit wird angeführt, daß er einst die von Krösus ihm überschickten Geschenke zurückwies und dabei bemerkte, er habe schon das Doppelte von dem, was er brauche. Sein Wahlspruch war: «Erkenne den rechten Zeitpunkt.» Von seinen Elegien und einer prosaischen Schrift über die Gesetze, welche die Alten erwähnen, hat sich nichts erhalten, sondern nur ein Brief an Krösus bei Diogenes von Laërte und ein sehr kurzes Gedicht, das auch von Schneidewin in dem «Delectus poesis Graecorum elegiacae etc.» (Gött. 1839) aufgenommen worden ist.

Pittoresk oder malerisch nennt man jeden Anblick äußerer Dinge, der zur malerischen Darstellung reizt. Das Pittoreske steigert sich durch die Abwechselung von Farben, Tönen und Linien, welche eine Mehrzahl von Gegenständen, z. B. eine Gruppe, eine Landschaft, hervorbringt. Gedichte oder Beschreibungen nennt man pittoresk, wenn sie die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung malerischer Gegenden und Ansichten leicht und angenehm anregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, wenn sie Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten. Das Pittoreske oder vielmehr das Malerische im eigentlichen Sinne wird dem Poetischen entgegengesetzt. Noch öfter aber setzt man es dem Plastischen entgegen, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Werke der Plastik pittoresk, wenn sie Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck hervorbringen.

Pittsburgh, die Hauptstadt des westl. Theils des Staats Pennsylvanien, eine der wichtigsten Städte im Mississippithal und als Fabrikstadt eine der bedeutendsten in der ganzen Union von Nordamerika, liegt in einer schönen Ebene auf der Landzunge zwischen dem Alleghany und Monongahela, deren vereinigtes Wasser hier den Namen Ohio erhält, in der Grafschaft Alleghany, mitten in der westpennsylvan. Kohlenregion und in der Nachbarschaft unerschöpflicher Eisenerzlager. Sie entstand 1765 aus einer Feste, welche 1753 von den Franzosen unter dem Namen Du Quesne angelegt, jedoch in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege von den Engländern erobert wurde und nun den Namen Fort Pitt erhielt. Die Kriege mit den Indianern und die Unruhen im westl. Lande störten ihr Wachsthum bis 1793, seitdem aber hob sie sich infolge ihrer günstigen Lage mit reißender Schnelligkeit. Ihre Bevölkerung belief sich 1800 noch auf 1565, 1860 bereits auf 49217, mit den dazugerechneten Nachbarorten auf mehr denn 80000 E. Darunter befinden sich in der eigentlichen Stadt etwa 15000, in ihrem weitern Umfange etwa

30000 Deutsche. P. ist im allgemeinen sehr regelmäßig gebaut und überaus lebhaft. Ueber den Alleghany führen mehrere Brücken, über den Monongahela eine große Drahthängebrücke. Seit 1827 wird die Stadt durch ein großartiges Maschinenwerk mit Wasser aus dem Alleghany versorgt. Unter den 100 Kirchen und Bethäusern zeichnet sich die goth. Kathedrale und die kath. Kathedrale der Anglikaner aus. Unter den öffentlichen Instituten verdient das 1828 gestiftete Theological-Seminary in P. selbst und das gleichzeitig gegründete Western-Theological-Seminary in der Vorstadt Alleghany, jenes für associirte Reformirte, dieses für Presbyterianer, genannt zu werden. Außerdem besitzt P. viele andere Schulen, darunter 60 Freischulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, 15 Zeitungen und 16 Banken, letztere mit einem Kapital von 7,770000 Dollars. Als das amerik. Sheffield hat P. den schwunghaftesten Betrieb der Eisenfabrikation. Seine derartigen Anstalten liefern zusammen für mehr als 25 Mill. Dollars Erzeugnisse, besonders Dampfmaschinen, Baumwollpressen u. s. w. Außerdem besitzt P. große Baumwollfabriken, Bleiweißfabriken, eine Kupferschmelzerei, ein Kupferwalzwerk und die bedeutendsten Glasfabriken der ganzen Union. Auch Hut-, Wachstuch- und Wollfabriken sind vorhanden und die Manufacturen in Papier, Seilerwaaren, Buchdruckergeräthen, Lederwaaren und feinen Tischlerarbeiten nicht unbeträchtlich. 1860 hatte der Gewinn des Kohlenbaues einen Werth von mehr als 20 Mill. und der des gesammten Manufacturbetriebs von fast 27 Mill. Dollars. Auch der Handel hat die größte Wichtigkeit. P. ist durch die Schiffahrt (es besitzt 159 Dampfboote und eine Rhederei von 72907 Tonnen, darunter 49056 in Dampfern) auf dem Ohio bis zum Mississippi gleichsam das große Thor für die Verbindung der mittlern und westl. Staaten mit denen der Küste, da der Pennsylvanien- und Ohiokanal die Wasserverbindung für den Wassertransport zwischen dem Stromgebiete des Atlantischen Ocean und des Mississippi herstellen. Für seine Fabrikate empfängt P. große Massen von Landwirthschaftsproducten. Es ist ein Hauptabsatzmarkt für Schinken aus Ohio, für Speck, Butter, Käse, Mehl, für Hanf, Tabak, Baumwolle, Zucker, Sirup, Kaffee und andere Colonialwaaren, die als Rückfracht auf dem Mississippi und Ohio aufwärts eingehen. Von dem für kleine Dampfboote fahrbaren Alleghany kommt Holz herab, das jährlich für mehr als 400 Archen und Flachboote Ladung gibt, und in diesen Fahrzeugen gehen dann von P. Kohlen nach Cincinnati und weiter bis Louisville und Natchez. Auch der Handel mit Pott- und Perlasche, Branntwein, Holzwaaren, Borke, Salz und Roheisen ist beträchtlich. Dazu kommt eine großartige Thätigkeit der Werften. Endlich ist P. der größte Oelmarkt in den Vereinigten Staaten, indem fast die Hälfte des in der berühmten Venango-Region gewonnenen Petroleums über P. verschifft wird. Von Anfang März bis Mitte Dec. 1865 kamen 884730 Barrels dort an. Unweit östlich von P., am Alleghany, befindet sich ein großes Arsenal der Union mit Waffen für 80000 Mann.

Pityusen, s. Balearen.

Pius ist der Name von neun röm. Päpsten. — **P. I.** regierte etwa von 142—157. — **P. II.** (s. d.), 1458—64, war der bekannte Aeneas Sylvius Piccolomini. — **P. III.**, ein Neffe des vorigen, wurde 1503 der Nachfolger Alexander's VI., starb aber schon nach 26 Tagen. — **P. IV.**, 1559—65, schloß das Concilium zu Trient und that sehr viel für die Verschönerung der Kirchen Roms und des Vatican. — **P. V.**, 1566—72, des vorigen Nachfolger, bewies sich als einen der eifrigsten Verfechter hierarchischer Grundsätze. Derselbe verdammte die Lehren des Bajus (s. d.), verschärfte die Nachtmahlsbulle, that die Königin von England, Elisabeth, in den Bann und drohte Maximilian II. mit Absetzung, wenn er den Protestanten freie Religionsübung gewähre. Durch sein störrisches Benehmen schadete er der röm. Kirche mehr, als er ihr nützte. Dabei aber suchte er der Sittenverderbniß seiner Zeit zu steuern.

Pius II. hieß früher Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini und war einer der gelehrtesten Päpste. Er wurde zu Corsignano im Sienesischen 19. Oct. 1405 geboren, machte sich zuerst durch seine Thätigkeit als Secretär auf dem Baseler Concilium bekannt und sah sich wegen seiner großen Gewandtheit mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendet. 1442 wurde er Kaiser Friedrich's III. Geh. Secretär, sodann Cardinalbischof von Siena und 1458 Papst. P. hatte auf dem Concilium zu Basel die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigt, als Papst widerrief er aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstl. Ansehens gethanen Aeußerungen. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbindung der europ. Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so eifrig verfolgte, daß er ein kleines, von ihm zusammengebrachtes Heer sogar in eigener Person anführen wollte, wurde durch seinen Tod, der zu Ancona 14. Aug. 1464 erfolgte, vereitelt. P. hat sich auch als Dichter und Geschichtschreiber einen Namen erworben. Von seinen poetischen Arbeiten wurde der Roman «De duobus aman-

tibus, Euryalo et Lucretia» öfter gedruckt und auch während des 16. Jahrh. vielfach übersetzt. Unter seinen Geschichtswerken sind besonders hervorzuheben die «Historia rerum Friderici III. imperatoris» (Straßb. 1685 u. öfter), «De ortu, regione et gestis Bohemorum» (Rom 1475 u. öfter) und «Commentariorum de gestis Basileensis concilii libri II» (Bas. 1535 u. öfter). Die Sammlungen seiner «Epistolae» (seit 1473 öfter in Italien und Deutschland gedruckt) sind wichtig für die Zeitgeschichte. Vgl. Hagenbach, «Erinnerungen an Aeneas Sylvius Piccolomini» (Bas. 1840); Voigt, «Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst P. II., und sein Zeitalter» (3 Bde., Berl. 1859—63).

Pius VI., Papst 1775—98, hieß eigentlich Giovanni Angelo Graf Braschi und war 27. Dec. 1717 zu Cesena in der Romagna geboren. Er wurde bereits im 20. J. Doctor der Rechte und kam dann zu seinem Oheim Carlo Bandi, der damals Auditor bei dem Cardinalbischof Ruffo in Ferrara war, um sich für den Staatsdienst weiter auszubilden. Erst 1740 fing er an, in Rom Theologie zu studiren. Auf Ruffo's Empfehlung wurde er 1745 Auditor bei der päpstl. Kanzlei und 1753 Geheimschreiber Benedict's XIV. Unter Clemens XIII. schloß er sich eng den Cardinälen Rezzonico und Colonna an, die ihm 1766 zu dem Amte eines Generalschatzmeisters der päpstl. Kammer verhalfen, in welchem er sich das Zutrauen des Papstes erwarb, die Gunst des Volks aber verlor. Um ihn vom Schatzmeisteramte zu entfernen, ernannte ihn Clemens XIV. 1773 zum Cardinal und Beneficiaten der Abtei Rubicco. Braschi, von Jugend auf ein Freund der Jesuiten und allen Neuerungen feind, hielt es nun im stillen mit der Opposition im Cardinalcollegium. Nach Clemens' XIV. Tode wurde er 15. Febr. 1775 zum Papste gewählt und nahm den Namen Pius VI. an. Er fand das Papstthum in der öffentlichen Meinung tief gesunken, eine den Ansprüchen desselben entgegenwirkende Aufklärung weit verbreitet, die kath. Fürsten der Kirche überlegen und den Kirchenstaat selbst zerrüttet, sodaß es eines gewaltigen Geistes bedurft hätte, um zu reformiren und die päpstl. Würde aufs neue zu befestigen. P. begnügte sich mit halben Maßregeln, die den Zweck verfehlten. Statt der das kath. Dogma bedrohenden Aufklärung kräftige Anstalten zu einer bessern Bildung der Geistlichkeit entgegenzusetzen, beschränkte er sich, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuschärfen. Er vernichtete alle Anwartschaften auf Pfründen, ließ aber den Aemterhandel bestehen. Er hob alle Durchgangszölle im Kirchenstaate auf; dagegen gab er zum Besten des Schatzes dem Lottospiele eine für die Armen noch verführerischere Einrichtung. Obschon er den Plan einer allgemeinen Grundsteuer aufgeben mußte, begann er doch 1778 die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, womit er große Summen verschwendete. Ebenso wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens in Ancona, da er nichts für den Handel that. Um seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, baute er an der Peterskirche die neue Sakristei; auch schien er das von seinem Vorgänger angelegte Museum nur darum mit alten Sculpturen zu bereichern, um es Pio-Clementinum nennen zu können. Ungemeine Verschwendung stellte er auch in seiner Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er seine verdienstlosen Verwandten erhob; namentlich als sein Neffe, Luigi Braschi, dem er den Herzogstitel gab, sich des Alleinhandels mit Oel und Korn bemächtigte. Es wurde sogar 1777 ein Versuch gegen das Leben des Papstes gewagt. Durch seine Vorgänger in ärgerliche Händel mit den kath. Höfen verwickelt, glaubte er durch starrsinnige Behauptung der alten päpstl. Gewalt sich und die Kirche am besten zu berathen, gerieth aber sehr bald in ein Schwanken, das die Gegner nur kühner machte. Ganz willkürlich hob Neapel 1777 sein Lehnsverhältniß zum röm. Stuhle auf, und ohne den Papst zu fragen, fingen Kaiser Joseph II. in Oesterreich und Leopold II. in Toscana an zu reformiren. Als er sich endlich dazu bequemen wollte, die Misbräuche der Kirche selbst abzustellen, nahm man seinen Beistand nicht an, und seine Reise nach Wien 1782 blieb ohne Erfolg. Nur der Vermittelung Spaniens und Frankreichs hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joseph II., nur dem Einflusse des bair. Hofs und dem Privatinteresse einiger deutscher Bischöfe die Vereitelung des Plans der deutschen Erzbischöfe, sich durch Vertreibung seiner Nuntien freier zu machen (s. Emser Punctation), nur der Politik Katharina's II. die Herstellung der Jesuiten in Rußland 1782 zu danken. Nachdem er mit großen Opfern 1796 den Waffenstillstand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino von der franz. Republik erkauft hatte, mußte er doch noch 18. Febr. 1798 den Kirchenstaat in eine Römische Republik umschaffen sehen. Bei dieser Katastrophe ertrug er die Mishandlungen der Franzosen mit würdiger Haltung. Im Greisenalter und krank, als Gefangener 20. Febr. von Rom weggeführt und auf der Reise dem Muthwillen der Soldaten preisgegeben, wurde er 14. Juli in die Citadelle zu Valence gefangen gesetzt. Hier starb er 29. Aug. 1798 unter allgemeiner

Theilnahme. Vgl. (Bourgoing) «Mémoires sur Pie VI» (deutsch von Meyer, 2 Bde., Hamb. 1800); Artaud de Montor, «Histoire de Pie VI» (Par. 1847).

Pius VII., Papst 1800—23, eigentlich Gregor Barnabas Graf Chiaramonti, war 14. Aug. 1742 zu Cesena geboren und wurde frühzeitig in den Benedictinerorden aufgenommen. Pius VI. ernannte ihn zum Abt, dann zum Bischof von Tivoli und 1785 zum Cardinal und Bischof von Imola. Als Bürger der durch die Heere der franz. Republik geschaffenen neuen Cisalpinischen Republik sprach er sich für Freiheit und Gleichheit aus. Ueberhaupt bewies er sich gegen die neuen Machthaber so gefällig, daß man an franz. Einfluß glaubte, als er 14. März 1800 unter österr. Schutze zu Venedig zum Nachfolger Pius' VI. erwählt wurde. Aber als Oberhaupt der Kirche trat er, obwol unter den mislichsten Umständen, mit Grundsätzen auf, die auf völlige Herstellung der frühern Gewalt hinzielten. Daß er indessen an Geist, Einsicht und Charakterstärke weit höher stand als viele seiner Vorgänger, bewies seine Regierung in Rom. Mit weiser Sparsamkeit mied er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge forderte er die verschleuderten Staatsgüter zurück. Zur Erleichterung des Verkehrs setzte er die Zölle herab, hob die verderblichen Monopole auf, stellte zur Beschäftigung der Armen neue Nachgrabungen an und zeigte sich als ein Fürst, der bessere Zeiten werth war. Unter dem Schutze von österr., engl. und türk. Truppen hielt das Oberhaupt der kath. Kirche 3. Juli in das bisher von den Franzosen besetzte Rom seinen Einzug, und nachdem er 15. Juli 1801 mit Frankreich ein Concordat abgeschlossen, nahm er 22. Nov. 1801 wieder vom Kirchenstaate Besitz. Auch mit der Ligurischen und mit der Italienischen Republik schloß er Concordate. Dagegen wurde seine Freude über die Anerkennung der päpstl. Gewalt in dem neuen Königreiche Hetrurien verbittert durch die Säcularisationen in Deutschland. 1804 gelang es ihm, die Jesuiten in Sicilien herzustellen. Gegen die Wünsche der Römer folgte er 1804 der Einladung Bonaparte's zu dessen Kaiserkrönung nach Paris, wo er 28. Nov. mit Pracht einzog, aber sehr bald bemerken mußte, daß man seine Anwesenheit nur als Nebensache betrachtete. Napoleon ließ sich und seine Gemahlin nur von ihm salben, die Krone setzte er sich selbst auf. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die P. persönlich zu betreiben gehofft, kam nichts zur Sprache, und als P. die Einladung nach Mailand zur Krönung standhaft ablehnte, trat von seiten des Kaisers Kälte und Feindschaft an die Stelle der bisher bewiesenen Achtung. Als P. endlich 4. April 1805 nach Rom zurückkehren durfte, mußte er hier laute Ausbrüche des Unwillens über seine Demüthigung dulden. Die Eroberung Neapels, die kirchlichen Reformen Joseph Bonaparte's in diesem Reiche, die Drohungen Napoleon's wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs kündigten P. alsbald eine neue Katastrophe an. Die deutsche Kirche mußte er, da der Trotz seines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und von Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeschnitten hatte, ihrem Schicksale überlassen. Die Bücherverbote und Heiligsprechungen, mit denen er 1806—8 vorschritt, konnten seinen polit. Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm neue Demüthigungen zuziehen werde, und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr entgegenzusetzen als einen festen Willen, reizte er durch seine Weigerung, den König Joseph von Neapel anzuerkennen und seine Häfen den Engländern zu verschließen, Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Am 2. Febr. 1808 wurde Rom von franz. Truppen besetzt, das päpstl. Militär entwaffnet und, obschon noch keine Kriegserklärung erfolgt war, das päpstl. Gebiet wie eine eroberte Provinz behandelt. P. traf mit seltener Geistesgegenwart jede ihm mögliche Maßregel zur Gegenwehr. Vergebens drohte er dem Kaiser mit geistlichen Waffen, vielmehr vereinigte nun dieser 2. April die päpstl. Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. P. protestirte dagegen, verbot den ital. Bischöfen, von franz. Behörden Befehle anzunehmen, und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzosen dem Kaiser in einem Breve vom 3. April 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon setzte nun seinen längst beschlossenen Plan ins Werk, indem er 17. Mai 1809 den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserl. Stadt erklärte, während der Papst 10. und 11. Juni zwei Bannbullen gegen den Urheber und gegen alle Theilnehmer an der Besitznahme des Kirchenstaats erließ. Am 6. Juli in der Nacht drang der franz. General Radet mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den befestigten Palast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo P. schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft. P. verweigerte sie, und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm P. sein Brevier, reichte seinem Staatssecretär, dem Cardinal

Pacca, die Hand und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagenen Fenster auf die Straße herab, wo beide in einem verschlossenen Wagen sogleich abgeführt wurden. Bei Florenz mußte sich Pacca von P. trennen, mit dem er erst auf dem Mont-Cenis wieder zusammentraf. Der Papst verweilte längere Zeit in Grenoble und wurde dann über Valence und Nizza nach Savona gebracht, wo man ihn als Gefangenen bewachte. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet; das Anerbieten einer fürstl. Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaisers ausgesetzten 2 Mill. Frs. jährlicher Einkünfte. Sein Schicksal trug er mit unerschütterter Muthe. Er widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleon's in Kirchensachen entschlossener als je, verweigerte den von demselben ernannten Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung und erklärte sich ganz bestimmt gegen die Scheidung und Wiedervermählung des Kaisers. Um die Mitte des J. 1812 wurde er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im Entwurfe vorhandene Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm P. seine Einwilligung zurück und wurde nun wieder als Gefangener behandelt. Nach dem Sturze Napoleon's zog er 24. Mai 1814 in Rom wieder ein und nahm Besitz von allen Ländern des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin sowie eines kleinen, jenseit des Po gelegenen Landstrichs von Ferrara. Ebenso nahm er wieder alle Rechte in Anspruch, die der päpstl. Stuhl seit längerer Zeit verloren, und erlangte auch viele, weil er die Gunst der Umstände geschickt benutzte. Die feierlich proclamirte Wiederherstellung des Jesuitenordens (7. Aug. 1814) leitete eine kirchliche Restaurationspolitik ein, in deren Bahnen P. um so entschlossener weiterging, je mehr der reactionäre Geist des Zeitalters ihn dazu ermuthigte. Dennoch bewies er, von seinem gewandten Staatssecretär, Cardinal Consalvi, staatsklug berathen, polit. Mäßigung. In der innern Verwaltung der Kirche gelang dem röm. Stuhle fast alles, was P. mit Beharrlichkeit wiederherzustellen suchte. In der Verwaltung der äußern Angelegenheiten der Kirche waren die mit Frankreich, Baiern und beiden Sicilien abgeschlossenen Concordate sowie die Uebereinkunft mit Preußen fast ebenso viele Triumphe der röm. Staatskunst. Das Concordat mit Frankreich vom 16. Juli 1817 aber fand so viel Widerspruch in den franz. Kammern, daß es nur theilweise vollzogen wurde; dafür nahm der geheime Einfluß Roms in Frankreich um so mehr zu. Gegen die Wiener-Congreß-Acte hatte der Papst unterm 14. Juni 1815 protestirt, weil sie den vorigen weltlichen Besitzstand des röm. Stuhls nicht ganz herstellte. Dagegen erfolgte 1816 die Zurückgabe altdeutscher Handschriften aus der vaticanischen Bibliothek an die Universität zu Heidelberg mit großer Bereitwilligkeit. Dem Kirchenstaate gab er 6. Juli 1816 eine neue Verfassung, welche wenigstens die Befolgung freisinniger Grundsätze nicht ausschloß, während die Verwaltung in der That sehr mild war. Consalvi's Duldung machte Rom sogar zur Freistätte unglücklicher Könige und geächteter Familien. Alle polit. Meinungen und religiösen Bekenntnisse fanden daselbst Schutz der Person. Insbesondere bewies sich P. großmüthig gegen die Familie Napoleon's. Seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft beweist das Museum Chiaramonti im Vatican. Ein Fall im Zimmer auf dem Marmorboden 6. Juli 1823 hatte einen Schenkelbruch und dieser 20. Aug. seinen Tod zur Folge. Vgl. «Storia del pontificato di Pio VII.» (2 Bde., Vened. 1815); «Vie politique et privée de Pie VII» (Par. 1823); Gaudet, «Esquisses historiques et politiques sur le pape Pie VII» (Par. 1824); Pacca, «Relazione del viaggio di papa Pio VII. etc.» (Rom 1836); Artaud de Montor, «Histoire de Pie VII» (3 Bde., Par. 1852).

Pius VIII., Papst 1829—30, hieß eigentlich Franz Xaver Graf von Castiglione und ward 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona geboren. Er wurde 1800 Bischof von Montalto, 1808 aber nach dem südl. Frankreich verbannt. Nach seiner Rückkehr nach Rom 1814 erhielt er die Würde eines Bischofs von Cesena und 1816 den Cardinalshut. Am 31. März 1829 wurde er fast einstimmig als Nachfolger Leo's XII. zum Papst gewählt, ungeachtet er körperlich sehr leidend war. Durch Abschaffung mancher Lasten und durch mehrere zweckmäßige Anordnungen gewann er sich die Liebe seiner Unterthanen. Während seiner Regierung kam das Concordat mit Holland zu Stande; auch wurden die Angelegenheiten der Armenier geordnet. Doch anstatt ein freieres kath. Kirchenthum zu begründen, was man gehofft hatte, verfolgte er vielmehr, im Verein mit Albani, den er zum Staatssecretär machte, Pacca, Gregorio und Capellari, ein kirchliches und weltliches Regierungssystem, das den Keim zu den nachmals im Kirchenstaate ausgebrochenen Unruhen legte. Nachdem er noch zu seinem großen Leidwesen die franz. Julirevolution von 1830 erlebt hatte, starb er 30. Nov. 1830.

Pius IX., als Nachfolger Gregor's XVI. Papst seit 1846, früher Johann Maria Graf von Mastai-Ferretti, wurde 13. Mai 1792 zu Sinigaglia geboren. Nachdem sein Wunsch, in den Militärstand einzutreten, wegen schwächlicher Gesundheit abgewiesen worden, widmete er sich dem geistlichen Berufe, studirte seit 1816 im Collegium zu Volterra, schloß sich dann, zum Priester geweiht, 1823 der Mission nach Chile an, wurde 1825 nach seiner Rückkehr Kanoniker und gab sich als solcher mit besonderm Eifer dem Armenwesen hin. Von Leo XII. zum Erzbischof von Spoleto (1827), von Gregor XVI. im Dec. 1832 zum Erzbischof von Imola und 1840 zum Cardinal erhoben, verdankte er wol dem Rufe seiner milden und wohlwollenden Gesinnung die Erwählung zum Papste (16. Juli 1846), die unter dem Eindrucke der Volkserbitterung über das harte und unfähige Regiment Gregor's XVI. stattfand. Seine ersten Schritte schienen denn auch den Anbruch einer neuen Zeit zu verkündigen. Er begann mit einer Amnestie, umgab sich mit andern Rathgebern, als sie der Vorgänger gehabt, und stellte gründliche Reformen der Verwaltung in Aussicht. Der Jubel und die Begeisterung des Volks in Rom waren unbeschreiblich: es wurde mit P. ein Cultus getrieben, wie er nie einem Papste zutheil geworden war. Da diese reformatorischen Anfänge mit dem Zeitpunkte zusammentrafen, wo sich in ganz Europa ein regeres polit. Bewußtsein kundgab, so erhielten die Vorgänge in Rom nicht nur für den Kirchenstaat, sondern für ganz Italien und einen großen Theil der europ. Welt außerordentliche Bedeutung. Die Bildung einer berathenden Staatsconsulta (April 1847), die Errichtung der Bürgergarde und überhaupt das persönlich zwanglose und herzliche Verhältniß, in welches sich P. zum Volke setzte, schien die Hoffnungen der Reformfreunde, die sich an seine Erhebung knüpften, zu erfüllen. Aber seit, zum Theil von P. wieder seinen Willen gefördert, die nationale und freiheitliche Bewegung ganz Italien ergriff und zu immer weitern Forderungen drängte, trat auch sehr bald ein Wechsel in der Stellung des Papstes ein. Die unter dem Eindrucke der Revolutionsereignisse bewilligte Verfassung vom März 1848 ward ihm schon abgedrungen. Den Kampf gegen Oesterreich verdammte P. erst insgeheim, dann öffentlich, und das liberale und weltliche Ministerium Mamiani bildete er nur wider Willen. Mit Sehnsucht sah er zugleich dem Augenblicke entgegen, wo durch die Waffen der Oesterreicher der Sieg der Restaurationspolitik entschieden würde. Hiermit war aber auch seine Popularität in Rom dahin, und der Ruf «Evviva Pio Nono!» hörte auf, das Feldgeschrei der liberalen Opposition in Italien zu sein. Die Schuld der Enttäuschung lag indeß sicherlich weniger an P. als an den sanguinischen Hoffnungen, die sich an ihn geknüpft hatten. P.'s Freisinn entsprang weder aus polit. Gesinnung noch aus einer weitblickenden staatsmännischen Berechnung, sondern seine ersten Schritte geschahen offenbar nur aus persönlicher Milde. Nur aus Wohlwollen war er zu schüchternen Reformen geschritten, während er dabei die Traditionen des päpstl. Kirchenstaats festhielt und den constitutionellen und nationalen Wünschen, die sich an ihn knüpften, durchaus fremd blieb. Bei dieser gutmüthigen Kurzsichtigkeit und der Weichheit seines Charakters konnten ihn vielmehr bittere Erfahrungen leicht in die Politik zurücktreiben, die Gregor XVI. und dessen Rathgeber vertreten hatten. Die wilden Volksbewegungen vom Nov. 1848, die Ermordung seines Ministers Rossi (15. Nov.), das am folgenden Tage ihm durch einen Aufstand abgezwungene demokratische Ministerium machten die Kluft zwischen P. und dem röm. Liberalismus unausfüllbar. Während er mit Hülfe des bair. Gesandten, Grafen Spaur, verkleidet aus Rom floh (25. Nov.) und in Gaëta eine Zuflucht suchte, entwickelte sich in Rom (s. Kirchenstaat) die kurze Episode demokratischer Herrschaft. Eine revolutionäre Regierung, zu der später Joseph Mazzini gehörte, trat an die Spitze, und eine Constituirende Versammlung schaffte das päpstl. Regiment für immer ab und rief die Republik aus. Aber die Niederlage Sardiniens in dem dreitägigen Feldzuge von 1849 bereitete der Restauration in Rom sehr rasch die Wege. Die kath. Mächte hatten, vom Papste angerufen, dessen Wiedereinsetzung beschlossen, und Oesterreicher rückten in den Legationen ein, während ein franz. Corps bei Civita-Vecchia landete. Nach einem heftigen Kampfe ward Rom im Juli 1849 von den Franzosen besetzt; doch erst 12. April 1850 kehrte P. nach Rom zurück. Er hatte in zwei Edicten vom Sept. 1849 verschiedene Verwaltungsreformen, namentlich die Einsetzung eines Staatsraths, die Bildung von Provinzialräthen, Reformen in der Gerichtsordnung u. s. w. versprochen, auch eine beschränkte Amnestie erlassen; aber es wurde nach seiner Rückkehr, geringe Modificationen abgerechnet, das alte verfolgungssüchtige Regiment gehandhabt, und was von den Reformen in Vollzug trat, gewann keine selbständige Bedeutung. Die Stimmung des Volks zeigte sich darum erbittert, und nur die Besetzung des Landes durch fremde Truppen verhinderte eine neue Revolution. Der ital. Krieg von 1859 und die Herstellung des Königreichs Italien raubte dem Papste zwei Drittheile des Kirchenstaats.

Schon vor dem Züricher Frieden (10. Nov. 1859) war die Romagna verloren gegangen, welche P. auf dem projectirten Congresse vergeblich wiederzuerlangen hoffte. Aber die Härte, mit welcher er die revolutionären Bewegungen in Umbrien und den Marken zu unterdrücken versuchte, und die hartnäckige Verweigerung jeder polit. Reform kostete ihm bald noch weitere Opfer. Das aus fremden Soldtruppen zusammengeworbene päpstl. Heer, dessen Entwaffnung König Victor Emanuel vergeblich gefordert hatte, wurde bei Castelfidardo 18. Sept. 1860 total geschlagen; wenige Tage später (29. Sept.) mußte auch Ancona capituliren. Im Nov. 1860 wurden darauf auch Umbrien und die Marken dem Königreiche Italien einverleibt, und im März 1861 erklärte das ital. Parlament Rom für die natürliche Hauptstadt. Die geistlichen Schreckmittel des Papstes verfehlten ihre Wirkungen, und nur der Schutz der Franzosen erhielt ihn im Besitze Roms und des letzten Drittels des Kirchenstaats (des Patrimonium Petri). Jeder Aufforderung, sich mit der ital. Regierung auf Grund der vollbrachten Thatsachen zu verständigen, setzte P. sein beharrliches «Non possumus» («wir können nicht») entgegen. Ebenso wenig war von polit. Reformen mehr die Rede. Als infolge der Septemberconvention von 1864 gegen Ende 1866 die franz. Truppen aus Rom abzogen, blieb die Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes lediglich von der Vertragstreue der ital. Regierung und der klugen Mäßigung der röm. Nationalen abhängig. Doch ließ sich der Papst endlich wenigstens die Uebernahme eines Theils der röm. Staatsschuld durch Italien gefallen und knüpfte sogar wiederholte Unterhandlungen über kirchliche Angelegenheiten mit König Victor Emanuel an, bis in den Sommer 1867 freilich ohne Resultat. Was aber P. an weltlicher Macht verloren, gewann er reichlich an geistlichem Einflusse wieder. Seine polit. Bedrängniß verschaffte ihm die lebhaftesten Sympathien und theilweise auch den thatkräftigen Beistand der strengen Katholiken in Deutschland, Frankreich und Spanien, und selbst die ital. Regierung zeigte wiederholt ihre Neigung, durch kirchliche Concessionen mit dem Papste Frieden zu schließen. In kirchlichen Dingen gestattete P. auch damals, als er noch die Hoffnung des Jungen Italien war, den liberalen Ideen nie den geringsten Einfluß, und seit seiner Restauration gerieth er immer mehr in die Hände der Jesuiten. Die Verkündigung des neuen Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä (8. Dec. 1854) und der Erlaß der berufenen Encyclica (s. d.) vom 8. Dec. 1864 bewies, daß die persönliche Frömmigkeit des Papstes völlig in den mittelalterlichen Anschauungen wurzelt, von denen natürlich auch seine kirchenpolit. Haltung bedingt ist. Das österr. Concordat vom 18. Aug. 1855 und die zum Theil freilich rückgängig gemachten Conventionen mit den süddeutschen Regierungen verhalfen überdies der röm.-kath. Kirche wieder zu einer Unabhängigkeit von der Staatsgewalt und zu einer geistigen Macht über die Volksmassen, wie sie die Vorgänger P.' kaum zu hoffen wagten. Die unter seiner Regierung allerorten ins Leben gerufenen kath. Vereine, Katholikenversammlungen, Jesuitenmissionen u. s. w. trugen nicht wenig dazu bei, daß trotz der bedrängten polit. Lage des Papstthums dessen Herrschaft über die Geister kaum einen Abbruch erlitt. Auch der kirchliche Prunk, den P. bei festlichen Gelegenheiten zu entfalten liebte, verfehlte seine Wirkung nicht, obwol manche seiner Freunde klagten, daß er mit der Entfaltung dieser Mittel nicht sparsam genug umgehe. Am 29. Juni 1867 wurde ein großes Kirchenfest, die Feier des 1800jährigen Todestags der Apostelfürsten Petrus und Paulus, begangen, zu welchem fast alle kath. Bischöfe und zahllose andere Geistliche in Rom zusammenströmten. Ein allgemeines ökumenisches Concil sollte im Herbst desselben Jahres abgehalten werden. Vgl. Clave, «La vie et pontificat de Pie IX» (Par. 1848); Balmes, «Pie IX» (Par. 1848); Clerc, «Pie IX, Rome et l'Italie» (Par. 1849).

Piusverein (von pius, fromm) heißt eine seit April 1848 zunächst in Mainz entstandene, sodann durch ganz Deutschland verbreitete kath. Verbindung, welche für die unbedingte Autonomie des röm. Kirchen- und Papstthums thätig ist und zu diesem Zwecke auch mit den 1849 bestehenden Vereinen für die Wiederausbreitung des röm. Katholicismus unter den Protestanten (Innere Mission) in engster Verbindung steht. Diese Vereine sind vornehmlich der auf die Propaganda gerichtete Bonifaciusverein, welcher auf einer Hauptversammlung kath. Geistlicher zu Regensburg im Herbste 1849 hauptsächlich durch den Grafen Joseph von Stolberg in das Leben gerufen wurde; ferner der im Mai desselben Jahres durch eine Hauptversammlung in Breslau entstandene Vincentiusverein. Beide Vereine sind nur als Zweigvereine des großen P. anzusehen, dessen Zwecken sie dienen, und der sich selbst bis nach Frankreich verbreitet hat, wo sich sein Hauptsitz zu Lyon befindet. Von deutschen Bischöfen, die 1848 eine Versammlung in Würzburg hielten, dem Papste Pius IX. empfohlen, erhielt der P. im Febr. 1849 die Sanction vom päpstl. Stuhle, und seit dieser Zeit entfaltete er eine sehr rührige Thätigkeit, besonders in

Baiern, am Rhein unter dem Vorgange des Bischofs von Freiburg, in Westfalen und im nördl. Deutschland. Ueberall hat er die confessionellen Gegensätze verschärft und verbittert, und durch die Errichtung von Klöstern und klösterlichen Vereinen, durch Zurückforderung eingezogener Klostergüter und durch die von ihm genährte Opposition gegen die Regierungen, welche auf ihren Rechten gegenüber den römisch-kirchlichen Ansprüchen bestanden, auch auf die staatsrechtlichen Verhältnisse einzuwirken gesucht. Nach den schon von der Hauptversammlung zu Mainz 1848 aufgestellten Statuten will der P. freilich mit dem allen nur die gedeihliche Entwickelung des staatlichen Lebens und die Befestigung der obrigkeitlichen Gewalt durch erneute Kräftigung des kirchlichen Lebens erzielen. Während der politisch bewegten Jahre bis 1850 betheiligte sich der Verein so lebhaft an der Politik, daß er z. B. in Preußen ein sehr begreifliches Mistrauen gegen seine Tendenzen erweckte und noch 1850 eine Versammlung durch das Militär geschlossen werden mußte. Im allgemeinen scheint sich gegenwärtig der P. zu einer Verbindung gestaltet zu haben, die mit allen Mitteln, selbst mit Opposition gegen die staatlichen Behörden die streng röm.-hierarchischen Tendenzen verfolgt und zur Realisirung derselben über sehr bedeutende Geldmittel verfügen kann.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer Perus, geb. 1475 zu Truxillo, der natürliche Sohn eines Edelmanns, wurde in der Erziehung ganz vernachlässigt und als Schweinehüter gebraucht, bis er, der harten Behandlung müde, davonlief und Soldat wurde. Nachdem er einige Zeit in Italien gelebt, schiffte er sich mit Glücksrittern zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit und begleitete Ojeda auf dessen Unternehmung nach dem Meerbusen von Darien, sowie Balboa (s. d.) auf dem Zuge durch den Isthmus der Südsee. Bei dieser Gelegenheit übertraf er alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist, und obgleich er nicht einmal lesen konnte, so wurde er doch fähig gefunden, zu commandiren. Er hatte bereits einiges Eigenthum erworben, als Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, sich mit Diego von Almagro und Hernando Luque zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Am 15. Nov. 1524 segelte er mit einem einzigen Schiffe und 112 Mann von Panama ab, um ein großes Reich zu stürzen. Nach langem Umherkreuzen entdeckte er eine niedrige, schlecht bevölkerte Küste; doch nothgedrungen mußte er nach den Perleninseln zurückkehren, wo Mangel und Krankheit seine Mannschaft aufrieb. Durch Almagro zweimal wieder verstärkt, brachte er seine Macht auf 200 Mann, erreichte mit dieser im Mai 1526 die Bai San-Matteo in Quito und folgte der Küste bis Tumbez. Dort erhielt er Nachrichten von dem goldreichen und civilisirten Peru; doch an der Verfolgung seines ursprünglichen Plans wurde er durch den Gouverneur der Landenge von Panama, Pedro de Rios, gehindert. 1527 nach Panama zurückgekehrt, bemühte er sich vergeblich, seinen Gegner zu gewinnen, und entschloß sich deshalb zur Reise nach Spanien. Mit Mühe brachte er die Geldmittel zusammen, bis zum Kaiser Karl V. zu dringen. Mit Ehrentiteln und der vom 28. Juni 1529 datirten Erlaubniß, Peru bis 200 M. südlich von Tumbez zu erobern und als Generalkapitän zu regieren, kehrte er nach Panama zurück. Almagro wüthete über diese Bevorzugung P.'s und hielt sie für Frucht eines Treubruchs, söhnte sich aber endlich doch, wenn auch nur scheinbar, mit ihm aus. P. brachte seine drei Brüder, aber so geringe Mittel mit sich, daß es ihm und seinen Verbündeten nur sehr spät gelang, auf drei Schiffen 148 Fußsoldaten und 37 Reiter zu versammeln, die er im Jan. 1531 in der Bai San-Matteo landete. Nachdem er im Mai 1532 die erste span. Colonie in der Bai San-Michael begründet, drang er nach Caxamarca vor, um sich die damals unter den Peruanern herrschenden Unruhen zu Nutze zu machen. Der zwölfte Inka, Huayna Capac, hatte kurz vor seinem 1529 erfolgten Tode sein Reich unter seine zwei Söhne, Huascar und Atahualpa, getheilt und hierdurch Veranlassung zu einem Bruderkriege gegeben. Von Atahualpa um Beistand ersucht, entschloß sich P. mit seltener Treulosigkeit das Vertrauen zu misbrauchen und trug dem Inka eine mündliche Besprechung an. Die Zusammenkunft fand statt 15. Nov. 1532. Als Inka Atahualpa, erstaunt über die Kühnheit der Handvoll Abenteurer, die ihm vorgeschlagene unbedingte Unterwerfung zurückwies, stürzten die Spanier über ihn und das ihn umgebende, 30000 Mann starke Heer her und verbreiteten durch ihr Feuergewehr und ihre Pferde solchen Schrecken, daß sie unter dem furchtbarsten Blutvergießen und ohne mehr als ein paar Mann zu verlieren, die ungeheure Volksmenge in die Flucht trieben und den Inka gefangen nahmen. Man erpreßte von diesem ein Lösegeld, welches den Werth von 2 Mill. span. Thlr. gehabt haben soll, richtete ihn aber dennoch hin und bemächtigte sich dann um so leichter des herrenlos gewordenen Landes, als inzwischen Almagro 150 Mann Verstärkung zugeführt hatte. Die Spanier zogen fortan, ohne Widerstand zu begegnen, im Lande umher und übten die entsetzlichsten Grausamkeiten. Einzelne, die sich sehr bereichert hatten, gingen nach Panama

zurück und veranlaßten das Zuströmen anderer golddürstiger Abenteurer. 1533 sah sich P. an der Spitze von 700 Europäern und drang nun mit 500 Mann nach Süden vor. Nach mancher harten Gefechte mit den inzwischen zur Besinnung gelangten Indianern eroberte er endlich die ebenso große als reiche Stadt Cuzco, gerieth aber über den Besitz derselben mit Almagro in Streit. Nach der Schlichtung desselben machte Almagro einen merkwürdigen Zug nach Chile und eroberte einen großen Theil dieses Landes; P. aber beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Klugheit zeigte. Auch legte er 1534 den Grund zu der neuen Hauptstadt Ciudad de los Reyes, nachher Lima genannt. Die unmenschlichen Grausamkeiten der neuen Herrscher erregten indeß einen Aufstand der Eingeborenen. P. wurde in seiner neuen Stadt, seine drei Brüder wurden in Cuzco eingeschlossen und einer von ihnen kam bei der Belagerung um. Kaum hatte Almagro von diesen Vorfällen Nachricht erhalten, als er aus Chile herbeieilte, die Peruaner schlug, die Stadt selbst eroberte und die beiden Brüder P.'s zu Gefangenen machte. P. hatte sich inzwischen in Lima behauptet. Zum Entsatz der Stadt Cuzco, die er noch von den Peruanern belagert glaubte, sendete er Alvarado mit 500 Mann dahin ab, der aber ebenfalls von Almagro geschlagen wurde. Durch freundliche Unterhandlungen mit Almagro gelang es P., seine Brüder frei zu erhalten. Doch kaum war solches geschehen, als er sie an der Spitze von 700 Mann gegen Cuzco absendete. Im April 1538 kam es bei Salinas unfern Cuzco zwischen ihnen und Almagro zum Kampfe. Letzterer erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefangenschaft und wurde von P. zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Da aber bei der nun folgenden Ländervertheilung Almagro's Freunde leer ausgingen, versammelten sie sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers und verschworen sich gegen P.'s Leben. Ihr Plan kam erst 26. Juni 1541 zur Ausführung. Erschöpft von langer Gegenwehr, fiel P. nebst seinem Stiefbruder Alcantara unter den Schwertstreichen der Verschworenen. P. war ein Mann von unübertroffener Tapferkeit, großem Feldherrntalente, von Klugheit und eiserner Ausdauer, aber geschändet in der Geschichte durch die unerhörte Treulosigkeit, die Raubsucht und Grausamkeit, die durch alle Handlungen seines Lebens hindurchblicken. Vgl. Prescott, «Geschichte der Eroberung Perus» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848).

Pizzicāto bedeutet in den Notenstimmen für Bogeninstrumente, daß gewisse Töne nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern mit den Fingern gerissen werden sollen; gewöhnlich folgt dann der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß wieder der Bogen gebraucht werden soll.

Pizzighettōne, eine Stadt und kleine Festung in der ital. Provinz Cremona, Hauptort eines Mandamento, mit (31. Dec. 1861) 5189 E., an der Mündung des Serio in die hier schiffbare und überbrückte Adda, an der Straße von Mailand nach Mantua, zwischen Cremona und Lodi gelegen, ist gut gebaut, hat aber ungesunde Luft. Die Citadelle wurde im 15. Jahrh. von Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand angelegt. 1706 wurde die Stadt von den Kaiserlichen, 1733 von den Franzosen und Piemontesen, 1746 von den Franzosen und Spaniern sowie auch 1796 und 1799 von den Franzosen eingenommen.

Pjatigorsk oder Pjätigorsk, auch Patigorsk geschrieben, eine Kreisstadt des ciskaukas. Gouvernements Stawropol in der kaukas. Statthalterschaft Rußlands, 30 M. im SO. von Stawropol und 5 M. im SW. von Georgiewsk, am Kumazufluß Podhumok, in 1400 F. Seehöhe und am südl. Fuße des 4308 F. hohen Maschuk im Beschtau gelegen, zählt 6350 E. (1862) und ist als Badeort und Mittelpunkt einer durch Reichthum an Mineralquellen verschiedenster und kräftigster Art ausgezeichneten Gegend berühmt geworden. Der Beschtau der Tataren, Pjatigora der Russen, d. h. Fünf Berge, ist eine dem Kaukasus vorliegende Gebirgsgruppe. Vier Bergkegel weißen Trachyts, mehr oder weniger untereinander zusammenhängend oder ganz isolirt stehend, umschließen nebst vier niedrigern Erhebungen eine als Eselsberg bezeichnete Tafelfläche, aus welcher sich südlich als fünfter Trachytkegel der Maschuk 4308 F. hoch erhebt. Aus einer aus Sinter und Tuff bestehenden Vorstufe dieses letztern Kegels sprudeln bei P. selbst gegen 20 zu Bädern benutzte Schwefelquellen von 23—38° R. hervor, von denen bisweilen eine oder die andere plötzlich versiecht, während, oft weit davon entfernt, dafür eine neue zum Vorschein kommt. Von der Stadt 2 M. westlich liegt Essentuki mit 27 alkalischen Quellen von 9—13° R., ebenso weit Gelesnowodsk mit 20 Eisenquellen von 10—34° und 5 M. gegen Südwesten das Dorf Kislowodsk mit einem Säuerling von 11° R., der außerordentlich reich an Kohlensäure ist, in einer Minute 80—100 Eimer Wasser gewaltsam hervorsprudelt und wegen seiner muskel- und nervenstärkenden Eigenschaft Narsan (Riesenquelle) heißt. Da die russ. Regierung großartige und comfortable Einrichtungen für die Benutzung der Bäder getroffen und sich die Zugänglichkeit dieser gesunden und herrlichen Gegend

mit jedem Jahr hebt, so nimmt die Lebhaftigkeit der kaukas. Badesaison schnell zu, und es wird P. bald aus weiter Ferne frequentirt werden. In der nähern Umgebung der Stadt liegen die deutschen Ansiedelungen Charas (ursprünglich schott. Colonie, aber als solche verunglückt), Konstantinowsk und Nikolajewsk. Die beiden letztern, 1836 gegründet, treiben besonders Kartoffel- und Getreidebau und verwerthen ihre Erzeugnisse im Sommer an die Badegäste. Der Kreis P. zählte 1862 auf 615,59 Q.-M. 99705 E.

Placat (mittellat.) ist eine an vielbesuchten Orten, z. B. Straßenecken, Thoren u. dgl., angeschlagene geschriebene oder gedruckte öffentliche Mittheilung. Nicht blos gewerbliche Anzeigen und obrigkeitliche Anordnungen, sondern auch Proclamationen, Wahlansprachen u. s. f. finden dadurch die schnellste örtliche Verbreitung, und in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 erwiesen sich die Straßenanschläge als so wirksame Agitationsmittel, daß seitdem das Anheften solcher Ansprachen und Mittheilungen fast allenthalben von polizeilicher Erlaubniß abhängig ist. Wegen ihrer zeitgeschichtlichen Wichtigkeit sind politische P. auf größern Bibliotheken, z. B. der zu Paris und Berlin, selbst zu eigenen Sammlungen vereinigt.

Placet (placetum regium) heißt das dem Regenten eines Landes zustehende Recht, von allen in der Kirche zu treffenden oder getroffenen Einrichtungen oder Veränderungen Kenntniß zu haben und diesen entweder die Genehmigung zu geben, oder sie zu versagen, wenn sie die Staatszwecke gefährden. Das P. ist ein Ausfluß der Staatsgewalt und kommt im Christenthum jedem Staatsoberhaupte zu, welchem Glauben es auch angehöre. Denn als Staatsoberhaupt führt der Regent über die Kirche wie über jede andere Gesellschaft im Staate eine allgemeine Aufsicht, um die Wohlfahrt des Staats nicht gefährden zu lassen (inspectio secularis). Insbesondere wurde das P. in neuerer Zeit gegenüber allen bischöfl. und päpstl. Erlassen geübt. Doch ist es seit 1848 meist aufgegeben, in den neuern Concardaten einiger Länder sogar ausdrücklich abgeschafft worden.

Plafond nennt man die meist architektonisch verzierte flache Decke irgendeines Raumes. Das nächste Motiv zur Verzierung liefert die einfache oder gekreuzte Balkenlage; im letztern Falle entstehen viereckige Fächer, welche mit Cassetten, Rosetten u. s. w. ausgefüllt werden können. Ist aber die Decke eben und glatt, so wird eine mehr oder minder reiche Ornamentirung durch Bemalung und Stuccatur hervorgebracht. Hauptrücksicht bleibt immer, daß der P. bei möglichster architektonischer Harmonie mit den Wänden doch leicht und luftig, nicht schwer und drückend erscheine; man wird deshalb meist helle Farben wählen und auch mit der Vergoldung nicht zu verschwenderisch umgehen. Die Verschönerung des P. mit Gemälden nennt man die Plafond- oder Deckenmalerei. Die gewöhnlichste Art derselben besteht darin, daß van den Enden und dem Simse der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht und, wa diese sich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Sall der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, so wird er entweder in Felder abgetheilt oder mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert. Doch erst wenn die Decke mit einem wirklichen Gemälde geschmückt wird, entsteht ein Deckenstück oder Deckengemälde. Wie vielleicht in der ganzen Malerei nichts schwieriger ist als die Plafondmalerei, so ist auch die Theorie derselben ganz unzulänglich. Sie stößt zuvörderst auf die Bedenklichkeit, ob solche Gemälde überhaupt zulässig seien. Daß die Plafondmalereien einen beschwerlichen Standpunkt für den Beschauer haben, ist nicht zu leugnen; ganz unpassend muß man die Darstellung von Gegenständen nennen, die in der Wirklichkeit hier gar nicht vorhanden sein können, wie z. B. landschaftliche Theile, oder die Flotte des Aeneas und die Thaten des Hercules von Pietro Cortona und Lebrun. Michel Angelo, Rafael und die ältern Maler behandelten ihre Deckengemälde gleich an der Decke befestigten Teppichen, sodaß die Figuren nicht von unten nach oben verkürzt, sondern wie in einem gewöhnlichen Gemälde erscheinen. Der Architektur war dabei ihr Recht gelassen, und die Gemälde waren im eigentlichen Sinne nur Verzierungen der Deckenfelder. Correggio dagegen hob in seinen Kuppelgemälden die Architektur völlig auf: er zeigte die Kuppel geöffnet und ließ das Auge im freien Himmel schwebende, aufwärts gerichtete, folglich stark verkürzte Gestalten erblicken. Diese Behandlung wurde von spätern Künstlern auch auf flache Decken angewendet. Beides aber erfordert eine genaue Kenntniß der Perspective; denn die Figuren, welche aus dem Standpunkte des Beschauers van unten hinauf wirklich die Ansicht über uns schwebender Figuren darbieten sollen, müssen künstlich verkürzt sein, und ist dazu noch überdies eine andere Anordnung bei gewölbten, eine andere bei flachen Decken nöthig. In neuester Zeit ist man zu dem ältern Princip zurückgekehrt, namentlich sind die Plafondgemälde in München und Pillnitz nur als aufgehangene Gemälde behandelt. Uebrigens müssen die dargestellten Gegenstände jederzeit in Ueber-

einstimmung mit dem Zweck und Charakter des Gebäudes stehen. Auch eignen sich nur Decken von bedeutender Höhe zur Verzierung durch Deckenstücke, vielleicht am meisten die gewölbten.

Plagiarius (lat., eigentlich Menschenräuber, Seelenverkäufer) nennt man jetzt vorzugsweise denjenigen, der sich einen schriftstellerischen oder künstlerischen Diebstahl, ein Plagiat oder Plagium, zu Schulden kommen läßt, indem er die einem andern entlehnten Gedanken als die seinigen veröffentlicht. Wie streng auch solche Anmaßungen und Täuschungsversuche vom Ehrenstandpunkte aus zu verurtheilen sein mögen, so läßt sich doch deshalb nur schwer eine eigentliche Rechtshülfe erlangen, da das Plagiat durch kleine Modificationen der fremden Idee leicht verschleiert und die Möglichkeit nicht völlig abgewiesen werden kann, daß zwei Personen unter gleichen Voraussetzungen und Verhältnissen auf denselben Gedanken verfallen. Ein Plagiat ist daher nur dann mit Gewißheit anzunehmen, wenn dem P. die Bedingungen der eigenen Erfindung mangeln und zugleich die fremde Form angewendet worden ist, wo dann freilich das Vergehen mit dem Nachdruck ziemlich zusammenfällt.

Plagium, s. Menschenraub.

Plaid nennen die Bergschotten ein grobes, bunt carrirtes oder gewürfeltes Tuch, in welches man den ganzen Körper hüllen kann, während man es bei gutem Wetter zusammenschlägt und wie einen kurzen Mantel trägt. An den Streifen oder Würfeln wird der Clan (s. d.) erkannt, zu welchem der Träger des P. gehört. Obwol ursprünglich eine hochländische Nationaltracht, hat der P., in Seide und andern Stoffen nachgeahmt, in neuerer Zeit auch außerhalb Schottland allgemein Eingang gefunden.

Plaidiren (franz.) nennt man bei dem öffentlichen Gerichtsverfahren die mündliche Vertretung einer Sache durch die Anwälte (s. Advocat), und Plaidoyer deren Vertheidigungsrede.

Plan im subjectiven Sinne heißt die Auswahl einer Reihe von Mitteln, welche zur Erreichung eines gewissen Zwecks angewendet werden sollen. Wo der Mensch planvoll handelt, ist daher Ueberlegung und Wahl jederzeit eingeschlossen; aber diese Ueberlegung ist nicht nothwendig auf die Wahl der Zwecke selbst gerichtet. Die letztern können von der Noth, den Leidenschaften u. s. w. vorgezeichnet sein. So kann der Ehrgeizige und Gewinnsüchtige ebenso planvoll handeln als der ehrliche, brave Mann. Im objectiven Sinne nennt man P. die ausführliche Darlegung des Systems von Mitteln, welche, oft durch die vereinigte Thätigkeit vieler, zur Erreichung eines Zwecks angewendet werden sollen; man spricht z. B. von einem Schulplan, Bauplan, Kriegsplan, von dem P. eines Kunstwerks, einer wissenschaftlichen Untersuchung u. s. w. Daher bezeichnet man durch das Wort P. auch die sichtbare Darstellung der Art, wie sich ein Ganzes aus seinen Theilen auf zweckmäßige Art zusammenfügt, namentlich wo das Ganze ein räumlich Bestimmtes und also in verkleinertem Maßstabe dem Auge Darstellbares ist. Hierher gehören die Ausdrücke: P. einer Gegend, eines Schlachtfeldes, eines Hauses u. s. w. Planzeichnen nennt man daher die Kunst, die räumlichen Verhältnisse, namentlich der Erdoberfläche, dem Auge in überschaulichen Umrissen darzustellen; Plankammern bald größere Sammlungen solcher Darstellungen, bald Institute, welche zur Verfertigung derselben bestimmt sind.

Planck (Gottlieb Jak.), einer der gelehrtesten Theologen der neuern Zeit, geb. 15. Nov. 1751 zu Nürtingen in Würtemberg, studirte zu Tübingen, wurde daselbst 1774 Repetent der theol. Facultät und 1780 als Prediger bei der Karlsakademie in Stuttgart angestellt und im folgenden Jahre Professor daselbst. 1784 folgte er dem Rufe als ord. Professor der Theologie nach Göttingen, wo er 1791 Consistorialrath und erster Professor der theol. Facultät, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen wurde und 31. Aug. 1833 starb. Das theol. Studium in Göttingen beförderte P. insbesondere durch seine Vorträge über die Kirchen- und Dogmengeschichte. Sein Hauptwerk, die «Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers prot. Lehrbegriffs» (6 Bde., Lpz. 1781—1800; Bd. 1—3, 2. Aufl. 1791), setzte er nach langer Unterbrechung in der «Geschichte der prot. Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrh.» (Gött. 1831) fort. Seine «Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christl.-kirchlichen Gesellschaftsverfassung» (5 Bde., Hannov. 1803—9) entwickelt die Gestaltung der Kirchenverfassung bis zur Reformation. Als eine treffliche Einleitung dazu dient seine «Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesus und die Apostel» (2 Bde., Gött. 1818). Seine kirchenhistor. Programme gab er gesammelt als «Anecdota quaedam ad historiam concilii Tridentini pertinentia» (Gött. 1791—1801) heraus. Er besorgte die fünfte Auflage von Spittler's «Grundriß der Geschichte der christl. Kirche» (Gött. 1812), der er die Schrift «Ueber Spittler als Historiker» (Gött. 1811) voranschickte. In Betreff der Kirchenunion schrieb er «Ueber die

Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christl. Hauptparteien» (Tüb. 1803), noch der Stiftung des Deutschen Bundes «Ueber die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der kath. und prot. Partei in Deutschland» (Hannov. 1816) und zur Verständigung der streitenden theol. Parteien «Ueber den histor. Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums» (Gött. 1821). — Heinrich Ludwig P., des vorigen Sohn, ebenfalls als Theolog, besonders als Exeget bekannt, geb. 19. Juli 1785, wurde 1806 Repetent bei der theol. Facultät und 1810 außerord. Professor der Theologie zu Göttingen. Wegen epileptischer Anfälle mußte er jedoch seine äußere Thätigkeit ganz aufgeben. Er starb 23. Sept. 1831. In seinen «Bemerkungen über den ersten Paulinischen Brief an den Timotheus» (Gött. 1808) vertheidigte er die von Schleiermacher angegriffene Echtheit jenes Briefs. Seine philol. Forschungen über die Spracheigenthümlichkeit des Neuen Testaments erworben ihm verdiente Anerkennung. Seine dogmatischen Ansichten entwickelte er in dem «Kurzen Abriß der philos. Religionslehre» (Gött. 1821). Vgl. Lücke, «Zum Andenken an Heinr. Ludw. P.» (Gött. 1831).

Planetarium nennt man eine gewöhnlich mit Räderwerk versehene Maschine, durch welche man die Bewegungen der Planeten um die Sonne darstellen kann. Schon Archimedes soll ein P. construirt haben; später besaßen Posidonius und Boëthius ähnliche Vorrichtungen, und in neuerer Zeit ist eine große Menge derselben verfertigt worden.

Planeten (griech.) oder Wandelsterne nennt man diejenigen Sterne, welche sich in kreisähnlichen Bahnen um die Sonne bewegen und von derselben erleuchtet werden. Die letztere Erklärung zeigt, daß auch die Erde dahin zu rechnen, nicht aber die Kometen, deren Bahnen im allgemeinen nicht kreisähnlich heißen können. Ob außer der Sonne noch andere Fixsterne von P. umkreist werden, wissen wir nicht, müssen es aber vermuthen; sichtbar können uns solche P. anderer Sonnen ihrer Lichtschwäche wegen wol niemals werden. Von den uns jetzt bekannten P. waren außer der Erde noch fünf, nämlich Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, die mit bloßem Auge sichtbar sind, schon den Alten bekannt. Die andern P. sind sämmtlich erst in der neuesten Zeit entdeckt worden. Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts wurde eine Lücke ausgefüllt, die früher zwischen Mars und Jupiter zu bemerken war. Theilt man nämlich den Abstand des Saturn von der Sonne in 100 oder den der Erde von der Sonne in 10 gleiche Theile, so lassen sich die mittlern Abstände der P. von der Sonne ziemlich nahe durch folgende Zahlen ausdrücken: Mercur 4, Venus 7, Erde 10, Mars 16, Jupiter 52, Saturn 100, Uranus 196. Zieht man die erste Zahl 4 von allen andern ab, so kommt 3, 6, 12, 48, 96, 192; hier ist jede Zahl das Doppelte der vorhergehenden, nur mit Ausnahme der Zahlen 12 und 48 (für Mars und Jupiter), zwischen denen 24 fehlt. Die Vermuthung lag daher nahe, daß hier noch ein Planet in dem Abstande 28 stehen möge, welcher die in der letzten Reihe noch fehlende Zahl 24 geben würde, und sie hat sich vollkommen bestätigt, wiewol man nicht wenig erstaunt war, statt eines größern P. mehrere kleine an dieser Stelle zu finden, deren Zahl sich später auf überraschende Weise vermehrt hat. Uebrigens paßt der 1846 entdeckte entfernteste Planet Neptun nicht in jene Reihe der Abstände, indem seine mittlere Entfernung von der Sonne nur 300 (statt 388) beträgt. Außer der Erde werden noch vier P. von kleinern Sternchen, sog. Nebenplaneten (s. d.) oder Monden umkreist, die sämmtlich dem bloßen Auge unsichtbar und daher erst nach Erfindung des Fernrohrs entdeckt worden sind. Was das äußere Ansehen der P. betrifft, so kann man sie mit bloßen Augen nur an ihrem mattern und ruhigern Lichte erkennen, welches eine Folge davon ist, daß sie nicht selbstleuchtende Körper sind, wie die Sonne und die Fixsterne, sondern dunkle Körper, die ihr Licht erst von der Sonne erhalten; im Fernrohre erscheinen sie als kleine erleuchtete Scheiben. Die Bewegungen der P. sind scheinbar sehr unregelmäßig, indem sie sich bald nach Osten, bald nach Westen, bald schneller, bald langsamer bewegen, zuweilen auch ganz stillzustehen scheinen. Die Erklärung dieser Erscheinungen hat den frühern Astronomen viele Mühe gemacht und ist erst seit etwa drei Jahrhunderten auf eine befriedigende Weise gegeben worden. Sie hängt mit der ganzen Anordnung des Planetensystems zusammen, über welche verschiedene Hypothesen oder Systeme aufgestellt worden sind, unter denen hauptsächlich drei von Wichtigkeit sind: das Ptolemäische, das Tychonische und das Kopernicanische Weltsystem. Ptolemäus nahm an, die Erde stehe ruhend im Mittelpunkte, und um sie bewege sich zuerst der Mond, dann Mercur und Venus, hierauf die Sonne und die übrigen P., und zwar sämmtlich in Kreisen. Jahrtausendelang galt dieses System für das richtige, wiewol es nur durch die ebenso sinnreiche als verwickelte Hypothese der Epicykel den Erscheinungen einigermaßen angepaßt werden konnte. Nach dem Kopernicanischen Systeme, dessen Richtigkeit jetzt

allgemein anerkannt, bildet nicht die Erde, sondern die Sonne den Mittelpunkt; um dieselbe bewegen sich sämmtliche P. mit Einschluß der Erde, um diese aber bewegt sich der Mond. Da jedoch diese von Kopernicus aufgestellte Hypothese anfangs wegen des Widerspruchs, in dem sie nicht nur mit eingewurzelten Vorurtheilen, sondern auch mit mehrern Stellen der Bibel stand, vielfachen Anstoß erregte, so stellte der Astronom Tycho de Brahe ein drittes System auf, nach welchem die Erde ruht und Mond und Sonne sich um dieselbe bewegen, während alle andern P. sich zunächst um die Sonne und nur mit dieser um die Erde bewegen sollen. Allein dieses System widersprach den beobachteten Erscheinungen zu sehr, um Eingang finden zu können, wogegen das Kopernicanische allmählich immer allgemeiner als richtig erkannt wurde. Indeß bedurfte auch dieses in einigen Punkten wesentlicher Verbesserungen, die es durch Kepler (s. d.) erhielt, welcher die Gesetze der Planetenbewegung auffand (nach ihm die Kepler'schen Gesetze genannt) und erkannte: 1) daß sich die P. nicht in Kreisen, wie noch Kopernicus angenommen, sondern in Ellipsen bewegen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; 2) daß eine von der Sonne bis zu einem P. gezogene Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume beschreibt; 3) daß die Quadrate oder zweiten Potenzen der Umlaufszeiten zweier P. sich wie die Würfel oder dritten Potenzen ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne verhalten. Erst etwa 100 J. später lieferte Newton, der Entdecker der allgemeinen Schwere und Schöpfer der Mechanik des Himmels, den theoretischen Beweis für die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Gesetze, die Kepler nur auf empirischem Wege als richtig erkannt hatte. Jetzt sind die Bahnen der P. in allen ihren Einzelheiten mit einer Genauigkeit bestimmt, die fast nichts zu wünschen übrigläßt.

Um den Ort eines P. für einen bestimmten Augenblick berechnen zu können, müssen sechs Bestimmungsstücke bekannt sein, welche man die Elemente der P. nennt. Unter diesen sind namentlich zwei bemerkenswerth, die Excentricität und die Neigung der Planetenbahn gegen die Ekliptik. Je größer die Excentricität ist, desto mehr weicht die Bahn von einem Kreise ab. Die großen P., Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, haben meistens eine geringe Excentricität: Venus $^1/_{146}$, Neptun $^1/_{116}$, Erde $^1/_{60}$, Jupiter und Uranus $^1/_{21}$, Saturn $^1/_{18}$, Mars $^1/_{11}$, nur Mercur $^1/_5$. Dagegen zeigen die kleinen P. zwischen Mars und Jupiter im Durchschnitt größere Excentricität, Harmonia und Clythia zwar auch kleine ($^1/_{22}$), aber Polyhymnia, Eurydice, Atalanta, Virginia u. s. w. um so größere, die bei Polyhymnia bis über $^1/_3$ geht. Auch die Neigungen der Bahnen gegen die Ekliptik sind bei den kleinen P. im allgemeinen viel beträchtlicher als bei den großen. Die Bahn des Uranus hat z. B. eine Neigung von nur 46′, des Jupiter von 1° 19′, des Saturn von 2° 30′, des Mercur von 7° (die größte). Bei den kleinen P. erreicht die Neigung der Bahn von Massalia und Themis noch nicht 1°, dagegen übersteigt die Neigung der Phocäa, Niobe, Euphrosyne 20°, und die der Pallas beträgt sogar 34° 43′. Infolge dieser beträchtlichen Neigungen bewegen sich die kleinen P. auch nicht alle innerhalb des Thierkreises (s. d.) wie die großen, sondern Pallas kann, von der Erde aus gesehen, bis fast 51° nördlich oder südlich von der Ekliptik sich befinden, und Euphrosyne steht zu bestimmten Zeiten im Sternbilde des großen Bären. Aus dem dritten Kepler'schen Gesetze erhellt, daß die P. hinsichtlich ihrer Umlaufszeit dieselbe Reihenfolge beobachten, wie hinsichtlich ihres Abstandes von der Sonne. Je weiter sie von der Sonne entfernt sind, desto größer ist auch ihre siderische Umlaufszeit, d. h. der Zeitraum, in welchem sie einen vollständigen Umlauf um die Sonne machen. Anlangend die Größe der P., so ist Jupiter, der die Erde seinem körperlichen Inhalte nach über 1470 mal übertrifft, bei weitem der größte, ihm zunächst steht Saturn. Die kleinsten P. sind die zwischen Mars und Jupiter stehenden, deren Größe nur genähert hat bestimmt werden können. Die scheinbare Größe der P. hängt nicht nur von ihrer wirklichen Größe, sondern auch von ihrem Abstande von der Erde ab. Von allen P. aber kommt Venus zu gewissen Zeiten der Erde am nächsten, bis auf 5¼ Mill. M., und dann erscheint sie uns größer als irgendein anderer Planet, indem ihr größter scheinbarer Durchmesser dann 62 Sec. beträgt, während er zur Zeit ihres größten Abstandes von der Erde auf 10 Sec. herabsinkt. In Bezug auf ihre Stellung zur Sonne theilt man die P. (ohne die Erde) in untere und obere und nennt diejenigen untere, welche der Sonne näher sind als die Erde, alle übrigen aber obere; hiernach gibt es nur zwei untere P.: Mercur und Venus. Diese erscheinen uns immer nahe bei der Sonne, niemals ihr gegenüber, und sind unsichtbar, wenn sie mit Erde und Sonne ziemlich in gerader Linie stehen, zur Zeit ihrer untern und obern Conjunction, nur jene seltenen Fälle ausgenommen, wo sie zur Zeit der untern Conjunction als dunkle Flecke auf der Sonnenscheibe erscheinen, was man einen Durchgang dieser P. nennt. (S. Durchgang.) Die obern P. erscheinen zu gewissen Zeiten der Sonne gerade gegenüber, in Opposition mit der

Sonne, und sind dann gerade am besten zu sehen; zur Zeit ihrer Conjunction aber sind sie wie die untern P. unsichtbar. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei aufeinanderfolgenden Oppositionen oder zwischen zwei entsprechenden Conjunctionen desselben P. vergeht, heißt die synodische Umlaufszeit desselben. In Bezug auf ihre Größe kann man drei Klassen von P. unterscheiden: die kleinen (Asteroiden oder Planetoiden); die vier mittlern: Mercur (s. d.), Venus (s. d.), Erde (s. d.), Mars (s. d.); die vier großen: Jupiter (s. d.), Saturn (s. d.), Uranus (s. d.), Neptun (s. d.). Die mittlern sind die nächsten bei der Sonne, die großen die entferntesten; zwischen jenen und diesen stehen die kleinen. Die großen zeichnen sich auch durch die Monde, von denen sie in größerer Zahl umgeben werden (während von den übrigen nur die Erde einen Mond hat), sowie, soweit bis jetzt bekannt, durch ihre sehr schnelle Achsendrehung aus, während die mittlern nahe in derselben weit längern Zeit sich um ihre Achse drehen.

Von kleinen, erst in diesem Jahrhundert entdeckten P., wegen ihres geringen Umfangs von Herschel **Asteroiden** (s. d.), noch gewöhnlicher **Planetoiden** genannt, sind zur Zeit (Juni 1867) 91 bekannt. Anfangs wählte man, wie für die großen, so auch für die kleinen P. Zeichen. Da sich aber deren Zahl sehr mehrte, wurden auf Gould's Vorschlag Kreise mit Zahlen (die Zahl zeigt die Reihenfolge der Entdeckung an) gewählt: z. B. ① Ceres, ⑧ Flora, ⑳ Massalia, ㊿ Virginia. Der der Sonne in der mittlern Entfernung nächste kleine Planet ist noch immer die Flora mit 45 1/2 Mill. M., der entfernteste Sylvia mit 72 1/4 Mill. M.; doch kommt wegen der großen Excentricität Phocäa der Sonne bis auf 37 Mill. M. nahe, und Freia entfernt sich bis auf 83 Mill. M. Unter der Voraussetzung, daß die kleinen P. das Sonnenlicht ebenso reflectiren wie Jupiter und Saturn, müssen ihre Durchmesser zwischen 2 und 60 M. betragen; doch sind wirkliche Messungen mit Exactheit noch nie gelungen. Die scheinbaren Durchmesser lassen sich ebenso wenig messen, indem die P. uns immer in ihrer günstigsten Stellung zur Erde, in der Opposition, als Sterne 6. bis 13. Größe erscheinen. Am hellsten ist Vesta, die zu bestimmten Zeiten mit bloßem Auge gesehen werden kann. An Ceres und einigen andern kleinen P. will man eine Veränderung in Helligkeit und Farbe bemerkt haben, Sicheres ist darüber noch nicht entschieden. Die von Olbers aufgestellte Hypothese, daß diese kleinen P. nur Trümmer eines großen, durch eine unbekannte Ursache zerstörten P. seien (eine Vermuthung, der wir die Entdeckung der Vesta verdanken), hat jetzt nur noch wenige Anhänger, da sämmtliche kleine P. zusammengenommen doch wieder nur einen äußerst kleinen Körper ausmachen würden. Als Fortsetzung der im Artikel **Asteroiden** (s. d.) gegebenen Tabelle der Namen, Länge der Perihelien, Neigungen, Umlaufszeiten, mittlern Entfernungen und Excentricitäten der bis Ende 1863 entdeckten kleinen P. möge hier noch in gleicher Weise das Verzeichniß der seitdem entdeckten folgen:

Nr.	Name	Länge des Perihels		Neigung		Umlaufszeit in Tagen	Mittlerer Abstand	Excentricität	Entdeckung
80.	Sappho	355°	7′	8°	37′	1271	2,297	0,20	Pogson 2. Mai 1864
81.	Terpsichore	48	29	7	56	1761	2,854	0,21	Tempel 30. Sept. 1864
82.	Alkmene	131	20	2	51	1674	2,759	0,23	Luther 27. Nov. 1864
83.	Beatrix	193	50	5	0	1390	2,437	0,09	De Gasparis 26. April 1865
84.	Klio.............	339	12	9	22	1320	2,362	0,24	Luther 25. Aug. 1865
85.	Jo	322	36	11	53	1579	2,634	0,19	Peters 19. Sept. 1865
86.	Semele	28	39	4	48	1985	3,090	0,20	Tietjen 4. Jan. 1866
87.	Sylvia...........	337	21	10	51	2384	3,493	0,08	Pogson 16. Mai 1866
88.	Thisbe...........	308	51	5	15	1683	2,769	0,17	Peters 15. Juni 1866
89.	Julia	353	17	16	11	1487	2,550	0,18	Stephan 6. Aug. 1866
90.	Antiope	301	1	2	17	2031	3,139	0,17	Luther 1. Oct. 1866
91.	(91) [noch ohne Namen]	75	16	2	9	1494	2,556	0,09	Stephan 4. Nov. 1866.

Planiglobium nennt man die Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels- oder Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche. (S. **Landkarten**.)

Planimeter, d. h. Flächenmesser, sind Instrumente zur mechan. Bestimmung des Flächeninhalts ebener Figuren. Während die frühern P., die in kleine Quadrate getheilten Glasplatten oder Fadenkreuze, nur eine geringe Genauigkeit gaben oder, wie die Instrumente von Wagner, Schmidt und Horsky, nur bei Dreiecken und Quadraten anzuwenden waren, geben die neuern, zu denen man die erste Idee dem schweizer Ingenieur Opikofer (1827) verdankt, den Inhalt

einer gezeichneten ebenen Figur von ganz beliebiger Gestalt durch bloßes Umfahren ihres Umfangs an. Man bestimmt auf diese Weise hauptsächlich das Areal auf Plänen und Landkarten, indem man deren Maßstab in Rechnung zieht. Die Genauigkeit ist bei kleinen Flächen etwas geringer als bei größern, immer aber sehr befriedigend, man kann z. B. mit dem Hansen'schen P. Flächen von mehr als 2 Quadratzoll Inhalt auf $^1/_{1000}$, zwischen 2 und 1 Quadratzoll auf $^1/_{700}$, und unter 1 Quadratzoll auf $^1/_{500}$ richtig bestimmen. Diese große Genauigkeit, verbunden mit Einfachheit und Schnelligkeit der Ausmessung, geben diesen sinnreichen Instrumenten einen unschätzbaren Werth. Das erste der neuern P. construirte Ernst in Paris 1836, ein zweites Wetli in Zürich, das sehr wesentlich von Hansen in Gotha verbessert wurde, und dazu gesellte sich neuerdings der von Amsler-Laffon in Schaffhausen erfundene Polarplanimeter, der sich durch seine Billigkeit und dadurch empfiehlt, daß er größere Flächen zu umfahren vermag.

Planimetrie oder ebene Geometrie heißt derjenige Theil der Geometrie, welcher von den in einer einzigen ebenen Fläche enthaltenen Raumgrößen, insbesondere von den ebenen Figuren handelt, mit Ausschluß derjenigen Raumgrößen, bei denen alle drei Dimensionen des Raums vorkommen; im engern Sinne auch zuweilen derjenige Abschnitt der ebenen Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der ebenen Figuren beschäftigt.

Planisphärium, s. Astrolabium.

Planta (Martin von), Pädagog, Physiker und Mathematiker, geb. 1727 zu Süs im Unterengadin, widmete sich mit Unterstützung eines Oheims in London der Theologie und Philologie, zugleich aber auch schon frühzeitig den physik. und mathem. Wissenschaften. Nachdem er in der Schweiz eine Zeit lang eine Hauslehrerstelle bekleidet, ging er 1750 als Prediger der deutsch-reform. Kirche nach London. Rücksicht auf seine Gesundheit zwang ihn indessen, nach wenigen Jahren wieder nach dem Vaterlande zurückzukehren. Hier war es der Unterricht der Jugend, dem er sich nun mit Eifer hingab, und mit Recht kann man ihn als den Vorgänger von Pestalozzi, Zellweger und Fellenberg ansehen. Den ersten Versuch zur Gründung einer allgemeinen Erziehungsanstalt machte er in Zizers, wobei ihn sein Freund, Professor Nesemann aus Magdeburg, unterstützte. In Erweiterung blühte die Anstalt seit Mai 1761 zu Haldenstein als Seminarium auf. Von verschiedenen Seiten unterstützt, erwarb P. den größern Theil des weitläufigen Schlosses zu Haldenstein und richtete denselben zu einem Schulgebäude und Convicte ein. Das Seminar erfreute sich in kurzer Zeit eines großen Rufs in der Schweiz wie im Auslande. Als das Schloß zu eng wurde, nahm P. das Anerbieten des Herrn von Salis-Marschlins an und siedelte mit seinem Seminar nach dessen geräumigem Schlosse Marschlins hinüber. Hier hatte das Seminar seine höchste Blüte erreicht, als P. im März 1772 plötzlich starb. Sein Tod trug zu dem Verfalle der Anstalt bei, aber wenige Jahre später ging aus ihr die Einrichtung einer öffentlichen Landesschule hervor. Obschon seinem Berufe als Volks- und Jugendlehrer getreu, blieben doch physik. und mathem. Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Gebiete ist er der Erfinder der seitdem allgemein in Anwendung gekommenen Scheibenelektrisirmaschine, deren er sich bereits 1755 bediente. Wahrscheinlich hat aber auch P. zuerst die Idee, die Wasserdämpfe als bewegende Kraft bei Schiffen und Wagen anzuwenden, aufgefaßt und zur Ausführung anempfohlen. Mit seiner Erfindung begab er sich schon zu Zeiten des Ministers Choiseul nach Paris. Dort wurde die Untersuchung der Sache an den General Gribauval, den Chef der Artillerie, verwiesen. Dieser legte sie der Akademie der Wissenschaften zur Beurtheilung vor, die aber dahin ausfiel, daß die Erfindung höchst geistreich, aber nicht anwendbar sei. Von P.'s literarischen Arbeiten wurden nur einige kleine Volksschriften veröffentlicht, da er gegen eine schriftstellerische Thätigkeit eine Abneigung empfand.

Plantage, d. i. Pflanzung, nennt man vorzugsweise Anpflanzungen von Gewächsen der Tropen, die zu ihrem Gedeihen einer besondern Pflege bedürfen. In Ost- und Westindien bezeichnet man mit Plantagen die dortigen Besitzungen der Colonisten, auf denen Kaffee, Zucker, Baumwolle, Cacao, Indigo u. s. w. mit Hülfe von Sklaven oder Halbsklaven gebaut wird.

Plantagenet ist der Zuname des franz. Hauses Anjou, welches 1154, nach dem Abgange der normann. Dynastie, den Thron von England bestieg, aber 1485 dem Hause Tudor weichen mußte. (S. Großbritannien.) Heinrich I. von England, der letzte König aus dem Hause Normandie, verlor 1120 seinen einzigen Sohn, den Prinzen Wilhelm, durch einen Zufall. Die nächsten Ansprüche auf den engl. Thron sowie auf das Hauserbe in Frankreich erhielt hiermit vor mehrern männlichen Seitenverwandten Heinrich's einzige Tochter, Mathilde, die seit 1110 an Kaiser Heinrich V. vermählt war. Dieser Umstand und das Ungewöhnliche einer weiblichen Thronfolge erfüllte die Großen mit Abneigung. Nachdem der Kaiser 1125 gestorben, rief jedoch

Heinrich die Tochter sogleich nach England zurück, ließ ihr 1127 auf einer Reichsversammlung die Thronfolge bestätigen und verlobte sie zugleich mit Gottfried P., dem 15jährigen Sohne des Grafen Fulco von Anjou. Obschon die Verbindung mit dem ausländischen Hause wenig Anklang fand, wurde die Vermählung 1130 vollzogen und die Prinzessin erhielt von den Großen die Thronfolge für sich und ihre leiblichen Erben nochmals zugesichert. Mathilde begab sich in die Normandie und gebar hier 1133 einen Sohn, den Prinzen Heinrich. Als König Heinrich I. 1135 starb, wußte sich jedoch dessen Schwestersohn, Stephan von Blois, mit Hülfe der Großen der engl. Krone zu bemächtigen. Zwar versuchte Mathilde viele Jahre hindurch ihr Anrecht gegen Stephan mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, verscherzte sich aber ihre Erfolge durch Stolz und Härte gegen die engl. Großen. Dagegen erwuchs alsbald dem Usurpator Stephan in Heinrich, dem Sohne Mathildens und P.'s, ein furchtbarer Nebenbuhler. Der junge Heinrich erhielt 1150 von seiner Mutter das Herzogthum Normandie und die Grafschaft Maine und 1151 durch den Tod seines Vaters die Grafschaften Anjou und Touraine. Außerdem heirathete er 1152 die reiche Erbtochter Eleonore von Guyenne, welche Ludwig VII. von Frankreich sechs Wochen vorher wegen Ehebruchs verstoßen hatte, und die nun dem zweiten Gemahl Guyenne, Poitou und die Ansprüche auf Toulouse zubrachte. Heinrich ging 1153 mit einem starken Heere nach England und zwang Stephan in einem im Nov. zu Winchester geschlossenen Vergleich, ihn zum Erben und Thronfolger einzusetzen. Als hierauf Stephan im April 1154 starb, nahm nun auch der Sohn Mathildens kraft dieses Vergleichs und im Rechte seiner Mutter als Heinrich II. (s. d.) und erster König aus dem Hause P. oder Anjou den engl. Thron ohne Widerstand in Besitz. Seine Kinder aus der Ehe mit Eleonore waren: Heinrich, der 1183 vor dem Vater kinderlos starb; Richard I. Löwenherz (s. d.), der dem Vater zunächst von 1189—99 auf dem Throne folgte und kinderlos starb; Gottfried, der 1186 auf einem Tournier zu Paris umkam und aus der Ehe mit Konstanze, der Erbin von Bretagne, einen jungen Sohn, Arthur, hinterließ; Johann ohne Land (s. d.), der nach Richard's I. Tode die Krone raubte; Mathilde, die sich mit Heinrich dem Löwen, und Eleonore, die sich mit Alphons dem Guten von Castilien vermählte. — **Johann ohne Land** (s. d.), 1199—1216, verdrängte seinen Neffen Arthur, der als der Sohn Gottfried's ein näheres Anrecht besaß, vom Throne und ermordete ihn 1202 mit eigener Hand. Aus der Ehe Johann's mit Isabelle von Angoulême entsprangen: Heinrich III., der nach des Vaters Tode durch den Grafen Pembroke (s. d.) auf den Thron gesetzt wurde; Johanna, die sich mit Alexander II. von Schottland, und Eleanore, die sich erst mit dem Grafen Pembroke, dann mit dem berühmten Grafen von Leicester vermählte, und Richard (s. d.), Graf von Cornwall. Letzterer wurde 1257 zum röm. Könige gewählt und gekrönt und starb als der reichste Mann der Christenheit 1271. Seine Nachkommen erloschen 1300. — **Heinrich III.**, dessen Regierung, 1216—72, zwar eine der längsten, aber auch eine der schwächsten und unruhigsten in der engl. Geschichte war, zeugte mit Eleonore von Provence: Eduard I., der ihm auf dem Throne folgte; Margarethe, die sich mit Alexander III. von Schottland vermählte; Edmund den Buckeligen. — **Edmund der Buckelige**, gest. 1296, erhielt von seinem Vater die Grafschaft Lancaster, war auch durch Schenkung des Papstes Titularkönig von Sicilien und zeugte mit Blanca von Artois zwei Söhne, von denen der ältere, Thomas, wegen einer an König Eduard II. verübten Mishandlung 1321 enthauptet, 1389 aber heilig gesprochen wurde. Nach der Hinrichtung erhielt der zweite Sohn Edmund's, Heinrich, Graf von Monmouth, die Grafschaft Lancaster. Derselbe starb 1345 und hinterließ als Sohn und Erben Heinrich, zu dessen Gunsten König Eduard III. Lancaster zum Herzogthum erhob. Der erste Herzog von Lancaster hatte indessen nur eine Tochter, Blanca, zur Erbin, welche Güter und Titel des Hauses dem Grafen von Richmond, Johann von Gaunt, zubrachte. — **Eduard I.** (s. d.), 1272—1307, ein Fürst von großem Charakter, war erst mit Eleonore von Castilien, dann mit Margarethe von Frankreich vermählt. Kinder erster Ehe waren: Eduard II., der Thronfolger; Johanne d'Acre, vermählt mit dem Grafen Glocester, später mit Lord Monthermer; Elisabeth, in zweiter Ehe mit dem Grafen Hereford vermählt. Aus Eduard's I. zweiter Ehe entsprangen: Thomas, Graf von Norfolk, von dessen Erbtochter die Häuser Norfolk, Suffolk, Carlisle und Effingham abstammen; Edmund, Graf von Kent, der während der Minderjährigkeit Eduard's III. durch Mortimer's Intriguen das Schaffot bestieg. Aus Edmund's Ehe mit Margarethe Wake wurden zwei Söhne, welche kinderlos starben, und Johanna, das schöne Fräulein von Kent, geboren, die sich zum dritten mal mit dem Schwarzen Prinzen vermählte. — **Eduard II.** (s. d.), ein schwacher, von den Günstlingen Spencer und Gaveston beherrschter Fürst, hatte Isabella von Frankreich zur Gemahlin, die ihn 1327 er-

morden ließ. Er zeugte mit derselben den Thronfolger, Eduard III., und Johanna, die den König David II. von Schottland heirathete. — Eduard III. (s. d.), 1327—77, einer der größten Fürsten Englands, zeugte aus der Ehe mit Philippa von Hennegau: Eduard, den Schwarzen Prinzen; Lionel, Herzog von Clarence; Johann von Gaunt; Edmund, Herzog von York; Thomas, Herzog von Glocester. Von diesen fünf Linien, in welche hiermit das Haus P. zerfiel, erlosch die jüngste zuerst in der männlichen Nachkommenschaft. — Thomas, Herzog von Gloucester und Graf von Buckingham, ein muthiger, ungestümer, vom Volke geliebter Prinz, wurde von König Richard II. beargwohnt und 1397 auf dessen Befehl unweit Calais scheußlich ermordet. Aus der Ehe mit Eleonore Bohun hinterließ er einen Sohn, Humfried, der 1399 kinderlos starb, und zwei Töchter, Anna und Eleonore, von denen die erstere den Grafen Stafford, die andere den Grafen Essex heirathete. — Eduard, der Schwarze Prinz (s. d.), der älteste Sohn Eduard's III., starb 1376 vor dem Vater und hinterließ aus der Ehe mit der Erbin von Kent einen Sohn, der dem Großvater als Richard II. (s. d.) im Alter von 11 J. auf dem Throne folgte. Sein Vetter, Heinrich IV., der Sohn Johann's von Gaunt, raubte ihm jedoch 1399 den Thron und ließ ihn 1400 im Gefängnisse ermorden. Richard war zwar verheirathet, starb aber kinderlos, sodaß mit ihm die Nachkommenschaft des Schwarzen Prinzen erlosch. — Lionel, Herzog von Clarence, der zweite Sohn Eduard's III., dem Vater fast an Charaktergröße gleich, starb 1368 in Italien. Aus der Ehe mit Elisabeth de Burgh, der Erbin von Ulster, hinterließ er die Erbtochter Philippa, welche sich mit Edmund Mortimer, Grafen von March, gest. 1381, verheirathete. In dieser Ehe wurden geboren: Roger, den der kinderlose Richard II. zum Thronerben bestimmt hatte, der aber schon 1398 in Irland umkam; Edmund, der 1402 im Gefängnisse starb; Johann, welcher 1425 als Kronprätendent auf dem Schaffot endete; Elisabeth, die sich mit Heinrich Percy vermählte. Nur Roger, der älteste Sohn Mortimer's und der Erbin von Clarence, pflanzte die Nachkommenschaft fort. Sein Sohn war Edmund Mortimer, der 1424 im Gefängnisse starb. Roger's Tochter, Anna, erbte darum, nachdem ihr Bruder gestorben, die Thronrechte des Hauses Clarence und trug dieselben durch Vermählung mit dem Grafen Richard von Cambridge auf das Haus York über.

Johann von Gaunt, Graf von Richmond, der dritte Sohn Eduard's III., führte in den letzten Jahren des Vaters und auch nach der Thronbesteigung Richard's II. die Regierung, machte sich aber beim Volke durch Nachlässigkeit und bei der Geistlichkeit dadurch verhaßt, daß er sich Wicliffe's annahm. Durch seine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Lancaster, wurde er Herzog und Stifter oder vielmehr Erneuerer des Hauses Lancaster. Infolge einer zweiten Ehe mit Konstanze, der Tochter Peter's des Grausamen von Castilien und Leon, suchte er nach dessen Tode seine Rechte auf diese beiden Königreiche geltend zu machen und nahm wenigstens, als dies misglückte, den königl. Titel an. In dritter Ehe war Johann mit Katharina Roet, der Witwe Swynford's, vermählt, deren Kinder 1397 thronfähig erklärt wurden. Er starb 3. Febr. 1399, und bald sollte sich an das Haus Lancaster, oder die Rothe Rose, eine der furchtbarsten Epochen der engl. Geschichte knüpfen. Johann's Kinder erster Ehe waren: Heinrich IV., der gegen Richard II. die engl. Krone usurpirte, und Philippa, vermählt mit dem Könige Johann I. von Portugal, weshalb Philipp II. von Spanien als ihr Nachkomme Ansprüche auf den engl. Thron erheben wollte. Aus zweiter Ehe hinterließ Johann: Katharine, vermählt mit Heinrich III. von Castilien. Aus dritter Ehe entsprangen: Johann von Beaufort, Graf von Somerset; der Cardinal von Winchester, gest. 1447; Johanna, deren Enkel der berühmte Graf Warwick war, und von der die Grafen Abergavenny abstammen. Das Haus Lancaster zerfiel also fortan in die Linie, welche in der Person Heinrich's IV. den Thron usurpirte, und in die, welche Johann von Beaufort fortführte. — Heinrich IV. (s. d.), erst Graf von Derby, dann Herzog von Hereford, wurde 1398 vom Könige Richard II. eines Streits wegen verbannt, kehrte aber nach seines Vaters Tode plötzlich zurück, um die Erbschaft des Hauses Lancaster anzutreten. Weil ihm Richard dieselbe vorenthielt, stieß er den schwachen Fürsten 1399 vom Throne und behauptete denselben auch fortan, obschon das Haus Clarence nähere Ansprüche besaß. Aus der Ehe Heinrich's IV. mit Marie Bohun, der Miterbin von Hereford, entsprangen: Heinrich V., der Thronfolger; der 1421 bei Beaugé getödtete Herzog von Clarence; der Herzog von Bedford, welcher unter dem minderjährigen Heinrich VI. in Frankreich und England die Regentschaft führte und 1435 kinderlos starb; der Herzog von Gloucester, der ebenfalls kinderlos endete, indem ihn Heinrich VI. auf Anstiften des Cardinals von Winchester 1446 ermorden ließ. — Heinrich V. (s. d.), 1413—22, wußte nicht nur die von seinem Vater geraubte engl. Krone zu erhalten, sondern riß auch für seine Nachkommen den Thron von Frankreich an sich.

Er war mit Katharina von Frankreich vermählt, die sich nach seinem Tode mit Owen Tudor verheirathete. Aus Heinrich's V. Ehe mit Katharina entsprang ein Sohn, Heinrich VI., dem im Alter von neun Monaten die Kronen von England und Frankreich zufielen. Nachdem derselbe aber Frankreich an den rechtmäßigen Erben, Karl VII. von Valois, verloren, erhob sich gegen ihn in England der Herzog Richard von York. Letzterer war durch seine Mutter der Erbe des Hauses Clarence und besaß darum an den engl. Thron ein näheres Anrecht als das durch Heinrich's IV. Usurpation zur Krone gelangte Haus Lancaster. Richard von York fiel zwar 1460 mit den Waffen in der Hand bei Wakefield, allein sein Sohn Eduard IV. trat nun für ihn ein und bemächtigte sich 1461 des Throns. Hiermit hatten die dynastischen Kämpfe des Hauses York und Lancaster oder die Kriege der Weißen und Rothen Rose (s. d.) ihren Anfang genommen. Der unglückliche Heinrich VI. wurde von seinem Nebenbuhler 1471 im Gefängniß ermordet. Aus der Ehe mit Margarethe von Anjou (s. d.) zeugte er den Prinzen Eduard, der jedoch 1471 nach der Schlacht bei Tewksbury in die Hände Eduard's IV. fiel und von dessen Brüdern niedergehauen wurde. Der Hauptzweig des Hauses Lancaster, der 60 J. durch Gewalt den engl. Thron besessen, war hiermit erloschen. — **Johann von Beaufort**, Graf von Somerset, der Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, aus dritter Ehe, starb 1410 und hinterließ aus der Ehe mit Margarethe von Holland, der Tochter des Grafen von Kent, zwei Söhne: Johann, Herzog von Somerset, und Edmund. Letzterer übernahm unter der Regierung Heinrich's VI., nach Suffolk's Tode, die Stelle eines Ministers und kam 1455 in der Schlacht bei St.-Albans um. Seine unehelichen Nachkommen sind die jetzigen Herzoge von Beaufort. Der Herzog Johann von Somerset, gest. 1444, zeugte in der Ehe mit Margarethe von Bletsho eine Tochter, Margarethe Beaufort, die Erbin des Hauses Lancaster. Dieselbe verheirathete sich mit Edmund Tudor, Grafen von Richmond, und zeugte in dieser Ehe Heinrich Tudor von Richmond, der 1485 das Haus York in der Person Richard's III. vom Throne stürzte und sich selbst, mit Uebergehung seiner Mutter, die erst 1509 starb, als Heinrich VII. die engl. Krone aufsetzte.

Edmund, Herzog von York, der vierte Sohn Eduard's III. und der Stifter des Hauses York oder der Weißen Rose, war ein träger, unfähiger Prinz und starb 1402. Er zeugte mit Isabella von Castilien zwei Söhne: Eduard und Richard. Eduard, Graf von Rutland und Herzog von York, ein schändlicher Charakter, fiel 1415 in der Schlacht bei Azincourt ohne Erben. Sein Bruder Richard, Graf von Cambridge, hatte kurz vorher als Verschwörer das Schaffot besteigen müssen. Durch dessen Ehe mit Anna, der Erbin von Clarence, hatte seine Nachkommenschaft Ansprüche auf den engl. Thron erlangt, den die Lancastrier unrechtmäßig innehielten. Sein einziger Sohn, Herzog Richard von York, machte darum auch diese Ansprüche gegen den schwachen Heinrich VI. geltend und eröffnete 1455 den dynastischen Krieg. Als Richard fast seinen Zweck erreicht hatte, wurde er jedoch 31. Dec. 1460 in der Schlacht bei Wakefield erschlagen. Aus seiner Ehe mit Cäcilie Neville, der Tochter des Grafen Westmoreland, entsprangen: Eduard, der den Kampf gegen das Haus Lancaster fortsetzte und 1461 endlich als Eduard IV. (s. d.) den Thron eroberte; Elisabeth, die sich mit dem Herzoge von Suffolk vermählte; Edmund, Graf von Rutland, der 1460 bei Wakefield fiel und keine Erben hinterließ; Margarethe, die sich mit Karl dem Kühnen von Burgund verheirathete; Georg, Herzog von Clarence; Richard, Herzog von Gloucester. Nachdem Eduard zur Krone gelangt, vermählte er sich drei Jahre später mit Elisabeth von Woodville. Diese Ehe misfiel dem Herzog von Clarence, der gehofft hatte, seinem Bruder auf dem Throne zu folgen. Der König, außerdem von Richard, dem jüngsten und verschlagensten der Brüder, aufgeregt, beschloß darum, den Herzog von Clarence aus dem Wege zu räumen, und ließ ihn im Jan. 1478 vom Pairshofe als Hochverräther zum Tode verurtheilen. Als eine besondere Gnade erhielt Clarence die Freiheit, seine Todesart zu wählen, und man erzählt, wählte er ein Faß Malvasier, in welchem er ertränkt wurde. Als Eduard IV. 1483 starb, hinterließ er zwei Knaben, Eduard V., der ihm auf dem Throne folgen sollte, und den Herzog von York; außerdem mehrere Töchter, darunter die Prinzessin Elisabeth. Der Herzog von Gloucester ließ jedoch die beiden Neffen im Tower heimlich ermorden und eignete sich selbst als Richard III. (s. d.) die Krone zu. Aus der Ehe mit der Tochter des Grafen Warwick hatte Richard einen Sohn, Eduard, der aber schon 1484 starb. Den Unwillen, welchen die Nation über die blutige Usurpation empfand, benutzte nun Heinrich von Richmond, der Sohn der Erbin von Lancaster. Derselbe landete 7. Aug. 1485 mit einem Corps verbannter Engländer an der Küste von Wales und bestieg nach dem Treffen bei Bosworth, in welchem Richard III. umkam, ohne Widerstand als Heinrich VII. (s. d.) und

erster König aus dem Hause Tudor den vom Blute der P. befleckten Thron von England. Weil sich das Recht der Lancaster selbst nur auf die Usurpation Heinrich's IV. gründete, außerdem die noch lebende Mutter dem Sohne vorging, so suchte Heinrich seiner Eroberung eine rechtliche Grundlage zu geben, indem er Elisabeth, die Tochter Eduard's IV., heirathete. Mit dieser Vereinigung der Rothen und der Weißen Rose waren die Kämpfe, welche England länger als 25 J. verwüsteten, geschlossen. Eduard, Graf von Warwick, der Sohn des Herzogs von Clarence, brachte als der letzte männliche Sprößling der P. sein Leben im Gefängnisse zu und wurde 28. Nov. 1499 enthauptet.

Plantāgo L., Wegebreit, Wegerich, eine zur 4. Klasse, 1. Ordnung, gehörende Pflanzengattung, Hauptgattung der nach ihr benannten dikotylen Familie der Plantagineen, besteht aus perennirenden und einjährigen Kräutern mit unscheinbaren Blüten, welche aus einem grünen, viertheiligen Kelche und einer trockenhäutigen, gelblichen oder bräunlichen, präsentirtellerförmigen, kurz- und weitröhrigen, vier-, selten dreilappigen Blumenkrone zusammengesetzt sind und eine ringsherum aufspringende, zweisamige, büchsenartige, vor dem Aufspringen von der stehenbleibenden Blumenkrone umschlossene Kapsel zur Frucht haben. Nach der Anordnung der Blätter und Blüten und der Lebensdauer zerfallen die Arten dieser Gattung in zwei sehr natürliche Gruppen: 1) Eigentliche Wegeriche, mit perennirendem Wurzelstocke, grundständigen, rosettenförmig angeordneten, gestielten, breiten, mehrnervigen Blättern und blattlosem, einfachem, eine längliche oder walzenförmige Aehre tragendem Stengel; 2) Flohsamenkräuter, einjährige Pflanzen mit ästigem Stengel, gegenständigen, sitzenden, schmalen, einnervigen Blättern und achselständigen, langgestielten Blütenköpfchen. Aus der ersten Gruppe kommen bei uns drei Arten gleich häufig vor: der große Wegebreit (P. major L.), mit großen eiförmig-elliptischen Blättern und langer walziger, grünlicher Aehre, welcher als Unkraut auf bebautem Boden, Schutt, an Wegen und Mauern wächst, den Menschen fast überallhin begleitet, und dessen Wurzelstock und Blätter als schleimiges Mittel gegen Lungenleiden und Diarrhöe gebraucht wurden und (die Blätter) als kühlendes Verbandmittel bei äußern Entzündungen noch jetzt in der Volksheilkunde angewendet werden; der mittlere Wegebreit (P. media L.), mit eilanzettförmigen, weichhaarigen Blättern und länglich-walzigen, zur Blütezeit wegen der weit hervorstehenden, violetten Staubfäden und weißlichen Staubbeutel sehr hübsch aussehenden Aehren, und der schmalblätterige Wegebreit (P. lanceolata L.), mit lanzettförmigen Blättern und kurzen, länglichen, schwärzlichen Aehren. Die beiden letzten Arten finden sich überall auf Wiesen und Grasplätzen, und sind gute Futterkräuter. Aus der zweiten Gruppe ist namentlich der auf Sandboden hin und wieder wachsende Flohsame (P. Psyllium L.), eine niedrige, drüsig behaarte Pflanze, deren kahnförmige, sehr schleimhaltige Samen (Semen Psyllii oder Pulicariae) als schleimiges Mittel gebraucht werden, zu erwähnen. Die eigentliche Heimat dieser wie der andern Arten der zweiten Gruppe ist das mittelländische Gebiet, wo überhaupt die meisten Plantagines vorkommen.

Plänterwirthschaft, Fehmelwirthschaft, eine forstliche Betriebsart, welche man in regellose und regelmäßige trennt. Bei ersterer haut man nach Bedürfniß überall im Walde einzelne Stämme heraus und erwartet den Nachwuchs nur durch die Natur, bei der zweiten Form wird der Hieb in gleicher Weise auf gewisse Waldtheile beschränkt, der Holzanbau ist nicht ausgeschlossen. Schläge werden nicht angelegt. Von der Schlagwirthschaft (s. d.) fast überall verdrängt, verdient sie nur in Schutzwaldungen, in rauhern Gebirgslagen und für kleinere Privatwälder Beachtung.

Plantin (Christoph), ein ausgezeichneter Buchdrucker, geb. 1514 zu Montlouis oberhalb Tours, gest. 1. Juli 1589 zu Antwerpen, übertraf in seinen typogr. Leistungen bei weitem alle seine Vorgänger, ja selbst alle seine niederländ. Zeitgenossen. Wissenschaftlich gebildet und namentlich durch die gründliche Kenntniß mehrerer Sprachen ausgezeichnet, errichtete er um 1555 in Antwerpen eine Druckerei, die bald die größte und ausgezeichnetste ihrer Zeit war. P. hatte oft bis auf 20 und mehr Pressen, zahlte in der blühendsten Zeit täglich über 100 Dukaten Lohn an seine Arbeiter und war bei seiner großen Letternauswahl im Stande, in allen damals in Europa bekannten Sprachen zu drucken. Die Drucke P.'s sind unter die vorzüglichsten typogr. Meisterwerke zu rechnen und empfehlen sich durch elegante Ausführung und Correctheit. Für die letztere Eigenschaft sorgte er durch gute und gelehrte Correctoren, die er mit Liberalität bezahlte, sowie durch öffentlich ausgesetzte Belohnungen für die Auffindung von Druckfehlern in dem bereits corrigirten Drucke. Unter der großen Masse seiner trefflichen Preßerzeugnisse ist das ausgezeichnetste die unter der persönlichen Aufsicht des Hofkaplans Philipp's II. von Spanien, Arias Montano, besorgte «Biblia polyglotta» (8 Bde., 1569—72). Obgleich aber P. zu diesem Pracht-

werke von seinem königl. Protector mit 6000 Stück Dukaten zum Ankauf von Papier unterstützt wurde, so scheint doch die königl. Unterstützung nicht so nachhaltig gewesen zu sein, um den Unternehmer vor Sorgen völlig zu schützen. Er wendete sich später mit einem Theile seiner Druckerei nach Leyden und überließ die Leitung der in Antwerpen zurückgelassenen Pressen seinem Schwiegersohne, Franz Raphelengh, den er jedoch, als er später wieder an den ihm liebgewordenen Ort seiner frühern Wirksamkeit zurückkehrte, nach Leyden sendete. Er hinterließ seinen drei Töchtern drei Druckereien, zu Antwerpen, Leyden und Paris. Die erste bekam der Gatte seiner zweiten Tochter, Jan van Morst (Johannes Moretus), der Freund von Justus Lipsius, die zweite Raphelengh, die dritte mit der jüngsten Tochter Gilles (Aegidius) Bey. Namentlich die beiden ersten erhielten durch ausgezeichnete typogr. Producte dem Namen ihres Schwiegervaters ein geachtetes Andenken. Das Zeichen der Plantinischen Drucke ist eine Hand, die einen ausgespannten Zirkel hält, mit der Inschrift: Labore et constantia.

Planudes (Maximus), ein gelehrter Mönch zu Konstantinopel, der 1327 von dem Kaiser Andronikus dem Aeltern als Gesandter nach Venedig geschickt wurde und 1353 noch lebte, hat sich nicht sowol durch eigene Untersuchungen als vielmehr durch griech. Uebersetzungen lat. Schriftsteller, die zum Theil in den Bibliotheken noch verborgen liegen, und besonders durch seine freilich nicht eben gewählte Sammlung der Gedichte der griech. Anthologie (s. d.) um die alte Literatur ein nicht geringes Verdienst erworben. Von seinen eigenen Schriften sind schon früher, außer einer märchenhaften Biographie des Aesopus, Epigramme, Briefe und Reden bekannt gemacht worden, und einiges auf griech. Grammatik und Syntax Bezügliche hat Bachmann in den «Anecdota Graeca» (Bd. 2, Lpz. 1828) mitgetheilt. Von seinen griech. Uebersetzungen sind die der «Distichen» des Cato, der «Metamorphosen» des Ovid in Prosa (herausg. von Boissonade, Par. 1822), der Gedichte des Boëthius (herausg. von K. F. Weber, Darmst. 1833), des «Somnium Scipionis» von Cicero (herausg. von Heß, Halle 1833) und eines Bruchstücks der Schrift «Ad Herennium» (herausg. von Matthäi, Mosk. 1810) durch den Druck bekannt geworden.

Plastik (vom griech. plássein, bilden) wird gewöhnlich völlig gleichbedeutend mit Sculptur oder Bildhauerkunst (s. d.) im allgemeinen gebraucht, bezeichnet aber eigentlich das Bilden von Kunstwerken und Geräthen aus weichem Stoffe, wie Thon, Wachs, Gips u. s. w. Nach der Sage hat zuerst der korinth. Töpfer Dibutades neben seinen Thonwaaren Figürliches (zunächst Reliefs) geformt und gebrannt. Das Gesichtsbild eines Menschen in Gips abzudrücken, ist nach des Plinius Zeugniß zuerst dem Lysistratus, Bruder des Lysipp, eingefallen. Dann hat dieser Künstler einen Ausguß von Wachs aus dieser Gesichtsform genommen und ihn retouchirt. Ornamentirend legt sich die P. über die Kernform der Architektur, sowol innerhalb als außerhalb der Gebäude. Schon die Villa des Hadrian zu Tivoli, die Bäder des Titus, Gräber in Pompeji zeigten Stuccaturarbeiten auf. Der Renaissancestil nahm dies in ausgedehnter Weise wieder auf, und Luca della Robbia, mit seinem Neffen Andrea und andern Verwandten, bildete durch das ganze 15. und bis in das 16. Jahrh. hinein eine vielwirkende Schule, welche die Architekturen (besonders die toskanische) plastisch durch Werke in gebranntem und glasirtem Thon schmückten, die von ganz besonderer Schönheit waren, und deren Art nach ihnen benannt wurde. Bei unserer heutigen ausgebreiteten Anwendung der architektonischen Ornamentik, die ein Material erfordert, welches die Vervielfältigung eines und desselben Modells (durch Guß, Knetung u. s. w.) zuläßt, kommen zur Anwendung: Stuck (eine Mischung von Kalk und Gips), Steinpappe, Zink, Portland-Cement. In der eigentlichen Bildhauerkunst ist das Arbeiten in Thon zur Vorarbeit für die Marmor- oder Gußarbeit geworden. Die P. steht im Systeme der Künste zwischen der Baukunst und der Malerei. Sie bildet körperlich mit schwerem, hartem Material wie jene, aber wie diese hat sie die Nachbildung des organischen Lebens zum Gegenstande. Die P. geht also auf die Schönheit der Formen aus. Nur in kindlichen Perioden läßt sie sich durch Bemalung ihrer Werke eine malerische Hülfe geben; ähnliche Versuche neuerer Künstler bei Arbeiten, die auf der Höhe der Technik stehen, streiten gegen das Wesen der P. Plastisch nennt man daher auch das, was sich auf die Schönheit und Wirkung der Linien und Formen bezieht, nicht auf den Reiz der Farbe. Die P. ist um so mehr auf die Schönheit des Körpers hingedrängt, als sie nur in sehr beschränktem Maße die Tiefe des Seelenausdrucks, welche der Malerei möglich, geben kann. Man nennt sie deshalb mit Recht eine Darstellerin vollkommener Naturen. Sie ist vorzugsweise die ideale Kunst.

Plastische Chirurgie nennt man diejenigen chirurgischen Operationen, welche die Beseitigung von Verunstaltungen des Körpers zum Zweck haben und daher auch als Theil der Orthopädie (s. d.) bezeichnet werden. Das Gebiet der plastischen Chirurgie ist ein außerordentlich

großes, und die Aufgaben derselben gehören mit zu den schönsten und schwierigsten der ganzen Chirurgie. Meist betreffen sie Verunstaltungen des Gesichts, dann solche der Gliedmaßen. Zu den erstern gehören die Bildung der verloren gegangenen Nase (Rhinoplastik), Beseitigung von Verunstaltungen am Mund (Hasenscharte, Wolfsrachen), an den Augen (Ektropium, Umstülpung der Lider), von Narben, Malen u. s. w. im Gesicht. Von den Verunstaltungen an den Extremitäten, mit welchen es die plastische Chirurgie zu thun hat, ist vor allem der Klumpfuß in seinen verschiedenen Formen zu nennen.

Pläswitz, Dorf in Schlesien, im Kreise Striegau des preuß. Regierungsbezirks Breslau, 3 St. nordöstlich der Stadt Striegau, mit Schloß, Park und 500 E., ist historisch denkwürdig durch den daselbst 4. Juni 1813 zwischen den Franzosen und zwischen den Preußen und Russen abgeschlossenen Waffenstillstand. (S. Russisch-deutscher Krieg.)

Plata (Stromsystem), s. La-Plata.

Platää (auch Platäa), Stadt im südl. Böotien auf einem an die nördl. Vorberge des Kithäron sich anschließenden, im Norden nach der Ebene des Flusses Asopos ziemlich schroff absallenden Plateau gelegen. Ursprünglich Mitglied des Böotischen Bundes, sagte sie sich wegen der Uebergriffe Thebens von demselben los und schloß sich, nachdem der spartan. König Kleomenes ihr Gesuch, sich unter den Schutz Spartas stellen zu dürfen, zurückgewiesen hatte, den Athenern an (519 v. Chr.), denen sie ihre Bundestreue schon durch ihre Theilnahme an der Schlacht bei Marathon (490) bewährte. In ihrem Gebiete, in der Ebene östlich unterhalb der Stadt, gewannen die Griechen unter Führung des Pausanias (s. d.) Ende Sept. 479 v. Chr. den entscheidenden Sieg über das von Mardonios geführte Heer der Perser. Aus der reichen Beute wurde der Athena Areia ein Tempel errichtet, der neben dem ältern Tempel der Hera (Heräon) eine Hauptzierde der Stadt bildete. Das Andenken des Sieges ward durch das aller vier Jahre mit Wettspielen gefeierte Fest der Eleutheria (Befreiungsfest) bis in die späten Zeiten des Alterthums lebendig erhalten. Bald nach dem Ausbruche des Peloponnesischen Kriegs, 427 v. Chr., wurde die Stadt nach tapferer Gegenwehr von den Peloponnesiern erobert und ihren alten Feinden, den Thebanern, preisgegeben, die sie durch gänzliche Zerstörung (mit Ausnahme der Heiligthümer) für ihre Treue gegen Athen bestraften. Erst nach dem sog. Antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) wiederhergestellt, zerstörten sie die Thebaner bereits 373 aufs neue. P. blieb in Trümmern liegen bis auf die Zeit Alexander's d. Gr., der die Nachkommen der alten Bewohner, denen schon Philipp nach der Schlacht bei Chäroneia (338) ihre Heimat zurückgegeben hatte, beim Wiederaufbau der Stadt unterstützte. Seitdem bestand sie bis in die spätesten Zeiten des Alterthums fort, und noch heutzutage findet man beträchtliche Ueberreste ihrer Mauern in der Nähe des Dorfes Kokla. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Platäne (Platănus L.), Name einer zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche hohe Bäume von eichenartigem Wuchse mit dünner, glatter, weißlicher, in großen dünnen Platten und Schuppen sich abschülfernder Rinde, handförmig gelappten, ahornähnlichen Blättern und kugeligen, an hängenden Stielen reihenweise sitzenden Blütenkätzchen umfaßt und eine eigene, kleine, den Birken- und Nesselgewächsen verwandte Familie (Plataneen) bildet. Die männlichen Kätzchen bestehen aus keilförmigen, fleischigen, um eine kugelige Spindel gestellten Schuppen und dazwischenstehenden Staubgefäßen, die weiblichen aus ähnlichen Schuppen und Fruchtknoten mit fadenförmigem, hakig gekrümmtem Griffel. Die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen. Von den hierhergehörigen Arten war die orientalische P. (P. orientalis L.), welche in Griechenland und im Oriente einheimisch ist, ihrer Schönheit wegen schon bei den Griechen und Römern sehr beliebt und sorgfältig angepflanzt, und jahrhundertelang versammelte sich die Jugend Griechenlands unter dem Schatten der P. in der Akademie zu Athen, um daselbst die Lehren der Weisheit aus der Lehrer Munde zu vernehmen. Auch jetzt noch wird dieser Baum im ganzen südl. Europa an Wegen und in Gärten häufig angepflanzt. Da er aber bei uns nicht leicht zu einem Baume von einiger Bedeutung heranwächst und von der Winterkälte leidet, so wird in unsern Gegenden an seiner Stelle die sehr ähnliche nordamerikanische P. (P. occidentalis L.) angepflanzt, welche unsern Winter gut erträgt, bis 70 F. Höhe erreicht und daher überall in Gärten und engl. Anlagen angetroffen wird. Manche haben freilich behauptet, daß die P. der Gesundheit nachtheilig seien, indem die Wolle, welche die Unterseite der jungen Blätter bedeckt und später sich ablöst, leicht von den unter solchen Bäumen Wandelnden eingeathmet werde und dann Anlaß zu Brustkrankheiten gebe. Allein ein Beweis für diese Behauptung ist noch nicht geliefert worden. Die P. sind schnellwüchsige Holzarten; ihr Holz steht dem der Rothbuche an Güte nahe.

Platen, ein altes Adelsgeschlecht, das schon im 9. Jahrh. in der Mark Brandenburg vorkommt, sich aber schon frühzeitig in mehrere Zweige spaltete, von denen einer in Pommern (auf Rügen) große Güter erwarb. Dem Hause Granskowitz dieses pommerschen Astes gehörte an Franz Ernst von P., geb. 1631, gest. 1709, der zuletzt kurbraunschw. Geheimrath und Premierminister war und 20. Juli 1689 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben ward. Zugleich wurde derselbe von Kurbraunschweig mit dem General-Erbpostmeisteramte für den jedesmaligen Geschlechtsältesten nach dem Rechte der Erstgeburt belehnt. Letzterer Titel verblieb dem gräfl. Hause auch, nachdem Graf Georg Ludwig von P., der Enkel Franz Ernst's, 1736 die Einkünfte und Administration der Postämter an das Kurhaus verkauft hatte. Inzwischen war auch 1704 die Grafschaft Hallermund (Hallermünde) an die Grafen von P. gekommen, jedoch ohne die Einkünfte derselben. Seit dieser Zeit nannten sich dieselben Grafen P. zu Hallermund. 1819 erhielten sie einen erblichen Sitz in der Ersten hannov. Kammer, der ihnen auch 1855 wieder zutheil wurde. Seit 1829 führt das Haupt des gräfl. Hauses das Prädicat Erlaucht. An der Spitze des Hauses steht gegenwärtig Graf Georg von P.-Hallermund, geb. 7. Nov. 1785, hannov. Geheimrath, General-Erbpostmeister und Oberkammerherr a. D. Derselbe hat fünf Söhne, von denen der älteste, Graf Karl, geb. 3. Sept. 1810, und der jüngste, Graf Georg August, geb. 17. Sept. 1827, vermählt sind. Der zweitälteste Sohn, Graf Gustav von P.-Hallermund, geb. 23. März 1813, bekleidete vor der Katastrophe von 1866 am königl. Hofe zu Hannover den Dienst eines Oberstallmeisters. Der vierte Sohn, Graf Julius von P.-Hallermund, geb. 26. Dec. 1816, Oberstlieutenant a. D., war bis ebendahin königl. Oberschenk sowie Generalintendant des Hoftheaters und Hoforchesters. Seit 1. März 1867 wirkt er als Intendant des Hoftheaters und der königl. Kapelle zu Dresden. Der dritte Sohn des Grafen Georg, Graf Adolf von P.-Hallermund, geb. 10. Dec. 1814, betrat die diplomatische Laufbahn, war bis 1852 hannov. Gesandter in Wien, dann zu Paris, bis er bei dem Verfassungsbruche Ende Juli 1855 das Ministerium des Auswärtigen übernahm, das er bis zur Einverleibung Hannovers in Preußen bekleidete. Seine dänenfreundliche Politik fand im April 1864 in der Zweiten hannov. Kammer allgemeine Misbilligung. Obschon er in einer Depesche vom 14. Mai 1866 noch die Neutralität Hannovers für nothwendig erachtete, schloß er sich doch Ende desselben Monats den Gegnern Preußens an und drängte im Bundestage mit zur Abstimmung vom 14. Juni. — Vater des Grafen Georg war Graf Ernst Franz von P.-Hallermund, geb. 7. Nov. 1739, gest. 17. Febr. 1818 als bair. Geheimrath. Des letztern Bruder, Graf Aug. Philipp von P.-Hallermund, geb. 22. Juni 1748, gest. als bair. Oberforstmeister, war der Vater des Dichters, Grafen August von Platen-Hallermund (s. d.). — Einer andern Linie des Hauses gehörte an: Hans Friedrich von P., der als preuß. General der Cavalerie 17. Mai 1743 zu Mohrungen starb. Sein Sohn, Dubislaw Friedrich von P., geb. 1714, zeichnete sich in den Kriegen Friedrich's d. Gr. aus, wurde 1786 Gouverneur von Königsberg, 1787 General der Cavalerie und starb 7. Juni desselben Jahres.

Platen-Hallermund (gewöhnlich Platen-Hallermünde; Aug., Graf von), namhafter deutscher Dichter, geb. 24. Oct. 1796 zu Ansbach, besuchte, von seinem Vater für das Militär bestimmt, das Cadettenhaus und später das Pageninstitut in München und nahm dann als bair. Lieutenant an dem zweiten Feldzuge gegen Frankreich theil. Er studirte seit 1818 in Würzburg und hierauf in Erlangen, wo ihn vorzugsweise sprachliche und philos. Studien anzogen. Die Beschäftigung mit der pers. Sprache und Literatur begeisterte ihn zu seinen «Ghaselen» (Erlang. 1821). Frühere und gleichzeitige Gedichte sammelte er in den «Lyrischen Blättern» (Lpz. 1821) und in den «Vermischten Schriften» (Erlang. 1822). Hierauf versuchte er sich mit dem «Gläsernen Pantoffel» im Drama, einer Dichtform, die er in der «Verhängnißvollen Gabel» (1826) und dem «Romantischen Oedipus» (1829) mit Meisterschaft in Sprache und Versbau zu satirischen Ergießungen benutzte. Dazwischen erschienen seine «Schauspiele» (Stuttg. und Tüb. 1828) und die früher auf seiner ersten ital. Reise gedichteten «Sonette aus Venedig» (Erlang. 1825). Von Italien aus, wohin er 1826 gereist war, besorgte er eine vollständige Sammlung seiner Gedichte (4. Aufl., Stuttg. 1848; neue Ausg. 1852). Dort entstanden auch das Drama «Die Liga von Cambrai» (Frankf. 1833) sowie das histor. Werk «Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—43» (Frankf. 1833), in welchem er ein interessantes Bruchstück der neapolit. Geschichte mit Würde und geistvoller Lebendigkeit darstellte. Sein letztes Werk war eine größere Dichtung in neun Gesängen: «Die Abbassiden» (Stuttg. 1835). Er kehrte seit 1826 nur zweimal auf kurze Zeit nach Deutschland aus Italien zurück; die Furcht vor der

Cholera trieb ihn im Sept. 1835 nach Sicilien. In Syrakus ergriff ihn aber ein heftiges Fieber, welchem er 5. Dec. 1835 erlag. Nach seinem Tode erschienen seine «Gesammelten Werke» (Stuttg. 1838; neue Aufl., 5 Bde., 1847 und 1853), denen sich der «Poetische und literarische Nachlaß» (herausg. von Minckwitz, 2 Bde., Stuttg. 1852) anschloß. Eine Anzahl von Gedichten, welche in Deutschland censurwidrig befunden wurden, erschienen in Strasburg (2. Aufl. 1841). P. hat das Verdienst, in einer Zeit, wo die Kunst der dichterischen Form ganz zu zerfallen drohte, auf dieselbe durch Wort und That hingewiesen und selbst in dieser Beziehung Vollendetes geleistet zu haben, namentlich in den aus seinen letzten Lebensjahren stammenden Oden und Hymnen. Wenigen Dichtern lag ihr Beruf so am Herzen und war ihnen in solchem Grade heilige Lebensaufgabe wie ihm; daher sein Grimm gegen jede Ausartung der Poesie. Seine beiden Meisterwerke «Die verhängnißvolle Gabel» und «Der romantische Oedipus» kämpfen nicht sowol gegen Müllner und Immermann persönlich als gegen ganze Richtungen der deutschen Poesie an. Seine «Polenlieder» gehören zu den Anfängen der später so bedeutend gewordenen polit. Poesie. Er ist zwar nicht zu völliger und gleichmäßiger Entwickelung seiner polit. Individualität gelangt; dennoch aber stellen ihn seine Leistungen den ersten unter seinen Zeitgenossen gleich. Vgl. Minckwitz, «Graf P. als Mensch und Dichter» (Lpz. 1838) und «Briefwechsel zwischen P. und Minckwitz» (Lpz. 1836); «P.'s Tagebuch» (herausg. von Pfeufer, Stuttg. 1860).

Plater (von dem Broele genannt), eine poln. Familie, die im 13. Jahrh. aus Westfalen nach Livland und Polen einwanderte und sich im 17. Jahrh. in zwei noch gegenwärtig blühende Hauptlinien, die polnisch-livländische und die samogitische, theilte. Erstere Linie hat sich wiederum in fünf Aeste, den volhynischen, die zu Jendrica, früher Rederitz, zu Kraslaw, die litauischen Aeste zu Dusiaty und zu Kurkle, gespalten. Die samogitische Linie blüht in den Aesten zu Dombrowa und zu Szatejken. Mehrere Mitglieder des Geschlechts sind in neuerer Zeit durch ihre patriotische Gesinnung bekannt geworden. — Graf Ludwig P., geb. 14. Aug. 1775 zu Kraslaw, trat während des poln. Aufstandes unter Kosciuszko 1794 noch sehr jung in das poln. Heer und war Adjutant des Generals Sierakowski. Nach der Schlacht bei Maciejowice beschäftigte er sich auf seinen Gütern in Litauen mit dem Landbau und verwaltete eine Zeit lang das Amt eines Aufsehers der Forsten in den russ.-poln. Provinzen. 1812 war er in dem Comité, das sich auf Befehl des Kaisers Alexander aus angesehenen Litauern bilden und dem vor den Franzosen zurückweichenden russ. Heere, gleichsam zum Unterpfande für die Treue der Litauer, folgen mußte. Nach Stiftung des neuen Königreichs 1815 trat P. in den poln. Staatsrath, in welchem ihm das Rechnungswesen und die Verwaltung der Forsten und Domänen übertragen waren. Hier zeichnete er sich durch außerordentliche Thätigkeit und administrative Fähigkeiten aus. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er mit Kniaziewicz (s. d.) nach Paris gesendet, um bei der franz. Regierung für Polen wirksam zu sein, sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht. Er theilte darauf nach Confiscation seiner Güter das Schicksal der poln. Verbannten und wurde in Paris Vicepräsident der poln. Literarischen Gesellschaft, nahm aber 1840 mit Erlaubniß des Königs von Preußen seinen Wohnsitz im Posenschen und starb hier 6. Oct. 1846. — Graf Stanislaw P., Bruder des vorigen, geb. 1784 zu Dawgielifzki in Litauen, stand 1806—15 als Offizier in poln. Diensten, lebte hierauf längere Zeit in Posen und Paris und starb 8. Mai 1851 zu Wroniewy im Posenschen. Er hat sich als poln. Historiker und Alterthumsforscher einen Namen erworben, insbesondere durch seinen «Atlas historique de la Pologne» (Pos. 1827), seinen «Plan de sièges et batailles en Pologne pendant le 17me et 18me siècle» (Pos. 1828) und seine «Mala encyclopedia polska» (2 Bde., Lissa 1841—47). — Gräfin Emilie P., wegen ihrer Theilnahme an dem Kampfe von 1830 gefeiert, geb. 13. Nov. 1806 zu Wilna, war die Tochter Xawery P.'s und zeigte früh einen männlichen Geist. Auf die Nachricht von der in Warschau ausgebrochenen Revolution von 1830 bewirkte sie mit ihrem Vetter Cäsar P. in dessen Besitzung Dusiaty unweit Dünaburg einen Aufstand des Landvolks, stellte sich selbst an die Spitze eines Jägercorps und nahm, als die Polen in Litauen einrückten, an allen Gefechten derselben muthig theil. Als Gielgud's Corps nach Preußen übertrat, wollte sie die poln. Sache noch nicht aufgeben, sondern suchte in Begleitung ihres Vetters in Bauerntracht und zu Fuß durch die von den Russen besetzten Gegenden nach Warschau zu gelangen. Den unsaglichen Beschwerden dieser Wanderung nicht gewachsen, starb sie unterwegs 23. Dec. 1831. Vgl. Strafzewicz, «E. Plater, sa vie et sa mort» (Par. 1834). — Graf Cäsar P., geb. 1810, der Sohn des 1816 verstorbenen Starosten von Sambor, Kazimierz P., aus dem Aste zu Dusiaty, theilte anfangs das Schicksal der Gräfin Emilie P., gelangte aber barfuß und im Bauerkittel glücklich nach Warschau, wo er das goldene Ehrenkreuz

empfing und als Landbote in den Reichstag trat. Nach dem Falle von Warschau begab er sich nach Paris und ließ sich später im Posenschen nieder, wo er durch seine Heirath mit der Gräfin Stephanie Malachowska in den Besitz der Güter Goro und Szymanowo gekommen war. — Graf Wladislaw P., des vorigen älterer Bruder, nahm ebenfalls theil an dem Aufstande in Litauen und war Rozycki's Adjutant, dann Landbote von Wileika. Er gab in Paris das Journal «Le Polonais» (1833—36) heraus und veranlaßte die Adresse des engl. Volks, welche 1832 zu Gunsten Polens dem Parlamente überreicht wurde. Während der Insurrection von 1863 entwickelte er im Interesse derselben große Thätigkeit. Seitdem lebte er auf einer Villa bei Zürich, von wo er 2. Mai 1867 ein offenes Sendschreiben an den Grafen Bismarck richtete, in welchem er den Aeußerungen desselben über Polen im Deutschen Reichstage entgegentrat. — Graf Thaddäus P., Erbherr auf Prmusz, aus der Linie Kurkle, gest. 1822, hinterließ aus seiner Ehe mit Rahel Kosciuszko sieben Söhne. Der zweite, Michael P., geb. 25. Oct. 1807, veranlaßte, indem er 1823 im Gymnasium zu Wilna die Worte: «Es lebe die Constitution vom 3. Mai!» an eine Wand schrieb, die dortigen Untersuchungen und Verfolgungen polit. Verdächtiger und mußte mehrere Jahre, bis 1830, als gemeiner Soldat im russ. Heere dienen. Zwei jüngere Söhne, Lucian P., geb. 25. Nov. 1808, und Ferdinand P., geb. 5. Jan. 1811, flüchteten sich 1831 nach England, von wo sie nach Australien auswanderten. Ein vierter, Thaddäus P., geb. 6. Juli 1815, ist russ. Ingenieuroffizier. — Graf Ignaz P., Erbherr auf Belmont in Litauen, Haupt des Astes Dombrowa, starb im Dec. 1854 zu Warschau und hatte seinen ältesten Sohn, Konstantin P., geb. 1827, zum Nachfolger.

Platin oder **Platina** (vom span. plata, Silber), ein eigenthümliches Metall, das zuerst 1736 in Peru am Flusse Pinto aufgefunden ward und dann fast ein Jahrhundert lang nur in kleinen platten Körnern im Sande, zugleich mit Gold und Magneteisensand, in Brasilien, Neugranada und auf San-Domingo vorkam. Seit 1819 fand man es eingelagert in den Goldwäschen auf der asiat. Abdachung des Ural, erkannte es hier aber erst 1822 als P. Dann fand man es in zerfallenem Grünstein am östl. Ural auf den Gütern des Grafen Demidow, neuerdings aber fast in allen Silbererzen. Das reinste P. ist silberweiß, weniger glänzend als Silber, härter als Kupfer und nächst dem Golde das dehnbarste Metall. Sein spec. Gewicht ist 20,0—23,0. Es ist in der Weißglühhitze schweißbar, aber im höchsten Grade strengflüssig. Von allen Säuren ist nur das Königswasser im Stande, das P. aufzulösen. Die Eigenschaften dieses Metalls, seine Unschmelzbarkeit, Feuerbeständigkeit, Unzerstörbarkeit durch die meisten Reagentien geben ihm einen sehr hohen Werth, namentlich für chem. und physik. Geräthschaften. Man benutzt es besonders zu Schmelzgefäßen, chem. Geräthschaften, Löffeln, Zangen, Blitzableiterspitzen, Normalmaßen, Teleskopenspiegeln, Gewehr- und Geschützzündlöchern, Blech, Draht u. s. w. Das P. besitzt die allen festen Körpern zukommende Eigenschaft, an ihrer Oberfläche Gase zu verdichten, in so hohem Grade, daß durch diese Verdichtung eine bedeutende Temperaturerhöhung der ganzen Masse, ja ein Erglühen des P. und dadurch wiederum eine Entzündung der verdichteten Gase, wenn solche entzündlich sind, eintritt. Es zeigt sich diese Erscheinung schon an einem einfachen Platinblech. Noch geeigneter dazu sind aber folgende Platinpräparate wegen ihrer feinern Vertheilung und darum den Gasen dargebotenen größern Oberfläche: 1) Der Platinschwamm, der durch Glühen des sog. Platinsalmiaks gewonnen und zu sog. Platinfeuerzeugen benutzt wird. 2) Die Platinschwammkugeln oder Platinschwammpillen, gefertigt aus Platinschwammpulver und Thon. In ein Gefäß gebracht, worin sich eine Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas in den zur Wasserbildung erforderlichen Verhältnissen befindet, verschwinden beide Gase allmählich, indem sie sich ebenfalls zu Wasser verdichten, und Döbereiner hat daher solche Kugeln zu eudiometrischen Versuchen angewendet. 3) Dünne Platinplättchen oder Ueberzüge. Wenn man Platinchlorid, d. i. salzsaures Platinoxyd, zu wiederholten malen mit absolutem Alkohol in gelinder Wärme behandelt, die zuletzt entstehende braune Masse in Weingeist auflöst, Glas in diese Auflösung taucht und nach gleichförmiger Benetzung damit in der Flamme einer Spirituslampe zum Glühen erhitzt, so erhält das Glas einen spiegelglänzenden feinen Platinüberzug, der nicht nur die Eigenschaft der Platinpillen theilt, das Sauerstoffgas und Wasserstoffgas allmählich zu Wasser zu verdichten, sondern auch zur Construction der Döbereiner'schen Platinräucherlämpchen dient. 4) Das sog. Platinschwarz oder Platinmohr, welches nichts anderes ist als P. in einem noch feiner zertheilten Zustande als der Platinschwamm. Dieses Präparat hat die merkwürdige Eigenschaft, daß es, mit Weingeist schwach befeuchtet, augenblicklich in lebhaftes Glühen geräth und so lange fortglüht, als noch Weingeist vorhanden ist, wobei dieser sich unter Verzehrung von Sauerstoff-

gas in Essigsäure verwandelt. Der Werth des P., das hauptsächlich unverarbeitet, in Blechen, Drähten und chem. Gefäßen von Petersburg und Paris aus in den Handel kommt, ist etwa halb so groß als der des Goldes. Seit 1828 wurden auch in Rußland Platinmünzen (à 3 S. Rubel) geprägt. Da aber die Prägungskosten zu hoch, konnten sich die Platinmünzen nicht im Verkehr halten, und man ist daher wieder davon zurückgekommen. Werthvolle Nebenproducte des P. bei seiner Darstellung geben die in den Rückständen enthaltenen Metalle Palladium, Iridium, Osmium, Rhodium und Ruthenium, welche als beständige Begleiter des P. Platinmetalle genannt werden. Das P. wird dadurch dargestellt und verarbeitet, daß man den erwähnten Platinschwamm in hölzernen Mörsern mit hölzerner Keule mit Wasser zu einem feinen Pulver zerreibt, in einer eisernen Form durch eine Presse stark zusammenpreßt, die zusammengebackene Masse zur Weißglut erhitzt und mit einem schweren Hammer schlägt. Dadurch erhält man eine Masse von vollkommen metallischem Glanze, die sich leicht schmieden und zu Blech und Draht auswalzen läßt. Neuerdings ist es gelungen, mit Hülfe des Knallgasgebläses oder der Verbrennung des Leuchtgases in Sauerstoff P. in Tiegeln oder Mulden von Kalk zum Betrag von 24 Pfd. auf einmal zu schmelzen. Das so gegossene Metall verliert die etwaigen kleinen Beimengungen oxydirbarer Metalle und des Siliciums völlig und ist weißer und weicher als das auf die gewöhnliche Weise dargestellte.

Platner (Ernst), philosophisch gebildeter Arzt und Anthropolog, geb. zu Leipzig 11. Juni 1744, war der Sohn von Johann Zacharias P. (geb. 16. Aug. 1694 zu Meißen), welcher sich, seit 1721 Professor der Medicin zu Leipzig, namhaftes Verdienst um Ausbildung der Chirurgie in Deutschland erwarb und als Schriftsteller besonders durch die «Institutiones chirurgiae rationales» (Lpz. 1745; letzte Ausg. 1783; deutsch von Krause, 1786) und die «Opuscula chirurgica et anatomica» (2 Bde., Lpz. 1749) zu Ruf gelangte. Nach dem frühen Tode des Vaters, welcher 19. Dec. 1747 starb, leitete die Mutter die Erziehung des Sohnes, mit Rath unterstützt von Joh. Aug. Ernesti. Er besuchte sodann die Schulen in Altenburg und Gera, bezog 1762 die Universität zu Leipzig, promovirte 1767 als Doctor der Medicin und machte 1768 eine Reise nach Frankreich und den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1770 eine außerord. Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 eine außerord. und 1811 eine ord. Professur der Philosophie. Gegen Ende seines Lebens verfiel er in eine Gemüthskrankheit. Er starb 27. Dec. 1818. Großen Ruf erwarben P. seine physiol. und philos. Vorlesungen. Sehr zahlreich waren auch seine Vorträge über Aesthetik besucht. Er hatte als Lehrer große Verdienste, und sein Andenken lebte unter seinen Schülern lange fort. Unter seinen Schriften ist mehreres in seiner Art Treffliche. Dahin gehören: «Anthropologie für Aerzte und Weltweise» (2 Bde., Lpz. 1772—73; neu bearbeitet, 1790); «Philos. Aphorismen» (2 Bde., Lpz. 1776—82 u. öfter); «Quaestiones physiologicae» (Lpz. 1794); «Quaestiones medicinae forensis» (deutsch von Hederich, Lpz. 1820; neu herausg. von Choulant, Lpz. 1824). In allen seinen Schriften beurkundete er eine für die damalige Zeit ausgezeichnete Kenntniß der Geschichte der Philosophie. Er rühmte sich eines gewissen Skepticismus, liebte Spinoza und Rousseau, konnte dagegen mit der durch Kant hervorgebrachten Revolution in der Philosophie nicht Schritt halten, was er jedoch zu verbergen suchte. P. nannte die Philosophie daher auch nur die Aufgabe, das Räthsel der Natur und des menschlichen Daseins zu lösen. — Ernst Zacharias P., des vorigen Sohn, geb. zu Leipzig 1. Oct. 1773, besuchte die dasige Zeichenakademie unter Oeser, setzte seit 1790 seine Studien in Dresden und seit 1797 in Wien fort, wo Füger ihm große Aufmerksamkeit widmete, und ging 1800 nach Rom. Hier verband er praktische Uebung der Malerei mit geschichtlichen und theoretischen Kunststudien und wendete sich, zumal da die Kriegsjahre ihm wenig Ermunterung gewährten, immer mehr der literarischen Thätigkeit zu. Seit 1823 königl. sächs. Agent bei der päpstl. Regierung, starb er 14. Oct. 1855 zu Rom. Durch Niebuhr wurde er als Mitarbeiter an der «Beschreibung der Stadt Rom» (Stuttg. 1829 fg.) gewonnen. — Eduard P., der jüngere Bruder des vorigen, geb. zu Leipzig 30. Aug. 1786, ging schon 1800 auf die Universität seiner Vaterstadt, wo Hermann entschiedenen Einfluß auf seine Bildung übte. Mit der Neigung zur Poesie verband er leidenschaftliche Vorliebe für die Schauspielkunst und wurde selbst noch im männlichen Alter nur durch äußere Umstände abgehalten, sie zu seinem Lebensberufe zu machen. Seit 1805 setzte er seine Studien in Göttingen fort und wurde 1811 außerord., 1814 aber ord. Professor der Rechte zu Marburg. 1836 wurde ihm der Titel eines Geh. Hofraths verliehen. Er starb 5. Juni 1860 zu Marburg. P. ist als Jurist wie als Philolog gleich verdient. Von seinen Schriften verdienen besondere Erwähnung die «Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts» (Marb. 1820),

«Der Proceß und die Klagen bei den Attikern» (2 Bde., Darmst. 1824—25) und «Quaestiones de jure criminum Romano, praesertim de criminibus extraordinariis» (Marb. 1842). Außerdem hat P. mehrfach Abhandlungen für Fichte's «Zeitschrift für Philosophie», die «Halleschen Jahrbücher», die «Zeitschrift für Alterthumswissenschaft» geliefert und eine Reihe von Reden über die verschiedensten Gegenstände der praktischen Philosophie durch den Druck veröffentlicht.

Plato, griech. Platon, neben seinem großen Schüler Aristoteles der bedeutendste und tiefste aller griech. Denker, geb. zu Athen 429 v. Chr., der Sohn des Ariston und der Periktione, stammte aus einem der edelsten athen. Geschlechter, welches seinen Ursprung bis auf König Kodrus zurückführte. Ursprünglich hatte er den Namen Aristokles erhalten; wegen der Breite seiner Stirn oder, nach andern, seiner Brust wurde er P. genannt. In seiner Jugend soll er die Absicht gehabt haben, die Dichterlaufbahn zu betreten, durch heroische Verse, Dithyramben und eine dramatische Tetralogie, welche auf das Theater zu bringen er jedoch auf den Rath des Sokrates unterlassen habe. Obwol er frühzeitig mit einem Anhänger des Heraklit, Kratylos, verkehrte, wurde seine philos. Richtung doch wesentlich durch den Umgang mit Sokrates bestimmt. Er machte mit diesem in seinem 20. J. Bekanntschaft und genoß seinen Unterricht bis zu dessen Tod, also acht bis neun Jahre lang. Die erschütternde Wendung, welche das Schicksal des Sokrates nahm, mußte auf P. einen tiefen Eindruck machen; seine Abneigung gegen die Demokratie scheint dadurch befestigt worden zu sein. Unmittelbar nach dem Tode des Sokrates war für dessen Freunde und Schüler kein sicherer Aufenthalt in Athen, und auch P. verließ seine Vaterstadt und lebte eine Zeit lang bei Euklides in Megara. Von Megara aus ging er auf Reisen, erst nach Cyrene und Aegypten, dann nach Italien, wo er mit den bedeutendsten Pythagoräern, Archytas von Tarent, Timäus von Lokri u. a., verkehrte, endlich nach Sicilien. Vielleicht hatte ihn dazu Dion, der Schwager des Tyrannen von Syrakus, Dionysius des Aeltern, veranlaßt, um durch ihn auf Dionysius einzuwirken. P.'s ernste Freimüthigkeit störte jedoch bald das Verhältniß zwischen ihm und Dionysius, und dieser lieferte ihn als Bürger Athens, gegen welches Dionysius damals mit Lacedämon verbündet war, an den lacedämon. Gesandten Pollis aus, der ihn in Aegina als Sklaven verkaufte. Anniceris aus Cyrene kaufte ihn los, und nun kehrte P. nach Athen zurück, um, ungefähr in seinem 40. Lebensjahre, seine Lehrthätigkeit in einem Gymnasium außerhalb Athens, der Akademie, zu beginnen. Später ging er noch zweimal nach Syrakus; das erste mal auf Veranlassung des Dion, kurz nach dem Tode des ältern Dionysius, 368. Aber auch dem jüngern Dionysius war P.'s sittlicher Ernst unbequem, und nicht lange nach Verbannung des Dion wandte sich P. nach Athen zurück. Dionysius hatte dem P. versprochen, seinen Stiefoheim Dion binnen Jahresfrist zurückzurufen; er verschob das, angeblich um des Kriegs willen, der ihn beschäftigte. Endlich machte er Dion's Zurückberufung von einem nochmaligen Besuche des P. abhängig. Er schickte deshalb 361 ein eigenes Schiff nach Athen, um P. abzuholen, und dieser unternahm in seinem 69. J. die Reise. Die Pythagoräer hatten sich für die Ehrlichkeit des Dionysius verbürgt. Diese Bürgschaft war nicht überflüssig, indem P. ohne den Einfluß derselben, namentlich des Archytas, dem wiedererwachten Mistrauen des Dionysius gegenüber, schwerlich glücklich nach Athen zurückgekehrt sein würde. Diese Beziehungen P.'s zu den syrakusan. Machthabern dienen insofern zu seiner Charakteristik, als es nicht unwahrscheinlich ist, daß er habe versuchen wollen, seinen polit. Ueberzeugungen einen praktischen Einfluß zu verschaffen: ein Gedanke, der ihm durch das Beispiel der Pythagoräer nahe gelegt sein konnte. Nach seiner Rückkehr von der dritten sicil. Reise lebte er bis an seinen Tod in Athen. Er starb 348 v. Chr. an seinem 82. Geburtstage, rüstig und geistesfrisch bis ans Ende, das ihn bei einer Hochzeitsfeier schmerzlos überraschte. Eine Inschrift zierte sein Grab im Kerameikos.

Die Platonische Philosophie ist das erste Beispiel einer auf die Dialektik, Physik und Ethik sich gleichmäßig erstreckenden Denkbewegung, und P. wurde dadurch der Urheber der die spätere griech. Philosophie beherrschenden Gliederung dieser Haupttheile der philos. Wissenschaft. Seine Schriften tragen das Gepräge von freien Untersuchungen, welche Ergänzungen und Berichtigungen zugänglich bleiben, und noch in seinen spätern Lebensjahren scheint seine Denkart eine den Pythagoräischen Lehren sich zuneigende Umwandlung erfahren zu haben, über die es schwer ist, sich nach den Berichten des Aristoteles eine deutliche Vorstellung zu machen. Es ist daher auch nicht für zufällig anzusehen, daß P.'s Schriften durchaus die Form des Dialogs haben: die natürliche Form der lebendigen Gedankenerzeugung; diese Form hängt mit der Denkart P.'s auf das genaueste zusammen. Nicht selten liebt er es, das, was ihm schwer wird in deutlich ausgeprägten Begriffen auszusprechen, in poetischer und mythischer Form symbolisch anzudeuten,

und einige seiner Mythen gehören zu den schönsten Erzeugnissen des griech. Geistes. Einen geistreichen, aber schwerlich haltbaren Versuch, die sämmtlichen Schriften P.'s als ein großes systematisches Ganzes darzustellen, legte Schleiermacher seiner Uebersetzung zu Grunde; er ging dabei von der Annahme aus, daß P.'s System sogleich beim Anfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit fertig gewesen sei, sodaß er, diesen Plan fortwährend festhaltend, die einzelnen Theile in methodischem Fortschritt ausgearbeitet habe. Den Aufriß des Ganzen sollte hiernach der Dialog «Phädrus» enthalten. An ihn schließen sich zunächst die elementaren Sokratischen Gespräche an, die auf die Dialektik, als das Mittel, und die Ideen, als den Gegenstand der Philosophie, hinleiten, wie «Protagoras», «Parmenides», «Lysis», «Laches», Charmides, «Euthyphron», «Apologie», «Kriton» und mehrere andere kleinere Gespräche. Eine zweite Reihe sollten die vermittelnden Dialoge bilden, welche die Aufgabe haben, den Gegensatz zwischen der gemeinen und der philos. Erkenntniß zu entwickeln, sowol in Beziehung auf die Physik als die Ethik. Hierher rechnet Schleiermacher den «Gorgias», «Theätet», «Kratylos», das «Gastmahl», den «Staatsmann», «Phädo», «Philebos». In die dritte Reihe ordnet Schleiermacher die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, den «Timäus», den «Kritias» und die zehn Bücher «Vom Staate», denen sich die (rücksichtlich ihrer Echtheit vielfach in Anspruch genommenen) Bücher «Von den Gesetzen» anschließen. Im Gegensatze zu Schleiermacher hat K. F. Hermann eine Anordnung versucht, die ein Bild der individuellen allmählichen Ausbildung des Platonischen Gedankenkreises geben soll, wie er, anfangs gebunden an die engen Grenzen Sokratischer Philosophie, nach und nach seine Untersuchungen immer weiter erstreckte und vollständiger entwickelte. Diese Vorstellung von der Entwickelung der Platonischen Philosophie entspricht der Natur der Sache mehr als die Annahme Schleiermacher's, und ist daher bei den Neuern zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen, wobei indessen bei dem Mangel äußerer Zeugnisse den Vermuthungen und Combinationen im einzelnen immer noch ein großer Spielraum übrigbleibt.

Die Platonische Philosophie ist eine Weiterentwickelung der Lehre des Sokrates. Das Gute, welches nach Sokratischer Bestimmung das absolut Gewisse ist, wird von P. zum Mittelpunkt eines metaphysischen Systems erhoben, mit Anknüpfung an die vorangegangenen Lehrmeinungen der Eleaten (s. d.) und des Heraklit (s. d.), welche durch P. ihre relative Anerkennung und gerechte Würdigung finden. Denn indem er im Guten das an sich Seiende erkannte, und zu diesem das sinnliche Dasein als eine Sphäre des fließenden Wechsels und unruhigen Werdens in einem vollkommenen Gegensatze dachte, gab er zuerst dem eleatischen Begriffe des absoluten Seins seine bisher vermißte Erfüllung vermöge der Idee des Guten, und wies zugleich doch dabei auch dem Heraklitischen Begriffe des rastlos fließenden Stroms alles irdischen Wesens seine beschränkte Sphäre an, innerhalb deren auch dieser seine Berechtigung hat. Dabei bilden die beiden Sätze, daß das, was in Wahrheit ist, nur erkannt werde durch den Begriff, und daß der Begriff Ausdruck des Seienden sei, daß folglich das Nichtseiende auch nicht erkannt werden könne, die Grundlage der Platonischen Ideenlehre. Um nämlich das zu erkennen, was ist, hat der Denker die Begriffe aufzusuchen und zu bestimmen, durch welche das, was die Dinge, ihre Eigenschaften, Zustände, Verhältnisse sind, gedacht wird. Diese Begriffe, zurückgeführt auf ihren reinen Inhalt als den Ausdruck des wahrhaften, sich selbst gleichen und unveränderlichen Seienden, sind die Ideen; sie sind das Seiende selbst, insofern es im Begriffe aufgefaßt und dadurch erkannt wird. Es gibt viele Ideen, aber das, was jede der Ideen ist, ist Eins; und dieses Denken der Ideen als des wahrhaft Seienden bezeichnet das Gebiet des Wissens, während das Denken der veränderlichen Erscheinungen der Meinung anheimfällt: «Wie sich das Sein zum Werden, so verhält sich das Wissen zum Meinen.» Diese Grundansicht mußte jedoch in ihrer Rückbeziehung auf die Erscheinungswelt nothwendig zu Verwickelungen führen. Die Ideen, die dasjenige, was in der Sinnenwelt getrübt und unvollkommen erscheint, rein und unvermischt mit fremdartigen Zusätzen darstellen, sind allgemeine Begriffe. Werden nun die logischen Verhältnisse der Begriffe für Verhältnisse des Seienden erklärt, so entsteht die Schwierigkeit, wie die eine Idee (z. B. des Menschen) sich in einer Vielheit darstellen könne. Um sich das Verhältniß der Sinnenwelt zur Welt der Ideen begreiflich zu machen, macht P. verschiedene Versuche, die sich schwerlich alle auf einen und denselben Gesichtspunkt zurückführen lassen. Die gewöhnliche, bei ihm vorkommende Vorstellungsweise ist die, daß er die sinnlichen Dinge für Nachbilder der Ideen als der Urbilder erklärt, sodaß die erstern das, was sie sind, durch die «Theilnahme» an den Ideen sind. Für diese dem Wechsel und der Veränderlichkeit unterworfenen Nachbildungen bedurfte P. eines Substrats; und dadurch wurde er zu der Annahme eines qualitätslosen, bildungsfähigen, dem Nichtsein entsprechenden Stoffs geführt. Da endlich P. das Sein für eine

Eigenschaft dessen hielt, was ist, so konnte den Ideen selbst das Sein nur kraft ihrer Theilnahme an der Idee des Seins beigelegt werden. Da der Grund dieser Theilnahme in keiner der Ideen an sich liegt, so hebt sich aus der Mitte der übrigen Ideen dem P. die Idee des Guten, als die Sonne im Reiche der Ideen hervor, welche als das absolut Zulängliche, keines andern Bedürftige, nicht nur dem, was ist, das Sein, sondern auch dem, was erkannt wird, das Erkanntwerden ertheilt. Auf die Wirksamkeit der Idee des Guten, die bei ihm der speculative Ausdruck für die Idee Gottes ist, führt er daher auch (im «Timäus») die Entstehung und Anordnung der Welt zurück, die er aber, hier auf strenges Wissen Verzicht leistend, in mythischer Form schildert. Hauptgesichtspunkt ist bei ihm daher die teleologische Naturbetrachtung. Die Welt, als ein lebendiges, beseeltes, sich selbst genügendes, die ganze Mannichfaltigkeit der Geschöpfe in sich enthaltendes Ganzes, ist so geordnet, wie sie geordnet ist, damit sie der Idee des Guten entspreche. Die Natursachen haben dabei untergeordnete Bedeutung; das Unvollkommene und Böse bezeichnet die Schranken, welche die Darstellung des Guten in der Natur des widerstrebenden Stoffs findet.

Indem P. im Gegensatze zu den Sophisten die Entscheidung über das, was gut sei, in einer gleichbleibenden, unveränderlichen Einsicht suchte, war er vor allem bemüht (im «Protagoras», «Gorgias» und «Philebos»), den Begriff des Guten von seiner Verwickelung mit dem der Lust zu befreien. Er erörtert das Ethische theils unter dem Gesichtspunkte einer Güterlehre, wobei er (im «Philebos») die Rangordnung der Güter nur in sehr schwankenden Umrissen andeutet, theils einer Tugendlehre. Der Begriff der Tugend zerlegt sich ihm, im Zusammenhang mit der Unterscheidung des vernünftigen, des unvernünftigen (sinnlich-begehrenden) und des beide vermittelnden Theils der Seele (Θυμικόν), in die vier Haupttugenden der Weisheit, der Besonnenheit, der Tapferkeit und der Gerechtigkeit, deren Abbild und Gegenstand der Staat ist. Als Musterbild des Staats erkennt er nur einen solchen an, der von der Idee des Guten beseelt ist; er faßt das Staatsleben als das größte Gebiet des sittlichen Lebens, den Staat selbst als ein ethisches Gemeinwesen auf. Die Grundzüge seiner Politik beruhen auf einer Sonderung dreier Klassen von Bürgern, der der Vorsteher oder Herrschenden, der Wächter, einer Art executiver Macht, endlich der arbeitenden Klasse, die, unfähig an der Leitung des Staats selbständigen Antheil zu nehmen, für die Bedürfnisse des äußern Lebens zu sorgen hat. Dabei charakterisirt den Platonischen Staat eine so innige gesellschaftliche Durchdringung, daß alle individuellen Interessen (namentlich das Familienleben vermöge der Gemeinschaft der Weiber und der öffentlichen Erziehung der Kinder und das Privateigenthum) dem Staate aufgeopfert werden. Der Schwerpunkt des Staats liegt ihm in der Klasse der Herrschenden, d. h. derer, welche die Weisesten und Tüchtigsten und dadurch zur Herrschaft berechtigt und befähigt sind; daher der Ausspruch: «So lange nicht die Philosophen Könige sind, oder die Könige richtig philosophiren, gibt es kein Ende für die Uebel der Staaten, ja des Menschengeschlechts.» Macht und Weisheit sollen zusammenfallen; der Herrscher, als verkörperte Intelligenz, ist das lebendige Gesetz. Im unvollkommenen Staate freilich will P. die geschriebenen Gesetze nicht missen. Das Mittel endlich, nicht nur die einzelnen zum Eintritt in die sittliche Ordnung des Staats fähig zu machen, sondern auch dem Staatsganzen seine sich aus sich selbst immer wieder erzeugende Vortrefflichkeit zu sichern, ist die Erziehung; und deshalb widmet er den Gegenständen derselben (Gymnastik und Musik) und ihrem gegenseitigen Verhältnisse weitläufige Erörterungen. Das sittliche Ziel, welches er für die Erziehung festgehalten wissen will, läßt ihn dabei alle Schein- und Afterkünste verschmähen; hiermit hängt es zusammen, daß er den Dichtern, weil sie falsche Vorstellungen von den Göttern verbreiten und die Leidenschaften erregen, keine Stelle in seinem Staate gönnt.

Die Platonische Philosophie gehört zu den schönsten und edelsten Blüten des griech. Geistes, und P.'s Schriften werden, solange eine Erinnerung an hellen. Cultur übrigbleibt, auf empfängliche Gemüther immer von neuem einen wohlthuenden Einfluß üben. Es durchdringt sie nicht nur ein tiefer speculativer Ernst, der echte Geist der Untersuchung, sondern auch eine milde, nachhaltige Wärme für alles, was schön und gut ist. Gegenüber dem flüchtigen Schein sinnlicher Empfindungen und dem Kitzel der Begehrungen sucht P. das Ewige, sich selbst Gleiche, wechsellos Wahre und Gute; diese Erhebung in das Gebiet einer höhern Gedankenwelt bezeichnet er oft als Wiedererinnerung, das Streben danach als begeisterte Liebe, die sich von dem Wahren und Unvergänglichen ergriffen fühlt. Bald mit bitterm Ernste, bald mit scherzender Ironie schließt er diejenigen von der Philosophie aus, deren Gedanken an den Trugbildern der sinnlichen Erscheinungswelt haften. So liegen in P. auch Elemente, die ohne die heitere Klarheit seines Geistes wol auch, wie bei den Neuplatonikern (s. d.), zu einer trüben, phantastischen Schwärmerei

ausarten konnten, zu einer Zeit, wo der echt hellen. Geist seiner Lehre schon unverständlich geworden war. Auffallender könnte es scheinen, daß kaum 50 J. nach seinem Tode in seiner Schule, der Akademie, eine mehr skeptische Richtung hervortrat. Zwar seine nächsten Schüler und Nachfolger, sein Neffe Speusippos, Xenokrates aus Chalcedon, Polemo aus Athen, Krates aus Athen, Krantor aus Soli, hielten sich in der Nähe der echten Platonischen Lehre; aber Arkesilaos und Karneades wendeten sich zu einem skeptischen Probabilismus zu, der die sog. Jüngere Akademie charakterisirt. Die nächste Veranlassung hierzu waren ihre Streitigkeiten gegen den sinnlichen Dogmatismus der stoischen Schule, bei welchen sie sich genöthigt fanden, die negative Seite des Platonischen Systems, nämlich seinen Zweifel an der Gewißheit aller sinnlichen Erkenntniß, vorzugsweise hervorzukehren und geltend zu machen.

Die Schriften und Lehren des P. sind Gegenstand einer reichen Literatur geworden. Unter den Ausgaben der erstern sind aus neuerer Zeit hervorzuheben: die von J. Bekker (nach der Schleiermacher'schen Uebersetzung geordnet, 10 Bde., Berl. 1816—23 und Lond. 1826), Stallbaum (12 Bde., Lpz. 1821—25), Ast (11 Bde., Lpz. 1819—32), Baiter, Orelli und Winckelmann (2 Bde., Zür. 1839—42; Ausgabe in kleinerm Format, 21 Bde., Zür. 1839 fg., 4. Aufl. 1861 fg.), Schneider (2 Bde., Par. 1851—54) und Herrmann (Bd. 1—6, Lpz. 1851 fg.). Sehr verbreitet (einzelne Bände in mehrfachen Auflagen) ist die zur gothaer «Bibliotheca Graeca» gehörige Ausgabe Stallbaum's (Gotha 1833 fg.). Ausgewählte Schriften P.'s haben Deuschle (Lpz. 1857 fg.) und Sauppe (Lpz. 1857) besonders für den Schulgebrauch erläutert. Den bedeutendsten Anstoß für das Studium P.'s gab F. Schleiermacher's nicht ganz vollendete Uebersetzung der Platonischen Schriften (Berl. 1804 fg., neue Aufl., 6 Bde., 1817—28; 3. Aufl. 1855 fg.). Werthvoll ist unter andern auch die Uebersetzung der «Bücher vom Staate» von Schneider (Bresl. 1842). Ferner lieferte H. Müller eine treffliche Uebersetzung der sämmtlichen Werke P.'s (mit Einleitungen von Steinhart, 8 Bde., Lpz. 1850—66). Andere Hülfsmittel für das Studium P.'s sind, abgesehen von den Darstellungen seiner Lehre in den Werken, die die Geschichte der Philosophie behandeln und einer Masse von Monographien über einzelne Dialoge oder Theile seiner Lehre, besonders: Tennemann, «System der Platonischen Philosophie» (4 Bde., Lpz. 1792—95); Tiedemann, «Argumenta dialogorum Platonis» (im 12. Bande der zweibrücker Ausgabe); Ast, «P.'s Leben und Schriften» (Lpz. 1816), sowie dessen «Lexicon Platonicum» (3 Bde., Lpz. 1834—39); van Heusde, «Initia philosophiae Platonicae» (3 Bde., Utr. 1827—31; 2. Aufl. 1842); K. F. Hermann, «Geschichte und System der Platonischen Philosophie» (Bd. 1, Heidelb. 1839); Zeller, «Platonische Studien» (Tüb. 1839); Susemihl, «Genetische Entwickelung der Platonischen Philosophie» (2 Thle., Lpz. 1855—60); Arnold, «System der Platonischen Philosophie» (Erf. 1858); Ueberweg, «Untersuchungen über die Echtheit und Zeitfolge der Platonischen Schriften» (Wien 1861); Ribbing, «Genetische Darstellung der Platonischen Philosophie» (Thl. 1, Lpz. 1863); Stein, «Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus» (2 Thle., Gött. 1864).

Platon, Metropolit von Moskau, einer der berühmtesten russ. Kanzelredner, wurde 5. Juli 1737 zu Tschaschnikowa bei Moskau aus der Familie Lewschin geboren, erhielt seine Erziehung in der geistlichen Akademie zu Moskau und trat 1758 in den Mönchsstand. Sehr bald zum Rector des Seminars im Troizkoikloster und dann zum Religionslehrer des Großfürst-Thronfolgers Paul Petrowitsch erwählt, schrieb er für seinen Zögling «Prawoslawnoje utschenie ili sokraschtschennaje Christianskaja Bogoslowia» (Petersb. 1765), einen Inbegriff der orthodoxen Kirchenlehre, der in mehrere europ. Sprachen übersetzt wurde. 1766 ward er Archimandrit des Troizkaiklosters, 23. Oct. 1770 Erzbischof von Twer und Kaschim und 1. Febr. 1775 erhielt er das Erzbisthum Moskau, seit 9. Juli 1787 mit dem Titel eines Metropoliten. In dieser Stellung, in welcher er bis kurz vor seinem Tode, 23. Nov. 1812, verblieb, bewies sich P. als toleranter und aufgeklärter Prälat, stiftete die Schulen zu Pocerwa, Swenigarod und Dmitrow und that auch viel zur Beförderung der russ. Literatur. Außer zahlreichen Predigten, von welchen nach und nach (1779—1807) 20 Bände herauskamen, ließ er eine russ. Kirchengeschichte (2 Bde., Mosk. 1805; 2. Aufl. 1823), ein Leben des heil. Sergius (Mosk. 1784), die Beschreibung einer 1804 unternommenen Reise durch Weiß- und Kleinrußland (Petersb. 1813) und anderes erscheinen. Von seinen Reden ist die zur Feier des Sieges bei Tschesme (1770) und besonders die bei der Krönung Alexander's I. (1801) gehaltene hervorzuheben. Vgl. Snegirew, «Shisn P.» (Mosk. 1831; neue Aufl., 2 Thle., Mosk. 1856).

Platonische Liebe nennt man das Verhältniß zweier Personen verschiedenen Geschlechts, welche eine gegenseitige Liebe ohne sinnliche Regungen verbindet. Dieser Ausdruck gründet sich

darauf, daß Plato bei der Geschlechtsliebe zwei in der Idee trennbare Seiten unterschied, die prosaische des sinnlichen Begehrens, und die poetische einer Erhebung des Gemüths und Beflügelung der Phantasie. Letztere Seite faßte Plato auf als ein ahnungsvolles Erschauen ewiger Schönheitsbilder aus unsterblichen Zuständen des Geistes und pries die Liebe von diesem Gesichtspunkte aus als ein Ermunterungsmittel zur Beschäftigung mit philos. und göttlichen Dingen.

Platow (Matwei Iwanowitsch, Graf), russ. General der Cavalerie und Hetman des donischen Heeres, geb. am Don 17. Aug. 1751 aus einer adelichen donischen Familie, die ursprünglich aus Griechenland eingewandert war. Er begann seine militärische Laufbahn in dem türk. Feldzuge von 1770, diente unter Suworow's Befehl 1782 und 1783 am Kuban und in der Krim, zeichnete sich 1788 bei der Einnahme von Otschakow, 1789 vor Akjerman und Bender und 1790 vor Ismail aus. 1801 von Alexander I. zum Generallieutenant und Hetman des ganzen donischen Heeres ernannt, bewies P. zugleich ein ausgezeichnetes Talent in Rücksicht auf die Civilverwaltung und gab unter anderm die Idee zur Verlegung der Hauptstadt der Kosacken nach Nowotscherkask an, welches unter seiner Leitung erbaut wurde. P. kämpfte sodann im Kriege gegen die Franzosen von 1805—7, bemächtigte sich im türk. Feldzuge von 1809 der Stadt Hirsowa und trug zu den Siegen bei Rassewat und Kalipetri bei. Insbesondere aber machte er sich einen berühmten Namen im Kriege von 1812, indem er 9. Juli den König von Westfalen bei den Flecken Mir und Romanowo zurückwarf, sich tapfer bei Borodino schlug, nach Vertreibung der Feinde aus Moskau sie ununterbrochen verfolgte und ihnen Schritt vor Schritt Verluste beibrachte, besonders bei Wjäsma, Dorogobusch, unweit des Dorfs Erzowo, bei Swenichi, Borissow, Poguljanka und Kowno. Nach Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Deutschland bemächtigte er sich der befestigten Städte Marienwerder, Marienburg, Dirschau und Elbing. Er brachte dem General Lefebvre 28. Mai 1813 bei Altenburg eine Niederlage bei und verfolgte nach der Schlacht von Leipzig den Feind bis an den Rhein. In Frankreich selbst erstürmte er Nemours, besetzte Arcis und Versailles und rückte mit der Armee der Verbündeten in Paris ein. In Anerkenntniß seiner Verdienste um Rußland wurde er 10. Nov. 1812 in den Grafenstand erhoben. Er starb 15. Jan. 1818 am Don in der elantschizkischen Slobode und wurde in Nowotscherkask begraben, wo ihm Kaiser Nikolaus 1853 ein Denkmal errichten ließ. Sein Leben ist von Smirnoi beschrieben worden (3 Bde., Mosk. 1821).

Plattdeutsch oder **Niederdeutsch** (Niedersächsisch) ist die Sprache des norddeutschen Tieflandes von der holländ. Grenze bis zur russisch-polnischen. Die südl. Grenze ihres Gebiets bestimmt eine etwa durch folgende Orte gezogene Linie: Aachen, Bonn, Kassel, Quedlinburg, Dessau, Wittenberg, Lübben, Fürstenberg, Meseritz, Thorn. Zieht man eine Linie von Meseritz bis Leba an der Ostsee, so ist der davon östlich liegende Theil des Sprachgebiets von poln. Distrieten durchsetzt, östlich von Königsberg auch von litauischen. Die ungefähre nördl. Grenze gegen das Dänische bildet eine Tondern treffende, westöstlich durch Schleswig gezogene Linie. Das Niederländische und Vlämische gehören durchaus in den Kreis der niederdeutschen Dialekte, werden aber als besondere Sprachen gezählt, weil sie Schriftsprachen sind und die sie Redenden politisch von Deutschland getrennt sind. Das Niederdeutsch unterscheidet sich von allen hochdeutschen Dialekten, also auch von der Schriftsprache dadurch, daß jenes auf der ersten, diese auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung (s. d.) stehen, die Consonanten des Niederdeutschen sind also wesentlich die des Gothischen, Englischen und der skandinav. Sprachen. Daraus ergibt sich auch das leichteste Unterscheidungsmerkmal vom Hochdeutschen; hat ein Dialekt t, wo hochdeutsch s steht, z. B. dat für das, oder k, wo hochdeutsch ch, p, wo hochdeutsch f, so gehört er, wenn auch vielleicht noch sehr von hochdeutschen Wörtern durchsetzt, zu den niederdeutschen. Die Vocale haben sich in den verschiedenen niederdeutschen Dialekten sehr verschieden und mannichfaltig gestaltet und können nie als entscheidendes Merkmal gebraucht werden. Bis zur Reformation war das Niederdeutsche allgemeine Schriftsprache innerhalb der angegebenen Grenzen, von der Zeit an werden die Drucke immer seltener und hören mit dem Anfange des 17. Jahrh. ganz auf. Seitdem hat das Hochdeutsche, in allen ursprünglich niederdeutschen Districten allgemeine Schriftsprache, sich auch als Umgangssprache der gebildetern Stände geltend gemacht und verdrängt das Niederdeutsche mehr und mehr. An größern Schriftdenkmälern ist aus dem ältesten Zeitraume nichts erhalten als der Hêliand (s. d.). Auch der zweite Zeitraum, der mittelniederdeutsche, ist arm an Werken, denn an den Höfen verstand und pflegte man die oberdeutsche Sprache, welche rasch ein solches Uebergewicht erlangt hatte (s. Deutsche Sprache), daß nicht nur ihre Meisterwerke keiner Uebersetzung ins Niederdeutsche bedurften, sondern daß

selbst Dichter niederdeutscher Herkunft, sobald sie für höfische Kreise dichten wollten, der oberdeutschen Sprache sich bedienten. Es blieb also die mittelniederdeutsche Literatur im wesentlichen beschränkt auf die Bedürfnisse des Bürgerstandes und des täglichen Lebens. Deshalb bilden Reimchroniken, lehrhafte Gedichte und Rechtsbücher ihren Hauptbestand; und wenn sie ja hinübergriff in die höhern poetischen Gebiete der Epik, Lyrik und Dramatik, so zeigt sie zwar nicht selten einen frischen volksthümlichen Zug des Witzes und Humors, vermag aber weder den innern Gehalt noch die künstlerische Form der bessern unter den gleichzeitigen hochdeutschen Dichtungen zu erreichen. Erwähnung verdienen aus diesem Zeitraume unter den Reimchroniken die Gandersheimer Chronik des Pfaffen Everard um 1216 (bei Leibniz, «Scriptores Brunsvicenses», Bd. 3, und in Harenberg's «Historia Gandershemensis», Hannov. 1734) und eine Chronik der Fürsten von Braunschweig um 1280 (bei Leibniz, auch herausg. von Scheller: «De Kronica van Sassen», Braunschw. 1826), welche jedoch beide hinter Gottfried Hagen's niederrhein. Chronik von Köln, um 1270 (herausg. von Grote, Köln 1834), zurückstehen. Unter den prosaischen Chroniken behaupten den Vorrang die Lübische des Franciscaner Lesemeisters Dethmar zu Lübeck (mit ihren Fortsetzungen herausg. von Grautoff, 2 Bde., Hamb. 1829) und die wichtige Magdeburger Schöppenchronik. Unter den Rechtsbüchern steht obenan die Sippe des magdeburgischen Rechts, an ihrer Spitze der «Sachsenspiegel» (s. d.), der dann die Rechtsquellen von Lübeck, Braunschweig, Goslar, Bremen und andere sich anschließen. Unter den Dramen zeichnen sich aus das «Spiel van der Upstandinge» (herausg. von Ettmüller, 1851) und der Theophilus (herausg. von Hoffmann, 1853). Als Glied der deutschen Heldensage ist beachtenswerth das Lied von «Koninc Ermenrikes dôt» (herausg. von Gödeke, 1851). Außerordentliche literarhistor. Bedeutung gewannen zwei gegen Ende des Zeitraums entstandene Werke, der nach dem Niederländischen bearbeitete «Reineke» (s. d.) und der «Eulenspiegel» (s. d.). Auch im 16. Jahrh. noch wurde eine ziemliche Anzahl von Werken, namentlich theol. und histor. Inhalts, in niederdeutscher Sprache geschrieben, wie die «Pommersche Chronik» des Thomas Kantzow (herausg. von Böhmer, Stettin 1835), die «Chronik des Landes Dithmarschen», von Joh. Adolfi, genannt Neocorus (herausg. von Dahlmann, 2 Bde., Kiel 1827), worin auch die berühmten Volkslieder der Dithmarschen enthalten sind, die «Hamburgische Chronik» des Reimar Kock u. a. Die letzte niederdeutsche Bibel wurde 1622 zu Lüneburg gedruckt. In neuester Zeit hat die plattdeutsche Literatur durch Klaus Groth (s. d.), namentlich aber durch Fritz Reuter (s. d.) einen neuen Aufschwung bekommen. Die Sprache zeigt sich als vortrefflich geeignet zur Darstellung des niederdeutschen Volkslebens; alle Versuche, ihr in der Literatur weitere Geltung zu verschaffen, sind verfehlt. Eine wissenschaftliche Behandlung ist der niederdeutschen Mundart und Literatur nur erst spärlich und bei weitem nicht nach Verdienst zutheil geworden. Kinderling's für seine Zeit vortreffliche «Geschichte der niedersächs. oder sog. plattdeutschen Sprache» (Magdeb. 1800) hat bisjetzt niemand zur Nachfolge gereizt. An einer umfassenden grammatischen und lexikalischen Bearbeitung des Niederdeutschen fehlt es noch. Von dem großangelegten «Wörterbuch der niederdeutschen Sprache» von Kosegarten (Greifsw. 1857) sind nur einige Hefte erschienen. Aeltere Versuche sind: «Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs» (von Tiling u. a., 5 Bde., Brem. 1767 fg.); Schütze, «Holstein. Idiotikon» (3 Thle., Hamb. 1800 fg.); Richey, «Idioticon Hamburgense» (Hamb. 1743; 2. Aufl. 1755); Dähnert, «Plattdeutsches Wörterbuch nach der pommerschen und rügischen Mundart» (Stralf. 1781); Strodtmann, «Idioticon Osnabrugense» (Lpz. und Altona 1756); Ritter, «Grammatik der mecklenburg.-plattdeutschen Mundart» (Neustrelitz 1829). In neuerer Zeit kamen hinzu: die Wörterbücher von Schambach über die Mundart der Fürstenthümer Grubenhagen und Göttingen (Hannov. 1858), von Danneil über die der Altmark (Salzwedel 1859) und von Stürenburg über die Ostfrieslands (Aurich 1857), sowie die grammatischen Arbeiten von Wiggers (2. Aufl., Hamb. 1857) und Marahrens (Altona 1858). Ein reichhaltiges Verzeichniß der niederdeutschen dialektologischen Literatur gibt Hoffmann von Fallersleben in seinem «Grundriß der deutschen Philologie» (Bresl. 1836). Nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist Scheller's «Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache» (Braunschw. 1826).

Plattensee, ungar. Balaton, der bedeutendste See in Ungarn und der größte in Südeuropa, hat in seiner nordöstl. Erstreckung, zwischen dem Somogyer, Szalader und Veßprimer Comitat, nach neuern Vermessungen eine Länge von 10, eine größte Breite von 4 M. und mit Einschluß der anliegenden Sümpfe ein Areal von 24 Q.-M. Er ist bis 36 F. tief, wird aber seines unruhigen Wassers wegen nur wenig zur Schiffahrt benutzt, seit 1817 indeß mit einem Dampfboote befahren. Er hat süßes Wasser, friert in strengen Wintern zu, nährt eine große

Menge schmackhafter Fische, und an seinen Ufern halten sich viel Wasservögel auf. Der in die Donau fließende Sio kann nicht als eigentlicher Abfluß des Sees gelten, da er zu klein und die Neigung des Seebeckens zu gering ist. In neuerer Zeit sind Regulirungen der Ufer und Trockenlegung der Sümpfe wiederholt und mit günstigem Erfolge unternommen worden. Die nördl. und nordwestl. Ufer werden von Hügel- und Bergreihen umzogen, die übrigen sind flach. Dort sind ausgedehnte Weingärten, hier wechseln fette Wiesengründe mit reichen Mais- und Weizenfeldern. Die Gegend ist reich an seltenen Pflanzen und mineralog. Schätzen. An den P. knüpfen sich viele romantische Sagen der Magyaren theils aus der dunkeln Vorzeit, theils aus den Türkenkriegen. Die interessantesten Punkte am See sind die Abtei Tihany und der Badeort Füred am nördl. Gestade, sodann der Flecken Keszthely am westl. Ufer im Szalader Comitat, mit 4000 E. Der Ort hat ein gräfl. Festetics'sches Schloß nebst auserlesener Bibliothek, Klöster der Franciscaner, Prämonstratenser und barmherzigen Brüder, ein Gymnasium, eine vortrefflich eingerichtete landwirthschaftliche Lehranstalt, Weinbau, Marmorbrüche und ein Schwefelbad. Während der Kriegsjahre 1848 und 1849 waren die Gegenden um den See mehrmals Schauplatz blutiger Kämpfe.

Platterbse, s. Lathyrus.

Plattform (franz. plate-forme, engl. platform) nennt man im allgemeinen jede Abplattung eines höhern Gegenstandes, z. B. die abgeflachte Kuppe eines Hügels, die an einem Berge hinlaufende Terrasse, namentlich aber das platte Dach eines Hauses. In Nordamerika bezeichnet man mit P. den erhabenen Standpunkt des Redners in polit. Parteiversammlungen, also die Rednerbühne, dann aber auch das Programm, welches von der Rednerbühne herab erörtert und von der Versammlung angenommen wird.

Plattfuß nennt man theils den Unterfuß des Menschen überhaupt (d. h. die den Fußboden mit Hacke und Zehen betretende unterste Partie des menschlichen Beins), theils eine Verunstaltung dieses Körpertheils, wobei derselbe mit seinem innern Rand und seiner Sohle den Boden beim Auftreten berührt, während ein schöngebauter und geschickter Fuß an dieser (innern) Seite eine bedeutende Wölbung (Hohlung) zeigt und den Boden nur mit einem kleinen Theile seines äußern Randes berührt. Höhere Grade der Plattfüßigkeit sind mit Einwärtsknickung der Kniee (X-Beine) verbunden. Immer bewirkt diese Deformität einen häßlichen breiten Fuß und macht zum Springen und zu weitem Marschiren ungeschickt, daher militäruntüchtig.

Plattiren nennt man das Verfahren, wodurch man geringere Stoffe mit einer dünnen Schicht bessern Stoffs überzieht, um ihnen das Ansehen zu geben, als wären sie durchgängig von besserm gefertigt. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck P. bei Metallen, wo man Kupfer, Messing, Eisen mit dünnen Gold- oder Silberplatten überzieht. Das Verfahren unterscheidet sich von dem Vergolden oder Versilbern dadurch, daß das edle Metall in starken Blättern aufgelegt wird, also einen dicken Ueberzug bildet. Plattirter Draht wird hergestellt, indem man eine Kupferstange stark plattirt und nun daraus den Draht zieht. Dieselbe Methode wendet man auf flache Gegenstände an, indem man starke Kupferplatten stark plattirt und zu dünnem Bleche auswalzt, aus welchem man dann durch Drücken auf der Drehbank oder durch Pressen die Gegenstände formt. Die besten plattirten Waaren fertigte man sonst in Birmingham; doch kamen später die Fabrikate von Wien und Berlin den englischen an Güte gleich. Die pariser Plattirung zeichnete sich meist mehr durch geschmackvolle Bearbeitung und Wohlfeilheit als durch Haltbarkeit aus. Gegenwärtig, nach Einführung der galvanischen Vergoldung und Versilberung, werden eigentliche plattirte Waaren kaum gemacht, und was man jetzt etwa unter dem Namen Plattirung verkauft, ist regelmäßig auf galvanischem Wege vergoldet oder versilbert.

Plattmönch ist der Name eines Singvogels, welcher zu der Gruppe der Grasmücken (s. d.) in der Familie der Sänger gehört und im System den Namen Mönchsgrasmücke (*Sylvia atricapilla*) führt. Er ist leicht daran zu erkennen, daß beim Männchen der Oberkopf schwarz, beim Weibchen und jungen Vogel aber braun ist, wodurch gleichsam ein Käppchen gebildet wird, das Veranlassung zum Namen des Vogels gab. Die Kehle ist weißgrau, Wangen und Seiten des Halses licht aschgrau, die obern Theile des Körpers grünlich-braungrau, die grauen Schwanzfedern haben einen Saum von der Farbe des Rückens. Die Länge beträgt wenig mehr als sechs Zoll. Der P. gehört zu den besten Sängern buschreicher Nadel- und Laubwälder in den Gebirgen und Ebenen Europas bis Lappland hinauf. Im letzten Drittel des April kommt er aus dem Süden zu uns und zieht im September wieder dahin zurück. Seine Nahrung besteht aus Insekten; daneben liebt er besonders die Kirschen sowie auch mancherlei Beeren. Das Nest enthält fünf bis sechs schwach röthlichweiße, dunkel gefleckte Eier. Der Gesang des Vogels zeigt

vielerlei Abwechselung und zeichnet sich besonders durch eine weit lauter als das übrige klingende fröhliche, flötende Strophe aus.

Platzmajor heißt derjenige Offizier, welcher in größern Städten oder Festungen den Garnison- und Wachdienst anzuordnen, die Parole, die er vom Commandanten empfängt, auszugeben, die Arrestlocale zu inspiciren, zuweilen auch Quartierangelegenheiten, besonders bei Durchmärschen, mit zu besorgen hat. Gewöhnlich bekleidet ein Hauptmann diese Function; doch kann es auch ein Stabsoffizier sein.

Plauen, eine ansehnliche Fabrikstadt im Kreisdirectionsbezirk Zwickau des Königreichs Sachsen, früher Hauptstadt des Voigtländischen Kreises, liegt in einem schönen Thale an der Weißen Elster und der Sächsisch-Bairischen Staatsbahn und zählte Anfang 1867 bereits über 20000 E. (18590 im J. 1864, gegen 16166 im J. 1861). Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Hauptkirche zu St.-Johannis mit zwei Thürmen und das alte hochgelegene Schloß hervorzuheben. Die Stadt ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, eines Hauptsteueramts und anderer Behörden, ferner einer Superintendentur sowie einer Handels- und Gewerbekammer. Von Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein Gymnasium mit Realschule, ein Schullehrerseminar, eine Baugewerkenschule, eine Handelsschule, eine Webschule, eine Sonntagsschule. P. ist gegenwärtig der Hauptort in Deutschland für die Weberei weißer Baumwollwaaren (Plauensche Waaren), insbesondere der feinern glatten, wie Musseline, Mulls, Jaconets und Batiste, und der brochirten, wie namentlich der Gardinen, ferner für Weißstickerei und die Fabrikation sog. Confectionswaaren. In neuerer Zeit ist sowol die Weberei als die Stickerei entschieden zum mechan. Betriebe übergegangen. Anfang 1867 waren fünf größere mechan. Webereien für glatte und brochirte Stoffe und 13 mechan. Stickereien mit mehr als 100 Stickmaschinen vorhanden. Außerdem bestehen zu P. noch bedeutende Bleichereien, Färbereien und Appreturen, eine Baumwollspinnerei, eine Zwirnerei und eine sehr bedeutende Streichgarn- und Vigognespinnerei.

Plauenscher Grund heißt im Königreich Sachsen, im Kreisdirectionsbezirk Dresden, das fast 3 St. lange, von der Weißeritz bald als reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als klarer Forellenbach durchrauschte Thal, welches beim Dorfe Plauen (1116 E.) unweit Dresden beginnt und bis Tharand sich hinzieht und dem Naturfreunde, dem Geologen, dem Botaniker, dem Landwirthe vielseitigen Genuß wie reiche Belehrung darbietet. Der tiefe, von Nordost nach Südwest sich hinziehende Thalgrund verdankt seine Gestaltung ohne Zweifel den gewaltsamen Umwälzungen diluvianischer Wasserfluten. Im engern Sinne versteht man jedoch unter dem Plauenschen Grunde blos das zwischen Potschappel und Plauen befindliche enge Felsenthal. Hier besteht das die Felsen bildende Gebirge auf beiden Seiten aus Syenit. Ueber dem Syenitgebirge findet sich zuerst ein Sandsteinflötz, welches hier und da bis 40 Ellen aufsteigt, über diesem ein 2—4 Ellen hohes Syenitgeschiebe, das aus zertrümmerten Syenitstücken besteht. Auf diesem Conglomerate endlich liegt ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt, das aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes in horizontalen Schichten sich hinaufzieht. Bei Potschappel schließt sich an das Syenitgebirge, dessen zahlreiche Steinbrüche Dresden mit Pflastersteinen versorgen, eine Steinkohlenformation an, welche von mächtigen Bänken des Rothliegenden bedeckt ist, das in der weithin sichtbaren Kuppe des Windbergs bis 1082 F. über die Nordsee emporragt und sich bei Hainsberg an das tharander Gneisgebirge anlehnt. Der gegenwärtig von der Albertsbahn durchschnittene Plauensche Grund ist ein Hauptcentrum der Industrie Sachsens und eine der volkreichsten Gegenden dieses Landes. Außer einer Menge Bergwerke, welche die bereits im 16. Jahrh. bei Pesterwitz zuerst entdeckten Steinkohlenflötze abbauen, gibt es hier in den volkreichen Ortschaften Potschappel (2672 E.), Burgk (1667 E.), Pesterwitz (1767 E.), Zaukeroda (1124 E.), Döhlen (1691 E. und Gerichtsamt), Deuben (3687 E.), Niederhäßlich (1243 E.) u. s. w. eine große Anzahl industrieller, durch die Kohlenproduction hervorgerufener Etablissements, wie die Friedrich-August-Hütte bei Potschappel (Eisenhütte mit Schlackenbädern verbunden), die Felsenkeller-Bierbrauerei bei Plauen, die 1856 errichtete Gußstahlfabrik bei Döhlen, die Glasfabrik in Potschappel, die Sammtfabrik in Deuben, die Thode'sche Papierfabrik in Hainsberg, eine der größten Europas, drei große Rothgarnfärbereien u. s. w. Die Bevölkerung des Plauenschen Grundes zählt über 20000 Seelen, darunter beinahe 4000 Bergleute. Das Kohlenbecken von Potschappel und Zaukeroda ist das zweite in Sachsen (das zwickauer ist größer) und für den freiberger Berg- und Hüttenbetrieb von der größten Wichtigkeit. Zur Erleichterung des Transports der Kohlen nach der Elbe wurde der 1835 vollendete schiffbare Elbstollen gegraben, welcher beim Kunstschachte in Zaukeroda 24 Lachter tief unter der

Erde beginnt, eine Länge von 10000 Ellen hat und zwischen Brießnitz und dem Schusterhause unterhalb Dresden in die Elbe mündet.

Plautus (Titus Maccius), einer der ältesten röm. Lustspieldichter, geb. gegen 260 v. Chr. zu Sarsina in Umbrien, lebte zu Rom anfangs als Aufwärter einer Schauspielertruppe. Nachdem er das Geld, was er sich dadurch verdient, durch Handelsspeculationen verloren hatte, gerieth er in so dürftige Umstände, daß er sich in einer Stampfmühle verdingen mußte, wobei er zunächst des Gelderwerbs wegen Lustspiele dichtete. Er starb 184 v. Chr. Von den vielen Komödien, die im Alterthume unter seinem Namen gingen, besitzen wir noch die vom Grammatiker Varro als unbedingt echt ausgeschiedenen 21, bis auf die «Vidularia», vollständig; das in einigen Handschriften unter dem Namen des P. erhaltene Stück «Querulus» ist ein Machwerk des frühen Mittelalters. Sämmtlich mehr oder minder freie Nachbildungen griech. Originale, deren je zwei bisweilen zu einem zusammengeschmolzen wurden, tragen sie doch ein echt röm. Gepräge. Mit einer Fülle unmittelbar aus dem Volksleben geschöpfter Anschauungen, mit einem nie versiegenden, immer frisch sprudelnden Witze, mit einem raschen, spannenden Dialog, der bei allem Reichthum allgemeingültiger Lebensregeln und Sentenzen doch der dramatischen Entwickelung nie hemmend in den Weg tritt, entrollt der Dichter vor seinen Zuschauern ein Bild des heitersten Lebens, das freilich vom Standpunkte des niedrigen röm. Publikums, dessen Lachlust es zu reizen bestimmt ist, beurtheilt werden muß, nicht vom Standpunkte des modernen ästhetischen Gefühls, das durch zahlreiche Derbheiten und arge Obscönitäten beleidigt wird. Unbestritten bleibt dem P. die Meisterschaft, mit welcher er die vor ihm noch rohe und unbeholfene Sprache sowol wie Verskunst seinem Zwecke theils neu schaffend, theils weiter ausbildend dienstbar zu machen wußte; sagte doch schon Varro, daß die Musen, hätten sie lateinisch reden wollen, sich der Sprache des P. bedient haben würden. Die ältern Ausgaben sind jetzt vollständig antiquirt durch die epochemachende Leistung Ritschl's, von dessen Ausgabe seit 1849 drei Bände erschienen sind. Ein Vorläufer derselben waren dessen «Parerga Plautina» (Bd. 1, Lpz. 1845). Eine treffliche Textausgabe von 10 Stücken hat Fleckeisen besorgt (2 Bde., Lpz. 1856). Eine gute Charakteristik des P. gaben Lessing in der «Abhandlung von dem Leben und den Werken des P.» in seinen «Werken» (Bd. 22) und ein Ungenannter im «Rheinischen Museum für Philologie» (Jahrg. 1852). Deutsche Uebersetzungen haben Köpke (2 Bde., Berl. 1819—20), Rapp (6 Bde., Stuttg. 1838—44), Rost («Neun Lustspiele des P.», herausg. von Lipsius, Lpz. 1836) und Donner (Bd. 1, Lpz. 1864) geliefert.

Plebiscit (vom lat. plebiscitum, Volksbeschluß) heißt in Frankreich eine Abstimmung des gesammten Volks in örtlichen Abtheilungen. Auf diesem Wege wurden der Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799), sodann die Constitution des J. VIII., später auch die Senatusconsulte bestätigt, welche auf Napoleon I. das lebenslängliche Consulat und nachher die Kaiserkrone übertrugen. In gleicher Weise ließ Napoleon III. (s. d.) den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 anerkennen und das Senatusconsult bekräftigen, welches ihm 1852 die Kaiserkrone übertrug.

Plebs. Die Gemeinde der Plebejer bildete sich im alten Rom als nach der Zerstörung von Albalonga durch Tullus Hostilius und der Unterwerfung eines Theils von Latium durch Ancus Martius dem röm. Staate eine große Anzahl von freien Angehörigen zugeführt wurde, die theils in Rom auf dem cölischen und aventinischen Hügel sich ansiedelten, theils in ihren alten Wohnsitzen verblieben, und zwar nicht zu dem Populus der Patricier (s. d.), aber auch nicht in deren Clientel (s. d.) traten, sondern, vielleicht unter dem besondern Schutze der Könige, eine Gemeinde von kriegsdienstpflichtigen, sonst aber politisch unberechtigten Grundbesitzern bildeten. Servius Tullius erhob sie zu eigentlichen Bürgern (cives), sorgte für ihre innere Ordnung durch die Einrichtung der Tribus (s. d.), gab ihnen das Recht des röm. Vermögensverkehrs (commercium) und nahm sie in die Klassen und Centurien auf, in deren Comitien (s. d.) er ihnen Stimmrecht (suffragium) ertheilte. Das Connubium mit den Patriciern und das Recht auf höhere Staatsämter (honores) war ihnen in den ersten Zeiten des Freistaats noch versagt, und sie erscheinen so als minderberechtigte, den Hauptstamm der röm. Heere ausmachende, von der Benutzung der Staatsländereien ausgeschlossene Neubürger, welche die Last des Kriegsdienstes und der unvergoltenen Besteuerung schwer drückte. Daraus entstehende Verarmung, die Härte des alten Schuldrechts und die Willkür der Magistrate trieb die P. 494 v. Chr. zur bewaffneten Auswanderung und zum Beziehen eines Lagers auf dem Heiligen Berge, was die Anerkennung als besondern Stand und die Bewilligung eigener Magistrate, der Tribunen (s. d.), zur Folge hatte. Die Tribunen sollten zunächst nur örtliche Gemeindevorstände sein und den einzelnen gegen obrigkeitliche Ausschreitungen, besonders mit Hülfe des Provocationsrechts, Schutz ge-

währen. Sehr bald dehnten sie aber ihre Befugnisse weiter aus, sodaß vor die Versammlungen der P., die Tributcomitien, auch allgemeine Angelegenheiten gezogen und deren Beschlüsse als Plebiscite (plebiscita) mit den Gesetzen der Centuriatcomitien (populiscita) gleiche Wirksamkeit erlangten. An den Tributcomitien nahm jetzt auch das Patriciat theil, doch wurde die P. immer nach dem Populus, d. h. dem in den Centuriatcomitien von den höhern Klassen geführten Volke, entgegengesetzt. Das Verbot des Connubiums mit den Patriciern hob das Canulejische Plebiscit 445 auf; das Streben nach den höchsten Staatsämtern wurde aber durch die Einführung consularischer Militärtribunen, wozu auch Plebejer wählbar sein sollten, keineswegs befriedigt. Erst 366 begründen die Licinischen Gesetze hierin einen wesentlichen Fortschritt, indem sie der P. eine Stelle im Consulat und die antheilige Benutzung des Staatslandes gewährten. Zwar fehlte es in der nächsten Zeit nicht an Versuchen, den Plebejern das Gewonnene zu schmälern, was nach 286 eine zweite Secession dieses Standes auf den Janiculus und ein Ausgleichungsverfahren durch den Dictator Hortensius veranlaßte. Dies konnte aber nicht hindern, daß die Plebejer endlich auch zu den übrigen Magistraturen und den wichtigsten Priesterwürden Zugang erhielten und daß der Unterschied zwischen ihnen und den Patriciern seine Bedeutung verlor. Aus beiden Ständen gingen seitdem die Nobiles (s. d.) als neuer Amtsadel hervor, und von dem verschmolzenen Volke hoben sich nur noch die senatorischen und ritterlichen Familien als besondere Gesellschaftsklassen (ordines) ab. Hiernach kam eine neue Bedeutung des Worts plebs in Aufnahme, indem dasselbe nunmehr die weder zum ordo senatorius noch zum ordo equester Gehörigen bezeichnete. Die Herabsetzung der Freigelassenen im Verhältniß zu den Freigeborenen hinsichtlich des vollen Gebrauchs der Bürger- und Ehrenrechte, das Streben, sie auf die tribus urbanae zu beschränken, und der Umstand, daß die nach röm. Ansicht den Landwirthen nachstehenden Gewerbtreibenden meistens den städtischen Tribus angehörten, brachte eine niedrigere Stellung dieser letztern im Verhältniß zu den ländlichen Tribus und damit einen Unterschied zwischen plebs urbana und plebs rustica hervor. Innerhalb jener hatte mit der Zeit, als Rom sich ausdehnte und das Sittenverderbniß eindrang, vorzüglich die große Masse der niedern, von Getreide- und andern Spenden lebenden Bevölkerung das Uebergewicht; die andern schlaffen namentlich die kleinern Landwirthe und die Bürger der Municipien in sich. Sie wurden höher geachtet, und in ihnen erhielt sich auch lange der ehrenwerthe Geist der alten P. Zur Kaiserzeit hießen **Plebeji** die Bürger der Municipien, im Gegensatze zu den Decurionen (s. d.), und zu allerletzt die gemeinen Leute (humiliores, tenuiores) gegenüber den Standespersonen (honestiores). Im Mittelalter wird das unfreie und steuerbare Volk misera plebs contribuens genannt, welche Bezeichnung das ungar. Staatsrecht bis 1847 für die nicht Wahl- und Landtagsfähigen fortführte.

Pleißnerland hieß im Mittelalter der zu beiden Seiten der Pleiße gelegene Landstrich, welcher hauptsächlich das gegenwärtige Amt Altenburg und die Städte Leisnig, Kolditz, Waldenburg, Crimmitschau und Werdau nebst ihren Pflegen im heutigen Königreich Sachsen umfaßte. Auch gehörten dazu die freien Städte Altenburg, Chemnitz und Zwickau. Bis zur Eroberung durch König Heinrich I. bildete dieser Strich den sorbischen Gau Plisni, jedoch mit abweichender Grenze. Nach der Eroberung wurde er bis zur Auflösung der deutschen Gauverfassung an Kaisers Statt durch sog. Richter des P. (judices terrae Plisnensis) verwaltet. Nach vielen wechselnden Schicksalen unterwarf sich Markgraf Friedrich der Gebissene, nachdem sich 1307 bei Lucka die kaiserl. Macht gebrochen, das Land, von dem er sich nun den Titel eines Herrn des P. beilegte. Die Markgrafen von Meißen blieben auch infolge der Verheirathung des Landgrafen Friedrich mit des Kaisers Tochter Mathilde im Besitze des Landes, das sie später theils dem Osterlande (s. d.), theils der Markgrafschaft Meißen einverleibten. Vgl. Limmer, «Entwurf einer Geschichte des gesammten P.» (2 Bde., Gera 1830—31). Der Fluß **Pleiße** entspringt bei Ebersbrunn, 1 M. südsüdwestlich von Zwickau, in 1320 F. Meereshöhe, berührt die Städte Werdau, Crimmitschau, Gößnitz, Rötha und Leipzig, nimmt in seinem Unterlaufe rechts die Wihra, bei Leipzig die Parthe auf und mündet nach einem 12 M. langen Laufe $^3/_4$ St. im Nordwesten von Leipzig zwischen den Dörfern Gohlis und Mödern in die Elster (s. d.).

Plejāden, die Töchter des Atlas und der Pleione, sieben an Zahl, gaben sich aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden (s. d.), oder über das Geschick ihres Vaters selbst den Tod und bildeten, von Zeus an den Himmel versetzt, das Siebengestirn. Nach einer andern Sage waren sie Gefährtinnen der Artemis, wurden nebst ihrer Mutter von dem Jäger Orion verfolgt, auf ihr Flehen in Tauben verwandelt und dann unter die Sterne versetzt. Ihre Namen sind Elektra, Maja, Taygete, Alkyone, Keläno, Sterope und Merope. Der Name wird gewöhn-

lich von dem griech. Worte plein, d. i. schiffen, hergeleitet, weil die Schiffahrt mit dem Aufgang des Siebengestirns am 11. Mai begann und mit seinem Untergang am 26. Oct. schloß.

Plektron (lat. Plectrum) hieß bei den Alten das aus Holz, Elfenbein oder Gold bestehende dünne Stäbchen, womit der Spielende die Saiten der Phorminx, des ältesten harfenähnlichen Instruments bei den Griechen, und der Zither anschlug.

Plenum (lat.) heißt so viel wie voll, daher Plenarversammlung die Versammlung eines ganzen Collegiums, um wichtigere Angelegenheiten zu erledigen, welche der Entscheidung durch bloße Abtheilungs- oder Ausschußversammlungen entzogen sind. Das P. des Deutschen Bundestags bestand zwar aus denselben Mitgliedern wie die Engere Versammlung, allein das Stimmenverhältniß war hier ein anderes, indem jeder souveräne Staat im P. eine Stimme, die größern aber mehrere hatten.

Pleonasmus, eigentlich Ueberfluß, eine rhetorische Figur, besteht im Gegensatz zur Ellipse (s. d.) darin, daß der Sprechende oder Schreibende mehr gibt, als zur Deutlichkeit nothwendig erfordert wird, und ist von der Tautologie (s. d.) wohl zu unterscheiden. Bei correcten Schriftstellern ist diese Figur nie zwecklos, sondern dient bei dem Gebrauche scheinbar überflüssiger Eigenschafts- oder Bestimmungswörter, bei der Nebeneinanderstellung nahe verwandter Begriffe u. s. w. zur Erreichung rednerischer Zwecke, besonders zur Hebung des Nachdrucks, und wird blos dann zum Fehler, wenn sie in Geistesarmuth, Affectation oder Nachlässigkeit ihren Grund hat. Schon die alten Grammatiker trieben in der Erklärung einen großen Misbrauch damit und rechneten sogar Steigerungen, wie: «Ich bitte und beschwöre dich», zu den eigentlichen Pleonasmen. Auch hat jede Sprache gewisse eigenthümliche Verbindungen und Redeweisen, die man pleonastische nennen kann, z. B.: «Zum guten Glücke» oder: «Ich habe es mit diesen meinen Augen gesehen.»

Plesiosaurus ist ein ausgestorbenes Reptiliengeschlecht genannt worden, dessen Ueberreste vom Lias bis zur Kreide gefunden worden sind. Diese Thiere besaßen einen verhältnißmäßig sehr langen, schlangenartigen Hals, einen kleinen Kopf mit großen Augen und wirkliche Flossen statt der Füße, ähnlich wie die Ichthyosauren, von denen sie sich am meisten durch den langen Hals und den kurzen Schwanz unterscheiden. Die zahlreichen Zähne waren dünn, spitz, etwas hakenförmig nach hinten gekrümmt und längsgestreift. Die Skelette dieser Thiere liegen in den Steinschichten gewöhnlich auf dem Bauche und strecken alle vier Flossen weit von sich. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß ihr Körper sehr abgeplattet von oben nach unten war, und man hat deshalb das Thier mit einer durch eine Schildkröte gezogenen Schlange verglichen, deren Kopf und Schwanz weit hervorragten. Die Arten erreichen gewöhnlich nur 5—10 F. Länge.

Pleskow oder **Pskow**, seit 1777 ein Gouvernement des europ. Rußland, welches einen Theil des alten Großfürstenthums Nowgorod, nämlich das alte Fürstenthum P. begreift und von den Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Twer, Smolensk, Witepsk und Livland begrenzt wird. Das Land ist eben, nur an wenigen Stellen hügelig, meist sandig, zum Theil sumpfig, dabei culturfähig und von ziemlich wasserreichen Flüssen bewässert, die theils, wie der Lowat und Schelon, in den Ilmensee, theils, wie die Welikaja, in den $14\frac{1}{2}$ Q.-M. großen Pskowersee fallen, welcher gegen Norden durch einen $3\frac{1}{2}$ M. langen und $\frac{1}{3}$ bis über 1 M. breiten Wasserzug mit dem Peipussee in Verbindung steht. Ackerbau bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner, die auch Hanf, Flachs, alle Arten Gemüse und die gewöhnlichern Obstarten ziehen. Die Wälder bergen nur weniges Wild, desto mehr Beeren und Pilze, die, sowie eine Art von Fischen, die sog. Löffelstinte, woran die Flüsse reich sind, weit durch das Land verschickt werden. Die Industrie ist unbedeutend, auch der Handel nicht sehr erheblich. Die Einwohner sind meist Russen, auch findet man an den Gestaden des Pskowersees einige Esten und in den Städten Deutsche. Das Gouvernement, welches in acht Kreise zerfällt, zählt (1863) auf 816,13 Q.-M. (davon 17,96 Wasser) 718907 E., von denen, abgesehen von dem 4716 E. zählenden Possad Solzy, nur 44260 den Städten angehören. Die Hauptstadt des Gouvernements ist Pskow am rechten Ufer der Welikaja, $38\frac{4}{7}$ M. im SSW. von Petersburg, der Sitz des griech. Erzbischofs von P. und Livland sowie eines Civilgouverneurs. Die Stadt zählt 16807 E. und hat einen ganz aus Stein erbauten Kreml und feste Mauern, breite Straßen, 42 Kirchen, 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium, 2 Kreis- und 2 Kirchspielsschulen, 4 Klöster, 1 Waisenhaus und 1 Zuchthaus sowie 1 steinernen Bazar. Man verfertigt gute Juchten, Leinwand und Segeltuch und treibt lebhaften Handel zu Wasser nach Narwa, zu Lande nach Petersburg. Jährlich wird im Februar ein bedeutender Markt abgehalten. Unter den Gebäuden zeichnen sich die mit versilberten Kuppeln gezierte Kathedrale, das großartige Gouvernementsgebäude und

das palastartige Gebäude des Priesterseminars aus. P. hatte früher eine republikanische Verfassung, stand mit der Hansa in lebendigem Verkehr und zählte einst 60000 E. 1509 wurde es aber durch Iwan Wassiljewitsch erobert und auf immer mit dem russ. Reiche vereinigt, und seitdem ist es nach und nach gesunken.

Pleß, eine Standesherrschaft, die 1847 vom Könige von Preußen zum Fürstenthume erhoben wurde, umfaßt (an Oesterreich, Schlesien und Galizien grenzend) beinahe den ganzen Plesser und einen Theil des Beuthener Kreises des Regierungsbezirks Oppeln in der preuß. Provinz Schlesien und zählt auf 20 Q.-M. über 70000 E., die, mit Ausnahme der Bewohner der beiden Städte Pleß und Nicolai, sämmtlich polnisch sprechen. Der im ganzen ebene, meist lehmige und sandige Boden wird von einer Menge Teiche und kleiner Flüsse durchschnitten, trägt Kartoffeln und nur wenig Getreide, ist aber reich an Nadelholz und Mineralien. Der zwischen mehrern Seen gelegene Hauptort P., eine Kreisstadt mit 3494 E., der Sitz der fürstl. Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, eines Landrathamts, Kreisgerichts, fürstbischöfl. Commissariats, hat ein schönes Schloß mit Garten und Orangerie, drei Kirchen, starke Tuchmacherei, Wollspinnerei und Fabriken für Zucker, Bleiweiß und Chemikalien. Die Standesherrschaft, deren Besitzer einen Antheil an den drei Curiatstimmen auf dem schles. Provinziallandtage hat, gehörte seit 1548 den Reichsgrafen von Promnitz, von welchen Graf Erdmann seine Tochter an den Fürsten August Ludwig von Anhalt-Köthen vermählte. Dieser hinterließ zwei Söhne, Karl Georg Lebrecht und Friedrich Erdmann, von denen der letztere durch eine Schenkung seines Großvaters mütterlicherseits 21. Juni 1765 die freie Standesherrschaft P. erhielt, wodurch er der Stifter der Linie Anhalt-Köthen-P. wurde. Als diese 1841 mit dem Prinzen Ludwig ausstarb, fiel P. an dessen Bruder Heinrich, den regierenden Herzog von Anhalt-Köthen, und nach dessen Tod 23. Nov. 1847 an seinen Neffen, Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, welcher 15. Oct. 1850 zum Fürsten von P. sowie schon 1840 zum Freiherrn und Standesherrn von Fürstenstein, Waldenburg und Friedland in Schlesien erhoben ward. Dieser hinterließ mit seinem Tode 20. Dec. 1855 das Besitzthum seinem Sohne Hans Heinrich XI. (geb. 10. Sept. 1833), Fürsten von P., Grafen zu Hochberg, Freiherrn von Fürstenstein.

Pletho (Georgius Gemisthus), platonisirender Philosoph, Grammatiker und Geschichtschreiber, gebürtig aus Konstantinopel, kam bei Gelegenheit des Concils in Ferrara 1433 nach Italien, wo er bis zu seiner Rückkehr in seine Vaterstadt (1441) für die Verbreitung griech. Literatur wohlthätig wirkte und den Grund zu der später von den Mediceern gestifteten Platonischen Akademie legte. Er starb 1451. Seine literarischen Arbeiten sind sehr verschiedenartig. Zu den wichtigern gehören die Scholien zum Thucydides; die Geschichte Griechenlands nach der Schlacht bei Mantinea (herausg. von Reichard, Lpz. 1770); eine Abhandlung über den Unterschied der Platonischen und Aristotelischen Philosophie; eine Schrift über das Schicksal (griech. und lat., herausg. von Reimarus, Leyd. 1722) und eine Abhandlung über die vier Cardinaltugenden (griech. und lat., herausg. von Oceo, Bas. 1552).

Plethora wird in der medic. Sprache in doppeltem Sinne gebraucht und bezeichnet entweder den Blutreichthum des ganzen Körpers (die Vollblütigkeit) oder der einzelnen Theile. (S. Blutandrang.) Die Vorstellungen über einen zu großen Blutreichthum des ganzen Körpers sind sehr unsicher, und es muß selbst in Frage gestellt werden, ob ein solcher Zustand überhaupt möglich sei. Vielmehr muß man einen großen Blutreichthum des Körpers als ein Zeichen der besten Gesundheit betrachten. Auf Vollblütigkeit schloß man, wenn der Körper mehr oder minder wohl genährt, das Gesicht stark geröthet und allerlei unbestimmte Beschwerden, wie Herzklopfen, dumpfer Kopfschmerz, Athemnoth u. s. w. vorhanden. Die Aerzte der neuern Schulen sind jedoch meist im Stande, solche Zeichen mit Sicherheit auf das Leiden bestimmter Organe (Herzfehler, Lungen- und Gefäßkrankheiten u. s. w.) zurückzuführen, demnach nicht mehr genöthigt, denselben eine nicht erkennbare, dunkle Ursache zu Grunde zu legen.

Pleura, Brustfell, ist diejenige seröse Haut, von welcher die Lungen einerseits, die Rippen andererseits überzogen sind (Lungen- und Rippenfell), sodaß durch glatte Flächen jede Reibung derselben vermieden wird. Pleuresie oder Pleuritis nennt man die Entzündung dieser Haut. (S. Brustkrankheiten.)

Pleyel (Ignaz), ein früher beliebter und fruchtbarer deutscher Componist, geb. 1757 zu Ruppersthal bei Wien, erhielt von seinem Vater, einem Schullehrer, zeitig den ersten Musikunterricht, dann bis in sein 15. J. Klavierunterricht bei Wanhall in Wien. Um 1772 kam er mit Unterstützung des ungar. Grafen Erdödy zu Jos. Haydn als Schüler und Pensionär ins Haus, bei dem er fünf Jahre eifrig studirte, worauf ihn der Graf zu seinem Kapellmeister machte.

Durch Erdödy mit Mitteln versehen, ging P. einige Jahre später nach Italien, wo er in Neapel eine Oper, «Ifigenia», auf die Bühne brachte, welche gefiel. Nachdem er 1781 kurze Zeit wieder in Wien verweilt, wandte er sich abermals nach Italien, wo er 1784 einen Ruf nach Strasburg als Kapellmeisteradjunct am Münster (neben Franz Xaver Richter) erhielt. In dieser Stellung erwarb er sich einen Namen durch zahlreiche Instrumentalcompositionen und viele Kirchensachen. Nach Richter's Tode wurde P. 1789 wirklicher Kapellmeister. 1791 folgte er einer Einladung nach London, um für das Professional-Concert einige Sinfonien zu schreiben. Nach seiner Rückkehr nach Strasburg verlor er durch die Abschaffung des christl. Cultus sein Amt und hatte überhaupt in der Revolution Verfolgungen zu erdulden, sodaß er sich 1795 mit seiner Familie von Strasburg weg nach Paris wandte. Hier errichtete er, um die Erfolge seiner eigenen Compositionen besser auszubeuten, eine Musikhandlung und Notendruckerei, dann auch eine Klavierfabrik, welche Geschäfte zu Flor gelangten. Später zog er sich auf ein Landgut zurück, wo er 14. Nov. 1831 starb. Die Beliebtheit P.'s als Componist beruhte in der angenehmen und fließenden Melodik und der klaren und übersichtlichen Anlage seiner Stücke, sowie in der auf bequeme und dankbare Ausführbarkeit gerichteten Anordnung. Gedankentiefe besaß er nicht, und seine Leistungen verrathen nicht selten eine gewisse Philiströsität. Die Zahl seiner vielen im Druck erschienenen Compositionen (Sinfonien, Concerte für verschiedene Instrumente, Quartette, Quintette, Trios, Duos, Sonaten u. s. w.) ist nicht anzugeben, zumal auch vieles, was unter seinem Namen erschien, nicht von ihm componirt war. — Sein ältester Sohn, Camille P., geb. zu Strasburg 1792, machte unter des Vaters Leitung musikalische Studien und war im Klavierspielen speciell ein Schüler Dussek's. Nachdem er dann einige Jahre in London gelebt, trat er zu Paris in das Geschäft seines Vaters und widmete sich besonders der Klavierfabrik, die namentlich seit 1824, wo Kalkbrenner sich mit ihm associirte, zur Blüte gelangte. Er starb zu Paris 4. Mai 1855. Seine Fabrik bestand fort unter der Firma P. und Wolf. Seine zahlreichen Compositionen (Klaviertrios, Sonaten und sonstige kleinere Klaviersachen) bekunden einen trefflichen Musiker, und es ist vielleicht zu bedauern, daß er später so ausschließlich ins Commerzielle hineingerieth. — Die Gattin Camille P.'s, Marie Félicité P., geb. 4. Juli 1811 zu Paris als die Tochter des Sprachlehrers Moke, ist als ausgezeichnete Klavierspielerin bekannt. Dieselbe bildete sich unter Jacques Herz, Moscheles und Kalkbrenner und erregte auf Reisen in Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden und Rußland durch ihr poesievolles und glänzend fertiges Spiel gerechte Bewunderung. Von ihrem Gatten getrennt, lebte sie seit 1848 in Brüssel als erste Lehrerin des Klavierspiels am Conservatorium.

Plinius (Cajus) Secundus, auch Major, d. h. der Aeltere, genannt, einer der vielseitigsten und vielschreibendsten Gelehrten Roms, geb. 23 n. Chr. in Novum Comum in Oberitalien (dem jetzigen Como, nach andern in Verona), machte als junger Mann die Feldzüge in Germanien mit (45—52 n. Chr.), bekleidete dann unter Nero und Vespasian verschiedene wichtige Civil- und Militärposten und war zuletzt Befehlshaber der Flotte von Misenum, wo er 79 n. Chr. bei dem furchtbaren Ausbruche des Vesuv, den er möglichst genau in der Nähe beobachten wollte, in dem erstickenden Dampfe seinen Tod fand. Seine histor., rhetorischen und grammatischen Schriften sind sämmtlich verloren gegangen; erhalten ist uns von ihm ein sehr umfangreiches encyklopädisches Werk in 37 Büchern unter dem Titel «Historia naturalis», welches eine ungeheuere Menge aus zahlreichen griech. und lat. Werken zusammengelesener Notizen aus fast allen Gebieten des menschlichen Wissens enthält. Das Lob erstaunlichen Sammelfleißes ist aber auch das einzige, das man dem Verfasser spenden kann; denn er ist beim Excerpiren und Redigiren seiner Sammlungen mit großer Flüchtigkeit und Nachlässigkeit verfahren, sodaß man bei der Benutzung seines Werks, das nach Verlust der Quellen, aus denen es abgeleitet ist, für manche Gebiete, wie z. B. für die antike Kunstgeschichte, unsere Hauptquelle ist, die größte Vorsicht beobachten muß. Die besten Ausgaben sind die von Sillig (8 Bde., Hamb. und Gotha 1851—57), Jan (6 Bde., Lpz. 1854—63) und von Detlefsen (Bd. 1, Berl. 1867); die auf die Kunstgeschichte bezüglichen Abschnitte sind neben andern enthalten in Urlichs' «Chrestomathia Pliniana» (Berl. 1857). Deutsche Uebersetzungen besitzen wir von Grosse (12 Bde., Frankf. 1781—88), Fritsch (8 Bde., Prenzl. 1829—30), Külb (35 Bdchn., Stuttg. 1840—56) und Strack (3 Bde., Brem. 1854—55); eine französische von Grandsagne, mit lat. Texte und Anmerkungen von Cuvier, Letronne u. a. (Par. 1829).

Plinius (Cajus) Cäcilius Secundus, der Jüngere, der Schwestersohn des vorigen, geb. 62 n. Chr. zu Novum Comum, wurde von seinem Oheim, der ihn adoptirt hatte, schon frühzeitig zum Studium der Beredsamkeit und Philosophie angeleitet, benutzte dann in Syrien,

wo er als Militärtribun stand, den Umgang des Philosophen Euphrates, kehrte aber bald wieder nach Rom zurück und erlangte hier, erst 31 J. alt, die Prätur. Nachdem er unter Domitian auf jedes öffentliche Amt verzichtet hatte, trat er unter Nerva und Trajan wieder in Staatsdienste und erhielt von letzterm 100 n. Chr. die Würde eines Consuls und 103 als Proconsul die Verwaltung von Bithynien und Pontus, die er zur allgemeinen Zufriedenheit führte. Sein Todesjahr ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen (zwischen 107 und 117 n. Chr.). Ein gebildeter Geist, edle Gesinnung und treue Freundschaft machten ihn im öffentlichen und Privatleben allen, die ihm näher standen, liebenswürdig und achtbar, und dieselben Eigenschaften spiegeln sich auch, freilich verbunden mit starker Eitelkeit und einem unverkennbaren Zuge von Pedanterie, in seinen mit vieler Sorgfalt ausgearbeiteten Schriften ab. Wir besitzen von ihm noch eine Sammlung «Briefe» in zehn Büchern, die in gewählter Sprache geschrieben und auch wegen ihres mannichfachen Inhalts anziehend und für die Zeitgeschichte wichtig sind, und einen «Panegyricus», eine Dankrede an Trajan für Verleihung des Consulats, die nach Inhalt und Form wenig erfreulich ist. Seine ziemlich zahlreichen übrigen Reden sind verloren gegangen. Von den Gesammtausgaben sind zu erwähnen die von Gesner (Lpz. 1770; neue Aufl. von Schäfer, 1803), von Gierig (2 Bde., Lpz. 1806) und von Keil (Lpz. 1853), von den Specialausgaben der «Briefe» die von Döring (2 Bde., Freiberg 1843); von deutschen Uebersetzungen beider Werke die von Schott (5 Bdchn., Stuttg. 1827—38) und Thierfeld (2 Bde., Münch. 1828). Vgl. Gierig, «Ueber das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern P.» (Dortm. 1798); Held, «Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngern P.» (Bresl. 1833).

Plinth oder **Plinthe**, vom griech. plinthos, d. h. Ziegel oder Flies von gebrannter Erde als Unterlage der Säulen, bezeichnet noch jetzt in der Baukunst einen platten Untersatz, die Sohle oder den Sockel für einen architektonischen Körper, der einen Fuß hat, besonders für Säulenfüße, Pilaster und Postamente.

Plock oder **Plozk**, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements im Königreich Polen, rechts auf dem 190 F. hohen steilen Ufer der Weichsel gelegen, im ganzen gut gebaut, ist der Sitz eines Bischofs, eines Domcapitels, der Gubernialbehörden, eines Civil-, Criminal- und Polizeigerichts. Die Stadt zählt (1863) 13351 E. und hat eine Kreisschule, ein bischöfl. Seminar, ein Collegiatstift, ein Piaristencollegium, viele Kirchen, darunter die Kathedralkirche aus dem 16. Jahrh. mit dem Grabmale der hier beigesetzten poln. Herzoge Wladislaw Herman und Boleslaw III., ferner ein großes Gefängniß, ein Waisen- und Irrenhaus, ein Theater, öffentliche Bäder und einen schönen Marktplatz. Die Bevölkerung unterhält Gerbereien und einigen Handel auf der Weichsel. P. gehört zu den ältesten Städten Polens und war ehemals die Hauptstadt von Masovien und die Residenz der genannten poln. Herzoge. Auch das Bisthum ist eins der ältesten in Polen und schon im 10. Jahrh. gegründet worden.

Plomb, gewöhnlich Plombe, d. i. Blei, nennt man ein Bleisiegel, welches durch einen Zollbeamten an bestimmte Frachtstücke gehängt wird. Sobald nämlich mit einer Consumtionsabgabe belegte Gegenstände in dem Staate, wo sie eingehen, nicht verbraucht, sondern durch denselben entweder zollfrei oder gegen einen geringern Transitozoll blos durchbefördert werden sollen, verfahren die Grenzzollbeamten auf deshalb gemachte Anzeige behufs der Controle mit Umschnürung der bezeichneten Gegenstände, sodaß ohne Beschädigung des Bandes nichts davon weggenommen werden kann. Die Enden des Bandes oder Bindfadens werden hierauf durch einen durchlöcherten Schieber von weichem Blei, die Plombe, gezogen und diese mit einer Siegelzange zusammengedrückt. Man nennt dann den Gegenstand plombirt. Die Plombirung ist wohl zu bewahren, da sie an der entgegengesetzten Grenze beim Ausgange aus dem Staate wieder untersucht und durch einen Zollbedienten abgenommen werden muß, wo dann die etwa vorgekommene Beschädigung hart geahndet wird. In manchen Staaten wird beim Plombiren der Waaren der volle Zollsatz deponirt, derselbe aber bei Abnahme der P. in unbeschädigtem Zustande wieder erstattet und dabei der Transitozoll abgezogen. Auch Reisende lassen, um der Visitation ihres Gepäcks zu entgehen, dasselbe öfters plombiren. — Plombiren nennt man auch das Auslegen eines hohlen Zahns mit einem dünnen Metallplättchen, meist Gold, Silber oder Platina, um dadurch den freiliegenden Nerv zu schützen und den Zahnschmerz zu verhindern. Statt des Plombirens wendet man auch einen Zahnkitt an, welcher im Zahne verhärtet. Das Plombiren ist jedoch nur Palliativmittel, denn die Höhlung des Zahns wird mit der Zeit immer größer und damit die P. lose, sodaß sie herausfällt. Vor dem Plombiren brennt man auch wol die Höhlung des Zahns mit einem glühenden Drahte aus und tödtet so den Nerv; dann ist aber auch das Plombiren, streng genommen, nicht mehr nöthig.

Plombières, eine kleine Stadt von 1500 E. im franz. Depart. der Vogesen (Lothringen), $3^3/_4$ M. im Süden von Epinal, an der Eisenbahn, 1296 F. über dem Meere in dem schönen Engthale des Saônezuflüßchens Angronne, hat eine 1860 vollendete sehr schöne Kirche, ein von König Stanislas von Polen gegründetes Hospital, weithin bekannte Fabriken von Kurzen Waaren, Eisengeräthen, Quincaillerie- und Marqueteriearbeiten und ist vorzüglich berühmt wegen ihrer aus Granit entspringenden Mineralquellen. Man unterscheidet zwei kalte Quellen (das Eisenwasser von 11° R. und die indifferente Seifenquelle von 12° R.), drei laue von 15, 18 und 24° und vierzehn warme von 30—52° R. Letztere sind die wichtigsten. Gegenwärtig werden hauptsächlich acht Quellen zur Versorgung der Bassins und Badezimmer von sechs Etablissements benutzt. Diese sind: die Thermes Napoléon, das größte und schönste, nächstdem das Kaiserbad, von Napoleon I. erbaut, nach ihm bis 1848 Königsbad genannt, mit einer Piscina (Bassin) von zwei Abtheilungen mit 28° und 29° warmem Wasser, zahlreichen Bade- und Douchezimmern, dem aus Vogesenmarmor für die Kaiserin Josephine gebauten und mit luxuriösen Badecabineten versehenen Pavillon des Princes und einer Anstalt zu Gasbädern (Etuves de l'enfer); das elegante Römerbad, von einer $47^1/_2$° heißen Quelle gespeist, mit einem 36° warmen Bassin und einem Reunionssaal; das zum Hospital gehörige Damenbad, früher Bain de la Reine genannt, mit zwei Piscinen von 27 und 28°, verschiedenen Bade- und Douchecabineten und einem Gasbad (Etuve Bassompierre); das Bain-Tempéré, früher Bain-Neuf und Bain-Républicain genannt, mit vier Piscinen von 26—27° und 27—28° Wärme, und das Bain des Capucins oder des Goutteux mit einem Doppelbassin von 30° und 32—33° Wärme. Sämmtliche Quellen, mit Ausnahme der Eisenquelle, gehören zu den salinisch-alkalischen Mineralwässern mit wenig festen Bestandtheilen, aber starker, durchdringender Wirkung. Das Wasser ist klar, fühlt sich etwas seifenartig an, hat keinen besondern Geschmack und erst nach dem Erkalten einen leichten Schwefelwasserstoffgeruch. Man benutzt es meist gleichzeitig zum Baden und Trinken, vorzüglich bei allgemeiner Schwäche des Hautorgans, die sich in chronischen Hautausschlägen zeigt, gegen Skrofelkrankheit, chronische, gichtische und rheumatische Leiden, chronische Nervenübel, Unterleibskrankheiten u. s. w. Früher waren die Badeanstalten, obgleich die Quellen schon über ein Jahrtausend benutzt wurden, in sehr unvollkommenem Zustande und beide Geschlechter badeten gemeinsam in großen Bassins. In neuerer Zeit hat sich alles umgestaltet. Die Saison dauert vom 15. Mai bis zum 15. Oct., die Curzeit durchschnittlich drei Wochen. Der Ort hat veränderliches Wetter, häufige Gewitter; die Umgegend ist reich an Promenaden. Nur $1^2/_3$ M. im Westen liegt der Badeort **Bains-les-Bains** (s. **Bains**) und etwas über 2 M. südlich der Curort **Luxeuil**, eine Stadt von 3855 E. im Depart. Ober-Saône, mit elf Eisenquellen von 28—51° R. Wärme (nebst denen von Evaux im Depart. Creuse die einzigen Eisenthermen Frankreichs) und einem schönen Badegebäude in einem großen Garten vor der Stadt. Die Wässer dieses Orts werden innerlich und äußerlich gebraucht, hauptsächlich gegen Rheumatismus, Lähmung, Nerven- und Muskelleiden, Magenübel und Frauenkrankheiten.

Plön (vormals Plune, Plone), Stadt im Herzogthum Holstein, an der ostholstein. Eisenbahn, zwischen dem großen und dem kleinen Plöner See außerordentlich schön gelegen, hat zwei Kirchen und ein Gymnasium, aber im ganzen sehr wenig Verkehr. Die Bevölkerung belief sich 1864 auf 2714 Seelen. Der Ort ist uralt und wird bereits in vorchristl. Zeit als ein fester Sitz wendischer Häuptlinge erwähnt. Bei der Eroberung Wagriens durch die Holsteiner wurde auch die Burg P. 1139 eingenommen und 1173 auf der steilen Anhöhe neu aufgebaut, wo das Schloß noch steht. Unter dem Schutze desselben entstand die Stadt P., die 1236 mit Lübischem Recht bewidmet wurde. Im Mittelalter war dieser feste Punkt wiederholt ein Schauplatz blutiger Kämpfe. Auch war P. zeitweilig Sitz der Plöner Linie des Schauenburger Hauses, welche 1390 ausstarb. (S. **Holstein.**) Bei der spätern Erbtheilung im Oldenburger Hause (s. d. und **Schleswig-Holstein**) kam die Stadt nebst dem umliegenden Amt P. 1568 an den Stammvater der Sonderburgischen Linie, Herzog Johann den Jüngern. Dessen Sohn, Joachim Ernst, nahm nach des Vaters Tode (1622) hier seine Residenz, erbaute 1636 das jetzige Schloß und stiftete die Plöner Nebenlinie, welche mit Herzog Friedrich Karl 1761 erlosch, worauf Stadt und Amt P. an den König Friedrich V. von Dänemark heimfielen. Später wohnte auf dem Schlosse P. der geisteskranke Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg (gest. 1823). Unter König Christian VIII. und Friedrich VII. von Dänemark diente das Schloß P. hin und wieder auf kurze Zeit als königl. Residenz. 1863 ward die königl. dän. Regierung für Holstein in P. installirt, jedoch schon zu Ende des Jahres von den deutschen Bundescommissaren wieder aufgelöst.

Plotin (griech. Plotinos), der bedeutendste unter den Neuplatonikern (s. d.), war zu Lykopolis

in Aegypten 205 n. Chr. geboren und studirte die Philosophie in Alexandrien unter Ammonius Sakkas. Er wollte dem vom Kaiser Gordianus beschlossenen Feldzuge nach dem Orient beiwohnen, um hier orient. Weisheit kennen zu lernen, und begab sich, als dieser Feldzug unglücklich ablief, über Antiochien nach Rom, wo er in seinem 40. J. als Lehrer der Philosophie auftrat. In der Zurückgezogenheit starb er in Campanien 270 n. Chr. Sein Leben beschrieb sein Schüler Porphyrius, der auch seine Schriften in sechs Enneaden ordnete. Sie bestehen aus zerstreuten speculativen Abhandlungen, die P. bei gelegentlichen Veranlassungen schrieb. Die vollständigsten und besten Ausgaben haben Creuzer (3 Bde., Oxf. 1835) und Dübner (Par. 1855) besorgt; eine deutsche Uebersetzung lieferte Engelhardt (Erlang. 1820). Seine Schrift «De pulchritudine» gab Creuzer (Heidelb. 1814) einzeln heraus. Als Probe einer neuen kritischen Ausgabe ließ Kirchhoff die beiden Schriften «De virtutibus» und «Adversus gnosticos» (Berl. 1847) erscheinen. Zur nähern Bezeichnung seines Systems gehört vorzüglich seine Bestimmung des Verhältnisses der Sinnenwelt zur Ideenwelt. Die letztere erklärte er für das Gesammtproduct alles dessen, was das überfließende Eine mittels der Weltseele in sich und durch sich hervorbringt. Das Gegenbild der Intellectualwelt, welche P. mit der ganzen Farbenpracht einer orient. Phantasie beschreibt, ist die Sinnenwelt. Sie beruht auf einer Sonderung zwischen Form und Materie, die von dem immanenten Fortschritt der Weltseele unzertrennbar ist. Die Weltseele erzeugt sich in ihrer Evolution einen Raum und somit eine Körperwelt; die Materie ist die Grenze des Fortschritts, gleichsam das Erlöschen des ausstrahlenden Urlichts, wie der Schatten die Grenze des Lichts ist. Die Materie, die Sinnenwelt ist daher, obwol getragen und in abgestuften Graden durchleuchtet von der Intellectualwelt, der Sitz des Unvollkommenen und Bösen; der Weg der Rückkehr in das Eine ist Befreiung von der Sinnlichkeit, Reinigung der Seele von allem, was an dem Stoffe klebt. Vgl. Richter, «Ueber Leben und Geistesentwickelung des P.» (Halle 1864); Kirchner, «Die Philosophie des P.» (Halle 1854).

Plötze, Rothauge. Unter diesem Namen werden zwei, in den süßen Gewässern von ganz Mitteleuropa verbreitete Arten von Weißfischen verwechselt, nämlich der Rotten oder die Rothfeder (Scardinius erythrophthalmus), mit steil aufsteigendem Unterkiefer, scharfer Bauchkante vor dem After, doppelreihigen Schlundzähnen und meist prächtig rother After- und Schwanzflosse, und der Furn oder Schwal (Leuciscus rutilus), mit horizontaler Mundspalte, abgerundeter Bauchkante, einreihigen Schlundzähnen, bei welchem die weniger brennende rothe Farbe sich auch auf die Brustflossen ausdehnt. Beide Fische werden höchstens 1 F. lang, laichen im April und Mai und gehören zu den geringern Fischsorten, die ihrer vielen Gräten wegen meist nur als Backfische gespeist werden.

Plünderung heißt die Beraubung der Landesbewohner durch Soldaten. In alter Zeit gehörte in erstürmten Städten nach dem Kriegsgebrauche die Habe der Bürger, wenn diese ihre Mauern vertheidigt hatten, den Siegern. Solche Städte oder andere, denen man aus besondern Ursachen eine Züchtigung angedeihen lassen wollte, wurden zur P. preisgegeben (in die «Rapuse»), manchmal indessen nur auf bestimmte Stunden. Auch in neuern Kriegen ist dies noch vorgekommen, so 1848 in Melegnano, das sich dem Einmarsche der Radetzky'schen Truppen widersetzte. Doch ist gegenwärtig in allen europ. Heeren die P. nach den Kriegsgesetzen streng untersagt und wird demgemäß bestraft, in einigen Armeen sogar mit dem Tode.

Plural, s. Numerus.

Plus, d. h. mehr, bezeichnet durch ein +, bedeutet in der Mathematik das Addiren der Größe, welche nachfolgt, zu der vorhergehenden. A + B heißt demnach so viel als B zu A hinzugefügt. In der Lehre von den Entgegengesetzten Größen bezeichnet das Pluszeichen die positiven Größen. (S. Minus.)

Plüsch ist der Name eines Gewebes, welches technisch mit dem Sammet (s. d.) übereinkommt und nur durch größere Länge des Haars von diesem sich unterscheidet. Ursprünglich gibt es nur seidenen und wollenen P. Neuerdings pflegt man jedoch die nicht ganz kurz geschorenen Baumwollsammete und Velveteens, besonders zu Westen- und Möbelstoffen, ebenfalls mit dem Namen P. zu belegen.

Plusquamperfectum, s. Präteritum.

Plutarch (griech. Plutarchos), einer der fruchtbarsten griech. Schriftsteller der röm. Kaiserzeit, geb. um 50 n. Chr. zu Chäronea in Böotien, trat, nachdem er in Athen unter Ammonios Philosophie studirt und mehrere Reisen gemacht hatte, in Rom als Lehrer der Philosophie auf, bekleidete dann unter Trajan und Hadrian, seinem Schüler, mehrere bürgerliche Ehrenstellen und starb zwischen 120—130 n. Chr. als Archon und Priester des Apollo in seinem Vater-

lande. Von seinen philos. und histor. Schriften und Abhandlungen, deren Zahl sich auf 300 belaufen haben soll, besitzen wir noch 125 (mit Einschluß der unechten). In den erstern, die gewöhnlich mit dem Namen «Ethica» oder «Moralia» bezeichnet werden, erläutert er die Platonischen Lehren, jedoch nicht immer im echten Geiste des großen Philosophen, oder bekämpft die Grundsätze der Stoiker und Epikuräer, oder verbreitet sich in gemeinfaßlicher Weise über praktische Gegenstände, wie über Kindererziehung. Anziehender und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig sind seine histor. Schriften, vorzüglich seine 44 «Vitae parallelae», d. i. vergleichende Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer. Seine Behandlungsweise ist im allgemeinen leicht, bisweilen bis zum Oberflächlichen und Nachlässigen, und ebenso ist sein Stil nicht frei von den Gebrechen seines Zeitalters, indem er ungleichmäßig, hier und da dunkel und mit Sentenzen früherer Philosophen und Dichter reich ausgeschmückt, ja oft überladen ist. Der Reiz, den seine Biographien auf die Leser aller Zeiten ausgeübt haben und noch ausüben, beruht hauptsächlich auf der Lebendigkeit der Darstellung und der kunstvollen, durch zahlreiche anekdotenhafte Züge unterstützten Zeichnung der Charaktere, während sie höhern Anforderungen der histor. Kunst keineswegs genügen. In seinen philos. Schriften zeigt er eine scharfe Beobachtung und weiß durch große Belesenheit seinen Gegenstand interessant zu machen; als Philosoph in höherm Sinne, d. h. als selbständiger, tiefer Denker erscheint er nirgends. Unter den Gesammtausgaben sind nach der von Henr. Stephanus (13 Bde., Par. 1572) die von Reiske (12 Bde., Lpz. 1774—82) und Hutten (14 Bde., Tüb. 1791—1805) die wichtigsten. Die «Moralia» wurden bearbeitet von Dan. Wyttenbach (9 Bde., 4., Orf. 1795—1830; oder 15 Bde., 8.; abgedruckt Lpz. 1796—1834). Eine neuere Textrecension mit lat. Uebersetzung gab Dübner (2 Bde., Par. 1839—42). Die «Vitae» fanden Bearbeiter an Korais (6 Bde., Par. 1809—15), Sintenis (4 Bde., Lpz. 1839—46; Handausgabe, 5 Bde., Lpz. 1857—60) und Döhner (2 Bde., Par. 1846—48). Sämmtliche moralische Schriften sind von Kaltwasser (9 Bde., Frankf. 1783—1800) und von Bähr, Reichardt und Schnitzer (17 Bdchn., Stuttg. 1828—57), die Lebensbeschreibungen von Schirach (8 Bde., Berl. 1776—80), Kind (8 Bde., Lpz. 1745—53), Kaltwasser (10 Bde., Magdeb. 1799—1806) und Klaiber, Fuchs und Campe (19 Bdchn., Stuttg. 1827—29) übersetzt worden. Uebrigens sind nach dem Muster dieser Biographien in neuerer Zeit in Frankreich, England und Deutschland Sammlungen vaterländischer Biographien unter dem Titel «Plutarch» erschienen. Bekannt ist besonders der «Deutsche P.» von Niemeyer. — Mit jenem P. ist nicht zu verwechseln ein späterer Philosoph P., der Sohn des Nestorios, aus Athen, der gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in seiner Vaterstadt den Neuplatonismus ganz im schwärmerischen Geiste des Jamblichus mit solchem Beifall lehrte, daß er selbst der Große und seine Schüler «Plutarchische Weise» genannt wurden.

Pluto (griech. Plutōn), d. i. der Reichthumgeber, Spender des Segens aus der Erde Tiefen, heißt in der griech. Mythologie des Kronos und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Zeus und Poseidon, Gemahl der Persephone (s. Proserpina), welchem bei der Theilung der Welt unter die drei Brüder die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrscher über die Verstorbenen und heißt daher auch der unterirdische Zeus. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben ist, liegt der Tartarus (Tartaros), mit eisernen Thoren verschlossen. P. ist furchtbar und schrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen: nur dem Orpheus gelang es, ihn durch die schmeichelnde Gewalt seines Gesanges zur Rückgabe der Eurydike zu bewegen. Er fährt auf einem von vier schwarzen Rossen gezogenen Wagen, die er mit goldenem Zügel lenkt. Sein Helm, den ihm die Cyklopen gearbeitet haben, macht unsichtbar (wie die Nebel- oder Tarnkappe der nordischen Sage), daher sein Name Aides oder Hades, der bei Homer stets nur Personenname ist. Die Erinnyen und Charon dienen ihm. Mit den drei Todtenrichtern Aeakos, Minos und Rhadamanthys als Beisitzern richtet er über alle Thaten der Sterblichen. Dies ist im wesentlichen die Darstellung, welche die epische Poesie von dem Wesen dieses, im Cultus nicht sehr hervortretenden Gottes gibt. In der Volksanschauung und besonders in den Mysterien (s. d.) herrscht dagegen die mildere Auffassung vor, nach welcher er hauptsächlich als wohlthätiger Gott, als Spender der Fruchtbarkeit des Erdbodens, insbesondere des Getreides, betrachtet wird. Heilig war ihm die Cypresse, der Buchsbaum und die Narcisse; geopfert wurden ihm schwarze Stiere und Ziegen in dem Dunkel der Nacht. Die Kunst hat ihn ähnlich seinen Brüdern, Zeus und Poseidon, dargestellt, aber mit düsterm Ausdruck, die Haare in die Stirn herabhängend. Auch unterscheidet er sich von ihnen durch stärkere Bekleidung, ausgenommen wenn er als Entführer der

Persephone in rascher Thätigkeit erscheint; dann ist er bis auf die Hüften nackt. Neben ihm thront, mit entsprechendem Charakter, Persephone. Seine gewöhnlichen Attribute sind das Scepter und der Cerberus, bisweilen auch der Schlüssel. Indeß finden sich Darstellungen von ihm nicht häufig, da das Alterthum es vorzog, durch Scenen aus andern Mythenkreisen heitere Vorstellungen vom jenseitigen Leben zu erwecken. (S. Unterwelt.)

Plutonisch oder Plutonische Bildung nennen, zum Unterschiede von Vulkanisch (s. d.) und Vulkanische Bildung, die Geologen diejenigen Gesteine, von denen sie voraussetzen, daß dieselben tief im Innern der Erde unter sehr hoher Temperatur gebildet worden sind. Die Laven der Vulkane, welche an der Erdoberfläche selbst oder ganz in deren Nähe in Zerspaltungen erstorren, sind vulkanische Bildungen. Wenn aber dasselbe Material sehr tief im Erdinnern zur Erstorrung gelangt, so wird dies bei viel höherer Temperatur und unter sehr hohem Druck weit langsamer geschehen; das Resultat der Erstarrung wird deshalb höchst wahrscheinlich ein anderes, ein mehr krystallinisches Gestein sein. Die Gesteine, von denen man eine solche Bildungsweise voraussetzt, wie Granit, Syenit, Quarzporphyr, Grünstein u. s. w., nennt man nun eben plutonische, rechnet dazu aber auch solche Gesteine, von denen man vermuthet, daß sie in großer Tiefe, unter hohem Druck und unter hoher Temperatur durch Umwandlung (Metamorphose) aus andern Gesteinen entstanden sind, wie z. B. Gneis und Glimmerschiefer, die deshalb plutonisch-metamorphische Gesteine genannt zu werden pflegen. Den Bildungsvorgang der plutonischen Gesteine kann man natürlich nie beobachten, eben weil er in großer Tiefe stattfindet. Wenn man das Resultat desselben jetzt irgendwo an der Oberfläche findet, z. B. Granit oder Gneis, so kann das nach der ganzen Voraussetzung nur dadurch geschehen sein, daß die ursprüngliche Oberfläche zerstört und bis zu bedeutender Tiefe abgeschwemmt ist. Eine solche Zerstörung und Abschwemmung hat aber allemal viel Zeit in Anspruch genommen, und daher kommt es, daß man an der jetzigen Erdoberfläche nur solche plutonische Gesteine findet, welche vor sehr langer Zeit gebildet worden sind, wenn auch vielleicht ganz ähnliche in der Tiefe noch jetzt gebildet werden sollten. Darum sind die plutonischen Gesteine, die wir kennen, zugleich sehr alte Gesteine.

Plutos, der Gott des Reichthums, war in der Mythologie der Alten nur eine Allegorie. Er heißt Sohn des Jasion und der Demeter, der, wie Hesiod sagt, auf dreimal geackertem Brachfeld in Kretas fruchtbarem Eiland gezeugt sein soll. Der Sinn der Allegorie würde hiernoch sein: aus Ackerbau entsteht Reichthum. Die spätere Sage stellt ihn blind dar. Zeus soll ihn geblendet haben, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seine Gaben austheile. Wie es scheint, wurde er gewöhnlich als Knabe mit dem Füllhorn dargestellt.

Pluviāle heißt das große Meßgewand der kath. Geistlichen, welches den ganzen Leib umschließt und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Plymouth, Municipalstadt, Parlamentsborough und fester Kriegshafen in der engl. Grafschaft Devon, an der Eisenbahn, die von hier über Truro bis Penzance führt, während eine Zweigbahn die Verbindung mit Tavystock herstellt, liegt östlich am Plymouth-Sound, einer großen, vielgezackten, von hohen Kalkfelsen umgebenen Bai des Britischen Kanals, die einen der schönsten Häfen der Welt bietet. P. bildet mit dem westl. Devonport (s. d.) und dem zwischen inne liegenden Stonehouse zusammen eine Stadt. Diese «Three Towns» hatten 1821 eine Gesammtbevölkerung von 61212, bei den Zählungen 1851 und 1861 von 102380 und 127382 E. In die Hafenbai fließen außer andern Gewässern der Tamar oder Tomer und der Plym. Das Aestuar des Tamar (Hamoaze), im Süden durch die schöne Landzunge Mount-Edgecombe (mit prächtigem Landsitze) begrenzt, ist der Kriegshafen, das Aestuar des Plym (Catwater) der Handelshafen. Kleinere Buchten sind der Sutton-Pool mit einer Einfahrt zwischen zwei Dämmen und die Mill-Bay, an deren oberm Ende die Docks des Westbahnhofs von 14 Acres Wasserfläche liegen. P. selbst, welches, wie Devonport, zwei Mitglieder in das Parlament schickt und für sich (1861) 62599 E. zählt, ist die älteste, Stonehouse mit 14343 E. die jüngste, Devonport mit 50440 E. (erst 1760 entstanden und bis 1824 Plymouth-Dock oder blos Dock genannt) die schönste der drei Schwesterstädte. Alle drei sind stark befestigt und werden nach Vollendung sämmtlicher Werke eine Garnison von 15000 Mann erfordern. Der Städtecomplex ist vor allem wichtig als Kriegshafen, in welchem fortwährend ein Theil der engl. Marine liegt, und durch die damit verbundenen ungeheuern Anstalten zum Bau und zur Ausrüstung der Schiffe, wie Docks (mit die schönsten in Europa), Werfte, Schmieden, Stückgießereien, Maschinenbauanstalten, Seilereien, Magazine, Arsenale. Eine Wasserleitung, von dem berühmten Sir Francis Drake auf eigene Kosten angelegt, versieht die Stadt mit Wasser vom Dartmoor aus einer Entfernung von 30 engl. M. Das eigentliche P. hat 38 Kirchen

und Kapellen, ein großes Rathhaus, eine Börse und eine Kaufhalle, ein schönes Zollhaus, eine Lateinschule, ein Seminar der Dissidenten, ein im dorischen Stil erbautes Athenäum mit einer Bibliothek und einem Museum, einen Verein für Naturgeschichte, eine Gesellschaft für Pflanzenkunde und Gartenbau, ein Handwerkerinstitut, eine öffentliche Stadtbibliothek und in dem großen, 1811 auf städtische Kosten erbauten Royal-Hotel ein elegantes Theater, Ball-, Concert- und Gesellschaftssäle. Die Hoe oder Wall-Hoe ist ein hochgelegener Spaziergang zwischen Sutton-Pool und Mill-Bay. Hier befindet sich ein Botanischer Garten und die 1670 erbaute Citadelle, vor der die starkbefestigte Felseninsel St.-Nicholas liegt. Stonehouse enthält seit 1834 den großen Clarence-Victualling-Yard (Victualienamt), der 14 Acres bedeckt, mit Bäckerei, Brauerei, Magazinen u. s. w., sowie ein großes Seehospital für 1200 Kranke und die Marinekasernen. P. und Devonport haben ausgedehnte Seebäder (königl. Unionsbäder). Auch ist eine Mineralquelle «Victoria-Spa» vorhanden. Etwas über 3 M. im Südsüdwesten vom Hafen und 1,8 M. vom Ramhead, dem Cap am Eingange zum Plymouth-Sound, steht auf der Felsklippe Eddystone das 1757—59 vom Ingenieur Smeaton vollendete, durch die Kühnheit seines Baues berühmte, 80 F. hohe Eddystone-Lighthouse. Noch berühmter aber ist der 1812—49 ausgeführte Riesenbau des Breakwater, d. h. Wasser- oder Wellenbrecher, durch den die Bai gegen alle Stürme gesichert wird. Die Industrie P.s ist, soweit sie nicht mit der Versorgung der Marine zusammenhängt, unbedeutend und beschränkt sich auf Glas-, Seife- und Stärkefabrikation, Zuckersiederei und Brennerei. Schwunghafter wird der Handel betrieben. Besonders stark ist die Einfuhr von Holz aus Nordamerika und den Ostseehäfen. Auch die Fischerei ist von Belang. 1860 gehörten zum Hafen von P. 445 Schiffe von 45640 Tons Tragfähigkeit. Dampfschiffe verbinden P. mit den Kanalinseln und den Haupthäfen Englands und Irlands. Die Dampfboote der Union-Steam-Ship-Company gehen von hier regelmäßig innerhalb 34 Tagen nach dem Cap der Guten Hoffnung. Nachdem P. von Heinrich VI. zum Borough erhoben und 1439 incorporirt worden, wuchs es zu einem bedeutendern Handelsplatz empor und wurde 1512 stärker befestigt. 1588 war hier die engl. Flotte von 120 Segeln unter Drake, Howard und Hawkins zum Angriff auf die span. Armada versammelt, und 1595 wurden daselbst die gelandeten Spanier von Sir Godolphin zurückgeschlagen. Von P. lief sodann 1596 die engl. Flotte gegen Cadix aus. Weil sich die Stadt für das Parlament erklärte, mußte sie 1643 eine drei Monate lange Belagerung durch die Königlichen aushalten. Am 26. Aug. 1652 wurde hier die engl. Flotte unter Ascue vom holländ. Admiral Ruyter geschlagen. Karl II. erbaute die Citadelle und erhob seinen natürlichen Sohn Fitz-Charles zum Grafen von P. Seitdem Wilhelm III. P. zum königl. Seearsenal bestimmt hatte, gewann die Stadt immer mehr an Bedeutung und blieb lange der zweite Flottenhafen Großbritanniens, von dem die wichtigsten Expeditionen im Krieg und Frieden ausgingen. Im Aug. 1779 wurde P. von der franz.-span. Flotte unter d'Orvilliers und Cordova ohne Erfolg gegen Admiral Hardy bedroht. 1815 ankerte hier der Bellerophon mit Napoleon I. vor der Abfahrt nach St.-Helena, und 1828 stationirte zu P. eine Zeit lang die russ. Flotte. In P. bildete sich in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts die chiliastische Sekte der «Plymouth-Brüder», die sich dann in Exeter, London und andern Städten ausbreitete und, jedem kirchlichen Verbande abhold, das Plymouthsystem gründete, nach welchem sie die Wiederkunft Christi und damit das Reich Gottes erwartete. Ihr Haupt wurde später Derby, der 1840 in der Schweiz die Sekte der Derbyisten stiftete.

Plymouth, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im Unionsstaate Massachusetts, an der Cod-Bay, 8¼ M. südöstlich von Boston, an der Old-Colony-Bahn in angenehmer Gegend gelegen, ist ein gutgebauter Seeplatz mit geräumigem, aber flachem Hafen und (1860) 6274 E., die hauptsächlich mit Küstenschiffahrt und Fischfang, mehr noch mit Fabrikation von Segeltuch, Tauwerk, Baumwollzeugen und Garn sowie von Eisenwaaren u. s. w. beschäftigt sind. Die Stadt ist die älteste in Neuengland und wurde 22. Dec. 1620 durch 101 aus England eingewanderte Puritaner, die sog. Pilgerväter (Pilgrim Fathers) gegründet. Die so erfolgreich gewordene Landung wird noch jetzt jährlich in der von der Pilgrim-Society 1824 gegründeten Pilgrim-Hall gefeiert. Die Plymouth-Colony wurde erst 1692 mit der jüngern Massachusetts-Colony vereinigt.

Pneuma (griech. Hauch, sodann Geist) heißt in der Kosmologie der Gnostiker der geistige, von dem höchsten, ewigen und guten Gott abstammende Lebenskeim in der Welt und zugleich das der Menschennatur eingepflanzte göttliche Vernunftvermögen. Dem P. steht die Psyche (s. d.) als der physische und sinnliche Lebenskeim, ein Werk des Demiurgen, und die Hyle (s. d.) oder

Materie als das böse Princip entgegen. Alles Heil des Menschen besteht nach der gnostischen Philosophie darin, daß das P. den Sieg über die Psyche und Hyle gewinne, aus der Gewalt des Demiurgen sich befreie und zu dem höchsten guten Gott zurückkehre. Dazu sollte die Ascese und das contemplative Leben führen. Hiernach bestimmten die Gnostiker das Menschengeschlecht nach drei Seiten hin, indem sie die Heiden unter die Herrschaft der Hyle, die Juden unter die Gewalt des Demiurgen stellten, die Christen aber als die **Pneumatischen** (πνευματικοί) ansahen. Von Christus war nämlich, nach ihrer Philosophie, der höchste Gott geoffenbart worden, der, über alles Sein erhaben, eine Welt seliger Geister ausgehen ließ. Lichtfunken aus ihm waren die menschlichen Geister (πνεύματα). Die Theorie über die gesammte Geisterwelt heißt **Pneumatologie**. Manche betrachteten auch den Heiligen Geist als P., und diejenigen Kirchenlehrer, welche gegen Athanasius die Gleichheit des Wesens des Heiligen Geistes mit dem Vater und dem Sohne leugneten, erhielten den Namen **Pneumatomachen**.

Pneumatisch (von dem griech. Worte pneuma, d. i. die Luft, Hauch, Wind), wird häufig bei Bezeichnung physik. und technischer Apparate gebraucht. So heißt **Pneumatisch-chemischer Apparat** oder **Pneumatische Wanne** eine Vorrichtung, um luftförmige Stoffe darstellen oder auffangen und deren Eigenschaften untersuchen zu können. Zur Absperrung der atmosphärischen Luft von der zu untersuchenden Luft bedient man sich des Wassers, und bei Luftarten, die sich mit dem Wasser vermischen, des Quecksilbers. — **Pneumatischer Telegraph** oder **Pneumatische Klingel** nennt man die Signalcommunication zwischen verschiedenen Theilen eines Gebäudes oder verschiedenen Gebäuden, welche auf Anwendung des Luftdrucks beruht. An jedem der beiden miteinander communicirenden Orte befindet sich ein kleines Metallgehäuse, dessen eine Wand durch eine Kautschukplatte gebildet wird. Beide Metallgehäuse hängen durch ein dünnes Kautschukrohr zusammen. Drückt man die Kautschukplatte an der einen Station mit dem Daumen in das Gehäus hinein, so wird die Kautschukplatte an der andern Station durch die Wirkung der comprimirten Luft herausgepreßt und setzt dadurch einen Hebel und durch diesen den Klöppel einer Klingel in Bewegung. — Neuerdings ist das Princip der Atmosphärischen Eisenbahn (s. d.) zur Herstellung des sog. **Pneumatischen Transports** benutzt worden. Statt nämlich die auf den im Verbindungsrohr zwischen den Stationen hingleitenden Kolben wirkende Kraft des Luftdrucks auf außerhalb des Rohrs befindliche Waggons zu übertragen, wie es bei jener Eisenbahn geschieht, hat man im Verbindungsrohre selbst einen kleinen, zum Transport von Paketen geeigneten Karren an den Kolben angehängt. Auf diese Weise werden z. B. in London zwischen dem Hauptpostamte und den übrigen Postämtern, und ähnlich auch in Berlin die Briefbeutel mit großem Vortheil und Zeitgewinn expedirt. Das Auspumpen des Rohrs vor dem Kolben geschieht durch den Ventilatoren ähnliche Centrifugalluftpumpen. In der Centraltelegraphenstation in Berlin expedirt man die im Parterre aufgegebenen Depeschen ebenfalls pneumatisch in den, im obern Stockwerk gelegenen Telegraphirsaal, nur daß man hier statt der Luftverdünnung vielmehr Verdichtung anwendet. Die beiden Räume sind durch ein Rohr verbunden; die aufgegebene Depesche wird unten in eine leichte Büchse gelegt, welche in dem Rohr mit geringer Reibung auf- und abgleiten kann. Dann wird durch einen Tritt auf einen mit dem Rohre communicirenden Balg die Luft in dem Rohre unterhalb der Büchse verdichtet und die Büchse dadurch in die Höhe geschleudert.

Pneumonie, s. Lunge.

Pnyx hieß in Athen der Platz, auf welchem sich die Bürger zur Volksversammlung (Ekklesia) zusammenfanden; auch die Volksversammlung selbst wurde nicht selten so genannt. Dieser Platz befand sich auf dem mittlern der im Westen der Stadt Athen sich hinziehenden Hügel, über dessen höchsten Rücken die Stadtmauer hinlief; an der östlichen, der Stadt zugekehrten Seite desselben sieht man noch jetzt eine durch eine mächtige Substructionsmauer gestützte, etwas geneigte Fläche von halbkreisförmiger Gestalt, die gegen Westen durch eine künstlich abgearbeitete Felswand abgeschlossen wird; aus der Mitte dieser Felswand tritt ein auf drei Stufen ruhender Felswürfel hervor; die Spuren eines zweiten, ganz ähnlichen Felswürfels hat man neuerdings weiter abwärts auf der Fläche, in gleicher Linie mit dem obern, gefunden. Offenbar wurde, je nach der Richtung des Windes, bald der eine, bald der andere Felswürfel als Rednerbühne (Bema) benutzt. Für das Volk waren auf der geräumigen, nach vorn mit einem Gitter oder einer Mauer umschlossenen Fläche einfache Sitze theils aus Stein, theils aus Holz angebracht. Zwar haben einige neuere Gelehrte, wie Ulrichs, Welcker und Curtius, in dem obern Felswürfel einen Altar des «höchsten Zeus», in der ganzen Anlage eine uralte Cultstätte erkennen und den Platz der Volksversammlung anderswohin, an die Abhänge des südlichern Hügels, des Museion,

verlegen wollen; allein diese Ansicht ist weder mit der Beschaffenheit der Oertlichkeiten noch mit den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu vereinigen. Uebrigens wurden schon seit den macedonischen Zeiten die Volksversammlungen meistentheils im Theater abgehalten und die alte P. nur noch für die Versammlungen zur Wahl der Beamten benutzt, ja in der röm. Kaiserzeit scheint sie ganz außer Gebrauch gekommen zu sein.

Po, bei den Alten Eridanus, auch Padus, der größte Fluß in Italien und einer der wenigen Ströme Europas, die gegen Osten fließen, entspringt in den Cottischen Alpen am Col de Porco, zwischen dem Monte Viso und dem Monte Granero, an der ital.-franz. Grenze, in einer Höhe von 6000 F. Er fließt von W. nach O., bei den Städten Turin, Casale, Pavia, Piacenza, Cremona, Guastalla und Ostiglia vorbei und ergießt sich, nach einem Laufe von 90 M., in vier Hauptmündungen in den Venetianischen Meerbusen. Er ist im Verhältniß zu seinem kurzen Laufe sehr wasserreich, wird schon oberhalb Turin schiffbar und fließt meist sehr schnell. Die beträchtlichsten Nebenflüsse desselben sind links die Dora Riparia und Dora Baltea, Sesia, der Ticino oder Tessino, die Olona, der Lambro, die Adda, der Oglio und Mincia, rechts der Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebbia, Taro, Enza, Crostolo, Secchia, der Panaro und Reno. Der Po ist für Oberitalien als Haupthandelsstraße sehr wichtig; in seinem Unterlaufe richtet er jedoch trotz der ihn einengenden kostbaren Dämme durch Ueberschwemmungen großen Schaden an. Sein Gebiet wird auf 1872 Q.-M. berechnet und umfaßt Ebenen, die zu den fruchtbarsten und bevölkertsten Europas gehören, sowie Alpenthäler und Alpenseen, welche, wie der Lago-Maggiore, Lago di Coma und Lago di Garda, durch ihre bezaubernden Reize gleichfalls europ. Berühmtheit haben. Von den vier Hauptarmen seines stets sich erweiternden Deltas, dem Po di Goro, Po Grande oder della Maestra, Po della Donzella oder Gnacca und Po della Tolle, werden gegenwärtig der Po di Garo und der Po della Donzella am häufigsten benutzt, da die andern wegen ihres seichten Wassers nur selten befahren werden können. Der Po trägt Lasten bis zu 3000 Ctrn. und wird auch mit Dampfbooten befahren. Die Schiffahrt ist sehr lebhaft und der Verkehr wird durch die überaus zahlreichen, seine großentheils schiffbaren Nebenflüsse verbindenden Kanäle bedeutend befördert und erweitert.

Poa L., Rispengras, eine zu den Gramineen gehörende Gräsergattung, deren theils ausdauernde, theils einjährige über die ganze Erde zerstreuten Arten mehrblütige, ei- oder lanzettförmige, stark zusammengedrückte, in Rispen gestellte Aehrchen mit grannenlosen Zwitterblüten besitzen. Unter den einheimischen Arten sind das auf allen Wiesen und Grasplätzen wachsende Wiesenrispengras (P. pratensis L.), das viel höhere, durch rauhe Blattscheiden und Rispenäste ausgezeichnete gemeine Rispengras (P. trivialis L.), welches sich an Gräben, Hecken, auf feuchten Grasplätzen und Wiesen findet, und das spätblühende Rispengras (P. serotina Gand.), von voriger Art durch glatte Blattscheiden und gelbgefleckte Kronenspelzen unterschieden, das auf sandigem Boden wächst und sich zum Anbau mit Klee empfiehlt, als besonders gute Futtergräser hervorzuheben.

Pocci (Franz, Graf), Dichter, Zeichner und Musiker, geb. 7. März 1807 zu München, ist der Sohn des Grafen Fabricius P. (geb. 26. Oct. 1766 zu Viterbo), welcher, einem alten römischen, noch gegenwärtig zu Viterbo und um Toscanella domicilirenden Patriciergeschlechte entstammend, 1781 als Edelknabe an den Hof des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz kam und als bair. Generallieutenant und Oberhofmeister der Königin Therese von Baiern 1. Febr. 1844 zu München starb. Franz P. erhielt seine Erziehung im älterlichen Hause, besuchte das Lyceum zu München, widmete sich dann zu Landshut und München 1825—28 jurist. und kameralistischen Studien und trat hierauf bei der königl. Regierung in München ein. Durch das Beispiel seiner Mutter, Franziska Xaveria, geborenen Freiin von Posch (geb. zu Dresden 1776, gest. 11. März 1849), welche mit Erfolg die Radirkunst und Malerei übte, schon frühzeitig für die Zeichenkunst gewonnen, bekundete er sein Talent zuerst durch seine Sangweisen mit Randzeichnungen, wie «Blumenlieder», «Sechs altdeutsche Minnelieder» (1836), «Bildertöne für das Klavier» (1835), die Volkslieder u. dgl. im «Festkalender», den er mit Guido Görres und andern seit 1834 zu München heftweise herausgab. Bereits 1830 hatten P.'s künstlerische Anlagen seine Ernennung zum Ceremonienmeister veranlaßt, in welcher Stellung er zur Ausbildung seiner innern Lebensrichtung und Fähigkeiten hinlängliche Muße fand. Den König Ludwig I. und den damaligen Kronprinzen Maximilian begleitete er auf mehrmaligen Reisen nach Italien. 1847 wurde er zum Hofmusikintendanten und 1864 zum Oberstkämmerer ernannt. Graf P. hat zahlreiche Bücher, Compositionen und Zeichnungen theils selbst verfaßt, theils illustrirt.

Vieles lieferte er für die «Fliegenden Blätter» (wie z. B. den «Staatshämorrhoidarius»), die «Münchener Bilderbogen» u. s. w. Außer mehrern kleinen Singspielen für Privattheater componirte er die Oper «Der Alchymist», die in München zur Aufführung kam. Andere Compositionen, wie Sonaten, Gesangstücke u. s. w., sind im Druck erschienen. Am bekanntesten wurde P. durch seine literarisch-artistische Thätigkeit, welche der Kinderwelt oder dem Volksthümlichen gewidmet ist. Von diesen Arbeiten sind besonders zu nennen: «Legende von St.-Hubertus» (1840); «Ein Büchlein für Kinder» (Schaffh. 1843); «Soldatenlieder» (Lpz. 1842); «Jägerlieder» (Landsh. 1843; neue Aufl. 1854); «Studentenlieder» (Landsh. 1845); «Geschichten und Lieder in Bildern» (3 Bde., Münch. 1840—45); «Dramatische Spiele für Kinder» (Münch. 1850); «Lustiges Bilderbuch» (Münch. 1852); «Alte und neue Kinderlieder» (Lpz. 1852); «Frühlingslaube für gute Kinder» (3. Aufl., Frankf. 1853); «Was du willst!» (Münch. 1854); das Drama «Gevatter Tod» (1855); «Neues Kasperltheater» (1855); «Die Jahreszeiten», dramatische Spiele (1856); «Lustiges Komödienbüchlein» (2 Bde., 1859); das Volksdrama «Karfunkel» (1860); «Der Landsknecht» (1861); «Todtentanz» (12 Blatt, 1862); «Namenbilder» (1865); «Herbstblätter» (1866) u. s. w. Seine eigenen «Dichtungen» gab P. in einer Sammlung heraus (Schaffh. 1843). Sonst lieferte er noch Radirungen zu Grimm's «Deutschen Volksmärchen» und Schreiber's «Märchen», ferner Illustrationen zu Kobell's «Schnadahüpfln», Andersen's «Tales from Denmark», zu Güll's «Kinderheimat», einigen engl. Kinderschriften u. s. w. Seine Zeichnungen tragen im höchsten Grade das Gepräge reiner Eindrücke und zeigen eine Anmuth, die in der Kindlichkeit ihre Quelle hat; reine Kindlichkeit ist das Charakteristische von P.'s Talent.

Pochwerke nennt man im Berg- und Hüttenwesen diejenigen Anlagen, in welchen die Erze zerkleinert werden, um sie aufzuschließen und die taube Gangart davon zu trennen. Die P. sind wie die Stampfmühlen gebaut. In den Kesseln oder Kufen, welche meist von Eisen oder starkem Quarz sind, befindet sich das Erz und wird dort durch schwer auffallende Stampfen, welche durch eine Daumenwelle abwechselnd gehoben werden, in kleine Stücken, selbst in Staub zerpocht. Ist es nur auf die Zerkleinerung abgesehen, so ist das Werk ein Trockenpochwerk. Bei den meisten aber wird das Pochmehl auf den Setz- und Waschherden zugleich gewaschen. Durch das dabei angewendete Wasser werden die Bestandtheile der Gangart, je nach ihrer specifischen Schwere, mittelbar also je nach ihrem Metallgehalte, auf den Setzherden sortirt, indem die leichte Gangart sich am längsten im Wasser schwebend erhält, die metallreichsten Theile also zuerst sich absetzen.

Pöcile, griech. Poikile Stoa, «die bunte Säulenhalle», hieß eine von Peisianax dem Schwager des Kimon errichtete lange Halle an der Nordwestseite der athenischen Agora (des Marktplatzes), deren Wände mit großen histor. Gemälden von dem berühmten Maler Polygnotos und seinen Schülern Mikon und Panänos geschmückt waren; auf der Wand zur Rechten war die Schlacht bei Marathon, auf der langen Rückwand die Eroberung von Ilion (Troja) und der Kampf der Athener mit den Amazonen, auf der linken Wand ein Treffen zwischen den Athenern und Lacedämoniern bei Oinoë in Argolis dargestellt. Die Halle war hauptsächlich zum Spazierengehen und zu geselligen Vereinigungen verschiedener Art bestimmt, auch wurden nicht selten wissenschaftliche Vorträge darin gehalten, wie z. B. von dem Philosophen Zeno, dessen Schüler und Anhänger davon für alle Zeiten den Namen «Stoiker» führten. Vgl. Göttling, «Die Stoa Poikile» in seinen «Gesammelten Abhandlungen aus dem classischen Alterthum» (Bd. 2, Münch. 1863). Auch in Sicyon (s. d.) gab es eine Poikile Stoa, welche eine Gemäldegalerie enthielt.

Pocken, s. Blattern.

Pockenholz, s. Guajak.

Podágra, d. h. Fußgicht, ist die häufigste und normalste Form der Gicht (s. d.). Der Podagraanfall tritt meistens plötzlich, gewöhnlich des Nachts ein, indem sich ein lebhafter, nagender, reißender Schmerz mit Geschwulst und Röthung im Ballen der großen Zehe des einen Fußes, selten beider Füße, entwickelt. Hierzu gesellt sich meist Fieber, welches abends stärker wird, gegen Morgen aber unter Schweiß und Milderung der Schmerzen nachläßt. In der Zeit von einer bis gegen drei Wochen vermindern sich das Fieber, die Schmerzen und die Geschwulst, die geröthete Haut schuppt sich ab und die Gesundheit kehrt in ihrem frühern Maße zurück. Oft tritt aber nach einem Zeitraume von einem, ja selbst zwei bis drei Jahren ein neuer Anfall ein, der sich dann immer öfter, zwei-, selbst dreimal im Jahre, zuletzt in ganz unregelmäßigen Zeitabschnitten wiederholt und sich endlich in die chronische Gicht verwandelt. Durch zweckmäßige Behandlung, namentlich durch eine passend gewählte Diät, reichlichen Genuß von Wasser, kann viel zur Verminderung der Krankheit gethan, ja selbst die Anlage dazu ganz beseitigt werden.

Vielleicht beruht auf solchen Umständen (z. B. auf dem Genuß besserer und leichterer Weine, auf der seltener werdenden Völlerei, auf dem zeitigen Gebrauch vorbauender Trink- und Badecuren) die auffällige Seltenheit des echten Sydenham'schen P. in unserer Zeit.

Podestà (vom lat. potestas) heißt in Italien die erste obrigkeitliche Person einer Stadt und ist demnach gleichbedeutend mit Bürgermeister. In den ital. Republiken des Mittelalters war der P. häufig mit der höchsten Gewalt bekleidet.

Podiebrad und Kunstat (Georg Boczko von), der Sohn Herant's von Kunstat und Podiebrad, eines angesehenen und vermöglichen böhm. Herrn der hussitischen Partei, war 1420 geboren. Schon als Jüngling stürzte er sich mit allem Feuer seines kräftigen Geistes in die hussitischen Bewegungen, stand aber nebst seiner Familie während der Regierung König Sigismund's auf der gemäßigten Seite. Als nach Sigismund's Tode die kath. Herren mit den prager Städten und Kuttenberg 1438 die Wahl Albrecht's V. von Oesterreich (als deutscher König Albrecht II.) durchsetzten, schloß auch P. den utraquistischen Ständen in Tabor sich an und rief Kasimir von Polen zum böhm. Könige aus. Von Albrecht mit Krieg überzogen, rettete P. durch kühnen Ueberfall die Häupter der Utraquisten vom sichern Untergange, entsetzte Tabor und zwang Albrecht, sich nach Prag zurückzuziehen. Von da an stand P.'s Ansehen unter den Utraquisten fest; nach Lipa war er der erste Mann dieser Partei. Als nach Albrecht's Tode (1439) Lipa für den unmündigen König Ladislaus die Regentschaft führte, wurde P. Kreishauptmann in dem utraquistischen Königgrätz. Nach Lipa's Tode erlangte er 1444 die Statthalterschaft selbst. Er zog nun fester die ganze utraquistische Partei in seine Plane, überrumpelte 1449 plötzlich des Nachts die Hauptstadt, verdrängte alle kath. Reichsbarone und Beamten und nahm sogar Meinhardt von Neuhaus, seinen Collegen in der Statthalterschaft, gefangen. Der darüber ausgebrochene Krieg mit Ulrich von Neuhaus endete 1450 mit der Freilassung Meinhardt's, worauf P. den Markgrafen Friedrich von Meißen wegen seiner Theilnahme an diesem Kriege züchtigte, bis Altstadt Dresden vordrang und Gera eroberte. Endlich, 1451, wurde P. von dem ganzen Lande als Statthalter anerkannt. Als Ladislaus 1457 gestorben, benutzte P. die Lage der Dinge so trefflich, daß er von den versammelten Ständen einstimmig zum König ausgerufen und sogleich gekrönt wurde (7. Mai 1458). Von nun an entwickelte er die volle Macht seines Geistes. Er richtete das Schul- und Kirchenwesen ein und sorgte für eine friedliche Beilegung der religiösen Streitigkeiten. Auch verwies er bei den immer sich wiederholenden Klagen der Katholischen 1461 die Taboriten, die Picarditen und andere Sekten des Landes und bat sogar den Papst um neue Bestätigung der Compactaten, weil man dies wünschte. Doch der Papst verweigerte das Verlangte und erklärte P. im Dec. 1463 öffentlich für einen Ketzer. Zwar gingen von allen benachbarten Fürsten Ermahnungsschreiben zur Mäßigkeit und zum Frieden nach Rom; allein statt aller Antwort that Pius II. P. in den Bann. Sehr bald verleitete der ränkekundige Legat Rudolf die Katholischen zur Empörung. P. bot alle Versöhnungsmittel auf; allein sie waren umsonst. Im Sept. 1466 brach sogar ein deutsches Kreuzheer in Böhmen ein, das indeß bei Riesenberg vernichtet wurde. Der Papst aber ließ den Bannstrahl wiederholen und bewog den König Matthias von Ungarn, in Mähren einzufallen. P. protestirte öffentlich an ein allgemeines Concil, rief die verjagten taboritischen Helden aus der Fremde wieder zurück und demüthigte seine empörten Unterthanen. Er schlug ein schles. Kreuzheer bei Münsterberg und Frankenstein und ein deutsches bei Neuern und erzwang, als auch Kaiser Friedrich ihn verrieth, einen vortheilhaften Waffenstillstand. Im folgenden Jahre rückte sein Sohn Victorin nach Oesterrich und verwüstete es; die nach Böhmen eingedrungenen Ungarn wurden bei Wilemow eingeschlossen und zum Waffenstillstand gezwungen. Trotz P.'s Großmuth verrieth ihn doch König Matthias schon im folgenden Jahre und ließ sich in Olmütz zum König von Böhmen und Markgrafen von Mähren krönen. Sogleich berief P. einen Landtag nach Prag und schlug den versammelten Ständen den Thronfolger in Polen zu seinem Nachfolger vor, während seine Söhne blos das Familienvermögen erben sollten. Nur mit Zögern, aber der Forderung des Königs weichend, nahmen die Stände den Vorschlag an. Sofort trat Polen auf P.'s Seite; auch Kaiser Friedrich erklärte sich wieder für ihn; selbst die kath. Unterthanen söhnten sich mit ihm aus, sodaß die Ungarn ohne Schwierigkeit zum Frieden gezwungen wurden. Doch wenige Monate darauf, 22. März 1471, ereilte P. der Tod. Seine Söhne Victorin und Heinrich von Münsterberg traten in die Reihe der böhm. Herren zurück, leisteten aber ihrem Vaterlande in den folgenden stürmischen Tagen noch viele große Dienste. Vgl. Jordan, «Das Königthum Georg's von P.» (Lpz. 1861).

Podium, eigentlich der hervorragende Austritt oder Erker eines Gebäudes, hieß im röm.

Circus vorzugsweise die unterste Sitzreihe, die sich an den beiden langen und der kurzen Seite hinzog und zugleich den massiven Unterbau für die höher aufsteigenden übrigen Sitzreihen bildete. Das P. hatte einen ziemlich breiten Raum zum Herumgehen, war der bessern Aussicht und der Sicherheit wegen in einer beträchtlichen Höhe errichtet, überdies mit einem eisernen Geländer versehen und diente zur Aufnahme der vornehmsten Personen, der Glieder der kaiserl. Familie, der höchsten Magistrate und Priester; doch waren die Sitze hier nicht fest bestimmt, sondern die Bevorzugten mußten sich ihre Stühle dorthin bringen lassen. Andere verstehen unter P. noch eine besondere kaiserl. Loge mit Fenstern und einer Thür, die nach Belieben geöffnet und geschlossen werden konnte. Jetzt bezeichnet man damit den vordersten Theil der Schaubühne, der durch den Vorhang abgeschnitten wird.

Podlachien oder Podlesien hieß eine mit zahlreichen Waldungen bedeckte, östlich von Warschau zwischen Masovien und Litauen gelegene, vom Bug durchströmte Wojwodschaft in Altpolen, deren Hauptorte Bielsk und Drohiczyn waren. Auch nach Errichtung des russ. Königreichs Polen wurde eine Wojwodschaft P. genannt, die Siedlce zum Hauptort hatte, die aber nur wenige Theile des ehemaligen P. umfaßte und 1844 aufgehoben wurde.

Podolien, ein Gouvernement des europ. Rußland von 770,76 Q.-M., zu den Provinzen Westrußlands gehörig, begreift die frühere Wojwodschaft gleiches Namens sowie einen Theil der frühern Wojwodschaft Braclaw, die bis zu den Theilungen Polens zu Kleinpolen gehört hatten, durch Katharina II. aber 1793 und 1795 dem russ. Reiche wieder einverleibt und 1796 in das gegenwärtige Gouvernement umgeschaffen wurden. P. grenzt an die Gouvernements Volhynien, Kiew und Cherson, an die Provinz Bessarabien und an das Königreich Galizien. Es hat ein sehr mildes Klima und gehört zu den gesegnetsten und fruchtbarsten Ländern Rußlands, wo überall eine sehr üppige Vegetation sich zeigt, wie dies namentlich vom Bog bis zum Dnjestr, von Mohilew bis Kamenez der Fall ist. Auch ist es reich an romantischen, zum Theil felsigen Gegenden; grotesk ist die steile Bergreihe beim Dorfe Dumanow, die plötzlich 550 F. über das Niveau der Smotriza emporsteigt und schroff und malerisch zerrissen in die Ebene abfällt. Der Dnjestr, der gegen Bessarabien die südl. Grenze der Provinz bildet, und der Bog sind die Hauptflüsse. Alle Getreide- und Obstarten gedeihen vortrefflich. Der Weizen ist der schwerste, den man kennt. Derselbe bildet den Hauptausfuhrartikel, und schon im 15. Jahrh. wurden Griechenland und die Inseln des Archipelagus durch Venet. Kaufleute mit Weizen aus P. versorgt. Buchweizen, Mais, Hirse, Flachs und Hanf sowie Tabacк und Hopfen werden zudem in großer Menge angebaut. An Wassermelonen (Arbusen), Wein- und Maulbeeren ist ebenfalls Fülle vorhanden, dagegen fehlt es an Waldungen. Die Viehzucht wird durch die schönen Weideplätze begünstigt, und podolische Ochsen werden selbst bis nach Berlin ausgeführt. Auch gibt es gute Gestüte. Handel, meist in den Händen der zahlreichen Juden, und Industrie sind nicht sehr erheblich. Unter den Einwohnern, deren Zahl sich 1864 auf 1,868857 Seelen beläuft, bilden die Kleinrussen (die Bauern) die Mehrzahl. Außerdem gibt es hier viele Polen, denen vorzüglich der Adel angehört, Juden, Armenier und Griechen als Kaufleute und Handwerker, Deutsche und Moldauer als Colonisten und Zigeuner. Großrussen bilden besonders den Beamtenstand. Auch haben sich hier viele von der Sekte der Philipponen niedergelassen. Die Hauptstadt ist Kamenez (s. d.).

Poe (Edgar Allan), amerik. Dichter, ward im Jan. 1811 zu Baltimore aus einer angesehenen Familie geboren. Sein Vater, der sich dem Wunsch seiner Angehörigen entgegen der Bühne gewidmet hatte, starb früh in großer Armuth, worauf der Pathe Edgar's, der reiche Kaufmann Allan, den schönen und geistvollen Knaben adoptirte, ihn 1816 mit nach England nahm und ihn fünf Jahre die Schule in Stoke-Newington besuchen ließ. 1822 kehrte P. mit seinem Pflegevater nach Richmond in Virginien zurück und bezog 1825 die Jefferson-Universität in Charlottesville, wo er sich zwar durch seine Fähigkeiten auszeichnete, aber bald einem ausschweifenden Leben hingab. Als sein Wohlthäter sich weigerte, die Schulden P.'s zu bezahlen, schiffte er nach Europa über, in der Absicht, für Griechenland gegen die Türken zu kämpfen. Indessen gelangte dieser Vorsatz nie zur Ausführung. Nach einem Jahre tauchte er plötzlich in Petersburg auf und wurde hier aus einer äußerst bedrängten Lage durch den amerik. Gesandten gerettet, der ihm die Mittel verschaffte, in sein Vaterland zurückzukehren. Er söhnte sich jetzt mit Allan wieder aus und beschloß, in die Armee einzutreten, zu welchem Zweck er sich 1829 in die Militärakademie von Westpoint aufnehmen ließ. Schon nach zehn Monaten ward er jedoch seiner Unregelmäßigkeiten halber relegirt, und da sein Pflegevater endlich die Hand von ihm abzog, so ließ er sich aus Noth als gemeiner Soldat anwerben, desertirte aber sehr bald

und wandte sich nunmehr der literarischen Thätigkeit zu, die er bereits nach seiner Entfernung aus Westpoint begonnen hatte. Im Oct. 1833 erhielt er einen Preis, der in Baltimore für die beste Erzählung ausgeschrieben worden, und 1835 wurde er von dem Eigenthümer des dortigen «Southern Literary Messenger» mit der Redaction dieses Blattes betraut, mußte aber 1837 wegen seines unordentlichen Lebenswandels entlassen werden. Hierauf siedelte er nach Neuyork über, wo er 1838 seine erste größere Erzählung, «Arthur Gordon Pym», erscheinen ließ, die seinen Ruf begründete. Im Mai 1839 übernahm er die Leitung des «Gentleman's Magazine» in Philadelphia, die er ebenfalls nach kurzem wieder verlor, da er namentlich der unheilvollen Leidenschaft für starke Getränke nicht entsagen konnte. Trotzdem zeigte sich in den «Tales of the Grotesque and the Arabesque» (2 Bde., Philad. 1840) sein Talent in dem glänzendsten Lichte; am meisten Aufsehen erregte jedoch das Gedicht «The Raven», das in meisterhaftem Versefluß und phantastischem Schwung von keinem andern Product der amerik. Dichtkunst erreicht wird. Ende 1844 ging der ruhelose Poet wieder nach Neuyork, wo er Mitarbeiter am «Mirror» wurde und außer einer Sammlung kleiner Gedichte die «Murders of the Rue Morgue» herausgab, die seinen Ruhm in Frankreich verbreiteten, aber auch durch seine «Sketches of the Literati of New-York» sich in persönliche Streitigkeiten verwickelte, die seinem Charakter wenig Ehre machten. Ueberhaupt sank P. von nun an immer tiefer, und im Herbst 1846, wo er mit seiner kranken Gattin unweit Neuyork in größter Dürftigkeit lebte, mußte er förmlich die Wohlthätigkeit des Publikums anrufen. Nachher schrieb er wieder für Zeitschriften und trug im Febr. 1848 vor einem glänzenden Auditorium seine «Eureka», eine philos. Dichtung in Prosa vor, welche durch die darin entwickelten pantheistischen Ideen Anstoß gab. Da auch seine Frau inzwischen gestorben war, so verließ P. im Aug. 1849 Neuyork, ging erst nach Philadelphia und dann nach Richmond, wo er sich dem Mäßigkeitsverein anschloß. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich wieder zu verheirathen und ein neues Leben zu beginnen, als er zum Unglück in Baltimore einigen seiner frühern Genossen begegnete, die ihn zu einem Trinkgelage verleiteten, dessen Folgen seinem geschwächten Körper verderblich wurden. Vom Delirium tremens befallen, mußte er ins Hospital gebracht werden und starb hier 7. Oct. 1849. P. war ein Mensch von seltenen Geistesgaben, die er aber in Ausschweifungen vergeudete. Wie in seinen eigentlichen Poesien, bekundet sich auch in seinen Novellen und Erzählungen die wilde, düstere, zügellose Phantasie ihres Urhebers. Unter den Gesammtausgaben seiner Schriften ist die von Griswold, Willis und Lowell (4 Bde., Neuyork 1856) hervorzuheben.

Poelemburg (Cornelis), genannt Brusco oder Satyro, ein Maler, geb. zu Utrecht 1586, war der Schüler Abr. Bloemaert's und ging dann nach Rom, wo er Adam Elzheimer's Manier annahm. Er wählte zu seinen meist kleinen Darstellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus der Gegend von Rom, und mit mythischen Figuren, Satyrn, Nymphen u. s. w., staffirt. Doch malte er auch einige biblische und andere histor. Stücke. Weit entfernt von der Sorgfalt und Naivetät Elzheimer's, brachte er es doch zum Theil durch den Glanz seiner Farben zu einer gewissen decorativen Zierlichkeit. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemälde in Rom und Florenz, wo er sich längere Zeit aufhielt, gut bezahlt. Auch hat er einige gute Blätter geätzt, von denen aber Abdrücke sehr selten sind. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er zurück und genoß daselbst der allgemeinen Achtung. König Karl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald in seine Heimat zurück, wo er 1660 starb.

Poerio (Carlo, Baron), ital. Staatsmann und Patriot, geb. im April 1803 zu Neapel, war der Sohn eines Advocaten, der wegen polit. Verfolgung mit seiner Familie 1815 nach Toscana flüchtete, 1818 aber wieder nach Neapel zurückkehrte, wo Carlo sich dem Rechtsstudium widmete. Der Vater wie seine Söhne nahmen an den revolutionären Ereignissen von 1820 und 1821 theil, Carlo in den Reihen der neapolit. Nationalgarde. Als der Vater, weil er den Protest gegen die österr. Intervention verfaßt hatte, dafür mit Gefangenschaft und Internirung in Oesterreich büßen mußte, folgten ihm die Söhne Carlo und Alessandro nach Graz, Brünn, Prag, bis sie 1823 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Italien, nicht aber nach Neapel erhielten. Seitdem wohnte die Familie in Toscana, sah sich aber aus Anlaß der Bewegung von 1830 auch von da ausgewiesen, sodaß sie auf einige Jahre in Frankreich Zuflucht suchen mußte. Nach der Rückkehr in die Heimat widmete sich Carlo, gleich dem Vater, in Neapel der Advocatur, während er zugleich politisch für die Verwirklichung der nationalen und liberalen Ideen gegenüber dem bourbonischen Despotismus thätig war. Nachdem er 1833 kaum der Einkerkerung entgangen, wurde er 1837 aus Anlaß der sicilian. Bewegungen verhaftet, doch alsbald gerichtlich freigesprochen. Eine andere, mehr als halbjährige Gefangenschaft erlitt er 1844 infolge der

Revolution von Cosenza, eine dritte im J. 1847. Er verließ das Gefängniß Anfang 1848, um bald darauf Director der Polizei, dann Minister des öffentlichen Unterrichts im Cabinet Bozzelli zu werden. Zweimal in das neapolitan. Parlament gewählt, zeichnete er sich hier durch Beredsamkeit und Mäßigung aus. Nach dem Siege der Reaction 1849 sah er sich in die Untersuchung gegen die Gesellschaft Unità Italiana verwickelt und wurde nach längerer Untersuchungshaft 1850 durch ein feiles Gericht und falsche Zeugenaussagen wegen Hochverraths zu 24 J. Galerenstrafe verurtheilt. Die ihm mehrfach angebotene königl. Gnade ausschlagend, brachte P. mit seinen Unglücksgefährten acht Jahre hindurch in den Kerkern von Nisida, Ischia, Montefusco und Montesarchio zu. Die schmähliche Ungerechtigkeit des Processes gegen ihn und seine Genossen und die Greuel ihrer Gefangenschaft veranlaßten 1851 die bekannten Briefe Gladstone's an Lord Aberdeen. Ende 1858 wurde P. mit vielen andern politisch Verurtheilten auf einem amerik. Fahrzeuge eingeschifft, um nach Amerika geschafft zu werden. Die Deportirten veranlaßten jedoch den Kapitän zur Landung an der Küste Englands, wo man sie mit Auszeichnung aufnahm. Infolge der Ereignisse von 1859 wandte sich P. nach Turin und wurde 1860 im Toscanischen ins subalpinische Parlament gewählt. Später kehrte er nach Neapel zurück, wo er für die Herstellung des Königreichs Italien sehr erfolgreich wirkte. Er vertrat auch seine Vaterstadt im ital. Parlament, dessen Vicepräsident er 1861 war. P. starb zu Florenz 28. April 1867. Alle öffentlichen Aemter ausschlagend, hatte er kümmerlich von den Resten eines in den polit. Kämpfen eingebüßten Vermögens gelebt. Nach Parlamentsbeschluß wurden die Ueberreste des Patrioten auf öffentliche Kosten bestattet. P.'s unverschuldete Verurtheilung und seine heldenmüthige Ausdauer im Kerker trugen viel dazu bei, die Bourbonen in Neapel vollends verhaßt zu machen. — Sein Bruder, **Alessandro P.**, geb. 1802, machte sich bekannt durch seine, beinahe ausschließlich patriotischen Gedichte («Poesie edite e postume», Flor. 1852). Derselbe starb 3. Nov. 1848 an einer bei der Vertheidigung Venedigs erhaltenen Verwundung.

Poesie, von dem griech. Worte ποιεῖν, machen, schaffen, bedeutet demnach zunächst eine Hervorbringung und Schöpfung jeder Art, ist jedoch schon im Alterthum vorzugsweise auf das künstlerische Schaffen und Hervorbringen und unter diesem wieder fast ausschließlich auf das dichterische Schaffen und Hervorbringen angewendet worden. P. heißt in diesem Sinne Dichtung, Dichtkunst. Die P. ist unter allen schönen Künsten die tiefste und reichste. Während die bildenden Künste, d. h. die Baukunst, die Bildhauerei und die Malerei, nur durch die Darstellung der äußern Gestalt und Farbe wirken, und auch die Musik vermöge der unbestimmten und elementaren Natur des Tons nur auf das noch ganz unbestimmte, gestaltlose Gefühls- und Empfindungsleben beschränkt ist, vereinigt die P. in gewissem Sinne die Wirkungen der bildenden Künste und der Musik und ist also deren wesentliche Ergänzung, ihre Spitze und ihr Abschluß. Die P. hat zu ihrem Darstellungsmittel die Sprache. Die Sprache, als ein rein inneres Erzeugniß des menschlichen Geistes, arbeitet ebenso wie der Ton nicht unmittelbar für den äußern Sinn des Auges, sondern nur für den innern Sinn, für die Vorstellung; aber sie bleibt nicht, wie der Ton, blos bei dieser verschwimmenden Innerlichkeit stehen, sondern erhebt sich zu Worten und durch diese Worte zu festen und streng abgegrenzten, bestimmten Anschauungen und Begriffen. So ist die P. wie die Musik eine Darstellung des innern Herzens- und Gefühlslebens und hat doch zugleich, wenn auch nur für das innere und sozusagen geistige Auge des Menschen, die ganze plastische Gestaltungskraft der bildenden Künste. Das eigentlichste Gebiet der P. ist daher die Plastik des menschlichen Innern, d. h. die Charakterdarstellung. Die P. zerfällt in verschiedene Arten, in Epos (s. d.), in Lyrik (s. d.) und in Drama (s. d.). Diese drei Dichtarten sind alle nur verschiedene Arten der Charakterdarstellung in verschiedener Weise. Das Epos und die moderne Form desselben, der Roman und die Novelle, stellt eine äußere Begebenheit dar, ein Ereigniß, einen Vorfall und schildert die Einwirkungen der Außenwelt auf das Innere des Menschen; der epische Held ist daher immer ein leidender, d. h. für die äußern Eindrücke leicht empfänglicher oder, wie sich die Sprache der Aesthetiker ausdrückt, ein passiver Charakter. Die Lyrik ist rein innerlich: der Mensch steigt in ihr unmittelbar in die geheimsten Tiefen seines Wesens und enthüllt uns seine Gefühle und Empfindungen, die Triebfedern seines Denkens und Handelns. Das Drama stellt den Menschen als handelnd, als den Kampf mit der Außenwelt rücksichtslos aufnehmend dar: der Mensch, der seinen Zweck verfolgt, kommt in Widerstreit und Zusammenstoß mit andern Menschen, die ebenfalls ihre andern Zwecke verfolgen. Dieser Kampf und der Sieg oder die Niederlage dieses Kampfes ist der Mittelpunkt der dramatischen Handlung. Epos, Lyrik und Drama mit ihren Unterarten sind die einzig möglichen Arten der Charakterdarstellung. Was sich nicht in diese Hauptgattungen verweisen läßt,

ist eine Abart und seinem dichterischen Werth und Ursprung nach jedenfalls sehr zweideutig und zwitterhaft. Dies gilt vom Lehrgedicht und der sog. beschreibenden P.; denn diese haben es nicht mit der lebendigen Gestaltung und Spiegelung von Charakteren zu thun. P. ist bei allen Völkern und in allen Zeiten; wo Menschen sind, haben sie auch das Bedürfniß, sich ihre Wesenseigenthümlichkeiten in voller sinnlicher Frische und Anschaulichkeit zum Bewußtsein und zur Darstellung zu bringen. Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, daß er zuerst die Dinge außer sich sieht und dann erst sein Auge in das eigene Innere richtet. Deshalb ist bei allen Völkern das Epos und die damit zusammenhängende Ballade und Romanze die erste Dichtart; dann erst kommt die Lyrik und das Drama. Bei den Griechen stellt sich diese Folgenreihe der Entwickelung am reinsten dar. Bei der Wichtigkeit, die die Geschichte der P. in der Geschichte des menschlichen Geistes einnimmt, haben wir über die P. fast aller Zeiten und Völker ausgezeichnete Specialwerke. Eine Uebersicht der gesammten Geschichte der P. gaben Rosenkranz, «Handbuch einer allgemeinern Geschichte der P.» (3 Bde., Halle 1832), Zimmermann, «Geschichte der P. aller Völker» (Stuttg. 1847) und Scherr, «Allgemeine Geschichte der Literatur» (Stuttg. 1861).

Poëta laureatus (lat., lorbergekrönter Dichter). Der antike Gebrauch, Siegern einen Lorberkranz zu ertheilen, ward in Italien zur Auszeichnung berühmter Dichter, z. B. Petrarca's, Tasso's, erneuert und gelangte von dort aus auch nach Deutschland, wo zuerst Konrad Celtes 1487 vom Kaiser Friedrich III. gekrönt wurde. Da später nur die Hofpfalzgrafen (s. Pfalz) den Lorber namentlich an lat. Verskünstler ertheilten, so verloren diese Ehrenerweisungen in Deutschland, besonders seit der Entwickelung einer neuen Nationalliteratur, allmählich jeden Credit und gelangten schon vor dem Untergange des Deutschen Reichs nicht mehr zu allgemeiner Kenntniß. In England bestand nur bis 1512 an den Universitäten ein Doctorgrad für Rhetorik und Dichtkunst, welcher den dazu berufenen Candidaten mittels des Lorberzweigs gereicht wurde. Weil jedoch die engl. Könige seit Eduard IV. ihren Hofstaat durch einen solchen Graduirten vervollständigt hatten, welchem die Verherrlichung hoher Geburtstage und anderer Festgelegenheiten oblag, so erhielt sich daselbst die Würde eines Poet-laureate bis in die Gegenwart als Titel zum Bezug einer bescheidenen Pension, die einem begünstigten Dichter vom Hofe auf Lebenszeit ertheilt wird. Der jüngste Poet-laureate Alfred Tennyson hat unter anderm John Dryden, Colley Cibber, Robert Southey und William Wordsworth zu Vorgängern.

Poetik ist Theorie der Poesie und also derjenige Theil der Aesthetik (s. d.) oder Kunstlehre, der insbesondere von der Poesie oder Dichtkunst handelt. Die Geschichte der P. geht daher durchaus mit der Geschichte der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung überhaupt Hand in Hand; jedes System der Aesthetik ist zugleich auch ein System der P. Jedoch hat es auch viele Aesthetiker gegeben, die die P. zu besonderer Behandlung sich auswählten; dahin gehört sogar sogleich Aristoteles, dessen «Poetik» die Grundlage und das Vorbild aller ähnlichen Versuche geworden ist. Ja in Zeitaltern vorwiegender Verstandesbildung haben selbst Dichter nicht selten über die Theorie ihrer Kunst besondere Lehrgedichte geschrieben. Die «Ars poetica» des Horaz ist das erste Beispiel dieser Art; Vida, Boileau, Pope u. a. sind hierin nachgefolgt. Im vorigen Jahrhundert namentlich war diese Wissenschaft sehr beliebt und wichtig. Zu dieser Zeit unserer neu entstehenden Literatur gaben die «Kritische Dichtkunst» von Gottsched und die «Kritische Dichtkunst» von Breitinger für die dichterische Production auf lange Zeit die bestimmende Richtung. Die beste «Poetik», welche die neuere Zeit hervorgebracht, ist die Theorie der Poesie in der Hegel'schen Aesthetik. Nicht ein geschlossenes System, aber eine unerschöpfliche Fundgrube der allerfeinsten Bemerkungen über Theorie der Poesie ist der «Briefwechsel» zwischen Goethe und Schiller. Vgl. Carriere, «Das Wesen und die Formen der Poesie» (Lpz. 1854); Gottschall, «Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik» (Breslau 1858).

Poggendorff (Joh. Christian), verdienter deutscher Physiker, geb. 29. Dec. 1796 zu Hamburg, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der aber 1813 und 1814 fast sein ganzes Vermögen einbüßte, erhielt seine erste Bildung theils auf dem Johanneum, theils in einer Erziehungsanstalt des Etatsraths Fiedler zu Schiffbeck. Seine Neigung für die Naturwissenschaften war die Ursache, daß er, statt Kaufmann zu werden, die pharmaceutische Laufbahn wählte. Doch gab er, da er sich mehr zu rein wissenschaftlicher Beschäftigung mit Chemie und Physik hingezogen fühlte, 1820 die Pharmacie auf und ließ sich in Berlin als Student inscribiren. 1821 erschien in der «Isis» seine erste wissenschaftliche Abhandlung: «Ueber den Magnetismus der Volta'schen Säule», besonders wichtig durch die erste Entwickelung der Principien des Multiplicators (Galvanometers) und seiner Anwendung, welche Entdeckung auch Schweigger in Halle zugeschrieben wird. An Gilbert's Stelle übernahm er 1824 die Redaction der «Annalen der

Physik und Chemie», von welcher Zeitschrift seitdem (bis 1867) unter seinem Namen 130 Bände nebst 4 Ergänzungsbänden erschienen waren, die seine Thätigkeit durch zahlreiche, hauptsächlich den Galvanismus betreffende Aufsätze bekunden. Unter anderm verdankt man P. die Erfindung (1826) des später von Gauß mit dem Namen Magnetometer belegten Instruments. Mit Liebig verband er sich zur Herausgabe eines «Wörterbuch der Chemie», von dem er aber nach dem Schluß des ersten Bandes sich größtentheils zurückgezogen hat. In neuerer Zeit veröffentlichte er ein trefflich gearbeitetes «Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften» (2 Bde., Lpz. 1863), welchem er als Vorläufer die «Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften» (Berl. 1853) vorausgeschickt hatte. P. ist seit 1834 Professor an der Universität zu Berlin und seit 1838 Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Pogodin (Michail Petrowitsch), russ. Historiker und Alterthumsforscher, geb. zu Moskau 22. Nov. 1800, besuchte daselbst seit seinem 14. J. ein Gymnasium, aus welchem er im Aug. 1818 zur dortigen Universität überging, wo ihn namentlich die Vorlesungen Merssljakow's (s. d.) anzogen. Durch Schlözer's Commentar zu Nestor's «Chronik» wurde ihm zuerst das Feld der histor. Kritik eröffnet und Geist und Methode seiner spätern Beschäftigungen bestimmt. Auch begann er bereits als Student eine journalistische Thätigkeit. Seine Aufsätze über das Studium Nestor's, denen sich eine Uebersetzung von Thunmann's Schrift über die Chasaren anschloß, erwarben ihm die Freundschaft des Reichskanzlers Rumjanzow, der ihm die Bearbeitung von Dobrowsky's Abhandlung über die Slawenapostel Cyrill und Method auftrug. Die Dissertation «Ueber den Ursprung der Russen», die er 1825 in öffentlicher Sitzung der moskauer Universität vertheidigte, begründete seinen Ruf als Geschichtskenner. 1828 ward er zum Adjunct-Professor der Geschichte an der Universität erwählt. Nachdem er 1833 die ord. Professur der allgemeinen Geschichte erhalten, wurde er 1835 zum Katheder der russ. Geschichte berufen. Um dem Mangel an guten Geschichtswerken in russ. Sprache abzuhelfen, ließ P. unter seiner Aufsicht Robertson's «Geschichte Karl's V.», Guizot's «Geschichte der Civilisation in Frankreich» u. a. von den Studirenden übersetzen und übertrug selbst Schlözer's «Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder» (2 Bde., Mosk. 1829—30) und Heeren's «Ideen u. s. w.» (2 Bde., Mosk. 1835—37). Von 1837 an gab er eine «Allgemeine histor. Bibliothek» heraus, von der nach und nach 20 Theile erschienen. Zugleich fand die schöne Literatur an ihm einen eifrigen Pfleger. Von 1827—30 redigirte er den «Moskowskij Wjestnik». 1828 veröffentlichte er eine Uebersetzung des «Götz von Berlichingen», 1831 das histor. Trauerspiel «Marfa Possadinza», 1833 drei Bände Novellen und 1835 eine dramatisirte Geschichte des Pseudo-Demetrius. P.'s Hauptbeschäftigung blieb jedoch das Studium der russ. und slaw. Alterthümer, dessen Resultate er in zahlreichen Abhandlungen niederlegte, zu denen auch die vortreffliche «Untersuchung über die Nestor'sche Chronik» (deutsch von F. Löwe, Petersb. 1844) gehört. Um die von ihm selbst gesammelten literarischen Materialien dem Publikum zugänglich zu machen, gründete er 1841 das Journal «Moskwitjanin», das lange zu den geschätztesten wissenschaftlichen Organen Rußlands zählte, aber 1856 eingehen mußte. Behufs seiner geschichtlichen Forschungen unternahm P., nachdem er seine Stellung an der Universität aufgegeben, längere Reisen durch das ganze europ. Rußland und bis nach Sibirien hin sowie nach den südslaw. Ländern. Einen Ausflug nach dem westl. Europa beschrieb er in «God w'tschushich stranach» (Mosk. 1844). Ein Hauptzweck dieser Reisen war die Bereicherung der von ihm schon frühzeitig angelegten Sammlung russ. und slaw. Alterthümer, welche als einzig in ihrer Art gelten kann und 1852 von der russ. Regierung angekauft wurde. Im Besitze dieses reichen Materials konnte P. unter den günstigsten Umständen seine Arbeiten im Fache der russ. Geschichte fortsetzen, deren Früchte in den «Issledowanija, sametschanija i lekzii» (Bd. 1—7, Petersb. 1846—54) enthalten sind. Außerordentliches Aufsehen erregten seine «Polit. Briefe» (deutsch, Berl. 1860), die in Rußland als Manuscript von Hand zu Hand gingen, und in denen er mit Entschiedenheit die panslawistischen Ideen vertritt, die den Grundton seiner literarischen und publicistischen Wirksamkeit bilden. Von großem Interesse ist ferner die von ihm 1860 herausgegebene «Untersuchung über den Proceß des Zarewitsch Alexis», welche eine Ehrenrettung jenes unglücklichen Prinzen bezweckt. Außerdem lieferte er noch «Materialien zur Biographie des Generals Jermolow» (Mosk. 1863). Anfang 1867 begann er die Herausgabe einer neuen polit.-literarischen Wochenschrift «Russkij». P. ist seit 1841 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg und wurde 1852 zum Wirkl. Staatsrath ernannt.

Poinsinet (Ant. Alex. Henri), ein franz. Dichter, weniger bekannt durch sein Talent und seine Leistungen als durch seine merkwürdige Unwissenheit, Eitelkeit und Leichtgläubigkeit. Er

war zu Fontainebleau 17. Nov. 1735 geboren, widmete sich der Literatur und schrieb besonders für die komische Oper, wo seine Stücke mit Hülfe der Musik meist gefielen. Doch hat von allen seinen Stücken sich nur «Le cercle, ou la soirée à la mode» auf dem Theater erhalten. P. war ein Freund des Reisens, hatte Italien besucht und ertrank 7. Juni 1769 auf einer Reise durch Spanien bei Cordova im Guadalquivir. Zahlreiche Scherze, die mit P. getrieben wurden und wobei zuerst der Ausdruck «mystificiren» Anwendung fand, sind in Monnet's «Mémoires» (Bd. 2) enthalten. Unter anderm schlug man ihm vor, sich das Amt des Ofenschirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, 14 Tage lang seine Schenkel zu rösten, um sich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Ein andermal überredete man ihn, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden solle, daß er aber zuvor Russisch lernen müsse. Man gab ihm hierzu eine Anleitung ohne Titel, und erst nach sechs Monaten wurde er gewahr, daß er sich mit dem Niederbretagnischen beschäftigt habe.

Point-de-Galle oder schlechthin Galle (indisch Galla, d. h. Fels), eine befestigte Seestadt an der Südwestküste der indobrit. Insel Ceylon, auf einem felsigen Vorgebirge in ungesunder Gegend, in der Nachbarschaft großer Zimmtwälder gelegen, besteht aus zwei Theilen und zählt 5000, mit ihrem Gebiete 28000 E. Die Petta oder Stadt der Eingeborenen liegt größtentheils zwischen Baumgruppen und Gärten zerstreut. Die europ. Stadt mit der Citadelle ist Sitz der Regierungsbehörde und hat außer den gewöhnlichen öffentlichen Gebäuden einstockige Wohnhäuser aus gebrannten Steinen mit vortretenden Ziegeldächern und Veranden. Es befinden sich hier eine engl. Kirche, ein wesleyanisches und ein holländ. Gotteshaus sowie eine Moschee. Unter den einheimischen Gewerbtreibenden sind die Verfertiger von gold- und silberverzierten Arbeitskästchen berühmt. Der Hafen, geräumig, sicher und mit einer großen Rhede versehen, hat für die Lage und die Fruchtbarkeit der Umgebung nur geringen eigenen Handel. In neuester Zeit ist jedoch der Hafen für den europ. Handels- und Reiseverkehr von großer Wichtigkeit geworden als Hauptstationsplatz und Knotenpunkt der engl.-ostind. Dampferlinien, seitdem die Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company die Postverbindung zwischen Europa, Indien, China, Java, den Philippinen, Japan und Australien eingerichtet hat. Von P. gehen, außer den nach Mauritius bestimmten Dampfern, die Boote der genannten Campagnie direct nach Madras, Bombay, Aden, Pulo-Penang- und King-George's-Sund in Australien. P., die erste Niederlassung der Portugiesen auf Ceylan seit 1518, erhielt 1520 das Zimmtmonopol, wurde 1642 von den Holländern erobert und kam mit Ceylon (s. d.) in Besitz der Briten.

Poissy, eine ehemals befestigte Stadt des franz. Depart. Seine-Oise, am linken Ufer der hier inselreichen Seine und an der Westbahn, 2,7 M. im NNW. von Versailles, am Rande des Waldes von St.-Germain, in malerischer Gegend gelegen, ist unregelmäßig gebaut und hat (1860) 5101 E. und ein großes Centralgefängniß und Arbeitshaus. Berühmt ist der Ort wegen der schon von Ludwig IX. gegründeten Viehmärkte, die hier jeden Donnerstag auf einem großen Platze gehalten werden und besonders Paris mit Fleisch versorgen. Der Markt wurde von Colbert nach Sceaux, 1701 aber wieder nach P. verlegt. Jährlich findet in P. auch eine große Thierschau mit Preisvertheilung statt. Die von Ludwig IX. erbaute Seinebrücke hatte einst 37 gleichgroße Bogen, deren mehrere im Interesse der Schiffahrt abgebrochen wurden. Das merkwürdigste Gebäude ist die Stadtkirche, welche theils aus dem 11., theils aus dem 14. und 15. Jahrh. stammt. Von der großen, einst berühmten Abtei von P. ist nur noch die Ringmauer vorhanden. Vor Erbauung des Schlosses von St.-Germain residirten hier die Könige von Frankreich. Im Sept. 1561 wurde zu P. in Anwesenheit Karl's IX. und des Hofs ein berühmtes Religionsgespräch zwischen den angesehensten kath. und prot. Theologen und Geistlichen gehalten, der letzte friedliche Versuch zur Vereinigung der beiden kirchlichen Parteien.

Poitiers, die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Poitou (s. d.) in Westfrankreich und des jetzigen Depart. Vienne, liegt an der Eisenbahn (Orléans-Bordeaux) und an der Vereinigung der Boivre mit dem Clain, zwischen den Thälern dieser Flüsse auf einem Kalkplateau, das nur im Südwesten mit dem übrigen Lande durch eine 1500 F. breite Landzunge (la Porte Tranchée) zusammenhängt. In den Flußthälern ziehen sich die Vorstädte hin. Die Stadt selbst hat einen sehr großen, aber zum Theil Gärten, Feldcomplexe und öde Strecken umschließenden Umfang, ist unregelmäßig und schlecht gebaut, mit steilen, winkeligen Straßen, alten bethürmten Ringmauern, und zählt (1865) 31034 E. Sie ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Bordeaux, eines Appellationshofs für vier Departements, eines Assisenhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Universitätsakademie für acht Departements, einer Ackerbau- und einer Berathungskammer für Manufacten und Künste sowie

einer Filiale der Bank von Frankreich. Die ehedem übergroße Zahl der Kirchen, Kapellen und Klöster hat sich während der Revolution bedeutend vermindert. Sehenswerth sind die große, 1152—1379 erbaute, neuerdings restaurirte goth. Kathedrale zu St.-Peter, mit drei großen Schiffen, mächtigen Bogen, schöner Orgel und dem Grabe des Königs Richard Löwenherz von England, und die Kirche Notre Dame la Grande, mit reicher Façade im roman. Stil. Der Tempel St.-Jean mit einem merkwürdigen Baptisterium scheint aus den ersten Jahrhunderten zu stammen. Die Kirche der heil. Radegunde enthält in der Krypta das Grab der Hauptheiligen der Stadt, der Gemahlin Chlotar's I., einer thüring. Königstochter. In der Kirche St.-Croix ruht König Pipin von Aquitanien. Der Justizpalast ist das alte Schloß der Grafen von Poitou aus dem 11. und 14. Jahrh. Ueber den Clain führen zwei Eisenbahn- und vier andere Brücken; zwei überspannen die Boivre, deren Thal mit dem des Clain durch einen 300 Meter langen Tunnel verbunden ist. Eine sehr schöne Promenade bietet der Park Blossac mit seinem Wasserstrahl. Die 1431 von Karl VII. gestiftete Universität ist in der Revolutionszeit eingegangen. Die jetzt vorhandene Akademie hat drei Facultäten (Jurisprudenz, Wissenschaften und Literatur). Außerdem bestehen eine Vorbereitungsschule für Mediciner und Pharmaceuten, ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, die zwei Collegien St.-Joseph und Grand-Maison, eine Zeichen-, eine Ackerbau- und eine Hebammenschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Botanischer Garten, ein Theater, verschiedene wissenschaftliche Gesellschaften. Auch befindet sich zu P. ein Departementalgefängniß. Die Bevölkerung unterhält Loh- und Weißgerbereien, Flachs- und Hanfspinnereien, Brauereien, mechan. Schneidemühlen und Gießereien. Auch fertigt man Handschuhe, Gänsebälge (40—50000 Stück jährlich) für Amerika, Tuch, wollene Mützen, Strümpfe, Eisen- und Quincailleriewaaren, berühmten Käse, Marmorarbeiten u. s. w. Ein starker Handel wird betrieben mit Klee-, Esparsette- und Luzernesamen, mit Erbsen, Kastanien (Marrons de Civray), Korn, Wein, Wolle, Gänsefedern, Wachs, Honig, Branntwein. In und um P. finden sich viele celt. und röm. Alterthümer; so der Druidenstein oder Dolmen Pierre Levée bei der Vorstadt St.-Saturnin, die Reste einer Wasserleitung, eines großen Amphitheaters (les Arènes, 1857 verkauft und meist abgebrochen), 20 räthselhafte Felsbrunnen u. s. w. P. ist das alte Lemonum im Lande der Pictavi (Pictones) und hieß im Mittelalter Pictavium. Die Stadt spielte in den verschiedenen Perioden der franz. Geschichte eine wichtige Rolle. In ihren Mauern wurden bis 1405 an 23 Concile gehalten. Während der engl. Herrschaft theilte sie alle Geschicke Poitous. 1569 wurde P. als ein Hauptsitz der Hugenotten vom Marschall Saint-André erobert und furchtbar gezüchtigt. Besonders merkwürdig ist aber Ort und Umgegend durch drei wichtige Schlachten. Im J. 507 verlor der westgoth. König Alarich II. Schlacht und Leben im Kampfe mit dem Frankenkönige Chlodwig in Campo Vogladensi, d. i. nach den neuesten Ermittelungen bei dem Dorfe Voulon (Vogladum), $3\frac{1}{2}$ M. südlich von P. Infolge dieses Siegs drängte Chlodwig die Westgothen bis über die Garonne zurück, worauf deren Reich auf gallischem Boden nur noch die sog. Provinz Septimanien behielt. Der bei P. 18. Oct. 732 von Karl Martell über die Sarazenen unter Abd-ur-Rahmân erfochtene Sieg, welcher angeblich 375000 Arabern das Leben kostete, rettete das westl. Europa vor der Gefahr, dem Islam zu verfallen. Die dritte Schlacht fand auf dem $1\frac{2}{5}$ M. im Südosten, bei dem jetzigen Dorfe Mignaloux Beauvoir gelegenen Felde Maupertuis 19. Sept. 1356 zwischen den Franzosen und Engländern statt. Das etwa 12000 Mann starke engl. Heer, befehligt von Eduard (s. d.), dem Schwarzen Prinzen, hatte vor dem franz. Heere, welches über 60000 Mann zählte und vom König Johann selbst geführt wurde, sich zurückziehen müssen. Der König erreichte jedoch die Engländer, schloß sie ein und es kam, da sich der Prinz auf schimpfliche Bedingungen nicht ergeben mochte, zur Schlacht. Obgleich die Tapferkeit der Ritter in beiden Heeren gleich, hatte doch das engl. Heer den Vortheil größerer Ordnung, strengen Gehorsams und einsichtsvoller Anführung. Beim ersten Zusammentreffen wurde die Vorhut der Franzosen geschlagen und hierauf der Mittelpunkt des Heeres gesprengt. Die franz. Großen suchten sich in wilder Flucht zu retten; der König focht tapfer, wurde aber gefangen und konnte erst nach vier Jahren seine Freiheit durch Abtretung mehrerer Provinzen und mit Geldopfern wiedergewinnen.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrich's II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, war die Tochter des Grafen von St.-Vallier, der aus einem alten Hause der Dauphiné stammte. Mit Geist und Schönheit ausgestattet, kam sie als Ehrenfräulein der Königin Claudia an den Hof Franz' I. und wußte sich nicht nur Ansehen und Einfluß, sondern auch die heimliche Neigung des Königs zu verschaffen. Schon 1514 hatte sie sich mit Louis de Brezé, dem Großseneschall der Normandie, vermählt, mit dem sie zwei Töchter

zeugte, deren eine sie an den Herzog von Bouillon, die andere mit dem Herzoge von Aumale verheirathete. Ihr Gemahl starb 1531. Als Heinrich II. 1547 im Alter von 29 J. den Thron bestieg, unterwarf er sich unerklärlicherweise der Herrschaft dieser 47jährigen Kokette, die ohne Reize war und schon mit seinem Vater im Umgange gelebt hatte. Er ernannte sie zur Herzogin von Valentinois, überließ ihr die Regierung und schmeichelte ihrer Eitelkeit, indem er die Sinnbilder ihres Namens auf seinen Möbeln, Schlössern, selbst den öffentlichen Gebäuden anbringen ließ. Heinrich II. soll in ihrem Umgange allerdings seine natürliche Brutalität verloren haben, dagegen aber verleitete sie ihn zu Prunk und Verschwendung. Ihre Habsucht war grenzenlos; so trieb sie den König zur Verfolgung der Protestanten, um sich der confiscirten Güter derselben zu bemächtigen. Aus Privatabsichten rieth sie auch zum Frieden von Château-Cambrésis. Nach Heinrich's II. Tode überließen sie die Guisen der Rache ihrer Nebenbuhlerin, der Königin Katharina von Medici. Diane wurde vom Hofe verwiesen und starb 22. April 1566 auf ihrem Schlosse Anet.

Poitou, eine ehemalige Provinz im westl. Frankreich, zwischen Bretagne, Anjou, Touraine, Marche, Angoumois, Saintonge und dem Meere, war 407,5 Q.-M. groß, hatte zur Hauptstadt Poitiers (s. d.) und zerfiel in Ober- und Niederpoitou. Letzterm entsprechen jetzt etwa die Depart. Deux-Sèvres und Vendée, ersterm Vienne; einzelne Stücke aber sind mit Nieder-Charente, Charente, Ober-Vienne, Indre-Loire und Maine-Loire vereinigt. Das Land war im Alterthum von den gallischen Pictones bewohnt und wurde nach der Eroberung Galliens durch die Römer mit Aquitania Secunda vereinigt. Im 5. Jahrh. besetzten es die Westgothen, 507 die Franken. Nachdem P. vom Ende des 7. Jahrh. bis in die Mitte des 8. Jahrh. im Besitze des Herzogs Eudes von Aquitanien und seiner Nachfolger gewesen war, vereinigte es Pipin mit den Besitzungen der Krone. Gegen Ende des 9. Jahrh. machten sich die von den fränk. Königen eingesetzten Grafen von P. erblich und legten sich den Titel Herzoge von Aquitanien bei. Mit der Hand der Eleonore von P. kam das Land an König Ludwig VII., aber ebenso 1152 bei deren Wiedervermählung an Heinrich von Anjou und so an England. König Philipp August von Frankreich eroberte jedoch das Land 1204 wieder, und 1295 wurde es förmlich an Frankreich abgetreten. Durch den Frieden von Bretigny 1360 kam es abermals an die Engländer; aber nicht lange nachher nahm es ihnen Karl V. wieder ab und gab es seinem Bruder Johann, Herzog von Berri, nach dessen Tode es Karl VI. an seinen Sohn Johann verlieh. Bei dessen erbelosem Tode fiel P. an die Krone Frankreich zurück, bei welcher es seitdem auch verblieb.

Pökelfleisch ist Fleisch, welches zu längerer Haltbarkeit mit Salz und Salpeter eingemacht wird. Dies Verfahren heißt Pökeln (oder Bökeln) und soll von dem Holländer Willem Bökel 1347 erfunden worden sein, dem seine dankbare Vaterstadt Biervliet dafür ein Denkmal gesetzt hat. Die Güte und Haltbarkeit des P. hängt ab von den Fässern, von der Zeit des Einpökelns, von der Menge Salz und Salpeter und von dem festen Eindrücken des Fleisches in die Fässer. Die beste Zeit zum Einpökeln ist der Winter. Das so zugerichtete Fleisch wird entweder als Salzfleisch oder P. gegessen, oder, nachdem es kürzere Zeit in der Lake gelegen, geräuchert. Aus den Untersuchungen Liebig's geht hervor, daß die Salzlake im Pökelfasse die Hauptbestandtheile einer concentrirten Fleischbrühe enthält, indem sie den Fleischsaft mit seinem Gehalt an Kreatinin zum großen Theile ausgesogen hat. P. verliert daher um die in die Lake übergegangenen Bestandtheile an Nahrungswerth, und die Erscheinung, daß, wenn gesalzenes Fleisch längere Zeit die Hauptnahrung ausmacht, die Gesundheit auf die Dauer Störung leidet, wird dadurch erklärlich. (S. Conservirung der Lebensmittel.)

Pola, Stadt und Kriegshafen in der österr. Markgrafschaft Istrien, 15 M. südsüdöstlich von Triest, an dem Meerbusen Porto delle Rose, einer der schönsten Häfen Europas, der in der jüngsten Zeit durch großartige Befestigungen, Werfte, Magazine auf das trefflichste hergerichtet, durch Strandbatterien geschützt und 1850 zu einem Kriegshafen erklärt worden ist. Die Stadt ist Sitz eines Hafenadmiralats und eines Bezirksamtes, hat eine Kathedralkirche aus dem 9. Jahrh., eine griech. Kirche, eine Citadelle und zählt (ohne Militär, 1857) 3524 E., welche Fischfang und Holzhandel treiben. Sie zeigt noch jetzt die Spuren ihrer Blüte als Pietas Julia unter der Römer Herrschaft, namentlich unter Severus, wo sie den stolzen Titel Respublica Polensis führte und 50000 E. zählte. Der Hafen nahm damals die ganze röm. Flotte auf. Unter den Ruinen aus ihrer Glanzperiode zeichnen sich aus ein jetzt als Stadtthor benutzter Triumphbogen, Porta aurea genannt, den Salvia Posthuma ihrem Gemahl Sergius Lepidus errichten ließ; ferner das nur in seiner Außenwand erhaltene, 366 F. lange, 292 F. breite, 75 F. hohe Amphitheater mit 144 Bogen, im Munde des Volks Orlandina genannt, und ein ziemlich voll-

ständig erhaltener Tempel, dessen Aufschrift «Romae et Augusto» das glänzendste Zeitalter der röm. Kunst verräth. Die gefälligsten Ansichten dieser Denkmäler hat Cassas in der «Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie» und die architektonisch genauesten Stuart und Revett gegeben. Vgl. Stancovich, «Dell' amfiteatro di P.» (Vened. 1822).

Polareis nennt man die constanten Eisanhäufungen in den Polargegenden, welche aber nur zum kleinern Theile vom Gefrieren der Meeresoberfläche herrühren. Es ist sogar wahrscheinlich, daß selbst an den Polen, während der Sommermonate, die Eisdecke des Meeres aufthaut. Das P., welches in Form von mächtigen Schollen oder Eisbergen auftritt, die schwimmend zuweilen einige hundert Fuß über die Meeresoberfläche emporragen, und eine Dicke von mehr als 1000 F. erreichen mögen, scheint in der Regel von Riesengletschern herzurühren, die z. B. an den Küsten von Grönland und Spitzbergen bis in das Meer herabreichen und hier bei ihrer starken Abwärtsbewegung ihre untern Enden in das Meer hinausstoßen, von dem sie dann als Eisberge weiter befördert werden, bis sie nach dem Eintritt in wärmere Regionen allmählich aufthauen. Die größten nordischen Gletscher hat man an der Westküste von Grönland gefunden, ihr unteres Ende erreicht hier oft eine Breite von vielen Meilen und dabei eine Dicke von 1000—3000 F. Da sie wie die Alpengletscher an ihren Rändern zum Theil von großen Felsblöcken und kleinern Moränenschutt bedeckt sind, so tragen sie diese Steinmassen oft auch noch weit in das Meer hinein, und bringen dadurch eine stete Translocirung von Steinmassen hervor, welche höchst wahrscheinlich ganz derjenigen entspricht, durch welche die sog. erratischen Blöcke oder nordischen Geschiebe in einer frühern Periode (der sog. Eiszeit) aus Skandinavien über die norddeutsche Niederung verbreitet worden sind.

Polarisation des Lichts. Das Licht (s. d.) wird jetzt betrachtet als Schwingungen eines unendlich feinen, das ganze Weltall erfüllenden Fluidums, des sog. Aethers, und zwar geschehen die Verschiebungen, welche bei diesen Schwingungen die einzelnen Theilchen des Aethers erleiden, in Richtungen, welche auf der Richtung des Lichtstrahls senkrecht stehen. In dem gewöhnlichen Lichte erfolgen diese Verschiebungen nach allen möglichen auf dem Strahle senkrechten Richtungen; die Physik besitzt aber auch Mittel, diesen Zustand in der Weise abzuändern, daß die Verschiebungen aller Aethertheilchen eines Lichtbündels einander parallel werden. Licht, in welchem dies stattfindet, heißt polarisirtes, oder weil die unendlich kleinen Bahnen, welche die Aethertheilchen beschreiben, auf der Richtung des Strahles senkrecht stehende gerade Linien sind, «geradlinig polarisirtes» Licht. Sind nicht die Bahnen sämmtlicher Aethertheilchen, sondern nur eines Theils derselben parallel, bildet also das Licht gewissermaßen ein Gemenge aus polarisirtem und aus gewöhnlichem Lichte, so nennt man es «theilweise polarisirtes» Licht. Zur Erzeugung des polarisirten Lichts dienen besonders drei Vorgänge: 1) die Zurückwerfung des Lichts an nichtmetallischen spiegelnden Flächen; 2) die einfache Brechung und 3) die Doppelbrechung. Soll ein Lichtstrahl von einer Glasfläche vollständig polarisirt zurückgeworfen werden, so muß er unter einem Winkel von 35 ½ Grad (gerechnet vom einfallenden Strahle nach der Glasfläche hin) auf das Glas fallen. Fällt derselbe unter einem andern Winkel auf, so ist das zurückgeworfene Licht nicht vollständig, sondern nur theilweise polarisirt. Für jede durchsichtige Substanz ist der Winkel, unter welchem ein Lichtstrahl auffallen muß, wenn er vollständig polarisirt werden soll (der sog. Polarisationswinkel), ein anderer; er hängt in der Weise von der Brechung des Lichts in der Substanz ab, daß die vollständige Polarisation stets dann eintritt, wenn der zurückgeworfene Strahl auf dem in die Substanz eingedrungenen gebrochenen Strahle senkrecht steht. Für die Metalle als undurchsichtige Körper gibt es daher auch keinen solchen Polarisationswinkel. Ebenso wie das von einer Glasplatte zurückgeworfene Licht polarisirt ist, zeigt sich auch das durch eine solche Glasplatte hindurchgegangene Licht polarisirt, jedoch stets nur theilweise; der Zustand desselben nähert sich um so mehr dem der vollständigen Polarisation, je schiefer das Licht die Platte durchdringt. Um dem Zustande der vollkommenen Polarisation noch näher zu kommen, läßt man das Licht in möglichst schiefer Richtung durch eine Reihe von planparallelen Glasplatten gehen. Während jedoch das durch Zurückwerfung polarisirte Licht in Ebenen schwingt, welche senkrecht auf der Einfallsebene liegen, fallen für das durch einfache Brechung polarisirte Licht die Schwingungsebenen mit der Einfallsebene zusammen. Infolge der eigenthümlichen Elasticitätsverhältnisse des Aethers in allen mit ungleichen Achsen versehenen Krystallen kann ein auf solche Krystalle fallender Lichtstrahl dieselben nur so durchdringen, daß seine Schwingungen nach zwei bestimmten von der Krystallgestalt abhängigen, aufeinander senkrechten Richtungen erfolgen. Da nach diesen beiden Richtungen die Elasticitäten des Aethers und damit auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Brechung des

Lichtstrahls verschieden sind, so wird der in den Krystall eindringende Lichtstrahl in zwei getrennt (doppelt gebrochen), und jeder der beiden Strahlen erscheint polarisirt, weil eben alle seine Theilchen in parallelen Ebenen schwingen. Die Schwingungsebenen oder Polarisationsebenen beider Strahlen stehen aufeinander senkrecht. Besondere Apparate, um das Licht zu polarisiren und andere durchsichtige Körper diesem polarisirten Lichte auszusetzen, heißen Polarisationsapparate. Sie enthalten entweder Glasspiegel (am besten von schwarzem Glase oder von farblosem Glase, das auf der hintern Seite mit schwarzem Firnis überzogen ist), oder Säulen aus Glasplatten, oder Platten aus doppelbrechenden Krystallen, welche letztere gewöhnlich so ausgewählt, geschliffen und zusammengesetzt sind, daß von den beiden in ihnen durch Doppelbrechung entstehenden Lichtstrahlen nur der eine auf der hintern Seite der Platte austreten und in das Auge des Beobachters gelangen kann, während der zweite Strahl in der Platte entweder, wie in dem Nicol'schen Prisma, durch totale Reflexion seitwärts geworfen oder, wie im dunkel gefärbten Turmalin, durch das gefärbte Medium verschluckt wird. Gewöhnlich enthält ein Polarisationsapparat zwei solche Vorrichtungen, zwischen welchen Krystalle, rasch abgekühlte oder ungleich zusammengedrückte Glasplatten, in Röhren eingeschlossene Flüssigkeiten u. s. w. auf ihr Verhalten gegen das polarisirte Licht untersucht werden können. Polarisirtes Licht erkennt man daran, daß es sich gegen eine der obenangeführten Polarisationsvorrichtungen, wenn dieselbe um den einfallenden Strahl als Achse gedreht wird, verschieden verhält. Fällt z. B. polarisirtes Licht auf einen Spiegel aus schwarzem Glase unter einem Winkel von 35½ Grad, so wird es von demselben zurückgeworfen, wenn die Schwingungsebene des polarisirten Lichts senkrecht auf der Einfallsebene steht; es kann aber nicht zurückgeworfen werden, wenn diese Schwingungsebene in der Einfallsebene liegt. Außer dem linearpolarisirten Lichte gibt es auch noch kreisförmig (circular) und elliptisch polarisirtes Licht. In dem kreisförmig polarisirten beschreiben die einzelnen Aethertheilchen kleine Kreise und in dem elliptischen kleine Ellipsen, deren Ebenen senkrecht auf der Richtung des Lichtstrahls stehen. Der Entdecker der Polarisation des Lichts ist Malus (1808); ausgehend von den Vorgängen bei der Spiegelung bezeichnete er die durch den Strahl gelegte und auf der Ebene, in welcher die Aethertheilchen schwingen, senkrecht stehende Ebene als Polarisationsebene. Das verschiedene Verhalten der beiden im Doppelspate durch Doppelbrechung entstehenden Strahlen kannte übrigens schon Huyghens.

Polarkreis nennt man einen Kreis der Himmels- oder Erdkugel, welcher dem Aequator parallel ist und von den Polen um so weit absteht, als die Schiefe der Ekliptik beträgt. Man unterscheidet einen südlichen und einen nördlichen P.

Polarländer werden im allgemeinen die um den Nord- und Südpol bis zu den Polarkreisen gelegenen Länder genannt. Man unterscheidet demnach Südpolarländer (s. d.) und Nordpolarländer (s. d.); doch pflegt man, wenn von P. die Rede ist, gewöhnlich nur die letztern darunter zu verstehen. Häufig werden auch die nördlichen (arktischen) und südlichen (antarktischen) Eismeere mit dem Namen Polarmeere bezeichnet.

Polarstern, auch Nordpolarstern oder Nordstern, heißt gegenwärtig ein heller Stern zweiter Größe, der dem Nordpol des Himmels sehr nahe steht. Es ist der letzte Stern (α) im Schwanze des kleinen Bären. Sein Abstand vom Pol beträgt jetzt 1° 24', nimmt aber jährlich (gegenwärtig um ⅓') ab. Die Annäherung an den Nordpol wird noch etwa 300 J. fortdauern, bis der Abstand nur noch 21' beträgt, worauf er wieder zunimmt. Nach Jahrtausenden wird unser jetziger P. seinen Namen so wenig mehr verdienen als vor 2000 und mehr Jahren; denn vor 2000 J. stand er 12° vom Pole entfernt. Im J. 4200 wird der Stern γ Cephei als dem Pole zunächst stehend P. sein, noch später β Cephei, α Cephei, δ Cygni, nach 12000 J. wird die Wega oder α Lyrae der hellste und schönste P. sein und erst nach 25700 J. nimmt der jetzige P. dieselbe Stelle wie jetzt wieder ein. Die Ursache dieser Veränderung des P. ist die Präcession, durch welche die Länge aller Sterne jährlich um 50²/₁₀ Secunden zunimmt und welche die Ursache ist, daß auch der Nordpol des Himmels in 25700 J. einen Kreis um den Pol der Ekliptik beschreibt, dessen Radius nahe 23½° beträgt. Der Südpol des Himmels hat in seiner Nähe keinen so hellen Stern als der Nordstern ist, doch sieht man den 11° vom Pol entfernten Stern β der Kleinen Wasserschlange als Südpolarstern an. Die Astronomen und Nautiker benutzen den Stern sechster Größe σ Octantis, der nur ¾° vom Südpol entfernt ist, als Polarstern. — Polhöhe heißt die scheinbare Höhe des sichtbaren Himmelspols über dem Horizonte oder derjenige Bogen des Mittagskreises, welcher zwischen Pol und Horizont liegt. Sie ist der geogr. Breite gleich.

Polder oder Kooge nennt man in Holland und in den flachen Küstenniederungen Deutsch-

lands an der Nordsee ringsum mit festen Dämmen oder Deichen in Form unregelmäßiger Vierecke eingefaßte und so gegen die Fluten geschützte Strecken des Marschlandes (s. d.), die man mittels Entwässerungskanälen oder auch eigenthümlicher Wasserhebungsmaschinen, sog. **Poldermühlen**, dem Wasser und den Morästen abgewonnen und in fruchtbare Fluren oder fette Grasungen verwandelt hat. Ein jeder P. oder Koog umfaßt in der Regel eine Gemeinde, schon von der ersten Eindämmung her eng verbunden, nicht wie sonst ländliche Gemeinden durch gemeinsamen Besitz, sondern durch gemeinsame Gefahr. Die Wohnungen liegen zerstreut, von tiefen Wassergräben umgeben, welche auch die Felder einschließen und entwässern. Seltener sind Dörfer, in langer Reihe am Fuße der Deiche hingebaut, wie z. B. in der Wilster und Kremper Marsch in Holstein.

Pole (vom griech. polos) nennt man in der Mathematik die Endpunkte desjenigen Kugeldurchmessers, welcher auf der Ebene irgendeines Kreises der Kugel senkrecht steht, oder diejenigen beiden Punkte der Kugeloberfläche, die von allen Punkten der Peripherie eines Kugelkreises gleichweit entfernt sind. Hiernach haben parallele Kugelkreise gemeinschaftliche P. Dreht sich eine Kugel um eine Achse, so heißen die Endpunkte derselben, welche bei der Bewegung allein in Ruhe bleiben, die P. der Kugel. In der Geographie und Astronomie sind die P. der Erde oder **Erdpole** diejenigen Punkte der Erdoberfläche, welche bei der Achsendrehung der Erde in Ruhe bleiben, die Endpunkte der Erdachse. Ebenso sind die P. der Himmelskugel oder **Weltpole** diejenigen Punkte des Himmels, welche bei der scheinbaren Umdrehung desselben in Ruhe bleiben, oder die Endpunkte der Himmelsachse. Man nennt sie auch P. des Aequators, weil der größte Kreis, auf dessen Ebene die Himmelsachse senkrecht steht, der Aequator heißt, und im Gegensatze zu den P. der Ekliptik, welche von jedem Punkte der Ekliptik um 90° abstehen, wie jene von jedem Punkte des Aequators. Am Himmel wie auf der Erde unterscheidet man einen nördlichen und einen südlichen P. (**Nordpol** und **Südpol**). An jedem Punkte der Erdoberfläche befindet sich nur einer von den beiden P. über dem Horizonte und ist sichtbar; ausgenommen sind die Gegenden unter dem Aequator, wo beide P. zugleich sichtbar sind, aber beide im Horizonte liegen. — **Polardistanz** heißt der Abstand eines Sterns vom sichtbaren P. — In der Physik bezeichnet man mit dem Namen **Pol** zunächst beim Magnet die beiden gewöhnlich nahe an seinen Enden gelegenen Punkte, in welchen man die von jeder seiner Hälften ausgehenden Kräfte vereinigt annehmen kann. Beide P. werden ebenfalls wieder unterschieden in Nord- und Südpol. (S. **Magnetismus** und **Magnetismus der Erde**.) Ebenso nennt man bei den Krystallen, welche durch Erwärmung elektrisch werden, diejenigen Punkte, an welchen sich die Elektricität besonders stark zeigt, P., und unterscheidet, je nachdem die dort angehäufte Elektricität positiv oder negativ ist, **positive** und **negative** P. Bei einer ungeschlossenen Volta'schen Säule heißen die beiden Enden, an welchen sich die Elektricität besonders stark zeigt, gleichfalls P., das eine Ende der negative, das andere der positive P. **Polar** heißt sonach ein Gegensatz, wie er zwischen den beiden P. eines Magnets oder einer offenen Volta'schen Säule sich findet, und **Polarität** nennt man das Vorhandensein eines solchen Gegensatzes. — Auch die Philosophie hat das Wort **Polarität** aufgenommen, hält aber die angegebene strenge Bedeutung nicht fest, sondern bedient sich desselben in einem so weiten Umfange, daß sie selbst einen Gegensatz, wie zwischen den beiden Enden einer geraden Linie, blos deshalb, weil dieselben von ihrer Mitte aus nach verschiedenen Seiten hinliegen, als polar bezeichnet. Dies hat zu vielfachen Misverständnissen und falschen Deductionen Veranlassung gegeben.

Polei (Pulegium Mill.) ist der Name einer zu den Labiaten gehörenden Pflanzengattung, welche früher mit der Gattung **Mentha** (s. d.) vereinigt war, von der sie sich durch den fünfspaltigen, zweilippigen und nach dem Verblühen durch Haare geschlossenen Kelch und die plötzlich in einen bauchigen Schlund erweiterte Blumenröhre unterscheidet. Der **gemeine** P. (P. vulgare), welcher auf nassen, sandigen, öftern Ueberschwemmungen ausgesetzten Stellen des mittlern und südl. Europa wächst, hat niederliegende, braunrothe, behaarte Stengel, gestielte, rundliche, flache, schwach gesägte, unterseits mit eingesenkten Oeldrüsen versehene Blätter, kugelige entfernt stehende Blütenwirtel, hell-purpurrothe oder lilafarbene Blumen und zurückgekrümmte obere Kelchzähne. Die blühende Pflanze, welche eigenthümlich und stark aromatisch riecht und bitterlich-scharf schmeckt, ist als Heilmittel gebräuchlich und wird in ähnlichen Fällen wie die Krauseminze und Pfefferminze angewendet, wirkt aber noch kräftiger, auch gehen ihre Kräfte durch lange Aufbewahrung nicht verloren. Die Pflanze äußerlich frisch aufgelegt röthet die Haut.

Polemik (vom griech. polemos, Krieg, Kampf, also Streitkunst) heißt besonders die Theorie der Vertheidigung der Kirchenlehre als einer biblisch-christlichen. Sie war sonst, wo sie auch **Elenchtische Theologie** genannt wurde, ein sehr eifrig behandelter Theil der theol. Wissen-

schaften, bis sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. allmählich verächtlich wurde. Sie kämpfte gegen Christen anderer Religionsparteien, während die Apologetik (s. Apologie) es mit Nichtchristen aller Art zu thun hat. Der bedeutendste Polemiker unter den Katholiken früherer Zeit war Bellarmin (s. d.) und in neuerer Zeit Möhler (s. d.), der einen neuen Aufschwung der protestantischen P. veranlaßte.

Polĕmo, ein griech. Philosoph aus Athen, war ein Schüler des Xenokrates (s. d.), dessen Einfluß so mächtig auf ihn wirkte, daß er seinen vorher wüsten Wandel mit dem tugendhaftesten vertauschte und nach dem Tode seines Lehrers 314 v. Chr. sogar der Akademie eine Zeit lang mit vieler Würde vorstand. Ein Hauptsatz seiner Philosophie war, daß das höchste Gut in einem naturgemäßen Leben bestehe. — Ein anderer P., mit dem Beinamen Periegetes, Schüler des Stoikers Panätius, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. zu den Zeiten des Ptolemäus Epiphanes und verfaßte mehrere histor. Werke, namentlich eine Beschreibung der in den Tempeln der berühmtesten Städte aufbewahrten Weihgeschenke und eine griech. Geschichte in elf Büchern. Die noch vorhandenen Bruchstücke hat Preller (Lpz. 1838) gesammelt und erläutert. — Endlich ist noch der Sophist und Redner Antonius P. zu erwähnen, aus Laodicea in Karien gebürtig, der im 2. Jahrh. n. Chr. meist in Smyrna lebte und bei Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in hoher Gunst stand. Er sprach mit der größten Fertigkeit in kühnen und kräftigen Ausdrücken aus dem Stegreife, misbrauchte aber sein Talent meist zu eigennützigen und ehrgeizigen Zwecken. Zwei von ihm noch vorhandene Lobreden auf den Cynägirus und Kallimachus sind am besten von Orelli (Lpz. 1819) herausgegeben worden.

Polemonium, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche der Typus einer besondern dikotylen Familie, der Polemoniaceen, geworden ist. Ihre in Amerika, Europa und Asien heimischen Arten sind perennirende Kräuter mit abwechselnden, fiederschnittigen Blättern und traubig angeordneten Blütenwickeln, deren Blüten aus einem weiten, krugförmigen, fünflappigen Kelch, einer rad- oder glockenförmigen Blumenkrone mit fünflappigem Saum, fünf niedergebogenen, im Schlunde der Blumenkrone eingefügten, bärtigen Staubfäden und einem oberständigen, von einem becherförmigen, gekerbten Ringe umgebenen Fruchtknoten bestehen, aus dem sich eine dreiklappige, wenigsamige Kapsel entwickelt. Die bekannteste Art ist P. coeruleum L., Sperrkraut oder Jakobsleiter genannt, eine in den Alpen wild wachsende und sehr häufig als Ziergewächs angebaute Pflanze mit aufrechten, reichbeblätterten Stengeln und großen, schön blauen, seltener weißen Blumen. Sie verlangt guten Boden und viel Wasser und läßt sich durch Zertheilung des großen Wurzelstocks leicht vermehren. Sehr schöne Arten sind ferner P. pulchellum, P. vom Altai, P. mexicanum Cerv. und P. pulcherrimum Hook. aus Columbien, ebenfalls blaublühende Pflanzen. Auch diese Arten halten im freien Lande aus.

Polen, die größte Ebene Europas, hatte in der Zeit seines Höhepunkts als Staat einen Flächenraum von mehr als 13000 Q.-M. und wurde im allgemeinen in P. und Litauen, jenes wieder in Großpolen und Kleinpolen, und jede dieser Provinzen in mehrere Wojwodschaften getheilt. Auf diesem Raume wohnten damals 15 Mill. E., die, beherrscht von etwa 100000 adelichen Familien (der sog. Schlachta), der Freiheit der sog. Republik P. ebenso wenig theilhaftig wurden als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Flachs, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fischreiche Ströme dem Baltischen und dem Schwarzen Meere zuführten; jedoch lagen, Warschau, Bromberg, Posen und einige Städte an der schles. Grenze ausgenommen, die Gewerbe danieder, und von nationaler Oekonomie war kaum eine Spur zu finden.

Die Slawen, welche im 9. Jahrh. die fruchtbaren Ebenen an der Weichsel innehatten und die unter dem gemeinsamen Namen der Lechiten oder Lachen zusammengefaßt werden, theilten sich in mehrere Völkerschaften. Von diesen hatten die Polanen oder die Slawen der Ebene ihre Wohnsitze an der Wartha zwischen der Netze und Oder, die Masovier oder Masuren an der mittlern Weichsel, die Bialochrobaten oder Weißchrobaten an den Quellen der Weichsel, die Schlesier an beiden Seiten der Oder. Die ältesten Städte in dem Lande der Polanen waren Kruszwica, Gnesen, Posen und Kalisch; im Lande der Masuren Plack, Czersk und Dobrin; im Lande der Weißchrobaten Krakau, Wislica und Lublin. Im Laufe der Zeiten erlangten die Polanen die Obermacht unter ihren Stammgenossen und daher wurde ihr Name der gemeinsame Name der lechitischen Geschlechter. Da die lechitischen Slawen, wie alle Slawen, in Gemeinden

zertheilt waren, so währte es auch bei ihnen lange Zeit, ehe sie zu einem polit. Ganzen zusammenwuchsen und in der Geschichte Bedeutung erlangten; doch nahmen sie an den Kämpfen, die ihre slaw. Brüder mit den Franken in Deutschland führten, thätigen Antheil. Die ältesten Sagen der Weißchrobaten schließen sich an Krakau und dessen Umgebung an. Krakus wird als ein ehrwürdiger Fürst und der Erbauer Krakaus genannt; seine Tochter war Wanda. Die ältesten Sagen der Polanen knüpfen sich an den See Goplo; als die ältesten Fürsten werden Lech und ganze Fürstenfamilien des Namens Lesiek und Popiel erwähnt. Nach dem Tode des letzten Popiel wählten die Polanen den Piast (s. d.) zu ihrem Fürsten, mit dessen Sohne Ziemowit die Sage größere Bestimmtheit erlangt. Der vierte Piast, Herzog Mieczyslaw I., heirathete 964 die böhm. Herzogstochter Dombrowka, trat zum Christenthume über und stiftete das erste poln. Bisthum zu Posen (s. d.). Schon vorher war er, um 963, durch den Markgrafen Gero gezwungen, sich der Hoheit des röm.-deutschen Kaisers Otto I. zu unterwerfen und sein Land zu Lehen zu nehmen. Aber dies Abhängigkeitsverhältniß löste sich schon wieder unter Mieczyslaw's Sohn, Boleslaw I. Chrobry oder dem Großen, 992—1025, welcher der eigentliche Begründer P.s wurde. Dieser vereinigte alle poln. Lande unter seiner Herrschaft, eroberte Danzig und Pomerellen, dazu Schlesien, Lausitz und Mähren, und drang im Osten bis Kiew vor; zeitweilig ward auch Böhmen unterworfen, das aber bald wieder verloren ging. So reichten die Grenzen seines Reichs angeblich von der Saale bis zum Dnjepr und von der Donau bis zur Ostsee. Boleslaw empfing 1000 den Besuch des Kaisers Otto III., bei welcher Gelegenheit das poln. Erzbisthum Gnesen (s. d.) gestiftet ward, und 1024 ließ er sich durch den Papst die Königskrone verleihen. Aber nach seinem Tode gerieth das Reich durch langwierige innere Kämpfe und wiederholte Landestheilungen in vollständige Auflösung; die eroberten Lande trennten sich ab; auch Schlesien (s. d.) gewann unter einer piastischen Nebenlinie seine Selbständigkeit. Dazu hatten die poln. Theilfürsten fortwährend mit ihren Nachbarn, den Deutschen, Russen, Litauern und Preußen zu kämpfen. Gegen die Preußen (s. d.) rief am Ende der Herzog Konrad von Masovien den deutschen Ritterorden zu Hülfe, welcher seit 1230 das baltische Küstenland von der Oder bis zum Finnischen Busen unterwarf.

Erst Wladislaw I. Lokietek, 1305—33, verband den Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Wartha, mit Kleinpolen an der obern Weichsel, wieder zu einem Ganzen, worauf sein Sohn, Kasimir III. (s. d.) oder der Große, innere gesellschaftliche Ordnung in den Staat einzuführen suchte. Mit ihm erlosch 1370 der piastische Mannsstamm. Nun begann der Adel, dem bereits Wladislaw I. 1331 eine Art Reichstag bewilligt und dem Kasimir III. auf dem Reichstage zu Wislica 1347 Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt hatte, seine Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte zu verkaufen, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten. Die Vereinigung P.s mit Ungarn unter Kasimir's Schwestersohn, Ludwig dem Großen, 1370—82, warb mit dessen Tod wieder aufgelöst. Weniger unnatürlich war die Verbindung P.s mit Litauen, als die Tochter Ludwig's, Hedwig, welche nach ihres Vaters Tode als Königin erwählt worden war, 1386 sich gezwungen sah, sich mit dem heidnischen Großfürsten von Litauen, Jagello (s. d.), zu vermählen, der bei der Taufe den Namen Wladislaw II., 1386—1434, annahm. Mit ihm kamen die Jagellonen auf den poln. Thron: Wladislaw III., 1434—44, nach einer zweijährigen Thronvacanz Kasimir IV., 1446—92, dann Johann I. Albrecht, 1492—1501, Alexander, 1501—6, Sigismund I. (s. d.), 1506—46, und Sigismund II. (s. d.), 1546—72. Unter dieser Dynastie gewann P. an Macht und Ausdehnung. Die Deutschen Ritter mußten durch den Vertrag von Thorn 1466 Westpreußen und Ermeland an P. abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland Ostpreußen anerkennen, welches 1525 der Hochmeister Albrecht von Brandenburg mit poln. Genehmigung in ein erbliches Herzogthum umwandelte. Bei der Auflösung des Schwertritterordens 1561 ward Livland (s. d.) an Litauen abgetreten, während Kurland (s. d.) poln. Lehn wurde. So war P., zumal der litauische Adel seit 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im östl. Europa. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das Recht, die Nation allein zu vertreten. Er hatte schon 1404 begonnen, Districtsreichstage zu halten, auf denen er sich über sein Benehmen bei den allgemeinen Versammlungen berieth und sich zu Parteien gestaltete; auch war ihm auf dem Reichstage zu Wilna 1430 das Recht zugesichert, daß kein Adelicher festgenommen werden könne, außer wenn er auf dem Wege des Rechts überwiesen oder beim Verbrechen ergriffen werde. Der Reichstag zu Nieszawa 1454 gab ihm das ausschließende Recht auf Krieg und Frieden, und seit 1468

gestalteten sich die eigenthümlichen poln. Reichstage mit den Landboten, deren jeder District zwei sendete, die sich aber nicht von ihrer Instruction entfernen durften. Unter Alexander erhielt der Reichstag sogar das Münzrecht, das der Gesetzpromulgation und der Oberaufsicht über die Tribunale. Der König durfte nur Eingeborene vom Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Castellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den Senat auf dem Reichstage bildeten. Den bei der weiten Verbreitung der Reformation gefürchteten religiösen Streitigkeiten wurde dadurch vorgebeugt, daß die Dissidenten (s. d.) durch den Religionsfrieden von 1573 gleiche Rechte mit den Katholiken erlangten.

Mit Sigismund II. starb der jagellonische Stamm aus, und seitdem war P. förmlich ein Wahlreich. Heinrich von Anjou (s. Heinrich III., König von Frankreich), 1573 zum Könige von P. erwählt, beschwor 1574 als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, d. h. die Wahlcapitulation, welche auch alle spätern Könige mit dem Adel abzuschließen genöthigt waren und die ihre Macht gar sehr beschränkte. Als Heinrich, um den franz. Thron zu besteigen, nach viermonatlicher Regierung heimlich entflohen war, wurde 1575 Stephan Bathori (s. d.) als König erwählt. Nach dessen Tode 1586 versuchte man durch die Wahl des schwed. Prinzen Sigismund III. zum Könige von P. die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen. Aber Schweden riß sich bald von dieser Verbindung los, und infolge dessen entbrannte ein langwieriger Krieg zwischen P. und Schweden, der erst durch den Frieden von Oliva 1660 beendigt wurde; P. verlor darin Livland nebst Esthland und die Lehnshoheit über Ostpreußen. Auf den schwachen Sigismund III., 1580—1632, waren inzwischen dessen Söhne, Wladislaw IV. (s. d.), 1632—48, und Johann II. Kasimir (s. d.), 1648—72, gefolgt. Unter letzterm löste sich im Innern der lockere Zusammenhang der polit. Masse dadurch in Anarchie auf, daß das freie Veto gesetzlich wurde, nach welchem auf dem Reichstage der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Religiöse und polit. Unterdrückung veranlaßte den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk, Kiew und das Land östlich vom Dnjepr 1667, im 13jährigen Waffenstillstande zu Andrussow, an Rußland abgetreten wurden. Nach Johann Kasimir's Abdankung setzte der niedere Adel die Wahl Michael Wisniowiecki's als König durch, der von 1669—74 regierte. Sein Nachfolger, der tapfere König Johann Sobieski (s. d.), 1674—96, bestätigte jene Abtretungen an Rußland in dem Frieden von 1686. Nach seinem Tode schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen, namentlich opferte der Abbé Polignac im Auftrage Ludwig's XIV. von Frankreich, bedeutende Summen, um die Wahl auf den Prinzen Conti zu leiten. Als der Kurfürst von Sachsen, August II. (s. d.), sich gegen die franz. Partei behauptete und an Peter I. von Rußland sich anschloß, wurde die Republik in den Nordischen Krieg (s. d.) verwickelt. Unter den siegreichen schwed. Waffen entsetzte der poln. Reichstag 1704 den Kurfürsten von Sachsen des poln. Throns und wählte Stanislaw Leszczynski (s. d.) zum Könige, der aber schon 1706 die poln. Krone an August II. zurückgeben mußte. Nach August's II. Tode 1733 versuchte Stanislaus mit franz. Unterstützung den Thron wiederzugewinnen, aber mit Hülfe Rußlands und Oesterreichs erlangte der Sohn August's II., Kurfürst August III. (s. d.) von Sachsen, 1733—63, die poln. Krone. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, hatte man seit 1717 die constitutionellen und anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten beschränkt. Die Jesuiten hatten das Feuer angeschürt, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thorn 1724 wurde die Losung zu tödlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen von 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, von dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus. So waren alle Leidenschaften in verderblicher Gärung entbrannt. Nach dem Tode August's III. ward durch die vereinten Bemühungen Rußlands und Preußens die Wahl des Grafen Stanislaw August (s. d.) Poniatowski, 1764, zum König von P. durchgesetzt. Der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna, welche sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, war die Hauptursache eines Bürgerkriegs, der das Land in die wildeste Unordnung stieß und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar (s. d.) mit Unterstützung von seiten Frankreichs, und der Krieg mit Rußland brach aus. Fremde Truppen verwüsteten das Land, und die innere Zerrüttung war so vollständig, daß die drei großen Nachbarmächte, wie Katharina II. sich ausdrückte, P. für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben.

Unter diesen Umständen schien es dem österr. Hofe zeitgemäß, das Zipser Comitat, welches

1402 von Ungarn an P. verpfändet worden war, wieder in Besitz zu nehmen; er gab dadurch den beiden andern Nachbarn Rußland und Preußen den willkommenen Vorwand, die lange beabsichtigte Theilung vorzunehmen. Die drei Mächte schlossen 5. Aug. 1772 darüber einen Vertrag, und die Republik P. genehmigte endlich 18. Sept. 1773 die schon vollzogene Theilung (*erste Theilung*), durch welche P. gegen 4000 Q.-M. verlor. Oesterreich erhielt die Grafschaft Zips, die Hälfte der Wojwodschaft Krakau, einen Theil der Wojwodschaft Sandomir, Rothreußen und Theile von Belz und Pokutien, zusammen 1280 Q.-M. mit 2,700000 E.; Preußen ganz Polnisch-Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und Pomerellen, zusammen 631 Q.-M. mit 416000 E.; Rußland das poln. Livland, die Hälfte der Wojwodschaft Polozk, die Wojwodschaften Witepsk und Mstislaw und einen Theil von Minsk, zusammen 1975 Q.-M. mit 1,800000 E. Auch der Ueberrest P.s stand von jetzt an vollständig unter dem russ. Einflusse. Allerdings begann nunmehr eine patriotische Partei an der Wiederherstellung P.s zu arbeiten, und unter dem Eindruck der Vorgänge in Frankreich kam auch in P. eine Verfassungsreform zu Stande. Das Wahlreich sollte aufgehoben und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Constitution vom 3. Mai 1791, der Fox und selbst Burke große Lobsprüche ertheilten und die auch Preußen billigte. Aber Rußland verwarf sie und fand wie gewöhnlich Verbündete an dem verrätherischen Theil des poln. Adels, der zu Targowicz (s. d.) eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatte. Hierauf verließ Preußen die Sache der Republik und willigte 4. Jan. 1793 in eine *zweite Theilung* P.s. Rußland bekam 4553 Q.-M. mit 3 Mill. E., die Reste der Wojwodschaften Polozk und Minsk, die Hälfte der Wojwodschaften Nowgorodek und Brzesc, die Ukraine, Podolien und die östl. Hälfte Volhyniens; Preußen 1060 Q.-M. mit 1,100000 E., die Wojwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradz, Lenczic und halb Rawa, nebst Danzig und Thorn, die Hälfte der Wojwodschaft Brzesc und das Ländchen Dobrzyn und die Festung Czenstochau. Mit Gewalt wurden von russ. Seite die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags genöthigt, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Da erhob sich Kosciuszko (s. d.) an der Spitze der Conföderation von Krakau, März 1794, zum heil. Kampfe für Vaterland und Freiheit. Doch es war zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Nation gegen Russen, Preußen und Oesterreicher nach dem Tage von Maciejowice, 10. Oct., und nach dem Falle von Praga, 4. Nov. 1794 unterliegen. Hierauf ward durch Tractat vom 24. Oct. 1795 die *dritte Theilung* P.s endgültig geregelt. Rußland erhielt 2030 Q.-M. mit fast 1,200000 E., Preußen 997 Q.-M. mit beinahe 1 Mill. E. und Oesterreich 834 Q.-M. mit mehr als 1 Mill. E. Dem König Stanislaw August wurde ein Gnadengehalt ausgesetzt, das er in Petersburg verzehren mußte, wo er 1798 starb. So verschwand P. aus der Reihe der Staaten, und die Westmächte, Frankreich und England, schwiegen dazu.

Die Ausbreitung der Napoleonischen Macht, für die eine poln. Legion unter Dombrowski (s. d.) eifrig gestritten, gab einem Theile von P. wieder eine scheinbare nationale Existenz. Aus dem Tilsiter Frieden und den Abtretungen Preußens ging 1807 das *Herzogthum Warschau* hervor, welches in König Friedrich August (s. d.) von Sachsen seinen Regenten erhielt und nach franz.-rheinbündischen Grundsätzen organisirt ward. Es geschah wol manches für Hebung der Massen, allein der Druck des Kriegs, der Conscription, der Continentalsperre ließ eine gesunde Wohlfahrt nicht aufkommen. Wol aber nahm das Land an den Kämpfen Napoleon's sowol gegen Oesterreich als in Spanien rühmlichen Antheil. Der Wiener Friede (Oct. 1809) vergrößerte das Herzogthum durch die Erwerbung von Westgalizien, und es erwachte um so mehr die Hoffnung, Napoleon werde mit der Wiederherstellung des nationalen P. Ernst machen. Wie ungegründet diese Erwartung war, erwies sich im Feldzuge von 1812, indem Napoleon auch jetzt nur Soldaten aus P. ziehen wollte und an eine aufrichtige und großartige Entflammung des Nationalgeistes nicht dachte. Das Herzogthum Warschau fand durch die Katastrophe von 1812 sein rasches Ende. Nach der Bestimmung des Congresses zu Wien sollte fortan die Stadt Krakau (s. d.) mit ihrem Gebiete eine selbständige Republik bilden, der auf dem rechten Weichselufer beginnende Bezirk nebst dem im Wiener Frieden an Rußland abgetretenen Tarnopoler Kreis an das österr. Königreich Galizien (s. d.) zurückfallen, der Kulmische und Michelanische Kreis, Thorn mit seinem Gebiete, ferner Theile von Posen und Kalisch unter dem Namen eines Großherzogthums Posen (s. d.) an Preußen abgetreten werden, alles übrige aber mit dem russ. Reiche als *Königreich Polen* in der Weise vereinigt werden, daß seine territoriale Ausdehnung vom Ermessen des Kaisers abhing, seine Verwaltung aber von der russischen gesondert sein sollte.

Eine Verfassung, die Kaiser Alexander I. 27. Nov. 1815 nach dem Muster der franz. Charte erließ, versprach den Polen eine Landesvertretung aus zwei Kammern bestehend und eine eigene Verwaltung, die in Abwesenheit des Zaren ein Statthalter führen sollte. Erster Vicekönig war General Zajonczec; ihm stand aber in Nowosilzow ein russ. Commissar, dem namentlich die geheime Polizei übergeben war, und in Großfürst Konstantin ein russ. Militärgouverneur entgegen. Zwar wurde 27. März 1818 der erste Reichstag eröffnet, aber es offenbarte sich bald, wie es mit dem constitutionellen Leben in P. wenig auf sich haben sollte. Als der zweite Reichstag, im Sept. 1820 eröffnet, mehrern Vorschlägen der Regierung entgegentrat, ergoß sich schon die kaiserl. Ungnade über die Volksvertretung. Durch die Zusatzacte zur Constitution (Febr. 1825) ward die Preßfreiheit beschränkt und die zweijährige Periodicität und Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen aufgehoben. Der Tod Kaiser Alexander's verschlimmerte das Verhältniß noch. Der Einfluß des schroffen und gewaltthätigen Großfürsten Konstantin wurde nun unbeschränkter, zumal da nach Zajonczec's Tode die Statthalterschaft nicht mehr besetzt ward. Unter diesen Verhältnissen gewann der Gedanke, die russ. Herrschaft abzuschütteln, immer mehr Anhänger im Lande. Geheime Verbindungen unter der Jugend, im Heere, zahlreiche literarische Vereine u. s. w. waren die Träger jener Idee oder kamen ihr durch Erweckung des poln. Nationalgeistes zu Hülfe. Unter den Gelehrten war es namentlich Lelewel (s. d.), unter den Dichtern Adam Mickiewicz (s. d.), welche die Pflege dieser nationalen Opposition auf dem geistigen Gebiete leiteten. Nach der petersburger Katastrophe vom Dec. 1825 (s. Rußland) kam die Regierung auch diesen poln. Geheimgesellschaften auf die Spur, und mehrere Hunderte von Theilnehmern wurden verhaftet und auf Hochverrath angeklagt. Kaiser Nikolaus I. wies die Entscheidung über die Civilpersonen vor den Senat, der sie zum lebhaften und laut ausgesprochenen Misvergnügen des Zaren fast sämmtlich freisprach (17. Oct. 1828). Alle diese Vorgänge hatten die Gärung zu einer Höhe gesteigert, von der auch der im Mai 1830 eröffnete letzte Reichstag Zeugniß gab. Hierzu kamen noch die aufregenden Nachrichten von den gelungenen Revolutionen in Frankreich, Belgien u. s. w. So brach 29. Nov. 1830 die Insurrection in Warschau aus. Ein Häuflein Akademiker und Fähnriche überfiel am Abend das Belvedere, die Residenz des Großfürsten, und zwang diesen, mit einem Theile der Truppen (die andern waren übergegangen) die poln. Hauptstadt zu verlassen. Bis zum 13. Dec. 1830 hatten die Russen das Königreich P. vollständig geräumt, und das ganze Land erklärte sich einmüthig für die Bewegung.

Die Revolution war ein gelungener Handstreich, in der größten Tollkühnheit unternommen, und zu einem Kampfe, wie er bevorstand, nichts vorbereitet. Nur zeigten sich die Russen ebenso wenig gerüstet und gewährten dadurch der Bewegung Zeit genug, sich in ihrer ganzen Macht zu entfalten. Zunächst nahm die Aristokratie in P. die Gewalt an sich. Den Oberbefehl über die Armee erhielt General Chlopicki (s. d.); auch ward eine provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Fürsten Adam Czartoryski (s. d.) bestellt, zu welcher man, der demokratischen Partei zu Liebe, Lelewel hinzugezogen hatte. Schon jetzt aber zeigte sich der Zwiespalt der Parteien unverkennbar. Während die Demokraten offenen Bruch mit Rußland wollten, dachten die Aristokratie und namentlich Chlopicki an eine friedliche Ausgleichung mit dem Zaren. In diesem Sinne sendete man eine Gesandtschaft nach Petersburg und scheute sich sichtbar, die äußerste revolutionäre Energie zu entfalten. Es verstrich eine kostbare Zeit, in der Rußland sich rüstete, und dann ertheilte der Zar der Gesandtschaft einen Bescheid, der auf unbedingte Unterwerfung lautete. Chlopicki, welcher inzwischen die Dictatur in die Hand genommen und der Agitation der demokratischen Partei schroff entgegentrat, sah mit dem Scheitern der Verhandlungen in Petersburg seinen Plan vereitelt; er legte seine Stelle nieder, und Fürst Michael Radziwill ward zum Oberbefehlshaber des Heers gewählt. Nunmehr brach die poln. Revolution alle Brücken hinter sich ab, und der seit Dec. versammelte Reichstag sprach 25. Jan. 1831 die Absetzung des Hauses Romanow vom poln. Throne aus. Neun Tage darauf erklärte der Reichstag, daß er auch die russ.-poln. Provinzen unter seinen Schutz nehme, und decretirte 3. Febr. deren Wiedervereinigung mit dem Königreiche P. Aber unterdeß war der russ. Feldmarschall Diebitsch (s. d.) mit 120000 Mann und 400 Kanonen über den Bug gerückt, und drang gegen Warschau vor. Vom 14. Febr. an folgte Gefecht auf Gefecht. Nachdem die Vereinigung der verschiedenen russ. Armeecorps trotz aller Hindernisse bewerkstelligt worden, kam es 25. Febr. zu einer blutigen Hauptschlacht bei Grochow. Nach tapferster Gegenwehr mußten die Polen sich über die Weichsel nach Warschau zurückziehen und hielten auf dem rechten Ufer nur noch den Brückenkopf von Praga besetzt. Nunmehr legte Radziwill das Commando nieder und erhielt zum Nachfolger den General Skrzynecki, der demnächst mehrere kleinere Erfolge hatte. Auch

ward jetzt General Dwernicki mit einem Streifcorps entsendet, um im Rücken der russ. Armee die vormals poln. Südprovinzen (Volhynien, Podolien, Ukraine) zu insurgiren; aber diese Expedition mislang, und Dwernicki mußte 27. April auf österr. Gebiete eine Zuflucht suchen. Die Hauptarmeen standen sich unterdeß wochenlang beobachtend gegenüber, bis 26. Mai eine zweite große Hauptschlacht bei Ostrolenka (s. d.) erfolgte, ohne eigentlich entscheidendes Resultat. Allerdings traten die Polen, die hier den größten Theil ihrer Kerntruppen verloren, sofort den Rückzug nach Warschau an; aber auch die Russen hatten sehr gelitten und wagten keine Verfolgung. Zu der beiderseitigen Erschöpfung kam noch der Ausbruch der Cholera, die in P. auf die furchtbarste Weise wüthete und im Juni auch den Feldmarschall Diebitsch und den Großfürsten Konstantin hinwegraffte. So fand abermals eine längere thatsächliche Waffenruhe statt, die nur durch eine zum Theil rühmliche, aber ganz erfolglose poln. Expedition nach Litauen, unter Führung der Generale Gielgud und Dembinski, gestört ward. Inzwischen waren die diplomatischen Agenten der warschauer Regierung überall im Auslande bemüht, für P. Hülfe und Unterstützung nachzusuchen; aber sie fanden nur unfruchtbare Sympathien. Selbst Frankreich und England lehnten jede ernstliche Intervention ab und überließen P. seinem Schicksale. Der neue Oberbefehlshaber der russ. Armee, Paskewitsch (s. d.), zog nunmehr die Weichsel stromabwärts und bewerkstelligte 27. bis 29. Juli den Weichselübergang bei Wraclawek, unweit der preuß. Grenze; dann rückte er auf dem linken Ufer des Stroms wieder langsam gegen das auf dieser Seite schlecht befestigte Warschau vor. Der Zustand in der Hauptstadt verhieß nur Unglück. Während das Volk auf dem Lande in seiner Theilnahme an dem Kampfe nachließ, stritten sich dort die Parteien in verderblichem Hader. Die Aristokratie schien noch immer die Hoffnung auf eine Ausgleichung nicht aufzugeben; die Demokratie aber sah überall Verrath und regte die Massen zu nutzloser Erbitterung auf. Als nun Paskewitsch gegen Warschau vorrückte, zögerte Skrzynecki, trotz der dringenden Vorstellungen des Reichstags, eine Schlacht anzunehmen, und die Russen näherten sich der Hauptstadt bis auf wenige Stunden. Nun ward (10. Aug.) Skrzynecki des Oberbefehls entsetzt und Dembinski zu dessen Nachfolger ernannt, aber auch dieser mied die Schlacht und zog sich auf Warschau zurück. Unter dem Eindrucke dieser Vorgänge erfolgten die blutigen Scenen der Nacht vom 15. zum 16. Aug. Mehrere gefangene Generale, des Verraths bezichtigt, wurden aus den Gefängnissen gerissen und ermordet; auch an ganz Unschuldigen ward die Wuth des Pöbels geübt. Die Regierung, an deren Spitze noch immer Fürst Czartoryski stand, dankte darauf ab, und der Reichstag ernannte 17. Aug. General Krukowiecki zum Regierungspräsidenten, während General Malachowski den Oberbefehl über das Heer erhielt. Nunmehr wurden zwei poln. Armeecorps detachirt, um Warschau zu verproviantiren und dem Feinde die Verbindungen abzuschneiden. Doch Paskewitsch ließ sich durch diese Flankenbewegungen nicht irremachen und rückte mit seiner ganzen Macht gegen Warschau vor. Am 6. und 7. Sept. stürmten die Russen die Stadt; die Polen leisteten verzweifelten Widerstand, aber die Uebermacht war zu groß. Da schloß Krukowiecki 7. Sept. morgens eine Capitulation mit Paskewitsch, der gemäß P. unter Ausbedingung einer Amnestie sich unterwarf. Allein der Reichstag wollte diesen Vertrag nicht genehmigen, worauf Krukowiecki abdankte und Niemojewski Regierungspräsident wurde. Dieser schloß am Abend des 7. Sept. eine blos militärische Capitulation, wodurch Warschau und Praga den Russen übergeben wurden; dagegen erhielten die poln. Regierung, Reichstag und Armee freien Abzug nach der Festung Modlin. Es war die Absicht, den Kampf noch weiter fortzusetzen. General Rybinski übernahm das Obercommando und versuchte alle poln. Streitkräfte bei Modlin zu concentriren. Aber die detachirten poln. Corps waren bereits von den Russen abgeschnitten und wurden binnen kurzem über die Grenze nach Galizien und Krakau gedrängt. Von Modlin aus wurden nochmals Unterhandlungen mit Paskewitsch angeknüpft; doch dieser forderte jetzt unbedingte Unterwerfung und Eidesleistung für den «Kaiser» Nikolaus. Lieber gingen aber die Polen in die Verbannung. Der Rückzug ward von Modlin weiter nach Plock und von da an die preuß. Grenze fortgesetzt. Am 25. Sept. traten Regierung und Reichstag hinüber, 5. Oct. folgte Rybinski mit der Hauptarmee, worauf auch die letzten poln. Festungen Modlin und Zamosc (9. und 24. Oct.) sich den Russen ergaben. So endete der Aufstand, der die alten Züge poln. Wesens, die glänzenden wie die Schattenseiten, Tapferkeit und Enthusiasmus neben Selbstsucht, Parteigeist und engherzigem Standesstolz treu abspiegelte.

Der Ueberwältigung folgte das Strafgericht. Die Constitution von 1815 wurde aufgehoben, die angesehenen Theilnehmer des Aufstandes nach Sibirien geschickt oder zum militärischen Strafdienste verurtheilt, zahlreiche Confiscationen vorgenommen, die Universitäten Warschau und Wilna aufgehoben, die obern Klassen der Gymnasien und des Cadettenhauses zu Kalisch auf-

gelöst, dessen Zöglinge in russ. Militärschulen versetzt, die poln. Soldaten in die russ. Armee eingereiht. Die Amnestie, die 1. Nov. 1831 verkündigt wurde, enthielt unzählige Ausnahmen. An die Stelle der Verfassung trat das Organische Statut vom 14. (26.) Febr. 1832. Dasselbe hob den Reichstag auf und ersetzte ihn durch einen Staatsrath, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, und die nicht geborene Polen zu sein brauchten. Die Steuern wurden nach dem für das übrige Rußland geltenden Maßstabe geordnet. Die oberste Leitung der Verwaltung, früher von verantwortlichen Ministern geführt, wurde einem Administrationsrathe übertragen, der unter dem Statthalter Paskewitsch stand. Eine andere Bestimmung fügte hinzu, daß bei dem Verfahren gegen Staatsverbrecher die in Rußland geltenden Verordnungen zu Grunde liegen sollten. Mit diesem Systeme eng verbunden war die unerhörte Strenge polizeilicher Ueberwachung, die Absperrung des Landes vom Verkehr mit dem Auslande, die Hemmung jeder nicht russ. Thätigkeit in der Presse. Einzelne abenteuerliche Versuche (1833), neue Aufstände hervorzurufen, steigerten nur die polizeiliche Wachsamkeit gegen Menschen, Bücher und Zeitungen. Zugleich trat immer unverhüllter der Plan hervor, P. zu russificiren. Die der Krone zugefallenen Güter der Emigrirten wurden als Majorate an Russen verliehen und sollten nur auf Nachkommen griech. Glaubens vererbt werden dürfen. So wurde mitten in P. eine russ. Aristokratie begründet und der Anfang gemacht, der griech. Religion Eingang ins Königreich zu verschaffen. Nach dem Schulplane von 1833 sollte die poln. Jugend vor allem Russisch lernen und ins russ. Wesen eingeführt werden. Die alten Lehranstalten wurden in diesem Sinne umgestaltet, die frühern Lehrbücher beseitigt und neue eingeführt. Niemand sollte auf den russ. Universitäten zugelassen werden, kein poln. Edelmann ins Militär eintreten können, überhaupt seit 1840 niemand ein öffentliches Amt erhalten, der nicht der russ. Sprache vollkommen mächtig sei. Die Wojwodschaften wurden in Gubernien umgewandelt. Das poln. Münzwesen wurde durch einen Ukas von 1842 auf den russ. Fuß gesetzt und überhaupt bis auf den Namen die Umwandlung der poln. Verhältnisse ins Russische consequent durchgeführt.

Indessen blieb die Emigration, die freilich in der Verbannung die alte poln. Uneinigkeit darstellte, unermüdet thätig, eine neue Erhebung vorzubereiten. Vorzugsweise war es die demokratische Partei, welche in diesem Sinne wirkte. Man theilte zu dem Zwecke das ehemalige poln. Reich in fünf Regionen (Posen, Krakau, Galizien, Königreich P., Litauen), und zahlreiche Emissare bereisten die einzelnen Gebiete. Zugleich suchte man durch Verbreitung socialistischer und communistischer Doctrinen die Massen in Bewegung zu setzen. Zwischen dem 17. und 21. Febr. 1846 sollte die Erhebung in allen fünf Bezirken zugleich stattfinden. Aber der zum Lenker des poln. Aufstandes bestimmte Ludwig Mierosławski (s. d.) wurde bei Gnesen gefangen genommen und viele Verdächtige in Posen und Westpreußen verhaftet. Ein in der Nacht vom 2. zum 3. März von Kurnik aus gemachter Versuch zur Ueberrumpelung Posens mislang, und ebenso wurde in Russisch-Polen der zu Siedlce unternommene Revolutionsversuch vereitelt. Bedeutender schien sich der Aufstand in Krakau zu entwickeln, wo Tyssowski als Dictator die Leitung der Dinge übernommen hatte. Doch sahen sich die Insurgenten schon nach zehn Tagen genöthigt, die Stadt in der Nacht vom 2. zum 3. März zu verlassen, und tags darauf ergaben sie sich den Preußen. Höchst tragisch gestaltete sich der Aufstand in Galizien. Statt sich vom Adel zum Aufstande fortreißen zu lassen, erhob sich das durch die Fronen gedrückte ruthenische Landvolk gegen die Edelleute selbst. Es rotteten sich in den Kreisen Tarnow, Jaslo, Sandecz und Rzeszow große Haufen von Bauern unter Führung des Jakob Szela zusammen, überfielen die Edelhöfe, brannten und plünderten, und mordeten Hunderte von adelichen Gutsbesitzern. Krakau verlor infolge des Aufstandes, vermöge einer Verabredung der östl. Mächte, seine Unabhängigkeit und ging im Nov. 1846 an Oesterreich über.

Durch die Revolution von 1848 erhielt die kaum beschwichtigte Bewegung in P. einen neuen Anstoß. Die poln. Emigration verflocht sich aufs innigste in die revolutionären Erschütterungen dieses Jahres. In Frankreich, Deutschland, Italien, überall tauchten poln. Revolutionäre auf und führten ihren Rachekrieg gegen die bestehende Ordnung. Auch im poln. Lande selbst schien eine neue Zeit anzubrechen. Sogar in Russisch-Polen, wo die Regierung am besten gegen einen gewaltsamen Schlag gerüstet war und mächtige Militärmassen vereinigt standen, regten sich die alten Wünsche, und es ging, freilich vergeblich, eine Deputation nach Petersburg, um die Wiederherstellung des Zustandes von 1815 zu verlangen. In Krakau ward gleich nach dem Ausbruch der wiener Märzrevolution von 1848 eine Amnestie verkündigt. Rasch strömten nun Emissare und Ausgewanderte nach dem österreichischen P. herein, und als die Behörden dem weitern Zuströmen wehren wollten, brach 26. April eine Bewegung los, die nur nach heftigem

Kampf unterdrückt ward. Die Regierung suchte durch das Versprechen, die Roboten auf Staatskosten abzulösen, und durch Verkündigung einer neuen Amnestie die Beruhigung herzustellen. In Preußen waren infolge der Berliner Märzrevolution die gefangenen Führer der Polenverschwörung von 1846 befreit worden, und eine poln. Deputation, die um nationale Reorganisation Posens petitionirte, erhielt die Verheißung, daß ihr Verlangen erfüllt werden sollte. Kaum war diese der deutschen Bevölkerung nichts weniger als erwünschte Verheißung gemacht, als sich gleichwol im östl. Theile des Großherzogthums bewaffnete poln. Haufen sammelten und an verschiedenen Orten Widerstand gegen die preuß. Behörden und Truppen versuchten. Die preuß. Regierung sandte nun den General Willisen als Commissar nach Posen, der ein Abkommen mit den Aufständischen traf, wonach die Wünsche nationaler Reorganisation erfüllt, aber auch der bewaffnete Widerstand sofort aufgegeben werden sollte. Doch die Polen fuhren fort, sich zu bewaffnen; die deutsche Bevölkerung aber widerstrebte mit allen legalen Mitteln und großem Eifer dem poln. Reorganisationsprojecte. Eine königl. Cabinetsordre vom 26. April 1848 schied das Gebiet des Großherzogthums in ein zur poln. Reorganisation bestimmtes, welches eigene constitutionelle Verfassung, nationalen Schulunterricht, Gerichtsverfassung und Administration erhalten sollte, und in ein anderes (den ehemaligen Netzedistrict, die Kreise Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt, Samter, Buck, die westl. Theile von Obornik und Posen sammt der Festung Posen, die südl. Theile von Kröben und Krotoschin, außerdem die Stadt Kempen), welches zur Aufnahme in den Deutschen Bund bestimmt war. Indessen dauerten die aufrührerischen Bewegungen fort und die in mächtigen Zügen herbeikommenden Emigranten schürten das Feuer. Endlich ward General Pfuel mit unbeschränkten Vollmachten hingesandt. Derselbe verhängte den Kriegszustand, zersprengte die einzelnen Haufen, nahm Mieroslawski selbst gefangen und machte, Mitte Mai 1848, dem Aufstande ein Ende. Die nationale Reorganisation ward indessen nicht aufgegeben. Eine Demarcationslinie, die später der General von Schäffer als Reichscommissar definitiv festsetzte und die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt (Febr. 1849) genehmigte, schied das dem Deutschen Bund einverleibte Posen von dem zur nationalen Selbstregierung bestimmten, das in Kroscewski den Chef einer poln. Verwaltung erhielt. Zugleich erfolgte eine Amnestie wegen der aufständischen Bewegungen. Die Politik der Restauration, die mit dem J. 1850 allerwärts ihre Siege feierte, machte jedoch die Zugeständnisse an die Polen wieder rückgängig. In Russisch-Polen schritt die Politik der Einverleibung rücksichtslos fort, und 1850 erfolgte die bedeutungsvolle Verfügung, daß die Zolllinie zwischen P. und Rußland fallen solle. In Oesterreich ward 1850 und 1851 die Gesammtstaatspolitik auch auf Galizien angewandt und das Land auf österr. Fuß organisirt. In Posen wurde (Febr. 1850) die Demarcationslinie aufgehoben und damit die Wiederherstellung der alten Zustände vorbereitet. Die poln. Emigration suchte und fand in den ungar. Kämpfen von 1848—49 einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit; aber im eigenen Heimatlande hatte das poln. Element überall an Terrain verloren.

Das nächste Jahrzehnt war der poln. Nationalsache keineswegs günstiger. Die Hoffnungen, welche die poln. Emigration an die Thronbesteigung Napoleon's III. knüpften, erwiesen sich schon während des Orientkriegs als trügerisch. Im Großherzogthum Posen schritt das Deutschthum durch seine wirthschaftliche Ueberlegenheit zwar langsam, aber unaufhaltsam vorwärts, und wenn es auch mit Hülfe der kath. Geistlichkeit gelang, fortwährend eine Anzahl poln. Abgeordneter auf den preuß. Landtag zu entsenden, so machten doch die Reden und Proteste dieser poln. Fraction keinen besondern Eindruck mehr. (S. Preußen.) Im russ. Königreich P., wo nach Paskewitsch's Tode der General Fürst Michael Gortschakow als Statthalter fungirte (Febr. 1856 bis Mai 1861), trat seit der Thronbesteigung Alexander's II. eine wesentliche Milderung des Regierungssystems ein. Bei einem Besuche in Warschau im April 1856 versprach der Kaiser Amnestie für die Emigranten und Reformen in der Verwaltung, betonte aber zugleich, daß die bestehende Ordnung aufrecht erhalten werden solle, und warnte streng vor fernern «Träumereien». Zunächst concentrirte sich das öffentliche Leben P.s in dem großen landwirthschaftlichen Vereine zu Warschau unter Vorsitz des Grafen Andreas Zamoyski, der an 5000 Mitglieder zählte und eine lebhafte Thätigkeit entfaltete. Insbesondere beschäftigte sich dieser Verein mit der Hebung des Bauernstandes. Die Bauern hatten zur Zeit des Herzogthums Warschau durch die Napoleonische Gesetzgebung allerdings die persönliche Freiheit erhalten, aber durch das Verhältniß der Zeitpacht mit Frondiensten waren sie ganz von dem Grundadel abhängig geblieben. Während der Revolution von 1830—31 hatte der Abgeordnete Szaniecki vorgeschlagen, die Bauern zu Grundeigenthümern zu machen und ihnen durch Gesetz

den Besitz ihrer Pachtgüter zu verleihen; aber der Antrag war damals vom Reichstage kalt aufgenommen und in einem Ausschusse begraben worden. Jetzt, wo auch in Rußland selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft verhandelt wurde, nahm der landwirthschaftliche Verein die Frage wieder auf und suchte die wohlwollenden Absichten des Kaisers Alexander II. nach zu überbieten. Diese Verhandlungen veranlaßten jedoch eine neue Aufregung im Königreich P., welche die russ. Behörden mit Mistrauen beobachteten, und die poln. Emigration schürte das Feuer. Dazu kam, daß in Galizien durch das österr. Octoberdiplom von 1860 neue Hoffnungen geweckt waren. Die Polen in Galizien forderten geradezu eine fast vollständige Autonomie und national-poln. Reorganisation dieses österr. Kronlandes, wogegen jedoch die ruthenische Bevölkerung von Ostgalizien entschieden remonstrirte. Zwar wurden die Forderungen der Polen in Galizien nicht erfüllt; aber unter dem spätern österr. Ministerium Belcredi gewann das poln. Element vollständig das Uebergewicht, und mit Hülfe des kaiserl. Statthalters Goluchowski konnten sogar die galiz. Polen einen Sprachzwang gegen ihre ruthenischen Landsleute geltend machen. (S. Oesterreich.)

Im Königreich P. machte die nationale Opposition sich zu Ende des J. 1860 bemerkbar. Nachdem die Bevölkerung von Warschau gegenüber der Zusammenkunft der drei Souveräne von Rußland, Oesterreich und Preußen (22. bis 26. Oct.) ein eisiges Stillschweigen gezeigt, begannen am Jahrestage der Revolution von 1830 die revolutionären Kundgebungen. Bei einem Trauergottesdienst im Karmeliterkloster 29. Nov. 1860 stimmte die Volksmenge einen religiös-patriotischen Hymnus an, in dem die Befreiung des Vaterlandes erfleht ward. Diese Demonstration fand im ganzen Lande Nachahmung und wiederholte sich immer häufiger, obwol die Polizei dagegen einschritt. Dazu sprach sich jetzt der landwirthschaftliche Verein einstimmig dafür aus, daß den Bauern förmliches Grundeigenthum zu gewähren sei (24. Febr. 1861). Am 25. Febr. 1861, als dem Jahrestag der Schlacht bei Grochow, ward in Warschau eine großartige Procession veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit und ebenso 27. Febr. kam es zu Conflicten, wobei das russ. Militär einschritt und mehrere Todte auf dem Platze blieben. Um die Aufregung zu beschwichtigen, versprach der Statthalter Gortschakow eine strenge Untersuchung und bewilligte die Einsetzung eines Sicherheitsausschusses unter Vorsitz des Grafen Andreas Zamoyski. Das Militär ward in die Kasernen zurückgezogen und die Ausübung der städtischen Polizei den Bürgern und Studenten anvertraut. Gleichzeitig nahm Gortschakow eine an den Kaiser gerichtete Adresse entgegen, worin die Wünsche des Landes nach Wiederherstellung seiner Nationalität und seiner freien Institutionen ausgesprochen waren. Die Regierung in Petersburg misbilligte jedoch diese Schwäche des Statthalters. Es wurden zwar durch kaiserl. Ukas vom 26. März verschiedene Reformen für P. versprochen, namentlich die Einsetzung eines besondern Staatsraths und einer Commission für Cultus und Unterrichtswesen in Warschau sowie auch die Errichtung von wählbaren Gubernial-, Kreis- und Municipalräthen. Aber auf die warschauer Adresse erfolgte eine streng abweisende Antwort, der Sicherheitsausschuß und die bürgerliche Polizeiwache wurden beseitigt, und auch der landwirthschaftliche Verein, dessen Organisation man als die Seele der Bewegung ansah, ward 6. April unterdrückt. Darauf fanden 7. und 8. April vor dem warschauer Schlosse lärmende Volksdemonstrationen statt, bis das russ. Militär, nicht ohne Blutvergießen, den Schloßplatz säuberte. Gortschakow erhielt jetzt Urlaub und starb bald nachher (30. Mai), worauf General Suchozannet die Statthalterschaft übernahm, der aber noch im Laufe des Jahres durch General Lambert und dieser wieder durch General Lüders (s. d.) ersetzt wurde. Obschon nunmehr ein strenges Militärregiment eintrat, dauerten doch die Demonstrationen fort, und die Bewegung verpflanzte sich sogar über die poln. Grenze, sodaß auch im Gubernium Wilna der Belagerungszustand erklärt wurde. Die Bewegungspartei schrieb ein Verbrüderungsfest zur Erneuerung der alten Union zwischen P. und Litauen nach der Stadt Horodlo am Bug auf den 10. Oct. aus. Trotz des Verbots der Regierung versammelten sich auch daselbst zahlreiche Pilgerzüge, denen man aber den Eintritt in die Stadt verwehrte, sodaß sie sich auf einen Gottesdienst unter freiem Himmel beschränken mußten. Auch die Geistlichkeit nahm jetzt offen für die Nationalsache Partei und forderte in einer Adresse die Wiedereinsetzung der kath. und griechisch-unirten Kirche in ihre vormaligen Rechte. Der Statthalter weigerte sich indeß, diese Adresse entgegenzunehmen. Am Todestage Kosciuszko's, 15. Oct. 1861, wurden in Warschau die Kirchen vorsichtshalber mit Soldaten umstellt. Die Bevölkerung ließ sich aber dadurch nicht von einem sehr zahlreichen Besuch abhalten; man sang die verbotenen Lieder und weigerte sich auseinanderzugehen. Endlich drang das russ. Militär ein, räumte die Kirchen mit Gewalt, und an 2000 Personen wurden gefangen

nach der Citadelle abgeführt. Der Administrator des Erzbisthums Warschau, Bialobrzewski, erklärte dies für eine Entweihung und verfügte die Schließung sämmtlicher kath. Kirchen der Stadt; die prot. und jüd. Geistlichen folgten diesem Beispiel. Aber nun schritt General Lüders energisch ein. Bialobrzewski wurde vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und in eine russ. Festung eingesperrt. Mehrere Tausende aus allen Ständen, die sich bei der Bewegung hervorgethan, wurden eingekerkert oder in das innere Rußland und Sibirien deportirt. Der Belagerungszustand ward mit größter Strenge gehandhabt. Dennoch dauerte die Widersetzlichkeit mit den religiös-patriotischen Demonstrationen fort; auch enthielten sich die Polen fortwährend des Besuchs der Theater und aller öffentlichen Lustbarkeiten. Das Kapitel zu Warschau weigerte sich, für den gefangenen Administrator eine Neuwahl vorzunehmen, und erst der neuernannte Erzbischof Felinski ließ im Febr. 1862 die Kirchen wieder öffnen. Am Geburtstag des Kaisers, 29. April, wurde eine theilweise Amnestie verkündigt; aber die Stimmung in P. besserte sich nicht und nur zu bald gab es zahlreiche neue Conflicte und Verhaftungen.

Unterdeß hatte Kaiser Alexander II. sich zu einer versöhnlichen Systemsveränderung entschlossen, wobei die Rathschläge des poln. Marquis Wielopolski maßgebend waren. Am 8. Juni 1862 wurde der Bruder des Kaisers, Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, zum Statthalter des Königreichs P. ernannt, welcher 2. Juli in Warschau eintraf. Ihm war Wielopolski als Chef der Civilverwaltung und Vicepräsident des poln. Staatsraths zur Seite gestellt. Zugleich wurden in sämmtlichen fünf poln. Gubernien geborene Polen zu Gouverneurs ernannt. Es war die energische Durchführung der (26. März 1861) zugesagten Reformen, und zugleich beabsichtigte man eine Reorganisation sämmtlicher Behörden im Sinne der Decentralisation. Die Emancipation der Juden ward gesetzlich ausgesprochen, auch die Erleichterung des Bauernstandes durch ein Ablösungsgesetz, unter Aufhebung der drückenden Frondienste, angebahnt. Der kath. Geistlichkeit wurde eine wohlwollende Prüfung ihrer Beschwerden zugesagt und endlich sogar die Universität Warschau mit lauter nationalen Lehrkräften wiederhergestellt. Aber der nationale Fanatismus in P. war schon aufs höchste gesteigert und äußerte sich sogar in Attentaten. Am 27. Juni wurde General Lüders durch einen Meuchelmörder schwer verwundet; 3. Juli fand ein Mordversuch gegen den Großfürsten Konstantin, 7. und 15. Aug. desgleichen gegen Wielopolski statt, welche jedoch mislangen. Die russ. Zugeständnisse wurden zurückgewiesen, und eine vom Grafen Andreas Zamoyski veranstaltete Adelsversammlung, 13. Sept., erklärte in einer Adresse, daß man nur dann die Regierung mit Vertrauen unterstützen könne, wenn es eine nationale poln. Regierung sei, und wenn unter freien Gesetzen alle Provinzen des poln. Vaterlandes wieder vereint sein würden. Zamoyski ward sofort zur Verantwortung nach Petersburg abgeführt und später verbannt; aber nun wurden dieselben Wünsche auch in den altpoln. Provinzen Rußlands laut. Die Adelsversammlung von Podolien, 1. Oct., beschloß einstimmig, den Kaiser um Wiederherstellung der administrativen Einheit P.s und Einverleibung der westl. Provinzen in das Königreich zu bitten. Im Dec. schloß sich die Adelsversammlung von Minsk dieser Bitte an. Es war jetzt klar, daß man es mit einer großartigen poln. Adelsvereinigung zu thun hatte, die bis nach Galizien und Posen hinüberreichte. Schon machten sich geheime Comités bemerkbar, die gegen alle, welche sich der Bewegung nicht anschließen wollten, einen beispiellosen Terrorismus ausübten, und deren Befehle daher überall unbedingten Gehorsam fanden.

Der offene Ausbruch einer neuen poln. Insurrection ward durch eine verhängnißvolle Maßregel beschleunigt. Seit dem Pariser Frieden von 1856 hatte im ganzen russ. Reiche keine Rekrutirung stattgefunden, um dem erschöpften Lande Erholung zu gönnen; erst im Sept. 1862 war endlich der Befehl zu einer neuen Aushebung ergangen. Die warschauer Regierung erließ nunmehr eine geheime Instruction an die Behörden, worin es hieß, daß die Hauptaufgabe dieser Rekrutirung darin bestehen müsse, «sich jenes Theils der Bevölkerung zu entledigen, welcher durch sein Verhalten zur Störung der öffentlichen Ordnung beigetragen habe»; vorzugsweise seien solche Leute heranzuziehen, die aus Anlaß der letzten Unruhen «schlecht notirt» seien; die übliche Befreiung der Studenten u. dgl. sollte für diesmal nicht gelten und die Städte mit einem verhältnißmäßig größern Contingent in Anspruch genommen werden. Die Absicht war also, vorzugsweise die Jugend der gebildeten Stände zu treffen, welche am eifrigsten für die poln. Nationalsache begeistert war. Demgemäß ward die Aushebung in Warschau 15. Jan. 1863 in den Morgenstunden von 1—8 Uhr vollstreckt. Die willkürlich bestimmten Rekruten wurden in üblicher Weise von Soldaten aus den Häusern geholt und zur Armee abgeführt; ähnlich erging es in ganz P. Aber schon zuvor waren viele Jünglinge, um diesem Schicksal zu entgehen, geflüchtet und hatten sich in den Wäldern verborgen, wo die Nachbarn ihnen erst

Speise und Kleidung, dann Waffen und Munition zutrugen. Schon in der nächsten Woche kam es zu blutigen Gefechten zwischen diesen bewaffneten Haufen und dem russ. Militär, und bald ward der Kampf allgemein. Das geheime warschauer Centralcomité trat jetzt als provisorische Nationalregierung auf und rief durch Proclamation vom 22. Jan. das poln. Volk zu den Waffen. Ein Decret von demselben Tage verlieh den Bauern ihre Pachthöfe zu freiem Eigenthum; ein zweites Decret versprach den besitzlosen Häuslern, Tagelöhnern u. s. w., welche im Nationalheere kämpfen würden, die spätere Verleihung eines kleinen Grundbesitzes aus der Nationaldomäne. Diese glänzenden Verheißungen übten indeß wenig Anziehungskraft, und der Bauernstand bewahrte im ganzen Zurückhaltung. Nur der Adel mit seinem Anhange, die Geistlichkeit und die städtische Bevölkerung stellte sich auf Seite der Insurrection. Alle unbesoldeten Mitglieder des poln. Staatsraths nahmen ihre Entlassung, darunter auch der Erzbischof Felinski. In einem Schreiben an den Kaiser, 15. März, erklärte dieser Prälat geradezu, «daß P. sich nicht mit einer administrativen Autonomie begnügen werde, sondern ein polit. Leben bedürfe; darum möge der Kaiser P. wieder zu einer selbständigen Nation machen, die mit Rußland nur durch Personalunion verknüpft sei». Unterdeß breitete die Insurrection sich immer weiter aus, namentlich längs der österr.-preuß. Grenze. Die Nationalregierung erklärte, daß es in Galizien und Posen nicht zum Aufstand kommen dürfe, da P. alle seine Kräfte gegen Rußland brauche; dafür legte sie den Bewohnern jener Provinzen die Pflicht auf, Geld, Waffen und Mannschaft für die Nationalsache zu liefern. Dieser Aufforderung ward bereitwillig entsprochen, wobei sich in Posen Graf Dzialynski hervorthat. Auch die poln. Emigration in Paris war sehr thätig, und Franzosen, Italiener u. s. w. kamen herbei, um als Freiwillige in den Reihen der Polen zu kämpfen. Uebrigens bildete sich niemals ein stärkeres, festorganisirtes Insurgentencorps, sondern jede Freischar operirte für sich auf eigene Hand, sodaß trotz der größten Tapferkeit keine entscheidenden Erfolge gegen die Russen erfochten werden konnten. Anfangs sollte Mieroslawski (s. d.) als Dictator die militärische Oberleitung führen. Derselbe traf aber erst Mitte Febr. auf dem Kriegsschauplatze ein, und schon wenige Tage darauf mußte er nach einem unglücklichen Gefechte wieder über die Grenze flüchten. Dann erklärte sich (10. März) ein Freischarenführer, Langiewicz (s. d.), zum Obergeneral und Dictator; aber auch dieser sah sich schon 19. März genöthigt, eine Zuflucht in Galizien zu suchen. Nunmehr übernahm die provisorische Nationalregierung in Warschau wieder die alleinige Leitung der Insurrection und erklärte jede fernere Dictatur für Hochverrath. Das Treiben dieser geheimen Regierung, welche sich 10. Mai definitiv als Nationalregierung für P., Litauen und Rothrußland constituirte, war höchst merkwürdig. Alle Bemühungen der russ. Behörden, den Sitz derselben zu entdecken, blieben erfolglos, und doch gab sich diese geheime Gewalt in Warschau jeden Augenblick kund. Ihre Erlasse wurden öffentlich bekannt gemacht; ein förmliches Regierungsblatt, das heimlich in den Klöstern gedruckt wurde, erläuterte dieselben. Ihre Verbindungen und Agenten reichten durch alle Kreise der Gesellschaft und ihren Befehlen wurde unbedingt gehorcht. Als der Kaiser 13. April eine Amnestie für alle Aufständischen, die binnen Monatsfrist die Waffen niederlegen würden, verkündigte, erklärte die geheime Regierung, daß P. jede Gnade verwerfe, und beim Ablauf des Termins ergab sich, daß kein Pole von der Amnestie Gebrauch gemacht hatte. Um dieselbe Zeit verbot die geheime Regierung jede fernere Steuerzahlung an die russ. Behörden und organisirte dagegen ihr eigenes Steuerwesen. Das Land ward in 23 Kreise getheilt, und jeder Kreis hatte sein eigenes Zweigcomité, das mit der Steuererhebung, Rekrutirung und Handhabung der Strafgesetze beauftragt war. Diese Strafgesetze wurden 2. Juni veröffentlicht und erklärten «jede That, welche geeignet sei, die Thatkraft der Nationalregierung zu hemmen, den revolutionären Impuls zu schwächen oder überhaupt der Nationalsache zu schaden», für ein Staatsverbrechen. Ein zweites Decret von demselben Tage setzte in allen Kreisen eigene Revolutionstribunale ein. Die Urtheile dieser geheimen Gerichte wurden durch sog. Hängegensdarmen meuchlerisch vollstreckt, und obwol man manche von diesen auf frischer That ergriff, drängten sich doch immer wieder andere zu dem grausamen Dienste. Fast noch größeres Aufsehen machte es, als die geheime Regierung aus der poln. Staatskasse eine Summe von über 22 Mill. poln. Gulden durch Finanzbeamte entwenden ließ (Juni 1863). So war, obwol P. von russ. Bajonneten starrte, die Nationalregierung mit ihrer geheimen Organisation längere Zeit mindestens ebenso einflußreich und gefürchtet wie die russ. Regierung in Warschau. Weniger bedeutend waren die Erfolge der Polen im offenen Felde. In Litauen und Rothrußland wollte die Insurrection gar nicht recht Fuß fassen, da sich das russ. Landvolk gegen den poln. Grundadel und für die russ. Regierung erklärte. Im Königreich P. verstärkte sich die russ.

Militärmacht durch frischen Zuzug immer mehr, sodaß sie alle größern Städte in Unterwerfung erhalten und jede Organisation stärkerer Insurgentenmassen verhindern konnte. Zwar zogen noch immer kleinere Freischaren hin und her und machten das offene Land unsicher, aber sie vermochten nichts Entscheidendes zu unternehmen. Die Unterdrückung des Aufstandes war nur eine Frage der Zeit, zumal Preußen die Grenzbewachung immer strenger handhabte und jede Zufuhr möglichst verhinderte.

Je länger der Kampf währte, um so mehr überwogen im Rath Alexander's II. diejenigen Stimmen, welche eine Rückkehr zu dem strengen Repressivsystem des Kaisers Nikolaus befürworteten. Schon Ende März 1863 wurde General Graf Berg zum Ablatus des Großfürsten-Statthalters und nach dem Rücktritt Wielopolski's, 7. Juli, zum Vicepräsidenten des poln. Staatsraths bestellt. Auch der Großfürst Konstantin, nachdem er bis aufs äußerste an der versöhnlichen Politik festgehalten, verzweifelte endlich am Erfolge und verließ 25. Aug. 1863 Warschau, um nach Petersburg zurückzukehren. Am 31. Oct. ward er sodann auf Ansuchen seines Amts enthoben, worauf Berg definitiv zum Statthalter und Oberbefehlshaber in P. ernannt wurde. Dieser schritt mit äußerster Energie ein, ward aber noch weit überboten durch die grausame Strenge, welche der Militärgouverneur von Litauen, General Michael Murawiew (s. d.), dort gegen den poln. Adel entwickelte. Großen Eindruck machte es, daß Erzbischof Felinski, weil er gegen die Hinrichtung eines Priesters protestirt (Juni 1863), nach Petersburg berufen und in Rußland internirt wurde. Ueberhaupt waren Verhaftungen, Deportationen und Hinrichtungen, außerordentliche Contributionen und Beschlagnahmen an der Tagesordnung; auch erfolgten die strengsten Verbote und Strafen, als die Polen in demonstrativer Weise Trauerkleidung anlegten. Der poln. Beamtenstand, der sich allerdings unzuverlässig gezeigt, wurde epurirt, und man besetzte wenigstens alle höhern und wichtigern Aemter wieder mit Russen. Entscheidend aber für den Ausgang der Insurrection war, daß es der russ. Regierung gelang, den Bauernstand vollends auf ihre Seite zu ziehen. Zuerst in Litauen (13. März 1863), dann in Rothrußland (12. Aug. 1863) und endlich im Königreich P. (2. März 1864) erhielten die Bauern durch kaiserl. Ukas ihre bisherigen Pachthöfe zu freiem Eigenthum verliehen; sie wurden von allen bisherigen Leistungen an die Gutsbesitzer befreit und sollten nur eine verhältnißmäßig geringe Grundsteuer an die Staatskasse bezahlen. Dagegen übernahm der Staat, die Grundbesitzer zu entschädigen, wodurch diese in finanzieller Hinsicht von dem guten Willen der russ. Behörden abhängig gemacht wurden. Die ländliche Bevölkerung nahm diese freilich sehr radicale und gewaltsame Maßregel mit Freude und Dankbarkeit auf, und bereitwillig ließen sich die Bauern als eine Art Polizeiwache oder Landsturm organisiren und verfolgten eifrig die herumirrenden Insurgentenhaufen. So konnte Murawiew schon 15. Oct. 1863 öffentlich erklären, daß der Aufstand in seinem Bezirk unterdrückt sei. Zu Anfang 1864 war die Insurrection auch in P. im ganzen erloschen, und die geheime Nationalregierung stellte seit Febr. ihre Thätigkeit allmählich ein. Die Untersuchung und Bestrafung der Compromittirten zog sich noch lange hin; auch entflohen viele ins Ausland, um die Reihen der poln. Emigration zu verstärken. Doch ergingen aus verschiedenen Städten auch wieder Loyalitätsadressen an Kaiser Alexander II. Mit ganz besonderm Prunk ward in Petersburg 19. April 1864 eine Deputation von 73 Bauern aus den Kreisen Warschau und Radom empfangen, welche dem Kaiser ihren Dank für den Emancipations-Ukas vom 2. März aussprach. Bald folgten weitere Bauerndeputationen; auch die Geistlichkeit und der Adel entschlossen sich nach und nach zu ähnlichen Schritten. Aber das russ. Cabinet war fest entschlossen, die regierungsfeindlichen Elemente in P. gründlich zu Boden zu werfen. Nachdem der schon während der Insurrection hart mitgenommene Adel durch den Ukas vom 2. März 1864 schwer getroffen worden, kam nunmehr die Reihe an den kath. Klerus. Ein Ukas vom 8. Nov. 1864 verfügte die Aufhebung aller röm.-kath. Klöster, welche offen und erwiesenen Antheil am Aufstand genommen, sowie auch derjenigen, in denen sich weniger als die kanonisch bestimmte Anzahl von acht Mitgliedern befänden. Diese Maßregel ward in der Nacht vom 27. auf den 28. Nov. überall im Königreich P. zur Ausführung gebracht. Demgemäß wurden 71 Mönchs- und 4 Nonnenklöster mit 318 Insassen wegen unzureichender Mitgliederzahl und weitere 39 Klöster mit 674 Mönchen wegen Betheiligung an der Insurrection geräumt und geschlossen und ihre bisherigen Bewohner theils in andere Klöster, theils über die Grenze transportirt. Auch vier griech.-unirte Basilianerklöster und die Congregation der Felicianerinnen in Warschau hatten dasselbe Schicksal (16. Dec. 1864). Noch eingreifender war ein zweiter Ukas vom 26. Dec. 1865, wonach das gesammte Eigenthum der kath. Kirche in die Verwaltung des Staats überging und die Geistlichkeit auf

feste Staatsbesoldung gesetzt wurde. Damit gerieth auch der Klerus in Abhängigkeit von der russ. Regierung. Gleichzeitig wurden Litauen und Rothrußland vollends russificirt. Der Gebrauch der poln. Sprache im amtlichen Verkehr daselbst ward verboten, das Schulwesen der Aufsicht des russ.-griech. Klerus unterstellt und der Einfluß der kath. Kirche möglichst beschränkt. Die Bauern, meistentheils von russ. Abstammung und griech. Religion, waren damit wohlzufrieden, und den poln. Adel in diesen Provinzen, dessen Reihen schon während der Insurrection stark gelichtet, suchte man grundsätzlich ganz zu verdrängen. Am 22. Dec. 1865 ward sogar durch kaiserl. Erlaß für die neun westruss. Gubernien bis weiter allen Personen poln. Herkunft verboten, daselbst Güter neu zu erwerben, außer auf dem Wege gesetzlicher Erbschaft. Auch sollten die wegen Theilnahme am Aufstand ausgewiesenen poln. Gutsbesitzer ihre Güter nur an Russen griech. oder prot. Confession verkaufen und vertauschen dürfen. Somit hatte die poln. Nationalität infolge der Insurrection von 1863 abermals an Boden verloren, und die Hoffnungen auf eine polit. Wiederherstellung P.s waren allem Anschein nach auf immer vernichtet.

Das heutige Königreich P. oder Russisch-P. wird im N. von der preuß. Provinz Preußen und dem russ. Gouvernement Kowno, im O. von den Gouvernements Wilna, Grodno und Volhynien, im S. von dem österr. Kronland Galizien nebst Krakau, im W. von den preuß. Provinzen Schlesien und Posen begrenzt und hat seine größte Länge von 77,14 M. zwischen Kowno und Michalowiec unweit Krakau, seine größte Breite von 51,43 M. zwischen Kalisch und Brzesc-Litewski. Das Land umfaßt 2318 Q.-M. (nach frühern officiellen Angaben 2331,26 und 2257,81 Q.-M.). Die Bevölkerungszahl war von 1829—31 infolge des Revolutionskriegs von 4,137634 auf 3,762003 gefallen, dann bis 1846 wieder bis zu 4,867124 gestiegen, betrug aber 1850 nur 4,810735, 1855 sogar nur 4,673869, 1860 wieder 4,840466. Eine im Febr. 1865 veranstaltete Zählung ergab eine ständige Bevölkerung von 5,336210, eine nicht ständige von 206962 Individuen (zeitweise in P. sich aufhaltende Arbeiter und Geschäftsleute aus Preußen u. s. w.). Seit 1845 war das Land, statt der frühern 8, in 5 Civilgouvernements mit zusammen 39 Kreisen eingetheilt, nämlich: Gouvernement Warschau (sonst Kalisch und Warschau) mit 672 Q.-M. und 1,728090 E. (1860) in 12 Kreisen; Radom (sonst Sandomir und Kielce) mit 438 Q.-M. und 946737 E. in 8 Kreisen; Plock mit 303 Q.-M. und 561903 E. in 6 Kreisen; Lublin (sonst Podlachien und Lublin) mit 563 Q.-M. und 967205 E. in 8 Kreisen; Augustowo (Hauptort Suwalki) mit 342 Q.-M. und 636531 E. in 5 Kreisen. 1866 ordnete man wieder die Eintheilung in acht Gouvernements an und errichtete die drei neuen Gouvernements Kalisch mit 755136, Kielce mit 454000 und Siedlce (Podlachien) mit 415475 E., über deren Arealgröße und Kreiseintheilung 1867 nichts Officielles vorlag. 1860 kamen 2088 E. auf 1 Q.-M. P. gehört also im Vergleich mit andern europ. Staaten zu den Ländern mittlerer Volksdichtigkeit, im Vergleich zu dem übrigen russ. Reiche aber zu dessen volksdichtesten Theilen. Doch ist das Königreich nicht überall gleichmäßig stark bevölkert. Im Gouvernement Warschau (ohne die Hauptstadt) rechnete man 1860 2314, im Gouvernement Lublin nur 1718 E., dort im Kreise Lenczica 2825, hier im Kreise Radzyn nur 1435 E. auf 1 Q.-M. Im allgemeinen hat sich die Bevölkerung in den industriellsten Theilen des Gouvernements Warschau, die an der preuß. Grenze liegen, des Gouvernements Radom, die an Galizien grenzen, und im nordöstl. Theile des Gouvernements Augustowo am stärksten angesammelt. Die städtische Bevölkerung belief sich 1860 auf 1,195701, die ländliche auf 3,644765 E., jene also auf 24,7 Proc., diese auf 75,3 Proc. der Gesammtbevölkerung. Von den 453 Städten waren nur 255 selbständig, die übrigen 228 gehörten Privatpersonen. Die städtische Bevölkerung ist sehr ungleich vertheilt. Von den 22613 ländlichen Ortschaften gehörten 1860 nicht weniger als 78,9 Proc. Privatpersonen, 15,3 Proc. der Krone, 3,7 Proc. zu Majoraten, 1,3 Proc. der Geistlichkeit, 0,5 Proc. verschiedenen Anstalten und 0,3 Proc. den Städten. Die Bevölkerung des Königreichs entspricht in Bezug auf Abstammung bei weitem nicht der Nationalitätseinheit, welche wir mit dem allgemeinen Namen «Polen» zu bezeichnen gewohnt sind. 1860 zählte man 3,699091 Slawen (76,7 Proc.), darunter mit Einschluß der Masuren etwa 3,200000 Polen (66 Proc.) und 500000 Russen (10—11 Proc.); ferner 254069 Litauer (5,2 Proc.), 612098 Juden (12,5 Proc.), 269548 Deutsche (5,5 Proc.), 2909 getaufte Juden, 1296 Franzosen, 634 Griechen, 295 Zigeuner, 294 Tataren, 110 Italiener, 72 Holländer und 50 Engländer. Die Russen sind am zahlreichsten im Gouvernement Lublin, wo zwei Drittel der christl. Bevölkerung der südruss. Nationalität angehören; die Litauer wohnen größtentheils (215000) im Gouvernement Augustowo. Die Juden leben im ganzen Königreiche zerstreut, bilden aber vorzüglich die städtische Bevölkerung, von welcher sie den dritten

Theil ausmachen. Sie ließen sich im 11. Jahrh. in P. nieder, sprechen jüdisch-deutsch, verstehen aber alle auch polnisch und haben ihre Nationaltracht beibehalten. Ihre Beschäftigung ist Handel, Gewerbe, Schenkwirthschaft, Fuhrwesen, ganz besonders aber Factorei. Ihre Zahl betrug 1816 angeblich nur 212944 und hatte sich bis 1860 fast um das Dreifache vermehrt. 1862 zählte man bereits 653505 und im Febr. 1865 sogar 719112 angesiedelte und 40656 vorübergehend in P. sich aufhaltende, im ganzen also 759768 Juden. Von den etwa 270000 Deutschen im J. 1860 lebte der größte Theil (über 184000) im Gouvernement Warschau. Sie sind Colonisten, Landbauern, Handwerker und Fabrikarbeiter; wie denn das Fabrikwesen im Königreiche sich hauptsächlich in ihren Händen befindet. Nach den Religionsbekenntnissen wurden 1860 unterschieden: 4,227779 Christen (87,4 Proc.) und 612687 Nichtchristen (12,6 Proc.), nämlich außer den 612098 Juden noch 294 Mohammedaner und 295 Zigeuner. Unter den Christen zählte man Römisch-Katholische 3,708219 (76,6 Proc.), 218928 Griechisch-Unirte, 5016 Griechisch-Orthodoxe, 3893 Altgläubige oder Roskolniken, 469 Gleichgläubige oder Edinowerzy (zusammen 4,7 Proc.), dann 281748 Evangelisch-Lutherische, 6018 Reformirte, 1922 Mährische Brüder, 1556 Mennoniten (zusammen 6,1 Proc.). Römisch-Katholische sind fast alle Polen, fast alle Litauer und zwei Drittel der Südrussen oder Lublianer. Die poln. Katholiken zeichnen sich durch glühende Religiosität aus, besonders die niedere Geistlichkeit und das weibliche Geschlecht. Der kath. Klerus hat zwar nicht mehr wie früher einen unbeschränkten, aber immer noch einen sehr großen Einfluß auf die Bevölkerung. 1860 zählte man 2218 kath. Weltgeistliche und 1628 Kirchen, außerdem 1808 Mönche und 521 Nonnen, welche zu 18 verschiedenen Orden gehörten und in 148 Mönchs- und 38 Nonnenklöstern untergebracht waren. 1864 wurden jedoch 110 Klöster mit 992 Insassen aufgehoben. Die Griechisch-Unirten hatten 218 Geistliche, 391 Kirchen und 5 Klöster mit 19 Mönchen; die wenigen Griechisch-Orthodoxen 106 Geistliche, 40 Kirchen und 23 Mönche; die Lutheraner 62 Geistliche, 66 Kirchen und 557 Bethäuser, die Reformirten 7 Geistliche und 19 Kirchen und Bethäuser. Die Herrnhuter wohnen nur im Kreise Lenczica, wo sie ihr Bethaus zu Nowoselza haben; die Mennoniten besitzen ein Bethaus im Dorfe Kosun. Die Juden hatten 1860 294 Rabbiner mit 523 Gehülfen, 880 Synagogen und Bethäuser. Die Mohammedaner in Augustowo und Lublin unterhielten in jedem dieser Gouvernements eine Moschee. Nach den Ständen zählte man 1860 in P. 77343 Adeliche, 6481 Geistliche, Kaufleute und Bürger etwa 1,150000, Bauern u. s. w. ungefähr 3,600000. Nach der Beschäftigung zählte man 3,146264 Landbautreibende (65 Proc.), Handwerk- und Gewerbtreibende 808601 (16,7 Proc.), Kaufleute und Handeltreibende 242933 (5,1 Proc.), darunter nur 66 Kaufleute erster und 225 zweiter Gilde, die übrigen dritter Gilde und Krämer, größtentheils Juden, endlich Dienstboten und Geschäfte Treibende 642668 (13,2 Proc.).

Das Land, größtentheils zum Gebiet der Weichsel, geringerntheils im Westen dem der Oder und im Nordosten dem des Njemen angehörig, ist vorherrschend Ebene. Nur die südl. Theile desselben haben eine wellige, zum Theil bergige Oberfläche, indem sich, durch das Weichselthal von dem galiz. Plateau geschieden, Ausläufer der Karpathen zwischen dem San und Bug bis zu den Niederungen der Pilica und des Wieprz hinziehen. Man unterscheidet in dem bergigen Theile die Sandomirsche und die Krakauer Hochebene, jene zwischen Weichsel, Pilica und Nida, diese, eine Verlängerung des oberschles. Plateau, zwischen Pilica und Warthe. Die **Sandomirsche Hochebene** erreicht ihre größte Höhe im mittlern Theile des bisherigen Gouvernements Radom. Die Centralmasse bilden dort die Höhen links von der Chaussee, die von Kielce nach Suchodnew führt, wo das Land 1278 par. F. hoch ist. Die durch ihre markirten Formen ausgezeichnete, mit Wald bedeckte Hauptkette Lysa-Góra (d. h. Kahlenberg) trägt die höchsten Punkte des Königreichs, vor allen den 2007 F. hohen Lysiza-Góra. Der südl. Theil dieser sandomirschen Erhebung ist theils mit Hügeln bedeckt, theils von vielen Tiefen und steilen Schluchten und Hohlwegen durchschnitten, infolge dessen der Verkehr, besonders bei Regenzeit, äußerst schwierig, oft unmöglich ist. Das **Krakausche Plateau** erhebt sich gegen 900 F. hoch, in einzelnen Partien bis 1125, ja 1500 F., am höchsten an den Quellen der Pilica. Eine Reihe einzelner Höhen zieht sich von Krakau an über Skala, Wolbrom, Pilica, Ogrodzience und Kromolow. Auf diesem Wege finden sich die malerischsten Gegenden, reich an majestätischen Felsen und tiefen Steilschluchten. Die Thäler im höchsten Theile des Plateau erscheinen als tiefe und weite Bergspalten, deren Ränder bald massive Wände, bald zerklüftete, schroffe Felsen darstellen, mit dem Ansehen von Säulen, Thürmen und Pyramiden. Die schönste Gegend, das Prondnikowsche Thal und seine Umgebung, heißt die **Polnische Schweiz**. Die vielfachen Zerklüftungen des Terrains, die zahlreichen Schluchten und Hohlwege, die Waldungen und sumpfigen Flußthäler

bilden hier sowie auch in dem südl. Theile des Gouvernements Lublin eine ununterbrochene Reihe von Defiléen, welche dem Verkehr große Schwierigkeiten, der Führung des Kleinen Kriegs aber, wie dies die Geschichte P.s mehrfach und noch 1863 gezeigt hat, große Vortheile bieten. Im übrigen ist das Land leicht gewellt oder ganz flach, enthält ausgedehnte Wälder, guten Weizenboden, in den häufig überschwemmten Flußthälern weite Sumpfstrecken, aber auch vortreffliche Wiesen. Die Bewässerung P.s ist im ganzen eine reichliche. Seen sind im Norden sehr zahlreich, aber nirgends von bedeutendem Umfang. Die Weichsel, von deren 144½ M. langem Gesammtlaufe eine Strecke von 71½ M. zu P. gehört, wird schon bei ihrem Eintritt in das Land schiffbar, theilt dasselbe mit ihrem großen Bogen in fast zwei gleichgroße Hälften und nimmt rechts den San, Wieprz und Bug-Narew, links die Nida, Kamionna, Pilica und Bzura auf. Die Warthe mit der Prosna im Westen und der Njemen an der Nordostgrenze bringen als Wasserstraßen dem Lande für den Binnen- und den auswärtigen Handelsverkehr bedeutenden Nutzen. Von den Zuflüssen des Njemen ist der Czarna-Hanſza von Wichtigkeit, weil er die Verbindung mit der Weichsel durch den Augustowokanal vermittelt, dessen Ausführung 1,643837 S.-Rubel gekostet. Die jetzt auch mit den Dampfbooten und Remorqueurs der warschauer Actiengesellschaft von oberhalb Warschau bis Danzig befahrene Weichsel bildet nicht nur für den Productentransport das natürlichste und wohlfeilste Communicationsmittel zwischen dem südlichen P. und der Ostsee, sondern sie bietet auch als Grundbasis der Kriegführung alle Vortheile eines schiffbaren Stroms, der mit den innern Theilen des Reichs in Verbindung steht und wohlgeschützte Stapelplätze besitzt. Als Vertheidigungslinie vermag sie indessen russ. Heeren nur auf die kurze Strecke zwischen der Wieprz- und Narewmündung zu dienen, sodaß sie also von zwei Seiten umgangen werden kann. Um die russ. Macht in strategischer Hinsicht auf der Weichsel zu sichern, sind die Alexandrowsche Citadelle in Warschau, 2 M. weiter unterhalb die Festung Nowogeorgiewsk oder Modlin (s. d.) an der Mündung des Bug-Narew, und die Festung Iwangorod (früher Dablin) an der Mündung des Wieprz angelegt, an dessen oberm Laufe die Festung Zamosc die Hauptverbindungen mit der Festung Brzesc-Litewski deckt, welche ihrerseits den Schlüssel zur Verproviantirung, zur Verbindung und für den Rückzug einer in P. operirenden russ. Armee bildet. Die gewöhnlichen Wege des Landes befinden sich wegen der zahlreichen örtlichen Hindernisse des Bodens in schlechtem Zustande. Dagegen gibt es jetzt ausgezeichnete Chausseen, welche von Warschau aus, dem Mittelpunkte des Handels und der Industrie, das Land nach allen Richtungen durchkreuzen, und zwar solche erster Ordnung von 309 M. und zweiter Ordnung von 234 M., zusammen von 543 M. Länge. An Eisenbahnen stehen in Betrieb die Petersburg-Warschau-Krakau-Wiener-Bahn, die Petersburg-Wirballen-Berliner- und die Warschau-Bromberger-Bahn, von denen zu P. selbst bezüglich 61, 11½ und 30½ M. gehören. Dazu kommt die 19. Nov. 1865 vollendete, aber erst 1866 dem öffentlichen Verkehr übergebene 3,57 M. lange Bahn, welche von Kolufzi, einer Station der Warschau-Wiener-Bahn, nach der Fabrikstadt Lodz führt und künftig direct nach Breslau fortgesetzt werden soll. Die ganze Länge der in P. eröffneten Bahnen beträgt sonach 106,57 M. Im Bau begriffen war 1867 eine Bahn von Warschau ostwärts über Siedlce und Biala nach Terespol am Bug; projectirt eine Bahn von Lodz über Lenczica, Kolo, Konin und Slupca nach Posen.

Das Königreich P. ist hauptsächlich ein ackerbautreibendes Land und auch die Waldwirthschaft ist von großer Bedeutung. Neben den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft haben sich jedoch infolge örtlicher Eigenthümlichkeiten in mehrern Landestheilen auch der Manufactur- und Bergwerksbetrieb entfaltet. Etwa ein Viertel der gesammten Bodenfläche kommt auf Ackerland, ein Drittel auf Wiesen und Weiden, ein Drittel auf Waldung. Die Bodencultur ist in steigender Entwickelung begriffen, besonders seitdem die nach der Revolution von 1830 confiscirten Güter mit thätigen Colonisten besiedelt worden, deren Methoden und Verbesserung auch bei den großen Gutsbesitzern Nachahmung fanden. Außerdem förderte auch die Bank von Warschau durch ihre Vorschüsse den Landbau auf mannichfache Weise. Man gewinnt vortrefflichen Weizen in den hügeligen Gegenden, sonst hauptsächlich Roggen, Gerste, Hafer und Buchweizen. Auch Flachs, Hanf und Tabacl liefert das Land über den Bedarf. Von großer Wichtigkeit ist im Süden der Anbau der Runkelrüben zur Zuckerfabrikation. Gartenbau wird fast nirgends gewerbmäßig betrieben. Auch die Viehzucht hat sich bedeutend gehoben, namentlich aber die Schafzucht. Die Wolle ist von guter Beschaffenheit und wird nicht nur in den heimischen Fabriken verarbeitet, sondern auch ins Ausland geführt. In früherer Zeit war P. berühmt durch seine undurchdringlichen Wälder, die jedoch infolge schlechter Wirthschaft beträchtlich gelichtet worden sind. Doch ist das Land noch immer reich an Waldungen und das Forstwesen besonders

in den Kronwäldern in einem bessern Zustande als früher. Die größten und meisten Forsten liegen im Norden, in Augustowo und Plock, wo sie meist aus Fichten und Tannen bestehen. In den südlichern Strichen kommen auch Lärchen, Buchen und Eichen vor, die gutes Bau- und Schiffsholz liefern. Der Holzhandel nach den Nachbarländern ist sehr bedeutend, besonders wird viel Holz auf der Warthe und Weichsel, dem Bug und Njemen nach Preußen verflößt. Auch Theer und Pech wird viel erzeugt. Die Bienenzucht mit dem berühmten poln. Honig stand früher hoch, ist aber in Verfall gerathen. Nur noch einige Gegenden, namentlich im Lublinischen, liefern noch bedeutende Mengen Honig und Wachs. Auch der Wildstand hat infolge der Jagdwillkür sehr abgenommen. Raubwild, wie Bären, Wölfe und Luchse, finden in den großen Wäldern hinreichenden Schutz. Die Mineralschätze des Königreichs liegen im bisherigen Gouvernement Radom sowie im südl. Theile des Gouvernements Warschau, und zwar in zwei Hauptgruppen. In der nordöstl. Gruppe, welche die Kreise Opoczno, Kielce und Opatow nebst Theilen der Kreise Stopniec und Sandomir umfaßt, finden sich vorzugsweise Eisenerze nebst etwas Kupfer, Zinn und Zink. Die südwestl. Gruppe, zu welcher der Kreis Olkusz und der angrenzende Theil des Gouvernements Warschau gehört, hat auch viel Eisenerz, außerdem Zinn, Zink und ganz besonders auch Steinkohlen. Die Eisenbergwerke der Krone sind viel zahlreicher als die Privatwerke und erzeugen in den Hüttenwerken Stabeisen, Gußeisen und Geräthschaften. In den Bergwerksgegenden sind auch Marmorbrüche und Marmorschleifereien vorhanden, Kalksteinbrüche und Kalkbrennereien an vielen Orten. Die poln. Steinkohlenschicht, eine Fortsetzung der schlesischen, liegt im südwestl. Winkel des Gouvernements Radom und zieht sich fast längs der preuß. und österr. Grenze in der Nähe der Eisenbahn hin. Die Hauptkohlengruben befinden sich zwischen Siewiecz, Bendzin und Slawkow.

Die Landesindustrie hat infolge der strengen Absperrung gegen das Ausland einen ungemeinen Aufschwung genommen, namentlich die meist von Deutschen betriebene Fabrikthätigkeit, und zwar besonders seitdem im Jan. 1851 die Zollschranken gegen Rußland gefallen. Die Fabrikthätigkeit ist vorzüglich in der Stadt und im Gouvernement Warschau, im westl. Radom und in einem Theile von Lublin concentrirt. 1860 beschäftigten die Fabriken 74653 Arbeiter und lieferten für 32,129763 S.-Rubel Erzeugnisse: aus vegetabilischen Producten für etwa 19,515000, aus thierischen für 6,689000 und aus mineralischen für 5,916000 Rubel. Die Textilindustrie hat namentlich im Gouvernement Warschau eine bedeutende Entwickelung erlangt, wo eine Menge Städte und Flecken fast ausschließlich mit Verfertigung von wollenen und baumwollenen Stoffen beschäftigt sind. Besonders bekannt sind durch ihre Erzeugnisse die Stadt Lodz (s. d.) und der Flecken Zdunska-wola. 1860 lieferten die Spinnfabriken für Wolle mit 9901 Arbeitern für 4,354572, die für Baumwolle mit 17044 Arbeitern für 8,091443, die für Flachs mit 9663 Arbeitern für 1,247569, die für Seide mit 100 Arbeitern für 56250, also zusammen für 13,749834 S.-Rubel Erzeugnisse. Die Woll-, besonders die Tuchfabriken versorgen nicht nur den einheimischen Bedarf, sondern halten auch die Concurrenz der ausländischen Fabrikate aus. Die poln. Tuche haben den Vorzug vor den russischen, besonders die feinern Sorten. Die Baumwollfabriken vermehren sich, während die Flachs verarbeitenden abnehmen. Vegetabilische Stoffe verarbeiteten 1860 außerdem noch 346 Fabriken mit 14549 Arbeitern, deren Gesammtproduction den Werth von 9,698007 S.-Rubel hatten. Darunter lieferten 49 Zuckerfabriken (fast drei Viertel derselben im Gouvernement Warschau) mit 10594 Arbeitern für 6,148817 Rubel Waare. Dazu kamen, ungerechnet die sehr zahlreichen Branntweinbrennereien, Wind- und Wassermühlen, 41 Porter- und Bierbrauereien, 58 Rum- und Liqueurfabriken, 44 Essigfabriken, 69 Oelpressen, 39 Schreibpapier-, 4 Tapeten-, 30 Cichorien-, 9 Tabacksfabriken und 12 Dampf- und amerik. Mühlen. Die animalische Stoffe verarbeitenden 1762 Fabriketablissements mit 5426 Arbeitern producirten für 2,277706 Rubel Waaren: die 882 Gerbereien für 1,235441, 54 Wachs- und Stearinfabriken für 973325, 802 Fabriken für Erzeugnisse aus Pferdehaaren (besonders im lublinschen Flecken Bilgoraj) für 39172, 24 Fabriken für Leim, Saiten u. s. w. für 29768 Rubel. Von den Fabriken für Mineralproducte sind die Berg- und Hüttenwerke die wichtigsten. 1860 gab es deren 422 mit 6019 Arbeitern und einer Production im Werth von 1,865873 Rubel, darunter 358 Eisenbergwerke und Eisengießereien mit 4343 Arbeitern und einer Werthproduction von 1,777562 Rubel, ferner 15 Kupfer-, 11 Zink- und Galmeiwerke, 33 Gießereien und Maschinenfabriken und 5 Chemikalienfabriken. Außerdem bestanden 38 Glas-, 25 Fayence- und Steingut-, 56 Blech- und Bronzewaaren-, 21 Draht- und Nähnadelfabriken, 5 Fabriken für plattirte Silber- und Nickelwaaren (sog. polnisches Silber); ferner 266 Kalkbrennereien und Kalksteinbrüche und wenigstens

735 Ziegelbrennereien; 46 Equipagefabriken, namentlich in Warschau berühmt, lieferten für 266000 Rubel Erzeugnisse. Der Handwerksbetrieb ist in den zahlreichen Städten in steter Entwickelung begriffen, und 1860 verarbeiteten 90853 Personen für 7,890600 Rubel Material und lieferten für 15,451858 Rubel Waaren. Der Handelsverkehr P.s ist ganz bedeutend. Der Binnenhandel wird, abgesehen von den gewöhnlichen Wochenmärkten, vorzüglich auf den Jahrmärkten zu Lenezica, Lowicz, Czersk, Widawa, Zdunska-wola, Kaleszyn, Skrzyrno, Jenderzejow, Ciechanow u. s. w., sowie auf den jährlichen Wollmärkten zu Warschau und Kalisch betrieben. Der Gesammtumsatz der Jahrmärkte belief sich 1860 auf 6,801500 Rubel an zugeführter und auf 4,217000 Rubel an verkauften Waaren. Die Billigkeit des Wassertransports macht es nächst der vortrefflichen Qualität des poln. Weizens möglich, auf allen Getreidemärkten die Concurrenz mit dem südruss. Erzeugniß auszuhalten. Aber auch die übrigen Landesprodnete werden durch die Wohlfeilheit der Wasserfracht zu Gegenständen der Ausfuhr. Danzig, in der Nähe der Weichselmündung, ist daher der Hauptstapelplatz des poln. Ausfuhr-, aber auch des Einfuhrhandels, weshalb der Verkehr mit Preußen den mit Rußland und Oesterreich, der fast ganz auf Benutzung des Landtransports angewiesen ist, bedeutend überwiegt. Im J. 1850 betrug die Gesammteinfuhr 10,161991 S.-Rubel (davon 5,957502 allein aus Preußen, 2,773590 aus Rußland, 1,450899 aus Oesterreich), die Ausfuhr dagegen nur 5,249804 S.-Rubel (wovon 3,858138 nach Preußen, 960620 nach Rußland, 431001 nach Oesterreich). Die Zolleinkünfte beliefen sich auf 1,407039, die über Polen stattfindende russ. Ausfuhr auf 4,852226, die Einfuhr auf 9,015372 S.-Rubel. Seitdem 1851 die Zollschranken gegen Rußland gefallen, liegen über die Handelsbeziehungen mit demselben keine speciellen Berichte mehr vor. Es besteht dieser russ. Handel vorzüglich im Austausch von russ. Rohproducten und Thee gegen poln. Fabrikate und Roherzeugnisse. 1860 belief sich, abgesehen von Rußland, der ganze auswärtige Handel des Königreichs auf 35,841290 S.-Rubel, wovon auf die preuß. Einfuhr 16,134477, auf die österreichische nur 2,818543, auf die Ausfuhr nach Preußen 15,718699, auf die nach Oesterreich nur 1,169571 entfielen. Für 1865 wird, jedoch mit theilweiser Zurechnung der im Transit über Polen nach Rußland gehenden Waaren, der Totalwerth des auswärtigen Handels zu 91,777737 S.-Rubel angegeben, nämlich Preußen gegenüber die Einfuhr zu 42,204071, die Ausfuhr zu 46,455409, im ganzen 88,659480 Rubel, dagegen Oesterreich gegenüber die Einfuhr zu 2,460788, die Ausfuhr zu 657469, zusammen 3,118257 S.-Rubel. Zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Getreide, Holz, Oelsämereien, Vieh, Wolle, Borsten, Roßhaare und Häute; zur Einfuhr Colonialwaaren, Färbestoffe und Farbe, Baumwolle und Baumwollzeuge, Rohseide und Seidenstoffe, Chemikalien, Maschinen, Metalle, Metallwaaren, Wein und Kochsalz.

Das Unterrichtswesen ist gegenwärtig im Königreich P. in großem Verfall. Die russ. Regierung hat, besonders seit der Bewegung von 1846, den Unterricht noch mehr als früher beschränkt. Der Besuch der Gymnasien ist nur den Söhnen der höhern Stände gestattet. Wer eine Staatsanstellung sucht, muß seine akademische Bildung auf einer russ. Universität erwerben. Die russ. Sprache, zur Gerichts- und Geschäftssprache erklärt, muß in allen Schulen gelehrt werden. Die Verbreitung der Schulbildung ist äußerst gering. 1860 zählte man Personen von höherer Erziehung und Bildung nur 137417 (28 pro Mille); Personen, die lesen und schreiben konnten, 825470 (170 pro Mille); solche, die keins von beiden vermochten, 3,877579 (802 pro Mille), oder über vier Fünftel der Gesammtbevölkerung des Landes. Ein kaiserl. Rescript vom 11. Sept. 1864 ordnete die Reorganisation des Schulwesens, die Errichtung einer Universität, eines russ. und eines deutsch-evang. Gymnasiums in Warschau an. Nach den Berichten von 1861 gab es 80378 Lernende, darunter 70 Proc. Knaben und 30 Proc. Mädchen, in 1381 Schulen, darunter 119 Special- und 1262 allgemeine und Elementarschulen, jene mit 246 Lehrern und Beamten und 11364 Lernenden, diese mit 1787 Lehrern und Beamten und 69014 Lernenden. Zu den Specialschulen gehören die kaiserl. medico-chirurg. Akademie in Warschau, die Vorbereitungsklassen für die Hauptschule daselbst, die Kunstschule ebenda und das 1816 gegründete Institut für Landwirthschaft und Forstwesen in Marimont unweit Warschau, das Realgymnasium zu Warschau (1861/62 mit 1115 Schülern), wozu das 22. Aug. 1866 eröffnete Realgymnasium zu Lodz kam (statt der bisherigen Realkreisschule), die 8 Realkreisschulen, wovon 3 in Warschau und je eine zu Plock, Wraclawek, Petrikau, Radom und Lublin, ferner das Institut für Bildung von Elementarlehrern zu Ruczimin, 4 landwirthschaftliche Schulen, die warschauer Sonntagscommerzschule und die Sonntagsgewerbschulen. Zu

den allgemeinen Schulen gehören die 6 Gymnasien zu Warschau, Plock, Petrikau, Radom, Lublin und Suwalki mit 122 Lehrern und Beamten und 2172 Schülern, sowie 17 philol. Kreisschulen mit 169 Lehrern und Beamten und 2856 Schülern. Elementarschulen, theils vom Staat, theils von Privatleuten unterhalten, gab es 1860: 1020 mit 56679 Schülern; jüd. Schulen 8 mit 718 Schülern; Privatschulen 211 mit 6589 Schülern. Als Hülfsinstitute für die allgemeine Bildung sind die in Warschau befindlichen zu erwähnen: die Hauptbibliothek mit Münz- und Medaillensammlung, das physik., mineralog., zoolog. Cabinet, die Sammlungen von Gipsabgüssen und Seltenheiten, die Sternwarte und der Botanische Garten. Wohlthätigkeitsanstalten gab es 1860 im ganzen 125 (35 in der Stadt und 33 im Gouvernement Warschau), darunter 68 Krankenhäuser, 15 Versorgungsanstalten für alte Leute und Invaliden, 4 Erziehungshäuser für arme Kinder, Waisen, Blinde und Taubstumme, 29 Kinderbewahranstalten, 2 Versorgungs- und Besserungsanstalten und 7 versuchsweise errichtete philanthropische Anstalten in Warschau. Außer diesen Anstalten bestanden noch das Findelhaus und die Winterherbergen beim warschauer Hospital «des Kindes Jesu», 250 Kirchenversorgungshäuser. An Privat-Wohlthätigkeitsvereinen gab es 9. Im allgemeinen haben die Wohlthätigkeitsbestrebungen in P., besonders unter dem weiblichen Geschlecht der höhern Stände, viele Anhänger. Die röm.-kath. Kirche steht unter dem Erzbischof von Warschau und den Bischöfen von Kalisch, Lublin, Sandomir, Podlachien (zu Janow) und den bischöfl. Administratoren zu Kielce, Plock und Augustowo. Die griech.-unirte Kirche steht unter dem Bischof von Chelm, die griechisch-orthodoxe unter dem Erzbischof von Warschau, die evangelisch-lutherische und die reformirte unter je einem Consistorium. Die russ. Regierung läßt sich die Ausbreitung der griech.-orthodoxen Kirche sehr angelegen sein, erfährt aber dabei von seiten des kath. Klerus den hartnäckigsten Widerstand.

Nachdem der russ. Kaiser die constitutionelle Verfassung vom 27. Nov. 1815 infolge der Revolution von 1830—31 aufgehoben, wurde P. durch das «Organische Statut» zu einer russ. Provinz mit eigener Verwaltung unter einem vom Kaiser ernannten Statthalter (Namiestnik) erklärt. Dieser steht an der Spitze der ganzen Staatsverwaltung als Chef des, anstatt des frühern General-Kriegsgouvernements, 1862 gebildeten Militärbezirks Warschau und als Präsident des ihm zur Seite stehenden Verwaltungsraths sowie des (zwar 18. Sept. 1841 aufgehobenen, aber durch Ukas vom 14./26. März 1861 wiederhergestellten) Staatsraths. Der Statthalter kann die Beschlüsse des Verwaltungsraths suspendiren, hat jedoch darüber an den Kaiser zu berichten. Von ihm gehen alle Ernennungen zu höhern Posten aus und die Beamten können aus allen Unterthanen des russ. Reichs ohne Unterschied gewählt werden. Mit der Oberleitung der Geheimen Kanzlei für die poln. Angelegenheiten ist ein Minister-Staatssecretär zu Petersburg beauftragt, der die Gesetze und Decrete contrasignirt. Den Verwaltungsrath bilden der Generalcontroleur und Präsident des Rechnungshofs, die zwei Präsidenten der Bank von P. und der Liquidationscommission, die vier Generaldirectoren und Präsidenten der Commissionen der Finanzen und des Schatzes, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Culte, der Director der Posten und der Generalpolizeimeister des Königreichs, verschiedene Mitglieder des Organisationscomités und ein Staatssecretär. Der Staatsrath zerfällt in die vier Departements des Proceß-, der Schatz-, der Administrations- und der Beschwerden-(Petitions-)Abtheilung und besteht aus den Staatsräthen dieser vier Departements, einer Anzahl permanenter und der Mitglieder des Verwaltungsraths sowie aus einem besondern Staatssecretär. Außerdem befinden sich in Warschau das 9. und 10. Departement des dirigirenden Senats von Rußland. Die einzelnen Gouvernements stehen unter Civilgouverneurs, deren jedem eine Verwaltungscommission beigeordnet, und denen 17. Febr. 1866 mit gewissen Ausnahmen auch die Militär-Polizeiverwaltung wieder übertragen worden ist, die ihnen während des Kriegszustandes nicht zukam.

Die Finanzverhältnisse des Landes waren zur Zeit der «polnischen Wirthschaft» die kläglichsten, und die Regelung derselben bildete eine Hauptaufgabe Alexander's I. und Nikolaus' I. Als letzterer 1825 König von P. wurde, waren die Staatseinkünfte beinahe schon auf 60 Mill. poln. Gulden (10 Mill. preuß. Thlr.) angewachsen und ihnen gegenüber hatten die Ausgaben ihre Ausgleichung gefunden. Gleichwol betrug die Schuldenlast noch über 300 Mill. poln. Gulden (50 Mill. preuß. Thlr.). Dadurch indessen, daß Oesterreich und Preußen ihren Antheil an der Nationalschuld vertragsmäßig übernahmen, minderte sich dieselbe erheblich, und sie betrug 1832 nur noch 200 Mill. poln. Gulden ($33\frac{1}{3}$ Mill. preuß. Thlr.). In neuerer Zeit ist ihr Bestand durch vermehrte Revenuen und Amortisationen noch mehr zusammengeschmolzen. Nur durch die Insurrection von 1863 wuchs sie wieder an und wurde 1866 zu etwa $44\frac{3}{4}$ Mill. Rubel angegeben. Nach officiellen Angaben betrug 1860 die wirkliche Staatseinnahme (mit

Einrechnung der Rückstände) 18,272112 Rubel, die Ausgabe nur 15,949826 Rubel. Dies ergab bereits einen Ueberschuß der Einnahmen von 2,322286 Rubel. Im russ. Budget war er Ueberschuß für 1862 mit 3,174862 und für 1863 mit 3,150000 Rubel aufgeführt. Der Aufstand von 1863 wirkte natürlich wie auf die Handels- und Verkehrsverhältnisse, so auch auf die Finanzen zerrüttend ein. Das amtlich publicirte Budget für 1866 schloß in Einnahme und Ausgabe gleichmäßig mit 24,525294 Rubel.

Außer den Originalwerken von Naruszewicz, Niemcewicz, Bandtke, Lelewel, Mickiewicz, Chodzko, Schmitt, Szujski und andern vgl. Rulhière, »Histoire de l'anarchie de P. et du démembrement de cette république» (4 Bde., Par. 1807); Oginski's «Mémoires sur la P. et les Polonais depuis 1788—1815» (4 Bde., Par. 1826) und desselben »Observations sur la P. et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc.» (Par. 1827); Roepell und Caro, «Geschichte von P.» (Bd. 1 u. 2, Hamb. und Gotha 1840—63); Spazier, «Geschichte des Aufstandes des poln. Volks in den J. 1830—31» (3 Bde., Altenb. 1832); Soltyk, «La Pologne; précis historique, politique et militaire de sa révolution etc.» (2 Bde., Par. 1833); Brzozowski, «La guerre de P. en 1831» (Lpz. 1833); Solowjew, »Geschichte des Falles von P.» (deutsch von Spörer, Gotha 1865); Janssen, »Zur Genesis der ersten Theilung P.s» (Freiburg i. Br. 1865); Sala, »Geschichte des poln. Aufstandes vom J. 1846» (Wien 1867); Edwards, «The private history of a polish insurrection» (Lond. 1865); Ferrand, «Les trois démembrements de la Pologne» (3 Bde., Par. 1864); Adler, «Studien zur Culturgeschichte P.s» (Bd. 1, Berl. 1866). Ueberwiegend geogr.-statist. Werke sind: Chodzko, «Tableau de la Pologne ancienne et moderne» (2 Bde., Par. 1830); Aubree, «P. in geogr., statist. und culturhistor. Hinsicht» (Lpz. 1831); Friederich, »Histor.-geogr. Darstellung Alt- und Neupolens» (Berl. 1839); Possart, Lukaszewicz und Malkowski, «Das Königreich P. und der Freistaat Krakau» (Stuttg. 1840); «Das Königreich P., topogr. und statist. Skizzen» (Lpz. 1864).

Polnische Sprache und Literatur. Die poln. Sprache ist einer der ausgebreitetsten Zweige des slaw. Sprachstamms und wird von Dobrowsky nebst der böhm. Sprache für den westlich-slaw. Hauptdialekt angesehen. Fast alle andern slaw. Mundarten übertrifft sie an Reichthum und Biegsamkeit, sowie sie an treffender Kürze schwerlich von einer andern Sprache übertroffen wird. Sie hat, wie jene, ohne sich des Artikels zu bedienen, eine ganz ausgebildete Declination in sieben Casus, nämlich außer den fünf schon aus der lat. Sprache bekannten noch einen besondern Casus Instrumentalis und einen Localis; ebenso ausgebildet ist die Conjugation, die viele der deutschen Sprache fremde Uebergänge und feine Nuancen in den Zeit- und Geschlechtsverhältnissen sowie in den Modis durch besondere Formen auszudrücken vermag. Ungemein reich ist auch die Wortbildung. Zwar hat die poln. Sprache eine Menge harter Mitlanter, wodurch sie sich auffallend von ihrer östl. Schwester, der russ. Sprache, unterscheidet, aber durch die Verschmelzung dieser Consonanten in der Aussprache bewahrt sie einen gewissen Wohllaut. Sie allein von allen slaw. Dialekten, mit Ausnahme der altslaw. Kirchensprache, hat Nasalvocale, ą (wie das franz. on) und ę (wie das franz. in). Eigenthümlich ist ihr auch das sehr breite schnarrende gestrichene l (ł). Vermöge der genannten Vorzüge, wozu noch die freie Wortstellung kommt, kann die poln. Sprache die Feinheiten der classischen Prosa leicht nachahmen; schwerer wird ihr die Nachahmung der poetischen Werke, da der Accent fast immer auf die vorletzte Silbe des Worts fällt. Die Prosodie liegt auch im Polnischen in dem Wortaccent (vgl. Królikowski, »Prozodya polska», Pos. 1821); doch haben die Dichter bis auf die neueste Zeit herab, nach Vorgang der Franzosen, die Silben nur gezählt, nicht auf den Tonverhalt geachtet.

Schon in sehr früher Zeit sonderte sich die poln. Sprache von dem gemeinsamen slaw. Stamme ab; am nächsten verwandt war sie anfangs der böhm. Sprache. Nach der Einführung des Christenthums unter den Polen war die lat. Sprache von bedeutendem Einfluß auf deren Bau und Ausbildung. Mit deutschen Wörtern wurde sie, besonders im Gebiete der Industrie und Kunst, infolge des Einwanderns deutscher Colonisten und Handwerker schon seit dem 14. Jahrh. vermischt. Erst seit dem 16. Jahrh. Büchersprache, entwickelte sie sich rasch zu einem hohen Grade der Blüte, worauf es ihr auch gelang, die lat. Sprache, die bis dahin die Staatssprache und die aller Gebildeten in Polen gewesen war, zu verdrängen. Doch schon im 17. Jahrh. verfiel sie wieder. Im 18. Jahrh. wurde sie durch die in Europa herrschende franz. Sprache nicht immer zu ihrem Vortheil bereichert. Einen neuen kräftigen Aufschwung nahm sie unter Stanislaus August. Auch ließ sie sich selbst durch die nachfolgenden polit. Umwandlungen des poln. Staats in ihrer Ausbildung nicht aufhalten; insbesondere ist sie in den drei letzten Jahrzehnten

mächtig gefördert worden. Die gegenwärtig in der Sprache des gemeinen Lebens merklich hervortretenden poln. Dialekte sind: der großpolnische in Posen; der masurische in Masovien; der kleinpolnische, der die Schriftsprache bildet, der wohlklingendste von allen, im Königreich und in Galizien; der litauische, der gesangreichste, und der durch Germanismen entstellte preußische und schlesische. Vgl. Kaulfuß, «Ueber den Geist der poln. Sprache» (Halle 1804). Unter den poln. Sprachlehren sind nach der des Piaristen Kopczynski (gest. 1817) die von Mrongovius (3. Aufl. Danz. 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich aber die von Bandtke (neue Aufl., Bresl. 1824), Mrozinski (Warsch. 1822), Poplinski (Lissa 1829), Muczkowski (Krak. 1845), Siercinski (Warsch. 1858), Malecki (Lemb. 1863) u. a. zu erwähnen. In die Tiefe der Sprache suchte zu dringen Szreniawa («Wortforschungslehre der poln. Sprache», deutsch, 2 Bde., Lemb. 1842). Das umfassendste poln. Wörterbuch ist das von Linde (s. d.). Unter den ältern poln.-deutschen Wörterbüchern ist das von Trotz (Lpz. 1779; neue Aufl., Bresl. 1831) und unter den neuern die von Bandtke (2 Bde., Bresl. 1806), Mrongovius (neu bearbeitet von Wyszomierski, Königsb. 1854) und Booch-Arkossy (Lpz. 1866) zu nennen. Am brauchbarsten sind die poln.-deutschen und deutsch-poln. Wörterbücher von Trojanski (4 Bde., Pos. 1835—46) und das deutsch-poln. Handlexikon von Liebkind (Warsch. 1855).

Das ganze Feld der poln. Literaturgeschichte läßt sich in fünf ziemlich scharf voneinander geschiedene Abschnitte theilen. Die Anfänge der poln. Literatur reichen bis in die vorchristl. Zeit hinauf, nämlich in den echt slaw. Elementen, welche in Sprichwörtern, Volksliedern und Volkssagen aufbewahrt sind. Auf die große Bedeutung dieser Ueberreste der volksthümlichen Geistesthätigkeit, welche Jahrhunderte hindurch von dem verachteten poln. Landvolke treu bewahrt worden, sind aber die Polen erst in neuester Zeit aufmerksam geworden. Sorgfältige Sammlungen der Volkslieder veranstalteten Wojcicki in Warschau («Pieśni Biało-Chrobatów», 2 Bde., Warsch. 1836), Waclaw («Pieśni polskie i ruskie ludu galicyjskiego», Lemb. 1833), Pauli, Lipinski, Roger (schles.-poln. Volkslieder, Bresl. 1863) u. a.; ebenso wurden die Volkssagen von Wojcicki («Klechdy», 2 Bde., Warsch. 1837; deutsch von Levestam, Berl. 1839) gesammelt. Eine eigenthümliche Form des poln. Volksliedes ist der Krakowiak. Zu den ältesten Denkmälern der poln. Literatur rechnet man das dem heil. Adalbert zugeschriebene Lobgedicht auf die Maria: «Boga rodzica», das aber, da der Ausdruck desselben als eines Schlachtliedes sich mit den Generationen erneuert haben mag, in der auf uns gekommenen Fassung sicher erst aus dem 14. oder 15. Jahrh. stammt. Bevor diese Keime, die auf wirklich poln. Grund und Boden entsprossen waren und die schon früh eine selbständige Lebens- und Entwickelungsfähigkeit zu bethätigen anfingen, auf naturgemäßem Wege zu einer eigentlichen Literatur erwachsen konnten, wurde von außen her, zuerst durch Einführung des Christenthums im 10. Jahrh., ein anderer literarischer Sproß nach Polen verpflanzt, durch dessen üppigen Auswuchs sie zwar nicht gänzlich erstickt, doch auf lange Zeit in weiterer Ausbildung aufgehalten wurden. Ein lat. Element trat an die Stelle des slawischen, und nur auf jenem erstand für eine lange Zeit das wissenschaftliche und literarische Leben der Polen. Die ersten Ergebnisse dieser lat.-poln. Literatur waren die aus dem 12. und 13. Jahrh. herrührenden, in lat. Sprache abgefaßten Chroniken von Martin Gallus (der wahrscheinlich eigentlich Kurek, d. i. Hahn, hieß und zwischen 1110—35 lebte), von Wincenty Kadlubek (s. d.) und Boguphal, Bischof von Posen, gest. 1253, welche sämmtlich in der Sammlung Mizler's (Warsch. 1761) abgedruckt sind; ferner das «Chronicon summorum pontificum et imperatorum Romanorum» (Bas. 1559) von Marcin Strzembski oder Polonus, der Beichtvater des Papstes Nikolaus' III. war und 1279 starb. Nach geraumem Stillstande war es König Kasimir III. (s. d.), der auch der Literatur eine bessere Zeit vorbereitete. Derselbe erbaute nicht nur viele Städte und begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, sondern ließ auch 1347 ein eigenes Gesetzbuch, das berühmte Statut von Wislica, abfassen und stiftete in demselben Jahre die Universität zu Krakau, die aber erst von Wladislaw Jagiello 1400, nach erlangter päpstl. Bestätigung, vollständig eingerichtet wurde, nun rasch zu hoher Blüte sich erhob und lange Zeit der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen blieb. Vor allem blühten daselbst die mathem. Wissenschaften, und es gehören ein Johannes Glogoviensis, gest. 1507, und insbesondere Wojciech Brudzewski, gest. 1497, der der Lehrer des Kopernicus und Verfasser mehrerer astron. Werke war, zu den berühmtesten Gelehrten jener Zeit. Auch der in Böhmen damals auftauchende Hussitismus, welcher in Polen zahlreiche Anhänger fand, trug nicht wenig zu geistiger Belebung bei, während zugleich der von Kasimir ausgestreute Samen langsam und still fortkeimte. Das Vorwärtsschreiten der Bildung wurde sichtbarer bei Jan Dlugosz (s. d.) und durch die wahrscheinlich von Haller um 1490 begründete erste poln.

Druckerei in Krakau. Das älteste noch vorhandene Document poln. Schriftwesens ist das in dem St.-Floriansklaster bei Linz im Manuscript befindliche Psalterium der Königin Margarethe, ersten Gemahlin Ludwig's I. von Polen und Ungarn (herausg. von Dunin Borkowski, Wien 1834), das älteste Druckwerk eine Uebersetzung des «Ecclesiastes» von Hieronymus Wielunski (Krak. 1521).

Während die frühern literarischen Erzeugnisse der Polen hauptsächlich in lat. Sprache abgefaßt gewesen waren, wurde die poln. Sprache in der nun folgenden zweiten Periode zur Schriftsprache erhoben und erreichte in derselben einen verhältnißmäßig bedeutenden Grad von Kraft, Selbständigkeit und Ausbildung. Diese Periode umfaßt das 16. Jahrh. Es war die glorreiche Zeit der Könige Sigismund I., 1507—48, und Sigismund's II. August, 1548—72, und sie wird als das goldene Zeitalter der poln. Literatur bezeichnet. Die Wissenschaften überhaupt, insbesondere das griech. und röm. Alterthum, erfreuten sich einer ungemeinen Pflege und Begünstigung. Sigismund I. erhob 1535 den ganzen Lehrerstand der krakauer Akademie zu Adelichen und Stephan Bathori legte in Wilna eine Akademie an. Dem Beispiele der Fürsten folgten die Magnaten, wie Jan Zamojski, der 1594 in Zamosc eine Akademie stiftete. Andere begaben sich behufs ihrer Ausbildung ins Ausland, besonders nach Italien und Deutschland. Die Reformation, die unter stillschweigender Begünstigung der Regierung raschen und allgemeinen Eingang fand, trug außerdem viel zum geistigen Aufschwunge der Polen bei. Die Poesie trat jetzt plötzlich in einer Vollendung auf, von der man vorher keine Ahnung gehabt hatte. Die Bahn brach Nikolaus Rej aus Naglowic, gewöhnlich der Vater der poln. Dichtkunst genannt, geb. 1515 in Zurawno in der Ukraine, gebildet in Lemberg und Krakau, der als poln. Adelicher, der Reformation zugethan, am Hofe der beiden Könige Sigismund lebte und um 1568 starb. Seine oft sehr scharfen und witzigen satirischen Gedichte «Wizerunek żywota człowieka poczciwego» (Krak. 1560) und «Apophthegmata» (Krak. 1568) sind in einer derben, kraftvollen, aber rauhen Sprache abgefaßt und bekunden ein heiteres, echt dichterisches Gemüth. Auf höchster Stufe stand nach ihm Jan Kochanowski mit seinem Bruder Piotr Kochanowski. Unter den vielen Nachfolgern derselben verdienen besondere Auszeichnung: Jan Rybinski, der 1589 Lehrer in Danzig war und sich auch in lat. Versen versuchte; Sep Szarzynski, gest. 1581, dessen treffliche Gedichte durch Muczkowski (Pos. 1827) herausgegeben wurden; Kaspar Miaskowski in Großpolen, um 1610; Stanislaw Grochowski, gest. 1612, von dem viele geistliche Lieder voll Innigkeit herrühren, und Samuel de Skrzypna Twardowski (gest. um 1660), der eine Sendung in die Türkei, an der er Theil hatte, in Versen beschrieb. Zu nennen ist ferner Szymon Szymonowicz, genannt Simonides, gest. 1629, der durch seine lat. Oden sich den Namen des lat. Pindar erwarb und dessen poln. Idyllen («Sielanki», neue Ausg., Lpz. 1837) nach dem Muster Theokrit's nach jetzt durch einfache natürliche Reize gefallen. Sein Nachahmer und Freund war Szymon Zimorowicz, gest. 1629, der in seinen Idyllen («Sielanki», neue Ausg., Lpz. 1836) ihn, wenn nicht an Anmuth, doch an Originalität übertraf. Sebastian Klonowicz, genannt Acernus, 1551—1608, Rathsherr in Lublin, ist ausgezeichnet in der Satire und der beschreibenden Poesie. Außer den poln. Gedichten «Flis» und «Worek Judaszów» (neu gedruckt, Krak. 1829 und Lpz. 1836) hat man von ihm ein großes lat. Lehrgedicht voller Sarkasmen auf die kath. Geistlichkeit unter dem Titel «Victoria Deorum» (1600).

Die Verbreitung der Reformation veranlaßte sehr bald das Bedürfniß kirchlicher Gesangbücher in poln. Sprache sowie Bibelübersetzungen, deren es sieben besondere gab. Walenty Brzozowski, gest. um 1570 als Consenior der krakauer Diöcese, war der erste, der böhm. Gesänge in poln. Sprache herausgab (Königsb. 1554). Eine andere wichtige Sammlung der Art veranstaltete Artomius. Schon 1551 erschien zu Königsberg die erste Uebersetzung des Neuen Testaments für Protestanten von Jan Seklucyan, den Herzog Albrecht als Prediger von Posen nach Königsberg berufen hatte. Auf Kosten des Fürsten Nikolaus Radziwill erschien zu Brzesc 1563 die für socinianisch erklärte Uebersetzung des Neuen Testaments, an der auch Jan Laski theilhatte. Die ganze Bibel für Katholiken wurde zuerst von Jan Leopolita (Krak. 1561) übersetzt, dann von Jak. Wujek (geb. 1540, seit 1565 Jesuit, gest. 1597), einem der gelehrtesten Theologen der Zeit, welcher einer der kräftigsten Bekämpfer der Reformation war. Seine Bibelübersetzung (Krak. 1593 u. öfter), welche bis heute noch für die beste gilt und die einzige ist, die von Rom aus als echt anerkannt wird, hat in ihrer kernhaften Sprache Aehnlichkeit mit der Luther'schen. In den theol. Kämpfen der Zeit machte sich außerdem Piotr Skarga berühmt, der nach seinem Eintritte in den Jesuitenorden Hofprediger des poln. Königs wurde und 1612 starb. Seine Predigten, die freilich häufig in die heftigste Polemik gegen die Evangelischen ausarten, gelten in Rücksicht auf die Sprache als Muster der Beredsamkeit. Unter den evang. Theo-

logen machten sich durch viele Schriften bekannt Jak. Niemojewski, Theophil Turnowski, gest. 1608 als Secretär der Böhmischen Brüder in Polen, und Andr. Wolan, gest. 1610, der lange Zeit reform. Prediger in Wilna war.

Die Geschichte erschien jetzt in vaterländischem Gewande zuerst in Marcin und Joachim Bielski's «Kronika» (Krak. 1597). Ihnen folgte Lukasz Górnicki, 1535—91, der Starost und Secretär Sigismund August's war und schon damals in seiner Geschichte der Krone Polen («Dzieje w koronie polskiéj», Krak. 1637; zuletzt Warsch. 1804), welche die Zeit von 1538—72 umfaßt, und in einigen andern Werken die Gebrechen der Verfassung Polens mit Freimüthigkeit aufdeckte. Maciej Stryikowski, 1547—82, Archidiakonus von Livland, hinterließ eine «Chronik Litauens» (Königsb. 1582), in welcher treffliche Quellen benutzt sind, die aber auch viel Fabelhaftes enthält. Barthol. Paprocki, gest. 1614, verfaßte mehrere große genealog. und heraldische Werke, größtentheils in Versen. Sein Hauptwerk ist die «Herby rycerstwa polskiego» (Krak. 1584). Dagegen schrieb Marcin Cromer seine Geschichte Polens in lat. Sprache (Baf. 1555). Auch Stanislaw Orzechowski, einer der berühmtesten Redner seiner Zeit, der 1551 als Kanoniker von Przemysl sich verheirathete und vielfach das röm. Cölibat bekämpfte, schrieb in lat. Sprache die «Annales Poloniae» (Dobromil 1611), welche die J. 1548—52 umfassen. Als Naturforscher erwarb sich Simon Syrenius, um 1590 Professor der Medicin an der krakauer Universität und Verfasser einer sprachlich sehr wichtigen poln. Botanik, weiten Ruhm, ferner als Lehrer der Physik an der Universität und Arzt zu Krakau Sebastian Petrycy, der auch wegen seiner poln. Uebersetzung und Erklärung Aristotelischer Schriften zu nennen ist.

Die auf diese Glanzperiode folgende dritte Periode der poln. Literaturgeschichte, die etwa von 1621—1750 reicht, ist die der Jesuitenherrschaft, infolge welcher ein allgemeiner Verfall der Literatur und Wissenschaften eintrat. Der Cardinal Hosius (s. d.) hatte auf dem Tridentiner Concil die Statuten der Jesuiten kennen gelernt und sich bald überzeugt, daß diese allein im Stande wären, jegliche kirchliche Reformation in Polen aufzuhalten. Er führte daher den Jesuitenorden in Polen ein und stiftete 1566 das erste Collegium in Braunsberg. Die Jesuiten nahmen bald überhand, insbesondere unter Sigismund III., 1587—1632, der sich ganz ihrer Leitung hingab. Sie bemächtigten sich der Bildungsanstalten. Ein starres, prunkhaftes Gelehrtenthum trat an die Stelle lebendiger Wissenschaft. Durch Vermischung mit barbarischem Latein verlor die poln. Sprache ihre Reinheit und die Geschichte sank zu lächerlicher Lobrednerei, die Poesie zu leerem Wortschwall herab und erzeugte fast nur geschmacklose, mit lat. Floskeln und dunkeln Anspielungen auf Mythologie und Geschichte durchflochtene Panegyriken. Anfangs vermochten zwar einige kräftige Geister, wie der Krongroßfeldherr Zamojski, den Verfall noch einigermaßen aufzuhalten; allgemein aber begann der Niedergang geistiger und literarischer Bildung, als es 1622 den Jesuiten gelang, das Ansehen und die Wirksamkeit der krakauer Akademie, der einzigen Pflegerin der Wissenschaft in dieser Zeit, zu lähmen. Auch während der unglücklichen Kriege und Verwirrungen der Folgezeit war jeder Aufschwung unmöglich.

Unter den Dichtern dieser Zeit steht der Jesuit Kazimierz Sarbiewski obenan, 1595—1640, der jedoch nur in lat. Sprache dichtete. In Wespasian Kochowski, gest. um 1700, der Historiograph des Königs Johann Sobieski war, mit dem er auch 1683 vor Wien sich befand, zeigen sich schon neben poetischer Wärme die Verderbniß der Sprache und die Geschmacklosigkeit der Zeit. Neben ihm sind zu nennen Krzystof Opalinski, ein angesehener Hofmann und Wojwode von Posen, gest. 1655, der «Satyry» (1652) voll scharfer Charakteristik, doch in ganz verderbtem Stile schrieb; Waclaw Potocki, Alan Bardzinski, Chrościnski, der Uebersetzer des Lucan, Ustrzycki, Morsztyn, der Uebersetzer des Corneille, und Elzbieta Druzbacka, gest. 1760, die, ganz aus sich selbst gebildet, durch ihre einfache und natürliche Poesie besonders für jene Zeit sich bemerklich machte. Der Jesuit Nagurezewski, 1719—1811, übersetzte Homer's «Ilias» und Virgil's «Eklogen». Unter den Historikern sind zu erwähnen Pawel Piasecki, Szymon Starowolski, gest. als Kanoniker in Krakau 1656, der mehrere wichtige literarisch-histor. Werke und eine ausgezeichnete Statistik («Polonia, sive status regni Poloniae descriptio», beste Ausg. Wolfenbüttel 1656) schrieb; Wijuk Kojalowiez, Jesuit, gest. 1677, nach Schlözer's Urtheil einer der besten Historiker des 17. Jahrh., der eine Geschichte von Litauen, «Historia Lituaniae» (Bd. 1, Danz. 1650; Bd. 2, Antw. 1669), verfaßte, die in der Fortsetzung der «Allgemeinen Welthistorie» (Bd. 50) übersetzt ist; Passek, dessen Memoiren Raczynski herausgegeben hat; Jedrzey Wegierski, gest. 1649 als evang. Senior in Lublin, der in seinem Werke «Slavonia reformata» (Amsterd. 1679) eine ausführliche Geschichte der dissidentirenden Kirche gab und auch für die Literaturgeschichte von größter Wichtigkeit ist. Dasselbe gilt von Lubieniecki's (Lubie-

niecius Rolitsius, gest. 1675 in Hamburg) «Historia reformationis Poloniae» (Freistadt 1685). Kaspar Niesiecki, Jesuit, gest. 1743, lieferte das wichtigste Werk über poln. Heraldik: «Korona polska» (4 Bde., Lemb. 1728—43). Józef Zaluski, noch dieser Periode angehörig, trug schon zur Entwickelung der folgenden bei.

Eine neue Richtung erhielt die poln. Literatur während der folgenden vierten Periode, seit der Mitte des 18. Jahrh., theils durch den Einfluß der franz. Literatur aus Ludwig's XIV. Zeit, mit welcher die Polen auf ihren Reisen und an dem Hofe des Stanislaw Leszczynski (s. d.), der viele seiner Landsleute in Lothringen um sich versammelte, bekannt geworden waren, theils durch die Begünstigung, die eine geschmackvollere Wissenschaft bei dem Könige Stanislaus August, den Fürsten Czartoryski (s. d.), Jablonowski (s. d.) und andern Magnaten fand, besonders aber durch die Thätigkeit Stanislaw Konarski's. Letzterer, geb. 1700, war frühzeitig in den Piaristenorden getreten, hatte Italien und Frankreich durchreist und, als er nach seiner Rückkehr den Verfall seines Vaterlandes erkannt, beschlossen, die Bahn zum Bessern zu brechen. Zuerst versuchte er durch Reformation seines Ordens eine bessere Erziehungsmethode einzuführen und stiftete, um besonders auf den Adel, als die eigentlichen Staatsbürger Polens, zu wirken, ein Collegium Nobilium in Warschau, welches nicht zu berechnende Früchte trug und zugleich die Folge hatte, daß sehr bald die Erziehung nicht mehr den Mönchsorden überlassen, sondern als ein Staatsinteresse erkannt und daß unter Stanislaus August eine besondere Educationscommission aus den tüchtigsten und gelehrtesten Männern gebildet wurde. Er suchte ferner das Studium der classischen und alten poln. Literatur zu beleben, veranlaßte viele Ausgaben älterer Schriftsteller, veranstaltete selbst eine Sammlung sämmtlicher poln. Constitutionen und Statuten (6 Bde., Warsch. 1739) und verfaßte eine große Anzahl pädagogischer, religiöser und oratorischer Schriften, die sich durch Klarheit und Gelehrsamkeit auszeichnen. Da er in dem Theater ein Mittel erblickte, den gesunden Geschmack zu heben, so übersetzte er franz. Schauspiele ins Polnische und ließ sie statt der bei den Piaristen gewöhnlichen Schuldramen aufführen. Auch mag er das Seinige dazu beigetragen haben, daß Warschau seit 1765 ein stehendes poln. Theater erhielt, weshalb man ihn, obschon es seit dem 15. Jahrh. mannichfache dramatische Versuche in Polen gab, als den Vater des poln. Dramas betrachtet. Er starb 1773. Ausgezeichnete Männer förderten das von ihm begonnene Werk. Unter seinen Schülern sind zu nennen: der gründlich gelehrte Onufry Kopczyński, 1735—1817, welcher zuerst eine grammatische Begründung der Sprache in seiner «Grammatyka narodowa» (Warsch. 1778) versuchte, Grzegorz Piramowicz, gest. 1801, Verfasser vieler Schulschriften; der Jesuit Franc. Bohomolec, der zahlreiche Theaterstücke aus dem Französischen übersetzte (5 Bde., Warsch. 1775); vor allem aber Adam Stanislaw Naruszewicz, der treffliche Uebersetzer des Tacitus, und Ignaz Krasicki, der Träger und Mittelpunkt der ganzen poln. Literatur seiner Zeit. Als Dichter sind in dieser Periode bemerkenswerth: Stanislaw Trembecki, Kammerherr Stanislaus August's, gest. 1812, der als Lyriker gerühmt wird, aber oft nur rhetorisch ist. Sein Hauptwerk «Zofiówka» (Lpz. 1806) enthält eine poetische Beschreibung eines Gartens der Gräfin Sophia Potocka. Eine Sammlung seiner «Poezye» erschien zu Warschau (2 Bde., 1819; neue Ausg., Lpz. 1836). Höher stand Franc. Kniaźnin. Kajetan Węgierski, geb. 1755, wurde wegen seiner beißenden Verse genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, durchreiste Frankreich und Italien, beschrieb seine Reise in trefflichem Französisch und starb 1787 zu Marseille. Seinem Hauptwerk «Organy» (Warsch. 1803) liegt Boileau's komisches Gedicht «Le lutrin» zu Grunde. Seine «Poezye» erschienen gesammelt zu Leipzig 1837. Cyprian Godebski, ein witziger, geschmackvoller Dichter, blieb 1809 als Oberst in der Schlacht bei Raszyn. Franc. Wężyk erwarb sich einen Ruf durch seine poetische Beschreibung der Umgegend Krakaus («Okolice Krakowa», Krak. 1833), sowie durch einige Romane und Dramen. Die zu ihrer Zeit sehr gerühmten dramatischen Dichter dieser Periode: Alojzy Feliński, geb. 1771 in Luck in Volhynien, gest. 1820 als Director des Lyceums zu Krzemieniec, der Verfasser der Tragödie «Barbara Radziwillówna»; ferner der General Ludwik Kropiński, gest. 1844 in Volhynien, der Dichter der «Ludgarda»; Ludwik Osiński, der Uebersetzer des Corneille, von 1818—31 Professor der poln. Literatur an der warschauer Universität, gest. 1838, haben meist ihren Ruf überlebt, da sie in ihren Tragödien, ohne natürliches Leben, nur in franz. Regelrechtigkeit pomphaft einherschreiten. Neben ihnen suchte Boguslawski das Volksthümliche festzuhalten, was ihm besonders in dem sehr beliebten Drama «Die Krakauer und die Goralen» gelang.

Die Blüte, welche unter der Regierung Stanislaus August's für die poln. Literatur hervorgebrochen war, konnte auch durch die folgenden Stürme nicht ganz zerstört werden und viele Geister suchten nun in den Wissenschaften Trost bei dem Unglück des Vaterlandes. Noch 1801

stifteten der Historiker Todeusz Czacki, Francifzek Dmóchowski und der Bischof Jan Albertrandy die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, die besonders unter dem Staatsrathe Staszyc reiche Früchte trug, bis sie 1832 aufgehoben und ihre Bibliothek von 50000 Bänden nach Petersburg gebracht wurde. Kräftig wirkten domols auch Jozef Maximilian Ossolinski, Hugo Kolontaj und Stanislaw Potocki durch Schrift und Wort zur Förderniß des Gemeinsinns. Somit schlummerte denn in Polen auch nach dem Untergange der polit. Selbständigkeit die literarische Thätigkeit nicht, ja während der Unterjochnng erst hat sie sich zu europ. Bedeutsamkeit erhoben. Den Uebergang zu dieser höchsten Stufe, welche wir in der fünften Periode finden, bilden Karpiński, Woronicz, Niemcewicz und Kazimierz Brodzinski, in denen zuerst das Nationale auch im Gedichte wieder hervortrat. In Wilna, das seit 1815 zum Mittelpunkte der poln. Literatur sich emporschwong und alle Feuergeister Polens versammelte, vereinigten sich mehrere junge Männer, Mickiewicz (s. d.) an der Spitze, die, gebildet durch die Engländer und die neuere deutsche Dichterschule, mit Wort und Thot gegen den bisherigen Gang der Literatur sich erhoben. Sie verwarfen die Classicität, die sich durch die franz. Regelrichtigkeit binden ließ, und lösten den Polen die Fesseln, von denen die Deutschen Lessing befreite. Sie wiesen darauf hin, daß die Dichter Polens mit geringer Ausnahme nicht nationol seien; denn nur mit poln. Worten hatten sie geschrieben, dagegen in oufgenommenen franz. und röm. Gedonken und Gefühlen geschwelgt. Es entstand ein heftiger Streit zwischen Classikern und Romantikern, aus dem Mickiewicz und die romantische Schule als vollkommene Sieger hervorgingen. Als Genossen und Nachfolger Mickiewicz's sind zuvörderst zu nennen Antoni Malczeski, Seweryn Goszczynski, Bohdan Zaleski und Tomasz Padura, welcher, in der Ukraine geboren, von 1817—20 eine Reise nach dem Orient machte und in seinen lebensvollen Gedichten des reizenden russinischen Dialekts sich bediente («Pienia», Lemb. 1842); ferner Antoni Edward Odyniec, aus einer altlitanischen Familie entsprossen, der außer mehrern Balloden und histor. Dramen, worunter ouch eine «Barbara Radziwillówna» (1858), von Byron's «Brout von Abydos», Walter Scott's «Jungfrau vom See» und Schiller's «Jungfrau von Orleans» (1843) treffliche Uebersetzungen geliefert hat; Julian Korsak (gest. 1855), lyrischer und elegischer Dichter, der sich besonders nach engl. Mustern bildete («Poezye», Pos. 1833; «Nowe Poezye», 2 Bde., Wilna 1840); Alex. Chodzko, der Nochfolger Mickiewicz's im Lehrstuhl der slaw. Sprachen zu Paris und Uebersetzer vieler orient. Gedichte, die er auf seinen Reisen kennen gelernt («Poezye», Petersb. 1829); Alex. Groza («Poezye», Wilna 1843); Luchan Siemienski, geb. 1809 in Galizien, bekannt durch seine schönen Gedichte (Lpz. 1863), trefflichen Novellen und als Uebersetzer der Königinhofer Handschrift; Augustin Bielowski, geb. 1806 in Pokutien, lyrischer Dichter und Uebersetzer von «Igor's Zug gegen die Polowzer» (Lemb. 1833); Antoni Gorecki, der sich besonders durch seine an Sarkasmen reichen Fabeln beliebt machte («Bajki i poezje nowe», Par. 1839); Stefan Garczynski, der mit Rybinski Polen verließ, 1833 in Avignon starb und einen epischen Gesang sowie manches feurige Kriegslied gedichtet hat («Pisma», Lpz. 1863); Juliusz Slowacki (s. d.), gleich ausgezeichnet als lyrischer und dramatischer Dichter. Die meisten derselben gehören der poln. Emigration in Frankreich an, unter der sich die neueste Dichterschule am freiesten entwickelt hat und in der auch Zygmunt Krasinski's (s. d.) tiefsinniges Gedicht «Iridion in Rom» (deutsch, Berl. 1845) und dessen «Ungöttliche Komödie» (Par. 1837) entstanden sind. Derselben gehören an: Norwid, Gostawski, Zmorski, Ujejski, Berwinski, Gaszynski, Zaleski u. s. w. Zu den Emigranten zählt ebensalls der aus der Ukraine gebürtige Czajkowski (s. d.), einer der talentvollsten poln. Romanschreiber. Vor ihm galten Graf Friedr. Skarbek und F. Bernatowicz («Nalencz», deutsch von Schnaose, Lpz. 1834; «Pojata», deutsch, Lpz. 1834) als die besten Romanschreiber. Bernatowicz und A. Bronikowski sind vielfach mit Walter Scott verglichen worden. Lange Zeit war Henryk Rzewnski, der Verfasser von «Soplicy» (Par. 1842) und «Listopad», ein Liebling des Publikums, doch zog er sich durch seine spätern Werke, besonders die «Pamiętniki Michałowskiego» (Warsch. 1857) den Haß seiner Landsleute zu. Mit ihm wetteiferten M. Grabowski (s. d.), Teofil Lenartowicz, J. Korzeniowski, Zygmunt Kaczkowski (unter anderm in dem Romancyklus «Ostatni z Nieczujów», 6 Bde., Petersb. 1853) und Ignacy Chodzko. Poetische Erzählungen schrieben außerdem der pseudonyme Wlodislaw Syrokomla (Ludwig Kondratowicz, gest. 1862), der durch sein «Pieśn o ziemi naszej» volksthümlich gewordene Vincenty Pol und Gustav Zielinski («Kirgiz» und «Stepy», deutsch, Lpz. 1858). Als Improvisatrice glänzte Jadwiga Luszczewska, bekannter unter dem Namen Deotyma. Der vielseitigste und fruchtbarste Schriftsteller neuerer Zeit ist Józef Ignacy Kraszewski (s. d.), von dem sowol größere epische Gedichte als auch viele Erzählungen, Romane, Theaterstücke und histor. Werke herrühren. Noch

sind als dramatische Dichter Jan Nepomucyn Kaminski (gest. 1855), Director des lemberger Theaters und Uebersetzer Schiller'scher und Calderon'scher Dramen, Graf Alex. Fredro in Lemberg, der Verfasser mehrerer an Laune und Handlung reicher Komödien («Komedye», 2. Aufl., 5 Bde., Lemb. 1839), Józef Szujski und Józef Korzeniowski (gest. 1863 in Dresden), welcher außer seinen Romanen und Novellen treffliche Dramen und Komödien verfaßte, zu erwähnen. Dominik Magnuszewski, geb. 1810, erregte durch seine Dramen große Erwartungen, starb aber schon 1845 in Lemberg. Eine selbständige Uebersetzung Shakspeare's lieferte J. Kefalinski (3 Bde., Wilna 1843—50).

Die zuerst auf dem Boden der Poesie sich offenbarende neue Richtung fing bald auch an, in andern Zweigen sich wirksam zu zeigen. So wurde Lelewel (s. d.) der vornehmlichste eigentlich poln. Geschichtschreiber, neben und nach dem Bandtke, Maciejowski, Bartoszewicz, Graf Edward Raczynski, Graf Plater und Graf Dzialynski als Schriftsteller und Beförderer der histor. und geogr. Kenntnisse Polens hervortraten. Narbutt in Wilna verfaßte eine sehr umfangreiche und gründliche Geschichte von Litauen (9 Bde., Wilna 1835—41); Balinski gab Untersuchungen über poln. Alterthümer («Starozytna polska», 3 Bde., Warsch. 1844—46); Lukaszewicz in Posen trat mit mehrern sehr wichtigen, aus den Quellen geschöpften Beiträgen zur Reformationsgeschichte Polens auf. Surowiecki, gest. 1827 als Rath im Ministerium der öffentlichen Aufklärung zu Warschau, ist der Herausgeber vieler statist. Schriften; Golebiowski lieferte wichtige, aus den Quellen geschöpfte Beiträge zur Sittengeschichte Polens; der als Propst von Jaroslaw verstorbene Franc. Siarczynski hinterließ zwei bedeutende, zur Geschichte Sigismund's III. gehörige Werke (Lemb. 1828 und Pos. 1843; Warsch. 1847); Chodakowski und Graf Tyszkiewicz waren eifrige Erforscher der slaw. Vorzeit. Szajnocha schilderte dann die Zeiten Boleslaw des Tapfern, Jagiello's und Joh. Sodieski's, Szulc beschrieb das Leben des Kopernicus, Zdanowicz hielt der Jugend die großen Vorbilder ihrer Ahnen als Muster vor und Tomasz Dziekonski machte sie mit der Geschichte Englands, Frankreichs und Spaniens bekannt. Ueber die Revolution von 1830 haben die Emigranten in Frankreich zahlreiche Mittheilungen drucken lassen; wir nennen nur Mochnacki, Wrotnowski, Karl Alex. Hoffmann, Wysocki und Mieroslawski. Aermer ist das Fach der Reisebeschreibung, obwol es an interessanten Skizzen und Reisebildern, wie von Przezdziecki, Ignacy Chodzko, Eva Felinska, Lucya Rautenstrauch, Tripplin, Kraszewski u. s. w., nicht fehlt. Als Philosophen haben die Polen wenig Eigenthümliches geleistet; doch sind zu erwähnen Sniadecki, ferner Goluchowski, ein Schüler Schelling's und Verfasser des deutschen Werks «Die Philosophie im Verhältniß zu dem Leben ganzer Völker und einzelner Menschen» (Erl. 1828) sowie des polnischen «Dumania nad najwyższemi zagadnieniami człowieka» (2 Bde., Wilna 1861), Karl Libelt, Josef Kremer, Schüler Hegel's, von dem er sich aber im «Wykład systematyczny filizofji» (Wilna 1852) sehr weit entfernte, und Cieszkowski, der die deutschen Schriften «Prolegomena zur Historiosophie» (Berl. 1838) und «Gott und Palingenesie» und eine polnische «Ojcze nasz» (Par. 1848) verfaßt hat. Trentowski hat in mehrern deutschen Werken die neueste deutsche Philosophie selbständig zu verarbeiten gesucht; sein bedeutendstes poln. Werk ist eine Erziehungslehre: «Chowanna» (2. Aufl., Pos. 1846). Eine beachtenswerthe Schrift über sociale Philosophie ist von Leopold Jakutowski veröffentlicht worden. Hier ist auch als pädagogische Schriftstellerin Clementine Hoffmann mit Auszeichnung zu nennen. Die philol. Studien konnten unter den Polen keine selbständige Gestalt gewinnen, weil alle eigenthümlichen Lehranstalten fehlen; doch wurde den Bestrebungen eines Grodek, der als Professor in Wilna starb, Trojanski, Wannowski u. a. auch bei deutschen Philologen Anerkennung zutheil. Von einem Fortschreiten der theol. Wissenschaften kann in Polen bei dem streng kath. Standpunkte nicht die Rede sein. Als Kanzelredner werden Trynkowski, Gawinski, Kassiewicz und Antoniewicz gerühmt. Unter den Naturforschern haben Jarocki als Zoolog, Graf Tyzenhaus als Ornitholog, Czerniakowski als Botaniker, Zeißzner als Geolog den meisten Ruf erlangt. Ueber Landwirthschaft schrieben Oczapowski, Strumillo und Kurowski, über Bergbau Ladecki. Die Grundsätze der Nationalökonomie entwickelten Graf Skarbek und Supinski («Skola gospodarstwa narodowa» (2 Bde., Lpz. 1865). Falkenhagen-Zaleski gab treffliche Flugschriften über Banken, Creditwesen u. s. w. heraus; Goluchowski (1849), Graf Ruski und Fürst Lubomirski besprachen die Bauernemancipation. Von den Zeitschriften, deren gegen 70 zu bemerken, sind der posener «Tygodnik literacki» und «Rok», ferner in Krakau der «Kwartalnik» und «Przegląd polski», die «Biblioteka Warszawska» und das früher von Kraszewski in Wilna redigirte «Atheneum» die bedeutendsten gewesen. Die zahlreichen Zeitschriften der Emigranten dienten meist den Zwistigkeiten der Parteien. Ueber die poln. Literaturgeschichte selbst hat Muczkowski sehr dankenswerthe

Schriften nach den Archiven der krakauer Universitätsbibliothek veröffentlicht. Unter den ältern Werken zur poln. Literaturgeschichte sind zu erwähnen die von Bentkowski, «Historya literatury polskiéj» (2 Bde., Warsch. 1814); Ossoliński, «Wiadomości historyczno-krytyczne do dziejów literatury polskiéj» (4 Bde., Krak. 1819—21); Juszynski, «Dykcyonarz poetów polskich» (Krak. 1820); Chodynicki, «Dykcyonarz uczonych Polaków» (3 Bde., Lemb. 1833); unter den neuern das sehr weitläufige von Wiszniewski («Historya literatury polskiéj», 10 Bde., Krak. 1840—57); die «Historya literatury polskiéj w zarysach» von Wojcicki, ein fleißiges Sammelwerk (neue Aufl., 4 Bde., Warsch. 1859—61); ferner Maciejewski, «Piśmiennistwo polske do końca 1830 roku» (3 Bde., Warsch. 1851—53); Majorkiewicz, «Historya, literatura i krytyka» (Warsch. 1850); Kondratowicz, «Dzieje literatury w Polsce od pierwiartkowych do naszych czasów» (2 Bde., Wilna 1852). Monographien zur Geschichte der poln. Literatur findet man in Mecherzyński's «Historya wymowy w Polsce» (Krak. 1856—60), Wojcicki's «Teatr starżoytny w Polsce» (2 Bde., Warsch. 1841), Grabowski's «Literatura i krytyka» (3 Bde., Wilna 1837—40), dessen «Korrespondencya literacka» (2 Bde., Wilna 1842—43) und «Artykuły literackie, krytyczne, artystyczne» (Warsch. 1849) und den treffenden Charakteristiken, welche Kraszewski in den «Studja literackie» (Wilna 1842) und «Nowe studja literackie» (2 Bde., Warsch. 1843) gezeichnet hat. Adam Jocher lieferte ein «Obraz bibliograficzno-historyczny literaturiy nauk w Polsce» (3 Bde., Wilna 1856—59).

Polenta (ital.), auch Polenda, heißt eins der gewöhnlichsten Nahrungsmittel südeurop. Völker, das aus einem Brei von Maismehl besteht, oft mit zerriebenem Käse gewürzt. In Savoyen, Calabrien, Sicilien u. s. w. wird die P. auch aus gekochten Kastanien zubereitet.

Polewoi (Nikolai Alexejewitsch), russ. Schriftsteller, der Sohn eines Kaufmanns, geb. 22. Juni 1796 in Sibirien, kam, nachdem er schon seit dem 10. J. poetische Versuche gemacht, 1811 in Handelsgeschäften seines Vaters nach Moskau, wo er den Vorlesungen Mersljakow's, Strachow's, Heim's und Katschenowskij's beiwohnte. Von 1812—15 lebte er abwechselnd in Petersburg, Kursk und am Don, worauf er 1815 nach Irkutsk zurückkehrte. Diese frühzeitigen Reisen und Erfahrungen hatten ihn bereits zu einem tüchtigen Geschäftsmanne herangebildet; allein er fand in seinem kaufmännischen Berufe wenig Befriedigung und widmete sich daher mit Eifer wissenschaftlichen Studien. Als er die Elemente des Französischen und Deutschen erlernt, begab er sich 1816 wieder nach Kursk, wo er seine Studien unter Entbehrungen und Nachtwachen fortsetzte. 1820 siedelte er nach Moskau über und begann einige Jahre darauf den «Moskauer Telegraph» (1825—34) herauszugeben, eine Zeitschrift, die sich durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit auszeichnete und ihrem Herausgeber den Namen eines Begründers der neuern russ. Journalistik erwarb, aber schließlich ihrer freisinnigen Tendenzen halber unterdrückt wurde. Seit 1838 lebte P. in Petersburg, wo er zwei Jahre hindurch das Journal «Der Sohn des Vaterlandes», seit 1841 aber den «Russkij Wjestnik» redigirte und 22. Febr. 1846 starb. P.'s dramatische Stücke (gesammelt in 4 Bdn., Petersb. 1842—43) sind zwar ohne bleibenden Werth, wurden aber zu ihrer Zeit mit vielem Beifall gegeben; einige derselben, wie «Parascha», «Ugolino», seine Uebersetzung des «Hamlet» (1837) haben sich auf dem Repertoire erhalten. Von seinen histor. Arbeiten ist besonders die unbeendigte «Geschichte des russ. Volks» (6 Bde., Mosk. 1829—33) hervorzuheben; eine einzelne Episode aus derselben behandelte er im «Fall und Ende Menschikow's». Auch verfaßte er eine Biographie Suworow's (deutsch von de la Croix, Riga 1850) und «Lebensbeschreibungen der russ. Feldherren» (Petersb. 1845). Unter seinen kritischen Schriften werden die über Dershawin, Shukowskij und Puschkin am meisten geschätzt. P.'s Bruder, Xenophont Alexejewitsch P., eine Zeit lang Buchhändler in Moskau, hat sich gleichfalls in der russ. Literatur, namentlich durch ein Werk über Lomonossow (Mosk. 1836) und die neue Ausgabe von Golikow's bändereicher «Geschichte Peter's d. Gr.» (Mosk. 1837—40), bekannt gemacht. Katharina Alexejewna Awdejew, die Schwester der beiden vorigen, geb. 1789 in Kursk, gest. 21. Juli (a. St.) 1865 in Dorpat, gehörte ebenfalls zu den einflußreichsten Schriftstellerinnen der neuern russ. Nationalliteratur. — Peter P., ein Sohn Nikolai's, ist als Schriftsteller in Petersburg thätig und lieferte unter anderm die Biographie Shakspeare's für die von Nekrassow und Gerbel besorgte Uebersetzung der Gesammtwerke des großen engl. Dichters (4 Bde., Petersb. 1866—67).

Pollanthes L., eine zur 6. Klasse, 1. Ordnung, und zur natürlichen Familie der Liliengewächse gehörende Gattung schönblühender amerik. Pflanzen, welche ein sechstheiliges, stehenbleibendes Perigon, gebartete Staubfäden und eine dreifächerige Kapsel mit lanzettförmigen, an beiden

Enden in einen Faden auslaufenden Samen besitzen und bei uns nur im warmen und temperirten Gewächshause gezogen werden können. Hierher gehört die Tuberose (P. tuberosa L.), eine beliebte Zierpflanze aus Mexico, mit knolligem Wurzelstocke, lineal-lanzettlichen Blättern und weißen, in Aehren gestellten, sehr wohlriechenden Blumen, welche oft monströs gefüllt sind.

Police oder Polize heißt die Urkunde über einen Versicherungscontract, welche der Versicherer ausstellt. Sie enthält alle Clauseln und Bedingungen, unter welchen der Versicherer den Werth des versicherten Gegenstandes zahlen will.

Policinell, s. Pulcinella.

Polidoro do Caravaggio, s. Caldara (Polidoro).

Polignac, ein franz. Geschlecht, das seinen Namen von einem alten Schlosse in der Gegend von Puy-en-Velay, im Depart. Oberloire, herleitet. Name und Besitzthum des alten Geschlechts gingen 1385 mit dem Erlöschen des Mannsstammes durch Heirath in die Familie Guillaume's von Chalençon über, dessen Nachkommen lange Zeit in Dunkelheit lebten. Armand XVI. von P. hinterließ aus seiner Ehe mit Jacqueline von Grimoard zwei Söhne, welche zuerst die Familie zu einiger Bedeutung erhoben. — Der jüngere, Melchior de P., geb. zu Puy-en-Velay 11. Oct. 1661, trat in den geistlichen Stand. Als Abbé zeigte er an der Seite des Cardinals Bouillon in den Verhandlungen Ludwig's XIV. mit dem Papste Alexander VIII. große Gewandtheit, sodaß ihn der König 1693 als franz. Botschafter nach Polen sendete. Hier sollte er Johann Sobieski zu einem Bündnisse mit Frankreich gegen Oesterreich bewegen und nach Sobieski's Tode die poln. Königswahl auf den franz. Prinzen Conti leiten, was er jedoch nicht vermochte. 1706 schickte ihn der König nach Rom, und später mußte er sich bei dem Friedensgeschäfte zu Utrecht betheiligen. Zur Belohnung erhielt P. die Cardinalswürde und mehrere Pfründen. Als Anhänger des alten Hofs verwickelte er sich während der Regentschaft des Herzogs von Orleans in die Verschwörung des Fürsten Cellamare. 1725 durfte er auf sein Verlangen als Gesandter nach Rom gehen, wo er sich durch Sinn für Wissenschaft, Kunst und Alterthumskunde sehr beliebt machte. Er kehrte 1732 nach Frankreich in sein Erzbisthum Auch zurück, das er 1726 erhalten, und starb 20. Nov. 1741. P. hinterließ ein seinerzeit sehr gerühmtes, die Philosophie der Alten widerlegendes Gedicht, den «Anti-Lucretius, sive de Deo et natura» (2 Bde., Par. 1747 u. öfter). — Sein älterer Bruder, Scipion de P., wurde zum Marquis erhoben, war Generallieutenant und Gouverneur von Puy und starb 1739. — Sein Enkel, Jules de P., der erst Graf und 1780 Herzog wurde, heirathete 1767 Gabriele Yolande Martine von Polastron. Dieselbe war 1749 geboren, kam acht Jahre nach ihrer Vermählung durch Diane, die ältere Schwester P.'s, an den Hof und wurde hier die innigste Vertraute der Königin Marie Antoinette und später Gouvernante der königl. Kinder. Die Familie gelangte hierauf zu Reichthum, Ansehen und großem Einfluß. Im Verein mit dem Grafen Artois bildeten die Polignacs um die Königin einen engen Kreis, aus welchem die Cabalen gegen die Reformbestrebungen Ludwig's XVI. hervorgingen. Auch schrieb ihnen das Volk die Verschwendungen der Königin zu. Beim Ausbruche der Revolution verließ die Familie P., mit dem Grafen Artois und dem Prinzen Condé, schon im Juli 1789, trotz aller Bitten der Königin, Frankreich. Nachdem die Herzogin 9. Dec. 1793 zu Wien gestorben, ging ihr Gemahl mit seiner Tochter, der Herzogin von Guiche, und seinen drei Söhnen, Armand, Jules und Camille, nach Rußland, wo ihnen der Hof bedeutende Ländereien schenkte. Nach dem Frieden von Amiens begaben sie sich in die Nähe der Bourbons nach England. Von hier aus ging die Herzogin von Guiche 1803 über den Kanal, um bei der Gemahlin des Ersten Consuls für die Restauration der Bourbons zu wirken, mußte aber sogleich Frankreich wieder verlassen. Nach der Restauration erhielt der Herzog von Ludwig XVIII. die erbliche Pairswürde, blieb jedoch in Rußland und starb daselbst 21. Sept. 1817. — Armand Jules Marie Héraclius, Herzog von P., geb. 17. Jan. 1771, der älteste Sohn des vorigen, trat mit seinem Bruder Jules der Verschwörung Cadoudal's (s. d.) und Pichegru's (s. d.) gegen das Leben Bonaparte's bei und wurde im Febr. 1804 zu Paris ebenfalls verhaftet. Die Specialcommission verurtheilte ihn zum Tode, aber seine Gemahlin, eine Holländerin aus Batavia, erwirkte durch die Kaiserin Josephine die Verwandlung der Strafe in Gefangenschaft bis zum Frieden. Armand saß mit seinem Bruder erst zu Ham und wurde dann, ungeachtet der Friede eingetreten, in den Temple, endlich nach Vincennes gebracht. Nach der zweiten Vermählung Napoleon's wurden die Brüder in ein Detentionshaus zu Paris gebracht. Hier sollen sie sich 1812 bei der Verschwörung Mallet's (s. d.) betheiligt haben. Als die Verbündeten 1814 in Frankreich eindrangen, wußten sich beide ihrer Haft zu entledigen, suchten den Grafen Artois in Vesoul auf und gingen dann mit geheimen Instructionen nach Paris, wo sie zuerst 31. März

die Farbe der Bourbons aufsteckten. Nach der Restauration zeigte sich Armand, gleich seinen Brüdern, als einen der heftigsten Ultraroyalisten. 1815 trat er als Deputirter des Depart. Oberloire in die Kammer und wurde Adjutant des Grafen Artois, nach dessen Thronbesteigung aber Großstallmeister. Von seinem Vater erbte er 1817 die Pairswürde. Nach der Julirevolution begleitete er Karl X. ins Exil. Der König von Baiern erhob ihn 1838 in den erblichen Fürstenstand. Er starb 2. März 1847. — **Jules Auguste Armand Marie**, erst **Graf**, dann **Fürst von P.**, geb. 14. Mai 1780, der zweite Sohn des Herzogs Jules von P., erlangte besonders als Ministerpräsident Karl's X. eine verhängnißvolle Berühmtheit. Wegen Theilnahme an der Verschwörung Cadoudal's erhielt er, wie sein Bruder, erst 1814 die Freiheit, wurde nach der Restauration Maréchal-de-Camp und bewies sich als entschiedener Ultra. Als ihn Ludwig XVIII. im März 1816 zum Pair ernannte, verweigerte er, angeblich von seinem Gewissen beschwert, den constitutionellen Eid, sodaß erst der Papst seine Scrupel heben mußte. Letzterer belohnte auch 1820 seine eifrigen Bemühungen für den Katholicismus durch die Erhebung zum röm. Fürsten. Einer ganz besondern Gunst erfreute sich P. beim Grafen Artois, der ein inniger Freund seiner Mutter, der Herzogin von P., gewesen war. Derselbe versuchte seinen Schützling ins Ministerium zu bringen, was Ludwig XVIII. entschieden ausschlug. Dagegen übertrug ihm der König seit 1823 den Gesandtschaftsposten am Hofe zu London. Nachdem Artois als Karl X. den Thron bestiegen, wagte dieser anfangs selbst nicht, seinem Günstlinge ein Portefeuille anzuvertrauen. Erst nach Antritt des Ministeriums Martignac wurde P. das Ministerium des Auswärtigen zugedacht. Zu Anfange des Jan. 1829 ließ ihn deshalb der König aus London herbeirufen; allein die Minister wie die öffentliche Meinung erklärten sich so heftig gegen ihn, daß er auf das Amt verzichten mußte. Als das Ministerium Martignac im Juli 1829 seiner Auflösung entgegenging, erschien P. abermals zu Paris und übernahm endlich 8. Aug. die Verwaltung des Auswärtigen mit der Leitung des neuen Cabinets. In dieser Stellung betrieb und unterzeichnete er die Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, welche die Revolution und den Sturz der alten Dynastie nach sich zogen. P. begleitete Karl X. nach Cherbourg, kehrte aber um und wurde 15. Aug. 1830 in der Kleidung eines Bedienten zu St.-Lô unter großem Tumult verhaftet und nach Vincennes abgeführt. Bei Eröffnung des Processes gegen ihn und seine Collegen vor der Pairskammer brachte man ihn in das Gefängniß des Luxembourg. Obschon ihn sein edler Gegner Martignac als Hauptangeklagten mit großem Geschick vertheidigte, wurde er doch 21. Dec. zu ewigem Gefängniß und bürgerlichem Tode verurtheilt. Er trat die Strafe mit seinen Schicksalsgenossen Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville zu Ham an, wo er sich seiner Familie und den Wissenschaften widmete. Nachdem er seine Freiheit durch die Amnestie vom 29. Nov. 1836 zurückerhalten, ließ er sich in England nieder. 1816 verheirathete er sich mit Miß Campbell, nachdem er dieselbe durch den Tod verloren, mit der Marquise von Choiseul. Während seiner Gefangenschaft schrieb er «Considérations politiques» (Par. 1832). Er starb 29. März 1847. — Sein Sohn und gegenwärtiges Haupt der Familie, **Jules Armand Jean Melchior, Herzog von P.** und röm. Prinz, geb. 12. Aug. 1817, ist Hauptmann in der bair. Armee und lebt zu Wildthurn in Baiern. Aus seiner Ehe mit einer Marquise von Crillon entsprangen vier Kinder. — **Camille Henri Melchior, Graf von P.**, der dritte Sohn des Herzogs, geb. 27. Dec. 1781, theilte in der Revolution und der Kaiserzeit das Schicksal seiner Familie. Nach der Restauration erhielt er den Grad eines Oberst, später den des Maréchal-de-Camp. Beim Ausbruche der Julirevolution war er Kammerherr des Dauphin und Gouverneur von Fontainebleau. Er ging nach dem Sturze Karl's X. ins Ausland und starb 2. Febr. 1855, eine Witwe und Kinder hinterlassend.

Poliklinik, s. Klinik.

Poliren nennt man das Verfahren, mittels dessen man einer Fläche den höchst möglichen Glanz verleiht. Dieses P. ist je nach der Härte der Oberfläche verschieden, und es gilt die Regel, daß die härtesten Oberflächen auch die höchste Politur annehmen. Zuerst muß der Gegenstand geschliffen werden. Weichere Körper (Holz, Alabaster, Elfenbein) schleift man mit Bimsstein, Schachtelhalm, Glaspapier; Metalle mit Schmirgel, Bimsstein, verschiedenen Schleifsteinen; Glas mit Sand, Schmirgel; Edelsteine mit Schmirgel. Ist der Gegenstand geschliffen und demselben eine gleichförmige Oberfläche gegeben, so beginnt das eigentliche P. Bei Holz besteht dasselbe im Aufreiben einer weingeistigen Schellackauflösung. Bei Metallen werden die kleinen Unebenheiten mit dem Polirstahle oder Blutsteine niedergedrückt, oder mit Polirscheiben von Holz, welche mit Leder überzogen sind, und worauf man gepulverten Tripel, Kalk, Zinnasche, Englischroth u. s. w. bringt, weggeschafft. Beim Glase und den edeln Steinen geschieht das P.

mit Zinnasche und bleiernen Rädern; bei Marmor mit Zinnasche, Englischroth; bei Granit und andern sehr harten Steinen mit Englischroth oder ungelöschtem Kalk.

Politik ist im allgemeinen der Name für alle Thätigkeiten, welche sich auf das Staatswesen im großen und ganzen beziehen, im Gegensatz zu den blos privatrechtlichen Functionen im Staate. P. als Wissenschaft ist die Naturlehre des Staats, welche ihn, seine Elemente und seine Bedingungen, die sich in ihm bewegenden Kräfte, den Charakter der Institute und der Verhältnisse mit Bezug auf Zweck und Leben des Staats zu erkennen und daraus die Gesetze des polit. Wirkens abzuleiten trachtet. Die Zahl der Werke ist nicht groß, in denen sie in diesem Sinne behandelt worden. Das erste derartige Werk ist die «Politik» des Aristoteles. Außerdem ist von den Geschichtschreibern der Alten, die im polit. Geiste schrieben, namentlich von Thucydides, Polybius, Tacitus, sowie von ihren Rednern, dann aus der Geschichte der bewegtern Staaten der mittlern und neuern Zeit das meiste für die P. zu lernen; so von Gibbon, Hume, Robertson, Johannes von Müller, Schlözer, Spittler, von Gagern, nach gewissen Seiten hin auch von Gentz. Machiavelli (s. d.) kannte vortrefflich die im Staatsleben wirksamen Kräfte, die Natur des Menschen, besonders ihre Schwächen. Doch ist seine einseitige und durchaus verwerfliche Art, wie er die Benutzung dieser Schwächen zur Begründung einer unumschränkten Herrschaft über sie anräth, von verderblichem Einflusse gewesen. Im einzelnen öfters oberflächlich, den rechten Weg und das rechte Ziel aber trefflich zeigend, ist Montesquieu der Vater der neuern P. geworden. K. S. Zachariä verfuhr im Geiste Montesquieu's. Dahlmann ist in der letzten Grundlegung und der Verfassungspolitik des constitutionellen Staats vortrefflich; ebenso Bluntschli. Vielfach werthvoll sind auch die Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik von Türkheim. Im übrigen hat man zwischen der äußern und innern P. oder der P. des äußern und innern Staatslebens zu unterscheiden. Die innere P. zerfällt in Verfassungs- und Verwaltungspolitik. Auf die Verfassungspolitik beschränken sich die meisten neuern Bearbeitungen. Die allgemeine Verwaltungspolitik ist von Malchus («Die P. der innern Staatsverwaltung», 3 Bde., Heidelb. 1823) und Bülau («Die Behörden in Staat und Gemeinde», Lpz. 1836) bearbeitet worden. Die P. der einzelnen Verwaltungszweige hat sich zum Theil zu eigenen Wissenschaften erweitert. Es gibt eine P. der Justizpflege, um die sich Beccaria, Filangieri, Bentham, Zachariä, Mittermaier Verdienste erwarben, eine P. der Polizei (Polizeiwissenschaft), namentlich von R. Mohl bearbeitet, eine bisher selbständig noch gar nicht bearbeitete Culturpolitik, eine Wirthschaftspolitik (Volkswirthschaftspflege), eine Finanzpolitik (Finanzwissenschaft) und eine P. der Militärverwaltung.

Politisches Gleichgewicht. Die Idee des polit. Gleichgewichts gehört der neuern Staatengeschichte an. Sie entwickelte sich, als einzelne Staaten die übrigen mit ihrer Uebermacht und ihren Vergrößerungsplanen zu bedrohen anfingen. Kaiser Karl's V. ungeheuere, durch Heirathen und Erbschaften in Eine Hand gekommene Macht und dessen ehrgeizige Plane regten zuerst solche Befürchtungen an und verursachten Gegenbestrebungen, welche auf der Idee des polit. Gleichgewichts, d. h. der Abwehr jener drohenden Uebermacht eines einzelnen Staats, fußten. So jene Bestrebungen Frankreichs und des Papstes, die Wahl Karl's zum deutschen Kaiser zu hintertreiben, später das Bündniß Frankreichs mit Moritz von Sachsen gegen Karl. Am entschiedensten trat aber die Idee des polit. Gleichgewichts in den Vordergrund bei jenen Einigungen, welche England, Holland, Oesterreich, Brandenburg und andere Mächte abwechselnd und wiederholt gegen Ludwig's XIV. drohende Plane einer Universalherrschaft über Europa schlossen. Die Idee des polit. Gleichgewichts war es aber auch wieder, welche die für Ludwig gefährlichste dieser Einigungen sprengte und diesen vor einer entschiedenen Niederlage rettete, indem im Spanischen Erbfolgekriege England von der Coalition gegen Ludwig zurücktrat, als durch den Tod Joseph's I. der habsburgische Prätendent auf die span. Krone Beherrscher von Oesterreich und Kaiser von Deutschland wurde und somit eine abermalige Vereinigung der gesammten span.-burgund.-österr.-deutschen Macht in Einer Hand das europ. Gleichgewicht zu bedrohen schien. Nach dem Sturze Napoleon's, dessen gewaltige Eroberungspolitik abermals im Namen des polit. Gleichgewichts fast alle Mächte in den Kampf rief, verkörperte sich die Idee des polit. Gleichgewichts in den fünf Großmächten, die sich gegenseitig zu überwachen suchten, damit keine von ihnen ihren Macht- und Gebietsumfang über das im Verhältniß zu dem der andern stehende Maß hinaus erweitere. Beinahe 40 J. hindurch wurde durch die gegenseitige Eifersucht der fünf Mächte der Weltfrieden bewahrt, indem sich keine einzelne derselben stark genug fühlte, mit Gewalt gegen die zu befürchtende Coalition der andern Plane der Eroberung und Uebermacht durchzusetzen. Erst der offenbare Versuch Rußlands, die Türkei, wenn nicht

territarial, sa doch palitisch sich zu unterwerfen, führte 1854 zu dem merkwürdigen Bündnisse der Westmächte und dem Orientkriege, der mit dem Pariser Frieden van 1856 endete. Der eigentliche Zweck des Kriegs, die Lösung der sag. Orientalischen Frage, wurde zwar nicht erreicht, Rußland jedoch auf langehin in seiner Macht geschwächt. Der Druck, welchen die Herrschaft und der polit. Einfluß Oesterreichs in Italien auf die nationalen und liberalen Bestrebungen übte, brachte mit Hülfe Frankreichs, das freilich nur die Beseitigung des österr. Einflusses in der Apenninischen Halbinsel bezweckte, seit 1860 den Nationalstaat Italien zu Wege, dessen Existenz sich im europ. Staatensystem mehr und mehr geltend macht, dem wahren europ. Gleichgewichte aber eher zum Vortheile als zum Schaden gereichen wird. Auch die Folgen des deutschen Kriegs van 1866, der den Deutschen Bund auflöste, Oesterreich aus Deutschland ausschloß und Preußen theils unmittelbar, theils mittelbar an die Spitze Deutschlands brachte, müssen das polit. Gleichgewicht Europas vielmehr stärken als bedrahen, insafern daraus die Einigung und Festigung der deutschen Nationalmacht hervargeht. Nicht eine mechanisch gleichmäßige Vertheilung der Staatskräfte, auch nicht die Aufrechthaltung der bestehenden Anzahl der Staaten ist die Grundlage des wahren völkerrechtlichen Gleichgewichts, sondern, wie Gentz trefflich erklärt, «diejenige Verfassung nebeneinander bestehender und mehr oder weniger miteinander verbundener Staaten, vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die wesentlichen Rechte eines andern ahne wirksamen Widerstand von irgendeiner Seite und salglich ahne Gefahr für sich selbst beschädigen kann». Vgl. Gentz, «Fragmente aus der neuesten Geschichte des palit. Gleichgewichts» in dessen «Ausgewählten Schriften», herausg. von Weick (Bd. 4, Lpz. 1838).

Politische Poesie. Obgleich viele noch der Ansicht huldigen mögen, daß ein «politisch Lied» ein «garstig Lied» sei, kann dach vernünftigerweise über die Berechtigung der palit. Poesie kein Streit sein. Ist die Poesie überhaupt der tiefste und innigste Ausdruck der Empfindungen und Bewegungen des menschlichen Gemüthslebens, sa darf sie sich auch an den großen Kämpfen und Anliegen des öffentlichen Lebens betheiligen. Polit. Poesie hat es daher immer und überall gegeben, wo fortschreitendes palit. Leben ist und denkende und empfindende Geister sich an demselben mit ihrem Hassen und Fürchten betheiligen. Es ist nicht schwer, den graßen polit. Zug in Aeschylus, Sophakles und Aristaphanes nachzuweisen; und wenn verhältnißmäßig wenig von palit. Poesie der Römer berichtet werden kann, sa kammt dies nur daher, daß die Blüte der röm. Literatur erst in die röm. Kaiserzeit fällt. Dante ist durch und durch ein polit. Dichter, und auch die neuern ital. Dichter, van Alfieri an, sind varwaltend van polit. Geiste getragen. Shakespeare's Dramen aus der engl. Geschichte sind die dichterische Darstellung des Wesens und des Verfalls des mittelalterlichen Feudalstaats und die Verherrlichung der modernen Staatsidee, wie sie unter der jungfräulichen Königin Elisabeth geschichtliche Thatsache geworden. Corneille, unter der neuen Staatsgestaltung Richelieu's und Ludwig's XIV. schaffend und wirkend, steht mit freudigster Begeisterung im Dienste des Königthums, das aus der Fronde siegreich hervargegangen und gegen dieselbe allerdings ein segensreicher geschichtlicher Fartschritt war. Er schildert am liebsten den Sieg der Alleinherrschaft über die sinkende republikanische Größe, den glücklichen Krieg eines nach Weltmacht strebenden Reichs gegen verweichlichte oder barbarische Völker. Van und während der Französischen Revalutian wurden Drama und Lyrik lebendige Mitkämpfer der großen weltbewegenden Thaten und Ereignisse. Besonders auch in Deutschland hat die palit. Poesie von jeher eine sehr hervorragende Stellung eingenommen. Schan Walther van der Vagelweide muß als ein palit. Dichter gelten. Insbesandere reich an polit. Dichtung aber war das Zeitalter der Refarmation (Ulrich van Hutten), die Zeit des Schmalkaldischen Kriegs und des Dreißigjährigen Kriegs. Vgl. van Liliencron, «Die histor. Valkslieder der Deutschen» (Bd. 1, Lpz. 1865). Gleim ward der Tyrtäus Friedrich's d. Gr. Darauf kam die große Zeit der Freiheitskriege mit den unsterblichen Liedern Arndt's, Theodor Körner's, Schenkendorf's, Rückert's, und mit dem polit. Drama Heinrich van Kleist's. In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts traten var dem Ausbruche der Revolution van 1848 hervor die polit. Gedichte Anastasius Grün's, Herwegh's, Freiligrath's, Dingelstedt's, Hoffmann's van Fallersleben, Prutz' und vieler anderer. Wenn es tratz alledem nach Gegner der palit. Paesie gibt, und zwar auch salche, die nicht aus politischen, sondern aus rein ästhetischen Gründen dieselbe bekämpfen, so beruht dies in dem Umstande, daß allerdings die palit. Poesie leicht in Verirrungen fällt, denen Dichtungen ruhigern und in sich abgeschlossenern Inhalts nicht in gleicher Weise ausgesetzt sind. Die palit. Paesie verirrt sich leicht in die Abart der sog. Tendenzdichtung, d. h. sie geht, statt sich rein und unbefangen van ihrem Gehalt zu erfüllen und denselben künstlerisch zu gestalten, auf ganz unmittelbare, specifische palit. Wirkung. Der

Eifer der Propaganda überwächst die innere Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit des Motivs: die Poesie wird Rhetorik. Man sieht die Absicht, und «man wird verstimmt». Die kleinen Dichtungen, welche Goethe gegen die Französische Revolution schrieb, leiden an diesem Fehler ebenso sehr wie die Dramen von Prutz, welche die Träger des vormärzlichen Liberalismus waren. Aber auch hier soll man des Abwegs halber nicht die Sache selbst verdammen.

Politische Verbrechen und Vergehen nennt man diejenigen Handlungen, welche den Staat, die bestehende Staatsordnung oder deren Vertreter, das Staatsoberhaupt und die Regierung, auf gesetzwidrige Weise angreifen. Es gehören dahin Staats- oder Landesverrath, Hochverrath, Majestätsbeleidigung, Aufreizung gegen die Regierung, Beleidigung der Bevollmächtigten des Regenten, Störung der öffentlichen Ruhe, Aufruhr u. s. w. Den polit. gegenüber stehen die gemeinen Verbrechen, welche gegen Individuen begangen werden, und bei denen der Staat nur indirect wegen der dadurch gefährdeten allgemeinen Sicherheit betheiligt ist. Die öffentliche Meinung beurtheilt jene in der Regel milder, weil sie erfahrungsmäßig keineswegs immer aus einer gemeinen, sondern oft sogar aus einer sehr uneigennützigen, selbstverleugnenden Gesinnung hervorgehen, die sich nur entweder in ihren Zwecken oder wenigstens in den Mitteln vergriff, indem sie statt der gesetzlichen ungesetzliche wählte; theils weil sogar diese Ungesetzlichkeit bisweilen durch Ungesetzlichkeiten der die Strafgewalt besitzenden, deshalb aber frei ausgehenden Machthaber herausgefordert wird und auf dem geschichtlichen Standpunkte nur als formales Unrecht erscheint; endlich auch wol, weil die polit. Verbrechen, wenn sie schon den Bestand einer gewissen Staatsordnung gefährden, doch nicht in gleichem Maße die Grundlagen der Gesellschaft selbst antasten, wie dies z. B. die Verbrechen gegen das Eigenthum oder das Leben thun. Doch gibt es polit. Verbrechen, auf welche diese mildere Beurtheilung keine Anwendung findet. Dahin gehört namentlich der Landesverrath, der zu allen Zeiten als eins der schwersten und schmachvollsten Verbrechen angesehen worden ist. Die Unterscheidung zwischen polit. Verbrechen und polit. Vergehen richtet sich nach der allgemeinen Unterscheidung von Verbrechen und Vergehen, welche nicht in allen Gesetzgebungen die gleiche ist, wennschon im allgemeinen unter jenen die schwerern, unter diesen die leichtern Gesetzesübertretungen verstanden werden.

Politische Vereine sind die Frucht eines kräftigen, auf die Selbstthätigkeit und allgemeine Theilnahme des Volks begründeten öffentlichen Lebens. Sie sind das natürliche Mittel, durch welches diese Theilnahme sich äußerlich zu bethätigen und einen Einfluß auf die Gesammtangelegenheiten zu gewinnen sucht; sie bilden den ergänzenden realen Factor zu der nur idealen Thätigkeit der Presse. Die polit. Vergesellschaftung erzeugt compacte, in wahrnehmbarer Form hervortretende, nach ihrem Zwecke, ihrem Anhange im Volke und ihrer Beharrlichkeit meß- und wägbare Parteien, die dann durch die gebotenen constitutionellen Mittel der Wahlen, Collectivpetitionen u. dgl. auf die parlamentarischen Gewalten und die Regierungen einzuwirken suchen, oder auf welche die letztern auch von selbst die gebührende Rücksicht nehmen. Damit jedoch das polit. Vereinswesen in diesem Sinne sich organisch dem Staatsleben einordne, nicht störend oder gar zerstörend auf dasselbe wirke, ist zweierlei nothwendig. Erstens muß jeder polit. Verein seine Thätigkeit auf einen ganz bestimmten Zweck und nur auf diesen concentriren, muß daher auch seine Wirksamkeit einstellen, sobald dieser Zweck erreicht ist. So machten es in England seinerzeit die Vereine für Reform des Wahlgesetzes, so die Anti-Cornlaw-League u. s. w. Polit. Vereine, welche nicht für einen genau begrenzten Zweck wirken, sondern ihre Thätigkeit über das ganze Staatsleben verbreiten und für alle Zeiten in alles eingreifen wollen, haben den doppelten Nachtheil, daß sie die Wirksamkeit der Staatsgewalten stören und unter Umständen ganz lähmen (s. Jakobiner), den Volksgeist aber durch eine übertriebene und fortgesetzte Anspannung zuletzt in Abspannung und Apathie versetzen. Zweitens dürfen derartige Vereine niemals darauf Anspruch machen, das ganze Volk vorzustellen und in dessen Namen zu sprechen. Vielmehr müssen sie in ihren Berathungen, Beschlüssen und äußern Kundgebungen streng die Thatsache festhalten, daß sie eben nur einen Bruchtheil des Volks und eine einzelne von mehrern polit. Richtungen ausmachen. Daher dürfen namentlich auch die von solchen Vereinen an die Staatsgewalten gerichteten Petitionen niemals schlechthin im Namen einer so unbestimmten Größe, wie ein derartiger Verein ist, abgefaßt und unterzeichnet sein, sondern müssen ganz speciell die Namen der einzelnen Mitglieder aufführen, welche sich daran betheiligt haben. In England geschieht dies stets, und es sollte allerwärts als Regel festgestellt werden, nur solche persönlich unterzeichnete Collectivpetitionen anzunehmen und zu beachten. Wenn dies geschieht, und wenn in Betreff des ersterwähnten Punktes die allgemeine Sitte und eine längere Praxis des öffentlichen Lebens das Richtige zur Geltung gebracht hat, so kann der Staat das polit. Vereinswesen

frei gewähren lassen und seine Controle darauf beschränken, etwaige Uebertretungen strafgesetzlicher Bestimmungen, wenn sie seitens der Vereine vorkommen, an den Urhebern derselben oder den verantwortlichen Leitern der Vereine zu ahnden. Zur Zeit beharren jedoch die continentalen Gesetzgebungen meist noch auf dem Systeme der polizeilichen Ueberwachung des Vereinswesens.

Pölitz (Karl Heinr. Ludwig), ein im Fache der Geschichte, Politik und deutschen Sprache sehr fruchtbarer Schriftsteller, geb. 17. Aug. 1772 zu Ernstthal im Schönburgischen, wo sein Vater Prediger war, besuchte seit 1786 das Gymnasium in Chemnitz und studirte seit 1791 in Leipzig Philosophie, Geschichte und später Theologie. Er habilitirte sich 1794 und entwickelte nun sofort eine ungemeine schriftstellerische Thätigkeit. Um 1795 wurde er auf Reinhard's Empfehlung zum Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden ernannt. In größter Schnelle ließ er eine Reihe Elementarlehrbücher über Geschichte und deutsche Sprache erscheinen. Auf Reinhard's Veranlassung, dem P.' natürlicher Beruf für das akademische Leben nicht entging, kehrte er 1803 als außerord. Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, wurde aber noch in demselben Jahre als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Wittenberg versetzt, wo er 1808 als Schröckh's Nachfolger das Lehramt der Geschichte und das Directorium des akademischen Seminariums erhielt. Nach der Aufhebung der Universität kam er 1815 als Prof. der sächs. Geschichte und Statistik wieder nach Leipzig, wo er 1820 Professor der Politik und Staatswissenschaften wurde. Er starb 27. Febr. 1838. Als akademischer Lehrer zeigte P. eine seltene Fertigkeit des freien Vortrags. Als Historiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller behauptete er mitten in dem Kampfe der alten und neuen Systeme eine neutrale Stellung. Seine wissenschaftlichen Werke haben das Verdienst zweckmäßiger Anordnung und klarer Darstellung. Als seine vorzüglichsten histor. Schriften sind anzuführen: «Handbuch der Weltgeschichte» (3 Bde., Lpz. 1805; 7. Aufl., durchgesehen von Bülau und Zimmer, 4 Bde., 1851—53); «Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Warschau» (3 Bde., Lpz. 1808—10); «Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des Rheinbundes» (2 Bde., Lpz. 1811); «Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des Deutschen Bundes» (Bd. 1 in 2 Abth., Lpz. 1817—18); «Geschichte des Königreichs Sachsen» (Lpz. 1817); «Geschichte Friedrich August's, Königs von Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1830). Unter seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit» (5 Bde., Lpz. 1823; neue Aufl. 1827), sein Hauptwerk; «Grundriß für encyklopäd. Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften» (Lpz. 1825); «Vermischte Schriften aus dem Kreise der Geschichte und der Staatswissenschaften» (2 Bde., Meiß. 1831); «Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Leser in constitutionellen Staaten» (3 Bde., Lpz. 1831—33). Ein höchst verdienstliches Unternehmen war die Herausgabe des Werks «Die europ. Verfassungen seit 1789» (4 Bde., Lpz. 1817—25; 2. Aufl., 3 Bde., 1833—34; Bd. 4 in 3 Abth. von Bülau, 1847). Zu seinen jetzt freilich bereits veralteten Leistungen im Gebiete der deutschen Sprache gehören: «Die Sprache der Deutschen philosophisch und geschichtlich dargestellt» (Lpz. 1820); «Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache» (4 Bde., Lpz. 1825) und «Praktisches Handbuch zur statarischen und cursorischen Erklärung der deutschen Classiker» (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1828). Außerdem war er der Herausgeber vieler geschichtlicher Werke anderer Verfasser, wie Posselt's, Schröckh's, Heinrich's u. s. w. 1828 unternahm er die «Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst», die von Bülau fortgesetzt wurden. Seine an 30000 Bände starke Bibliothek vermachte er unter der Bedingung gesonderter Aufstellung und Verwaltung, wozu er die nöthigen Fonds legirte, dem Magistrate der Stadt Leipzig, in dessen Hände er auch den größten und wichtigsten Theil seines erworbenen und zu Stipendien und Freitischen für Studirende bestimmten Eigenthums niederlegte. Der Katalog seiner Bibliothek wurde nach seiner testamentarischen Verfügung gedruckt.

Polizei (vom lat. politia, die Staatsverwaltung) heißt die Thätigkeit der Staatsgewalt zur Entfernung der Hindernisse und Uebelstände, welche als äußere Zufälle oder als Folge menschlicher Böswilligkeit und Unvollkommenheit einer Verwirklichung der Staats- sowie der erlaubten Privatzwecke entgegentreten und weder durch die Kräfte der einzelnen noch durch die verfassungsmäßige Wirksamkeit anderer Behörden zu beseitigen sind. Während der Justiz die Tilgung der bereits vollzogenen Unrechts und die möglichste Wiederherstellung gestörter oder verletzter Rechte nach genau festgestellten Normen zugewiesen, ferner den Nationalwirthschafts- und Bildungsbehörden eine positive Förderung der materiellen und geistigen Interessen anheimgegeben ist, kommt der P. die mehr negative Aufgabe zu, störende Einwirkungen auf das Wohl des Ganzen und der einzelnen fern zu halten oder wenigstens in ihren Folgen zu beschränken. In Erfüllung

dieser Obliegenheiten wird die P. zur Gehülfin fast aller andern Staatsanstalten, ohne jedoch ihre Beihülfe in eine Mitwirkung oder gar in eine ausschließende Bestimmung verwandeln zu dürfen. Da ihr Beistand meistens ein schleuniger sein muß, so rechtfertigt sich ihre Ausrüstung mit einer außerordentlichen Gewalt und die theilweise Entbindung von den Beschränkungen, welchen sich die Justizbehörden in Wahrnehmung der bürgerlichen Freiheit und zur Erreichung eines gerechten und umsichtigen Geschäftsbetriebs zu unterwerfen haben. Die Polizeigewalt schließt zugleich mit die Befugniß ein, wegen jedes selbst nicht verbrecherischen Gebahrens gegen polizeiliche Veranstaltungen (Polizeivergehen) mit Strafen und sonstigen Maßregeln zu verfahren, woraus sich die Zuständigkeit der sog. Polizeigerichte von selbst ergibt. Zufolge besonderer Eigenheiten der Behördenverfassung und aus Zweckmäßigkeitsgründen ist jedoch vielfach der P. selbst die Aburtheilung wirklicher, wiewol geringfügiger Vergehen (so der bloßen Uebertretungen den franz. tribunaux de police), ferner die Behandlung gewisser Civilansprüche (z. B. aus dem Dienstvertrage zwischen Herrschaft und Gesinde), desgleichen die alleinige Verwendung der Gensdarmerie zur Erforschung begangener Verbrechen (gerichtliche P.) und die erste Einleitung von Untersuchungen überlassen: eine Ausdehnung der Amtsbefugnisse, gegen die sich viele Bedenken erheben. Auf die franz. Zuchtpolizeigerichte (s. d.) findet jedoch dieser Tadel keine Anwendung, da sie nur unpassend benannte Criminalbehörden sind. Die staatswissenschaftliche Ausmittelung des Begriffs der P. und ihrer allgemein nothwendigen Wirksamkeit wird der Polizeiwissenschaft, die systematische Zusammenstellung der einschlagenden, für einen bestimmten Staat gültigen Gesetze und Gewohnheiten dem Polizeirechte zugetheilt. Je nachdem die P. der bösen Absicht und Gemeingefährlichkeit gewisser Menschen begegnen oder Uebelstände anderer Art beseitigen soll, charakterisirt man sie als Sicherheits- oder Wohlfahrtspolizei. Doch hat diese Trennung so wenig eine allgemeine Billigung und Durchführung gefunden als die Auffassung der Sicherheitspolizei unter dem Gesichtspunkte einer sog. Präventivjustiz. Ueberhaupt ist kein Theil der Rechtswissenschaft durch die Theorie und Gesetzgebung mit einem wechselvollern Durcheinander von Bestimmungen bedacht worden wie gerade das Polizeirecht. Es hat namentlich früher dem staatswissenschaftlichen Dilettantismus zum Tummelplatze dienen und bei der Unklarheit über die vernünftigen Grenzen der öffentlichen Gewalt die wunderlichsten und selbst gefährlichsten Anordnungen in sich aufnehmen müssen. Die Praxis fügte dem zu zeiten noch den Anspruch auf eine wahrhaft dictatorische Ungebundenheit und die Behauptung hinzu, daß die P. in der Wahl ihrer Mittel unbeschränkt und zum Besten ihrer Zwecke nöthigenfalls berechtigt sei, sich mit dem Rechte und der öffentlichen Moral in Widerspruch zu versetzen. Unverantwortliche Willkürmaßregeln sind als die letzten Ergebnisse einer solchen Anschauungsweise zu bezeichnen. Ihren Höhepunkt erreichte diese Rechtsverirrung in der Geheimen P., die besonders in Frankreich unter Ludwig XIV. seit Argenson (1697—1718), aber auch während der Regierung Napoleon's I. unter Fouché ihr Netz der Spionage über das ganze Reich ausdehnte, Verbrechen selbst erst anstiftete (agents provocateurs), alle Geselligkeit untergrub, die Regierung durch ihre Verbindung mit ehrlosen, wieder einer geheimen Gegenpolizei (contre-police) unterstellten Subjecten entwürdigte und trotz ihrer unverhältnißmäßigen Kostspieligkeit wenig Nutzen gewährte. Die Wissenschaft der Neuzeit hat sich hier durch eingehende Berichtigungen ein Verdienst erworben, und diese Läuterung der Ansichten ist wenigstens nicht ohne Einfluß auf die Gesetzgebung geblieben. Vgl. Mohl, «Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats» (2. Aufl., 3 Bde., Tübing. 1844—45); Zimmermann, «Die deutsche P. im 19. Jahrh.» (3 Bde., Hannov. 1845—49).

Poliziāno (Angelo), lat. gewöhnlich Angelus Politianus genannt, einer der vorzüglichsten Wiederhersteller der classischen Literatur im 15. Jahrh., geb. 1454 in der kleinen ital. Stadt Monte-Puleiano, war einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, der durch eine vielseitig gelehrte Bildung sich auszeichnete und als trefflicher Lehrer, Uebersetzer, Kritiker und Stilist glänzte. Schon in früher Jugend suchte er in den «Stanze per la giostra di Giuliano de' Medici» (beste Ausg., Pad. 1728), worin er den von Giuliano Medici in einem Turniere gewonnenen Preis besang, eine in seinem Vaterlande noch wenig behandelte Versart, die Ottave, zu bearbeiten und bahnte durch die harmonische Ausbildung derselben dem Ariosto und Tasso den Weg in dieser Gattung. Obgleich er das begonnene Unternehmen wieder aufgab, da er sich in der Folge einer mehr gelehrten und streng wissenschaftlichen Thätigkeit zuwendete, so verdienen doch die schöne Erfindung, die Zierlichkeit der Schreibart und die Fülle der Bilder Anerkennung. Lorenzo Medici schenkte ihm seine Freundschaft, nahm ihn in sein Haus auf und übergab ihm

die Erziehung seines Bruders und seiner drei Kinder. Hier überließ sich P., umgeben von den Schätzen des Alterthums, mit ganzer Seele dem Studium der Alten und setzte dasselbe mit gleicher Begeisterung fort, als er 1480 den Lehrstuhl der griech. und röm. Literatur an dem Lyceum zu Florenz erhielt. Er wußte denselben mit so großem Beifalle zu behaupten, daß aus allen Ländern Europas, in denen die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit unter seinen Schülern Platz nahmen. Doch hatten die vielen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm der Ruf seiner gelehrten Wirksamkeit und die Auszeichnungen von seiten Lorenzo's zuzogen, in ihm einen hohen Grad von Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, die nach dem Tode seines Beschützers Lorenzo und seines Freundes Pico von Mirandola, dem er seine philos. Bildung verdankte, auch seinem Leben 1494 ein Ende machten. Seine philol. Beschäftigungen erstreckten sich theils auf Erklärung und Wiederherstellung der Alten, wohin besonders seine «Miscellanea» (Flor. 1489) und seine handschriftlichen Vergleichungen der «Scriptores rei rusticae» gehören, theils auf lat. Uebersetzung mehrerer griech. Dichter und Prosaiker, namentlich des Kallimachus, die zuerst Bandini in seiner Ausgabe dieses Dichters (Flor. 1764) bekannt machte, und des Geschichtschreibers Herodian (zuerst Rom 1493). Auch verfertigte er lat. Oden, Elegien und Epigramme, die sich durch Leichtigkeit und Anmuth empfehlen. Ebenso bereicherte er seine Muttersprache, obwol nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (herausg. Flor. 1513; 2 Bde., 1816, und von Affò, Vened. 1819), wohin vor allen sein in Zeit von zwei Tagen verfertigtes kleines Drama «Orfeo» (beste Ausg., Pad. 1749; von Affò, Vened. 1776) gehört. Seine gedrängte Geschichte der Verschwörung der Pazzi, «Pactianae conjurationis commentariolum» (Flor. 1478; von Adimar, Neap. 1769; Pisa 1800) kann als Muster histor. Darstellung und reiner Latinität gelten; doch ist sein Urtheil über die Sache selbst nicht unbefangen. Noch größeres Verdienst erwarb er sich aber um die Behandlung des röm. Rechts, indem er antiquarische und histor. Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Basel 1653. Eine kritische Ausgabe seiner «Stanze, l'Orfeo e le rime» (Flor. 1864) besorgte Carducci. Vgl. Mencken, «Historia vitae Ang. P.» (Lpz. 1736); Serassi, «La vita di Ang. P.» vor dessen Ausgabe der «Stanze» des P. (Pad. 1751); Bonafus, «De Ang. P. vita et operibus» (Par. 1845); Mähly, «Angelus Politianus» (Lpz. 1864).

Polk (James Knox), der elfte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 2. Nov. 1795 bei Charlotte in Mecklenburg-County im Staate Nordcarolina, zog im Alter von 11 J. mit seinen Aeltern nach Tennessee, bildete sich in Nashville zum Advocaten aus und ließ sich als solcher 1820 in Columbia nieder. 1823 trat er in die Legislatur seines Staats ein und trug in dieser Stellung viel dazu bei, daß General Jackson zum Vereinigte-Staaten-Senator erwählt wurde, ein Dienst, den ihm dieser später als Präsident nie vergaß. 1825 in den Congreß nach Washington gewählt, gehörte P. dem Repräsentantenhause 14 J. lang an und nahm nun in demselben die hervorragendsten Stellungen ein, wie 1827 als Vorsitzender des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten, 1829—35 als Vorsitzender des wichtigen Finanzausschusses und 1835—39 als Sprecher. P. war einer der entschiedensten und einflußreichsten Anhänger Jackson's, leistete diesem wesentliche Hülfe in dem Kampfe gegen die Vereinigte-Staaten-Bank und galt schon damals als eine der festesten Stützen der Jackson'schen Partei. Nach seiner Rückkehr nach Nashville wurde er zum Gouverneur von Tennessee gewählt, ward aber nach Ablauf seines Amtstermins 1841 von dem Whigcandidaten geschlagen. Dagegen erhielt er im Mai 1844 auf dem Convente der demokratischen Partei in Baltimore die Ernennung zum Präsidentschaftscandidaten. Es handelte sich damals für jene Partei um die Annexion von Texas. M. van Buren, der Candidat des nördl. Flügels der Demokraten, galt den entschiedenen Südländern wie auch Calhoun, dem damals allmächtigen Führer, in dieser Frage nicht für zuverlässig. P. hatte sich kurz zuvor entschieden für die Annexion im Interesse des Südens ausgesprochen, und Calhoun, der in ihm das geeignete Werkzeug für Durchführung seiner Plane erkannte, setzte seine Nomination durch. Bei der im Nov. 1844 stattfindenden Wahl erhielt P. 170 Electoralstimmen, sein Gegencandidat, Henry Clay, dagegen nur 105. Am 4. März 1845, vier Tage nach der vom Congreß beschlossenen Annectirung von Texas, wurde P. als Präsident eingesetzt. Die Hauptereignisse seiner Verwaltung waren der glückliche Krieg mit Mexico, den er übrigens durch seine Maßregeln hervorrief und dann im Widerspruche mit dem Wortlaute der Verfassung, welche nur dem Congresse diese Befugniß einräumt, erklärte, sowie die Beilegung der Oregongrenzfrage, in welcher er von seiner ursprünglichen Forderung («Ganz Oregon oder nichts!») mehr als fünf Breitengrade aufgab, indem die Vereinigten Staaten von England nur den 49°

tatt des verlangten 54° 40′ als nordwestl. Grenze zugestanden erhielten. Uebrigens brachte der nit Energie und Erfolg geführte mexican. Krieg den Vereinigten Staaten das reiche Goldland Californien und die wichtige Provinz Neu-Mexico ein. P. starb schon drei Monate nach seinem Rücktritte vom Amte, 15. Juni 1849, in Nashville. In seinem Privatcharakter war er tadellos.

Polka, ein in neuester Zeit allgemein beliebt gewordener Gesellschaftstanz, welcher seinen Namen nach einigen von seiner vermeintlichen ursprünglichen Heimat Polen, nach andern aber vegen des in ihm waltenden Halbschritts vom böhm. Worte pulka, d. i. Hälfte, erhalten haben oll. Ist auch letztere Ableitung noch zweifelhaft, so hat sich der Tanz selbst doch von Böhmen ius und zwar zunächst aus der Gegend von Gitschin weiter verbreitet. Um 1835 fand derselbe n Prag Eingang; 1839 wurde er durch eine Abtheilung des Musikchors der prager Scharfschützen unter Leitung des Musikdirectors Pergler nach Wien gebracht, wo Musik und Tanz außerordentlichen Beifall fanden. 1840 tanzte zuerst Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, diese böhm. Polka auf dem Odéontheater zu Paris mit größtem Erfolg, worauf derselben mit unglaublicher Schnelligkeit in den Salons und Ballsälen von Paris der Eingang gestattet wurde. Wie alle Dinge der Mode verbreitete sich der lebhafte und aufregende Tanz von hier aus, wenn auch mannichfach modificirt, über alle Länder der civilisirten Welt, erschien zwar zuerst nur auf Theatern und in den höhern gesellschaftlichen Kreisen, wurde aber bald auch auf den Ballsälen und Tanzlocalen größerer Städte, besonders Deutschlands, heimisch. In ihrer gegenwärtigen Gestalt gleicht die P. sehr dem Ecossaisenwalzer (sog. Schottisch), nur daß die Pas schärfer markirt werden und der Tänzer den Fuß in die Höhe zieht und hörbar, fast stampfend wieder niedersetzt. Die Musik ist sehr einfach und im Zweivierteltakt gesetzt. Durch Aufnahme einzelner Pas aus andern slaw. Tänzen, wie durch die Bemühungen der franz. Tanzlehrer und Balletmeister sind einige Abarten der P. entstanden, wie z. B. die Polka-Masurka, die Polka hongroise, Polka bohémienne, Polka nationale (im Volksmunde auch wol Hippelpolka genannt), die Tirolienne u. s. w., welche meist von Paris aus ihre weitere Verbreitung gefunden haben.

Polkwitz, ein Städtchen im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, liegt $1^1/_2$ M. südlich von der Kreisstadt Glogau, an der Berliner Kunststraße, zählt 2608 E. (einschließlich der Garnison) und hat einige Industrie. Die Bevölkerung steht im Volksmunde, wie Schilda, Scheppenstädt u. s. w., aber ganz ungerechtfertigt, im Rufe einfältiger Streiche.

Pollen, s. Staubgefäße.

Pollio (Cajus Asinius), ein Römer aus plebejischem, von Teate im Marrucinerlande stammendem Geschlechte, geb. 75 v. Chr., ist bekannt durch den Antheil, den er an den polit. Begebenheiten seiner Zeit nahm, noch mehr durch seine schriftstellerische Thätigkeit und Liebe zu literarischer Bildung. In Rom trefflich erzogen, trat er zuerst im J. 54 öffentlich hervor. Im bürgerlichen Kriege schloß er sich 49 v. Chr. an Julius Cäsar an, den er, nachdem er aus der Niederlage des Cajus Curio in Afrika glücklich entkommen war, nach Pharsalus, dann in den Afrikanischen und Spanischen Krieg begleitete. Von ihm wurde er 45 zum Prätor ernannt und erhielt hierauf das jenseitige Spanien zur Verwaltung, wo er sich, als Cäsar ermordet wurde, befand. Gegen Sextus Pompejus focht er hier ohne Glück. Als Lepidus und Antonius sich 43 versöhnten, stieß er mit drei Legionen zu ihnen und verwaltete dann als des letztern Legat das transpadanische Gallien, wo er sich Virgil's zuerst freundlich annahm. Nach dem Perusinischen Kriege half er den Vergleich von Brundisium (40) vermitteln. Nachdem er für eine kurze Zeit das Consulat erhalten, kämpfte er als des Antonius Legat in Illyrien und Dalmatien gegen die Parthiner, deren Stadt Salonä er eroberte und über die er 39 triumphirte. Seitdem lebte er vorzugsweise den Studien, doch auch als Senator und Sachwalter noch thätig, bis zum J. 5 n. Chr., wo er 80 J. alt auf seiner tusculanischen Villa starb. Seine schriftstellerischen Werke, Reden, Tragödien und eine Geschichte des Bürgerkriegs in 17 Büchern, die in großem Ansehen standen, sind verloren. Neigung zum Alterthümlichen und republikanischer, rücksichtsloser Freimuth zeigten sich in ihnen wie in seiner Beurtheilung der gleichzeitigen Literatur. Die wissenschaftlichen und poetischen Bestrebungen seiner Zeitgenossen suchte er auf alle Weise zu fördern, unter anderm auch dadurch, daß er zuerst eine öffentliche Bibliothek in Rom anlegte und praktische Uebungen in der Beredsamkeit (Declamation) begründete. Persönlich eine sittlich tüchtige Natur, war er voller Selbstgefühl, in seiner Weise rauh und abstoßend, in seiner Rede witzig und bis zur Derbheit freimüthig. — Sein Sohn, Cajus Asinius P. (Gallus Saloninus zubenannt), war 8 v. Chr. Consul. Er schrieb eine verloren gegangene Schrift, in der er Cicero's und seines Vaters Beredsamkeit zum Nachtheile des erstern verglich und fand 33 n. Chr. seinen Tod

durch Tiberius, der ihn nicht nur wegen seines Freimuths, sondern auch als den Gatten sei erſten, von ihm geliebten Frau Vipsania Agrippina haßte, von der er sich nach dem Willen d Augustus und der Livia hatte scheiden müssen.

Pöllnitz (Karl Ludw., Freiherr von), bekannt als Memoirenschriftsteller, geb. zu Issu im Erzstifte Köln 25. Febr. 1692, der zweite Sohn des kurbrandenburg. Staatsministers Generalmajors, Gerh. Bernh. von P., zeichnete sich schon früh durch Talente und Kenntni aus, war aber ein Mann ohne allen Charakter. Unstet und flüchtig durchreiste er, nachdem sein Vermögen verschwendet, oft in großer Noth den größten Theil Europas, indem er fast allen Höfen wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften Zutritt fand. Er nahm in Oesterrei im Kirchenstaate und in Spanien Kriegsdienste, konnte aber doch nirgends eine feste Anstell finden, bis König Friedrich d. Gr., der in ihm den Mann von Geist wohl erkannte, ihn zu sein Vorleser erwählte. P. hatte allerdings in dieser Stellung viel von den Launen des Königs erdulden; er fiel wiederholt in Ungnade, wußte sich indeß immer wieder in Gunst zu setzen erhielt endlich sogar die Stelle als Theaterdirector. Nachdem er seines Vortheils wegen zweim zur kath. Kirche übergetreten und zweimal wieder in die reformirte zurückgekehrt war, wurde zum dritten mal katholisch und starb 23. Juni 1775. Feiner Beobachtungsgeist und Witz char terisiren seine «Lettres et mémoires, avec nouveaux mémoires de sa vie et la relation ses premiers voyages» (angeblich Amsterd. 1735), die lange Zeit sehr eifrig gelesen wurde Auch sein «État abrégé de Saxe sous la règne d'Auguste III, roi de Pologne» (Fra 1734) erregte in damaliger Zeit großes Aufsehen. Am berühmtesten aber wurde er als ang licher Verfasser des Werks «La Saxe galante», das einige jedoch ihm absprechen. Mit vie Wahrscheinlichkeit hält man ihn auch für den Verfasser der «Histoire secrète de la duches d'Hanovre, épouse de George I, roi de la Grande-Bretagne» (Lond. 1732). Nach P.'s To gab Brunn dessen «Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de maison de Brandebourg, royale de Prusse» (2 Bde., Berl. 1792) heraus. Alle seine Schrift wurden wiederholt aufgelegt, auch entstellt nachgedruckt und mehrmals ins Deutsche überset

Pollok (Robert), engl. Dichter, geb. 1799 zu Muirhouse in der schott. Grafschaft Renfr bezog, nachdem er den gewöhnlichen Elementarunterricht genossen, die Universität Glasgow, er fünf Jahre Theologie studirte und einige Erzählungen in Prosa unter dem Titel «Tales of th covenanters» (7. Aufl., Edinb. 1861) schrieb, welche anonym erschienen. Von zartem Körp bau und poetischer Reizbarkeit des Gemüths, legte er durch den anhaltenden Fleiß, mit de er seinen Studien oblag, den Grund zu einer Brustkrankheit, und bald nachdem er im Frühj 1827 die Weihen empfangen, zeigte es sich nur zu deutlich, daß seine Gesundheit für imm untergraben sei. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, die letzte Hand an sein Gedicht «The cours time» zu legen, welches von dem edinburgher Verleger Blackwood herausgegeben wurde (23. Au Edinb. 1863; deutsch von W. Hey, Hamb. 1830) und namentlich in religiösen Kreisen gr Aufsehen erregte. P. gewann dadurch zahlreiche Verehrer, die es ihm möglich machten, Reise nach Italien anzutreten, welche ihm als einzige Aussicht, sein Leben zu erhalten, von de Aerzten angerathen worden. Er kam jedoch nur bis Southampton, wo er 17. Sept. 18 starb. Sein Gedicht, welches seinem Namen ein ehrenvolles Andenken in der poetischen Liter Englands sichert, ist in einem Stil geschrieben, der zuweilen an die Erhabenheit Milton's, weilen an die elegische Schwermuth Young's und Cowper's erinnert und trotz mancher Hä und der trüben Lebensanschauung, die aus den streng calvinistischen Ansichten des Verfa hervorgeht, durch kräftige Sprache und einen Reichthum an glänzenden Bildern anzieht. In teressante biographische Nachrichten über ihn erschienen 1843 zu Edinburgh.

Pollutionen (vom lat. pollutio, Befleckung) heißen die unwillkürlichen, mit üppigen Emp dungen verbundenen Samenergüsse, die bei jedem geschlechtsreifen, im Geschlechtsgenusse enth samen Manne stattfinden. Sie treten normalerweise nur nachts im Schlafe ein und werden hervorgerufen, wenn die zwischen Harnblase und Mastdarm liegende Vorsteherdrüse, in der Nachbarschaft sich die Samenbehälter (Samenbläschen) befinden, bei starker Füllung dieser Hö gedrückt wird. Krankhaft sind die P., wenn sie auch am Tage oder nachts zu oft (wöchentl mehr als einmal und zwar längere Zeit) eintreten; sie können dann eine Erschöpfung des Körpe herbeiführen. Von dem Samenabflusse (Spermatorrhöe) unterscheiden sich die P. dadurch daß bei jenem der Fluß ganz allmählich und ohne geschlechtliche Aufregung vor sich geht. Tre die P. zu oft auf, so müssen sie beschränkt werden durch eine nüchterne Lebensweise, durch Fe halten gewisser Vorstellungen, namentlich aber dadurch, daß man vor dem Schlafengehen fü Entleerung des Darms und der Blase sorgt, und schon vorher nicht viel Flüssigkeit aufnim

Pollux, s. Dioskuren.

Pollux (Julius), ein bekannter griech. Grammatiker und Lexikograph, aus Naukratis in Aegypten, um 180 n. Chr., war der Lehrer des Kaisers Commodus, durch den er auch den Lehrstuhl der Rhetorik zu Athen erhielt. Er verfaßte unter dem Titel «Onomasticon» ein griech. Wörterbuch in zehn Büchern, das, nach gewissen Gegenständen eingetheilt, besonders wichtig ist für die Erklärung und richtige Bestimmung der synonymen Wörter und Redensarten. Die beste, mit einem reichhaltigen Commentar versehene Ausgabe besitzen wir von Lederlin und Hemsterhuis (2 Bde., Amsterd. 1706), die später von W. Dindorf, mit neuen Zusätzen vermehrt (5 Bde., Lpz. 1824), wiederholt wurde. Eine neue Textrecension gab J. Bekker (Berl. 1846). — Außerdem ist von einem gewissen Julius P., einem christl. Schriftsteller aus ungewissem Zeitalter, unter dem Namen «Historia physica» oder «Historia sacra» ein in griech. Sprache geschriebenes Geschichtswerk auf uns gekommen, welches die Ereignisse vom Ursprunge der Welt bis auf die Regierung des Kaisers Valens umfaßt. Es wurde zuerst von Bianconi (Bologna 1779), dann von Hardt (Lpz. 1792) herausgegeben.

Polo (Marco), ein Venetianer, der das große Verdienst besitzt, Europa zuerst über das innere Asien zu einer Zeit aufgeklärt zu haben, wo Reisen in so ferne Länder fast gar nicht unternommen wurden. Nicht ohne scheinbaren Grund hat man von ihm behauptet, daß er die erste Anregung zur Entdeckung des Schießpulvers, des Kompasses, der Buchdruckerkunst, des Astrolabiums u. s. w. gegeben, insofern seine Mittheilungen über diese Dinge, die er im innern Asien gesehen hatte, Gelegenheit zu weiterm Nachdenken gaben. Erst zum Theil in neuern Zeiten hat man Dinge bestätigt gefunden, die, von ihm erzählt, jahrhundertelang als Märchen und Erzeugnisse der Leichtgläubigkeit galten. Sorgfältig unterscheidet P. das, was er selbst gesehen und deshalb genau schildert, von dem, was ihm blos erzählt worden. Er war der Enkel eines Patriciers in Venedig, der zwei Söhne, Nicolo und Maffio, hatte, welche zusammen wahrscheinlich 1254 eine Reise nach Konstantinopel unternahmen. Als sie hier erfuhren, daß sich an der Wolga ein mächtiges Reich der Tataren gebildet, reisten sie dorthin und machten nach verschiedenen Abenteuern und Reisen nach Bokhara und nach Kara-Korum in der Mongolei mit dem Großkhan Chubilai (s. Mongolen) Bekanntschaft, der sie aufforderte, ihm bei dem Papste in Rom die Zusendung einiger christl. Missionare auszuwirken. Demzufolge kehrten sie 1269 nach Italien zurück. Nicolo P. fand daheim sein Weib todt, den Sohn aber, mit dem sie bei seiner Abreise schwanger gewesen, 15 oder 16 J. alt. Papst Clemens IV. war gestorben, und die Wahl eines Nachfolgers zog sich dergestalt in die Länge, daß die beiden Brüder 1271 beschlossen, unverrichteter Sache nach dem Morgenlande zurückzukehren. Der junge Marco, Nicolo's Sohn, wurde mitgenommen. In Palästina erfuhren sie, daß Tebaldo Visconti, der sich dort aufhielt, zum Papste gewählt worden war; sie wendeten sich daher an diesen und erhielten von ihm die gewünschten Geistlichen, in deren Begleitung sie über Armenien, Iran, Badakschan, Turfan u. s. w. zu Chubilai zurückkehrten. Der junge Marco P. gewann die Gunst des Großkhans in hohem Grade, machte in dessen Angelegenheiten Reisen im chines. Reiche und in den entferntesten Gegenden und wurde sogar Statthalter der Provinz Kiang-Nan. Ungern entließ ihn der Khan nebst seinem Vater und Oheim, als die Sehnsucht sie endlich nach dem Vaterlande zurückzog. 1295, nach 24jähriger Abwesenheit, langten sie, mit Schätzen beladen, über Sumatra, Ceylon, Ormus, Täbris, Trapezunt glücklich in Italien wieder an. Alle diese Umstände lassen sich aus Marco P.'s Reise entnehmen. Was seine fernern Schicksale anlangt, so sind sie mehr auf Erzählungen und Sagen anderer gegründet, die Ramusio, der 250 J. später lebte, zusammenstellte; doch spricht für mehrere Angaben die Wahrscheinlichkeit. Die Stadt Venedig hatte kaum erfahren, daß die Poli wieder angelangt, als sich alles um ihre Freundschaft bewarb. Marco P., der Sohn, erhielt wegen seines großen Reichthums den Beinamen Messer Marco Millioni, und sein Palast hieß noch 250 J. hernach Il corte del Millioni. Auch auswärts stand Marco P. in hohem Ansehen. Als er in dem Seetreffen bei Curzola von den Genuesern gefangen wurde, behandelte man ihn sehr mild, und hier setzte er, um des unaufhörlichen Erzählens sich überhoben zu sehen, seine Reisebeschreibung auf. Nachdem er die Freiheit zurückerlangt, starb er als Mitglied des Hohen Raths seiner Vaterstadt 1323 in Venedig, sieben Jahre nach dem Tode seines Vaters Nicolo. Sein Testament wird in der St.-Marcusbibliothek aufbewahrt. Man hat behauptet, daß P. bei seinen Zeitgenossen keinen Glauben gefunden und erst im 15. Jahrh. Einfluß auf das abendländ. Wissen gewonnen hat. Wenn man etwas an seinen Berichten bezweifelte, so waren es die hohen Ziffern für die Bevölkerung, den Städteumfang und die Kroneinkünfte der mongol. Kaiser. Wie begierig aber

seine Nachrichten über das ferne Morgenland aufgenommen wurden, zeigen schon die Zweifel, ob sein Bericht ursprünglich lateinisch, altfranzösisch oder in der ital. Volkssprache geschrieben worden, sodaß also jedenfalls zwei Uebersetzungen von gleichem Alter sich verbreiteten. Andererseits hat man vielfach vermuthet, P. habe Ländergemälde von Ostasien nach Europa gebracht. Aber keine der bisher veröffentlichten oder beschriebenen alten Karten trägt sichere Merkmale, daß der darstellende Geograph ein echtes Bild des asiat. Ostrandes vor sich gehabt habe. Sicher ist nur, daß schon der Verfasser der Catalanischen Karte von 1375 P.'s Schriften benutzt, und daß der Venetianer Fra Mauro im 15. Jahrh. auf seiner Weltkarte China genau nach seines Landsmanns Berichten dargestellt hat. Gegenwärtig ist auch der alte Streit über die Sprache entschieden, in welcher P.'s Reisebericht zuerst verfaßt wurde. Nach Ramusio war es die lateinische, nach Baldelli Boni die französische, nach andern der venet. oder genues. Dialekt. Nach der eingehenden Forschung des gelehrten Orientalisten Pauthier dictirte P. 1298 seinen ersten Reisebericht zu Genua dem gelehrten Rusciano de Pisa in die Feder, und zwar, um in weitern Kreisen verständlich zu sein, in franz. Sprache. Diese primitive Redaction wurde aus dem Pariser Codex 1824 auf Veranstaltung der Geographischen Gesellschaft gedruckt. Aber P. selbst revidirte und verbesserte dieselbe 1307 und machte sie durch Vermittelung des Gesandten Thibaud de Cépoy dem Prinzen Karl von Valois, Sohn Philipp's III. von Frankreich, zum Geschenk. Diese verbesserte Originalredaction hat Pauthier nebst geogr. und histor. Commentar herausgegeben unter dem Titel «Le livre de Marco P.» (2 Bde., Par. 1865). Daß es frühzeitig ital. Redactionen gegeben, ist unzweifelhaft. Erst neuerdings ist wieder ein ital. Auszug aus dem Reisewerke aufgefunden worden, der vielleicht noch bei P.'s Lebzeiten abgefaßt wurde. Die erste gedruckte Ausgabe des Werks ist nach A. von Humboldt die der deutschen Uebersetzung, welche 1477 zu Wien herauskam. Der erste Druck in ital. Sprache erschien zu Venedig 1496, und einen Abdruck desselben veranstaltete Ramusio in den «Navigazioni e viaggi» (2 Bde., Bened. 1559). Die erste kritische Ausgabe, nach dem Texte der Crusca in der Bibliothek Magliabechiana, besorgte Graf Baldelli Boni (4 Bde., Flor. 1827); eine neue ital. Ausgabe erschien von Bartoli (Flor. 1864). Im ganzen zählt man 60 Editionen in ital., franz., engl., deutscher, span., portug. und holländ. Sprache. Eine deutsche Uebersetzung lieferte Bürck (mit Zusätzen von Neumann, Lpz, 1846). Vgl. Zurla, «Di Marco P. e degli altri viaggiatori veneziani» (2 Bde., Bened. 1818—19); Bianconi, «Degli scritti di Marco P.» (Bologna 1862).

Polock oder Polozk, eine Stadt im russ. Gouvernement Witebsk, an der **Düna**, in die hier die Polota fällt, mit 11740 E. (1863), ist Sitz eines griechisch-unirten Erzbischofs, hat einen Kreml, eine Kreisschule für Adeliche, mehrere griech. und kath. Kirchen und treibt ziemlich bedeutenden Handel. Früher war es die Hauptstadt eines besondern, zu Weißrußland gerechneten Herzogthums, das sich zu beiden Seiten der Düna hinzog. Zuerst eroberten es die Tataren, darauf 1564 die Russen, denen es 1579 Stephan Bathori entriß. Später war P. als Hauptstadt einer zu Litauen gehörigen Wojwodschaft polnisch, bis es 1772 an Rußland zurückfiel. Es war im 14. und 16. Jahrh. mehrfach Kriegsschauplatz sowie auch wiederholt im Feldzuge von 1812.

Polonaise, auch (ital.) Polacca genannt, heißt ein poln. Nationaltanz, der sich über ganz Europa verbreitet, dabei aber auch manche Abänderung erfahren hat. Die Musik ist stets eine Melodie im Dreivierteltakt, bestehend aus zwei Wiederholungen von 6, 8 oder 10 Takten; später hat man ihr noch ein Trio von ebenso viel Theilen, ja auch zwei Trios und Coda angehängt. In der Bewegung hat die P. etwas Charakteristisches, was sich besonders in der Accentuirung des schlechten Takttheils am Anfange und am Schlusse der Sätze zeigt, weshalb auch die kleinern Einschnitte in die Mitte des Takts, die größern auf das letzte Viertel des Takts fallen. Die echte Nationalpolonaise fängt stets mit dem Niederschlage an, woran sich aber die deutsche P. nicht bindet. Der Charakter der P. ist feierlicher Ernst und ihre Bewegung noch langsamer als bei der Menuet. Berühmt ist die sog. Kosciuszko-P. («Auf zur Rach', ihr Brüder»); andere ausgezeichnete P. hat man vom Fürsten Mich. Kleophas Oginski. Auch wird die Polonaisenbewegung (alla Polacca genannt) bei Instrumentalstücken von brillantem Charakter, in den variirten P. und Concertpolonaisen, ja sogar bei Gesangstücken und in Opern mannichfaltig angewendet, wie z. B. von Spohr in seinem «Faust».

Polterabend heißt der Abend vor der Hochzeit, der in vielen Gegenden mit Schmausereien und Tanz begangen wird und Bekannten und Freunden, zugleich aber auch der muthwilligen Jugend Veranlassung gibt, ihre Theilnahme gegen das Brautpaar möglichst laut und polternd, hauptsächlich durch sehr geräuschvolles Zerschlagen von Töpfen zu erkennen zu geben. Dieser letztere Gebrauch ist sehr alt und unstreitig slaw. Ursprungs.

Polyänus, ein griech. Rhetor aus Macedonien, der in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb unter dem Titel «Strategematica» oder «Strategemata» ein Werk über die Kriegslisten in acht Büchern, das er den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus widmete, wovon aber das sechste und siebente Buch nicht mehr vollständig sind. Dasselbe hat für den Historiker einen nicht unbedeutenden Werth, ist in einem ziemlich guten Stile geschrieben und wurde am besten von Korais (1809) und Wölfflin (Lpz. 1860), deutsch von Seybold (2 Bde., Frankf. 1793—94) und Blume (2 Bde., Stuttg. 1834) herausgegeben.

Polybius, einer der vorzüglichsten griech. Geschichtschreiber, geb. um 204 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien, wurde von seinem Vater Lykortas, dem vertrauten Freunde des Philopömen (s. d.) und nach dessen Tode Strategen des Achäischen Bundes, für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen und schon im J. 181 zum Mitglied einer Gesandtschaft an Ptolemäus Epiphanes, die aber unterblieb, gewählt. Als der Krieg zwischen dem König Perseus von Macedonien und den Römern ausbrach (171 v. Chr.), erhielt P. eine Sendung an den röm. Consul Marcius Philippus, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, anzukündigen. Als Marcius dieses Anerbieten mit Dank ablehnte, blieb er einige Zeit im röm. Lager und kehrte dann nach dem Peloponnes zurück, vom Consul beauftragt, sich der von dem Befehlshaber Appius an die Achäer gestellten Forderung, Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Als nach des Perseus Besiegung (167 v. Chr.) die Römer Gewaltmaßregeln gegen den Achäischen Bund ergriffen, befand er sich unter den 1000 Geiseln, welche die Achäer nach Rom schicken mußten. Seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Aemilius Paulus. Erst nach 16 J. wurden die Geiseln, soviel ihrer noch am Leben waren, entlassen, P. aber, der seinem Vaterlande zunächst nichts nützen zu können glaubte, begleitete den Scipio Aemilianus auf seinem Zuge nach Afrika. Unmittelbar nach der Zerstörung Korinths kam er nach Griechenland zurück und war nun unausgesetzt thätig, das traurige Geschick seines Vaterlandes, soweit es in seiner Macht stand, zu mildern und die innern Verhältnisse desselben zu ordnen, Bestrebungen, welche durch zahlreiche Ehrenbezeigungen von seiten der Griechen wie auch der Römer anerkannt wurden. Behufs der Ausarbeitung seines Geschichtswerks unternahm er Reisen nach Rhodus, Kleinasien, Aegypten, Gallien und Spanien und starb nach Beendigung derselben in seiner Heimat, 82 J. alt, infolge eines Sturzes vom Pferde. Außer einigen verloren gegangenen Werken verfaßte er eine «Universalgeschichte» in 40 Büchern, worin er in ausführlicher Darstellung die Geschichte Roms, der Griechen und des Orients von 220—146 v. Chr. nebst einleitender Uebersicht der Begebenheiten vom Beginn des ersten Punischen Kriegs an (Buch 1 und 2) behandelte. Von dieser trefflichen Arbeit besitzen wir nur noch die fünf ersten Bücher in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit, von den übrigen zahlreiche und zum Theil bedeutende Bruchstücke. Der Verlust der untergegangenen Stücke ist sehr zu beklagen, da P. in Genauigkeit und Treue der Erzählung sowie im Umfange polit. und militärischer Kenntniß von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Auch begründete er wol zuerst den didaktischen Pragmatismus in der Geschichte, d. h. diejenige Geschichtsbehandlung, die durch zergliedernde Darstellung der Ursachen und Folgen der einzelnen Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften geben will. Daher hat sich auch Livius an ihn als Hauptführer in der histor. Darstellung angeschlossen. Die Kunst der sprachlichen Darstellung tritt bei ihm ganz hinter dem Interesse für seinen Gegenstand zurück. Daher ist sein Stil ohne Anmuth, auch, infolge seines langen Aufenthalts in Rom, nicht ganz frei von Latinismen. Unter den zahlreichen Ausgaben der sämmtlichen Ueberreste des Werkes sind die von J. Bekker (2 Bde., Berl. 1844) und von L. Dindorf (2 Bde., Lpz. 1866) hervorzuheben. Unter den Uebersetzungen ist vor allen die französische von Thuillier mit den in Hinsicht des kriegswissenschaftlichen Theils sehr wichtigen Erläuterungen von Folard (6 Bde., Par. 1727—30; spätere Ausg., 7 Bde., Amsterd. 1777) zu erwähnen. Deutsche Uebertragungen lieferten Oelsnitz und Troſſel, mit den Anmerkungen Folard's und Guischart's (7 Bde., Bresl. und Berl. 1755—69), Seybold, mit Auszügen aus Folard (4 Bde., Lemgo 1779—83), Benicken, mit Anmerkungen und bildlichen Darstellungen (Weim. 1820), Haakh und Lampe. Vgl. über die Darstellungsweise, Glaubwürdigkeit und das Leben des P.: Brandstäter, «Bemerkungen über das Geschichtswerk des P.» (Danz. 1843); derselbe, «Geschichte des ätolischen Landes, Volks und Bundes, nebst einer historiograph. Abhandlung über P.» (Berl. 1844); Nitzsch, «Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie» (Kiel 1842); La-Roche, «Charakteristik des P.» (Lpz. 1857); Markhauser, «P., seine Weltanschauung und Staatslehre» (Münch. 1858).

Polychromie, d. h. Vielfarbigkeit, nennt man in der Kunstgeschichte die Verzierung der Werke der Architektur und Plastik durch bunten Farbenschmuck, welcher theils ganze große Flächen bedeckt, theils die Ornamente an architektonischen, einzelne Theile des Körpers und der Bekleidung an plastischen Werken in bestimmter und charakteristischer Weise hervortreten läßt. Was zunächst die Architektur anlangt, so finden wir schon in Aegypten sowol die großen Wandflächen als auch die Säulen der Tempel fast durchgängig theils mit buntgefärbten Reliefs (Figuren und Hieroglyphen), theils mit eigentlichen Malereien überzogen. Der babylonisch-assyr. Palastbau erreichte eine ähnliche Wirkung hauptsächlich durch einen Ueberzug der Wandflächen mit bunten glasirten Ziegeln, die phöniz. Baukunst durch Verkleidung der Wände und andern Architekturtheile mit glänzenden Metallplatten, ein Verfahren, das auch von den Griechen des sog. heroischen Zeitalters, offenbar unter Einfluß orient. Vorbilder, in ihren Palast-, Tempel- und Grabanlagen vielfach angewandt worden ist. In der hellenischen Architektur hat sich frühzeitig, wenigstens für den dorischen Tempelbau, ein vollständiges System einer ebenso reichen und glänzenden als durchaus harmonischen und geschmackvollen Bemalung ausgebildet, von welchem sich noch an zahlreichen Monumenten deutliche, wenn auch dem Auge des flüchtigen Beschauers oft entgehende Spuren erhalten haben. Diese Spuren sind am klarsten am Fries, wo die Triglyphen in der Regel blau, die Tropfen darüber und darunter vergoldet, die Metopen roth gefärbt sind, am Dachkranz (Geison), der mit Blatt- und Rankenverzierungen in verschiedenen Farben (hauptsächlich blau, roth, grün und gold) geschmückt ist, und in den dreieckigen Giebelfeldern, deren Hintergrund theils roth, theils blau erscheint; unsicherer sind sie an den Außenwänden der Cella (deren innere Wände, nach bestimmten Nachrichten bei alten Schriftstellern, häufig mit großen histor. Wandgemälden geschmückt waren), am Architrav (an dem bisweilen vergoldete Schilde oder ähnlicher Metallschmuck angebracht war) und an den Schäften und Capitälen der Säulen. Danach haben einige neuere Kunstforscher, wie Kugler und Hettner, während sie für die aus Tuff- oder Kalkstein erbauten Tempel einen vollständigen Ueberzug mit farbigem Stuck zugestehen, bei den Marmortempeln die Bemalung auf den Oberbau (Fries und Dachkranz) und dessen architektonische Ornamente beschränken wollen, eine Ansicht, die ebenso aus ästhetischen wie aus technischen Gründen völlig unhaltbar und mit der durch die Natur des griech. Landes bedingten Vorliebe der Griechen für glänzende, gesättigte Farben im Widerspruch zu stehen scheint. Es ist daher vollkommen der namentlich von Hittorf und Semper vertretenen Ansicht beizustimmen, daß auch bei den Marmortempeln die Bemalung sich gleichmäßig über alle Theile des Bauwerks erstreckte. In der röm. Architektur wird wenigstens beim Außenbau die Bemalung durch die bis ins kleinste Detail gehende plastische Ausführung der Ornamente, wie wir sie schon bei den Griechen am korinth. Säulencapitäl wahrnehmen, in den Hintergrund gedrängt; aber überall, wo Stuck zur Bekleidung der Wände, Decken, Säulen und Pfeiler zur Anwendung kommt, also namentlich beim Innenbau der Thermen, Paläste und Privathäuser, da tritt auch die P. wieder in ihr Recht ein; mit ihr hängt eng zusammen die Anwendung großer, farbenreicher Mosaikcompositionen für die Fußböden, die besonders von Alexandria und Pergamum ausgegangen, bei den Römern auch auf die Bekleidung von Säulen und Wänden ausgedehnt worden ist, ferner die große Verbreitung der Decorationsmalerei, die mit ihren leichten und anmuthigen, wenn auch meist etwas handwerksmäßig ausgeführten Compositionen (theils mytholog. Scenen, theils Genrebildern und phantastischen Architekturstücken, nicht selten mit landschaftlichem Hintergrunde) die Wände namentlich der Thermen und Privathäuser schmückt, wovon uns Pompeji (s. d.) zahlreiche Beispiele liefert. In der Architektur des Mittelalters finden wir im roman. Stil eine reiche Bemalung der architektonischen Glieder und Ornamente, der Säulen, Capitäle, Gesimse, Gewölbrippen; die Hauptfarben sind roth und blau mit hinzugefügter Vergoldung; dazu kam die Ausschmückung der größern Wandflächen, wie sie der roman. Kirchenbau darbot, mit Wandmalereien, Darstellungen heiliger Personen und Geschichten. Im goth. Stil wird die Bemalung der architektonischen Glieder durch die plastische Ausführung derselben, ähnlich wie in der korinth.-röm. Architektur, etwas zurückgedrängt; nur an den Capitälen findet man in der Regel vergoldetes Blattwerk auf rothem Grunde und in den Gewölbkappen goldene Sterne auf blauem Grunde oder figürliche Darstellungen. Auch die Wandmalerei tritt infolge des Mangels größerer ruhiger Wandflächen in den Hintergrund; dafür wird aber eine sehr reiche polychrome Wirkung durch die Anwendung der Glasmalerei (s. d.) in den zahlreichen Fenstern erzielt.

Was die Plastik anlangt, so ist es zunächst selbstverständlich, daß überall, wo dieselbe im Dienste der polychromen Architektur erscheint, eine mehr oder weniger ausgedehnte Färbung der Bildwerke stattfinden mußte. Dies wird auch durch zahlreiche Farbenspuren bestätigt, welche

ich an ägypt., assyr. und griech. Reliefs, die zum Schmuck architektonischer Werke dienten, und n den Statuengruppen, welche in den Giebelfeldern griech. Tempel des dorischen Stils aufgestellt waren (wie z. B. an denen des Athenetempels auf Aegina), gefunden haben. Aber auch ür die von der Architektur ganz unabhängigen statuarischen Bildungen wenigstens der griech.-öm. Kunst ist eine theils vollständige, theils partielle Bemalung sowol durch schriftliche Zeugnisse als durch unverkennbare Spuren an noch erhaltenen Statuen bezeugt. Die ältesten Cultbilder der Griechen waren bekanntlich aus Holz und wurden wie große Puppen oder Mannequins nit Kleidern und Goldschmuck behängt: die unbekleideten Theile waren durchgängig meist mit rellem Roth oder Braunroth, bei weiblichen Götterbildern auch mit Weiß bemalt, die Haare neist vergoldet. Auch die ältesten Cultbilder der Römer und Etrusker, die meist aus gebranntem Thon gefertigt waren, wurden in der Regel mit rother Farbe (Mennige) überstrichen, und den leichen Farbenüberzug finden wir noch an zahlreichen Terracotta-Statuetten der ausgebildeten riech. Kunst. Die großartigen und kostbaren Götterstatuen aus Gold- und Elfenbein (chryselephantine Statuen), deren Anfertigung eine Hauptaufgabe der bedeutendsten griech. Künstler, ines Phidias (s. d.) und Polykletos (s. d.) bildete, brachten schon durch die Verbindung dieser eiden Stoffe eine polychrome Wirkung hervor, die aber noch durch Färbung des Elfenbeins und durch Emaillirung der Goldgewänder gesteigert wurde. Bei den Marmorstatuen wurden icht nur die Gewänder, Fußbekleidung, Waffen und sonstiger Schmuck, sondern auch die Haare, Lippen, Augen und die hervortretenden Theile der Wangen regelmäßig durch eine freilich mehr onventionelle als naturalistische Färbung (meist Roth in verschiedenen Nuancen) und Vergoldung hervorgehoben, nicht selten auch einzelne Stücke, besonders des Waffenschmucks, in Bronze angefügt. Ja sogar an Erzstatuen sollen einige alte Künstler durch Beimischung anderer Metalle reines Kupfer, Eisen und Silber) zu der Erzmasse farbige Effecte erzielt haben, wobei freilich das technische Verfahren noch nicht völlig aufgeklärt ist. Einen sehr großen Spielraum fand die P. in der Holz- und Steinskulptur des Mittelalters, und zwar ging man hier bei der Bemalung der Gewänder sowol als der unbekleideten Körpertheile wesentlich auf Illusion in Nachahmung der Wirklichkeit aus. Die Renaissance dagegen verschmäht in der Sculptur ebenso wie in der monumentalen Architektur (abgesehen von selbständigen Wandgemälden) die farbige Wirkung völlig, und erst in der neuesten Zeit haben einige Künstler, vom Studium der Antike ausgehend, die P. in beiden Kunstzweigen wieder in ihr Recht einzusetzen versucht, Versuche, die auf dem Gebiete der Architektur bisher ungleich besser gelungen sind als auf dem der Marmorsculptur.

Polydōrus, der jüngste Sohn des Priamos und der Laothoë, wurde von Achilles getödtet. Nach Spätern war er ein Sohn der Hekabe und wurde von seinem Vater, als Ilios sich zu seinem Falle neigte, mit großen Schätzen zu Polymestor, König in Thrazien, geschickt. Dieser, um sich jener Schätze zu bemächtigen, tödtete nach dem Fall von Ilios den P. und warf ihn ins Meer. Der Leichnam wurde endlich an das Ufer angetrieben, wo ihn Hekabe fand und erkannte. Aus Rache tödtete letztere die beiden Kinder des Polymestor, ihn selbst aber blendete sie. Andere erzählen, er sei seiner Schwester Ilione, der Gemahlin des Polymestor, zur Erziehung übergeben worden, und diese habe ihn als ihren eigenen Sohn erzogen, ihren wirklichen Sohn aber, Deïphilos (Deïpylos), für den P. ausgegeben. Die Hellenen, um den Stamm des Priamos zu vertilgen, hätten dem Polymestor die Elektra zum Weibe und große Geldsummen verheißen, wenn er den P. tödte. Aber wegen der Vertauschung desselben mit dem Sohne des Polymestor sei er dem Geschick entgangen, Deïphilos hingegen vom eigenen Vater umgebracht worden.

Polyēder ist ein von ebenen Flächen eingeschlossener oder eckiger Körper. **Polyedralzahlen** heißen die Zahlen der Punkte, die sich auf den Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen regelmäßiger Körper in gleichen Entfernungen voneinander stellen lassen.

Polygăla, Name einer zur 17. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, Hauptgattung der nach ihr benannten Familie der Polygalaceen. Ihre zahlreichen, durch die warme und gemäßigte Zone beider Hemisphären verbreiteten, zum großen Theil am Cap der guten Hoffnung heimischen Arten sind theils Kräuter, theils Sträucher und Halbsträucher. Sie haben abwechselnde oder gegenständige, ganze und ganzrandige, oft lederartige und ausdauernde Blätter und verschieden angeordnete unregelmäßige Blüten, welche aus einem blumenkronenartigen, fünfblätterigen Kelche, drei bis fünf mit den beiden Staubfadenbündeln verwachsenen Blumenblättern, von denen das vordere helmartig geformt und gefranst ist, acht nach oben in eine Röhre verwachsenen Staubgefäßen und einem oberständigen, zweischneidigen, umgekehrt herzförmigen Fruchtknoten mit einem Griffel zusammengesetzt sind, woraus sich eine zweifächerige, mehrsamige Kapsel entwickelt. Unter den einheimischen Arten ist P.

vulgaris L., das gemeine Kreuz- oder Natterblümchen, die verbreitetste. Bei dieser niedlichen, überall auf trockenen Wiesen und Triften wachsenden Pflanze, welche niedergestreckte, mit lanzettlichen Blättern besetzte Stengel besitzt, sind, wie auch bei den übrigen einheimischen Arten, die meist dunkelblau, doch auch roth und weiß gefärbten Blüten in dichte, ährige Trauben gestellt. Ihre Wurzel, wie auch diejenige der in Sümpfen wachsenden P. amara L., welche sich durch kleinere Blüten und auffallend große, in eine Rosette gestellte Grundblätter unterscheidet, ist das Kraut als Herba Polygalae amarae officinell. Es schmeckt bitter und wurde früher besonders gegen Schwindsucht angewendet. Der bittere Geschmack rührt von einem eigenthümlichen, krystallinischen Stoffe her, dem Polygamarin, welcher als ein grünliches Pulver dargestellt werden kann und intensiv bitter schmeckt. Eine viel wichtigere Drogue ist die Wurzel der nordamerikanischen P. Senega L. (Senegawurzel). Unter den zahlreichen ausländischen Arten sind namentlich P. venutora L. von den griech. Inseln und P. speciosa Sims. vom Cap, zwei prächtige Sträucher mit immergrüner Belaubung und großen purpurnen Blumen, welche zu den schönsten Zierden unserer temperirten Gewächshäuser gehören, hervorzuheben.

Polygamie oder Vielweiberei heißt die eheliche Verbindung eines Mannes mit mehrern Frauen, Polyandrie oder Vielmännerei die einer Frau mit mehrern Männern. Letztere ist schon dem sittlichen Gefühle des Menschen so zuwider, daß sie als rechtmäßige Form der Familie wol nirgends besteht. Die erstere ist zwar bei ältern und neuern orient. Völkern gesetzlich; doch wird sie von der höhern Civilisation verworfen.

Polyglotte (griech.) nennt man ein Werk, das einen und denselben Inhalt (z. B. das Vaterunser) in mehrern Sprachen enthält. Vorzugsweise hat man das Wort schon früh von den Ausgaben der Heiligen Schrift gebraucht, in denen zwei, drei oder mehr Uebersetzungen mit oder ohne den Grundtext zusammengestellt wurden. Das erste größere Unternehmen derart war die berühmte Complutensische Bibel, welche auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes mit ungeheuerm Aufwande für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen von mehrern angesehenen Gelehrten bearbeitet wurde. Sie erschien in sechs prächtig gedruckten Foliobänden 1514—17 in Alcala de Henares, lat. Complutum, weshalb sie den Namen Complutensische Bibel erhielt, und enthält neben dem hebr. Texte des Alten Testaments die altlat. (Vulgata), die griech.-alexandrinische (Septuaginta) nebst einer buchstäblichen lat. Uebersetzung und eine chaldäische Paraphrase, die ebenfalls eine wörtliche lat. Uebersetzung zur Seite hat. — Eine andere berühmte ist die Antwerpener P., auch die Königliche Bibel genannt, weil König Philipp II. von Spanien einen Theil der Kosten trug. Dieselbe wurde unter Aufsicht des gelehrten span. Theologen Benedict Arias Montanus und mit Unterstützung anderer Gelehrten bearbeitet, erschien zu Antwerpen von 1569—72 in acht Foliobänden und enthält, außer dem hebr. Texte, die Vulgata, die Septuaginta mit einer lat. wörtlichen Uebersetzung, mehrere chaldäische Paraphrasen, ebenfalls mit lat. Uebersetzung, und was das Neue Testament anlangt, den griech. Grundtext mit der Vulgata, eine syr. Uebersetzung in zwei Reihen mit syr. und hebr. Lettern und mit einer lat. Uebersetzung. — Noch vorzüglicher ist die Pariser P., welche hauptsächlich unter Leitung des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, der sein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehrern Orientalisten und Exegeten besorgt wurde und 1645 in zehn Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpener, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syr. und eine arab. Uebersetzung und eine sie begleitende lat. Uebersetzung sowie den sog. samaritanischen Pentateuch und im Neuen Testament ebenfalls eine arab. und eine dieser folgende lat. Version. — Die vollständigste P. ist die Walton'sche oder Londoner P. in zehn Sprachen (6 Bde., 1657, und 2 Supplementbände, 1669), die hauptsächlich unter Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Brian Walton, bearbeitet wurde und sich der Unterstützung Cromwell's zu erfreuen hatte. Sie enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren und nächst allen den Uebersetzungen der Pariser P. auch noch eine äthiop. und eine pers. und zu diesen gehörige lat. Uebersetzungen. Eine Polyglottenbibel für den Handgebrauch (hebr., griech., lat. und deutsch) hat Theile (5 Bde., Bielef. 1847—54) besorgt.

Polygnotos, der bedeutendste Meister der ältern griech. Malerei, ein Sohn und Schüler des Malers Aglaophon, kam um 480 v. Chr. als junger Mann aus seiner Heimat, der Insel Thasos, nach Athen, wo er der besondern Gunst des Cimon sich erfreute und in dessen Auftrage, in Verbindung mit den Malern Mikon und Panänos, mehrere öffentliche Gebäude, wie die Pöcile (s. d.), die Tempel der Dioskuren und des Theseus mit Wandgemälden ausschmückte. Auch in der erst unter Perikles erbauten Pinakothek im nördl. Flügel der Propyläen (s. d.) waren einige Gemälde von seiner Hand (diese wol Tafelgemälde a tempera oder in der sog. enkaustischen

chen Technik, nicht wie seine größern und berühmten Werke Wandgemälde al fresco) zu sehen. Unter den außerhalb Athens von ihm ausgeführten Werken waren die beiden großen Wandgemälde in der Lesche (Versammlungshalle) der Knidier in Delphi, die Abfahrt der Griechen nach der Eroberung von Troja nebst Scenen aus dieser Eroberung selbst und das Hinabsteigen des Odysseus in die Unterwelt darstellend, die berühmtesten. Auch die böotischen Städte Thespiä und Platää hatten Wandgemälde von ihm aufzuweisen. Die Verdienste, durch welche er eine so bedeutende Stelle in der Entwickelung der griech. Malerei einnimmt, beziehen sich hauptsächlich auf die Verbesserung der Zeichnung, gegen welche die malerische Wirkung seiner Gemälde in den Hintergrund trat. Er gab zuerst den Figuren mehr Leben und Bewegung, er ersetzte die alte Strenge und Starrheit der Gesichtszüge durch größere Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und wußte mit feiner Charakteristik das innere Wesen der dargestellten Figuren in ihrer äußern Erscheinung auszuprägen. Auch die Gewänder behandelte er kunstvoller und mannichfaltiger als seine Vorgänger, denen er aber in der alterthümlich-einfachen, mehr reliefartigen als malerischen Weise der Composition und der Vertheilung ein und derselben Darstellung in mehrere übereinander hinlaufende Streifen noch nahe stand. In der Wahl der Gegenstände für seine Darstellungen zeigt er durchaus einen hohen, auf das Bedeutende und Großartige gerichteten Sinn und bewährt sich dadurch als Hauptrepräsentant der ernsten, mehr großartigen als anmuthigen Historienmalerei. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 2, Stuttg. 1859).

Polygon heißt in der Mathematik so viel als **Vieleck**, im militärischen Sinne eigentlich eine vielseitige Schanze. In einigen Armeen bezeichnet man damit dasjenige Werk, nach welchem die Schießübungen der Artillerie stattfinden, abgesehen von seiner Construction und Seitenzahl. — Das Polygonalsystem in der Befestigungskunst beruht nicht sowol auf dem Begriff eines Vielecks, dessen Spitzen durch Bastionen oder andere Werke vertheidigt werden, wie z. B. bei Vauban und andern, sondern auf dem Princip der zurückgezogenen Vertheidigung vorliegender Werke durch einen einfach geführten Hauptwall. Man nennt deshalb dasselbe auch **à la mézalectre oder la défense du milieu**. Montalembert hat bei seinen Befestigungen diesen Zweck vorzugsweise im Auge behalten. In neuern Zeiten ist dieselbe bei den Befestigungen von Koblenz, Posen u. s. w. mit der nöthigen Berücksichtigung des Terrains und der einfließenden Umstände angewendet worden. — Polygonalzahlen heißen solche arithmetische Reihen zweiter Ordnung, welche entstehen, wenn man eine einfache arithmetische Progression oder Reihe (erster Ordnung) summirt, die 1 zum ersten Gliede und irgendeine ganze Zahl zur Differenz hat. Je nachdem diese Differenz 1, 2, 3, 4 u. s. w. beträgt, heißen sie Trigonal- oder Triangularzahlen, Quadratzahlen u. s. w. (S. Figurirte Zahlen.)

Polygōnum, s. Knöterich.

Polyhistor (griech., d. i. Vielwisser) nennt man einen Gelehrten von sehr ausgebreiteten Kenntnissen in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften, namentlich in der Geschichte und Literatur. Es war dies sonst viel eher möglich als bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wissenschaften, wo es nur auf Kosten der Gründlichkeit stattfinden kann. Im besten Sinne führten diesen Namen Jos. Just. Scaliger, Is. Casaubonus, Salmasius, Morhof u. s. w.

Polyhymnia oder Polymnia, d. i. die Gesangreiche, eine der neun Musen (s. d.), die Erfinderin der Lyra und von Oeagros Mutter des Orpheus, erscheint bei den Spätern meist als Vorsteherin der ernsten, dem Cultus dienenden Dichtkunst. Dargestellt wird sie gewöhnlich in sinnender Stellung, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Munde.

Polykarpos, der Sage nach ein Schüler des Apostels Johannes, soll einer der ersten Bischöfe von Smyrna gewesen sein. Er wurde bei einer Christenverfolgung ums J. 165 n. Chr. verhaftet und starb als Märtyrer auf dem Scheiterhaufen. Als seinen Gedächtnißtag feiert die kath. Kirche den 26. Jan. Die Sage über seinen Tod, daß die Flamme gleich einem geblähten Segel sich um ihn gelegt, und als hierauf ein Kriegsknecht mit dem Schwerte ihn durchbohrt, plötzlich eine weiße Taube aufgeflogen sei, hat Herder sehr schön wiedererzählt. Sein Brief an die Gemeinde zu Philippi, welcher theilweise nur in lat. Uebersetzung noch erhalten ist, läßt ihn nicht gerade als eine bedeutende Persönlichkeit erscheinen. Die Echtheit desselben ist wol mit Unrecht bestritten worden, dagegen scheint er nicht frei von spätern Interpolationen zu sein.

Polykletus (griech. Polykleitos) aus Sikyon (oder Argos), Schüler des argivischen Bildhauers Ageladas, ein wol etwas jüngerer Zeitgenosse des Phidias, war der bedeutendste Meister der ältern argivischen Bildnerschule, aber auch als Architekt von Bedeutung, wie zwei von ihm im Heiligthum des Asklepios bei Epidauros ausgeführte Bauwerke, ein Theater und eine Tholos (Rundbau mit Kuppeldach), bezeugten. Seine statuarischen Werke waren, mit Ausnahme des

kolossalen Bildes der Hera aus Gold und Elfenbein, welches er für das nach dem Brande im J. 423 v. Chr. neu aufgebaute Heräon bei Argos arbeitete, durchaus Erzbilder, und zwar war sein eigentliches Gebiet, auf dem er unerreicht oder doch unübertroffen dastand, nicht die Götter-, sondern die Menschenbildung, vorzugsweise die Darstellung jugendlicher, durch die Gymnastik zu regelmäßiger Schönheit und kräftiger Anmuth entwickelter Gestalten. Die berühmtesten unter seinen Werken waren der Diadumenos, d. h. ein Jüngling, der sich eine Binde als Siegeszeichen ums Haupt legt; der Doryphoros, d. h. ein Jüngling in ruhiger Stellung mit einer Lanze in der Hand; der sog. Kanon, wahrscheinlich eine Art akademischer Musterfigur ohne besondere Attribute; die Astragalizontes, d. i. Knaben mit Knöcheln spielend, und die Statue einer Amazone, durch welche er über mehrere seiner bedeutendsten Zeitgenossen, darunter den Phidias, den Preis davon getragen haben soll. Alle seine Werke zeichneten sich durch große Sorgfalt und durch edeln Anstand in Haltung und maßvoller Bewegung aus. Während seine Zeitgenossen die Proportionen seiner Gestalten als durchaus mustergültig anerkannten, fand man später, verwöhnt durch die effectvolle Schlankheit Lysippischer Gestalten, dieselben zu kräftig und untersetzt und warf seinen Werken eine gewisse Einförmigkeit vor. In Bezug auf die Stellung seiner Figuren führte er zuerst den Grundsatz durch, die Last des Körpers auf Einem Beine ruhen zu lassen und dem andern statt der tragenden eine blos regulirende Function zu geben. In der Bildung von Göttergestalten gelang es ihm nicht, die Erhabenheit und Würde des göttlichen Wesens zum vollen Ausdruck zu bringen. — Von dem ältern ist der jüngere P. zu unterscheiden, ebenfalls ein argivischer Bildhauer und vorzugsweise Erzbildner, Schüler des Naukydes von Argos. Vgl. Brunn, «Geschichte der griech. Künstler» (Bd. 1, Braunschw. 1853).

Polykotyledonen oder vielsamenlappige Pflanzen wurden von Gärtner diejenigen Gewächse genannt, deren Keimling mehr als zwei Samenlappen oder Kotyledonen besitzt. (S. Kotyledonen und Dikotyledonen.) Dergleichen Gewächse sind die meisten Coniferen (Nadelbäume); so hat die Gattung Pinus drei bis zwölf Samenlappen. Diese Samenlappen stehen quirl- oder wirtelförmig und haben in ihrer Mitte das Federchen oder Knöspchen des Keimlings. Eine besondere Abtheilung der Samenpflanzen können aber die Coniferen blos wegen dieses Merkmals nicht ausmachen, denn es gibt unter ihnen einzelne Arten (z. B. den Lärchenbaum), welche nur zwei Kotyledonen haben. Man hat daher die Unterscheidung einer besondern polykotylen Pflanzengruppe längst aufgegeben und rechnet die Nadelhölzer gewöhnlich zu den Dikotyledonen, obwol sie sich von diesen sowol durch ihren anatom. Bau als durch die Bildung ihrer Fortpflanzungsorgane und die Entwickelung ihres Keims sehr wesentlich unterscheiden. (S. Gymnospermen und Nadelhölzer.)

Polykrates, Tyrann der Insel Samos, deren Herrschaft er von 540—523 v. Chr. mit Gewalt zu behaupten wußte, hatte nach der Erzählung des Herodot bei allen Unternehmungen ein so außerordentliches Glück und erwarb sich so unermeßliche Schätze, daß der ägypt. König Amasis, mit dem er in einem Freundschaftsbündnisse stand, ihn aufforderte, den Göttern bei so ungewöhnlicher Gunst des Schicksals ein freiwilliges Opfer der Demuth darzubringen. Diesen Rath befolgte P. und warf sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer. Allein zum Erstaunen aller fand man schon nach wenigen Tagen denselben in dem Bauche eines Fisches wieder, der ihm wegen seiner seltenen Größe von einem Fischer zum Geschenke dargebracht worden war. Als Amasis dies erfuhr, sendete er sofort einen Herold nach Samos mit der Erklärung, daß er das zwischen ihnen bestehende Recht der Gastfreundschaft auflöse, weil er überzeugt sei, daß irgendein schweres Unglück den P. treffen würde und er dann nicht wegen eines Gastfreundes sich betrüben wolle. Diese Ahnung ging einige Jahre nachher auch wirklich in Erfüllung. Denn als P. im Begriff stand, sich zum Herrn Joniens und der benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn der pers. Satrap Orontes hinterlistig zu sich und ließ ihn ans Kreuz schlagen. In dem Gedicht «Der Ring des P.» hat Schiller den Gegenstand poetisch behandelt.

Polynesien, s. Australien.

Polynices (griech. Polyneikes), Sohn des Oedipus und der Jokaste, regierte mit seinem Bruder Eteokles gemeinschaftlich Theben, ward aber von dem Bruder vertrieben und floh deshalb zu seinem nachmaligen Schwiegervater Adrastus, der zur Herstellung der Rechte des P. den berühmten Zug nach Theben unternahm.

Polynom oder vieltheilige Größe heißt in der Mathematik eine Größe, die aus mehr als zwei durch die Zeichen + oder — verbundenen Gliedern oder Theilen zusammengesetzt ist, z. B. $a + b - c + d$, und Polynomischer Lehrsatz diejenige Regel oder Formel, welche das Gesetz der Zusammensetzung oder Entwickelung einer Potenz einer vieltheiligen Größe darstellt.

Die verschiedenen Ausdrucksweisen derselben rühren von Leibniz, Moivre und Euler her. In der neuern Zeit hat sich vorzüglich Hindenburg um den Polynomischen Lehrsatz verdient gemacht.

Polypen hat man sehr verschiedene Wesen genannt. Ursprünglich wurde der griech. Name, der Vielfuß bedeutet, für die Cephalopoden oder Kopffüßler verwendet, meerbewohnende Weichthiere, deren Körper eine Art Sack bildet, welcher die Eingeweide enthält, während an dem vor dem Sacke befindlichen Kopfe seitlich die Augen und vorn in der Mitte der mit einem Hornschnabel bewaffnete Mund angebracht sind. Im Kreise um den Mund stehen acht bis zehn lange Arme, welche äußerst contractil und beweglich und meist mit Saugnäpfen und zuweilen noch mit Haken zum Anklammern bewaffnet sind. Zu diesen Cephalopoden, die in allen Meeren häufig vorkommen und von denen einige Arten Mannslänge erreichen, ja zu riesiger Größe anwachsen, gehörten in den vorweltlichen Schöpfungen die Ammonshörner (s. d.), Belemniten, in den heutigen Meeren die Argonauta, der Nautilus, die Sepia und der eigentliche Seepolyp oder Pulpe (Octopus) mit acht Armen von fast gleicher Länge, doppelreihigen Saugnäpfen, sackförmigem, weichem Körper, der sich von Fischen nährt und zuweilen den Badenden durch Anfaugen gefährlich wird. Sein Fleisch wird, meist geröstet, gegessen. Außerdem nennt man P. die Thiere der Korallen (s. d.) sowie ferner die Hydrar-P., als deren Typus der Süßwasserpolyp (Hydra) dient, dessen Arten sich in allen süßen Gewässern, vorzugsweise gern an den Wurzeln der Wasserlinsen finden. Diese Thiere stellen gewissermaßen einen Magenschlauch vor, an dessen vorderm Mundende mehrere Arme in wechselnder Zahl im Kreise stehen, die ganz eingezogen werden können und mit eigenthümlichen Nesselorganen bewaffnet sind. Durch letztere werden kleine Wasserthiere, Flohkrebse u. s. w. gefangen und getödtet, die dann in dem Magenschlauche zur Verdauung gelangen. Die Reproductionskraft dieser winzigen Thiere, welche zusammengezogen wie ein kaum linsengroßes Schleimtröpfchen aussehen, ist außerordentlich; jedes abgeschnittene Stück wächst unter günstigen Verhältnissen zu einem ganzen Thiere aus. Sie pflanzen sich durch Sprossen und Eier fort. Im Meere gibt es eine Menge ähnlicher Organismen, welche zu den Quallen (s. d.) in eigenthümlicher Beziehung stehen.

Polypen nennt man in der Medicin auf eine kleine Stelle beschränkte Wucherungen der Schleimhäute, die bald nur flache Hügel darstellen, bald stärker hervorragen oder selbst von birnförmiger Gestalt und dann gestielt sind. Eingetheilt werden sie hauptsächlich ihrer Structur nach in weiche oder Blasen- oder Schleimpolypen und in feste oder Fleischpolypen. Im allgemeinen sind solche P. so gutartig wie die Warzen auf der äußern Haut und unterscheiden sich hierdurch von den krebsartigen Wucherungen, erlangen auch meist nur durch die Stelle, an welcher sie sitzen, Bedeutung. Die in der Nasenhöhle befindlichen erschweren das Athmen durch die Nase und entstellen die Sprache. Die in der Kieferhöhle sitzenden können diese auftreiben und die Gesichtsknochen in selbst lebensgefährlicher Weise auseinanderdrängen. Die P. in der Nähe des Kehlkopfs oder in demselben machen die Stimme klanglos und können den Durchtritt der Luft selbst völlig verhindern (Erstickungsgefahr). Der Sitz derselben in der Gebärmutter bedingt Unfruchtbarkeit und oft erschöpfende Blutungen. Der Polyp muß, wenn er Störungen und Beschwerden hervorruft, durch eine Operation entfernt werden, die je nach dem Sitze, der Gestalt u. s. w. desselben verschieden ist (z. B. Abschneiden, Abbinden, Abbrehen, Brennen, Aetzen). Manchmal entstehen die P. wieder, nachdem sie ausgerottet worden sind.

Polyphēm (griech. Polyphemos), der Sohn des Poseidon und der Nymphe Thoosa, ein ungeheuerer einäugiger Riese, war der berühmteste unter den Cyklopen (s. d.), in dessen Höhle Odysseus, als er an der Westküste Siciliens landete, mit zwölf Gefährten kam, von denen P. sechs nach und nach verzehrte. Den übrigen stand dasselbe Schicksal bevor. Allein Odysseus berauschte das Ungeheuer, brannte ihm dann im trunkenen Zustande mit einem glühenden Pfahle sein Auge aus, versteckte sich und seine noch übrigen Gefährten unter die Bäuche der Riesenschafe, als sie P. aus der Höhle auf die Weide gehen ließ, und entkam so der Gefahr. Diese Sage liegt im ganzen dem satirischen Drama des Euripides, welches Kyklops genannt wird, zum Grunde. Von spätern Dichtern wird oft die Liebe des P. zur Galatea (s. d.) erwähnt.

Polypōdium L., Name einer der artenreichsten Gattungen von Farrnkräutern, welche sich durch nackte (schleierlose) runde Fruchthäufchen auszeichnet und den Typus der größten Abtheilung der Farrn, der Polypodiaceen, bildet. Die große Mehrheit ihrer Arten wächst innerhalb der Wendekreise und gibt es unter diesen viele durch Größe und Schönheit ausgezeichnete (z. B. P. aureum L. in Westindien, mit kolossalen fiederspaltigen Wedeln). Unter den wenigen in Deutschland heimischen Arten, welche im allgemeinen Tüpfelfarrn genannt zu werden pflegen, verdient namentlich das gemeine P. oder das Engelsüß (P. vulgare) hervorgehoben zu werden.

Dieses in Fels- und Mauerspalten, seltener an Baumstämmen wachsende Farrnkraut hat einen kriechenden, dicht mit rostbraunen Schuppen (Spreublättern) bedeckten, verzweigten Wurzelstock und etwa fußlange, gestielte Wedel mit fiedertheiliger Blattfläche, an deren untern Seite die großen runden, schön rostgelben Fruchthäufchen reihenweise stehen. Der ekelhaft süß schmeckende Wurzelstock wird als Radix Polypodii oder Filiculae dulcis in der Heilkunde als auflösendes Mittel bei Husten und Heiserkeit angewendet. In Laub-, namentlich Buchenwäldern, kommen zwei andere Arten häufig vor: P. Dryopteris L. und P. Phegopteris L. Erstere, in haubaren Buchenbeständen und Buchenbesamungsschlägen den Boden oft massenhaft bedeckend, hat im Umriß dreieckige, breitheilige und zugleich doppelt- bis dreifach-fiedertheilige Wedel, die zweite Art im Umriß lanzettförmige, lang zugespitzte, doppelt-fiedertheilige Wedel. Beide Arten sind höchst zierliche Farrnkräuter.

Polyporus L., Löcherpilz, eine artenreiche Gattung von Hutpilzen oder Hymenomyceten (s. Pilze), welche sich dadurch auszeichnet, daß der die Sporen enthaltende Apparat aus an der Unterseite des Huts senkrecht nebeneinander gestellten Röhren besteht, deren Innenwand von den Basidien, welche an ihrer Spitze je vier Sporen tragen, ausgekleidet wird. Von Boletus unterscheidet sich diese Gattung außer andern Merkmalen durch die harte, holzige Beschaffenheit des bald gestielten, bald ungestielten Huts, weshalb die Löcherpilze oft ein bedeutendes Alter erreichen. Dann vergrößert sich der Hut jedes Jahr und zeigt auf seiner Oberfläche ebenso viele concentrische Furchen als er Jahre zählt. Die meisten Arten wachsen an Baumstämmen. Unter diesen verdienen eine besondere Erwähnung: der Lärchenschwamm (P. officinalis Fr., Boletus Laricis Jacqu.) und die beiden Arten, aus denen der früher allgemein gebräuchliche Feuer- oder Zündschwamm bereitet wird (P. igniarius L., an Weiden und Obstbäumen häufig, und P. fomentarius L., vorzüglich an Buchenstämmen). Um diese harten, holzigen Pilze in Zundschwamm umzuwandeln, kocht man dieselben in Lauge, trocknet sie, klopft sie und siedet sie nochmals, aber in Salpetersäure. Der Buchenlöcherpilz wird vorzugsweise zur Bereitung des Feuerschwamms verwendet.

Polyptoton (griech.) heißt eine rhetorische Figur, die in der nachdrücklichen Wiederholung desselben Substantivs oder Zeitworts in verschiedenen Casus oder Personen und Tempora besteht.

Polysperchon, ein berühmter Feldherr Alexander's d. Gr., von Geburt ein Aetolier, wurde von Antipater (s. d.) bei dessen Tode 318 v. Chr. zum Vormund über die Kinder Alexander's und zugleich zum Reichsverweser ernannt. Der Sohn des Antipater, Kassander, welcher mit wildem Hasse gegen das macedon. Königshaus erfüllt war, fühlte sich dadurch zurückgesetzt und begann in Verbindung mit Antigonus (s. d.) einen Kampf um die Reichsverwesung, während P. den Eumenes (s. d.) für sich gewann. Der Ausgang war für letztere unglücklich, da Eumenes in Asien durch Treulosigkeit und Verrath unterging, P. aber in Europa sein Ende fand.

Polysyndeton heißt im Gegensatze zu dem Asyndeton (s. d.) eine Redefigur, vermöge deren die Verbindungspartikeln der Sätze gegen den gewöhnlichen Gebrauch gehäuft werden, entweder um den Unterschied einzelner Vorstellungen stärker hervorzuheben, wie in Schiller's Worten: «Und es wallet und siedet und brauset und zischt», oder um die Allmählichkeit des Fortschritts von einem Zustande oder einer Handlung zu andern lebendiger zu veranschaulichen, oder um den allzu raschen Gang der Vorstellungen zu hemmen, oder endlich, um die Sätze durch mehrere Partikeln auf das genaueste zu verbinden.

Polytechnik ist der jetzt übliche Name für den Inbegriff aller zur Ausübung der verschiedenen Künste und Gewerbe erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten, meist mit dem Nebenbegriff der Zurückführung auf ihre mathem. und naturwissenschaftliche Basis. Man nennt daher Polytechnische Schulen oder Institute im Gegensatze zu den Gewerbschulen diejenigen höhern Lehrinstitute, welche sich die Bildung wissenschaftlicher Techniker in jeder Richtung zur Aufgabe machen. Polytechnische Vereine und Gesellschaften haben den gewöhnlichen Gewerbvereinen gegenüber besonders die Richtung auf Vermittelung zwischen Wissenschaft und Gewerben. Polytechnische Journale wollen nicht blos alle Richtungen der Technik umfassen, sondern auch der reinen Empirik gegenüber das wissenschaftliche Element festhalten. Die neueste Zeit indessen, welche alles mit hochtrabenden Namen zu belegen liebt, wendet das Beiwort polytechnisch sehr oft auf Institute viel niederer Gattung an. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die ungeheuere Entwickelung der Industrie in England den Anstoß zur Entwickelung der P. auf dem Continente und der darauf bezüglichen Regierungsthätigkeit gegeben hat. Die Art der Ausführung ist aber dem Continent angemessen. Während nämlich jeder Engländer sehr wohl den Einfluß wissenschaftlicher Fortschritte auf die Technik begreift, ohne jedoch seine In-

struction gerade auf dem Wege systematischer Schulbildung zu suchen, während ganz von selbst in London, Manchester u. s. w. durch die bloße Privatthätigkeit engl. Associationsgeistes sog. Mechanics institutions entstanden, die namentlich mit Apparaten und Modellen, zum Theil der prachtvollsten, stets aber der instructivsten Art reichlich versehen sind, und in denen von gelehrten Technikern einzelne, an diese vorhandenen Lehrmittel angeknüpfte Vorträge und kleine Curse gehalten werden, ist auf dem Continent das alles von oben herab in systematischer Weise eingerichtet worden. Die Theorie fordert im allgemeinen in jedem polytechnischen Institute vollständige Vorträge über Mathematik, Physik und Mechanik, Chemie mit praktischen Arbeiten im Laboratorium, Maschinenlehre, und zwar mathematische sowol als Lehre von den Maschinentheilen und der Construction, und Maschinenzeichnen; praktische Geometrie mit Planzeichnen, Bauwissenschaften, Sprachen und kaufmännische Lehren. Die berühmteste ist die Polytechnische Schule zu Paris, die 1795 nach Monge's Plan gegründet und 1816 neu organisirt wurde. Die ganz militärisch eingerichtete und unter dem Kriegsministerium stehende, gleichwol durch einen merkwürdigen Republikanismus der Schüler und selbst der Lehrer sich auszeichnende Anstalt ist zunächst für die Vorbildung der Artillerie- und Genieoffiziere, der Straßenbau- und Bergingenieure, der Seeleute, also für den Staatsdienst bestimmt, und verhältnißmäßig werden sehr wenig andere Zöglinge von ihr gebildet. Nach beendigtem Cursus der Polytechnischen Schule treten die Eleven in die Specialschulen, wie die École du génie, de la marine, des mines und des ponts et chaussées über und von da in den Staatsdienst. Die Anstalt leistet für ihren Zweck Außerordentliches, und man kann nirgends besser besetzte technische Corps im Staatsdienste treffen als in Frankreich. Für die Privatindustrie thut sie indessen sehr wenig; denn solche Zöglinge sind auf die mehr dem allgemeinen Plane folgende École centrale des arts et manufactures angewiesen, welche ebenfalls vortreffliche Professoren und Sammlungen besitzt. In Deutschland steht der Zeit nach das 1801 gegründete Technische Institut in Prag voran, welches noch gegenwärtig Tüchtiges leistet; das 1815 in Wien unter Prechtl's Direction gegründete Polytechnische Institut hat das Verdienst, daß sich eine bessere Behandlungsart der Technologie von ihm aus Bahn brach. Außerdem bestehen polytechnische Schulen in Brünn, Gratz, München, Dresden, Hannover, Stuttgart, Karlsruhe, Braunschweig. Die Gewerbeakademie zu Berlin ist eine polytechnische Schule mit der Beschränkung des Plans, daß die Baufächer davon ausgeschlossen und an eine besondere Bauakademie verwiesen sind. Eine polytechnische Schule zu Aachen war 1867 im Entstehen begriffen. Die Schweiz besitzt seit 1855 das treffliche eidgenössische Polytechnicum in Zürich.

Polytheismus oder **Vielgötterei** heißt, im Gegensatze zu dem Monotheismus (s. d.) oder dem Glauben an Einen Gott, der Glaube an viele Götter und die Verehrung derselben als verschiedener voneinander unabhängiger Wesen. Die Naturreligion gestaltet sich, sobald sie über ihre ersten rohesten Anfänge im Fetischismus (s. d.) hinausgeschritten ist, nothwendig polytheistisch, wie umgekehrt der P. selbst in dem Maße als er geistigen Inhalt gewinnt einen monotheistischen Zug zeigt. Die Götter des polytheistischen Volksglaubens sind zunächst Personificationen von hervorragenden Mächten und Erscheinungen des Naturlebens; mit der steigenden Culturentwickelung erfüllen sich dann die mytholog. Göttergestalten mit geistigem und sittlichem Gehalt, ein Proceß, der freilich als feine nothwendige Consequenz die fortschreitende innere Auflösung der polytheistischen Religionen mit sich führt. Eine eigenthümliche Form des P. ist der Dualismus (s. d.), welcher ebenfalls zuerst von der Naturreligion ausgeht, in seiner ausgebildeten Gestalt aber, wie er im Zoroaster'schen Parsismus vorliegt, auf dem ethischen Gegensatze eines guten und eines bösen Princips ruht.

Polytrichum L., Name einer Gattung der akrokarpischen Laubmoose, welche sich besonders dadurch auszeichnet, daß die Mütze der bald runden, bald vierkantigen Büchse zottig behaart ist und sich innerhalb des aus 32 oder 64 Zähnen bestehenden Mundbesatzes eine trommelfellartige Haut befindet. Die Arten dieser Gattung sind perennirend, haben einfache oder wenig verzweigte, mit dichtgedrängten, lineallanzettlichen, starren, starknervigen Blättern besetzte Stengel und langgestielte Früchte. Sie sind noch dadurch sehr merkwürdig, daß die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane auf verschiedenen Individuen sich befinden und daß erstere auf einer an der Spitze des Stengels befindlichen zierlichen Rosette rothgefärbter Blätter, die wirklich wie eine kleine Blume aussieht, stehen. Nach der Blütezeit wächst häufig der Stengel durch die Rosette hindurch. Die verbreitetste und gemeinste Art ist das unter den Namen Goldhaar und Widerthee bekannte Moos (P. commune L.), welches überall auf Heide- und Torfboden, in Waldbächen, an nassen Waldstellen, auf feuchten Wiesen wächst, und dessen Stengel bisweilen

eine Länge von mehrern Fußen erreichen. Dasselbe bildet dicke, schwellende Polster und trägt mit zur Torfbildung bei. Seine Büchse ist vierkantig, die Mütze rostgelb. Früher wurde das Moos unter dem Namen Herba Adianti aurei oder musci capillarei bei Brustleiden und bei zu stark menstruirenden Frauenzimmern als schweiß- und harntreibendes Mittel angewendet.

Polyxēna, die Tochter des Priamos und der Hekabe, wurde vom Achilles geliebt und später vom Neoptolemos auf dem Grabe desselben geopfert, als den Hellenen, die zur Rückkehr Anstalt trafen, der Schatten des Helden erschien und P. zum Opfer forderte. Die nach ihr benannten Tragödien des Sophokles und Euripides, die ihr Schicksal behandelten, sind verloren gegangen.

Pomaceen heißen im natürlichen Pflanzensystem alle Laubholzgewächse, welche eine Apfelfrucht (pomum) zur Frucht haben. (S. Apfelfrucht.) Je nachdem dieselbe Kapseln oder Steinkerne enthält, zerfallen die P. in kapselfrüchtige (P. capsuligerae) und steinfrüchtige (P. putaminatae). Zu erstern gehören die Gattungen Pyrus, Sorbus und Cydonia, also auch unsere sämmtlichen Kernobstsorten, zu letztern die Gattungen Mespilus, Crataegus und Cotoneaster. Die P. sind theils Bäume, theils Sträucher, manche mit dornspitzigen Zweigen (z. B. der wilde Birnbaum) oder mit Dornen (Crataegus) versehen. Die abwechselnd gestellten Blätter sind, außer bei Sorbus, welche Gattung unpaarig-gefiederte Blätter besitzt, einfach und meist ganz, am Grunde des Stiels mit abfallenden oder stehenbleibenden Nebenblättern versehen. Die stets regelmäßig geformten, verschiedenartig angeordneten Blüten haben einen unterständigen Scheinfruchtknoten mit fünf angewachsenen Kelchblättern, eine fünfblätterige, meist weiße, seltener rosenrothe oder rothe Blumenkrone, zahlreiche Staubgefäße, sammt den Blumenblättern in perigynischer Stellung und einen oder mehrere Griffel. Nach dem Linné'schen System gehören die P. in die 12. Klasse. Die P. sind noch ausgezeichnet durch die große Menge von Kurztrieben, welche sie entwickeln, und an deren Ende die Blüten zu stehen pflegen.

Pomade oder Pommade (franz. pommade, ital. pomata, abgeleitet vom lat. pomum, Obstfrucht) nennt man im allgemeinen eine zu kosmetischen wie zu therapeutischen Zwecken verwendete Masse, deren Grundbestandtheil in der Regel ein Fett bildet, gewöhnlich reines Schweinefett (axungia porci), dem man je nach dem Grade der Consistenz, welche die P. haben soll, irgendein fettes Oel (Olivenöl, Ricinusöl), Harz oder Wachs zusetzt. Gewöhnlich ist das Fett der Träger eines in Form von ätherischen Oelen u. s. w. zugesetzten Parfums. Die oft beliebte Rothfärbung der P. geschieht durch den in Fetten löslichen, rothen Farbestoff der Allamawurzel. Das Geschmeidighalten besonders trockenen Haupthaars durch mäßige Anwendung von P. ist rathsam, dagegen der übermäßige Gebrauch namentlich von stark parfumirten P. unsauber, unschön, ja schädlich. P. mit Zusatz vorgeblich therapeutisch wirksamer Mittel zur Wiederbelebung des Haarwuchses aus kahlgewordenen Stellen des Kopfes sind nur Erzeugnisse der Charlatanerie. Das Geschmeidighalten trockener, aufgesprungener Haut geschieht am besten durch Einreibungen mit reinem, nicht ranzig gewordenen Schweins- oder Rindstalg.

Pomare (Königin), s. Otaheiti.

Pombal (Sebastião Jose de Carvalho e Mello, Graf von Oeyras und Marquis von P.), portug. Staatsmann, geb. 13. Mai 1699 in Soure bei Coimbra als der Sohn eines wenig begüterten Landedelmanns, studirte die Rechte in Coimbra, nahm darauf Militärdienste, zog sich aber bald wieder in seine Heimat zurück, wo er mehrere Jahre lang wissenschaftlichen Studien oblag. 1739 übertrug König Johann V. ihm den Gesandtschaftsposten in London. Zwar wurde er 1745 wieder abberufen, doch die Königin Maria Anna (von Oesterreich), P.'s Gönnerin, vermittelte, daß man ihn als Gesandten nach Wien schickte, wo er großes Ansehen gewann und sich (zum zweiten mal) mit einer Gräfin Daun vermählte. Der Sohn und Nachfolger Johann's V., König Joseph I., ernannte auf Empfehlung der Königin-Mutter im Sommer 1750 P. zum Minister des Auswärtigen und 1756 zum Premierminister. Auch erhielt er die Titel eines Grafen von Oeyras und (1770) eines Marquis von P. In dieser Stellung bewährte er sich als der entschiedenste Vertreter des aufgeklärten Despotismus und strebte durch tiefeingreifende Reformen das zerrüttete und verschuldete Portugal wieder zu heben. Er beförderte Ackerbau, Industrie und Handel, sorgte für das Unterrichtswesen, beschränkte die Macht des Inquisitionstribunals, schaffte die Misbräuche in Verwaltung und Rechtspflege ab u. s. w. Als das furchtbare Erdbeben vom 1. Nov. 1755 Lissabon verwüstete, bewährte er sich als Retter in der Noth und entfaltete die größte Energie, sodaß die Stadt aus ihren Ruinen bald wieder schöner erstand. Das portug. Volk hat ihm deshalb ein dankbares Andenken bewahrt und bezeichnet ihn noch heutigentags schlechtweg als den «großen Marquis» (o grão marquez). Dagegen zeigte sich der hohe Adel erbittert über die Verletzung seiner Privilegien

und über die Schonungslosigkeit, mit der P. die verschleuderten Krongüter und Lehnsherrschaften wieder für die Krone einzog. Noch feindseliger erwies sich dem Minister die Gesellschaft Jesu, welche bisher in Staat und Kirche Portugals allmächtig gewesen war. Als in Südamerika eine Grenzregulirung zwischen den span. und portug. Besitzungen durchgeführt werden sollte, widersetzte sich die Bevölkerung der Jesuitenmissionen (s. Paraguay) zuletzt gar mit bewaffneter Hand, und erst nach blutigen Kämpfen wurde der Aufstand 1755 unterdrückt. Im Sept. 1757 gelang es P., die Jesuiten ganz vom portug. Hofe zu entfernen, und auch Papst Benedict XIV. ließ sich bewegen, eine Visitation des Ordens in Portugal anzuordnen (Juni 1758). Bald darauf geschah ein Mordversuch gegen König Joseph, indem dieser in der Nacht vom 3. bis 4. Sept. 1758, als er durch die Straßen Lissabons fuhr, durch zwei Schüsse leicht verwundet wurde. Die Untersuchung ergab, daß zwei hervorragende Familien des portug. Adels dies Attentat angestiftet hatten, und bereits 13. Jan. 1759 wurde der Marquis von Tavora mit seiner Gattin und seinen Söhnen sowie der Herzog von Aveiro nebst ihren Helfershelfern vor dem Schlosse von Belem grausam hingerichtet. Auch die Jesuiten wurden der Mitschuld bezichtigt und viele derselben, besonders der berühmte Pater Malagriba (s. d.), ins Gefängniß geworfen. Schon 19. Jan. 1759 ließ P. das Vermögen des Ordens mit Beschlag belegen, und trotz aller Proteste des Papstes Clemens XIII. erfolgte am Jahrestage des Attentats, 3. Sept. 1759, ein königl. Decret, wodurch die Jesuiten als Verräther und Rebellen auf ewige Zeiten aus dem portug. Reiche verbannt wurden. Man vollstreckte das Decret mit größter Strenge und deportirte sämmtliche Jesuiten zu Schiffe nach dem Kirchenstaate. Im Juli 1760 ward auch der päpstl. Nuntius, weil er sich feindselig benahm, mit Dragonern über die Grenze gebracht, und im Sept. 1761 erfolgte die Hinrichtung des Paters Malagriba. Infolge davon trat eine äußerste Spannung in dem Verhältnisse zum päpstl. Stuhle ein. Erst nach der Erhebung Clemens' XIV. fand eine vollständige Wiederaussöhnung statt, ohne daß P. irgendwelche Concessionen machte. Seitdem war P. unumschränkter Herr und konnte ungestört seiner reformatorischen Wirksamkeit nachgehen. Während des kurzen Kriegs, in den Portugal, als Englands Bundesgenosse, mit Spanien sich verwickelt sah (1762—63), übertrug P. auf engl. Empfehlung das Obercommando dem Reichsgrafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der das portug. Heer vollständig reorganisirte, aber schon 1764 nach Deutschland zurückkehrte. Auch die Flotte ward wieder in guten Stand gesetzt, und die überseeischen Colonien fühlten gleichfalls die gewaltige Hand des Reformators. Als aber 24. Febr. 1777 König Joseph I. starb und dessen Tochter Maria, P.'s heftigste Feindin, auf dem Throne folgte, mußte P. schon 5. März 1777 seine Entlassung nehmen, und die meisten seiner Einrichtungen wurden wieder aufgehoben. Er hatte der jungen Königin einen Schatz von angeblich 78 Mill. Crusaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Doch der Haß seiner Feinde war mächtiger als sein Verdienst, und die Großen versuchten alles, ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder untersuchen, und P. rettete sich nur dadurch, daß er die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht waren, vorlegte. In der Zurückgezogenheit starb er im Flecken Pombal, 8. Mai 1782. Seine Lebensgeschichte wurde von dem Parteigeiste sehr entstellt; so namentlich von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den «Anecdotes du ministère de P.» (Warsch. 1784). P.'s eigene Vertheidigungsschrift in Dohm's «Materialien zur Statistik» beweist wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert hatte. Vgl. «L'administration du Marquis de P.» (4 Bde., Amsterd. 1788); Smith, «Memoirs of P.» (2 Bde., Lond. 1843).

Pomeranzen heißen die Früchte derjenigen Varietät des Orangenbaums (Citrus Aurantium L., s. Citrus), welche man als die ursprüngliche Form dieses Baumes betrachtet. Sie unterscheiden sich von den Apfelsinen (s. d.), denen sie sehr ähnlich sehen, fast nur durch ihr überaus bitter schmeckendes Fleisch, weshalb man sie auch in Spanien bittere Orangen, im Gegensatz zu den Apfelsinen, den süßen, nennt. Bezüglich der Blätter und Blüten findet gar kein Unterschied zwischen dem Pomeranzen- und Apfelsinenbaume statt. Die Blüten werden gleich denjenigen der übrigen Orangeriegewächse als Riechmittel und zur Bereitung des Pomeranzenblütenöls (Oleum Neroli) benutzt; aus den Fruchtschalen, welche als Cortices Aurantiorum auch in der Heilkunde vielfältige Verwendung finden, bereitet man das Pomeranzenschalenöl (Oleum Aurantii corticum) sowie köstliche, das Verdauungssystem wohlthätig anregende Liqueure, unter denen der auf Curaçao aus den Schalen der dort gebauten, besonders aromatischen P. (Cortices Aurantiorum curassaviensium) weltberühmt ist. Die P. sind

in der Regel kleiner als die Apfelsinen. Uebrigens gibt es eine große Anzahl von Spielarten. Bei uns wird der Pomeranzenbaum von allen Orangeriegewächsen am häufigsten cultivirt (namentlich auch als Topfpflanze), weil er am wenigsten empfindlich ist und auch bei geringer oder vernachlässigter Pflege noch leidlich gedeiht.

Pomerellen (Pomerania parva) hieß früher der Landstrich des jetzigen Westpreußen, der zwischen dem linken Ufer der Weichsel, Pommern, dem Großherzogthum Posen und der Ostsee liegt, mit den Städten Schwetz, Konitz, Stargard und Dirschau. Das Land hatte früher eigene Fürsten, fiel aber schon 1290 an Polen, das wegen desselben viele Kämpfe mit den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und dem Deutschen Orden bestand. 1310 eroberten es die Deutschen Ritter, die es aber 1466 wieder an Polen abtreten mußten, bei dem es bis zur ersten Theilung Polens 1772 verblieb.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preuß. Monarchie gehöriges Herzogthum, begrenzt im W. von Mecklenburg, im S. von Brandenburg, im O. von Westpreußen und im N. von der Ostsee, ist durch die Oder in *Vor-* und *Hinterpommern* getheilt. Jenes liegt westlich, dieses östlich des Flusses. Gegenwärtig bildet P. in Vereinigung mit einigen Theilen der vormaligen Neumark und einigen Orten Westpreußens die preuß. gleichnamige Provinz, die in drei Regierungsbezirke (Stettin, Köslin und Stralsund) und, abgesehen von der Hauptstadt Stettin (s. d.), in 26 landräthliche Kreise getheilt ist und (eingerechnet die Wasserfläche der Haffe, Bodden und Wieke, 27,94 Q.-M.) ein Areal von 574,83 Q.-M. mit einer Bevölkerung (Census 1864) von 1,437375 E. (wobei 18654 Militärs) hat. Die Wasserflächen abgerechnet entfallen demnach 2628 Bewohner auf 1 Q.-M., weniger als in irgendeiner andern preuß. Provinz. Von der Bevölkerung waren 1864: 1,365292 Deutsche und 72083 Nichtdeutsche (Kassuben, Juden u. s. w.), nach der Religion 1,401485 Evangelische, 15131 Römisch- und 34 Griechisch-Katholische, 37 Mennoniten, 7507 Dissidenten, 13181 Juden und 10 anderer Religion Angehörige. Die Provinz hat 72 Städte mit 439580 E. (einschließlich des Militärs), 8 Flecken und 2438 Dörfer. Sie enthält zwar weite Strecken niedrigen Flachlandes, ist aber keineswegs durchweg einförmig. Vorpommern, vorherrschend flach, hat überaus zerrissene Küsten (s. *Bodden*) und malerische Gegenden auf den Inseln Rügen, Usedom und Wollin. Hinterpommern hat eine niedrige Küste mit Sandhügeln und Dünen, die sich durch Stürme oft verändern, hier und da von Strandseen unterbrochen. Weiter landeinwärts erheben sich der isolirte, 615 F. hohe Muttrinberg zwischen Lupow und Stolpe, der 792 F. hohe Hollenberg und der 840 F. hohe Heiligenberg in der pittoresken Gegend von Pollnow an der Grabow, in einem zerrissenen Berglande mit steilen Schluchten, Seen und Mooren. Hinter diesem vorgeschobenen Hochländchen steigt eine zusammenhängendere, compactere Masse auf, die *Pommersche Seenplatte*, ein aus Westpreußen (Pomerellen) eintretendes und gegen Südwesten zur Oder streichendes niedriges Plateau mit aufgesetzten Hügelreihen und Hügelgruppen, unzähligen Seen und Wasserläufen, die sich nordwärts als Küstenflüsse, theils schiffbar, theils flößbar, in die Ostsee ergießen, wie die Leba, Lupow, Stolpe, Wipper mit Grabow, Persante und Rega, oder südwärts der Weichsel und Netze zufließen. Es beginnt dieser merkwürdige Höhenzug, der theilweise den entschiedenen Charakter des Berglandes trägt, mit dem Dombrowaberg, östlich von Lauenburg, der sich unter vielen andern wenig niedrigern Kuppen 652 F. erhebt. Dann folgt gegen Südwesten die 526 F. hohe *Hochebene von Rummelsburg*, die ödeste Gegend P.s, von allen Seiten von höhern kahlen Bergkuppen umgeben, mit Moorgründen, tiefen Seen und zahlreichen Geschieben bedeckt. Hieran schließen sich die überaus seenreiche *Neustettiner Platte* mit dem 678 F. hohen Spitzberg im Norden von Tempelburg, weiterhin dem 757 F. hohen Ratzenberg bei Ratzebuhr und das unter dem Namen der *Pommerschen Schweiz* bekannte anmuthige Bergländchen von Polzin im Süden von Belgard. Die 914 stehenden Wasser und die 52 Landseen der hinterpommerschen Seenplatte, unter welchen der Vilmsee, der Dratziger-, Pielborg-, Lubbe-, Plön- und Madüesee die bedeutendsten sind, nehmen 12,73 Q.-M. ein. Der Hauptfluß ist die Oder (s. d.), welche unterhalb Stettin den 1 Q.-M. großen Dammschen See, dann das Stettiner oder Pommersche Haff bildet, welches durch die drei Ausflüsse Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Der Boden Hinterpommerns ist meist lehmiger Sand, der selten reichen Kornertrag bringt, während die Küstenstrecken großentheils vortrefflichen Boden haben, besonders bei Stolp. In Vorpommern ist der Boden milder und wärmer und besteht aus Lehm und mergelhaltigem Untergrund. Die häufigen Brüche und Moore liefern meist schlechte, saure Gräser, enthalten aber sehr reiche Torflager. Es ist im ganzen der geringe und Mittelboden vorherrschend. Guter Weizen- und Gerstenboden findet sich nur im Kreise Pyritz, im Oderthal, in den Kreisen Na-

row, Ukermünde (bei Pasewalk) und Demmin an der Peene. Die Insel Rügen hat mit Ausnahme der Westküste fetten, schweren Boden von vorzüglicher Güte mit Untergrund von Kreide und Feuerstein. Von der Bodenfläche der Provinz sind Ackerland 52 Proc., Gartenland 0,3, Wiesen 9,7, Weiden 8,4, Wald 18, uncultivirtes Land 11,6 Proc. Von letzterm kommen 22,75 Q.-M. auf Oedland und 44,2 Q.-M. auf sämmtliche Binnen- und Strandseen, Haffe, Bodden, Flüsse und andere Wasserflächen.

Der Ackerbau ist fast durchweg tüchtig, sodaß das Land in guten Jahren über den Bedarf, ganz besonders Roggen, erzeugt. Meist sind die Güter sehr groß, werden aber in alter Weise bewirthschaftet, indem man das Land, wie in Mecklenburg, drei von sieben Jahren brach liegen läßt. Die wichtigsten Bodenerzeugnisse sind außer dem Getreide Buchweizen, Kartoffeln im Ueberfluß (viel zur Sprit- und Stärkefabrikation benutzt), Flachs, Hanf, Rübsen, Raps, Taback, neuerdings auch Runkelrüben. Die gutbetriebene Waldwirthschaft liefert viel Holz, auch Schiffbauholz, nach dem Auslande. Die Viehzucht, besonders die Schafzucht, ist bedeutend. 1864 zählte man 445747 Rinder, 178677 Pferde, 289079 Schweine, 42510 Ziegen und 3,428522 Schafe, darunter 2,554570 Merinos, mehr als in irgendeiner andern preuß. Provinz. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Korn, Holz, fettes Rindvieh, feine Wolle, Butter, Gänse und Federn, Spickgänse, Schinken und andere Fleischwaaren, pommersche Muränen (jährlich 30000 Stück aus dem Madüesee), Lachse, Neunaugen, Aale, Flundern und Pökelinge sowie Heringe, deren Vorpommern jährlich 20000 Tonnen liefert. An Mineralien ist das Land arm. Doch gewinnt man Sumpferz bei Polzin (wo auch eine Eisenquelle) und bei Torgelow (Kreis Ukermünde), wo seit 1755 eine Eisenhütte besteht, ferner Salz in den Salinen von Greifswald, Kolberg, Sülz und Richtenberg, Bernstein vorzüglich bei Stolp, Kalk, Mergel und Torf. Mineralquellen von Bedeutung sind nicht vorhanden, dagegen besuchte Seebäder in Menge, wie Swinemünde mit Heringsdorf, Misdroi auf Wollin, Divenow, Putbus, Stralsund, Neval Dorf zwischen Kammin und Treptow), Kolberg, Rügenwalde, Stolpmünde und Leba. Die gewerbliche Production ist in P. von keiner großen Bedeutung, doch wird gute Leinwand verfertigt, und es gibt mancherlei Manufacturen. 1862 zählte man 15 Papierfabriken, 20 Gerbereien, 440 Destillationen, 27 Eisenwerke, 10 Maschinenfabriken, 15 Glashütten, 53 Tabacksfabriken, 196 Bierbrauereien, 20 Stearin-, Licht- und Seifefabriken, 12 chem. Fabriken, 179 Oelmühlen und Oelraffinerien, 71 Lohmühlen, 15 Färbereien und 17 Druckereien, 27 Wollspinnereien, 3 Tuchfabriken u. s. w. Die Zahl der Dampfmaschinen war 363, wovon der Regierungsbezirk Stettin allein 274 hatte. Ansehnlich ist an der Küste der Schiffbau und von großer Wichtigkeit der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils zu Land mit den benachbarten preuß. Provinzen unterhalten wird. Außer der Berlin-Stettiner Eisenbahn sind vorhanden die Linien Stettin-Stargard-Posen, Stargard-Köslin und Kolberg, Stettin-Pasewalk-Stralsund mit der Zweigbahn nach Wolgast. Hauptsitz des Handels ist Stettin mit dem Hafen Swinemünde. Kleinere Hafenplätze sind Stolp, Rügenwalde, Köslin, Kolberg, Kammin, Usedom, Jasenitz und Pölitz, Ziegenort, Alt- und Neuwarp, Anklam, Jarmen, Wolgast, Greifswald, Loitz, Stralsund, Barth, Damgarten. Ende 1865 besaß die Provinz 21 Seedampfer von 2590 Last, 696 größere und 388 kleinere Segelschiffe von 118596 Last, zusammen 1102 Schiffe von 121186 Last, mehr als irgendeine andere preuß. Provinz, auch Schleswig-Holstein und Hannover mitgerechnet. Die in Stettin befindliche ritterschaftliche Privatbank P.s wurde 1821 gegründet. Der Bankcredit wird durch das ritterschaftliche Landschaftsinstitut geschützt. Von der pommerschen General-Landschaftsdirection ressortiren die Landschafts-Departementsdirectionen in Anklam, Stargard, Treptow und Stolp. Provinzialstände traten in P. 1823 ins Leben. Ihr Verband umfaßt die jetzigen drei Regierungsbezirke mit Ausnahme der früher zur Ukermark gehörigen Theile der Kreise Randow, Regenwalde und Saatzig (7,8 Q.-M.) im Regierungsbezirk Stettin und der Kreise Dramburg und Schievelbein (9,5 Q.-M.) im Regierungsbezirk Köslin, die sämmtlich zum Verband von Brandenburg gehören. Die Provinz hat 1 Universität, Greifswald (s. d.), mit der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Eldena, 13 Gymnasien (Stettin, Anklam, Greifswald, Stargard, Pyritz, Treptow an der Rega, Köslin, Kolberg, Neustettin, Stolp, Stralsund, Greifswald, Putbus), ferner 1 Progymnasium zu Demmin, 3 Realschulen erster Ordnung zu Stettin, Kolberg und Stralsund, 1 Realschule zweiter Ordnung zu Wolgast, 2 vom Ministerium anerkannte und 5 städtische höhere Bürgerschulen, 2 Provinzialgewerbschulen zu Stettin und Stralsund, 25 höhere Töchterschulen, 6 Schullehrerseminare zu Kammin, Pölitz, Pyritz, Franzburg, Köslin und Bütow, 2 Taubstummenlehranstalten zu Stettin

und Stralsund, 2 Blindenlehranstalten zu Stettin. 1824 wurde eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde gestiftet, die seit 1832 «Baltische Studien» herausgibt. Vgl. Berghaus, «Landbuch von P.» (Bd. 1—4, Anklam 1863—67); Grasso, «Topogr.-statist. Handbuch von Neuvorpommern und Rügen» (Stralf. 1859).

In ältester Zeit wohnten celt., dann deutsche Stämme in P. Nach findet man Hünengräber, Burgwälle, Waffen, Ringe u. s. w. Im 6. Jahrh. wanderten Wenden ein, die das Land Po-More, d. i. «am Meere» nannten und urkundlich selbst unter dem Namen Pomoren und Pomarjanen (Pomerani) vorkommen. Schon damals hatte das Land blühende Handelsplätze. Auf Wollin lag Julin, das fabelhafte Vineta (s. d.). Später ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs, hatte P. von 1062 an eigene Herzoge, als deren Ahnherr Swantibor (gest. 1107) gilt. Schon seit dem 9. Jahrh. machte man von verschiedenen Seiten Versuche, die Pommern zum Christenthum zu bekehren. Der eigentliche Apostel des Landes war der Bischof Otto von Bamberg, der, von dem poln. Herzoge Boleslaw II. zur Bekehrung der Pommern aufgefordert und von deren Herzoge Wratislaw empfohlen, auf zwei Missionsreisen (1124—25 und 1128) mit Weisheit und Milde das Christenthum pflanzte. Am 15. Juni 1124 vollzog er die Taufe von 7000 Pommern am Ottobrunnen bei Pyritz, wo ihm 1824 König Friedrich Wilhelm III. ein Denkmal setzen ließ. Zu Julin wurde das erste Bisthum gegründet, später aber nach Kammin verlegt. Mit der Einführung des Christenthums begann durch Klöster und niedersächs. Ansiedler aus dem Braunschweigischen, Westfalen und Ostfriesland die Germanisirung des Landes. Des erwähnten Herzogs Swantibor Söhne stifteten mehrere Linien und waren ganz unabhängige Fürsten. Die Einfälle der Dänen, Polen und Rugier machten jedoch den Pommern den Anschluß an ein mächtiges Reich wünschenswerth. Kaiser Friedrich I. belehnte die Fürsten Bogislaw und Kasimir im Einverständniß mit Waldemar von Dänemark 1181 im Lager vor Lübeck als Herzoge des Deutschen Reichs mit der Fahne. Das damalige weitausgedehnte Herzogthum umfaßte das Land zwischen der Oder, Warthe, Netze, Weichsel und Ostsee. Hernach unterschied man das eigentliche P. aber Slawien und Pamerellen (das jetzige nördl. Westpreußen bis zur Weichsel). Auch die Ukermark, ein Theil der Neumark und das «Land Stargard» (etwa das jetzige Mecklenburg-Strelitz) gehörten einst zu P. Seit der Verbindung mit Deutschland machte die Germanisirung des Landes große Fortschritte. Zum Ersatz für das 1310 an den Deutschen Orden abgetretene Pomerellen nebst Danzig vereinigte 1325 Fürst Wratislaw IV. die Insel Rügen mit P. Seit 1295 war die dauernde Trennung des Fürstenhauses in die beiden herzogl. Linien Stettin und Wolgast erfolgt. Kämpfe mit den Nachbarstaaten, insbesondere Brandenburg, und Streitigkeiten mit den Städten, namentlich mit dem zur Hansa gehörigen Stralsund, füllen die mittelalterliche Geschichte P.s aus. 1464 erlosch die Linie Stettin. Ihr Besitz ging, trotz der van Brandenburg erhabenen Berufung auf einen Erbvertrag, an die Linie Wolgast über. Doch wurde die Anwartschaft zur Erbfolge dem Kurfürsten Johann Cicero im Vertrage zu Pyritz 1493 ausdrücklich bestätigt. Die letzte Theilung des Landes in die Herzogthümer Stettin und Wolgast 1531 war nicht von langer Dauer. Barnim XI. von Stettin und Philipp I. von Wolgast führten die Reformation und die van Bugenhagen verfaßte Kirchenordnung in ihren Landen ein, die 1534 auf dem Landtage zu Treptow auch van den Ständen angenommen wurde. 1625 erlosch das Haus Wolgast, und 10. März 1637 starb mit Bogislaw XIV. das alte Herzogthum im Mannsstamme aus. In Gemäßheit bestehender Erbverbrüderung hätte nun das Kurhaus Brandenburg das ganze Land in Besitz nehmen sollen. Da aber während des Dreißigjährigen Kriegs P. die Schweden besetzt hielten, so mußte sich das Kurhaus im Westfälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch Karl XII. im Nordischen Kriege auch den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Stettin nur bis zum Frieden besetzt halten wollte, zum Kriege reizte, mußte Schweden an Preußen im Frieden zu Stockholm 1720 den größten Theil Vorpommerns sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten. Damals behielt Schweden blos das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß nebst der Insel Rügen. Durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedisch-P. Schweden hatte nämlich infolge der Besitznahme Norwegens seinen Antheil von P. an Dänemark abgetreten; von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische und eine Summe von 2,600000 Thlrn. ein. Ueberdies zahlte Preußen noch an Schweden $3\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. und vergütete den schwed. Donatarien jährlich 43000 Thlr. Vgl. Kantzow, «Pomerania», eine der besten ältern deutschen Chroniken, herausgegeben von Kosegarten (2 Bde., Greifsw. 1816—17) und von Böhmer (Stettin 1835); Sell, «Geschichte des Herzogthums P.» (bis 1648, 3 Bde., Berl. 1819—20); Barthold, «Geschichte von Rügen und P.» (4 Bde.,

Hamb. 1839—44); Rosegarten, «Pommersche und rügische Geschichtsdenkmäler» (Bd. 1, Greifsw. 1834); Bohlen, «Die Erwerbung P.s durch die Hohenzollern» (Berl. 1865).

Pomologie, s. Obst und Obstbaumzucht.

Pomōna, eine in Latium einheimische Göttin alles dessen, was in Gärten an Gewächsen und Baumfrüchten gezogen und erzeugt wird, hatte in Rom einen eigenen Priester, Flamen Pomonalis genannt. Ihr Gemahl war Vertumnus, der sich anfangs umsonst unter tausend verschiedenen Gestalten bemüht hatte, sich ihr zu nähern, bis er endlich als altes Mütterchen seinen Zweck erreichte und sich dann als schönen Jüngling zeigte. Dargestellt wurde sie mit einem Fruchtkörbchen oder mit Früchten auf dem Schose, mit einem Fruchtkranze in den Haaren und mit dem Gartenmesser in der rechten Hand.

Pomörium hieß in Rom der jeder menschlichen Benutzung entzogene geheiligte Raum, der längs beider Seiten der Stadtmauer hinlief und durch Marksteine (cippi) begrenzt war. Die sog. städtischen Auspicien (auspicia urbana) mußten innerhalb des P. angestellt werden, das zugleich die Grenze des städtischen Friedens war, daher in den Centuriatcomitien die Bürger sich außerhalb desselben versammelten.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), eine durch ihren polit. Einfluß berüchtigte Maitresse Ludwig's XV. von Frankreich, geb. 29. Dec. 1721 zu Paris, war die natürliche Tochter eines franz. Unterbeamten bei der Armeeverwaltung. Ein reicher Generalpächter, der mit ihrer Mutter lebte, nahm sie in sein Haus und ließ sie sehr gut erziehen. Das Mädchen verrieth viel Talent für Gesang und Malerei, war schön und klug und erlangte im Hause des Pflegevaters Gewandtheit und gesellige Bildung. 1741 vermählte sie sich mit dem Unterfinanzpächter Lenormand d'Etioles, der alle Eigenschaften besaß, um sie glücklich zu machen. Die junge Frau faßte jedoch, von ihrer Mutter angeregt, den Plan, durch den Kammerdiener Ludwig's XV., Namens Binet, die Bekanntschaft des Königs zu machen. Sehr anziehend gekleidet, mußte sie während der Jagd im Holze von Senar beim Könige vorüberfahren, wodurch sie auch ihren Zweck mit Hülfe Binet's erreichte. Weil sich Ludwig XV. zuvor seiner alten Geliebten, der Frau von Châteauroux, entledigen wollte, konnte er die neue Bekanntschaft nicht sogleich zu sich nehmen. Erst 1745 erschien sie bei Hofe und empfing zugleich den Titel einer Marquise von P. Ihr Gemahl, der sich nicht zufrieden geben wollte, wurde verwiesen, durfte aber bald zurückkehren und erhielt die Stelle eines Generalpächters der Finanzen, dann der Posten. Die Marquise genoß vom Anfange an bei Hofe großes Ansehen, befaßte sich aber zunächst gar nicht mit Politik, sondern spielte die Rolle einer Beschützerin von Kunst und Wissenschaft. Schon nach einigen Jahren erkaltete die Neigung des Königs, die nie groß war, und sie suchte sich nun demselben unentbehrlich zu machen, indem sie ihm unablässig durch allerlei Spielereien die Zeit vertrieb und für neue Gegenstände seiner Begierden sorgte. Zugleich entschädigte sie sich durch einen unglaublichen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. In ihrem glänzenden Palaste zu Versailles wurde der Staats- und Ministerrath gehalten, und nur ihre Günstlinge erhielten die wichtigen Aemter. Die Theilnahme Frankreichs am Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen sein, indem sie die Kaiserin Maria Theresia durch ein eigenhändiges Schreiben zu gewinnen suchte. Auch entfernte sie den Cardinal Bernis, der mit Ludwig XV. den Frieden wünschte, vom Ministerposten und brachte Choiseul (s. d.) an dessen Stelle. Ihr Einfluß erstreckte sich sogar auf die Ernennung der Feldherren. So ließ sie den Marschall d'Estrées im Augenblicke seiner Siege absetzen und gab ihm eine Reihe unfähiger Nachfolger. Ihr Bruder wurde zum Marquis von Marigny und Surintendanten der öffentlichen Bauten ernannt. Die Marquise starb 15. April 1764, von dem abgestumpften Könige kaum bedauert, von der Nation verabscheut und verspottet. Die «Mémoires» und die «Lettres», die (Lond. 1758) unter ihrem Namen erschienen, sollen von dem jüngern Crébillon sein. Vgl. Capefigue, «Madame de P.» (Par. 1858); De Goncourt, «Les maitresses de Louis XV» (2 Bde., Par. 1861).

Pompeji (lat. Pompei), eine ursprünglich jedenfalls unmittelbar am Meere (das jetzt durch Erweiterung der Küste etwas zurückgedrängt ist) in der Nähe der Mündung des Flusses Sarnus gelegene oskische Stadt Campaniens, 5 St. von Neapel nahe dem südöstl. Fuße des Vesuv, die in der ältern Zeit als Stapelplatz für die weiter landeinwärts gelegenen Ortschaften der Umgegend von Bedeutung war. Mit der Unterwerfung der Samniten kam auch P. unter röm. Herrschaft und wurde allmählich unter Zurückdrängung des oskischen Elements romanisirt, besonders da es durch Augustus zum Municipium, durch Nero zur röm. Colonie erhoben worden war. Im J. 63 n. Chr. wurde die Stadt wie die ganze Umgegend durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht, welches die meisten öffentlichen Gebäude mehr oder weniger beschädigte, sodaß be-

deutende Neubauten nothwendig wurden. Diese waren zum größten Theil vollendet, als der furchtbare Ausbruch des Vesuv 79 n. Chr., durch welchen auch Herculaneum (s. d.) und einige kleinere Orte der Umgegend zerstört und begraben wurden, P. mit einem Regen von Asche und Bimssteinbrocken überschüttete. Seitdem lag die Stadt über $16\frac{1}{2}$ Jahrh. lang unter dieser gegen 20 F. hohen Decke, die im Laufe der Zeit mit Feldern und Weingärten überzogen worden war, begraben und vergessen. Erst 1748 begann unter König Karl III. von Neapel die Aufdeckung derselben, die unter den folgenden Regierungen, freilich in sehr verschiedenem Maßstabe (am eifrigsten unter Murat) fortgesetzt, in der letzten Zeit der Bourbonenherrschaft fast gänzlich sistirt, nach dem Anschlusse Neapels an das Königreich Italien mit rühmlichstem Eifer und in methodischer Weise unter Fiorelli's Leitung wieder aufgenommen worden ist. Vgl. Fiorelli, «Pompeianarum antiquitatum historia» (2 Bde., Neap. 1861—63) und das von demselben Gelehrten herausgegebene, aber bald wieder eingegangene «Giornale degli scavi di Pompei». Der bisjetzt aufgedeckte Theil, etwa die Hälfte des ganzen Stadtraumes, enthält mehrere öffentliche Plätze, darunter das an drei Seiten von Säulenhallen umgebene, mit Marmorplatten gepflasterte große Forum, verschiedene Tempel (des Jupiter, der Venus, der Isis, der Fortuna, des Hercules u. s. w.), öffentliche Gebäude (Basilica, Curien, Senaculum u. a.), zwei große Anlagen für öffentliche Bäder (Thermen), ein Amphitheater, zwei Theater, eine Kaserne für Gladiatoren und sehr zahlreiche Läden und Privathäuser, die durch ihre zum größten Theil erhaltene innere Einrichtung das anschaulichste Bild des antiken Privatlebens gewähren und durch die Malereien, welche die Wände der meisten Zimmer bedecken, sowie durch die künstlerische Behandlung der häuslichen Geräthschaften einen hohen Begriff von dem alles verschönernden Kunstbedürfniß, der Veredlung der Erzeugnisse des Handwerks durch das Kunstgefühl der Alten geben. Es geschieht dies um so mehr, als uns diese Fülle von zierlichen und anmuthigen Kunstwerken in einer einfachen Provinzialstadt entgegentritt. So ist denn mit Recht P. seit Winckelmann's Zeit eine Art Wallfahrtsort für Alterthumsforscher und Alterthumsfreunde geworden. Doch hat man die Bildsäulen, Geräthschaften, Wandgemälde und Mosaiken von ihren Plätzen entfernt und im Museo Nazionale (dem ehemaligen Museo Borbonico im Palazzo degli Studj) in Neapel zu einer in ihrer Art einzigen Sammlung vereinigt. Von der sehr zahlreichen Literatur über P. sind nur zu nennen: Mazois, «Antiquités de Pompéi» (4 Bde., 1812—38), Gell und Gandy, «Pompejana» (Lond. 1817 fg.; Neue Serie 1830), und Overbeck, «Pompeji» (2 Bde., 2. Aufl. Lpz. 1866). Die vollständigste Sammlung der in P. sowie in Herculaneum gefundenen Geräthschaften, Malereien und Mosaiken enthält das Werk von Roux und Barré, «Herculanum und P.» (deutsch von A. Kaiser, 6 Bde., Hamb. 1841); eine Auswahl der schönsten Malereien enthalten die Prachtwerke von Zahn, «Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus P., Herculanum und Stabiä» (3 Serien zu je 100 Tafeln, Berl. 1828 fg.), von Ternite, «Wandgemälde aus P. und Herculanum» (mit Text von O. Müller und Welcker, 11 Lfgn., Berl. 1839—47) und von Rochette, «Choix de peintures de Pompéi» (Par. 1844).

Pompejus ist der Name eines röm.-plebejischen Geschlechts, das erst nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. mit Quintus P. bedeutend wird. Derselbe gelangte trotz des Widerstandes der Nobilität zu curulischen Würden, führte als Prätor den lusitanischen Krieg gegen Viriathus, als Consul gegen Numantia in Spanien und bekleidete 131 die Censur. — Sein Enkel Quintus P. Rufus stand eifrig zur Sullanischen Partei und wurde 87, als er über das Heer des Cnejus P. Strabo den Oberbefehl übernommen hatte, erschlagen. Der Letztgenannte focht mit Auszeichnung im Bundesgenossenkrieg (91—88 v. Chr.), stand aber politisch im schlimmsten Rufe der Zweideutigkeit und tückischen Selbstsucht, wie man ihm denn einen Antheil an der Ermordung des Obenerwähnten zuschrieb. Nach Rom entboten, um die Stadt gegen Marius und seinen Anhang zu schützen, starb er (87) vom Blitz erschlagen. — Sein Sohn Cnejus P. mit dem Beinamen Magnus, geb. 29. Sept. 106 v. Chr., nachmals der berühmte Gegner Julius Cäsar's (s. d.), hat am meisten zum Glanze des Geschlechts beigetragen. Nachdem er schon als Jüngling an den Kämpfen unter seinem Vater theilgenommen und (83) in dem Augenblick, wo Sulla nach Italien zurückkehrte, mit Erfolg gegen die Marianische Partei sich erhoben, stieg er rasch durch glückliche Waffenthaten und die Gunst des allmächtigen Dictators. Gegen Papirius Carbo in Etrurien (82), gegen Cn. Domitius Ahenobarbus in Afrika (81) waren seine Waffen siegreich. Sulla, dessen Stieftochter Aemilia er mit schmählicher Verstoßung der eigenen Gattin Antistia geheirathet, bewies sich dankbar, und der junge, glückliche und talentvolle Soldat schien der natürliche Erbe des Sullanischen Einflusses werden zu müssen. Nach Sulla's Tode war es denn auch P., der gegen den Versuch des Le-

consuls M. Aemilius Lepidus die aristokratischen Einrichtungen Sulla's aufrecht hielt (77) und den begabtesten Vertreter der Marianischen Partei, Sertorius in Spanien, zwar lange Zeit ohne Erfolg bekämpfte, aber doch nach dessen schmählicher Ermordung die Früchte dieser Katastrophe geschickt erntete (71). Ebenso gelang es ihm, den Sklavenkrieg, nachdem Crassus das Schwerste gethan, glücklich zu beendigen, dann gegen die bestehende Ordnung, bevor er die Reihenfolge der übrigen Magistrate durchgemacht, das Consulat für das J. 70 zu erlangen. In dieser Stellung machte er zwar, herrschbegierig und popularitätssüchtig wie er war, der demokratischen Richtung Concessionen; aber er genoß doch auch damals noch die Unterstützung eines Theils der aristokratisch-senatorischen Parteien. Sein glänzendes militärisches Talent war für dieselben zu wichtig, als daß sie nicht dem mehr selbstgefällig-eiteln als großartig-ehrgeizigen Manne manches Opfer hätten bringen sollen. Der Bruch mit dem Senat aber trat ein, als mit Hülfe der Demagogie und des Drucks der Massen ihm in dem Kriege gegen die Seeräuber (67) eine unbeschränkte Vollmacht auf drei Jahre durch das Gabinische Gesetz ertheilt und, nachdem der Kampf beendigt, ihm auch in ähnlicher Weise durch das Manilische Gesetz der Oberbefehl gegen Mithridates übergeben wurde (66). Damit erreichte seine Machtstellung in der Republik ihren Höhepunkt. Es waren nicht blos große Siege, die er erfocht, denn höchst Wichtiges hatte der mit Undank entfernte aristokratische General Lucullus schon geleistet; aber sein unbeschränktes Ansehen, der Einfluß, den er nun besaß, und die Mittel, sich Creaturen und Anhang zu schaffen, galten in diesem Augenblick mehr, als es das Wesen einer republikanischen Staatsordnung vertrug. Indem die aristokratische Partei und die Patrioten, welche die republikanischen Formen zu erhalten suchten, durch dies Uebermaß von Macht aufs höchste besorgt wurden und ihre Wachsamkeit gegen P. schärften, trieben sie den durch Huldigungen und äußere Ehren verwöhnten Mann nur den Gegnern immer mehr in die Arme. Misvergnügt über die Zurückhaltung und das Mistrauen im Senat, das höchst empfindlich sich seit 61 v. Chr. gegen ihn kehrte, schloß er (60) mit Cäsar und Crassus das sog. Triumvirat, wobei Cäsar ihm wol einen Theil seiner Wünsche, die Ackervertheilung an die Veteranen und die Bestätigung der asiat. Einrichtungen, erfüllen half, aber doch zugleich den Einfluß des P. und den Reichthum des Crassus benutzte, um in dem Consulat vom J. 59 den Grund seiner eigenen Macht zu legen, die Sullanischen Einrichtungen aufzulösen, sich selbst die Provinz Gallien zu verschaffen und störende Einflüsse senatorischer Wortführer, wie Cicero war, zu beseitigen. P. erlangte allerdings bei der Erneuerung des Triumvirats 56 das Consulat und die Verwaltung Spaniens auf fünf Jahre; aber Cäsar schuf sich währenddem die Mittel künftiger Herrschaft und blieb den widerwärtigen Zerwürfnissen, deren Schauplatz Rom damals war, persönlich fern. Durch den Tod des Crassus 53 hörte das Triumvirat auf; auch ward durch den Tod der Julia, der an P. vermählten Tochter Cäsar's (54) der Bund beider sehr gelockert und löste sich allmählich. Sowol um gegen Cäsar's wachsende Macht eine Stütze zu gewinnen, als zur Schlichtung der furchtbaren innern Wirren, die in dem Streit zwischen Milo und Clodius ihren Höhepunkt erreichten, näherte sich die aristokratisch-conservative Partei wieder dem P. Er wurde (52) zum alleinigen Consul gewählt und begann nun im Sinne der Partei, mit der er sich wieder ausgesöhnt, zu wirken. Dies drängte zum Bruche mit Cäsar (49), obwol P. auf den Kampf, zu dem sich sein Gegner lange gerüstet, wenig vorbereitet war. P. mußte daher die westl. Länder preisgeben und den Krieg nach Osten spielen. Anfang 48 erschien Cäsar in Epirus. Die Gefechte, die P. in der Nähe von Dyrrhachium, seinem Hauptwaffenplatz, dem Cäsar lieferte, waren nachtheilig für diesen, der, in der Zufuhr behindert, sich nach Thessalien wendete. P. folgte ihm; aber seinem Plan, ihn hier durch Mangel aufzureiben, stellte sich der Uebermuth seiner Partei entgegen, die eine Schlacht wollte. So entschied sich 9. Aug. bei Pharsalus (s. d.) sein Schicksal. Auf der Flucht wandte er sich nach Aegypten, wo er wegen früherer Dienste auf Dank glaubte rechnen zu können; allein die Räthe des unmündigen Königs ließen ihn, bevor er landete, treulos ermorden, ohne sich damit den Dank des Siegers, der wenig Tage später ankam, zu erwerben. Von seinen Kindern überlebten ihn die, welche ihm seine dritte Gemahlin, Mucia, die er 62 wegen Untreue verstieß, geboren hatte: eine Tochter, **Pompeja**, die erst an Faustus Cornelius Sulla, dann an den Cinna, der sich gegen Augustus verschwor, verheirathet war, und zwei Söhne, Cnejus und Sextus. **Cnejus** P., geb. um 78, setzte nach seines Vaters Tode den Kampf gegen Cäsar in Spanien fort, unterlag aber (45) in der Schlacht bei Munda und wurde auf der Flucht getödtet. **Sextus** P., geb. 75, kämpfte erst in Afrika, dann mit seinem Bruder in Spanien gegen Cäsar. Nach der Niederlage von Munda sammelte er neue Kräfte und behauptete sich (44) im südl. Spanien. Er bemächtigte sich nach Cäsar's Ermordung

Siciliens, beunruhigte das Meer und die Küsten, besetzte Corsica und Sardinien und nöthigte das zweite Triumvirat, ihn förmlich in dem Vertrage von Misenum anzuerkennen (39 v. Chr.). Schon im folgenden Jahre wurde dieser Vertrag gebrochen. Octavian bekriegte den Sextus eine Zeit lang ohne Glück, bis ihn Agrippa durch den Seesieg bei Messana überwand. Er entfloh mit dem Reste der Flotte nach Lesbos. Bei dem Versuch, sich Kleinasiens zu bemächtigen, fiel er in die Gewalt des Titius, eines Legaten des Antonius (35), der ihn hinrichten ließ.

Pompejussäule heißt eine berühmte Säule zu Alexandria (s. d.) in Aegypten, die zu den wenigen Ueberresten gehört, welche daselbst aus dem griech.-röm. Alterthume erhalten sind. Noch im Mittelalter stand die Säule in einem Hofe in der Mitte von mehrern hundert kleinern Säulen, woher auch ihr arab. Name Amud-es-Sawari, d. h. Säule der Säulen. Der Schaft, ein Monolith dunkelrothen Granits von echt griech. Arbeit, wahrscheinlich aus der Zeit der ersten Ptolemäer, hat 73 par. F. Höhe und im untern Durchmesser 8 F. Der Untersatz und das Capitäl sind sehr roh aus Sandstein ausgeführt und verrathen die spätere Kaiserzeit. Der Kern des Unterbaues, worauf die ganze Last ruht, besteht aus einem alten, verkehrt in die Erde gesteckten Obelisken mit dem hieroglyphischen Namen Psamnetich. Das Ganze ist 98 F. 9 Zoll hoch und hat 29 F. 8 Zoll im Umfange. Die Säule ist wahrscheinlich bei einer der vielen Belagerungen im 3. Jahrh. n. Chr. umgestürzt, aber, wie die griech. Inschrift am Fußgestell sagt, unter dem Kaiser Diocletian von dem ägypt. Statthalter Publius oder Posidius wieder aufgerichtet worden, der den Fuß und das Capitäl hinzufügen ließ und zum Unterbau einen alten Obelisken benutzte. Die Säule steht vor dem südl. Thore Alexandrias mitten unter Schutthügeln und elenden Lehmhütten von Arabern, welche vom Piedestale Steinstückchen zum Verkauf an Reisende abzubrechen pflegen und bereits den Unterbau ausgehöhlt haben.

Pompelmuse wird die Frucht eines zur Gattung Agrume (Citrus) gehörigen Baums genannt, der im Systeme den Namen Pompelmusagrume (C. decumana L.) führt, dem Orangenbaume gleicht, durch starkgeflügelte Blattstiele und sehr große Früchte sich auszeichnet und besonders in Ost- und Westindien, aber auch in den wärmern Gegenden der übrigen Welttheile cultivirt wird. Die Früchte sind kugelig, zuweilen 10—14 Pfd. schwer und von der Größe eines Menschenkopfs, grünlich- oder blaßgelb, ihre Saftzellen nicht verwachsen, sondern getrennt und die Schale ungemein dick. Im Wohlgeschmacke gleichen sie den besten Orangen und werden deshalb in Ostindien sehr häufig roh gegessen, namentlich von den Brahmanen; mit Wein und Zucker eingemacht dienen sie in der heißen Jahreszeit als angenehmes Erfrischungsmittel, und in Zucker eingesetzt sind sie unter dem Namen Citronat (s. d.) bekannt.

Pompiercorps, s. Feuerlöschwesen.

Ponce de Leon (Fray Luis), einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Spanier, wurde 1527, wahrscheinlich zu Granada, geboren. Er trat 1544 zu Salamanca in den Orden des heil. Augustin und wurde an der Universität daselbst zum Doctor und Professor der Theologie ernannt. Sein Ruf als einer der gelehrtesten Ausleger der Bibel veranlaßte seine Neider, ihn wegen einer gegen das Verbot der Kirche unternommenen Uebersetzung des Hohen Liedes ins Spanische und Deutung des mystischen Sinnes desselben anzuklagen und seine Rechtgläubigkeit bei dem Inquisitionstribunal von Valladolid zu verdächtigen. Infolge davon hatte er fünf Jahre in den Kerkern dieses Tribunals zu schmachten, bis es ihm gelang, seine Verleumder gänzlich zu widerlegen. Unter allgemeinem Jubel wurde er nicht nur in Freiheit, sondern auch in seine vorigen Würden wieder eingesetzt und zuletzt sogar zum Provinzial seines Ordens ernannt. Noch ehe er aber diese Würde angetreten hatte, starb er zu Madrigal 23. Aug. 1591. Quevedo gab 40 J. nach seinem Tode zuerst seine Gedichte (Madr. 1631) heraus; die beste Ausgabe aber davon erschien zugleich mit seinen übrigen Werken in span. Sprache (6 Bde., Madr. 1804—16). Spanisch und deutsch wurden seine Gedichte von Schlüter und Storck (Münst. 1853) herausgegeben. Sowol in seinen eigenen Gedichten als auch in seinen zahlreichen poetischen Uebertragungen altclassischer und biblischer Gedichte zeichnet er sich durch eine ungemeine Correctheit der Sprache und einen bezaubernden Wohllaut der Versification aus. Unter seinen prosaischen Schriften sind die bekanntesten und durch eine musterhafte Sprache ausgezeichnet seine ascetischen Abhandlungen «De los nombres de Cristo» und «La perfecta Casada».

Pondichéry (engl. Pondicherry, indisch Pudutscheri), die Hauptstadt der franz. Besitzungen in Vorderindien (Établissements français dans l'Inde) auf der Küste Koromandel, innerhalb des brit. Districts Süd-Arcat in Karnatik, liegt 18,6 M. südlich von Madras, unweit der Mündung des nur unbedeutende Fahrzeuge tragenden Dschindschi (Gingy) in den Bengalischen Meerbusen, in dürrer Ebene. Die Stadt zerfällt in die Weiße Stadt der Europäer und die

Schwarze Stadt der Eingeborenen, die durch einen überbrückten Kanal getrennt sind. Die letztere besteht größtentheils nur aus Hütten. Die erstere hat schöne gerade Straßen, nach europ. Art gebaute Häuser, einen schönen Platz und hübsche mit Bäumen bepflanzte Boulevards, mehrere kath. Kirchen, ein Collége für die engl., Hindustani- und Malabar-Sprache, mehrere Freischulen für den Elementarunterricht aller Bekenntnisse und Kasten, ein Priesterseminar, öffentliche Werkstätten, eine Bibliothek, eine Buchdruckerei, ein Theater, einen Botanischen Garten. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das Gouvernementshaus, die Missionskirche, die großen Bazars (1827 angelegt), der Leuchtthurm (1836 erbaut). Auch an Pagoden fehlt es nicht. P. ist Sitz des Gouverneurs von Französisch-Indien, eines Verwaltungsraths, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz und eines Friedensgerichts, eines apostolischen Präfecten, einer Congregation der Missions étrangères de France. Die Stadt zählt etwa 51000 E., darunter 1000 Europäer. Es befinden sich hier eine vom Staate unterhaltene Musterspinnerei für Seide und Baumwolle, Hohöfen, eine Kupferschmelze, zahlreiche Indigofärbereien, Manufacturen für Tischleinwand und Baumwollgewebe, namentlich für sog. Guineastoff (blaues Zeug). Ein Hafen ist nicht vorhanden, nur eine offene Rhede, deren geringe Wassertiefe, verbunden mit der starken Brandung an der Küste, eine Landung nur mittels eigens dazu gebauter Flachboote zuläßt. Gleichwol ist der Ort der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen. P. wurde 1672 (nach andern 1679) als Dorf nebst einem kleinen Gebiete vom Könige von Bedschapur (Wisiapur) an die Ostindische Compagnie (s. d.) der Franzosen abgetreten und sofort befestigt, 5. Sept. 1693 von den eifersüchtigen Holländern erobert, aber im Frieden zu Rijswick 1697 wieder zurückgegeben. Der Ort wuchs nun zu einer ansehnlichen Stadt empor, die 1761 über 70000 E. zählte und noch im Anfange des 19. Jahrh. von Lord Valentia als die schönste Stadt Indiens nächst Kalkutta bezeichnet wird. 1748 hielt sie unter Dupleix eine vierzehntägige Belagerung gegen die Engländer aus, wurde aber 16. Jan. 1761 (unter Lally) von den Engländern unter Coote erobert und zerstört, 1763 zurückgegeben, 17. Oct. 1778 abermals von den Briten unter Munro und Vernon erobert, 1783 im Frieden von Versailles aufs neue zurückgegeben, doch schon 23. Aug. 1793 vom Nabob von Karnatik in Verbindung mit den Briten wieder in Besitz genommen, worauf man die Festungswerke abtrug. Im Frieden von Amiens 1802 erhielt Frankreich zwar Stadt und Gebiet wieder zurück, aber bereits 11. Sept. 1803 besetzten sie die Engländer aufs neue und gaben sie erst infolge des Pariser Friedens von 1814 zurück, unter der Bedingung, keine Festungswerke mehr anzulegen. — Das Gouvernement P., der Rest der frühern franz. Besitzungen in Indien, umfaßt in seinen verschiedenen Gebietstheilen ein Areal von 8,39 Q.-M. mit 229533 E. und zerfällt in die fünf getrennten Territorien: P., Karikal, Yanaon, Mahé und Chandernagar (s. d.).

Poniatowski, eine fürstl. Familie in Polen, die ihren Ursprung von dem alten ital., von den Grafen von Guastalla und Montechiarugolo abstammenden Geschlechte der Torelli ableitet. Den Glanz des Geschlechts begründete Stanislaw P., geb. 1677, der während des Nordischen Kriegs sich an Stanislaw Leszczynski und Karl XII. anschloß, mit dem schwed. Heere nach Rußland zog und bei Pultawa wesentlich zur Lebensrettung Karl's XII. beitrug. Letzterer sendete ihn sodann von Bender aus nach Konstantinopel, wo er den Sultan zum Kriege gegen Rußland zu bewegen wußte. Im Auftrage Karl's XII. setzte er Stanislaw Leszczynski zum Fürsten in dem damals schwed. Zweibrücken ein. Nach Karl's Tode trat er zu August II. über, der ihn zum Wojwoden und Regimentarius erhob. Als nach dem Tode August's Leszczynski wieder in Polen als Kronprätendent auftrat, schloß sich ihm auch P. wieder an, wurde aber bei Danzig von den Russen gefangen genommen. Nach seiner Freilassung versöhnte er sich auf Leszczynski's Wunsch mit August III., bei dem er darauf in hohen Ehren stand. Er starb 3. Aug. 1762. — Von seiner zweiten Gemahlin, einer Fürstin Czartoryiska, hinterließ er mehrere Söhne, von welchen, nächst dem zum Könige von Polen erhobenen Stanislaus August (s. d.), zu erwähnen sind: Kazimierz P., geb. 1721, der in den Fürstenstand erhoben wurde, während der Regierung seines Bruders Großkämmerer der Krone war und 1800 starb; Andrzej P., der 1756 deutscher Reichsfürst wurde und 3. März 1773 zu Wien als österr. Generalfeldzeugmeister starb; Michal P., der jüngste der Brüder, der in den geistlichen Stand trat und bis zu der Würde eines Erzbischofs von Gnesen und Primas des Reichs aufstieg. Als er während des Aufstandes von 1794 in Warschau plötzlich starb, entstand die allgemeine Behauptung, daß er seiner Unpopularität wegen aus Furcht sich vergiftet habe. — Jozef Antoni, Fürst P., geb. 7. Mai 1762 zu Warschau, war der Sohn des erwähnten Andrzej und einer Gräfin Kinska. Er erwählte schon früh die militärische Laufbahn und nahm Dienste im österr. Heer, war jedoch auch

häufig in Warschau anwesend und wurde der Liebling seines Oheims, des Königs. 1789 gi andern in fremden Diensten befindlichen Polen ins Vaterland zurückgerufen, trat er als Ge ralmajor ins poln. Heer über, dessen Organisation er eifrig und kräftig betrieb. Sein Ob stellte ihn während des Feldzugs von 1792 an die Spitze des poln. Heeres und Kosciuszko u Wielhorski standen damals unter ihm. Nachdem der König der Conföderation von Targo beigetreten, nahm P. mit dem größten Theile der besten Offiziere seinen Abschied. Als in Kosciuszko zur Rettung des Vaterlandes 1794 in Krakau sich erhob, trat er sogleich und o Rücksicht darauf, daß Kosciuszko früher unter ihm gefochten hatte, unter dessen Commando Freiwilliger ins poln. Heer wieder ein. Sein biederes Betragen erwarb ihm allgemeine tung und Liebe. Kosciuszko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der be Belagerungen Warschaus wesentliche Dienste leistete. Bald nach der Uebergabe der Stadt g er nach Wien. Er schlug die Anerbietungen Katharina's und Paul's aus, welcher letztere zum Generallieutenant und zum Chef des kasanschen Cavalerieregiments ernannt hatte. H auf lebte er als Privatmann und preuß. Unterthan auf seinen Gütern bei Warschau, bis nach Errichtung des Herzogthums Warschau das Kriegsministerium übernahm. 1809 befehli er das poln. Heer gegen die zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmten Oesterrei unter dem Erzherzoge Ferdinand, wurde zwar 19. April bei Raszyn geschlagen, zwang a trotzdem den Feind, mehr durch geschickte Bewegung als durch Waffengewalt, zur Räumung Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach dem Frieden lebte er sein Berufe als Minister, bis 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des po Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs theilgen men und zuletzt in der Schlacht bei Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franz. Ma schall ernannte, oft hart bedrängt, die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und Feldher talente gegeben hatte, erhielt er in Leipzig 19. Oct. den Befehl, den Rückzug der franz. Ar zu decken. Schon waren die Sieger in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen das andere Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge diesem Flusse anlangte, dessen einzige Brücke von den Franzosen bereits gesprengt war. D Augenblick drängte, und so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Uebergange waren, spren P., schon verwundet, mit seinem Pferde in den angeschwollenen Fluß, der Roß und Ma verschlang. Erst 24. Oct. wurde der Leichnam aufgefunden und am 26. mit den dem Range a gemessenen Ehren beigesetzt, dann aber nach Warschau geführt, worauf 1816 der Kaiser Alex der seine Beisetzung in der Kirche zu Krakau erlaubte, wo die Könige und Helden Polens ruh Die Stelle, wo er ertrank, wurde später durch einen Denkstein bezeichnet. P. hatte einen natu lichen Sohn, Jozef P., geb. 1809, der 1828 von der Gräfin Tyszkiewicz, einer Schwe seines Vaters, adoptirt und dann in Frankreich naturalisirt wurde. Derselbe kämpfte 1831 Polen, dann als franz. Offizier in Algier, wo er 1855 starb. Er vermählte sich mit einer Eng länderin, die ihm 1844 einen Sohn gebar, der ebenfalls in der franz. Armee dient. — Der e wähnte Kazimierz P. hinterließ einen Sohn, Stanislaw P., geb. 23. Nov. 1757, welch während der Regierung seines Oheims Großschatzmeister von Litauen, Starost von Podol und General der poln. Kronarmee war und dann vom russ. Kaiser zum Wirkl. Geheimrath e nannt wurde. Seit 1804 lebte er in Wien, sodann längere Zeit in Rom, wo er 1826 sei schöne, an der Via-Flaminia gelegene Villa nebst allen darin befindlichen Werken alter Bi hauerkunst an den Engländer Sykes verkaufte. Er starb zu Florenz 13. Febr. 1833. Ein So von ihm ist Fürst Jozef P., geb. 21. Febr. 1816 zu Rom. Derselbe erhielt seine Bildu zu Florenz, wo er sich frühzeitig den schönen Künsten, besonders der Musik und dem Gesan zuwandte. Vom Großherzog Leopold II. von Toscana 1848 naturalisirt, ward er im 1849 toscan. Gesandter in Brüssel und 1850—53 zugleich in London. 1854 siedelte er na Frankreich über, wo ihn Napoleon III. zum Senator ernannte und auch mehrfach zu diplom tischen Sendungen verwandte. P. hat eine Reihe von Opern componirt, wie «Giovanni d Procida», die 1840 zu Lucca mit Erfolg aufgeführt ward, ferner «Pierre de Medici» und Operette «A travers le mur» (1861), welche in Paris zur Aufführung gelangten. — E andere Linie des Hauses P. ist in der Ukraine reich begütert. Stammvater derselben ist Igna P., ein Bruder des Stanislaus P., des Freundes Karl's XII., der General und Großreich bannerträger war und ein ungewöhnlich hohes Alter (130 Jahre) erreichte. Noch in sein 63. Lebensjahre vermählte er sich mit einer jungen Polin (gest. 1842 in Lemberg), die ihm zw Söhne, Jozef und Johann, gebar. Jozef P. begann seine militärische Laufbahn unter Fr rich II. von Preußen und diente dann im poln. Heere, in dem er bis zum Obersten aufst

Er lebte hierauf der Verwaltung seiner Güter, bis er 1845 zu Tahancza in der Ukraine starb. Mehrere seiner Söhne haben ausgedehnten Grundbesitz in Volhynien, Podolien und den benachbarten Theilen Rußlands.

Poninski, eine adeliche poln. Familie, ursprünglich in Großpolen ansässig, gegenwärtig nicht nur in diesem Landestheile, sondern auch in Schlesien und Russisch-Polen als Grafen, in Galizien als Fürsten vielfach verzweigt und sehr begütert, kam eigentlich erst Ende des 17. Jahrh., infolge ausgezeichneter Kriegsdienste einzelner Mitglieder, unter dem König Sobieski zu höherm Ansehen im Lande. Innige Beziehungen zu dem mächtigen Orden der Gesellschaft Jesu und glückliche Heirathen mit hohen adelichen Familien bahnten ihr zuletzt den Weg zu den höchsten Staatswürden. Am bekanntesten wurde Anton P., Wojwode von Posen und Senator des Reichs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Fast gleichzeitig thaten sich hervor Stephan P., gest. 1733, und Franz P., die mehrere geistliche und theol. Schriften lateinisch verfaßten. Adam P., gest. 1732 als Castellan, war königl. Commissar in der Thorner Angelegenheit; Franz P. folgte ihm in derselben Function. Der Sohn des genannten Wojwoden, Joseph P., gest. 1770, war viele Jahre hindurch Gesandter an fremden Höfen. In der Zeit des Untergangs Polens war ein Anton P. der erste, welcher als Reichsmarschall die erste Theilung Polens unterschrieb. In dem Unabhängigkeitskriege unter Kosciuszko wurde Adam P., General eines besondern Corps, durch sein Ausbleiben die Hauptveranlassung der verlorenen Schlacht bei Maciejowice und des dadurch herbeigeführten Untergangs Polens. Des Landesverraths von dem Reichstage angeklagt und verurtheilt, konnte er auch von der folgenden Regierung seine confiscirten Güter nicht wieder erlangen und starb im Elend. Wladislaw P., aus der schles., mit den Grafen Dohna verwandten gräfl. Familie, geb. 17. Febr. 1823, stand als Cavaleriesoffizier im österr. Dienste, kämpfte im ungar. Unabhängigkeitskriege auf seiten der Insurgenten und flüchtete sich dann nach Piemont. Er lebt gegenwärtig als ital. Generalmajor und Brigadier zu Ferrara. Das jetzige Haupt der fürstl. Linie ist Fürst Calixt Valentin P., geb. 14. Febr. 1824, der gräflichen Graf Eduard P., geb. 1. Dec. 1810, Besitzer der Herrschaft Wreschen und eine Zeit lang Deputirter auf dem preuß. Landtage zu Berlin. Der poln. Fürstenrang von 1774 wurde 1818 in Oesterreich bestätigt.

Pönitentiaranstalten, s. Gefängnißwesen.

Pönitenz, eigentlich Reue, nennt man in der röm.-kath. Kirche die kanonischen Strafen und Bußwerke, welche der Priester wegen begangener Vergehungen auferlegt, z. B. Rosenkranzbeten, Fasten, Wallfahrten u. s. w. (S. Buße.) In der alten Kirche, wo für gewisse Sünden eine sehr langwierige Buße vorgeschrieben war, gab es einen besondern Pönitenzpriester. — Pönitenzpfarre heißt noch gegenwärtig eine geringe Pfarre, auf welche ein Pfarrer wegen Vergehens versetzt wird. — Pönitentiarius oder Großpönitentiar ist der Titel des Vorstehers der päpstl. Verwaltungsbehörde La Penitenziaria in Rom, welche Absolutionen und in besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensationen ertheilt. Nur ein Cardinal kann diese Würde bekleiden. Auch führen diesen Titel Geistliche, welche von dem Bischofe bevollmächtigt sind, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolutionen zu ertheilen.

Pons (Louis), ein berühmter Kometenentdecker, geb. 25. Dec. 1761 zu Peyre im Depart. Hochalpen, wurde 1789 Aufseher bei der Sternwarte zu Marseille und dann Adjunct an derselben. Ein ungewöhnlich scharfes Auge und ein vortreffliches Gedächtniß unterstützten seine Beobachtungen. Ein Blick auf einen Stern auch vom schwächsten Lichte reichte bei ihm hin, um zu bestimmen, ob dieser Stern zu den bekannten oder noch nie gesehenen gehöre. Seine Entdeckungen waren überraschend und sein Name längst einer der gefeierten unter den europ. Astronomen, als er 1819 die Leitung der Sternwarte erhielt, welche die Erzherzogin Maria Luise von Parma in Marlia einrichten ließ. Da er indeß hier nicht die nöthige Unterstützung fand, so übernahm er 1825 die Leitung der Sternwarte des Museums zu Florenz. Er hatte in dem Zeitraume von 1801—27 nicht weniger als 37 Kometen entdeckt und viele davon berechnet; allein von dieser Zeit an verließ ihn sein Gesicht. Er starb zu Florenz 14. Oct. 1831.

Ponsard (François), franz. Theaterdichter, geb. 1. Juni 1814 zu Vienne im Depart. Isère, studirte, nachdem er zu Lyon seine Vorbildung erhalten, in Paris die Rechte und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sich zur Advocatur vorbereitete. Nebenbei schrieb er auch für Provinzialblätter Gedichte, die ihm zwar zu keinem Namen, aber zu formeller Fertigkeit verhalfen. Unter dem Einflusse der gegen die romantische Dramatik beginnenden Reaction verfaßte er seine erste Tragödie, «Lucrèce», die von der Prüfungscommission des Théâtre-Français zurückgewiesen, dagegen am Odéontheater angenommen und (1843) mit außerordentlichem Bei-

fall aufgeführt wurde. Der einfache und antike Gegenstand, die bündige, kraftvolle Sprache, die scharfgezeichneten Charaktere, der strenge metrische Zuschnitt bildeten in jeder Beziehung das Widerspiel von Victor Hugo's shakspearisirender Richtung und bezeichneten ein Zurückgehen auf die Corneille'sche Manier. Eine moderne Tragödie, «Agnès de Méranie» (1846 im Odéon aufgeführt), entsprach jedoch keineswegs den hohen Erwartungen, die man auf den Dichter gesetzt hatte. Auch seine «Charlotte Corday», ein fünfactiges Drama in Versen, hauptsächlich von Lamartine's Geschichte der Girondisten und den bald darauffolgenden Ereignissen angeregt, machte 1850 im Théâtre-Français bei der Vorstellung nicht so viel Glück als bei der Vorlesung. Dieselbe Bühne gab von ihm noch zwei antikisirende Stücke, «Horace et Lydie», Komödie in einem Act, und «Ulysse», Tragödie mit Chören, Prolog und Epilog, die sich nicht lange auf dem Repertoire hielten (1851—52). Den glänzendsten Erfolg dagegen hatte seine fünfactige Komödie in metrischer Form: «L'honneur de l'argent» (1853), eine energische Satire gegen die Schwächlinge, die schmählich erworbenen Reichthum ehrenhafter Armuth vorziehen. Das Werk machte P. so populär, daß die Französische Akademie ihm (1855) ihre Pforten öffnete. Ein anderes großes Lustspiel in Versen, «La bourse», fand ebenfalls eine sehr günstige Aufnahme. Nach einem mittelmäßigen Stücke, «Ce qui plaît aux femmes», das 1860 im Vaudevilletheater durchfiel, verstummte P. lange Zeit. Er sollte noch in reifen Jahren eine Sturm- und Drangperiode erleben, und erst als die Krisis glücklich überstanden war, dichtete er ein neues histor. Drama: «Le lion amoureux», ein Gemälde aus dem Leben der ersten franz. Revolution nach dem Thermidor, das bei der herrschenden Stimmung des pariser Publikums mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und (1866) hundertmal nacheinander aufgeführt wurde. Ein anderes Drama, das er folgen ließ, «Galilée», ist eigentlich nur eine metrische Vorlesung über Astronomie, ohne Handlung, ohne Charakterconflicte, ohne irgendetwas Ergreifendes. Allein das anfängliche Verbot des Stückes und die voreiligen Angriffe der klerikalischen Tageblätter wirkten voraus zu seinen Gunsten, und die erste Vorstellung desselben (März 1867) war ein langer, rauschender Triumph. P. starb bald nach diesem Erfolge 7. Juli 1867. Von seinen sämmtlichen Werken sind mehrere Ausgaben vorhanden, die letzte unter dem Titel «Oeuvres complètes» (2 Bde., Par. 1866). P. ward von franz. Kritikern oft verächtlich das Haupt der «Schule des gemeinen Menschenverstandes» (École du bon sens) oder der neuclassischen Richtung genannt, stand aber an der Spitze keiner poetischen Schule und war auch kein Nachtreter Corneille's und Molière's, zu denen er zwar durch Wahlverwandtschaft hingeführt ward, aber sich doch unabhängig verhält. Das Bedeutende an seinen Werken ist die moralische Persönlichkeit. Er verdankt den Beifall, den er errang, seinem Charakter und Talente. Man hätte gern mehr Leben, Handlung und Bewegung in seinen dramatischen Compositionen, mag aber selbst über wesentliche ästhetische Punkte nicht hadern mit einem Dichter, der in den Zuhörern nur den Sinn für das Edle und Gute zu wecken und zu stärken sucht. In P.'s Werken zeigt sich daher eine gänzliche Entfernung von Frivolität und Leichtfertigkeit; ein tiefer Ernst und eine hochherzige Gesinnung bilden die Quelle, aus welcher die Personen seiner Dramen den Inhalt ihrer Reden schöpfen. Auch seine Komödien sind ernster Tendenz, gewürzt mit gelinder, honneter Satire und reich an Sentenzen und Reflexionen, die oft mehr moralisch als poetisch, aber schön ausgedrückt sind. In formeller Hinsicht fehlt es ihm freilich an Einheit. Seine Sprache ist sehr ungleich und verschiedenartig, bald modern praktisch, von der Farbe des Tages, bald altfranzösisch, umständlich und weitschichtig, oft schwerfällig und unpoetisch. Doch vergütet er seine Mängel durch Stilvorzüge, wie sie die Franzosen schätzen: aushaltende Correctheit, ernste Auffassung, nachdrückliche Stärke und besonders die an ihren Classikern so sehr gefeierte Geschicklichkeit, eine schlichte Verstandeswahrheit in einen Vers zu bringen, der als Maxime zugestutzt und von der Art ist, daß er zum Sprichwort werden kann.

Ponson Du Terrail (Pierre Alexis, Vicomte von), franz. Romandichter, geb. 8. Juli 1829 zu Montmaur bei Grenoble, war für den Seedienst bestimmt, verzichtete aber wegen seiner geringen Anlage zur Mathematik auf diese Laufbahn und trat 1848 zu Paris in die Mobilgarde, wo er zum Offizier gewählt wurde. Seine ersten literarischen Versuche erschienen in der «Mode» und der «Opinion publique». Seit 1850 veröffentlichte er eine große Anzahl Romane, zuerst im Feuilleton verschiedener Journale, nachher in Bänden. So erschien 1855 «La tour des Gerfauts» (4 Bde.), und «Diane de Lancy» (4 Bde., 1857), «La belle Provençale» (6 Bde.), «La Contessina» (5 Bde.) u. s. w. Allein in den J. 1858 und 1859 verzeichneten die pariser Verlagskataloge von ihm mehr als 70 Bände. Später kamen noch neue bändereiche Romane in Menge hinzu, wie «Les chevaliers du clair de lune» (8 Bde.)

«Les Bohèmes de Paris» (7 Bde.), «Les drames de Paris», in mehrern elastischen Reihenfolgen als Feuilleton der «Patrie» veröffentlicht. Aus diesem letztern Werke nahm er den Stoff zu seinem mit Anicet Bourgeois zusammen gearbeiteten Drama «Rocambole» für das Ambigutheater. Außerdem lieferte er dazu noch mehrere Fortsetzungen, «La résurection de Rocambole» u. s. w. in dem «Petit Journal», das ihm hauptsächlich seine zahllosen Abnehmer zu verdanken hat. P. gehört zu den bloßen Unterhaltungsschriftstellern. Er hat Talent, zumal eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, und es ist kaum zu begreifen, wie ein einziger Mensch so viele Schauer- und Abenteuerlichkeiten aussinnen kann. Seine modernen Sittengemälde sowol als seine histor. Lebensbilder sind ästhetisch und moralisch rohe, stilistisch ordinäre Productionen; aber er macht damit Glück. Seine Romane haben ein ungemein großes, wenn auch kein auserlesenes Publikum, werden vielfach übersetzt und tragen dem Verfasser fabelhafte Summen ein.

Pont-à-Mousson, eine Stadt im franz. Depart. Meurthe (Lothringen) an der Eisenbahn in einem anmuthigen Thale an der Mosel, zählt 8115 E. (1861), hat fünf Kirchen, darunter eine schöne gothische aus dem 11. Jahrh., ein schönes Stadthaus, die große Abtei Ste.-Marie, in welcher sich jetzt ein kleines Seminar befindet, großartige Cavaleriekasernen auf der Stelle eines ehemaligen Schlosses, ein guteingerichtetes Bürgerspital, schöne Boulevards, ein Communal-Collége und in der Nähe vier Mineralquellen mit ziemlich stark besuchten Bädern, sowie die Ueberreste einer röm. Wasserleitung. Die Hauptnahrungszweige bilden Thonpfeifen-, Fayence-, Oel- und Essigfabrikation, Fertigung von Stickereien und Unterhaltung von Eisenhütten und Hohöfen, sowie Handel mit Getreide, Wein, Branntwein und Bretern, mit Eisen- und Eisenwaaren, Messern, Nägeln, Schrauben u. s. w. P. ist sehr alt und verdankt seinen Namen einer alten Bergfestung, die sich nach der Ostseite erhob. Sie ward 1354 zu einem Marquisat erhoben, erhielt den Titel einer Stadt 1444 und ward 1571 Sitz einer Universität, was sie zwei Jahrhunderte lang blieb. Der Herzog Matthieu II. von Lothringen verbrannte sie 1246, der Herzog von Burgund erstürmte sie 1475, und Ludwig XIII. bemächtigte sich ihrer 1632.

Pontanus (Joh. Isaak), ein namhafter holländ. Philolog und Geschichtschreiber, geb. 21. Jan. 1571 zu Helsingör in Dänemark, unterstützte nach Vollendung seiner Studien eine Zeit lang den berühmten Tycho de Brahe bei seinen astron. Untersuchungen und wurde dann Professor der Physik und Mathematik zu Amsterdam, 1604 zu Harderwijk, wo er 6. Oct. 1639 starb. Man besitzt von ihm, außer einer damals sehr geschätzten Ausgabe des Macrobius (Leyd. 1597) und den «Analectorum libri tres» (Rostock 1600), die sich auf die Erklärung und Kritik des Plautus, Appulejus und Seneca erstrecken, mehrere durch Fleiß, Treue und elegante Darstellung ausgezeichnete histor. Werke, besonders «Rerum Danicarum libri novem» (Amsterd. 1631), «Historiae Geldricae libri XIV» (Harderwijk 1639), «Discussionum historicarum libri duo» (Harderwijk 1637) und «Historia urbis et rerum Amstelodamiensium» (Amsterd. 1611). — Zu unterscheiden ist von ihm Johann Jovianus P., ein bekannter ital. Geschichtschreiber, geb. 1426 zu Cerreto, gest. 1503, der zu den höchsten Staatswürden in Neapel gelangte, dabei aber eifrig mit Philosophie und besonders mit Geschichte sich beschäftigte. Am wichtigsten ist seine mit großer Freimüthigkeit, nicht selten mit beißender Schärfe in einer classischen Latinität verfaßte «Historia Neapolitana» in sechs Büchern (Neap. 1618; Dordrecht 1618), die auch in die Gesammtausgabe seiner Werke (4 Bde., Bas. 1556) mit aufgenommen ist. Vgl. Sarno, «Vita Pontani» (Neap. 1761).

Ponte (Jacopo da), s. Bassano.

Ponte (Lorenzo da), s. Daponte.

Ponte-Corvo, eine Stadt in der ital. Provinz Caserta (Terra di Lavaro), am Garigliano und an der Eisenbahn von Rom nach Neapel, $4^1/_2$ M. südöstlich von Frosinone, zählt (Ende 1861) 6686 und in ihrem ganzen Gemeindegebiete 9314 E. Vor 1860 bildete P. mit seinem Gebiete (etwa 2 Q.-M.) ein dem Papste gehöriges Fürstenthum, vom neapolit. Gebiete umschlossen. Es wurde von Papst Julius II. an den Kirchenstaat gebracht, war aber von 1806—10 im Besitz des franz. Marschalls Bernadotte, des spätern Königs von Schweden, der davon den Namen eines Fürsten von P. führte.

Pontifex, bei den Römern ein Priester, der zu dem von Numa eingesetzten Collegium der Pontifices gehörte, an dessen Spitze ein lebenslänglicher Pontifex Maximus stand. Der Name P., welcher eigentlich Brückenbauer bedeutet, soll sich daher schreiben, weil die gedachte Körperschaft die Brücke nach dem Janiculus gebaut und zu unterhalten hatte, um sowol auf beiden Ufern des Tiber als über dem Flusse selbst heilige Handlungen zu verrichten. Das Collegium zählte ursprünglich außer dem P. Maximus vier Mitglieder patricischer Abkunft, bis

300 v. Chr. das Ogulnische Gesetz vier andere aus den Plebejern zu wählende hinzufügte, wo- auf 252 Tiberius Coruncanius der erste plebejische P. Maximus war. Sulla steigerte die Zahl der Pontifices auf 15, Cäsar auf 16, und Vermehrungen nach Willkür fanden auch unter den Kaisern statt, die immer selbst die Würde des P. Maximus annahmen und selbst in der christl. Zeit noch dessen Titel fortführten, bis Gratianus, der 383 n. Chr. starb, ihn ablegte. Die Pontifices waren nicht dem Opfer- oder anderm Dienst einzelner Gottheiten, wie die Flamines, Salier u. s. w., noch der Befragung und Deutung des Götterwillens, wie die Augures, gewidmet, sondern bildeten die oberste geistliche Behörde, der die Aufrechterhaltung und Beaufsichtigung des gesammten Cultus, des geistlichen Rechts (jus pontificium), in welcher Hinsicht sie auch unabhängige Rechtspflege übten, des Kalenderwesens und der in das röm. Staatsleben vielfach eingreifenden Ceremonien zustand. Sie hatten, wie die Magistrate, das Recht, für ihre Anordnungen Gehorsam durch Geldbußen und Pfändungen zu erzwingen; doch galt hierin auch gegen sie Provocation an das Volk. Die dies alles betreffenden, dem Ursprunge nach auch auf Numa zurückgeführten Satzungen waren schriftlich aufgezeichnet in den Libri pontificii, auch indigitamenta genannt. Dem P. Maximus kam insbesondere zu die Aufsicht über die Befleinnen und auch nach uralter, bis um das J. 130 v. Chr. beibehaltener Sitte die Aufzeichnung der wichtigen Begebenheiten des Jahres in den sog. Annales maximi. Lange Zeit ergänzten sich die Pontifices nur durch Cooptation, bis 104 der Volkstribun Cnejus Domitius Ahenobarbus durch sein Gesetz die Priesterwahlen überhaupt an die Versammlungen des Volks brachte, für welchen Zweck aber nur 17 Tribus zusammentraten. Das Domitische Gesetz wurde von Sulla abgeschafft, 63 aber durch den Tribun Labienus erneuert, bis Augustus wieder die Cooptation einführte. Die Pontifices zerfielen, wahrscheinlich nach der Reihenfolge ihres Eintritts, in majores und minores; letztere besorgten die Aufzeichnung der ergehenden Entscheidungen und überhaupt das Schreiberwesen.

Pontificat, im allgemeinen die priesterliche Würde, bezeichnet hauptsächlich die Würde des Papstes, der im Lateinischen den Titel Pontifex maximus führt. — **Pontificalien** (in pontificalibus) bezeichnet die priesterliche Amtstracht, namentlich der Bischöfe, und insbesondere die Tracht, welche bei festlichen Gelegenheiten vorgeschrieben ist.

Pontinische Sümpfe (ital. Paludi Pontine; lat. Pomptinae paludes) ist der Name des Mcrastes im Kirchenstaate, südlich von Rom, der sich von Nettuno bis Terracina an der Meeresküste hin erstreckt und etwa 6 M. lang und 1—2 M. breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe, die nicht mit den Maremmen (s. d.) zu verwechseln sind, verliert sich in das graueste Alterthum. In den frühesten Zeiten der röm. Republik befanden sich hier, wie Plinius nach dem Zeugnisse älterer Geschichtschreiber versichert, 33 Städte, die sämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den schädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, schon früh verschwanden. Von der bedeutendsten unter ihnen, Pometia, sollen die Sümpfe den Namen erhalten haben. Wahrscheinlich machte Appius Claudius 312 v. Chr. den ersten Versuch, dieselben auszutrocknen, als er die nach ihm benannte Heerstraße durch diese Gegend leitete. Ein Gleiches versuchte der Consul Cethegus. Julius Cäsar hatte den Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich, mehrere Kanäle anzulegen. Unter den folgenden Kaisern geriethen die Sicherungsanstalten in Verfall, bis Nerva das Werk wieder angriff. Trajan setzte dasselbe zehn Jahre hindurch mit Eifer fort, sodaß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die unter Wasser gesetzte Appische Straße wiederhergestellt wurde. Während der Stürme, die das röm. Reich zu Grunde richteten, gewannen die Sümpfe wieder ihre frühere Ausdehnung. Unter dem goth. Könige Theoderich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geschritten, aber ohne langen Erfolg. Unter den Päpsten war Bonifaz VIII., gest. 1303, der erste, der sich mit der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte und einen großen Kanal ziehen ließ, wodurch die Gegenden um Sezze und Sermonetta trocken gelegt wurden. Martin V. ließ seit 1417 ebenfalls einen bedeutenden Kanal, den Rio-Martino, graben, an dem etwa noch 1 M. bis zum Meere fehlte, als durch den Tod des Papstes die treffliche Anstalt ins Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Giuliano dei Medici mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während des fast 70jährigen Zeitraums, wo das Mediceische Haus sie besaß, wenig oder nichts für ihre Verbesserung. Sixtus V., gest. 1590, ließ zwar einen großen Kanal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, doch bald nach seinem Tode verfielen dieselben, sodaß die ganze Gegend bald wieder so sumpfig war wie vorher. Erst Pius VI. richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Pontinischen Sümpfe. Die Arbeiten begannen 1778; er ließ den großen nach ihm benannten Entwässerungsgraben

(Linea Pia) anlegen und 1788 war das Werk vollendet. Auch während der franz. Herrschaft wurden die Arbeiten fortgesetzt; dennoch scheint es beinahe, daß der alte Sumpfsboden den Zwang der Nutzbarmachung nicht ertragen wolle. Die Luft ist, besonders zu manchen Zeiten des Jahres, noch immer sehr ungesund und nicht blos für die Bewohner höchst nachtheilig, sondern namentlich auch für die Fremden. Vgl. Prony, «Description hydrographique et historique des marais Pontins» (Par. 1823, mit Atlas).

Pontivy, s. Napoléonville.

Pontoise, eine industrielle und historisch merkwürdige Stadt im franz. Depart. Seine-Oise, Hauptort eines Arrondissements, 4 M. im NNW. von Paris, an der Nordbahn und am rechten Ufer der Oise, die hier die Vosne aufnimmt, und über die eine Steinbrücke von fünf Bogen zur Vorstadt Aumône führt, hat, an einem felsigen Hügel hinaufgebaut, meist enge, krumme, zum Theil steile Gassen, ist aber sonst gut bebaut und von zahlreichen Landhäusern umgeben. Ein großer Stadtgarten gewährt prachtvolle Panoramen. Die Stadt ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Friedensgerichts, hat ein Communalcollège und mehrere Erziehungsanstalten, eine öffentliche Bibliothek, eine Kammer und Gesellschaft für Ackerbau, ein Theater, ein großes Krankenhaus und zählt (1860) 6065 E., welche viele Mühlwerke und Gipsbrüche unterhalten, Mühlenapparate, Leder, Chemikalien, Weinessig, Strumpfwaaren und Seile fabriciren und einen sehr bedeutenden Handel mit Korn und Mehl (jährlich für 8—10 Mill. Frs.) und andern Cerealien (4—5 Mill. Frs.) sowie mit Vieh, Leder u. s. w. treiben. Der Martinimarkt, der jährlich 11. bis 13. Nov. auf einer großen Wiese an der Oise gehalten wird, ist einer der bedeutendsten in der Umgebung von Paris. Von den vielen Kirchen und Klöstern des Orts vor der Revolution sind noch zwei Kirchen und ein Hospital übrig. Auch sind Reste der frühern Ringmauer und eines alten festen Schlosses vorhanden, das einst von Richelieu bewohnt und verschönert, aber 1742 demolirt wurde. In geringer Entfernung von der Stadt liegt die 2022 E. zählende, früher als Vorstadt von P. geltende Commune Saint-Ouen l'Aumône mit einem schönen Schloß, Park und den Ruinen der berühmten Cistercienserabtei Maubuisson, die, 1236 von Blanca von Castilien, der Mutter Ludwig's IX., sechs Tage vor ihrem Tode gegründet, das Grab dieser Königin sowie vieler anderer fürstl. Personen enthielt, aber während der Unruhen der Fronde verlassen und in der Revolution zerstört wurde. P. hieß im Alterthum Briva (d. h. celtisch Brücke) Isarae (der Oise), im Mittelalter Pons Isarae, auch Pontisara und Pontesium und wurde 844 und wieder 885 durch ein festes Schloß gegen die Normannen gedeckt. Um 899 erhielt der Ort die oftgenannte Abtei St.-Mellon. Später war P. Hauptort von Vexin-Français, dessen Besitzer sich einst Grafen von P. nannten, hatte ein königl. Residenzschloß, worin Philipp I. und Papst Innocenz II., 1184 die geschiedene und verbannte erste Gemahlin Philipp's II., Isabella von Hennegau, wohnten, Ludwig IX. auf dem Krankenlager 1243 einen Kreuzzug gelobte, Karl V. von Frankreich mit Karl II. von Navarra 21. Aug. 1359 Friedensverhandlungen pflog und 12. Juli 1413 der Dauphin mit den übrigen Prinzen Frieden schloß. Als strategisch wichtiger Punkt hatte die Stadt viel durch Krieg zu leiden. Die Engländer eroberten sie 1419, wurden zwar 1423 vertrieben, nahmen sie aber wieder unter Talbot 1437. Karl VII. eroberte sie nach dreimonatlicher Belagerung 1441 und Heinrich IV. 1589. In P. wurde 1560 ein Reichstag gehalten. Während der Unruhen der Fronde nahm Ludwig XIV. hierher seine Zuflucht und 1672, 1720 und 1751 wurde das pariser Parlament hierher verwiesen.

Ponton bezeichnet ein kleines leichtes Schiff aus Holz, Blech, getheertem Segeltuch oder Leder und ist so eingerichtet, um durch Vereinigung einer größern Anzahl derselben mittels Balken, Tauen und Bretern eine Brücke zu bilden. Die P. werden namentlich für Kriegszwecke gebraucht, um den Uebergang über Flüsse an bestimmten Punkten für die Armee zu bilden. Doch nennt man auch zuweilen diejenigen Fahrzeuge P., welche zu stationären Uebergängen gebraucht werden. Sie müssen bei größter Tragfähigkeit die möglichste Leichtigkeit haben, um nebst dem übrigen zur Brücke erforderlichen Material, auf den sog. Haquets transportirt, der Armee folgen zu können. Die Einführung eigentlicher P. kann in den Anfang des 18. Jahrh. gesetzt werden, obgleich schon viel früher ähnliche Mittel zum Ueberschreiten der Flüsse angewendet worden sind. — Die Pontonniere sind theils selbständig formirt, theils mit dem Artillerie- oder mit dem Pioniercorps vereinigt.

Pontoppidan (Erik), der Aeltere, ein bekannter dän. Gelehrter, geb. auf der Insel Fünen 1616, gest. als Bischof von Drontheim 1678, machte sich besonders durch seine dänisch geschriebene «Grammatica Danica» (1668) verdient, die für histor. Sprachkritik von Wichtigkeit ist. — Zugleich berühmter und ein Gelehrter ersten Rangs wurde Erik P., der Jüngere, geb. in Aarhuus

24. Aug. 1698. Durch verschiedene Reisen und im Umgange mit berühmten Gelehrten gebildet, wurde er, nachdem er von 1723 an verschiedene Kirchenämter im Schleswigschen und auf Seeland bekleidet hatte, 1735 Hofprediger und bald darauf Professor der Theologie in Kopenhagen, 1747 Bischof in Bergen und endlich 1755 Kanzler an der Universität zu Kopenhagen, wo er 20. Dec. 1764 starb. Als Theolog huldigte er dem Spener'schen Pietismus und einige seiner dahin einschlagenden Schriften, namentlich der «Helle Glaubensspiegel» (1727), sind noch in den Händen des Volks. Sein «Menoza» (3 Bde., 1742 fg.), einer der ersten theol. Romane, ist namentlich wegen der anziehenden Charakteristiken berühmter christl. Zeitgenossen schätzbar. Die von ihm gelieferten kirchenhistor. Werke, wie die «Annales ecclesiae Daniae» (4 Bde., Kopenh. 1741—52), behaupten in gewissen Partien den Rang von Quellenschriften, während sie überhaupt als Sammelwerke unentbehrlich sind. Ebenso hat er durch eine Reihe höchst fleißig geschriebener histor.-geogr. Werke, z. B. «Marmora Danica» (2 Bde., 1739—41), «Gesta et vestigia Danorum extra Daniam» (3 Bde., Lpz. 1740—41), «Origines Hafnienses» (1740), «Dansk Atlas» (7 Bde., Kopenh. 1763—81), nicht nur die vaterländische, sondern auch die allgemeine Geschichtskunde bereichert. Seine Gelehrsamkeit war eine durchaus umfassende, wie er denn auch zur Sprachforschung in dem «Glossarium Norvagicum» (Bergen 1749) sowie zur Naturgeschichte und Landwirthschaftslehre in der «Forsög til Norges naturlige Historie» (Kopenh. 1752—54) nicht unwichtige Beiträge geliefert hat.

Pontormo, florent. Maler, hieß eigentlich Giacomo Carrucci und war 1493 zu Pontormo geboren. Er hatte Andrea del Sarto zum Lehrer, der aber auf des Schülers Talent, das selbst Rafael und Michel Angelo anerkannten, so eifersüchtig war, daß er ihn durch widerwärtige Behandlung nöthigte, sein Atelier zu verlassen. Uebrigens erfüllte P. die Besorgnisse seines Lehrers blos halb, indem er nur wenige histor. Bilder malte, darunter die großartige Heimsuchung Mariä in der Vorhalle der Annunziata. Um so berühmter wurde er durch seine vortrefflich aufgefaßten, auch in der Färbung sehr schönen und lebendigen Porträts, welche als die besten der florent. Schule gelten. Er starb 1556.

Pontremoli, die befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Massa und Carrara, theils am Abhange des Gebirgs, theils im Thale und am Flusse Magra, 9 M. südwestlich von Parma gelegen, der Sitz eines Bischofs, einer Unterpräfectur und eines Tribunals erster Instanz, hat außer einer Kathedrale mit großer Kuppel und der interessanten Augustinerkirche kein bemerkenswerthes Gebäude und zählt 2839, im ganzen Gemeindegebiete 11371 E. (Ende 1861), welche von Gerberei, Wein- und Seidenbau leben. Das Fort Bonnette beherrscht den Paß von P. auf der Hauptstraße, welche aus dem Parmesanischen nach Toscana und Liguria führt und im Mittelalter Via Francesca oder Romea hieß. P. wird zum ersten male 1077 genannt, wo es mit andern Ortschaften, als zur Grafschaft Lunese des Hauses Este gehörig, diesem vom Kaiser Heinrich IV. bestätigt wurde. Die Befestigungen rühren zum Theil von dem berühmten Castruccio her. 1650 kam die Stadt durch Kauf an Toscana, bei welchem es die Hauptstadt der Provinz Lunigiana bildete. Als Lucca 1847 an Toscana fiel, trat dieses P. mit dem größern Theile der Provinz Lunigiana an Parma ab. 1860 wurde P. dem Königreich Italien einverleibt.

Pontus (griech. Pontos, d. i. Meer), bezeichnet ursprünglich als Name eines Landes den an den Pontus Euxinus oder das Schwarze Meer stoßenden nördl. Theil von Kappadocien (s. d.) im östl. Kleinasien, zwischen Paphlagonien im W., Kolchis und Armenien im O., und wurde von dem Binnenlande der Kappadocier oder Leucosyrer zunächst als Kappadocien am Pontus unterschieden, dann kurzweg P. genannt. Je nachdem der Besitz des Landes unter Satrapen und Herrschern häufig wechselte, waren auch seine Grenzen sehr verschieden. Unter der Perserherrschaft bildete es eine abgesonderte Statthalterschaft, die einem Sohne des Darius I., Artabazes, mit dem Rechte zufiel, sie an seine Nachkommen zu vererben. Einem seiner Nachfolger, Mithridates, welcher die westl. Theile besaß, trat Antipater, der Beherrscher von Kleinarmenien, die Striche von Trapezunt bis an den Fluß Thermodon ab. Allein die Herrschaft der Landesherren scheint gegenüber den verschiedenen Völkerschaften der pontischen Gebirge eine sehr unsichere und lockere gewesen zu sein. Wenigstens waren dieselben zu Xenophon's Zeit (400 v. Chr.) so gut wie unabhängig und lebten unter eigenen Stammhäuptern in häufiger Fehde mit den griech. Colonisten, die sich sehr frühzeitig an der pontischen Küste angesiedelt und blühende Pflanzstädte gegründet hatten. Da die einheimischen Dynasten des westlich angrenzenden Paphlagonien (wie Korylas um 400 v. Chr.) ihre Herrschaft auch über das Land P. ausgebreitet hatten und gegen die pers. Macht aufrecht erhielten, so wurde das Ganze auch

unter dem Namen Paphlagonien begriffen. Während der unruhigen Regierungszeit des Perserkönigs Artaxerxes II. gelang es jedoch 363 dem Satrapen von Phrygien, Ariobarzanes, sich mehrere jener pontisch-paphlagonischen Völkerschaften zu unterwerfen und ein selbständiges Reich zu gründen, welches sein Sohn Mithridates II., ein Zeitgenosse Alexander's d. Gr., durch geschickte Benutzung der günstigen Zeitverhältnisse während der Kämpfe der Diadochen ansehnlich erweiterte, sodaß seine Nachfolger sich «Könige von Paphlagonien und Kappadocien am P.» nennen konnten. Auf ihn folgen Mithridates III. (302), Mithridates IV. (265), Pharnaces I. (184), Mithridates V. (157) und seit 124 v. Chr. Mithridates VI. oder der Große (s. d.), unter welchem das Reich P. seinen größten Umfang und seine höchste Blüte erreichte, aber auch in dem blutigen Kampfe mit den Römern seinen Untergang fand. Der Sieger Pompejus vereinigte 64 v. Chr. das Land westlich vom Flusse Iris (jetzt Jeschil Irmak) und im Innern bis zur Grenze von Kappadocien als einen Theil der Provinz Bithynien mit dem röm. Reiche, während er andere Theile an verschiedene Fürsten Asiens verschenkte. Der an die Provincia Bithynia et Pontus anstoßende Theil bis zum obern Halys fiel an Dejotarus von Galatia und hieß nun P.-Galaticus. Das Land der Kolchier (der jetzigen Lasen) und anderer benachbarter Völkerschaften an der Südostecke des Schwarzen Meeres erhielt einen eigenen König in der Person des Aristarchus. Der mittlere Theil des Landes vom Iris bis Pharnakia oder Kerasunt kam später durch den Triumvir Antonius an des großen Mithridates Enkel Polemo und erhielt den Namen P.-Polemoniacus, der dem Lande noch blieb, als es längst mit dem röm. Reiche vereinigt war. Mit der Hand von Polemo's Witwe, Pythodoris, kam der östl. Theil des Polemonischen Reichs in Besitz des Königs Archelaus von Kappadocien und hieß nun P.-Cappadocicus. Den Polemonischen P. selbst trat der Sohn der Pythodoris, Polemo II., freiwillig an Kaiser Nero ab, der 62 oder 63 n. Chr. P. zur röm. Provinz machte. Diese Provinz P. zerfiel unter Konstantin d. Gr. wieder in zwei Theile, von welchen der westliche, der ehemalige Galatische P., zu Ehren der Mutter des Kaisers Helenopontus genannt ward, der östliche aber, zu dem auch der P.-Cappadocicus geschlagen wurde, den Namen P.-Polemoniacus behielt. Als die Lateiner 1204 Konstantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Komnenus ein neues Reich in P., das Kaiserthum Trapezunt (s. d.), welches sich bis auf Mohammed II. erhielt, der es 1461 mit seinen großen Eroberungen vereinigte. Gegenwärtig entsprechen dem alten Lande P. im allgemeinen das türk. Ejalet Trapezunt (Tarabusun) und die angrenzenden Theile der Ejalete Siwas und Erzerum. Die dort befindlichen sehr zahlreichen Alterthümer sind in den Reisewerken über Kleinasien, besonders aber von Hamilton in den «Researches in Asia minor, P. and Armenia» (2 Bde., Lond. 1842; deutsch von Schomburgk, 2 Bde., Lpz. 1843) erläutert worden.

Pony (engl.), ein Pferd von sehr kleiner Statur, oft nur zwölf Hände hoch, also zwerghaft. Die Ponies bilden eigenthümliche Rassen und finden sich auf den Shetlandsinseln, den Inseln der Bretagne, Island, Norwegen, Öland und Corsica in den kleinsten Exemplaren. Größer schon sind die Ponyrassen von Wales, Galloway, Sardinien und der span. Gebirge. Nur halb zu ihnen gehören endlich die schon über Mittelhöhe großen sog. Doppelponies der Kosacken, Polens, der Ukraine, Litauens, Ungarns und Griechenlands. Die Ponies sind lebhafte und gelehrige Thiere. Wenn auch zu schwerem Dienst unbrauchbar, tragen sie doch leichte Reiter sicher und gehen gut im Wagen, weshalb sie auch vielfach aus Liebhaberei gehalten werden. Sie fehlen bei keiner Kunstreitergesellschaft und setzen durch ihre merkwürdige Gelehrigkeit und Beweglichkeit in Erstaunen, sind aber öfters tückisch und erfordern vorsichtige Behandlung.

Ponzainseln, eine im Tyrrhenischen Meere, der Rhede von Terracina und dem Vorgebirge Circello im Kirchenstaate südlich gegenüber liegende und zur ital. Provinz Terra di Lavoro (Caserta) gehörige Inselgruppe, bei den Alten Pontiae insulae, daher oder angeblich weil sie sich in der Nähe der Pontinischen Sümpfe befinden, Pontinische Inseln genannt, sind vulkanischen Ursprungs, mit Lava, Schlacken, Bimsstein, Tuff, Basalt und Asche bedeckt, meist aus nackten Felsen bestehend, wegen ihrer porösen Substanz fort und fort der Zertrümmerung durch die Meereswellen ausgesetzt und nur in geringem Maße angebaut. Sie bilden zusammen ein Mandamento, welches nach dem Census vom 31. Dec. 1861 3238 E. zählte. Die Hauptinsel Ponza, 4 Miglien lang, aber nur 600 Schritt breit, hat einen befestigten, nur für Kauffahrteischiffe brauchbaren Hafen, in Felsen gehauene Zellen für die Galerensklaven und eine Menge Felsengrotten; ihre Bevölkerung lebt in mehrern kleinen Ortschaften oder in Felsenhöhlen und treibt Landbau, Fischerei und Handel. Pontia war unter den Römern ein Verbannungsort, wo unter

andern Nero, Sohn des Germanicus, durch Tiberius, die Schwestern des Caligula durch diesen ihren Bruder, Flavia Domitilla durch Domitian ihren Tod fanden. Am 26. Febr. 1813 nahmen die Engländer die Insel weg, räumten sie aber 1814. Die Insel **Vendutena**, das alte **Pandataria**, wohin die berüchtigte Julia, die Tochter des Augustus, ferner Octavia durch Nero, Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, durch Tiberius verbannt waren, 2 Miglien lang und 500 Schritt breit, wie es scheint, der Ueberrest eines ungeheuern Kraters, ist ganz baumlos, jedoch zu Gemüse, Wein- und Kornbau benutzt. **San-Stefano** ist eine Lavamasse von 2 Miglien Umfang, einen alten Krater mit zwei Oeffnungen bildend, durch Felsbastionen geschützt. **Zanone**, nur 1 Miglie im Umfang messend, trägt auf dem Gipfel eines hohen Felsens die Trümmer eines alten Klosters. **Palmarola**, mit wildem, abschreckendem Charakter, gilt in der Volkssage als ein Sitz des Teufels.

Popayán, Hauptstadt und Bischofssitz des columbischen Föderativstaats Cáuca (s. d.) wie der frühern Provinz Popayán in der südamerik. Republik Neugranada, $^1/_4$ Legua vom linken Ufer des obern Rio-Cáuca in der großen Thalebene zwischen der Cordillera von Quindiu und Choco, am Fuße der Vulkane Purace und Sotará in einer der herrlichsten Gegenden der Erde gelegen und durch die reißenden Flüßchen Ejido und Rio-Molina mit trefflichem Trinkwasser versorgt, hat bei seiner Lage unter 2° 26′ 27″ nördl. Br. in 5465 oder 5640 F. Seehöhe ein sehr mildes Klima, sodaß in der Umgegend Weizen, Aepfel und Erdbeeren ebenso vorzüglich wie Kaffee und alle einheimische Culturpflanzen der gemäßigten Zone gedeihen. 1536 von Sebastian Benalcazar gegründet, ist P. eine der ältesten Städte Amerikas. Es wurde schon 1547 zum Bischofssitz erhoben, und blühte unter der span. Herrschaft durch seine Goldminen und als Stapelplatz an der großen Handelsstraße zwischen dem Magdalenenthale und Quito, ist aber durch den Verfall des Bergbaues und der Gewerbe und, weil jetzt jene Straße nur noch wenig benutzt wird, auch des Handels sowie infolge der Erdbeben (1827 und 1834) und der innern und äußern Kriege sehr herabgekommen. Gleichwol ist es noch immer eine der bedeutendsten Städte Neugranadas und gilt mit seinen breiten, regelmäßigen Straßen für den am besten gebauten Ort des Landes. Die alte Kathedrale am Hauptplatz liegt gänzlich in Ruinen. Statt ihrer dient die ehemalige Jesuiterkirche, einfach aber gut in ionischem Stile erbaut, als Hauptkirche. Gut erhalten ist noch die im dorischen Stile aufgeführte Kirche San-Francisco. Von den vielen ehemaligen Klöstern sind noch ein Franciscaner- und zwei Nonnenklöster (Erziehungsanstalten für Mädchen) vorhanden. Von sonstigen öffentlichen Gebäuden sind der Palast des Bischofs, das ehemalige Münzgebäude, vor allen aber die Cáucabrücke, eine der schönsten in Neugranada, bemerkenswerth, sowie von öffentlichen Anstalten ein Collegium, ein Priesterseminar und ein Hospital. Die Einwohner, etwa 20000 an der Zahl, leben, da der frühere Transit fast ganz aufgehört, hauptsächlich von Landwirthschaft und vom Handel mit den Bodenerzeugnissen.

Pope (Alexander), berühmter engl. Dichter, wurde zu London 22. Mai, nach andern 8. Juni 1688 geboren. Sein Vater, ein Leinwandhändler, war wohlhabend und gab bald nach des Sohnes Geburt sein Geschäft auf, um sich in Binfield bei Windsor niederzulassen. Er war Katholik und der junge P. erhielt seinen ersten Unterricht vom Hausgeistlichen. Vom achten Jahre an kam er ins kath. Seminar zu Twyford bei Winchester, mußte aber diese Anstalt bereits in seinem zwölften Jahre wegen eines Pasquills auf seinen Lehrer verlassen und besuchte fortan keine Schule mehr. Doch war er stets thätig, sich selbst fortzubilden. Seine Lieblingsbeschäftigung blieb die Poesie, für welche er schon sehr früh Anlage und Neigung gezeigt hatte. Nachdem er sich an Uebersetzungen versucht, dichtete er im 16. J. seine «Pastorals» (gedruckt 1709), die durch die Glätte und Schönheit des Versbaues und der Schreibart allgemeine Bewunderung erregten. 1711 erschien sein «Essay on criticism», der noch jetzt als eins der schönsten Lehrgedichte der Engländer betrachtet wird. Bald nachher schrieb er außer mehrern Kleinigkeiten den «Rape of the lock», ein satirisch-komisches Epos, veranlaßt durch einen an einer vornehmen Dame von ihrem Bräutigam verübten Lockenraub, der die Auflösung ihres Verhältnisses herbeiführte. P.'s Dichtertalent zeigte sich hier im höchsten Glanze, namentlich in der Verbindung der feinsten Satire mit der lebhaftesten Einbildungskraft. 1713 folgte das beschreibende Gedicht «Windsor forest», dessen größerer Theil bereits 1704 entstanden war und in welchem er sein Vorbild, Denham's «Cooper's Hill», bei weitem übertraf. Jetzt ging er an die Uebersetzung des Homer, die ihn 12 J. lang, von 1713—25, beschäftigte; die «Ilias» übersetzte er allein, die «Odyssee» in Verbindung mit Broome und Fenton. Von dem Ertrage dieser Arbeiten (über 8000 Pfd. St.) kaufte er ein Landgut zu Twickenham, das er nun mit seinen Aeltern bezog. Nicht in gleichem Maße, wie sein Vermögen, vermehrte sich sein Dichterruf durch die Ueber-

setzungen, in denen vom Alterthümlichen sehr wenig übriggeblieben ist. Die «Epistel from Eloisa to Abelard» (1716) fand desto allgemeinere Anerkennung und wird mit für das beste von seinen Gedichten gehalten. Die Ausgabe von Shakspeare's Werken, die er bald darauf unternahm, brachte ihm wenig Ruhm und verwickelte ihn in einen heftigen Streit mit Theobald, einem andern Herausgeber Shakspeare's. Diese und andere theils literarische, theils persönliche Feindschaften, die P. meist erst durch seine in Gemeinschaft mit Swift herausgegebenen «Miscellanies» (3 Bde., Lond. 1727) veranlaßt hatte, drängten ihn mehr und mehr zur Satire hin, die von nun an fast in allen seinen Schriften vorherrscht. 1728 veröffentlichte er die drei ersten Bücher seiner «Dunciad», in der Theobald den ersten Platz unter den Dunsen einnehmen mußte (bei einer zweiten Auflage kam Colley Cibber an diese Stelle); das vierte Buch folgte erst 1742. In der Zwischenzeit aber waren «Imitations of Horace», Episteln, Satiren und moralische Versuche in ziemlicher Anzahl erschienen. P.'s satirische Schriften zeugen von glänzendem Witz, aber einmal erbittert, scheute er sich nicht, bis zur Gemeinheit herabzusteigen. Nur ein einziges seiner spätern Gedichte gehört nicht oder wenigstens nur theilweise der satirischen Gattung an, nämlich das 1733 erschienene philos. Lehrgedicht «Essay on man», in welchem er von seinem Talente, philos. Ansichten in Verse zu bringen, glänzende Beweise gab. Er starb auf seinem Landgute 30. Mai 1744. Seine letzten Tage waren ihm noch durch das an alle Katholiken wegen der erwarteten Landung Karl Eduard Stuart's erlassene Verbot, sich London auf 10 M. zu nähern, verbittert worden. Sein Charakter ist mannichfach getadelt worden. Doch zeigt seine treue Anhänglichkeit an Swift und Gay, daß er der Freundschaft wohl fähig war. Als Dichter nimmt er einen der ersten Plätze unter den engl. Dichtern zweiten Rangs ein; an Schönheit der Form aber ist er von keinem engl. Schriftsteller übertroffen, von wenigen erreicht worden. Ausgaben seiner Werke besorgten Warburton (Lond. 1751), Warton (1797), Bowles (10 Bde., 1806), Johnson (10 Bde., 1812), Roscoe (8 Bde., 1846) und Carruthers (2 Bde., 1858); seine dichterischen Werke erschienen in London 1804 und 1815 (3 Bde.), mit Anmerkungen von Dyce 1851, mit Biographie von Lupton 1867; eine deutsche Uebersetzung lieferten Oelckers und Böttger (4 Bde., Lpz. 1842). Vgl. Carruthers, «The life of P.» (2. Aufl., Lond. 1857).

Pope, verwandt mit dem deutschen Pfaffe (s. d.), ist in der griech. Kirche der allgemeine Name des Weltgeistlichen; Protopopen heißen die höhern Priester, die in der alten Kirche Archipresbyter genannt wurden. Da, wie das deutsche Wort Pfaffe, der Name P. mit der Zeit eine etwas verächtliche Bedeutung erhalten hat, so werden in Rußland die Weltpriester jetzt in der officiellen Sprache Jerei (vom griech. ἱερός) und Protoierei genannt; doch ist die frühere Benennung noch allgemein gebräuchlich.

Poppelsdorf, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, $^1/_4$ St. von Bonn am Fuße des Kreuzbergs reizend gelegen, ist mit dieser Stadt durch eine prächtige Doppelallee von alten Kastanien, anmuthige Spaziergänge und stattliche Häuserreihen verbunden, sodaß es als eine Vorstadt derselben betrachtet werden kann. Im Orte, welcher 1674 E. zählt, befindet sich ein altes kurfürstl. Schloß, welches jetzt der Universität Bonn gehört und deren sämmtliche naturhistor., chem. und technolog. Sammlungen sowie die Räume zu Vorlesungen über die entsprechenden Disciplinen begreift. Dem Schlosse gegenüber erheben sich die Gebäude der mit der Universität verbundenen landwirthschaftlichen Akademie. Auf der einen Seite des 1851 neu aufgeführten eigentlichen Akademiegebäudes liegt der musterhaft eingerichtete Wirthschaftshof nebst Wirthschaftsgebäuden, während auf der andern ein großer Neubau steht, der die Räumlichkeiten für den chem., physik. und pflanzenphysiolog. Unterricht, pflanzenphysiolog. Laboratorien und Sammlungen enthält. Hinter demselben befinden sich ausgedehnte botanisch-ökonomische Gärten, Versuchsfelder und Versuchsställe. Die Akademie selbst trat Ostern 1847 unter Leitung Schweitzer's (s. d.) ins Leben, der 1851—56 den Landesökonomierath Weyhe zum Nachfolger hatte. Einen neuen Aufschwung nahm dieselbe seitdem unter der Direction Eduard Hartstein's. Die Lehrer der Anstalt gehören größtentheils auch der Universität Bonn an. Vgl. Hartstein, «Die landwirthschaftliche Akademie zu P.» (Bonn 1864).

Pöppig (Eduard), bekannter Reisender und Naturforscher, geb. 16. Juli 1798 zu Plauen im Voigtlande, besuchte die Thomasschule zu Leipzig, dann die Fürstenschule zu Grimma und widmete sich seit 1815 naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien auf der Universität Leipzig. Schon als Student bereiste er die Ufer des Rhein, Oesterreich, das südl. Frankreich bis an die Pyrenäen, die Schweiz, Tirol und Kärnten. Den Glockner bestieg er in Begleitung des nachmals durch seine botan. Reisen in Norwegen bekannt gewordenen Karl Schubert. 1822

schiffte er sich in Hamburg nach Cuba ein, wo er zwei Jahre mit wissenschaftlichen Studien sich beschäftigte. Hierauf ging er nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er im Innern von Pennsylvanien seine Forschungen fortsetzte und dann in Philadelphia zu einer Reise nach Südamerika sich vorbereitete, die er 27. Nov. 1826 von Baltimore aus antrat. Er landete nach einer besonders gefährlichen Umsegelung des Cap Hoorn in Valparaiso, bereiste die mittlern und südl. Provinzen von Chile, erstieg im Febr. 1829 zuerst den Vulkan von Antuco, ging dann zur See nach Lima und weiter über die Cordillera nach den Urwäldern der Provinz Maynas, wo er in einsamen Indianerdörfern an zwei Jahre verlebte. Nur von Eingeborenen begleitet, fuhr er den Amazonas hinab und kam über Pará mit höchst interessanten botan. und zoolog. Sammlungen gegen Ende 1832 in die Heimat zurück. Einen ausführlichen Bericht über seine Reise lieferte P. unter dem Titel «Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom» (2 Bde., Lpz. 1835, mit Atlas). Von der großen Menge neuentdeckter Pflanzen beschrieb er eine Anzahl in «Nova genera ac species plantarum, quas in regno Chilensi, Peruviano et in terra Amazonica annis 1827—32 legit» (3 Bde., Lpz. 1835—45, mit 300 Kupfern), einem Werke, zu dessen erstem Theile Steph. Endlicher Beiträge lieferte. Einige zoolog. Ergebnisse der Reise und anderweitige specielle Forschungen hat er in verschiedenen gelehrten Zeitschriften, in Ersch und Gruber's «Encyklopädie» u. s. w. niedergelegt. Seit 1833 wirkte er als außerord., seit 1845 als ord. Professor der Zoologie an der Universität. Er hat sich um die Begründung, Vermehrung und wiederholte Aufstellung des Zoologischen Museums der letztern die entschiedensten Verdienste erworben und mit einer seltenen Aufopferung und Uneigennützigkeit diese Sammlung nach allen Richtungen so gepflegt, daß sie sich mit ähnlichen Instituten anderer deutscher Universitäten zu messen vermag.

Popularität hieß bei den Römern in polit. Hinsicht das auf Erlangung der Volksgunst abzweckende Betragen, das in auffallender Herablassung und in einer oft bis an Verschwendung grenzenden Freigebigkeit bestand und in Rom namentlich von Amtsbewerbern sowie bei dem Sinken der Republik von einzelnen Parteihäuptern meist auf unwürdige Weise als Mittel zum Zweck benutzt wurde. Verschieden von dieser politischen ist die oratorische P., welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, die zu dem großen Publikum sprechen wollen. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, im wissenschaftlichen Denken jedoch nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der Vorstellungsweise des Volks angemessenen Anordnung und Sprache vorzutragen. Die echte P. liebt einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck und vermeidet alle Worte, die an die Kunstsprache einer philos. Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen oder überhaupt der gewöhnlichen Umgangssprache fremd sind. Dagegen darf sie aber auch nicht zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabsinken; denn wahrhaft Gebildete befleißigen sich, wenn sie zur Menge reden, der P. nicht, um sich und ihre Ideen herabzuspannen, sondern um die Massen zu sich heraufzuziehen.

Population, s. Bevölkerung.

Pōpŭlus, die Pappel, ist der Name einer Laubhölzergattung aus der 22. Klasse des Linné'schen Systems, welche sich von der ihr verwandten Gattung der Weiden, mit welcher zusammen sie die Familie der Salicineen bildet, dadurch unterscheidet, daß ihre männlichen und weiblichen Blüten von einem becherförmigen, honigabsondernden Organ umgeben sind, die männlichen Blüten viele kurzgestielte Staubgefäße enthalten, männliche und weibliche Kätzchen gebüschelt aus den Seitenknospen der vorjährigen Triebe entspringen und die Kätzchenschuppen zerschlitzt oder gezähnt sind. Die Pappeln sind schnellwüchsige Bäume mit weichem, leichtem Holze und langgestielten, breiten, herzförmigen, eirunden, dreieckigen oder rautenförmigen Blättern. Die Blütenkätzchen entwickeln sich lange vor dem Laubausbruch; die männlichen fallen gleich nach der Blütezeit ab, die weiblichen nach dem Aufplatzen der aus den Fruchtknoten sich entwickelnden, zweiklappigen Kapseln, deren zahlreiche Samen mit weißer Wolle besetzt sind. Nach der Beschaffenheit der Rinde theilt man die Pappelarten, welche über Europa, Nordasien und Nordamerika zerstreut sind, in glattrindige und rauhrindige ein. Zu erstern gehören die Zitterpappel, Espe oder Aspe (P. tremula L.), die Silberpappel (P. alba L.) und die graublätterige Pappel (P. canescens Sw.), zu letztern die Schwarzpappel (P. nigra L.), die italienische P. (P. fastigiata Poir.), die canadische P. (P. canadensis L.), die Perlschnurpappel (P. monilifera L.), die Balsampappel (P. balsamifera L.) u. a. Wirklich einheimisch ist in Deutschland nur die Zitterpappel. Dieser durch rundliche, am Rande seicht buchtig-gezähnte, beiderseits kahle, wegen ihres langen Stils bei jedem Luftzug zitternde Blätter und grauwollige Kätzchen ausgezeichnete Baum wächst überall in Wäldern, an Wald-

rändern und Böchen und erreicht in Norddeutschland (Provinz Preußen) eine Höhe von mehr als 100 F. Sein Holz hat zwar geringen Brenn- und Nutzwerth, eignet sich aber wegen seiner Leichtigkeit und Zähigkeit zu Dachsparren. Die durch ihre handförmig gelappten, unterseits schneeweißfilzigen Blätter vor allen übrigen Pappeln ausgezeichnete Silberpappel findet sich jetzt zwar wild in den Donauländern, dürfte aber dennoch aus dem Orient und Südeuropa, wo sie mit Rüstern und Schwarzpappeln die Auenwälder zusammensetzt, eingeführt sein. Dasselbe gilt von der Schwarzpappel, welche jedoch weiter nach Norden zu noch verwildert angetroffen wird. Beide Arten werden zu hohen Bäumen mit weitästiger, umfangreicher Krone und gehören gleich der grauen Pappel, welche sich von der Silberpappel durch ihre rundlichen, buchtig gezähnten, unterseits graufilzigen Blätter unterscheidet, zu unsern schönsten Parkbäumen. Die Schwarzpappel hat eiförmig-dreieckige oder rautenförmige, kahle Blätter und hellrothe männliche Kätzchen. Ganz ähnlich sind die Blätter der ital. Pappel, welche aus Persien stammen soll und bei uns nur als männlicher Baum vorkommt, gestaltet; und da sich bisweilen Mittelformen zwischen beiden Arten finden, so wird die ital. Pappel von manchen Botanikern für eine bloße Varietät der Schwarzpappel gehalten. Unter allen Pappeln ist die italienische die schnellwüchsigste. Ihr Holz hat sich neuerdings als das allerbeste für die beim Eisenbahnbetrieb nöthigen Bremshölzer erwiesen und ist daher jetzt ein gesuchter und theuerer Artikel. Aus dem Stammholz der Schwarzpappel fertigt man Backtröge und Mulden, auch Sparren. Beide Pappeln werden oft zur Gewinnung von Brennreißig geköpft und geschneidelt. Die übrigen genannten Pappelarten sind nordamerikanische und finden sich bei uns nur in Parken und Gärten angepflanzt. Alle Pappeln lassen sich durch Steckreiser und Setzstangen leicht vermehren, durch Samen schwierig, weil der meiste Samen taub zu sein pflegt, außerdem die Samen sich vermöge ihrer Wolle zusammenballen, wodurch das Keimen erschwert wird. Die Samenwolle hat man wiederholt zu verspinnen gesucht, jedoch ohne Erfolg. Die Rinde der Pappeln enthält einen eigenthümlichen, krystallisirbaren Stoff, das **Populin**, welches schwach fiebervertreibende Kraft besitzt.

Porcius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das erst im 3. Jahrh. v. Chr. erwähnt wird. Von den Familien, die dessen Namen trugen, ist die, welche den Beinamen Cato führte, bei weitem die berühmteste durch den großen Cato Censorius (s. d.), der sie in die Familien der Nobilität einführte, und seinen Urenkel Cato Uticensis (s. d.). Eine Tochter des letztern von Atilia war **Porcia**, die Erbin der republikanischen Gesinnung ihres Vaters und durch reinen Wandel ausgezeichnet. Sie war zuerst mit Marcus Bibulus, dem Consul des J. 59, verheirathet, der 48 v. Chr. starb. Im J. 45 vermählte sie sich mit Marcus Brutus. Das dem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu, während er in Griechenland kämpfte. Auf die Nachricht von dem Verlust der Schlacht bei Philippi, in der auch ihr jüngerer Bruder, Marcus Porcius Cato, nach tapferer Gegenwehr den Tod gefunden hatte, tödtete sie sich in Rom 42 v. Chr. durch Kohlendunst.

Pordenone, eigentlich **Giovanni Antonio Regillo Licinio**, ein Maler der venet. Schule und Nebenbuhler des Tizian, geb. zu Pordenone 1484, malte sehr viel für seine Vaterstadt, auch einiges für Mantua, Vicenza und Genua; seine Hauptwerke aber führte er in Venedig aus. Hier malte er unter andern die Kapelle des heil. Rochus und gemeinschaftlich mit Tizian den Saal der Pregadi und die St.-Johanniskirche, wobei ein edler Wetteifer zwischen beiden sich entzündete. Vom Herzoge Hercules II. nach Ferrara berufen, um die Cartons für die gewirkten flandr. Tapeten (arazzi) zu zeichnen, starb er daselbst 1540, dem Gerüchte nach an Gift. Große, bewegte Compositionen sind nicht P.'s starke Seite; dafür ist er den meisten andern Venetianern überlegen und selbst Tizian nicht untergeordnet in der außerordentlichen Schönheit und Glut der Farben und in der Mürbheit (morbidezza) des Nackten. Er malte besonders gern mehrere Porträts auf einem und demselben Bilde beisammen.

Poren. Die Materie, aus der ein Körper besteht, erfüllt den Raum nicht stetig, sondern ist von Zwischenräumen oder P. unterbrochen, die, wenn auch nicht absolut leer, doch mit irgendetwas erfüllt sind, das wir als zu ihrer Constitution unumgänglich nothwendig anzunehmen nicht gewöhnt sind. Die Eigenschaft aller Körper, P. zu besitzen, wird **Porosität** genannt. Man bemerkt an den Körpern theils größere, theils kleinere P. Bald schon mit bloßen Augen sichtbar, zeigt namentlich das Mikroskop in den festen Substanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche in den Wandungen der Gefäße eine große Menge der feinsten P., die für den Lebensproceß dieser Organismen von der größten Wichtigkeit sind. Von dem Vorhandensein von P. in dichten Hölzern überzeugt man sich, wenn man Quecksilber unter Benutzung des Luftdrucks durch dieselben hindurch pressen kann. Viele Erscheinungen zeigen, daß die scheinbar so dichten

thierischen Häute durch ihre P. Gasarten und tropfbaren Flüssigkeiten den Durchgang gestatten. Andere Erscheinungen, die man auf die Porosität von Flüssigkeiten zurückführt, sind die Verschluckung von Gasarten durch dieselben, Auflösung fester Körper in ihnen, Volumenverringerung beim Vermischen verschiedener Flüssigkeiten. Das Eindringen von Quecksilber in Gold, Silber, Zinn, Blei u. s. w., das Einsaugen des Wassers in Hydrophan unter Entwickelung von Luftblasen, das Durchdringen des Marmors von gefärbten harzigen Auflösungen lassen gleichfalls auf das Vorhandensein von P. in diesen Körpern schließen. Im engern Sinne versteht man unter P. die feinen Ausgangsmündungen der Schweißdrüsen in der Haut thierischer Körper.

Porphyr nennt man im weitern Sinne jedes Gestein, welches in einer dichten oder feinkörnigen Grundmasse rundum ausgebildete Krystalle irgendeines Minerals, z. B. Feldspat oder Quarz, enthält. Im engern Sinne versteht man aber darunter eruptive Gesteine mit Porphyrtextur, deren dichte Grundmasse vorherrschend aus Felsit besteht. Je nach der Natur der in diese Grundmasse eingestreuten Krystalle unterscheidet man unter den eigentlichen P. wieder: 1) Granitporphyr, mit Feldspat, Quarz- und Glimmerkrystallen. 2) Quarzporphyr, mit Feldspat- und Quarzkrystallen. Da dieser am häufigsten röthlich gefärbt ist, so wird er auch wol rother P. genannt. 3) Glimmerporphyr, mit Feldspat- und Glimmerkrystallen. 4) Hornblendeporphyr, mit Feldspat- und Hornblendekrystallen. 5) Feldspatporphyr, nur mit Feldspatkrystallen. Die letztern drei Varietäten werden zuweilen auch **Porphyrite** genannt, zum Unterschied von den quarzhaltigen. Außerdem werden noch nach Textur und Farbe mehrere Porphyrvarietäten unterschieden, z. B. Kugelporphyr (oder Pyromerid), Mühlsteinporphyr, Schalen- oder Bandporphyr u. s. w. Zu den porphyrartigen Gesteinen oder P. im weitern Sinne gehören z. B. Dioritporphyr, Aphanitporphyr oder Grünsteinporphyr, Augitporphyr, Leuzitporphyr u. s. w. Viele Porphyrarten haben von jeher Anwendung in der Architektur und selbst in der Bildhauerkunst gefunden, zu Säulenschäften, Postamenten, Vasen, Badewannen, Särgen und mancherlei Verzierungen, und dadurch sind eine Menge nichtwissenschaftlicher Unterscheidungen und Benennungen derselben entstanden, z. B. Porfido rosso, Porfido nero, Porfido bruno, Porfido verde, Mordiglione u. s. w. Die Römer verwendeten den P. in der Bildhauerei meist nur zu Gewändern, aus denen Köpfe von weißem Marmor hervorschauten. Die größten bekannten verarbeiteten Porphyrmassen sind zwei Sarkophage im Museo Pio Clementino aus dem Zeitalter Konstantin's. Ferner sind hier zu nennen die gewaltigen Schalen in der Rotunde desselben Museums und das große Gefäß aus der Halle des Pantheons, gegenwärtig am Grabmal Clemens' XII. in der Laterankirche. Daran reiht sich der Obelisk Sixtus' V. in Rom und die Säule der Sultan-Valide in der ehemaligen Sophienkirche in Konstantinopel, deren Schaft 40 F. mißt. Gegenwärtig findet man sehr große Porphyrmonolithen auch in Petersburg.

Porphyrius, ein neuplatonischer Philosoph, der enthusiastische Schüler des Plotin (s. d.), hieß eigentlich Malchos, geb. zu Batanea in Syrien 233 n. Chr. Er lebte meist in Rom, wo er nach Plotin's Tode Philosophie lehrte und 305 starb, und besaß eine viel ausgebreitetere Gelehrsamkeit als Plotin, erreichte ihn aber nicht an Tiefe. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: die «Vita Pythagorae», das erste Buch eines umfangreichern Werks über die Geschichte der Philosophen; die Abhandlung «De abstinentia ab esu animalium» und die «Epistola ad Marcellum» (alle drei herausg. von Nauck, Lpz. 1860); ferner «De philosophia ex oraculis haurienda» (herausg. von Wolff, Berl. 1856), «De antro nympharum» (herausg. von Göns, Utrecht 1765) und die «Epistola de diis, daemonibus etc. ad Anebonem» (mit Jamblichus herausg. von Gale, Oxf. 1678). Auch lieferte er eine Lebensbeschreibung Plotin's und ordnete dessen Schriften in sechs Enneaden. Gegen das Christenthum schrieb er (um 270) 15 Bücher, gelehrter und scharfsinniger als alle andern heidnischen Schriftsteller über diesen Gegenstand. Er wies Widersprüche in der Bibel nach und erklärte die Weissagungen des Daniel für Darstellungen früher geschehener Dinge. Auch bestritt er die Ewigkeit der Höllenstrafe als der ewigen Liebe Gottes widersprechend. Widerlegt wurde er vom Bischofe Methodius von Tyrus. Doch nicht blos des P. Werk, sondern auch die Widerlegung des Methodius, letztere wegen der für gefährlich geachteten Citate, hat der Eifer der christl. Kaiser Valentinian I. und Theodosius I. vernichtet. Das meiste daraus findet sich bei Hieronymus.

Porpora (Nicolo), berühmter ital. Singmeister und verdienter Componist, geb. zu Neapel 19. Aug. 1686, erhielt seine Bildung auf dem Conservatorium Sta.-Maria di Loreto, wo Gaëtano Greco, Gaëtano da Perugia und Francesco Manno seine Hauptlehrer waren, und begann seine Laufbahn als Componist mit der Oper «Basilio», der zunächst bis ins J. 1712 noch verschiedene andere nebst zahlreichen Kirchensachen folgten. Ungefähr um diese Zeit (1712

ründete er in Neapel jene berühmte Singschule, aus der viele der größten Sänger und Sängeinnen des vorigen Jahrh. (Farinelli, Caffarelli, Uberti [auch Porporino genannt], Salimbani, ie Molteni u. s. w.) hervorgingen, und 1719, wo seine Oper «Faramondo» in Neapel einen länzenden Erfolg hatte, wurde er als Maëstro (Director) am dortigen Conservatorium Degli Poveri di Gesù Cristo angestellt. Nachdem sein Ruf durch Theater- und Kirchencompositionen owie als Tonsatz- und Gesanglehrer immer gewachsen, kam er 1726 als Maëstro an das Conservatorium Degli Incurabili nach Venedig, ging aber schon 1728 als Gesang- und Compositionslehrer der Kurfürstin und als Hofkapellmeister nach Dresden. Von da reiste er 1729 das rste mal, und 1730, nachdem er seine Stelle in Dresden aufgegeben, ein zweites mal nach London, wo er dem durch Händel's (s. d.) Widersacher ins Leben gerufenen Opernunternehmen vorgesetzt wurde und mehrere Jahre blieb. Sodann hielt er sich bis ins J. 1746 zumeist in Venedig auf und begleitete hierauf den Gesandten dieser Republik nach Wien, wo er längere Zeit blieb und unter andern auch Haydn zum Schüler hatte. Gegen das J. 1760 übernahm P. wieder in Neapel die Stelle als Maëstro am Conservatorium Santo-Onofrio und als Kapellmeister an der Kathedrale. Er starb in diesen Aemtern im Febr. 1766 (nach andern 1767). Die Zahl seiner Opern beläuft sich auf mehr als 50. Daran schließen sich verschiedene Oratorien und zahlreiche andere größere und kleinere Kirchensachen, eine Unzahl von Kammercantaten und verschiedene Sonaten für Violine und Baß, Streichtrios und Klavierstücke. Der Stil in allen diesen Productionen ist würdevoll und correct, die Erfindung aber entbehrt der Genialität, Frische und Mannichfaltigkeit.

Porré oder **Porrey** (franz. poireau oder porreau) ist eine Art der Gattung Lauch (Allium), welche mit dem systematischen Namen A. Porrum L. und im gewöhnlichen Leben mit den Namen gemeiner Lauch, span. Lauch, Aschlauch oder Fleischlauch bezeichnet wird und sich durch einen bis zur Mitte beblätterten und vor dem Aufblühen an der Spitze ringförmig zusammengedrehten Stengel, flache breitlineale Blätter, eine kugelige Dolde langgestielter weißlicher Blüten und eine gehäufte Zwiebel unterscheidet, deren eilängliche Zwiebelchen von einer Schale umhüllt sind. Die Pflanze ist im Orient einheimisch, aber in ganz Europa häufig angebaut und jetzt auch im südlichen verwildert. Sonst dienten Wurzel, Kraut und Samen als Heilmittel, auch galten letztere für ein Aphrodisiacum; jetzt ist die Verwendung des P. nur auf die Küche beschränkt. Eine Varietät dieser Pflanze ist der Perllauch, welcher viel schmälere Blätter besitzt, sehr selten blüht, dafür aber eine große Menge kugeliger Brutzwiebelchen im Boden entwickelt, die unter dem Namen Perlzwiebeln als feines Küchengewürz benutzt werden.

Porsenna war zur Zeit der Vertreibung des Königs Tarquinius aus Rom König der etruskischen Stadt Clusium. Tarquinius suchte mit den Seinen bei ihm Schutz und P. zog 507 v. Chr. vor Rom, in das er eingedrungen wäre, wenn nicht, wie die röm. Sage erzählt, Horatius Cocles (s. d.) ihn aufgehalten hätte. Die Unerschrockenheit des Mucius Scävola (s. d.) soll ihn bewogen haben, auf Unterhandlungen einzugehen, und als er die Treue der Römer aus der Auslieferung der Clölia, die mit andern zu Geiseln gegebenen Jungfrauen ihm entflohen war, erkannt, soll er sich freundlich gegen die Römer bewiesen, ihnen die Vorräthe seines Lagers überlassen, das Verlangen der Wiedereinsetzung des Tarquinius aufgegeben, ja sogar das Gebiet, das sie nach seinem Willen den Vejentern zurückgegeben hatten, ihnen wieder zugestellt und fortan treuen Frieden gehegt haben. Daß durch diese röm. Erzählung die Erniedrigung und das große Unglück, welches die Römer durch P. betraf, verbrämt worden seien, daß sie dem P. ein Drittel ihres Gebiets abtreten, vielleicht sogar für eine kurze Zeit etrurische Besatzung einnehmen mußten, hat namentlich Niebuhr gezeigt. Von einem wunderbaren etruskischen Bauwerke, dem Grabmale des P., gibt nach Varro Plinius in seiner «Historia naturalis» Nachricht.

Porson (Richard), nächst Bentley der größte engl. Kritiker, geb. zu East-Ruston in Norfolk 25. Dec. 1759, erhielt seine Vorbildung in Eton und ging dann nach Cambridge, wo er Fellow wurde, gab jedoch diese Pfründe sowie die Professur der griech. Sprache wieder auf, da er die 39 Artikel, das Symbolum der engl. Kirche, nicht unterschreiben wollte. Er wurde nachmals Oberbibliothekar der Royal-Institution in London und starb daselbst 25. Sept. 1808. Die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit, sein seltener kritischer Scharfsinn und die staunenswürdige Kraft seines Gedächtnisses lassen es bedauern, daß eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunke ihn an anhaltender Thätigkeit hinderte und mit seinen geistigen zugleich seine körperlichen Kräfte zerstörte. Man verdankt ihm eine Textrecension des Aeschylus (Glasg. 1795; 2 Bde., Lond. 1806) und eine treffliche Bearbeitung von vier Tragödien des Euripides, nämlich der «Hecuba», dem «Orestes», den «Phö-

nissen» und der «Medea» (Cambr. 1795), wovon Schäfer einen vermehrten Abdruck besorgte (Lpz. 1807; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1824 und Lond. 1825). Auch hatte er Antheil an der auf Kosten der Brüder Grenville gedruckten Prachtausgabe des Homer (4 Bde., Orf. 1800), indem er den Text kritisch berichtigte und aus einer Handschrift Harley's zur «Odyssee» die Varianten hinzufügte, die Schäfer in seiner Handausgabe von Homer's «Odyssee» (Bd. 3, Lpz. 1810) wieder abdrucken ließ. Viele Aufsätze und gelegentliche Bemerkungen von ihm finden sich in der «Morning Chronicle», die sein Schwager Perry herausgab. Nach seinem Tode wurden mehrere seiner kleinen Schriften von Kidd (Lond. 1815) und außerdem aus seinen Papieren von Monk und Blomfield «Adversaria» (Lond. 1812; wiederholt, Lpz. 1814), ferner von Dobree «Notae in Aristophanem» (Cambr. 1820), desgleichen ein berichtigter Text des Lexikons des Photius (2 Bde., Lond. 1822) und seine «Annotata ad Pausaniam» von Gaisford in den «Lectiones Platonicae» (Orf. 1820) bekannt gemacht. Vgl. Watson, «Life of Richard P.» (Lond. 1861).

Port-au-Prince oder Le Port Républicain, die Hauptstadt und der Haupthafen der Republik Hayti in Westindien, liegt an der Westküste der Insel, im Hintergrunde der nach ihr benannten Bai oder der südöstl. Bucht des großen Golfs von Gonaives, gegenüber der Insel Gonave, in einer niedrigen und ungesunden Marschgegend, die von Bergen mit vielen Kaffeeplantagen umschlossen und beherrscht ist, und gewährt von der See her einen anziehenden Anblick, dem aber das Innere durchaus nicht entspricht. Die Stadt hat breite und gerade, aber ungepflasterte und schmuzige Straßen. Die Häuser sind größtentheils aus Holz, nur wenige aus Stein aufgeführt, fast durchweg ein-, höchstens zweistöckig und nur leicht gebaut wegen der Erdbeben, welche die erst 1745 gegründete Stadt wiederholt (namentlich 1751, 1770, 1830 und 1842) heimgesucht haben. Auch durch große Feuersbrünste ist sie wiederholt (1791, 1843 und 1867) verheert worden. Die ansehnlichsten Gebäude sind der Palast des Präsidenten am Paradeplatz und das Senatshaus. Vor der Revolution von 1843 zählte die Stadt gegen 30000 E., nachher etwa die Hälfte, gegenwärtig wieder 21000 E. Sie hat eine kath. Kirche, ein Lyceum, ein Collége, mehrere Lancasterschulen, ein Zollhaus, eine Münze und ein Hospital. Der Hafen ist gut und mit Ausnahme von Aug. bis Nov., wo Orkane eintreten, ganz sicher. Der Handel ist zwar nicht mehr so bedeutend wie in frühern Zeiten, aber immer noch beträchtlich und bringt hauptsächlich Mahagoni- und Rothholz, Kaffee und Kokosnüsse zur Ausfuhr. Die Hauptverkehrslinien sind Nordamerika, England und Frankreich. Mit Liverpool steht der Hafen durch die Dampfboote der Liverpool-Aspinwall-Linie in regelmäßiger Verbindung.

Port-Mahon, s. Minorca.

Port-Natal, s. Natal.

Port-Royal-des-Champs, ein Cistercienfernonnenkloster unweit Versailles, 1233 gestiftet, spielte in der Geschichte des Jansenismus (s. Jansen) eine bedeutende Rolle. Schon 1626 hatte die Aebtissin Angelica, Ant. Arnauld's Schwester, durch Anlegung eines Filials in der Vorstadt St.-Jacques zu Paris, welches zum Unterschiede von dem Mutterkloster Port-Royal-de-Paris genannt wurde, ihr Kloster in nähere Verbindung mit den pariser Theologen gesetzt. Die Nonnen von P. bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von St.-Cyran, Jean Duvergier d'Hauranne, zu den Ansichten der Jansenisten und beharrten auch darin, zumal da sich um 1640 die beredtesten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Lemaitre, bei ihrem Kloster in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Bitzungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Klosterschule errichteten, die dem lockern Jesuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts entgegensetzte. Die berühmte Anna von Bourbon-Condé, Herzogin von Longueville, zog ebenfalls in des Klosters Nähe und wurde der Jansenisten Beschützerin; Boileau war ihr Freund und Racine, der auch eine Geschichte von P. schrieb, ihr dankbarer Schüler. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit. Reuige Sünder aus allen Ständen schlossen sich an, und der Ruf der Heiligkeit der Gesellschaft von P. ging durch die ganze kath. Welt. Stark durch diese Stützen, verweigerten die Nonnen die Unterschrift der Bulle Alexander's VII. gegen Jansen's streitige Sätze und erhielten sich selbst, als ihre Beschützer vertrieben worden waren, infolge vorübergehender Demüthigungen unter die Befehle des Erzbischofs von Paris, bis ins 18. Jahrh., wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Polizei zur Folge hatte. Vgl. Reuchlin, «Geschichte von Port-Royal» (2 Bde., Hamb. 1839—44); Sainte-Beuve, «Port-Royal» (5 Bde., Par. 1840—60).

Port-Said, s. Damiette.

Porta (Baccio della), s. Bartolommeo (Fra).

Porta Westphalica, die Westfälische Pforte, im Regierungsbezirk und Kreise Minden der preuß. Provinz Westfalen, heißt die Berglücke in der waldigen Weserkette oder dem Nordrande des Wesergebirgs (s. d.), durch welche die Weser aus dem letztern von Süden gegen Norden in das norddeutsche Flachland tritt. Obgleich Pforte und bei den Anwohnern die Scharte genannt, ist dieser Querdurchbruch nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom abfallendes Felsenthor, sondern ein ziemlich geräumiges, freundliches Thal, welches der Fluß, die Landstraße am linken und die Köln-Mindener Eisenbahn am rechten Ufer ausfüllen. Die beiden Eckpfeiler der Pforte sind rechts der Jakobsberg, 528 F. über dem Meere, 400 F. über dem Weserspiegel bei Hausberge, der Anfangspunkt der eigentlichen Weserkette, und links der Wittekindsberg, der Anfangspunkt der Mindenschen Bergkette, 807 F. über dem Meere und 679 F. über dem Stromspiegel, mit einem 75 F. hohen, zur Rundschau erbauten Thurme und daneben der nur noch in den Umfassungsmauern, einem rohen Altar und Taufstein erhaltenen Kapelle, der Margarethen-Cluse, in welcher der Sachsenherzog Wittekind getauft worden sein soll. Das Gebäude der Eisenbahnstation Porta, 0,7 M. von Minden, 1,3 M. von Rehme bei Oeynhausen entfernt, drängt sich hart an die Felswand des Jakobsberges und gleicht einer kleinen festen Ritterburg. Die Schichtungen des Gesteins liegen großartig zu Tage, und es werden hier die schönen, braungeaderten Sandsteine, die Portasteine, gebrochen, die mit den weltberühmten Steinen und Platten von Hörter, Oberkirchen und Blotho das Material zu den Neubauten in Minden, den Brückenbauten bei Marienburg und Dirschau und der Befestigung des Jadebusens geliefert. Auch ist der Portacement ein unübertroffenes Erzeugniß dieser Gegend, wofür in Hausberge, einem Marktflecken, der nahe oberhalb der Scharte rechts über der Weser, inmitten von Obsthainen, 128 F. über dem Meere liegt und 1321 E. zählt, eine eigene Fabrik besteht. Außerhalb der Scharte liegt am Fuße des Wittekindsberges das Dorf Barkhausen mit 1055 E. und einem alten Steinkohlenbergwerk.

Portal (vom lat. porta, das Thor) nennt man den Haupteingang eines Gebäudes, sobald er eine besondere Ausschmückung hat, namentlich wenn er vor der Hauptwand des Gebäudes vorspringt. Das P. ist derjenige Theil der Façade eines Gebäudes, auf welchen sich, nach dem Ueberblicke des Ganzen, zuerst das Augenmerk des Beschauers wendet. Es muß sich daher in der Anlage, Ausschmückung und Ausführung desselben der Charakter des Gebäudes aussprechen und daraus einigermaßen ein Schluß auf die Bestimmung desselben sich machen lassen. Die Tempelportale des Alterthums geben uns hierin gute Muster, namentlich aber sind die P. der Kirchen des Mittelalters in dieser Hinsicht ausgezeichnet.

Portalis (Jean Etienne Marie), ausgezeichneter franz. Jurist und Cultusminister unter Napoleon I., geb. 1. April 1746 zu Bausset im Depart. Var, widmete sich, nachdem er seine Studien bei den Oratoriern zu Toulouse und Marseille vollendet, dem Rechtsstudium und ließ sich 1765 zu Aix als Advocat nieder. Seine Kenntnisse und ein großes Rednertalent verschafften ihm bald Ruf und Clienten. Außerdem machte er sich durch eine Schrift gegen den Klerus «Sur la distinction des deux puissances» und eine andere «Consultation sur la validité des mariages des protestants de France» (1770) sehr vortheilhaft bekannt. Beim Ausbruche der Revolution von persönlichen Feinden bedroht, zog er sich erst mit seiner Familie nach Lyon, dann nach Paris zurück, wo er jedoch verhaftet und bis zum Sturze der Schreckensherrschaft eingesperrt wurde. Sodann trat er in Paris als Advocat auf und gelangte 1795 als Abgeordneter der Hauptstadt in den Rath der Alten. Er bekämpfte die Politik des Directoriums und wurde darum nach der Revolution vom 18. Fructidor zur Deportation nach Guiana verurtheilt, der er sich aber durch die Flucht nach Deutschland entzog. Bonaparte gestattete ihm nach dem 18. Brumaire die Rückkehr und machte von seinen Talenten Gebrauch, indem er ihm mit Tronchet, Bigot de Préameneu und Maleville die Redaction des Civilgesetzbuchs übertrug. Im Sept. 1801 erhielt er Sitz im Staatsrathe, wo er für die Begründung der monarchischen Ordnung sehr thätig war. Nachdem er schon 1801 die Cultusangelegenheiten neu geordnet, auch 1803 Senator geworden, ernannte ihn Napoleon im Juli 1804 zum Cultusminister. Er starb 25. Aug. 1807. Wichtig für die Geschichte des 18. Jahrh. ist sein nachgelassenes Werk «De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique durant le 18me siècle» (2 Bde., Par. 1820; 3. Aufl. 1833). — Joseph Marie, Graf von P., des vorigen Sohn, geb. 19. Febr. 1778 zu Aix, schlug die diplomatische Laufbahn ein und ging als Legationssecretär mit dem General Andréossy erst nach Berlin, dann nach London. 1804 wurde er als bevollmächtigter Minister

nach Regensburg geschickt. Hierauf trat er als Generalsecretär in das Ministerium seines Vaters, erhielt alsbald Sitz im Staatsrathe und übernahm auch das Directorium der kaiserl. Druckerei. 1811 aus der Hauptstadt verwiesen und seiner Aemter entsetzt, weil er im Interesse des röm. Hofs ein Cabinetsgeheimniß verrathen, kam er zwei Jahre nachher wieder in Gnade und wurde zum ersten Präsidenten am kaiserl. Gerichtshofe zu Angers ernannt. Wiewol er sich bei der ersten Restauration für die Bourbons erklärt hatte, ließ ihm Napoleon sein Amt auch während der Hundert Tage. Nach dem zweiten Sturze Napoleon's trat er in den Staatsrath, und Ludwig XVIII. verlieh ihm 1819 die Pairswürde. Präsident des Cassationshofs 1824, trat er nach dem Sturze Villèle's im Jan. 1828 mit ins Ministerium Martignac und erhielt das Portefeuille der Justiz, das er jedoch als Feind der Jesuiten mit dem des Auswärtigen vertauschen mußte. Er verfocht mit Talent vor den Kammern die verschiedenen Regierungsvorschläge und erhielt beim Austritt aus dem Ministerium zum Lohn für seine Dienste die unwiderrufliche Stelle des ersten Präsidenten am Cassationshofe, welches Amt er auch trotz der Revolutionen von 1830 und 1848 behauptete. Seit 1834 war P. Vicepräsident der Pairskammer, und ein kaiserl. Decret übertrug ihm 1852 dieselbe Stelle im Senate. Er starb 4. Aug. 1858, nachdem er längere Zeit vorher sein Amt am Cassationshofe niedergelegt. P. war Mitglied des Instituts, gelehrter Jurist, betrieb aber auch nicht ohne Erfolg andere Wissenschaften.

Portament (portamento di voce) ist im Gesange die Geschicklichkeit des Sängers, die einzelnen Töne einer Melodie so aneinanderzureihen, daß man keine Unterbrechung bemerkt, sondern daß die Töne gleichsam auf- und ineinander übergetragen werden. Die größte Kunst dabei besteht darin, daß man zur rechten Zeit Athem holt, um den Zusammenhang der Töne nicht zu stören. Von dem menschlichen Gesange ist die Benennung P. auch auf den Gesang der Instrumente übergegangen und man verlangt gegenwärtig auch ein portamento di voce (Tragen der Stimme oder des Tons) bei den Saiten- und Blasinstrumenten.

Porteépée (franz.) heißt eine Quaste oder sonstige Zier, zuweilen in Eichelform, von Gold, Silber oder Wolle, die mittels eines schmalen Bandes, um das Degen- oder Säbelgefäß geschlungen, als Abzeichen der Offiziere getragen wird. Dies Band ist von gleichem Stoff oder bei der Cavalerie von gesticktem Leder. Die untern Chargen führen ähnliche Quasten von Wolle oder Leder, welche aber nicht P., sondern Säbeltroddeln oder Faustriemе genannt werden. Auch Militär- und Civilbeamte tragen das P., das sich aber vom militärischen meist unterscheidet.

Portefeuille (franz.), eine Tasche oder Mappe zur Aufbewahrung von Briefschaften und andern Papieren, wird in der polit. Sprache der constitutionellen Länder figürlich für Ministerposten gebraucht, weil die Minister mit dergleichen Mappen in den Kammern und vor dem Fürsten zu erscheinen pflegen, dort ihre an die Volksvertretung zu machenden Vorlagen, hier ihre Vorträge an den Monarchen darin mit sich tragend. Man spricht daher von einem Portefeuillewechsel, von angebotenen und angenommenen oder abgelehnten P., von einem P. des Innern, der Finanzen u. s. w. — In anderer Bedeutung kommt das Wort P. auf dem Gebiete des Geldverkehrs vor, als Bezeichnung für das Behältniß, worin öffentliche Geld- und Creditinstitute ihre Werthpapiere (Wechsel, Staatspapiere u. s. w.) aufbewahren. So heißt es z. B. in dem Rechnungsausweise einer Bank: die Bank habe so und so viel Millionen im P.

Porter, ein engl. schweres und dunkelbraunes Bier, welches seinen Namen davon erhielt, daß es im Anfange hauptsächlich von den londoner Lastträgern (porters) und Arbeitsleuten getrunken wurde. Es wird wie andere Biersorten aus Malz und Hopfen bearbeitet, und die verschiedenen Angaben über andere, zum Theil sogar gesundheitswidrige Beimischungen, deren man es verdächtig hielt, beruhen wol ohne Ausnahme auf Vorurtheil oder Misverständniß, wie unbefangene chem. Untersuchungen gezeigt haben. Ein ähnliches Bier wird von mehrern deutschen Brauereien geliefert und theils für englischen P. verkauft, theils ausdrücklich als «Deutscher P.» bezeichnet.

Portfolio (ital., so viel als Portefeuille) hieß eine zu London erst von dem Buchhändler Ridgway, dann von den Gebrüdern Shoberl ausgegebene Zeitschrift, die sich angeblich zur Aufgabe stellte, geheime Staatsacten aus der neuesten Geschichte zu veröffentlichen. Die erste Nummer erschien 28. Nov. 1835, die 45. und letzte 27. Mai 1837. Sowol die Enthüllungen wie die Räthsel, welche sich an diese literarische Erscheinung knüpften, setzten alsbald die öffentliche Meinung von Europa in Bewegung. Die wichtigsten Documente der Sammlung waren eine Reihe russ. Depeschen, meist aus den J. 1826—29. Dieselben gaben in den wichtigsten Angelegenheiten (namentlich in den deutschen und orientalischen) die Geheimnisse der russ. Politik preis und erschienen außerdem mit schneidenden Bemerkungen. Das Unternehmen konnte nichts

anderes bezwecken, als die Cabinete und Völker über die gefährlichen Entwürfe Rußlands aufzuklären und die öffentliche Meinung für eine Wendung in der Politik zu gewinnen. Nicht minder Aufsehen als die Sache selbst erregte der Umstand, daß weder Oesterreich noch Preußen, noch die übrigen deutschen Regierungen der Verbreitung des «Portfolio» entgegentraten. Es erschien zu Paris auch eine franz. Ausgabe. Von letzterer wurden die ersten 26 Nummern, die bedeutungsvollsten, unter sächs. Censur abgedruckt und ohne Anstoß («Le P., ou collection de documents politiques relatif à l'histoire contemporaine», 2 Bde., Hamb. 1836), veröffentlicht. Sogar eine deutsche Uebersetzung davon wurde besorgt. Dem Anscheine nach mußte die brit. Regierung bei der Veröffentlichung der Actenstücke ihre Hand im Spiele haben, und in der That fiel das Erscheinen des «Portfolio» mit dem angeblich durch Urquhart bei König Wilhelm IV. hervorgebrachten Bestreben zusammen, den östl. Planen Rußlands im Interesse der brit. Macht entschieden entgegenzutreten. Das Whigministerium folgte jedoch den Absichten des Königs nur für den Augenblick und mit Widerwillen. Lord Palmerston, damals Minister des Auswärtigen, ernannte zwar Urquhart (s. d.) zum Gesandtschaftssecretär des Lord Ponsonby in Konstantinopel, lenkte aber in den Beziehungen zu Rußland wieder in die alte Bahn ein, sodaß Urquhart zurücktrat und die Absicht Wilhelm's IV. als gescheitert erschien. Das «Portfolio» war hiermit seiner besten Quellen beraubt und begann ein kümmerliches Dasein zu fristen. Noch ehe die Redactoren zu dem Entschlusse gelangten, ihre Mittheilungen einzustellen, war daher das Interesse des Publikums schon erkaltet.

Portici, Flecken am Golf von Neapel und am Fuße des Vesuv, $1^1/_2$ M. südöstlich der Stadt Neapel an der Eisenbahn gelegen, mit 11288 E., ist besonders bekannt durch das großartige königl. Schloß mit reizenden Gartenanlagen und herrlicher Aussicht, durch dessen Hof die Straße von Neapel nach Salerno führt und dessen prächtige Façade dem Meere zugekehrt ist. Dasselbe wurde unter Karl III. 1736 im Bau begonnen und enthält im Erdgeschoß eine Kapelle und ein kleines Theater. Der Schloßpark zieht sich bis ans Meer, wo ein kleines Fort, Granatello, liegt. Bei dem Orte befindet sich eine Dampfmaschinenfabrik. Jenseit des Palastes beginnt der Flecken Resina (s. d.), unter welchem das alte Herculanum (s. d.) verschüttet liegt.

Porticus, eine Säulenhalle oder ein Bogengang, entsprechend der Stoa (s. d.) der Griechen, nannten die Römer eine auf zwei, bisweilen auch auf mehrern Reihen Säulen ruhende Galerie, dergleichen schon in den Städten des Orients und Griechenlands beliebt waren. Diese P. standen theils einzeln und frei, in welchem Falle man sie auch Peristylia nannte, theils waren sie mit Privat- und öffentlichen Gebäuden, wie den Tempeln, verbunden und entweder auf beiden Seiten offen, sodaß nur die Säulen die Wände bildeten, oder auf der einen geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren. Sie dienten zu Spaziergängen, die geschlossenen insbesondere zu Zusammenkünften, als Hörsäle, zu Gerichtssitzungen und andern Zwecken, weshalb sie zum Theil auch mit Sitzen versehen waren. Am berühmtesten war in Athen die Pöcile (s. d.). Aus dem P. entwickelte sich schon in Athen, dann auch in Rom die auf zwei bis vier Säulenreihen ruhende, durch Außenmauern abgeschlossene Basilika (s. d.).

Portiuncula, s. Assisi.

Portland, Haupthandelsstadt des nordamerik. Staats Maine in Nordamerika, liegt auf einer schmalen Landzunge an der Cascobai, welche hier einen geräumigen und tiefen, das ganze Jahr hindurch offenen Hafen bildet, der durch die Forts Preble-Scammel und Georges geschützt wird. Die Stadt, welche 1860 26341 E. zählte, ist der südl. Endpunkt der Atlantic- und St.-Lorenz-Eisenbahn, durch welche sie in directer Verbindung mit Montreal steht, während die südlich von ihr auslaufende Eisenbahn ihren Verkehr mit Boston und dem Osten und Süden vermittelt. Zugleich unterhält die Stadt eine regelmäßige Dampferverbindung mit Boston, Bangor, St.-John und Neubraunschweig. P. hat 27 Kirchen, mehrere wissenschaftliche Anstalten, wie die Gesellschaft für Naturgeschichte mit einer seltenen Muschelsammlung, 30 öffentliche Schulen und 16 Zeitschriften, darunter 4 tägliche. Der Gehalt ihrer Schiffe beläuft sich auf 81399 Tonnen. Zucker und Melasse sind ihre hauptsächlichsten Einfuhrartikel; Bauholz, Fische, Schweinefleisch und Obst bilden die Hauptstapelartikel für die Ausfuhr. Letztere belief sich 1864 auf 3,824571, die Einfuhr auf 3,018063 Dollars. Schiffe wurden 1864 im ganzen 34 von 13600 Tonnen gebaut. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Marinehospital aus. Ein großes Feuer zerstörte 4. Juli 1866 mehr als die Hälfte der Stadt, welche jedoch rasch wieder aufgebaut wurde. Im Winter unterhält P. eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Liverpool. Gegründet wurde die Stadt schon 1632 durch engl. Colonisten. — P. heißt auch der Haupthandelsplatz und die größte Stadt des Staats Oregon, am Willamethfluß, etwa $3^1/_2$ M. von

dessen Mündung in den Stillen Ocean. Der Ort zählt etwa 5000 E., unterhält eine wöchentliche Dampfverbindung mit San-Francisco und hat mehrere Kirchen und Schulen, eine Irrenanstalt und eine Bank. Es erscheinen hier eine tägliche und zwei wöchentliche Zeitungen.

Portland-Vase nennt man gewöhnlich eine jetzt im Britischen Museum aufgestellte Vase, die mit Asche angefüllt in einem gut gearbeiteten Sarkophag unter Papst Urban VIII. (1623—1644) in einem röm. Grabmal entdeckt wurde. Der Sarkophag wurde in das Capitolinische Museum, wo er noch gegenwärtig steht, die Vase zunächst in die Barberini'sche Bibliothek zu Rom (daher sie auch Barberini-Vase genannt wird) gebracht, von wo sie ungefähr 100 J. später der Engländer Will. Hamilton durch Kauf erwarb und bald darauf der Herzogin von Portland zu London für ihr Museum überließ, bei dessen Versteigerung sie an das Britische Museum gelangte. Sie besteht aus einem blauen, durchsichtigen und darüber einem weißen, opaken Glasfluß und ist mit kunstvoll ausgeführten Reliefs verziert, welche von Winckelmann auf die Sage von Peleus und Thetis, von andern auf die Zurückführung der Alkestis aus der Unterwelt bezogen worden sind. Dieselben sind am sorgfältigsten abgebildet in Piranesi's «Antichità romana» (Bd. 2) und in Millingen's «Ancient inedited monuments» (Bd. 1, Lond. 1823). 1845 wurde die Vase von einem gewissen William Lloyd von ihrem Postamente herabgestürzt und zertrümmert, aber mit gutem Erfolge wieder zusammengesetzt, sodaß man die Spuren der Verletzungen nur wenig noch erkennt.

Porto, s. Oporto.

Porto-Alegre oder Portalegre, Hauptstadt (seit 1773) und Haupthafen der Provinz São-Pedro do Sul oder Rio-Grande do Sul im südl. Brasilien, 160 M. gegen SW. von Rio-Janeiro, 4 M. im S. von São-Leopoldo, liegt am östl. Ufer des 6 M. langen Aestuars des Jucuhy, das gegen Süden in einen 34 M. langen und bis 8 M. breiten Strandsee, die Lagoa dos Patos, ausläuft. Die Stadt, regelmäßig und gut gebaut, steht durch Dampfschiffahrt auf dem Rio dos Sinos mit den deutschen Colonien São-Leopoldo u. s. w. in Verbindung und ist der Sitz des Präsidenten der Provinz, eines Gerichtshofs und eines Bischofs. Sie hat eine Kathedrale, eine Lateinschule, ein Hospital, einen Hafen mit Molo und Schiffswerften und zählt 14000 E., die nicht unansehnlichen Handel treiben. Im Handelsjahre 1862/63 liefen im überseeischen Handel 60 Schiffe von 10328 Tonnen, im Küstenhandel 120 Schiffe von 20497 Tonnen aus und ein. Die Gesammteinfuhr betrug 723834 Milreïs (gegen 1,100642 im Vorjahre), die Gesammtausfuhr 205237 Milreïs (gegen 291775 im Vorjahre). Dagegen liefen 1863/64 im auswärtigen Handel nur 37 Schiffe von 6274 Tonnen aus und ein, deren Import sich auf 456506, der Export auf 283039 Milreïs belief.

Portobello, richtiger Puerto Belo, eigentlich San-Felipe de Puerto Belo, eine Stadt auf der Landenge von Panama, im NO. von Colon oder Aspinwall, in dem ehemaligen Generalcapitanat Guatemala, jetzt zum Depart. Colon des columbischen Freistaats Panama gehörig, wurde 1584 angelegt. Die Stadt ist berühmt wegen ihres schönen Hafens, der, schon von Columbus 2. Nov. 1502 entdeckt und benannt, sie sonst zum Stapelplatze der span. Silberflotte machte, und berüchtigt wegen ihres mörderischen Klimas, das ihr den Namen des Grabes der Europäer zuzog und alle commerziellen Vortheile ihrer Lage am Ende vernichtete, sodaß sie jetzt aus einem wichtigen festen Handelsplatze mit 15000 E. zu einem verfallenen Orte mit etwa 1190 Bewohnern, meist Negern und Mulatten, geworden ist, die allein dem dortigen Klima einigermaßen Widerstand leisten können. P. besteht aus einer langen, um die von einer Anhöhe umschlossenen Hafenbai herumlaufenden Hauptstraße, einigen Quergassen und zwei Plätzen mit der Kirche und dem Schatzgebäude, die jedoch wie die Festungswerke, das Hospital und die Privatgebäude im Verfall begriffen sind. Unter der span. Herrschaft war es ein Hauptemporium des Handels zwischen Spanien und Mittelamerika und hatte jährlich eine große Messe. Durch wiederholte Plünderungen seitens der Boucaniers, durch die Einäscherung von seiten des engl. Admirals Vernon 1739 und zuletzt dadurch, daß seit dem Ende der span. Herrschaft Chagres als Haupthafen an der atlantischen Küste des Isthmus an ihre Stelle trat, sank sie immer mehr herab.

Portorico, eigentlich Puerto-Rico, die östlichste und kleinste der Großen Antillen, bildet mit den nahe östlich liegenden, zur Gruppe der Virginischen Inseln gehörigen Eilanden Culebra, Culebrita und Viequez ein eigenes span. Generalcapitanat von 169,15 Q.-M. Die Insel wird durch die 15 M. breite Mona-Passage, in welcher das unbewohnte und herrenlose Eiland Mona liegt, von Haïti getrennt und hat die Gestalt eines Vierecks, das bis 22,8 M. lang und bis 8,6 M. breit ist. Das Innere P.s wird von Westen gegen Osten von wald- und quellenreichen Bergmassen durchzogen, die im Durchschnitt 1400 F. hoch sind, im Culminationspunkte

edoch 3451 F. erreichen, gut bewässerte und sehr fruchtbare Thäler enthalten und gegen 50 Flüßchen, zum Theil einige Stunden weit schiffbar, dem Meere zusenden. Doch finden sich im Innern auch ausgedehnte Savannen. Die Küsten sind theils von Klippen und Riffen, theils von Lagunen eingefaßt, im Norden oft sehr starker Brandung ausgesetzt, in verschiedenen Gegenden von stundenweiten, überaus ergiebigen Fruchtebenen eingenommen. Die einzigen zu allen Jahreszeiten sichern Häfen sind San-Juan, Hovas und Guanica. Das Klima, obgleich warm, ist im allgemeinen gesunder als auf den übrigen Antillen und zeigt sich in den höhern Gegenden zum Anbau europ. Getreidearten geeignet. Den Reichthum an tropischen Producten hat P. mit dem übrigen Westindien gemein. Vieh wird in großer Menge gezogen, und das Meer ist überaus fischreich. An mineralischen Producten finden sich Waschgold, Kupfer, Eisen und Blei, auch Kohlen. Salz wird in den Strandlagunen in großer Menge gewonnen. Die Bevölkerung belief sich 1800 auf 155426, 1834 auf 358836 und Ende 1860 auf 583308 Seelen, darunter 300406 Weiße (etwa 51½ Proc.), meist Creolen span. Abkunft. 1834 zählte man 53,3 Proc. Weiße, 35,1 Proc. freie Farbige (Neger und Mulatten), 11,1 Proc. Negersklaven, also Freie überhaupt etwa 89 Proc. Dieses günstige Verhältniß setzt die Insel weniger dem schwankenden Schicksale und der innern Demoralisation von Colonien mit überwiegender Negerbevölkerung aus, zumal da ein sehr großer Theil der Weißen selbst Ackerbau treibt, sodaß sich hier ein Mittelstand unter den weißen Grundbesitzern hat bilden können. Wie auf Cuba, so haben sich auch auf P. Landbau, vorzüglich auf Colonialproducte, insbesondere auf Zucker, Kaffee und Taback, und Handel ungemein gehoben, und die Insel hat sehr an Wohlhabenheit und Bedeutung gewonnen. Das Zuckerrohr gewährt hier im Verhältniß zu der mit ihm bebauten Bodenfläche viel reichere Ernten als im übrigen Westindien. Man berechnete 1859 die Jahresproduction an Rohzucker auf 116 Mill. Pfd. Die Tabacksproduction beläuft sich jährlich auf 70000 Ctr., die des Kaffees auf P. und Cuba zusammen auf 300000 Ctr. Ausfuhrproducte sind Zucker, Melasse, Rum, Kaffee, Taback, etwas Baumwolle, Häute und Vieh. Der Handel findet hauptsächlich mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Spanien statt. P. zerfällt in die sechs Departementos Aguadilla, Arecibo, Bayamon, Guayama, Humacáo, Mayaquez und Ponce. Die 1514 gegründete Hauptstadt San-Juan de Puerto Rico, auf einem durch eine Brücke mit P. verbundenen Eilande der Nordküste gelegen, mit einem geräumigen, sichern Hafen und starken Festungswerken, ist der Sitz der Centralbehörde der Insel und des Bischofs und zählt (1860) 18259 E., die sehr lebhaften und ausgebreiteten Seehandel treiben. Die Insel, ursprünglich Boriquen oder Burenquen genannt, wurde von Columbus auf dessen zweiter Reise 15. Nov. 1493 entdeckt und erhielt von ihm den Namen «Johannes des Täufers» (Isla de San Juan Bautista). Sie wurde vom Könige von Spanien 1509 unter die Verwaltung des Juan Ponce de Leon gestellt. Die Bedrückungen, denen die in den Goldwäschen beschäftigten eingeborenen Karaiben ausgesetzt waren, riefen eine allgemeine Empörung und jene blutigen Kämpfe hervor, in denen der durch seine Kraft und wunderbare Klugheit berühmte Hund Bezerillo den Spaniern wesentliche Dienste leistete. In dem grausamen Vertilgungskampfe weniger Jahre kam der größte Theil der Bevölkerung (angeblich 600000 Menschen) um, und der geringe Rest wurde durch die schwersten Arbeiten in den Bergwerken aufgerieben, sodaß die Urbevölkerung von Boriquen sehr bald verschwand. Bis auf die neueste Zeit sah sich P. vom Mutterlande wenig beachtet. Die Insel diente hauptsächlich als Verbannungsort von Verbrechern und kostete jährlich bedeutende Zuschüsse. Als diese Zuschüsse nach Losreißung der span. Colonien auf dem Festlande Amerikas vom Mutterlande aufhörten, wandte man sich dort der Ausbeutung der eigenen Schätze der Insel zu. Seitdem hoben sich die Bevölkerung und der Wohlstand, sodaß die Colonie dem Mutterlande jetzt, wie Cuba, jährlich einen Ueberschuß gewährt.

Porträt oder **Bildniß** nennt man die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer histor. Person unter besonderer Berücksichtigung ihrer individuellen Erscheinung. Das Porträtiren oder Abbilden findet sowol in plastischen Werken (Porträtstatuen oder Ikonische Statuen, Porträtbüsten und Porträtreliefs, letztere besonders als Medaillons behandelt) als in Gemälden statt. Doch sind viele Bildnisse berühmter Männer aus früherer Zeit blos Ideale einer spätern. Daher heißen P. im engern und eigentlichen Sinne die nach der Natur, d. i. nach der Ansicht eines wirklichen Individuums copirten Bildnisse, insbesondere die gemalten. Die Porträtmalerei ist eine eigene Gattung der Malerei. Sie stellt das Wesentliche, Bleibende, Bezeichnende an dem einzelnen Menschen dar. Auch das P. muß Charakterbild sein, wenn es nicht aus der Reihe ästhetischer Productionen ausgeschlossen sein soll. Sklavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, da jeder Tag an dem Zufälligen der menschlichen Ge-

stalt ändert. Darum hat der Künstler blos die bleibenden Hauptzüge aufzufassen und den phy-siognomischen Ausdruck, der jedem Zuge seine Bedeutung gibt. Das große Talent weiß nicht nur der Häßlichkeit, sondern selbst der Gemeinheit ihre interessanten Züge abzugewinnen, und gerade darin besteht die Anforderung nach Idealisirung, welche neben der nach Treue an jedes gute P. gemacht werden muß. Von den ital. Malern waren besonders die Venetianer (Tizian), von den nordischen die Niederländer (van Dyck) und von den Spaniern die Schule von Madrid (Velasquez) groß im P. In der neuern Zeit werden P., welche die Naturwahrheit mit malerischer Bedeutsamkeit vereinigen, immer seltener, woran zum Theil auch das wenig geeignete Costüm der Gegenwart schuld ist. Zu den P. gehören auch die Conversationsstücke, welche in der Regel sehr unpoetisch sind, während die histor. Gemälde, welche man aus P. zusammensetzt, nicht selten an Steifheit leiden.

Portsmouth, Municipalstadt und Parlamentsborough, stärkste Festung und Hauptseearsenal Englands mit dem größten und sichersten Hafen des Königreichs, liegt in der Grafschaft Hampshire gegen NNO. von der Insel Wight, im südwestl. Theile der $3^1/_4$ geogr. M. im Umfang messenden flachen Insel Portsea, an dem Eingange zu dem herrlichen Portsmouth-Harbour, der, an der südl. Einfahrt nur $^3/_4$ engl. M. breit, sich im Innern bis auf 3 M. erweitert, gegen alle Winde und Stürme geschützt ist und der ganzen engl. Kriegsflotte einen trefflichen Ankergrund bietet. P. besteht eigentlich aus zwei Städten, aus P. im Süden und Portsea im Norden, das aus einer ehemaligen Vorstadt erwachsen und bei weitem größer ist. Beide haben zusammen (1861) eine Bevölkerung von 94799 E. (gegen 72096 im J. 1851 und gegen 53058 im J. 1841), ungerechnet die 7789 E. von Gosport (s. d.), welches durch die Festungslinien mit in den Städtecomplex gezogen und durch eine fliegende Brücke mit ihm verbunden ist. Mit den Vorstädten haben P. und Portsea 42 Kirchen und Kapellen, eine Synagoge, zwei Lateinschulen, das 1729 gegründete Marinecollege, eine Sternwarte (50° 48′ 3″ nördl. Br., 1° 5′ 58,5″ westl. von Greenwich), seit 1820 eine Schiffbauschule, einen Philosophischen Verein mit Museum, ein Athenäum, ein Handwerkerinstitut und ein Theater. Von öffentlichen Anstalten und Bauwerken sind noch zu erwähnen die ausgedehnten Kasernen, der Palast des Gouverneurs, das Stadthaus, das Gerichtshaus, das Zollamt, ein Stadtgefängniß, ein großes Arbeitshaus, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten und zwei kolossale Wasserwerke. Die Stadt P. selbst ist eng, winkelig und finster, hat nur eine lange hübsche Straße, die High-Street, und an bemerkenswerthen Gebäuden das alte Gouvernementshaus (bis auf Heinrich VIII. eine Priorei) mit anstoßender Garnisonskapelle und die sehr alte Kirche St.-Thomas mit einem 120 F. hohen als Landmarke dienenden Thurme. Portsea ist besser gebaut, bietet aber auch nur einen bescheidenen Anblick. Schön sind die beide Städte umziehenden Wälle mit ihren Ulmenalleen und interessanter Aussicht auf das ganze Hafenleben, auf Wight und die nächsten Küstenpunkte. Dem Glacis gegenüber ziehen sich die Vorstädte hin, die größer sind als P. und Portsea zusammen, mit reizenden Squares, hübschen Gebäuden und Gärten, am schönsten die Vorstadt Southsea, die in neuester Zeit ein vielbesuchter Badeort geworden. Dicht am Seestrande, nur durch das Glacis getrennt, liegen die berühmten Kingsrooms, eins der vorzüglichsten Seebäder Englands. Die Herrlichkeit P.s aber und der Stolz Englands besteht in dem Seearsenal mit den größten Docks der Welt. In Portsea befinden sich die königl. Schiffswerften, die einen ummauerten Raum von 120 Acres bedecken und alle Anstalten für den Bau, die Ausbesserung und Verproviantirung von Kriegsschiffen in großartigstem Maßstabe enthalten. Auch ist hier das Zahlamt der Marine und die Residenz des Hafenadmirals. Südlich von den Docks liegt das Geschützwerft oder Artilleriearsenal von 14 Acres Flächenraum, dem zu Woolwich zwar nachstehend, aber doch auch sehr bedeutend, mit einem Zeughause für kleine Waffen, einem Laboratorium, großen Quais und schönen Offizierwohnungen. In und bei Gosport befinden sich die Bäckerei, Brauerei und Proviantshäuser der Marine, die Böttcherei und das Pulvermagazin sowie das großartige Hasler-Hospital für Seeleute (1746—62 erbaut), das 2000 Kranke aufnimmt. Die Befestigungen der beiden Städte und Gosports werden nach ihrer Vollendung mit 1115 Geschützen bewaffnet sein und bedürfen zu ihrer Vertheidigung einer Garnison von 20000 Mann. Sie bestehen zunächst in einer Enceinte von 3 engl. M. Umfang mit 18 Bastionen und Ravelins auf der Landseite. Den Eingang in den Hafen vertheidigen Monckton-Castle südlich von Gosport, und Southsea-Castle auf der Insel Portsea, auf deren Südküste außerdem noch die Forts Lumps, Eastney und Cumberland stehen, die mit den auf den Sandbänken noch zu erbauenden Forts die im Süden belegene Rhede Spithead, den gewöhnlichen Sammelplatz der zum Auslaufen, zu Manövern, Revuen u. s. w. bestimmten Flotte, vollkommen decken. Ein zweite Enceinte bildet

in einer durchschnittlichen Entfernung von ¾ engl. M. westlich von Gosport die detachirten Forts Gomer, Grange, Rowner, Brockhurst und Elson, und wiederum 2 engl. M. westlich von Gosport entfernt liegen die Vorfesten Lee Farm, Foxbury und Blackhouse. Auf den im Norden der Hafenbai von Westen gegen Osten hinstreichenden Portsdown-Hügeln liegen acht durch bedeckte Gänge verbundene Forts und im Westen die Vorfeste Wallington. Endlich auf der Nordseite der Insel Portsea, die durch einen schmalen, überbrückten Meeresarm vom Festlande getrennt ist, befinden sich die Linien von Hilsea. Der Umfang sämmtlicher Befestigungen beträgt über 25 engl. M. Noch innerhalb der äußern Werke liegt an der Eisenbahn und an der Nordwestecke des Portsmouthhafens, noch für Schiffe von 300 Tons zugänglich, die Marktstadt Fareham mit 4011 E., Schiffswerfte, Seilerbahn, einer Markthalle, einem Literarischen Institut, einem Irrenhaus und Fabriken von Kutschen und groben irdenen Waaren. Die Industrie P.s, das zwei Mitglieder in das Parlament schickt, ist nur insoweit bedeutend, als sie unmittelbar mit den Marineetablissements in Verbindung steht. Nicht ohne Belang ist der Handel, namentlich der Küstenhandel. Es befinden sich hier Waarenspeicher aller Art, außer für Taback. Mit Wight, Plymouth, Falmouth, Havre findet Dampfbootverbindung statt. 1860 besaß die Stadt 263 Schiffe von 12622 Tons. P. wird zuerst im Zeitalter der Angelsachsen erwähnt, die hier 501 bei «Portesmutha» landeten. Unter Alfred d. Gr. wurde im Hafen eine Flotille von neun Schiffen gegen die Dänen bemannt und vor dem Einfalle der Normannen (1066) eine Menge von Schiffen von hier aus gegen dieselben ausgeschickt. 1377 landeten die Franzosen und verbrannten einen großen Theil der Stadt, mußten aber schließlich mit großem Verluste abziehen. Unter Edward IV. wurden die Befestigungen begonnen und unter Richard III. vollendet. Erst unter Heinrich VIII. errichtete man zu P. das Hauptmarinearsenal Englands, und unter Edward VI. stationirte im Hafen die ganze Flotte des Königreichs, die freilich nur aus 53 Schiffen mit einer Besatzung von 7780 Mann bestand. Königin Elisabeth führte neue Befestigungen auf aus dem Gewinn der ersten Staatslotterie in England. Karl II. ließ neue Forts, Werfte u. s. w. anlegen, und seit Wilhelm III. wurde bis auf die neueste Zeit an der Befestigung fortgearbeitet, sodaß die bisher vollendeten formidabeln Linien von P. jedem Angriffe, auch von der Landseite, entgegensehen können. — P. heißt auch die Hauptstadt des nordamerik. Staats Neuhampshire (s. d.).

Portugal, ein Königreich und das südwestlichste Land Europas, zwischen dem Atlantischen Meere und Spanien gelegen, mit welchem es die Pyrenäische Halbinsel bildet, von 36° 58' bis 42° 7' nördl. Br. in einer Länge von 77½ und einer Breite von 17—30 M. sich erstreckend, hat ein Areal von 1716,49 Q.-M. Abgesehen von den überseeischen Besitzungen, zerfällt es historisch in das eigentliche Königreich P. und das Königreich Algarve (s. d.) oder Algarbien, administrativ aber seit 1835 in 17 Verwaltungsdistricte, statt deren aber die frühere Eintheilung in 6 Provinzen noch im Volke selbst geläufig ist, nämlich: Minho (District Oporto, Vianna und Braga), Tras-os-Montes (Braganza und Villareal), Beira (Viseu, Aveiro, Coimbra, Guarda und Castello-Branco), Estremadura (s. d.) mit der Haupt- und Residenzstadt Lisboa oder Lissabon (s. d.) und drei Districten (Lisboa, Leiria und Santarem), Alemtejo (Evora, Portalegre und Beja) und Algarve (Faro). Die Districte zerfallen behufs der Corteswahlen in Districtos electoraes oder Wahlbezirke, hinsichtlich der Gerichtsverwaltung in Comarcas oder Gerichtssprengel und Julgados oder Gerichtsämter, bezüglich der Civilverwaltung diese wieder in Concelhos oder Kreise (379), diese in Freguezias oder Kirchspiele. Städte oder Cidades zählt man 22, Villas 650, Dörfer 3800. Die Zahl der Bevölkerung wurde früher durchschnittlich nach den Feuerstellen berechnet. Die kopfweise Zählung 1841 ergab 3,412500, die vom J. 1851 auch nur 3,487027, die von 1861 aber 3,693362 und die von 1863 bereits 3,987861 E. Die bevölkertste Provinz ist Minho mit 6465 E. auf 1 Q.-M.; ihr zunächst steht Beira (3150 auf 1 Q.-M.); am schwächsten bevölkert ist Alemtejo (738 auf 1 Q.-M.). Die beiden Hauptconcentrationspunkte der Bevölkerung sind Lissabon mit 224063 E. und Oporto (s. d.), die bedeutendste Handelsstadt des Landes, mit 86257 E. Von den andern Städten erreicht keine die Bevölkerungszahl von 20000. Von den überseeischen Besitzungen sind gegenwärtig die Adjacenten, d. h. die dem Festlande am nächsten liegenden Inseln des Atlantischen Ocean, den europ. Besitzungen gleichgestellt und seit 1835 in die polit. Verwaltung derselben mit hineingezogen, sodaß ihre Bewohner, welche der Mehrzahl nach mit den Portugiesen von gleicher Abstammung, mit diesen auch gleiche polit. Rechte haben. Diese Inseln haben zusammen ein Areal von 69,74 Q.-M. mit 362105 E. und bilden vier der Verwaltungsdistricte P.s, nämlich: die Inseln Madeira (s. d.) und Porto-Santo den District Funchal (15,75 Q.-M. mit 112164 E.),

und die Gruppe der Azoren (s. d.) die drei Districte Angra (auf Terceira), Horta (auf Fayal) und Ponta-Delgada (auf San-Miguel), 53,99 Q.-M. mit 249941 E. umfassend. Die übrigen überseeischen Besitzungen oder Colonien, welche erst seit der Verfassung von 1838 zur vollständigen Theilnahme an den polit. Rechten gelangt und im Senate sowie in der Deputirtenkammer vertreten sind, haben gegenwärtig, ungeachtet ihres großen Umfangs und ihrer vortheilhaften Lage, doch nur geringe Bedeutung. Sie sind gegenwärtig in vier Generalgouvernements eingetheilt: 1) Die Capverdischen Inseln (s. d.), 77,62 Q.-M. mit 84191 E. (1864), dem das sog. Gouvernement Guinea, d. i. die senegambischen Handelsfactoreien und Niederlassungen theils auf dem Festlande, theils auf den Bissäoinseln, nach officieller Angabe 1687,50 Q.-M. mit nur 1095 E., untergeordnet ist; 2) die Guineainseln San-Thomé und Principe (21,36 Q.-M. mit 18369 E.); 3) Angola (s. d.) in Südguinea mit dem Hauptorte San-Paolo de Loanda und den Gouvernements von Benguela und Mossamedes, nach alter Angabe 9552,5 Q.-M. mit 2 Mill., nach neuern Ermittelungen (Behm) 14700 Q.-M. mit 9,057500 E.; 4) Mozambique (s. d.), angeblich 13500 Q.-M., aber nach dem beanspruchten Grenzumfang berechnet etwa 18000 Q.-M. mit etwa 300000 E., wovon auf den unmittelbaren Besitz nur 50 Q.-M. mit 50000 E. kommen sollen; 5) Indien, d. i. Goa (s. d.) mit Damao und Diu, jetzt nur noch 73,08 Q.-M. mit 527067 E. (1864); 6) Macao (s. d.) in China, 0,56 Q.-M. mit 29587 E.; 7) Timor, d. i. der nordöstlichste Theil der Sundainsel Timor (s. d.) mit dem nördlich vorliegenden Eilande Kambing, der Rest des frühern Gouvernements Dilli oder des Indischen Archipels, nach den Abtretungen an die Niederländer 1860 wol kaum 200 Q.-M. und vielleicht nur 150000 E. umfassend, während die officielle Zahl 850300 jedenfalls zu hoch gegriffen ist. Bei dieser Verschiedenheit der Angaben schwankt die Berechnung des gesammten, zur europ. Verwaltung nicht gehörigen Colonialbesitzes zwischen etwa 25100 und 34750, ja sogar 55300 Q.-M. und dessen Bevölkerung zwischen 1,110000 und 10,868000 E.

P. ist als ein Küstenland zu betrachten, von Spanien mehr durch polit. als durch natürliche Grenzen geschieden, indem seine Gebirge und größern Flüsse nur westl. Fortsetzungen des innern Terrassen- und Gebirgsbaues sowie der Stromadern jenes Landes bilden. Es ist vorherrschend Hochland. Seine Gebirgsmassen treten jedoch nur selten unmittelbar an das Meer, um an der im ganzen 108 M. langen Küste Vorgebirge zu bilden; vielmehr besteht fast das ganze Litorale aus flachen Strandgegenden, weshalb die Zahl der guten Hafenstellen auf die Mündungen der größern Flüsse beschränkt ist. Am höchsten erhebt sich P. in der Mitte, in der Fortsetzung des castilischen Scheidegebirgs, der Serra-Estrella, einem hohen Plateau, dessen Hauptmasse zwischen dem Mondego und Zezere. (S. Beira.) Dieses Gebirge erreicht an dem breiten Scheitel des Malhão de Serra die Höhe von 7200 F., steigt von Norden her aus kahlen, 2—3000 F. hohen Plateauflächen sanft, von Süden her steil auf, setzt sich durch Estremadura gegen Südwesten als niedriger, von isolirten, relativ unbedeutenden Felsenmassen überhöhter Plateauzug bis zum Meere fort, gegen welches es steil abstürzt, am steilsten in der Serra de Cintra und dem 1800 F. hohen Cap la Roca, der westlichsten Spitze des europ. Festlandes. Im äußersten Süden P.s steigt als westl. Fortsetzung des andalus. Scheidegebirgs das Grenzgebirge zwischen Alemtejo und Algarve (s. d.) oder die Serra de Monchique allmählich aus den hochliegenden wüsten Heidestrecken von Alemtejo bis zur Höhe von 3830 F. an. Das Gebirge besteht aus mehrern parallel von Osten gegen Westen laufenden Ketten, welche steil in immer tiefer und enger werdende Thäler hinabfallen, bis die letzte mit ihrem südl. Fuße die niedrige, heiße und sandige Küstenlandschaft Algarves selbst erreicht. Das Cabo de São-Vicente ist der letzte nur noch 360 F. hohe Vorsprung dieses Gebirgs, zugleich die südwestlichste Spitze von ganz Europa. Im Norden des Mondego liegt die Terrasse von Ober-Beira mit 2000 F. hohen, wenig bebauten, aber heerdenreichen Bergflächen, von zahlreichen tiefen, engen und fruchtbaren Thälern durchfurcht, deren Flüsse dem Duero (s. d.) oder (portug.) Douro zufließen. Am dichtesten zusammengedrängt sind die im Norden dieses Flusses hinziehenden Felsenkämme, Verzweigungen des Gebirgslandes von Leon und Galicien; dort steigt in der Serra de Suazo der Monte-Gavieiro angeblich bis 7380 F. empor. Die meisten Gebirge P.s sind nackt und felsig; keines erreicht die Grenze des ewigen Schnees. Die ausgedehntesten Ebenen befinden sich in Alemtejo, Estremadura und Beira, die größtentheils den Charakter von Campos oder Heideflächen haben. Die Hauptflüsse sind die Guadiana, welche zum Theil die südöstl. Grenze bildet, der Tajo (s. d.) oder (portug.) Tejo und der Douro, von denen jener erst bei Punhete, zwischen Abrantes und Santarem, dieser schon bei Torre de Moncorvo schiffbar, jener bis Vallada, dieser bis Oporto mit Hülfe der Flut von Seeschiffen befahren wird, endlich der Minho (s. d.) an der Nordgrenze.

Die wichtigsten Küstenflüsse sind die Lima und Vouga, der Mondego und der 6 M. weit schiffbare Sado. Landseen hat P. nicht, außer einigen Bergseen; dagegen gibt es zahlreiche, freilich meist schlecht benutzte Mineralquellen. Zu Bade- und Trinkcuren mit den erforderlichen Einrichtungen versehen sind im ganzen 70. Der Boden ist im ganzen leicht und überall ungemein fruchtbar, wo Bewässerung vorhanden; wo diese fehlt, wie in Hochflächen, besonders in Alemtejo, bietet sich nur culturloses Weideland dar. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördl. gemäßigten Zone liegt, hat es doch bei weitem nicht die heiße Glut, welche im mittlern und südl. Spanien herrscht. Die Seewinde erfrischen die Küstengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Im Jan. beginnt der reizendste Frühling; vom März an wechseln Regen und Stürme mit trockener Hitze. Die Ernte ist im Juni; vom Ende des Juli bis zu Anfang des Sept. verwelkt der Pflanzenwuchs unter der Einwirkung der Sonne. Regen ist im Sommer selten, doch sind nach heißen Tagen die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Sept. der erste Regen die Erde getränkt, wird sie aufs neue mit frischem Grün überzogen; es beginnt ein neuer Frühling und neue Blüten schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Nov. eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördl. Gegenden herrscht dauernde Winterkälte, in den südlichen aber ist der Winter eine seltene Erscheinung. Gewitter finden nur im Herbst und Winter statt. Von solchem Klima begünstigt ist das Land reich an Producten, die im ganzen mit denen Spaniens übereinstimmen, aber hier noch weniger als dort ausgebeutet werden.

Die Stammverschiedenheit der portug. Bevölkerung erscheint in der Gegenwart sehr unbedeutend, da nur in der Hauptstadt und in den Handelsplätzen Fremde, namentlich Engländer, sich angesiedelt haben, neben denen Galicier, Neger, Farbige und Creolen vorzugsweise in den arbeitenden und dienenden Klassen vorkommen. Die portug. Juden, die früher als besonderer Stamm mit eigenthümlichem Dialekt und abweichendem religiösen Ceremoniell über das Land ausgebreitet waren, im 16. Jahrh. aber mit äußerster Härte verfolgt und ausgetrieben wurden und dann bis zur Besetzung des Landes durch die Franzosen von dauerndem Aufenthalte daselbst sich ausgeschlossen sahen, genießen seit 1820 wieder die gesetzliche Anerkennung des Rechts freien Aufenthalts und freier Religionsübung. Ihre Zahl beläuft sich nur auf einige Tausende. Auch die Zigeuner sind in P. weit weniger zahlreich als in Spanien. Die Portugiesen haben in Charakter und Sitten mit den Spaniern wenig gemein, und unterscheiden sich von diesen auch durch ihre Sprache. (S. Portugiesische Sprache und Literatur.) Sie zeichnen sich im allgemeinen durch große Höflichkeit gegen Fremde aus, desgleichen durch Gelehrigkeit, Unternehmungsgeist, Ausdauer, Tapferkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit, durch glühende Liebe zum Vaterland und Anhänglichkeit an ihre Religion. Neben diesen guten Eigenschaften wirft man ihnen aber auch Hochmuth, Prachtliebe, Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit und Hang zu Uebertreibungen vor, die namentlich in den niedern Ständen hervortreten. Außerdem legt man diesen Rachsucht, Hinterlist, Blutgier und Grausamkeit bei, welche Fehler indeß keineswegs allgemein herrschen können, am allerwenigsten unter den sanftmüthigen Bewohnern der nördl. Provinzen. Die röm.-kath. Kirche ist die alleinige Landeskirche, daneben aber jedes Glaubensbekenntniß geduldet. Die portug. oder lusitan. Kirche steht nach der Bewilligung des Papstes Clemens XI. 1716 unter der besondern Oberaufsicht des Cardinal-Patriarchen von Lissabon, dessen Generalvicar den erzbischöfl. Titel führt. Unter ihm stehen elf Bischöfe, fünf in P. selbst, zwei auf Madeira und den Azoren und vier in den Colonien Capverde, S.-Thomé, Angola und Macao (Goa hat einen eigenen Erzbischof). Von den übrigen neun Bischöfen des Festlandes stehen sechs unter dem Erzbischof von Braga, der zugleich Primas des Reichs, und drei unter dem Erzbischof von Evora. Außerdem gibt es noch zehn von der bischöfl. Aufsicht befreite Stifter. Die früher sehr zahlreiche Klostergeistlichkeit ist seit 1834 durch Aufhebung der Mönchsklöster beseitigt. Nonnenklöster gab es 1850 noch 117, zusammen mit 1459 Nonnen.

Die physische Cultur P.s liegt noch sehr darnieder. Die Hälfte der Gesammtoberfläche besteht noch jetzt theils aus ganz unproductivem, theils aus blos zur Viehweide benutztem Terrain. Die Landwirthschaft befindet sich, einzelne Gegenden und Güter ausgenommen, auf einer tiefen Stufe. Dennoch hat P. seit der neuen Gesetzgebung von 1832 und 1833 nicht unbedeutende Fortschritte hinsichts der Bodencultur und Viehzucht gemacht, und namentlich ist in neuester Zeit sowol von seiten der Regierung als auch durch intelligente Grundbesitzer und Gesellschaften viel für die Hebung der Landwirthschaft gethan worden. Daß der Aufschwung nicht rascher vor sich geht, wird der Indolenz der portug. Bauern, der Milde des Klimas und der Frucht-

barkeit des Bodens, im höhern Grade dem Mangel einer guten Communication im Innern und mit den Häfen, dem schlechten System der Bewirthschaftung (Brachen- und Weidenwirthschaft, besonders gebräuchlich in Alemtejo), endlich der überall üblichen Verpachtung der Ländereien auf ganz kurze Zeit, meistens nur auf ein Jahr, beigemessen. Der letztere Umstand hat um so verderblicher gewirkt, als sich die Hauptmasse des culturfähigen Bodens in den meisten Provinzen bis auf die neuere Zeit in den Händen weniger großer Grundbesitzer, die fern von ihren Gütern in Lissabon oder im Auslande von ihren Renten lebten, oder im Besitz der Klöster, Kirchen und Stiftungen befand. Durch die Aufhebung der Mönchsklöster, infolge deren Grund und Boden der Klöster und Kirchen für Nationalgut erklärt, parcellirt und verkauft wurde, ist ein wesentlicher Schritt zum Bessern geschehen, indem seitdem die Zahl der kleinen selbständigen Grundbesitzer sich gemehrt hat und die Wirthschaft allmählich eine zweckmäßigere und intensivere geworden ist. In neuester Zeit hat man auch zum Vortheile des Landbaues den Straßen-, Weg- und Eisenbahnbau mit Energie zu betreiben begonnen. Außerdem bahnte man die Reform der agrarischen Gesetzgebung an, und die Regierung führte Viehausstellungen und Prämienvertheilungen ein. Endlich haben auch die Bildung einer Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues (Associação central da agricultura portugueza) zu Lissabon, die dort seit 1852 bestehende königl. Landwirthschaftsschule, die Gründung ähnlicher Anstalten zu Vizeu und Evora sowie die später entstandenen Versuchsanstalten und Musterwirthschaften wesentlich zur Belebung der Bodencultur beigetragen. Am besten wird die Landwirthschaft in Minho, in einigen Gegenden von Beira und Estremadura und, besonders die Fruchtbaumzucht, in Algarve betrieben. Man baut Weizen, Gerste und Mais, im Süden auch Reis, Rispen- und Mohrhirse, im Norden und in Gebirgsgegenden Roggen und Hafer. Während 1811 noch 366149 Moios (à 15 Alqueires oder Scheffel) Getreide vom Auslande eingeführt werden mußten, wurden 1849 bereits 30331 Moios Getreide exportirt. Seitdem verschiffte man allein aus den beiden Häfen Vianna und Caminha (Provinz Minho) alljährlich im Durchschnitt Getreide im Werth von 317 Mill. Reis (512484 preuß. Thlr.) nach dem Auslande. Nur in Theuerungsjahren, wie 1856 und 1859, war dies nicht der Fall. Außer Getreide baut man Bohnen, Puffbohnen, Kichererbsen, Linsen, Erbsen und Lupinen. Den Futterkräutern widmet man noch wenig Aufmerksamkeit. Gemüse- und Gartenbau in größerm Maßstabe wird nur in den Umgebungen der größern Städte betrieben. Die Kartoffel wird in allen Districten gebaut und jetzt sogar ausgeführt. Auch der Runkelrübenbau hat neuerdings bedeutenden Aufschwung genommen, besonders in Estremadura, im Mondegothale und in Minho, wo man auch Rübenzuckerfabriken eingerichtet. Melonen, Kürbisse und Gurken werden allenthalben gezogen und im Süden als Feldfrüchte behandelt. Im Norden, namentlich um Oporto, findet die Erdbeerencultur in großem Maßstabe statt. Von Gewerbepflanzen baut man nur Flachs, besonders in Minho, und Hanf in Traz-os-Montes und Estremadura. Esparto wächst im Süden häufig wild und wird, wie Bast und Blätter der Zwergpalme und die Gewebsfasern der Pita (Agave americana), zu allerhand Flechtwerk benutzt. Verbreitet, aber ohne Sorgfalt betrieben, ist die Olivenbaumzucht. Der Weinbau, von alters her für P. von großer Wichtigkeit, hat seit 1853 den härtesten Schlag durch die Traubenkrankheit erhalten, namentlich auch im Weindistrict Alto-Douro (s. d.), welcher den eigentlichen Portwein (s. d.) liefert. Außer diesem District am obern Douro wird der Weinbau besonders noch in Estremadura und Algarve in großem Maßstabe betrieben. Die besten Weinsorten, außer dem Portwein, sind die Moscatels von Carcavellos und Setuval (Weißweine, auch unter dem Namen Lissabon- und St.-Yveswein bekannt), die Rothweine von Torres-Vedras und Collares, die Weißweine von Faro und Sines (in Algarvien) u. s. w. In Algarbien wird aus dem Wein zum großen Theil Branntwein fabricirt. Im Durchschnitt wurde vor der Traubenkrankheit die jährliche Gesammtproduction an Wein auf 800000 Pipen, deren Werth auf 8 Mill., die Rente des Bodens und die Kosten der Gewinnung auf je $2\frac{2}{5}$ Mill., der Reingewinn auf $3\frac{1}{5}$ Mill. Milreis (5,173333 Thlr.) veranschlagt. Südfrüchte werden längs der Küste und in den warmen Flußthälern selbst des Nordens gezogen, in größter Masse aber in Algarbien, wo man besonders Mandeln, Feigen, Johannisbrot allenthalben gewinnt. Die besten Orangen zieht man um Setuval, Lissabon und Coimbra, die besten Obstsorten und Walnüsse in den Nordprovinzen und dem centralen Gebirge. In vielen Gegenden gibt es ganze Wälder von Kastanienbäumen. Im Süden und an der Westküste gedeihen auch Granatbäume, indische Feigen und Dattelpalmen, in Algarbien sogar Bananen. Die Forstwirthschaft hat nur in den königl. Waldungen geregelten Betrieb, im allgemeinen liegt sie im argen. Die vorherrschenden Waldbäume sind Pinien, Eichen und Kastanien. Man treibt Köhlerei, aber von Holzindustrie ist kaum die Rede.

Die Viehzucht, großentheils sehr vernachlässigt und gegen frühere Zeit im Verfall, hat erst neuerdings wieder mehr Aufmerksamkeit erfahren. Die Rindviehzucht ist vorzüglich in den Nordprovinzen zu Hause. Aus den Tejogegenden bezieht man die Stiere zu den auch in P. beliebten Kampfspielen. Gute Pferde werden nur in dem königl. Gestüte zu Mafra und in den Privatgestüten einiger Granden gezogen. Die Cavalerie ist fast durchgängig mit ausländischen Pferden beritten. Auch viele Maulthiere und Esel muß man aus Spanien einführen. Die meisten Schafe gibt es in Beira, Traz-os-Montes und Alemtejo. Die feinern Beiraschafe wandern gleich den span. Merinos umher und verbringen den Winter in den Ebenen von Alemtejo. Ziegenzucht ist in allen Gebirgsgegenden verbreitet. Die portug. Ziegen gehören der tibetanischen und Angorarasse an, die Schweine der chinef. Rasse. Letztere werden in größtem Maßstabe in den ausgedehnten Eichen- und Kastanienwäldern von Alemtejo gezogen. Die Seidenraupenzucht wird besonders um Braganza, demnächst in Beira betrieben, die Bienenzucht namentlich in den großen Cistusheiden von Alemtejo und Estremadura. Die Jagd ist in P. frei, aber von keinem großen Belang. Sehr wichtig dagegen ist die Fischerei. Das portug. Küstenmeer, namentlich das algarbische, wimmelt von Fischen aller Art; auch an Krebsen, Mollusken, Korallen u. s. w. ist kein Mangel. Man hat der Fischerei von jeher große Aufmerksamkeit gewidmet, und wenn dieselbe gegenwärtig auch lange nicht mehr die Bedeutung hat, wie im 14., 15. und 16. Jahrh., wo die Portugiesen alle Meere ausbeuteten und Spanien, die Levante sowie einen großen Theil von Nordafrika und Europa mit Fischen versahen, so bildet sie doch immer einen sehr wesentlichen Erwerbszweig und die Abgabe von ihrem Ertrag eine der Haupteinnahmen der Staatskasse. Der Bruttoertrag ist durchschnittlich im Jahr 1 Mill. Milreïs oder etwa 1⅖ Mill. Thlr., wovon der Staat 6 Proc. erhält. Dennoch genügt die Ausbeute noch lange nicht für den Bedarf des Landes. Es werden jährlich im Durchschnitt für 713158 Milreïs Stockfische aus dem Norden eingeführt. 1854 waren 4800 Barken mit 25840 Apparaten und 28000 Fischern beschäftigt. Obgleich P. an Erzen aller Art ebenso reich ist wie Spanien, nimmt es doch die letzte Stelle hinsichtlich des Bergbaues und Hüttenwesens unter den Ländern Europas ein. Man gewinnt etwas Blei, Kupfer, Anthracit- und Braunkohlen; Eisen ist allenthalben vorhanden, aber nirgends ein Hohofen. Desto wichtiger und einträglicher sind die Salinen. Mit Ausnahme der Salzquelle von Rio-Major in Estremadura sind alle Salinen sog. Marinhas, d. h. Gruben zum Salzschlämmen in den Salzmoräften am Meere. Ihre Zahl ist sehr groß und ihre jährliche Gesammtproduction im Durchschnitt 390000 Moios à 15 Scheffel); die Ausfuhr 162000 Moios zu 162000 Milreïs. Das beste Seesalz wird in den Marinhas des Sado und in denen um Palmella und Alcacer do Sal gewonnen und kommt unter dem Namen Salz von St.-Ybes (Setuval) in den Handel. P. besitzt auch einen großen Reichthum an schönen Marmorarten, z. B. zu Estremoz, Mafra, Arrábida, an trefflichen Bau- und Lithographiesteinen, an Achat, der zu Zierathen verarbeitet wird. Im Grenzgebirge finden sich Amethyste, in der Serra-Estrella Granate, Hyacinthe und Bergkrystalle, viele Thon-, Mergel- und Sandlager aller Art, bei Oporto selbst Porzellanerde.

Ein erfreulicheres Bild als Bergbau, Ackerbau, Viehzucht und Forstwirthschaft bietet die Industrie P.s in ihrem gegenwärtigen Zustande dar, obschon sich ihr Markt nur erst auf das Land selbst und dessen Colonien sowie auf Brasilien beschränkt. Viel trug zu diesem Aufschwunge die Regierung bei, indem sie ihr gebräuchliches System, alle Privatunternehmen zu überwachen und von allen den größtmöglichsten Vortheil für die Staatskasse zu ziehen, wenigstens theilweise aufgab, Eingangszölle herabsetzte, industrielle Anstalten zu Lissabon und Oporto errichtete und nationale Industrieausstellungen (1849 zu Lissabon, 1855 und 1865 zu Oporto) veranstaltete. Früher sorgte, zu größtem Nachtheile des Landes, England für die Bedürfnisse der Portugiesen, das allein für 1 Mill. Pfd. St. Manufacturwaaren nach portug. Häfen versandte. Jetzt ist die einheimische Production in einigen Artikeln, z. B. in Wollwaaren, für den eigenen Bedarf ziemlich ausreichend, und die Industrie von Oporto hat sich fast ganz unabhängig von England zu machen gewußt. Die beiden Hauptcentren der portug. Industrie sind Oporto und Lissabon, die bedeutendsten übrigen Industriestädte Covilhão, Portalegre, Govea, Braga, Guimarães und Bragança. Am wichtigsten ist die Woll-, Seiden- und Baumwollindustrie. Sodann folgt, in P. uralt, die Fabrikation von Gold- und Silberwaaren sowie von Filigranarbeiten, ferner von Eisen- und Blechwaaren, blanken Waffen und Messern, von Töpfergeschirr und Steingut, von Stearinlichten, Seifen, chemischen Producten, Conserven, Papier, Glas, Hüten, Wachstuch, Segeltuch, Seilerwaaren und Tauwerk aller Art (besonders in Algarbien).

Sehr erheblich ist seit 1845 der Schiffbau, für den an 16 Orten Werften bestehen, die leichte, sehr elegante, dauerhafte und schnellsegelnde Schiffe liefern, während vor 1845 P. seine Schiffe meist im Auslande bauen ließ. Fabrikation und Verkauf von Taback und Schießpulver ist Monopol der Regierung; bis 1853 galt dies auch von der Seifenfabrikation. Für die Verfertigung von Cigarren, Rauch- und Schnupftaback ist eine einzige, sehr große königl. Fabrik zu Lissabon thätig. Es besteht jetzt in P. vollständige Gewerbefreiheit, und seit 1852 kann jedermann gegen Erlegung von 5000 Reïs jährlich Patente auf Erfindungen erlangen. Auch haben sich in neuester Zeit Arbeiterassociationen gebildet.

Der äußere Handel P.s, einst der großartigste Welthandel, war im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts infolge der Napoleonischen Kriege tief gesunken und vermochte sich auch später wegen der unaufhörlichen Unruhen und Bürgerkriege lange nicht wieder zu erholen. Ueberdies benutzten die Engländer schlau die Lage des Landes, um nach und nach fast die ganze Ein- und Ausfuhr an sich zu reißen. Erst in neuester Zeit hat namentlich infolge heilsamer Reformen, insbesondere der durch die Gesetze vom 5. Aug. 1854, vom 3. Dec. 1856 und vom 23. Aug. 1860 angeordneten Ermäßigung des Ein- und Ausgangszolles vieler Artikel, der portug. Handel einen erfreulichen Aufschwung genommen. Doch ist, da die portug. Industrie der ausländischen noch nicht Concurrenz machen kann, der Importhandel immer noch weit beträchtlicher als das Exportgeschäft. Bei den officiellen Angaben über den Import kommt in Betracht, daß sich dieselben nur auf die amtlich durch die Zollregister gehenden Einfuhren beziehen, daß aber der Schmuggelhandel in P. im großartigsten Maßstab betrieben wird und an der span. Grenze der Contrebandetransport förmlich organisirt und assecurirt ist. Der äußere Handel P.s ist vorzugsweise Seehandel und concentrirt sich hauptsächlich auf Lissabon, Oporto und Setuval. Außerdem sind noch 16 kleinere Häfen, wie Aveiro, Vianna, Lagos, Faro u. s. w., zum directen Verkehr mit dem Auslande berechtigt und den fremden Nationen geöffnet. Doch liegen diese Häfen größtentheils versandet und befinden sich überhaupt in schlechtem Zustande. Die Handelsmarine besteht, abgesehen von kleinern Küstenfahrern, aus 6—700 Seeschiffen von 80—900 Tonnen, darunter verhältnißmäßig wenige Dampfer. 1861 liefen, die Küstenfahrer mit eingerechnet, in sämmtlichen Häfen des Königreichs 9991 Schiffe von 100921 Tonnen ein und 10131 Schiffe von 1,153867 Tonnen aus. Unter ausländischer Flagge befanden sich unter den erstern 3257 (von 528196 Tonnen), unter den letztern 3454 (von 733237 Tonnen). Die Gesammteinfuhr betrug 26,634919, die Gesammtausfuhr nur 14,383187 Milreïs, im ganzen 41,018106 Milreïs (à 1 Thlr. 18½ Sgr.), gegen 24,446864 Milreïs im J. 1851. Von größter Bedeutung sind als Ausfuhrartikel der Wein über Oporto und Setuval und das Seesalz über Setuval; daran schließen sich Südfrüchte, Oel, Kork und Wolle. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Baumwolle (1854 blos in Lissabon für 2,119481 Milreïs), Metalle und Colonialwaaren, nächstdem getrocknete Stock- und Klippfische, Fettwaaren, Häute und Felle, Chemikalien und Medicamente, Stabholz und anderes Holz, rohe Wolle und Seide, Leinen-, Woll- und Seidengewebe. Die Hauptländer des Import- und Exporthandels sind England und Brasilien. Längs der Küste wie auf den schiffbaren Flüssen sind neuerdings verschiedene Dampfbootlinien errichtet worden, wodurch alle Häfen des Landes miteinander in Verbindung stehen. Auch gehen die Dampfer der Companhia peninsular e oriental von Lissabon über Oporto und Vigo nach Southampton und über Gibraltar nach Cadix. Eine andere Linie geht von Lissabon über Antwerpen nach Hamburg, die brasilian. Linie von Southampton über Lissabon, Madeira und Teneriffa nach Brasilien, Montevideo und Buenos-Ayres. Zu diesen portug. Dampfern gesellen sich die engl., franz. und span. Boote, die in Oporto und Lissabon anlegen. Der Binnenhandel concentrirt sich hauptsächlich in Braga, Guimarães, Coimbra, Covilhão, Leiria, Santarem, Abrantes, Bragança, Elvas und Portalegre, in den drei letzten Plätzen wegen ihrer Lage in der Nähe der span. Grenze. Die Hauptverkehrswege sind zunächst der Douro und besonders der Tejo. Obgleich P. hinsichtlich der Binnenschiffahrt viel günstiger gelegen als Spanien, befindet sich diese doch noch in sehr vernachlässigtem Zustande. Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, den Lauf der Flüsse Douro, Tejo, Guadiana und Mondego zu reguliren. Auch nahm man die streckenweise Kanalisation des Sado, Sor, Vouga, Lima, Cavado, Portimão vor und bewirkte die Verbindung des Tejo mit dem Sado durch Verlängerung des Alpiaçakanals und die des Tejo und Douro mittels Kanalisirung des Zezere und Coa. Landstraßen kannte man bis 1845 in P. fast gar nicht. Bis 1854 waren erst die Chausseen von Lissabon nach Cintra und von Oporto nach Braga vollendet, und sonst nur Bruchstücke von Kunststraßen ohne Zusammenhang vorhanden. Die Gesammtlänge der fertigen Straßen belief sich 1861 auf

1,104075 Meter oder 148,9 M. Seit 1852 war man in P. bedacht auf den Bau von Eisenbahnen. Nach vielen Weiterungen schloß die Regierung 1859 mit dem span. Bankier Salamanca einen Contract ab, wonach dieser nicht allein die damals bereits großentheils vollendete Bahn von Lissabon nach Santarem übernahm, sondern auch die beiden Hauptlinien von Santarem nach Oporto (Nordbahn) und von Lissabon nach Badajoz (Ostbahn) zum Anschluß an das span. Eisenbahnnetz. Außerdem wurde die Südbahn in Angriff genommen, für welche die Regierung Ende 1854 der Nationalcompagnie für Eisenbahnen die Concession ertheilte, die aber 1860 in den Besitz einer engl. Gesellschaft überging. 1860 waren im ganzen vollendet und im Betrieb erst 19,14 M., 1866 beinahe 98 M. Unter den Creditanstalten des Landes nimmt die portug. Bank (Banco nacional de Portugal) zu Lissabon den ersten Rang ein, die schon 1822 gegründet, 1846 reorganisirt wurde. Ferner gibt es zwei Banken zu Oporto: den Banco-Comercial und den Banco-Mercantil-Partuense. Zu Lissabon besteht seit 1858 ein Crédit-Mobilier, dessen Operationen sich auf industrielle Unternehmungen beschränken. Außerdem sind 7 Assecuranzgesellschaften vorhanden, 3 zu Lissabon und 4 zu Oporto. Börsen, Handelskammern und Handelsschulen bestehen zu Lissabon, Oporto, Vianna, Figueira und Setuval; Handelsgerichte sind 27 vorhanden. Consulate unterhält P. über 300. Handels- und Schiffahrtsverträge hat es mit fast allen Staaten Europas und Amerikas abgeschlossen sowie 1859 auch mit Siam und 1860 mit Japan.

Das Volksschulwesen war bis auf die neuere Zeit sehr vernachlässigt. Der Minister Pombal erst begann 1759 die Einführung der Elementarschulen. 1772 gab es deren 400, im J. 1800 nur 873, dagegen 1854 auf dem Continent und den Inseln bereits 1349 mit 77873 Schulkindern. Seit Einführung der constitutionellen Verfassung ist der gesammte Unterricht, mit Ausnahme der theol. Facultät und der Priesterseminare, von der Kirche völlig getrennt und unabhängig. Auch besteht in P. gegenwärtig Schulzwang, und Väter und Vormünder verlieren ihre polit. Rechte auf 5 J., wenn ihre Kinder oder Mündel bis zum 15. Lebensjahre nicht lesen und schreiben gelernt. Für den Secundärunterricht bestimmt sind die 17 Lyceen der Districtshauptstädte und die höhern oder Lateinschulen (escolas majores), deren gesetzlich in den 120 größten, von der Hauptstadt entferntesten Ortschaften bestehen sollen, aber bisjetzt noch nicht überall im Gange sind. Zu den Anstalten für den höhern Unterricht (instrucção superior) gehören die Universität zu Coimbra (s. d.), die einzige des Königreichs und eine der ältesten Europas, die königl. polytechnische Schule zu Lissabon, die polytechnische Akademie zu Oporto, die medic.-chirurg. Akademien in der Hauptstadt, zu Oporto und Funchal (Madeira). Specialschulen sind die Normalschule für Elementarunterricht zu Lissabon zur Heranbildung von Volksschullehrern, die neun geistlichen Seminare, die Akademie der schönen Künste zu Lissabon, ebenda das königl. Conservatorium für Musik, Gesang, Declamation und Tanz, das Ackerbauinstitut mit einer Thierarzneischule und einer Versuchsschule zu Bempasta. Hierzu gesellen sich die Militärbildungsanstalten, das königl. Cadettenhaus und die Heerschule für Fortification und Artilleriewissenschaften zu Lissabon, wo auch die königl. Marineschule sich befindet. Oeffentliche Bibliotheken gibt es zwei zu Lissabon und je eine zu Oporto, Braga, Villareal und Evora. Die bedeutendste ist die Nationalbibliothek zu Lissabon. Auch unter den Archiven steht das königl. Staatsarchiv in der Hauptstadt obenan. Botan. Gärten bestehen zu Ajuda bei der Hauptstadt, zu Cintra und Coimbra, eine Sternwarte und ein meteorolog. Observatorium zu Lissabon. Nennenswerthe Kunstsammlungen besitzt P. nicht, und auch Bauwerke von gutem Geschmack aus alter und neuer Zeit sind nur wenige vorhanden. Unter den gelehrten Gesellschaften ist die königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon, welche 1778 gegründet und 1851 reorganisirt wurde, die wichtigste. Neben ihr besteht noch eine ähnliche Gesellschaft, Gremio-Litterario genannt. Wohlthätigkeitsanstalten gibt es in außerordentlicher Menge, die großartigsten zu Lissabon, an welche sich die Krankenhospitäler zu Oporto und im Badeort Caldas da Reinha anschließen. Eine sehr bedeutende und vorzügliche Irrenanstalt befindet sich im ehemaligen Kloster Rilha-Folles in der Hauptstadt. Ueber den sittlichen Zustand des portug. Volks fehlt es an zuverlässigen Angaben. Die Anzahl der Kinder, die 1858 in den Rodas oder Findelhäusern (17 auf dem Continent, 4 auf den Inseln) aufgenommen wurden, betrug nicht weniger als 37310. Darf man daraus einen Schluß ziehen, so scheint die Moralität des Volks ziemlich tief zu stehen. Die Strafrechtspflege, die Straf- und Besserungsanstalten lassen, sowie auch die Gesundheitspflege, noch viel zu wünschen übrig. Die schweren Verbrecher pflegen zu mehrjähriger oder lebenslänglicher Deportation nach den afrik. Colonien, namentlich nach Angola, verurtheilt zu werden. Die Zahl der Verbrechen gegen die Person bildet immer die Mehrzahl.

Die Staatsverfassung des Königreichs P. ist eine constitutionell-repräsentative und beruht auf der Carta constitucional Pedro's IV. von P. (Kaisers von Brasilien) vom 29. April 1826 und dem Acto addicional der Königin Maria II. vom 5. Juli 1852, durch den die Carta im Sinne der Septembristen revidirt und die königl. Gewalt sehr beschränkt wurde. Der regierende König oder die Königin und die Cortes (Cortes geraes) sind die Repräsentanten der Nation und vier polit. Gewalten im Staate anerkannt, die gesetzgebende, die leitende, die ausführende und die richterliche. Die gesetzgebende Gewalt gebührt den Cortes, die Bestätigung der Gesetze dem Könige. Die Cortes bestehen aus der Pairskammer (Cámara dos pares) und der Deputirtenkammer (Cámara dos deputados). Erstere ist gegenwärtig aus 133 erblichen oder auf Lebenszeit vom König ernannten, die Deputirtenkammer aus 179 durch directe Wahlen nach dem Gesetz von 1859 von der Nation in bestimmten Wahlkreisen gewählten Abgeordneten zusammengesetzt. Der Pairskammer, in welcher auch die königl. Prinzen Sitz und Stimme haben, präsidirt der Patriarch von Lissabon, der Deputirtenkammer ein vom König aus fünf von der Kammer vorgeschlagenen Candidaten ernannter Präsident. Die Cortes müssen alljährlich einberufen und vom König eröffnet werden. Jede Legislaturperiode dauert vier Jahre. Die leitende und ausführende Gewalt übt der König, der unverantwortlich und dessen Rechte heilig und unverletzlich sind. Die Minister sind verantwortlich und können von den Cortes (Deputirtenkammer) in Anklagezustand versetzt und (durch die Pairskammer) verurtheilt werden. Außer dem Ministerrath besteht noch ein Staatsrath, dessen Mitglieder der König auf Lebenszeit ernennt. Die richterliche Gewalt, die vollkommen unabhängig, üben die Richter und Geschworenen. Das Gerichtsverfahren im Civil- und Criminalproceß ist öffentlich und mündlich. An der Spitze der gesammten Jurisdiction steht der Oberste Gerichtshof zu Lissabon. Dem folgen drei Appellationsgerichte (Relações) zu Lissabon, Oporto und den Azoren, und ein Appellhof für Handelssachen, dem die Handelsgerichte zu Lissabon und Oporto unterstehen. Die Thronfolge ist sowol in männlicher als weiblicher Linie erblich. Die Minderjährigkeit des Königs, während welcher eine von den Cortes zu ernennende Regentschaft regiert, dauert bis zum zurückgelegten 18. Lebensjahr. Kein Portugiese darf ohne vorhergegangene Anklage und richterlichen Befehl verhaftet werden, und sein Haus ist ein unverletzliches Asyl. Jeder Portugiese kann bei erforderlicher Befähigung zu jedem bürgerlichen, politischen und militärischen Amte gelangen. Die Presse ist frei, das Briefgeheimniß unverletzlich, die Todesstrafe für polit. Verbrechen schon nach frühern Gesetze und seit 1864 überhaupt abgeschafft. Nach der Verfassung gilt zwar die römisch-katholische als Staatsreligion, doch ist den Fremden die freie Ausübung anderer Religionen im Hause oder in zu diesem Zweck bestimmten Gebäuden erlaubt; nur dürfen letztere im Aeußern nicht die Form einer Kirche haben. Kein Stand hat nach der Constitution besondere polit. Vorrechte, und alle (Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern) sind vor dem Gesetze gleich. Der Adel theilt sich in Granden, Titulares, Fidalgos und die Nobreza. Der alte Adel ist großentheils sehr verschuldet, verarmt und herabgekommen; der neue, junge Adel dagegen wohlhabend. Die hohe Geistlichkeit bezieht hohe Jahresgehalte, die niedere ist oft sehr schlecht besoldet. Der Bürgerstand ist politisch noch ohne Bedeutung, aber im ganzen ziemlich wohlhabend, besonders der Kaufmannsstand. Fast alle große Handelshäuser sowie die meisten industriellen Etablissements befinden sich indeß in den Händen von Ausländern, namentlich Engländern, Franzosen und Deutschen. Der Bauernstand (meistens nur Pächter) lebt, mit Ausnahme der Provinz Minho, in sehr gedrückten Verhältnissen, indem er unter vielfachen Abgaben, die er an den Staat und den Grundherrn zu entrichten, beinahe erliegt.

Die finanzielle Lage des Staats war schon seit Jahrhunderten eine klägliche, hat sich zwar in neuester Zeit etwas gebessert, doch bleibt noch immer alljährlich ein Deficit und die Staatsschuld vermehrt sich von Jahr zu Jahr in großen Dimensionen. Im Finanzjahre 1860/61 beliefen sich die Einnahmen auf 11,982580, die Ausgaben auf 14,096951, das Deficit auf 2,114371 Milreïs. Das Budget für 1866/67 wies eine Einnahme von 15,989379, dagegen eine Ausgabe von 21,106930 Milreïs auf, und das Deficit betrug, nach Abzug von Gehalten unbesetzter Stellen, 4,777403 Milreïs. Die Colonien haben ihr eigenes Budget, das ebenfalls ein Deficit aufweist. Nur die indischen Colonien gewähren Ueberschüsse (1863—64: 13657 und 1864—65: 5122 Milreïs), während das Gesammtbudget aller Colonien für 1863/64 eine Einnahme von 1,032113,9, eine Ausgabe von 1,328801,5 Milreïs, also ein Deficit von 296687,6 Milreïs nachwies, welches sich für 1864/65 auf 336627 Milreïs steigerte. Durch diese Ausfälle wird das Deficit des Staatsbudget noch erhöht. Infolge solcher finanziellen Misverhältnisse ist die Staatsschuld sehr beträchtlich angewachsen. 1835 belief sie sich auf

5,280990 Milreis, 1855 auf 93,314346, 1859 auf 131,574485 und 30. Juni 1865 sogar uf 191,045054 Milreis. Diese gesammte Schuld zerfällt in die innere von 104436200 Milreis (für welche 1864 neue 3procentige Fonds etablirt wurden) und in die äußere von 19,792212 Pfd. St. oder (1 Milreis zu 55 Pence gerechnet) 186,366018 Milreis. Die rückständigen Zinsen beliefen sich 30. Juni 1865 bezüglich der innern Schuld auf 575227, die bezüglich der äußern auf 1,438256 Milreis (329600 Pfd. St.), also im ganzen auf 2,013483 Milreis.

Die Vertheidigungskräfte P.s zu Land und zur See beruhen nicht auf der Unterhaltung einer bedeutenden eigenen Streitmacht, sondern vielmehr auf seiner den Guerrillakrieg begünstigenden Bodengestalt, seiner maritimen Lage und den polit. Verhältnissen seiner mächtigen Bundesgenossen. Behufs der Militärverwaltung ist das Festland in acht Militärdistricte eingetheilt Lissabon, Vizeu, Oporto, Braga, Chaves, Castello-Branco, Estremoz und Tavira), wozu noch die zwei Inseldistricte Madeira und Angra (Azoren) kommen. Zum Ressort der Commandanten dieser Militärdivisionen gehören auch die Festungen, deren es eine sehr große Menge gibt, die aber meistens im Verfall und ohne Besatzung. Die fünf wichtigsten und noch am besten unterhaltenen sind Elvas, Abrantes, Valença (die drei Hauptbollwerke gegen Spanien), das Fort São-Julião an der Mündung des Tejo und das Fort Peniche an der Westküste. Außer diesen wirklichen Festungen zählt man auf dem Festlande und den Inseln 60—70 befestigte Punkte, meist nur Ortschaften mit alten Mauern, Thürmen und Wällen. Von einiger militärischer Bedeutung sind die Linien des Guadiana und Minho. In den Hintergrund tritt dagegen die Linie von Torres-Vedras bei Lissabon, da diese einer Kriegsflotte den Eingang in den Hafen der Hauptstadt, den einzigen Kriegshafen des Landes, nicht zu wehren im Stande ist. Nach der Organisation der Armee durch Gesetz vom 23. Juni 1864 umfaßt die Landmacht: 18 Infanterieregimenter; 9 Jägerbataillone; 2 Lanciers- und 6 reitende Jägerregimenter; 1 Feldartillerieregiment zu 6 Batterien; 3 Garnisons-Artillerieregimenter; 2 Bergbatterien und 1 fahrende Batterie; 3 Garnisons-Artilleriecompagnien auf den Inseln. Dazu kommen 1 Bataillon Genie und 1 Compagnie Sanitätstruppen. Das Total dieser activen Armee im Sollstande zählt im Frieden, außer einem bedeutenden Generalstabe, 1512, im Kriege 2408 Offiziere und bezüglich 30128 und 68450 Soldaten, mit 3128, bezüglich 6482 Pferden und 36, bezüglich 90 Geschützen. Hierzu kommen noch Veteranen, Municipalgarden, Offiziere in Commission, im Ruhestand u. s. w. Die Flotte zählte 1866 im ganzen 36 Schiffe, zum Theil Dampfer, mit 330 Kanonen und einem Gesammtpersonal von 3278 Mann. Vgl. neben Murphy's, Link's, Chatelet's, Costigan's, Southey's und anderer Reisebeschreibungen: Balbi, «Essai statistique sur le royaume de P. et d'Algarve» (2 Bde., Par. 1822) und «Variétés politico-statistiques sur la monarchie portugalaise» (Par. 1822); von Eschwege, «P., ein Staats- und Sittengemälde nach 30jährigen Beobachtungen und Erfahrungen» (Hamb. 1837); Heeringen, «Meine Reise nach P. im Frühjahr 1836» (2 Bde., Lpz. 1838); Kingston, «Portug. Land- und Sittenbilder (übersetzt von Lindau, 2 Thle., Lpz. und Dresd. 1846); ferner außer den Schriften Willkomm's (s. d.): Minutoli, «P. und seine Colonien im J. 1854» (Stuttg. und Augsb. 1855); Vogel, «Le P. et ses colonies» (Par. 1861); «Diccionario abreviado de chorographia, topographia e archeologia dos cidades etc. de P.» (3 Bde., Lissab. 1867).

Geschichte. P. theilte bis zum 12. Jahrh. die Schicksale Spaniens (s. d.). Erst von den Lusitaniern und andern Völkerschaften iberischen und celtischen Stammes bewohnt, dann von den Römern erobert, zur Provinz (Lusitania) gemacht und romanisirt, in den Zeiten der Völkerwanderung von Germanen, seit dem 8. Jahrh. von den Arabern überschwemmt, gerieth um die Mitte des 11. Jahrh. das Land zwischen Minho und Duero unter die Herrschaft Ferdinand's I. von Castilien. Dessen Nachfolger Alfons VI. gab dem Grafen Heinrich von Burgund (einem Abkömmling des Königs Hugo Capet von Frankreich), der zum Kampfe gegen die Ungläubigen ins Land gekommen und des castilischen Königs natürliche Tochter Therese geheirathet, einen Theil des spätern portug. Gebiets als Lehn 1093 und 1107 das Erbrecht für seine Nachkommen. Um dieselbe Zeit taucht der Name Portucale in einer weitern Bedeutung, nicht mehr blos als Name des Bezirks von Oporto auf. Graf Heinrich eroberte zu dem Gebiete zwischen Minho und Duero noch weitere Strecken und nannte sich Graf und Herr von ganz P. Nach seinem Tode (1112) führte erst Therese im Namen ihres zweijährigen Sohnes Alfons I. (s. d.) die Herrschaft. Alfons I. entriß ihr (1128) die Gewalt und befestigte seinen Thron durch glückliche Züge gegen die Araber. Nach dem Siege bei Ourique (1139) vom Volke als König begrüßt und 1142 von Papst Innocenz II. in dieser Würde gegen einen jährlichen Zins anerkannt, wußte er seine Souveränetät gegen die Ansprüche der span. Könige von Castilien und Leon zu

behaupten. Die Cortes von Lamego 1143 gaben dem Staate seine innere Organisation, und 1147 entriß Alfons den Arabern auch die Hauptstadt Lissabon. Sein Nachfolger Sancho (1185—1211) setzte durch glückliche Kämpfe und durch wachsame Sorge für den Anbau und die Bevölkerung des Landes das begonnene Werk fort. Alfons II. (bis 1223) und Sancho II. (bis 1246) geriethen in heftige innere Streitigkeiten, namentlich mit dem mächtig emporgewachsenen Klerus, und Sancho II. sah sich genöthigt, nach der Entscheidung des Papstes den Thron mit dem Kloster zu vertauschen. Alfons III. (gest. 1279) vollendete die Eroberung des arab. Königreichs Algarve 1253, und durch den Frieden mit Castilien 1263 erhielt P. im wesentlichen seine jetzigen Grenzen. Sein Nachfolger Dionysius (bis 1325) schaffte auch gegenüber der Kirche dem Throne wieder sein Ansehen, förderte die Wissenschaften und legte den Grund zu der mercantilen und maritimen Blüte späterer Zeiten. Wie er dem Uebermaß des geistlichen Besitzstandes, den Misbräuchen des Adels entgegentrat, so förderte er zugleich alle bürgerlichen Gewerbe und knüpfte durch den Handelsvertrag von 1308 zuerst die Verbindung mit England an. Ihm folgten Alfons IV. (gest. 1357) und Pedro I. (gest. 1367), der Gemahl der Ines de Castro (s. d.). Mit Pedro's Sohn, Ferdinand I., erlosch 1383 der Mannsstamm des burgund. Hauses. Seine Tochter Beatrix, die mit dem Thronerben von Castilien, Johann, vermählt war, würde die rechtmäßige Königin gewesen sein; aber die Portugiesen zeigten sich einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König anerkannt wurde. Mit ihm beginnt die sog. unechte burgund. Linie. Durch den Sieg bei Aljubarota (1385) befestigte sich Johann gegen die Castilier auf dem Thron, führte den bis 1411 dauernden Krieg glücklich fort, stellte im Innern die Königsmacht von neuem fest und begann auch zuerst die portug. Macht nach außen auszubreiten. Es ward 1415 Ceuta erobert, und einer der Söhne des Königs, Heinrich der Seefahrer (s. d.), gab den ersten Anstoß zu den auswärtigen Entdeckungsfahrten, welche die spätere Colonialmacht P.s begründet haben. 1418 und 1420 wurden die ersten Colonien Porto-Santo und Madeira in Besitz genommen. Auf Johann I. (gest. 1433) folgten dessen Sohn Eduard (gest. 1438), dann Johann's Enkel Alfons V. (gest. 1481), unter welchem die Entdeckungen und Colonisationen vorwärts gingen. Dessen Sohn Johann II., 1481—95, trat der überwuchernden Macht des Adels gegenüber, zog die verschleuderten Krongüter ein und überwältigte den verschworenen Adel, dessen Häupter, die Herzoge von Braganza und von Viseu, mit dem Leben büßten. Indessen hatte Bartol. Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt, und seit Columbus, der sich vergebens an den portug. Hof gewandt, seine Weltfahrten im Westen begonnen, ließ auch König Johann II. ein Geschwader ausrüsten, um Entdeckungen dort zu machen. Hierdurch entstand ein Streit zwischen P. und Castilien, bis endlich durch den Vertrag von Tordesillas 7. Juni 1494 eine Demarcationslinie festgestellt wurde, welche, 370 M. westlich von den Azoren und Capverdischen Inseln laufend, die künftigen castilischen und portug. Eroberungen schied. P. war nun eine Weltmacht geworden und verlebte unter Johann's II. Nachfolger, Emanuel I. (s. d.), bis 1521, seine glänzendste Periode. 1497 ward Vasco de Gama (s. d.) ausgesandt und fand den Seeweg nach Ostindien, dessen Producte nun P. unermeßlichen Reichthum zuführten. Unter den Vicekönigen Almeida und Albuquerque wurde das portug. Colonialreich mit der Hauptstadt Goa in Ostindien begründet, Ceylon erobert, der Handel mit den Molukken begonnen, Verbindungen mit China angeknüpft. Indessen entdeckte eine andere Expedition unter Cabral Brasilien. Die Macht P.s stand nun auf ihrem Höhepunkte; Lissabon war die erste Handelsstadt Europas; der mächtig angespornte Helden- und Unternehmungsgeist des Volks gab sich in allen Gebieten des Lebens kund. Auch ward die Niederlassung in Guinea gegründet, aber im Norden von Afrika stand der Erfolg in keinem Verhältniß zu den an Geld und Menschen gebrachten Opfern. Emanuel's Nachfolger, Johann III. (1521—57), neigte zu der klerikalen Politik, die in der nämlichen Zeit auch Spaniens Aufschwung lähmte. Die Inquisition, die Verfolgung der Juden, die zum christl. Bekenntniß gezwungen werden sollten, der Einfluß, den die Jesuiten gewannen, das alles konnte auf die Bedingungen, unter denen sich P.s materielle Blüte und die Betriebsamkeit des Volks entwickelt hatte, nur störend zurückwirken. Statt der höchsten Anspannung der Kräfte, die nöthig gewesen wäre, trat eine Erschlaffung ein. Nach Johann's Tod folgte ihm sein dreijähriger Enkel Sebastian (s. d.), anfangs unter Vormundschaft. Von den Jesuiten erzogen, ging dieser mit blinder Einseitigkeit dem Gedanken nach, der Bekehrer und Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, verlor aber (1578) in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar sein Leben. Nun folgte ihm sein Großoheim, der Cardinal Heinrich, der schon 1580 starb und die burgund. Linie beschloß.

In dem Streite um den Thron gelang es Philipp II. (in P. Philipp I.), als Sohn der ältesten Schwester Johann's III., sich des Landes zu bemächtigen und die andern Kronprätendenten u überwinden. Ohnedies schon im Verfall begriffen, ward P. unter Philipp und seinen beiden leichnamigen Nachfolgern in den Ruin Spaniens verwickelt und mußte zum guten Theile die Kosten von Spaniens Niederlagen tragen. Die Holländer eroberten die Molukken und einen Theil von Brasilien, auch setzten sie sich auf Guinea fest und entrissen den Portugiesen allmählich alle Besitzungen in Ostindien, mit Ausnahme der Städte Goa und Diu. Im Innern saugte ie Habsucht der Spanier das Land vollends aus. So kam es am Ende zu einer Revolution, velche 1. Dec. 1640 einen Abkömmling des alten Königsstammes, den Herzog Johann von Braganza, als Johann IV. auf den portug. Thron brachte. Johann's Sohn und Nachfolger, Alfons VI., 1656—67, ward von seinem Bruder, Pedro II., 1667—1706, der Regierung ntsetzt. Im Kriege gegen Spanien behauptete P., von England, Holland und Frankreich unterstützt, seine Unabhängigkeit, die im Frieden von Lissabon (13. Febr. 1668) anerkannt ward. Auch mit Holland wurde 1661 und 1669 unter engl. Vermittelung ein Friede geschlossen, vodurch wenigstens Brasilien wieder dem Reiche P. zufiel. Die alte Größe war indessen nicht nehr herzustellen. Das Volk war tief herabgekommen, sein Thätigkeitstrieb gelähmt. Handelsverträge wie namentlich der Methuenvertrag von 1703 brachten P. selbst in das Verhältniß iner Handelscolonie zu England. Auch die polit. Verfassung des Landes verfiel; die Cortes vurden seit 1697 nicht mehr berufen. Auf Pedro II. folgte 1706 dessen Sohn Johann V. (gest. 1750), der durch seine mönchischen Liebhabereien, namentlich den Bau des Klosters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lissabon zu besitzen, die Hülfsquellen des Landes auf lange erschöpfte. Unter seinem Sohne und Nachfolger Joseph I. gest. 1777) leitete Pombal (s. d.) die Staatsgeschäfte. Derselbe suchte mit eiserner Strenge en alten Wust zu beseitigen und das Land im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrh. umzugestalten. Er bekämpfte den Adel und die Geistlichkeit, namentlich den Jesuitenorden, und das Attentat gegen den König (1758) ward der Anlaß, den Orden mit schrankenloser Härte zu verfolgen. Dagegen bewies P. seine Energie bei dem schrecklichen Erdbeben von 1755, das Lissabon ast dem Ruin preisgab, aufs allerrühmlichste. Als Joseph's älteste Tochter Maria I., die sich 1760 mit ihres Vaters Bruder, Dom Pedro III., vermählt hatte, 1777 auf dem Throne folgte, iel Pombal und sein System; doch war die Wirkung, die er geübt, nicht zu verwischen, wenn uch zunächst die Gewalt wieder an Adel und Klerus zurückfiel. Als Maria 1792 in Gemüthskrankheit verfiel, wurde der Kronprinz Johann Regent. In die großen Kriege gegen Frankreich urch die alte Verbindung mit England verflochten, erlag P. der wachsenden Macht Napoleon's, nußte den Engländern die Häfen verschließen und zahllose Mishandlungen und Chicanen ertragen. Als endlich der pariser «Moniteur» die Absetzung des Hauses Braganza verkündigte, schiffte ich der Regent mit seiner Familie 29. Nov. 1807 ein, um seinen Sitz zu Rio-Janeiro in Brasilien zu nehmen. Das Land wurde nun von den Franzosen besetzt und als ein erobertes behandelt; doch landete bald ein engl. Heer, und wie in Spanien erhob sich auch in P. das Volk gegen ie Fremden. Wellesley's (Wellington's) Siege und die 30. Aug. 1808 abgeschlossene Capitulation von Cintra hatten die Räumung des Landes durch die Franzosen zur Folge. Rühmlich etheiligten sich dann die Portugiesen an dem Freiheitskampfe der Pyrenäischen Halbinsel und rangen unter Wellesley, Beresford und Gomez Freyre als Hülfstruppen bis nach Südfrankreich vor. Die königl. Familie blieb unterdessen in Brasilien, wo der Regent nach dem Tode der Königin Maria I. (20. März 1816) als Johann VI. (s. d.) den Thron bestieg.

Die Zeit des Kampfes hatte die Geister aufgeregt, der Ausgang sie unbefriedigt gelassen. Der Hof fuhr fort, das Mutterland von Rio-Janeiro aus zu regieren, während die unmittelbare Gewalt an des Königs Statt Lord Beresford führte. Dies alles, die Entfernung des Hofs, ie Fremdenregierung, die Fortdauer der alten Misbräuche und der neuangefachte öffentliche Geist in der Nation rief eine Gärung hervor, die sich seit 1817 in Brasilien wie in P. kundgab, wenn auch die Ausbrüche noch unterdrückt wurden. Als dann in Spanien die Revolution egann, reiste Beresford selbst im April 1820 nach Brasilien, um einige Concessionen auszuwirken; aber ehe er zurückkam, brach 24. Aug. zu Oporto die Revolution aus. Die Bevölkerung der Stadt war mit den Behörden und der Besatzung einverstanden. Eine oberste Junta übernahm die Regierung und erklärte in einem Aufrufe an die Nation die Berufung der Cortes und die Aufstellung eines Staatsgrundgesetzes für das einzige Rettungsmittel. Vergebens suchte ie Regierung zu Lissabon die Bewegung zu dämpfen. Schon 15. Sept. war ohne Blutvergießen ie Hauptstadt selbst mit der zu Oporto begonnenen Revolution einverstanden. Eine Proviso-

rische Regierung übernahm nun die Gewalt im Lande, und eine Deputation wurde nach Rio Janeiro entsendet, um dem König Bericht zu geben und ihn zu bitten, daß er oder der Kronprinz nach Lissabon zurückkehren möchte. Indessen war Beresford mit unumschränkter Vollmacht aus Brasilien angelangt, aber die Junta ließ ihn nicht landen. Die von ihr einberufenen Cortes arbeiteten an der neuen Constitution, deren demokratischer Inhalt der spanischen von 1812 nicht unähnlich war. Jetzt entschloß sich der König zur Rückkehr nach P., während der Kronprinz Pedro als Regent in Brasilien zurückblieb. Als der König 3. Juli 1821 an der portug. Küste ankam, verweigerte man ihm die Landung, bis er die Grundzüge der neuen Verfassung beschworen hatte, welche dann 23. Sept. 1822 vollends zu Stande kam. Aber nun erst begannen die Schwierigkeiten. Brasilien, dessen Wünsche von den Cortes nicht gehört wurden, riß sich (Herbst 1822) von P. los und rief Pedro I. (s. d.) zum Kaiser aus. In P. selbst regten sich die Anhänger des alten Zustandes und fanden ihre Stütze in der Königin Carlotta, Tochter Karl's IV. von Spanien, und ihrem jüngern Sohne, Dom Miguel (s. d.). Zwar mislangen die ersten Versuche, eine Contrerevolution zu bewirken; aber am 27. Mai 1823 stellte sich Dom Miguel selbst an die Spitze und forderte die Nation auf, sich gegen das anarchische System der Cortes unter der Fahne des Königthums zu sammeln. Das Heer fiel ihm zu, und binnen wenig Tagen hatte die Contrerevolution überall gesiegt. Der König erklärte nun die Verfassung für aufgehoben. Die Klöster erhielten ihre Güter zurück, die Censur ward wiederhergestellt, die Anhänger des constitutionellen Systems verfolgt. Doch ging Johann VI. der Königin und dem Prinzen Miguel zu langsam zu Werke, und diese beschlossen darum einen Staatsstreich. Dom Miguel rief 30. April 1824 die Soldaten unter die Waffen, ließ viele, darunter mehrere Minister verhaften und schickte sich an, ein rachsüchtiges Schreckenssystem ins Werk zu setzen. Der König ward in einer Art von Gefangenschaft gehalten; doch entfloh er 9. Mai an Bord eines brit. Linienschiffs, und durch das Einschreiten der fremden Diplomatie kam er auch wieder in den Besitz der Regierungsgewalt. Dom Miguel mußte ins Ausland gehen, während der König eine Amnestie erließ und zugleich die alte ständische Verfassung des Landes, die sog. Cortes von Lamego, wiederherstellte, 4. Juni 1824. Mit Brasilien kam ein Vertrag zu Stande, der die Unabhängigkeit dieses Kaiserthums anerkannte, 29. Aug. 1825.

Am 10. März 1826 starb Johann VI., nachdem er zuvor seine Tochter, die Infantin Isabella, zur Regentin ernannt hatte, die ihre Beschlüsse im Namen ihres Bruders, des Kaisers Pedro I. (als König von P. Pedro IV.), erließ. Dom Pedro gab sofort dem Königreiche P. eine Constitution, die Carta de ley vom 26. April 1826, und erließ eine allgemeine Amnestie. Dann verzichtete er 2. Mai 1826 auf die portug. Krone, übertrug dieselbe auf seine Tochter Maria II. da Gloria (s. d.) und verpflichtete sich, die Tochter mit ihrem Oheim Miguel zu vermählen. Von neuem erhob sich indessen die absolutistische Partei; doch wurde der Aufstand noch vor Ankunft der zu Hülfe gerufenen engl. Truppen überwältigt. Dom Miguel, der sich inzwischen mit seiner Nichte verlobt, auch die Verfassung beschworen hatte und darauf von Dom Pedro zum Regenten des Landes ernannt worden war (Juli 1827), traf im Febr. 1828 in Lissabon ein und wiederholte vor den Cortes seinen Schwur. Kaum hatten sich aber die engl. Truppen eingeschifft, so brach Miguel seinen Eid, hob die Verfassung auf, ließ diesen Gewaltstreich durch die wiederberufenen alten Landstände (Cortes von Lamego) gutheißen und sich zum absoluten König von P. ausrufen, 30. Juni 1828. Das Gewaltsystem, das der Usurpator im Bunde mit einigen Adelichen, den Mönchen und dem Pöbel übte, erreichte seinen Höhepunkt, als ein Aufstand der Constitutionellen überwunden war. Bald war nur noch die Insel Terceira in der Azorengruppe der Königin Maria treu; in den übrigen Theilen der Monarchie setzte Miguel sein wildes Treiben fort und ward dabei von Spanien offen unterstützt. Die Verschwörungen, die im Aug. und Sept. 1831 in Lissabon und Oporto ausbrachen, wurden unterdrückt und streng bestraft. Indessen hatte Pedro I. die brasilian. Krone niedergelegt und rüstete sich nun, um seiner Tochter Maria II. da Gloria den portug. Thron wieder zu erkämpfen; auch ward diese nunmehr von England und Frankreich als rechtmäßige Königin von P. anerkannt. Nachdem zunächst die Inselgruppe der Azoren wiedererobert und Dom Pedro daselbst seine Rüstungen beendigt, landete er mit seiner ganzen Macht an der Mündung des Duero. Oporto öffnete ihm 9. Juli 1832 ohne Widerstand die Thore, und hier behauptete er sich 13 Monate lang gegen alle Angriffe Dom Miguel's. Dann sandte Pedro eine Expedition unter Graf Villaflor nach Algarve, welche dort mit Jubel aufgenommen wurde, während gleichzeitig Pedro's Admiral Charles Napier, beim Cap St.-Vincent 3. Juli 1833 die Flotte Dom Miguel's besiegte. Nun erhob sich überall die constitutionelle Partei, und bereits 24. Juli capitulirte Lissabon, wo

Maria II. 23. Sept. 1833 ihren feierlichen Einzug hielt. Infolge der Quadrupleallianz vom !2. April 1834 erschien auch ein span. Hülfsheer, um der Königin Maria beizustehen. Dom Mi- uel erlitt eine entscheidende Niederlage bei Thomar 15. Mai und verstand sich darauf zu der Lapitulation von Evora, 26. bis 29. Mai 1834, wonach er dem portug. Throne entsagte und ich verpflichtete, das Land auf immer zu verlassen. Dom Pedro führte sodann seine Verfassung om April 1826 wieder in P. ein und ließ sich von den Cortes in der Regentschaft bestätigen, tarb aber schon 24. Sept. 1834. Die junge Königin, welche kurz vorher für mündig erklärt vorden, vermählte sich darauf mit dem Herzog August von Leuchtenberg und nach dessen bal- igem Tode wieder mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha-Kohary.

Die Regierung der Königin Maria II. da Gloria ist für P. als eine Vorschule des Ver- assungslebens zu betrachten, wobei es nicht an Schattenseiten fehlte. Das Beispiel des benach- arten Spanien mit seinen Pronunciamentos und Militärrevolutionen fand auch hier Nach- hmung, obschon die Kämpfe einen weit mildern und weniger blutigen Charakter trugen. Eine vichtige Rolle im polit. Leben P.s spielten nach wie vor die geheimen Gesellschaften, nach Art er Freimaurer organisirt. Uebrigens waren es vorzugsweise die Persönlichkeiten, welche sich ekämpften, während die Principien nur zum Aushängeschilde dienten. Die Ehrgeizigen stritten ich um die Herrschaft und benutzten die Gewalt, um sich zu bereichern, wodurch die Finanzen und der Credit des Staats schwer erschüttert wurden. Dem Namen nach bekämpften sich vor- ugsweise zwei Parteien. Gegenüber der bestehenden Verfassung (Carta de ley) Dom Pedro's om April 1826 holte die Opposition die ältere Verfassung Johann's VI. vom Sept. 1822 ervor, welche nach dem Muster der span. Constitution von 1812 abgefaßt und also weit mehr emokratisch war. Unter anderm hatte letztere als Erste Kammer einen gewählten Senat, die Charte Dom Pedro's aber eine erbliche Pairie. Man bezeichnete die Anhänger der Verfassung on 1826 als Pedristen oder Cartisten (Conservative), die Anhänger der Verfassung von 1822 aber als Septembristen (Radicale). Den letztern gelang es zuerst durch die Schild- erhebung vom 9. Sept. 1836 ans Staatsruder zu kommen; eine versuchte Contrerevolution om 5. Nov. 1836 und eine zweite vom Aug. 1837 schlugen fehl. Nun sollte die Verfassung on 1822 wieder in Kraft gesetzt, jedoch zuvor revidirt werden. Um eine solche Revision zu erhindern, zettelten die äußersten Radicalen einen Aufstand des Arsenalbataillons in Lissa- on an, welcher aber mislang. Die Revision ward darauf 19. März 1838 vollendet und die evidirte Verfassung 4. April 1838 von der Königin und dem König-Gemahl Ferdinand be- chworen; eine allgemeine Amnestie krönte das Werk. Seitdem behaupteten die Septembristen nehrere Jahre lang die Obergewalt, bis ein Abtrünniger ihrer eigenen Partei sie stürzte. Der Justizminister Costa Cabral verständigte sich nämlich mit der Gegenpartei und veranlaßte zu Oporto 27. Jan. 1842 eine Schilderhebung für die Charte von 1826, welche schnell und voll- ländig glückte. Bereits 10. Febr. stimmte Lissabon zu; 19. Febr. 1842 zog Costa Cabral im Triumphe dort ein und wurde nunmehr zum Grafen von Thomar ernannt. Ein cartistisches Ministerium wurde gebildet, in welchem er als Justizminister, später als Staatskanzler die igentliche Seele war; auch ward die Charte von 1826 wiederhergestellt. Mehrere Aufstände n den nächsten Jahren wurden glücklich gedämpft; aber nunmehr begann ein gefährliches In- riguenspiel gegen Costa Cabral. Ehrgeizige Parteigenossen beneideten ihn und suchten Hülfe bei en Septembristen und sogar bei den Anhängern Dom Miguel's. Beim Ausbruche der Revo- ution vom Mai 1846 sah Costa Cabral sich demnach ganz verlassen und mußte aus dem Lande liehen. Es war jedoch nur ein Personenwechsel, denn wieder kam ein cartistisches Ministerium inter dem Herzog von Palmella und dem Marschall Herzog von Saldanha ans Ruder. Die Septembristen erhoben sich deshalb abermals unter General Bomfim 12. Oct. 1846 in Oporto. Zwar schlug Saldanha die Empörer bei Torres-Vedras 22. Dec. 1846, aber er verstand den Sieg nicht zu benutzen. Die Empörung wuchs, und es wurden auch schon republikanische Ten- enzen laut, während gleichzeitig die Miguelisten sich regten. Dom Miguel selbst ging damals iach England, um allenfalls bei der Hand zu sein (Jan. 1847). Schon rückten die Insurgenten gegen Lissabon vor. Da entschloß sich die Königin, auf Grund der Quadrupleallianz von 1834, die Hülfe der alliirten Mächte anzurufen. Nachdem die aufständische Junta in Oporto die engl. Vermittelung abgelehnt, traf im Mai 1847 ein engl. Geschwader an der portug. Küste ein und nahm eine Expedition der Aufständischen, die von Oporto gegen Lissabon segelte, gefangen. Ein span. Hülfsheer unterdrückte die Insurrection vollends und besetzte 30. Juni 1847 Oporto. Dagegen mußte die Königin eine Amnestie erlassen, welche ein Protokoll der Mächte ge- vährleistete. Bald nachher kehrte Costa Cabral aus der Verbannung zurück, reorganisirte die

cartistische Partei und gewann wieder großen Einfluß. Doch trat vorerst Marschall Saldan im Dec. 1847 an die Spitze eines cartistischen Cabinets, mußte aber im Juli 1849 dem Co Cabral weichen. Die Folge war, daß nunmehr der ehrgeizige Saldanha sich den Septembrist näherte und eine Coalition aller oppositionellen Fractionen anzettelte. Am 8. April 1851 ve suchte er eine militärische Schilderhebung zu Cintra, ward aber geschlagen und mußte flücht Jetzt aber empörte sich Oporto und nahm den Flüchtling als Führer auf (27. April). Der Erfo war schnell und vollständig, und Costa Cabral entfloh nach England. Saldanha zog 15. M 1851 triumphirend in Lissabon ein und wurde Generalissimus und Präsident des Ministerium in welcher Stellung er mit dictatorischer Willkür herrschte. Die Charte von 1826 blieb b stehen, ward jedoch, den Septembristen zu Gefallen, wesentlich modificirt durch die Addition acte vom 9. Juli 1852. Uebrigens entfernte Saldanha allmählich die Septembristen, wel er anfangs ins Cabinet aufgenommen hatte, und ersetzte dieselben durch Männer von gemäß cartistischer Richtung. Als die Cortes sich widerspenstig zeigten, erfolgte eine Auflösung, u die Neuwahlen sowie ein Pairsschub ergaben eine fügsame Majorität, welche die zahlreich (235) Ordonnanzen Saldanha's nachträglich (April 1853) sanctionirte.

Am 15. Nov. 1853 starb die Königin Maria II. da Gloria, und es succedirte ihr ält Sohn Pedro V. (s. d.), der noch unmündig war. Deshalb übernahm sein Vater, der Titula könig Ferdinand, die Regentschaft und führte dieselbe, bis Pedro 16. Sept. 1855 zur Volljährig keit gelangte. Während dieser ganzen Zeit blieb Saldanha am Staatsruder. Doch hatte wiederholt heftige parlamentarische Kämpfe zu bestehen, namentlich in der Pairskammer, wo j Costa Cabral wieder als Führer der Opposition auftrat. Allmählich verwischten sich die al Parteiunterschiede immer mehr, wenn auch die Namen und die Traditionen sich fortpflanzt Am meisten Schwierigkeiten machten die Finanzen. Das Budget hatte ein jährliches Def aufzuweisen. Ueberdies war durch die willkürliche Reduction des Zinsfußes der ganzen Staat schuld auf 3 Proc. (18. Dec. 1852) der Credit P.s im Auslande schwer erschüttert, und d mußte man auswärts Anleihen suchen, um damit die beabsichtigten Eisenbahnbauten zu bestreit An dieser finanziellen Frage scheiterte am Ende das Ministerium Saldanha und trat im Ju 1857 zurück. Es folgte ein Cabinet von vormaligen Septembristen unter Vorsitz des Marq von Loulé, welches sich aber schon während der nächsten Cortessitzung in eine Art Coalition ministerium umgestaltete, indem man mehrere gemäßigte Cartisten, besonders den Finanzminist d'Avila, aufnahm (14. März 1857). Die Lage des Landes war ziemlich ungünstig. Die Tra bensäule zog schwere materielle Verluste nach sich, und mehrjährige Misernten veranlaßten Theuerung der Lebensmittel. Darüber kam es im Aug. 1856 zu Lissabon und anderwärts Ruhestörungen, die aber keinen polit. Charakter trugen und bald unterdrückt wurden. Im nächst Jahre brach das gelbe Fieber in Lissabon aus, wüthete daselbst vier Monate lang und raffte 5000 Menschen hinweg (Sept. bis Dec. 1857). König Pedro V., der sonst nach dem Rath u Beispiel seines Vaters sich streng auf seine constitutionelle Competenz beschränkte, zeigte in dies Noth eine große Fürsorge und Energie, während viele hohe Beamte und Würdenträger von ihr Posten entwichen. Am 20. Nov. 1857 nahm ein portug. Kreuzer an der Küste von Mozam bique ein franz. Schiff Charles-et-George, welches des Negersklavenhandels verdächtig wa Dieser Fall führte zu verdrießlichen Weiterungen, und am Ende sah P. durch die drohende H tung Frankreichs sich gezwungen, das Schiff wieder herauszugeben und noch überdies eine En schädigung zu bezahlen (Oct. 1858). Die Ehe Pedro's V mit der Prinzessin Stephanie v Hohenzollern-Sigmaringen (18. Mai 1858) ward schon 17. Juli 1859 wieder durch den T der jungen Königin aufgelöst. Unterdessen hatte das Ministerium Loulé-d'Avila schwere parl mentarische Kämpfe zu bestehen, die durch eine Auflösung der Cortes (Frühjahr 1858) nur f kurze Zeit unterbrochen wurden und mit dem Rücktritte des Cabinets endigten. Am 16. M 1859 wurde ein neues Ministerium aus der sog. Partei der Regeneration (Anhänger Sal danha's) gebildet, in welchem der Herzog von Terceira und nach dessen Tode (26. April 186 der Staatsrath d'Aguiar den Vorsitz führten. Allein schon 4. Juli 1860 mußte auch dies Ca binet vor einem Mistrauensvotum zurücktreten. Nunmehr gelangten Loulé, d'Avila und der Anhänger abermals an das Staatsruder, mußten aber schon 27. März 1861 wieder zu ein Auflösung der Cortes schreiten, um sich im Amte zu halten. Im Herbste desselben Jahres bra ein hitziges Fieber in die portug. Königsfamilie ein. Zuerst ward der Prinz Ferdinand 6. Nov. dann König Pedro V. selbst 11. Nov. und später noch Prinz Johann 27. Dec. dahingeraff der vierte Bruder, August, genas nach schweren Leiden. Diese Todesfälle veranlaßten eine gro Aufregung in Lissabon, indem das Volk nicht an einen natürlichen Verlauf glauben wollte, u

25. und 26. Dec. 1861 kam es zu lärmenden Tumulten, die jedoch ohne weitere Folgen blieben. Pedro's nächstältester Bruder, König Ludwig I. (s. d.), bestieg den erledigten Thron. Er leistete 22. Dec. 1861 vor den versammelten Cortes den Eid auf die Verfassung und vermählte sich 5. Oct. 1862 mit der Prinzessin Maria Pia von Italien.

Auch unter König Ludwig I. behauptete sich das Cabinet des Marquis, später Herzogs von Loulé, obschon es wiederholt theilweise modificirt wurde. Sogar der Marschall Saldanha söhnte sich mit dem Ministerpräsidenten aus und übernahm darauf eine wichtige Mission. Seit längern Jahren war nämlich eine Spannung mit dem röm. Stuhle eingetreten. Es handelte sich dabei zunächst um das Kirchenpatronat, welches die portug. Krone nach altem Herkommen in ihren ostind. Besitzungen ausübte. Nicht minder war die päpstl. Curie misvergnügt über die allgemeinen Zustände der kath. Kirche in P. und die angeblichen Uebergriffe der Staatsgewalt. Die Mönchsklöster waren schon seit 1833 und 1834 unterdrückt, und eine Colonie von franz. Barmherzigen Schwestern und Lazaristen, die sich in Oporto und Lissabon niedergelassen hatten, wurde nach mehrjährigen Verhandlungen 1862 aus dem Lande entfernt. Ein Decret vom 2. Jan. 1862 verfügte sogar, daß bei Besetzung der Pfarren eine Concurrenz unter Aufsicht der weltlichen Obrigkeit ausgeschrieben werden solle, wodurch die bischöfl. Gewalt aufs äußerste beschränkt ward. Die Erbitterung in Rom war so groß, daß Papst Pius IX. die übliche Todtenfeier für den verstorbenen König Pedro V. verweigerte, worauf der portug. Gesandte sofort abreiste; doch als nunmehr die portug. Regierung drohte, auch den päpstl. Nuntius aus Lissabon wegzuweisen, gab der Papst nach. Auf dem Concil zu Rom, Mai bis Juni 1862, erschien keiner der portug. Erzbischöfe und Bischöfe. Der Papst erhob darüber in seiner Allocution laute Beschwerde und beklagte sich über die Hindernisse, welche der Reise der Bischöfe in den Weg gelegt worden. Dann richtete er, 3. Juli, einen Hirtenbrief an die kirchlichen Würdenträger P.s und ermahnte sie zu größerer Wachsamkeit und Energie, da sie bei dem notorisch beklagenswerthen Zustande der portug. Kirche sich viel zu lau und tolerant gezeigt hätten. Um jedem Ausbruch des Fanatismus vorzubeugen, erließ das portug. Justizministerium eine Verfügung vom 2. Aug., wodurch den Geistlichen bei Gefängnißstrafe untersagt ward, gegen die Regierung zu predigen. Vielleicht war nichtsdestoweniger eine sofort unterdrückte Meuterei der Garnison von Braga (15. Sept.) auf klerikalen Einfluß zurückzuführen. Unter solchen Verhältnissen ging der Marschall Saldanha im Nov. 1862 als Gesandter nach Rom, um eine Ausgleichung anzubahnen. Die Unterhandlungen blieben indessen erfolglos, und so wurde der Gesandte nach Verlauf von zwei Jahren (Dec. 1864) wieder abberufen. Im Innern gelang es dem Ministerium Loulé, verschiedene liberale Maßregeln durchzuführen. Ein Gesetz vom 19. Mai 1863 hob sämmtliche Majorate auf, ausgenommen das Kronfideicommiß des Hauses Braganza, und in derselben Session ward die Todesstrafe, die schon seit 1852 für polit. Verbrechen abgestellt worden, vollends abgeschafft. Auch materielle Reformen erfolgten. Namentlich ward das Tabacksmonopol 1864 aufgehoben, während die beabsichtigte Freigebung des Portweinhandels auf Widerstand stieß. Am 27. März 1865 kam es zu einem Conflicte mit den im Tejo liegenden amerik. Kriegsschiffen Niagara und Sacramento, die wegen vermeintlichen Bruchs der Neutralitätsgesetze von Fort Belem aus scharf beschossen wurden. Schon 7. April leistete indessen die portug. Regierung in üblicher Weise Satisfaction. Gleich darauf mußte das Ministerium Loulé, das sich vergebens zu reconstruiren versuchte, seinen Abschied nehmen. Am 7. April kam ein neues Cabinet unter Marquis de Sá de Bandeira zu Stande, der mit einer Auflösung der Cortes (12. Mai) begann. Die Neuwahlen fielen jedoch ungünstig aus, und so trat Ende Aug. wieder eine Krisis ein, aus welcher 4. Sept. 1865 ein Ministerium unter Vorsitz des Staatsraths d'Aguiar hervorging. Unter dieser Regierung war besonders eine parlamentarische Resolution von principieller Wichtigkeit. Während des letzten Jahrzehnts hatten einzelne revolutionäre Parteiführer in Spanien wiederholt den Gedanken einer Vereinigung unter der Halbinsel unter der portug. Dynastie aufgestellt; aber dieser Plan fand in P. keinen Beifall. Das portug. Volk, welches die harten Zeiten der span. Herrschaft noch nicht vergessen hatte, wollte nichts von der «Einheit Iberiens» wissen. Bei Gelegenheit des durch General Prim in Spanien angestifteten Aufstandes sprach sich die portug. Kammer der Abgeordneten einstimmig gegen eine etwa versuchte Vereinigung Spaniens und P.s aus, und eine Interpellation deshalb ward 8. Jan. 1866 von der Regierung in gleichem Sinne beantwortet. Vgl. außer den Werken Herculano's (s. d.): Gebauer, «Portug. Geschichte» (2 Bde., Lpz. 1759); Fortia d'Orbay und Mielle, «Histoire de P.» (10 Bde., Par. 1828—29); Schäfer, «Geschichte von P.» (5 Bde., Hamb. und Gotha 1836—54); Rebello da Silva, «Historia de P. nos seculos XVII e XVIII» (Lissab. 1860 fg.).

Portugiesische Sprache und Literatur. Auch das Portugiesische hat sich, wie alle seine raman. Schwestersprachen, aus einem röm. Pravinzialdialekt, der **Lingua Romana** rustica, gebildet. Zu Portugal gehört sprachlich die ganze nardwestl. Küste der Pyrenäischen Halbinsel; der galicische Dialekt, der sich durch größere Annäherung an das Lateinische von dem eigentlich Portugiesischen unterscheidet, wurde früher mit Varliebe von partug. und castil. Dichtern gebraucht. Das Partugiesische steht zwar dem Castilischen sehr nahe, hat mit ihm gemeinsame Quellen und daher auch fast gleichen Wartgehalt; doch unterscheidet es sich davan durch sa wichtige grammatische Züge, daß es nicht blas in dem Verhältniß einer Mundart zu demselben steht, sondern auf Selbständigkeit Anspruch machen kann. Ueberdies sind die Mischverhältnisse im Partugiesischen mit andern Sprachen bedeutend van denen im Castilischen unterschieden; so findet sich im Portugiesischen eine viel bedeutendere Beimischung van franz. Wörtern, die man mit Recht der zahlreichen Begleitung des Stifters der partug. Manarchie, des Grafen Heinrich von Burgund, zuschreibt; dagegen hat es viel weniger arab. Beimischung. Sa hat das Portugiesische die dem Castilischen ganz fremden Nasallaute, varzüglich in flexibeln Auslauten, und verwandelt dagegen durchgehends die castil. Kehllaute in sette, gelinde Zischlaute. Ferner unterscheidet sich das Partugiesische vam Castilischen durch nach größere Neigung zum Vacalismus, durch Brechung der Selbstlaute e und o in ei und ou und durch Erweichung und häufige Ausstaßung der Consananten im In- und Auslant, wadurch es zwar den Charakter des weichsten, süßesten, aber zugleich des unmännlichsten, kraftlasesten raman. Sprachzweigs erhalten hat. Einen speciellen Zug besitzt noch die partug. Grammatik in der echt verbalen Flexian des Infinitivs. Das Partugiesische ist auch über einen Theil van Ostindien, Westafrika und Südamerika (Brasilien) verbreitet. Die portug. Sprachpraben geben den spanischen wenig an Alter nach; die älteste rein portug. Urkunde ist mit era 1230 = 1192 gezeichnet. Ein treffliches Hülfsmittel für das ältere Partugiesisch ist das van Santa-Rasa de Viterbo in linguistischer und sachlicher Beziehung gleich fleißig und verständig gearbeitete «Elucidario das palavras, que em Portugal antiguamente se usárão» (2 Bde., Lissab. 1798—99), dem eine kurze Geschichte der portug. Sprache varausgeschickt ist. Van dem Wörterbuche der Akademie der Wissenschaften van Lissaban erschien blos ein Theil (Lissab. 1793), der nur den Buchstaben A enthält. Das vallständigste und beste Wörterbuch der partug. Sprache ist aber das van dem Brasilier Antonia de Moráes Silva (Lissab. 1789; 2 Bde., 1858). Ein kritisch-etymalog. Wörterbuch hat Franc. Solana Canstancia herausgegeben (Par. 1836), von dem auch eine gute Sprachlehre erschien («Grammatica portugueza», Par. 1831); die beste Grammatik ist aber die von Jeronyma Saares Barboza («Grammatica philosophica da lingua portugueza», 2. Aufl., Lissab. 1830). Eine eigentlich wissenschaftlich-histar. Grammatik der portug. Sprache findet sich in Diez' trefflicher «Grammatik der ramau. Sprachen». Für Deutsche ist nach die brauchbarste partug. Sprachlehre die van F. Pinheira de Sausa (Lpz. 1851), das beste Wörterbuch das von Wallheim da Fonseca (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1856). Von den Mundarten des Portugiesischen sind als die eigenthümlichsten die van Beira und Minha zu erwähnen.

Tratz aller scheinbaren oder doch nur äußern Aehnlichkeit in der literarischen wie in der polit. Geschichte der Portugiesen und Spanier ist dach der Grundcharakter der beiden Nationen ein bedeutend verschiedener, und daher tritt auch der Unterschied zwischen der portug. und span. Literatur desta greller hervor, je mehr man ihre Principe, ihre innern Entwickelungsphasen, kurz ihre Wesenheiten mit kritischem Auge untersucht und vergleicht. Diese Verschiedenheiten in dem Charakter der beiden stammverwandten Hauptvölker der Pyrenäischen Halbinsel ist aber theils in den geagr., theils in ihren Mischungsverhältnissen mit fremden Natianalitäten begründet. Die Grundelemente beider Völker waren wal celtiberisch-ramanische; beide wurden zunächst mit germanischen und dann auch mit arabischen gemischt; die celtisch-ramanischen verschmalzen aber bei den Portugiesen (wenigstens den südlichern, in Beziehung auf Staat und Bildung mehr zu berücksichtigenden) nie sa innig mit den germanischen wie bei den Spaniern, warunter man varzugsweise die in palit. und literarischer Hinsicht herrschend gewordenen Castilier verstehen muß. In geogr. Hinsicht sind die Spanier ein Binnenvolk, die Partugiesen ein Küstenvolk. Aus diesen Ursachen wurde der span. Natianalcharakter ein abgeschlassener, zähe am Altherkämmlichen haltender, fremden Einflüssen schwer zugänglicher, der partugiesische hingegen ein leicht erregbarer, Veränderung liebender und nachahmungssüchtiger. Rechnet man noch dazu, daß Partugal wiederhalt und lange in abhängigen polit. Verhätnissen zu Spanien stand, daß die Portugiesen noch var der Entwickelung einer indigenen Valkspoesie eine fertige fremde Kunstpaesie überkamen, sa ist es nicht zu verwundern, daß die portug. Literatur nie die

Originalität und Spontaneität der spanischen erreichte, mehr receptiv als productiv wurde und bei ihrer Nachahmungssucht des Ausländischen nur allzu oft ihre Volksthümlichkeit einbüßte. Daher ist die Geschichte der portug. Poesie beinahe ausschließend nur die einer kunstmäßigen, und man kann ihre Entwickelungsperioden vorzugsweise nach den sie bestimmenden fremden Einflüssen eintheilen. So bildete sie sich in der ersten Periode bis zum 14. Jahrh. unter dem Einflusse der provenzal. Kunstpoesie; in der zweiten, bis zu Anfang des 16. Jahrh., unter dem der spanischen; in der dritten, bis in die Hälfte des 18. Jahrh., nach classisch-ital. und span. Mustern, und in der vierten, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, nach dem Vorbilde der classisch-franz., der engl. und der modern-europ. Literatur überhaupt. Die charakteristischen Grundzüge der indigenen portug. Poesie sind die des Nationalcharakters: süßliche Weichheit, melancholische Vagheit, elegische Sentimentalität.

Daß auch in Portugal, wie überall, die Volkspoesie der Kunstpoesie vorausgegangen, liegt in der Natur der Sache; aber es haben sich davon nur viel spätere Umbildungen und Nachklänge erhalten. Heinrich von Burgund und sein Gefolge südfranz. Ritter, welche die staatliche und nationale Selbständigkeit der Portugiesen begründeten, brachten ihnen zugleich eine fertige höfische Kunstpoesie, die provenzalische, mit, welche die Portugiesen bei ihrem Nachahmungstrieb so bereitwillig aufnahmen und so ausschließend cultivirten, daß sie darüber ihre eigene, ohnehin noch sehr wenig entwickelte volksthümliche Poesie gänzlich vernachlässigten. Dieser frühe Einfluß einer fremden Kunstpoesie, noch bevor die volksthümliche so weit entwickelt war, um eine dauernde Basis zu bilden, ist für die portug. Nationalliteratur ein so entscheidendes Moment geworden, daß ihre volksmäßige Poesie, sich selbst überlassen, zum Bänkelgesang herabsank und ihre kunstmäßige, dadurch bodenlos geworden, nie viel über die Reproduction sich erhob, kurz ihre volksthümliche Entwickelung schon im Keime erstickt wurde. So begann die portug. Kunstpoesie, womit die Dichtungen anderer Nationen endeten: mit einer aus der Fremde stammenden Hofpoesie. Daher sind ihre ältesten echten Denkmäler die Liederbücher (Cancioneiros), d. i. Sammlungen höfischer Minnelieder, die bis ins 13. Jahrh. hinaufreichen und zuerst, sowol in Ton als Form, nach den Mustern der altprovenzal. oder Troubadourpoesie gebildet und in galicischer oder altportug. Sprache abgefaßt worden sind. Das älteste dieser Liederbücher ist das des Königs Dionys (1279—1325), den daher die Portugiesen als ihren ersten Kunstdichter ansehen («Cancioneiro d'el rei Dom Diniz», Par. und Lissab. 1847).

Auch in der zweiten Periode, im 14. und 15. Jahrh., behielt die portug. Poesie diesen Charakter einer höfischen Kunstlyrik; aber durch die damals auch galicisch dichtenden Spanier wurde sie wenigstens in formeller Hinsicht modificirt und mehr nationalisirt; denn diese, die eine Volkspoesie hatten, suchten durch ihre heimischen volksmäßigen Formen die künstlichen provenzalischen auch aus der höfischen Poesie zu verdrängen. Durch diese zugleich in castil. und galic. Mundart dichtenden Spanier wurden nicht nur die nationalen trochäischen kürzern Rhythmen (Redondilhas) und leichtern volksmäßigen Formen (Cántigas, Vilhancicos u. s. w.) auch in der portug. Poesie immer ausschließender herrschend, sondern selbst die Portugiesen begannen seit dem 14. Jahrh. auch in beiden Mundarten zu dichten, und der Gebrauch der span. Sprache nahm in den folgenden Jahrhunderten bei ihnen so sehr zu, daß die portug. Literatur in mehr als einer Beziehung nur der farblosere Wiederabdruck der spanischen wurde. Unter diesen in beiden Mundarten singenden und daher gewissermaßen beiden Literaturen angehörigen Hofdichtern ist der so berühmt gewordene Macias (s. d.) zu erwähnen.

Auch in dieser Periode blieb der königl. Hof das Centrum poetischer Bildung in Portugal, und nicht nur schlossen sich fast alle Dichter an diesen an, sondern die Mitglieder der königl. Familie selbst erschienen noch fortwährend als die Choragen dieses höfischen Sängerkreises, von welchem neben der Lyrik nur mitunter auch die Didaktik gepflegt wurde. Eine nationale Epik konnte in Portugal unter diesen Verhältnissen nicht gedeihen; histor. Lieder werden fortwährend in der portug. Poesie vermißt, und selbst der Name der Romanze ist bei den Portugiesen meist nur die Bezeichnung einer einfachen poetischen Erzählung von einem liebenden Hirtenpaar. Von den im 14. Jahrh. lebenden Söhnen des Königs Diniz, Affonso IV. und seinen Halbbrüdern, Affonso Sanchez, Grafen von Albuquerque, und Pedro, Grafen von Barcellos (dem Verfasser eines genealog. Werks, des ältesten portug. Nobiliario), wissen wir zwar, daß sie selbst gedichtet haben, aber es hat von erstern sich keine ihrer Poesien erhalten; von letzterm vermuthen einige, daß er der Verfasser des unter dem Namen «Cancioneiro do Real Collegio dos Nobres» bekannt gewordenen und jedenfalls dem 14. Jahrh. angehörigen Liederbuchs sei (am besten herausg. von Varnhagen, Madr. 1849); auch vom Könige Dom Pedro, dem Gemahl der Ines

de Castro, haben sich nur fünf seinen Namen tragende Lieder erhalten, wovon eins schon in span. Sprache abgefaßt ist. Vgl. Diez, «Ueber die erste portug. Kunst- und Hofpoesie» (Bonn 1863). Im 15. Jahrh. sind vor allen die Söhne und Enkel König Johann's I. nicht blos als Gönner der Dichtkunst, sondern auch als wirkende Kunstgenossen zu nennen, und die von dem ersten burgund. Fürstenhause nach Portugal mitgebrachte höfische Minnepoesie trieb durch den Schutz und die Pflege des zweiten, dessen Stifter Johann I. war, eine Nachblüte. Nicht minder waren die Könige Johann II. (1481—95) und Emanuel (1495—1521) große Freunde und Gönner der Dichtkunst, und wenn auch von ihnen nicht bekannt ist, daß sie sie selbst geübt hätten, so versammelten sie doch einen reichen Dichterhof um sich; denn unter ihre Regierung fällt die Glanzperiode der eigentlich portug. Hof- und Conversationspoesie, die an Garcia de Resende, der selbst Dichter war, einen fleißigen Sammler und Ordner gefunden hat. Der von ihm angelegte und herausgegebene «Cancioneiro geral» (Lissab. 1516; herausg. von Kausler, 3 Bde., Stuttg. 1846—52) verdient in der That diesen Namen; denn er enthält Gedichte von fast allen bedeutenden portug. Dichtern aus der zweiten Hälfte des 15. und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh. und gibt daher ein vollständiges Bild von dem damaligen Zustande der portug. Poesie. Auch wird an diesen Liedern der durch die span. höfische Kunstlyrik vermittelte Einfluß der spätern catalonisch-provenzalischen, der Gaya sciensa de trobar von Toulouse, ersichtlich. Von allen in diesem Liederbuche vorkommenden Dichternamen sind aber nur zwei in der Geschichte der portug. Poesie epochemachend geworden. Es sind dies Bernardim Ribeiro, der durch seine Eklogen, die noch ganz nationale Formen und mehr als die meisten übrigen local-volksmäßige Färbung haben, und durch seinen sentimentalen, halb Schäfer-, halb Ritterroman in Prosa, bekannt unter dem Titel «Menina e moça» (Lissab. 1559; neue Aufl. 1785), der Begründer dieser beiden, von den Portugiesen vorzugsweise cultivirten Dichtungsgattungen geworden ist; und Sá de Miranda, der in diesem Liederbuche zwar noch in den altherkömmlichen nationalen Formen sich bewegt, zugleich aber als Chorage der veränderten Geschmacksrichtung der nächsten Periode erscheint und daher als der Repräsentant des Uebergangs von der mittelalterlichen in die modern-classische Kunstpoesie der Portugiesen anzusehen ist. Vgl. Bellermann, «Die alten Liederbücher der Portugiesen» (Berl. 1840), und Wolf, «Studien zur Geschichte der span. und portug. Nationalliteratur» (Berl. 1859). Daß auch schon in diesen Perioden die Prosa in Portugal cultivirt wurde, beweisen, außer den genannten prosaischen Versuchen und dem freilich nur in der span. Bearbeitung auf uns gekommenen Amadis (s. d.) de Gaula, mehrere Chroniken aus dem 14. und 15. Jahrh. in Prosa, unter denen sich auch in stilistischer Hinsicht die von Fernam Lopes, Gomez Eannez de Azurara und Ruy de Pina auszeichnen.

Die dritte Periode der portug. Nationalliteratur beginnt mit der Einführung und Nachahmung des classisch-ital. Stils. Auch dies geschah zunächst durch Vermittelung und Rückwirkung der span. Literatur, in der gleichzeitig dieselbe Revolution vorgegangen war; wenn es aber in der spanischen eine Revolution war, die nur nach hartnäckigem Kampfe mit der National-partei einen theilweisen und stets bestrittenen Sieg errang, so war es in der portugiesischen nur eine Evolution, eine Entwickelung derselben unter anderm, aber immer äußerm, fremdem Einfluß, dem man sich ebenso kampflos, ebenso bereitwillig wie bisher hingab, weil es hier an einer eigentlich volksthümlichen Partei und Richtung fehlte. Als daher zu Anfange des 16. Jahrh. durch das Wiederaufleben des Studiums der altclassischen Literaturen die modern-europäischen ... mehr oder minder von dieser humanistischen Zeitrichtung einen neuen Impuls erhielten, als insbesondere die Spanier durch ihre Eroberungen in Italien mit dieser Wiege des modernen Classicismus in engere und dauerndere Verbindungen traten, als Dichter wie Boscan und Garcilaso de la Vega die classisch-ital. Formen mit Glück und Geschick in die span. Literatur eingeführt hatten, nahmen die Portugiesen mit gewohnter Bereitwilligkeit und widerstandsunfähiger Gefügigkeit auch diese Neuerungen von ihren Nachbarn an, die für sie nicht einmal so unbedingt Neuerungen waren, da sie durch ihre frühere Nachahmung der provenzal. Formen diesen homogenen italischen bereits den Weg gebahnt hatten. Zudem trat an die Spitze dieser neuen Bewegung auch bei ihnen ein Mann von wirklich dichterischer Begabung, der erwähnte Sá de Miranda (s. d.), der freilich, obwol Portugiese, doch der Sprache seiner Werke nach mehr der span. Literatur angehört und in dieser nebst seinem Landsmanne Montemayor (s. d.) am meisten zur Verbreitung der Schäferpoesie beitrug, einer Dichtungsgattung, die, nachdem sie durch die classisch-ital. Schule einmal Mode geworden war, von den Portugiesen mit besonderer Vorliebe gepflegt und selbst mit eigenthümlicher Färbung ausgestattet wurde. Minder national als in seinen Eklogen ist Sá de Miranda in seinen übrigen Gedichten und in seinen in Pros

geschriebenen Lustspielen, durch die er zwar einer der Väter der portug. Dramatik wurde, aber eben seiner fast sklavischen Nachahmung des Terenz und Plautus wegen doch ohne Einfluß auf die eigentliche Volksbühne blieb. Dem von Sá de Miranda gegebenen Impulse folgte mit noch weniger Selbständigkeit Antonio Ferreira, obwol er mit mehr äußerlichem Patriotismus nur in portug. Sprache schrieb und nur vaterländische Stoffe wählte; in seiner «Ines de Castro» gab er den Portugiesen die erste Tragödie im classischen Geschmack. Um diese beiden Professoren und Hofmänner bildete sich eine Schule von gelehrt-höfischen Dichtern auf der Universität von Coimbra und in der Residenz, unter welchen Pero d'Andrade Caminha, Diogo Bernardes und Jeronimo Cortereal («Successo do segundo Cerco de Diu, poema», Lissab. 1574 und 1784) nennenswerth sind. Aber diese classische Schule blieb auf die Studirstube und den Salon beschränkt, für die sie berechnet war; das Volk wurde davon wenig berührt. Und doch war gerade damals eine Art von Nachheroenthum für die Nation eingetreten; durch ihre Entdeckungen, Siege und Eroberungen in Asien, Afrika und Amerika war ihr Selbstbewußtsein wieder erwacht und bis zur Begeisterung gesteigert worden; der Drang, dieses Selbstgefühl auch literarisch, auch poetisch auszusprechen, war zu lebhaft, um nicht Organe zu finden, und er fand sie auch. So wurde Gil Vicente (s. d.) zum Repräsentanten des Volksthums, Camoens (s. d.) zum begeisterten Sänger des nationalen Heroenthums. Unter den Königen Emanuel d. Gr. und Johann III. hatten die Portugiesen den Gipfelpunkt ihrer staatlichen Entwickelung, die größte Intensität ihrer Nationalkraft erreicht: unter den Dichtern Gil Vicente und Camoens entfaltete sich auch die portug. Poesie zu ihrer schönsten Blüte, zu ihrem eigenthümlichsten Leben. Nun genügten die subjective Lyrik und die Nachahmung fremder Kunstdichtung nicht mehr; des Volkes Leben und Treiben mußte sich in Gil Vicente's Dramen objectiviren, der Nation Heldenthaten drängten den Sänger der «Lusiaden» zur epischen Gestaltung. Doch schon mit der Niederlage der Portugiesen bei Alcazar erblich der Glanz ihres Heroenthums. Die Erinnerung an vergangene Herrlichkeit konnte höchstens noch einen Mann des Volks, den Schuhflicker Gonçalo Annes Bandarra, zu Prophezeiungen von dem Wiederaufleben nationaler Größe inspiriren («Trovas em ar de profecias», Nantes 1644). Die Heldengedichte, die nach dem schnellen Erbleichen jenes späten Heroenthums die Epigonen noch nachsangen, waren mehr elegische Klaggesänge als epische Siegeslieder, wie schon Dom Sebastian's Kampf- und Unglücksgenosse, der Sänger seines und des portug. Ruhms Untergangs bei Alcazar-Quivir, Luiz Pereira Brandam, sein Epos mit richtigem Gefühl «Elegiada» (Lissab. 1588 und 1785) nannte; oder sie wurden gemachte Epopöen gewöhnlichen Schlags ohne epische Begeisterung, in denen die elegischen Partien noch die meiste Eigenthümliche, nationale Färbung haben, die eigentlich heroischen aber schon die epische Einfachheit durch den Bombast des auch in der portug. Poesie immer mehr einreißenden Gongorismus zu ersetzen suchen. Selbst Vasco Mouzinho de Quevedo e Castellobranco's «Afonso Africano» (Lissab. 1611; 1787), ein Heldengedicht, das seines glücklich gewählten nationalen Stoffs, gelungener Beschreibungen und Episoden und seines fließenden eleganten Stils wegen noch den «Lusiaden» am nächsten gestellt wird, ist nicht frei von Gongorismus.

So wuchs durch den Verlust der nationalen und polit. Selbständigkeit der Portugiesen unter der Herrschaft der drei Philippe von Spanien die Abhängigkeit der portug. Literatur von der spanischen bis zu dem Grade, daß die erstere der Schattenriß der letztern wurde, mit all ihren Schwächen und Manierirtheiten, ohne das originelle Colorit, ohne die in der Volkspoesie wurzelnde unverwüstliche Lebens- und Regenerationskraft derselben zu besitzen. Ja so groß war der Mangel an Selbständigkeit und Volksthümlichkeit bei den Portugiesen unter der span. Herrschaft geworden, daß sie das letzte Rettungsmittel einer unterjochten Nation, die Muttersprache, freiwillig aufgaben und die meisten ihrer Dichter und Schriftsteller jener Zeit es vorzogen, in span. Sprache zu schreiben. Nur in der Schäferpoesie haben auch in dieser Periode einige Dichter die nationelle Eigenthümlichkeit in Sprache, Ton und Färbung bewahrt; so Fernão Alves de Oriente, geb. zu Goa um 1540, in seinem in Prosa und Versen verfaßten Schäferroman «Lusitania transformada» (Lissab. 1607 und 1781). Noch mehr ist dies der Fall in den ebenfalls in Prosa und Versen geschriebenen drei Schäferromanen des Francisco Rodriguez Lobo (geb. zu Leiria in Estremadura um 1550): «Primavera», «Pastor peregrino» und «O desenganado», die zu dem Besten gehören, was die Portugiesen in dieser von ihnen mit dem meisten Glück cultivirten bukolischen Gattung geleistet haben; durch seine Abhandlung über höfische Bildung: «Corte na aldea e Noites de inverno», ist er Begründer und Muster der rhetorischen Prosa in der portug. Literatur geworden. Daß aber ein so begabter Dichter, wie

Lobo, in seiner Epopöe «O Condestabre», worin er den portug. Cid, den Connetable Nun Alvarez Pereira besang, doch nur eine trockene Reimchronik zu Stande brachte, daß er in seinen spanisch geschriebenen moresken Romanzen (nur ein Paar Schäferromanzen hat er in portug. Sprache abgefaßt), die in stilistischer Hinsicht nicht ohne Verdienst sind, diese den Portugiesen fremd gewordene volksmäßige Dichtungsgattung überhaupt zu parodiren versuchte und selbst dazu sich der span. Sprache bediente, beweist, wie wenig heimisch der echte volksthümlich-epische Geist bei den Portugiesen geworden war. Endlich verdienen noch die unter dem Titel «Laura de Amphriso» (Evora 1627) erschienenen Schäfergedichte von dem unglücklichen Schwärmer Manoel da Veiga Tagarro (geb. zu Ende des 16. Jahrh.) erwähnt zu werden, der auch unter die sieben gefeiertsten bukolischen Dichter der Portugiesen gerechnet wird.

Aber auch nach der Befreiung von der span. Herrschaft und der Wiedererlangung der pol. Selbständigkeit unter Johann IV. von Braganza blieb die portug. Literatur unter dem Einfluß der spanischen und theilte ihre Schicksale. So zeigen sich in der portugiesischen alle Ausartungen des Marinismus und Gongorismus; auch in der portug. Poesie rissen die Allegorie, der gelehrte Pedantismus, das Spielen mit Concetti und vor allem die Sonettenwuth ein. Unter den Dichtern jener Zeit verdienen höchstens Manoel de Faria y Sousa, Antonio Barbosa Bacellar, der Erfinder der sog. «Saudades», d. i. elegischer Schilderungen verliebter Einsamkeit, und die Nonne Violante do Ceo genannt zu werden. Von den Gedichten jener Zeit gibt es ein paar Sammlungen, deren Titel allein schon die bombastische Geschmacklosigkeit derselben charakterisiren: «A Fenix renascida» (5 Bde., 2. Aufl., Lissab. 1746) und «Eccos que o clarim da Fama dà» (Lissab. 1761); eine geschmackvolle Auswahl portug. Sonette gab hingegen John Adamson im ersten Theile seiner «Lusitania illustrata» (Newcastle 1842) heraus. Nur der als Prosaist ausgezeichnete Jacinto Freire de Andrade hatte Muth, Geschmack und Witz genug, um diese portug. Gongoristen auf ergötzliche Weise in ein paar parodischen Gedichten leider fruchtlos zu verspotten. Hingegen herrschten auf den Bühnen Portugals die großen span. Dramatiker jener Zeit; selbst die Portugiesen schrieben für das Theater in span. Sprache, worunter einige namhafte sind, wie Diamante, Matos Fragozo, Melo, und höchstens wurden die eigentlichen Volksschauspiele, die Autos, Farsas und Entremeses, auch in portug. Sprache abgefaßt. So ist die einzige nennenswerthe dramatische Production des 17. Jahrh. in portug. Sprache die Sammlung der Entremeses von Manoel Coelho Rebello, die unter dem Titel «A Musa entretenida de varios entremeses» (Coimbra 1658 und Lissab. 1695) erschien und zugleich die ältesten portug. Zwischenspiele dieses Namens enthält. Doch erzeugte die Einführung der ital. Opern am Hofe Johann's V. zu Anfange des 18. Jahrh., welche die span. Comedia verdrängten, eine Art von portug. komischen Opern, unter denen einige von wirklichem Werthe, die von dem brasilian. Juden Antonio José da Silva herrühren, der bei dem Auto de Fé von 1739 verbrannt wurde. (S. Brasilische Literatur.)

Ungefähr denselben Gang, wie die Poesie in gebundener Rede, nahm die Nationalliteratur in ungebundener in dieser Periode. Auch sie war noch anfangs ganz in ritterlich-höfischen Formen; so die Ritterromane in der Manier des «Amadis» von Francisco de Moraes (gest. 1572): «Palmeirim de Inglaterra» nach dem span. Original des Luis Hurtado bearbeitet; «Triumpho de Sagramor» (Coimbra 1554), von Jorge Ferreira de Vasconcellos (gest. 1585), von dem auch drei berühmt gewordene dramatische Novellen nach Art der «Celestina» existiren («Comedia Euphrozina», Lissab. 1616; «Comedia Olyssipo», Lissab. 1618; «Comedia Aulegrafia» Lissab. 1619). Selbst der berühmteste Geschichtschreiber jener Zeit, João de Barros (f. d.) debutirte noch mit einem Ritterroman «Chronica de Imperador Clarimundo» (Coimbra 152[illegible]). Damals aber begannen die abenteuerlich-heroischen Entdeckungszüge der Portugiesen die Phantasie viel mächtiger aufzuregen als diese matten Nachklänge einer längst ausgelebten Chevalerie, und dieses Heroenthum, das die «Lusiaden», das einzige wahrhafte Epos der modernen Zeit erzeugte, mußte auch zu einer Wiedererzählung begeistern, die, wenn sie auch in Prosa und deshalb im Chronikenstil geschrieben war, doch von epischem Hauche durchweht wurde. So entstanden die Decaden des João de Barros, des portug. Livius, freilich in viel matterm Geiste fortgesetzt von Diogo de Conto und Antonio Boccaro; so fühlte sich der natürliche gleichnamige Sohn des großen Affonso de Albuquerque berufen, des Vaters Heldenthaten in seinen «Commentarios» (4 Bde., Lissab. 1557 und 1774) zu erzählen; so beschreibt mit epischer Anschaulichkeit der vielgereiste Staatsmann und Reichshistoriograph Damian de Goes (gest. 1560) das Leben Emanuel's d. Gr. (Lissab. 1566; 3 Bde., Coimbra 1790); das des Königs Johann I. (Lissab. 1567 und 1724); so sammelte an Ort und Stelle als Gefährte der Eroberer Fernã

Lopes de Castanheda (gest. 1559) die Daten zu seiner «Historia do descobrimento da India pelos Portuguezes» (Coimbra 1551; 4 Bde., Lissab. 1833), worin er nur erzählt, «was er selbst gesehen und gehört». Aber nicht nur die Siege der Portugiesen fanden begeisterte Erzähler; auch die besiegten Indianer sollten einen Apostel der Humanität, einen portug. Las Casas, in dem größten Redner der Portugiesen, dem Jesuiten Antanio Vieira, geb. zu Lissabon 1608, gest. 1697, finden. Dieser Missionar brachte den größten Theil seines Lebens in dem portug. Amerika zu, machte 14000 M. zu Fuß in den einsamsten Capitanerien der Neuen Welt und schrieb Katechismen in sechs verschiedenen Sprachen der Indianer, um diese die Wahrheiten des Evangeliums zu lehren; er vertheidigte, an den Hof Johann's IV. zurückgekehrt, mit all dem Feuer seiner energischen Beredsamkeit die Menschenrechte der Eingeborenen gegen die Habsucht der Eroberer, er nahm sich mit solcher Wärme der Juden an, daß er zweimal wegen seiner allzu freien Kanzelreden und als des Judaismus verdächtig vor dem Tribunal der Inquisition angeklagt und nur auf Verwendung des Papstes freigesprochen wurde. Seine Predigten und Reden (15 Bde., Lissab. 1748) sind die vollendetsten Muster des prosaischen Stils und der Beredsamkeit in portug. Sprache. Die meisten übrigen Prosawerke jener Zeit, die unter dem span. Drucke entstanden, sind voll pedantischer Gelehrsamkeit und durch den Gongorismus entstellt; viele Portugiesen schrieben selbst nach wiedererlangter Selbständigkeit ihres Landes noch in span. Sprache. Daher sind nicht hier, sondern in der Geschichte der span. Literatur die Portugiesen Faria e Sousa, Melo u. s. w. zu erwähnen. Daher gehören mehr der Geschichte der Wissenschaften als der der Nationalliteratur die antiquarischen, histor. und ethnogr. Werke von Manoel Severim de Faria, den beiden Polyhistoren Macedo und Duarte Nunez de Lião u. a. an. Doch sind als rühmliche Ausnahmen zu nennen Bernardo de Brito, gest. 1617, der in seiner «Monarchia lusitana» (Alcobaça 1597 und Lissab. 1690, mit den Fortsetzungen von Brandam und Raphael de Jesus, 8 Bde.), die freilich von der Schöpfung der Welt anfängt und nur bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats reicht, ein Muster von patriotischer Gesinnung und von einer durch das Studium der Alten gebildeten correcten Einfachheit des Stils gab; Luiz de Sousa, gest. 1632, der selbst in seinen Biographien des heil. Dominicus und des Erzbischofs von Braga, Bartholomäus dos Martyres, den Mönch geworbenen Ritter nicht verleugnen kann und doch durch die echt nationale Weichheit und Süßigkeit seines Stils einen solchen Reiz für die Portugiesen hat, daß sie ihn unter ihre classischen Prosaisten zählen; vor allen aber gilt als unübertroffenes Muster classischer Prosa die Lebensbeschreibung João de Castro's, vierten Vicekönigs von Indien (beste Ausgabe von Santo-Luiz, Lissab. 1835), von dem oben erwähnten Jacinto Freire de Andrade, gest. 1657, der einen würdigen Gegenstand mit patriotischer Begeisterung ohne Schwulst behandelt hat. Sein Werk verdient in der That als das geeignetste zur Einführung in die portug. Sprache und Literatur empfohlen zu werden.

Die vierte Periode wird zwar auch in der portug. Nationalliteratur durch den Einfluß gekennzeichnet, den zu Anfang des 18. Jahrh. die franz.-classische Schule auf alle Literaturen des gebildeten Europa mehr oder minder zu üben begann; allein hier trat auch diese Evolution so widerstandslos, so blas äußerlich ein, daß sie mehr ein Vertauschen der geschmacklos gewordenen span. Moden mit den neu-fashionablen französischen war. Hier reichte es hin, daß ein hochgestellter Mann, aber sehr mittelmäßiger Dichter, der General Franz Xav. da Menezes, Graf von Ericeira, den Impuls dazu gab, der, nicht zufrieden, Boileau's «Art poétique» in portug. Verse zu übertragen, auch noch die nüchterne Lehre durch ein ebenso poesieloses Beispiel, seine «Henriqueida» (Lissab. 1741), eine langathmige, langweilige Epopöe auf die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, zu bethätigen suchte. Besser ist seine in Prosa geschriebene Geschichte der Restauration Portugals («O Portugal restaurado»). Ebenso wurde nach dem Muster der Französischen Akademie eine Academia Portugueza 1741 gestiftet, die aber ohne Erfolg blieb. Mehr wirkte ein nach der röm. Dichtergesellschaft der Arkadier gebildeter gleichnamiger Verein von aufstrebenden jungen portug. Dichtern, die mit der classisch-franz. Eleganz und Correctheit die Nachahmung der einheimischen Muster des 16. Jahrh., wenigstens in Hinsicht auf Sprachreinheit, zu verbinden suchten, und durch den «aufgeklärten Despotismus» des Marquis von Pombal wurden wenigstens die Schranken des alten Obscurantismus gebrochen, um den hellern Ansichten des Jahrhunderts auch in Portugal Eingang zu verschaffen. Doch wurde gerade eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der portug. Arkadier, Pedro Antonio Correa Garção, ein Opfer von Pombal's Despotismus, der ihn im Kerker verschmachten ließ. Er ahmte mit feinem Takt die Alten, besonders den Horaz nach und wird wegen seiner Glätte

und Gefeiltheit der portug. Horaz genannt; auch das Theater suchte er durch seine Lustspiele in der Manier des Terenz zu reformiren («Obras poeticas», Lissab. 1778). Ein anderer Arkadier, Antonio Diniz da Cruz e Silva, ist weniger correct, hat aber mehr Feuer und Schwung und gilt für den besten anakreontischen Dichter der Portugiesen; auch seine Nachahmung von Boileau's «Lutrin», «O hyssope» («Der Sprengwedel»), wird für das beste heroisch-komische Gedicht der Portugiesen gehalten («Obras», Lissab. 1809). Domingos dos Reis Quita, der, obwol nur ein Friseur, die Arkadier in ihre Genossenschaft aufnahmen, hat sich mehr nach vaterländischen Mustern gebildet und daher vorzugsweise die bukolische Dichtungsgattung cultivirt, in der er für den ausgezeichnetsten unter den Neuern gilt; auch schrieb er nach franz. Mustern mehrere Tragödien («Obras», Lissab. 1781). Mehr durch sein kritisches Studium der portug. Classiker des 16. Jahrh. als durch seine eigenen Gedichte ist Francisco Diaz Gomez merkwürdig («Obras», Lissab. 1799). Immer mehr riß aber die Gallomanie ein bis zur geistlosen Nachahmung und selbst zum Schaden der Sprachreinheit, noch befördert durch die Menge von gewöhnlichen Uebersetzungen, wiewol man durch den zunehmenden polit. Einfluß Englands auch schon Werke dieses Landes anfing zu übertragen und mit dessen Literatur bekannter zu werden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts erhielt die portug. Poesie vorzüglich durch zwei Männer einen neuen eigenthümlichen Glanz. Francisco Manoel do Nascimento, geb. zu Lissabon 1734, gest. 1819, noch aus der Schule der Arkadier und nach Garção und Diniz sich bildend, ist der Repräsentant des strengen classischen Stils, ausgezeichnet durch Sprachreinheit und elegante Correctheit, und leistete, vorzüglich in der Lyrik, was ein feingebildeter Geschmack und ein bedeutendes poetisches Talent ohne eigentlich geniale Schöpfungskraft zu leisten vermag; auch als Prosaist zeichnete er sich durch seine Uebersetzung von Osorio's classischer Geschichte Emanuel's d. Gr. aus. Der andere, Manoel Maria Barbosa de Bocage (s. d.), weithin der berühmteste und volksthümlichste unter allen neuern Dichtern Portugals, war allerdings minder streng geschult, hatte keinen so feingebildeten Geschmack und selbst nicht die musterhafte Reinheit des Stils und der Sprache Manoel's; aber er war ein geborener Dichter, feurig und leidenschaftlich bis zur Extravaganz. Wenn auch viele von seinen Gedichten nur als Inspirationen des Augenblicks Werth haben und seine Leichtigkeit im Versificiren ihn verleitete, sich in allen Gattungen zu versuchen und die nöthige Feile zu vernachlässigen, so hat er doch durch seine maritimen Idyllen, Fabeln, Epigramme und vorzüglich durch seine Sonette, die zu den schönsten in portug. Sprache gehören, eine bleibende ausgezeichnete Stelle errungen. Sein Ruhm verleitete mehrere, ihn nachzuahmen, die, ohne seinen Geist zu besitzen, nur seine Extravaganzen und seine spätere Manierirtheit noch zu überbieten suchten, und diesen hat er es zu danken, wenn er in der Geschichte der portug. Poesie als der Einführer eines neuen Gongorismus figurirte, den man nach seinem poetischen Namen (Elmano) Elmanismo nannte. Doch verdienen unter seinen Nachfolgern mit Auszeichnung genannt zu werden der Tragiker João Bapt. Gomes und J. M. da Costa e Silva, der Verfasser des anmuthigen Gedichts «O passeio». Hingegen folgten der classischen Schule des Manoel: Domingos Maximiano Torres, ausgezeichnet durch seine Idyllen und Canzonen; Antonio Ribeiro dos Santos, als Odendichter namhaft; der gutmüthige Satiriker Nicolau Tolentino de Almeida; der als Mathematiker berühmter gewordene philos. Dichter José Anastacio da Cunha u. a. Doch war durch diese Nachahmungssucht das Nationalgefühl so sehr unterdrückt worden, daß José Agostinho de Macedo es wagen durfte, mit Herostratischem Eifer den größten Dichter seines Volks in den Staub herabzuziehen, indem er in der Vorrede zu seinem Epos «O Oriente», das denselben Gegenstand wie die «Lusiaden» behandelt, zu beweisen sich bemühte, daß Camoens nichts selbständig producirt, sondern alles den alten und frühern Italienern und Spaniern abgeborgt habe; und dieser Mann galt in der That bei vielen Portugiesen für einen größern Dichter als Camoens; sein bestes Gedicht ist «A meditação».

In neuester Zeit haben die Befreiungskriege und die polit. Umwälzungen auch in den Portugiesen das nationale Selbstgefühl wieder mehr aufgeregt und erstarkt, und unter den jüngsten Dichtern sind doch einige, die sich von den fremden Fesseln mehr losgemacht und eine volksthümlichere Richtung eingeschlagen haben. So Mouzinho de Albuquerque, ein sehr fruchtbarer Dichter, vorzüglich durch seine «Georgicas portuguezas» bekannt geworden; Antonio Feliciano de Castilho; Alexandre Herculano (s. d.) de Carvalho; der Romanzendichter José Freire de Serpa. Almeida-Garret (s. d.) erregte als Dichter zuerst Aufmerksamkeit durch sein zu Paris 1825 anonym herausgegebenes Gedicht «Camões», worin er das Leben und den Tod des größten Dichters seiner Nation mit patriotischer Begeisterung besungen hat; ebenfalls noch zu Paris gab er ein satirisches Gedicht in sieben Gesängen, «Donna Branca, ou a conquista do Algarve»,

in Wieland'scher Manier heraus, das vorzüglich gegen die Mönche gerichtet ist; am merkwürdigsten ist aber sein Gedicht «Adozinda, romance» in vier Gesängen (Lond. 1828), da es mehr im romantischen Geiste und nach vaterländischen Volksliedern (chacras) verfaßt ist. Ein ganz besonderes Verdienst um die Literatur seines Vaterlands erwarb sich Almeida durch die Sammlung der portug. Volksromanzen, die im 14. und 15. Bande seiner Werke erschienen. Als Dichter der neuesten Zeit sind anzuführen der Lyriker und Dramatiker Luis Augusto Palmeirim (s. d.) und der Epiker Thomaz Antonio Ribeiro Ferreira, dessen Gedicht «D. Jayme» (Lissab. 1862) die Portugiesen außerordentlich hoch stellen. Wenn in diesen Werken ein Bestreben, den moderneurop. Zeitgeist mit altnationalen und sogar volksmäßigen Elementen zu verschmelzen, nicht zu verkennen ist, so hat dagegen die dramatische Poesie der Portugiesen das herkömmliche franz.-classische Gleis noch nicht zu verlassen gewagt; dem von der Gräfin Vimieira eingeschlagenen Wege, deren Tragödie «Osmia» 1785 von der Akademie gekrönt wurde (deutsch, Halberst. 1824), folgten die wenigen neuesten dramatischen Dichter, etwa mit Ausnahme des etwas kühnern Gomes, wie Manoel Gaetano Pimenta de Aguiar, Verfasser vieler Tragödien, aber alle im franz.-classischen Geschmack, Pedro Nolasco und selbst Garrett; und trotz dem Bestreben Castilho's und Herculano's, das portug. Theater durch Uebersetzungen aus dem Deutschen und durch eigene Compositionen zu reformiren, fehlt es noch immer an einer portug. Nationalbühne. Erst in neuester Zeit hat sich auf dem Gebiete des Dramas eine sehr lebhafte Thätigkeit entwickelt; es sind hier zu nennen der bereits erwähnte Palmeirim, dann J. Mendes Leal der Jüngere, Ernesta Biester und Pereira da Cunha. Um die Cultur der Prosa und Beredsamkeit in dieser Periode machten sich vorzüglich einige Mitglieder der Akademie der Wissenschaften von Lissabon durch ihre kritisch-ästhetischen Abhandlungen in den «Memorias de literatura portugueza» verdient; unter den neuesten ausgezeichnetern Prosaisten sind die unter den Dichtern genannten Castilho, Herculano und Garrett wieder zu erwähnen. Die beiden letztern errangen insbesondere durch ihre histor. Romane große Erfolge; unter ihren Nachfolgern ist der bedeutendste Luis Augusto Rebello da Sylva, der durch seinen Roman aus der vaterländischen Geschichte: «A mocidade de D. João V.» (4 Bde., Lissab. 1851—53) schnell großen Ruf gewann. Garrett gab auch unter dem Titel «Parnaso lusitano» (5 Bde., Par. 1826) eine poetische Mustersammlung und dazu 1834 einen Supplementband, «Satyricos portuguezes», heraus; die dem «Parnaso» vorgesetzte historisch-kritische Einleitung gibt eine brauchbare Uebersicht der Geschichte der portug. Poesie. Vgl. über letztere auch außer den Werken von Bouterwek (s. d.) und Sismondi (s. d.) noch Denis, «Résumé de l'histoire littéraire du Portugal» (Par. 1826); derselbe, «Chefs-d'oeuvre du théâtre portugais» (Par. 1823); Pinheiro, «Curso de litteratura nacional» (Rio-de-Janeiro 1862); Lopes de Mendoça, «Memorias de literatura contemporanea» (Lissab. 1855).

Die wissenschaftliche Literatur wurde in früherer Zeit in einigen Zweigen von den Portugiesen nicht ohne Erfolg betrieben; so durch die ausgezeichneten Mathematiker Nuñez und da Cunha, durch ihre zahlreichen Reisenden, unter denen Magellan (s. d.) einen europ. Ruf hat; durch mehrere namhafte Gelehrte in den Naturwissenschaften und in den orient. Sprachen. Doch behielten bei ihnen die Wissenschaften bis in die neueste Zeit einen scholastischen Zuschnitt und nahmen erst durch die 1779 gestiftete Akademie die Wissenschaften einen freiern Aufschwung, unter deren thätigste Mitglieder der Mathematiker Garção-Stadler, der Natur- und Geschichtsforscher Correa de Serra, die Rechtsgelehrten Mello, Figueiredo und Ribeiro, die Literarhistoriker d'Arragão Morato, Alexandre Lobo und Trigozo und der Astronom Ferreira d'Arango gehören. Nach Balbi's «Essai statistique de Portugal» (2 Bde., Par. 1822) wurden in Portugal von 1801—19 ungefähr 1800 Werke gedruckt. Außerdem ließen noch die Akademie der Wissenschaften und die Universität zu Coimbra während derselben Zeit 116 Werke drucken. In neuester Zeit vermehrte sich besonders die Zahl der Journale, doch sind auch in mehrern Zweigen des Wissens nennenswerthe Werke erschienen, wie in den Rechts- und Staatswissenschaften das «Projecto de Codigo politico» von Silvestre Pinheiro-Ferreira (Par. 1839); in der Medicin die «Memorias para a historia da medicina lusitana» von José Maria Soares (Lissab. 1825); besonders reich sind die Fächer der Geographie und histor. Wissenschaften bedacht worden, wovon vorzüglich nennenswerth sind der «Tratado completo de cosmographia e geographia» von J. P. Cardoso Casado Giraldes (4 Bde., Par. 1825—28); «Memoria sobre a prioridade dos descobrimentos portuguezes na costa d'Africa occidental» von Viscoude de Santarem (Par. 1841); «Bibliotheca historica politica diplomatica da nação portugueza» von Joaq. Ferreira de Freitas (Lond. 1830); Rebello da Silva, «Corpo diplomatico Portuguez» (Lissab. 1862); J. Ferreira Borges de Castro, «Collecção dos tratados

entre Portugal e as mais potenças» (8 Bde., Lissab. 1856—58); die treffliche Bearbeitung der Nationalgeschichte durch den erwähnten Herculano, u. s. w. In dem Zweige der Philologie sind anzuführen «Arte China» von J. A. Gonçalves (Macao 1829) und dessen «Diccionario portuguez-chino» (Macao 1831) und das «Magnum Lexicon novissimum Latinum et Lusitanum» von Em. Jos. Ferreira (Par. 1843). Die Hauptquelle für die ältere Gelehrtengeschichte Portugals ist die «Bibliotheca Lusitana» von Barbosa Machado (4 Bde., Lissab. 1741—52); noch vollständiger und bis auf die neueste Zeit herabgeführt ist das «Diccionario bibliographico Portuguez» (7 Bde., Lissab. 1858—62) des Innocencio Francisco da Silva.

Portulak (Portulaca L.) ist der Name einer zur 12. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, die sich durch einen zweispaltigen Kelch, vier bis sechs Blumenblätter, acht bis sechzehn Staubgefäße, einen drei- bis achtspaltigen Griffel und eine rings umschnittene Kapsel auszeichnet und der Typus einer besondern Familie (der Portulaceen) geworden ist. Die hierhergehörenden Arten sind fast sämmtlich tropische Kräuter, mit fleischigen, breiten oder stielrunden Blättern und meistens sitzenden Blüten, deren Blume bei dem Verblühen gallertartig sich auflöst. Bei uns wird der gemeine P. (P. oleracea L.), welcher auf bebauten und unbebauten Stellen und am Seestrande in Europa, Asien, Afrika und Amerika wächst, häufig als Gemüsepflanze gezogen. Seine verkehrt-eirunden, fleischigen Blätter wie auch die jungen Triebe der Pflanze werden gewöhnlich als Zuthat zu Salat und gekocht als Gemüse und zur Suppe verspeist. Früher wurden sie auch als Herba Portulacae gegen Entzündungen und Verbrennungen angewendet. Die noch zarten Stengel macht man in Frankreich wie die Gurken ein, ißt sie auch roh mit Essig, Oel und Pfeffer. Auf den Gesellschaftsinseln wird der gelbe P. (P. flava Forst.) auf gleiche Weise benutzt. Mehrere andere Arten werden wegen ihrer schönen großen weißen, gelben oder rothen Blüten auch in unsern Gärten als Zierpflanzen cultivirt, z. B. P. grandiflora Hook., welche halbwalzige Blätter und rosenähnlich geformte Blumen besitzt. Sie stammt aus Südamerika.

Portwein heißt im Handel ein rother, feuriger, starker Wein, der seinen Namen von der Stadt Porto oder Oporto (s. d.) in Portugal hat, von wo aus er allein verschifft wird. Erbaut wird dieser Wein nicht in unmittelbarer Nähe der Stadt, sondern 13—14 M. aufwärts am Douro in einer gebirgigen Landschaft, Cima de Douro genannt. (S. Alto-Douro.) Die Rebe selbst, welche auf Terrassen an steilen, der vollen Kraft der Sonne ausgesetzten Felswänden ohne alle Stützen angepflanzt wird, bedarf der sorgsamsten Pflege. Die Ernte wechselt zwischen Anfang Sept. und Mitte Oct. und setzt die Hände von mehr als 10000 Portugiesen und 20000 Gallegos in Bewegung. Der reine P. erhält das ihm eigenthümliche Feuer erst nach einigen Jahren, doch darf sein Alter nicht gar zu hoch sein. Der Färbestoff der Trauben, der sich durch die Gärung entwickelt, variirt nach der Sorte, übt aber keinen Einfluß auf den Geruch des Weins. Die Farbe schwankt zwischen blassem Rosa und tiefem Purpur, ist immer durchsichtig und ändert sich mit der Zeit, indem sich das Rosa ins Lohfarbene, das Purpur ins Granatfarbene zieht. Doch nur der geringste Theil der zur Ausfuhr kommenden P. ist vollkommen rein und ausgegoren. Zwei Drittel der Weine werden theils vor oder während der Gärung stark mit Branntwein versetzt, um ihnen, da sie sonst zur Versendung noch zu jung sein würden, das erforderliche Feuer und den Schein der Reife zu geben, theils durch Fliederbeeren oder Jeropiga (ein Präparat von getrockneten Fliederbeeren, Melasse, Traubensaft und Sprit) gefärbt. Dieses Verfahren erzeugt den bei den geringern Sorten meist sehr wahrnehmbaren Arzneigeruch. Vom übrigen Drittel des ausgeführten P. bleibt nur ein geringer Theil ganz frei von einer Beimischung von Jeropiga, aber es ist wenigstens kein Zusatz vor vollendeter Gärung gemacht. Man rechnet den P. gewöhnlich zu den schweren Weinen, aber er ist zu dieser Bezeichnung nur durch den beigemischten Branntwein gekommen. Die Hauptniederlage für die Ausfuhr befindet sich zu Porto. Schon vor Pombal war der Weinhandel von Porto fast ausschließlich in den Händen engl. Kaufleute. Zur Hebung dieser Weincultur wurde 1756 eine eigene Compagnie engl. Kaufleute gegründet, die das Monopol des Handels mit dem P. erhielt. Erst 1834 hob Dom Pedro dieses sehr hinderliche Monopol auf, worauf sich alsbald die Weincultur mächtig zu entwickeln begann. Allein 1838 wurde die Compagnie wieder eingeführt und 1848 neu organisirt. Auch diese neue Compagnie hat sich das Recht zu wahren gewußt, darüber zu bestimmen, welche Weine ausgeführt werden dürfen, welche nicht. Die Ausfuhrweine werden Factorweine (vinhos de feitoria) genannt zum Unterschiede von den geringern Sorten (vinhos de ramo), welche man im Lande consumirt. Bis 1852 durften die Factorweine nur nach England ausgeführt werden. Dennoch wirken die Vorrechte der Compagnie

die alles überwacht, insbesondere auch die Klassificirung der Weine, höchst lähmend auf die Weinproduction. Nach der Ernte entscheiden vereidete «Weinkoster» über die Güte der Weine. Das Kosten geschieht durch zwei Commissionen binnen wenigen Tagen in dem ganzen, beinahe 18 Quadratlegoas großen District des Alto-Douro, sodaß ein Weinkoster täglich 2—300 Fässer durchkosten muß. Die Willkürlichkeiten und Bestechungen, die dabei vorfallen, sind notorisch. Ueber die zur Ausfuhr geeignet befundenen Weine werden «Guias» (Begleitscheine) ausgestellt und die mit diesen legitimirten Fässer in den der Compagnie gehörenden Depositen von Villanova zur Verschiffung gelagert. Die Guias bilden einen förmlichen Handelsartikel, um nichtgeprüfte, für ungeeignet befundene oder gar nachgemachte P. als gute und beglaubigte verschiffen zu können. Die charakteristischen Merkmale des sog. guten P. beruhen auf der bestimmt vorgeschriebenen Mischung und Färbung mit altem P. und der Versetzung mit Portweinsprit. Seit Ausbruch der Traubenkrankheit, die seit 1853 in verheerender Weise grassirte und 1866 noch im Wachsen begriffen war, wurden auch der Gesundheit schädliche Zusätze, namentlich Bleiglätte, zugefügt, um den unangenehmen Beigeschmack, den der Wein infolge des Schwefelns der Trauben erhalten, zu entfernen. 1850 belief sich die Ausfuhr auf 39828, 1853 sogar auf 55811 Pipen, wovon 46834 nach England gingen. Seitdem sank sie, und 1858 wurden nur 16690 Pipen (11592 nach England) ausgeführt. Im ganzen belief sich der neunjährige Export von 1850—58 auf 318000 Pipen, also im Jahresdurchschnitt auf 35333⅓ Pipen. Rechnet man den Preis pro Pipe nur zu 20 Pfd. St., so würde der Gesammtwerth dieses neunjährigen Exports 6,360000 Pfd. St. oder 44,520000 Thlr. betragen haben. Hiervon kamen etwa 75 Proc. auf England.

Porzellan heißt eine feste, dichte, mit Stahl nicht ritzbare, beim Anstoßen dauerhafte, im Temperaturwechsel haltbare Töpferwaare, die auf dem Bruche, obschon ein wenig körnig, ebenfalls, aber nur in geringem Maße, glimmerig, und stets mehr oder weniger durchscheinend ist, sich also wesentlich von allen sonst bekannten Erzeugnissen der Töpferkunst unterscheidet, indem sie mit größerer Feinheit, Härte und Dichtigkeit den Durchschein verbindet, welcher der Fayence, der Majolika und dem Steingut abgeht. Woher der Name kommt, ist ungewiß. Das Vaterland des P. scheint China zu sein. Die Forschungen des franz. Sinologen Stanislas Julien setzen die Erfindung des Porzellanmachens zwischen 185 vor und 87 nach Christi Geburt. Die Japaner, wie sie selbst gestehen, erhielten von den Chinesen die Geheimnisse einer Fabrikation, die sie mit ihren natürlichen Anlagen für Kunst und Industrie vollkommener ausbildeten. Das pers. und indische P. ist ebenfalls jünger als das chinesische. Wann dieses orient. Kunstfabrikat in Europa eingeführt worden, weiß man nicht bestimmt anzugeben. Der Venetianer Marco Polo, in seiner Reisebeschreibung (1295), reizte ungemein die Neugierde nach den von ihm gerühmten Töpfergeschirren; allein erst im 15. und 16. Jahrh. finden sich in den Inventarien der königl. oder fürstl. Schatzkammern Porzellanstücke deutlich erwähnt. Im 17. Jahrh. kamen von dieser beliebten Luxuswaare schon beträchtliche Vorräthe zu Schiff nach Holland, und um die Mitte des 18. Jahrh. war das chinesische und japanische P. in vollem Umlauf. Die außerordentlich gelungenen, großen oder seltenen Stücke sammelten die Kunstliebhaber für ihre Cabinete, und von den gewöhnlichen Sorten machten die wohlhabendern Stände einen so ausgedehnten Gebrauch, daß Fayence- und Zinngeschirre in gutbürgerlichen Haushaltungen beinahe ganz abgekommen waren. Die genauere Beschaffenheit des P. kannte man sehr lange nicht; von den Großen und Reichen sehr gesucht, war es nur zu hohem Preise zu haben, weshalb unterrichtete Töpfermeister und chemiekundige Gelehrte eifrigst nachforschten, wie es gemacht sei und wie es sich nachmachen lasse. Da aber die von Naturproducten hergenommenen Bestandtheile der orient. Porzellanmasse unbekannt blieben, so brachte man es nur zu künstlichem P., das mit feiner Weiße und glänzenden Glasur und später mit seinem Durchschein ganz das Ansehen von orientalischem P. und theilweise die Eigenschaften, aber keineswegs die Grundbestandtheile desselben hatte. Man ließ von Ostindienfahrern Rohstoffe mitbringen, aber sie waren schon in einem gewissen Verhältniß gemischt, und für die Zerlegung des Masseversatzes fehlte der damaligen Chemie die nöthige Stärke; endlich erfand man 1709 in Sachsen die Kunst, das P. nachzumachen, das vorher nur aus China und Japan gekommen war. Bereits etliche Jahre früher hatte der Chemiker Böttger (s. d.) aus einem in der Nähe von Meißen gegrabenen Thon mit einem Zusatz von Gipsspat ein Halbporzellan von braunroth-jaspisartiger Farbe verfertigt, als der Zufall die weiße, beim Brennen durchscheinende Porzellanerde in seine Hände brachte. Nach diesem glücklichen Funde gründete man auf dem Schlosse zu Meißen eine Fabrik, wo man das chinesische P. so vollkommen nachmachte, daß es noch jetzt von dem sächsischen kaum zu

unterscheiden ist, wenn man nicht auf das bei letzterm angebrachte Fabrikzeichen der beiden gekreuzten Kurschwerter Acht gibt. Trotz der strengsten Vorsichtsmaßregeln von seiten der sächs. Regierung entschlüpfte das Geheimniß der Porzellanfabrikation und verbreitete sich über ganz Europa. In Wien, wo der meißener Werkstattaufseher Stölzel das Geheimniß hinbrachte, wurde schon 1720 eine Porzellanfabrik angelegt. Aehnliche Fabriken entstanden 1740 zu Höchst und Ilmenau, 1743 zu Fürstenberg im Braunschweigischen, 1751 zu Berlin, 1754 zu Frankenthal in Rheinbaiern, 1756 zu Nymphenburg bei München, 1758 zu Ludwigsburg bei Stuttgart u. s. w. Im Auslande wurde 1750 die Fabrik in Kopenhagen und 1756 die in Petersburg errichtet. In Frankreich machte man während dieser Zeit sog. Frittenporzellan, auch «weiches P.» genannt; es ist eine weiße, durchscheinende Masse von ähnlichem Aussehen wie das chinesische und sächsische P., die aber keine zu hohe Temperatur, ohne zu zerspringen, vertragen kann. Die Mischung dieser Masse und ihr Brennen waren bei weitem umständlicher und unzuverlässiger als die Zubereitungen des echten P.; doch bei vielem und eifrigem Betried machte man reizende Sachen, die gegenwärtig einen beträchtlichen Zweig des franz. Kunsthandels bilden und unter dem Namen «altes Sèvres» (Vieux Sèvres) sehr gesucht sind, obwol die dortige erst 1756 gegründete Fabrik nicht der Ursprung des weichen P. ist. Derartiges P. wurde schon viel früher in Rouen, Lille, St.-Cloud, Chantilly fabricirt und wird jetzt noch an verschiedenen Orten in der Provinz gemacht, von wo die pariser Porzellanmaler, die falsches «altes Sèvres» für Nichtkenner verfertigen, ihre Vorräthe beziehen; auch in der kaiserl. Manufactur von Sèvres ist es neuerdings wieder Gegenstand eines merklichen Betriebs. Erst 1767, als man bei Alençon in der Normandie und bei St.-Yrieix im Limousin die reichen Kaolingruben entdeckt hatte, fing man in Vincennes hartes oder echtes P. zu machen an; bald nachher war die Fabrikation desselben zu Sèvres und Paris im vollen Gange, und gegenwärtig ist Limoges dafür ein Betriebscentrum ersten Ranges. In dortiger Gegend findet man den besten Kaolin; daher die herrliche, gleichartige, durchscheinende Masse, die weiße, dichte, reinglänzende Glasur, wodurch das französische und namentlich das limoger P. als Material vor dem aller übrigen Länder den Vorzug hat. In England, wo sich bisher noch kein zur Porzellanbildung geeigneter Kaolin gefunden, ist es den Fabrikanten durch beharrliches Probiren und Combiniren gelungen, stattliche Töpfergeschirre hervorzubringen, die, mit welchem Namen man sie auch schmücken mag, mehr oder minder feine Fayence sind und nicht die Härte, Transparenz, Brillanz, kurz keine von den Eigenschaften des P. an sich haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fabrizirte man in Chelsea weiches P., das jetzt sehr selten ist und bei den engl. Kunstliebhabern in ebenso ungemein hohem Ansehen und Preise steht als das «alte Sèvres» in Frankreich. In neuester Zeit gaben die engl. Töpfer der Thonerde durch Beimischung von phosphorsauren Salzen (verkalkten Knochen) oder Kieselmehl festern Zusammenhang und größere Härte. Das Hinzusetzen unvollkommener Porzellanthongattungen, wie man sie in England antrifft, verschaffte ihrem Massematerial eine dem Durchschein des P. nahekommende Halbtransparenz, und das Hinzuthun von Borax zu dem Frittengemenge (Sand und Kalk in feinzerriebenem Zustande), welches die Grundlage ihrer Glasur ausmachte, gab der letztern mehr Consistenz und Aushaltigkeit gegen Messereinschnitte. Von der Earthen-Ware, uneigentlich «undurchsichtiges P.» genannt, gelangten sie zur China-Ware, die vollkommenes Porzellanansehen hat. Vermittels eines starken Zusatzes von Feldspat zum Kaolin schufen sie andererseits ein neues, elfenbeinnachahmendes Product, das sog. Parian, woraus sie Statuetten und sogar Statuen verfertigen.

Das echte P. wird aus der Verbindung zweier Erdarten bereitet, die etwas härter sind als die gewöhnlichen Erdarten. Den Hauptbestandtheil der Porzellanmasse liefert die Porzellanerde oder Kaolin (s. d.); sie ist schneeweiß oder schwach-gelblich, brennt sich völlig weiß und ist im heftigsten Feuer unschmelzbar. Man verwendet sie entweder allein oder mit Töpferthon oder reiner Talkerde vermengt. Ein zweites schmelzbares Element wird vom Feldspat selbst oder von andern steinichten Mineralien, als kieselhaltiger Sand, Kreide, Gips, geliefert. Die rohe Porzellanerde wird vorher geschlämmt, um dieselbe möglichst rein und von allem unzersetzten Feldspat, Quarz und Glimmer gesäubert zu erhalten; die als Flußmittel dienenden Mineralien aber werden unter dem Pochwerke bis zu grobem Sand oder Pulver gestoßen und sodann auf besonders dazu eingerichteten Mühlen fein gemahlen. Die Mischungsverhältnisse (Masseversätze) sind fast überall verschieden. Die Bestandtheile werden in großen Kübeln, unter Zuguß von Wasser, vermittels eines Flügelrades gemengt und beim Abziehen in große Kufen durch ein feines Haarsieb geschlagen. Hat die Masse einige Tage gestanden, so bringt man sie in die Trocknung, um ihr so viel Wasser zu entziehen, bis sie aus breiartiger Dünnheit zu teigartiger Derbheit und Consistenz gelangt ist.

alsdann wird sie geballt und zur Gärung in feuchte Keller gestellt, wo sie desto besser wird, je länger sie lagern kann; nachher mit dem Streichmesser durchgearbeitet, erhält sie mehr Dichtigkeit und Zähigkeit, und wird endlich noch so lange geschlagen, bis sie die nöthige Geschmeidigkeit erlangt und zur Verarbeitung in die Formerei kommt. Wenn die Stücke in der Anfertigung vollendet sind, so stellt man sie zur Trocknung zurück, bis sie ganz weiß geworden und alles Wasser verloren haben, das ihnen die freiwillige Verdünstung entziehen kann; hierauf werden sie im Glühofen dem Glühfeuer ausgesetzt, welches sie nicht gar brennt, aber im Wasser unaufweichbar macht und den «Porzellanscherben» bildet. Nach dem Glühbrande erfolgt die Glasur, wozu man den quarzhaltigen Feldspat bald allein, bald mit Gips vermischt, aber stets ohne Blei- oder Zinnversatz gebraucht. Die Glasurmasse wird fein gemahlen und in Wasser zu einer Brühe aufgeschlämmt, in welche man die geglühten Stücke eintaucht. Der poröse Scherben saugt das Wasser ein, und das Erdige der Glasurflüssigkeit legt sich sogleich fest auf die Oberfläche desselben. Sind die Stücke einigermaßen getrocknet, so werden sie verputzt, d. h. die Glasur wird an den Stellen, worauf die Geschirre in der Kapsel zu stehen kommen (der Fuß), oder wo die Deckel aufgebrennt werden müssen (der Kopf), und überhaupt an allen Stellen, die während des Brennens mit andern Flächen in Berührung blieben, abgeschabt und abgewischt. Nachdem alles zum Einsetzen in den Ofen vorbereitet ist, beginnt das Einfüllen, d. h. das Einstellen der Geschirre in Kapseln von völlig feuerfestem Thon, welche dazu dienen, die Gefäße gegen Berührung des freien Flammenfeuers und der darin herumfliegenden Kohlen- und Staubtheilchen zu schützen; sie werden möglichst genau aufeinander gepaßt, um gleiche Stöße bilden zu können, die man durch Zwischenstützen so verbindet, daß sie im starken Feuer einen festen, unverrückbaren Stand behalten. Der Brennofen ist cylindrisch, aus feuerfesten Steinen mit Zügen erbaut und hat mehrere Etagen, um den Gegenständen den ihnen passenden Hitzegrad geben zu können. Die oberste Etage dient zum Glühbrand. Die Feuerungsräume sind nicht im Ofen selbst, sondern an den Seiten vorgebaut, sodaß nur die Flammen in den Ofen schlagen. Ist der Ofen in allen Etagen beschickt, so mauert man ihn zu, gibt dann anfänglich leichtes Feuer, bis man die Rothglühhitze erlangt hat, dann steigert man die Hitze rasch bis zum Weißglühen und hält den Ofen so gewöhnlich 36 St. ununterbrochen. Im Verlaufe der Feuerung werden Proben gezogen. Dies sind Bruchstücke von derselben Masse wie die eingesetzten Geschirre und an verschiedene Stellen im Ofen vertheilt, wo man sie nach und nach herausnimmt, um die Fortschritte des Feuers zu beurtheilen und das Aufhören desselben zu bestimmen. Sobald der Garbrand beendigt ist, läßt man das Feuer abgehen, schließt den Ofen und läßt ihn vier Tage verkühlen, worauf man ihn austrägt. Die so gebrannten Gegenstände sind nun, wenn sie weiß bleiben sollen, fertig. Außerdem aber werden sie auch gemalt und vergoldet. Die **Porzellanmalerei** verwendet nur Farben, welche feuerbeständig (meist Metalloxyde) sind und, mit einem besondern Flußmittel gemengt, mit dem Pinsel und Spiköl aufgetragen werden. Die gemalten Gegenstände werden in Muffeln oder Kapseln von neuem der Rothglühhitze ausgesetzt, in welcher die Farben sich mittels des zugesetzten Flusses mit der Glasur mischen und einbrennen. Zu Vergoldungen und Versilberungen wird das Metall durch einen eigenthümlichen Proceß in feinen Staub verwandelt, mit Fluß gemengt und wie die Farben aufgetragen. Die Metalle erscheinen vor dem Brande grau, wenn sie aus dem Ofen kommen, matt metallfarbig und werden dann mit Achat oder Blutstein polirt. P., welches ohne Glasur gar gebrannt wird, heißt Bisquit. Man macht jetzt davon eine ebenso glückliche als vielfältige Anwendung, indem man das weiße Bisquit mit schmückender Bemalung verbindet oder dem Bisquit selbst verschiedene Farbentöne gibt.

Man unterscheidet nicht allein echtes und unechtes, sondern auch altes und neues P.; bei dem alten trennt man abermals das älteste von dem ältern und gibt beiden unbedingt den Vorzug vor dem jüngern. Schönheit und Feinkörnigkeit der Masse, Festigkeit und Vortrefflichkeit sind die charakteristischen Merkmale des orientalischen P., zumal des japanischen, das von dieser Seite dem chinesischen bei weitem den Rang abläuft und ihm auch im harmonischen und weichen Farbenschmelz überlegen ist; aber ausgezeichnet schöne Stücke lieferten die dortigen Manufacturen nur in den ersten Zeiten ihres Betriebs. Auch das altsächsische P. ist vor 1750 ungleich besser als nach diesem Datum. Man braucht nur Geschirre aus jenen zwei verschiedenen Zeiträumen nebeneinander zu halten, um sich zu überzeugen, daß bei den meisten jüngern Stücken die Behandlung unsorgsamer, die Zeichnung incorrecter, die Farben schlecht aufgetragen, schlecht verschmolzen und grell übertrieben sind. Die meißener Fabrik trachtete damals mehr nach Steigerung des Absatzes als nach Behauptung des großen Rufes, den sie sich durch Schönheit der Formen, Anmuthigkeit des Schmucks und Feinheit des Machwerks erworben hatte. Dasselbe gilt von dem

alten französischen P. Die jetzigen Arbeiten in Meißen und Sèvres kommen freilich in Hinsicht auf Material und Arbeit den früher daselbst gemachten Sachen gleich; letztere haben jedoch in Formengebung und Decorationsgeschmack noch viel voraus. wenn man auch seit einiger Zeit, wenigstens in Frankreich, in diesen Beziehungen wieder Fortschritte macht. Seitdem uns das schöne chinesische P. etwas besser bekannt ist, sind wir gezwungen zu gestehen, daß in China die Formen der Töpferkunst, obschon anders aufgefaßt, ebenso durchgebildet waren als bei den alten Griechen, und daß die chines. Töpfer in Erfindsamkeit und Mannichfaltigkeit die athenischen, wenn nicht übertrafen, zum mindesten erreichten. Was die Verzierung anlangt, so haben die Chinesen dafür den richtigen Sinn und Verstand. Anstatt Landschaften und Architekturen mit allen Farben der Wirklichkeit und Natürlichkeit auf ihren Gefäßen abzumalen, überstreuten sie dieselben meist nur mit Zeichnungen, die sich vielleicht wunderlich ausnehmen mögen, aber das große Verdienst haben, die Geschirre nicht zu verunstalten und sie blos mit glänzendem Schmuck zu bekleiden. Die chines. Ausschmückung berücksichtigt vorzüglich die Form des Geschirrs und hat kein Seitenstück zu den geschmacklosen Decorationen, die unsere Idealisten und Naturalisten zu Anfang des laufenden Jahrhunderts dem französischen und deutschen P. aufdrangen, indem sie histor. Vorgänge und allzu unphantastische Landschaften darauf abbildeten. Die Manufactur von Sèvres, nachdem sie lange Zeit jene verkehrten Principien befolgt und durch ihr Beispiel überall zur Geltung gebracht, fängt zu begreifen an, daß die Malerei auf P. keine Malerei auf Leinwand oder Velinpapier, sondern eine decorative Kunst ist, die zur Verzierung eines bestimmten Gegenstandes mitwirken soll und sich also vor allen Dingen nach der Form dieses Gegenstandes zu richten hat. Die alte, auf Stilisirung und Augentäuschung ausgehende Richtung tritt einigermaßen zurück vor derjenigen, welche entweder in schmucksinnigen Zeiten Anhalt und Vorbild sucht oder durch selbständiges Schaffen und richtigeres Verständniß der decorativen Bedingungen der Töpferkunst zu einem eigenthümlichen Resultat zu gelangen strebt. Die meißner Fabrik arbeitet zugleich im Rococogeschmack und nach dem bisher gangbaren malerischen Princip. Dasselbe Princip herrscht in den Manufacturen von Wien und Prag, die gleichwol an einfachen, feinverzierten Formen ihre Kräfte versuchen. Von allen deutschen Anstalten aber schließt sich die berliner Fabrik der von Sèvres am nächsten an, obschon sie besser als diese die antiken Formen in ihrem P. und Bisquit nachbildet; ihrer düsterfarbigen Bemalung fehlt aller Heiterkeit. Dänemark und Spanien, von welchen das eine mit leidlichem Glück Sèvres und Meißen, das andere Limoges in seinen unschönen Fabrikaten nachahmt, beschließen die Reihe der Länder, die echtes P. verfertigen. Vgl. Demmin, «Guide de l'amateur de faïences et porcelaines» (2. Aufl., Par. 1863); Jacquemart und Le Blanc, «Histoire artistique, industrielle et commerciale de la porcelaine» (Par. 1862); Marryat, «History of pottery and porcelain» (2. Ausg., Lond. 1864; franz., mit Anmerkungen und Zusätzen vom Grafen Armaillé und Salvetat, 2 Bde., Par. 1866).

Posamentier (franz.), d. i. Bortenwirker, hießen ursprünglich diejenigen Handwerker, welche die zu Besätzen bestimmten Borten und Tressen wirkten oder webten. Später haben sie auch die Bandweberei und die Verfertigung von Schnüren, Flechtwerken aus letztern, Fransen, Crepinen, Quasten, Canetillen u. dgl. in ihren Bereich gezogen, sodaß sie jetzt fast die ganzen Aufputze aus gewebten Stoffen liefern. Die Arbeit besteht theils in Handarbeit, im Flechten und Klöppeln der Schnüre und Besätze, größtentheils aber in der Weberei. Der Bandwebestuhl oder Bortenwirkstuhl hat viel Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Webestuhle, und es sind daran alle die Verbesserungen angebracht, welche dieser in der neuesten Zeit erhalten hat. Der ältere, überaus künstliche Bortenwirkstuhl wurde zu Ende des 16. Jahrh. in Deutschland erfunden. Schon 1586 gab es in Danzig eine Bandmühle, deren Erfinder hingerichtet worden sein soll, weil der Rath befürchtete, daß durch diese Mühle viele Leute brotlos gemacht werden würden. In andern Ländern wurden sie ebenfalls verboten und in Hamburg 1676 öffentlich verbraunt. Sachsen verbot sie noch 1720. Nichtsdestoweniger zeigte sich doch ihr Nutzen so klar, daß sie immer mehr in Aufnahme kamen, und jetzt hat man Bandmühlen, welche durch Wasser oder Dampfkraft betrieben werden und gleichzeitig 50—60 Bänder oder Borten, oft mit den künstlichsten Mustern, weben. Uebrigens hat sich gegenwärtig die Bandfabrikation von dem Posamentierhandwerke getrennt, und der P. ist nur auf Schnüre, Borten und Flechtwerke, auf Fransenfabrikation und auf Crepinen und Quastenarbeit beschränkt, wozu theilweise wieder eigene Maschinen dienen.

Posaune (franz. Trombonne, ital. Trombone), ein Blasinstrument von Messing, besteht aus einer etwas weiter als beim Horn mensurirten Röhre ohne Tonlöcher, die am obern Mündungsende bis etwas über die Mitte der Höhe des Instruments abwärts, am entgegengesetzten

Mundstückende bis ungefähr auf drei Viertel der Größe und nach der andern Seite hin aufwärts gebogen ist. Die Röhre hat zwei Haupttheile, das Hauptstück und den Zug oder Auszug. An dem aufwärts gebogenen Ende des Hauptstücks befindet sich das kesselförmig ausgetiefte Mundstück, während das entgegengesetzte in einen weit ausladenden Schallbecher mündet. Das Mundstück ist ganz dem der Trompete und des Horns ähnlich, hat nur, nach Verhältniß der Größe der Tenor- oder Baßposaune, einen weitern Kessel. Die doppelten Röhrenschenkel sind durch metallene Querstäbe verbunden, damit sie sich nicht verbiegen und aus der Lage weichen können. Der unterhalb des Mundstücks befindliche Doppelschenkel aber ist da, wo er die Biegung machen würde, abgeschnitten, sodaß zwei offene Röhrenenden entstehen. An diese ist der Zug oder Auszug, auch die Stangen genannt, angeschoben. Dieses zweite Stück besteht ebenfalls aus einer zu einem Doppelschenkel zusammengebogenen, durch einen Querstab verbundenen Röhre, welche um so viel weiter mensurirt ist als die Röhre des Hauptstücks, daß sie luftdicht schließend über die erwähnten offenen Enden des letztern geschoben und an denselben, ähnlich den Auszügen eines Perspectivs, auf- und abbewegt werden kann, wodurch die Länge des Rohrs sich beliebig verändern und, ungeachtet die Tonlöcher fehlen, eine vollständige chromatische Scala sich herausbringen läßt. Im Gebrauch sind gegenwärtig drei Arten der P.: die Baß-, Tenor- und Altposaune, die zusammen einen sog. Chor ausmachen. Die Baßposaune hat einen Umfang vom Contra-B chromatisch bis e der eingestrichenen Octave (auch etwas höher). Im Orchester darf man ihr nicht gut schnellere Bewegung als Achtel im mäßigen Allegro zumuthen, wenngleich einzelne Virtuosen noch schnellere Figuren und Passagen sehr wohl herausbringen. Lang ausgehaltene Töne darf man ihr nicht abverlangen, da diese zu viel Wind erfordern. Notirt wird für sie ein Baßschlüssel, und es klingen die Töne mit der Notirung übereinstimmend. Die Tenorposaune hat einen Umfang vom großen E bis zum eingestrichenen b (auch einige Töne höher). Ihre Beweglichkeit ist bei weitem größer als die der Baßposaune. Dabei bläst sie sich weniger anstrengend, tritt daher nicht selten (in Frankreich meistentheils) an die Stelle der Baßposaune, sodaß also der dreistimmige Posaunenchor mit zwei Tenorposaunen und einer Altposaune besetzt wird. Ihr Klang ist, wie der der Baßposaune, voll und sonor. Notirt wird sie im Tenorschlüssel, und die Ausführung klingt mit der Notirung übereinkommend. Die Altposaune, greller an Klang, erreicht in der Tiefe zwar auch das große B, doch sind die untersten Töne schlecht. Ihre Höhe erstreckt sich bis zum zweigestrichenen e. Notirt wird sie im Altschlüssel und klingt ebenfalls wie geschrieben steht. Der Klangcharakter der P. überhaupt ist prächtig und von markiger Sonorität, dabei edel, würdevoll und feierlich, daher sie auch in der Kirchenmusik eine bevorzugte Stellung einnimmt. Fast ganz außer Gebrauch ist die Discantposaune, mit einem Umfange vom kleinen es bis zweigestrichenem g. Ihr Klang ist schreiend und gellend, ohne so hell zu sein wie der der Trompete. Notirt wird sie im Discantschlüssel. Auch die alten tiefern Arten der Quart- und Quintposaune sind gegenwärtig außer Gebrauch. In neuester Zeit hat man auch, an Stelle der Züge, das System der Ventile auf die P. angewendet. Die Ventilposaune, mit drei Ventilen und einem Umfang vom großen E bis zweigestrichenem c, hat jedoch keiner besondern Beliebtheit sich zu erfreuen. Ihr Klang ist stumpf, gedeckt und dabei etwas hart, weitaus der Frische und Kraft des wirklichen Posaunenklangs entbehrend, daher sie nur in Militärmusiken, niemals aber im Concertorchester gebraucht wird. Bereits gegen Ende des 16. Jahrh. wurden in Nürnberg P. verfertigt, die unsern heutigen an Gestalt und Erscheinung ziemlich nahe kommen.

Pöschelianer, eine schwärmerische Sekte, gestiftet von Thomas Pöschel (geb. 1769 zu Horiz in Böhmen), der in Linz zum kath. Weltpriester sich bildete und dann Beneficiat-Cooperator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau war, wo er 1806 den Buchhändler Palm (s. d.) zum Tode bereitete. Schon früher an mystische Anschauungen hingegeben, verfiel er nach Palm's Hinrichtung in völlige Schwärmerei, und wurde deshalb von seinem Amte entfernt und später als Landkaplan nach Ampfelwang im Innkreis in Oberösterreich versetzt. Er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens an den Christus in uns, hatte Erscheinungen und predigte nun zu Ampfelwang seine neue Offenbarung, die besonders bei den Weibern Beifall fand. Wegen der Verbreitung seiner Lehre wurde er 1815 nach Salzburg in Verhaft gebracht. Allein seine Anhänger, dadurch noch mehr erhitzt, unterhielten eine geheime Verbindung mit ihm und verirrten sich endlich gar bis zu der Meinung, daß der Herr die Ermordung der Unreinen gebieten könne. Im März 1817 wurden drei Personen von ihnen tödlich gemishandelt, und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühnopfer hingab, umgebracht, sodaß die österr. Behörde militärisch einschreiten mußte und sechs Strafbare festnehmen ließ. Pöschel brachte man nach Wien, wo er im

Verhöre Geisteszerrüttung verrieth, die Gewaltthaten seiner Anhänger aber misbilligte. Er wurde der geistlichen Aufsicht übergeben, später aber entlassen und starb fast gänzlich vergessen zu Linz 15. Nov. 1837. Von seinen Anhängern hat man auch nichts mehr gehört. Die **Kloos**'schen Andachtsstunden in Sachsen und der 1818 von den Fischer'schen Eheleuten zu **Beyersdorf** bei Leisnig aus religiöser Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord standen mit Pöschel's Lehre in keinem erweislichen Zusammenhange.

Poseidon, s. Neptun.

Posen, eine Provinz des preuß. Staats, gehörte früher zu Polen (s. d.) und bildete einen Theil Großpolens. Bei der ersten Theilung Polens 1772 kamen zunächst die von der Netze nördlich liegenden Theile unter dem Namen Netzedistrict (s. Netze), bei der zweiten Theilung 1793 auch das übrige an Preußen, und sowol dieser wie der ganze südliche, von der Weichsel bis Warschau hin 1795 bei der dritten Theilung von Preußen erworbene Landstrich wurde nun Südpreußen (s. d.) benannt. Seit 1807 gehörte P. zu dem Herzogthume **Warschau**, bis es, durch die Wiener-Congreß-Acte 1815 von Polen getrennt, unter dem Namen eines **Großherzogthums** an Preußen zurückfiel. Die Provinz grenzt an das russ. Königreich Polen im O., die preuß. Provinzen Preußen im N., Brandenburg im W. und Schlesien im S., hat nach der neuesten Landesvermessung nicht 536,21, sondern nur 525,44 Q.-M. und zählt (1864) mit Einschluß von 17788 Militärangehörigen 1,523729 E. (gegen 1,485550 im J. 1861 und gegen 1,381745 im J. 1852), wonach auf 1 Q.-M. 2900 E. kommen. Von der Gesammtzahl leben (1864) in den 142 Städten 412079 (darunter 17543 Militärangehörige) und auf dem platten Lande (mit 5 Flecken und 3016 Dörfern) 1,111650. Außer den zahlreichen Juden ist die Bevölkerung zum geringern Theile deutsch, zum größern Theile slawisch (1861 zählte man 666082 Deutsche und 801372 Polen; letztere schätzte man 1867 auf 820600). Nach den Bekenntnissen zählt man (1864) Evangelische 504578, Römisch-Katholische 949952, Griechisch-Katholische 22, Mennoniten 17, Dissidenten 2152, Juden 70008. In administrativer Beziehung zerfällt die Provinz in die zwei Regierungsbezirke P. und Bromberg. Der **Regierungsbezirk** P. zählt auf 317,70 Q.-M. 978268 E., von denen 276130 in 90 Städten, 702138 auf dem platten Lande (mit 5 Flecken und 1937 Dörfern) wohnen. Er enthält außer dem Stadtkreise der Provinzialhauptstadt Posen (s. d.) die 17 landräthlichen Kreise Posen, Wreschen, Pleschen, Schroda, Schrimm, Kosten, Buk, Obornik, Samter, Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt, Kröben, Krotoschin, Adelnau und Schildberg. Von der Bevölkerung waren 1861 Deutsche 389914, 1864 Evangelische 268082, Katholiken 651094, Juden 45625. Die volkreichsten Städte der Provinz sind Posen mit 53383, Bromberg 24010, Lissa 10003, Rawitsch 9493, Gnesen 8940, Krotoschin 7917, Ostrowo 6644 und Fraustadt 6503 E. Die kleinsten Städte sind Zydowo im Kreise Gnesen mit 400 und Rogowo mit 444 E. Ueberhaupt gibt es 23 Städte von 400—1000 E. Doch befinden sich in den meisten dieser elenden Ortschaften eine evang. und eine kath. Kirche.

Die Provinz ist ein fast ganz ebenes, einförmiges Flachland mit vielen sumpfigen, sandigen und waldigen Strecken; 500 Q.-M. gehören zum Oder-, fast 25½ Q.-M. zum Weichselgebiet. Guter und sehr fruchtbarer Boden findet sich in größerer Ausdehnung nur in den Niederungen der Warthe und Netze, wo indessen, wie auch im Obrabruch, die fruchtbarsten Felder noch mit Sumpf und Moor wechseln. Von den großen Brüchen umfaßt das Obrabruch 114577 Morgen (5,31 Q.-M.), das Landgrabenbruch 28000, das Parchaniebruch bei Gniewkowo 10700, das Netzebruch ober- und unterhalb Labischin 22000 Morgen. Schon diese nehmen zusammen 217077 Morgen oder 10,06 Q.-M. ein. Die Bruchfläche überhaupt ist theils für die Cultur gewonnen, theils noch in Melioration begriffen. Die Seen, unter denen der Goplosee im Netzegebiet der größte, nehmen 5,08 Q.-M. ein. Die ganze Bodenfläche der Provinz enthält (nach der ältern Messung zu 536,21 Q.-M. angenommen) Ackerland 59,6 Proc., Gärten 0,5, Wiesen 8,3, Weiden 5,1, Waldung 21,6, uncultivirte Fläche 4,9 Proc. Im ganzen zeigt der gegenwärtige Culturzustand noch Merkmale jüngern Ursprungs, und die sprichwörtlich gewordene «polnische Wirthschaft» ist noch nicht vollständig überwunden. Ertragreichen Lehm- und Culturboden haben die Kreise Buk, Samter, Kosten, Schroda, Wreschen und Pleschen, wogegen in den nahe der poln. und neumärk. Grenze gelegenen Kreisen, namentlich im Schildberger Kreise, leichter Sand vorherrschend ist. Im Regierungsbezirk Bromberg findet sich der beste Boden vorzüglich im Kreise Inowraclaw wie auch in den Kreisen Schubin, Mogilno und Wirsitz, Gnesen, Wongrowitz und Chodziesen. Im Norden und Nordwesten ist durch deutsche Grundbesitzer der Landbau wesentlich verbessert, im Osten aber, wo die Polen ihre Güter gewöhnlich auf drei Jahre verpachten, wird

wegen dieser kurzen Pachtzeit der Boden ungemein ausgesogen. 1861 befanden sich von den 2410 Ritter- und andern größern Landgütern von mindestens 500 Morgen Umfang 1123 in deutschem und 1287 in poln. Besitz. Der poln. Adel ist in P. sehr zahlreich, zum Theil sehr begütert, oft aber auch sehr arm. Die Provinz ist ein ausgezeichnetes Getreideland und erzeugt namentlich zur Ausfuhr (z. B. auch nach Berlin) sehr viel Weizen, nächstdem Roggen, Hafer, Gerste, auch Hülsenfrüchte und Flachs. Auch die Viehzucht ist von Belang, namentlich aber die Schafzucht, die verhältnißmäßig bedeutender als in irgendeiner andern preuß. Provinz. 1864 entfielen in P. auf 1 Q.-M. 5589 Schafe, davon die meisten veredelte. Der Handel mit Korn, Vieh, Wolle, Häuten, Talg, Honig, Wachs u. s. w. ist bedeutend, auch die Holzausfuhr aus den 113½ Q.-M. einnehmenden Forsten sehr ansehnlich und gefördert durch die schiffbare Warthe mit der Obra und Netze sowie durch den von Friedrich II. angelegten Bromberger Kanal. Gute Chausseen verbinden P. mit den übrigen preuß. Landen. Auch durchziehen die Provinz drei Eisenbahnen von zusammen 56,1 M. Länge. Die Industrie des Landes ist noch von untergeordneter Bedeutung. 1861 beschäftigten sich von der Bevölkerung mit Landwirthschaft 55,70 Proc., mit Industrie 27,27 Proc., mit Handel und Verkehr 3,53 Proc. Die wichtigsten industriellen Etablissements bestanden (1864) aus 303 Brauereien, 257 Brennereien und Destillationen, 13 Gerbereien und einigen Fabriken für Woll-, Baumwoll- und Leinenwaaren, die meisten in den größern Städten. Mineralische Schätze bietet P. nur wenige dar. Bei Wronke im Kreise Samter des Regierungsbezirks Posen befindet sich ein Braunkohlenlager, und auch im Regierungsbezirk Bromberg sind neuerdings dergleichen erschlossen worden. Wie zur Hebung der physischen Cultur und Belebung des Verkehrs, so sind unter der preuß. Regierung auch zur Förderung der Volksbildung zahlreiche Anstalten gegründet worden. Die Provinz besitzt zwar keine Universität, auch keine Provinzialgewerbschule, aber neun Gymnasien (vier evangelische, zwei katholische und drei simultane) zu Posen (zwei), Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Schrimm, Bromberg, Gnesen und Inowraclaw, zwei simultane Progymnasien zu Rogasen und Schneidemühl; ferner zu Nakel eine städtische höhere Bürgerschule, die auch als simultanes Progymnasium gilt, seit 1866 zu Trzemeszno eine königl. höhere simultane Knabenschule und seit 1852 zu Ostrowo bei Filehne das Beheim-Schwarzbach'sche Pädagogium; sodann fünf Realschulen erster Ordnung zu Posen, Fraustadt, Meseritz (1833 gestiftet und 1867 im Begriff, sich in ein Realgymnasium umzugestalten), Rawitsch und Bromberg; außerdem eine städtische Mittelschule zu Posen (seit 1858) und eine städtische Bürgerschule zu Bromberg (seit 1860), eine Taubstummenlehranstalt zu Posen, eine Blindenunterrichtsanstalt zu Wollstein (Kreis Bomst), dreizehn höhere Töchterschulen, ein praktisch-geistliches Seminar zu Gnesen, sechs königl. Schullehrerseminarien (zwei evangelische, drei katholische und ein simultanes) zu Posen (zwei, davon ein simultanes für Lehrerinnen und Erzieherinnen mit Pensionat), Kozmin und Paradies (Kreis Meseritz), zu Bromberg und Exin. Ackerbauschulen gibt es zu Wtelno bei Bromberg, zu Chroslowo (Kreis Chodziesen) und zu Wielowies bei Krotoschin, ein Hebammeninstitut zu Posen. An der Spitze der kath. Geistlichkeit steht der Erzbischof von P. und Gnesen, der seinen Sitz zu Posen hat. Zur Erzdiöcese desselben gehören das Großherzogthum Posen, der westl. Theil des westpreuß. Regierungsbezirks Marienwerder (Dekanat Deutsch-Crone), ein Theil des pommerschen Regierungsbezirks Köslin (Probstei Tempelburg), zusammen 790 Q.-M. Unter ihm steht das Bisthum Kulm, welches einen Theil des Regierungsbezirks Bromberg, Theile der Regierungsbezirke Danzig, Marienwerder und Köslin (Dekanat Lauenburg), zusammen etwa 449 Q.-M. umfaßt. Die Provinzialstände, gebildet von 48 Mitgliedern, nämlich 24 der Ritterschaft, 16 der Städte und der übrigen Gutsbesitzer, 8 der Bauern und Erbzinsmänner, halten ihre Versammlungen zu Posen. Ritterschaftliche Creditvereine sind die Posensche General-Landschaftsdirection zu Posen, von welcher die Provinzial-Landschaftsdirection ressortirt, und die Direction des Landschaftlichen Creditvereins der Provinz P.; jedoch die Departements Bromberg und Schneidemühl ressortiren von der westpreuß. General-Landschaftsdirection zu Marienwerder. Ueber die Ereignisse, deren Schauplatz die Provinz in den J. 1846 und 1848 war, s. Preußen (Königreich). Vgl. Böck, «Die Provinz P. in geogr., statist. und topogr. Beziehung» (Berl. 1847); «Statist. Handbuch der Provinz P.» (Posen 1865); Wuttke, «Städtehandbuch des Landes P.» (Lpz. 1864; Nachträge, 1866).

Posen, poln. Poznán, Festung ersten Ranges und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Preußen sowie einer der beiden Regierungsbezirke derselben, liegt 33 M. östlich von Berlin, in sandiger Gegend an der Warthe, die hier die Cybina aufnimmt, ist Sitz des Oberpräsidiums der Provinz, des Generalcommandos des 5. Armeecorps, des Erzbischofs von

Gnesen und P., eines evang. Bischofs, eines Appellationsgerichts, eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts und anderer Behörden und zählte 1864 (einschließlich der 8240 Mann starken Garnison) 53383 E. Unter letzterer Summe befanden sich 24483 Katholiken, 20550 Protestanten und 7419 Juden. 1840 zählte man 31822, 1843 35713, 1849 37964, 1852 38209 und 1858 40253 Civileinwohner. P. ist eine der ältesten Städte Polens, erhielt im 10. Jahrh. bei der ersten Einführung des Christenthums in Polen ein Bisthum und war bis 1296 Residenz der poln. Herzoge. Im Mittelalter gehörte sie zur Hansa, und viele deutsche, engl. und schott. Kaufleute ließen sich daselbst nieder. Später gerieth die Stadt in Verfall, bis sie 1815 an Preußen kam. Seitdem hat sich P. bedeutend gehoben; ganze Straßen neuer, zum Theil palastähnlicher Gebäude sind besonders in den letzten Decennien entstanden, und man kann es jetzt zu den freundlichsten Städten des Königreichs rechnen. Am Marktplatz steht das Rathhaus, ein prächtiger goth. Bau aus dem 16. Jahrh. (1512—30) mit dem höchsten Thurme der Stadt. Unter den Kirchen zeichnen sich aus die St.-Stanislauskirche (die ehemalige Jesuitenkirche), ein Meisterstück ital. Baukunst, und der Dom (1725), ein neueres Gebäude in edler Einfachheit, in welchem die prächtige, hauptsächlich durch die Fürsorge des Grafen Raczynski eingerichtete Kapelle mit den von Rauch angefertigten Bildsäulen der im Dome ruhenden poln. Herzoge Mieczyslaw und Boleslaw sich befindet. Neben dem Dome steht der Palast des Erzbischofs. In dem weitläufigen Jesuitencollegium hat die Regierung ihren Sitz. Der Bazar ist ein großes, auf Kosten des poln. Adels erbautes Hotel. Am großen, stattlichen Wilhelmsplatze stehen das Stadttheater und die 1836 aufgeführte Raczynski'sche Bibliothek (20000 Bände stark) mit 24 gußeisernen korinth. Säulen, vom Erbauer der Stadt geschenkt. Eine architektonische Zierde der letztern ist das 1865 vom Kaufmann Berger aus eigenen Mitteln aufgeführte Gebäude der Realschule. Außer der letztern befinden sich in P. von höhern Unterrichtsanstalten noch zwei Gymnasien (ein katholisches und ein evangelisches), ein Seminar für kath. Geistliche, ein kath. Schullehrerseminar, ein königl. Seminar für Lehrerinnen und Erzieherinnen, eine königl. Mädchenschule und eine Hebammenschule. Der Handel, der sich meist in den Händen der Juden befindet, ist ziemlich bedeutend; Hauptgegenstände desselben sind Holz, Getreide, Wolle, Tuch und Leinwand. Zu Johannis findet eine Art Messe statt, zu der früher der Adel der ganzen Provinz in P. zusammenströmte. Die wichtigsten Gegenstände des Fabrikbetriebs sind besonders Möbeln, dann Branntwein, Eisen, Wagen, kupferne Brennereigeräthe und Taback. Verkehr und Handel unterstützen ein königl. Bankcomptoir, die Provinzialbank, die Realcreditbank und andere Institute. Durch die Stargard-Posener Bahn (seit 1848) ist P. mit Stettin, durch die Breslau-Posen-Glogauer (seit 1846) mit Breslau in directe Verbindung getreten. Der Bau der großartigen Festungswerke begann 1827; von der Citadelle, nach ihrem Erbauer Fort Winiary genannt, überblickt man die ganze Umgebung P.s am besten. Am 11. Dec. 1806 schloß Napoleon zu P. den Frieden mit Sachsen. Im Kreise P., der auf 20 Q.-M. 52463 E. zählt, liegen noch die Städtchen Schwersenz, mit 2889 E. und einigen Fabriken, und Stenschewo, mit 1424 E. (darunter nassau-dillenburg. Colonisten). Vgl. Lukaszewicz, «Obraz historyczno-statystyczny miasta Poznania» (2 Bde., Posen 1838); Oehlenschläger, «P. Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung» (Posen 1866).

Posidonius, ein stoischer Philosoph, der Rhodier genannt, weil er des Panätius zu Rhodus Schüler war und später in Rhodus lehrte, war aus Apamea in Syrien gebürtig und um 103 v. Chr. geboren. Nach der Rückkehr von seinen Reisen trug er mit großem Beifall die stoische Philosophie vor, aber auf eine minder strenge, schon den Peripatetikern und Akademikern sich annähernde Weise. Er war zugleich Staatsmann und ging in seinem 50 J. als Gesandter nach Rom. Die ausgezeichnetsten Römer, wie Pompejus und Cicero, waren seine Schüler. Auch in die mathem.-astron. Wissenschaften scheint er für die damalige Zeit tief eingedrungen zu sein. Er maß die Größe der Erde, soll auch die Abhängigkeit der Erscheinungen der Ebbe und Flut von dem Monde gelehrt haben und gab die Höhe der Atmosphäre der Erde zu 400 Stadien und die Entfernung der Sonne von der Erde zu 13000 Erdhalbmessern an. Seine Schriften sind verloren gegangen; die Fragmente derselben hat Bake (Leyd. 1815) gesammelt.

Position (lat.), eigentlich Stellung, heißt in der Prosodie die Verlängerung eines von Natur kurzen Vocals durch das unmittelbar darauffolgende Zusammentreffen zweier oder mehrerer Consonanten. In gewissen Fällen bleibt jedoch die vorhergehende Silbe mittelzeitig, und man nennt dann diese P. die schwache, jene die starke. — Im Kriegswesen nennt man P. jede vortheilhafte Stellung von Truppen, in der sie den feindlichen Angriff mit Erfolg zurückweisen oder durch eine offensive Bewegung den Gegner selbst schlagen können. Ist das Terrain nicht über-

gleich günstig, so kommt man den schwachen, leicht angreifbaren Punkten durch Verschanzungen und mancherlei Annäherungshindernisse zu Hülfe, wodurch die Flügel gedeckt und die Umgehungen gehindert werden. In der Tanzkunst werden **Positionen** die (fünf) einfachen Hauptstellungen der Füße genannt, welche den verschiedenen Pas zu Grunde liegen. Auch in der Fechtkunst heißt die Grundstellung der Fechtenden die P., die nach der Art der Waffen eine verschiedene ist.

Positiv oder **affirmativ** bezeichnet im allgemeinen das, wodurch etwas bejahend gedacht wird, entgegengesetzt dem Negativen (s. d.), z. B. ein positiver Begriff, ein positives Urtheil u. s. w. Da die nächste Veranlassung, etwas bejahend zu denken, einfach anzuerkennen, in der Erfahrung liegt, die uns gewisse Facta aufdringt, so bezeichnet das Positive im Gegensatze zu dem, was durch das Denken, unabhängig von der Erfahrung, gefunden wird oder wenigstens eine verschiedene Auffassung im Denken gestattet, auch das factisch Gegebene, ferner das durch eine äußere Autorität Festgesetzte. So heißen z. B. positive Gesetze die Vorschriften, die durch eine äußere Autorität festgesetzt sind; positives Recht ist der Inbegriff der positiven Gesetze, entgegengesetzt dem sog. natürlichen oder Vernunftrechte; positive Religion eine solche, die auf eine äußere Offenbarung sich stützt; positive Theologie entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie u. s. w. — Ueber den P. in der Grammatik, s. **Comparation**.

Positivismus nennt man in der Philosophie eine jede Richtung, welche im Gegensatze zu einem bis auf die letzten Gründe zurückgehenden speculativen Verfahren sich an dem bereits Ausgemachten und Feststehenden (Positiven) genügen läßt und darüber nicht weiter hinausstrebt. Insbesondere gebrauchte der Franzose August Comte (s. d.) diesen Ausdruck von der durch ihn begründeten philos. und socialistischen Schule, welche mit Umgehung aller Metaphysik das menschliche Wissen in die Fächer der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und Biologie, mit einem Worte der positiven Wissenschaften, einschloß.

Posse, auch **Burleske**, **Farce**, ist die dramatische Gestaltung des sog. niedrig oder derb Komischen. Dieselbe zeigt nicht Irrungen des Herzens und Verstandes, sondern die komischen Zufälle und Verwickelungen des gewöhnlichen Lebens, nicht Charakterentwickelung, sondern Situationenwitz, und zwar Situationenwitz so hervorragend, daß die alten ital. Masken des Arlechino, Pierro, Pantaleone, der Colombine oft nur pantomimisch auftreten. Die P. muß daher durchaus im Naiven, derb Naturkräftigen, echt Volksthümlichen wurzeln; es gilt, das Urgesunde und das unverwüstliche Heitere einer Existenz darzustellen, in welcher noch gar kein Bruch zwischen Sinnlichem und Geistigem eingetreten ist, der nicht sofort wieder humoristisch aufgelöst werden könnte. Es ist ebenso eine Entartung der P., wenn sich in sie moralisirende Sentimentalitäten einmischen, wie es eine Entartung ist, wenn sie aus dem naiv Komischen in das Gemeine und Verlumpte fällt. Von jenem Fehler ist der treffliche Raimund (s. d.), von diesem die neueste wiener und berliner P. nicht freizusprechen. P. war das Satirspiel der Alten, ja P., freilich großartig durchgebildet, ist selbst die Komik des Aristophanes. P. sind die Fastnachtsschwänke des Mittelalters; in P. bewegten sich namentlich auch die Puppenspiele der Volkstheater. Am eigenartigsten und glänzendsten hat sich die P. auf dem Volkstheater der Italiener entfaltet. Besonders aber sind auch Molière und Holberg zu nennen.

Posselt (Ernst Ludw.), deutscher Historiker, geb. 22. Jan. 1763 zu Durlach in Baden, besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Karlsruhe und studirte in Göttingen die Rechte, Politik und Diplomatik. Auch erwarb er sich eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen. Nachdem er in Strasburg die jurist. Doctorwürde erhalten, prakticirte er als Advocat in Baden, ohne jedoch darin eine Befriedigung zu finden. Mit Freuden übernahm er daher 1784 die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo er zugleich Privatsecretär des regierenden Markgrafen war. Hier gab er unter anderm das «Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung» (1785—88) heraus. 1791 wurde er nach Gernsbach unweit Rastadt als Beamter versetzt, wo er Muße fand, sich histor. Studien zu widmen. In lat. Sprache beschrieb er unter dem Titel «Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios» (Gött. 1793) die Begebenheiten von 1792. Gleichzeitig begann er sein Hauptwerk, das «Histor. Taschenbuch für die neueste Geschichte», welches ihm den Ruhm eines trefflichen Annalisten erwarb. 1796 nahm er seine Entlassung aus dem Staatsdienste und lebte seitdem abwechselnd in Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Schon kränkelnd, infolge seines übermäßigen Arbeitens, nahm er sich den Proceß, in welchen Moreau, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, verwickelt wurde, so zu Herzen, daß eine Reise zu seiner Zerstreuung nothwendig wurde. Auf dem Rückwege starb er zu Heidelberg 11. Juni 1804 infolge eines Sturzes aus dem Fenster

der obern Etage. Er war weniger selbständiger Forscher als vielmehr ein ausgezeichneter Compilator und hatte die Sprache auf das vollkommenste in seiner Gewalt. Noch sind anzuführen seine «Geschichte der Deutschen» (2 Bde., Lpz. 1789—90; fortgesetzt von Pölitz, Bd. 3 u. 4, Lpz. 1805 und 1819); «Geschichte Karl's XII.» (Karlsr. 1791); «Geschichte Gustav's III.» (Karlsr. 1793); «Krieg der Franken» (Lpz. 1794); «Herzberg's Leben» (Tüb. 1798); die «Europ. Annalen», seit 1795, und die 1798 von ihm angefangene «Allgemeine Zeitung». Vgl. Gehres, «Lebensbeschreibung P.'s (2 Bde., Manh. 1827).

Possevini (Antonio), ital. Gelehrter, geb. 1534 zu Mantua, wurde nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden 1578 von Gregor XIII. an den schwed. König Johann entsendet, um diesen für die kath. Kirche zu gewinnen. Er bewog den König, insgeheim nach kath. Ritus zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Da jedoch der Papst auf des Königs Forderungen des Laienkelchs, der Priesterehe und der Messe in der Landessprache nicht einging, so mußte P. bei seiner zweiten Sendung nach Schweden das Land verlassen, ohne den König zum unbedingten Uebertritt zum Katholicismus bewogen zu haben. Zweimal erschien er darauf als päpstl. Legat in Rußland, zuletzt 1581, wo es ihm gelang, den Frieden zwischen dem poln. Könige Stephan Bathori und dem Zar Iwan II. Wassiljewitsch zu vermitteln, der für Iwan, welcher sich von dem poln. Könige hart bedrängt sah, noch ziemlich vortheilhaft ausfiel. Aber der Hauptzweck der Sendung P.'s, die gehoffte Vereinigung der russ. und der röm. Kirche herbeizuführen, blieb, so klug und gewandt P. auch verfuhr, unerfüllt, selbst nachdem er eine öffentliche theol. Disputation mit dem Zar bestanden hatte. Dieser erlaubte nicht einmal die Erbauung kath. Kirchen in Rußland. P. starb 26. Febr. 1611. Unter seinen zahlreichen theol. und histor. Schriften ist seine «Moscovia» (Wilna 1586 und Köln 1595) eine wichtige kirchenhistor. Quelle.

Postament, s. Piedestal.

Posten bezeichnet sowol den einzelnen Mann, dem die Bewachung eines besondern Punktes übergeben ist, als auch eine zu solchem Zweck aufgestellte Mannschaft; ebenso auch den Ort, wo diese Mannschaft steht. Jede Wache z. B. kann ein P. genannt werden, aber ebenso auch jede einzelne Schildwache. Der P. ist unverletzlich. Er hat die Pflicht und das Recht, jeden Unfug in seiner Nähe zu verbieten und im Weigerungsfalle den Schuldigen zu verhaften und festzuhalten, bis er von der Wache abgeholt wird. Thätliche Widersetzung gegen den P. wird überall sehr hart bestraft. Dagegen ist der auf P. stehende Mann auch zu besonderer Wachsamkeit, Nüchternheit und Beobachtung der ihm besonders aufgegebenen Functionen verpflichtet. Er darf sich von seinem eigentlichen Standpunkte nur etwa 30 Schritte entfernen, er darf ihn, ohne abgelöst zu sein, nie verlassen, und jede Vernachlässigung auf dem P. wird härter als außerdem bestraft. Man unterscheidet Ehren- und Wachposten, einfache und Doppelposten. Auch die Vedetten (s. d.) werden P. oder Feldposten genannt.

Poste restante, auch Bureau restante, ist die Bezeichnung für solche Correspondenzgegenstände und Postsendungen überhaupt, welche am Eingangsorte nicht zur Bestellung zu bringen, sondern im Postbureau bis zur Nachfrage und eigenen Abholung seitens des Adressaten niederzulegen sind.

Posthümus oder Postumus (lat.) heißt ein Sohn, Posthuma eine Tochter, die erst nach des Vaters Tode geboren worden.

Postillen nannte man sonst Auslegungen und Sermone über die evangelischen und epistolischen Perikopen (s. d.), welche ursprünglich dazu bestimmt waren, nach diesen (post illa) verlesen zu werden, und daher der Name. Eine solche trug bereits Paulus Diakonus auf Befehl Karl's d. Gr. unter dem Titel «Homiliarium» aus den Kirchenvätern zusammen. Den größten Ruhm erwarben sich im 14. Jahrh. des Nikolaus von Lyra «Postillae perpetuae in Biblia» (5 Bde., Rom 1471), deren Verfasser vorzugsweise der Postillator hieß. Vielverbreitet im spätern Mittelalter war auch die «Postill» Joh. Geiler's von Kaisersberg. Am berühmtesten aber ist die «Kirchen- und Hauspostille» Luther's geworden.

Postülat (vom lat. postulatum, d. i. ein Verlangen, eine Forderung) nennt die Mathematik, namentlich die Geometrie, solche Aufgaben, deren Lösung ohne weitere Vermittelung möglich ist, z. B. zwischen zwei Punkten eine gerade Linie zu ziehen; während Probleme Aufgaben sind, deren Auflösung erst durch eine Reihe von Schlüssen möglich ist. In einem allgemeinern Sinne nennt man P. wol auch jede Voraussetzung, deren Erweis man dahingestellt sein läßt, daher man P. durch Heischesatz übersetzt hat. Unter Postulaten der praktischen Vernunft verstand die Kant'sche Philosophie die beiden Glaubenssätze vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Menschenseele, insofern dieselben sich im moralischen Bewußtsein der Menschheit

als unabweisliche Forderungen geltend machen, und hierdurch allein schon für den Menschen unerschütterlich feststehen, ohne dabei noch irgendeiner anderweitigen Stützung durch ein theoretisches Beweisverfahren weder bedürftig noch auch fähig zu sein. — **Postulatlandtage** hießen die alten Ständeversammlungen, insofern sie zur Bewilligung von Steueranträgen, welche die Regierung des Fürsten stellte, zusammentraten.

Postwesen. Die erste Post, als öffentliche Verkehrsanstalt, entstand in Deutschland im Zeitalter der Reformation. Alle frühern Beförderungsanstalten ähnlicher Art dienten besondern Zwecken, nicht dem gemeinen Nutzen. Bei den Alten waren diese Anstalten, wo sie überhaupt bestanden, nur für Angelegenheiten der Regierung oder der Regierenden berechnet. Dies bestätigen die gelegentlichen Notizen, die sich darüber bei Herodot, Xenophon, Diodor, Cäsar, Livius, Sueton u. s. w. finden. Die pers. Posten des Cyrus und Darius waren regelmäßige reitende Staatskuriere, wie heute noch zum Theil die Posttataren des türk. Sultans und des Kaisers von China. Ueber den Cursus Publicus der Römer ist ausreichendes Material vorhanden, um für eine unbefangene Prüfung die Ueberzeugung zu begründen, daß dieses mit einer gewissen Großartigkeit organisirte Institut doch wesentlich verschieden war von unserer mit dem Namen «Post» bezeichneten öffentlichen Verkehrsanstalt. Wie höchst mangelhaft im röm. Reich die Unterhaltung einer geistigen Verbindung in die Ferne beschaffen war, erhellt unter anderm aus vielen Stellen der Briefe Cicero's an Atticus. Von ähnlicher Art wie die bisher erwähnten Einrichtungen waren die Staatsbotenanstalten Karl's d. Gr., der maurischen Könige in Spanien, des Deutschen Ritterordens in Preußen u. s. w. In Frankreich wurden erst 1622, ein Jahrhundert später als in Deutschland, Posten im heutigen Sinne eingerichtet. In England bestand noch zu Elisabeth's Zeit keine Postanstalt für das Publikum. Erst 1635 unter Karl I. wurde hier eine solche errichtet; Cromwell ließ sich ihre Verbesserung besonders angelegen sein. Die Posten wurden in Großbritannien wie in Frankreich anfangs verpachtet. Botenanstalten, welche einzelnen Städten, Corporationen und Genossenschaften zugehörten, kamen zuerst im Mittelalter in Deutschland auf. Sie waren aber nicht für jedermann bestimmt. Hierhin gehören die Botenanstalten der Hansestädte, des Schwäbischen Bundes, der Universitäten u. s. w. Der Briefwechsel wurde auch durch die im Lande herumfahrenden Metzger, durch Pilger, wandernde Lautenspieler u. s. w. vermittelt. Die Fürsten in den verschiedenen deutschen Ländern hielten sich besondere Kanzleiboten, welche von dem Botenmeister in der Regel auf dem Schlosse abgefertigt wurden. Allen diesen Beförderungsarten hafteten viele Mängel an. Thomas Garzonus sagt in seinem «Allgemeinen Schauplatz»: «Beneben anderer Untreu, so offtermals bei den Boten gespühret wird, daß sie die Brieffe auffbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, sind sie auch meisterlich darauf abgerichtet, daß sie die Päck mit Geld aufmachen, verspielen, versauffen u. s. w.; in Kriegs- und Pestilentz-Läufften haben sie ihr größtes Fieber, sintemahl es dann nirgend mit ihnen fortwill, sondern werden überall auffgehalten, die Brieffe und Geld genommen, die Haut voll geschlagen, und was dergleichen Unfälle mehr sind.»

Ein Vorfahr des fürstl. Thurn und Taxis'schen Hauses, Franz von Taxis, errichtete 1516 die erste wirkliche Post zwischen Wien und Brüssel. Das war damals ein schwieriges und gewagtes Unternehmen. «Jedermann hielte solche Anstalt vor mißlich» (sagt von Beust in seinem Werk über das deutsche Postregal [Jena 1748]), «und konnte sich niemand einbilden, daß der Kaufleute und anderer Menschen Briefe und Sachen so viel Postgeld abwerfen würden, davon Pferde, Wagen, Postillons und Postbediente zu unterhalten. Sobald aber die Teutschen Kaufleute gewahr wurden, wie selbige den Wechselcours, die Taxe und den Preis aller Waaren durch die Post für weniges Geld haben könnten, ohne deshalben nach Antwerpen, Brüssel u. s. w. zu reisen, so zog sich auf diese neue Taxis'sche Posten eine so unbeschreibliche Menge Briefe zusammen, u. s. w.»

Eine deutsche Anstalt, die erste ihrer Art, beförderte die ersten gedruckten deutschen Bibeln, die von deutschen Gelehrten bearbeiteten Ausgaben der alten Classiker, die Lieder der Minnesänger und die ersten deutschen Zeitungen; sie übermittelt die Befehle der Kaiser, die Depeschen der Gesandten und die Acten der Gerichte mit gleicher Pünktlichkeit wie die Briefe, Wechsel und Gelder der Kaufleute. Die Taxis'schen Posten breiteten sich anfangs ungestört in den verschiedenen Reichslanden aus. Kaiser Rudolf II. ernannte Leonhard von Taxis, dessen Vorfahren nur Generalpostmeister in den burgund. Niederlanden gewesen waren, 1595 zum General-Reichspostmeister, und Kaiser Matthias belehnte 1615 Lamoral von Taxis und seine Descendenten mit dem Reichs-Generalpostmeisteramt. Es kam die Theorie auf, daß das Recht, Posten in ganz Deutschland anzulegen, ein kaiserl. Reservat sei. Hieraus entstand der fast zwei Jahrhunderte

hindurch fortgesetzte Streit über die staatsrechtliche Natur des Postregals, indem eine große Anzahl von Reichsfürsten behaupteten, das Recht, Posten anzulegen, sei Ausfluß der Landeshoheit, und der Kaiser könne ein solches Privilegium, wie das Haus Thurn und Taxis von ihm erhalten, zu Recht gar nicht verleihen. An dem fraglichen Streite betheiligten sich die namhaftesten Staatsrechtslehrer: Moser, Pütter, Lünig, Sam. Cocceji, Klüber u. a.; auf den Kreistagen wie am Reichstage, namentlich bei Berathung der Wahlcapitulationen, wurde darüber vielfach und nicht selten in gereizter Weise verhandelt. Die Entscheidung erfolgte inzwischen auf thatsächlichem Wege durch das energische Vorgehen des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Der Kurfürst hatte 1648 eigene Posten in seinen Landen anlegen lassen; er hatte in den Städten Danzig, Hamburg, Braunschweig und Hannover mit seinen Posten festen Fuß gefaßt und eine ununterbrochene Postlinie von Kleve bis nach Königsberg herstellen lassen, auf welcher der Dienst besser organisirt und die Taxe geringer war als auf den Reichsposten. Der Kaiser forderte infolge eines Antrags des Grafen von Taxis den Kurfürsten unterm 20. Dec. 1659 auf, seine Landesposten abzuschaffen und die Reichsposten in seinen Staaten zuzulassen. Der Kurfürst erwiderte mit einer Darstellung der ganzen Verhältnisse und schloß: «Gleichwie nun Ew. Kayserliche Majestätt aus diesem kurtzen gehorsambsten Bericht mein Recht und Befugniß abnehmen, undt dagegen des Graff Taxis Unfug undt unleidentliches vornehmen (darüber sich auch wir andern die Fürstlichen Häuser Braunschweig und Hessen zum höchsten beschweren) leicht erkennen werden; Also ersuche Ew. Kayserl. Majestätt ich gantz gehorsamblich, Sie wollen dergleichen unziemliches beginnen dem Graff Taxis ernstlich verweisen, damit Er inskünfftige gegen die höhern Stände sich anders betrage, mit dem aus dem Heil. Röm. Reich zu ziehenden Vortheil sich vergnügen lasse, und zu keinem andern Nachdenken Ursach undt Anlaß gebe. Darauf verweiß Ew. Kayserl. Majestätt dasjenige, was Dero Allerhöchsten Kayserlichen Ampte gemäß auch sonst recht und billig ist.» Brandenburg wurde hierauf nicht weiter behelligt. Nach diesem Vorgange richteten demnächst Braunschweig-Lüneburg und Sachsen, das schon früher geordnete Botenanstalten besessen hatte, eigene Landesposten ein. In Sachsen bildete sich während des 18. Jahrh. ein tüchtiges P. aus; die erste allgemeine Postordnung (1710), ein für die damalige Zeit sehr gutes Gesetz, datirt von Dresden. In den österr. Erblanden war das Erbland-Postmeisteramt dem Grafen von Paar anvertraut. In Preußen gedieh die Staatspostanstalt unter der speciellen Pflege der Herrscher schon früh zu einem gewissen Grade von Ausbildung und Tüchtigkeit. König Friedrich Wilhelm I. liebte nächst dem Militär die Postanstalt besonders und nahm an deren Verwaltung in eingehendster Weise Antheil. «Die Posten sind», sagte er einst im Geh. Staatsrath, «gleichsam das Oel vor die ganze Staatsmaschine». In seine Zeit fällt der Abschluß der ersten Postverträge mit Sachsen, den Niederlanden, Schweden und Rußland. In demselben Geiste wirkte die Verwaltung unter Friedrich II. weiter. «Das P. in Schlesien soll», heißt es in der Ordre des großen Königs vom 20. Juli 1741 an das Generalpostamt, «dem Interesse des Königs und des Volks, als welche Interessen dieselben sind, entsprechend organisirt und sollen dabei keine Mittel gespart werden; die üblich gewesene Verpachtung der Postämter soll ganz aufhören.» In allen Provinzen wurde das Netz der Postanlagen weiter ausgedehnt; in Westpreußen war die Post unter der poln. Regierung unbekannt geblieben. Im Siebenjährigen Kriege leisteten die Feldposten erhebliche Dienste. Ein Versuch, nach der Schlacht von Kollin Taxis'sche Posten in Preußen einzuführen, scheiterte. Nicht geringen Schaden richtete die von dem Könige 1766 eingesetzte franz. Regie im P. an, indem sie der Verwaltung einen ganz fiscalischen Charakter aufdrückte und ihre Einrichtungen mit einem dem deutschen Wesen verhaßten Spionir- und Denunciantensystem umgab. Ihr Wirken beim P. währte nur drei Jahre. Die feindliche Invasion in Deutschland in den Kriegsjahren 1805—12 warf fast die ganze Postverwaltung nieder; die franz. Generale und Intendanten rissen alle Einnahmen der Postämter an sich, ohne die Ausgaben zu bestreiten. Den Postdirectoren der wichtigsten Plätze wurde eine Militärcommission zur Eröffnung der Briefe beigegeben. Viele Personen wurden infolge der in ihren Briefen enthaltenen Aeußerungen verhoftet und einige nach Frankreich abgeführt. Alle Postcurse, welche keinen Ueberschuß lieferten, wurden aufgehoben. Hardenberg schrieb: «Bei der allgemeinen Störung unserer innern Verwaltung gehört wol das P. mit zu den Theilen, die am meisten gelitten haben; man wird alles anwenden müssen, diese wichtige Anstalt wiederherzustellen.» Zur Charakterisirung der franz. Postadministration in dem Königreiche Westfalen mag die Anführung genügen, daß die dortigen Einwohner an ihre Correspondenten mittels der fremden Zeitungen öffentliche Aufforderungen ergehen ließen, nicht an sie zu schreiben, da das Porto unerschwinglich sei. In Süddeutschland benutzten die Rheinbundsfürsten die erlangte Sou-

ränetät, um das Taxis'sche P. zu beseitigen und eigene Landesposten einzurichten. Die völkerrechtliche Basis der Thurn und Taxis'schen Postanstalt bildete demnächst der Art. 17 der Deutschen-Bundes-Acte: «Das Fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 oder spätere Verträge bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Fall werden demselben infolge des Art. 13 des erwähnten Reichsdeputationshauptschlusses seine auf Belastung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche versichert. Dieses soll auch da stattfinden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses bereits geschehen wäre, insofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist.» Mit den einzelnen Regierungen hatte das fürstl. Haus Thurn und Taxis Postlehnsverträge oder Zeitverträge abgeschlossen. Auch erlangte dasselbe die Posten in Würtemberg wieder, deren Ablösung erst 1851 der Regierung gegen Zahlung eines Kapitals von $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. gelang. «Das preußische P.», sagt Reden in seiner «Erwerbs- und Verkehrsstatistik», «erreichte den ersten Rang in Deutschland, ja in Europa», und ein bekannter franz. Schriftsteller erwähnt, daß in Preußen nächst der Schule die Post die ausgebreitetste Anstalt sei.

Das deutsche und das schweizerische P. haben sich von jeher vor den Postanstalten der westl. Staaten dadurch ausgezeichnet, daß außer der Beförderung der Briefpostgegenstände dem Publikum auch zum Transport von Geldern und Packeten sowie zum Reisen mittels der Staatsposten Gelegenheit geboten war. In Deutschland bestanden schon seit zwei Jahrhunderten fahrende Posten, als der Theaterdirectar Palmer aus Bath 1784 die Ersetzung der bis dahin in England lediglich reitend beförderten Posten durch fahrende Posten vorschlug. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. war in England die Einrichtung, wonach die Postämter verpachtet wurden, beseitigt worden. Das englische P. war bei seiner Festhaltung am Alten noch bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. sehr zurückgeblieben, als Rowland Hill 1840 mit dem Vorschlage der Einführung eines einheitlichen, sehr niedrigen Portosatzes von 1 Penny durchdrang. Es darf jedoch bei aller Anerkennung nicht übersehen werden, daß in finanzieller Beziehung das Project Rowland Hill's den erregten Erwartungen bei weitem nicht entsprochen hat. Die Verhandlungen im brit. Parlament beim Sturze des Whigministeriums anfangs der vierziger Jahre zeigen, daß demselben namentlich auch die «unverständige und übertriebene Ermäßigung der Posttaxe», zum Vorwurf gemacht wurde. Die Post soll nicht wie ein Finanzinstitut verwaltet, aber es darf auch der Ueberschuß nicht preisgegeben werden, den sie nach Maßgabe des Budgets zum allgemeinen Staatshaushalt beizutragen verpflichtet ist. Der beste Beweis dafür ist, daß kein anderer Staat England in der plötzlichen, so bedeutenden Herabsetzung des Portos nachgeahmt hat. In Frankreich wurde der letzte Vertrag mit den Generalpächtern durch das Decret vom 12. Juni 1790 gelöst und die Postverwaltung vom Staat übernommen. Napoleon I. ließ die Administration, die bis dahin collegialisch gewesen und sehr langsam fungirt hatte, 1804 nach dem Bureausystem organisiren, infolge dessen dieselbe eine kräftige Wirksamkeit entfaltete. Fouché's Cabinet noir, in welchem zuletzt 128 Beamte thätig waren, verursachte indeß viel Unheil. Die franz. Postverwaltung hat manche vortreffliche Einrichtungen, steht aber in dem Rufe der Fiscalität. Das P. in den Niederlanden war schon früh für die Bedürfnisse des Handels zweckmäßig organisirt. In der Schweiz hat man erhebliche Fortschritte gemacht, seitdem 1849 dem Unwesen der einzelnen Cantonalpostanstalten ein Ziel gesetzt und das Postinstitut zur Bundesanstalt erhoben worden war. Einer bedeutenden Entwickelung ist in neuerer Zeit das P. Italiens, nach der hergestellten Einheit, durch die Fürsorge einer rührigen und intelligenten Verwaltung entgegengeführt worden, und es erhellt, daß sich vorzugsweise im P. die Vortheile der Staatseinheit fühlbar machen. Die Postverwaltung Rußlands, wo Peter d. Gr. die Keime des P. legte, hat bei der großen Ausdehnung des Reichs und den an China, Persien und die Türkei streifenden Grenzen mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gleichwol ist es derselben in der letzten Zeit gelungen, erhebliche Verbesserungen zur Ausführung zu bringen. In der Türkei bereitet die Regierung des Sultans Maßregeln vor, die Einmischung der in Konstantinopel befindlichen Postämter fremder Nationen (Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands) abzuwenden und ein Netz eigener Staatsposten über die europ. und asiat. Provinzen des Reichs zu Lande und zur See herzustellen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das P. gut eingerichtet und sehr ausgebreitet; auch die mittel- und südamerik. Staaten haben ein eigenes P. Auf dem 1863 zu Paris abgehaltenen internationalen Postcongreß war sogar die Post-

verwaltung der Sandwichinseln vertreten. Dieser Congreß erzielte übrigens keine positiven Erfolge. Von größerer Wichtigkeit war die durch Preußen und Oesterreich 1850 erfolgte Gründung des Deutschen Postvereins. Viele Schwierigkeiten beim Aufschwunge des deutschen P. und bei den internationalen Verträgen verursachte immer noch die Thurn und Taxis'sche Post, welche sich in verschiedenen, zum Theil den blühendsten Gegenden Mittel- und Norddeutschlands behauptet hatte. Vergebens war auf dem Wiener Congresse 1815 und ebenso vergebens von der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. 1848 der Versuch gemacht worden, das Taxis'sche P. ganz zu beseitigen. Auch die Anstrengungen einzelner Regierungen und Ständekammern, z. B. des vormaligen Herzogthums Nassau, des Großherzogthums Hessen, des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, diese feudale Institution zu beseitigen, waren erfolglos geblieben, bis es zufolge der Ereignisse des J. 1866 dem ebenso energischen als umsichtigen Vorgehen der preuß. Regierung unter Ueberwindung vielseitiger Schwierigkeiten in erfolgreichster Weise gelang, das Thurn und Taxis'sche P. durch Vertrag mit dem fürstl. Hause vom 28. Jan. 1867 in allen Theilen Deutschlands für immer zu beseitigen. In der Nacht des 30. Juni 1867 hörte das Taxis'sche Lehnspostwesen, nachdem es viertehalb Jahrhunderte bestanden, auf, und es wurde dadurch die Hauptbedingung für die weitere Entwickelung des deutschen P. erfüllt. Zugleich schloß Preußen mit den einzelnen Landesregierungen des frühern Taxis'schen Gebiets identische Postverträge, welche an Stelle der seitherigen Verwickelungen einfache Verhältnisse schufen. Nachdem Preußen die frühern hannov., schlesw.-holstein. und Taxis'schen Posten übernommen, bestehen zur Zeit in Norddeutschland noch besondere Landesposten in Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen und die Stadtposten der Hansestädte. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes enthält die nöthigen Bestimmungen, um die Einheitlichkeit des großen Verkehrsinstituts in ganz Norddeutschland noch mehr zu sichern. Die Einnahmen der Post sollen zur Erfüllung der Bundeszwecke mit herangezogen werden. Der frühere Deutsche Postverein ist als aufgelöst anzusehen. Mit den Postverwaltungen von Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden und eventuell Luxemburg war eine neue Regelung im Vertragswege nöthig, wozu Preußen die Initiative ergriff.

In den civilisirten Ländern aller Welttheile ist die Post eine Staatsaustalt. Daß sie als solche, zum Unterschied von andern Verkehrsinstituten, überall constituirt ist, ergibt sich aus ihrer überwiegenden Wichtigkeit für die mannichfaltigsten Interessen der Gesellschaft wie für die geordnete Verwaltung des Staats; aus ihrer Pflicht, das öffentliche Vertrauen vorzugsweise anzuziehen und zu bewahren; aus ihrer über alle Welttheile verzweigten Gliederung; aus der Nothwendigkeit der straffen Zusammenfassung ausgedehnter Mittel zu einheitlichem Wirken; aus der Vielseitigkeit ihrer internationalen Vertragsbeziehungen. Bei der heutigen Entwickelung der Verhältnisse befaßt sich die Staatspost im wesentlichen mit folgenden Geschäften: a) Beförderung (incl. Bestellung) von gewöhnlichen und recommandirten Briefen, von Sendungen und Waarenproben oder Mustern, von gedruckten, lithographirten u. s. w. Sachen unter Band und von Zeitungen, d. i. die Briefpost im eigentlichen Sinne; b) Beförderung von Packeten, Geldern und Personen, d. i. die Fahrpost im eigentlichen Sinne; c) Vermittelung von Postgeldanweisungen, Einziehung von Postvorschüssen, in einigen Ländern zur Briefpost, in andern zur Fahrpost gehörig; d) Vermittelung des Zeitungsdebits durch Annahme von Abonnements, Ausführung der Bestellungen, Abrechnung mit den Verlegern u. s. w. Hierzu kommen noch gewisse Nebenverrichtungen, wie die Insinuation gerichtlicher Verfügungen durch mehrere deutsche Postanstalten, die Vermittelung von Sparkassengeschäften durch die Postbureaux Englands (Post-office savingbanks), die Besorgung des Extrapost- und Estaffettendienstes, die Wahrnehmung von Telegraphengeschäften. Die Staatspostanstalt beschränkt sich auf die Briefpost in Großbritannien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Spanien, Portugal, Italien, den Vereinigten Staaten u. s. w. Sie erstreckt sich auf Brief- und Fahrpost in Deutschland, der Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rußland u. s. w. In den westl. Staaten bildeten sich für den Fahrpostbetrieb frühzeitig Privatunternehmungen aus (Messagerien in Frankreich, Expreß-Companies in England, Postwagen-Onderenemingen in Holland, Empresas in Spanien). Wenn einzelne derselben auch Vorzügliches leisten, so stehen sie doch in der Gesammtheit, namentlich was die Transporte auf ausgedehnten Entfernungen und das Ineinandergreifen betrifft, den deutschen und schweizer Staatsfahrposten bei weitem nach. Die Eisenbahnen haben die Entlastung der Post von der Personenbeförderung und von den schweren, eigentlich zu den Frachtgütern gehörigen Versendungen zum Theil bereits herbeigeführt. Bezüglich der kleinern Sendungen und der Gelder können sie aber die Post nicht ersetzen, weil ihre Organisation nicht so einheitlich, ihre Anlagen nicht so ausgebreitet, ihre Be-

triebseinrichtungen nicht so schnellwirkend sind. Ueberall aber gehört der Briefverkehr ausschließlich zur Post; die große Ausbreitung ihrer Anlagen ermöglicht die umfassendsten Leistungen. Die Zahl der Postbureaux in Großbritannien beträgt über 12000, in den Vereinigten Staaten gegen 36000, in Frankreich (mit Algerien) etwa 5500, im frühern Deutschen Postverein 9000, u. s. w.

Bei einem Postbureau kommen vornehmlich in Betracht: die Expeditions-, die Kassen- und Verwaltungsgeschäfte, der Dienst im Verkehr mit dem Publikum nebst der Gefällerhebung, der Betrieb des Postfuhrwesens (Pferde, Wagen, Postillon), der Gang der Posten, Eisenbahnzüge u. s. w. und die directen Verbindungen mit andern Postanstalten, ferner der Bestellungsdienst im Orte und in dem dazugehörigen Landbezirke. Für die Anlage neuer Postbureaux entscheidet, neben der Einwohnerzahl und der commerziellen oder administrativen Bedeutung des Orts selbst, hauptsächlich auch die Rücksicht auf zweckmäßige Vertheilung der Anlehnungspunkte für das vielverzweigte Netz der Postverbindungen und auf weitere Vorschiebung der Postverkehrsanlagen in das platte Land behufs Vermehrung und Verkleinerung der Reviere für das so wichtige Institut der Landbriefbestellung.

Von den stabilen Postanlagen, den Poststellen, breiten sich die mobilen Postanlagen, die eigentlichen Posten, über das Land. Unter «Posten» sind nicht nur die betreffenden Einrichtungen auf den gewöhnlichen Landstraßen, sondern auch die Posttransporte auf den Eisenbahnen zu verstehen, welche namentlich seit Errichtung der fahrenden Postämter (Bahnposten, Bureaux ambulants, Travelling post-offices, Spoorweg-expeditie-kantoors, Uffizi ambulanti) eine hervorragende Bedeutung erlangt haben. Die Regelung des Postenlaufs faßt man im allgemeinen unter dem Begriff des Postcurswesens zusammen. Es sind dabei einerseits die großen Strömungen des Verkehrs ins Auge zu fassen, die sich zwischen den Weltplätzen bewegen, und bei welchen es auf Herstellung schneller, durch Zwischenaufenthalt wenig unterbrochener Verbindungen und auf correcte Ineinanderfügung der in- und ausländischen Postlinien beim Ueberschreiten der Grenzen ankommt, andererseits aber auch die berechtigten Anforderungen der vielen mittlern und kleinern Orte nicht unberücksichtigt zu lassen, deren Verkehrsbewegung sich in engern, aber zahlreichen concentrischen Kreisen über ihre Nachbarschaft zu verbreiten pflegt, und die außerdem der Unterhaltung des geistigen und geschäftlichen Verbandes mit der Landes- und Provinzialhauptstadt bedürftig sind. Es ist eine genaue Kenntniß der Beschaffenheit der Straßen, Flußtrajecte, Gebirgsübergänge, Anbauverhältnisse u. s. w. erforderlich. Von unbedingter Nothwendigkeit ist auch, daß die Post über alle Transportgelegenheiten, namentlich auch über die Eisenbahnen und regelmäßigen Dampfschiffe in hinlänglichem Maße muß verfügen können. Demgemäß ist auch z. B. in den meisten Staaten der Postverwaltung durch die Gesetzgebung unter verschiedenen Formen die jederzeitige Benutzung der Eisenbahnen und ein bestimmender Einfluß auf den Gang der Züge gesichert.

In Betreff der Postdampfschiffe besteht in England (wo im Seedienst jetzt einschließlich der Offiziere 8000 Mann beschäftigt werden), ferner in Frankreich, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten u. s. w. das System der Subvention von Privatunternehmungen, denen dann die für den Postdienst (mail-service) nöthigen Bedingungen auferlegt werden. Preußen, Rußland, Dänemark, Belgien u. s. w. unterhalten die Postdampfschiff-Verbindungen unmittelbar für Staatsrechnung mittels Staats- oder gemietheter Schiffe. Die Postverwaltung muß darauf bedacht sein, stets die vollkommensten Transportmittel für den Dienst des Publikums in Benutzung zu stellen; sie muß den Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete mit Aufmerksamkeit folgen und die neuen Bewegungskräfte sich dienstbar machen. Dieses ist bezüglich der Eisenbahnen in zweckmäßigster Weise geschehen, indem man mittels der erwähnten fahrenden Postämter und deren Fangapparaten (exchanging apparatus, appareil à recevoir) eine Correspondenzverbindung auch mit solchen Orten herstellte, wo die Schnell- und Kurierzüge nicht anhalten. Auf den Postdampfschiffen namentlich in Norwegen, Dänemark und England befinden sich ebenfalls ambulante Postbureaux. Die pneumatische Beförderung, mittels deren man in London bereits Erfolge erzielt hat, unterliegt weiterer Erwägung. Auf den gewöhnlichen Landstraßen erfolgt die Beförderung der Posten durch Menschenkräfte (Fußposten, Botenposten, piétons, mail-messengers, pedoni) oder durch Zugthiere (Personposten, Güterposten, malle-postes; resp. reitend, Estafettenposten, correos a caballo), da die Verwendbarkeit der Straßenlocomotiven bisjetzt erst in untergeordnetem Maße erprobt ist. Bodenbeschaffenheit, klimatische Einflüsse, Landessitte u. s. w. bestimmen die Art der Fortschaffungsmittel. In den meisten europ. Ländern versieht das Pferd den Dienst; im gebirgigen Spanien wird vorzugsweise das Maulthier benutzt, in den polaren Regionen das Renthier. Die Posttataren des Sultans und des Vicekönigs

von Aegypten bedienen sich für Wüstenstrecken des Dromedars, während für die russ. Narten (Postschlitten) im östl. Sibirien allgemein trefflich dressirte Ziehhunde verwendet werden.

Bei der weiten Ausbreitung der Postanstalten, den großen Massen der Versendungen in den bedeutenden Orten, der Menge von Kräften, die zur Bestreitung des Eisenbahnpostdienstes sowie zu den Orts- und Landbriefbestellungen erforderlich sind, ist es erklärlich, daß das Personal der Postverwaltung ein sehr zahlreiches sein muß. Dasjenige der preuß. Postverwaltung z. B. zählt (1867) etwa 30000 Köpfe. Die Leitung desselben, die Aufrechthaltung der Disciplin, die Regelung der Anstellungs-, Cautions-, Besoldungs-, Etats-, Pensions- und Witwenkassen-verhältnisse, die Auswahl und Heranbildung der jüngern, zum Ersatz bestimmten Kräfte, die Abnahme der Examina u. s. w. erheischen unausgesetzte Thätigkeit und größte Umsicht der verwaltenden Organe. In Europa werden zur Zeit etwa 2300 Millionen Briefpostsendungen jährlich per Post befördert; hierzu kommen in den Ländern, wo die Fahrpost besteht, noch über 100 Mill. Stück Packet- und Geldsendungen. Der Geldversatz, den die Post, sei es durch den Transport von Geld, sei es durch das Postanweisungs- und Vorschußverfahren vermittelt, beläuft sich auf etwa 4000 Mill. Thlr. In Berlin werden am Sylvester- und Neujahrstage gegen 150000 Briefe von Straße zu Straße per Post befördert. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen im Durchschnitt in Preußen, Belgien, Frankreich jetzt gegen 14 Briefpostsendungen, in Oesterreich 5, in Italien 7; doch erscheinen in Frankreich und Belgien in der Poststatistik ungewöhnlich viel Kreuzbandsendungen. In Wirklichkeit kommt in Frankreich nicht die gleiche Anzahl Briefe auf den Kopf der Bevölkerung wie in Norddeutschland, weil es dort noch viele Schreibunkundige gibt. Die brit. Statistik ergibt gegen 21 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung. Im allgemeinen ist hierbei zu bemerken, daß die Poststatistik nach verschiedenen Grundsätzen aufgestellt wird und zuverlässige Vergleichungen daher nicht ermöglicht, sowie daß der Einfluß der Postzwangsbestimmungen hierbei in Betracht kommt. Zeitungsexemplare wurden 1865 gegen 200 Mill. im Deutschen Postverein durch die Post debitirt.

Vergegenwärtigt man sich ein wenig die Wege, welche diese Millionen von Sendungen zurücklegen, von Dorf zu Dorf wie von Welttheil zu Welttheil, ununterbrochen bei Tag und Nacht, fest ihre Richtung verfolgend in dem Gewirre der Verbindungen und zur bestimmten Zeit eintreffend am nahen wie am fernen Ziele, so führt die Betrachtung auf die Aufgabe, welche das technische Expeditionsverfahren der Postanstalten zu erfüllen hat. Es kommt darauf an, die größtmögliche Schnelligkeit mit genauer Aufrechthaltung der Ordnung und nöthigen Sicherheit sowie mit bestimmter Abgrenzung der Verantwortlichkeit des einzelnen zu verbinden. In den gesetzlich unter Mitwirkung der constituirten Gewalten festgestellten Budgets der meisten europ. Staaten ist noch ein erheblicher Ueberschuß aus der Postverwaltung regelmäßig ausgebracht. Die Staatsfinanzen werden dieser Hülfsquelle nur dann entbehren können, wenn ein entsprechender Ersatz auf andere Weise, z. B. durch Erhöhung der bestehenden oder Einführung neuer Steuern gewährt wird. Bei der Zusammensetzung der Posttaxen sind sehr verschiedene Factoren in Berechnung zu ziehen, die in Kürze nicht erörtert werden können. Im allgemeinen müssen die Taxen möglichst billig, einfach, leicht anwendbar und dem Publikum verständlich sein; sie müssen ein rationelles Verhältniß zu der Leistung innehalten, die Erfüllung des Budgets sicherstellen (solange eben das Budget noch einen Ueberschuß von der Post verlangt) und, außer auf das allgemeine Bedürfniß des Verkehrs, soweit es angeht, auf specielle Verhältnisse desselben berechnet sein (z. B. niedriges Geldporto in den Ländern, wo die Bankanstalten noch der allgemeinern Ausbreitung und zugänglichern Einrichtungen entbehren; Specialtaxen für den Localverkehr unmittelbar benachbarter Ortschaften in bevölkerten Fabrikdistricten, u. s. w.).

Die franz. Postverwaltung liefert zur Zeit verhältnißmäßig den größten Ueberschuß von allen Postverwaltungen; wie denn überhaupt bei den Postverwaltungen, wo nur die sehr ergiebige Briefpost betrieben wird, die Ueberschüsse größer sein müssen als in den Ländern, wo der Staat auch den Fahrpostverkehr besorgt, mit welchem erhebliche Ausgaben verbunden sind. Man fällt überhaupt in Irrthum, wenn man die Postüberschüsse nach den nackten Zahlen vergleicht, wie dies öfters geschieht. In den Vereinigten Staaten war das jährliche Deficit der Postverwaltung 1859 auf 6,996009 Dollars angewachsen. Dieses Ergebniß wurde auch dort als finanzielle Zerrüttung qualificirt, und man ergriff eine Reihe von Gegenmaßregeln. Die Finanzverwaltung des Postinstituts bietet manche Eigenthümlichkeiten dar. So ist z. B. die auf eine Anzahl von Millionen sich belaufende Einnahme im wesentlichen aus kleinen Erhebungen zusammengesetzt, und es bedarf daher einer wirksamen Controle, die zum Theil vermöge der Expeditions- und Rechnungsformen durch die Postanstalten gegenseitig ausgeübt, zum Theil

aber persönlich durch ambulante Revisoren bewirkt wird. Demnächst erheischen die Mittel des regulären Ausgabeetats, die bei der Post, wie bei allen Betriebsverwaltungen, von erheblichem Belange sind, eine sehr gewissenhafte, umsichtige und productive Verwendung.

Die Publication der Bestimmungen über das P. geschah in frühern Zeiten mittels der sog. Postordnungen, welche gesetzliche Vorschriften, reglementarische Festsetzungen und technische Instructionen durcheinander enthielten und zu weitläufigen, für das Publikum ungenießbaren Compendien anwuchsen. In neuerer Zeit hat man Gesetz, Reglement (für das Publikum) und Instruction (für die Postanstalten) voneinander geschieden. Der gesetzlichen Feststellung unterliegen in der Regel folgende Verhältnisse: a) das Briefgeheimniß, meist in den Staatsverfassungen gewährleistet; b) Beschlagnahme von Briefen und andern Postsendungen, Druckschriften in strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen sowie z. B. auch bei Concursen; c) Umfang des Postregals und des Postzwangs, z. B. ob nur Briefe oder auch Zeitungen, Gelder, Packete dem letztern unterworfen sind, und bis zu welchem Gewichte oder unter welchen andern Bedingungen; d) die Posttaxe für die verschiedenen Klassen von Sendungen, die besondern Leistungen u. s. w.; e) die Garantie oder Haftbarkeit der Post für die recommandirten Briefe, die Packet- und Geldsendungen, eine weitläufige Rechtsmaterie in den Ländern, wo eine Staatsfahrpost besteht, und wo auf einschlagende anderweite gesetzliche Bestimmungen (Handelsgesetzbuch) Rücksicht zu nehmen ist; f) die Verhältnisse zu den Eisenbahnen von ihrer staatsrechtlichen Seite; g) besondere Vorrechte der Posten, z. B. Befreiung von Chausseegeld und sonstigen Communicationsabgaben, ferner von der Pfändung, Ausweichen des andern Fuhrwerks, Befugniß zur Requirirung von Hülfsgespannen in außergewöhnlichen Bedarfsfällen, Befugniß zur executivischen Eintreibung unbezahlter Postgefälle u. s. w.; h) Portofreiheitswesen, Feststellung des allgemeinen Grundsatzes; i) Strafbestimmungen bei Post- und Portoübertretungen, administratives Strafverfahren u. s. w. Bei Vorbereitung der gesetzlichen und bei Erlaß der reglementarischen Bestimmungen seitens der obersten Postbehörde wird insbesondere auch von dem Gesichtspunkte auszugehen sein, daß die Staatspostanstalt den Verkehrsinteressen aller Lebenskreise gewidmet ist, daß ein so mitten in die Oeffentlichkeit gestelltes Institut mit seinen Grundsätzen und Verfahrungsweisen sich möglichst im Einklange mit der öffentlichen Meinung befinden und im Gleichschritt mit der allgemeinen Fortbewegung erhalten muß, sowie daß die Verwaltung andererseits für ihre Action sich die Mittel und den Nachdruck wahre, um die ihr obliegenden Pflichten gegen den Staat wie gegen die Gesellschaft in vollem Umfange erfüllen zu können.

Von besonderer Wichtigkeit sind die internationalen Beziehungen der Post. Schon in den ersten Anfängen des P. erwies es sich als nöthig, Uebereinkünfte mit fremden Regierungen (Postrecesse, wie der diplomatische Ausdruck damals lautete) abzuschließen. Diese Uebereinkünfte beschränkten sich aber auf die unmittelbar aneinander grenzenden Staaten, da für die nach dritten u. s. w. Ländern sich weiter bewegenden Sendungen für den Transitverkehr eine der benachbarten Verwaltungen die Vermittelung übernahm. In dieser Weise wurde der internationale Postverkehr von Land zu Land weiter geschoben, immer auf Grund der Abreden der unmittelbar aneinander grenzenden Staaten, in denen die größten Verschiedenheiten obwalteten, theils auch von der Grenze ab zurückgesandt. Man empfand letztern Nachtheil weniger, weil zu jener Zeit der Postverkehr sich nur selten auf ferne Länder erstreckte. In dieser Beziehung hat die Natur der Correspondenz bei dem heutigen Universalismus des Verkehrslebens eine völlige Aenderung erfahren. Zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden jährlich allein in directen Briefpacketen gegen 2 Mill. Briefe und 500000 Zeitungen gewechselt, auch der Postverkehr Deutschlands mit Brasilien und den La-Platastaaten, mit der Levante und Ostasien ist im Zunehmen begriffen. Es bestehen zwischen Europa und andern Welttheilen regelmäßige Postverbindungen auf Entfernungen bis zu 8000 engl. M. (England-Kalkutta), bis zu 9000 M. Valparaiso), bis zu 11000 M. (Schanghai), bis zu 12000 M. (Melbourne, von London über Marseille nund Suez in 45 Tagen zu erreichen), ja, die längste auf Erden, bis zu 15000 M. von Southampton nach Auckland, Neuseeland). Auf diese Entfernungen gehen directe Briefpackete in kolossalen Massen nach den Bedingungen und unter dem Schutze der Postverträge und kommen pünktlich und ordnungsmäßig an. Die Correspondenz mit dem Auslande betrifft vorzugsweise den Großhandel, die Rhederei, die Actien- und Effectengeschäfte u. s. w., oder sie ist polit. und diplomatischer Natur, oder sie bewegt sich zwischen wissenschaftlichen Instituten (Akademien, Sternwarten, Conservatorien), betrifft die Literatur und die Kunst. Da nun selbst zwischen entferntern Ländern, z. B. Deutschland und der Pyrenäischen Halbinsel, jährlich Hunderttausende von Briefen, Sendungen unter Band u. s. w. gewechselt werden und bei jedem Briefe

mindestens zwei Personen, oft aber eine weit größere Anzahl betheiligt sind, so begreift man, wie es sich bei Regelung der Postbeziehungen zum Auslande mittels der Staatspostverträge um zahlreiche und wichtige Interessen handelt. Solche Verträge betreffen im wesentlichen: die Regelung der Postverbindungen an den Grenzen (z. B. zwischen Preußen und Rußland, Frankreich, den Niederlanden u. s. w.), resp. der Verbindungen zur See (z. B. Preußens mit Schweden und Dänemark); die Herstellung des directen Austausches von Brief-, resp. Fahrpostkartenschlüssen zwischen einer bestimmten Anzahl beiderseitiger Postanstalten, welche mit Rücksicht auf Speditions-, Expeditions- und Localverhältnisse ausgewählt werden; die Anwendung der beiderseitigen Münz-, Wegemaß- und Gewichtssysteme; die Bestimmungen über die Erfordernisse der Brief- und Fahrpostsendungen; die Taxe für die verschiedenen Klassen von Sendungen unter Vereinbarung der für einige Kategorien, z. B. für Waarenproben, Correcturbogen, die Zeitungen und gedruckten Sachen u. s. w., anzuwendenden besondern Bedingungen; die Bestimmungen wegen der Recommandation, die Versendung von Geldbriefen u. s. w. und wegen der daran sich knüpfenden Ersatzverpflichtung; die Bedingungen der Verwendung von Postfreimarken; das Verhältniß, in welchem die Theilung der Einnahme zu erfolgen hat; die Bedingungen für den Transit sowol von geschlossenen Briefpacketen als von einzeln auszuliefernden Sendungen; den Debit der Zeitungen; das System der Postgeldanweisungen; sodann den Modus der Expedition und Abrechnung, die Portofreiheiten, die Behandlung der zurückzusendenden und nachzusendenden Gegenstände und sonstige mehr untergeordnete Punkte. Von großer Wichtigkeit für die Verträge sind die Transitverhältnisse. Beim Abschlusse eines Postvertrags zwischen zwei Staaten müssen wegen des durchlaufenden Verkehrs in der Regel die sämmtlichen übrigen Postverträge derselben und auch die wichtigern Postverträge der zunächst betheiligten dritten Staaten ins Auge gefaßt werden. Es kommt ferner darauf an, das System der Verträge in speculativer und freisinniger Weise auszubilden, neue directe Verbindungen zu schaffen, bewährten Erfahrungen und fruchtbaren Ideen auch im internationalen Postverkehr Bahn zu brechen und die natürlichen Vortheile einer günstigen geogr. Position oder eines glücklichen Zusammentreffens von Umständen in Wirkung zu setzen, hingegen Beeinträchtigungen anderer berechtigter Interessen und Ansprüche sorgsam zu vermeiden, damit das Vertrauen und die Achtung bewahrt bleiben, ohne welche die vielseitigen internationalen Beziehungen der Staatspostverwaltungen auf die Dauer nicht gedeihen können. Die neue Organisation des P. in Deutschland muß auch eine neue Regelung der internationalen postalischen Beziehungen mit den übrigen Staaten Europas und Amerikas nach sich ziehen, welche ohne Zweifel dem Weltpostverkehr zum weitern Nutzen gereichen wird. Die Post hat sich bereits fast über die ganze Erde verbreitet, und namentlich haben ihr die Eisenbahnen und Dampfschiffe einen neuen großartigen Aufschwung verliehen, sodaß sich ihr Cultureinfluß mehr und mehr in die weitesten Lebenskreise ausgedehnt. Die Literatur über das P. war im 17. und 18. Jahrh., als der Streit über die staatsrechtliche Natur des Reichspostregals schwebte, ziemlich ausgedehnt, aber diese ältere Literatur ist jetzt, insbesondere seit dem Untergange des Thurn und Taxis'schen P., nicht mehr von Interesse. Zu erwähnen sind dagegen: Beust, «Ueber das deutsche Postregal» (3 Bde., Jena 1748); Matthias, «Ueber Posten und Postregal» (2 Bde., Berl. 1832); Stängel, «Das deutsche P. in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung» (Stuttg. 1844); Hüttner, «Beiträge zur Kenntniß des deutschen P.» (Lpz. 1849 fg.); Stephan, «Geschichte der preuß. Post nach amtlichen Quellen» (Berl. 1858) und dessen Artikel «Postwesen» in der dritten Auflage des «Staats-Lexikon» von Rotteck und Welcker (Bd. 11, Lpz. 1864).

Potemkin (Grigorij Alexandrowitsch, Fürst), russ. Feldmarschall und der bekannteste unter den Günstlingen der Kaiserin Katharina II. (s. d.), war ein Nachkomme Peter Iwanowitsch P.'s, Statthalters von Borowsk, welcher 1668 Botschafter des Zaren Alexej Michailowitsch bei Karl II. von Spanien und Ludwig XIV. war, und dessen merkwürdiger Gesandtschaftsbericht in franz. Uebersetzung unter dem Titel «La Russie du 17me siècle dans ses rappots avec l'Europe occidentale» (Par. 1855) erschienen ist. Im Sept. 1739 auf dem väterlichen Gute Tschischewo im Gouvernement Smolensk geboren, kam der junge P. frühzeitig nach Petersburg, wo er in ein Garderegiment eintrat. Ein Zufall machte ihn der Kaiserin bemerkbar. Als diese bald nach ihrer Thronbesteigung (1762) über die Garde Revue hielt, zwar in Uniform und mit dem Degen, aber ohne Portepée, bot ihr P., damals noch Fähnrich, das seinige an und zog dadurch zuerst die Aufmerksamkeit der Monarchin auf sich, die seine kräftige und schöne Gestalt mit Wohlgefallen bemerkte und den jungen Offizier bald in ihre nähere Umgebung zog. Es gelang ihm allmählich, seine Vorgänger, die Orlow, aus der Gunst der Kaiserin zu verdrängen, sich durch geschicktes Schmollen der Herrin nur werther zu machen und die Stelle eines erklärten

Günstlings einzunehmen. Sein Einfluß dauerte fort, auch als er die Rolle des eigentlichen Geliebten nicht mehr führte; nur gestattete er keinem seiner Nachfolger, aus der untergeordneten Stellung, in der er ihn haben wollte, herauszutreten. Die Kaiserin ließ sich P.'s Launen und Bizarrerien gefallen, theils weil sie in ihrem Vertrauen zu weit gegangen, um ohne Gefahr mit ihm brechen zu können, wie sie sich denn auch heimlich mit ihm vermählt haben soll, theils weil P. sie in dem Glauben zu erhalten wußte, er schütze sie gegen die Gefahr der Thron- und Palastrevolutionen. So war P. nicht allein im Innern allmächtig, sondern er leitete auch die auswärtigen Angelegenheiten und ward, bei seiner Herrschaft über die Kaiserin, seit dem Ende der siebziger Jahre der bedeutendste Träger der russ. Politik in Europa. Von Natur nicht über das Gewöhnliche begabt, aber schlau, geschmeidig, mit allen Höflingskünsten gerüstet und auch großartiger Entwürfe nicht unfähig, nahm er gern das Ansehen eines außerordentlichen Menschen an, während ihn im Grunde nur Glück und Gunst auf die Höhe gehoben hatten. Obwol ohne Talent und Kenntnisse, ward er doch an die Spitze der Armeen gestellt, zum Feldmarschall und Präsidenten des Kriegscollegiums ernannt und mit der Administration der wichtigsten Provinzen betraut. Während er der Kaiserin trotzte und sie oft durch Einschüchterung beherrschte, wußte er dagegen durch merkwürdige Künste sich bei ihr einzuschmeicheln. So ließ er ihr bei der Reise nach Taurien 1787 durch theatralischen Aufzug Dörfer und Städte mit einer glücklichen Bevölkerung vorzaubern, wodurch er sie in ihrer Eigenliebe sowie in der Meinung von seiner Unentbehrlichkeit bestärkte. Mit den einträglichsten Stellen bekleidet und von Katharina verschwenderisch mit Geld und Gütern bedacht, verschmähte P. es nicht, sein Einkommen auf Staatskosten zu vermehren, Private zu kränken und sich vom Auslande bezahlen zu lassen. Die auswärtigen Mächte, selbst Joseph II. und Friedrich d. Gr., demüthigten sich nicht nur durch Geschenke und Pensionen, sondern noch mehr dadurch, daß sie sich seinen hochmüthigen und abenteuerlichen Launen fügten. Joseph wie Friedrich verachteten ihn, aber in dem Wettlauf um das russ. Bündniß erhob ihn der erstere zum Fürsten des Römischen Reichs und bot ihm der andere den Erwerb des Herzogthums Kurland an. Zum Theil seiner Eitelkeit zu Liebe ward 1787 die Pforte zum Krieg gereizt, in dem er dem Namen nach den Oberbefehl führte, während praktisch tüchtigere Feldherren unter ihm die Operationen leiteten. Die freilich durch ungeheuere Opfer erkaufte Erstürmung von Otschakow erwarb ihm das längst ersehnte Großkreuz des Georgenordens, das nur nach einem Hauptsieg verliehen werden kann. Aber ehe noch der Friede geschlossen ward, raffte ihn während der Unterhandlungen auf der Reise von Jassy nach Nikolajew in Bessarabien 16. Oct. 1791 der Tod hinweg. Seinem persönlichen Vortheil und Ehrgeiz zu Liebe ist er der Anreger und Schöpfer manches nützlichen und bleibenden Werks geworden. So veranlaßte er die Vereinigung der Krim mit Rußland, wegen der ihm der Ehrenname des «Tauriers» verliehen wurde, den Bau oder die Erneuerung von Cherson, Kertsch, Nikolajew, Sewastopol u. s. w., die Erweiterung des Fabrikwesens, die Hebung der russ. Marine auf dem Schwarzen Meere. Während Katharina II. Anstalten traf, ihm ein riesiges Mausoleum zu gründen, ließ Paul I., als er 1796 die Regierung antrat, den Leichnam des verhaßten Günstlings aus dem Grabe reißen und in den Festungsgraben werfen. Kaiser Alexander ließ dann seine Gebeine anständig bestatten. Erst 1836 ward von der Stadt Cherson eine Bildsäule P.'s aufgestellt, und noch später ließ seine Nichte, Gräfin Branicka, in deren Armen er verschieden war, auf dem Wege von Skulani nach Kischinew, an der Stelle, wo er starb, ihm einen Obelisk errichten. Vgl. Cérenville, «Vie du prince P.» (2. Aufl., Par. 1808); Lewschin, «Shisu P.» (2 Bde., Petersb. 1811).

Potentilla, Fingerkraut, Name einer Pflanzengattung aus der 12. Klasse des Linné'schen Systems und der Familie der Rosengewächse. Ihre zahlreichen, namentlich in Europa, Asien und Nordamerika heimischen Arten haben verschieden geformte, am häufigsten fingerförmig zertheilte Blätter mit an den Stil angewachsenen Nebenblättern und meist trugdoldig, selten einzeln gestellte Blüten, welche aus fünf mit dem scheibenförmigen Blütenboden verwachsenen Kelchblättern, fünf gelb, selten weiß oder roth gefärbten Blumenblättern, zahlreichen, mit den Blumenblättern perigynisch eingefügten Staubgefäßen und ebenfalls zahlreichen kleinen Stempeln bestehen, aus deren Fruchtknoten sich einsamige Nüßchen entwickeln. An den scheibenförmigen Blütenboden sind auswendig fünf mit den Kelchzipfeln abwechselnde Deckblättchen angewachsen, welche einen sog. Außenkelch bilden. Außer einer Menge wildwachsender, perennirender Arten, unter denen P. **anserina** L., der Gänserich, das Gänsekraut, mit unterbrochen gefiederten, unterseits silberglänzenden Blättern, und P. **reptans** L., mit langgestielten, fingerförmigen Blättern, deren Stengel fadenförmig, kriechend und wurzelnd sind, und deren Blüten einzeln auf langen Stielen stehen, als Unkräuter auf Schutt, bebautem Boden, an Mauern und

Hecken auftreten, kommen auch einige asiat. und amerik. Arten als Zierpflanzen in unsern Gärten vor, besonders die mit prächtig dunkelrothen Blumen begabte P. atrosanguinea Lodd. und die mit großen purpurnen Blumen prangende P. Nepalensis Hook. aus Nepal, die gelbblühende P. pensylvanica L. u. a., welche alle im Freien aushalten, ohne besondere Pflege gedeihen und sich durch Zertheilung der Wurzelstöcke leicht vermehren lassen. Zu erwähnen ist ferner P. fruticosa L., ein hübscher, aufrechter Kleinstrauch mit fiederschnittigen Blättern und gelben Blumen, welcher in den Pyrenäen wächst und häufig als Zierstrauch cultivirt wird. Das Kraut von P. anserina und reptans war früher officinell.

Potenz oder Dignität bedeutet in der Mathematik ein Product aus gleichen Factoren, deren Anzahl der Exponent genannt wird. Nach dem letztern wird die P. benannt: zweite, dritte u. s. w.; diejenige Größe, welche mehrmals als Factor gesetzt oder auf eine P. erhoben wird, heißt die Grundzahl oder die Wurzel der P., auch wol der Dignand. Die erste P. ist keine eigentliche P., indem jede Zahl oder Größe als erste P. ihrer selbst betrachtet werden kann. Die zweite P. pflegt man Quadrat, die dritte Kubus oder Würfel, die vierte, aber selten, Biquadrat zu nennen. Will man eine P. nur andeuten, so setzt man den Exponenten rechts neben die Grundzahl, aber etwas erhöht, z. B. a^5. Nach der obigen Erklärung ist der Exponent stets eine ganze und positive Zahl. Es gibt jedoch auch P. mit negativen und gebrochenen Exponenten, wiewol diese nur uneigentlich P. heißen können. — In der Mechanik versteht man unter den mechanischen P. oder einfachen Maschinen diejenigen Vorrichtungen, aus welchen alle eigentliche Maschinen zusammengesetzt sind, nämlich den Hebel und die schiefe Ebene. — In der Naturphilosophie Schelling's wurde das Wort P. gebraucht, um eine gewisse Stellung zu bezeichnen, in welcher die beiden Factoren des absoluten Wesens sich befinden, um ein gewisses Naturwesen zu erzeugen. Die erste P. in der Natur ist die Schwere als ein Ueberwiegen des objectiven, die zweite das Licht als ein Ueberwiegen des subjectiven Factors und die dritte das organische Leben als Gleichgewicht der Factoren. Auch die veränderte Gestalt, welche später Schelling diesem seinem Grundgedanken gegeben hat, wird von ihm als Potenzenlehre oder auch als negative Philosophie bezeichnet.

Potenza, neapolit. Provinz des Königreichs Italien, bisher Basilicata genannt, zählt 193,9 Q.-M. und (nach dem Census vom 31. Dec. 1861) 492959 E. Die Hauptstadt P. mit 15777 E. liegt an der Straße von Salerno nach Tarent, ist der Sitz der Präfectur, einer Section des Appellhofs in Neapel und eines Tribunals erster Instanz sowie einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Kathedralkirche und ein Gymnasiallyceum und ein Nationalconvict.

Potfisch, s. Kaschelot.

Pothier (Rob. Jos.), berühmter franz. Rechtsgelehrter, war zu Orléans 9. Jan. 1699 geboren. Nachdem er bei den Jesuiten seiner Vaterstadt seine erste Bildung erhalten hatte, umfaßte er mit großem Eifer das Rechtsstudium, in welchem schon sein Vater sich hervorgethan hatte. In einem Alter von 21 J. war er bereits Rath beim Präsidialgericht zu Orléans. Sein Ruhm begann mit der Herausgabe seiner vortrefflichen «Pandectae Justinianeae in novum ordinem digestae» (3 Bde., Par. 1748—52; Lpz. 1782; neue Aufl. von Latruffe Montmeylian, Par. 1818—21; franz. mit gegenüberstehendem Text von Bréard de Neuville, 18 Bde., Par. 1806 fg.). Dieses Werk, welches dazu bestimmt ist, in die zerstreuten Gesetzstellen der Justinianischen Sammlung Einheit des Systems zu bringen, wurde dem Kanzler d'Aguesseau dedicirt. Dieser verlieh dafür dem Verfasser den Lehrstuhl des franz. Rechts zu Orléans. Obgleich P. den Pflichten seines Amts aufs rühmlichste nachkam und fortwährend literarisch thätig war, fand er doch noch Gelegenheit, als Rath bei der Chambre du domaine eine einflußreiche praktische Thätigkeit zu entfalten. Zu seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen gehören noch, außer einer Bearbeitung der Coutume d'Orléans, einzelne civilrechtliche Abhandlungen und Versuche, welche unter dem Titel «Traités sur différentes matières de droit civil» (8 Bde., Par. 1773) erschienen und als deren Meisterstück der «Traité des obligations» (2 Bde., Par. 1781) gilt. Sein Verdienst in diesen Schriften besteht weniger in antiquarisch-philol. Gelehrsamkeit als in der großen Klarheit und Consequenz, womit er die Grundsätze des Rechts auf die Verhältnisse und Geschäfte anwendete. Er starb 2. März 1772 zu Orléans, wo ihm 1859 ein Standbild errichtet wurde. Seine Werke erschienen zuerst als «Oeuvres complètes» (Par. 1810) in 25 Bänden. Von spätern Ausgaben sind die von Siffrein (17 Bde., Par. 1821—23), Dupin (10 Bde., Par. 1824) und Buguet (10 Bde., Par. 1845—48) zu nennen. Lebensbeschreibungen P.'s verfaßten Dupin (Par. 1827) und Frémont (Orléans 1859).

Potocki, eine poln. Familie, deren Stammschloß Potok in der ehemaligen Wojwodschaft

Krakau lag und der noch gegenwärtig sehr bedeutende Herrschaften, besonders in Galizien und der Ukraine, angehören. Vom 16. Jahrh. an bekleideten viele Mitglieder dieser Familie die höchsten Staats- und Kirchenwürden in Polen. — Graf Stanislaw Felix P., geb. 1745, Großfeldherr der poln. Artillerie, war ein verblendeter Aristokrat und hatte, durch seinen Reichthum vielvermögend, großen Antheil an den poln. Unruhen von 1788. Da er die Annahme der Verfassung vom 3. Mai 1791 nicht zu hindern vermochte, stiftete er zum Sturze derselben mit Gleichgesinnten die Targowizer Conföderation, welche den Beistand Rußlands anrief. Nach dem Auftreten Kosciuszko's 1794 floh er nach Petersburg. Das höchste Gericht der Republik machte ihm den Proceß und verurtheilte ihn als Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suworow's Siege vereitelten jedoch auch diese Beschlüsse, und Katharina ernannte P. 1795 zum russ. General-en-Chef. Doch lebte er meist auf seinen Gütern in der Ukraine, von Reue und Schmerz gequält über seines Vaterlandes Geschick, das er selbst heraufbeschworen. Er starb 1803. Von seinen Söhnen nahm Wladimir P., geb. 1789, voll Verlangen, des Vaters Schuld zu sühnen, 1809 im poln. Heere den ehrenvollsten Antheil an dem Feldzuge gegen die Oesterreicher und hatte große Hoffnungen erregt, als er 1811 als Oberst starb. Seine Bildsäule von Thorwaldsen steht in der krakauer Kathedrale. — Graf Ignacy P., geb. 1751, Großmarschall von Litauen, war einer der Begründer der Constitution vom 3. Mai 1791, für die er durch seine Entschlossenheit auch den König Stanislaus August zu gewinnen wußte. Als die russ. Truppen vordrangen, suchte er am berliner Hofe vergebens Hülfe zu erwirken. Er flüchtete dann nach Dresden und seine Güter wurden confiscirt. Der Aufstand Kosciuszko's 1794 rief ihn nach Warschau zurück, wo er mit der obersten Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt wurde. Im Vertrauen auf die mit Suworow abgeschlossene Capitulation von Warschau blieb er in der Stadt, wurde aber verhaftet und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg abgeführt. Paul gab ihm 1796 die Freiheit wieder. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht stand, bis er 1806, als Napoleon's Siege neue Hoffnungen weckten, wieder ins öffentliche Leben eintrat. Er hatte sich an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau zu Napoleon nach Wien begeben, als er 30. Aug. 1809 starb. — Graf Stanislaw Kostka P., des vorigen Bruder, geb. 1757, zeichnete sich durch seine Beredsamkeit schon auf den poln. Reichstagen von 1788 und 1792 aus. Er war General der Artillerie und ein Freund der Verfassung vom 3. Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der Targowizer Conföderation beigetreten war, nach Oesterreich zurück. Ohne weitern Antheil an den poln. Ereignissen widmete er sich dem Studium der Künste und den Wissenschaften, bis 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde, worauf er sich wieder in sein Vaterland begab und als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection unermüdet für die geistige Bildung seiner Nation wirkte. 1815 wurde er vom Kaiser Alexander zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Sein Haus in Warschau war eins der glänzendsten, seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin Lubomirska, eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen. Er starb 14. Sept. 1821. Seiner großen Rednertalente wegen hieß er princeps eloquentiae. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredsamkeit und Stil (4 Bde., Warsch. 1815); ferner eine treffliche, jedoch unvollendet gebliebene poln. Bearbeitung des Werks von Winckelmann über die Kunst der Alten (3 Bde., Warsch. 1815). — Graf Jan P., einer der ausgezeichnetsten slaw. Geschichtsforscher, war 1761 geboren. Schon früh faßte er den Entschluß, das dunkle Feld der slaw. Geschichte aufzuklären, bereitete sich dazu durch gründliches Sprachstudium vor und durchreiste die Länder der slaw. Völker. Dann hielt er sich bis 1812 in Petersburg, später auf dem Lande in Podolien und Volhynien auf und starb 1815. Seine vorzüglichsten Werke sind: «Voyage en Turquie et en Égypte fait en 1784» (Warsch. 1788); «Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie» (5 Bde., Warsch. 1788); «Histoire primitive des peuples de la Russie» (Petersb. 1802); «Fragments historiques et géographiques sur la Scythie, la Sarmatie et les Slaves» (4 Bde., Braunschw. 1796); «Chroniques, mémoires et recherches pour servir à l'histoire de tous les peuples slaves» (Warsch. 1793); «Voyage de Basse-Saxe», mit Kupferstichen, die Prillwitzer Alterthümer enthaltend (Hamb. 1795); «Histoire des gouvernements de Volhynie, de Podolie et de Cherson» (Petersb. 1804—5). Alle diese Werke sind besonders wichtig als Materialiensammlungen. P. schrieb nur französisch, und von jedem seiner Werke sind nur 100 Exemplare abgedruckt. P.'s Tagebücher aus dem Kaukasus gab 1829 Klaproth heraus. — Claudyna Potocka, geborene Gräfin Dzialynska, die Gemahlin des Grafen Bernhard P., geb. 1802 zu Kurnik bei Posen, eilte nach dem Aus-

bruche der poln. Revolution von 1830 nach Warschau und widmete sich auf den Schlachtfeldern und in den Cholералazarethen der Pflege ihrer leidenden Landsleute mit einer Hingebung und einem Heroismus, daß sie allgemeine Bewunderung erregte und überall wie ein Schutzengel erschien. Sie theilte darauf das Exil und starb zu Genf 8. Juni 1836, wo ihre Landsleute ihr einen schönen Denkstein gesetzt haben.

Potosi, die Hauptstadt des gleichnamigen, durch seinen Reichthum an edeln Metallen berühmten Departements der südamerik. Republik Bolivia, früher einer Intendentschaft gleiches Namens in dem span. Königreiche La-Plata, wurde in einer Seehöhe von 12500 F. auf der Nordseite des silberreichen, 15150 F. hohen Gebirgsstocks Cerro de P. 1545 von Juan Villarroel und Drego Centeno unter dem Namen Villa-Imperial gegründet, der jedoch bald dem indian. Namen des Berges (Jatum-Potochi) Platz machte. Eine der höchsten Städte der Erde, in kahler, öder Gegend, auf sehr klippigem und schluchtenreichem Terrain angelegt, ist die Stadt zwar etwas eng, doch regelmäßig gebaut. Die Häuser sind einfach aus Lehmsteinen (adoves) aufgeführt, im Centrum der Stadt zweistöckig, sonst einstöckig, mit Ziegeln bedacht, weiß angestrichen, in den Parterreräumen meist von Magazinen, Kaufläden, Branntweinläden u. s. w. eingenommen und gegen plötzliches Eindringen bei Aufständen oder Revolutionen mit Vorrichtungen zur Verrammelung versehen. Außer der Kathedrale, die 1809—37 ganz aus Quadern erbaut, 1858 restaurirt wurde und im Innern prachtvoll ausgestattet ist, hat P. noch 33 andere reiche und schöne, aber meist verfallene Kirchen, Klöster und Convente. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind die Präfectur, die 1562 aufgeführte stattliche Münze von Bolivia, zugleich Festung; das Museum, welches jedoch wenig Sehenswerthes enthält. Oestlich von dem Hauptplatze, an dem die Kathedrale steht, befindet sich auf einem kleinern Platze, der nur durch Säulen mit Rundbogen von jenem getrennt, die Unabhängigkeitssäule. P. ist der Sitz des Departementspräfecten und eines Bischofs und zählte 1858 22850, nach neuern Reiseberichten nur 15000 E., während zur Zeit der höchsten Blüte die Zählung von 1611 150000 E. ergab, die ausschließlich vom Bergbau lebten, wie auch die heutige Bevölkerung. Außer der Münze, deren Maschinen Maulthiere treiben, bestehen etwa acht Amalgamirwerke mit Zubehör, eine Buchdruckerei, eine Bierbrauerei und Brennerei (beide von einem Schneider aus Nassau angelegt), ferner die Nationalbank, ein Handels- und ein Civilgericht, ein Gymnasium und einige Volks- und Privatschulen. Das Klima ist nicht ungesund, aber rauh und kalt, die Gegend zu Cultur ungeeignet. Die Stadt ist reichlich mit gutem Trinkwasser versehen, das aus Sammelteichen auf der benachbarten Cordillera de Andacachua herbeigeführt wird. Die sehr kostspieligen Wasserleitungen wurden ursprünglich zur Betreibung der Erzmahlmühlen u. s. w. angelegt. Der Bruch eines der Sammelteiche 1622 verursachte einen Verlust von 26½ Mill. Thlrn. und 2000 Menschenleben. Seit dieser Zeit soll der Minenbetrieb in Verfall gekommen sein. Der berühmte Cerro de P., ein Kegelberg von 2 Leguas Umfang, aus einem Quarz führenden, bröckeligen Trachyt bestehend und ganz von Silberadern erfüllt, ist durch mehr als 5000 theils verlassene, theils noch bearbeitete Stollen und Galerien ausgehöhlt. Die frühere fabelhafte Silberausbeute ist jetzt bedeutend gesunken, ein neuer Aufschwung auch kaum zu hoffen, da große Kapitalien erforderlich sein würden, um die Gruben zu entwässern und die für größern Tiefbau nothwendigen Anstalten aufzuführen. Dazu ist die einst weltberühmte Stadt, wie der Staat Bolivia überhaupt, durch den Unabhängigkeitskrieg und die Bürgerkriege viel zu sehr verarmt. Die reiche Zunahme der Bevölkerung im alten P. lag in dem barbarischen Gesetz (Mita), wonach die Indianer der damaligen Provinz Charcas gezwungen waren, in den Minen zu arbeiten. In den 27 J. nach der 1545 erfolgten Entdeckung des Cerro flossen durch den Fünften (Quinte), also durch eine 20procentige Abgabe, 76 Mill. Realen oder 167,833333⅓ Thlr. in den königl. Schatz, obschon ein großer Theil des Silbers ausgeschmuggelt wurde. Ferner findet sich die officielle Angabe, daß dem königl. Aerar von 1556—1719 (ungerechnet die 11 J. von 1545—56) an Abgaben die Summe von 651,160123 Pesos oder 1437,978606 Thlrn. zufielen. Die gesammte Silberproduction mußte hiernach sich auf 7—9000 Mill. Pesos belaufen haben. Von 1800—46 betrug die Production im ganzen Lande 106,205025 Pesos fuertes (à 8 Realen oder 1⅓ Thlr.), also 141,606700 Thlr. Trotz des schwachen Betriebs gaben 1846 die Gruben von P. 157054 Mark Silber und geben jetzt noch fast die Hälfte der ganzen Production Bolivias. 1856 zog man aus dem Cerro noch ungefähr 900000 ordinäre Pesos (à 31 Sgr.), also 930000 Thlr. — Das Departement P. zählt (1858) auf 2553,76 Q.-M. 281229 E. und zerfällt in die fünf Provinzen P., Porco, Chayanta, Chichas und Lipez. — P. wird gewöhnlich auch der Staat und die Stadt San-Luis-Potosi (s. d.) in Mexico genannt.

Potpourri ist der franz. Name für Olla potrida (s. d.) und wird nicht nur in derselben Bedeutung wie dieses gebraucht, sondern außerdem auch noch, besonders in musikalischer Beziehung, statt Quodlibet (s. d.).

Potsdam, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Brandenburg und zweite Residenz des Königs, liegt $3\frac{1}{2}$ M. südwestlich von Berlin in der schönsten Gegend der Mark, am Einflusse der Nuthe in die schiffbare Havel auf einer Insel von 4 M. Umfang (Potsdamer Werder), welche von der Havel, einigen Seen und einem Kanale gebildet wird. Die zum Theil schöngebaute Stadt besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das Holländische Revier gehören, und aus vier Vorstädten (Berliner, Nauener, Brandenburger und Teltower). Die Straßen sind breit, gerade, mit vielen palastähnlichen Häusern und, wie die Plätze, zum Theil mit Bäumen besetzt. Unter den Plätzen sind die vorzüglichsten: der Wilhelmsplatz mit dem von Kiß entworfenen Denkmale Friedrich Wilhelm's III.; der Bassinplatz mit einem Gebäude mitten im Bassin nach holländ. Art auf einer Insel, das als Friedrich Wilhelm's Tabackscollegium bezeichnet wird; der Lustgarten, aus dem Paradeplatz und Park bestehend, mit 14 Büsten berühmter preuß. Feldherren aus dem Befreiungskriege und einer des Kaisers Alexander I. von Rußland, 12 Marmorstatuen und 8 Kanonen aus verschiedenen Zeitaltern; endlich der Alte Markt am Schlosse, auf dessen Mitte ein Obelisk von rothem und weißem Marmor, 75 F. hoch, steht, dessen vier Seiten mit den Brustbildern Kurfürst Friedrich Wilhelm's und der Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. geschmückt sind. Unter den sechs Kirchen (fünf protestantische und eine katholische) P.s sind bemerkenswerth: die Garnison- und Hofkirche mit schönem Glockenspiel auf dem 280 F. hohen Thurme und einer marmornen Kanzel, unter welcher in einem Gewölbe die Leichname Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. beigesetzt sind; die nach Schinkel's Entwürfen 1830—37 aufgeführte Stadtkirche zu St.-Nikolai, die 1843—50 noch mit einer prächtigen, 245 F. hohen Kuppel und vier Glockenthürmchen auf den Ecken geschmückt wurde; die Heilige-Geistkirche mit einem 286 F. hohen Thurme; die franz.-reform. Kirche, eine Rotunde, ähnlich dem Pantheon zu Rom, bildend; die Friedenskirche vor dem Brandenburger Thore am Eingange zum Garten von Sanssouci, 1845—50 in Form einer Basilika mit freistehendem Glockenthurm (nach St.-Clemente in Rom) aufgeführt. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ist zuerst das königl. Schloß in der Altstadt zu nennen, das 1660—1701 erbaut wurde und ein längliches Viereck von drei Geschossen bildet. Einen schönen Effect bewirken die Colonnaden auf der Seite gegen die 350 F. lange, 1822—25 erbaute Havelbrücke, zwischen der Mitte des westl. Schloßflügels und dem königl. Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20, die andere aus 32 freistehenden korinth. Säulen mit dazwischen aufgestellten Kämpfergruppen. Sonst sind in architektonischer Hinsicht noch bemerkenswerth: das Rathhaus, welches Friedrich II. 1754 nach dem Muster des amsterdamer Rathhauses erbauen ließ; das Militärwaisenhaus an der Waisenstraße, 400 F. lang, vier Stock hoch, mit einem Thurme von 148 F. Höhe; das Schauspielhaus, das Casino (von Schinkel erbaut), das große Reit- und Exercirhaus, die Kasernen für die Husaren, Ulanen und das erste Garderegiment. P. ist der Sitz der Regierung, der Oberrechnungskammer und mehrerer anderer Behörden sowie auch der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft. Auch bestehen daselbst ein Gymnasium, eine Realschule, eine Unteroffizierschule, ein Cadetteninstitut, eine Provinzialgewerbeschule und eine Kriegsschule, eine Gärtnerlehranstalt mit einer Landesbaumschule; ferner das Militärwaisenhaus mit 600 Zöglingen, das Civilwaisenhaus für Söhne unbemittelt verstorbener Staats- und Gemeindebeamten, eine Stiftung zur Ausstattung tugendhafter Mädchen unter dem Namen «Luisendenkmal».

Die Bevölkerung der Stadt hat verhältnißmäßig nur langsam zugenommen. Man zählte 1817 ohne Militär 23362, 1840 26943, 1849 31394, 1852 32878, 1858 33250, 1864 35030 E., wozu in letzterm Jahre noch eine Garnison von 7235 Mann kam. Handel und Industrie haben in neuerer Zeit einen neuen Aufschwung erhalten. 1861 zählte man 166 industrielle Anstalten der mannichfachsten Art, von denen 36 mit Dampfmaschinen arbeiteten. Unter denselben nehmen die Werkstätten der Eisenbahn und das Jacobs'sche Etablissement den ersten Rang ein. Die Mieth'sche Chocoladenfabrik war die erste, welche mit Dampfkraft arbeitete. Außerdem bestehen Fabriken für Taback, Baumwollwaaren, Seidenzeuge, Leder, Tuch, Wachsleinwand, Licht und Seife, Pappe u. s. w. Die großen Brauereien, besonders für bair. Bier, setzen ihr Product weithin ab. Auch ist die Kunstgärtnerei (unter anderm ausgedehnte Veilchenzucht im Winter) von Bedeutung. Handel und Verkehr sind durch die schiffbare Havel sowie durch die directen Eisenbahnverbindungen mit Berlin und Magdeburg sehr begünstigt.

Während eines Theils des Jahres, namentlich im Sommer, ist P. die Residenz des Königs und der Prinzen. Die Stadt mit ihren reizenden Umgebungen ist dann der Zielpunkt für viele Fremden. Vor den meisten Thoren findet man schöne Alleen und weiterhin, größtentheils an der Havel, Wälder, buschige Hügel und Weinberge. Durch das Brandenburger Thor, einen schönen, mit freistehenden korinth. Säulen gezierten Triumphbogen, nach dem Muster des Trajanischen in Rom, gelangt man nach dem königl. Lustschlosse Sanssouci (s. d.). Außerdem liegen in den Umgebungen von P. noch das königl. Lustschloß Charlottenhof, von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz angelegt, das im normann. Stil erbaute Schloß König Wilhelm's I. auf Babelsberg, mit schönem, bis Nowawes und Glienicke reichendem Park; die Villa des Prinzen Karl in Klein-Glienicke an der Havel, wo eine prachtvolle Brücke über den breiten Fluß führt; die Pfaueninsel in der Havel; die königl. Villa auf dem Pfingstberge; das Belvedere auf dem 271 F. hohen Brauhausberge mit schöner Aussicht über Stadt, Strom und weitere Umgebungen, das Jagdschloß Stern u. s. w. Die Stadt P. entstand um 1300 aus einem von Wenden bewohnten Fischerdorfe, welches die Stelle der jetzigen Burgstraße einnahm, während ein zweites auf dem heutigen Kiez stand. Der Große Kurfürst erhob dasselbe zuerst aus seiner Unbedeutendheit, indem er 1660—73 das königl. Schloß bauen und mehrere Straßen anlegen ließ. Friedrich Wilhelm I. umgab den Ort mit Mauern und gründete die Neustadt und den Wilhelmsplatz, und Friedrich II. verschönerte ihn durch viele Prachtgebäude, das Rathhaus, das Schloß Sanssouci, die Bildergalerie, das Cavalierhaus, das neue Palais u. s. w. Friedrich Wilhelm II. begann den Bau des Marmorpalais, und auch Friedrich Wilhelm III. fuhr fort, die Stadt durch Gebäude und Anlagen zu verschönern. Die Umgegend wurde besonders unter Friedrich Wilhelm IV. unter Leitung Lenné's (s. d.) und des Hofgärtners G. Meyer zu den herrlichsten Schöpfungen der Parkgärtnerei umgestaltet. Vgl. außer den Schriften des 1862 begründeten Vereins für P.s Geschichte: Schmidt, «Geschichte und Topographie der Residenzstadt P.» (Potsd. 1825); Grieben's «Wegweiser durch P.» (Berl. 1854 u. öfter). Der Regierungsbezirk P., welcher die westl. Hälfte der Provinz Brandenburg bildet, umfaßt ein Areal von 382,31 Q.-M., zählt 980267 E. (in 70 Städten, 14 Flecken und 1444 Dörfern) und zerfällt (außer dem Stadtbezirk Berlin) in die 15 Kreise: Ober- und Niederbarnim, Teltow, Stadt Potsdam, Ost- und Westhavelland, Stadt Brandenburg, Ruppin, Prenzlau, Templin, Angermünde, West- und Ostpriegnitz, Beeskow-Storkow, Jüterbogk-Luckenwalde und Zauch-Belzig. Vgl. Böck, «Ortschaftsstatistik des Regierungsbezirks P.» (Berl. 1861); Wald, «Statist. Nachrichten über den Regierungsbezirk P.» (Berl. 1864).

Pott (Aug. Friedr.), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. zu Nettelrede im Hannoverschen 14. Nov. 1802, der Sohn eines Predigers, widmete sich, nachdem er in Hannover die Schule besucht, seit 1821 in Göttingen theol. und philol. Studien, wurde 1825 Collaborator am Gymnasium zu Celle, legte aber 1827 diese Stelle nieder und ging nach Berlin, wo er sich bei der Universität habilitirte. 1833 wurde er Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Halle, wo er seitdem durch Wort und Schrift ununterbrochen für die durch Bopp, Grimm und W. von Humboldt geschaffene neue Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung thätig gewesen ist. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er durch seine «Etymologischen Forschungen» (2 Bde., Lemgo 1833—36), welche nächst Bopp's «Vergleichender Grammatik» auf ihrem Gebiete bahnbrechend geworden sind. Während sich dieses Werk über die gesammten indogerman. Sprachen erstreckte, von denen er in dem vielbenutzten Artikel «Indogermanischer Sprachstamm» in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie» (Sect. 2, Bd. 18) eine vortreffliche Uebersicht gab, führte er theils in einzelnen Abhandlungen in Zeitschriften, wie besonders der halleschen «Allgemeinen Literaturzeitung», den «Halleschen Jahrbüchern», den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik», der «Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft», der «Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur» u. s. w., theils in einigen besondern Werken, wie «De Borussico-Lithuanicae tam in Slavicis quam Letticis linguis principatu» (2 Abhandlungen, Halle 1837—41) und «Die Zigeuner in Europa und Asien» (2 Bde., Halle 1844—45), die begonnenen Forschungen mit Bezug auf einzelne Sprachen und Sprachgruppen weiter fort. Für das letztgenannte Werk ertheilte ihm die pariser Akademie den Volney'schen Preis. Vortreffliche Arbeiten sind «Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile» (Halle 1847) und «Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten» (Lpz. 1853; 2. Ausg., mit Register, 1859), welche, wie auch seine übrigen Schriften, eine beinahe erdrückende Fülle des Stoffs enthalten und die staunenswerthe Kenntniß nicht blos der Sprachen indogerman., sondern auch anderer asiat., afrik., amer.

Stämme bekunden. Dasselbe gilt auch von mehrern kleinern Schriften, wie «Die Ungleichheit der menschlichen Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte» (Lemgo 1856), «Doppelung als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache» (Lemgo 1862) und «Anti-Kaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen» (Lemgo 1863), sowie von seinen zahlreichen Abhandlungen und Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken. Hervorzuheben sind unter diesen in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft» die Studien über die südafrik. Sprachen, über die altpers. Eigennamen, über die Stellung des Japanischen, über die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft. Ferner sind noch aus diesen Arbeiten zu erwähnen der Artikel «Grammatisches Geschlecht» in Ersch und Gruber's «Allgemeiner Encyklopädie», eine Reihe von Untersuchungen über den Uebergang des Latein in das Romanische sowie über Gegenstände der vergleichenden Mythologie. Seit 1859 beschäftigte P. vorzugsweise die vollständige Umgestaltung und neue Bearbeitung der «Etymolog. Forschungen» (Bd. 1 u. 2, Abth. 1 u. 2, Lemgo 1859—67), welche ebenfalls zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern sprachwissenschaftlichen Literatur gehört. Entfernt verwandt mit P. war der bekannte Theolog David Julius P., geb. 10. Oct. 1760 zu Nettelrede, gest. 18. Oct. 1838 als Professor und Oberconsistorialrath zu Göttingen.

Pottasche ist ein im Handel vorkommendes Salzgemenge, dessen Hauptbestandtheil kohlensaures Kali (s. d.) ist, welches aber außerdem noch schwefelsaures Kali und Chlorkalium, Kieselerde und einige Metalloxyde enthält. Man gewinnt die P. durch Auslaugen von Holzasche mit Wasser, Abdampfen der Lauge bis zur Trockniß und Glühen des Rückstandes in besondern Oefen, worauf dieselbe als Handelsartikel fertig ist. Die Menge der Asche, welche Bäume, Sträucher und krautartige Gewächse liefern, schwankt von $\frac{1}{2}$—15 Proc., übersteigt jedoch in der Regel nicht 7 Proc. Der mittlere Gehalt der Holzaschen an kohlensaurem Kali ist etwa zu 45 Proc. zu veranschlagen. Man fabricirt die P. hauptsächlich in holzreichen Gegenden in Rußland, Ungarn, Amerika u. s. w. In neuerer Zeit stellt man sie auch aus der Runkelrübenzuckermelasse dar. So liefert die große Runkelrübenzuckerfabrik zu Waghäusel in Baden eine P. aus Rübenmelasse in den Handel, welche sich durch Reinheit und durch Weiße auszeichnet. Auch aus dem Meerwasser wird sie im südl. Frankreich gewonnen. Die P. stellt im allgemeinen eine feste, bröckelige Masse dar von weißer oder bläulicher Farbe, die aus der Luft Wasser anzieht und deshalb gut verwahrt werden muß. Unter den im Handel vorkommenden P. sind von Wichtigkeit die amerikanische P., die ungarische, die in Südfrankreich aus Weinhefen und Trestern bereitete sog. Perlasche (cendres gravelées), die russische und einige andere. Der Werth einer P. ist von ihrem Gehalt an kohlensaurem Kali abhängig. In neuerer Zeit wird die P. immer mehr und mehr von der wohlfeilern Soda verdrängt; sie wird aber immer noch benutzt zur Fabrikation des böhm. Glases, des Salpeters, des Schießpulvers, des Alauns, des Blutlaugensalzes und anderer chem. Präparate von geringerer Wichtigkeit.

Potter (Louis de), einer der Hauptanstifter der belg. Septemberrevolution von 1830, wurde zu Brügge 26. April 1786 geboren. Literarisch gebildet, reich und unabhängig, widmete er sich hauptsächlich während seines langen Aufenthalts in Italien kirchenhistor. Studien, die alle vom rein rationalistischen Standpunkte aus gemacht waren, und deren Ergebnisse er in mehrern Schriften, als «L'esprit de l'église» (8 Bde., Par. 1821) und «Vie de Scipion de Ricci, evêque de Pistoie» (3 Bde., Brüss. 1825; 3. Aufl. 1857; deutsch, Stuttg. 1827), niederlegte. Während der holländ. Regierung Belgiens trat er in die schärfste Opposition gegen die Minister, zog sich 1828 eine Gefängnißstrafe von 18 Monaten und eine Geldbuße von 1000 Fl. zu und erwarb von da an eine außergewöhnliche Popularität. Im Gefängnisse begründete er die sog. Union der Katholiken und Liberalen, verflocht sich aber durch vielfache revolutionäre Pamphlete abermals in einen Hochverrathsproceß, infolge dessen er 30. April 1830 zu achtjähriger Verbannung verurtheilt wurde. Nach der Julirevolution von 1830 nahm er seinen Wohnsitz in Paris und schrieb von da 2. Aug. einen Brief an den König der Niederlande mit der Aufforderung, sein Land zu retten, solange es noch Zeit sei. Nach den brüsseler Septembertagen zog er im Triumph in Brüssel ein, wurde Mitglied der Provisorischen Regierung, entzweite sich aber bald mit seinen Collegen, die seine republikanischen Vorschläge zurückwiesen. Auch im Nationalcongreß, den er eröffnete, fanden seine Ansichten nur geringen Anklang. Er verzichtete deshalb auf seine Aemter und sah sich plötzlich alles polit. Einflusses beraubt. Seit jener Zeit lebte er im Privatstande, aufs neue histor. und philos. Studien huldigend, und trat von Zeit zu Zeit mit einer polit. Flugschrift oder einem Zeitungsartikel auf, deren abstruser, metaphysischer Stil wenig ansprechen konnte. Er starb in Brügge 22. Juli 1859. Als sein Hauptwerk verdient

Erwähnung die «Histoire du christianisme» (8 Bde., Par. 1836—37; Auszug, 2 Bde., Par. 1856), die ganz in antikirchlichem Sinne verfaßt ist. Sonst sind noch zu bemerken die «Souvenirs personnels» (2 Bde., Brüss. 1840).

Potter (Paul), einer der berühmtesten holländ. Maler, geb. zu Enkhuysen 1625, erhielt durch seinen Vater, Pieter P., einen mittelmäßigen Maler, den ersten Unterricht. Schon in seinem 15. J. lieferte er allgemein bewunderte Werke, und nachdem er sich im Haag niedergelassen, sah er sich mit so viel Aufträgen beehrt, daß er gar nicht alle übernehmen konnte. Besonders arbeitete er viel für den Prinzen von Oranien. Sein Fach war Thiermalerei und Landschaften, doch zeichnete er sich hauptsächlich in der erstern aus. Die Landschaften dienten ihm gewöhnlich nur, um die Kühe, Schafe, Ziegen, die seine Lieblingsgegenstände waren, im mannichfachsten Leben und in den abwechselndsten Gruppen zu zeigen. Sein Colorit ist ungemein glänzend, und so fein er auch alle einzelnen Theile ausführte, so wenig findet sich eine Spur von Zwang, Steifheit und Manier. Gewöhnlich arbeitete er nur Stücke von mäßigem Umfang. Eine Ausnahme hiervon machen die Bärenjagd im amsterdamer Museum, die große Ochsenheerde, die beim Transport nach Petersburg auf der See unterging, und sein Hirt mit einer Heerde in natürlicher Größe, gewöhnlich der junge Stier genannt, eines seiner ausgezeichnetsten Werke. Am berühmtesten wurde er durch seine pissende Kuh. Auch hat man geätzte Blätter von ihm, die in hohem Werthe stehen. Seine Spaziergänge waren immer nur dem Studium gewidmet; auf ihnen skizzirte er, was er in seinem Fache wahrnahm. Seine rastlose Thätigkeit ließ ihn kein hohes Alter erreichen; er starb 1654 zu Amsterdam, wohin er sich zwei Jahre vor seinem Tode begeben hatte. Cabinetsstücke von ihm werden unter allen holländ. Thierstücken am theuersten bezahlt. Seine pissende Kuh, welche aus der kasseler Galerie nach Paris geführt wurde, kaufte der Kaiser Alexander von Rußland 1814 in Paris aus der Galerie in Malmaison für 6000 Thlr. Sein Stier, der ursprünglich dem Prinzen von Oranien gehörte, wurde 1795 von den Franzosen weggeführt und war hierauf eine der vorzüglichsten Zierden des pariser Museums, bis er 1815 wieder nach dem Haag gebracht wurde. Außerdem finden sich Hauptbilder von ihm in Petersburg, London, Paris, Antwerpen, Scheveningen, Dresden, Wien und München. Theuer und höchst selten sind auch seine Handzeichnungen.

Potteries, d. h. Töpfereien, nennt man in England die Fabrikgegend im nordwestl. Theile der engl. Grafschaft Stafford, welche das berühmte engl. Steingut, Porzellan u. s. w. liefert. Der District umfaßt das Thal des obern Trent in einer Ausdehnung von 7—8 engl. M. und hat außer großem Reichthum an Eisenerz ein besonderes Kohlenlager und reichlichen Töpferthon, der jedoch für die hier betriebene Industrie noch ergänzt wird durch die feinsten Thonarten von Purbeck in Dorset, Seifenstein aus Cornwall, Feuerstein von Gravesend, aus Wales und Irland. Strom-, Kanal- und Eisenbahnverbindung erleichtern dem merkwürdigen Industriedistrict den Absatz seiner Erzeugnisse nach allen Richtungen. Auf einem nur beschränkten Raume enthält derselbe eine Reihe von Städten, Flecken und Dörfern, die einander allmählich so nahe gerückt sind, daß sie jetzt fast eine einzige Stadt bilden, von etwa 1830—50 allein um 60 Proc. an Bevölkerung zugenommen haben und jetzt über 110000 E. zählen. Die bedeutendsten Fabrikorte, meist an der Eisenbahn gelegen, sind: Stoke upon Trent, Marktstadt, Parlamentsborough und Hauptort der P., mit 11390 E., einem Stadthause, einer großartigen Eisenbahnstation, Fabriken für Porzellan und anderes Geschirr, und mit den Bildsäulen Wedgwood's und Minton's auf dem Bahnhofplatze; Newcastle under Lyme (etwas westlicher), Municipalstadt und Parlamentsborough mit 12938 E., einem Rathhause, einer Lateinschule, einem Versorgungshaus, Töpfereien und Fabriken für Hüte, Schuhe, Seide- und Baumwollwaaren; Etruria (2 engl. M. im SW. von Stoke), ein Dorf mit 783 E., Eisenwerken, Porzellan- und Dampfmaschinenfabriken; Fenton (nahe im SO. von Stoke), ein Flecken mit 7882 E.; Longton und Laneend (3 engl. M. im SO. von Stoke), ein unregelmäßig gebauter Ort mit den Vorstädten Gibraltar und Dresten, zusammen mit 16690 E., einem Athenäum, einem literarischen Institut, einer Bibliothek und vielen Fabriken; Hanley mit Shelton (1 engl. M. im N. von Stoke), Municipalstadt und Country-Parlamentsborough, mit 31953 E., breiten Straßen, großem Marktplatz, Markthalle, Porzellanfabriken, Töpfereien, Papiermühlen und Eisenwerken; Burslem (3 engl. M. im N. von Stoke), schlechtgebaute Marktstadt am Trent, der wichtigste Ort für die Industrie der P., mit 17821 E., einer Stadthalle, einer Markthalle, einem Handwerkerinstitut, einer Glashütte in der Vorstadt Longport und einem großen Krankenhause in der Nachbarschaft; Tunstall (4 engl. M. im N. von Stoke), eine Marktstadt mit 11207 E., einem Gerichtshofe, einem

Markthalle und, außer Töpfereien und Ziegelbrennereien, mit Kornmühlen und einer Chemikalienfabrik. Die genannten Orte haben zusammen 110668 E. Die Pottery gewährt ein eigenthümliches Ansehen. Sie besteht zum Theil aus einem verworrenen Haufen kunstloser Gebäude, die, durch bloße Feldwege verbunden, mitten unter Meiereien und Aeckern liegen, und ist stets mit einer dichten Rauchwolke bedeckt, die aus den Brennöfen aufsteigt. Ebenso eigenthümlich sind Leben, Sitten und Verfassung in diesem industriellen Freistaat. Es erscheint hier eine «Pottery gazette», und es hat sich sogar ein wissenschaftlicher Verein gebildet, der sich Philosophical society of the Pottery nennt. Die Pottery verdankt ihr Aufkommen dem Unternehmungsgeiste Wedgwood's, der 1760—95 hier wirkte, sowie dem Umstande, daß sich daselbst die ergiebigsten Steinkohlenminen und die Gruben des besten Thons befinden. Im Anfange des 18. Jahrh. war die Gegend nur von wenigen Landleuten bewohnt, die grobe Töpferwaaren verfertigten. Was Wedgwood in dem von ihm erbauten Dorfe Etruria, dem Schauplatze seiner Thätigkeit, in der Töpferkunst ersonnen und praktisch bewährt, wurde bald Gemeingut Englands und war der Impuls zu einer Gewerbthätigkeit, deren jährlicher Ertrag sich jetzt auf ungefähr 3 Mill. Pfd. St. beläuft. Davon kommen über zwei Drittel auf die Staffordshire-P., die «hohe Schule der Töpferei und Porzellanmanufactur für die ganze Welt», während die übrigen engl. Töpfereien zu Worcester, Derby, London (Lambeth), Colebrookdale nur für etwa 8—900000 Pfd. St. produciren. Der größte Theil der Waare wird im Inland verbraucht; der Rest geht hauptsächlich über Liverpool nach Amerika und verschiedenen Ländern Europas.

Poudrette heißt der zu einem trockenen Düngemehl verarbeitete Inhalt der städtischen Gruben oder Kloaken. Die Behandlung beschränkt sich einzig auf eine fortgesetzte Verdampfung an freier Luft, theilweise auch auf Hürden und in Trockenstuben. Die P. liefert einen sehr zweckmäßigen, ziemlich wirksamen Beidünger, wird aber gewöhnlich behufs rascherer Trocknung zu stark mit indifferenten Bestandtheilen, Erden u. s. w., vermischt. Auf ihre Darstellung und Verwendung gründet sich die Desinfection der Städte durch das Abfuhrsystem und der Ersatz der dem Boden entzogenen Pflanzennährstoffe für die Landwirthschaft. Eine besondere Art der P. ist der animalisirte Kalk (chaux animalisé) oder die Kalkpoudrette von Mosselmann in Paris, bei welcher Kalkhydrat (an der Luft gelöschter Kalk) zur Aufsaugung und Geruchlosmachung der Fäcalstoffe verwendet wird. Die früher aus flüssigen Auswürfen dargestellte P. führte auch den Namen Urate; gegenwärtig ist diese nicht mehr üblich. Ein Zusatz von Eisenvitriol und andern Desinfectionsmitteln ist auf die Wirkung der P. ohne erheblichen Einfluß.

Pouillet (Claude Servais Mathias), ausgezeichneter franz. Physiker, geb. 16. Febr. 1791 zu Cuzance (Doubs), besuchte seit 1811 die Normalschule zu Paris, an welcher er bald darauf Repetent und Maître de Conférences wurde. Auch erhielt er den Lehrstuhl der Physik am Collége Bourbon (jetzt Bonaparte). 1827 wurde er mit dem physik. Unterricht des Herzogs von Chartres, später auch zweier anderer Söhne Ludwig Philipp's betraut. Inzwischen war P. 1829 zum zweiten Director des Conservatoriums der Künste und Gewerbe ernannt worden, an welchem er das Lehrfach der Physik übernahm. 1831 erhielt er die oberste Leitung dieser Anstalt. Als ein aufrichtiger Verehrer der Julidynastie, gehörte er auch als Deputirter zu den Vertretern der ministeriellen Politik. Nach der Februarrevolution von 1848 zog sich P. aus dem polit. Leben zurück. Als ihm bei Gelegenheit des Juniaufstandes von 1849 der Vorwurf gemacht wurde, daß er als Director der von ihm geleiteten Anstalt nicht energisch genug eingeschritten, vertheidigte er sich in würdiger Weise durch ein Memoire. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 legte P. seine Aemter nieder, da er Napoleon III. den Eid nicht leisten mochte. Seit Juli 1837 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. P.'s literarischer Ruf gründet sich auf seine trefflichen «Éléments de physique expérimentale et de météorologie» (2 Bde., 7. Aufl., Par. 1856), die sich in der Bearbeitung von J. Müller (s. d.) auch in Deutschland eingebürgert haben. Mit demselben Beifall wurden auch seine «Notions générales de physique et de météorologie» (3. Aufl., Par. 1859) aufgenommen. Seine übrigen Arbeiten betreffen besonders Gegenstände der Elektricitätslehre (Blitzableiter, Telegraphenapparate), der Optik, der Wärmelehre, der Thermoelektricität, der Elektrochemie u. s. w.

Poujoulat (Jean Joseph François), franz. Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1808 zu Lafare (Depart. Rhônemündungen), machte seine Studien in Aix, kam 1826 nach Paris, trat in freundschaftlichen Verkehr mit Michaud und wurde dessen Mitarbeiter an der «Bibliothèque des Croisades». 1830 begleitete er Michaud nach dem Orient, bereiste mit diesem Griechenland, Konstantinopel, Kleinasien und Jerusalem und machte für seinen Theil speciellere Forschungen in

Judäa und Syrien. Bei ihrer Rückkehr ließen sie ein interessantes Werk, die «Correspondance d'Orient» (7 Bde., Par. 1833—35), erscheinen. Nachher veröffentlichten sie eine «Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIIe siècle jusqu'à la fin du XVIIIme» (32 Bde., Par. 1836—38), die wichtige, bisher noch nicht bekannte Memoiren enthält. Bereits 1835 hatte P. den Roman «La Bédouine» (2 Bde., Par. 1840 u. öfter) geschrieben, der von der Französischen Akademie gekrönt wurde. Nach der Rückkehr von einer Reise nach Italien, wohin er Michaud begleitet hatte, ließ er «Toscane et Rome, correspondance d'Italie» (1839) erscheinen, besorgte auch, nach den letzten Arbeiten und Absichten seines Freundes, eine neue Ausgabe der «Histoire des Croisades» (6 Bde., Par. 1840—48), mit einem Vorbericht über das Leben des Verfassers. Außerdem verfaßte P. eine «Histoire de Jérusalem» (2 Bde., Par. 1841—42; 4. Aufl. 1856); die «Histoire de Saint-Augustin» (3 Bde., Par. 1844; 3. Aufl., 2 Bde., 1850), eine gekrönte Preisschrift und eins seiner Hauptwerke; ferner «Le cardinal Maury, sa vie et ses oeuvres» (Par. 1855, 2. Aufl. 1858) u. s. w. Für die «Quotidienne» lieferte er eine beträchtliche Anzahl literarischer Artikel, die theilweise wiederabgedruckt sind unter den Titeln: «Religion, histoire, poésie» (Par. 1843) und «Littérature contemporaine» (1856). Nach der Februarrevolution von 1848 wurde P. im Depart. Rhônemündungen zur Constituirenden Nationalversammlung abgeordnet und nachher auch in die Gesetzgebende Versammlung wiedergewählt, wo er mit der legitimistischen Rechten stimmte. Außerdem veröffentlichte er mehrere Gelegenheitsschriften, namentlich vier Broschüren über die politische und religiöse Lage im J. 1860.

Poularden heißen verschnittene Hühner, die sich, wie die Kapaunen, vorzüglich gut mästen lassen und ein noch besseres, zarteres Fleisch geben als diese. Anstalten, wo diese Zucht im großen geschieht, nennt man in Frankreich Poularderien. Neuerdings kommt das Verschneiden aber immer mehr ab, und man mästet mit größerm Vortheil die sog. Poules und Coqs vierges, junge Thiere, welche bis zur Mastzeit völlig getrennt gehalten worden sind.

Pouqueville (François Charles Hugues Laurent), franz. Gelehrter, geb. 4. Nov. 1770 zu Merlerault im Orne-Departement, gest. zu Paris 28. Dec. 1838, widmete sich ursprünglich dem Studium der Medicin und erwarb sich durch seine Abhandlung über die orient. Pest, die er in Aegypten und Syrien beobachtet hatte, einen ehrenvollen Ruf. Nachdem er Mitglied der ägypt. Commission gewesen, dann eine Reise nach Konstantinopel und Griechenland unternommen hatte, sendete ihn Napoleon als Generalconsul zu Ali-Pascha nach Janina, bei dem er bis 1815 blieb, worauf er zum Generalconsul in Patras ernannt wurde. Aus Liebe für histor., geogr. und archäolog. Beschäftigungen widmete er sich der Erforschung Griechenlands. Zuerst erschien seine «Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie, etc.» (3 Bde., Par. 1805), dann die «Voyage de la Grèce» (5 Bde., Par. 1820—22; 2. Aufl., 6 Bde., 1826—27), zuletzt «La Grèce, histoire et description» (Par. 1835) für das «Univers pittoresque». Eine mehr größere Verbreitung erlangte, trotz aller Schwulst und Parteilichkeit, seine «Histoire de la régénération de la Grèce, 1740—1824» (4 Bde., Par. 1824). Außerdem hat er als Mitglied der Akademie der Inschriften mehrere Mémoires, wie z. B. das «Mémoire historique et diplomatique sur le commerce et les établissements françaises au Levant» (1833), verfaßt. Die Forschungen P.'s verrathen oft Spuren großer Flüchtigkeit; großen Werth haben indeß seine eigenen Anschauungen.

Pourtalès, ein seit 1815 gräfl. Geschlecht, dessen bürgerliche Vorfahren nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus dem südl. Frankreich nach der Schweiz auswanderten und sich zu Neuenburg niederließen, wo sie als fleißige Gewerbsleute lebten. Der erste dieser Bürgerfamilie, der aus der Dunkelheit hervortritt, ist der Kaufmann Jeremias P., dessen Thätigkeit und Gesinnung die Blicke Friedrich's d. Gr. auf ihn lenkten. Letzterer ertheilte ihm 14. Febr. 1750 den Adelsbrief. Der Sohn dieses Jeremias P. war Jakob Ludwig von P., der eigentliche Schöpfer jenes großartigen Vermögens, welchem seine Nachkommenschaft Rang und Stellung verdankt. Er war 9. Aug. 1722 zu Neufchâtel geboren, besuchte einige Jahre hindurch wissenschaftliche Bildungsanstalten, wählte aber, obgleich von seinem Vater zum Staatsdienste bestimmt, aus Neigung den Handelsstand. Mit einem Erbe von etwa 40000 Fr. eröffnete er 1753 sein Handelshaus in Neuenburg, das er binnen kurzer Zeit zu einem der geachtetsten der Welt erhob. Sein rastloser Unternehmungsgeist hatte nicht nur ein Netz von Contoren und Geschäftsverbindungen über beide Hemisphären gezogen, sodaß er durch seine großen Handelsoperationen der glückliche Nebenbuhler des Hope'schen Hauses in Amsterdam wurde, sondern er begründete auch in seiner Heimat wie anderwärts industrielle Etablissements aller Art

Ueberall war er gegenwärtig, wo die Speculation die großen Kaufleute der Welt zusammenrief. Durch Einfachheit und Genügsamkeit der Lebensweise hatte er sich zu allen Härten des Geschäftslebens gestählt. Seine ungemeine Sparsamkeit wußte er durch freigebige Großmuth zu adeln; für seine Mildthätigkeit spricht das Hospital für Kranke aus fremden Ländern, das er am Ende seiner Tage in seiner Vaterstadt begründete. Er starb, indem er ein Erbe von 40 Mill. Frs. hinterließ, plötzlich 20. März 1814. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurden seine drei Söhne 21. März 1815 vom König Friedrich Wilhelm III. in den preuß. Grafenstand erhoben. Der jüngste derselben, der Graf Julius Heinrich Karl Friedrich von P., geb. 23. Febr. 1779, bekleidete bis 1853 den Posten eines Oberceremonienmeisters am preuß. Hofe und starb 30. Jan. 1867 zu Clarenz bei Vevay am Genfersee. Von seinen beiden Söhnen war der ältere, Graf Albert von P., geb. 20. Sept. 1812, gest. 18. Dec. 1861, seit März 1859 preuß. Gesandter zu Paris sowie Mitglied des Herrenhauses. Der zweite Sohn Jakob Ludwig's, der Graf James Alexander von P., geb. 28. Nov. 1776, gest. 24. März 1855, nannte sich nach seinem Besitze, der Herrschaft Gorgier im Neuenburgischen, P.-Gorgier. Er hinterließ vier Söhne, die Grafen: Heinrich, geb. 5. Febr. 1815; Karl, geb. 3. Mai 1816, preuß. Kammerherr und Ceremonienmeister; Jakob Robert, geb. 15. April 1821, und Edmund, geb. 6. April 1828. Die drei erstern sind vermählt und besitzen männliche Nachkommenschaft. Der älteste Sohn Jakob Ludwig's endlich, Graf Ludwig von P., geb. 14. Mai 1773, gest. 8. Mai 1848, war Präsident des Staatsraths im Fürstenthum und Canton Neuenburg sowie auch Oberinspector der schweiz. Artillerie. Er hinterließ drei Söhne. Der Erstgeborne, Graf Ludwig August von P., geb. 17. März 1796, preuß. außerordentlicher Staatsrath und Oberstlieutenant der Artillerie im Fürstenthum Neuenburg, vermählte sich 1822 mit Elisabeth Friederike von Sandoz-Rollin, weshalb sich seine Linie P.-Sandoz nennt. Sein Bruder, Karl Friedrich von P., geb. 10. Juni 1799, seit 1824 mit der Freiin von Steiger-Wichtrach vermählt, war Oberinspector der Milizen im Fürstenthum Neuenburg. Beide Brüder suchten 3. Sept. 1856 an der Spitze der Royalisten die königl. Regierung in Neuenburg (s. d.) wiederherzustellen. Graf Ludwig nahm das Schloß zu Neuenburg, während Graf Karl Friedrich nach Locle und Lachaux-de-Fonds zog. Beide wurden jedoch von ihren Gegnern gefangen genommen und erst 26. Mai 1857 wieder in Freiheit gesetzt. Ein dritter Bruder, Graf Alexander Joseph von P., geb. 9. Oct. 1810, war Major der Artillerie in Neuenburg. Das Haus P. ist in Preußen, Böhmen, der Schweiz sehr reich begittert, und mehrere Glieder haben zu dem bedeutenden Vermögen noch sehr reiche Heirathen gemacht.

Poussin (Nicolas), Historien- und Landschaftsmaler, geb. zu Audelys in der Normandie 1593, stammte aus einer edeln, aber sehr armen Familie. Er machte seine ersten Studien in seiner Heimat und in Paris unter sehr mittelmäßigen Meistern mit ausgezeichneten Fortschritten. Sein Verdienst war bereits anerkannt und verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, 1624 nach Italien ging. In Rom trat der Dichter Marini mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß und flößte ihm Geschmack an den Dichtern Italiens ein, in denen P. reichen Stoff für seine Compositionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es P. an Unterstützung und er sah sich genöthigt, seine Arbeiten zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen. Dennoch war er unablässig theils mit der Ausübung seiner Kunst, theils mit den vielseitigsten darauf bezüglichen Studien beschäftigt. Für seine Figuren diente ihm die Antike zum Muster. Er modellirte mit vielem Geschick, und gewiß wäre er auch ein trefflicher Bildhauer geworden. Endlich fand er großmüthige Unterstützung durch den Cardinal Francesco Barberini und den Ritter Cassiano del Puzzo, für welchen er die Sieben Sakramente malte. Durch diese treffliche Folge von Gemälden wurde P. auch in Frankreich berühmt und 1640 vom Cardinal Richelieu nach Paris berufen, um die Galerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. ernannte ihn zu seinem ersten Maler. Er erhielt in Paris viele Aufträge, fand aber auch zugleich eine Menge Widersacher, namentlich an den Malern und Architekten, welche bereits die Decoration des Louvre begonnen hatten. Er sah sich genöthigt, damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten geradezu wegschaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünstigten Simon Vouet zu kämpfen, und überdies gefielen seine Gemälde dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geschmacke der Franzosen weniger als den kunstsinnigen Italienern. Unter solchen Verhältnissen gab er schon im Sept. 1642 seine Stellung in Paris wieder auf und kehrte nach Rom zurück, wo er auch 19. Nov. 1665 starb. Obgleich Ludwig XIV. ihm Titel und Gehalt gelassen hatte, so lebte P. doch immer in sehr beschränkten

Umständen, da er mehr für den Ruhm als für den Gewinn arbeitete. Am bedeutendsten war er im Fache der Landschaft. Auf Grundlage des bisher von den Bolognesern und den in Rom wohnenden Niederländern Geleisteten schuf er die sog. heroische Landschaft, welche nach den Gesetzen bedeutsamer Massenvertheilung angeordnet, in ihren sanften und großen Formen den Schauplatz für ein goldenes, idyllisches Zeitalter darbieten sollte. P. selbst blieb dabei in der Färbung hart und kalt. — Viel weiter gelangte sein Schwager und einziger Schüler **Kaspar Dughet**, gewöhnlich **Gasparo P.** genannt, geb. in Rom 1613, gest. 1675, welcher das Element der Luft und des Lichts beifügte. Als Historienmaler wird P. meist überschätzt, zumal wenn ihn seine Landsleute Rafael gleichstellen. Er besaß allerdings die tiefste Wissenschaft der Zeichnung und der Composition, welche letztere in Betreff der Gruppirung wie der Detailanordnung vollendet zu nennen ist. Auch in der Zeichnung sind ihm ein plastischer Graft und eine strenge Bestimmtheit des Stils nicht abzusprechen. Allein es geht durch seine Bilder eine solche Kälte, durchgreifende Berechnung und Befangenheit, daß sie auch den Beschauer kalt lassen und ihn sogar oft durch Affectation abstoßen. Dazu kommen noch die geringe Kraft des Ausdrucks und das trübe, blasse Colorit, in welchem man Mühe hat, die Studien nach Tizian wiederzuerkennen, welche P. gemacht haben soll. Immer aber bleibt ihm das Verdienst, der Entartung und Willkür in der franz. Kunst für einige Zeit Stillstand geboten und sie auf eine strengere classische Bahn geleitet zu haben. Zu seinen berühmtesten histor. Werken, die sich meist im Louvre befinden, gehören die Sündflut, Germanicus, die Einnahme von Jerusalem, das Abendmahl, die Pest der Philister, Rebekka, die Ehebrecherin, Moses als Knabe, Moses, der mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des Goldenen Kalbes, Johannes, welcher in der Wüste tauft u. s. w. Nach ihm haben gestochen Chateau, Poilly und am vorzüglichsten G. Audran, J. Pesne und Claudine Stella. Kaspar P. hat zehn Blatt Landschaften selbst geätzt, und nach ihm hat F. Vivares vortrefflich gestochen. Vgl. Bouchitté, «Le P., sa vie et son oeuvre» (Par. 1858); Andresen, «Nicolas P., Verzeichniß der nach seinen Gemälden gefertigten Kupferstiche» (Lpz. 1863).

Pözl (Joseph), dair. Staatsrechtslehrer und Abgeordneter, geb. 5. Nov. 1814 zu Pechtersreuth bei Waldsassen, besuchte das Gymnasium zu Amberg und widmete sich dann jurist. Studien zu München. Nachdem er 1842 seine letzte Prüfung mit Erfolg bestanden, beabsichtigte er, sich als Privatdocent an der münchener Universität zu habilitiren. Das damals herrschende Abel'sche Ministerium gestattete ihm jedoch blos die Wahl zwischen den Universitäten Erlangen und Würzburg. P. wählte die letztere und sah bald einen ansehnlichen Zuhörerkreis um sich versammelt. Seine literarische Thätigkeit war hauptsächlich darauf gerichtet, die Abel'sche Theorie über Auslegung und Handhabung der Verfassung zu bekämpfen, zu welchem Behufe er ein Compendium des «Bair. Staatsverfassungsrechts» (Würzb. 1847) veröffentlichte. Seiner mannhaften Opposition wider das damals für allmächtig gehaltene Régime hatte er es hauptsächlich zu verdanken, daß er 1847 an Moy's Stelle als Professor des bair. Staatsrechts nach München berufen und im folgenden Jahre (1848) von zwei bair. Wahlbezirken zum Parlament nach Frankfurt gewählt wurde. Nach seiner Rückkehr aus Frankfurt im März 1849 widmete er sich wiederum seinem Lehrberufe und wissenschaftlichen Arbeiten. Als Ergebnisse der letztern erschienen das «Lehrbuch des bair. Verfassungsrechts» (Münch. 1851; 3. Aufl. 1860) und das «Lehrbuch des bair. Verwaltungsrechts» (Münch. 1856; 3. Aufl. 1867). Daneben veröffentlichte er zu mehrern neuern bair. Gesetzen Commentare, wie insbesondere zu den Ablösungsgesetzen und zu den Wassergesetzen. Außerdem leitete P. seit 1853 eine kritische Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, die anfänglich unter dem Titel «Kritische Ueberschau» erschien, denselben aber 1859 in «Kritische Vierteljahrschrift» abänderte. Neuerdings veröffentlichte er auch einen «Grundriß zu Vorlesungen über Polizei» (Münch. 1866). P.'s spätere polit. Thätigkeit gehörte seinem engern Vaterlande an. 1858 in die bair. Zweite Kammer gewählt, erwarb er sich rasch das Vertrauen derselben. Seine Referate über die kurhess. Frage und über die Gewerbegesetzgebung erregten in ganz Deutschland Interesse. Bereits in der nächsten Kammer (1863), in die ihn die Stadt München gesandt hatte, ward er zum zweiten, und später, als Graf Hegnenberg abtrat, zum ersten Präsidenten erwählt. Zu derselben Function wurde er auch 1867 wieder berufen.

Pozzo di Borgo (Karl Andreas, Graf), einer der gewandtesten russ. Diplomaten der neuern Zeit, wurde 8. März 1768 in Alata, einem Städtchen auf der Insel Corsica, aus einer zwar alten, aber verarmten Familie geboren. Beim Ausbruch der Französischen Revolution einflußreicher Advocat in Corsica und eifrig den Grundsätzen der Revolution zugewandt, ward er

1791 in die Legislative Nationalversammlung gewählt, schloß sich dort den Girondisten an und stimmte eifrig mit der Kriegspartei. Doch verließ er Frankreich um seiner persönlichen Sicherheit willen und wandte sich seit Herbst 1792 Paoli (s. d.) zu. Er übernahm unter der engl. Herrschaft auf Corsica den Vorsitz des Staatsraths und schiffte sich beim Abzuge der Engländer mit diesen ein. Schon jetzt war P. in bitterm, echt corsischem Familienhasse mit den Bonapartes entzweit, und die polit. Lage führte ihn nun auch entschieden aus dem Lager der Revolution in das ihrer Gegner hinüber. Nachdem er in mehrern geheimen Sendungen, z. B. 1798 in Wien, für die Coalition thätig gewesen, trat er in russ. Dienste, ging 1805 zur engl.-neapolit. Armee als russ. Commissar und in gleicher Eigenschaft 1806 zum preuß. Heere. Der Bund Rußlands mit Napoleon bewog ihn, vorübergehend den russ. Dienst zu verlassen und 1809—10 in Oesterreich, dem Orient, Großbritannien seine unermüdete Thätigkeit gegen den verhaßten Landsmann zu entfalten. Mit der Katastrophe von 1812 begann der wichtigste Theil seines öffentlichen Wirkens. Er knüpfte den Bund mit Schweden, drängte Alexander zur Fortsetzung des Kriegs, suchte Bernadotte's bedächtiges Zögern zu überwinden, ging dann als russ. Commissar ins schwed. Lager und ward im Jan. 1814 nach England gesandt, um die brit. Politik zum entschiedenern Handeln gegen Napoleon zu bestimmen. Auf dem Congresse zu Châtillon, bei dem Abschlusse des Vertrags zu Chaumont, der Abdankung des franz. Kaisers u. s. w. gehörte er im diplomatischen Hauptquartiere zu den rührigsten und einflußreichsten Gegnern derer, die sich mit Napoleon friedlich vergleichen oder wenigstens seine Dynastie erhalten wollten. Auch war P. der Herstellung der Bourbons mit einer constitutionellen Einrichtung nicht fremd. Der Kaiser Alexander belohnte ihn mit dem Posten eines russ. Botschafters in Paris und nahm ihn mit auf den Wiener Congreß, wo er in demselben Geiste wie vorher thätig war. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba eilte er zu Ludwig XVIII. nach Gent, begab sich hierauf ins Hauptquartier Wellington's und wurde bei Waterloo leicht verwundet. Das Anerbieten, in franz. Dienste zu treten, lehnte er ab, blieb aber als russ. Gesandter einflußreicher Rathgeber der Bourbons. Er rieth zur Mäßigung, mahnte von Gewaltschritten ab und suchte auch der seit 1821 und 1822 immer schroffer hervortretenden Reactionspolitik mildernd entgegenzuwirken. Nach dem Ausbruche der Julirevolution von 1830, die er vorausgesagt, ward seine Stellung besonders schwierig. Obwol beim Kaiser Nikolaus in hohem Ansehen und von diesem 1826 in den russ. Grafenstand erhoben, stieß er in seinen Bemühungen, den Kaiser zur Annäherung an die Julidynastie zu bestimmen, auf großen Widerwillen. In Paris sah der Russenhaß in ihm den Repräsentanten der gegen Polen befolgten Politik, und es kam nach dem Falle Warschaus zu Demonstrationen, die den Kaiser bewogen, ihn im Frühjahr 1832 abzuberufen. Indessen ward er bereits nach einigen Monaten zur bessern Wahrung der russ. Interessen wieder nach Paris gesandt. Der Eintritt der Tories ins brit. Ministerium gab Anlaß, daß er 1834 zum Botschafter in London ernannt wurde. Auf diesem Posten blieb er bis 1839 und zog sich dann, seinen Abschied nehmend, als Privatmann wieder nach Paris zurück, wo er bis zu seinem Tode, 15. Febr. 1842, ein angesehenes Haus machte.

Pozzuoli oder **Pozzuolo** (bei den Alten Dicaearchia, dann als röm. Colonie Puteoli genannt), eine Stadt mit 9823 E. (31. Dec. 1861, als Gemeinde mit 14752 E.), Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Neapel und Sitz einer Unterpräfectur, in einer reizenden Gegend an einer Bucht des Meerbusens von Neapel, mit berühmten warmen Bädern, ist hauptsächlich merkwürdig wegen der Ueberreste röm. Bauwerke, bestehend in Ruinen eines Tempels des Augustus, der jetzt die Kathedrale des heil. Proculus bildet, eines Tempels des Jupiter Serapis, eines ehemaligen Amphitheaters, Colosseum genannt, und unterirdischer Substructionen, die den Namen des Labyrinths des Dädalus führen. In der Nähe der Stadt findet man die Puzzuolanerde, die zumeist aus reichhaltigem Eisensande besteht, der, durch Kalk verbunden, steinhart wird. Zwischen P. und Bajä liegt der Lucrinersee mit dem 1538 durch ein Erdbeben emporgestiegenen Monte-Nuovo, der Avernersee, die Ruinen mehrer Tempel und die Bäder des Nero. Ueberhaupt veranlaßten die reizende Lage dieser Gegend und ihr herrliches Klima die alten Römer, hier ihre Villen anzulegen, und die Kaiser, mit unendlichem Aufwande die riesenhaften Bauwerke aufzuführen, deren Ueberreste als Zeugen ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit Staunen erregen.

Präbende, s. Pfründe.

Präcipität, s. Niederschlag.

Präcipuum (lat.) bezeichnet das, was bei gleichmäßiger Vertheilung unter mehrere Personen einer oder der andern derselben von der zu vertheilenden Masse im voraus, d. h. ehe man

die Theilung vornimmt, gewährt wird. Solche Präcipua kamen früher namentlich bei Erbtheilungen vor und sind hier und da noch, wenn auch selten, gebräuchlich. So war es z. B. in manchen Gegenden üblich, daß der älteste Sohn bei der Vertheilung des Nachlasses in Grundstücken den Rittersitz mit Patrimonialgericht, Pfarrpatronat u. s. w., bei Vertheilung des Mobiliarnachlasses Wehr und Waffen, Bibliothek u. s. w. vorweg empfing. Auch bei kaufmännischen Societätsgeschäften kommen Präcipua insofern vor, als hier und da der eine Gesellschafter, welcher in irgendeiner Weise für das gemeinsame Unternehmen mehr leistet als die andern, vertragsmäßig eine bestimmte Summe aus dem sonst nach gleichen Theilen zu vertheilenden Gewinn vorweg nimmt. Am gebräuchlichsten ist der Ausdruck durch die Verträge hinsichtlich des Deutschen Zollvereins geworden. Nach denselben steht als Regel fest, daß an allen Zolleinkünften die Vereinsstaaten gleichmäßig nach Maßgabe ihrer alle drei Jahre durch Zählung festzustellenden Kopfzahl participiren. Nur hinsichtlich einiger Staaten, z. B. Frankfurt a. M., Hannover und Oldenburg, war ausbedungen, daß sie mit Rücksicht auf die größere Consumtion von verzollten Waaren durch ihre Bürger oder auch in Betracht anderer Verhältnisse etwas voraus empfangen sollten, also ein P., das auch neuerdings wieder von mehrern süddeutschen Staaten bei Gelegenheit der Abschaffung des Salzmonopols und der Einführung der Salzsteuer in Anspruch genommen worden ist. Natürlich sind Präcipua nur dann gerechtfertigt, wenn die ganz gleiche Theilung eine Ungerechtigkeit mit sich führen würde. Indeß müssen Präcipua mitunter auch zugestanden werden, wenn jemand in eine Gemeinschaft gezogen werden soll, der sich nur durch Gewährung eines besondern Vortheils dazu bereit finden läßt.

Präclusion (lat.). Zur Erlangung rechtlicher Gewißheiten, insbesondere um die Personen zu ermitteln, welchen Ansprüche auf Befriedigung aus einer Vermögensmasse oder Rechte an bestimmten Sachen zustehen, können von den Gerichten öffentliche Aufforderungen zur Geltendmachung solcher Ansprüche unter der Verwarnung ergehen, daß alle diejenigen, welche die Meldung binnen der deshalb gesetzten Frist unterlassen, präcludirt oder ausgeschlossen, d. h. so angesehen werden sollen, als wenn sie entweder gar kein Recht gehabt oder demselben entsagt hätten. In dieser Weise werden z. B. die zu einer Concursmasse, einer Erbschaft vorhandenen Gläubiger, die hinsichtlich verloren gegangener und durch Duplikate zu ersetzender Inhaberpapiere Berechtigten vorgeladen, und es wird dann gegen die Ausbleibenden ein Präclusions- oder Präclusivbescheid erlassen.

Prädestination, d. i. Vorherbestimmung, heißt in der Dogmatik der absolut freie Rathschluß Gottes, vermöge dessen aus der durch den Sündenfall verderbten Masse des Menschengeschlechts nicht alle zum Heile berufen werden und wiederum unter den Berufenen selbst nur die von Ewigkeit her persönlich dazu Erwählten zur Seligkeit wirklich gelangen. Der Ursprung der Lehre hängt mit dem religiösen Interesse zusammen, alles Heil des Menschen allein auf die freie göttliche Gnade zurückzuführen, mit welchem man die thatsächliche Erfahrung zusammenhielt, daß das christl. Heil verhältnißmäßig nur zu einem kleinen Theile der Menschen gelangt und auch unter diesen wieder nur von einem kleinen Theile ergriffen wird. Im Gegensatze gegen die Pelagianer (s. d.) stellte Augustinus zuerst diese Lehre auf, welche späterhin noch dahin geschärft wurde, daß man eine doppelte P. lehrte, die eine zur Verdammniß, die andere zur Seligkeit. Aber die dem sittlichen Bewußtsein anstößige Härte dieser Lehre ließ sie trotz des Ansehens des großen Kirchenvaters Augustin während des ganzen Mittelalters niemals zur Herrschaft gelangen. Schon im 9. Jahrh. wurde der Mönch Gottschalk zu Orbais um des Bekenntnisses zur P. willen grausam verfolgt und starb im Gefängnisse. Dennoch wurde sie von einzelnen ebenso religiös ernstgestimmten als durch consequentes Denken ausgezeichneten Geistern, wie im 14. Jahrh. von dem oxforder Theologen Thomas Bradwardine und nach ihm von Wicliffe (s. d.) vertheidigt. Während die röm. Kirche dabei geblieben ist, die Bestimmung zur Seligkeit oder Unseligkeit von dem durch Gott vorausgesehenen menschlichen Freiheitsgebrauche abhängig zu machen, traten die Reformatoren anfangs sämmtlich aufs entschiedenste für die Prädestinationslehre ein. Luther hat seine anfangs in schroffster Form vorgetragenen prädestinatinischen Anschauungen niemals zurückgenommen, und bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrh. wurde die P. von den meisten namhaftern luth. Theologen gelehrt. Melanchthon, der seit 1535 allmählich von ihr zurücktrat, stand ziemlich isolirt, und seine Schüler lenkten später fast sämmtlich wieder in die verlassenen Bahnen zurück. Die Milderung der P., welche die Concordienformel von 1580 vorträgt, ist mehr scheinbar als wirklich, und ist durch innere Widersprüche zu theuer erkauft. Indessen gewöhnten sich die luth. Theologen schon seit dem Anfange des 17. Jahrh., die P. von dem göttlichen Vorherwissen abhängig zu machen, also wesentlich ebenso wie die röm. Katholiken zu lehren.

Dagegen hielten die Reformirten nicht nur an der P. unerschütterlich fest, sondern prägten sie unter dem Einflusse Calvin's mit eiserner Folgerichtigkeit allseitig aus. Die Milderungen, welche der niederländ. Theolog Arminius versuchte, veranlaßte ihre ausdrückliche symbolische Feststellung auf der Synode zu Dordrecht (1618). Doch fehlte es auch nachmals bei den Reformirten nicht an Versuchen, die Particularität der Gnadenwahl mit der Universalität des göttlichen Heilswillens zu vereinbaren, unter denen die geistreichen, aber widerspruchsvollen Ausführungen von Moses Amyrault und der Schule von Saumur am bekanntesten sind. Im Laufe des 18. Jahrh. mußte auch die reform. Prädestinationslehre der rationalistischen Aufklärung weichen. Eine tiefsinnige, aber von der ältern Kirchenlehre wesentlich abweichende Begründung der P. hat Schleiermacher gegeben, welcher das Dogma im Sinne des philos. Determinismus deutete und gerade das dem sittlichen Gefühl Anstößigste daran, die willkürliche Auswahl einer geringen Zahl aus der Masse der Verdammten, dadurch beseitigte, daß er darunter nur eine in der geschichtlichen Entwickelung des Reichs Gottes nothwendig begründete frühere oder spätere Berufung der Völker und der einzelnen zum Heile verstand. In diesem Sinne hat auch die moderne Theologie sich vielfach wieder mit der P. befreundet.

Prädicamente, s. Kategorien.

Prädicat heißt in der Logik ein Begriff in Beziehung auf einen andern, das Subject, insofern im Urtheil über die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung des einen mit dem andern etwas ausgesagt wird. Sobald Urtheile auf Gegenstände bezogen werden, nennt man die Eigenschaften der Dinge wol auch P. (besonders in der Grammatik), und P. bezeichnet daher oft auch so viel wie einen Titel, den jemand erhält.

Pradier (James), franz. Bildhauer, geb. zu Genf 23. Mai 1792 von einer ursprünglich franz. Familie, war zum Berufe eines Münzstempelschneiders bestimmt, ging aber 1809, da er auf Verwendung Denon's ein Jahrgehalt auf die kaiserl. Privatkasse angewiesen erhielt, nach Paris und studirte daselbst die Zeichenkunst bei dem Maler Meynier und die Bildhauerei im Atelier des Bildhauers Lemot. 1812 erhielt er von der Akademie einen Ehrenpreis, und das Jahr darauf gewann er mit einem Basrelief, Philoktet und Ulysses, den ersten Hauptpreis der Bildhauerei, der ihm zu einer Freistelle in der franz. Akademie zu Rom verhalf. Hier vervollkommnete er sein Talent durch Studium nach der Antike und kehrte dann nach Paris zurück mit zwei Marmorstatuen von seiner Hand, einer Bacchantin und eines Niobiden. 1821 ging er zum zweiten mal nach Rom, wo er sich bis gegen 1823 aufhielt. Diesmal brachte er eine hübsche Statue der Psyche zurück, die aus dem Schaft einer in den Trümmern des alten Veji gefundenen antiken Marmorsäule gehauen ist. Seitdem arbeitete er beständig in Paris und producirte eine Menge größerer und kleinerer Bildhauerwerke, wie eine Venus, die allerliebste Gruppe der drei Grazien, das Modell der Statue des J. J. Rousseau, nach welchem das Gußwerk für Genf ausgeführt wurde; Cyparissus mit seinem Hirsch und eine Jägerin. Das Institut nahm ihn 1827 unter seine Mitglieder auf, und seitdem entwickelte er als Akademiker eine neue Thätigkeit. Von 1827—40 verfertigte er unter anderm den Prometheus, den Faun und die Bacchantin, den Phidias, die Basreliefs am Frontan der Deputirtenkammer, die kolossalen allegorischen Figuren der franz. Städte Lille und Strasburg auf dem Concordeplatz u. s. w. Hierzu kamen später die allegorischen Figuren um das Zifferblatt der Uhr im Giebelgefilde des neuen Flügels am Luxembourg, die beiden Musen am Postament des Molièrebrunnens, eine Odaliske, die Phryne, die Industrie vor der Börse, die Flora, welche P. selbst für eins seiner gelungensten Werke hielt, die zwölf kolossalen Victorien am Grabdenkmal Napoleon's im Invalidenhotel, die Atalante in der Ausstellung von 1851, endlich die Sappho, ausgestellt im Salon von 1852. P. starb plötzlich 14. Juni 1852 auf einem Spaziergange bei Paris. Was die Ausführung anlangt, ist er ein Bildhauer erster Klasse; die Auffassung läßt jedoch oft zu wünschen übrig, und viele seiner Werke verstoßen gegen das vorwaltende Wesen der Bildhauerei, die Keuschheit. Er hat eine große Anzahl Schüler gebildet, worunter mehrere von bedeutendem Verdienst.

Pradt (Dominique Dufour de), franz. Publicist und Diplomat, geb. 23. April 1759 zu Allanches in Auvergne, war vor der Revolution Großvicar bei dem Cardinal-Erzbischof von Rouen, Larochefoucauld. Als Abgeordneter seines Standes trat er 1789 in die Nationalversammlung, wo er sich gegen die Reform erklärte. Nach Auflösung der Constituirenden Versammlung wanderte er nach Hamburg aus. Hier ließ er 1798 eine Schrift «Antidote au congrès de Rastadt» erscheinen, worin er die Unterhandlungen der Mächte mit der Republik misbilligte. Zwei Jahre später veröffentlichte er, ebenfalls anonym, «La Prusse et sa neutralité», eine Kreuzzugspredigt gegen das republikanische Frankreich. Nach der Revolution vom

18. Brumaire wirkte er sich die Erlaubniß zur Rückkehr aus. Mit seiner Schmeichelei wußte er Bonaparte so einzunehmen, daß ihn derselbe zum Almosenier wählte. Nach der Krönung ernannte ihn Napoleon zum Baron und erhob ihn zum Bischof von Poitiers. Auch begleitete P. den Kaiser nach Mailand und half dort dessen Krönung als König von Italien vollziehen. 1808 wurde er in den Verhandlungen zu Bayonne benutzt. Bei der Entfernung der Bourbons vom span. Throne leistete er dem Kaiser so treffliche Dienste, daß er 1809 das Erzbisthum Mecheln erhielt. 1811 hatte er die Verhandlungen mit dem Papste zu Savona zu leiten, wobei er sich jedoch den Absichten des Kaisers weniger geneigt zeigte. Er wurde deshalb in sein Erzbisthum verwiesen, durfte aber schon nach einigen Monaten an den Hof zurückkehren. Die hohe Meinung von P.'s Treue und diplomatischen Talenten bewog Napoleon, denselben bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 als franz. Gesandten nach Warschau zu schicken. P. handelte hier mit Absicht gegen das Interesse seines Herrn und zog sich den Haß der Polen wie der franz. Generale zu. Bei Annäherung der Russen verließ er Warschau und begab sich nach Paris, wo er in seine Diöcese verwiesen wurde. Nach der ersten Restauration erschien P. zu Paris und zeigte sich offen als Anhänger der Bourbons. Er veröffentlichte zugleich einen «Récit historique sur la restauration de la royauté en France», worin er behauptete, daß seine Mittheilungen die Verbündeten zum gänzlichen Bruche mit Napoleon und zur Herstellung der Bourbons bewogen hätten. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Kanzler der Ehrenlegion, setzte ihn aber sehr bald einer Voreiligkeit wegen wieder ab. P. begab sich nun auf seine Güter in Auvergne und verharrte daselbst auch während der Hundert Tage. Nach der zweiten Restauration gab er sein Erzbisthum gegen eine Leibrente auf. Er widmete sich nun ausschließend der Feder und schrieb zuvörderst eine «Histoire de l'ambassade dans le grand-duché de Varsovie en 1812» (Par. 1815), die maßlosen Skandal erregte und neunmal aufgelegt wurde. Seitdem veröffentlichte er «Du congrès de Vienne» (2 Bde., Par. 1815), «Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne à Bayonne» (1816), «Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique» (2 Bde., 1817), «Des progrès du gouvernement représentatif en France» (1817), «Les quatre concordats» (3 Bde., 1818—20), «L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle» (1819), «Le congrès de Carlsbad» (1819), «De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794» (1820). Diese und andere Arbeiten erwarben ihm durch schlagende Polemik, freimüthige Opposition und geistreiche Gesichtspunkte große Erfolge, wiewol sie sämmtlich leichtsinniges Urtheil zur Schau tragen. Später veröffentlichte er «Parallèle de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe» (1823), «Du jésuitisme ancien et moderne» (1825), «Le congrès de Panama» (1825) u. s. w. 1827 trat er als Abgeordneter von Clermont in die Kammer, wo er sich zur Opposition gesellte. Nach der Julirevolution von 1830 suchte er sich durch «Un chapitre sur la légitimité» aufs neue Bedeutung zu geben und sandte noch eine Menge Flugblätter ins Publikum. P. starb in Vergessenheit 18. März 1844 auf seinem Schlosse Bedrine.

Präexistenz, d. h. die Annahme, daß die menschliche Seele schon vor Erzeugung des gegenwärtigen Körpers vorhanden gewesen sei, war ein in dem Oriente sehr verbreitetes Philosophem. Auch griech. Philosophen, besonders diejenigen, welche eine Seelenwanderung annahmen, z. B. die Pythagoräer, Empedokles und selbst Plato, wenn die P. bei ihm nicht eine mythische Einkleidung ist, bekannten sich zu dieser Ansicht. Unter den Christen war die Annahme einer solchen P. mit der Behauptung verbunden, daß Gott die Seelen vor der Welt erschaffen habe und daß diese bei der Erzeugung oder Geburt mit den menschlichen Leibern verbunden würden. Man nannte die Anhänger dieser Meinung Präexistentianer oder Creatianer, und unterschied sie von den Traducianern, welche behaupteten, daß die Seele des künftigen Menschen in den zeugenden Individuen schon vorhanden sei.

Präfect (lat. Praefectus) war bei den Römern die Benennung für Vorgesetzte der verschiedensten Art. So hießen Sklavenaufseher, wenn sie auch selbst dem Sklavenstande angehörten, Praefecti decuriae servorum, Zunft- und Innungsvorstände Praefecti opificum, fabrorum. Außerdem kam dieser Titel einer großen Anzahl von Oberoffizieren und Beamten zu. Praefecti sociorum waren die vom Consul ernannten Befehlshaber der bei den Legionen dienenden Bundesgenossen, Praefecti alarum die Führer der Reitergeschwader, Praefecti levis armaturae die der leichten Truppen, Praefecti legionum zur Kaiserzeit die, welche unter den Legaten (s. d.) die einzelnen Legionen commandirten, Praefecti classis die Admirale, namentlich seit Augustus der beiden in Misenum und Ravenna stationirten Flotten. Bei jeder Legion hatte ein Praefectus castrorum, vehiculorum die Aufsicht über die Lagergeräthschaften und Kriegsmaschinen, das Fuhrwesen und die Anstalten zur Verpflegung von Kranken und Verwundeten. Prae-

fectus urbi hieß schon in der Königszeit der vom Rex (s. d.) in Abwesenheitsfällen zur Hütung der Stadt zurückgelassene Stellvertreter, seit Augustus aber der Polizeichef über Rom und dessen Umgegend, welcher später auch die Strafgerichtsbarkeit handhabte. Auch für Konstantinopel ward ein solcher durch Konstantin 329 n. Chr. eingesetzt. Die Befähigung zu diesem Amte besaßen eigentlich nur Consularen, und die Berufung erfolgte ohne Zeitbeschränkung. Unter dem Praefectus urbi stand, ebenfalls seit Augustus, ein Praefectus vigilum, dem die Feuer- und sonstige Sicherheitspolizei und die Leitung der sieben Cohorten Scharwächter (vigiles) übertragen war. In solchen Gegenden, wo die Unsicherheit überhand genommen hatte, traten außerordentliche Commissare, Praefecti latrociniis arcendis, dem Diebs- und Räuberunwesen entgegen. Praefecti juri dicundo nannte man die von Rom aus ernannten Directoren solcher Städte, welche keine Selbstverwaltung oder wenigstens nicht die Rechtspflege hatten und deshalb «Präfecturen» hießen. Mit einzelnen Zweigen der Verwaltung waren noch beauftragt der Praefectus annonae und die Praefecti aerarii. Letztere führten seit Augustus anstatt der Quästoren die Aufsicht über den öffentlichen Schatz und wurden anfangs aus den Prätoren durch den Senat, weiterhin durch das Los erwählt, zuletzt aber vom Kaiser ernannt. Die Sorge für das Vorhandensein von ausreichenden Getreidevorräthen (annona) in der Hauptstadt lag eigentlich den Aedilen ob, erschien aber mit der Zunahme der Stadt und des Proletariats als eine so wichtige Angelegenheit, daß deshalb die Kaiser seit August einen beständigen, aus den Rittern zu wählenden Praefectus annonae einsetzten und auch mit der Strafgerichtsbarkeit gegen Getreidewucherer beauftragten. Höchster Würdenträger war in den spätern Zeiten der Praefectus praetorio oder Oberbefehlshaber der Garden. (S. Prätorianer.) Zu der von Augustus ihm zugewiesenen Sorge für die Sicherheit des Kaisers kamen allmählich die Oberleitung des gesammten Militärwesens, die Mitwirkung bei allen wichtigen Staatsgeschäften und die Entscheidung von Rechtssachen auf deshalb eingelegte Berufung, sodaß dieser Präfectur heutzutage etwa nur das Amt des türk. Großveziers entsprechen würde. Bei der durchgängigen Trennung der Civil- und Militärgewalt, die Konstantin vornahm, gelangte letztere an die Magistri militum oder Heermeister, für die erstere aber wurden vier Praefecti praetorio erwählt, deren jeder einem der vier großen Gebiete oder Präfecturen vorstand, in welche das Reich zerfiel.

In Frankreich heißen Präfecturen (préfectures) die obersten Verwaltungsbehörden der Departements. Sie entsprechen den frühern Intendanturen, welche, nachdem Richelieu unter Ludwig XIII. das System völliger Centralisation durchgeführt, lediglich den Willen des Ministeriums zur Geltung brachten und damit jede Theilnahme selbständiger Corporationen am Staatsleben ausschlossen. Die Nationalversammlung setzte daher durch Gesetz vom 22. Dec. 1789 für jedes Departement eine aus Gemeindewahlen hervorgehende Generalverwaltung ein, die durch ein ständiges Directorium und einen alljährlich zusammentretenden Departementsrath gebildet ward. Bonaparte war jedoch kaum zum Consulat gelangt, als er die alten Intendanten, wiewol unter dem weniger verhaßten Titel von Präfecten (préfets), wiederherstellte. Mittels Gesetzes vom 28. Pluviôse des J. VIII. (17. Febr. 1800) erhielt jedes Departement einen P., den das Staatsoberhaupt ernannte und auch entlassen konnte. Dem P. wurde als Verwaltungsinstanz ein Präfecturrath (Conseil de préfecture) zur Seite gesetzt, dessen drei bis fünf Mitglieder ihre Ernennung ebenfalls dem ersten Consul verdankten, desgleichen ein Generalsecretär, um die Controle über alle Einzelheiten der Verwaltungsthätigkeit zu führen. Mit der vorbehaltenen Einberufung von allgemeinen Departementsräthen (Conseils généraux) ward erst in der Restaurationsperiode verfahren, denselben jedoch kein bestimmender Einfluß gestattet. Nach dieser Einrichtung, welche noch gegenwärtig die Grundlage der franz. Landesregierung bildet, handhabt der vom Ministerium völlig abhängige P. die gesammte, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens und selbst auf die Privatverhältnisse einwirkende Verwaltung. Unter ihm handeln die Unterpräfecten (Souspréfets), welche den Arrondissements vorstehen und ebenfalls von der Regierung gewählt werden. Rechtsstreitigkeiten aus Verwaltungsacten entscheidet der Präfecturrath, über welchem der Staatsrath als Recurs- und Beschwerdeinstanz steht. Beschwerden über den P. selbst können nur bei dem Ministerium und nach diesem beim Staatsoberhaupte angebracht werden. In Paris ist die gesammte Polizei einem besondern Préfet de police untergeben.

Prag, die Hauptstadt Böhmens, fast in der Mitte des Landes zu beiden Seiten der Moldau gelegen, gewährt ein überaus malerisches und großartiges Bild, wie kaum eine andere Stadt Deutschlands. Die überraschendsten Ansichten über das von zahlreichen Thürmen überragte Ganze hat man von den beiden Terrassen der alten und neuen Schloßstiege, dem herrlich gelegenen Prämonstratenserstift Strahow, dem noch höher ansteigenden Laurenzberge sowie dem

steil nach der Moldau abstürzenden Belvedere. Die Stadt besteht aus fünf sog. Hauptvierteln: der Altstadt, der Neustadt, der Josephstadt (dem ehemaligen Ghetto), der Kleinseite und dem Hradschin. Die beiden letzten Viertel liegen am linken, die übrigen am rechten Moldauufer. Am bevölkertsten ist die Altstadt, in welcher sich Handel und Verkehr concentriren, während die Kleinseite das aristokratische Viertel, der Sitz der Behörden und des Beamtenthums ist. Außerhalb der Stadtmauern P.s liegen die Vorstädte: Karolinenthal, Smichow und die Bergfeste Wyschehrad. Die Verbindung zwischen beiden Ufern des Stromes stellen drei Brücken her. Die älteste und frequenteste ist die von Kaiser Karl IV. 1357 aus Quaderstücken erbaute und doppelt gewölbte, zu beiden Seiten mit 28 theils steinernen, theils ehernen Bildsäulen geschmückte Karlsbrücke. Sie hat eine Länge von 262 und eine Breite von 3½ Klafter. Von ihr führt eine geräumige Stiege von 58 Staffeln auf die mit ansehnlichen Häusern bebaute Insel Kampa herab. Zu dem auf dieser Brücke befindlichen Standbilde des heil. Johann von Nepomuk wallfahrten alljährlich am Johannisfeste (16. Mai) Tausende aus allen Gegenden Böhmens, Mährens und Schlesiens. Die zweite, 1841 in einiger Entfernung oberhalb der vorigen gebaute Brücke ist eine Kettenbrücke in einer Länge von 1455 F. und einer Breite von 29 F. Sie führt von dem kleinseitener aujezder Stadtthore durch eine neue, sehr symmetrisch und elegant gebaute Häuserreihe über die schöne Schützeninsel nach der Neustadt. Der gleichzeitig von dieser Brücke gegen die altstädter Mühlen erbaute herrliche Quai mit der schönen Ansicht des Schloß- und Laurenzbergs und über die breite Moldau hat eine Länge von 205 Klaftern und eine Breite von 12 Klaftern und ist mit einem schönen gußeisernen Gitter eingefaßt. In der Mitte dieses Quais, jedoch außerhalb feims innern Raums, steht in einer parkmäßigen Pflanzung die in Bronze gegossene Reiterstatue Kaiser Franz' I. (von Josiph Max) in einem aus Sandstein gemeißelten, 75 F. hohen goth. Brunnenaussatz, welchen 17 Standsäulen, die allegorischen Figuren P.s und der ehemaligн 16 Landeskreise Böhmens, umgeben. Das schöne Monument wurde sammt dem Quai auf Kosten der Landstände hergestellt. Außer diesem prächtigen Quai führt von der Kettenbrücke noch ein zweiter, 30 Klafter langer und 6—7 Klafter breiter Quai auf die mit den mannichfachsten Blumenpartien, hohen Pappelalleen und herrlichen Saal- und Badehäusern geschmackvoll hergestellte Sophieninsel, den besuchtesten Belustigungsort innerhalb der Stadt, der sich in der Nähe auch noch die in der Mitte der Moldau gelegene schöne und baumreiche Schützeninsel mit stattlichen Gebäuden anschließt, auf welche von der Kettenbrücke eine zweiarmige, breite, mit Eisengittern versehene Treppe von 29 Staffeln herabführt. Die dritte Brücke, welche von der Altstadt zum Belvedere führt, war im Sommer 1867 noch nicht ganz vollendet. Ein riesiger Viaduct der Prag-Dresdner Bahn zieht beim Austritt aus dem Bahnhofe über die Vorstadt Karolinenthal hin und übersetzt dann die sich hier in fünf Arme theilende Moldau. Derselbe ist an 700 Klafter lang und ruht auf 87 Pfeilern mit Bogenspannweiten von 18—80 F.

Zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten P.s gehören auf dem hohen Hradschin die weitläufige königl. Burg mit zahlreichen Zimmern und großartigen Sälen, darunter insbesondere der böhm. Huldigungssaal und der span. Tanzsaal; dann das freundlich anliegende königl. Theresianische Damenstift mit der umfangreichsten Aussicht über P. und die weite Ferne nach Süden und Osten; die im byzant. Stile gebaute uralte Georgskirche; die prächtige Domkirche, voller Denkmäler, darunter das 30 Ctr. schwere silberne Grabmal des heil. Nepomuk, mit dem in älterer Zeit 506, jetzt aber noch 314 F. hohen Glockenthurme, im goth. Stile; vor der königl. Burg der große viereckige Platz mit den imposanten Palästen des Erzbischofs, des Fürsten zu Schwarzenberg und des Kaisers Ferdinand und dem stattlichen Gebäude der Bildergalerie; weiter auswärts das Artilleriespital und die Lorettokirche mit ihren Schätzen; ihr gegenüber der seit 1851 zu einer Militärkaserne umgestaltete kolossale, vielsäulige, ehemals gräflich Czernin'sche Palast in einer Fronte von 76 Klaftern nebst Garten; noch höher das Prämonstratenserstift Strahow mit der schönen Stiftskirche und dem großen Bibliothekgebäude, und zuletzt auf dem Gipfel des kronartig mit einer zackigen hohen Mauer umfaßten Laurenzbergs die restaurirte Kirche St.-Laurenz mit dem freundlichen Vorplatze und der umfassendsten Aussicht über die Stadt und das weite Land. Unfern darunter, am östl. Abhange des Bergs liegr die Villa Hasenburg, von der man ebenfalls eine sehr schöne Aussicht hat. Auf der Kleinseite sind zu bemerken das große Statthaltereigebäude, die prächtige St.-Nikolaipfarrkirche, früher dem Jesuitenorden gehörig, das Landtagsgebäude mit dem Sitzungssaale für die 241 Landtagsabgeordneten des Königreichs Böhmen; ferner die Kajetaner-, Augustiner-, Karmeliter- und Malteserkirche nebst der Stiftskirche der Englischen Fräulein; das Landes-Militärcommandogebäude

(das ehemals gräflich Ledebur'sche Palais); die großartigen Paläste der Fürsten Fürstenberg, Windischgrätz, Lobkowitz und Rohan, dann der Grafen Nostitz, Morzin und Thun, insbesondere das weitläufige Palais des Grafen von Waldstein mit herrlichen Gartenpartien und Gewächshäusern; das schöne Gebäude des Blindeninstituts, daneben jenes der Militärmontirungs-Oekonomie-Commission nnd über ihm auf den hohen Stadtwällen die anmuthigen Baumpromenaden, der parkartige Volksgarten und das architektonisch merkwürdige, vom Kaiser Ferdinand I. erbaute Lustschloß mit seinen großen Galerien, in welchen auf Kosten der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde großartige Frescobilder aus der böhm. Geschichte ausgeführt werden; darunter die pittoreske Schlucht des Hirschgrabens mit der romantischen Ansicht des bethürmten hintern Schloßbezirks, mit den geschichtlich denkwürdigen Thurmgefängnissen des weißen und schwarzen Thurms; endlich die Militär- und Civilschwimmschulen in der Moldau, der kleinseitener Ring (seit 1858 mit dem prächtigen Denkmale Radetzky's), die beiden massiven altdeutschen Brückenthürme, die imponirenden Gebäude des kleinseitener Gymnasiums mit der Musterhauptschule und der Straßen- und Landesbaudirection; zuletzt noch die große Artilleriekaserne am aujezder Thore mit der schönen Chotekstraße an der Kettenbrücke. In der Altstadt sind besonders bemerkenswerth der mit geschichtlichen Emblemen gezierte Brückenthurm mit der Durchfahrt; ihm gegenüber der stattliche Wasserthurm; der freie Platz an der Karlsbrücke mit dem ehernen, durch Hähnel in Dresden angefertigten Standbilde des um P. und Böhmen verdienten Kaisers Karl IV., welches bei Gelegenheit des 500jährigen Jubiläums der prager Universität 1848 aufgestellt wurde; in der Nähe davon die prächtige Rotunde der Kreuzherrenkirche und die St.-Salvatorskirche mit dem riesenhaften Priesterseminar, den Universitäts- und Bibliotheksälen mit der hohen Sternwarte, dann die St.-Clemenskirche; ferner die herrlichen Paläste des Fürsten Colloredo-Mansfeld und des Grafen Clam-Gallas; der große altstädter Ring mit dem städtischen Rathhause im goth. Stile, dahinter die mehrthürmige, aber verschlossene Nikolaikirche; weiter vor auf dem Ringe das schöne fürstlich Kinsky'sche Palais und die hohe, alterthümliche Pfarrkirche im Thein mit ihren beiden hohen, in Pyramiden auslaufenden Glockenthürmen und den daselbst aufgestellten, von dem Kaiser Ferdinand geschenkten Marmorstatuen der beiden Slawenapostel Cyrill und Method von Emanuel Max; dahinter das alte Ungeld, für sich einen eigenen Platz bildend; auswärts die große Minoriten-Jakobskirche; ferner die Pfarrkirchen zu St.-Egidi und Galli, dabei das große Carolin-Universitätsgebäude mit schönen Hör- und Promotionssälen; weiterhin die Garnisonskirche mit der großen Königshofer Militärkaserne (ehemals ein königl. Palast); gegenüber das stattliche freiweltlich-adeliche Damenstift; bei der Garnisonskirche der merkwürdige Pulverthurm mit der Durchfahrt; das Landesgerichtsgebäude; der große Obstmarkt mit dem deutschen Landestheater, dann am Quai das czech. Theater; das Landespolytechnikum und das neue Sparkassengebäude in der Nähe der Kettenbrücke. In der Neustadt sind sehenswerth in der Nähe des Pulverthurms das weitläufige Gebäude der Hauptmauth; unfern davon die 1845 aufgeführten Bahnhöfe für die wiener und dresdener Eisenbahnen; vorwärts des Hauptmauthamts der geräumige St.-Josephsplatz und unter den schönen, langen und breiten Gassen die Schillings-, Hiberner-, Heinrichs- und Kolowratstraße, in welcher letztern sich das Nationalmuseum und das gräflich Albert Nostitz'sche Palais befinden. Durch Regelmäßigkeit und Perspective ausgezeichnet ist der 360 Klafter lange und 32 Klafter breite Wenzelsplatz (früher Roßmarkt). Nicht minder imposant sind die bogenartige Breite- und Brenntegasse, der 280 Klafter lange und 80 Klafter breite Karlsplatz (früher Viehmarkt), das mächtige Strafgerichts- und Inquisitorialgebäude mit seinem hohen Thurme, die schöne Ignatiuskirche mit dem in langer Fronte anstoßenden großen Garnisonsspital, einem ehemaligen Jesuitencollegium; ferner das großartige Allgemeine Krankenhaus und dahinter auf einer Höhe, dem sog. Windberge, das neue Irren- und Gebärhaus nebst den schönen Kirchengebäuden am Karlshofe mit dem Siechenhause und bei St.-Katharina mit dem schlanken, hohen Thurme; endlich am Karlsplatze das Taubstummeninstitut und dabei die schöne zweithürmige Kirche zu St.-Johann am Skalka, gegenüber die gleichfalls zweithürmige Stiftskirche in Emaus. Hinter dem Karlsplatze liegt vertieft das für weibliche Personen bestimmte Krankenhaus der Elisabethinerinnen, und im Hintergrunde erhebt sich die Bergfeste Wyschehrad auf einem steilen, nach drei Seiten abstürzenden Felsen mit der Collegiatkirche zu St.-Peter und Paul. Außerdem sind noch sehenswerth die Pfarrkirche St.-Trinitatis in der Brenntegasse, die sehr hohe Franciscanerkirche Maria-Schnee am Eingange der Breitengasse und die St.-Heinrichs- und St.-Peterpfarrkirche, letztere unfern des Spitalthors. Auch sind zu bemerken die prot. Kirchen und die berühmte alte Synagoge in der Josephstadt. Im ganzen zählt P. 57 kath. Kirchen und

Kapellen, 3 prot. Kirchen und 10 Synagogen. Die elegantesten Straßen sind die Große und Kleine Karlsgasse (früher Jesuitengasse), der Kleine und der Große altstädter Ring, die Zeltnergasse, die Kolowratstraße, das Brükl, die Bergmannsstraße, die Eisengasse, endlich die Obstgasse und die Brückengasse auf der Kleinseite. Im ganzen zählt man in P. 59 Plätze, 255 Straßen und Gassen und 3410 Häuser. Die beiden Vorstädte Karolinenthal und Smichow zeichnen sich hauptsächlich aus durch ihre Baumwollspinnereien, Kottun- und anderweite Fabriken und Manufacturen. Großartige Gebäude sind die Kaserne im Katharinenthale und das außerhalb dieser Vorstadt gelegene Invalidenhaus mit den Exercirplätzen. Die besuchtesten und anmuthigsten Spaziergänge innerhalb der Stadt sind die baumbepflanzten Wälle mit der Aussicht vom blinden Thore bis zum Spitalthore, der Volksgarten mit den bepflanzten Wällen auf der Marienschanze, der kaiserl. Lustgarten und der Haidische Blumen- und Obstgarten in der Nähe der Burg; dann die Sophien- und Schützeninsel in der Moldau. Außerhalb der Stadt bieten die Hetz- und Köpplische Insel am Karolinenthale, der Pštroß'sche und Zdekauer'sche Garten hinter dem Roßthore, dann die Gärten und Restaurationen zu Nußle und Podol, mit weitreichender Aussicht längs der Moldau gegen Königsaal, insbesondere aber der bubentscher Park mit dem landständischen Lustschlosse viele Annehmlichkeiten. Zu nennen sind überdies das pittoreske Scharkathal, der Sternwald auf dem Weißenberge und der fürstlich Kinsky'sche Park vor dem aujezder Thore.

Das wichtigste wissenschaftliche Institut der Stadt ist die Universität, die 1348 nach dem Muster der Universität zu Paris von Kaiser Karl IV. gestiftet und mit wichtigen Privilegien ausgestattet wurde. Sie zählte zu Anfange des 15. Jahrh. über 20000 Studirende. Als aber Kaiser Wenzel die nach Karl's IV. Tode entstandenen Streitigkeiten zwischen Ausländern und Inländern dahin entschied, daß die Polen, Baiern und Sachsen bei Wahlen und Besetzung von Collegiaturen zusammen nur eine, die Böhmen dagegen drei Stimmen haben sollten, zogen 1409 mehrere Tausend Ausländer, Lehrer wie Studirende, aus und veranlaßten die Gründung der Universitäten zu Leipzig, Ingolstadt, Rostock und Krakau. Seit dieser Zeit hat sich die Universität zu P. nie wieder zu ihrer frühern Höhe erheben können; sie verfiel vielmehr ganz und gar, bis Maria Theresia, Joseph II. und Franz II. sie durch besondere Unterstützung wieder erhoben. Die theol. und philos. Facultät haben ihren Sitz im Clementinum, die juristische und medicinische im Carolinum. 1867 lehrten an der Universität über 70 ord. und außerord. Professoren sowie mehrere Docenten; die Zahl der Studirenden betrug ungefähr 1800. Zur Universität gehören, außer der nicht unbedeutenden Bibliothek, ein mineralog. und ein zoolog. Cabinet, der botan. Garten (in Smichow), das physik. Cabinet, die numismatische Sammlung, das anatom. Theater, das patholog. Museum, das pharmakognost. Museum, das zoolog. Cabinet, ein chem. Laboratorium, das zoochem. Institut, das physiolog. Institut, die reichausgestattete Sternwarte u. s. w. Die neuerdings vollständig reorganisirte Polytechnische Landesanstalt begreift eine deutsche und eine czech. Abtheilung und wird durch einen vom Professorencollegium erwählten Rector geleitet. Ein einflußreiches Institut ist das von dem ehemaligen Oberstburggrafen Grafen Kolowrat 1818 gestiftete Nationalmuseum mit reichen Sammlungen. Außerdem bestehen zu P. noch drei Gymnasien, eine deutsche und eine czech. Reatschule, eine höhere Handelslehranstalt in der Altstadt. An Privatbibliotheken, Gemälde- und Kunstsammlungen, Vereinen und Instituten aller Art ist kein Mangel. P. besitzt ein Taubstummen- und ein Blindeninstitut, ein Provinzialstrafhaus in der Nähe des Karlsplatzes und ein Zwangsarbeitshaus auf dem Hradschin. An Klöstern zählte die Stadt 1867 noch elf für Männer und fünf für Frauen.

P. ist Sitz der k. k. Statthalterei von Böhmen, des Landesgeneralcommandos, des Oberlandesgerichts, der Finanzlandesdirection für Böhmen, der Landesbaudirection, der Postdirection und anderer Behörden; ferner eines Erzbisthums mit einem erzbischöfl. Consistorium und einem Ehegerichte u. s. w. An der Spitze der städtischen Behörden steht der Bürgermeister mit dem aus 90 Gemeinderäthen gebildeten Stadtverordnetencollegium. P. ist die Hauptniederlage für die Landeserzeugnisse und zugleich der Knotenpunkt eines sich mehr und mehr erweiternden Eisenbahnnetzes. Handel und Verkehr sind daher in fortwährendem Aufblühen begriffen. Größere industrielle Etablissements für Maschinen und landwirthschaftliche Geräthe, für Leinwand-, Kattun- und Tücheldruck, Chemikalien, Oel, Rübenzucker, Leder u. s. w. finden sich besonders in Karolinenthal. Von bedeutendern Geldinstituten bestehen zu P. eine k. k. Filialbank, eine Creditanstalts-Filiale, die böhm. Escomptebank u. s. w. Nach der letzten officiellen Zählung (1857) hatte P. 142588 E. und war sonach die zweite Stadt des ganzen Kaiserstaats. Die Mehrzahl der Bewohner (etwa drei Fünftel) ist czechisch, doch befinden sich Kapital, Industrie und

Wissenschaft in deutschen Händen. Jeder Gebildete ist der deutschen Sprache mächtig. Auf der Altstadt in der Josephstadt, auf der Kleinseite haben die Deutschen, auf der Neustadt und am Hradschin die Czechen die Mehrheit. Das gesellschaftliche Leben concentrirt sich in der adelichen und der kaufmännischen Ressource, dem deutschen Casino und der Bürgerressource (dem czech. Club). Polit. Blätter mit deutscher Tendenz sind die «Bohemia» und der «Tagesbote aus Böhmen», ferner die offizielle «Prager Zeitung»; in czech. Sprache erscheinen die «Narodni Listy»; deutsch geschrieben ist die «Politik», verfolgt aber czech. Interessen. In jüngster Zeit hat das czech. Element in Schule und Amt an Terrain gewonnen und eine nicht geringe Zahl Bewohner deutscher Abstammung hat sich czechisirt.

Die Stadt soll muthmaßlich 722 von der Herzogin Libussa angelegt worden sein. Schon im 13. Jahrh. war sie zu solcher Bedeutung herangewachsen, daß sie von den in Böhmen einbrechenden Tataren nichts zu fürchten hatte. Ihren jetzigen Umfang scheint sie erst unter Kaiser Karl IV. erhalten zu haben. Durch die Hussiten, die 1420 an dem jetzt sog. Ziskaberge, östlich von dem Neuthore gelegen, unter ihrem Anführer Ziska den Kaiser Sigismund schlugen, wurde sie 1424 erobert und damals im Innern sehr verwüstet, jedoch, nachdem sie 1433 dem Kaiser sich unterworfen, desto regelmäßiger wieder aufgebaut. Aus den Fenstern des Schlosses wurden 1618 die kaiserl. Räthe herabgeworfen. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Am 8. Nov. 1620 kam es bei dem 1 St. westlich von P. gelegenen Weißen Berge zur Schlacht zwischen dem Könige Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz und dem Kaiser Ferdinand II., die jenem die Krone kostete und die Stadt in die Hände des Kaisers brachte. 1631 wurde P. von den Sachsen erobert, wenige Monate nachher aber durch Wallenstein ihnen wieder entrissen. Am 10. Mai 1635 kam es hier zwischen dem Kaiser und Kursachsen zum Frieden. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege wurde die Stadt 26. Oct. 1742 von den Franzosen und Baiern genommen. An Friedrich d. Gr. übergab sie sich im Sept. 1744 durch Capitulation. Im Siebenjährigen Kriege, 6. Mai 1757, schlug Friedrich d. Gr. am Ziskaberge den Prinzen von Lothringen. Im Juli und Aug. 1813 fanden zu P. die Verhandlungen zur Vermittelung des Friedens zwischen Oesterreich, Preußen und England mit Frankreich statt. Die von ihrer ehemaligen Größe so sehr herabgekommene Stadt hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr wieder gehoben, und ihre Volkszahl ist in dem Verlaufe von 60 J. fast auf das Doppelte der frühern Bevölkerung angewachsen. 1848 war P. namentlich der Schauplatz der nationalen Kämpfe zwischen Deutschen und Czechen. Zu Ende Mai des genannten Jahres trat hier ein allgemeiner Slawencongreß zusammen, der bei dem mittlerweile 11. Juni ausgebrochenen slawisch-demokratischen Aufstande auseinandergesprengt wurde. Die Altstadt und Neustadt wurden bei dieser Gelegenheit durch den Fürsten Windischgrätz zwei Tage hindurch beschossen. Seit 1860 steigert sich die czech. Agitation von Tag zu Tag, wie namentlich die Wahlen für den Landtag, den Gemeinderath und die Handelskammer bekunden. 1862 trat in P. zum ersten mal der böhm. Landtag in seiner neuen Organisation auf Grundlage des Patentes vom 26. Febr. 1861 zusammen. Während des preuß.-österr. Kriegs wurde die Stadt von den Preußen occupirt und bis nach Abschluß des Prager Friedens (s. Norddeutscher Bund) vom 23. Aug. 1866 besetzt gehalten. Vgl. Tomek, «Geschichte der Stadt P.» (deutsch, Prag 1856 fg.); derselbe, «Geschichte der prager Universität» (Prag 1849); die Führer von Merklas, Klutschak u. a.; Ambros, «Der Dom zu P.» (Prag 1858); Kühne, «P. Böhmisch-deutsch und czechisch» (Lpz. 1857).

Praga, eine am rechten Weichselufer gelegene, fast nur von Kleinbürgern und Arbeitern bewohnte Vorstadt Warschaus, zählt gegen 15000 E. und ist mit der Hauptstadt durch eine prachtvolle eiserne Brücke verbunden. An ihren Namen knüpft sich eine verhängnißvolle Katastrophe der poln. Geschichte. Nach der Schlacht bei Maciejowice (s. d.), 10. Oct. 1794, zog Suworow gegen P., den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20000 Mann stark, darunter 5000 Mann Reiterei und einige tausend Sensenträger nebst 48 Kanonen, unter Makranowski zum Theil in wilder Flucht sich hineingeworfen hatten. Zajonczek erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30000 Mann starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor P. innehatte. Nachdem die Russen 2. Nov. 1794 gegen P. vorgerückt, brachen sie am Morgen des 4. Nov. in sieben Colonnen zum Sturme auf. Zwei Colonnen schnitten, nachdem sie die poln. Reiterei zurückgedrängt, die Besatzung von P. von der Brücke und der Verbindung mit Warschau ab, während die andern Colonnen sich der Bastionen und der innern Werke bemächtigten. Ein Pulver- und Bombenvorrathslager wurde in die Luft gesprengt. Unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße drangen die Russen in die Stadt bis auf die Marktplätze vor, und nach vierstündigem Widerstande um 9 Uhr früh war das dreifach verschanzte P. von 22000

Russen erstürmt. Es wurde der Plünderung preisgegeben. Gegen 13000 Polen lagen auf dem Wahlplatze; mehr als 2000 waren in der Weichsel ertrunken und 14680 gefangen. Eine große Zahl Landleute, die sich mit ihren Familien nach P. geflüchtet, angeblich 15000, hatten in dem Gemetzel und bei der Plünderung das Leben verloren. Am Abende entstand nach eine große Feuersbrunst, die einen großen Theil von P. einäscherte. Der Commandant von Warschau, Wawrzecki, hatte die Brücke nach Warschau abbrennen lassen; doch unterwarf sich die Hauptstadt schon 8. Nov.

Prägen heißt im allgemeinen das Verfahren, einem Körper durch Druck oder Stoß eine vorausbestimmte Gestalt zu geben, sofern es mittels einer Maschine (**Prägmaschine**) und mit Hülfe entsprechend vertieft gravirter, regelmäßig stählerner Formen (**Prägstempel**) geschieht. In den meisten Fällen ist hierbei die Absicht, auf plattenförmigen oder ähnlichen flachen Gegenständen Reliefzeichnungen, Aufschriften u. dgl. hervorzubringen; manchmal aber erzeugt man durch P. selbst die ganze Gestalt eines Gegenstandes, wie z. B. bei der fabrikmäßigen Herstellung silberner, neusilberner und stählerner Gabeln der Fall ist. Seine Hauptanwendung findet das P. in der Verarbeitung der Metalle, aber auch Papier (zu Visitenkarten, verziertem Briefpapier), Leder (zu Tapeten und Büchereinbänden) u. s. w. werden geprägt. Eins der bekanntesten Erzeugnisse der Prägkunst sind die Geldstücke, Jetons und Medaillen. (S. **Münze**.) Die Prägmaschinen sind wesentlich von viererlei Art: das Fallwerk, in welchem ein schwerer Eisenblock durch freien Fall von etwas graßer Höhe die erforderliche Kraft ausübt; das Stoßwerk oder Spindelwerk, bestehend in einer starken Schraubenpresse, deren Wirkung durch eigenthümliche Beschaffenheit der Schraube und Verbindung derselben mit einem langen Schwengel und Schwunggewichten gesteigert wird; Hebelprägwerke mit sog. Kniehebel (wie das sehr verbreitete Uhlhorn'sche Prägwerk), wobei die Wirkung nicht stoßweise, sondern durch einen höchst kraftvollen Druck ausgeübt wird; endlich ein Walzwerk, dessen zwei Cylinder die Prägstempel tragen oder, selbst mit der Gravirung versehen, die Stelle der Prägstempel vertreten und bei ihrer Umdrehung den Druck auf die zwischen ihnen durchgehende Metallplatte ausüben. Das Fallwerk eignet sich zum P. der Münzen nicht; für Medaillen mit hohem Gepräge wird ausschließlich das Stoßwerk angewendet. Vom Walzwerke hat man im 17. Jahrh. zum P. der Münzen Gebrauch gemacht; gegenwärtig findet es hauptsächlich in Silberwaarenfabriken, und selbst hier nur in beschränktem Maße, Anwendung. **Prägring** heißt der stählerne Ring, innerhalb dessen die Münzplatten während des P. eingeschlossen sind, um völlig runde Gestalt, die genaue Größe und eine regelmäßig glatte oder verzierte Randfläche zu erhalten.

Prägeschatz, s. **Münze** und **Münzwesen**.

Pragmatisch (vom griech. pragma, Handlung, Geschäft, Sache) bezeichnet überhaupt das, was zum Handeln und zur Betreibung der Geschäfte gehört. Eine besondere Bedeutung erhält das Wort in der Geschichtschreibung, wo man diejenige Darstellungsweise, welche die Begebenheiten nach ihrem ursachlichen Zusammenhange entwickelt und somit die Geschichte für das Leben und Handeln lehrreicher macht, die pragmatische Darstellung (den **historischen Pragmatismus**) nennt. Ferner bedeutet pragmatisch so viel als klug, erfahren, in Geschäften gewandt, und man spricht demnach von einem **pragmatischen Kopfe**, einem **pragmatischen Genie** oder von **pragmatischen Regeln**, d. h. Rathschlägen der Klugheit, die von den moralischen Grundsätzen verschieden sind. Eine **Dienstpragmatik** ist eine Verordnung, welche die Regeln für die Betreibung der öffentlichen Geschäfte enthält.

Pragmatische Sanction (Sanctio pragmatica) heißt im allgemeinen ein Staatsvertrag, ein über eine wichtige Staatsangelegenheit von dem Landesherrn festgestelltes Grundgesetz, das unverletzlich sein und für ewige Zeiten in Kraft bleiben soll. Die wichtigste der mit diesem Namen vorzugsweise bezeichneten öffentlichen Urkunden ist das Gesetz, durch welches Kaiser **Karl VI.**, da er ohne männliche Nachkommen war, die Nachfolge unter seinen weiblichen Nachkommen ordnete. In diesem Gesetze war bestimmt, daß die gesammten österr. Staaten immer ungetheilt beisammen bleiben und zunächst auf die männlichen Nachkommen des regierenden **Kaisers**, in deren Ermangelung auf seine weiblichen Nachkommen, bei deren Abgange auf die Töchter seines Bruders Joseph und deren männliche und weibliche Nachkommenschaft jederzeit nach dem Rechte der Erstgeburt fallen sollten. Um die Gewährleistung sowol des Deutschen Reichs als der auswärtigen Mächte wurden keine Bemühungen und Opfer gescheut, ja es ließ sogar Karl VI. zur größern Sicherstellung die beiden Josephinischen Erzherzoginnen, die als Töchter des ältern Bruders die nächsten Erbrechte hatten, bei ihrer Vermählung mit dem Kurprinzen von Sachsen und dem von Baiern auf die Erbfolge in Oesterreich eidlich Verzicht leisten. Trotz dieser Ver-

kehrungen wurde diese Pragmatische Sanction doch nach Karl's VI. Tode die Ursache zu dem Oesterreichischen Erbfolgekrieg (s. d.) mit Maria Theresia, indem namentlich Baiern infolge seines verwandtschaftlichen Verhältnisses Ansprüche auf einen Theil der österr. Erbländer machte. — **Pragmatische Sanction** (Sanction pragmatique) heißt ferner das vom Könige Karl VII. von Frankreich 1438 zu Bourges nach den Beschlüssen des Baseler Concils gegebene Grundgesetz, auf welchem die Freiheit der Gallikanischen Kirche (s. d.) beruht; ebenso der Beschluß des deutschen Reichstags zu Mainz von 1439 in Betreff der Annahme derselben Beschlüsse, durch welche beiden Grundgesetze die Macht des Papstes beschränkt wurde, die aber nachmals zu Gunsten des röm. Hofs durch Concordate wieder abgeändert wurden; endlich auch das vom Könige Karl III. von Spanien, als er 1759 den Thron beider Sicilien seinem dritten Sohne und dessen Nachkommen abtrat, erlassene Erbfolgegesetz.

Prahm, ein flaches, niedriges Fahrzeug, das in Seehäfen und auf Flüssen zum Fortschaffen schwerer Lasten dient und je nach seiner Bestimmung verschiedene Namen, z. B. Fährprahm, Kanonenprahm u. s. w., erhält.

Prairien (franz. und engl. Prairies, d. h. eigentlich Wiesen) ist der von den Angloamerikanern aus dem Französischen entnommene Name für Ebenen, die eine einförmige, in der Regel gleichmäßige Pflanzendecke tragen, und die im ehemals span. Nordamerika sowie in Guiana Savannen, in Südamerika Llanos und Pampas, in Westasien und Südrußland Steppen, in Mitteleuropa Heiden genannt werden. Die ausgedehntesten und bedeutendsten P. sind in dem mittlern Theile des großen Mississippibeckens, vornehmlich am rechten oder westl. Ufer des Mississippistroms. Man unterscheidet hier nach der Bodenbeschaffenheit nasse (wet), trockene (dry) und buschige oder heidige (bushy or heathy) P. Die nassen P. sind theils tiefe, von Sümpfen und Morästen (sloughs und swales) erfüllte höchst ungesunde und meist uncultivirbare Wiesengründe, theils fettes, urbares, aber oft überschwemmtes und deshalb ebenfalls ungesundes Marschland in tiefeingeschnittenen, von waldigen Rändern (bluffs) begrenzten Flußthälern oder Bottoms. Manche dieser nassen P. lassen sich durch Gräben mäßiger Tiefe trocken legen und bieten dann eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit dar. Die trockenen oder «eigentlichen» P., bei weitem die ausgedehntesten, sind theils völlig eben, größtentheils aber wellenförmig und heißen dann «rollende» P. (rolling prairies). Obschon es in den trockenen P. auch wohlbewässerte, mit fettem Boden ausgestattete Striche gibt, bestehen sie doch ihrer größten Ausdehnung nach aus holz- und wasserleeren Flächen mit einer auf Graswuchs beschränkten Vegetation, wo der Horizont auf allen Seiten in einem Grasmeere untertaucht, das, vom Winde bewegt, wie in Wogen auf- und niedersteigt. Selten zieht sich im Zickzack ein Bach hin, mit Erlen- oder Haselsträuchern, mit wildem Wein und andern Schlinggewächsen umsäumt. Auch vereinzelte Baumgruppen und Waldstreifen treten auf. Die Busch- oder Heideprairien halten die Mitte zwischen dem Prairieland und den mit Gebüsch und Gestrüpp bewachsenen Barrens (d. h. wörtlich unfruchtbares Land). Dieselben sind keineswegs mit Heidekraut (Erica) bewachsen, welches in diesen Ländern überhaupt nicht zu finden, sondern mit niedrigem Buschwerk, insbesondere mit Haselstauden. Die Buschprairien, fast immer zum Anbau wohlgeeignet, haben die Neigung, sich mit der Zeit in Waldland zu verwandeln, und sind als der gegen die offene P. hin fortschreitende Wald zu betrachten. Im «fernen Westen» bildet der vom Missouri umflossene, von der Sierra de Texas und dem Ozarkgebirge begrenzte Raum ein niedriges und hügeliges Tafelland, von dem die «wüstenartigen Hochprairien» fast 2000 Q.-M. einnehmen, meist wasser- und baumlose, ganz ebene Flächen (mesas, d. h. Tische). Vor allen furchtbar ist für die von Texas nach Sta.-Fé in Neumexico ziehenden Karavanen das Wüstenplateau der «abgepfählten Ebene». (S. Llanos.) Viele meinen, die P. seien mit Wald bestanden gewesen, dieser aber durch Brand zerstört worden; wahrscheinlich aber waren sie niemals Waldgrund. Die ersten Entdecker des Mississippithals vom Wisconsin bis zur Ohiomündung hin fanden sogar die Flußufer unbewaldet, und auch die Wälder der Flußränder sind demnach verhältnißmäßig neuern Ursprungs. Daß die P. waldlos blieben, wird theils den durch die Indianer fortwährend angestifteten Prairiebränden, die den jungen Baumwuchs durchaus vernichteten, theils den zahlreichen Büffelheerden zugeschrieben, die große Strecken weit jede Vegetation vertilgen. Diese Ansichten finden in der Thatsache ihre Bestätigung, daß sich mit Vertreibung der Indianer und der Büffel aus den P. der natürliche Baumwuchs sogleich von den Flußrändern aus weiter ins Land hinein verbreitet. Die **Prairiebrände**, welche durch theils zufälliges, theils absichtliches Anzünden des dürren Prairiegrases von seiten der Indianer entstehen, sind nicht so gefährlich, wie man häufig behauptet hat. Das Feuer schreitet in einer langen Linie, aber nicht mit übergroßer

Schnelligkeit vorwärts, steigt bis zu einer Höhe von 20 F. an und gibt eine sehr intensive Hitze. Jedes Pflanzenleben, mit Ausnahme der Wurzeln des Prairiegrases, die bald wieder ausschlagen, wird durch das Feuer vernichtet. Ein schmaler, grasloser Bodenstreif, z. B. ein befahrener Weg, bildet indeß für das Feuer schon eine unübersteigliche Schranke. Der Prairieboden zeichnet sich durch den auffallend feinzertheilten Zustand des Erdreichs aus und ist im allgemeinen frei von Steinen, obwol sich hier und da Geschiebe oder Felsstücke an der Oberfläche und im Innern vertheilt finden. Die große Gleichförmigkeit der zoolog. Grundlage und Bodenbildung bedingt auch die Einförmigkeit der Flora und Fauna der Prairieregion. In den tiefern Gegenden wächst das Gras sehr üppig und hoch, besonders in den Bottoms, während es in den höhern und trockenern Strichen feiner und der Rasen dichter ist. Im Sommer erscheinen zwischen dem Grase vielerlei Blumen, namentlich aus der Familie der Compositen, darunter die Dahlia oder Georgine. Nur wo Boden und Feuchtigkeit günstig genug sind, finden sich Bäume und Baumgruppen (Haine oder Inseln genannt). Außer den Büffeln, die sich namentlich früher in zahlreichen Heerden in den weiten Räumen umhertrieben, sind charakteristische Thiere der P. der Prairiewolf und der Prairiehund, der Gapser oder Goffer, eine Art großer Maulwurf mit Backentaschen, das Ziesel und das Murmelthier, von Vögeln das Rebhuhn, das Prairiehuhn, das Cupidohuhn und das Salbeihuhn.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil, heißt in der Rechtslehre die nachtheilige Folge, welche einer Partei daraus erwächst, daß sie einer gesetzlichen Vorschrift oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet. Ein Wechsel ist präjudicirt, wenn der Inhaber denselben nicht zur rechten Zeit dem Wechselschuldner vorlegt, also der Bedingung nicht genügt, unter welcher der Aussteller und sämmtliche Indossanten das Eingehen der Wechselzahlung verbürgt haben. Auch bezeichnet man mit P. die Entscheidung einer Rechtsfrage, wonach man sich bei künftigen ähnlichen Fällen richtet.

Praktisch (vom griech. Praxis) heißt im Unterschiede vom Theoretischen alles das, was sich auf das Thun und Handeln bezieht. (S. Praxis und Theorie.) Während rein theoretische Wissenschaften keinen andern Zweck haben als die Erkenntniß selbst, heißen praktische Wissenschaften diejenigen, welche entweder über die Zwecke des Handelns oder über die Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke etwas feststellen. P. in dem erstern Sinne, wo es auf die Feststellung der Zwecke des Handelns ankommt, ist vor allem die Ethik (s. d.), überhaupt jede Untersuchung, die ein Musterbild für das Handeln aufstellt. In der zweiten Beziehung, wo es sich um die Mittel für gewisse durch die Bedürfnisse des Lebens aufgedrungene Zwecke handelt, heißt praktisch alles das, was als Mittel für die Erreichung jener Zwecke dient; es ist dann etwas um so mehr praktisch, je einfacher, bequemer, sicherer, wohlfeiler u. s. w. dadurch der Zweck erreicht wird. Hierher gehört namentlich das ganze Gebiet des Technisch-Praktischen, und man nennt dann besonders solche Wissenschaften praktisch, deren Lehren eine mannichfaltige Anwendbarkeit auf die Erreichung solcher von den Bedürfnissen und Neigungen vorgezeichneter Zwecke gestatten. Einen praktischen Vortrag einer Wissenschaft nennt man einen solchen, der auf die Anwendbarkeit ihrer Lehren für bestimmte Zwecke vorzugsweise Rücksicht nimmt. Insofern endlich die Wahl der Mittel für gewisse Zwecke von der Erfahrung geleitet wird und einzelne Individuen ein besonderes Talent haben, ihre Weisungen zu bemerken und zu verfolgen, spricht man von praktischem Blick; auch die Individuen selbst nennt man häufig praktisch, Praktiker oder Praktikus, insofern sie vorzugsweise mit der Ausübung einer Wissenschaft beschäftigt sind (prakticiren). — Praktik (practica) ist die Ausübung oder Anwendung einer Kunst oder Wissenschaft; dann nennt man so das den gewöhnlichen Kalendern angehängte Prognostikon über Witterung, Planetenlauf u. s. w. — Praktikant pflegt ein zur Beihülfe oder zur Einübung des praktischen Dienstes bei einer Behörde u. s. w. Angestellter genannt zu werden. Wird ein Schiff aus der Quarantäne entlassen, so nennt man dies, ihm die Pratika (libera pratica) ertheilen, d. h. die Freiheit, seinem Zwecke nachzugehen.

Prälaten heißen diejenigen Beamten der kath. Kirche, welche eine Jurisdiction im eigenen Namen auszuüben haben. Dieses waren ursprünglich nur die Bischöfe, Erzbischöfe, die Patriarchen und der Papst. Später erhielten auch die Cardinäle und Legaten, die Aebte und Vorsteher der Klöster durch Privilegien und Herkommen eine gewisse Jurisdiction, und dann wurde auch den höhern Stellen in den Domkapiteln der Prälatentitel zutheil. In Deutschland gab es bis zur Säcularisation zahlreiche P., welche, frei von der Landeshoheit, unmittelbar unter dem Reiche standen. Viele hatten auch weltliche Regierungsrechte, selbst die fürstl. Würde und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. In England, Schweden und Dänemark hat sich die Prälatur

auch nach der Reformation erhalten; in dem prot. Deutschland blieb nur der Name in den Domstiftern und in den landschaftlichen Verfassungen, wo der Prälatenstand zuweilen durch die Universitäten repräsentirt wurde.

Präliminarien (neulat.), das Vorhergehende, Vorläufige, nennt man insbesondere solche Vereinbarungen, welche die fernere Verhandlung einleiten und ermöglichen. Bei dem Vorhaben eines Friedensschlusses bestimmen die P. den Ort der Besprechung, die dabei zuzulassenden Mächte und diejenigen Zugeständnisse, von welchen der eine oder andere Theil das Eingehen auf Weiteres abhängig gemacht hat. Ueber Präliminarfrieden s. Friede. Als P. oder Antecedentien einer Persönlichkeit bezeichnet man wol auch deren moralische Vergangenheit.

Präludium, s. Vorspiel.

Pram (Christen Henrikssen), dän. Dichter und staatsökonomischer Schriftsteller, geb. in Gudbrandsdalen in Norwegen 1756, war seit 1781 beim Oekonomie- und Commerzcollegium angestellt, bis er 1815 bei Aufhebung dieses Departements seinen Abschied erhielt. In staatsökonomischer Beziehung bereiste er 1798 Bornholm und 1804—6 zur Untersuchung des Zustandes der Fischereien Norwegen. Er redigirte die Handelszeitung 1782—87 und lieferte mehrere auf staatswissenschaftliche Gegenstände bezügliche Preisschriften, z. B. über die Nationaltracht (1798) und über die Anlegung einer Universität in Norwegen (1796). Als Dichter begründete er seinen Ruhm durch das romantische Epos «Stärkodder» (1785); auch seine dramatischen Stücke und eine Reihe kleiner Erzählungen bekunden viel Lebensfrische und Humor. Mit Rahbek unternahm er 1785 die Zeitschrift «Minerva», welche auf die Gestaltung der dän. Literatur damals einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt hat. Um die Schulden, in welche er allmählich gerathen, mit dem Ueberreste eines sehr einträglichen Gehalts bezahlen zu können, ging er 1819 als Zollverwalter nach der westind. Insel St.-Thomas, wo er aber schon 25. Nov. 1821 dem Einflusse des Klimas unterlag. Seine schönwissenschaftlichen Werke gab Rahbek heraus (mit Biographie, 6 Bde., Kopenh. 1824—29).

Prämie (lat. praemium) bezeichnet eine besondere Belohnung für verdienstliche Leistungen. P. werden bei vielen Gelegenheiten gewährt, z. B. Schülern in Form von Büchern und andern Dingen für bewiesenen Fleiß und gutes Betragen, Arbeitern für ausgezeichnete Leistungen, kleinere Erfindungen und Abkürzungen des Verfahrens bei der Arbeit, Landwirthen für Zucht bester Hausthiere, guter Getreide- und Obstsorten sowie für Cultur bisher unbenutzter Ländereien u. s. w. Ferner gibt es P. für Tödtung schädlicher Thiere, namentlich der eigentlichen Raubthiere, für Erzeugung ausgezeichneter Producte, Herstellung von Fabrikaten in guter Qualität oder großen Quantitäten, für Einfuhr von Getreide bei Theuerung oder von neuen Rohstoffen, für Acclimatisation von Thieren und Pflanzen, bei Ausstellungen aller Art u. dgl. Bekannt sind die Ausfuhrprämien, welche denjenigen gewährt werden, die gewisse gewerbliche und andere Producte des Landes ausführen. In der Regel bestehen dieselben in der Erstattung der Zölle und Abgaben, welche von den bei der Production verwendeten Rohstoffen erhoben wurden. Bei Anleihen werden oft denjenigen P. gewährt, welche die gezeichnete Summe vor der bestimmten Zeit einzahlen. Außerdem gibt es Prämienanleihen, die sich von den übrigen Anleihen dadurch unterscheiden, daß sie denjenigen, welche sich bei ihnen betheiligen, neben einem mäßigen Zins noch P., die unter sämmtlichen Zeichnern verlost werden, in Aussicht stellen. Solche Prämienanleihen zählen zu den Lotterieanleihen, welche indeß in der Regel keinen Zins, sondern nur einen früher oder später eintretenden Lotteriegewinn zusichern. Beim Versicherungsgeschäfte heißen P. (Versicherungsprämie) die Beiträge, welche die Versicherten an die Versicherungsgesellschaften für die Uebernahme des Risico zahlen.

Verzeichniß

der im elften Bande enthaltenen Artikel.

O.

P.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.